UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
Ontario Council of University Libraries

http://www.archive.org/details/s02allgemeineencycl34ersc

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

S. I
E734a

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section.

H—N.

Herausgegeben von

August Leskien.

Vierunddreißigster Theil.

KARL (HERZOG VON GUISE)—KAUFFAHRER.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1883.

10/10/10

AE
27
E7
Sect.2
Bd.34-35

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section.

H—N.

Vierunddreißigster Theil.

KARL (HERZOG VON GUISE)—KAUFFAHRER.

K.

Artikel, die unter K nicht stehen, suche man unter C.)

KARL (Schluß).

XXV. Karl: Herzoge, Prinzen; Erzherzog.

a) KARL (von Lothringen), Herzog von Guise. Auf Schloß Joinville am 20. Aug. 1571 als ältester Sohn des Herzogs Heinrich I. von Guise und der Katharina von Cleve geboren, erhielt Karl den Titel eines „Prinzen von Joinville". Er wurde zur Vertheidigung der katholischen Kirche und zum Todhasse gegen den Protestantismus, zum Streben nach einer unabhängigen Stellung und zu maßloser Ehrsucht ohne Ansehung der Mittel zum Ziele erzogen. Im December 1586 bereits begleitete er den heldenhaften Vater aus der Champagne nach Rocroy, welche Stadt vom Herzoge von Bouillon durch einen Handstreich genommen worden war und jetzt rasch zurückerobert wurde, im November 1587 stritt er unter ihm bei Auneau gegen die Deutschen unter Baron Dohna, blieb in Soissons im Mai 1588 zurück, als sein Vater unvermuthet nach Paris zog, folgte ihm aber alsbald dahin ins Hôtel Guise und ging mit ihm nach Blois. Während sein Vater hier auf Befehl König Heinrich's III. am 23. Dec. 1588 ermordet wurde, wohnte der Jüngling der Messe bei; als er sich aus ihr hinweggegab, umzingelten ihn Bewaffnete, durch die er sich vergeblich mit dem Degen Bahn brechen wollte, und setzten ihn gefangen. Der junge Herzog von Guise erhielt dem Namen nach am 18. Jan. 1589 das Gouvernement der Champagne, bis zu seiner Majorennität sollte es der Herzog von Nevers verwalten. Die pariser Behörden forderten vom Könige durch eine Deputation Karl's Entlassung aus dem Gefängnisse in Blois; er bewilligte ihm zwar eine Pension von 10,000 Thalern und die Städte Rocroy und Saint-Dizier, brachte ihn aber zu Schiffe in das Schloß Amboise und im April 1589 in den Schloßthurm zu Tours. Hier wurde er streng bewacht, sein greiser Erzieher de Fontaines theilte freiwillig seine Haft, den Dienern aber wurde erlaubt, täglich in die Stadt zu gehen.

Karl haßte Heinrich III., den Mörder seines geliebten Vaters, glühend und setzte seine Hoffnungen auf Philipp II. von Spanien; ihm versprach er, ergebene Dienste zu leisten, und Philipp dachte daran, ihn mit seiner Tochter zu vermählen, für die er den französischen Thron erstrebte; Karl stand mit ihm in ununterbrochener Correspondenz voll Unterwürfigkeit; der Bischof von Avranches, Franz Péricart, wahrte in erster Linie seine Interessen bei Philipp und der Infantin Isabella, deren Protection Karl demüthig anrief. Mit dem Haupte der Ligue, dem Herzoge von Mayenne, seinem ehrgeizigen Oheime, war der ehrgeizige Neffe wenig zufrieden, er liebte ihn nicht und mistraute ihm; Mayenne aber sah ihn mit Freude im Gefängnisse. Sein Entweichungsversuch aus einem Fenster des Thurmes im Februar 1590 mißglückte, aber er gab den Gedanken, sich zu befreien, ebenso wenig auf wie seine zahlreichen Anhänger im Lande; war er aber frei, so wollte er die Thronansprüche des Ketzers Heinrich's IV. mit aller Macht bekämpfen und selbst versuchen, den Thron der Valois zu besteigen. Auf das Drängen seiner erbitterten Schwägerin, der Mutter Karl's, détachirte Mayenne im November 1590 Truppen längs der Loire, um seinen Neffen zu befreien; treue Diener riefen Philipp's II. Hülfe zu seiner Befreiung an, da jeder bisherige Versuch seiner Anhänger mißglückt sei; die Mutter Karl's war unablässig thätig und bestürmte Philipp, mit Truppenmacht ihren Sohn aus dem Kerker zu erlösen, aber nichts geschah. Karl half sich selbst; ein äußerst findiger Kopf, hatte er durch seine Dienerschaft Beziehungen mit einem alten Kameraden seines Vaters La Châtre, dem Gouverneur von Berry und Orléanais, angeknüpft und seine Flucht auf den von seinem Vater besonders hoch gehaltenen Tag der Himmelfahrt Mariä, den 15. Aug. 1591, verabredet. In einer Pastete wurde ihm eine seidene Strickleiter zugesandt, die er an einem Fenster befestigte; auf ihr entfloh er mit zwei Pagen. In der Nähe von Tours fand er durch La Châtre Pferde, weiterhin auch hinreichende Bedeckung durch Reiterei und kam am 18. Aug. in Bourges an, wo er in Sicherheit war.*) In allen ligistisch gesinnten Theilen Frankreichs und besonders in Paris herrschte Jubel über die Befreiung des

*) Discours véritable de la delivrance miraculeuse de Monseigneur le Duc de Guise etc., Paris 1591 (Archives curieuses de l'histoire de France).

Herzogs, Freudenfeste wurden angestellt, das Gelingen der Flucht wurde der Jungfrau Maria und den Gebeten der Jesuiten von Loretto zugeschrieben, der Papst beglückwünschte ihn in einem Breve, die Prediger erhoben seine noch unbekannten Vorzüge auf Unkosten Mayenne's von der Kanzeln, die Presse pries ihn emphatisch. War Heinrich IV. die Flucht Karl's unlieb, so konnte ihm zum Troste dienen, daß Mayenne und sein Neffe entschiedene Rivalen werden mußten und die Zwietracht in der Ligue mächtig wurde; Philipp II. war hingegen gesonnen, aus Karl ein Werkzeug für seine Pläne auf den französischen Thron zu machen, und Karl widmete sich in der That voll Eifer und Ergebenheit seiner Politik, während er misvergnügt auf Mayenne schaute. Die mächtigen Sechzehner in Paris, die mit Mayenne in Fehde lagen, glaubten Karl, um den sich etwa 800 Soldaten sammelten, zu ihrem Alliirten machen zu können; Mayenne befürchtete dies, wollte Karl der Berührung mit ihnen entziehen und beließ, als er Ende November 1591 von Laon nach Paris eilte, dort sein Heer unter Karl's Führung, der in Guise mit dem Herzoge Alexander von Parma in seinem Namen unterhandelte, dabei aber unverblümt seinen Unwillen über den Oheim aussprach, der ihm nicht die erste Rolle abtreten wollte. Parma beutete den Unfrieden im guisischen Hause zum Besten Spaniens aus, lähmte alle Unternehmungen, forderte die Ueberlassung von La Fère als Waffenplatz und sprach von der Eventualität, Karl und Isabella von Spanien auf den französischen Thron zu setzen; seit ihrem Auftreten in Frankreich boten Spaniens Agenten Karl, um ihn völlig zum Diener Philipp's zu machen, und seine große Geldnoth benutzend, 4000 Thaler extra an. Bei den Unterhandlungen Mayenne's mit den Spaniern wegen der Ansprüche Isabella's, an denen auch Karl theilnahm, stellte letzterer seine ganze Hoffnung auf Philipp; dieser und seine Minister Ibarra und Feria sollten ihm die Krone verschaffen. Als das liquistisch spanische Heer 1592 nach der Picardie vorrückte, befehligte Karl den Vortrab, wurde von Mayenne am 19. Jan. zum Generallieutenant aller Truppen in den Provinzen Anjou, Touraine, Maine, Berry, Orleanais und Guyenne ernannt, um seinem Streben nach Unabhängigkeit zu schmeicheln, und erhielt von ihm am 3. März die bisher von seinem jüngeren Bruder, dem Prinzen von Joinville, innegehabte Stelle als Gouverneur und Generallieutenant von Champagne und Brie. Voll Bravour focht er am 1. Febr. in einem Scharmützel bei Aumale gegen Heinrich IV., nahm am 12. Febr. Neufchâtel, wurde aber am 17. d. M. vom Könige bei Bures überfallen, verlor alle Bagage und selbst seine grüne Standarte. Am 20. April zog er mit Mayenne, mit dem er in beständigen Zänkereien lebte, in Rouen ein, am 7. Mai verjagte Heinrich IV. beide aus Evreux, wobei Karl auf dem Rückzuge den erworbenen Muth bethätigte. Karl begleitete Parma, als er über die Seine zog, folgte ihm aber nicht nach den Niederlanden, sondern machte in Paris halt. Wie er Spaniens Schutz offen suchte, so griff er, oft rasch und unüberlegt in seinen Aeußerungen, Elisabeth von England als Hort des Protestantismus, den er verabscheute, und andere ketzerische Fürsten an, der englische Gesandte Henry Unton forderte ihn wiederholt in den beleidigendsten Ausdrücken zum Duell heraus, worauf er aber nicht einging. Karl zog ins Feld gegen den Herzog von Nevers, machte ihm verschiedene Plätze in der Champagne streitig, nahm Epernay, war aber wegen der kleinen Zahl seiner Soldaten bald zur Unthätigkeit verurtheilt und bekundete in Paris eine maßlose Ungeduld, in der ihn Philipp II. noch bestärkte: im August 1592 nahm er wieder am Feldzuge Mayenne's zwischen Rheims und Rethel theil und versprach Philipp II., sich nie mit dem Bearner zu vergleichen, sondern stets ihm zu dienen. Um an der Versammlung der Reichsstände gewichtigen Antheil zu nehmen und mit Hülfe des spanischen Gesandten Ibarra für seine Throncandidatur zu werben, traf Karl mit dem Erzbischofe von Lyon und dem intriguanten Cardinal von Pellevé am 26. Dec. aus der Champagne in Paris ein; sein mit Mayenne abgekarteter Plan, Heinrich IV. bei der schönen Gabriele d'Estrees in La Roche-Guyon zu überfallen, scheiterte am 4. Jan. 1593. Bald aber verließ Karl Paris wieder, am 15. Jan. ging er nach der Champagne, um mit Erlaubniß seines Oheims 100,000 Thaler aufzutreiben. Die Spanier ließen ihm keine Ruhe, er solle sich von seinem Oheim und Rivalen um den französischen Thron losmachen, sich zum Haupte der „Union" aufwerfen und auf eigene Faust unter der Aegide Philipp's II. handeln; sie nährten das große Mistrauen Mayenne's und Karl's gegeneinander und drohten ersterem, ihn im Oberbefehle der spanischen Hülfstruppen durch seinen Neffen zu ersetzen. Karl sah sich, von Eifersucht und Argwohn erfüllt, durch seinen Oheim möglichst von den Geschäften des Staats fern gehalten, vereinigte darum in seinem Gouvernement Anhänger um sich, führte den Kleinen Krieg, nahm im März und April die Schlösser Marsilly, Saint-Just und Merx weg und bedrohte Tonnerre mit Belagerung; er hoffte, mit dem Herzoge von Nevers sich schlagen zu können, und lehnte darum einstweilen die Einladung der Reichsstände nach Paris am 7. April höflichst ab. Obgleich er ihnen hierbei versicherte, er ehre Mayenne wie seinen Vater, intriguirte er beständig gegen ihn und seine Stellung, von La Châtre berathen und von allen Seiten vor ihm gewarnt. Nach der Einnahme von Fort Rosnay und dem Schlosse Epine traf Karl am 25. April zu der Familienzusammenkunft in Rheims ein, auf der unter Vorlage der gegenseitigen Pläne gegenseitiges Vertrauen geschaffen werden sollte, sich aber nicht erzwingen ließ. Am 6. Mai zog er mit Mayenne und dem Herzoge Karl von Aumale (s. d.) in Paris ein, wo alsbald die Spanier die Erwählung der Infantin Isabella Clara Eugenie zur Königin zur Sprache brachten, während sie ihr Karl zum Gemahl bestimmt hatten; er begleitete seinen Oheim am 10. Mai in die Generalversammlung der drei Stände, wohnte den Sitzungen der folgenden Tage bei und am 4. Juli sagte ihm der Herzog von Feria die Hand der Infantin zu, indem er seine Wahl zum König empfahl und seine Vorzüge pries. Alle Welt

drängte sich um den Herzog von Guise; der Legat, die Agenten Philipp's II. und die Sechzehner führten einen Theil der pariser Bevölkerung dahin, Karl's Königswahl für ausgemacht zu halten; die Spanier und Neapolitaner nannten ihn „Sire", die Sorbonne wollte ihn als König anerkennen, die Kanzel wurde zu seinen Gunsten benutzt. Der Marschall de la Châtre aber warnte ihn, sich zum Spielball der Spanier machen zu lassen, und Karl zeigte darum eine bei seiner Jugend ungewöhnliche Zurückhaltung; ärgerlich wies er die königlichen Titel zurück, da er seine Stellung sehr ungesichert fand, während er derart ohne Geld war, Mantel und Schabracke versetzen zu müssen. Die exaltirten Köpfe aber erhoben ihn in den Himmel, stellten ihn auf einem Bilde als Engel im Paradiese dar, wie er den Teufel (Heinrich IV.) bändigte und in die Hölle stieß. Ueberall erhoben sich Klippen, an denen die Thronaussichten des „schönen Königs", wie ihn die Herzogin von Montpensier nannte, zerschellen mußten; in seiner eigenen Familie waren genug Neider und Feinde; die Herzogin von Mayenne meinte, man müsse „dem kleinen Jungen, der kleinen Rotznase die Ruthe geben", der Herzog von Nemours bezeichnete ihn als „einen jungen Narren, dem seine Mutter dazu helfe, noch toller zu werden". Der Papst war, im Widerspruche mit den ausgesprengten Gerüchten, keineswegs mit den Projecten der Königswahl und der spanischen Heirath Karl's einverstanden und begann, sich der Bekehrung Heinrich's IV. als bestem Auskunftsmittel für Frankreich zuzuneigen. Unterdessen beschworen die Herzoge von Mayenne, Guise, Aumale und Elbeuf, der Cardinal von Pellevé, der Erzbischof von Lyon, die Marschälle de la Châtre, de Rosne und de Saint-Paul und ein Bevollmächtigter des Herzogs von Mercoeur von neuem am 23. Juli in die Hände des Legaten die Ligue, gelobten, niemals mit dem Könige von Navarra, „welchen katholischen Auftritt er auch mache", sich zu vergleichen oder auszusöhnen, hingegen den Krieg zu erneuern, sobald Philipp II. die von Feria für ihn verheißene Armee von 22,000 Mann und Geld zum Unterhalt der französischen Truppen gesendet habe, und die Reichsstände zusammenzuhalten, bis ein katholischer König gewählt worden sei. Auch nach dem Uebertritte Heinrich's IV. zum Katholicismus hielt Karl entschieden an der Ligue fest, blieb in der Atmosphäre der Intriguen und des politisch-religiösen Fanatismus, schrieb die demüthigsten Briefe an seinen Beschützer in Madrid, empfahl seine Interessen den spanischen Ministern und setzte seine einzige Hoffnung auf Philipp II. Mit Mayenne äußerst unzufrieden, wollten die Spanier in der Ligue eine Spaltung hervorrufen, Mayenne eine Partei unter Guise und Aumale entgegenstellen, und hielten ersterem vor, wie sein Oheim hauptsächlich seiner Königswahl entgegen sei; doch kam die Partei nicht zu Stande. In Rom vertrat der Abt von Orbais warm Karl's Interessen, während sein persönlicher Feind, der Herzog von Nevers, für Heinrich IV. arbeitete. Mit der Zeit gestaltete sich dem Scheine nach das Verhältniß zwischen Onkel und Neffen freundlicher, während für beide immer mehr die Hoffnung auf die Krone schwand; am 12. Jan. 1594 erschienen sie zusammen im Parlamente. Karl sah, daß die Spanier ihre Verheißungen nicht erfüllten und Ausflüchte suchten, daß sein alter Rathgeber de la Châtre sich Heinrich IV. anschloß, und verließ Ende Januar die Hauptstadt, um sich in die Champagne zu begeben; mit hundert Reitern eilte er nach Soissons und entsetzte La Ferté-Milon. Noch immer hielten Karl und sein General, der Marschall von Saint Paul, Rheims, Mezières, Rethel, Rocroy, Saint-Dizier und Vitry-le-Français besetzt, indessen die Ligue am Erlöschen war, Heinrich IV. Paris genommen hatte und Karl's eigene Mutter auf seine Aussöhnung mit dem Könige sann. Auch in der Champagne erkannten manche Städte Heinrich IV. an; Karl wollte sich um so mehr auf die übrigen stützen, da er im Besitze von Macht für den König ein begehrenswertherer Alliirter sein mußte, als wenn ihn bereits alle Welt verlassen hatte. Der Marschall von Saint-Paul selbst wollte sich eine imponirende Stellung auf Karl's Unkosten verschaffen, nannte sich Herzog von Rethelois, begann den Herrn in Rheims zu spielen und baute auf spanische Hülfe; wegen seiner harten Bedrückungen und des Baues einer Citadelle beschwerten sich die Rheimser bei Karl. Dieser stellte Saint-Paul zur Rede, forderte ihn in Rheims am 25. April öffentlich auf, seine willkürlichen Maßregeln zurückzunehmen; Saint-Paul erwiderte arrogant, berief sich auf seinen Rang als Marschall und legte die Hand an den Degen, Karl aber kam ihm zuvor und durchbohrte ihn; das Volk jubelte ihm zu. Karl sann darauf, sich Heinrich IV. zu nähern, ohne offen mit Philipp II. zu brechen, betheuerte letzterem, er werde Rheims und die andern Plätze bei der Ligue halten, und spielte das damals übliche Doppelspiel. Täglich wurde seine Position bedenklicher, fast die ganze Champagne entschlüpfte seiner Hand, und in seinem Auftrage begannen de la Rochette und Péricart mit Heinrich IV. zu unterhandeln; sie forderten für Karl das Gouvernement von Champagne und Brie, die Würde des Oberstthofmeisters, alle Pfründen des verstorbenen Cardinals von Guise und die Zahlung sämmtlicher Schulden des Herzogs Heinrich I. von Guise. Heinrich wollte Karl keine so wichtige und Paris benachbarte Statthalterschaft überlassen, zumal er sie Nevers verliehen hatte, versprach, ihm eine andere Provinz anzuvertrauen, und schien geneigt, auf die andern Punkte einzugehen. Karl's Großmutter, Mutter und Tante bearbeiteten Heinrich zu seinen Gunsten, er lief Mayenne den Vorsprung ab, des Königs Günstling Sully (damals noch Rosny genannt) führte die Unterhandlungen mit ihm. Von der ganzen Champagne waren noch in seiner Gewalt Rheims, Fismes, Montcornet, Rocroy, Saint-Dizier, Guise und Joinville; für ihre und seine eigene Unterwerfung, die nicht ausbleiben konnte, da in Rheims die Bürgerschaft an seine Verhaftung und Auslieferung dachte, übertrug ihm der König am 22. Oct. 1594 zu Paris die Statthalterschaft der Provence mit allen daranhängenden Rechten und Ehren, auch mit der Würde eines Admirals im Levantischen Meere, gab ihm 400,000 Thaler zur Zahlung der väterlichen Schulden und anstatt des Oberstthofmeisteramts, welches dem Grafen

von Soissons verblieb, setzte er ihm eine jährliche Pension von 8000 Thalern aus und gab seinen Brüdern reiche Pfründen, Gouvernements und Pensionen. Heinrich nannte Karl und seine Brüder in dem in Saint-Germain-en-Laye erlassenen und am 29. Nov. im pariser Parlamente einregistrirten Edicte über ihren Anschluß seine vielgeliebten Neffen: er pries die Tugenden und Leistungen Karl's; Capefigue hat die Summen, welche Heinrich die Aussöhnung mit den Guise's kostete, auf 3,888,830 Livres berechnet. Die Vergangenheit sollte vergeben und vergessen sein und auf Karl's bestimmte Forderung in den Städten Rheims, Rocroy, Saint Dizier, Fismes, Guise, Joinville und Montcornet einzig die katholische Religion geduldet werden. Auf letztere Bedingung pochend, rechtfertigte Karl am 16. Nov. seine Handlungsweise bei dem Papste, den er nicht verletzen wollte, und erbot sich, seinen Glaubenseifer künftig im Kampfe gegen die Türken zu bethätigen. Im königlichen Staatsrathe waren gewichtige Stimmen gegen die Uebertragung der Provence an Karl laut geworden, besonders weil ein Guise leicht die alten Ansprüche seiner Verwandten, der Anjou, auf diese Provinz erneuern könnte; aber Heinrich hielt für viel bedenklicher, wenn Karl in der Champagne blieb; es war dem weisen Fürsten vor allem darum zu thun, ihn von Paris fern zu halten.

Am 15. Jan. 1595 zog der Herzog mit etwa 30 Edeln unter dem Jubel der Pariser im Louvre ein, wurde vom Könige und der Maitresse Gabriele äußerst huldvoll empfangen, begleitete ihn dann ins Feld nach Burgund, wo es Mahenne zu bekämpfen galt, und zeichnete sich bei mehrern Gelegenheiten aus; er war der würdige Sohn seines Vaters; Heinrich IV. umarmte und belobte ihn wiederholt für seine Thaten. Der bisherige Gouverneur der Provence, der Herzog von Epernon, welcher einen verdächtigen Ehrgeiz verrieth und mit Spanien oder Savoyen zu liebäugeln begann, wollte Heinrich's Abberufungsbefehl nicht folgen und es darauf ankommen lassen, wer sich schließlich in der Provence behaupten könne. Heinrich IV. sandte Karl nach der Provence und gab ihm den bewährten Feldherrn Lesdiguières mehr als Wächter denn als General bei. Im November 1595 traf Karl in der Provence ein, wies die Zumuthung vieler Adeligen, sich eine unabhängige Stellung unter fremdem Schutze zu erschleichen, zurück, benutzte die Popularität seines Hauses, und von allen Seiten strömten die Katholiken der Provence der Sache des Königs zu, eine Stadt nach der andern fiel von Epernon ab, der sich mit Philipp II. verschwor. In Marseille war die katholische Partei gespalten, ein Theil hoffte auf Spanien, das längst nach dem Besitze der Stadt lüstern war, und rief spanische Galeren und Truppen unter Carlo Doria herbei, während der Großherzog von Toscana das französische Interesse beförderte, um nicht Marseille und die Provence in spanische Gewalt fallen zu lassen und sein Anrecht auf die drei Inseln von Pomègues (If) bei Marseille einzubüßen. Der Großherzog Ferdinand I., Heinrich IV. und Karl verständigten sich, der Befehlshaber der Toscanesen im Schlosse If leitete das Complot im Vereine mit einem Verwandten des marseiller Commandanten, ein corsischer Hauptmann in Marseille, Libertad, ließ sich bestechen und schloß einen heimlichen Vertrag mit Karl am 16. Febr. 1596 in Toulon ab. Karl's Truppen näherten sich heimlich Marseille, Libertad tödtete den spanisch gesinnten ersten Consul, öffnete Karl die Thore und dieser bemächtigte sich inmitten der entstandenen Unordnung am 17. Febr. der wichtigen Stadt; nach kurzer Gegenwehr räumten die Spanier und ihre Anhänger Marseille und schifften sich auf Doria's Galeren nach Genua ein. Heinrich IV. hatte hiermit den größten Sieg seit der Einnahme von Paris errungen, und Karl, der frühere Soldling Spaniens, Spanien eine gewaltige Niederlage beigebracht, die ihn dauernd von Spanien schied. Epernon gab nun seinen Widerstand auf, verließ die Provence und unterwarf sich Heinrich IV. Karl wußte sich des lästigen Lesdiguières bald zu entledigen und behauptete allein das Feld; er stellte Ruhe und Ordnung in der Provence her, bestrafte die Verbrecher, und hielt Spanien, Savoyen und Toscana gleichmäßig von den Grenzen zurück; der Ruhe im Innern wurde er am besten gerecht, indem er die Provinzialstände öfter zu gemeinsamen Berathungen berief. Einem ihm durch die Familie Marignane gelegten Hinterhalte an den Thoren von Marseille entgangen, unternahm Karl einen Zug gegen das von Savoyen seit 1591 occupirte Berre und nahm es am 15. Juli 1596. Mit fast königlichen Ehren empfing ihn das befreite Marseille am 29. Sept. Am 14. Jan. 1597 erbeutete der Herzog ein mit 450 Spaniern besetztes ragusanisches Schiff, welches seine reiche Fracht nach Neapel führen wollte, ihm aber infolge eines Sturms in den Weg gerieth, vertheilte die Beute unter seine Leute und schickte die Passagiere in Ketten auf die Galeren. Daß das Fort If von den Toscanesen besetzt bleiben sollte, erschien Karl undenkbar; er wollte sich seiner bemächtigen. Am 21. April überfiel der Befehlshaber der Toscanesen auf If die mit diesen gemeinsam die Besatzung bildenden französischen Wachtposten und ließ sie entfernen; Karl begann nun den Bau eines bedeutenden Forts auf der Insel Ratonneau, eines Trutz-If, legte vier neue Galeren in den Hafen von Marseille und kämpfte so lange mit den Toscanesen, bis durch Vertrag vom 1. Mai 1598 der Großherzog die drei Inseln räumte. Voll Sorgfalt hütete Karl die Küsten der Provence, leistete Heinrich IV. die treuesten Dienste, pflegte dabei die alten Freundschaften des Hauses und versäumte es, wenn irgend möglich, nicht, zu den Hoffesten zu erscheinen, wo seine Prunkliebe und Vergnügungssucht reiche Nahrung fanden. Im Jahre 1599 empfing er in Marseille mit der größten Prachtentfaltung die junge Gemahlin Philipp's III. von Spanien, welche der Erzherzog Albrecht nach Madrid führte. In Liebeshändeln häufig verstrickt, löste Karl sie ebenso leicht wie er sie einfädelte, und manche Geliebte konnte von seiner Untreue reden wie Marcelle de Castellane. Gern hätte er gesehen, daß Heinrich IV. seine Schwester Louise Margarethe heirathe, aber er entschied sich für Maria von Medici und jene wurde die Gemahlin des blödsinnigen Prinzen Franz von Conti. Der Herzog Karl Emanuel I. (s. d.)

von Savoyen wurde von ihm in Paris sehr gefeiert; als er aber gegen Frankreich gleich darauf Feindseligkeiten verübte, trat ihm Karl seit Mitte April 1600 energisch entgegen; er organisirte die Vertheidigung der Grenzen, belagerte Nizza und trieb den Savoyarden in die Enge. Am 3. Nov. 1600 empfing er, umgeben vom Adel der Provence, die neue Königin Maria von Medici in Marseille, geleitete sie bis Paris und versah bei ihrem Vermählungsbanket am 17. Dec. das Amt des Obersthofmeisters. Eine geheimnißvolle Rüstung Spaniens führte ihn nach der Provence zurück; er entdeckte, daß sie gegen Marseille gerichtet sei, rüstete alles zu ihrer Abwehr und vereitelte die Expedition im Werden. Welches Vertrauen Heinrich in ihn setzte, bekundete am deutlichsten der Umstand, daß er ihm 1602 die Bewachung seines als Verschwörers verdächtigen Bruders, des Prinzen von Joinville, übertrug; wie wohl Karl das Vertrauen verdiente, zeigte sich, als er nicht nur 1602 die bedenklichen Machinationen des Herzogs von Savoyen und des spanischen Gouverneurs von Mailand, Grafen Fuentes, durchschaute und die Provence vor ihnen hütete, sondern auch als er 1604 die Hungersnoth beseitigte und im November 1605 ein Complot des Herzogs von Bouillon mit den Spaniern zur Eroberung Marseilles zum Scheitern brachte. Zur Krönung der Königin in Paris anwesend, erlebte Karl hier die Ermordung des großen Königs, an der ihm ganz grundlos Mitschuld zugeschrieben worden ist. Im Vereine mit den Ministern drang er in Maria, sich sofort der Regentschaft zu bemächtigen, ehe ihr die Prinzen von Geblüt diese streitig machen könnten. Er stieg mit dem Marschall Bassompierre am 14. Mai 1610 zu Pferde, sammelte den Adel, durchritt die Straßen und unterdrückte jede Aufregung im Keime, sodaß Maria ruhig die Regentschaft antreten konnte; er verscheuchte die Mißstimmung Maria's gegen Sully, begleitete sie und Ludwig XIII. am 15. Mai ins Parlament; ihn und Mayenne durfte man als ihre besten Stützen bezeichnen. Am 29. Juni bei der Ueberführung der königlichen Leiche nach Notre-Dame grüßte Karl, wie sein Vater stets gethan, das Volk nach allen Seiten, als eine Frau ihm zurief, er habe gut grüßen, dem Volke aber kosteten die Grüße seines Hauses schwere Summen; am 1. Juli wohnte er der Beisetzung in Saint-Denis, am 17. Oct. der Krönung des Königs Ludwig XIII. bei. Für seine Dienste und um die ererbte Habsucht Karl's zu befriedigen, gab ihm Maria im Juni 200,000 Thaler zur Bezahlung von Schulden; im Laufe der nächsten sechs Jahre kostete er sie überhaupt fast 1,700,000 Thaler. Sie verhalf ihm auch zur Hand einer der reichsten Erbinnen, welcher Verbindung ihr Gemahl entgegen gewesen war: Henriette Katharina, Wittwe des Herzogs von Montpensier, die Herzogin von Joyeuse und Gräfin du Bouchage, wurde am 6. Jan. 1611 mit ihm vermählt; als sie im Sommer 1615 ihren Oheim, den Cardinal von Joyeuse, auch noch beerbte, fiel Karl das Recht der Verfügung über dessen geistliche Pfründen zu. Karl's früherer Plan, eine Tochter des Herzogs von Modena zu heirathen, war rasch wieder aufgegeben worden; auch soll er der Marquise de Verneuil die Ehe versprochen haben. Königin Maria fand an Karl Beistand, als sie ihren jüngeren Sohn mit seiner einzigen Stieftochter, Maria von Montpensier, verband, was ihm die bittere Feindschaft des hitzköpfigen Grafen von Soissons, der sie seinem Sohne zugedacht hatte, eintrug. Ein erbärmlicher Rangstreit des Grafen und seines Bruders, des Prinzen von Conti, des Schwagers Karl's, bei dem Karl vermittelte und für letzteren entschied, verschärfte die Feindschaft; Höflinge schürten und stellten Karl als frechen Beleidiger der Prinzen von Geblüt hin, zwei Parteien bildeten sich um Soissons und ihn, und Maria ließ ihn verhaften. Der Connétable forderte vor dem Staatsrathe Recht gegen ihn, Sully übernahm seine Vertheidigung, der Marschall von Bouillon und der Herzog von Epernon bewogen ihn, sich bei Soissons zu entschuldigen, Mayenne vermittelte schließlich, ohne die Empfindlichkeit des Hauses Guise zu verletzen, und Maria gab Karl frei. Er blieb in höchstem Ansehen im Reiche und bei der Königin-Regentin. Im April 1612 war er der eine der „Ritter des Ruhms", welche „das Schloß der Glückseligkeit" bei dem großartigen Carrousel in Paris angriffen, und am 16. Aug. d. J. führte er den außerordentlichen Gesandten Spaniens in großem Pompe ins Louvre, als dieser um die Hand von Madame Elisabeth für den Prinzen der Asturien anhielt; stets strahlte sein Haus allen voran, wo Noblesse und Pracht zu entfalten waren. Als der Baron von Luz geäußert hatte, er habe Antheil an der Ermordung von Karl's Vater gehabt, und dies Weihnachten 1612 in Paris Karl hinterbracht wurde, schwur er ihm Rache und hetzte seinen jüngsten Bruder, den streitsüchtigen Chevalier von Guise, auf ihn und seinen Sohn; der Chevalier tödtete beide im Duelle im Januar 1613, und Karl suchte sich und ihn bei Maria, zu deren Günstlingen diese gehörten, zu rechtfertigen. Der Chevalier wurde vorübergehend Stellvertreter Karl's in der Provence, und während viele Große sich dem Hofe ganz entfremdeten und ihr Mißvergnügen mit Maria's Regierung offen bekundeten, blieb Karl ihr treu zur Seite, vereint mit Brüdern, Mutter, Schwester und dem Herzoge von Elbeuf; trotzdem übertrug Maria ihm 1614 nicht den Heeresbefehl gegen die mißvergnügten Großen, aus Besorgniß, er könne die Macht mißbrauchen, sondern söhnte sich lieber unter Opfern mit diesen aus. Im Streite des Hofs mit dem Parlamente erbot sich der Herzog, mit dem Könige gegen jedermann zu stehen und das Parlament in Schranken zu halten (22. Mai 1615); als sich Maria nach Südfrankreich begab (Mitte August 1615), befehligten Karl und Epernon ihr und des Königs militärisches Gefolge; am 9. Nov. leitete er an der Bidassoa die Auswechselung Elisabeth's von Frankreich und Anna's von Oesterreich und führte an der Spitze von 6—7000 Soldaten Anna von Oesterreich nach Bordeaux, wo sie am 25. Nov. mit Ludwig XIII. vermählt wurde. Am 27. Nov. bestätigte ihn Ludwig XIII. als Generallieutenant seiner Heere, um die in Poitou eingedrungenen rebellischen Großen zu bekämpfen; gegen Saint-Maxent hin machte er eine Bewegung und jagte drei Regimenter

davon. Der Friede vom 6. Mai 1616 war von sehr kurzer Dauer. Als der König den Prinzen von Condé verhaften ließ, schickte der Herzog von Guise seinen Bruder, den Prinzen von Joinville (Herzog von Chevreuse) an ihn, um die Gründe zu erfragen; es begannen resultatlose Unterhandlungen, Karl schlug sich zu den Mißvergnügten und verließ mit seinen beiden Brüdern eilig Paris, von wo andere Große bereits entflohen waren. Seine Mutter, Gattin und Schwester schrieben ihm höchst beruhigend, aber er ließ sich nicht zur Rückkehr nach Paris bewegen; ebenso schlug er das ihm angebotene Obercommando über das Heer der Mißvergnügten aus und ließ sich nicht durch die Drohungen des Herzogs von Bouillon, der selbst an seine Verhaftung dachte, umstimmen. Er blieb in Soissons, während die Mißvergnügten, um ihn zum Mitschuldigen zu stempeln, ein falsches Manifest unter seinem Namen in Umlauf setzten. Dann übernahm er es, zwischen den Großen in Soissons und Ludwig XIII. zu vermitteln, reiste mit ihren schriftlichen Forderungen, von seinen Brüdern begleitet, nach Paris, wurde am 24. Sept. 1616 vom Könige sehr wohlwollend aufgenommen, aber die königliche ihnen am 27. Sept. zurückgebrachte Antwort war so wenig genügend, daß er an demselben Tage abermals nach Paris reiste, ohne etwas die Großen Beruhigendes zu erzielen. Er hielt sich nun von ihnen fern und erhielt das Commando des Heeres, welches in der Champagne gegen die Herzoge von Nevers und Bouillon operiren sollte; dabei aber haßte er wie sie den Günstling Concini und sprach wie sie von seiner Ermordung. Maria wußte sich nicht anders zu helfen, als indem sie den Grafen Karl von Auvergne (s. d.) aus der Bastille zog und den Prinzen gegenüberstellte. Ohne seine Statthalterschaft in der Provence aufzugeben, trat der Herzog im März 1617 sein Commando an, nahm das feste Schloß Richecourt-sur-Meuse am 4., die Flecken Rosoy-en-Thierache und Château Portien Mitte und 31. März, vertrieb den Feind in der Vorstadt von Laon, bemächtigte sich am 16. April Rethels, ließ dem Herzoge von Nevers nur noch Mézières und wandte sich nach Mouzon, um dem Herzoge von Bouillon den Weg zu verlegen, als die Ermordung des Marschalls von Ancre (Concini) am 24. April alles umgestaltete und die rebellischen Großen dem Könige wieder zuführte. Im J. 1618—1619 rüstete Karl als Gouverneur der Provence und Admiral im Levantischen Meere in Marseille zum Zuge gegen Algier, der Pest aber lenkte ein, gab alle französischen Gefangenen und Güter frei und schloß am 29. März 1619 einen Vertrag mit Frankreich ab.

Die Intriguen am französischen Hofe nahmen kein Ende, gegen den neuen Günstling de Luynes richtete sich jetzt der Abscheu der Großen. Der Herzog von Guise und seine Verwandten versicherten die Königin-Mutter heimlich ihrer Ergebenheit. Luynes hatte ihn persönlich verletzt, indem er ihm das Gouvernement der Provence entziehen und sich zuertheilen wollte. Der Herzog von Epernon entführte die Königin-Mutter mit ihrem Willen im März 1619, aber die Großen hielten ihr Versprechen nicht, sich zu ihr zu stellen. Ludwig XIII. übertrug Karl den Befehl der gegen Epernon aufgebotenen Truppen, doch kam es im September in Gegenwart Karl's in Tours zur Aussöhnung von Mutter und Sohn. Luynes aber, der Stärkung seines Credits am Hofe brauchte, buhlte um die Gunst der Großen, gewann Condé, Karl und Lesdiguières, verschaffte Karl am 1. Jan. 1620 die königlichen Orden und leitete zwei Verlöbnisse ein: die älteste Tochter des Prinzen von Condé sollte Karl's Sohn Franz, Prinzen von Joinville, und Luynes' Tochter den noch in der Wiege liegenden Sohn Karl's, Karl, Herzog von Joyeuse, heirathen: als Karl letzteren Contract unterzeichnen sollte, blieb er lange nachdenklich und antwortete dem erstaunten Monarchen: „Ich erinnere mich nicht mehr meines Namens und wie ich ihn schreiben soll.“ Die Ehen kamen nicht zu Stande. Der Herzog hielt sich von den erneuten Unruhen der mißvergnügten Großen fern, begab sich in die Provence und bildete dort und im Dauphiné ein sofort disponibles Heer, aber Ludwig schloß abermals mit seiner Mutter Frieden. Im J. 1621 stritt Karl gegen die Hugenotten, kämpfte bei Montauban, wo er eine nachtheilige Wirkung des Todes seines Vetters Mayenne glücklich zu verhüten wußte, hatte aber die größte Mühe, seine Würde als Admiral im Levantischen Meere zu behaupten, da der König sie ihm durchaus nehmen wollte. Ludwig XIII. versuchte auch alle Künste der Schmeichelei, um den Herzog zum Austausch des Gouvernements der Provence gegen das von Guyenne zu bewegen; Karl sah in seinem Benehmen ein Zeugniß der Furcht vor der Popularität und den alten Ansprüchen seines Hauses auf die Provence und wich nicht. Er erhielt Befehl, eine starke Flotte zu sammeln und La-Rochelle von der Seeseite zu blokiren, errang am 27. Oct. 1622 in den Gewässern der Insel Ré einen glänzenden Seesieg über die La-Rochelleer, entfaltete ebenso viel Heldenmuth wie Feldherrnblick und krönte seinen Sieg durch einen noch entscheidenderen am 12. Nov. Von allen Seiten strömten dem Sohne des Balafré Glückwünsche zu, die Deputirten des bordelaiser Parlaments begrüßten ihn auf seinem Admiralsschiffe als Besieger der Ketzer und Erhalter des Vaterlandes. Die Bewohner von La-Rochelle flehten auf den Knien seine Fürsprache bei dem Könige an und überlieferten ihm ihre Banner. Gregor XV. sprach Karl in einem Breve vom 2. Jan. 1623 seinen warmen Dank aus. Ende December kehrte Karl nach Paris heim und wohnte am 10. Jan. 1623 Ludwig's stattlichem Einzuge daselbst bei. Die Hugenotten waren mit dem königlichen Edicte von Montpellier nicht zufrieden, neue Unruhen brachen aus, im Mai 1623 sammelte Karl abermals seine Seemacht und bedrohte die Inseln Ré und Oléron, La-Rochelle begann neue Unterhandlungen mit dem Hofe.

Der gewaltige Cardinal von Richelieu, welcher jetzt die Geschicke Frankreichs leitete, ließ die Guise wie die andern Prinzen und Großen seine Hand fühlen; er duldete nicht, daß sie ohne Noth in Paris weilten und Intriguen zu spinnen Muße fänden, und schickte sie in ihre Gouvernements. Kaum in der Provence angelangt, nahm

Karl im März 1625 drei von Barcelona nach Genua segelnde spanische Schiffe weg, die an die Küste getrieben waren, und machte auf ihnen reiche Beute; im J. 1626 führte er Truppen ins Languedoc und bekämpfte die Rebellen, die er dann hart bestrafte, hierauf unterhandelte er einen Frieden mit den Barbareskenstaaten. Am 27. Aug. 1627 übertrug ihm Ludwig XIII. abermals den Befehl der Flotte gegen La-Rochelle; er sollte seine Truppen in Morbihan sammeln, die englische Flotte zurückhalten und die spanische Hülfe erwarten. An Anfeuerung fehlte es nicht von allen Seiten; man rief Karl zu, jetzt sei der Moment, den Tod seiner Base Maria Stuart an England zu rächen, selbst Richelieu fand Schmeichelworte für ihn. Nach der Vertreibung der Engländer von der Insel Ré blieb Karl zum Schutz der Gestade von Olonne und Morbihan, und Ludwig war mit ihm sehr zufrieden; Karl versperrte den Zugang zu den Gewässern von Ré, sandte Schiffe an die Küsten von Guyenne, trat in herzliche Beziehungen zu dem spanischen Admiral, ließ wie dieser seine Flotte in Auray und ging mit ihm am 9. Jan. 1628 zu Ludwig XIII. Um nicht unter Richelieu dienen zu müssen, zog er sich von der Flotte zurück. Damals trat Richelieu, der Frankreich seegewaltig machen wollte, mit der Forderung auf, General-Oberintendant der Schiffahrt und des Handels zu werden. Karl sah sich in seiner Würde als Admiral im Levantischen Meere bedroht, widersetzte sich Richelieu's centralistischem Plane mit Lebhaftigkeit, schrieb „Deffence de l'admiraute du Levant", führte Heinrich's IV. gesetzlichen und feierlichen Willen ins Gefecht, womit ihm dieser vertragsmäßig 1594 die Admiralswürde verliehen hatte, citirte aus der langen Geschichte Frankreichs eine Reihe Beispiele, wonach die Gouverneure der Provence stets diese Würde bekleidet hätten und sie von der eines Admirals von Frankreich verschieden sei u. s. w. Der Cardinal blieb unbeugsam. Die Erbitterung steigerte sich, als Karl im J. 1629 den Auftrag, durch Nizza und Ligurien eine Diversion gegen Savoyen gleichzeitig mit dem Angriffe des Königs auszuführen, sehr lässig und schlecht vollzog und Casale nicht verproviantirte. Neuer Anlaß zum Hasse bot sich, als Karl sich der Königin-Mutter und dem Herzoge von Orleans zum Zweck, den Cardinal zu stürzen, anschloß und außer seinem Bruder Claudius alle Guise den König gegen den Cardinal aufstachelten. Von Lyon aus begleitete Karl 1630 den König zum Heere nach Piemont, wo er Richelieu alle erdenklichen Verlegenheiten bereitete. Er glaubte sicher an den Sturz Richelieu's, als dieser seinen Feinden die „Journée des dupes" entgegensetzte. Karl war auf nichts weniger gefaßt; mit der Königin-Mutter und Orleans im vertrautesten Verkehre, hatte er in der Provence beständig geschürt, Unruhen in Südfrankreich begünstigt, in Aix Aufstände hervorgerufen, versucht, die Hugenotten in Languedoc zur Wiedererhebung der Waffen heimlich zu bereden und den Marschall Herzog von Montmorency zu sich herüberzuziehen, ja hatte selbst Unterhandlungen mit Spanien begonnen; er erwartete, der Herzog von Orleans werde seine Tochter heirathen und er selbst Connétable werden. Aber die Königin-Mutter wurde nach Moulins verwiesen, Orleans entfloh und Karl mußte auf seine Sicherheit sinnen, weshalb er in Spanien und in Rom wegen eines Asyls anklopfte. Richelieu wollte vor allem sein Ansehen in der Provence untergraben, sandte den Prinzen von Condé mit Truppen gegen ihn, damit er Kenntniß von allem nehme, sich mit den Provinzialständen berede und Karl ausspionire. Condé beruhigte die Provinz rasch im März 1631; Karl wich ihm überall aus, wurde nun nach Paris zur Verantwortung vorgeladen, hielt es aber nicht für rathsam, diesem Befehle zu entsprechen. Unter dem Vorwande, ein altes Gelübde in Notre-Dame von Loretto erfüllen zu müssen, bat er den König um die Erlaubniß, dahin zu wallfahrten. Richelieu erkannte hierin seine Absicht, sich freiwillig zu verbannen, und Ludwig XIII. bewilligte ihm am 23. Aug. 1631 einen zwei- bis dreimonatlichen Urlaub, bei dessen Ablaufe er sich vor ihm zu verantworten habe. Karl war in solchen Geldnöthen, daß er sich an seinen Feind Richelieu um Unterstützung wendete, um reisen zu können, und immer wieder betheuerte er dem Monarchen, dessen Staaten er für immer verließ, seine tiefste Ergebenheit und wahrste Treue. Er ließ sich im September in Florenz bei dem ihm befreundeten Großherzoge Ferdinand II. nieder, der ihm die größten Ehren erwies. Königliche Bevollmächtigte begannen in der Provence eine Untersuchung seiner Handlungen; der König forderte ihn am 13. Jan. 1632 abermals zur Rückkehr auf, er aber wagte nicht, sich in seine Gewalt zu begeben, zumal seine in Frankreich gebliebene Gemahlin auf das Verlangen der Sicherheit seiner Person von Richelieu den Bescheid erhalten hatte, er solle seine Sicherheit in seiner Unschuld suchen. Sein Verharren im Ungehorsam wurde in Paris als Verbrechen angesehen, er wurde wie ein Rebell behandelt und verlor seine Aemter; das Gouvernement der Provence kam an den Marschall von Vitry. Der Herzog betrachtete sich als politischen Märtyrer, als Opfer nichtswürdiger Verleumdung und Verfolgung. Richelieu legte seinen Besitzungen allerlei Lasten auf, bisher steuerfreie Gebiete mußten Abgaben zahlen und Garnison aufnehmen. Im Juli 1632 besuchte der Herzog mit seinem Sohne Franz und seinem ganzen auf zwölf Personen beschränkten Gefolge Loretto; seine Gemahlin, welche in Frankreich seine finanziellen Angelegenheiten geordnet hatte, folgte ihm mit königlicher Erlaubniß am 6. Aug. 1632 nach Florenz und theilte sein Exil bis zum Tode. Im J. 1632 soll Karl in die Verschwörung Montmorency's verwickelt gewesen sein und, falls sie gelänge, beabsichtigt haben, italienische und spanische Truppen in die Provence zu führen. Durch den Tod seiner greisen Mutter erbte Karl am 11. Mai 1633 die Grafschaft Eu und andere Güter, ohne sie je antreten zu können.

Karl war ein Mann von hellem Verstande, witzigen Einfällen und lebhaftem Geiste, seine Tapferkeit war unbestritten, sein Muth glänzend, aber die Zeitverhältnisse, denen er unterworfen war, hatten eher lähmend als fördernd auf die Entfaltung seines Charakters gewirkt und ihn auf Abwege getrieben. Seine Lebendigkeit ging

oft in Leidenschaft und Hitzköpfigkeit über, der Teufel der Spielsucht saß ihm tief im Nacken, und wenn er gewann, war der Herzog geneigt, mit unüberbotener Großmuth Verzicht zu leisten. Er starb im Flecken Cuna bei Siena am 30. Sept. 1640; seine Witwe überführte seine Reste und die ihrer Söhne Franz und Karl 1641 in die Familiengruft der Collegiatkirche Saint-Laurent zu Joinville. Karl's Ehe waren zehn Kinder entsprossen, von denen Zwillinge, am 4. März 1613 geboren, schon nach vierzehn Tagen und Mademoiselle de Joinville, am 4. März 1617 geboren, nach zehn Monaten starben; Franz, Prinz von Joinville, geboren am 3. April 1612, starb in Florenz am 7. Nov. 1639; Karl Ludwig, Herzog von Joyeuse, geboren am 15. Juli 1618, starb in Italien am 15. März 1637; Heinrich, geboren am 4. April 1614, folgte dem Vater als Heinrich II., Herzog von Guise (s. d.); Ludwig, Herzog von Joyeuse, geboren am 11. Jan. 1622, starb am 27. Sept. 1654; Roger, geboren am 21. März 1624, starb als Malteserritter am 6. Sept. 1653; Maria, geboren am 15. Aug. 1615, blieb ledig, erbte in der Folge alle Besitzungen ihres Vaters und starb am 3. März 1688 als Herzogin von Guise, welche Würde mit ihr erlosch; Franziska Renata, geboren am 10. Jan. 1621, starb als Aebtissin von Montmartre am 4. Dec. 1682.

Karl's Witwe verschied als Kapuzinerin in Paris am 25. Febr. 1656; erst nach Richelieu's Tode hatte sie nach Frankreich zurückkehren dürfen und nach dem Ableben Ludwig's XIII. ihren Sohn Heinrich mit dem Hofe ausgesöhnt.

Vgl. Mémoires de la Ligue (Paris 1758); P. de l'Estoile, Journal du règne de Henri IV. (Bde. 1—4); Mémoires du Cardinal de Richelieu (im 7. und 8. Bande der Mémoires relatifs à l'histoire de la France, Paris 1823); Bazin, Histoire de France sous Louis XIII. (4 Bde., Paris 1837); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bde. 10 und 11, Paris 1865); R. de Bouillé, Histoire des ducs de Guise (Bde. 2—4, Paris 1850); J. de Croze, Les Guises, les Valois et Philippe II. (2 Bde., Paris 1866); A. von Reumont, Geschichte Toscanas seit dem Ende des florentinischen Freistaats (Bd. 1, Gotha 1876).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

b. KARL (von Lothringen), Herzog von Mayenne. Als zweiter Sohn des Herzogs Franz von Guise und der Anna von Este am 26. März 1554 geboren, wurde Karl nach häuslicher Vorbildung im Collège Navarre zu Paris erzogen, befreite sich aber früh vom Studium und widmete sich dem Dienste der Waffen als würdiger Bruder Heinrich's von Guise und Sohn seines Vaters. Der Marquis von Mayenne, wie er betitelt wurde, war sanft, gesellig, zugänglich, hatte viel Neigung zu Wohlleben und Eleganz, kleidete sich mit Sorgfalt und war weniger gewandt in körperlichen Uebungen als Heinrich, aber sehr intelligent, voll ritterlichen Muths, hochbegabt zum Kriegswesen, ehrenhaft in seinen Ansichten und Gefühlen, gewissenhaft in Erfüllung seines Worts, überlegt, klug, vorsichtig und doch manchmal zu Unbesonnenheiten hingerissen oder unentschlossen; von Natur hatte er keinerlei Neigung zur Intrigue, desto mehr zu ehrlichem Kriege; sein Charakter war viel wahrer als der Heinrich's. Schon 1569 begann seine kriegerische Laufbahn. Mit Heinrich trat er dem verhaßten Admiral Coligny, dem die Guise den Mord ihres Vaters zuschrieben, entgegen; am 22. Juli brachten beide den von Coligny in Poitiers Belagerten über 1200 Mann zu Pferde zu Hülfe, während Coligny hoffte, er werde sie gefangen nehmen können; Karl bewährte seine Tapferkeit, setzte sich der Gefahr keck aus und half muthigst bei der Vertheidigung, bis Coligny am 7. Sept. abzog. Am 9. Sept. zogen Heinrich und Karl von Poitiers ab und stießen mit ihren Leuten zum Heere des Herzogs von Anjou. Karl stritt wacker bei Moncontour und kam dann an den königlichen Hof, wo er die Gnade und Ungnade seiner Familie theilte. Er arbeitete gegen den Plan der Vermählung Margaretha's von Valois mit Heinrich von Bearn, begünstigte ihre Liebelei mit seinem Bruder Heinrich und darum wurde ihm im Juni 1570 der Zutritt zu ihr verboten. Als Oberkammerherr, welche Würde ihm 6000 Frcs. Gehalt eintrug, reiste er im November d. J. der neuen Königin Elisabeth (Isabella) bis Sedan entgegen, wohnte allen Festen ihr zu Ehren an, zog sich aber dann zurück. Katharina von Medici, die Königin-Mutter, entschied in seinem Streite mit dem Marschall von Retz, dem Oberkammerjunker, über das Recht, in Abwesenheit der Königin im Zimmer des Königs zu schlafen, gegen Karl, weil sie fürchtete, er werde den König bereden, seine Schwester Margaretha nicht mit Heinrich von Bearn, sondern mit dem Könige von Portugal zu vermählen. Am 14. Jan. 1572 unterzeichnete er mit Guise und seinem Oheime Aumale den Brief an Karl IX., worin sie in ihrem Streite mit Coligny die Alternative eines Zweikampfs oder eines Schiedsgerichts stellten, blieb dem Hofe fern und machte sich, von der Ungnade seines Hauses beengt, auf, um bei der heiligen Ligue unter Don Juan d'Austria gegen die Türken zu kämpfen. Im April 1572 ging er mit 200 französischen Edeln ab, wurde in Venedig sehr gefeiert und zum Nobile ernannt, stieß in Corfu zu Don Juan, fand aber keine Gelegenheit zu Kriegsthaten, da bald der Friede zu Stande kam. Er weilte fern von Frankreich, als sich hier die Greuel der Bartholomäusnacht abspielten. Von seiner Expedition zurückgekehrt, zog der eifrige Katholik mit dem Herzoge von Anjou gegen La-Rochelle, das Bollwerk des Protestantismus, focht 1573 voll Feuer, trotzte jeder Gefahr, mit dem gemeinen Soldaten an Ausdauer und Entsagung wetteifernd, und wurde am Beine verwundet. Im August 1573 nahm er hingegen auch an der feierlichen Einholung der polnischen Gesandtschaft, welche Anjou die Krone antrug, in Paris theil und Karl IX. errichtete zu seinen Gunsten im September d. J. das Pairie-Herzogthum Mayenne. Karl nannte sich seitdem Herzog von Mayenne. Er und der Marquis von Elbeuf mit 600 jungen Edeln begleiteten Heinrich (von Anjou) in sein polnisches Königreich, verließen mit ihm am 5. Nov. Paris, trafen mit ihm am 12. Dec. in Heidel-

berg ein, mußten hier von dem calvinistischen Hofe die ärgsten Vorwürfe über die Bartholomäusnacht hören und wurden selbst lothringische Metzger genannt. Sie trugen wesentlich zur Zierde des Königshofs in Polen bei, kehrten aber bald nach Frankreich um, von Karl IX. heimberufen. Im J. 1574 begleiteten sie den Herzog von Nevers nach Padua und gingen von hier dem aus Polen entflohenen neuen Könige Heinrich III. bis Treviso entgegen, um nun an seiner Seite zu bleiben. Am 17. Sept. wurde Karl Mitglied seines geheimen Raths und versah bei der Krönung Heinrich's III. und seiner Heirath in Rheims nicht nur das Amt des Oberkammerherrn, sondern auch des Repräsentanten der Grafschaft Champagne (Februar 1575). Als in diesem Jahre ein Einfall des Pfalzgrafen Johann Kasimir (s. d.) und anderer protestantischer Fürsten in die Champagne drohte, eilte Karl unter die Fahnen seines Bruders Guise, verlangte stürmisch danach, wegen der heidelberger Beleidigungen Rache an dem Pfalzgrafen zu nehmen, schlug bei Port-a-Binson am 10. Oct. die Deutschen und ihre französischen Alliirten und übernahm, seit 5. Febr. 1575 Generallieutenant der Armee, nach seines Bruders Verwundung trotz seiner Jugend den Oberbefehl des königlichen Heeres. Seit 1573 Nachfolger Aumale's als Statthalter von Burgund, schützte er diese Provinz voll Geschick und Umsicht gegen den überlegenen Feind, zeigte im kurzen Feldzuge militärisches Talent, ohne vor großer Brutalität zurückzuschrecken, manövrirte zwischen Loire und Saône, konnte aber nicht verhindern, daß Heinrich III. zum fünften Pacificationsedicte im Mai 1576 schritt. Hierüber höchst unzufrieden, wollte Guise zu offenem Widerstande gegen den Monarchen schreiten, Karl wußte hiervon nichts. Er vermählte sich am 6. Aug. 1576 in Meudon mit Henriette von Savoyen, Gräfin von Tenda und Sommariva, Erbtochter des Marquis Honoratus von Villars, Marschalls und Admirals von Frankreich, und Witwe des Herrn Melchior von Montpezat. Sie brachte ihm eine Rente von 20,000 Livres jährlich zu und Villars versprach, nach seinem Tode solle sie jährlich 43,000 haben; ferner besaß sie die Grafschaft Montpezat, die Baronien Aiguillon, Magdaillon und Sainte-Lyprade in Agénois, die Vicomté Chastillon, Captal, die Herrschaften Vertes und Myes en Bufez; binnen zwei Jahren wollte Villars zum Ankauf neuer Ländereien dem jungen Paare noch 200,000 Livres geben. Karl, dessen Vermögenslage sehr beengt war, konnte das Geld sehr wohl brauchen und Heinrich III. schenkte ihm als Gast bei der Hochzeit 100,000 Livres, um sie seinem Erstgeborenen zu vererben. Unter königlicher Einwilligung übernahm der Herzog von Mayenne am 28. April 1578 an Stelle seines Schwiegervaters die Würde eines Admirals von Frankreich, wogegen der auf die Guise argwöhnische Monarch seinen Verzicht auf die burgundische Statthalterschaft wünschte; Karl aber ging hierauf nicht ein und verkaufte gegen 120,000 Thlr., die ihm Heinrich III. zahlte, im Juni 1582 seinen Admiralsrang an den Herzog von Joyeuse. Am 6. Dec. 1576 wohnte er der Eröffnung der Reichsstände in Blois an und mit den andern katholischen Edeln bestürmte er Heinrich III., nur eine einzige Religion im Reiche zu dulden und die Ketzerei völlig auszutilgen. Heinrich willigte ein, erklärte sich zum Haupte der bisher von ihm verbotenen Ligue, der Karl angehörte, und befahl ihm am 8. Jan. 1577, den Bundesvertrag den burgundischen Ständen mitzutheilen. Karl verpflichtete sich, auf seine Kosten, solange der Krieg mit den Ketzern dauere, zu fechten, eiferte für eine einzige Religion und für den Krieg. Heinrich traute ihm eher als Guise und wollte das guisische Haus spalten, indem er Karl das Heer der Charente, etwa 10,000 Mann stark, übertrug, welches gegen Heinrich von Bearn und den Prinzen von Condé operiren sollte. Karl drang, von Erfolg begleitet, in Poitou vor, wo die Partei Condé's in Auflösung begriffen war, zwang ihn, von Saintes zurückzuweichen, eroberte fast ohne Widerstand Tonnay-Charente, Soubise, Rochefort und Marans, ließ übermüthig Condé in La Rochelle zu einer Art Horatier- und Curiatier-Kampf auffordern, zog bedeutende Verstärkungen an sich und begann am 22. Juni die Belagerung des wichtigen Brouage, welches zugleich von der Seeseite her durch eine Flotte blokirt wurde; trotz tapferster Wehr mußte Brouage am 16. Aug. capituliren. Karl begab sich nach Poitiers zum König, der ihm reiche Geldgeschenke machte, und begleitete ihn nach Angoulême und Saint-Jean-d'Angely. Voll Begier, den Krieg fortzusetzen, griff er Pons an, nahm das Schloß Contras, belagerte Bouteville, um sich mit Heinrich von Navarra selbst zu messen, als plötzlich das Pacificationsedict von Bergerac zum größten Unwillen der Guise am 17. Sept. unterzeichnet wurde und Karl im Siegeslaufe hemmte. Als wegen Beleidigung der Herzogin von Guise der Mignon des Königs, de Saint-Mégrin, am 21. Juli 1578 von Vermummten an der Ecke der Straße Saint-Honoré in Paris niedergestoßen wurde, behauptete man, Karl sei ihr Anführer gewesen; man wollte ihn an seiner Gestalt erkannt haben. Der König fürchtete ihn und Guise, ihr Einfluß war wegen ihres Anhangs groß, Karl hatte viel Beziehungen zu der Marine, was sehr bedenklich erschien, und beide Brüder beuteten die öffentlichen Wirren für sich und die Ligue aus; sie traten so dreist auf, daß ihnen der Volksmund nachsagte, sie wollten sich zu „allerchristlichsten Königen" machen. Mit dem Könige überworfen, unter sich höchst einträchtig, verließen die Guise am 12. Mai 1578 den Hof. Sie stellten sich gut mit Philipp II. von Spanien, versprachen ihm ihre Hülfe zur Behauptung von Gravelines und hoben in ihren Gouvernements Truppen aus, was Heinrich III. in Unruhe versetzte. Eine neue Invasion von Alliirten der Hugenotten in Burgund drohte und Ende September befahl der König Karl, mit seinem Adel und den Bewohnern Burgunds und des Franche-Comté die Waffen zu ergreifen. Karl war froh, durch die königliche Autorisation bei seinen Rüstungen unterstützt zu sein, die nun eifrig betrieben wurden und ihm den Dank der katholischen schweizer Cantone eintrugen. Der König bekundete seine Abneigung gegen die Guise auch dadurch, daß er im December 1578 Guise und Mayenne den Heiligen Geist-

ordnen verenthielt, den Mayenne erst am 31. Dec. 1582 empfing.

Im J. 1580 begleitete der Herzog von Mayenne die Königin Mutter auf ihrer Reise durch den Süden des Reichs und unter ihrer Verantwortung verkaufte er 1581 die von seinem Schwiegervater ererbte Grafschaft Tenda an Emanuel Philibert von Savoyen, der ihn Philipp II. von Spanien sehr empfahl. Heinrich befahl ihm, ein Heer im Dauphiné zu commandiren und in dieser hugenottisch gesinnten Provinz das königliche Ansehen neu zu befestigen; zu seinen Rüstungen verwandte er die Kaufgelder von Tenda, rüstete 7000 Mann zu Fuß, 1000 zu Pferde, 500 Pionniere, zog die Berittenen der Provinz und 18 Geschütze an sich und trat hiermit dem Führer der dauphinesischen Protestanten, dem thatkräftigen Lesdiguières, entgegen. Leicht nahm er Saint-Quentin und Beauvoir, wobei er am Kopfe verwundet wurde, erstürmte La-Mure mit großen Opfern, imponirte aber selbst den Feinden durch strenge Redlichkeit und Erfüllung seines Worts, sodaß sie ihn „Prince de foi“ nannten, trat mit schlauer Mäßigung auf, kam den hugenottischen Edeln entgegen und garantirte ihnen religiöse Freiheiten, wenn sie nur den Interessen seiner Familie dienen wollten; Lesdiguières selbst versprach ihm bei einer Zusammenkunft in Grenoble im Namen des Adels Gehorsam und Treue für Heinrich III. Die Städte Die, Serres, Livron und Puymore unterwarfen sich rasch, Karl trat als Triumphator auf, brachte fast das ganze Dauphiné zur Ruhe und als er nach Paris kam, dankte ihm der König für seine guten Dienste. Der Vertrag Heinrich's mit den Hugenotten in Fleix am 26. Nov., welcher den von Bergerac erneute, rief dieselben Gefühle der Erbitterung in Karl und seiner Partei wach. Karl war wie Guise in die Verschwörung des Salcède gegen den Herzog von Anjou und den Prinzen von Cramen, den ersten Handstreich der Ligue, verwickelt, aber Guise weihte ihn noch nicht in seine Geheimnisse ein, weil er ihm zu wenig eifrig für die Ligue schien. Karl beschwor am 31. Dec. 1584 in Joinville die Ligue (s. hierüber Karl, Cardinal von Bourbon), nachdem er bisher zum Verdrusse von Guise dem Könige treu geblieben war, setzte seine Hoffnung auf Spaniens Beistand und betrachtete den Cardinal von Bourbon anstatt Heinrich's von Navarra als präsumtiven Thronerben; er unterschrieb zugleich für den Cardinal von Guise, die Herzoge von Aumale und Elbeuf. Am 19. März 1585 schrieben Karl und Guise an alle Parlamente, sie müßten zu ihrem unsäglichen Bedauern die Waffen ergreifen, Karl gewann Einverständnisse in seiner ganzen Statthalterschaft Burgund, in Auvergne und Lyonnais, erwies sich bald sehr brauchbar für die Ligue und befestigte in Burgund seine Stellung gegen den königlichen Generallieutenant de Tavannes. Er führte 4000 Mann Infanterie und 500 Reiter herbei, um den Schweizern den Zuzug zu Heinrich III. abzuschneiden, entbot den ligueistischen Adel Burgunds zu sich und nahm Dijon. Am 2. Juni forderte er vom Könige für sich Stadt und Citadelle Châlons sur Saône und das Recht, Garden zu halten, am 3. Juli traf er in Nemours ein, wo Guise sein Hauptquartier aufgeschlagen, nachdem der König vergebens versucht hatte, Karl nach Paris zu ziehen und ihn durch Lockungen seinem Bruder und der Ligue abtrünnig zu machen, und am 7. Juli 1585 überlieferte sich der Monarch selbst der Ligue in Nemours, bei welcher Gelegenheit Karl als Sicherheitsplätze auf fünf Jahre das Schloß von Dijon, Stadt und Schloß Beaune überlassen wurden und er das Recht erhielt, 60 Mann auf königliche Kosten und 30 zu Pferde zu halten. Seine beste Sicherheit aber war die Liebe seiner Soldaten. In Paris, welches sich für die Ligue begeisterte, schrieb er am 8. Juli dem Papste, um seine scheinbare Lauheit für die Religion zu rechtfertigen, wurde von Heinrich III. huldreich empfangen, erhielt den Auftrag, den Hugenotten ihre Plätze in Guyenne wegzunehmen, und reiste Ende Juli nach Dijon ab. Karl wurde über das Heer gesetzt, welches den König von Navarra in Guyenne angreifen sollte; er hatte 6700 Mann und 12 Kanonen, wandte sich gegen Beaugency und wollte in Vendômois den Prinzen von Condé abschneiden, den Biron und Epernon bereits bedrängten; Condé sah sich zum Abzuge nach der untern Normandie gezwungen. Karl unterließ es aber, mit voller Energie in Poitou und Saintonge zu operiren und Brouage anzugreifen, vereinigte sich im December mit dem Marschall von Matignon, der von Bordeaux herankam und das Commando der Vorhut übernahm, ließ sich von ihm zu der Thorheit bewegen, sein Heer zu theilen, und verfolgte nur mit der Hälfte seinen Weg nach Périgord und Quercy. Er zog in Périgueux ein, überschritt die Dezère bei Terrasson, nahm Montignac, Tulle, Beaulieu, das Schloß Saignat und langte an der Garonne an, willens, den König von Navarra zu umzingeln und am liebsten zu fangen. Heinrich III. wollte aber Guise und Mayenne keine Gelegenheit zur Vermehrung ihrer Popularität geben, indem er ihnen neue Siege ermöglichte, und ließ es Karl's Heer an Sold und Lieferungen fehlen; die furchtbare Winterkälte und eine Epidemie rafften zahlreiche Soldaten hin. Guise schrieb Karl, er dürfe unter keiner Bedingung seinen Feldzugsplan ändern oder sich ein anderes Commando geben lassen und um keinen Preis den Marschall von Montmorency kränken oder angreifen; er müsse die Anhänger Heinrich's III. durch Versprechungen von Pensionen u. s. w. von ihm abziehen und für die Guise gewinnen. Nach glücklichem Gefechte mit Truppen des Königs von Navarra brachte Karl die Städte und Schlösser Tonnoins, Damazan, Maz d'Agenois und Meillan zur Unterwerfung, während Matignon ihm die schlechtesten Dienste leistete und sich förmlich nöthigen ließ, Castets und Saint-Bazeille zu nehmen. Bei der hitzigen Belagerung von Schloß Mousegur erkrankte Karl im Mai 1586 am dreitägigen Fieber und wurde in Paris für todt gesagt. In Bordeaux mit großen Ehren empfangen, überredete er die Führer der schweizer Soldtruppen, welche wegen ausbleibender Löhnung heimkehren wollten, bei dem Heere auszuharren; genesen, schlug er bei Blagnac eine Brücke über die Dordogne, unternahm im Juli mit dem Reste

seiner Truppen die Belagerung des seiner Gemahlin gehörigen Chastillon und erzwang am 30. Aug. die Capitulation, worauf seine Leute sich wildester Rachsucht überließen, ohne daß er ihnen Einhalt gebot. Die Schlösser Puynormand und Minzac fielen in seine Gewalt, aber der ganze Feldzug hatte keine entscheidenden Erfolge aufzuweisen, denn man hatte Karl hierzu die Mittel versagt, und sein Heer schmolz allmählich zusammen. Er führte bittere Klage über die ihm verweigerte Unterstützung, schob besonders dem Herzoge von Epernon die Schuld daran zu und ließ in einer Schrift seine Leistungen und die Bosheit seiner Feinde schildern, was nicht nur den Monarchen erzürnte und für seine Ergebenheitsbetheuerungen taub machte, sondern ihm auch viel Hohn zuzog; daß er im October die reiche Erbin Anna von Caumont aus Schloß La Vauguyon geraubt hatte, um sie seinem Sohne Heinrich zu sichern — die Heirath kam nicht zu Stande — bot seinen Feinden neuen Stoff zu Angriffen. Obgleich unter seinen Brüdern und Vettern vielleicht der Gemäßigteste, machte Karl unter ehrerbietigen Formen entschiedene und systematische Opposition gegen die königliche Autorität, und es war eine Demonstration, daß die Pariser und die Häupter der Ligue ihn, als er im December voll Wuth auf den König in Paris eintraf, stürmisch begrüßten. Die fanatisch katholische Section der Sechzehn wollte ihn zu ihrem Haupte und zum Stellvertreter von Guise, dem Chef der Ligue, machen; er wußte nicht recht, was er antworten sollte, gab Versprechungen und ließ sich in ihre verbrecherischen Anschläge hineinziehen; als ihre Pläne vereitelt wurden, versicherte er ihnen, sein Bruder und er würden sie nicht verlassen, nahm vom Könige Abschied, nachdem ihm Katharina von Medici einen Geleitsbrief verschafft hatte, leugnete, etwas von der Ligue zu wissen, und verließ Paris am 20. März 1587, ohne den Argwohn des Königs einschläfern zu können. Dieser sprach ihn vielmehr offen aus, traf Maßregeln zur Verhütung von Umtrieben, während Karl weiter conspirirte und die öffentliche Meinung ihm Pläne auf die eben erledigte Polenkrone andichtete. Von Burgund aus forderte er vergebens wiederholt Geld und Truppen, die zur Vertheidigung der Provinz nöthig waren, und im August führte er auf königlichen Befehl 8000 katholische Schweizer über Auxerre Guise an die Loire zu, nachdem ein von ihm gegen den Günstling Epernon in Lyon geplantes Complot gescheitert war. Fortgesetzt beunruhigte er die rechte Flanke des Feindes; am 27. Oct. verließ er Auxerre, um seine Truppen mit denen von Guise zu vereinigen, und griff mit ihm die Hugenotten und ihre deutschen Freunde unter Baron Dohna bei Vimory an, gerieth in große Gefahr und half zum entscheidenden Siege. Mitte November trennte er sich von Guise — es sollte auf ewig sein — und ging nach Burgund zurück, wo die Sache der Ligue durch Heinrich von Navarra gefährdet war. In Dijon erstach er einen illegitimen Sohn des früheren Kanzlers de Birague, den Hauptmann Sacremore, der in unziemlicher Weise die Hand seiner Stieftochter verlangt hatte, und nach wie vor stand er dem Könige dreist und feindlich gegenüber, während die Sechzehn in Paris auf seinen Beistand bei dem Untergraben der königlichen Autorität zählten; er rüstete sich, um bei allen Ereignissen vorbereitet zu sein, leugnete jede Theilnahme an Comploten dem Könige ab und arbeitete mit seinem Bruder Guise um die Wette an der Erhöhung der guisischen Macht; in Füssern versteckt oder als Bauern verkleidet, kamen immer neue Soldaten nach Dijon. Als Heinrich III. am 15. Juli 1588 den entwürdigenden Vertrag mit der Ligue unterzeichnete, wurde Karl zum Commandanten des Heeres ausersehen, welches in Dauphiné und Provence operiren sollte; er erwartete in Lyon die ihm zugetheilten Truppen und soll von hier aus den Monarchen vor den Umtrieben seines ehrsüchtigen Bruders Guise gewarnt haben; wie er dachten die Herzoge von Aumale und Elbeuf, trotz der Interessen ihrer Religion und ihres Hauses, und die drei bildeten die „Karolinische Faction". Nach der Ermordung seiner Brüder, des Herzogs und des Cardinals von Guise in Blois, sandte Heinrich III. den Obersten Alphonse Ornano nach Lyon, um Karl, das nunmehr wichtigste Glied der Familie Guise, zu verhaften; aber der spanische Gesandte ließ ihn durch einen Kurier von dem Morde benachrichtigen und ihn warnen, worauf er sich sofort am 26. Dec. nach Dijon begab, welches vorerst das Centrum seiner Thätigkeit wurde, zumal Lyon sehr zweifelhafte Gesinnungen bekundete. Karl's Rolle konnte jetzt die mächtigste im Reiche und er ein Candidat für den Königsthron werden, den die Katholiken gern anerkannten, aber ihm fehlte die Charakterfestigkeit seines Vaters, die Verschlagenheit des Cardinals Karl von Lothringen und die berauschende Popularität seines Bruders Heinrich; er war zwar ein erprobter, beliebter General, aber nicht befähigt, aller Blicke auf sich zu vereinigen und jeden Nebenbuhler auszuschließen; er hatte wenig Talent zu Intriguen, war dazu zu ehrlich und maßvoll, aber auch zu faul und sinnlichem Genusse ergeben, um durchgreifende Maßregeln zu lieben; Katholik aus Ueberzeugung, Patriot aus Herzensdrang, war er durchaus Egoist, für seine eigenen Interessen bedacht, sehr habsüchtig; er ließ sich leicht betrügen, hatte wenig Verständniß für den Zusammenhang und die vermuthliche Gestaltung der Verhältnisse. Jetzt blieb ihm keine Wahl; wollte er nicht gefangen oder getödtet werden, so geboten ihm seine Sicherheit und das Interesse seines Hauses, dessen Rächer er sein sollte, den Bruch mit dem königlichen Mörder, Rebellion und Antritt der Führerschaft der Ligue. Dem ihm nachreisenden Ornano schrieb er am 11. Jan. 1589 von Dijon in sehr schroffem Tone, in Dijon hetzte seine Schwester, die leidenschaftliche Herzogin von Montpensier, ihn beständig zur Rache an und bewog ihn, die heuchlerischen Freundschaftsbezeigungen, womit ihn der Monarch ins Garn locken wollte, zurückzuweisen. Selbst oder durch seine Generale versicherte sich Karl fast ganz Burgunds und des größten Theils der Champagne; Mâcon, Chalon, Beaune, Dijon, Autun, Châtillon, Auxonne erklärten sich für ihn und die Ligue; er operirte mit Einkerkerung und Entwaffnung aller Anhänger des Königs, wandte sich an Spanien um Hülfe und erhielt am 18. Jan. einen ersten

Credit von 10,000 Thlrn., rief den Heiligen Vater um Schutz für die getreuen Katholiken an und sandte an ihn und den Herzog von Savoyen einen Vertrauten ab, um ihr kräftiges Auftreten für die Ligue zu bewirken. Am 29. Jan. hielt er einen triumphatorischen Einzug in Troyes; Rheims, Sens, Vitry, Mezières und Chaumont pflanzten sein Banner auf, und ohne das königlich gesinnte Châlons anzugreifen, zog er gegen Orleans, welches am 31. Jan. capitulirte, versäumte es aber, unter dem Schilde der hierdurch erregten Furcht sich auf Blois zu werfen, wohin nun Heinrich III. zurückkehrte. In Orleans ließ der Herzog von Mayenne die „Remonstrance à tous les bons catholiques à l'encontre des huguenots et des hérétiques et politiques et pour la conservation de la religion catholique, apostolique et romaine et pour le soulagement du repos public" veröffentlichen, und auf die ihm durch den Nuntius gemachten Anträge Heinrich's III. antwortete er mit Insulten gegen diesen Elenden und Erbärmlichen, den er nicht mehr König nannte und mit den Waffen besiegen wollte. Paris und die Sechzehn bestürmten ihn, zu ihnen zu eilen; er besuchte Chartres, wohin er gerufen worden war, ließ die Stadt, wie alle, in die er kam, schwören, der heiligen Union (Ligue) anzugehören und an der Rache für die Mordthaten in Blois festzuhalten; die kleinen Städte von Beauce und Perche folgten dem Beispiele von Chartres und die Bewegung verbreitete sich nach Maine und Normandie. Am 15. Febr. traf Karl in Paris ein, wo ihn das Volk mit souveränen Ehrenbezeigungen empfing, sein Bild mit der Krone ausgestellt wurde und alles fertig schien, um ihn auf den Thron zu heben. Tausende riefen ihm: „Hoch die katholischen Fürsten! hoch das Haus Lothringen!" entgegen; er aber ließ sich nicht durch eitle Huldigungen berücken, sondern suchte nach realem Untergrunde für seine Stellung als Haupt der Union (Ligue). Ihm misbehagte die tumultuarische und factiöse Herrschaft der Sechzehn und er wollte ruhigere Elemente an die Spitze der Geschäfte bringen, worin ihn sein Vetter Aumale unterstützte. Nach der Generalversammlung auf dem Rathhause errichtete Karl am 17. Febr. einen Generalrath der Union von 40 Mitgliedern aus den drei Ständen, welcher alle wichtigen Angelegenheiten Frankreichs bis zum Zusammentritt der Reichsstände erledigen sollte, und wurde Präsident desselben; da sehr viel Fanatiker und Heißsporne darin waren, so ernannte er, um sie zu hemmen, noch 14 überzählige Mitglieder ruhiger Richtung und verschaffte vielen geistlichen und weltlichen Personen von Rang eine berathende Stimme in diesem Rathe. So wurde die ursprüngliche Macht der Sechzehn im Generalrathe sehr modificirt. Am 21. Febr. gingen Karl, der Herzog von Nemours und der gefeierte Prediger Pigenat nach Rouen und entrangen dem widerspänstigen Parlamente den Eid auf die Union, worauf Karl die Normandie für sie organisirte. Am 4. März publicirte der Generalrath seine Ernennung zum Generalstatthalter des Staats und der Krone Frankreich, obgleich ein König lebte und regierte. Karl nahm das Amt an und schwur den Eid auf die Union am 13. März in die Hände des ersten Präsidenten des pariser Parlaments, welches den Namen des Königs von seinen Erlassen gestrichen hatte. Die Einrichtung der neuen Regierung hatte ungeheuern Einfluß auf die Provinzen und Städte, an die am 7. April die neue Constitution und die Eidesformel versandt wurden. Sofort sorgte Karl für die Sicherung der Verwaltung und der Gerichte, für die Erhebung der Steuern u. s. w. Er sandte an den Papst und an Philipp II., um Schutz und Unterstützung an Mannschaft und Geld zu erbitten und ihre Allianz Heinrich III. zu rauben, aber Philipp verhielt sich sehr lau, denn er sah in Karl einen Thronbewerber und trachtete selbst für sein Haus nach der französischen Krone. Philipp wollte eine schiedsrichterliche Rolle in Frankreich gewinnen, wo seine Agenten unablässig wühlten, in Bearn und Guyenne eindringen, in der Bretagne festen Fuß fassen, und Karl bot ihm, um seine Allianz zu erlangen, hierzu bereitwillig die Hand an.

Heinrich's III. Gerichtshof in Tours verhängte am 27. April Confiscation über Karl's Mobilien und Immobilien, und doch suchte Heinrich den Herzog zu sich zu ziehen und zu begütigen, setzte seine Mutter, die Herzogin von Nemours, in Freiheit und bot ihm durch den Herzog von Lothringen und den Nuntius 40,000 Thlr. Gehalt und die Statthalterschaft Burgunds an, worauf Karl voll Verachtung antwortete. Während sein Leben durch Meuchler bedroht war, zogen Heinrich III. und Heinrich von Navarra ihr Heer zusammen, Karl bemächtigte sich Vendômes, schlug den Grafen von Brienne bei Saint-Ouen, zog über Vendôme nach Tours, um Heinrich III. zu fangen, konnte sich jedoch keines Erfolgs als der Einnahme einer Vorstadt rühmen und zog am 9. Mai wieder ab, da die Stadt sich nicht für ihn erklärte; von hier schickte er den Kopf eines der Mörder seines Bruders Heinrich als Rachegabe nach Paris ein. Wenig behelligt gelangte er nach Château-du-Loir, sammelte sich hier und rückte auf Alençon los, welches sich am 22. Mai ergab, führte sein Heer nach der Isle-de-France, nahm Montereau den Königlichen weg und verdrängte den Herzog von Epernon von der obern Seine. In Paris erwartete man Karl mit steigender Ungeduld, da die Mehrzahl der Bürger durch Gefahr und Schrecken entmuthigt war; auch viele Vorwürfe wurden gegen ihn laut. Seine Lage war nicht beneidenswerth; seine Truppen waren wenig tüchtig und nur etwa 18,000 Mann stark, die wallonische Reiterei, die schweizer Zuzüge und andere Verstärkungen verzögerten ihre Ankunft; die angerufene spanische Hülfe blieb aus, am 1. Mai hatte Philipp II. Karl 600,000 Thlr. zur Anwerbung deutscher Truppen versprochen, drei Monate später aber noch nichts geschickt; ebenso wenig gab Sixtus V. Gelder her. Am 4. Juli kam Karl in Paris an und traf, unbekümmert um fortgesetzte Bedrohungen seines Lebens, Maßregeln zum Schutze der Stadt, gegen die Heinrich III. und Heinrich von Navarra heranzogen, mußte Pontoise (25. Juli) und andere Städte verloren geben, hielt aber die Königlichen in Paris durch Furcht im Zaume, ließ Hunderte verhaften

und wollte einen verzweifelten Ausfall auf das Heer der Könige machen, um Paris zu entsetzen, als Heinrich III., wie es hieß mit seinem Vorwissen, am 2. Aug. dem Messer Clement's zum Opfer fiel. Allgemein war der Jubel der Liguisten. Die Herzogin von Montpensier bestürmte ihren Bruder Karl, selbst nach der Krone zu greifen; er war nicht abgeneigt, sie anzunehmen, um das Haus Bourbon darum zu betrügen, aber es fehlte ihm die erforderliche Verwegenheit, die revolutionäre Initiative, und er erwog die zahllosen Hindernisse, die ihm entgegenstanden. Im Vereine mit dem ersten Agenten Philipp's II. in Frankreich, Mendoza, entschied er sich darum, selbst vom Throne abzusehen, was auch liguistische Große und sein Rath Villeroi forderten, und die Ligue (Union) erkannte den alten und in navarresischer Gefangenschaft befindlichen Cardinal Karl (s. d.) von Bourbon als König Karl X. am 5. Aug. an, während Karl sein bisheriges Amt behielt und Karl X. vertrat. Philipp II. war mit der Wahl sehr zufrieden, da Karl als König seine Thronansprüche beseitigt hätte; auch Sixtus V. billigte sie und versprach Mannschaft und Geld zum Kriege. Allmählich hatte Philipp II. für Guise und Mayenne 3,800,000 Goldscudi ausgegeben, und er war zu weitern Opfern bereit, um Frankreich im Bürgerkriege zu halten. Der Papst sandte den Cardinal Cajetan als Legaten zur Ligue, der er monatlich 25,000 Frcs. ertheilen sollte. Am 5. Aug. erließ Karl mit dem Generalrathe der Union „Edict und Erklärung an alle wahren Franzosen, sich um den König und die Kirche zu scharen". Villeroi, der bedeutendste Politiker der Ligue, richtete an ihn ein Memoire, welches darauf hinauslief, es sei das Rathsamste, mit Heinrich von Navarra in Unterhandlung zu treten, sobald er katholisch werden wolle, aber Karl machte hiervon nichts hören. Allmählich trafen seine Hülfstruppen bei ihm ein, und als Heinrich von Navarra im Bois de Boulogne mit Villeroi conferiren wollte, ließ er Villeroi nicht dahin gehen. Er gab einigen Heerhaufen Befehl, Karl X. aus Chinon und seinen Neffen, Herzog Karl (s. d.) von Guise, aus Tours zu befreien, doch erreichten sie dies Ziel nicht. Der Herzog hatte jetzt etwa 25,000 Mann um sich, aber es gebrach ihm an Geld; trotzdem brach er am 1. Sept. von Paris auf, wollte sich in Mantes mit einem lothringischen Corps vereinigen und war so siegesgewiß, daß er erklärte, wenn sich „der Bearner" nicht ins Meer stürze, so werde er ihn bald in Ketten durch die Straße Saint-Antoine führen; bereits wurden Fenster zu diesem Schauspiele vermiethet. Karl operirte äußerst langsam und ließ aus Vorsicht den günstigen Moment zur Entscheidung verstreichen; anstatt sich auf Heinrich's Heer bei Dieppe zu werfen, machte er zuerst eine Diversion gegen Gournay, Neufchâtel und Eu, wandte sich am 16. Sept. gegen Dieppe und erlitt bei Arques, wo er Heinrich angriff, trotz seiner Uebermacht am 21. hauptsächlich seiner Schwerfälligkeit wegen eine große Niederlage. In der Nacht zum 24. machte er eine Schwenkung und postirte sich, um Heinrich von Dieppe abzuschneiden, am 26. zwischen Arques und Dieppe. Er hatte dem pariser Parlamente seine Niederlage verhehlt, wollte jetzt an Heinrich Rache nehmen, entbehrte aber geübter Soldaten, erfahrener Offiziere und war aus Eifersucht ohne das nöthige Einvernehmen mit dem Herzoge von Aumale und dem Marquis du Pont, die ihm Truppen zugeführt hatten. Ueberall lächelte das Glück Heinrich, Karl sah sich allseitig bedrängt, mußte sich am 6. Oct. in die Picardie zurückziehen und spanische Hülfstruppen aus den Niederlanden an sich nehmen. In Amiens mit großen Ehren empfangen, bemächtigte er sich La Fère's, unterhandelte in Bioche mit Alexander Farnese wegen spanischer Subsidien, sandte nach Madrid und Rom Vertraute und sprach in sehr demüthigem Tone. Sobald er erfuhr, daß Heinrich die pariser Vorstädte nahm, eilte er schleunigst am 2. Nov. herbei, nahm aber die ihm angebotene Schlacht nicht an und verhütete auch nicht, daß der abziehende König Etampes, Joinville und alle feindlichen Plätze an der Loire eroberte, ganz Maine besetzte und Herr der festen Plätze in der untern Normandie wurde. Von allen Seiten sah sich Karl dem Tadel bloßgestellt; niemand erwog die schwierigen Verhältnisse, mit denen er zu kämpfen hatte und in denen er Spanien die unbedingte Schutzherrschaft über Frankreich zu bestreiten wagte, auf die Philipp seine Thronansprüche basirte. Karl sah sich durch die Sechzehn bedroht, wenn er nicht des unermüdlich wühlenden Philipp Schutzherrschaft anerkennen wollte, aber trotzdem proclamirte er den Papst als alleinigen Protector des Königreichs und der Religion und erklärte, der Generalrath der Union sei unvereinbar mit dem Königthume Karl's X. und der Generalstatthalterschaft; ohne ihn formell zu cassiren, beseitigte er ihn und schuf einen Staatsrath, der ihn überallhin begleiten, mit ihm alle administrativen und politischen Geschäfte erledigen sollte. Diese Verfügung nahm zwar den Sechzehn ihre politische Gewalt, doch behielten sie ihre Organisation und ihre Versammlungen bei und blieben als Partei bestehen. Villeroi rieth Karl, sie auch als solche zu zerbrechen. Ihm erschien Heinrich von Navarra der geeignetste König für Frankreich; er sollte Katholik werden und alle Katholiken der verschiedenen Parteien um sich vereinigen; darum rieth er Karl, Heinrich's Königthum anzunehmen, sobald derselbe überträte, andernfalls den Grafen von Soissons oder einen andern Bourbon als König zu proclamiren; hiermit allein könne er allen Umtrieben Philipp's und der Sechzehn, allen auswärtigen und republikanischen Wühlereien Trotz bieten und Frankreich den Frieden geben. Doch war die Zeit noch nicht gekommen, hierauf zu hören. Karl ernannte einen neuen Siegelbewahrer und vier Staatssecretäre und erließ alle Verfügungen, ohne des Generalraths zu erwähnen, unter „Im Namen des Königs und da Monseigneur der Herzog von Mayenne Generalstatthalter ist". Obgleich er voraussah, daß der Krieg den Zusammentritt nicht erlauben würde, berief er, um die öffentliche Meinung zu gewinnen, auf den 3. Febr. 1590 die Reichsstände nach Melun. Seine Mäßigung mißfiel sehr den Parisern, die Parteien machten ihm unendlich zu schaffen. Er mußte von neuem zum Schwerte greifen,

zumal Vincennes, Pontoise und Meulan Paris beunruhigten. Im December und Januar nahm er Vincennes und Pontoise, berannte l'Isle Adam und Poissy und griff Meulan an: zu größeren Leistungen bedurfte er spanischer Unterstützung und bewarb sich fortgesetzt darum. Das Erscheinen des Legaten Cajetan, der die Heinrich von Navarra anhängenden Katholiken ihres Eides gegen diesen entbinden sollte, verwickelte noch die verwirrten Verhältnisse. Karl ließ ihm große Ehren widerfahren, begrüßte ihn selbst am 22. Jan. 1590, berieth sich eine Woche lang eingehend mit ihm und suchte ihn in sein Interesse zu ziehen. Meulan hielt sich lange gegen ihn, Heinrich bewirkte die Aufhebung der Belagerung, indem er vor Karl's Augen Poissy erstürmte. Beide Heere standen einander gegenüber, als die Kunde eintraf, das alte Schloß in Rouen sei von den Königlichen überrumpelt worden. Sofort eilten beide in beschleunigten Märschen dahin; als aber das Schloß wieder genommen worden war, ließ Karl seine Truppen an der Seine und ging zu einer Besprechung mit Farnese nach Brüssel. Philipp war mit ihm unzufrieden, weil er seinem Protectorate über Frankreich widerstrebte und ihm keine Städte ausliefern wollte, und sandte ihm jetzt anstatt Geldes Soldaten, 2000 spanische und wallonische Reiter und einiges deutsches Fußvolk; alle Bitten um Geld blieben unerfüllt. Gegen den 10. März war Karl wieder an der Seine und erklärte alle Beamten, die den Eid auf die Union nicht leisteten, für abgesetzt. Er überschritt die Seine bei Mantes, um Heinrich direct zu begegnen; dieser hob die Belagerung von Dreux auf und errang bei Ivry am 14. März einen glorreichen Sieg über den Herzog von Mayenne, der von seiner Umgebung gegen seine Neigung zum Kampfe gedrängt wurde; des Herzogs ganze französische, schweizerische und deutsche Infanterie wurde zersprengt oder gefangen; seine eigene Standarte ging verloren, er entfloh hinter die Eure und ließ hinter sich und seinem Gefolge die Brücke abbrechen, was zum Verderben eines Theils seiner Truppen ausschlug. Bis vor die Thore von Mantes verfolgt, wurde er nach einigem Zögern hier eingelassen, als er den Bearner für todt ausgab. Er wagte nicht, nach Paris zu gehen, wo Tadel ohne Ende seiner wartete, sammelte einige Trümmer seines Heeres, wollte aber weniger als je von einer Verständigung mit Heinrich hören. In Pontoise traf er die dringendsten Maßregeln, indessen Heinrich siegreich vordrang und Paris von allen Verbindungen mit der Normandie abschnitt, sodaß die Hungersnoth unausbleiblich war. In Saint-Denis conferirte Karl mit allen, von denen er Trost und Hülfe erwartete, ermahnte die Pariser, an ihrem Unionseide zu halten, und gab ihnen den intelligenten Herzog von Nemours zum Gouverneur; er bestürmte Philipp um ausgiebigere Unterstützung, bat Sixtus V., endlich sein Versprechen zu halten und Geld zu schicken, und ließ den Parisern seine Familie gewissermaßen als Garantie für seinen Eifer; Meaux, Corbeil und Melun wurden von ihm in Vertheidigungsstand gesetzt und immer wieder Farnese um Hülfe angegangen. Heinrich's Truppen unter Prinz Conti und andern Führern besetzten Karl's Städte Sable, Mayenne, la Ferté Bernard und Châteaudun, überall machten sie Fortschritte. Karl suchte diese durch Unterhandlungen mit Heinrich aufzuhalten, die nicht ehrlich gemeint waren; Heinrich aber war schlau und wies sie zurück. Während er Paris belagerte, starb der König der Ligue am 8. Mai; Karl erfuhr hiervon in Péronne auf der Rückkehr von einer in Condé abgehaltenen Conferenz mit Farnese. Jetzt war seine Rolle eine schwierigere als je, besonders Spanien gegenüber; er wagte nicht, selbst nach der Krone zu greifen, und wollte sie keinem andern überlassen, mochte von keiner spanischen Throncandidatur wissen und verwarf Heinrich von Navarra wie die andern Bourbons; er gab sich alle Mühe, das Interregnum zu verlängern und die Reichsstände hinauszuschieben, weigerte sich, den Spaniern die Hauptplätze an der Somme als Sicherheitsplätze für ihre Hülfstruppen einzuräumen, während Farnese ihm erklärte, vorerst könne er ihm nur 3—4000 Mann zur Verfügung stellen, die Karl über Péronne nach der Champagne führte. Heinrich wollte ihn unterwegs abfangen, Karl erfuhr es und erreichte glücklich Laon, wo ihn Heinrich nicht anzugreifen wagte. Neue Unterhandlungen mit Heinrich blieben erfolglos und das pariser Parlament verbot bei Todesstrafe, von Aussöhnung mit ihm zu reden, obgleich es zur Hälfte dieselbe wünschte; es fürchtete den Fanatismus. Die Noth in Paris stieg und Karl schrieb den Bedrängten am 5. Juli, vor Ende des Monats könne er keinen Entsatz bringen, worauf Saint Denis am 9. an Heinrich überging. Karl zog Verstärkungen an sich und endlich stieß Alexander Farnese am 23. Aug. bei Meaux mit 13—14,000 Mann zu ihm, um mit größter Arroganz aufzutreten und sich als Generalissimus der Ligue über den Herzog zu stellen. Karl und Farnese zogen gegen Paris, worauf Heinrich sofort die Belagerung aufhob und die von Karl in Chartres und Dourdan gesammelten Vorräthe nach Paris gelangten. Farnese und Karl waren bald uneinig, Farnese ließ sich durchaus nicht zu einer Feldschlacht mit Heinrich bestimmen, begnügte sich mit der Wegnahme von Lagny, Charenton und Corbeil und kam nur incognito nach Paris, während Karl hier am 18. Sept. einen feierlichen Einzug hielt. Farnese ließ nur wenig Mannschaft zurück, als er im December von Karl schied und in die Niederlande umkehrte; freilich versprach er, bald mit einem stärkeren Heere wiederzukommen. Karl blieb zurück, gegenüber von allen Seiten auftretenden französischen und auswärtigen Throncandidaten, die alle gleich ihm auf Spaniens Unterstützung hofften; er entfaltete eine große Thätigkeit, die seiner trägen Natur — er stand im Rufe, so viel Zeit zum Essen zu brauchen wie Heinrich IV. zum Schlafen wenig entsprach, lenkte die Bewegungen im Innern und die Beziehungen zum Auslande mit Scharfsinn und sorgte unermüdlich für die Bedürfnisse aller Provinzen, während er für Paris und Rouen fürchtete. Vergebens traf er Anstalten, seinen jungen Neffen Guise (s. Karl, Herzog von Guise) durch Truppen befreien zu lassen. Von dem Papste Gregor XIV., der ganz im Dienste

Philipp's II. handelte, erhoffte Karl Hülfe an Geld und Mannschaft, und dessen Versicherungen lauteten sehr erfreulich. Der Tod des Chevalier von Aumale, des leidenschaftlichen Alliirten der Sechzehn, vor Saint-Denis ließ Karl kalt; sein eigener Versuch gegen Saint-Gobin wurde im Januar 1591 abgeschlagen. Er ließ Meaux stark besetzen, wollte sich La Ferté-sous-Jouarre bemächtigen und Château-Thierry belagern, um einen bedeutenden Erfolg zu erzielen. Seine Popularität nahm sichtlich ab; die Sechzehn lagen mit dem unglücklichen Feldherrn in beständigem Hader; er wollte ihre Bundesgenossenschaft nicht durch die Erneuerung des Generalraths der Union, offenen Krieg gegen Heinrich und ewige Allianz mit Spanien und dem Papste erkaufen; sie verlangten die Entfernung aller zur Mäßigung geneigten Beamten, „der Politiker", aus seinem Staatsrathe, da sie ihnen der Ketzerei und der Aussöhnung mit Heinrich verdächtig schienen, und Karl sah sich hierzu gezwungen, wandte aber möglichst milde Formen an. Während er dem Parlamente sehr schonend begegnete, weigerte er sich, durch ein Edict die Entwaffnung und die Einsperrungen verschiedener Magistrate gutzuheißen, und widersetzte sich der Einführung eines neuen Justizhofs gegen Ketzer und Verräther an Religion, Staat und Hauptstadt. Gebieterisch verlangten die Sechzehn und der spanische Gesandte den Einlaß einer spanischen Besatzung in Paris, Karl ließ es ungern zu und schied als Besatzung 4000 Spanier und Neapolitaner von seinem Heere aus. Chartres, der Kornspeicher von Paris, ging verloren, da Karl keine Hülfe bringen konnte, und die Einnahme von Château-Thierry bot hierfür kein Aequivalent; allgemein verwünschte man Karl im gemeinen Volke. Er ließ durch Villeroi mit Heinrich eine durch die gemeinsame Noth bedingte Abrede treffen, künftighin die Saaten und Aeckerfelder zu schützen. Auf einer Conferenz in Rheims mit den lothringischen Prinzen und den Gesandten Spaniens und Savoyens zeigten Karl und sie keinerlei Neigung, Heinrich anzuerkennen; die Vertreter Spaniens und der Curie forderten laut den Zusammentritt der Reichsstände und eine katholische Königswahl, aber die liguistischen Fürsten wünschten beides nicht, jeder von ihnen hatte einen andern Candidaten für den Thron, meist sich selbst. Man einigte sich nur über die Sendung des Karl ergebenen Präsidenten Jeannin an Philipp II., um ihm die schlimme Lage der Ligue und den Unwerth einer jetzigen Ständeversammlung vorzustellen. Jeannin versprach Karl, Philipp die Candidatur seiner Tochter als unmöglich nachzuweisen und ihn wegen der Candidatur Karl's zu sondiren, sah aber die Nutzlosigkeit bald ein und stand davon ab; Karl hatte bei Philipp keinerlei Aussichten, Philipp kam immer auf die Infantin zurück. Jeannin mußte scheinbar einlenken, um Spaniens unentbehrliche Unterstützung der Ligue zu erhalten; Philipp versprach die Besoldung zweier Heere unter Farnese und Karl und 10,000 Scudi monatlich für Karl, um seine Stellung aufrecht zu halten; aber Jeannin fühlte, daß alles noch auf dem Papiere stehe und fern der Erfüllung sei; seiner Meinung nach thäte Karl am besten, sich mit den katholischen Bourbons oder Heinrich zu benehmen. Trotzdem Karl gegen extravagante Schritte Roms war, mußte er zu seinem Aerger Mai—Juni eine neue Bannbulle gegen Heinrich und Mahnschreiben des Papstes an alle ketzerischen Geistlichen und Laien publiciren lassen, da der Nuntius, der Vicelegat und der spanische Gesandte darauf bestanden; und doch schadeten diese Erlasse Roms Heinrich's Sache nicht im mindesten, sondern fanatisirten nur die Sechzehn und die dreisten Prediger, die Karl überall hemmten. Karl suchte Hülfe, wo immer es sein mochte; um dem Sultan Geschenke machen zu können, ließ er sich in Marseille Vorschüsse geben; er bat um Unterstützung in Savoyen, Toscana, Ferrara und Venedig, schrieb beständig nach Rom, wandte sich an den Kaiser und beschwor die deutschen Fürsten, dem Ketzer Heinrich ihren Beistand zu verweigern. Unter den liguistischen Throncandidaten war ihm der Herzog von Nemours, sein Stiefbruder, am sympathischsten, wenn er von sich selbst absah; von seines Neffen Guise Candidatur wollte er wenig wissen und dessen Flucht erregte in ihm keine Freude; Guise vergalt diese Kälte mit Mangel an Liebe und conspirirte bald mit den Sechzehn, während der Herzog von Mercoeur, ein anderer Guise, in der Bretagne sich unabhängig zu machen trachtete; so bereitete die eigene Familie dem Generalstatthalter neue Sorgen, indessen Philipp's Aussichten, von den Sechzehn warm gehegt, bedeutend stiegen und die Sorbonne ihn als „Galliae Protector" begrüßte.

In seinem Beginnen gegen Compiègne unglücklich, stellte Karl in Rouen die Ruhe her; seine Bemühungen, von Farnese Truppen zu erhalten, blieben erfolglos; sein Handstreich auf Mantes mißglückte, er wagte keine Schlacht gegen Heinrich und Noyon fiel in dessen Gewalt. Nach Paris heimgekehrt, mußte Karl von den Sechzehn und den Ihren Spott und Tadel hören, auch „die Politiker" ersparten ihm solchen nicht; man sagte, er verstehe nur den Krieg mit Flaschen. Er besuchte die wichtigsten liguistischen Plätze in der Picardie und Lothringen, kam in Verdun im September mit dem Herzoge Karl von Lothringen zusammen, einigte sich mit ihm zu gemeinsamem Handeln und zog die armselige päpstliche Hülfsarmee an sich, konnte aber nicht hindern, daß Heinrich sich mit seinen Alliirten verband. Er ging in die Picardie und postirte sich in Laon. Seine Differenzen mit den Sechzehn hatten einen immer gehässigeren Charakter angenommen; dieselben bedrohten ernstlich seine Autorität, liebäugelten frech mit Spanien und den päpstlichen Vertretern in Paris und Karl hatte nicht die Macht, ihren Umtrieben zu steuern. Jetzt erfuhr er aus aufgefangenen Briefen, daß sie und die Sorbonne Philipp die Krone entgegentrugen, und die Herzogin von Guise berichtete ihm selbst in Laon von dem in Paris waltenden Terrorismus, dem die bedeutendsten Führer der Gemäßigten oder „Politiker", Brisson, Larcher und Tardif am 15. Nov. zum Opfer gefallen waren. Die spanische Garnison trat freilich den Terroristen rasch in den Weg und die Bürgergarde wehrte sich ihrer Haut, das Parlament protestirte feierlich gegen

die Blutthaten und alle Besonnenen im Volke verdammten die Excesse der Sechzehn, die Karl selbst zu tödten gedachten. Karl fand es nöthig, nach Paris zu eilen, überließ das Heer seinem Neffen Guise, den er somit von Paris und den Sechzehn fern hielt, und erschien mit vier Regimentern und 700 Cavalieren am 28. in Paris, ohne daß jemand den Dolch gegen ihn zückte. Der wildeste Prediger wollte ihm einreden, alle Vorfälle seien nur in seinem Interesse und zum allgemeinen Wohle unternommen worden; er aber sondirte das Terrain diplomatisch und griff seit dem 1. Dec. zur Gewalt, erzwang die Uebergabe der Bastille, stellte das zersprengte Parlament wieder her, verurtheilte neun Rädelsführer zum Tode, dem aber fünf entrannen, ließ die vier hängen, zwang alle Officiere der Stadt zum Eide des Gehorsams, ermahnte die Sorbonne zur Mäßigung und verzieh die Unthaten vom 15. bis 17. Nov. unter strengem Verbote jeder Privatvereinigung; der Rath der Sechzehn wurde definitiv cassirt und Karl's Macht schien fester begründet als je; verabscheuten ihn die Fanatiker und Philipp's Söldlinge in der Hefe, so hingen ihm die Gemäßigten und Wohlhabenden an, was er dazu benutzte, sie durch Versprechungen an sich zu ketten. Am 13. Dec. ging er wieder zum Heere, aber hinter ihm blieben erbitterte Feinde zurück, vor allen der Prediger Boucher, „der wahre König der Ligue", mit dem Philipp II. wegen der Thronaussichten seiner Infantin wie mit seinesgleichen unterhandelte. In Paris befehdeten sich die Parteien Karl's, der mit Spanien verschworenen Sechzehn und der Politiker, welche für Heinrich sprachen und täglich wuchsen. Heinrich belagerte Rouen; Karl sandte seinen Sohn Aiguillon, titulären Gouverneur der Normandie, am 4. Oct. hin und vereinigte sich in Guise am 21. Dec. mit den Truppen, die Farnese herbeiführte, während der neue Papst Gelder versprach. Alsbald brachen Streitigkeiten zwischen Karl und Farnese aus, zu denen weitere zwischen Farnese und dem päpstlichen General und zwischen Karl und Guise kamen; Karl wollte den Spaniern La Fère in der Picardie nicht als Sicherheitsplatz und Depôt überlassen, mußte aber nachgeben; die Spanier forderten schleunige Berufung der Reichsstände und Wahl eines katholischen Königs und verhehlten nicht, daß sie die Krone für die Infantin erstrebten, wogegen sich Karl's Patriotismus bäumte. Während dieser Unterhandlungen ließ er Villeroi mit dem Vertrauten des Cardinals Karl (s. d.) von Bourbon, des Hauptes der dritten Partei, dem Abte von Bellosane, unterhandeln, um diese Gruppe zu sich herüberzuziehen, und Jeannin, der mit Farnese conferirte, billigte diesen Versuch, um Philipp und Heinrich vom Throne ausgeschlossen zu sehen, falls letzterer Ketzer bliebe; die Verhandlungen mit Bellosane blieben jedoch resultatlos und die mit Farnese verzögerten den Fortgang des Kriegs. Sehr langsam kam endlich das vereinigte 30,000 Mann starke Heer Farnese's und Karl's nach der Normandie. Nach dem glücklichen Gefechte bei Aumale nutzten Farnese und Karl den Erfolg nicht aus, sondern nahmen an der Somme Posto, um bei Gelegenheit auf Rouen zu marschiren; endlich zogen sie dahin und zwangen Heinrich, die Belagerung von Rouen aufzuheben, in welche Stadt Karl und sein Neffe Guise am 20. April 1592 einzogen. Hierauf wandte sich das Heer unter Karl und Farnese gegen Caudebec, Farnese wurde verwundet und Karl leitete die Operationen allein; Caudebec mußte capituliren. Karl zog auf Yvetot, um das Land bis ans Meer zu unterwerfen, Heinrich aber eilte ihm nach und schlug ihn in fünf Gefechten; Farnese zog tödlich verwundet über Saint-Cloud nach den Niederlanden heim, um sein Heer vor der Vernichtung zu retten; der mit ihm überworfene Karl kam krank nach Rouen, mußte über einen Monat hier der Ruhe pflegen und seine Soldaten dabei im Zaume halten. Wiederum unterhandelte er aus Widerwillen gegen Spaniens Anmaßungen durch Villeroi mit Heinrich, wiederum ohne Erfolg, da er enorme Forderungen stellte; den Spaniern versprach er, ohne es ehrlich zu meinen, die Einberufung der Reichsstände zum 15. Juni, um dann die Königswahl zu regeln. Klugerweise suchte er dem Papste Clemens VIII. zu gefallen, um sich an ihm einen Halt gegen Spanien und einen Alliirten gegen Heinrich zu verschaffen, und wie Clemens erklärten Karl und alle katholischen Herren der royalistischen Partei Heinrich's Conversion als erste Bedingung. Gegen Karl wuchs das Mistrauen in der eigenen Partei zusehends; seine Verhandlungen mit Heinrich waren nicht geheim geblieben, der Anhang der Sechzehn rüttelte an seiner Stellung und suchte ihn verächtlich zu machen. Eben genesen, nahm Karl Pont-Audemer weg; vergebens erwartete er neuen Zuzug aus den Niederlanden und hoffte, den Lauf der Marne Heinrich streitig zu machen; er nahm Crépy en-Valois, beständig sein Auge auf Paris richtend. Hier drohten ihm „die Politiker" und das Parlament abtrünnig zu werden und über ihn hinaus mit Heinrich abzuschließen, und um Herr der Lage zu bleiben, traf der Generalstatthalter am 24. Oct. in Paris ein. Drei Tage später sprach sich ihm gegenüber die Rechnungskammer für den Frieden mit Heinrich aus; Karl ließ zwar im Parlamente die Vollmachten des neuen Legaten in Bezug auf eine katholische Königswahl einregistriren, duldete aber am 30. Oct. die heftigsten Angriffe auf die Sechzehn, die Prediger und Spaniens Anhang. Er war für einen Mittelweg, aber die Umstände erheischten das Bekenntniß entschiedener Farbe, eine lavirende Politik war nicht am Platze. Von allen Seiten wurde seine Situation erschwert; er aber zauberte in unfaßbarer Weise. Der Tod Farnese's befreite ihn von einem furchtbaren Rivalen, neben dem er in nichts zu zerfallen drohte. Karl berief jetzt die Reichsstände auf Januar 1593 zusammen und ließ am 5. Jan. eine Erklärung an Heinrich's katholischen Anhang publiciren, worin er in sehr ruhigem Tone die Spaltung der Katholiken beklagte, sie an die Nothwendigkeit eines katholischen Monarchen erinnerte, sie beschwor, sich von den Ketzern zu trennen und Deputirte nach Paris zu senden, um mit der Union Maßregeln zum Heil von Staat und Kirche zu treffen. Dieser Mäßigung gegenüber stachen die pamphletartigen Schreiben des Legaten u. a. sehr ab. Karl's Handstreich, um Heinrich

in La Roche-Guyon bei der schönen Gabriele aufzuheben, scheiterte am 4. Jan., Intriguen ohne Zahl kreuzten einander, bis die Reichsstände am 26. Jan. unter dem Vorsitze Karl's im Louvre eröffnet wurden. Karl saß unter dem Thronhimmel, neben ihm sein Sohn Emanuel, sprach sehr unsicher und schien einer Ohnmacht nahe. Der Legat und der spanische Gesandte wollten ihn bestimmen, die Reichsstände müßten schwören, nie mit Heinrich zu unterhandeln, auch wenn er Katholik würde, was aber abgelehnt wurde. Heinrich's Erklärungen waren höchst gewandt abgefaßt, wurden den Ständen vorgelegt und zur Erwägung zugelassen; die Majorität war weder gewillt, sich dem päpstlichen Machtgebote noch den Befehlen Karl's blind zu fügen. Für Karl erschien es in hohem Grade wichtig, sich mit der erwarteten spanischen Gesandtschaft unter dem Herzoge von Feria zu einigen, ehe sie nach Paris käme, und sie auch hoffte davon für sich das Beste; Karl versicherte sich, daß die Stände in seiner Abwesenheit nichts über die Königswahl entschieden, ging am 8. Febr. Feria, der einige Truppen unter Mansfeld mitbrachte, nach Soissons entgegen und suchte zu verhüten, daß Guise an die Spitze des Heeres trete und durch eine glänzende That die Popularität seines Vaters erneuere. Karl und Feria missfielen einander gründlich; Karl begegnete lauter Hoffart und sehr wenig Neigung zu thatkräftiger Unterstützung; die Spanier bestanden auf der Abschaffung des Salischen Gesetzes und auf der Wahl der Infantin. Karl war anfänglich gewillt, die Unterhandlungen abzubrechen, es kam zu heftigen Auftritten, bis der spanische Diplomat Tassis vermittelte. Da Karl die französische Krone nicht gegen Abtretung von Provence und Picardie erlangen konnte, so versprach er, die Ansprüche der Infantin zu unterstützen, wogegen er bis zu ihrer Ankunft Generalstatthalter bleiben, die Statthalterschaft von Burgund erblich, unter Vorbehalt der Hoheitsrechte der Krone, und die Statthalterschaft der Normandie auf Lebenszeit erhalten sollte; Philipp versprach ihm 200,000 Scudi Rente, die auf die Kronfonds sicher gestellt wurden, 600,000 als Ersatz für sein im Kriege verbrauchtes Privatvermögen, 100,000 zur Vertheilung an die Deputirten der Reichsstände, 40,000 zur Verwendung in Burgund, volle Bezahlung seiner großen Schulden, die er innerhalb und außerhalb Frankreichs seit Beginn der Wirren contrahirt hatte, und aller dringlichen Ausgaben, und nach Ankunft der Infantin eins der ersten Reichsämter; die Truppen Mansfeld's wurden ihm unterstellt. Karl verpflichtete sich mit Brief, Siegel und Fürstenwort, alles aufzubieten, was in seiner Macht stehe, um die versammelten Stände zur Wahl der Infantin Isabella zu bestimmen, zumal ihm diese das wirksamste Mittel zur Ausrottung der Ketzerei, zur Erhaltung der heiligen römischen Kirche und zur Wiederherstellung des Reichs im alten Zustande scheine. Feria und Karl erneuerten die gegenseitigen Zugeständnisse schriftlich und Karl verpflichtete sich mündlich, seine Stimme unverzüglich der Infantin zu geben. Aber Karl traute den Spaniern nicht und war keineswegs entschieden, sein Wort zu halten. Jetzt trennte er sich von Feria, der nach Paris ging, und wandte sich mit Mansfeld, etwa 10,000 Mann stark, gegen Noyon, während die Reichsstände unablässig seine Ankunft in Paris verlangten. Heinrich konnte Noyon keine Hülfe bringen, es capitulirte zwar am 30. März, aber das liguistische Heer war im Kampfe, durch Desertion und Elend so zusammengeschrumpft, daß es Heinrich gegenüber nichts mehr wagen konnte; Mansfeld ging an die Grenze zurück. Karl sah, wie ungenügend Spaniens Hülfe sei, und immer wieder setzte er seine Hoffnungen auf Clemens VIII., suchte ihn in sein Interesse zu ziehen, ließ ihn durch den Bischof von Lisieux und Desportes, seine Geschäftsträger, bearbeiten und wollte durch ein Breve den Reichsständen als König empfohlen werden, wogegen das Tridentiner Concil und die Inquisition in Frankreich eingeführt werden sollten; Clemens lehnte es jedoch ab, eine Candidatur zu verfechten, und rieth Karl, Spaniens Hülfe zu suchen.

Trotz des Wüthens der Prediger und der Sechzehn erwirkten die Royalisten und die „Politiker" eine Conferenz in Suresnes, um den Versuch eines Friedens in Frankreich zu machen; Karl wohnte derselben nicht an, besprach sich in Rheims mit Herzog Karl von Lothringen und andern Fürsten seines Hauses und sandte Vertreter nach Suresnes, doch scheiterten die Verhandlungen nach mehrwöchentlicher Dauer. Ziemlich unvermuthet traf Karl am 6. Mai 1593 in Paris ein, von Guise, Aumale und Elbeuf begleitet; alsbald ließ ihn Heinrich durch Schomberg bestürmen, keinen andern als ihn wählen zu lassen, und die Spanier forderten von ihm die Erfüllung seines in Soissons verpfändeten Wortes; die Sechzehn und alle Exaltirten entfremdeten sich ihm völlig. Am 10. Mai kündigte er den Reichsständen officiell an, Feria habe ihnen etwas mitzutheilen; eine Commission hörte dessen Anerbieten an, am 28. Mai ließ Karl die Propositionen vorlesen und am 29. vernahmen die Stände mit eisiger Kälte die spanischen Thronansprüche; bei weitem die meisten Liguisten und die pariser Parlamentsräthe sprachen sich entschieden gegen jede Fremdherrschaft aus. Karl's Vertagungs- und Lavirpolitik schien die erwünschten Früchte zu tragen, alles blieb beim Alten, er war nach wie vor der erste Mann der Ligue; auch that er alles, um die Vermählung der Infantin mit seinem Neffen Guise zu hintertreiben, denn er war zu eifersüchtig, um ihn über sich steigen zu lassen; wichtiger als die Königswahl sei, wie er den Spaniern sagte, Geld und Mannschaft; mit Heinrich wollte er vorerst Waffenstillstand. Heinrich trat zur katholischen Kirche über und schloß einen dreimonatlichen Waffenstillstand mit der Ligue ab. Karl sah höchst ungern diese Wendung, die seinem Egoismus verderbenbringend war, und hoffte, der Papst werde seine Ratification verweigern, denn im Abschlusse des Friedens sah er auch den Abschluß seiner Rolle. Darum drängte er die Reichsstände dazu, das Tridentiner Concil für Frankreich anzunehmen, und wollte seinem Ehrgeize die gallikanischen Freiheiten und einen Theil der nationalen Souveränetät opfern. Mit diesem traurigen Acte schlossen die Reichsstände ihre Thätigkeit ab; hatten sie sich geweigert, Frankreich an Spanien auszuliefern,

so gaben sie es Rom preis; hatte Karl dem Legaten und den Spaniern versprochen, die Versammlung zusammenzuhalten, so bewilligte er jetzt dreimonatliche Urlaube, schwur am 8. Aug. mit den Ständen gemeinsam, man wolle zur Vertheidigung der Religion und zur Wiederherstellung des Königthums vereint bleiben, den heiligen Decreten und Ordonnanzen des Papstes unweigerlich gehorchen; dann reisten die meisten Deputirten heim. Als ein kleiner Theil später wieder zusammenkam, war die Reichsversammlung nur ein Phantom, das sich um Weihnachten 1593 ganz verflüchtigte. Karl klammerte sich, während Heinrich immer neue Erfolge errang, an seine zerbröckelnde Machtstellung; bald wandte er sich an den Papst, bald an Spanien; er unterließ, obwol er wiederholt mit Heinrich unterhandelte, nichts, um dessen Aussöhnung mit dem Papste unmöglich zu machen, und lebte der thörichten Hoffnung, Philipp werde von seinem Neffen Guise absehen und, da er selbst die Scheidung von seiner Gemahlin um der Krone willen verwarf, seinen Sohn Heinrich, mit der Infantin vermählt, auf den Thron erheben lassen. Dabei wünschte er die Verlängerung des Waffenstillstands mit Heinrich IV., um ungestörter gegen ihn arbeiten zu können; dieser aber durchschaute ihn und lehnte sie ab, während der Abfall von Karl zu ihm allerwärts begann, Spanien alle Schuld an der Desorganisirung der Ligue auf Karl warf und Heinrich's Krönung in Chartres ungeheuern Eindruck auf die Franzosen zu Ungunsten der Ligue machte. Erschreckt näherte sich Karl den Sechzehn und den Predigern, verbannte einige Politiker, wechselte den Gouverneur von Paris, aber der neue sann sofort auf die Uebergabe von Paris an Heinrich IV. Karl versicherte den Führern des Parlaments, er werde niemals spanisch handeln und wünsche mehr als jeder ehrenvollen Frieden, und das Parlament sprach für die Ausweisung der spanischen Besatzung. Man wunderte sich nicht wenig, als Karl, anstatt alles an die Behauptung von Paris zu setzen, sich mit seiner Familie am 6. März 1594 nach Soissons begab, um spanische Hülfstruppen unter Mansfeld an sich zu ziehen. Am 22. März zog Heinrich IV., ohne Widerstand zu finden, in Paris ein. Das Parlament schlug sich völlig auf seine Seite, annullirte am 30. März alle seit dem 29. Dec. 1588 zum Nachtheil des königlichen Ansehens und der Gesetze erlassenen Verfügungen, widerrief die Verleihung der Würde eines Generalstatthalters an Karl, verbot bei Strafe der Majestätsbeleidigung, ihn länger als solchen anzuerkennen, befahl ihm und seiner Familie den Rücktritt von der Ligue (Union) und die Anerkennung Heinrich's IV. als allein legitimen Königs. Karl's Rolle als Haupt Frankreichs war vorüber und im ganzen kläglich abgespielt. Er hielt sich aber noch in Laon, Soissons und Noyon, auf die Spanier in La Fere gestützt; auch andere Gebiete waren noch in den Händen von Ligisten; auf die Herzoge von Aumale, Guise und Lothringen konnte er nicht bauen, da sie ohne Einverständniß mit ihm waren; mit den Spaniern war er in Zwist, denn beide Theile wälzten einander alle Schuld und Verantwortung zu. Der Papst war unschlüssig, ob er nicht Heinrich IV. anerkennen sollte, Feria konnte sich in Laon mit Karl nicht einigen, weil dieser es verschmähte, ein baares Werkzeug Philipp's zu werden, und reiste ab. Karl ging selbst nach Brüssel, um vom Erzherzoge Ernst Beistand zu fordern; zwar entging er der von Feria u. A. Ernst vorgeschlagenen Verhaftung als „Verräther" und sog einen wilden Grimm gegen diese Alliirten ein, mußte aber froh sein, eine kleine Truppenzahl unter Mansfeld zu erlangen, mit der er freilich zu schwach war, um Laons Capitulation (2. Aug.) zu verhüten. Infolge derselben fielen auch Château-Thierry, Péronne, Roie, Montdidier, Doulens, Amiens, Beauvais und Noyon Heinrich zu; die Herzoge von Guise und Elbeuf traten zu ihm; nur Soissons, Ham und La Fère leisteten noch Widerstand. Karl hoffte abermals auf Spanien, welches Besitz von La Fere ergriff, ging wieder nach Brüssel, wies Heinrich's IV. Anerbietungen als nicht glänzend genug von sich, machte große Forderungen an den Erzherzog-Statthalter, erlangte aber nicht, was er wollte, und verließ misvergnügt im October Brüssel. Sein Vetter, der Herzog von Lothringen, hatte sich mit Heinrich IV. versöhnt und wollte ihn nicht aufnehmen. Er ließ Besatzung in Soissons und ging nach Burgund, um sich in seiner Statthalterschaft zu behaupten, November 1594; aber auch hier war große Neigung zur Aussöhnung mit Heinrich IV. und Abneigung gegen ihn. Heinrich IV. theilte ihm aufgefangene Depeschen Feria's mit, der ihn bei Philipp herabzusetzen suchte, worauf Karl in heftigster Weise die Minister bei Philipp angriff und letzteren bat, seinen Zweikampf mit Feria zuzulassen. Karl war jetzt bereit, Heinrich anzuerkennen, wenn er ihm Burgund als erbliche Statthalterei überließe und eine Million in Gold zur Zahlung seiner Schulden gäbe; aber Heinrich wies ihn ab. Mit Schrecken sah er, wie ein Platz Burgunds um den andern überging; der Connétable von Castilien, Don Velasco, brachte zwar 10,000 Spanier zu Hülfe, konnte sich aber nicht mit Karl vertragen, ließ es zu, daß der Marschall Biron siegreich vordrang, deckte nur die Franche-Comté und rührte sich nicht für Burgund und Karl. Nach dem Falle von Dijon und der Niederlage von Fontaine-Française besaß Karl von Burgund nur noch Chalon, und dachte bereits daran, sich nach seiner piemontesischen Grafschaft Sommariva zurückzuziehen, um von da aus die Spanier, welche noch seine Generalstatthalterwürde anerkannten, nochmals um Beistand zu ersuchen; erbittert trennte er sich von Velasco und zog sich nach Chalon zurück. Nachdem sich Heinrich IV. mit dem Papste ausgesöhnt und Absolution empfangen hatte, blieb für Karl kein plausibler Grund zur Opposition mehr; als Vorbereitung zur Unterwerfung konnte der Waffenstillstand auf drei Monate gelten, den der König in Lyon mit ihm und seiner Partei am 25. Sept. abschloß. Jeannin unterhandelte nun mit Heinrich über die Vergleichsbedingungen, Gabriele d'Estrées verwandte sich bei dem Könige gütig für Karl, der ihren Kindern seine treue Protection versprach, Karl räumte die Citadelle von Dijon den Königlichen und beschloß, wieder ein Unterthan zu werden, da alle

Wege, mehr zu sein, verschlossen waren und er völlig isolirt stand. Durch das Edict von Folembray vom 31. Jan. 1596 wurde Karl und seinem Anhange als Preis ihrer Unterwerfung volle Amnestie für die Vergangenheit ertheilt; Karl behielt auf sechs Jahre als Sicherheitsplätze Soissons, Châlon-sur-Saône und Seurre; der König versprach, bis zum Belauf von 350,000 Thalern Kapital und 27,650 an rückständigen Zinsen Karl's Schulden zu bezahlen und mit den andern Kronschulden alle Summen zu begleichen, welche Karl als Parteichef im eigenen Namen für die fremden Truppen gemacht habe; Karl verzichtete auf die Statthalterschaft Burgunds und in einem Geheimvertrage bewilligte der König seinem älteren Sohne die Statthalterschaft der Isle-de-France ohne Paris, die Oberkammerherrenwürde und die Pairie als Herzog von Aiguillon; Karl bekam alle Güter zurück, sein Anhang blieb in allen von Karl erhaltenen Stellen und Würden; der König sprach Karl und alle fürstlichen Mitglieder der Ligue von jeder Schuld an der Ermordung Heinrich's III. frei. Fast der ganze Anhang Karl's unterwarf sich alsbald. Von nun an suchte Karl, seine ehrgeizigen Pläne begrabend, seine Ehre darin, der beste Rath und Diener seines glücklicheren Nebenbuhlers zu werden, und war vielleicht am achtbarsten in seinem Leben in dieser Rolle des Besiegten. In einem langen, demüthigen Schreiben entschuldigte er sich, was er besser unterlassen hätte, bei Philipp II. wegen seines Abkommens mit Heinrich IV. Sofort nach Abschluß des letzteren eilte er zu Heinrich nach Monceaux-en-Brie, Gabrielen's Schloß, fand den huldreichsten Empfang und schwur Unterthanentreue. Karl blieb unwandelbar treu, ließ dadurch alle bittern Rückerinnerungen des Königs verschwinden und erlangte die Achtung von Katholiken und Protestanten; der Führer der Ligue wurde zum echten Patrioten und steten Gefährten des Königs; er galt am Hofe als Muster von Erfahrung und Edelsinn; Heinrich frug ihn in allen wichtigen Dingen um Rath. Da die von diesem gezahlten Summen nicht zur Deckung von Karl's Schulden hinreichten, griff letzterer sein Vermögen dazu an und schränkte sich ein; im Juli 1599 trat er seinem Sohne die Oberkammerherrenwürde ab und lebte, sehr schwerfällig und gebrechlich werdend, am liebsten in Soissons; seine Söhne bereiteten ihm großen Kummer. Im J. 1596 begleitete Karl den König zur Belagerung von La Fere, welches bald capitulirte, und zu dem unfruchtbaren Unternehmen nach Calais, 1597 zur Belagerung von Amiens, wo er bedeutende Dienste leistete und den Sieg geradezu entschied; niemand unterstützte Heinrich so eifrig bei der Vertreibung der Spanier aus Frankreich wie der einstige Anhänger Spaniens. Im Februar 1599 vermählte er seine Tochter Katharina mit Karl von Gonzaga, dem reichen Herzoge von Nevers, und dessen Schwester Henriette mit seinem Sohne Heinrich, doch starb Henriette kinderlos schon 1602.

Seiner Gemahlin Maria empfahl der Monarch den alten Herzog von Mayenne stets als treuesten und bewährtesten Diener, und als er 1608 erkrankte, bestimmte er, Karl solle ihr erster Regentschaftsrath werden; am 20. März 1610 berief er ihn in den Regentschaftsrath, welcher während seiner Abwesenheit im Felde Maria zur Seite stehen sollte. Da traf im Mai 1610 Ravaillac's Dolch den großen König. Trotz seiner Schwäche eilte Karl herbei, um Maria zur Seite zu stehen und ihre schwankende Stellung zu befestigen. Er wies die misvergnügten Großen auf ihre Pflicht hin, beschnitt die Habgier der Höflinge und hütete sorgsam die Staatsgelder; streng trat er gegen die nach Ketzerverfolgung lüsternen Jesuiten auf und human schützte er die Reformirten 1610 und 1611 gegen jede Beeinträchtigung; 1611 unterstützte er im Rathe Maria's den Vorschlag, den reformirten Genfern gegen den Herzog von Savoyen Hülfe zu bieten. Wo er konnte, wirkte er versöhnend ein; selbst vom Krankenbette aus behielt er die Staatsgeschäfte im Auge und gab Maria weise Rathschläge. Im Sommer 1611 folgte er ihr nach Fontainebleau, im September d. J. kehrte er ganz erschöpft nach Soissons zurück, unternahm trotzdem eine Pilgerfahrt zu Notre-Dame de Liesse bei Laon und wurde nach seiner Rückkehr nach Soissons so krank, daß er das Zimmer nicht mehr verlassen konnte. Er erlag der Gicht am 4. Oct. 1611; seine Witwe folgte ihm schon am 14. Oct. d. J. in das Grab nach; beide ruhen im Dome von Soissons. Karl's älterer Sohn Heinrich, Herzog von Aiguillon, dann von Mayenne (geboren am 20. Dec. 1578), starb kinderlos am 17. Sept. 1621 an den Folgen einer vor Montauban erhaltenen Wunde; der jüngere, Karl Emanuel, Graf von Sommariva (Sommerive) (geboren am 19. Oct. 1581), starb im August 1609 in Neapel; die zweite Tochter Renata heirathete 1613 Maria Sforza, Herzog von Ognano, Grafen von Santa-Fiore und starb am 23. Sept. 1638 als letzte Mayenne, denn ihre Schwester Katharina (s. oben) war schon 1618 gestorben.

Vgl. Mémoires de la Ligue (sechs Bände, Amsterdam 1758); Histoire de la vie et trespas du duc Charles de Mayenne (in den Archives curieuses de l'histoire de France, Serie 1, Bde. XII und XV); Mémoires de Sully (Bde. I—III, Paris 1745); Pérau, Vie du duc de Mayenne; René de Bouillé, Histoire des ducs de Guise (Bde. II—IV, Paris 1849—1850); J. de Croze, Les Guises, les Valois et Philippe II. (2 Bde., Paris 1866); Forneron, Les ducs de Guise et leur époque (2 Bände, Paris 1877); Henri Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bde. IX und X, Paris 1865); von Ranke, Französische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert (4. Aufl., Bde. I und II [Gesammelte Werke VIII und IX], Leipzig 1876). (*Arthur Kleinschmidt.*)

c[a]) KARL AMADEUS von Savoyen, Herzog von Nemours (und Aumale). Als zweiter Sohn Herzogs Heinrich I. von Nemours aus dem Hause Savoyen und Anna's von Aumale am 12. April 1624 geboren, verlor Karl Amadeus 1632 und 1638 die Aeltern, wuchs am pariser Hofe auf und wurde durch den Tod seines älteren Bruders Ludwig am 16. Sept. 1641 Herzog von Ne-

mours und Aumale. Die kleine Apanage in Savoyen bedeutete der Machtstellung in Frankreich und der Verwandtschaft mit den Häusern Lothringen und Guise gegenüber wenig, die französischen Interessen überwogen durchaus die italienischen. Tapfer, witzig, gewandt, angenehm im Umgange, heiter und lebensfroh, machte sich Karl Amadeus beliebt und geachtet, obgleich ihm Unbeständigkeit in der Freundschaft und noch mehr in der Liebe vorgeworfen werden durfte. Am 11. Juli 1643 bereits heirathete er die um zehn Jahre ältere Tochter des Herzogs Cäsar von Vendôme, Bastards König Heinrich's IV., Elisabeth von Vendôme, die ihm eine Mitgift von 900,000 und eine Leibgedingsrente von 20,000 Livres zubrachte. Diese Ehe führte ihn in nähere Verbindung mit dem Königshause und gab seiner großen Ehrsucht neue Nahrung, die bei seinem Mangel an Besonnenheit, an Ruhe und Kaltblütigkeit für ihn verhängnißvoll wurde. Als Freiwilliger machte er mehrere Feldzüge bei der Nordarmee mit, ohne ein Commando zu führen, wurde 1646 bei Mardijk am Schenkel verwundet, was seinen Freunden und weit mehr den Freundinnen großen Kummer bereitete. Seit 1648 nahm er an den Ränken der Großen theil, die sich besonders gegen den Cardinal-Premierminister Mazarin richteten, und als ihm Mazarin Gnadenbezeigungen verweigerte, die er beanspruchte, überwarf er sich Ende 1649 mit ihm in heftiger Weise. Mit dem Prinzen von Condé befreundet, der im Januar 1650 von Mazarin gefangen gesetzt wurde, ließ er sich leicht von dessen und seiner Geliebten, der Herzogin-Witwe von Châtillon, bewegen, einen Plan zur Befreiung Condé's und seiner Gefährten aus dem Schlosse Marcoussy zu machen; er versammelte den unzufriedenen Adel in Paris, seine Gemahlin trat der Verschwörung gegen Mazarin bei, führte derselben ihren Bruder, den Herzog von Beaufort, durch seine Geliebte, die Herzogin von Montbazon, zu und die Pfalzgräfin Anna Gonzaga gewann dafür den Coadjutor des pariser Erzbischofs, Paul von Gondi, und den Herzog von Orléans. Karl Amadeus las die Uebereinkunft bei der nächtlichen Begegnung der neuen Fronde, wie sich die Verschwörung nannte, vor und verschwieg dabei auf Verabredung seinem Schwager Beaufort mehrere Bedingungen, z. B. die Heirath des Prinzen von Conti mit Mademoiselle de Chevreuse, weil Beaufort als Klatscher bekannt war; sobald Beaufort bemerkte, er sei hintergangen worden, warf er unversöhnlichen Haß auf Karl Amadeus. Condé wurde freigegeben, Mazarin verließ Frankreich und ging nach Brühl. Der unzufriedene Adel aber beharrte in seiner Misstimmung gegen die Königin-Regentin Anna und fürchtete Mazarin's baldige Rückkehr; auch nach des Königs Volljährigkeitserklärung im September 1651 wurde die Stimmung keine andere. In Chantilly beriethen sich „die neuen Frondeurs", um Condé geschart, ob Aussöhnung, ob Krieg! und die Entscheidung fiel für den Krieg aus; Karl Amadeus sprach auch dafür, angespornt durch die Herzoginnen von Longueville und von Châtillon. In Montrond hielt Condé einen Rath ab, dem Karl Amadeus anwohnte; die Herzogin von Longueville schloß hier ein besonderes Bündniß mit dem Prinzen von Conti, den Herzogen von Nemours und Larochefoucauld und dem Präsidenten Viole, worin sich die Contrahenten verpflichteten, allein bei dem Kampfe auszuhalten, falls Condé sie verlassen und sich mit dem Hofe aussöhnen würde; diese Pression verfehlte ihre Wirkung auf Condé nicht und er zog das Schwert, wie es die Dränger wollten, denen er die Verantwortung zuschob. Am 16. Sept. 1651 ging Karl Amadeus von Montrond nach Bourges, mit ihm die Herzogin von Longueville und der Prinz von Conti. Sobald aber der königliche Hof sich anfangs October näherte, ergriffen die Einwohner von Bourges die Waffen gegen die Prinzen; diese konnten ihnen und den königlichen Truppen nicht widerstehen und zogen sich nach Montrond zurück. Eben in Bourges eingezogen, redigirte der königliche Kronrath am 8. Oct. eine Erklärung, wonach Conti, die Herzogin von Longueville, Karl Amadeus, der Herzog von Larochefoucauld und ihr Anhang der Majestätsbeleidigung schuldig befunden wurden. Condé begann Unterhandlungen mit Anna, der Königin-Mutter, und mit Mazarin durch Frau von Puisieux und verlangte für Karl Amadeus die Statthalterschaft der Auvergne, doch führten die Verhandlungen zu keinem Resultate. Als die königlichen Truppen sich Montrond näherten, verließen Karl Amadeus, die Prinzessin von Condé und die Herzogin von Longueville sofort den Platz und stießen in Bordeaux zu Condé. Letzterer sandte Karl Amadeus nach Stenay, um die Reste der alten Regimenter Condé's zu sammeln und ein spanisches Corps in Cambray damit zu vereinigen; zwischen Seine und Loire sollte er mit den Truppen des Herzogs von Orléans zusammenstoßen. Durch spanische Diversionen war sein Weg gedeckt, Orléans setzte auf ihn seine Haupthoffnung. Etwa 8000 Mann stark, kam Karl Amadeus durch die Picardie heran; der Herzog von Sully lieferte ihm Mantes aus, Karl Amadeus überschritt die Seine am 3. März 1652, obwol von königlichen Truppen heftig verfolgt; anstatt aber rasch vorzurücken und sich mit seinem Schwager Beaufort, der Orléans' Soldaten befehligte, zu vereinigen, um die schwächeren königlichen Truppen zu vernichten, kam er am 5. März nach Paris und begab sich, während sein Heer auf Houdan zog, mit 500 Reitern ins Luxembourg. Er und sein General Baron Clinchamp wollten sich vor allem in Paris amusiren, leichtfertig wie sie waren, und sich die zur Zusammenhaltung ihrer Truppen unentbehrlichen Gelder verschaffen. Die Herzogin von Montpensier und die Bürger gaben ihnen Bälle und feierten sie als Wiederhersteller der Freiheit, aber außer Vergnügen erreichten Karl Amadeus und Clinchamp nichts und ihre Truppen schwanden mittlerweile zusammen; Karl Amadeus' Söldner liefen theilweise davon und die Generale waren uneinig. Am 13. März verließ Karl Amadeus Paris, um sich mit Beaufort zu vereinigen, und bei Chartres verabredeten sie einen Feldzugsplan; alsbald aber geriethen sie in bittersten Zwist; Karl Amadeus hatte Condé versprochen, die Loire zu überschreiten, Montrond zu entsetzen und in Guyenne zu Condé zu stoßen, was Beaufort verwarf, und Beaufort überhob sich als Vertreter

Orléans' dermaßen gegen Karl Amadeus, daß dieser tief verletzt wurde. Beaufort und Karl Amadeus waren sehr mittelmäßige Generale. Die Herzogin von Montpensier berief einen Kriegsrath in eine Vorstadt von Orléans, Karl Amadeus und sein Schwager kamen; sie hoffte, sie miteinander auszusöhnen; statt dessen kam es zum heftigsten Gezänk; Karl Amadeus gab dem Schwager einen Verweis, erhielt eine Ohrfeige, warf sich auf ihn und nur die Herzogin verhütete eine blutige Sühne; die Versöhnung war eine scheinbare, die Schwäger haßten sich mehr als je und die Führung ihrer Truppen wurde immer schlechter. Murrend stand Karl Amadeus von seinem Feldzugsplane ab, das Heer des Prinzen marschirte nach Montargis und Condé übernahm den Oberbefehl. Im Kampfe bei Bleneau, 7. 8. April, erhielt Karl Amadeus einen Pistolenschuß in den Leib, doch nahm die Wunde keine schlimme Wendung; er ging mit Condé und Beaufort nach Paris. Die Herzoginnen von Longueville und von Châtillon liebten ihn und haßten einander; letztere liebte dabei auch Condé und verstand es, Karl Amadeus diese Liebelei wünschenswerth zu machen, wie er auch um ihretwillen mit der Herzogin von Longueville brach. Condé stellte dem Hofe wieder Bedingungen zum Vergleich und forderte abermals für Karl Amadeus die Statthalterschaft der Auvergne; Turenne aber bot dem Hofe eine so glänzende und sichere Stütze, daß er von keinen Bedingungen hören wollte. In der Schlacht in der St.-Antons-Vorstadt zu Paris am 2. Juli vertheidigte Karl Amadeus die Straße Charenton, von wo ihn und seine Truppen der General Herzog von Navailles vertrieb und ihre Barrikade nahm; Karl Amadeus gab sich alle Mühe, letztere zurückzuerobern und Navailles zu schlagen, wurde aber geworfen und kampfunfähig gemacht; zwei Schüsse verwundeten seine Rechte. Auf Vorschlag der Prinzen wurde dem Generallieutenant des Königreichs, Herzoge von Orléans, ein Rath an die Seite gestellt, in den Karl Amadeus und Beaufort am 26. Juli 1652 traten; wegen des Vorrangs in demselben entspann sich ein neuer Streit zwischen den verfeindeten Schwägern, zumal Karl Amadeus durch die Ernennung Beaufort's zum Gouverneur von Paris gereizt war. Noch leidend an seinen Wunden schickte Karl Amadeus den Marquis von Villars an seinen Schwager und ließ ihn fordern. Am 30. Juli fand das Duell auf dem Pferdemarkte hinter dem Hôtel Vendôme statt. Karl Amadeus stürzte mit Schimpfreden auf Beaufort los, der gern das Duell vermieden hätte, schoß, fehlte, griff nach dem Degen, wurde aber auf den ersten Schuß Beaufort's, der den Kopf durchbohrte, todt niedergestreckt. Sein Tod erregte viel Bedauern. Seine Witwe starb am 19. Mai 1664. Da Karl Amadeus ohne Söhne starb, gingen Besitz und Titel auf seinen jüngeren Bruder Heinrich über, mit dem der Mannsstamm des Hauses Savoyen-Nemours am 14. Jan. 1659 erlosch. Karl Amadeus hinterließ zwei Töchter. Die ältere, Maria Johanna Baptista, heirathete den Herzog Karl Emanuel (s. d.) II. von Savoyen, verwittwete 1675, verkaufte das Herzogthum Aumale dem Könige Ludwig XIV., der es seinem Sohne Maine überließ, und beschloß ihr Haus am 15. März 1724; die jüngere, Maria Franziska Elisabeth, heirathete Alfonso VI., König von Portugal, arbeitete an seinem Sturze, wurde die Gemahlin seines Bruders und Nachfolgers, Pedro's II., und starb am 27. Dec. 1683.

Vgl. Mémoires de Mademoiselle de Montpensier (Bände I. und II., Edition Charpentier); Mémoires de Navailles (Amsterdam 1701); Mémoires de Mr. Joly (Bände I. und II.); Mémoires de Madame la Duchesse de Nemours (Amsterdam 1718); Mémoires de Madame de Motteville sur Anne d'Autriche et sa cour (neue Ausgabe, 4 Bände, Paris 1855); de Sainte-Aulaire, Histoire de la Fronde (3 Bände, 2. Auflage, Paris 1860); Fitzpatrick, Great Condé and the period of the Fronde (2 Bände, London 1873); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Auflage, Bd. XII., Paris 1865); Chéruel, Histoire de France sous le ministère de Mazarin 1651—1661, (Bd. I., Paris 1882).

(Arthur Kleinschmidt.)

c[b]) KARL EMANUEL von Savoyen, Herzog von Nemours. Als ältester Sohn des Herzogs Jakob von Nemours und der Witwe Herzogs Franz von Guise, Anna von Este, im Februar 1567 im Schlosse Nanteuil geboren, wurde Karl Emanuel seit 1577 am turiner Hofe erzogen, begleitete 1585 seinen Vetter, Herzog Karl Emanuel I. von Savoyen (s. d.), zur Vermählung nach Spanien und drückte, zu seinem Vater heimkehrend, diesem die Augen zu, nachdem er von ihm ermahnt worden war, sich nicht in die verderblichen französischen Parteikämpfe zu mischen. Aber kaum war Karl Emanuel am 15. Juni 1585 Herzog von Nemours geworden, so ließ er sich durch seine Mutter und das Haus Guise in das Treiben der Ligue hineinziehen, da sein Ehrgeiz nach Erfolg drängte. Er und sein Bruder Heinrich, Marquis von Saint-Sorlin, traten voll Eifer zur Ligue und waren die glühendsten Katholiken. Obwol fromm, klug, tapfer, freigebig, wo es sein Interesse wünschenswerth machte, liebenswürdig und einer der schönsten Männer, war er voll Heuchelei und Verstellung, ergab sich dem Parteigeiste völlig, huldigte unter dem Deckmantel der katholischen Religion schnöder Gewinnsucht und dem Eigennutze und scheute als Kind seiner Zeit vor Gesetzwidrigkeit und Frevel nicht zurück. Im November 1587 zog Karl Emanuel mit seinem Stiefbruder, Herzog Heinrich von Guise, ins Feld, verdiente sich bei Vimory die Sporen und Guise forderte für ihn von Heinrich III. die Statthalterschaft von Lyonnais, die ihm derselbe im August 1588 wirklich versprach. Nach der Ermordung seiner Stiefbrüder Heinrich und Ludwig (des Cardinals von Guise) wurde Karl Emanuel in Blois am 23. Dec. eingesperrt, entkam aber nach vier Tagen und eilte nach Paris, wo man ihn mit offenen Armen empfing. Der Herzog Karl (s. d.) von Mayenne nahm ihn in den Generalrath der Union am 17. Febr. 1589 auf und begab sich am 21. mit ihm nach Rouen, um bald nach Paris zurückzukehren. König Heinrich III. suchte ihn auf seine Seite zu ziehen, indem er ihm die

Statthalterschaft von Lyonnais antragen ließ, wurde aber abgewiesen. Karl Emanuel sammelte in Lyonnais, Forez und Beaujolais, wo er als Statthalter Mayenne's fungirte, Krieger, führte sie seinem Stiefbruder Mayenne zu, erhielt den Oberbefehl der einen Hälfte von dessen Heere und stritt bei Arques tapfer gegen Heinrich von Bearn, Karl Emanuel's Cavalerie war anfangs siegreich, wurde aber durch La Force durchbrochen und auf die des Herzogs von Aumale zurückgeworfen. Karl Emanuel strebte nicht nur nach der Zertheilung der französischen Monarchie, sondern dachte eine Zeit lang an die Königskrone selbst; als guter Franzose war er ein Feind der Spanier; seine Stellung in Lyon schien seine Absichten auf Provence und Dauphiné zu begünstigen. Am 14. März 1590 stritt er unter Mayenne bei Ivry gegen Heinrich (IV.) von Bearn und floh. Mayenne übertrug ihm das Gouvernement von Paris und Isle de France an Stelle des untauglichen Herzogs von Aumale, was der öffentlichen Meinung sehr zusagte, denn er galt für intelligent und thatkräftig; Mayenne gab ihm große Vollmachten und vertraute ihm seine Familie an. Karl Emanuel befestigte Paris stark, rüstete zur ausgiebigen Vertheidigung mit größter Energie und erinnerte immer mehr die Pariser an seinen Stiefbruder Heinrich von Guise; alle Nothstände in der Stadt beugten seine Willenskraft nicht, Tag und Nacht war er thätig. Am 31. Mai nahm er an der großen Procession theil und schwur, lieber zu sterben als Paris „dem Könige von Navarra" zu überliefern. Als weder Mayenne noch die Spanier Entsatz brachten und die hungernden Pariser den Herzog von Nemours anflehten, ihnen Lebensmittel oder die Erlaubniß zur Capitulation zu geben, wich er mit der Entscheidung aus; er war gesonnen, bis zum letzten Moment auszuhalten, und opponirte jedem Vorschlage zur Einleitung von Unterhandlungen mit Heinrich; trotzdem erfolgte diese am 2. Aug., ohne einen Erfolg herbeizuführen. Als „die Politiker" eine Verschwörung planten, wurde der Herzog zeitig unterrichtet, erstickte sie leicht und schützte dann das Parlament vor der Wuth der „Sechzehn", August 1590. Alle lockenden Anträge Heinrich's, der ihm sogar seine Schwester Katharina zur Ehe geben wollte, wies Karl Emanuel standhaft zurück. Aber er kannte seinen vollen Werth und ließ ihn Mayenne fühlen, von dem er auch die Statthalterschaft der Normandie forderte; er stützte sich auf die Sechzehn und die heftigsten Liguisten und sein Ehrgeiz wuchs bedrohlich. Als Mayenne ihm die Normandie verweigerte, reichte er seine Entlassung ein, fest überzeugt, daß sie nicht angenommen würde, aber Mayenne hielt ihn beim Worte, überglücklich ihn los zu werden, übertrug das Gouvernement von Paris und Isle-de-France an de Belin, die Normandie seinem Sohne, dem Herzoge von Aiguillon, und der verletzte Herzog ging im Frühjahre 1591 wieder auf seinen Statthalterposten in Lyon, von wo aus er mit Hülfe lothringischer Truppen glückliche Streifzüge nach Burgund, Bourbonnais, Auvergne und Velai unternahm; trat er zwar stets unter der Firma des Generalstatthalters Mayenne auf, so träumte er doch beständig davon, in Südfrankreich eine souveräne Stellung zu gewinnen. Mayenne schonte ihn, schmeichelte ihm, da er seine Popularität ins Auge faßte, und begünstigte sogar seine Throncandidatur. Bei Gelegenheit der Frage der Königswahl war davon die Rede, Karl Emanuel solle die Tochter Philipp's II. von Spanien, Isabella, heirathen und mit ihr den französischen Thron besteigen; er hoffte Mayenne dafür zu erwärmen, wenn er ihm verspräche, er solle die Autorität und das Commando im Staate behalten. Unter allerlei Vorwänden vermied er es, seine Streitkräfte mit denen der Ligue zu verbinden, während er Mayenne's Mistrauen zu beschwichtigen bemüht war; die Anhänger Heinrich's (IV.) durchschauten seine Unwahrhaftigkeit und publicirten 1593 in Tours seine Ehrsuchtspläne unter dem Titel „Chimères monarchiques de la Ligue". Bei dem Verfalle der Ligue und der Uneinigkeit ihrer Führer trachtete Karl Emanuel nach einer unabhängigen Stellung in Lyonnais und Dauphiné. In Lyon hatte er 10—12,000 Mann versammelt und Vienne durch den Verrath des Gouverneurs 1592 erobert, dann aber war ihm Lesdiguières entgegengetreten und hatte ihn gezwungen, von weiteren Eroberungen abzustehen. Nach Sully's Angaben sollte die unabhängige Herrschaft, an die der ehrsüchtige Streber dachte, aus Lyonnais, Forez, Beaujolais, Mâconnais, Dombes und Dauphiné bestehen; aber Mayenne duldete keine Zerstückelung Frankreichs und im Volke hatte Karl Emanuel wenig Freunde. Er nahm dem Magistrate in Lyon, der nach alter Weise die Verwaltung führte, seine Macht und überließ sie erkauften fremden Leuten, nach absoluter Herrschaft strebend; seine glücklichen Streifzüge gegen die Royalisten steigerten seinen Uebermuth; er maßte sich die Wahl der Mitglieder des Provinzialraths an, bedrückte das Volk mit Steuern für seine meist fremden Truppen, usurpirte Mayenne zustehende Souveränetätsrechte, umgürtete Lyon mit einer Kette fester Plätze Toissei, Tisy, Charlieu, Saint Bonnet, Montbrison, Belleville, Sainte Colombe, Labastie, Echelles, Saint Marcellin, Virieux, Condrieux, Vienne und Pipet, in die er starke Besatzungen legte, und führte sogar in das am Eingange Lyons liegende Fort Pierre-Encise Soldaten ein. Lyon bereitete sich zum Widerstand, nachdem es längst gemurrt hatte. Karl Emanuel versuchte Mâcon, Lourdon, das Schloß der Abtei Cluny und Bourg-en-Bresse zu erobern, obwol letztere Stadt dem Herzoge von Savoyen gehörte, mit dem er auf gutem Fuße stehen mußte. Den Statthaltertitel verschmähte er und nannte sich einfach Herzog von Nemours, um an keine Abhängigkeit zu erinnern; 1593 weigerte er sich, Abgeordnete in die pariser Ständeversammlung zu schicken und sich dort vertreten zu lassen oder selbst zu erscheinen. Er schien sich um Mayenne nicht zu kümmern und verband sich mit seinen Gegnern. Als er die Lyoneser gedemüthigt genug glaubte, um keinen Kampf mit ihm zu wagen, begann er den Bau zweier Citadellen in der Stadt, verstärkte auf ihre Kosten mitten im Waffenstillstande seine Truppen und reizte sie zum Aeußersten. Mayenne sandte den Erzbischof von Lyon, Peter von Espinac, um die Schritte seines Stiefbruders zu über-

wachen und seine eigene Autorität in Lyon zu wahren. Espinac wurde der geheime Leiter des Widerstands gegen Karl Emanuel, spornte Bürgerschaft und Volk gegen ihn und seine Soldateska an und seit dem 18. Sept. 1593 herrschte offener Kampf in Lyon. Karl Emanuel rief den Commandanten von Vienne, Dizemieu, mit seinen besten Truppen zu Hülfe; als aber diese anlangten, hatten die Bürger Barrikaden errichtet und das Rhônethor gesperrt; sobald die Truppen Lyon betraten, kam es am 20. Sept. zum Straßenkampfe, die meisten Soldaten und ihr Commandant wurden gefangen, Karl Emanuel traf dasselbe Los, als er ihnen zu Hülfe eilte, und Lyon stellte sich unter Espinac's Schutz. Anfänglich in seinem Palaste verwahrt, wurde Karl Emanuel bald ins Fort Pierre-Encise eingesperrt, wo er vor der Volkswuth sicher war. Er verlor seine Statthalterschaft an Espinac. Seine greise Mutter beschwerte sich in heftigstem Tone bei ihrem Sohne Mayenne über die seinem Bruder zutheil gewordene Behandlung, Mayenne begnügte sich mit Entschuldigungen; sie bewog die städtischen Magistrate von Paris, sich bei denen von Lyon für „ihren guten Bürger" zu verwenden — Karl Emanuel war seit 1590 pariser Bürger —, auch dies nützte ihm nichts, er blieb Gefangener. Mayenne wünschte, daß ihm Karl Emanuel ausgeliefert würde, wollte ihn nicht in den Händen der Lyoneser lassen und trat mit ihm in Unterhandlungen, um die Plätze, worin er noch Garnisonen hatte, und das Gebiet seiner ganzen Statthalterschaft von ihm zu erhalten, und bot ihm als Ersatz das Gouvernement in Guyenne. Karl Emanuel aber lehnte ab, hoffte auf Befreiung durch seinen Bruder Heinrich und seinen liguistischen Anhang, während die Geistlichen in Paris für ihn Gebete anstimmten; Heinrich bedrohte Lyon mit Truppen und wartete auf spanischen Zuzug, der aber ausblieb. Lyon rief, während es wieder Barrikaden aufwarf, den Statthalter Heinrich's IV. im Dauphiné, Ornano, mit seinen Truppen herbei, verjagte die letzten Liguisten, warf Karl Emanuel's Bruder zurück und verbrannte die Wappen Spaniens, Savoyens, Nemours' und der Ligue; im Februar 1594 wurde Heinrich IV. gehuldigt. Am 26. Juli 1594 gelang es Karl Emanuel, in den Kleidern seines Kammerdieners durch ein in die Mauer von Pierre-Encise gebrochenes Loch zu flüchten und zu seinem Bruder Heinrich zu gelangen, der eine ansehnliche Truppenzahl bei Vienne gesammelt hatte. Der Herzog von Savoyen sandte ihm 3000 Schweizer zu Hülfe und Karl Emanuel begann den Lyonesern im Kleinkriege allerhand Schäden zuzufügen, ohne Größeres erreichen zu können. Die Ankunft des Connétable von Castilien, Don Velasco, in der Franche-Comté verlockte ihn, dahin zu eilen, um seine Unterstützung für seine Pläne zu erbitten. Diese Abwesenheit Karl Emanuel's wurde von Domezien, seinem Commandanten in Vienne, benutzt, um dem heranrückenden Connétable von Montmorency am 24. April 1595 Vienne und das Fort Pipet auszuliefern, nachdem die Schweizer aus Mangel an Sold und Proviant heimgegangen waren; alle festen Plätze in Lyonnais und Dombes huldigten Heinrich IV., mit dem auch der Herzog von Savoyen Frieden zu machen suchte. Karl Emanuel sah sich allerseits verlassen, endlich begann er durch seine Mutter und einen vertrauten griechischen Edelmann Verhandlungen mit Heinrich IV. von Annecy aus, wohin er entflohen war, starb aber hier während derselben an einem Brustleiden und an Blutstürzen am 13. Aug. 1595; der Kummer hatte seine Krankheit unheilbar verschlimmert. Seine Titel und Güter gingen, da er unvermählt geblieben, auf seinen Bruder Heinrich über.

Vgl. de l'Estoile, Journal de Henry IV. (Bände I. und II. in den „Archives curieuses de l'histoire de France", (I. Serie, Band XIII.); A. Bernard, Les d'Urfé, Souvenirs du Forez (Paris 1839); Péricaud, Lyon sous la Ligue, (Lyon 1844); Mémoires de la Ligue (6 Bände, Amsterdam 1758); R. de Bouillé, Histoire des ducs de Guise (Bände III. und IV. Paris 1850); H. Martin, Histoire de France etc. (4. Auflage, Band X., Paris 1865).

(Arthur Kleinschmidt.)

d) KARL, Prinz von Baden-Durlach. Als dritter Sohn des Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach aus erster Ehe mit der Wild- und Rheingräfin Juliane Ursula zu Salm am 22. Mai 1598 auf dem Schlosse Hochberg geboren, zeigte Karl schon früh scharfen Verstand, sicheres Urtheil und erweckte schöne Hoffnungen. Er liebte die Wissenschaft, war sehr unterrichtet, fand besondern Geschmack an fremden Sprachen und ehrte zeitlebens die Gelehrten. Im J. 1616 bereiste er Frankreich, England und die Niederlande, bereicherte sein Wissen und ging im folgenden Jahre nach Savoyen, um neben dem alten Marschall Lesdiguières, den Herzogen von Rohan und Angoulême und andern hervorragenden Ausländern unter dem streitbaren Herzoge Karl Emanuel I. in Piemont gegen die Spanier zu kämpfen. Im J. 1619 führte er unter väterlicher Leitung einige Heerhaufen und 1620 wohnte er mit dem Vater dem Feldzuge der Unirten in der Pfalz bei, stets tapfer und rühmlich kämpfend. Im J. 1621 besuchte er Italien, hielt sich auf Sicilien und Malta auf, kehrte 1622 von Malta zurück und commandirte in der unglücklichen Schlacht bei Wimpfen am 6. Mai ein Infanterieregiment; allgemein war im liguistischen Heere das Gerücht seines Todes oder seiner schweren Verwundung verbreitet, beides jedoch irrig. Karl begab sich nach Venedig, wo ihm die Bemühungen des Nuntius, ihn zum Uebertritt zur katholischen Kirche zu bewegen, den Aufenthalt verleideten, durchzog die Lombardei, Piemont, Savoyen und ging durch Frankreich zu dem Prinzen Moritz von Oranien. Von hier suchte er den großen Condottiere, Grafen Ernst zu Mansfeld, 1623 in Ostfriesland auf, wurde von ihm zum Oberst der Reiterei ernannt und zog mit ihm am 10. Nov. feierlich in Aurich ein. Nach längerem Aufenthalte auf Hochberg diente er 1624 im französischen Heere gegen Spanien und focht 1625 unter dem Herzoge von Rohan im Veltlin gegen die Spanier. Die protestantischen Fürsten schickten ihn nach England, um den König zu reger Hülfe für sie zu bestimmen, aber in Boulogne erlag der ritterliche Prinz am 27. Juli 1625 den Blattern. Er wurde

am 27. Nov. d. J. in der Erbgruft zu Pforzheim beigesetzt.

Vgl. Caroli Marchionis Badae et Hochbergae Apotheosis (Straßburg 1727); J. D. Schöpflin, Historia Zaringo-Badensis (Bd. IV., Karlsruhe 1766); M. Gmelin, Beiträge zur Geschichte der Schlacht bei Wimpfen (Karlsruhe 1880); L. Graf Uetterodt zu Scharffenberg, Ernest Graf zu Mansfeld (Gotha 1867).

(Arthur Kleinschmidt.)

e KARL (Theodor Maximilian), Prinz von Baiern, geb. in München 7. Juli 1795, zweiter Sohn des späteren Königs Maximilian I. Joseph von Baiern aus dessen erster Ehe mit der 1796 verstorbenen Prinzessin Wilhelmine Auguste von Hessen-Darmstadt, erhielt frühzeitig eine militärische Erziehung und wurde schon 1813 zum Generalmajor ernannt. In der Schlacht bei Hanau, wo die Baiern und Oesterreicher unter General Wrede am 30. und 31. Oct. 1813 gegen Napoleon kämpften, befehligte Prinz Karl seine Brigade. Zum Divisionsgeneral ernannt, übernahm er 1814 das Commando über österreichische und russische Truppen, belagerte mit diesen Belfort, kehrte zum Haupttheer zurück und wohnte den Schlachten bei Arcis-sur-Aube und bei Fère-la-Champenoise mit Auszeichnung bei. In den folgenden Friedenszeiten bekleidete er das Generalcommando in München, verließ im J. 1822 den Dienst als General der Cavalerie, trat aber wieder in denselben ein, als sein Bruder König Ludwig I. 1841 ihn zum Feldmarschall und zum Generalinspector der Armee ernannte. In dieser Eigenschaft übernahm er in dem Kriege von 1866 das Commando des bairischen Armeecorps und hatte zum Generalstabschef den Generallieutenant v. d. Tann. Um größere Einheit in die Operationen am Main zu bringen, übertrug ihm der Rest der Bundesversammlung zugleich den Oberbefehl über sämmtliche süddeutsche Bundestruppen mit der Bestimmung, daß er sich nach dem mit dem österreichischen Oberfeldherrn Benedek vereinbarten Operationsplane zu richten habe. Aber der einundsiebzigjährige Prinz war der schwierigen Aufgabe, ein aus verschiedenartigen Contingenten zusammengesetztes und nach particulären Rücksichten geleitetes Heer gegen eine einheitlich geführte und trefflich befehligte Armee zu commandiren nicht gewachsen. Nach einigen vergeblichen Versuchen, mit den Hannoveranern Fühlung zu gewinnen, stieß der Prinz auf die preußische Mainarmee, wurde am 4. Juli in mehrern Gefechten bis zur Fränkischen Saale zurückgedrängt und zog sich nach weiteren ungünstigen Gefechten am 11. Juli über den Main zurück. Im Anschluß an das achte Bundesarmeecorps erlitten die Baiern am 25. und 26. Juli neue Niederlagen, daher der Prinz bei Würzburg über den Main ging, sich auf dem rechten Ufer aufstellte, die Stadt und die Festung Marienberg besetzt hielt. Die zwischen dem Prinzen und dem General Manteuffel am 1. Aug. abgeschlossene Waffenstillstands-Convention machte den Feindseligkeiten ein Ende. Nach dem Friedensschlusse legte der Prinz alle seine militärischen Aemter nieder, zog sich ganz aus dem öffentlichen Leben zurück und nahm seinen Aufenthalt in dem reizend gelegenen Schlosse zu Tegernsee. Dort starb er am 16. Aug. 1875.

(Wilh. Müller.)

f) KARL ALEXANDER, Prinz von Lothringen und Bar. Als jüngerer Sohn des Herzogs Leopold Joseph Karl von Lothringen und Bar und der Elisabeth Charlotte von Orléans am 12. Dec. 1712 in Luneville geboren, erhielt Karl, als Lothringen 1736 abgetreten wurde, eine Apanage, bald darauf das Großpriorat von Pisa. Im Jahre 1736 trat er als Generalfeldwachtmeister in die kaiserliche Armee, wurde schon 1737 Generalfeldzeugmeister und machte den Türkenkrieg mit; bei der Niederlage des Feldmarschalls Grafen Wallis durch den Großvezier bei Grocka in Serbien im Juli 1739 rettete er durch Geistesgegenwart den linken Flügel. Schon 1729 des Vaters beraubt, schloß sich Karl eng an die Mutter an und theilte ihre Ansicht, die geforderte Abtretung Lothringens und Bars an Frankreich dürfe nie erfolgen; sie wollte ihm anfänglich nicht gestatten, zur Vermählung seines Bruders Franz Stephan mit der kaiserlichen Erbtochter Maria Theresia nach Wien zu gehen, damit ihm nicht eine Cessionsunterschrift entrungen werde, und als er dann hinging, gab sie ihm zwei von ihr verfaßte ausführliche Denkschriften gegen den Abtretungsplan 1735 mit; Karl sprach sich in diesem Sinne in Wien aus und versicherte Franz Stephan, er werde unter keiner Bedingung der Abtretung zustimmen; trotzdem unterzeichnete sie sein Bruder am 11. April 1736. Kaiser Karl VI. versprach am 3. Mai 1736 Franz Stephan, seine jüngere Tochter Maria Anna (geboren 14. Sept. 1718) solle nur Karl zutheil werden.

Als seine Schwägerin Maria Theresia im October 1740 den österreichischen, ungarischen und böhmischen Thron bestieg, wurde der junge Prinz Feldmarschall. Im Juni 1741 begleitete er sie und seinen Bruder zu ihrer Krönung nach Preßburg und erhielt das ungarische Indigenat; am 5. Nov. traf er mit Franz Stephan in Znaym bei dem Heere ein. Er war willens, gegen Prag vorzurücken und den Feind dort zum offenen Kampfe zu stellen. Im December 1741 löste der Prinz seinen Bruder als Oberbefehlshaber der Hauptarmee in Böhmen ab; er war nicht unwissend, hatte mancherlei gelernt, besonders nicht geringe militärische Kenntnisse erworben, wußte sich leicht und gefällig über das, was ihn beschäftigte, auszusprechen, und verstand es, eine hohe Meinung von seinen Fähigkeiten zu erwecken; von großer Schönheit, war er außerordentlich ritterlich und allgemein beliebt. Maria Theresia vor allen dachte höchst günstig von seinen militärischen Fähigkeiten; sie hielt ihn auch für über sein Alter besonnen und er entwickelte in der That große Umsicht und Gewissenhaftigkeit.

Als die Feinde in Mähren eindrangen, bat Karl in Wien um genaue Verhaltungsbefehle, wurde aber angewiesen, ganz nach bestem Gutdünken auf dem Kriegsschauplatze zu handeln; dies war ihm sehr peinlich, ihm fehlte es an selbständigem Urtheile und an Entschlossenheit in der Ausführung, er wollte durchaus wissen, ob er die Sach-

sen, Preußen oder Franzosen angreifen solle, und legte nun die Frage, was zu thun sei, am 4. März 1742 in Neuhaus einem Kriegsrathe vor; in diesem wurde beschlossen, eine Stellung einzunehmen, von der aus man zugleich die Sachsen in Iglau und die Preußen in Znaym bedrohen könne. Karl schwankte, da Browne gegen diesen Entscheid war und er auf ihn hohes Gewicht legte; er konnte sich nicht entschließen, ließ einige Wochen verstreichen, traf Vorbereitungen zum Marsch nach Mähren, setzte aber das Heer noch nicht in Bewegung. In Wien sah man schließlich ein, man müsse ihm seine Bahn genau vorzeichnen; am 26. März erhielt er Befehl, sich mit Zurücklassung eines Corps von 10,000 Mann nach Mähren zu wenden, um wo möglich die Sachsen zu schlagen. Nachdem sein Unternehmen auf Frauenberg gescheitert war, trat er am 1. April den Abmarsch an, ließ ein Corps unter Fürst Lobkowitz bei Budweis zurück, marschirte nach Znaym, zog am 25. April in dem von den Preußen verlassenen Olmütz ein und erhielt nun Ordre, sich mit dem Hauptheere nach Böhmen zu wenden. Karl führte seine Truppen nach Brünn und ließ sie von hier nach Böhmen ziehen, ging selbst nach Wien, um sich einen General von Erfahrung als Adlatus zu erbitten, und erhielt als solchen den unentschlossenen und überaus langsamen Feldmarschall Grafen Königsegg; da auch Lobkowitz da blieb, so befehligten drei Marschälle das Heer, von einheitlicher Leitung konnte darum keine Rede sein. Am 10. Mai trafen sie im Kloster Saar zusammen und verabredeten den Marsch auf Prag, ohne sich durch die Nähe der Preußen, deren Stärke Karl weit unterschätzte, abhalten zu lassen; vielmehr glaubte Karl, sobald er nahe, würden sich die Preußen über die Elbe zurückziehen. Karl täuschte sich absolut über die Absichten Friedrich's II. von Preußen, mit dem er sich zu messen dürstete. Am 12. Mai erreichte die österreichische Vorhut Czaslau; Karl unterließ es, sich am 16. Mai zwischen die getrennten zwei preußischen Heerestheile zu werfen, und seine Truppen standen zwölf Stunden unthätig bei Ronow. Als er sich dann entschloß, den Preußen zu folgen, kam er zu spät; über ihre Stellung war er schlecht unterrichtet und erstaunte nicht wenig, als ihm das bei Kuttenberg vermuthete preußische Haupttheer am 17. Mai bei Chotusitz entgegentrat. Trotz militärischer Ueberzahl wurde er glänzend besiegt, verließ die Wahlstatt und zog sich ziemlich geordnet und nicht weit verfolgt auf Czaslau, dann auf Willimow zurück. Durch sein Missgeschick nicht entmuthigt, wandte sich der Prinz gegen die Franzosen, überfiel Teyn, nahm dem General Aubigné sein Lager weg, zog Lobkowitz an sich, rückte gegen den Marschall Broglie vor, ließ seine leichten Truppen den fliehenden Franzosen nachsetzen und benahm durch die Einnahme Pilsens ihnen jede Verbindung mit Baiern. In Sliwenetz übergab er den Oberbefehl am 27. Juni seinem Bruder Franz Stephan, dem Großherzoge von Toscana. Der Marschall von Belle-Isle erhielt den Auftrag, mit Karl eine Unterredung wegen des Friedens zu führen, Königsegg besprach sich aber statt seiner. Karl stellte schon Mitte Juni die Feindseligkeiten Preußen gegenüber ein, mit dem am 11. Juni die Friedenspräliminarien in Breslau unterzeichnet wurden. Im Hauptquartiere seines Bruders sprach er im September für die Aufhebung der Belagerung von Prag, für den Angriff auf den Marschall Maillebois und seine Verfolgung bis über den Rhein; am 14. Sept. wurde die Belagerung Prags aufgehoben. Karl rieth, Baiern völlig zu räumen, wenn dadurch der Abzug der Franzosen aus Böhmen zu erkaufen sei. Als sein Bruder im November nach Wien zurückkehrte, übertrug er Karl den Oberbefehl. Um die Franzosen unter Broglie an der Besetzung Passaus zu verhindern, vereinigte sich der Prinz am 21. Nov. in Schärding mit Bernklau; er wollte Braunau und die übrigen vom Feinde noch besetzten Punkte am Inn wieder nehmen und beschoß Braunau seit dem 4. Dec.; als aber Broglie und Seckendorf sich vereinigten, hob er die Belagerung auf, ging bis Ried zurück, überließ den Befehl dem Feldmarschall Grafen Khevenhüller und verbrachte den Winter im lustigen Wien. Wie Khevenhüller sah er als Nothwendigstes die Wiedereroberung Baierns an, und mit ihm als seinem Hauptberather trat er Ende März 1743 wieder den Oberbefehl an; er wollte Braunau nehmen, rückte am 6. Mai von Schärding aus vor, hatte gute Erfolge gegen die Franzosen und die Kaiserlichen (Baiern), ließ das Lager letzterer bei Simbach erstürmen und wandte sich gegen Braunau. Die Besatzung verweigerte die Uebergabe, Karl ließ die Festung durch Graf Hohenembs eng umschließen und kehrte sich gegen die uneintigen Franzosen und Baiern; am 17. Mai fiel Dingolfing, kurz darauf Landau und Deggendorf in seine Hände, am 6. Juni ging er auf das rechte Donauufer, trieb Seckendorf gegen Ingolstadt zurück und war überall gegen die Baiern, die München verloren, glücklich. Kaiser Karl VII. beauftragte Seckendorf, mit ihm in Rain Verhandlungen zu eröffnen; Karl überließ dieselben am 27. Juni Khevenhüller, und war mit Seckendorf's Vorschlägen sehr zufrieden, während sie Maria Theresia weniger anmutheten. Nach dem Siege König Georg's II. von Großbritannien bei Dettingen sandte Karl Graf Browne zu ihm nach Hanau, um eine Uebereinstimmung in der Leitung beider Armeen herbeizuführen; Georg verlangte sich mit ihm zu vereinigen, wogegen sich Browne aussprach. Eine Uebereinstimmung kam nicht zu Stande, darum operirte Karl wieder auf eigene Faust, ließ Bernklau in Baiern, ging am 9. und 10. Juli bei Blindheim und Dillingen über die Donau, drang über Burgau, Cannstadt und Durlach vor und begab sich mit Khevenhüller zu Georg II. nach Hanau, um den unentschlossenen König zur Wiederergreifung der Offensive zu bestimmen. Er war entschieden gegen eine Vereinigung mit Georg, unter dem er auch nicht stehen wollte, wünschte ein einheitliches Vorgehen aller Streitkräfte gegen Frankreich in drei abgesonderten Heeren von Hüningen, Mainz und Trier aus, und theilte sich das härteste Stück Arbeit, des ersteren, zu, von Thatendurst getrieben. Georg stimmte bei und Karl eilte am 28. Juli zu seinem Heere zurück. Aeußerst langsam ging aber die Ausführung; am 2. Aug. setzte sich Karl's Heer von Durlach in Marsch,

war erst am 14. zwischen Freiburg und Altbreisach versammelt, Karl und Khevenhüller gingen nach Freiburg und Basel und erst am 3. Sept. versuchte Karl bei Altbreisach den Rheinübergang. Die Franzosen aber waren nicht lässig und benutzten die Zeit, sodaß der Uebergang am 4. Sept. abgeschlagen wurde; nur die Insel Rheinach wurde von Karl genommen und gehalten, während er nach besseren Gelegenheiten zum Uebergange suchte. Er wollte Altbreisach schleifen, Freiburg besetzen, eine Postirung am Oberrhein ziehen und das übrige Heer in Vorderösterreich und Baiern in Winterquartiere legen; nach dem Rückzuge der Briten im October blieb ihm nichts übrig, als vorerst jedem Gedanken an den Rheinübergang zu entsagen. Er ging nach Wien, wo ihn Maria Theresia als denjenigen begrüßte, der Baiern zurückerobert und die Franzosen über den Rhein zurückgetrieben hatte. In Heer und Volk war er ebenso beliebt und hoch gestellt als Feldherr wie als Mensch. Im September 1741 hatte ihn Maria Theresia zum Generalgouverneur der Niederlande erhoben; da er aber in Deutschland Krieg führte, war er provisorisch durch den Grafen von Harrach in der Verwaltung ersetzt worden. Am 7. Jan. 1744 heirathete Karl in Wien die Erzherzogin Maria Anna; zugleich mit ihr sollte er die Niederlande gouverniren und ihr Erstgeborener diese Würde erben; bei der Verwaltung sollte ihm Graf Wenzel Kaunitz zur Seite stehen. Am 23. Febr. reiste das junge Paar nach Brüssel ab, trat am 20. und 28. April in Brüssel und Gent feierlich die Verwaltung an.

Noch ehe Frankreich an Maria Theresia den Krieg erklärte, rieth Karl ihr, den Schauplatz des Krieges nach Flandern zu verlegen; die englischen, hannoverischen und holländischen Generale in den Niederlanden waren stets uneins unter sich und mit den österreichischen und Karl befürchtete mit Recht, dies würde die ganze Kriegführung beeinträchtigen. Am 19. Mai 1744 übernahm Karl im Lager von Heilbronn den Oberbefehl des trefflichen österreichischen Heeres, Graf Traun stand ihm zur Seite. Am 29. Mai brach der Prinz gegen Philippsburg auf, strebte nach raschem Ueberschreiten des Rheins und nach Angriff Elsaß-Lothringens. Glücklich manövrirend, gelang ihm der Rheinübergang am 30. Juni bei Schreck, Trenck schlug die Baiern, bis 3. Juli war das ganze österreichische Heer auf dem linken Ufer; Lauterburg und Weissenburg ergaben sich, der Prinz stand im Elsaß, Maria Theresia dankte ihm von ganzem Herzen. Ihm und Franz Stephan schien die Eroberung ihrer Heimat Lothringen viel leichter als sie war; bald rückten neue Ereignisse dieselbe in den Hintergrund. Um einen Stützpunkt für fernere Unternehmungen zu finden, begann Karl die Belagerung von Fort Louis, rückte nach Hochfelden, Nadasdy erstürmte Zabern und alles ließ sich günstig an. Da drohte von Preußen um so größere Gefahr für Maria Theresia, als Friedrich II. auf die Pforte gegen sie hetzte, und Karl wie sein Bruder überboten sich in Worten des Abscheus gegen „das Ungeheuer". Karl erfuhr vom Abschlusse der Frankfurter Union und von Friedrich's Kriegsgelüsten, kehrte Ende August über den Rhein zurück, von den französischen Generalen unbehelligt, und er und Traun vereinigten sich am 2. Oct. zu Mirotitz mit dem Corps des Grafen Batthyany; Karl hielt Friedrich II. für verblendet, wollte ihn aushungern, von der Sazawa und Prag abschneiden und zog die Sachsen unter dem Herzoge von Sachsen-Weißenfels bei Wosseczan 21—22. Oct. an sich. Er vermied auf Traun's Rath eine offene Feldschlacht mit Friedrich II., zog ihn hierhin und dorthin, bedrohte seine Proviantirung und nöthigte ihn, immer weiter zurückzugehen, bis er am 9. Nov. bei Kolin über die Elbe zog. Der Prinz hätte jetzt eine Pause im Feldzuge gewünscht, Maria Theresia aber verlangte völlige Vertreibung der Feinde. Mislang Karl's Versuch, die Elbe bei Przelautsch am 15. Nov. zu überschreiten, so war er bei Selemitz und Elbe-Teinitz am 19. Nov. glücklicher, überschritt trotz des „preußischen Leonidas" Wedell den Strom; Friedrich II. mußte Böhmen aufgeben und zog sich nach Schlesien zurück. Ungern folgte ihm Karl auf Befehl Maria Theresia's hierhin, am 21. Dec. traf er in Neustadt ein, während er in Ungarn werben ließ. Da erfuhr er, daß seine heißgeliebte Gemahlin, die am 6. Oct. in Brüssel ein todtes Kind geboren, am 16. Dec. 1744 verschieden sei.

Mit Lorbeern geschmückt, schien Karl 1745 der Würdigste, um den Oberbefehl des alliirten Heeres in den Niederlanden zu erhalten, und die Seemächte wünschten es, aber Maria Theresia übertrug ihm den Oberbefehl gegen Preußen; Traun trat ihm diesmal nicht zur Seite; Karl wollte den Ruhm nicht mit Traun theilen, und nahm darum den unbedeutenden Lobkowitz an seine Stelle. Er ließ den Kampf in Oberschlesien durch die ungarischen Insurrectionstruppen beginnen, traf am 4. Mai in Königgrätz ein und am 29. Mai vereinigten sich in Landshut das österreichische und das sächsische Heer, welche zusammen 75,000 Mann zählten. Es gelang Friedrich, Karl aus seiner guten Stellung in die „Mausefalle" zwischen Schweidnitz und Striegau zu locken und durch einen Doppelspion zu belügen; am 4. Juni wurde Karl bei Hohenfriedberg glänzend geschlagen, er hatte keine persönliche Gefahr gescheut und einige Deserteure selbst niedergeschossen; überall mußte er zurückweichen, bis er endlich im Gebirge anlangte. Karl hatte sich, da ihm Traun fehlte, schwerer Unterlassungssünden schuldig gemacht.

Maria Theresia wünschte, er solle bald einen neuen Schlag gegen Friedrich führen, Gott werde ihn in Schlesien segnen; er aber zeigte hierzu wenig Lust, voll Unzufriedenheit mit den sächsischen Truppen und Generalen. Maria Theresia bestand auf ihrem Willen, Karl brach am 20. Sept. von Aujest auf, am 30. Sept. griff er bei Soor mit doppelter Truppenstärke den König an, der festen Meinung, derselbe werde sich vor ihm fürchten und durch die Défilés zurückziehen, wurde aber völlig geschlagen und sein Heer eilte in wilder Flucht in den Königreicher Wald. Er hatte ebenso unentschlossen und kraftlos wie unfähig zum Feldherrn operirt. Jetzt sprach er bei seiner Schwägerin entschieden gegen die Fortsetzung des Marsches nach Schlesien, wollte den Krieg unterbrochen und im Frühjahre wieder im Vereine mit Sachsen und

mit neuer Kraft begonnen sehen. Niemand wagte, seine Ersetzung im Oberbefehle der Kaiserin vorzuschlagen. Er theilte sein Heer in drei Theile und legte es in die Winterquartiere. Dann aber wurde ihm in Dresden der Auftrag zugewiesen, mit Graf Grünne und den Sachsen unter Graf Rutowski auf Berlin loszuziehen. Er hatte sich der sächsischen Grenze bedeutend genähert, betrat am 21. Nov. den sächsischen Boden und wollte durch die Lausitz auf Frankfurt vorrücken. Wieder lockte ihn Friedrich II. in die Falle; der Prinz glaubte ihn und sein Heer in den Winterquartieren und nur Winterfeld neben sich, kam und wartete auf Grünne. Die Sachsen aber erlitten die große Niederlage von Katholisch-Hennersdorf am 23. Nov.; hierdurch war Karl entzweigeschnitten, Grünne kehrte an der brandenburgischen Grenze um, Karl fühlte sich bei Schönberg nicht mehr sicher, kam in die peinlichste Lage und zog, von Winterfeld rastlos verfolgt, eilends auf Böhmen zurück; am 28. Nov. stand er wieder bei Gabel auf österreichischem Boden. Seine Magazine in Guben, Görlitz u. s. w. kamen den Preußen zu gute. Karl sammelte sich bei Außig und zog langsam über Reichstadt und Leitmeritz Rutowski zu; vom Erzgebirge her näherte er sich Dresden und hielt hier seinen Einzug. Anstatt seine unvernünftig verzettelten Truppen zu sammeln und eng mit den Sachsen zu verbinden, verschuldete er mit ihnen die entsetzliche Niederlage derselben bei Kesselsdorf, mit Zögern kostbare Zeit verlierend. Auf seinen Vorschlag, die Preußen nochmals gemeinsam anzugreifen, wollte Rutowski nicht eingehen und so zog er nach Böhmen zurück. Von hier ging er nach Wien, wo man ihn längere Zeit aufhielt, während Kaunitz seiner in Brüssel harrte. Er wußte sich bei Maria Theresia als unschuldig an allem Unheil der letzten Jahre hinzustellen, wurde von seinem kaiserlichen Bruder zum Reichs- und kaiserlichen Generalfeldmarschall ernannt, wurde Oberst zweier Regimenter zu Fuß und „Königliche Hoheit" und erhielt das Obercommando in den Niederlanden, welches er am 21. Juli 1746 antrat; etwa 90,000 Mann unterstanden ihm. Er konnte Charleroi nicht entsetzen, suchte Namur vor den Franzosen unter dem Marschall von Sachsen zu decken, war gegen Löwen unglücklich, gab den Schutz Namur's auf und ging in der Nacht zum 29. Aug. über die Maas; bei Rancoux erlitt er am 11. Oct. eine Niederlage, während seine Truppen sehr wenig ins Gefecht kamen; wiederum hatte er Fehler in Fülle begangen. Der Prinz kehrte nach dem aachener Frieden (April 1749) für viele Jahre in Brüssel ein, um sein Amt als Generalgouverneur zu verwalten. Dabei aber nahm er den regsten Antheil an der Reform des Heerwesens, stets eifrigst bemüht, neue Kenntnisse zu sammeln und zu verbreiten; obgleich Friedrich's II. geschworener Widersacher, verstand er, von ihm zu lernen und seine vorzüglichen militärischen Reformen auf Oesterreich zu übertragen; bei dem Processe Franz von der Trenck's that er alles, um ihn zu retten, da er manche Schuld an seinen Vergehen trug. Im Jahre 1751 begleitete er Maria Theresia nach Ungarn. Als Generalgouverneur der Niederlande sehr beliebt, setzte er jeglichem Gedanken an Veränderung der bisherigen Zustände und an Reformen kräftigsten Widerstand entgegen; hingegen verbesserte er das Münzwesen, beförderte den Handel, erweiterte Häfen, legte Kanäle und Straßen an, erbaute in Ostende den Leuchtthurm, ermunterte den Ackerbau, verschönerte Brüssel, stiftete daselbst Militär- und Civilversorgungsanstalten und zog die schönen Städte Belgiens aus dem Schutte empor.

Als ein neuer Krieg am Horizont aufzusteigen drohte, berieth Karl in Brüssel 1755 mit dem britischen Minister Grafen Holdernesse über eine gemeinsame Action Oesterreichs mit den Seemächten und machte dafür bedeutende Concessionen; auf ihr Begehren wurde die Garnison Namurs durch 4000 Kaiserliche verstärkt. Als Frankreich die Abtretung der Niederlande zur Sprache brachte, erwähnte Oesterreich unter seinen eventuellen Bedingungen eine Entschädigung Karl's (Juni 1756). Trotz seiner unglücklichen und unfähigen Führung in den schlesischen Kriegen und im Oesterreichischen Erbfolgekriege behielt Maria Theresia von seinen Talenten eine hohe Meinung, berief ihn bei Einleitung des neuen Kriegs nach Wien und ernannte ihn zum Obercommandanten des österreichischen Hauptheeres, worauf er ihr seine Operationspläne vorlegte; sie entschied sich für den Einmarsch in die Lausitz und nach Sachsen. Als wiederum die Abtretung der Niederlande an Frankreich berührt wurde, setzte sie in den Vertragsentwurf als Separatbeisatz die Garantie der bisherigen Einkünfte aus den Niederlanden für Karl und seine Schwester Charlotte. Vergebens warnte man von verschiedenen Seiten in Wien vor der Uebertragung des Oberbefehls gegen Friedrich II. an Karl, dem ruhige Ueberlegung und Geistesgegenwart: die ersten Erfordernisse zum Feldherrn, mangelten, vergebens rieth man der Kaiserin zu Graf Browne und schlug ihr vor, Karl den Befehl der Reichsarmee zu übergeben, sie stellte Browne ihm als Adlatus zur Seite und legte so von vornherein Zwiespalt und Uneinigkeit in die Leitung des Hauptheeres. Karl zögerte mit der Eröffnung des Feldzugs, folgte seiner üppigen Feldausstattung erst am 28. April 1757 und nahm bei Prag in Nusle am 1. Mai sein Hauptquartier; von Browne's Wunsch, sofort die Preußen anzugreifen, wollte er nichts hören, ja er war willens, Prag aufzugeben. Er war ganz verblüfft über den Einmarsch der Preußen in Böhmen und wollte nun bei Prag in fester Stellung die Verstärkungen unter Graf Daun abwarten. Am 6. Mai befehligte er in der Schlacht von Prag den einen Flügel; während des entscheidenden Reitergefechts stand er bei den Grenadieren auf dem rechten Flügel, eilte nach der Verwundung Browne's heran, um die fliehende Reiterei zum Stehen zu bringen; aber alles Bitten und Drohen war gleich fruchtlos, der Schwarm der Flüchtlinge riß ihn selbst mit und infolge der Erregung überfiel ihn ein furchtbarer Brustkrampf; bewußtlos und dem Ersticken nahe, wurde er nach Nusle geschafft, wo man ihm zur Ader ließ. Preußische Husaren sprengten nach Nusle, der noch ohnmächtige Prinz wurde auf den Wissehrad gerettet, setzte sich, nach einem neuen Aderlasse zur Besinnung gekommen, sofort zu Pferde, um

sich auf das Schlachtfeld zu begeben, mußte aber rasch erkennen, daß nichts zu thun sei, und gelangte nicht ohne Lebensgefahr wieder nach Prag, wo er nun mit 40,000 Mann von den siegreichen Preußen eingeschlossen wurde. Bald stellten sich große Noth und Hunger in Prag ein, Karl vertheilte den Mundvorrath äußerst sparsam und harrte auf Entsatz durch Daun's Heer; die nach Benešchau geflohene Abtheilung von Karl's Heer vereinigte sich mit letzterem. Karl wollte einen Durchbruch des preußischen Heeres versuchen, was aber in Wien verworfen wurde; man rieth ihm, in Prag zu bleiben. Der König begann jetzt die Beschießung, an 900 Häuser wurden verwüstet, ganze Gassen brannten nieder, die Noth in Prag wurde furchtbar. Aber Daun's glorreicher Sieg bei Kolin änderte die Lage, am 20. Juni mußten die Preußen die Belagerung Prags aufheben. Auf den Nachtrab der Truppen des Feldmarschalls Keith ließ Prinz Karl einen Angriff machen, bei dem ein Brückentrain und fünf Kanonen erbeutet wurden, und am 26. vereinigte er sich mit Daun, der sich sofort seinem Oberbefehle unterstellte. Vergebens bestürmten die ersten Räthe Maria Theresia, Karl unter dem Vorwande eines Fußübels vom Oberbefehle zu entbinden und ihn Daun zu übertragen; sie hielt am Bruder ihres Gemahls fest; ebenso dachte Franz I. selbst. Auf Befehl aus Wien erschwerte Karl den Preußen durch leichte Truppen den Rückzug, drängte sie ohne Schlacht aus Böhmen, ging am 1. Juli über die Elbe, und die Preußen wichen beständig zurück. Daß Karl, um die preußischen Mundvorräthe zu zerstören, die offene Handelsstadt Zittau in Brand schießen ließ, war eine Brutalität, die ihm Freund wie Feind zum herbsten Vorwurf machten. Sein Bruder und seine Schwägerin wünschten, er solle Derartiges unterlassen und mit 60,000 Mann 24,000 Preußen zur Schlacht stellen; Karl that dies jedoch nicht, der König und der Prinz von Preußen konnten sich ruhig vereinigen. Unfern Zittau längs der Neiße standen Karl und Daun in vorzüglichen Stellungen, als Friedrich der Große am 16. Aug. heranrückte; sie ließen sich nicht zur Schlacht zwingen und er zog, sein Vorhaben aufgebend, nach Ostritz zurück. Das kaiserliche Obercommando war schwerfälliger und zwiespältiger als je; immer wieder wurde der Wunsch wach, Karl zu entfernen und Daun den Oberbefehl zu geben. Auf Anregung des Kaisers und des französischen Generals Montazet ließ Karl am 7. Sept. Winterfeld bei Moys angreifen, wo derselbe besiegt wurde, und folgte dann mit Daun dem Herzoge von Braunschweig-Bevern nach Schlesien; bei Lissa lagerten sie sich ihm gegenüber. Von Wien kam Schreiben auf Schreiben, Karl solle endlich einen entscheidenden Schlag führen, zumal er dem Feinde numerisch so sehr überlegen sei; er solle Schweidnitz und dann Breslau erobern. Karl unternahm nun die Belagerung von Schweidnitz, wagte keinen Angriff auf die preußischen Linien vor Breslau, und ließ Hadik einen kecken Streifzug nach Berlin antreten. Graf Nadasdy zwang Schweidnitz am 12. Nov. zur Capitulation, stieß dann zu Karl, der an der Lohe zum Schlagen bereit stand und am 22. Nov. gelang es Karl bei Breslau, den Herzog von Bevern völlig zu überwinden; am 24. gefangen, wurde er von Karl nach Znaym gesandt. Breslau fiel und Schlesien schien für Friedrich verloren. Viele Beamte huldigten wieder der Kaiserin, der Fürstbischof von Breslau schloß sich offen den Kaiserlichen an, die Protestanten im Lande zitterten. Karl war jetzt vor allem bemüht, Liegnitz zu behaupten, Friedrich nach Neumarkt entgegenzuziehen und ihn aus seinen Stellungen zu vertreiben, ehe er sich darin zu sehr befestigt habe. Friedrich versprach seinen Generalen, er werde Karl trotz seiner dreifachen Ueberlegenheit angreifen, wo er ihn finde, nahm am 4. Dec. Neumarkt und hinderte Daun, die dortigen Höhen zu besetzen. Die Kaiserlichen verließen ihr Lager an der Lohe, rückten auf Lissa, was Friedrich zu gute kam, und Karl beschloß, unbekümmert um die Warnungen Daun's und Serbelloni's, ihm mit 60,000 Mann entgegenzugehen. Am 4. Dec. überschritt er die Weistritz, nahm eine Defensivstellung bei Leuthen ein, benutzte geschickt alle Vortheile des Terrains, vertheilte aber seine Truppen zu weithin. Er erlitt am 5. Dec. eine entsetzliche Niederlage und sein Heer floh in Unordnung nach Breslau. Er zog mit den sich um ihn Sammelnden gegen Schweidnitz zu, während Breslau fiel, hielt es bald für unmöglich, sich den Winter in Schlesien zu behaupten und gelangte unter unsäglichen Strapazen mit nur 35,000 zur Hälfte kranken Soldaten Ende December nach Böhmen.

Der unglückliche Feldherr traf am 7. Jan. 1758 in der Hofburg ein; in Volk und Heer war die Mißstimmung gegen ihn gleich groß. Maria Theresia machte ihn zwar für seine Niederlage nicht persönlich verantwortlich, Franz I. holte ihn selbst ein und es wurde in einer öffentlichen Proclamation bei strenger Strafe verboten, wegen Leuthens ungünstig von ihm zu sprechen, aber es war nicht möglich, ihn am Obercommando zu lassen; er wurde am Anfang Februar 1758 desselben enthoben und durch Daun ersetzt. Karl erhielt nie mehr ein Commando; hingegen schmückte ihn der Kaiser selbst mit dem Maria-Theresien-Großkreuz in Brillanten und er suchte sich durch gute Rathschläge betreffs der Kriegführung nützlich zu machen. Er kehrte auf seinen Statthalterposten nach Brüssel zurück, blieb aber mit seinem Bruder in beständigem Briefwechsel wegen der Kriegsbegebenheiten und wurde Mitglied des Staatsraths. Als Kurfürst Clemens August von Köln starb, verschafften Kaiser und Kaiserin Karl die Würde des Großmeisters des Deutschen Ordens zu Mergentheim, die dieser auch bekleidet hatte, am 4. Mai 1761; belehnt wurde er in Wien am 14. Nov. 1762 und am 24. Juni 1775. Maria Theresia wollte ihm die polnische Krone verschaffen, Kaunitz gewann hierfür Großbritannien und Rußland, aber Preußen trat dem Projecte entgegen, suchte Frankreich und die Pforte dagegen aufzubringen und das Ganze scheiterte am Widerstande des polnischen Reichstags. Als Generalgouverneur der Niederlande machte sich der Prinz sehr beliebt und äußerst verdient, sein Andenken blieb in hohen Ehren; seine unvergleichliche Herzensgüte zog alle an, stets war er guter Laune und von ungemessener

Freigebigkeit; auch ihm waren wie dem Volke die althergebrachten Privilegien und Freiheiten der belgischen Provinzen heilig, er verfocht sie feurig in Wien. Die Stände dankten Karl würdig, indem sie in Brüssel am 17. Jan. 1775, als er 25 Jahre Statthalter war, seine herrliche Reiterstatue aufstellten. Seine Freigebigkeit führte ihn jedoch zu beständigen Geldverlegenheiten, hierzu kam seine Liebe zum Wohlleben, seine Trinklust und wiederholt mußte Maria Theresia große Summen für ihn opfern; doch überwogen bei ihr seine Vorzüge und Graf Karl Philipp Cobenzl stand ihm würdigst zur Seite. Im Jahre 1769 eröffnete „die gelehrte Gesellschaft" in Brüssel ihre Sitzungen, mit Karl's reger Theilnahme wurde 1772 die Akademie der Wissenschaften gegründet, er that sehr viel für das höhere Schulwesen und für die Pflege der Kunst.

Mit Maria Theresia blieb er bis zum Tode durch innigste Freundschaft verbunden; sie beklagte seine große Schwäche zur Verschwendung und zu den Frauen, von denen manche ihn zu ihren Zwecken misbrauchten und unter denen die Gräfin von Choiseul-Meuse seine Herrin in den letzten Lebensjahren genannt werden konnte. Sein Tod ging der Kaiserin ungemein nahe; sie wollte Karl dauernd verherrlichen, indem sein Regiment ewig seinen Namen führen sollte, aber schonungslos sprach Joseph II. dagegen und sie unterließ es, von seiner Härte peinlich berührt. Der Prinz starb, aufrichtig von den Niederländern betrauert, am 4. Juli 1780 auf dem Schlosse Tervueren. In der Revolution Frankreichs wurde seine Statue zerstört, 1846 hingegen eine neue von Jehotte im Hofe des Industriepalasts in Brüssel aufgestellt.

Vgl. C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich (Band 6, Wien 1860); A. v. Arneth, Geschichte Maria Theresia's (10 Bände, Wien 1863—1879); Th. Carlyle, History of Friedrich II. of Prussia, called Frederick the Great (Bände 7, 8 und 10, Leipzig 1862—1865); Fürst N. S. Galitzin, Allgemeine Kriegsgeschichte der Neuzeit (Band 3, Kassel 1875); C. Grünhagen, Geschichte des ersten schlesischen Krieges (Bd. 2, Gotha 1881); A. Schäfer, Geschichte des Siebenjährigen Kriegs (2 Bände, Berlin 1867—1874); J. P. J. du Mont, Histoire de Belgique (Bd. 2, Antwerpen 1836); Discailles, Les Pays-Bas sous le règne de Marie-Thérèse (Brüssel 1873); Piot, Le règne de Marie-Thérèse dans les Pays-Bas Autrichiens (Löwen 1874). (*Arthur Kleinschmidt.*)

g) KARL, Prinz von Viana. Als ältester Sohn Johann's I. von Navarra, nachmaligen Königs Johann II. von Aragonien, und Blanca's, Königin von Navarra, am 19. Mai 1421 geboren, sollte Karl gemäß dem Heirathsvertrage seiner Aeltern nach der Mutter Tode das Königreich Navarra erben; Blanca traf in ihrem letzten Willen dieselbe Bestimmung, fügte aber hinzu, Karl solle vor Antritt der Regierung um des Vaters Genehmigung nachsuchen, welcher Zusatz die schlimmsten Wirren herbeiführen und das Leben ihrer Kinder vergiften sollte. Am 1. April 1441 starb Blanca. Man weiß nicht, ob Karl (Carlos) die Zustimmung seines Vaters eingeholt und dieser sie verweigert habe; wahrscheinlich gab Karl zu, daß sein Vater, der Navarra nicht herausgeben wollte, Rang und Titel eines Königs dieses Reichs beibehalte, bis ihm selbst die Ausübung königlicher Rechte gestattet würde. Vorerst blieb Karl Statthalter und Befehlshaber in Navarra, was er seit mehrern Jahren war, und begnügte sich mit dem Fürstenthume Viana. Seitdem sein Vater die herrschsüchtige und tückische Johanna Henriquez 1447 geheirathet, verbitterte sich die Stellung von Vater und Sohn; Johanna, die unbegrenzten Einfluß auf den alten König gewann, verlangte, in Navarra die Verwaltung der Regierung mit Karl zu theilen, der schwache Johann erfüllte ihren Wunsch und schickte sie 1450 nach Navarra. Mit beleidigendem Dünkel und stiefmütterlicher Abneigung trat die Königin Karl entgegen, der nicht gesonnen war, sie in seiner Mutter Erbe nach Gutdünken schalten zu lassen. Alsbald schlug sich die eine der in Navarra mächtigen Parteien, die Beaumonts, auf Karl's Seite, die andere, die Agramonts, auf die der jungen Königin; zahlreiche Anhänger riethen Karl, die Eingriffe in seine Rechte mit Gewalt zurückzuweisen. Der castilische Hof, an dem unter dem schwachen Könige Johann II. der allmächtige Connétable Alvaro de Luna herrschte, fachte die Zwietracht zwischen Vater und Sohn seit 1450 an, schickte geheime Boten an Karl und beredete ihn, mit Waffengewalt dem Vater die Krone Navarras abzutrotzen, die ihm allein gebühre. Von Castilien empfohlen, wandte sich der „Prinz von Viana" an den mit Aragonien verfeindeten französischen Hof und bat König Karl VII., obwol derselbe 1451 seine Heirath mit Isabella Stuart, der Witwe Herzogs Franz I. von Bretagne, verhindert hatte, um Hülfe. Dann zog er das Schwert und belagerte seine Stiefmutter in Estella, von allen Seiten strömte ihm Zulauf zu, Alvaro de Luna sandte castilianische Truppen und hielt sich mit seinem Monarchen und dem Prinzen Heinrich in der Nähe, Karl VII. von Frankreich schickte Geld und versprach Truppen. Sobald Karl's Vater an der Spitze eines starken Heeres aus Aragonien nach Navarra eilte, standen der König von Castilien und Karl von der Belagerung Estella's ab. Im offenen Felde traten sich Vater und Sohn an der Spitze ihrer Heere entgegen, Karl um so mehr erbittert, als ihm jüngst ein Stiefbruder, der spätere Ferdinand der Katholische, geboren worden war, in dem er einen neuen Rivalen in des Vaters Herz erblicken mußte. Als die Heere bei Aybar sich begegneten, ergriff Vater wie Sohn vorübergehend der Wunsch, den unnatürlichen Zwist durch einen Vergleich zu beenden, Bedingungen wurden verabredet, aber die alten Parteiungen und der geheime Einfluß Luna's erstickten den Ausgleich im Werden, und es kam zu einer blutigen Schlacht, in der Johann kraft seiner besser disciplinirten Mannschaft das größere Heer des Sohnes am 23. Oct. 1452 völlig besiegte und diesen gefangen nahm. Karl wurde in Haft im Schlosse Tafalla gehalten, welches er bald mit Schloß Monroy vertauschte, während Navarra in der ärgsten Anarchie blieb. Die Theilnahme für den schon um seiner Mutter willen beliebten Prinzen

war in Navarra allgemein und fand lebhaften Widerhall in Aragonien und Castilien; die Stände Aragoniens bestürmten seinen Vater, der für seinen in Neapel regierenden Bruder Alfonso V. in dessen aragonischem Reiche Vicekönig war, ihn freizugeben, und Johann von Navarra gab nach. Er öffnete Karl's Gefängniß, indem er die schroffsten Bedingungen stellte und sein unbestreitbares Thronrecht auf Navarra nicht erwähnte. Von einer gründlichen Aussöhnung beider konnte keine Rede sein, denn sie war von beiden Seiten unehrlich. Kaum war Karl in Freiheit, so erneuerten sich die wilden Parteikämpfe in Navarra, das Glück mied seine Waffen, alle Versuche zu voller Aussöhnung von Vater und Sohn scheiterten, Castiliens Intervention hatte keinen Erfolg, so herzlich sie auch der neue König Heinrich IV. versuchte; schließlich sicherte Johann die Krone Navarras nach seinem Ableben seiner jüngsten Tochter erster Ehe, Leonore, der Gemahlin des Grafen von Foix, zu und erklärte Karl und seine ältere Schwester Blanca, die frühere Gemahlin Heinrich's IV. von Castilien, für unfähig zur Succession.

Infolge dieser Verfügungen stand Navarra gegen Johann auf, Karl nahm Pampelona, wo er 1455 zum König von Navarra ausgerufen wurde, aber ehe das Jahr ablief, hatte ihn Johann aus Navarra vertrieben. Unter französischem Schutze verweilte der unglückliche Prinz im Mai 1457 in Poitiers, dann ging er ins Lyonnais zu Karl VII., bat ihn um Hülfe zur Erlangung der Krone Navarras und reclamirte das Herzogthum Nemours, welches seinem Großvater, dem Könige Karl III. von Navarra, gehört hatte; aber obwol Heinrich IV. von Castilien nach wie vor bei Karl VII. für ihn eintrat, nahm dieser sich seiner nicht an, ergriff, selbst mit seinem Dauphin zerfallen, die Sache von Karl's Vater und Karl sah sich genöthigt, Frankreich zu verlassen. Er beschloß, sich seinem Oheime, König Alfonso V. von Neapel, in die Arme zu werfen, um durch ihn zu seinem Rechte zu gelangen, und machte sich nach Italien auf. An den verschiedenen Höfen Italiens wurde Karl mit großer Auszeichnung behandelt, der Papst empfing ihn gnädig und Alfonso V. nahm ihn liebreich auf. Er rieth ihm ab, länger mit dem Vater auf Kriegsfuß zu bleiben, versprach die Aussöhnung zu bewerkstelligen, bot ihm eine angenehme und heitere Existenz mit einem Jahrgelde von 12,000 Dukaten und begann durch die Absendung zweier Vertrauten seine Mittlerrolle zwischen Bruder und Neffen. Die liebenswürdigen Eigenschaften Karl's, seine offene und gefällige Gemüthsart erwarben ihm rasch die Liebe der Neapolitaner in so hohem Grade, daß nach der Aussage der neapolitanischen Geschichtschreiber Summonte und Giannone Alfonso argwöhnisch wurde. Da starb Alfonso am 27. Juni 1458 und hinterließ Karl's Vater als Johann II. Aragonien mit den Balearen, Sicilien und Sardinien, seinem natürlichen Sohne Ferdinand I. aber Neapel. Alsbald forderte eine große Partei den beliebten Prinzen von Viana auf, letzterem den Thron streitig zu machen, und sagte ihm allgemeine Unterstützung zu; Karl aber war zu verständig, den voraussichtlich langwierigen und heftigen Krieg mit Ferdinand auf die wankelmüthige Volksgunst hin zu wagen, wies die ihm gemachten Anträge bestimmt zurück, so sehr auch die catalanischen und sicilianischen Großen Neapels ihn zu verlocken suchten, und begab sich mit Einwilligung Ferdinand's nach Sicilien; Ferdinand war froh, ihn los zu sein. Karl suchte von Sicilien aus abermals eine Aussöhnung mit seinem Vater einzuleiten, aber die Stiefmutter wußte sie unmöglich zu machen. In Sicilien, wo ihm Ferdinand die von Alfonso V. bewilligte Pension fortbezahlte, wurde Karl voll Liebe aufgenommen, denn noch stand seine Mutter, in erster Ehe Königin des Landes, hier im besten Andenken; jetzt übertrug das Volk seine Anhänglichkeit auf ihn. Die Stände der Insel wirkten ihm die Mittel zum Unterhalt aus; ja sie sollen in ihn gedrungen sein, er möge ihr Landesherr werden. Um dem ewig regen Argwohne seiner Aeltern zu entgehen, zog sich der Prinz in ein Benedictinerkloster bei Messina zurück, erfreute sich hier des Umgangs gelehrter Männer und einer reichen Bibliothek, setzte seine Jugendstudien in Philosophie und Geschichte fort; später trat er mit Papst Pius II. in Unterhandlung wegen Verlegung der besonders an alten Classikern reichen Bibliothek nach Spanien. Die zunehmende Popularität Karl's in Sicilien ließ Johann II. keine Ruhe; er suchte den Sohn in seine Gewalt zu bekommen. Da Karl keinen höheren Wunsch zu haben schien als die Versöhnung mit ihm, so erkannte er hierin seine sicherste Handhabe; er verschwendete an ihn die gütigsten Worte und Verheißungen und rief ihn zu sich; er versprach ihm volle Aussöhnung und wünschte, daß er auf Majorca residire. So sehr auch seine sicilianischen Rathgeber ihn beschworen, dem Vater nicht zu trauen, reiste der wackere Prinz nach Majorca ab. Von hier aus begann er neue Unterhandlungen mit dem Vater und trat in geheime Beziehungen zu Heinrich IV. von Castilien, seinem einstigen Schwager. Indem er dem Vater seine Unterwürfigkeit versicherte, forderte er von ihm vollste Amnestie für alle seine Anhänger, Freigebung des Connétable Navarras, Ludwig von Beaumont, und unbeschränkte Nutznießung der Einkünfte des Fürstenthums Viana. Nach langen Unterhandlungen kam am 26. Jan. 1460 ein Vertrag zu Stande, wonach Karl in allen Staaten seines Vaters außer Navarra und Sicilien, die ihm gerade am liebsten waren, residiren durfte und seinem Anhange Amnestie zutheil werden sollte; der Vater reiste nach Navarra ab, ohne den Sohn zu sehen. Karl setzte nach der Küste von Barcelona über; als ihm Barcelona einen demonstrativ glänzenden Empfang bereiten wollte, fürchtete er, dadurch bei dem Vater anzustoßen, und landete bescheiden am 22. März bei Igualada. König und Königin empfingen ihn mit erheuchelter Zärtlichkeit, er hingegen zeigte sich wirklich demüthig und bat um Verzeihung. Mit den Aeltern zog er festlich in Barcelona ein und es hieß, er solle eine Infantin von Portugal heirathen. Allgemein erwartete man, Johann II. werde jetzt den Sohn als Erben der Krone Aragonien anerkennen und ihn den Ständen den Eid schwören lassen. Man täuschte sich aber völlig. Johann berief die Cortes Aragoniens nach Fraga, ließ sich huldigen, verweigerte ihnen

aber die Erlaubniß, auch Karl zu huldigen, und tadelte heftig die Catalanen, weil sie Karl als Thronfolger angeredet hatten. Johann hatte alle Liebe auf seinen Sohn zweiter Ehe, Ferdinand, übertragen, die Königin riß jede Neigung für Karl aus seinem Herzen und verdächtigte alle seine Handlungen.

Karl erkannte, daß ihm des Vaters Liebe unwiederbringlich verloren sei, und suchte Halt an Heinrich IV. von Castilien, der ihm die Hand seiner Schwester Isabella anbot. Sobald seine Aeltern, die ihrem Sohne Ferdinand Isabella zugedacht hatten, hiervon erfuhren, beschlossen sie, sich seiner zu bemächtigen. Johann forderte Karl auf, sich zu den catalanischen Cortes nach Lerida zu begeben; thörichterweise hegte der Prinz abermals Hoffnungen auf eine mildere Stimmung des Vaters und folgte dem Rufe in der Hoffnung, auf der Versammlung als Thronerbe anerkannt zu werden. Aber nach kurzer Unterredung mit dem Vater wurde er am 2. Dec. verhaftet und ins Gefängniß geworfen. Die Bestürzung hierüber war allgemein, Johann's Vorwand einer Verschwörung Karl's gegen sein Leben fand nirgends Glauben, die Cortes von Catalonien und von Aragonien, der Stadtrath von Barcelona forderten Darlegung von Karl's Verbrechen oder seine Freiheit; der König antwortete kalt ausweichend und seine Unterthanen fürchteten für das Leben des Prinzen. Die Catalanen griffen zu den Waffen, in Barcelona wurde der königliche Gouverneur eingekerkert, der erhitzte Pöbel marschirte nach Lerida, um den alten König zu fangen, der nach Fraga und von hier nach Zaragoza entfloh. Aragonien, Valencia und Navarra erhoben sich, der König von Castilien sandte Truppen zur Unterstützung von Karl's Sache, die Beaumonts machten eine Landung in Aragonien. Karl war unter zahlreicher Bedeckung in die unzugängliche Festung Morella an der Grenze Valencias geführt und eingesperrt worden. Als aber sein Vater die allgemeine Erbitterung seiner Reiche sah, die ihm den Thron kosten konnte, hielt er es für gerathen, Karl freizugeben, und gab sich den Anschein, als thue er es auf Fürbitte seiner Gemahlin, was freilich niemand betrog. Die Königin holte Karl am 4. März 1461 aus seinem Gefängnisse ab und gab ihm das Geleit, um nach Barcelona zu kommen; aber in Villa Franca baten sie die Abgeordneten des Magistrats, sich lieber nicht in Barcelona sehen zu lassen, und sie blieb dort. Der Zug Karl's durch das Land war ein ununterbrochener Triumphzug, allerwärts bekundete sich die rührendste Liebe und Sympathie für den schicksalverfolgten Mann; wie ein Sieger zog er in Barcelona ein. Die Catalanen bestanden darauf, daß Johann II. seinen Erstgeborenen öffentlich als seinen rechtmäßigen Erben und Thronfolger anerkenne, ihn auf Lebenszeit zum Generalstatthalter von Catalonien ernenne und sich verpflichte, nie ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß Catalonien zu betreten; der König ging mit verstellter Freundlichkeit auf diese schmählichen Bedingungen ein und bewilligte allen Anhängern Karl's volle Amnestie. Zwischen den Königen von Aragonien und Castilien und Karl wurde Friede geschlossen. Endlich schien Karl's Geschick eine gute Wendung zu nehmen, da ergriff ihn ein Fieber in Barcelona und nach drei Tagen war er am 23. Sept. 1461 eine Leiche. Die öffentliche Meinung sprach von schleichendem Gifte, das ihm in Morella beigebracht worden sei, und sah mit offenem Argwohne nach dem Throne. Karl vermachte sterbend seine Thronansprüche an Navarra seiner unglücklichen Schwester Blanca. Die Bewohner Barcelonas erzählten, sein Geist ziehe nachts durch die Straßen, beklage sein frühes Ende und rufe nach Rache an den Mördern. Von einer schönen Sicilianerin, die Karl 1459 mit sich nach Spanien genommen, hatte Karl zwei, von einer andern Maitresse ein natürliches Kind. Seine Gemahlin Agnes, die Tochter des Herzogs Adolf von Cleve, war nach neunjähriger kinderloser Ehe am 6. April 1448 gestorben.

Gelassen, mäßig, sanft, freigebig und gütig, war Karl ein edler Mensch und verdiente das Interesse der Mit- und Nachwelt, die mitleidig sein hartes Los betrachtet; den Ränken nichtswürdiger Aeltern nicht gewachsen, wurde er von Natur zum ruhigen Genusse der Wissenschaften weit mehr als zu einer politischen Rolle hingezogen. Er trieb Musik, Malerei, dichtete gern und liebte den Verkehr von Gelehrten und Poeten, besonders des Osias March, des bedeutendsten catalanischen Dichters, der sein Leben und Leiden in einem ergreifenden Gedichte besang. Karl's Gedichte waren lateinisch, französisch oder spanisch, welcher Sprachen er Meister war, gern sang er sie zur Laute. Seine Lieblingsstudien waren Philosophie und Geschichte; seine spanische Uebersetzung von Aristoteles' Ethik erschien 1509 in Zaragoza im Drucke, seine Geschichte Navarras von den frühesten Zeiten bis auf ihn blieb Handschrift, wurde aber von Garibay, Blancas und andern alten Historikern viel benutzt. Auf seinem Grabe im Kloster Pobletta geschahen nach frommem Glauben große Wunder, man verehrte ihn wie einen Heiligen, aber seine Kanonisirung konnte nie in Rom erlangt werden.

Vgl. Lucio Marineo Siculo (Coronista de sus magestades), Las cosas memorables de España (Alcala de Henarez 1539); A. Favyn, Histoire de Navarre, contenant l'origine, les vies et conquestes de ses Roys, depuis leur commencement jusques à présent (Paris 1612); Zurita, Anales de la corona de Aragon (Bd. IV., Zaragoza 1669); Alefon, Anales del Reyno de Navarra, contin. de Moret (Bd. IV., Pampelona 1766); J. J. Pontanus, De Ferdinando I. rege Neapolitano libri VI. (ohne Ort und Jahr); Peter Giannone, Bürgerliche Geschichte des Königreichs Neapel, Bd. III., übersetzt von Le Bret (Leipzig 1768); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bd. VI., Paris 1865); Vallet de Viriville, Histoire de Charles VII., Roi de France et de son époque 1403—1461 (Bd. III, Paris 1865); E. A. Schmidt, Geschichte Aragoniens im Mittelalter (Leipzig 1828); W. H. Prescott, Geschichte der Regierung Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien, deutsche Uebersetzung (Bd. I, Leipzig 1842); Rosseeuw Saint-Hilaire, Histoire d'Espagne depuis les premiers temps historiques jusqu'à la mort de

Ferdinand VII. (neue Auflage, Bd. V, Paris 1844); Baron de Nervo, Histoire d'Espagne depuis ses origines (Bd. IV, Paris 1873). (*Arthur Kleinschmidt.*)

b) KARL (Ludwig Johann), Erzherzog von Oesterreich, Herzog von Teschen, dritter Sohn des Kaisers Leopold II., kaiserlicher Generalfeldmarschall, Sieger von Aspern. Karl war geboren zu Florenz am 5. Sept. 1771 als das fünfte unter den Kindern und als der dritte unter den Söhnen Leopold's, Großherzogs von Toscana, später deutscher Kaiser, aus dessen Verbindung mit Maria Ludowica von Bourbon, Infantin von Spanien. Karl war in seinen ersten Lebensjahren schwächlich und kränklich. Dabei entwickelten sich auf Kosten seines Körpers seine geistigen Anlagen und Neigungen, die sorgfältig gepflegt wurden von seinen Erziehern, General Spannochi und dem Grafen Sigismund Hohenwart (nachmals Erzbischof von Wien). Am meisten beschäftigten den Jüngling das Studium der Classiker, darunter am meisten Cäsar und Tacitus, und der Mathematik und Kriegsgeschichte. Nach dem Tode Kaiser Joseph's kam Karl mit seinem Vater, der den Kaiserthron bestieg, 1790 nach Wien, wo er von seiner Tante, der geistvollen und edeln Maria Christine und deren Gemahl, Herzog Albert von Sachsen-Teschen an Kindesstatt angenommen wurde, da dieses Paar selbst kinderlos war. Mit ihnen zog Karl nach Beendigung der belgischen Unruhen 1791 nach Brüssel, wo er eifrig militärische Studien trieb und schon im folgenden Jahre in dem französischen Kriege Gelegenheit fand, dieselben praktisch zu verwerthen. Im J. 1792 focht Karl an der Spitze einer Brigade in der Schlacht bei Jemappes. Im J. 1793 befehligte er die Vorhut des Corps des Reichsfeldmarschalls Prinzen Josias von Sachsen-Koburg und focht mit besonderer Tapferkeit bei Aldenhofen und Neerwinden. Belgien ward wieder erobert und Karl wurde zum Generalstatthalter der Niederlande ernannt und erhielt das Großkreuz des Maria Theresia ordens (im Alter von 22 Jahren, ein Fall, der ohne Beispiel war). Im J. 1794 nahm er an den Kämpfen bei Cateau, Courtray, Tournay und an jenen an der Sambrelinie theil. Nach der unglücklichen Schlacht bei Fleurus und dem gegen den Rath Karl's erfolgten Rückzuge gingen die Niederlande für Oesterreich verloren. Karl, dessen schwache Gesundheit unter den Anstrengungen der ersten Feldzüge arg gelitten hatte, hielt sich nun in Wien auf und widmete seine Muße einem eindringenden Studium der Kriegswissenschaften unter der Leitung des als Theoretiker berühmt gewordenen Lindenau.

Am 4. April 1796 wurde Karl zum Reichsfeldmarschall ernannt und an die Spitze der österreichisch deutschen Rheinarmee gestellt. Die ersten Gefechte fanden in der Pfalz statt, die Oesterreicher wichen auf Mannheim zurück. Jourdan und Kleber setzten über den Rhein und gewannen das rechte Ufer. Jetzt erst rückte Erzherzog Karl vom Taunus her, überschritt am 15. Juni bei Wetzlar den Main, brachte die Franzosen zum Weichen, stürmte die Höhen von Altstetten und zwang Jourdan zu dem Rückzuge über den Rhein, der allerdings dem Rhein übergange Moreau's bei Straßburg zur Maskirung diente. Ein glückliches Gefecht lieferte der Erzherzog bei Malsch, welchen Punkt die Oesterreicher gegen Desaix hielten und die Franzosen zum Rückzuge auf Rastatt zwangen. Da aber die Franzosen auf allen andern Punkten glücklich waren, rückte Moreau gegen Schwaben vor, und um dem Feinde am oberen Neckar zuvorzukommen, zog sich Karl auf Pforzheim zurück und überschritt die Flußübergänge bei Cannstadt und Eßlingen. In sehr geschickten Rückzugsgefechten gelang es dem Erzherzoge, die reichen Magazine bei Ulm und Günzburg zu decken und das schnelle Vordringen des Feindes aufzuhalten. Schlimmeres als von den Franzosen erfuhr der Erzherzog von den eigenen Bundesgenossen, Würtemberg, Baden und dem Schwäbischen Kreise, welche einen Waffenstillstand mit dem Feinde schlossen. Bei Neresheim wurde am 11. Aug. ohne Entscheidung gekämpft. Am 18. und 19. Aug. drang er an die Altmühl vor, um sich in der Oberpfalz mit dem Corps des Grafen Wartensleben zu vereinigen, und bedrohte nunmehr den rechten Flügel Jourdan's, den Bernadotte führte. Am 23. siegten die Oesterreicher bei Neumarkt, am 24. zwang Karl Jourdan zur Schlacht bei Amberg. Die Franzosen wichen über die Pegnitz zurück, indeß die beiden Heere Karl's und Wartensleben's auf dem Schlachtfelde ihre Vereinigung vollzogen. Karl verfolgte dann die Maas-Sambrearmee durch Franken, bis sich plötzlich Jourdan bei Würzburg gegen ihn wandte, jedoch von Karl in dieser Schlacht am 3. Sept. völlig geschlagen wurde. Die Franzosen zogen sich in wilder Unordnung durch den Spessart und die Rhönegegend zurück. Am 16. Sept. wurden sie bei Limburg noch einmal von Karl angegriffen und am 19. die französische Nachhut bei Höstebach geschlagen und ihr Führer Marzeau gefangen. Karl ließ ein Beobachtungscorps zurück und wandte sich mit dem größten Theile seines Heeres gegen den Oberrhein, wohin sich Moreau zurückgezogen hatte. Bei Kehl traf Karl auf ihn und ließ am 24. Oct. seine Stellung bei Schliengen stürmen. Doch war bereits der größte Theil der französischen Armee über den Rhein gegangen und auf das linke Ufer gezogen. Karl nahm nun auch Kehl, welches am 9. Jan. 1797 von Desaix übergeben wurde, und Hüningen und beendigte damit seinen glänzenden deutschen Feldzug, der parallel ging mit Bonaparte's Campagne in Italien, die für Oesterreich so unglücklich verlief.

Deshalb berief Kaiser Franz seinen Bruder Karl vom Rheine ab und stellte ihn an die Spitze der Trümmer der österreichischen italienischen Armee als Generalissimus. Allein der Vormarsch Bonaparte's war nicht mehr aufzuhalten, es war zu spät, als daß Oesterreich noch hätte Hülfsmittel aufbieten und organisiren können. Massena bemächtigte sich des Passes von Pontafel und nahm auf den beherrschenden Höhen von Tarvis Stellung. Karl hatte anfangs hinter dem Tagliamento Stellung und suchte Bonaparte in seinem Vormarsche aufzuhalten — die beiden fast gleichalterigen jungen Feldherren standen sich hier zum ersten mal gegenüber — er sicherte die Straße am Isonzo und den Uebergang über den Predil und eilte gegen Tarvis, um etwa die Höhe zu gewinnen.

Am 23. März 1797 stürmte er, selbst in Lebensgefahr kommend, auf Masséna's Stellung los. Es gelingt nicht, diese zu gewinnen. Karl zieht sich nach Klagenfurt zurück, inzwischen Bonaparte die ihn aufhaltende Division Bajalich überwältigt und hierauf am 29. März in Klagenfurt einzieht, das Erzherzog Karl den Tag zuvor geräumt hat. Am 31. März schreibt der letztere einen Brief an Erzherzog Karl, in welchem er den Frieden anbietet. Karl antwortet am 2. April zustimmend und daß er nach Wien berichten wolle. Während von dort aus die Antwort abgewartet wird, rückt Bonaparte in Steiermark ein, gewinnt die Gefechte bei Neumarkt und Unzmarkt und empfängt die Abgesandten des österreichischen Hofes, Feldmarschalllieutenant Bellegarde und General Graf Merveldt in seinem Hauptquartiere zu Judenburg. Dort wird ein sechstägiger Waffenstillstand geschlossen und nach Ablauf dieser Frist erneuert und dann bei Leoben ein Präliminarvertrag unterfertigt (18. April 1797).

Als 1799 der Krieg von neuem begann, führte Karl den Oberbefehl in Deutschland, siegte bei Ostrach (am 21. März), bei Stockach (am 25. März) und zwang die Franzosen, das rechte Rheinufer zu räumen und sich auf das linke zurückzuziehen. Doch wurden die Siege nicht verfolgt und ausgenützt. Der Erzherzog, krank, übergab das Commando an Wallis und der wiener Hofkriegsrath hinderte weiteres Vordringen, ebenso wie die schlechte Heeresverpflegung die Armee arg schädigte. Karl wird nach der Schweiz beordert, um in Verein mit Hotze und Bellegarde gegen Masséna zu kämpfen. Am 4. Juni 1799 greift Karl den letzteren in seiner verschanzten Stellung bei Zürich an und zwingt ihn, dieselbe zu räumen; am 6. Juni nimmt Karl dieselbe in Besitz. Nach mehrfachen Einzelgefechten erhält Karl den Befehl, die Schweiz zu verlassen und an den Rhein zu ziehen (31. Aug.). Am 12. Sept. entsetzt er das von den Franzosen blokirte Philippsburg; am 18. erstürmt er Neckarau, die Schanzen von Mannheim, erobert die Stadt, ohne jedoch mit allen diesen Operationen eine günstige Wendung für die Verbündeten bewirken zu können. Seine Pläne zu einem neuen Angriff in der Schweiz wurden nicht angenommen, seine Befürwortung eines Friedensschlusses in Wien nicht gehört und am 17. März 1800 legte Erzherzog Karl, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, den Oberbefehl nieder und nahm in einem eindrucksvollen Generalbefehle Abschied von der Armee. Die österreichische Armee wird allenthalben geschlagen und nach dem großen Unglücke von Hohenlinden am 1. Dec. erhält Karl wieder das Commando über die geschlagene österreichische Armee in Deutschland. Er erklärte jedoch den Widerstand für unmöglich und schloß am 25. Dec. 1799 den Waffenstillstand zu Steyr, dem dann der Friede von Lunéville (9. Febr. 1801) folgte. Während er vom Oberbefehle entfernt war, weilte Karl in Böhmen und brachte dort durch eine begeisternde Proclamation ein freiwilliges Corps von 25,000 Mann unter die Waffen.

Am 9. Jan. 1801 wurde Karl zum Präsidenten des Hofkriegsraths ernannt und mit der obersten Leitung des Kriegswesens betraut.

Er führte organisatorische Reformen der tief eingreifendsten Art durch, hob den lebenslänglichen Kriegsdienst auf und führte dafür die Capitulation ein, stellte die Reichswerbung ein und führte dafür die Werbung in den Ergänzungsbezirken ein. Statt der früheren Landaufgebote wurden Reservecantonirungen eingeführt. Eine wichtige Schöpfung war jene der Landwehr, bestimmt zur Vertheidigung des heimischen Bodens. Er schaffte den Verkauf der Officiersstellen ab und bei den Soldaten den Zopf, der bis 1805 getragen wurde. Im J. 1803 schuf er eine neue Instruction für den Geschäftsbetrieb des Hofkriegsrathes, ordnete die verschiedenen Zweige der Militärorganisation, stellte den Wirkungskreis der Landesgeneral-Commandanten fest, errichtete das Militärappellationsgericht, gründete das Kriegsarchiv, die Kriegsbibliothek und das Centralarmee-Equitationsinstitut. Nach dem Feldzuge von 1805 gab er der Armee neue Vereinfachungen der Taktik, der Evolutionen und neue Reglements.

Die dritte Coalition führte Oesterreich wieder in den Kampf gegen Frankreich. Der Krieg von 1805 wurde von Erzherzog Karl seinem kaiserlichen Bruder auf das entschiedenste widerrathen. Gleichwol übernahm er das Commando in Italien, wo er nach heftigen Gefechten den Marschall Masséna am 30. und 31. Oct. vollständig besiegte. Allein das Unglück der österreichischen Waffen in Deutschland, die Katastrophe von Ulm, der Verlust einer ganzen Armee des Kaisers auf dem deutschen Schauplatze veranlaßten Karl, seine Armee in geschlossenen Massen über Vicenza und Friaul nach Krain zu führen, nicht ohne Belästigung von seiten der Franzosen, die er jedoch überall zurückwies. Karl rückte dann über Laibach nach Kärnten, nahm am 26. Nov. zwischen St.-Peter und Gonobitz die Truppen aus Tirol auf, neue Befehle erwartend, um an irgendeinem Punkte der Monarchie entscheidend einzugreifen. Zwischen Marburg und Pettau in Untersteiermark rasteten seine Truppen. Da erhielt er die Nachricht, daß die Franzosen am 13. Nov. 1805 Wien besetzt hatten. So brach er denn am 1. Dec. auf und führte seine Truppen durch Steiermark nach Ungarn, wo er bei Körmend ein Lager bezog.

Merkwürdigerweise wurde auf diese Armee im russisch-österreichischen Hauptquartiere keine Rücksicht genommen, die Schlacht bei Austerlitz war geschlagen und verloren und Karl erhielt am 7. Dec. die Kunde von dem Waffenstillstande. Er reiste am 10. Dec. zum Kaiser Franz und hatte am 27. Dec. eine Zusammenkunft mit Napoleon zu Stammersdorf bei Wien. Der müßige Karl kündigte am 2. Jan. 1806 seiner unversehrten Armee den Frieden von Preßburg an und übernimmt nun wiederum die Leitung des Kriegswesens. Er suchte die militärischen Kräfte Oesterreichs zu stärken und zu vermehren und auf die Hebung des Officierstandes und der moralischen Kräfte in der Armee zu wirken. In diesem Jahre begann er seine berühmten theoretischen Werke „Grundsätze der höheren Kriegskunst, erläutert durch die Darstellung des Feldzuges von 1796 in Deutschland" und „Beiträge zum praktischen Unterricht im Felde für die Officiere der österreichischen Armee". Am 20. Febr.

1809 wurde Erzherzog Karl zum Generalissimus ernannt und mit großen Vollmachten ausgestattet. Er erhielt den unmittelbaren Befehl über die deutsche Armee, verfügte über ein großes Heer und hatte an seiner Seite als Generalstabschef Philipp Grünne (seit 1793 Adjutant, 1800 Generalmajor, 1806 Vorstand des Bureaus des Erzherzogs, wissenschaftlich gebildet und freimütig). Am 9. April 1809 kam Karl nach Oberösterreich und kündigte dem Obergeneral der französischen Truppen in Baiern förmlich den Krieg an. Am 10. zog sein Heer über den Inn, am 16. über die Isar. Bald rückte er an die Donau, um bei Ingolstadt oder Regensburg über den Fluß zu gehen, zwei böhmische Corps noch aufzunehmen und bei Eichstädt die Franzosen vereinzelt zu schlagen, ehe Napoleon selbst auf dem Schauplatze angelangt sei. Allein die einzelnen Corps waren nicht glücklich in der Durchführung ihrer Aufgaben (Schlacht bei Thann am 19. April); die Absicht des Erzherzogs mislang, die Vereinigung Davoust's mit den Baiern bei Abensberg zu verhindern, wo vielmehr Napoleon die Baiern und Würtemberger, die ihn jubelnd empfingen, begrüßte. Die österreichischen Corps waren getrennt, wogegen Napoleon auf einem ungetrennten Raume über 150,000 Mann verfügte. Die Gefechte vom 20. April (die Schlacht von Abensberg) hatten die Folge, daß sich die Franzosen zwischen die Hauptarmee und den linken Flügel einschoben. Wohl zogen die Oesterreicher am Abend des 20. April in Regensburg ein, aber vergebens erwartete Erzherzog Karl die Mitwirkung Hiller's, der inzwischen geschlagen war. Am 22. führte Karl einen Angriff auf Davoust. Als dieser mißglückte, mußten die Oesterreicher über die Donau zurück und vollzogen in der Nacht ihren Uebergang. Ende April war kein österreichischer Soldat mehr auf bairischem Boden. Die Wirkungen des Mislingens des Donaufeldzuges wurden verhängnißvoll für Oesterreich und Europa. Oesterreich war jetzt auf die Vertheidigung angewiesen. Statt eines großen Volkskrieges kamen nur einzelne Schilderhebungen vor, die mislangen (Katt's Versuch zur Befreiung Magdeburgs, die Erhebung des Obersten Dörnberg im Hessenlande und der Zug des Majors Schill). Die Franzosen zogen die Donau entlang gegen Wien, umschlossen die Stadt in einem großen Bogen, Napoleon nahm wie im J. 1805 sein Standquartier im kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn.

Das rechte Ufer der Donau von Linz bis an die ungarische Grenze war in der Gewalt der Franzosen, das linke in der der Oesterreicher. Karl vollzog die Vereinigung mit Hiller und gebot über 70—80,000 Mann. Auf dem Marchfelde, auf welchem einst vor 500 Jahren Rudolf von Habsburg die Herrschaft über die österreichischen Länder gewann, wo 1683 die Befreier sich sammelten, um das von den Türken bedrängte Wien zu retten, dort lag die Entscheidung. Am Abende des 20. Mai 1809 erließ Karl den Schlachtbefehl mit den Worten: „Morgen ist Schlacht, das Schicksal der Monarchie hängt von ihr ab, ich werde meine Schuldigkeit thun und erwarte dasselbe von der Armee.“ Karl übernachtete in Eberedorf, Kaiser Franz in Wolkersdorf, Napoleon auf der Insel Lobau. Am Morgen des 21. April, an einem Pfingstsonntage, stellte Karl seine Armee von 75,000 Mann zwischen dem Bisamberg und dem Rußbach auf.

Das Ziel war, die beiden Dörfer Aspern und Eßlingen zu erobern, den Hauptstoß gegen das französische Centrum zu richten und die Feinde über die Donau zurückzutreiben. Der Kampf war ein entsetzlicher und hörte erst in der Nacht um 9 Uhr auf. Die Franzosen werden aus Aspern gejagt, bleiben jedoch im Besitze von Eßlingen. In der Nacht lagerten die beiden Armeen einander gegenüber. Mit Tagesanbruche des 22. Mai begann der Kampf von neuem. Napoleon wollte das Centrum der Oesterreicher durchbrechen. Aus 400 Geschützen ließ er das österreichische Fußvolk beschießen und von der Infanterie angreifen. Schon begann das Regiment Zach zu wanken, es entstand eine Lücke und die Franzosen rückten von neuem vor. Aber Karl hat alsbald auch die Gefahr erblickt, läßt die Lücken wieder ausfüllen, ergreift selbst die Fahne des Regiments Zach und führt die Truppen in den Kampf. Der Sieg auf seiten der Oesterreicher war entschieden. Ein neuer Sturm auf Aspern brachte dieses Dorf schon um 10 Uhr morgens in die Hände der Oesterreicher, Eßlingen konnte jedoch den Franzosen nicht entrissen werden. Napoleon eilte aus der Schlacht hinweg auf die Lobau hinüber und ließ Massena das Commando, der in der Nacht vom 22. auf den 23. den Rückzug der Franzosen auf die Lobau ausführte. Napoleon aber fuhr mit Berthier und Savary um Mitternacht nach Ebersdorf hinüber, dort legte er sich auf ein Bündel Stroh und verfiel in einen wahrhaft todesähnlichen Schlaf, der 36 Stunden anhielt.

Aber die Oesterreicher hatten diesen glänzenden Sieg nicht ausgenutzt, thaten keinen Angriff auf die Lobau, den die Franzosen selbst als unvermeidlich erwarteten, schon hielten sie sich für vernichtet oder gefangen. Aber es fehlte im österreichischen Hauptquartiere an Muth, an Munition und Schiffen zur Ueberbrückung. Hätten die Oesterreicher den Uebergang erzwungen, hätte ein Corps von nur 12,000 Mann bei Krems die Donau überschritten oder die Wiener einen Ausfall oder Ausfand gewagt, das Schicksal der Franzosen war besiegelt. Aber nichts von alledem geschah. Sechs Wochen später mußten die Oesterreicher auf demselben Felde, wo sie gesiegt hatten, unterliegen. Karl wollte seine Armee nicht aussetzen, vor allem die Verbindung mit Böhmen und Mähren behaupten, die Entscheidung hinausschieben und eine Erhebung Norddeutschlands abwarten. Aber diese blieb aus und am 5. und 6. Juli 1809 unterlag die kaiserliche Armee in der Schlacht von Wagram. In der Nacht vom 4. auf den 5. ließ Napoleon fünf Brücken über den Donauarm bei Enzersdorf schlagen. Von morgens 9 Uhr bis Mittag den 5. geschah die Ordnung der Schlacht. Auf österreichischer Seite nahm das 5. Corps an der Schlacht nicht theil und so hatte der Erzherzog nur etwas über 90,000 Mann Infanterie, 12,000 Reiter und 410 Geschütze zur Verfügung, während die französische Armee über 146,000 Mann Fußvolk, 30,000 Reiter und 584 Geschütze zählte. Am ersten Tage behaupteten die Oesterreicher das Schlacht-

feld, Karl hoffte für den nächsten Tag einen entscheidenden Sieg, da er mit Sicherheit auf das Eintreffen seines Bruders, des Erzherzogs Johann (von Marchegg aus) mit einer vollständigen Armee in den Morgenstunden rechnete. Zu Mittag waren noch die Oesterreicher am rechten Flügel und in der Mitte Sieger, der schwache linke Flügel hingegen war im Nachtheil und nach hartnäckiger Gegenwehr total geschlagen. Um 5 Uhr nachmittags, also 4 Stunden nach dem Rückzuge der Kaiserlichen, traf Erzherzog Johann mit einer Armee von 11,000 Mann Infanterie, 1200 Reitern und 3 Batterien ein, zu spät für den Erfolg der Schlacht. Die Schlacht war verloren, die letzte große Armee Oesterreichs zum Rückzug nach Mähren genöthigt. Noch einmal schlug sie sich unter der Führung Karl's bei Znaym gegen die Franzosen. Am Abend des 11. Juli schickte Karl an Napoleon eine Botschaft, um einen Waffenstillstand vorzuschlagen, der noch in derselben Nacht auf 4 Wochen geschlossen wurde.

Kaiser Franz wollte jedoch diesen Waffenstillstand nicht anerkennen, sein Kriegsrath in Komorn tadelte den Erzherzog Karl und sprach sich für Fortsetzung des Krieges aus. Erst am 18. Juli 1809 ratificirte Franz den Waffenstillstand und übertrug die Ausführung desselben dem Erzherzog Johann. Dadurch auf das tiefste gekränkt, legt Karl sein Amt nieder, nimmt in einem Tagesbefehle Abschied von der Armee, die ihn vergötterte, entsagt fortan jeder militärischen Thätigkeit, lebt zurückgezogen vom Hofe als Privatmann, anfangs in Teschen bei seinem väterlichen Freunde, dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen, der ihn zum Erben seiner großen Güter in Schlesien und Ungarn einsetzte, später in Wien. Bei der Vermählung Napoleon's mit Maria Louise durch Procuration vertritt der Erzherzog den französischen Kaiser. Während der Befreiungskriege ist er ein theilnahmsvoller, aber müßiger Zuschauer der Kämpfe. Im J. 1815 ist er für einige Wochen Gouverneur der Festung Mainz. Danach zog er sich definitiv ins Privatleben zurück und starb am 30. April 1847.

Am 17. Sept. 1815 vermählte er sich mit der Prinzessin Henriette von Nassau (gest. 29. Dec. 1829) und erbaute ihr zu Ehren das Schloß Weilburg bei Baden in vollständiger, treuer Nachahmung ihres heimatlichen Besitzes. Sie schenkte ihm 5 Söhne und 2 Töchter, Albrecht (den Sieger von Custozza, geb. am 3. Aug. 1817, vermählt am 1. Mai 1844 mit Hildegarde von Baiern, gest. am 2. April 1864); Karl Ferdinand (geb. 29. Juli 1818, vermählt mit Elisabeth 18. April 1854, gest. 20. Nov. 1874); Friedrich (geb. am 14. Mai 1821, gest. 5. Oct. 1847); Rudolf (geb. 25. Sept., gest. 11. Oct. 1822); Wilhelm Hoch- und Deutschmeister (geb. 21. April 1827); Töchter: Maria Theresia (geb. 31. Juli 1846, vermählt mit König Ferdinand II. von Neapel, Witwe seit 22. Mai 1859) und Maria (geb. 10. Sept. 1825, vermählt 21. Febr. 1852 an Erzherzog Rainer.)

Karl ist verherrlicht durch ein großes Reiterdenkmal aus Erz (von Fernkorn), enthüllt am 22. Mai 1860 in Wien auf dem äußern Burgplatze; auf dem Schlachtfelde von Aspern bezeichnet ein ruhender Löwe die Stelle seines glänzendsten Sieges, mit welchem er den Nimbus der Unbesiegbarkeit Napoleon's zerstörte. Im J. 1891 ließ König Gustav IV. von Schweden auf dem deutschen Reichstage in Regensburg den Antrag stellen auf Errichtung eines Denkmals für Karl, der Erzherzog lehnte jedoch sofort ab. In der Dichtung ist Karl vielfach verherrlicht, so von Theodor Körner, Heinrich von Kleist, Lenau, Zedlitz und Hammer-Purgstall, endlich von J. G. Seidl und Castelli.

Literatur. Allgemeines: Posselt, Europäische Annalen (Tübingen 1795—1820); Schlosser, Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts (Schlußbände); Häuffer, Deutsche Geschichte vom Tode Friedrich's des Großen, (Berlin 1859); von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit (Schluß); Wachsmuth, Geschichte von Frankreich im Revolutions-Zeitalter (Gotha 1840—1844); Bivenot, Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik während der französischen Revolutions-Kriege; Bivenot, Hermann Albrecht von Sachsen-Teschen als Reichsfeldmarschall; Bivenot, Thugut, Clerfayt und Wurmser (Wien 1869); Beer, Zehn Jahre österreichischer Politik (Leipzig 1877); Hermann Hüffer, Oesterreich und Preußen gegenüber der französischen Revolution (Bonn 1868). Die Verträge in den Sammlungen von Martens (III) und L. Neumann (I). Zusammenfassend die Periode des Kaisers Franz: Adam Wolf, Kaiser Franz (Wien 1866). Ferner militärisch: Die beiden Werke Erzherzog Karl's (auch ins Französische übersetzt); Streffleur, Oesterr. Militärische Zeitschrift, 3. Jahrgang (1862); volksthümliche Monographien über Erzherzog Karl von Duller und von Schneidawind. Wichtig die einschlägigen französischen Arbeiten von Ad. Thiers, Geschichte der Revolution, des Consulats und des Kaiserreichs, und die von Mignet und Correspondance Napoleon's I. Lexikalisches: Oesterreichisches Militärisches Conversations-Lexikon, herausgegeben von Hirtenfeld und Meynert (Wien 1851, Band III.); Militär-Zeitung von Hirtenfeld, Jahrgang XIII (1860, Nr. 33—39), enthält die Relation über die Schlacht bei Aspern aus der Feder Grünne's; Jos. Bergmann, Medaillen auf berühmte und ausgezeichnete Männer vom 16.—19. Jahrhundert, B. I. S. 276 fg. und B. II an mehreren Orten; Die Hofkriegsraths-Präsidenten und Kriegsminister der k. k. österreichischen Armee, Biographische Skizzen nach Acten (Wien 1874). Gegen die vielen apologetischen Urtheile ist zu vergleichen Clausewitz, Hinterlassene Werke, Band V. *(H. M. Richter.)*

XXVI. Karl: Cardinäle, Bischöfe, Erzbischöfe, Fürstbischöfe.

a) KARL (I.) von Bourbon, Cardinal, Erzbischof von Lyon, Primas von Frankreich. Karl, Cardinal von Bourbon, wurde um 1434 als dritter Sohn Herzog Karl's I. (s. d.) von Bourbon und Auvergne von Agnes von Burgund geboren, wuchs in unruhigen Zeiten am älterlichen Hofe auf und wurde zum geistlichen Stande

bestimmt, obwol er keine Neigung dazu verspürte und lebenslang äußerst weltlich gesinnt blieb. Als Johann von Bourbon, der natürliche Sohn von Karl's Großvater, Herzog Johann I. von Bourbon, ein Mönch in Cluny, im Februar 1443 einstimmig in Lyon zum Erzbischof gewählt wurde, veranlaßte ihn die Familie Bourbon, zu Gunsten des kleinen Karl zu verzichten, und auf Verlangen des Domkapitels übernahm Johann die Verwaltung des Erzstifts bis zu Karl's Volljährigkeit. Karl erhielt 1443 die Abtei Saint-Waast in Arras, dann die Abteien Ifloire, Grandmont und Lille Barbe, die Prioreien zu Souvigny, Saint-Pourcain und Saint-Rambert. Er machte die Schule als Vorsänger und Chorherr in Lyon durch, nahm erst Ende September 1466 Besitz vom Erzstifte und wurde 1470 vom Erzbischofe von Bourges feierlich geweiht. Der Erzbischof von Lyon überließ aber die Geschäfte seinem klugen Generalprocurator, Meister Barthelomäus Bellièdre, und als er am 10. März 1476 auch Bischof von Clermont wurde, ließ er diese Diöcese gleichfalls durch andere verwalten. Karl lebte der Welt und ihren Freuden, dachte wie ein kecker Glücksritter „l'espoir ne peur", war tapfer, dabei voll Prachtliebe und Wollust, gab auch in seinem pariser Palaste schwelgerische Feste. Zu diplomatischen Verhandlungen besaß er viel Geschick, war weltklug und zu Staatsgeschäften sehr verwendbar. Er lag öfter vor schönen Frauen als vor Gott auf den Knien, war ein gewandterer Höfling als erfahrener Bibelkenner und handhabte besser den Degen als das Brevier.

Im J. 1465 war er unter den ersten Fürsten, welche gegen Ludwig XI. die Fahne des Aufruhrs erhoben; bald aber bereute er aufrichtig, unterwarf sich, gab die Freundschaft mit dem burgundischen Hause auf und blieb Ludwig unerschütterlich ergeben; er überwand dessen großes Mistrauen und gehörte zu den wenigen Menschen, denen der König vertraute. Er begleitete ihn auf allen Feldzügen und Reisen, theilte die Gefahr mit ihm, war 1468 in dem kritischen Moment in Péronne bei ihm, wurde in alle Geheimnisse eingeweiht und mit Auszeichnungen überhäuft. Nicht nur erhielt er die Leitung des Raths und für längere Zeit die Verwaltung des Erzbisthums Bordeaux, sondern Ludwig gab ihm auch die Statthalterschaft von Paris und der Ile de France und verschaffte ihm von Sixtus IV. am 18. Dec. 1476 den rothen Hut mit dem Titel San Martino de Monte. Sixtus hielt große Stücke auf ihn, ernannte ihn zum Legaten von Avignon, glaubte, er sei sehr gelehrt und kenntnißreich, und doch hat Karl nur eine Kirchenversammlung in Lyon abgehalten, um das durch die basler Beschlüsse hervorgerufene Schisma zu unterdrücken. Im J. 1475 stellte Ludwig XI. in Pecquigny Karl Eduard IV. von England vor, lud den König ein, nach Paris zu kommen, und sagte, wenn er den Anfechtungen der Schönen erliege, so wolle er ihm Karl als Beichtvater geben, derselbe werde ihn gern absolviren; Eduard erwiderte: er wisse, daß der Erzbischof ein guter Kamerad sei. Bald nach des Königs Tode zog sich der Cardinal vom Hofe des minorennen Karl VIII., seines Pathen, nach Lyon zurück, wo er einen prächtigen Palast baute und viele Almosen spendete; die Kapelle des heiligen Ludwig in der Kirche des Cölestiner-Klosters in Paris ist auch seine Stiftung. Am 1. April 1488 starb Karl's älterer Bruder, Herzog Johann II., ohne legitime Kinder und trotz seiner ungeheuern Einkünfte wollte der Cardinal die große Erbschaft antreten. Aber die Gemahlin seines Bruders Peter, die mannhafte Anna von Beaujeu (s. Anna von Frankreich), kam ihm zuvor, besetzte schleunig die wichtigsten Plätze des Herzogthums Bourbon und begann dann mit Karl, der sich als nächstberechtigten Erben betrachtete und sich den Titel „Herzog von Bourbon und Auvergne" als „Karl II." beilegte, zu unterhandeln. Karl war kränklich und scheute den Kampf mit Anna, verzichtete darum zu Gunsten Peter's auf die Erbschaft, begnügte sich mit den Einkünften der Herrschaft Beaujolais und einer Pension von 20,000 Livres. Er starb in Lyon am 13. Sept. 1488 und ruht in der von ihm begonnenen, von Peter vollendeten Kapelle des dortigen Doms. Von Gabriele Bartine hatte er Isabella von Bourbon, die er 1484 mit seinem Haushofmeister Gilbert von Chantelot, Herrn von Lachaise, vermählte; sie wurde 1491 legitimirt und starb in Paris 1497 kinderlos.

Vgl. Paradin, Histoire de Lyon; Saint-Aubin, Histoire de Lyon (Bd. 2.); Claudius Robertus, Gallia christiana; Béraud, Histoire des Sires et des Ducs de Bourbon (Bd. 2, Paris 1843); Legeay, Histoire de Louis XI. (zwei Bände, Paris 1874); Cherrier, Histoire de Charles VIII., Roi de France (Bd. 1, Paris 1868). (*Arthur Kleinschmidt.*)

b) KARL (II.) von Bourbon, „der ältere Cardinal von Bourbon", Cardinal, Erzbischof von Rouen, als „Karl X." König der Ligue. Als fünfter Sohn des Herzogs Karl I. des Großmüthigen von Bourbon-Vendôme (s. d.) und der Franziska von Alençon zu La Ferté (in Brie) am 22. Dec. 1523 geboren, wuchs Karl unter den Augen der Aeltern zu La Fère (in der Picardie) auf und erhielt mit Karl von Guise, nachmals Cardinal von Lothringen, im Collége Navarre zu Paris durch Bischof Jean Hannoyer von Lisieux eine gelehrte Erziehung, um zum Kirchendienste befähigt zu werden. Früh besaß er eine große Zahl reicher Pfründen und Würden, die Gunst der letzten Valois machte ihn mit der Zeit zum reichsten Prälaten Frankreichs. Karl lebte meistens am Hofe, gab in seinem Palaste zu Paris pomphafte Feste und ließ seine geistlichen Aemter durch Beamte verwalten. Karl war nicht ohne theologische Kenntnisse, gewissermaßen religiös, ein eifriger Katholik und Todfeind aller Ketzerei, die Tugenden der Freigebigkeit und Sanftmuth zierten ihn, aber er liebte Wollust und Ueppigkeit, entbehrte aller Charakterstärke, ließ sich von jedem leiten, der seine vielen Schwächen benutzen wollte, besaß sehr bescheidene Geistesgaben, hingegen eine eminente Eitelkeit, die ihn gern auf das alberne Geschwätz der Astrologen lauschen ließ, und eine ihr angemessene Leichtgläubigkeit. Schon 1539 erhielt er unter päpstlichem Dispens das Bisthum Nevers, 1542 das Bisthum Saintes und der König verschaffte ihm bei Papst

Paul III. am 27. Juli 1547 den Cardinalshut. Er nannte sich Cardinal von Vendôme. Im J. 1550 wurde er Erzbischof von Rouen und Primas der Normandie, ergriff am 11. April 1551 von der Erzdiöcese Besitz und dachte daran, die hierzu gehörige Herrschaft Gaillon in ein Pairie-Herzogthum verwandeln zu lassen, was ihm aber nicht gelang. Als der Cardinal Ludwig von Bourbon, dem er einen Theil seiner Pfründen verdankte, 1557 starb, nahm er den Titel Cardinal von Bourbon an. Im J. 1568 erhielt er das Bisthum Beauvais, dazu nach und nach über 18 theilweise reiche Abteien, wie Saint-Denis, Saint-Ouen, Saint-Germain-des-Prez in Paris, Vendôme, Corbie, Jumièges, Ourcamp; in der Folge trat er seinem Neffen (s. den folgenden Karl III.) und dem Cardinal von Guise einige davon ab. Im J. 1572 wurde er Pair von Frankreich, am 31. Dec. 1578 Commandeur des Heiligen Geist-Ordens und Pius IV. verlieh ihm die Würde eines Legaten von Avignon. Der Cardinal zog vor, sich stets um weltliche Dinge zu bekümmern und an den ehrgeizigen Intriguen der französischen Großen theilzunehmen, wohnte 1555 persönlich der Papstwahl in Rom bei, trotzte aber dann den Verordnungen der Reichsversammlung, wonach die Geistlichen ohne Ausnahme ihre Amtspflichten selbst vollziehen sollten, und lebte als weltlicher Fürst. Bis zum Tode Heinrich's II. blieben Karl und seine Brüder Anton und Ludwig von den Staatsgeschäften ausgeschlossen; auch unter Franz II. und Karl IX. versäumten sie aus Unfähigkeit und Schwäche, sich mit gesammter Kraft dem Aufstreben des Hauses Guise entgegenzustellen, welches nach der ersten Rolle bei Hofe griff. Als seine Brüder und sein Vetter, der Herzog von Montpensier, vom Katholicismus abfielen, war dies ein furchtbarer Schlag für den bigotten Cardinal und er gerieth seitdem ganz in die Abhängigkeit des schlauen Cardinals Karl von Lothringen.

Im J. 1548 begünstigte Karl die Heirath seines ältesten Bruders Anton mit der Erbin des Königreichs Navarra unter Aufopferung seines Pflichttheils, den er vergebens nachher zurückforderte; 1552 verschaffte er Heinrich II. drei Millionen Goldthaler aus den Einkünften des Klerus gegen Aufhebung der Ordonnanz „Wilhelmine" von 1539, welche die geistliche Gerichtsbarkeit beschränkte; diese Summe wurde theilweise zur Unterstützung der deutschen Protestanten gegen Kaiser Karl V. verwendet, was einen Aufstand eiferuder Katholiken gegen Karl herbeiführte, den er rasch erstickte. Dem Willen des gebieterischen Cardinals von Lothringen sich fügend, ließ sich der Erzfeind des Hugenottenthums bestimmen, mit ihm und dem Cardinal von Châtillon das Amt von Großinquisitoren von Frankreich zu übernehmen, was Papst Paul IV. ihnen am 26. April 1557 übertrug; der Cardinal von Lothringen durfte hoffen, ihn nach seiner Laune zu leiten. Karl errichtete in seiner Erzdiöcese ein Inquisitionsgericht, konnte aber die Ketzer nicht vertilgen, mußte selbst Beschimpfungen durch die Hugenotten erdulden und war so eingeschüchtert, daß er nicht wagte, die projectirte Verzierung des Innern der Kathedrale von Rouen vorzunehmen. Im J. 1560 sandten die Guise den bedeutungslosen Cardinal an seine Brüder, König Anton von Navarra und den Prinzen von Condé, um sie unter Verheißung voller Sicherheit, friedlichen Gehörs und freier Rückkehr aufzufordern, nach Orléans zu gehen; sie erschienen daselbst am 31. Oct. Bei dem Religionsgespräche in Poissy, 1561, spielte Karl eine untergeordnete Rolle neben dem Cardinal von Lothringen. Der Krönung Karl's IX. wohnte er nicht bei, sondern begleitete seinen Bruder Condé, den er kurzsichtig im vorigen Jahre in Orléans in die Gewalt seiner Feinde geführt hatte, zum pariser Parlament, wo sein Proceß vernichtet wurde. Unter dem Triumvirate des Connétable Herzogs von Montmorency, des Herzogs Franz von Guise und des Marschalls von Saint-André spielte er nicht nur eine traurige Figur, sondern mußte auch für sein Leben bangen; hingegen gelang nicht in letzter Linie seinem Einflusse die Conversion seines Bruders, Königs Anton, zur katholischen Kirche, indem er ihm lauter Lockbilder vorhielt. Nachdem das Blutbad von Vassy neue Aufregung verursacht hatte, ernannte die Königin-Mutter Katharina Karl im März 1562 zum provisorischen Gouverneur von Paris, um ein Gleichgewicht zwischen den Parteien herzustellen; auf Anstiften seines Bruders Condé befahl er diesem und dem Herzoge von Guise, die Stadt zu verlassen, Condé ging, Guise aber blieb und der Bürgerkrieg brach mit allen Greueln aus. Karl trat bald seine Statthalterschaft in Paris dem Marschall von Brissac ab. Der Tod seines Bruders Anton am 17. Nov. 1562 machte Karl zum Senior der Familie Bourbon und verschaffte ihm den Vorsitz im Staatsrathe, doch blieb der Einfluß von Guise dominirend, und mit ihm arbeitete Karl an der Ausrottung der Ketzerei und der Unterdrückung Condé's. Von allen Interessen seines Hauses sich trennend, diente er mit eifrigster Gelehrigkeit den Zwecken der Guise und wurde der erbärmliche Dienstmann der Feinde seiner Familie. Nach dem Tode Anton's dachte Karl daran, sich zu verheirathen und betrieb monatelang in Rom diese Angelegenheit, vom Nuntius in Paris unterstützt, der Papst aber gab den Dispens nicht. Nach der Ermordung Franz' von Guise forderte auch er am 26. Sept. 1563 in Meulan von Karl IX. die strengste Verfolgung des Verbrechers. Mit dem Religionsedicte von Amboise höchst unzufrieden, überbrachte er es dem pariser Parlamente zur Einregistrirung und verbarg seinen Unwillen nicht; nachdem der König in Rouen für majorenn erklärt worden, mußte er die Unzufriedenheit des pariser Parlaments über das Edict unterdrücken, obgleich er sie theilte. Im J. 1565 begleitete er Karl IX. und seine Mutter auf der Reise in Süd- und Ostfrankreich, wohnte in Bayonne ihrer Zusammenkunft mit der Königin von Spanien und dem Herzoge von Alba bei, war 1566 auf der Versammlung zu Moulins, wo er in heftigen Streit mit dem großen Kanzler de l'Hôpital wegen der Religion gerieth, erschien 1567 mit der Königin Mutter und dem Cardinal von Lothringen auf dem Kriegsschauplatze, wo Condé die Hugenotten befeh

ligte, und mußte darüber die bittersten Vorwürfe seiner Schwägerin, der Königin Witwe Johanna von Navarra, hören, die ihn geradezu einen Untergebenen des Cardinals von Lothringen nannte. Später söhnte er sich mit Johanna aus, verzichtete auf ihren Wunsch nochmals auf sein väterliches und mütterliches Erbe und auf alle Rechte als Aeltester des Hauses zu Gunsten ihres Sohnes Heinrich, und obgleich er gegen dessen Ehe mit Margaretha von Valois war, betrieb er bei dem Papste den Dispens dazu. Der Religionsfriede von Saint Germain kam dem bigotten Prälaten sehr ungelegen, und die Klagen, die Pius V. ihm gegenüber anstimmte, fanden bei ihm ein lautes Echo.

Gregor XIII., der Nachfolger, wollte den Dispens zur Ehe von Karl's Neffen, Heinrich von Navarra, nur unter Bedingungen ertheilen, die einer Weigerung gleichkamen; Karl IX. aber war entschlossen, die Ehe vollziehen zu lassen, und der zur Function berufene Cardinal von Bourbon mußte dem Papste vorstellen, daß der König von seinem Willen nicht abgehe. Um seine Bedenken einzuschläfern, stellte sich Karl IX., als habe er von Rom einen Brief mit der Ankündigung eines willfährigen päpstlichen Breve erhalten, und nun vollzog der Cardinal am 18. Aug. 1572 auf einem vor dem großen Portale der Notre-Dame errichteten Gerüste die Trauung, um sich sofort bei Gregor zu entschuldigen, der es ihm verzieh, da die Bartholomäusnacht ihn entzückte. Karl verfolgte die Hugenotten auf jede Weise, hatte sogar 1568 mit päpstlicher Einwilligung Kirchengut veräußert, um Mittel gegen sie zu erhalten, ließ die furchtbaren Greuel in Rouen im September 1572 an ihnen zu, begab sich zuweilen mit mehrern Prälaten, das Kreuz in Händen, in ihren Gottesdienst, vertrieb ihre Prediger, konnte aber ihren Glauben nicht ausrotten. Er begünstigte die Ansiedelung der Jesuiten und Kapuziner in seinem Sprengel, sorgte für die Gründung neuer Klöster, von denen er mehrere unter seinen unmittelbaren Schutz nahm, und ließ das Diöcesanbrevier der Kirche von Rouen, um es den Vorschriften des Tridentiner Concils entsprechen zu lassen, abgeändert abdrucken; im April 1581 hielt er eine Provinzialsynode wegen des kirchlichen Zustands seiner Gebiete. Es gelang ihm, den gelehrten Erzdiaconen von Toulouse, Toussaint Gibault, in den Schos der römischen Kirche zurückzuführen. Karl begünstigte manchen Misbrauch und manches schädliche Privilegium seiner Kirche, nahm u. a. die Rechte des Reliquienkasteus des heiligen Romanus in der Kathedrale von Rouen in Schutz, wonach dahin flüchtende Verbrecher straffrei wurden; als die Parlamente von Rouen und Paris hierüber bittere Klage führten und der Präsident des pariser Parlaments auf der Reichsversammlung von 1583 diesen Misbrauch zur Sprache brachte, warf sich Karl dem Könige zu Füßen, erklärte die Klage für eine schamlose Beleidigung der Kirche und ihrer Heiligen und versicherte, er habe, wenn man ihm dieses Privileg entziehe, kein Mittel zur Besserung der Sünder. Karl schmückte die Kathedrale, die in den Unruhen stark beschädigt worden, mit Gemälden und Verzierungen, verbesserte das Einkommen ihrer gleich ihm der Vigue zugethanen Geistlichkeit, erweiterte seinen Palast in Rouen durch Bauten und Gärten, ließ in der Abtei Saint-Germain-des-Prez einen Palast anlegen, gründete in Gaillon die Karthause, in Paris das Profeßhaus der Jesuiten und die Kirche des heiligen Ludwig und schenkte den Jesuiten später seine Bibliothek.

Mit Hülfe eines abtrünnigen reformirten Geistlichen suchte er seine nächsten Verwandten, die Häupter der Hugenotten, zu bekehren, bald aber kehrten sie der katholischen Sache schroff den Rücken. Er half bei der Ausführung der letzten Maßregeln Karl's IX., ging Heinrich III. bis Lyon entgegen und diente ihm als Rathgeber in wichtigen Dingen. Er war außer sich, als sich sein Neffe Heinrich 1576 wieder an die Spitze der Hugenotten stellte; zur Ausrottung der Hugenotten stellte er 1577 Heinrich III. die Kirchengüter zur Verfügung; als die Königin-Mutter am 9. Febr. 1577 im Staatsrathe sich in der Religionsfrage mild äußerte, schrie er auf: er habe zwei ketzerische Neffen, wolle ihnen aber selbst als Henker dienen, wenn sie Hugenotten und Rebellen blieben; am 28. Febr. sprach er inbrünstig für die eine katholische Religion. Im Herbste 1578 begleitete er Margaretha nach Nerac zu ihrem Gemahle, König Heinrich von Navarra, um ihn, den präsumtiven Thronerben Frankreichs, zur römischen Kirche zurückzuführen, erhielt aber die höhnische Antwort: „Mein Oheim, man behauptet, gewisse Leute wollten Euch zum König machen: laßt Euch lieber zum Papst wählen, wozu Ihr mehr berufen seid und wodurch Ihr größer sein werdet als alle Könige."

Ebenso wenig Karl wie die Guise wollten einen Ketzer auf den Thron Frankreichs lassen und die Guise dachten an den Cardinal als den bedeutungslosesten Nebenbuhler des Königs von Navarra. Von einem von den Guise bestochenen Rathe, dem Bastard Andreas von Bourbon-Rubempré, völlig geleitet, ließ er sich für die Chimäre, König zu werden, gewinnen; Herzog Heinrich von Guise umgab ihn mit seinen Creaturen, die seine lächerliche Eitelkeit immer anfeuern mußten, und machte ihn zum blinden Werkzeuge seiner Ehrsucht. Für die Anhänger Heinrich's III. war er seitdem nur „der rothe Esel"; Heinrich III. selbst erstaunte darüber, daß sich Karl mit zwei Kronen beladen wolle, und meinte, er wisse nicht, wie Karl mit der Königskrone fertig zu werden gedenke, da ihm die weit leichtere Priesterkrone schon zu schwer sei. Durch Schwelgerei geistesschwach, durch Spiel entnervt, glaubte der eitle Priester so gewiß an seine Thronfolge, daß er sich mit der Schwester seines neuen Protectors Guise, der jüngst verwitweten Herzogin Katharina von Montpensier, vermählen wollte, um Erben zu bekommen; Guise versprach, ihm in Rom den Dispens vom Kirchenamte zu erwirken. Die Königin-Mutter ließ sich für diese Combination durch die Aussicht auf die Beseitigung des Thronrechts ihres Schwiegersohns, Heinrich von Navarra, gewinnen und hoffte auf Rechte für ihre lothringischen Enkel. Pamphletisten bezeichneten Karl als nächstberechtigten Thronfolger; Mateo

Zampini erläuterte, der Onkel sei dem Neffen um einen Grad voraus. Philipp II. von Spanien war bereit, Karl's Ansprüche zu unterstützen. So kam am 16. Jan. 1585 (31. Dec. 1584) auf dem Schlosse Joinville der Geheimvertrag Philipp's, Karl's, der Guise und der heiligen Ligue zu Stande; Karl's Vertreter war der Hauptagent Heinrich's von Guise bei dem ligueistischen Geheimconseil in Paris, Franz von Roucherolles, Herr von Mainevile, den Heinrich III. gern als Mène-ligue bezeichnete. Alle verpflichteten sich zur Bewahrung der einen katholischen Kirche in Frankreich. Da ein Ketzer nicht König von Frankreich werden dürfe, somit Heinrich von Navarra vom Throne ausgeschlossen sein müsse, sollte Karl, im Falle Heinrich III. ohne Söhne stürbe, ihm auf dem Throne succediren; als König müsse er sofort den Frieden von Câteau-Cambrésis ratificiren, jeder Allianz mit der Türkei abschwören, das Tridentiner Concil und seine Beschlüsse zur Basis seiner Regierung nehmen, alle dem spanischen Handel in Indien nachtheiligen Seeunternehmungen aufgeben, die Ketzerei in Frankreich verbieten und in einem Vernichtungskriege austilgen. Die contrahirenden Fürsten versprachen, Philipp II. mit allen Mitteln zur Wiedererlangung von Cambray zu verhelfen; er verpflichtete sich, ihnen in den ersten sechs Monaten der Waffenerhebung 600,000 Thlr. und dann während der ganzen Kriegsdauer monatlich 50,000 zu zahlen, was ihm alles bei der Thronbesteigung Karl's oder seines Nachfolgers zurückzuerstatten sei. In einem Sondervertrage versprach Karl dem Könige Philipp die Abtretung Nieder-Navarras und Bearns und lieferte somit diese Grenzgebiete von hoher Wichtigkeit aus. Schon vor Wochen hatten Karl, die Guise und der Herzog von Nevers den lyoneser Jesuiten Matthieu, „den Courier der Ligue", an den Papst gesandt, um seine Hülfe zu erbitten; Gregor billigte unumwunden die Waffenerhebung gegen die Ketzer mit oder ohne Erlaubniß des Königs, benahm den Verbündeten von Joinville jedes Gewissensbedenken, gab ihnen vollen Ablaß für ihr heiliges Werk und stellte die Bannung Heinrich's von Navarra und Heinrich's von Condé für den Moment in Aussicht, da der Krieg begönne; den Mord des Königs abrathend, sprach er sich für seine Gefangennahme aus.

Heinrich III., der Heinrich von Navarra zum Thronerben erklärt hatte, spottete über die einfältigen Träume des alten Cardinals und besuchte ihn im September 1584 auf seinem Schlosse Gaillon, um ihn auszuforschen. Karl war zuerst verschlossen, dann aber bekannte er offen, er sei gesonnen, seinen Neffen nicht succedíren zu lassen, da ihm ein Näherrecht an den Thron zustehe. Der Monarch klopfte ihm auf die Schulter und sagte höhnisch: „Lieber Freund, das Châtelet wird Euch zwar die Krone geben, das Parlament aber sie wieder nehmen;" dann reiste er ab. Die Verbündeten machten nun große Rüstungen, mit spanischem Gelde versehen; der Cardinal ließ Truppen in der Schweiz werben, sammelte in Gaillon den Adel der Normandie und Picardie um sich und ließ sich vom Herzoge von Aumale (s. d.) nach Péronne führen. Von hier erließ Karl am 31. März 1585 ein in Rheims gedrucktes Manifest, nachdem er in Guise Heinrich III. schriftlich gebeten hatte, er möge ihm nicht verübeln, daß er aus Sicherheitsgründen Gaillon verlassen habe. „Im Namen des allmächtigen Gottes, des Königs der Könige" redigirt, führte das Manifest den Titel „Déclaration des causes qui ont mû monsieur le cardinal de Bourbon et les pairs, princes, seigneurs, villes et communautés catholiques de ce royaume, de s'opposer à ceux qui, par tous moyens, s'efforcent de subvertir la religion catholique et l'Etat." Karl erklärte, ihm als erstem Prinzen von Geblüt stehe vor allem die Obhut der Religion der Väter zu, und forderte vom Könige Restitution derselben in die Alleinberechtigung im Reiche, Wiederherstellung der Adelsfreiheiten und der juridischen Machtvollkommenheit der Parlamente, Befreiung des Volks von den seit Karl IX. auferlegten Abgaben, bessere Verwendung der Steuern, öftere Einberufung der Reichsstände u. s. w. Die Herzoge von Guise und Aumale führten den Cardinal mit fast königlichem Pompe nach Rheims, von da ins Hauptquartier der Ligue nach Châlons, während der König sich in einer Declaration gleichsam gegen die Anschuldigungen der Verbündeten rechtfertigte und den Trotz derselben durch seine Haltlosigkeit nährte. Ein wahrer Regen von Pamphleten ergoß sich gegen die Ligue; Duplessis-Mornay war der Hauptheld dieser Fehden und widerlegte das Manifest von Péronne. Die Ansprüche Karl's auf den Thron verfocht Anton Hotman in der Flugschrift „Les droits de l'oncle contre le neveu" (Paris 1585), um sie acht Tage später zu widerrufen; sein Bruder, der Hugenott Franz Hotman, schrieb dagegen „Disputatio de controversia successionis regiae inter patruum et nepotem" (Frankfurt a. M. 1585). Papst Sixtus V. hatte anfänglich Karl's Thronabsichten misbilligt, weil der dadurch beleidigte Heinrich III. genöthigt werden könnte, die Ketzer gegen seine Unterthanen zu Hülfe zu rufen; als er schließlich nachgab und trotz seiner geringen Meinung von dem vielfach verspotteten Karl sich für ihn erklärte, als er am 9. Sept. 1585 Heinrich von Navarra und den Prinzen von Condé unter Verlust ihrer Gebiete und Rechte in den Bann that, schleuderte F. Hotman das Pamphlet „Papae Sixti brutum fulmen" ins Volk. Der gelehrte Theolog Jakob Berson pries Karl's unerschütterlichen Eifer in der Schrift „La saincte et tres chrestienne resolution de Monsgr. le Cardinal de Bourbon pour maintenir l'eglise catholique et romaine" (Paris 1586). Im J. 1588 ließ Karl alles, was über seine Erbfolge erschienen war, durch einen Juristen sammeln und zu Paris publiciren als „De la succession, du droit et prerogative de premier Prince du sang, déférée à Mr. le Cardinal de Bourbon par la loy du Royaume".

Durch die Fortschritte der Ligue geängstigt, schloß Heinrich III. mit ihr am 7. Juli 1585 den demüthigenden Vertrag von Nemours. Nicht allein die eine katholische Religion erlangte hier ihre Anerkennung, sondern eine Reihe Sicherheitsplätze wurden auf fünf Jahre den Häuptern der Ligue überwiesen; Karl erhielt

die Stadt Soissons und eine Leibwache von 100 Mann auf Kosten des Königs, dem er am 13. Juli in Saint-Maur seine Huldigung darbrachte. Der Herzog von Guise und seine Genossen überboten sich in Schmeicheleien gegen den geckenhaften Kirchenfürsten, der ihnen als bestes Aushängeschild diente; alle Warnungen vor ihren Tücken blieben bei ihm unbeachtet. Im „Kriege der drei Heinriche" zog er mit Degen und Federhut unter Guise ins Feld und spottend nannte ihn das Volk „le grand duc de Bourbon". Seine Königswahl kam stets wieder zur Sprache und er fühlte sich der Erreichung seines Ziels immer näher. Zuweilen beschlich ihn wol ein gewisses Mitleid mit seinen verirrten Neffen Navarra und Condé, und als 1587 der Herzog von Joyeuse bei seiner Abreise in den Krieg sich brüstete, er werde bald ihre Köpfe überbringen, verwünschte er dessen nichtswürdigen Dünkel. Heinrich III. wollte die Wiederherstellung des Friedens und sandte seine Mutter, Karl und die Herzoginnen von Nemours und Montpensier im Mai 1587 zu dem Herzoge von Guise, doch blieben ihre Bemühungen fruchtlos. Im Juli 1587 hielt Karl mit dem Cardinal von Bendôme eine feierliche Procession in Paris zur Unterdrückung der Ketzerei; im Januar 1588 traf er mit den Guise in Nancy zusammen und forderte mit ihnen den König auf, sich enger an die Ligue anzuschließen, das Tridentiner Concil zur Richtschnur zu nehmen, die Inquisition einzuführen u. dgl., und als sein Neffe Condé starb, sah er darin die Strafe des Himmels für seine Ketzerei. Im Februar 1588 siedelte er mit den Führern der Ligue nach Soissons über, um Paris näher zu sein, das sie nicht betreten durften; hier sollten sie bleiben, bis der Moment gekommen sei, in Paris zu handeln; Heinrich von Guise besprach sich hier mit ihnen und zog im Mai unerwartet in der Hauptstadt ein, bald folgte ihm Karl und wohnte bei ihm im Hôtel Guise. Der Herzog von Guise, die Cardinäle von Bourbon und Guise forderten von Heinrich III. die Entfernung und Absetzung seiner Günstlinge Epernon und La Valette und eine Reihe Dinge, deren Erfüllung Guise zum Herrn der Lage machen mußte. Die Ligue taufte sich in Union um und am 15. Juli unterwarf sich Heinrich III. den Forderungen des übermüthigen Guise. Er schloß Heinrich von Navarra von der Erbfolge aus, erkannte Karl als nächsten Verwandten an und machte Guise zum Höchstcommandirenden aller Heere, wofür ihm Karl und der Herzog danken ließen. In Chartres empfing sie der gedemüthigte König auf Anstiften seiner Mutter am 1. Aug., und durch Erlaß vom 17. Aug. bewilligte er Karl als nächstem Verwandten das Recht, in jeder Stadt Frankreichs einen Zunftmeister zu ernennen, bisher ein Vorrecht der Könige und der Königinnen nach Geburt eines Dauphin, während er seinen Beamten und Dienern alle Privilegien seiner eigenen verlieh. Um unter den Ständen eine Stütze gegen die Uebermacht der Union zu finden, berief der Monarch den Reichstag in Blois; in Rouen wurde Karl vom Klerus zum Deputirten gewählt und mit dem Cardinal von Guise im October Präsident des Klerus auf dem Reichstage. In der Jakobinerkirche reichte er am 9. Oct. allen Deputirten die Communion, bei der Eröffnungssitzung erschien er krankheitshalber nicht (16. Oct.), Guise aber berieth sich mit ihm. Nach der Ermordung des Herzogs und des Cardinals von Guise wurde Karl am 23. Dec. in seinem Bette in Blois überfallen und in die Citadelle geführt; eine Deputation der Pariser forderte alsbald vom Könige seine und seiner Gefährten Freilassung. Die Königin-Mutter besuchte Karl in der Haft; er aber rief ihr entgegen, sie habe nicht geruht, bis die Guise zur Schlachtbank geführt seien, und der Eindruck seiner Vorwürfe beschleunigte ihren Tod. Während der Herzog von Mayenne an die Spitze der Union trat und Philipp II., der selbst auf Frankreich speculirte, seine Agenten in Frankreich in für Karl wenig begeisterter Weise instruirte, wurde letzterer Ende Januar 1589 in das Schloß zu Amboise gebracht; hier verwandelte sich sein Kerkermeister du Guast, der Mörder des Cardinals von Guise, plötzlich in seinen demüthigen Diener, nannte ihn sogar „Majestät" und ließ sich von ihm zu Unterhandlungen mit den Liguisten in Paris autorisiren; Heinrich III. jedoch wußte ihn zu erkaufen: gegen 30,000 Thaler gab er ihm Karl, den jungen Herzog von Guise und den Herzog von Elbeuf heraus und im März führte der König sie nach Blois zurück. Von hier kam der Cardinal nach Chinon. Obgleich die Union Heinrich III. für abgesetzt betrachtete, that sie nichts zur Proclamirung Karl's zum König; Sixtus V. hingegen nahm sich seiner und seines Leidensgenossen, des Erzbischofs von Lyon, an und verlangte von Heinrich III. ihre Freilassung binnen zehn Tagen unter Androhung des Bannes (24. Mai). Der König ließ Karl trotzdem in Chinon. Von Clément's Dolch getroffen, ernannte er Heinrich von Navarra zum Nachfolger und starb als letzter Valois am 2. Aug. 1589.

Den Vorschlag, Mayenne unter spanischem Schutze im Besitze der Macht der Union zu lassen und von Karl Abstand zu nehmen, verwarf der spanische Gesandte Mendoza; Karl, der bestimmte Verpflichtungen gegen Spanien, besonders in Betreff der Landabtretung, übernommen hatte, sollte die Krone erhalten. Ebenso dachten die besonnenen Liguisten in Frankreich. Der Rath der Union erklärte sich für den Cardinal, der in den Händen Heinrich's (IV.) war; Mayenne übte in seinem Namen seine Charge als Generallieutenant des Staats und der Krone Frankreich weiterhin aus, ließ ihn am 7. Aug. als Karl X. zum König von Frankreich proclamiren, alle Städte der Union erkannten ihn an, aber erst am 21. Nov. proclamirte ihn das pariser, am 14. Dec. das rouener Parlament als König; erst vom 21. Nov. an datirten die Erlasse in seinem Namen, erst am 15. Dec. verordnete er die Prägung von Münzen mit „Carolus decimus, Dei gratia Francorum rex". Philipp II. hoffte, wie wir aus seinen Briefen an Mendoza ersehen, König Karl werde ihm in allem zu Willen sein und die Wege zur Thronfolge der Infantin in Frankreich ebnen; Mendoza, Tassis und Moreo gaben die Erklärung ab, ihr König verpflichte sich, ihn aus der Gefangenschaft zu

befreien und in Rheims salben zu lassen, wobei Flandern oder Burgund mit Frankreich vereinigt werden sollten. Mayenne lud alle Franzosen ein, Karl den Eid der Treue zu leisten, während dieser in enger Haft blieb und sich bei ihm beschwerte, daß nichts zu seiner Befreiung gethan werde. Mayenne ließ hierauf Truppen auf Chinon ziehen. Der Papst sandte den Cardinallegaten Cajetan nach Frankreich, um die Befreiung König Karl's zu erwirken, wofür er bedeutende Gelder mitbrachte; Philipp II. ging mit ihm dieselbe Straße. Aus seiner Gefangenschaft erließ Karl einige Verfügungen, wie am 16. Jan. und im Februar 1590 über Abgaben in Soissons und neun dazu gehörigen Orten. Am 5. März 1590 forderte auch das pariser Parlament dazu auf, ihn aus seiner Gefangenschaft zu befreien; in einem Manifeste erklärte sich Philipp II. in demselben Sinne. Karl saß seit 3. Sept. 1589 in Loudun, seit 15. Oct. in Fontenay-le-Comte (Vendée), wagte nicht länger den Königstitel zu behaupten und bot seinem Neffen, Heinrich IV., seine Unterwerfung gegen seine Freiheit an; Heinrich ging hierauf ebenso wenig ein wie auf den vom Grafen von Soissons angeregten und vom Parlamente von Tours ausgesprochenen Gedanken einer gemeinsamen Regierung nach Art der alten Kaiser Roms. Karl suchte sich in seiner Haft mit Religion zu stärken, enthielt sich aller Intriguen und erlag schweren Steinleiden in Fontenay am 8. Mai 1590. Sein Tod diente zum Vorwande neuen Unfriedens und noch 1595 wurden Münzen mit seinem Bilde geprägt. Er ruht in der prachtvollen Karthause zu Gaillon. Für seinen Bastard Sieur Poullain sorgte Heinrich IV.

Vgl. La Pommeraye, Histoire des archevêques de Rouen; Mémoires de la Ligue (Paris 1758); Archives curieuses de l'histoire de France (Bde. 7, 11 und 13 der ersten Serie); Archives de l'empire. Inventaires et documents. Publiés par ordre de l'empereur. Monuments historiques. Par Jules Tardif (Paris 1866); von Ranke, Französische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert (Bd. 1, Stuttgart und Tübingen 1852); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bde. IX. u. X., Paris 1865); R. de Bouillé, Histoire des ducs de Guise (Bd. 3, Paris 1850); 3. de Croze, Les Guises, les Valois et Philippe II. (zwei Bände, Paris 1866).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

c) KARL (III.) von Bourbon-Vendôme, „der jüngere Cardinal von Bourbon", Erzbischof von Rouen, Primas der Normandie. Als vierter Sohn des Prinzen Ludwig I. von Condé aus dem Hause Bourbon-Vendôme aus erster Ehe mit Eleonore von Roye, Gräfin von Roucy, am 30. März 1562 zu Gandelu (in Brie) geboren, verlor Karl schon 1564 die Mutter, 1569 den Vater, eifrige Protestanten, und wurde infolge des freilich nur vorübergehenden Uebertritts seines ältesten Bruders, des Prinzen Heinrich I. von Condé, mit seinen Geschwistern vom Abte Johann Touchard von Bellozane (Bellosane) streng katholisch erzogen; der Abt wurde trotz anrüchigen Wandels später sein Rathgeber und Geheimsecretär. Karl war nicht unbegabt, liebte die Wissenschaft und ihre Verkündiger, legte sich eine auserlesene Bibliothek an und hatte Rednertalent; aber bei aller Liebenswürdigkeit war er launenhaft, bei allem Ehrgeize von seinen Schmeichlern abhängig; über alle Neigung zu Kenntnissen ging ihm der triviale Genuß der Possenreißerei, den ihm Meister Wilhelm aus Louviers bot; er war habsüchtig, furchtsam und schwach an Körper und Charakter; gewissermaßen sein Vorbild schien sein Oheim, der Cardinal Karl von Bourbon (s. d. vorigen). Ihm verdankte er auch in erster Linie sein rasches Steigen im geistlichen Stande; wie er verfolgte Karl die Hugenotten aus Fanatismus, von ihm erhielt er die Abteien zu Saint-Denis, Saint-Germain des-Prez, Saint-Ouen, Bourgeuil, Sainte-Catherine in Rouen und Ourcamp, sowie die Coadjutorie im Erzstifte Rouen; Gregor XIII. gestattete ihm am 1. Aug. 1582, nach dem Tode seines Oheims ohne weiteres den erzbischöflichen Thron zu besteigen. Da er infolge seiner Geburt in Streitigkeiten mit den Cardinälen und Erzbischöfen wegen des Vortritts am Hofe gerieth, erwirkte ihm König Heinrich III. bei Gregor XIII. am 12. Dec. 1583 die Würde eines Cardinals; da er aber nicht Cardinalpriester wurde, so hörten die Zänkereien mit hohen Geistlichen, besonders dem Cardinal von Guise, nicht auf. Er nannte sich Cardinal von Vendôme und machte seinem Wahlspruche „Superat candore et odore", den er durch eine Lilie unter Dornen versinnbildlichte, wenig Ehre.

Obgleich kein Freund der Ligue, folgte er im Mai 1588 seinem Oheim, dem Cardinal, nach Paris und nahm bei dem Herzoge von Guise Wohnung; er erschien auf dem Reichstage in Blois im October d. J. neben Heinrich III., um voll Erbitterung den Triumph des Herzogs von Guise zu schauen; am 20. Nov. kam dieser Groll durch ein blutiges Gefecht ihrer Pagen in Blois zum Ausdruck; er aber enthielt sich jeder Berührung mit den Guise und der Ligue und soll um den bevorstehenden Mord der ersteren gewußt haben. Trotzdem scheint er geneigt gewesen zu sein, sich dem Herzoge von Mayenne und der Ligue anzuschließen, sobald er im Falle des Ablebens des alten Cardinals von Bourbon als nächstberechtigter Prinz von ihnen anerkannt würde. Er schloß sich Heinrich von Navarra an, wollte ihn zum Uebertritt zum Katholicismus bewegen, erhielt aber 1589 die Antwort, er könne nicht die Religion wie die Wäsche wechseln. Er erkannte Heinrich nach dem Tode des Königs als Heinrich IV. an und empfing ihn, begleitet vom Cardinal von Lenoncourt, am 21. Nov. 1589 zu Tours, wo sich jetzt die höchsten Staatsbehörden befanden. Heinrich ernannte ihn zum Chef seines Staatsraths und übertrug ihm das Amt des Großsiegelbewahrers, verlor aber sehr rasch sein Zutrauen, denn schon im December nahm er ihm letztere Stelle wieder ab. Er traute ihm zu, er und sein Bruder, der Graf von Soissons, intriguirten mit dem Herzoge von Epernon, um sich des alten Car-

dinals, des Königs der Ligue, zu bemächtigen, und ließ letzteren darum inmitten der Hugenotten nach Fontenay schaffen.

Nach dem Tode seines Oheims im Mai 1590 nahm Karl den Titel „Cardinal von Bourbon“ an und ließ sich bald verleiten, in den verwirrten Verhältnissen Frankreichs eine unglückselige Rolle zu übernehmen. Blieb Heinrich IV. Ketzer, so dürfe er nicht König sein, wurde sein Glaubenssatz, in dem ihn der Abt von Bellozane und Jakob David Puberron, seine Vertrauten, bestärkten; mit ihnen agirten der Graf von Soissons und die frühere Maitresse Heinrich's IV., die Gräfin von Gramont. Zwischen der Ligue und den Royalisten sollte eine dritte Partei gebildet werden, um die Hugenotten aus Frankreich zu jagen, Heinrich (IV.) zum Uebertritt zu zwingen oder, wenn er hartnäckig bleibe, einen katholischen Bourbon zum König zu krönen. Der Cardinal von Bourbon wurde der Mann dieser Partei, die sich sofort um Spaniens Protection bewarb, Angers aufreizte und vergebens Tours zu gewinnen suchte. Karl sandte einen Agenten mit geheimen Instructionen nach Rom, diese wurden aber aufgefangen und dem Könige Heinrich im März 1591 mitgetheilt. Hieraus ergab sich, daß Karl dem Papste seine Unterwürfigkeit ausgesprochen und versichert hatte, bisher habe er Heinrich nur aus Zwang und in der Hoffnung gedient, er werde sich bekehren; da ihn aber seine Hoffnungen betrögen, so möge er nicht länger der Mitschuldige des „Königs von Navarra“ bleiben und bitte den Papst, seine eigenen Rechte auf den Thron zu unterstützen; alle katholischen Königlichen würden sich zu ihm schlagen, sobald der Papst zu seinen Gunsten bei der Ligue intervenire. Die Ligue unter Mayenne arbeitete Karl's Aussichten in Rom entgegen und Gregor XIV. erklärte sich offen für die Ligue und Spanien, während seine Günstlinge dem eiteln Cardinal vorschwatzten, sie würden ihm die Hand der Tochter Philipp's II. verschaffen und ihn auf den französischen Thron setzen. Durch die Gewandtheit Sully's erfuhr Heinrich IV. das ganze Abkommen und rief, um Karl ohne eine damals bedenkliche Züchtigung unschädlich zu machen, ihn zu sich ins Lager vor Chartres, wo er ihn genau beaufsichtigte. Während Karl dem Bischofe von Evreux, Claudius von Saintes, der den Mord Heinrich's IV. als erlaubt bezeichnete, bei diesem das verwirrte Leben rettete, trat er bei der Berathung des Toleranzedicts im Juli 1591 im Staatsrathe schroff hiergegen auf, murrte, protestirte und wollte weggehen, wurde aber zum Bleiben gezwungen. Heinrich fürchtete ihn um so weniger, als er du Perron erkauft hatte und durch ihn alle Machinationen und Pläne Karl's erfuhr. Karl unterzeichnete mit den andern Prälaten die feierliche Mittheilung vom 21. Sept. an alle französischen Katholiken, wonach Gregor's XIV. Bannstrahlen gegen Heinrich null und nichtig seien. Hatte der Cardinal gehofft, Mayenne werde ihm gegen große Belohnungen den Weg zum Thron bahnen und die Hand der Infantin verschaffen, so fiel sein ganzes Kartenhaus zusammen, als Mayenne sich mit Heinrich IV. verständigte und letzterer sich am 25. Juli 1593 zur katholischen Religion bekannte. Vergebens hatte Karl ihm Schwierigkeiten in den Weg legen wollen und in der geistlichen Versammlung zu Saint-Denis erklärt, die gallikanischen Prälaten dürften dem Entscheide des Papstes nicht vorgreifen und den König in den Schos der Kirche aufnehmen; er war überstimmt und vom Könige von den weiteren Sitzungen ausgeschlossen worden, aber am 25. Juli wohnte er dem feierlichen Uebertritte bei, seinen Grimm erstickend. Der König schonte ihn trotz seiner Eitelkeit und der wenig verhehlten Erwartung, die echten Katholiken würden sich doch noch für ihn erklären, worin mancher Liebediener Karl bestärkte, den die Hugenotten wie die Katholiken verhöhnten. Karl wohnte Heinrich's Krönung in Chartres am 27. Febr. 1594 nicht bei; der Fall von Paris zerstörte am 22. März seine letzten Hoffnungen. Da Karl auf der Seite Heinrich's IV. gestanden, hatten nach dem Tode seines Oheims das liguistisch gesinnte Erzstift und die Stadt Rouen ihm die Besitzergreifung sehr erschwert. Der Streit währte, bis sich Rouen endlich Heinrich IV. am 30. März 1594 ergab und das Domkapitel sich am 14. April mit Karl aussöhnte. Karl war krank, auf der Reise nach Paris begriffen, konnte darum nicht in Person Besitz ergreifen und sich zum Priester weihen lassen. Ueber die Lage der Dinge verzweifelnd, war er erkrankt und man hielt ihn für schwindsüchtig; er hingegen glaubte, von der Maitresse des Abtes von Bellozane, Frau von Rosières, verzaubert und vergiftet zu sein, ließ sich in einer Sänfte von Gaillon nach Paris tragen, schlug am 16. April 1594 seinen Sitz in der Abtei Sainte-Geneviève, dann in der von Saint-Germain-des-Prez auf. Er wurde immer elender, sah sich von seiner nichtswürdigen Dienerschaft misachtet und betrogen, ließ den Minister Sully zu sich bitten, klagte ihm seine Noth und wünschte, bei dem Könige ein besseres Andenken zu hinterlassen; er rieth, Heinrich IV. solle sich dem Papste anschließen, von der Errichtung eines Patriarchats abstehen, seine unfruchtbare Ehe mit Margarethe von Valois lösen und eine andere eingehen, empfahl dem Könige den alten, seit Maria Stuart's Katastrophe in Frankreich lebenden und als Liguisten schel angesehenen Erzbischof von Glasgow, wünschte über seine Pfründen das Verfügungsrecht, um manche Sünde seines Oheims und seiner selbst an würdigen Ueberwortheilten gut machen zu können, und sprach sich für die angegriffenen Jesuiten wärmstens aus. Der König aber schrieb ihm am 26. Juni, er solle sich nur um seine Genesung bekümmern und den falschen Gerüchten seiner Umgebung keinen Glauben schenken, versprach ihm, wenn er genesen sein würde, noch einmal soviel Pfründen als bisher und sagte spottend zu den Seinen, das beste Mittel seiner Wiederherstellung sei die Verheißung, ihn bald König werden zu lassen. Nach langem Siechthum starb der Cardinal in der Abtei Saint-Germain des-Prez am 28. Juli 1594 und ruht in Gaillon. Kaum war er todt, so plünderten seine Diener die ganze Wohnung und bei der Inventarisirung fand sich nur noch ein

altes an einer Kette befestigtes Messer in der Küche. Manches Spottlied wurde auf ihn gemacht, Frankreich verlor nichts an ihm.

Vgl. Claudii Roberti Gallia christiana; La Pommeraye, Histoire des archevêques de Rouen; Mémoires de Sully (Paris 1745, Bd. I.); Thuanus, Historia sui temporis (Bd. 5, französische Ausgabe, Paris 1734); P. de l'Estoile, Journal du règne de Henry III. (Bd. 5), und desselben, Journal du règne de Henry IV. (vier Bände); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bd. 10, Paris 1865); René de Bouillé, Histoire des ducs de Guise (Bde. 3 und 4, Paris 1850).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

d) KARL (IV.), Bastard von Bourbon, Cardinal, Erzbischof von Rouen und Primas der Normandie. Als uneheliches Kind König Anton's von Navarra und des Hoffräuleins Louise de la Beraudière, Fräulein von Rouet, vor 1567 geboren, wurde Karl von dem abenteuerlichen Juristen Franz Balduin (s. d.) erzogen, gerieth 1564 in die Hände seines Oheims, des Cardinals Karl (II.) von Bourbon, wurde trotz seines weltlichen Sinnes der Kirche bestimmt, studirte in einem katholischen Seminar, wurde Prior des Cluniacenser-Ordens in Orence und nach seiner Legitimation Bischof von Comminges und Lectoure, blieb aber trotzdem in Verbindung mit seinen protestantischen Verwandten und übernahm gern Dienste, die mit dem geistlichen Berufe nichts zu thun hatten. Unter seinem Oheim, dem Prinzen von Condé, kämpfend, fiel er am 13. März 1569 in der Schlacht bei Jarnac in Gefangenschaft und verlor seine Pfründen. Erst nach erlangter Freiheit erhielt der Knabe 1571 sein Bisthum zurück. Er wurde Doctor des kanonischen und römischen Rechts, galt für gelehrt, wurde aber von seinem Halbbruder, Heinrich IV., trotzdem für unwissend gehalten. In lustiger Gesellschaft befand er sich jedenfalls wohler als unter ernsten Priestern und bei den Büchern; Anton von Roquelaure theilte sein bewegtes Leben. Am 5. Nov. 1594 verschaffte ihm dieser bei Heinrich IV. das Erzbisthum Rouen, von dem er am 24. Dec. Besitz ergriff und die Einkünfte bezog; am 26. März 1597 bestätigte ihn Papst Clemens VIII. und ernannte ihn zum Cardinal, am 26. Dec. empfing er die Priesterweihe. Erst am 24. Mai 1599 hielt er seinen feierlichen Einzug in Rouen. Im J. 1597 wurde er Commandeur des Heiligen Geist-Ordens und Kanzler der französischen Orden. Lange sträubte er sich 1599, die Ehe seiner reformirten Schwester mit dem katholischen Herzoge Heinrich von Bar zu weihen, und erst Roquelaure konnte seine Scrupel verscheuchen. Karl gab sich alle Mühe, in seinem Erzstifte beliebt zu werden, gestattete die Erbauung von Klöstern der Pauliner in Rouen und der Carmeliter in Pontoise, der König aber fand ihn unfähig, sein Amt länger zu behalten. Unter dem Vorwande, er könne die Luft in Rouen nicht vertragen und müsse zur Stärkung seiner Gesundheit eine bessere aufsuchen, verzichtete er im März 1604 auf das Erzstift an den Cardinal Franz von Joyeuse, der ihm seine Abteien Marmoutier in Touraine und Saint-Florent zu Saumur abtrat; der König hatte Karl hierzu bewogen. Der Cardinal entsagte der Welt, gab seine Würde als Ordenskanzler auf, lebte, seinen Leichtsinn abbüßend, in strengster Zurückgezogenheit im schönen Marmoutier und starb hier aus Gram über die Ermordung seines Wohlthäters und Halbbruders im Juni 1610.

Vgl. P. de l'Estoile, Journal du règne de Henry IV. (4 Bände); Mémoires de Sully (Bd. 1, Paris 1745).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

e) KARL (von Lothringen), Cardinal von Lothringen, Herzog und Erzbischof von Rheims, erster Pair von Frankreich, Legat des Heiligen Stuhls. In Joinville am 17. Febr. 1524 als zweiter Sohn des Herzogs Claudius von Guise und der Antoinette von Bourbon-Vendôme geboren, wurde Karl zum Dienst der Kirche bestimmt und seit dem zehnten Jahre im Collège Navarre in Paris unter der Leitung des späteren Bischofs Jean Hennuyer erzogen. Schon mit neun Jahren zum Erzbischof von Rheims ernannt, trat er am 26. April 1538 in den Besitz der bisher von seinem Oheim, dem Cardinale Johann von Lothringen, für ihn verwalteten Erzdiöcese, wurde im Februar 1545 zum Erzbischof geweiht, erhielt im Mai d. J. das Pallium und zog am 6. Dec. 1546 feierlich in Rheims ein. Karl war schön, einnehmend, voll Würde in seinem Auftreten; er hatte einen scharfen, aufgeweckten Verstand, ein lebhaftes Urtheil, war sehr bewandert im Griechischen, Lateinischen, Spanischen und Italienischen, sammelte gründliche und reiche Kenntnisse in der Theologie und dem kanonischen Rechte, trieb Philosophie und warf sich voll Interesse auf politische Dinge. Unterstützt von einem seltenen Gedächtnisse und schlagfertig wie wenige, überbot er als Redner die meisten Zeitgenossen, sprach so hinreißend und beredt, daß selbst ein Beza (s. d.) bewundernd ausrief: wenn er diese Eleganz der Beredsamkeit besäße, so könnte er halb Frankreich zu seinem Bekenntnisse bekehren. In jungen Jahren bereits galt er für ein Wunder an Gaben. Mit ganzer Seele gab er sich der römischen Kirche hin, in ihren Dienst stellte er alle seine Interessen und Talente; vor keinem Mittel zu ihren Zwecken erröthete er; sein verzehrender Ehrgeiz, das Erbtheil seines Hauses, sein heftiger Charakter, sein hoffärtiger Sinn, seine hervorstechende Vorliebe zu Intriguen, seine Heuchelei und Doppelzüngigkeit machten ihn bald furchtbar und zum werthvollen Alliirten nicht nur seines Bruders, des Herzogs Franz von Guise, sondern auch der Krone. Karl war je nach den Umständen hoffärtig und schmiegsam, rauh und einschmeichelnd, beleidigte leicht, vergaß aber nicht Beleidigungen und suchte nach Rache; im Glücke maßlos übermüthig, war er ganz unfähig, sich im Unglück aufrecht zu halten, und knickte zusammen. Trotz außerordentlicher Sparsamkeit wußte sich Karl bei seinen Untergebenen beliebt zu machen; er fastete oft und beobachtete mit peinlicher Pünktlichkeit alle religiösen Vorschriften, während seine Lieblingserholung der Umgang mit Gelehrten und Künstlern und er für sie ein wahrer Gönner war; hierfür vergalten ihm Ronsard und andere Dichter mit freigebigem Lobe. Auch

am Königshofe setzte der Erzbischof sein arbeitsames Leben inmitten der Zerstreuungen fort, umgab sich mit jungen Edeln, deren Religionseifer er anspornte, erwarb sich allgemeines Ansehen, wurde mit der letzten Ausbildung des Dauphin und der Leitung seines Verhaltens betraut und 1546 Kanzler des St. Michael-Ordens. Er besaß eine lange Reihe von Stiftern und Abteien, was ihm enorme Einkünfte abwarf, jährlich 300,000 Livres; dreimal vergab er die geistliche Verwaltung des Bisthums Metz, behielt sich aber die weltliche Macht vor; mit Erlaubniß von König und Papst verfügte er frei über seine Pfründen und Kirchenwürden; 1550 vereinigte er die Abtei St.-Remy zu Rheims mit dem Erzstifte und legte den Grund zur rheimser Universität. Heinrich II. schenkte ihm das Lusthaus Marchez, die Schlösser Dampierre und Meudon nebst Chevreuse, er legte hier herrliche Anlagen an, erbaute in Meudon eine kostspielige Residenz und gab glänzende Feste.

Karl schmeichelte wie sein Bruder, Herzog Franz, Diana von Poitiers, um durch sie entscheidenden Einfluß auf Heinrich II. zu gewinnen, dem er sich bereits als Gouverneur werth zu machen verstanden hatte; er veranlaßte die Heirath ihrer ältesten Tochter Louise mit seinem Bruder Claudius, Herzoge von Aumale, und wollte auf ihre Macht über Heinrich II. seine Autorität gründen. Am 3. April 1547 wurde er in den geheimen Rath berufen, in dem die Staatsangelegenheiten und das Finanzwesen erledigt wurden, am 26. Juli krönte er in Rheims den König. Am 1. Aug. d. J. ernannte ihn der Papst zum Cardinalpriester mit dem Titel von Santa-Cecilia, später von Sanct-Apollinaris. Als sein Oheim starb, nahm er den Titel „Cardinal von Lothringen" im Mai 1550 an, erbte den größten Theil seines reichen Nachlasses, ließ aber seine enormen Schulden gleich den eigenen unbezahlt und betrog seine Gläubiger elend. Heinrich II. sandte den Cardinal nach Rom, um Paul III. seine Ergebenheit zu bezeigen, ihn an die dem Papstthume von den französischen Königen geleisteten Dienste zu erinnern und ihm seine Hülfe gegen die ihn bedrohenden Gefahren anzubieten. Von seinem Bruder Claudius begleitet, kam Karl am 22. Oct. 1547 in Rom an, fand bei Paul die liebreichste Aufnahme, das Volk begrüßte ihn überall enthusiastisch, und als ihm der Papst am 14. Dec. im Consistorium den rothen Hut überreichte, hielt Karl an ihn eine diplomatische Rede, um ihn gegen den Kaiser zum engen Bunde mit Frankreich zu bewegen. In vertraulichem Gespräche zählte er ihm die Machtmittel des Königs auf und entflammte Paul's Haß gegen den Kaiser. Paul genehmigte die Errichtung einer Pönitentiaria und einer Universität in Rheims; Karl sah häufig Loyola, der ihm den Jesuitenorden dringend empfahl, und nach seiner Heimkehr erwirkte er im geheimen Rathe die Zulassung des Ordens in Frankreich, 1573 errichtete er ihm ein Ordenshaus in Pont-à-Mousson. In Rom trat er in rege Beziehung zu neapolitanischen Emigranten, die wegen der Härte des Vicekönigs und der Inquisition geflohen waren, ihn zum Sturz des kaiserlichen Regiments aufzureizen suchten und Heinrich II. die neapolitanische Krone anboten; sie fügten hinzu, wenn letzterer die Krone ausschlage, so möge er ihre Annahme durch Franz, Karl's älteren Bruder, gestatten, dessen Haus seit lange Ansprüche daran machte. Der Cardinal drang in den König, zur Eroberung Neapels zu rüsten, stellte sie ihm als sehr leicht dar, und sein katholischer Eifer hinderte ihn nicht daran, ein Bündniß des Königs und des Papstes mit dem Sultan und den Barbareskenstaaten zu empfehlen; bei ihm diente eben alles dem Interesse maßloser Ehrsucht. Heinrich beeilte sich nicht, auf diese Pläne einzugehen, Paul zögerte mit dem Bruche Karl V. gegenüber, Venedig mit der Aufgebung seiner Neutralität und so reiste Karl unbefriedigt von Rom ab, wo er dem Cardinal du Bellay die Fortführung der von ihm begonnenen Unterhandlungen überließ. Hatte er in Rom Schritte eingeleitet, um seinem Oheim Johann die Nachfolge auf dem Heiligen Stuhle zu verschaffen, so negociirte er in Ferrara im Januar 1548 die Verheirathung seines Bruders Franz mit der Prinzessin Anna von Este. Nach dem Tode Paul's kam Karl im December 1549 nach Rom, um für die Erwählung seines Oheims Johann zum Papste zu wirken, ließ sich Cardinal von Anjou nennen, um an die Ansprüche seines Hauses auf Neapel zu erinnern, erreichte aber hiermit ebenso wenig wie mit den Bemühungen für den Oheim, denn Julius III. wurde gewählt. Hierüber vom Könige getadelt, reichte Karl eine Apologie ein. Mit Entsetzen sah Karl, wie die Reformation an Geltung gewann; er wachte streng darüber, daß in seiner Diöcese die Pfarrer ihren Dienst gut versahen, predigte manchmal selbst, hielt zeitweilig Provinzialconcilien und benutzte alle äußeren Mittel des Cultus, um die Lehre der Väter zu befestigen und den Calvinismus auszurotten; während er aber alles aufbot, um den Calvinismus in Frankreich zu bekämpfen, unterstützte er den deutschen Protestantismus gegen den Kaiser, rieth Heinrich II. zum Bündnisse mit Moritz von Sachsen und seinen Genossen, um Frankreich die erste Stimme in Europa zu verschaffen und dann dieses Frankreich selbst zu lenken. Ronsard rief ihm zu: „Du sagst und thust alles, und unser König findet nichts gut, was nicht Dein Rath gewichtig empfiehlt", während Karl's Feinde in seiner ministeriellen Allmacht Frankreichs Ruin erblickten. Immerdar arbeitete er darauf hin, die Curie gegen den Kaiser aufzustacheln, und sann stets auf die Erhöhung des Ansehens seines Hauses in Frankreich und Europa. Unter seinen Auspicien erließ der König 1551 die Edicte, welche seinen Unterthanen Geldabgaben nach Rom bei Strafe der Majestätsbeleidigung verboten, alle alten Verfügungen gegen die Ketzer und ihre Schriften erneuerten, jedem Aspiranten zu richterlichen oder gelehrten Stellen das Bekenntniß echt katholischer Gesinnung abverlangten. Er drängte den mächtigen Connetable von Montmorency in den Schatten und ward erster Minister. Als der König sich mit Ottavio Farnese alliirte, um ihm Parma zu verschaffen, und ihm Truppen gesandt hatte, die über seine Feinde Erfolge errangen, vermittelte der Cardinal im December 1551 den Frieden zwischen Heinrich II. und dem Papste Julius III. Da der Staatsschatz er-

schöpft war und der Krieg kein Ende nehmen wollte, bewirkte Karl die Stiftung von über 600 neuen richterlichen Kaufämtern und speculirte mit diesem verwerflichen Mittel geschickt auf den französischen Drang zum Aemtchen. Im J. 1552 begleitete er den König nach Lothringen und Elsaß, alle politischen Ereignisse beschäftigten ihn, alles wurde ihm vom Könige zur Berathung unterbreitet. Im J. 1555 war er für ein Abkommen Heinrich's mit dem Kaiser, unterhandelte in Ardres durch Vermittelung des Cardinals Pole mit ihm, doch scheiterten die Friedensaussichten, zumal seit Paul IV. Papst geworden war und nach Krieg mit dem Kaiser verlangte. Der Cardinal arbeitete sofort an Paul, sich engstens an Frankreich anzuschließen, Diana von Poitiers leitete neben ihm den schwachen König, während Karl als letzte Consequenzen der französischen Intervention in Italien für sich die Tiara nach Paul's Tode, für seinen Bruder, den Herzog von Guise, die neapolitanische Krone in Aussicht nahm; er wollte in Rom ebenso viel Einfluß haben wie in Paris, und während er für die Inquisition und die Ketzerverfolgung eintrat, verlor er Italien nie aus dem Auge. Er stellte dem Könige die Eroberung Neapels von Rom aus als Kinderspiel dar, da in Neapel noch eine starke Anjou-Partei sei, schmeichelte ihm mit blendenden Bildern und verdrängte alle Warner, den Connétable an der Spitze. Begleitet von dem geschäftskundigen Cardinal von Tournon, ging Karl im September 1555 mit Vollmacht zu einer Offensiv- und Defensivallianz gegen den Kaiser nach Rom, wurde von Paul höchst ehrenvoll aufgenommen und erhielt auf die Dauer seines Episkopats den früher an dem rheinischen Stuhle haftenden Titel eines geborenen Legaten des Heiligen Stuhls in Frankreich mit Jurisdiction und bedeutenden Rechten. Der französische Gesandte hatte glücklich vorgearbeitet und so unterzeichneten Paul und Karl am 15. Dec. 1555 in Rom das päpstlich-französische Bündniß, welches der spanischen Herrschaft in Italien ein Ende bereiten sollte. Karl hüllte die Verabredungen mit dem Papste in tiefes Geheimniß, verließ, um Spanien zu täuschen, mit scheinbarem Unwillen die ewige Stadt und ging nach Venedig. Hier setzte er alle Hebel an, um die Republik zum Anschlusse an die neue Ligue zu bringen, aber der Senat ließ sich weder durch das Anerbieten der Uebergabe Ravennas als Pfand noch der Abtretung Apuliens noch durch die Drohung mit einem Türkenkriege ködern, blieb unerschütterlich und benachrichtigte den Kaiser von den gegen ihn abzielenden Intriguen. Dieser begann sofort mit Heinrich II. Waffenstillstands-Verhandlungen es kam zwischen ihnen zur Waffenruhe von Vaucelles am 5. Febr. 1556, über die Paul IV. in helle Wuth gerieth. Heinrich beauftragte den Cardinal, dem Papste von der Waffenruhe Kenntniß zu geben; Karl war schmerzlich berührt, ließ sich aber nicht entmuthigen; er überließ dem Cardinal Tournon die Mittheilung seines Auftrags an Paul und kehrte im Februar an den Hof zurück, um Heinrich von der Waffenruhe abzulenken und wieder zu seiner Politik zu bekehren, seine Feinde zu verdrängen und Heinrich zum entschiedenen Bruche mit Spanien zu bestimmen. Auf seinen und Diana's Rath entschloß sich der König zum Kriege; der Einfluß der Guise wuchs stetig; um eine feste Residenz in Paris zu haben, ließen sie das herrliche Hôtel Guise bauen. Herzog Franz befehligte die Expedition nach Italien; als es aber Karl gerathen schien, bewirkte er seine Zurückberufung im Sommer 1557. Die Königin Katharina von Medici (s. d.) schloß mit der Maitresse und Karl ein Bündniß, sie erkannte seine Weisheit und Thätigkeit und wollte ihn nicht zum Feinde haben; Heinrich setzte in ihn sein ganzes Vertrauen, überließ ihm die Staatszügel und Karl sorgte als Finanzminister für die Heere, bekundete eminente Urtheilskraft und Activität und verschaffte seinem Bruder Franz die Würde eines Generallieutenants der Heere Frankreichs, welche ihm dictatorische Macht gab. Mit Franz herrschte er, der König trat in den Hintergrund, aber obgleich er über die Herrschaft der Guise grollte, konnte er nicht ohne sie regieren; sie waren unentbehrliche Uebel für ihn.

Des Cardinals Fanatismus für die katholische Kirche war grenzenlos; mit wildem Feuer verfolgte er die Ketzer, gegen sie schien ihm keine Strafe zu grausam, und doch war auch hier die Politik der Grund seiner Handlungsweise. Gleichzeitig verschaffte er seinem Bruder Franz alle Gelder und Wege, um den Ruhm des Hauses durch Waffenthaten zu erhöhen, Calais und Guines zu erobern, und präsidirte dem Klerus im Januar 1558 bei den pariser Generalständen, die wegen der zum Kriege nöthigen Gelder zusammenberufen worden waren; hier erlangte er vom Klerus große Opfer. Eine Art Lohn für diese Leistungen war die vom Könige gegebene Billigung der Einführung eines Inquisitionstribunals in Frankreich, welche Karl betrieb; am 26. April 1557 decretirte Paul IV. in einer Bulle die Organisirung des Tribunals und stellte es unter drei Großinquisitoren, die Cardinäle von Lothringen, Bourbon und Châtillon; Bourbon verfiel leicht der Leitung Karl's, Châtillon neigte sich hingegen der Reformation zu und seine Ernennung war eine Maske; Karl wurde das furchtbare Haupt des neuen Instituts, welches die Gewissen knechten wollte. Mehr und mehr entfernte er sich von Diana, deren Gunst er früher erschlichen hatte und durch die er so hoch gestiegen war, näherte sich in demselben Maße der Königin Katharina, ihrer Feindin, und schloß im Bunde mit seinem Hause die Ehe des Dauphins Franz mit seiner Nichte, Maria Stuart, ab; Karl, sein Bruder Franz, der Dauphin und Maria setzten alles daran, in engstem Bunde Frankreich gegen England zu lenken; Karl hatte Maria's Erziehung geleitet und hoffte, sie zu beherrschen. Durch die Vermittelung der Herzogin von Lothringen begannen Friedensverhandlungen Frankreichs mit Spanien im Dorfe Marcoing, Mai 1558; hier trafen sich Karl und Granvella, beriethen über den Frieden, Karl ging auf Granvella's Friedensneigung ein und am 15. Oct. traten Bevollmächtigte Frankreichs, Spaniens, Englands und Savoyens, unter ihnen Karl und Granvella, in der Abtei Cercamp zusammen, freilich ohne daß die Verhandlungen

vorrückten. Der Connetable Montmorency war für den Frieden um jeden Preis, die von den Guise beleidigte Diana schloß sich ihm eng an und hetzte Heinrich II. gegen die Guise auf, denen Mißgriffe und Gewaltthätigkeiten genug nachzuweisen waren; Heinrich selbst wünschte ihrer Vormundschaft ledig zu werden, denn ihre Größe wuchtete auf seiner Erbärmlichkeit. Der von ihm abgeschlossene unwürdige Friede von Câteau-Cambrésis mit Spanien, Savoyen und England war der deutlichste Beweis der erschütterten Stellung der Guise (April 1559). Sie hielten sich jetzt voll Vorsicht und Berechnung in zweiter Linie, ohne die Möglichkeit zur gänzlichen Entfernung vom öffentlichen Leben zu geben. Scheinbar ließ es Karl ruhig geschehen und sah ohne Einspruch zu, daß im Friedensschlusse die Bisthümer Cambray, Arras und Tournay vom rheinischer Erzstuhle losgetrennt und ihm entzogen wurden; aber seine Wuth war trotzdem groß und sein Haß auf den Connetable ließ sich nicht verbergen. Ihn und die Familie Coligny zu verdrängen und zu stürzen, wurde sein Hauptgedanke, und hierzu konnte ihm nichts förderlicher sein, als wenn er sich zum Schützer der bedrohten römischen Lehre und zum Rächer aller Ketzerei aufwarf. Er verschaffte sich nochmals die Allianz der bisher zurückgesetzten Diana, indem er ihr glänzende Aussichten auf die Güter der geächteten Ketzer eröffnete, und ängstigte den König mit dem Ueberhandnehmen des Calvinismus. Auch im Parlamente waren viele Sektirer; gegen diese reizte darum der Cardinal, von Diana unterstützt, den Monarchen an; er rieth ihm, den Beweis zu liefern, daß er im Glauben stark sei und Philipp II. von Spanien in Treue nicht nachstehe, und war für die Hinrichtung mehrerer Parlamentsräthe; am 15. Juni 1559 begleitete er Heinrich ins Parlament, wo dieser mehrere Räthe greifen ließ.

Am 10. Juli 1559 verschied Heinrich II., der Karl's Händen zu entschlüpfen gedroht; ihm folgte der mit Maria Stuart vermählte Franz II., um sofort die ganze Staatsverwaltung Karl zu übertragen; Franz II. war König dem Namen nach, der Cardinal und der Herzog von Guise regierten der That nach. Karl schrieb eine lateinische Lobrede auf Heinrich II., die Pierre Paschal ausführte und unter seinem Namen 1560 in Paris herausgab; sie wurde ins Französische, Spanische und Italienische übersetzt; im August übergab er Heinrich's Leiche der Gruft. Jetzt mußte seine Zeit recht eigentlich kommen; es war selbstverständlich, daß er Frankreichs Lenker wurde, da sein Neffe noch nicht sechzehn Jahre zählte und ihm äußerst ergeben war. Hierüber waren die Bourbons, Châtillons und Montmorencys erbost und beschlossen, ihm die Herrschaft streitig zu machen. Dem Connetable Montmorency wurden so unzweideutige Beweise von Ungunst zutheil, daß er mit seinem Anhange den Hof verließ; König Anton von Navarra ließ den Guise volle Versöhnung und Beistand gegen Montmorency anbieten; die Königin-Mutter Katharina, der die Guise keinen Antheil an der Regierung gönnten, näherte sich ihnen doch, zumal sie ihr jetzt Diana opferten. Sie nahmen bedeutsame Veränderungen in den ersten Aemtern vor, besetzten diese mit ihren Geschöpfen und Franz II. erklärte in Saint-Germain dem Parlamente, er überlasse die Finanzen und die Justiz dem Cardinal als erstem Minister, das Kriegswesen dem Herzoge von Guise. Der Klerus legte Karl gegenüber eine grenzenlose Ergebenheit an den Tag, das Heer gegenüber Guise; am Hofe war ihr Einfluß allgewaltig, im Hofhalte der Königin Maria waren vier Frauen ihres Hauses und die nächsten Verwandten des Königs empfahlen sie ihm als seine besten Räthe, während sie selbst ihn beständig vor den Bourbons als den Feinden seines Throns warnten, Mistrauen gegen sie säeten und sie mit beleidigender Hoffart behandelten. Um seine Stellung zu befestigen, buhlte der Cardinal um die Gunst Philipp's II. von Spanien, des Schwagers Franz' II.; dieser sagte seinen Schutz mit einer für Frankreich kränkenden Ueberhebung zu, was die Erbitterung gegen Karl steigerte. Karl begann für sein Leben zu bangen und ließ unter Androhung strenger Strafen das Tragen von Pistolen und Dolchen wie von weiten Stiefeln und langen Mänteln allen Privaten verbieten. Um die Ordnung im Staatshaushalte herzustellen, beseitigte Karl den Wucherzinsfuß bei den dem Könige von Bankiers geliehenen Summen, was dem Credit schadete. Die Regierung war in den drückendsten Finanzumständen. Karl suchte dem Volke Erleichterung zu verschaffen und Ersparnisse zu machen, setzte die Kosten des Hofhalts um eine halbe Million herab, erweckte sich aber dadurch nur neue Feinde in den ihrer Stellen und Einnahmen Beraubten, konnte den Credit nicht herstellen und wurde für alle Gebrechen verantwortlich gemacht; und doch reducirte er die Zahl der käuflichen Aemter auf die Hälfte, schaffte die Anwartschaften ab, zog entfremdete Güter an die Krondomänen zurück, wobei freilich manche Parteilichkeit mitspielte. Am 18. Sept. krönte Karl Franz II. in Rheims, man nannte ihn gern die „Seele" des Königs, und er ließ bei diesem Anlasse mehrere Privilegien der Kirche und der Universität in Rheims erneuern; zu Gunsten des Hauptes des lothringischen Hauses, des Herzogs von Lothringen, verzichtete Franz auf die Souveränetät des Herzogthums Bar, was neuen Unwillen gegen die Guise erzeugte, auf die Schmähschriften circulirten. Nach Fontainebleau eilten zahlreiche Edelleute zum König, um Klage über das neue ihnen ungünstige Regiment zu führen; Karl aber ließ ihnen sofortige Heimkehr unter Androhung des Todes und Errichtung von Galgen gebieten, was selbst Guise zu arg schien. Karl wollte seine Zaghaftigkeit und Muthlosigkeit unter furchtbarer Maske verbergen und vermehrte durch Schreckensmaßregeln beständig die Zahl seiner Feinde. Bei den Finanznöthen mußte überdies große Mißbilligung erregen, daß die Regierung zur Intervention in Schottland rüstete; Karl lebte und webte in den Entwürfen gegen England, vermochte Franz und Maria, sich Namen und Wappen Englands beizulegen, denn ihm war natürlich Königin Elisabeth ein Bastard, und wollte in Schottland Maria's und die französisch katholische Sache zum Siege führen, um Englands Einfluß daselbst zu vernichten. Seine Schwester, die Königin Mutter von Schottland, Maria Guise, war gegen

eine solche Intervention, und auch Philipp II. wollte nichts davon hören, während er für den Kampf gegen die Ketzerei und für den Gedanken der Nichtberufung der Reichsstände beredte Zustimmung gab. Als der Papst Paul IV. starb, wagte Karl nicht, Paris zu verlassen und sich als Candidat in Rom einzustellen, aber er setzte seinen mächtigen Einfluß ein und Pius IV. ging aus der Wahl hervor. Mit verdoppeltem Eifer ging Karl gegen die Protestanten vor; die Hugenotten wurden scheußlich verfolgt, ein Edict gegen sie machte dem andern Platz, aus dem Faubourg Saint-Germain entfloh einer um den andern, um nicht eingekerkert zu werden, überall wurde Jagd auf die Ketzer gemacht und ihre Habe confiscirt, sie selbst eingesperrt. Der Proceß gegen die in der Bastille sitzenden Parlamentsräthe (s. oben) wurde in rücksichtsloser Weise geführt, was solche Erbitterung erregte, daß der Parlamentspräsident Minard im Meuchelmorde fiel; Karl hierüber ebenso wüthend wie für sein Leben besorgt, ließ den standhaften du Bourg und andere Ketzer verbrennen, entsagte jeder Milde und verlor dadurch nichts an der Volksliebe, denn die Prediger der Sorbonne entsittlichten derart das Volk, daß ihm die Executionen gefielen. Bei Todesstrafe wurden alle geheimen religiösen Zusammenkünfte und jede Beschützung von Ketzern verboten, ihre Angebung hingegen mit hohen Summen belohnt.

Die Wuth der vornehmen Stände gegen die Ueberhebung des Frankreich fremden Hauses Lothringen-Guise, welches nicht nur auf Provence und Anjou, sondern selbst auf den Thron Frankreichs als Abkomme Karl's des Großen Ansprüche machte, stieg um die Wette mit der Wuth der Hugenotten, die in den Guise ihre schlimmsten Feinde, in Karl ihren teuflischsten Verfolger erblickten. Von allen Seiten strömten Pamphlete und Epigramme gegen die Guise und fanden manche herbe Antwort, als plötzlich ein Complot gegen ihre Machtstellung trotz Calvin's Abmahnungen von den Hugenotten versucht wurde. Der vornehmste Urheber war der geflüchtete Edelmann de la Renaudie, den persönlicher Rachedurst gegen die Guise antrieb; im Februar 1560 gewann er in Nantes eine Anzahl Edelleute für sein Vorhaben, die usurpirte Macht der Guise zu stürzen; man hoffte, der Prinz von Condé werde sich an die Spitze stellen, wollte sich der beiden Guise bemächtigen, sie der Gerechtigkeit überliefern u. s. w. Karl erhielt Kunde durch einen Verräther, wurde von Schrecken erfaßt, hielt sofort alles für verloren und wollte alle Welt zum Schutz des Königs unter die Waffen rufen; sein Bruder, Herzog Franz, redete ihm dies aus, rieth, allen Eclat zu vermeiden, den Hof nach dem sicheren Amboise zu verlegen, sich beobachtend zu verhalten und in die schottischen Händel weniger eifrig einzugreifen. Die Guise ließen sich von Bewaffneten bewachen und zogen Truppen an sich, es kam mehrfach zu Händeln zwischen Verschworenen und königlichen Soldaten, furchtbare Strenge wurde gegen die Verschworenen angewendet, viele enthauptet, gehängt, ersäuft, La Renaudie selbst fiel; die Guise befestigten Amboise, um einem neuen Anschlage begegnen zu können. Unter diesen Stürmen hatten sie sich zu einer mildern Haltung gegen die Protestanten bestimmen lassen; Karl erließ am 8. März ein in Paris am 11. vom Parlamente registrirtes königliches Edict, welches in Religionssachen Amnestie gewährte, die Kerker der Protestanten öffnete, aber verlangte, sie müßten fortan treue Katholiken sein; von der Amnestie waren die Prediger und alle Verschwörer und Gewaltthäter gegen Krone und Staat ausgeschlossen. Die Regierung ließ von der rücksichtslosen Strenge der Gesetze nach. Nachdem aber das Complot besiegt war, rächte sich Karl als Feigling mit äußerster Blutgier; er und sein Bruder machten den schwachen König unerbittlich, der sterbende Kanzler Olivier rief ihm nach: „O Cardinal, du läßt uns alle verdammen!“ aber er und Guise bedauerten nur, daß sie nicht die Bourbons und Châtillons dem Henker überliefern und Franz II. zur Erdolchung Condé's bereden konnten, den Karl tödlich haßte. Um der öffentlichen Meinung zu schmeicheln, wurde der ehrenhafte de l'Hôpital Kanzler; es wurde von Karl die Berufung eines gallikanischen Concils vor Ablauf eines halben Jahres in Aussicht gestellt, um Auswüchse der Kirche Gottes zu tilgen, und „der Tiger Frankreichs“, wie ihn ein Pamphlet nannte, setzte alle Hebel an, um seine Feinde zu zermalmen. Aber die Stellung der Guise war fortwährend bedroht; selbst Philipp II. rieth dem Könige zu ihrer zeitweiligen Entfernung vom Hofe, um die Volksstimme zu beruhigen, die Königin-Mutter Katharina nährte entschiedenen Widerwillen gegen sie, wenn auch die Politik sie häufig verbündete, die parlamentarischen Körperschaften waren erbittert gegen ihr Regiment. Sie mußten jedenfalls einstweilen ihren Wünschen nach Organisirung der Inquisition entsagen, um nicht Katholiken wie Protestanten zur Erhebung zu reizen, und sich mit dem Edicte von Romorantin im Mai begnügen, welches in harten Ausdrücken alle protestantischen religiösen Versammlungen verbot und den niedern Gerichtshöfen freie Hand gegen sie verlieh, während den Bischöfen allein die Erkenntniß über das Verbrechen der Ketzerei zustehen sollte. Dieses Edict erbitterte die Protestanten nicht wenig, da ihre Religions-Zusammenkünfte mit aufrührerischen Zusammenrottungen auf Eine Stufe gestellt wurden, und in ganz Frankreich forderte man seinen Widerruf, das Parlament fühlte sich gleichzeitig in seinen Privilegien geschmälert. Scheinbar wurde Karl sehr nachgiebig; seine Güte ließ sich sogar herab, mit protestantischen Theologen zu disputiren oder ihrer Besprechung von Streitfragen zuzuhören, aber er wich nur dem Drange der Lage und zeigte sich als Meister der Lüge und Heuchelei. Die Wirren in Schottland beschäftigten beständig seine Aufmerksamkeit, er spornte seine Schwester, die Königin-Mutter, zur Verfolgung von Knox und den Protestanten an, sie aber unterlag im Kampfe, die katholische Partei erlitt durch ihren Tod einen unheilbaren Schlag und die Guise sahen sich gezwungen, mit Elisabeth in Unterhandlungen zu treten und die nach Schottland gesandten französischen Truppen heimzurufen. Franz II. war schwächlich und um sich an der Nation einen Halt zu geben, ließen die Guise jetzt ihr Bedenken vor Reichsständen fallen; aber vor deren Zusammenkunft

sollte erst eine Notabelnversammlung stattfinden. Um hier nicht den vereinigten Bourbons, Châtillons und Montmorencys entgegenzustehen, hielten die Guise den König von Navarra und Condé vom Erscheinen ab; die andern kamen, aber mit großer Mannschaft. Es gelang den Guise nicht, die am 21. Aug. in Fontainebleau eröffnete Versammlung zu meistern; Admiral Coligny nahm in entschiedener Weise die Partei der Hugenotten, forderte in ihrem Namen freie Religionsübung in ihren Kirchen. Der Cardinal konnte sich mit solchem Ansinnen nicht befreunden; seiner Ansicht nach verlangten sie eine königliche Bestätigung ihres Götzendienstes. Hingegen billigte er den Wunsch nach einer Reichsversammlung und nach einem Nationalconcil, falls der Papst sich nicht zu einem ökumenischen bestimmen ließe; zu beiden Versammlungen ergingen sofort Einladungen. Bewegungen Unzufriedener in der Provinz wurden rasch unterdrückt, den Intriguen des Königs von Navarra und Condé's kamen die Guise leicht zuvor, sie ließen compromittirende Briefe auffangen, machten Truppenaushebungen in Deutschland, sammelten Soldaten um Franz II., baten Spanien um Hülfe, concentrirten in Orleans ein Heer und brachten Navarra und Condé in ihren Gewahrsam; vielleicht wollten sie beide aus dem Leben schaffen; jedenfalls war die Rede von einem Todesurtheil gegen Condé. Die ständischen Abgeordneten trafen in Orleans ein und Karl wollte von ihnen die Legalisirung einer perpetuellen katholisch-guisardischen Macht erlangen; sie sollten ein katholisches Glaubensbekenntniß unterzeichnen und Weigerer den Ketzergerichten überliefert werden; Karl wünschte sein Vorgehen gegen Condé autorisirt und die Protestanten feierlich verflucht zu sehen. Die Macht der Guise schien bedrohlicher und wurde mehr gefürchtet als je; da starb, bis zum letzten Moment ihr gefügiger Diener, Franz II. vor Eröffnung des Reichstags am 5. Dec. 1560. Schon während seiner Krankheit ebnete sich die Königin-Mutter Katharina die Wege zur Macht, während die Guise mit Entsetzen das Ende ihrer Autorität kommen sahen und Katharina's Beziehungen zu den Bourbons belauerten. Katharina schloß eine Allianz mit König Anton von Navarra, von dem Calvin eine gerichtliche Aburtheilung der Guise erwartete, der Adel erblickte in Anton seinen natürlichen Führer und die Macht über das Militärwesen entglitt den Händen des Cardinals. Am 13. Dec. begann der Reichstag, und hatte Karl den Ständen verboten, sich über die Religionsangelegenheiten zu äußern, so bildeten diese jetzt das Hauptthema der Berathungen. Karl hatte alle Macht eingebüßt, wenn er auch im Kronrathe Katharina's eine Stelle erhielt; viele Freunde fielen von ihm ab. Als er auf dem Reichstage zum Redner der drei Stände erwählt werden wollte, um der erkorene Dolmetsch der Nation zu scheinen, fiel er bei Adel und drittem Stande durch und verzichtete, nur vom Klerus gewählt, auf die Wahl. Er bot den Rest seines Ansehens bei Hofe dazu auf, König Anton's Steigen zu hemmen und sich Katharina, die ihm gram war, zu nähern. Während vielfach die Rede von einer Prüfung seiner Finanzverwaltung war, empfahl er Philipp II. die Erhaltung der katholischen Sache in Frankreich, und da er am Hofe lauter unfreundliche Mienen sah, zog er sich im Februar 1561 nach Rheims zurück, „um seine kleine Heerde zu erbauen“ und seinem Berufe zu leben, ohne natürlich geheimen Beziehungen mit dem Hofe zu entsagen und auf die Rückkehr zur Macht zu verzichten. Von Rheims aus intriguirte er in Madrid wegen der Vermählung Maria Stuart's mit Don Carlos, von hier aus nahm er an seines Bruders Franz Bündniß mit dem Connetable Montmorency und dem Marschall von Saint-André freudig Antheil (Triumvirat), um gegen die Bourbons und Châtillons zu arbeiten, suchte den religiösen Frieden zu untergraben und den aufstrebenden Protestantismus auszurotten. Am 15. Mai krönte er in Rheims Karl IX., seine dritte Krönung, wie er als Abt von Saint-Denis drei Könige bestattete. Diese Begegnung mit Karl IX. wurde von ihm ausgenützt, um dessen Haß gegen die Ketzer anzuspornen und ihre Ausrottung ihm als bestes Mittel zur Sicherung seiner Krone anzuempfehlen. Hatte er dem protestantenfreundlichen Edicte vom 19. April die bittersten Klagen und Vorwürfe entgegengesetzt und den Volkshaß beständig gegen die Hugenotten geschürt, so veranlaßte er nachher die Zurücknahme des Edicts und das unheilvolle neue Edict vom 31. Juli, welches die neue Lehre zu vernichten schien. Karl wünschte die Intervention Spaniens in Frankreich, um dem Protestantismus den Garaus zu machen, und suchte in die Reihen der Protestanten Spaltung und Zwist zu bringen, indem er den französischen Reformirten die Hülfe der deutschen Lutheraner entzog; er trat mit letzteren in Verbindung und forderte die lutherischen Höfe von Würtemberg und Pfalz auf, zu einem Religionsgespräche hervorragende Gottesgelehrte zu senden; hierbei zeigte er so großen Eifer, daß ihn viele der Hinneigung zum Lutherthum beschuldigten. Aus ganz verschiedenen Motiven waren die Männer der Toleranz, voran L'Hôpital, für ein Religionsgespräch, und im September fand es zu Poissy statt. Karl war katholischerseits einer der Hauptkämpen gegen Theodor Beza, Petrus Martyr u. a. und entfaltete den ganzen Zauber seiner wunderbaren Beredsamkeit; obwol er Beza's Talenten Gerechtigkeit widerfahren ließ und ein gewisses, bei ihm unerhörtes Wohlwollen gegenüber den Ketzern bekundete, veranstaltete er doch, daß die Disputation nur über die Kirche und das Abendmahl stattfinde, schlug die Behauptungen Beza's nieder, war sehr ärgerlich, daß weder die würtemberger noch die pfälzer Theologen, auf deren Hülfe er gegen die Reformirten rechnete, eintrafen, und schließlich scheiterte alles zum Entsetzen des größten Schauspielers des 16. Jahrhunderts, der Mitte October nach Rheims zurückkehrte und im Januar 1562 der Versammlung in Saint-Germain fern blieb, weil er mildere Maßregeln gegen die Hugenotten voraussah. Er war wie sein Bruder Franz fest entschlossen, das milde Edict von Saint-Germain zu bekämpfen, Condé die Hülfe der deutschen Lutheraner zu rauben und den in Poissy gescheiterten Versuch der Zerreißung des Protestantismus zu siegreichem Ende zu führen; darum näherten sich die Brüder abermals dem allgemein geachteten Herzoge Christoph von Würtemberg. Im Februar 1562 trafen

sie, zwei ihrer Brüder und ein Sohn des Herzogs von Guise in Saverne (Zabern) mit Christoph, seinem Sohne, einem hessischen Prinzen und den Reformatoren Breuz und Andreae zusammen, und Karl zeigte eine auffallende Güte für die lutherische Richtung. Karl predigte zweimal vor Christoph, die Conferenzen bei Karl währten nur drei Tage; Karl beschwatzte den Herzog, dem Lutherthume solle freier Zugang in Frankreich gestattet werden. Er und seine Brüder schwuren, den Reformirten kein Leid zuzufügen, proponirten eine Religionsconferenz in Deutschland unter kaiserlichem Beistande, um dem Tridentiner Concil und Philipp II. ein Gegengewicht zu geben, und erreichten, daß Christoph unter der Bedingung der Abstellung katholischer Misbräuche in Frankreich versprach, sich jedem Bunde der deutschen Lutheraner mit Condé und den französischen Calvinisten zu widersetzen. Die Guise dachten damals an Erlangung des Ranges deutscher Reichsfürsten, da sie lothringischer Herkunft waren, und schmeichelten dem Kaiser durch das Anerbieten der Hand ihrer Nichte Maria Stuart für einen seiner Söhne, wie sie mit Maria's Reizen die Höfe zu bestechen liebten. Das Blutbad von Vassy und andere Greuel mußten die Lutheraner bald belehren, wie die Guise die Toleranz ausübten, während letztere den schwachen König Anton zu sich zogen und von seinem Bruder Condé lösten. Am 24. April traf Karl in Paris ein, wo ihm die falsche Königin-Mutter Katharina große Gunst bezeigte, ihn mit dem Unterrichte Karl's IX. beauftragte und auf ihn als Muster der Religiosität hinwies; in allen Kirchspielen rief er nun zum Kriege gegen die Hugenotten auf; wieder pries man ihn als den Mann, der alle andern an Beredsamkeit und katholischer Begeisterung übertreffe und dessen Wissenschaft einzig dastehe. Obwol er an den Herzog von Würtemberg im Tone christlicher Liebe schrieb, ließ er sich und den Cardinal von Ferrara durch eine päpstliche Bulle vom 12. Mai, welche das Parlament am 27. Juli einregistrirte, mit der Inquisition für Frankreich beauftragen, schürte in England alle katholischen Wühlereien gegen die verhaßte Elisabeth, beeinflußte beständig die unglückliche Verwaltung Maria's in Schottland, und während sein Bruder gegen die Ketzer zu Felde zog, verschaffte er ihm Gelder durch ein Edict wegen Veräußerung weltlicher Güter der Kirche.

Am 19. Aug. erklärte Karl IX., er habe den Cardinal zu seinem Abgesandten auf dem Tridentiner Concil auserkoren; Katharina war froh, den Intriguanten für einige Zeit unter ehrenvollem Scheine aus Frankreich entfernt zu sehen, und er selbst ging gern, um eine große Rolle zu spielen, die ihm bei Hofe versagt blieb, und dem Papste, dem Kaiser und Philipp II. gegenüber seine Aufgabe erfolgreich zu erledigen. In Rom erregte seine Wahl peinliche Aufregung; Pius IV., der ihn ironisch den zweiten Papst nannte, fürchtete, er werde an die Spitze aller Gegner Roms und der Italiener auf dem Concil treten und sich den Anschein geben, als sehe er in Rom alle Hindernisse kirchlicher Reform, wenn er auch selbst 300,000 Thaler Rente an Pfründen einnehme; Pius vermuthete, Karl wolle die päpstliche Macht zu Gunsten der bischöflichen einschränken, Kirchenreformen im weitesten Umfange anempfehlen, in Trient ähnlich wie in Poissy auftreten, die Prätensionen des Concils in Betreff der Papstwahl und der Superiorität über den Papst erneuern und Frankreich mit dem Kaiser gegen die Curie verbünden. Karl reiste sehr langsam und mit großem Pompe, um den Effect zu steigern; am 9. Nov. kam er in Italien an, worauf das Concil seinetwegen bis zum 26. aussetzte; am 13. Nov. traf er in Trient mit 14 Bischöfen, 3 Aebten und 18 Theologen, meist von der Sorbonne, ein und wurde mit großen Ehren empfangen. Die ihm vom Könige mitgegebenen Instructionen waren eigentlich von ihm selbst dictirt; er sollte besonders fordern den Gebrauch des Kelchs bei allen Communionen, die Spendung der Sakramente in französischer Sprache, die auch für viele Theile des Gottesdienstes beanspruchte wurde, vorbeugende Maßregeln gegen unsittlichen Wandel der Geistlichen und versöhnende Institutionen zur Wiedergewinnung verlorener Länder für die katholische Lehre, z. B. eventuelle Erlaubniß der Priesterehe u. s. w. Karl bemühte sich, die Rolle des Vermittlers in den Streitfragen zu erlangen, die Ansprüche Frankreichs und des Kaisers mit der Autorität der Curie auszusöhnen, und verfocht mit weit weniger Leidenschaft als seine meisten Begleiter die gallikanischen Doctrinen; er spielte den demuthsvollen Diener des Papstes, war unergründlich, fand kein Vertrauen und wurde sorgfältig im Auftrage des Papstes und Spaniens überwacht; sobald er von Reform der Lehre und der Disciplin der katholischen Kirche sprach, erschien er Pius und Philipp II. höchst verdächtig. Als er in Trient den Tod des Königs Anton von Navarra erfuhr, konnte Karl seinen Aerger nicht verbergen, von Paris fern und nicht in der Lage zu sein, anstatt seiner an die Spitze der Geschäfte unter Karl IX. treten zu können; die Stärke des Hugenottenthums in der Schlacht von Dreux gab ihm viel zu denken; sobald er von der Ermordung des Herzogs von Guise und dem Frieden von Amboise vernahm, sank ihm das Herz und er mäßigte mit einem Schlage seine reformatorischen Neigungen, um sich und seinem wankenden Hause die Stütze Roms und Spaniens zu verschaffen; er verließ seine französischen Collegen, erkannte den Papst als allgemeinen Verwalter der Kirche an und versicherte sich seiner Ansichten, bevor er selbst welche äußerte. Die Stellung des ersten Legaten und Lenkers des Concils, um die er buhlte, wurde ihm trotzdem nicht gewährt; seine Reise zum Kaiser nach Innsbruck im Februar blieb erfolglos und nach seiner Rückkehr ließ er sich ganz vom Papste gewinnen. Als Gehülfe und Mitarbeiter der Legaten ging er immer mehr mit der römischen Partei auf dem Concil, entfagte den Reformationsplänen und gerieth mit den andern Vertretern Frankreichs hart aneinander. Er besuchte den Papst in Rom, wurde von ihm herzlich und prächtig aufgenommen, kehrte als sein gehorsamer Diener nach Trient zurück und betrieb den Abschluß des Concils. Derselbe fand am 3. Dec. 1563 statt, Karl selbst verfaßte die üblichen Acclamationen und konnte es sich nicht versagen, sie laut anzustimmen, was

seinem hohen Range wenig entsprach; obgleich ohne Autorisation, unterzeichnete er für Karl IX. die Concilsdecrete. Aber er hielt, wie er selbst erklärte, die Reformen des Concils für unvollkommen und für „eine einfache Leiter, um zu solideren Verbesserungen aufzusteigen", und verhinderte den Ausspruch des Bannfluchs über die Ketzer. Im Staatsrathe zu Paris fand sein Verhalten auf dem Concil strengste Misbilligung, da er zu nachgiebig gegen den Papst und zu unbesorgt für die französischen Interessen gewesen war; der König wollte nichts vom Vollzuge der Concilsbeschlüsse hören, denen auch die Parlamente lebhaft widersprachen, und als Karl im Februar 1564 in Paris eintraf, mußte er von Katharina herben Tadel hören. Zwar durfte er in Fontainebleau vor dem Hofe predigen, erhielt auch die Erlaubniß, zu seiner Sicherheit eine schon in Trient formirte Leibwache von 50 Büchsenschützen halten zu dürfen, aber im Staatsrathe kam es alsbald zu heftigem Zwiste zwischen ihm und dem Kanzler de l'Hôpital, der Katharina's Politik leitete und den er der Begünstigung der Hugenotten beschuldigte. Vergebens forderte der Cardinal Bestrafung der Rädelsführer in den letzten Unruhen, Untersuchung der an seinem Bruder verübten Mordthat, vergebens ließ er die Forderung bei Karl IX., der ihn nicht vor sich ließ, durch bei Hofe erschienene Abgesandte des Papstes, des Kaisers, Spaniens und Savoyens erneuern. Misvergnügt zog er sich nach Rheims zurück, erbaute seine Heerde, führte die tridentiner Beschlüsse bezüglich der Kirchenzucht ins Leben, leitete mit seinem Kapitel die Errichtung eines Seminars ein und das rheimser Hôtel in Paris mußte zur Bezahlung der Kosten seiner tridentiner Reise verkauft werden. Von den Staatsgeschäften wurde er jetzt definitiv ausgeschlossen. Er gab sich den Anschein, als lebe er nur seinem geistlichen Amte und seiner Familie, reiste nur zu dieser nach Joinville, belauerte aber unablässig den Hof und erfuhr alles, was er wissen wollte. Ende November 1564 eröffnete er eine Provinzialsynode, auf der außer der Kirchenzucht, Liturgie u. s. w. auch die Trennung der Bisthümer Cambray, Arras, Théronanne und Tournay von der rheimser Metropolitankirche zur Sprache kam. Hierüber wollte er mit Karl IX. selbst sprechen. Nachdem er in Soissons mit Condé zusammengetroffen war und in der Hoffnung, ihn zum Katholicismus zu bestimmen, sein Auge auf die Witwe des Herzogs von Guise, vielleicht auch auf Maria Stuart, zu lenken versucht hatte, ohne Erfolg zu haben, zog er mit seinen Neffen, dem jungen Herzoge von Guise und dem Marquis von Mayenne, viel Gefolge und seiner Leibwache auf Paris zu, wo sein Bruder, der Herzog von Aumale, gleichzeitig eintreffen sollte. Der Marschall von Montmorency, der Sohn des Connetable, hatte kürzlich ein königliches Verbot, mit bewaffnetem Gefolge zu erscheinen, publicirt; jetzt nahm er keine Rücksicht auf die Karl ausnahmsweise ertheilte Erlaubniß, sich eine Leibwache zu halten, ließ ihn mit Wissen des Parlaments auffordern, seinen Weg ohne Bewaffnete fortzusetzen, und als der Cardinal darauf nicht achtete und mit seinen Neffen im Triumphe in Paris einziehen wollte, griff ihn Montmorency in der St.-Denis-Straße von Paris am 8. Jan. 1565 unerwartet an; seine Leute wurden niedergehauen oder zersprengt, er selbst suchte, vor Furcht schlotternd, Zuflucht bei einem Seiler und schlich sich nachts in sein Hôtel Cluny; hier schützten ihn Aumale und viele ergebene Bürger, während Montmorency mit 800 Mann auf- und abmarschirte und letztere die beleidigendsten Spottverse auf Karl sangen. Karl fühlte die Unmöglichkeit, in Paris zu bleiben, zog in der Nacht des 10. Jan. nach Meudon ab und kehrte wüthend nach Rheims zurück. Die Hugenotten und die Freunde Montmorency's ergossen ihren vollen Hohn über den Cardinal de la Ruine (anstatt Lorraine), es kam zu einem Pamphletkriege für und wider, in den sich die Regierung nicht einmischte, während die Parteien sich zum Kampf mit den Waffen rüsteten. Karl sann ernstlich auf eine Generalligue aller Großen Frankreichs, indessen Karl IX. den Guise und den Châtillons den Aufenthalt in Paris untersagte und alle Großen eidlich verpflichtete, ohne seine Erlaubniß nicht zu den Waffen zu greifen.

Karl betrachtete sich als Bischof von Metz stets als Glied des deutschen Reichs, beschickte die Reichstage und ließ sich von den Kaisern Schutzbriefe für das Bisthum ausstellen. Auf einen Schutzbrief Maximilian's II. hin wollte er aus dortigen Plätzen feste Punkte für seinen Schutz bilden, sie vom Bisthum trennen und daraus eine selbständige Markgrafschaft zu Gunsten eines lothringischen Prinzen als deutsches Reichslehen errichten; gleichzeitig beabsichtigte er, die bedeutende Abtei und Herrschaft Gorze unter lothringische Hoheit zu bringen. Dies alles wäre für Frankreich sehr nachtheilig gewesen, es kam nicht dazu. Karl hatte auf den ihm verpflichteten Gouverneur von Marsal, Salcède, gerechnet; dieser aber wollte die Pflichten gegen den König nicht verletzen lassen, verjagte Karl's Beamte, nahm Vic und Albestroff und es kam zu dem fünfwöchigen „Cardinalskriege"; Karl ließ schließlich aus Furcht vor dem Zorne des Königs, der ihn nach Paris befahl, die Waffen sinken, verabschiedete am 30. Juli 1565 seine Truppen und mußte furchtbaren Spott ertragen.

Am 11. Jan. 1566 empfingen Karl IX. und Katharina Karl freundlich in Moulins, wo er sich auf ihren Wunsch mit dem Marschall von Montmorency aussöhnte und Coligny, den er bisher des Mordes seines Bruders geziehen, den Friedenskuß gab; hier kam er jedoch in wilden Streit mit de l'Hôpital, dessen Toleranz gegen die Hugenotten er angriff und auf dessen würdige Vertheidigung der bigotte Cardinal mit gemeinen Schimpfreden antwortete, was Anlaß zum Abbruch der Staatsrathssitzung gab. In letzter Zeit hatte Karl wieder Einfluß bei Hofe gewonnen, die bayonner Reise war bei Katharina von nachhaltiger Wirkung, Karl stützte sich mehr denn je auf Spanien, dessen König er demüthigst begegnete; mit berechtigter Unruhe sahen die Hugenotten, wie er durch den spanischen Gesandten Katharina beeinflußte, und sannen auf seine Verdrängung aus dem Staatsrathe. Sie wußten, daß er trotz aller Versöhnungsscenen unversöhnlich geblieben war und in seinem Herzen

keine Mäßigung kannte, sobald ihm der Erfolg lächelte. Ueberall erhoben sich die Hugenotten, ihr Handstreich auf den Hof mislang aber. Karl war mit dem Hofe von Monceaux nach Meaux gegangen, hatte ihm stets die äußersten Maßregeln empfohlen, aber es nicht gewagt, mit ihm nach Paris zurückzukehren, da er die Unruhen hauptsächlich gegen sich abzielend glaubte; heimlich entwich er mit wenigen Begleitern am 29. Sept. 1567 aus Meaux, gerieth bei Dormans in einen Hinterhalt der Hugenotten, entrann nur durch die Geschwindigkeit seines Pferdes mit Verlust von Gepäck und Silberzeug und eilte spornstreichs und zu Tode geängstigt nach Rheims. Ihm schien es möglich, die Hugenotten könnten schließlich siegen und sein Haus werde aus Frankreich verbannt, und so richtete er Brief um Brief an Philipp II. und den Herzog von Alba, um sie zur bewaffneten Intervention in Frankreich zu vermögen. Er machte Philipp darauf aufmerksam, wie er im Falle kinderlosen Ablebens Karl's IX. und seiner Brüder die französische Krone als Gemahl einer französischen Prinzessin beanspruchen könne, bot ihm an, sich ganz in seinen Schutz zu begeben und ihm einige feste Grenzplätze zu überliefern, arbeitete somit auf den Ruin der französischen Nationalität hin. Aeußerst ungern sah Karl den Abschluß des Religionsfriedens von Longjumeau, aber seine Bemühungen, ihn zu hindern, waren vergebens. Er suchte die den Hugenotten in Longjumeau gemachten Zugeständnisse nach Kräften zu vereiteln, setzte alle Hoffnung auf Philipp II., den er den Spiegel der Könige nannte, schmeichelte dessen Gesandten in Paris auffällig, veranlaßte die Mission seines Bruders, des Cardinals von Guise, nach Madrid, um spanische Hülfe zu verlangen, und suchte Geldquellen zu neuem Kriege zu finden, wo es nur möglich war, auch wenn geistliches Gut dabei angegriffen werden mußte; stets nährte er die Kampflust und den Rachedurst seines Neffen, des Herzogs Heinrich von Guise. In leidenschaftlicher Weise griffen ihn die Hugenotten als den unverbesserlichen Brandstifter zu Krieg und Blutthat an, in der Légende du Cardinal de Lorraine et de ses frères und andern Pamphleten schilderten sie den herrschsüchtigen Prälaten als ein Ungeheuer, Condé warf in einem Briefe an den König, vom 23. Aug. 1568, alle Schuld am Unheile Frankreichs auf ihn und seinen Anhang und erklärte, der protestantische Adel müsse zum Heil Frankreichs die Waffen gegen diesen Tiger erheben. Karl jubelte darum, als er vom Siege von Jarnac und Condé's Tode erfuhr, zog mit Karl IX. und Katharina zu Felde gegen die Ketzer, die er hartnäckiger als die Dämonen nannte, kam aber manchmal mit Katharina in Zwist, da sie ihn nur aus Zwang um sich duldete, seine Prätensionen auf die Stelle eines allmächtigen Ministers zurückwies und ihm seine Ränke nie vergaß; man behauptete überdies, er habe durch seinen Bruder, den Cardinal von Guise, Philipp II. bestimmen wollen, sie völlig von der Theilnahme an der Regierung ausschließen zu lassen. War Philipp geneigt, Karl's Wünsche zu unterstützen, so warnte ihn hingegen sein Gesandter beständig vor Karl's grenzenloser Ehrsucht, und Katharina hätte ihn gern entfernt, wenn sie nicht ihn und sein Haus hätte schonen müssen; so aber ertrug sie ihn wie ein nothwendiges Uebel. Als den Katholiken der Sieg zufiel, wollte er ihn ausgebeutet sehen, war für die Aechtung Heinrich's von Bearn und des jungen Condé, um den Guise deren Stellungen als Prinzen von Geblüt zuzuwenden, und Königin Johanna von Navarra sah richtig, wenn sie ihm die Absicht zutraute, das Haus Bourbon zu vernichten. Fortwährend schrieb er an Philipp II., um ihn zum Eingreifen in die französischen Wirren zu vermögen; sein Credit bei Katharina und Karl IX. sank immerzu, je mehr diese die Nothwendigkeit eines neuen Abkommens mit den Hugenotten erkannten; er zog sich mit seinen Neffen vom Hofe zurück, sah seinen Plan einer Heirath des jungen Herzogs von Guise mit des Königs Schwester Margarethe scheitern und den Religionsfrieden von Saint-Germain eintreten. Hingegen gelang ihm die Ehe seiner Nichte Katharina mit dem Herzoge von Montpensier, einem Prinzen von Geblüt, und er fädelte die Ehe Karl's IX. mit Isabella (Elisabeth) von Oesterreich ein, um den Kaiser Frankreich zu nähern und den französischen Reformirten noch mehr zu entfremden. Als er zur Begrüßung der jungen Königin in Sedan erschien, fand er bei Karl IX. einen eisigen Empfang und zog sich nach Rheims zurück, kam, um die Königin zu krönen, im März 1571 nach Saint-Denis, und ging als politisch todt abermals nach Rheims. Die Montmorency nahmen bei Hofe die Rolle der Guise ein. In Rheims überließ er sich mit verjüngtem Eifer seinen geistlichen Pflichten, beschenkte die Kirchen reichlich, machte Reformen im Gottesdienste u. s. w.; daneben beschäftigte ihn die Wiedervermählung Maria Stuart's und ihre Gefangenschaft in England, und er blieb in regsten Beziehungen mit Spanien, obwol er Philipp's zaudernde Politik Maria gegenüber verurtheilte und aus Maria's Sache die erste Sorge der katholischen Welt machen wollte; für Maria wünschte Karl den Herzog von Norfolk zum Gemahl, da keine Wahl geeigneter sei, um England zum Katholicismus zurückzuführen, und in Rom arbeitete er auf die Verfluchung Elisabeth's von England mit bestem Erfolge hin. Karl war ein Gegner des königlichen Bruders, Heinrich's von Anjou, dessen rasches Aufsteigen ihm sehr missfiel, aber in seiner Ehefrage mit Elisabeth gewann er großen Einfluß auf ihn; Heinrich sollte als Vorkämpfer des Katholicismus in Frankreich bleiben und Karl bot ihm im Juli 1572 seitens des Klerus 400,000 Thaler jährlich an, damit er auf Elisabeth verzichte, worauf an Anjou's Stelle sein jüngerer Bruder, Franz von Alençon, als Werber trat.

Um den Cardinal für einige Zeit zu entfernen und ihn in Rom zu benutzen, schickte ihn Karl IX. im Mai 1572 dahin; eine Papstwahl stand bevor und er sollte bei dem Erwählten den Dispens für die Heirath Heinrich's von Navarra mit Margarethe von Valois erwirken. Es war eine anständigere Art von Verbannung und Karl ging nicht ungern, da er in Frankreich nichts mehr zu bedeuten schien. Unterwegs erfuhr er zwar, es sei bereits Gregor XIII. erwählt, aber er setzte die Reise nichts-

destoweniger fort und wurde vom Papste und den Cardinälen mit außergewöhnlichen Ehrenbezeigungen begrüßt. Der Papst überließ ihm den Vatican als Wohnung, besuchte ihn häufig, besprach mit ihm alles, ertheilte ihm die Befugniß zur Errichtung einer Universität in Pont-a-Mousson und gab ihm einen Neffen Franz zum Coadjutor in Rheims. Karl erneuerte bei ihm mehrfach das Ansuchen um Dispens für die Ehe Heinrich's, schließlich meldete er ihm ihren Vollzug und Gregor billigte die nicht rückgängig zu machende Thatsache, während er bisher nichts davon hören wollte.

An der Bartholomäusnacht war der Cardinal unschuldig, obwol ihm vielfach die Urheberschaft zugeschrieben wurde; höchst zweifelhaft ist auch die Uebersendung von Coligny's Kopf an ihn. Hingegen gab er seinem Jubel über die furchtbaren Ereignisse der Bartholomäusnacht in Rom den eclatantesten Ausdruck. Dem Boten seines Bruders Aumale schenkte er tausend Thaler Gold, durch feierlichen Anschlag brachte er die Schreckensthat als ein herrliches Ereigniß im September 1572 zur allgemeinen Kenntniß und verglich Karl IX. mit dem Würgengel des Herrn; er wohnte den Dankfesten des Papstes bei und schrieb bewundernde Briefe an Karl IX., der anfänglich die Schuld an den Greueln auf die Guise wälzte. Es war ein Meisterstreich des Cardinals, daß er sofort der Krone die Rückkehr zu einer gegen die Hugenotten versöhnlichen Politik dadurch abschnitt, indem er die Bartholomäusnacht als Abschluß eines seit Jahren systematisch auf die Täuschung und den Ruin der Hugenotten berechneten Systems verherrlichen ließ; auf seinen Antrieb schrieb Capilupi seine Schrift „Lo stratagemma di Carlo IX. contra gli Ugonotti ribelli di Dio“ (Roma 1574). In Rom brüstete er sich, die Unthat sei das Werk seines Hauses, und rief, man müsse daraus die vollen Consequenzen ziehen. Er wollte Heinrich's Ehe mit Margarethe nun wieder gelöst sehen, um die Bourbons zu beseitigen und die Krone von neuem in Abhängigkeit von den Guise zu bringen. Am 1. (2.) Febr. 1573 kam Karl nach Paris zurück, aber Karl IX. und Katharina sahen mit großem Argwohne auf ihn und seine enge Verbindung mit dem spanischen Gesandten; letzteren warnten selbst Philipp und Alba vor dem unzuverlässigen und geriebenen Prälaten. Da ihm keinerlei Zutritt zu den Staatsgeschäften gewährt wurde und Katharina jedesmal, wenn er mit dem jungen Könige allein reden wollte, rasch herbeikam, um ihn zu überwachen, so ging er Ende Februar nach Saint-Denis, dann zu seiner Mutter nach Joinville; als er vom Herannahen hugenottischer Truppen aus Deutschland und Belgien hörte, eilte er im April nach Saint-Dizier und rief den katholischen Adel und die Nachbarstädte in die Waffen. Mit Entsetzen sah er Karl's Neigung, sich mit den Hugenotten abermals zu verständigen, und den Frieden von La-Rochelle, mit Genugthuung die Abreise des ihm und seinem Hause als Nebenbuhler verhaßten Heinrich von Anjou nach Polen. Im Namen des Klerus überwies er Karl und Heinrich bedeutende Geldgeschenke, um ihrer Finanznoth abzuhelfen, hielt dabei an Karl eine Lobrede, die große Bewunderung fand, und begleitete dann Heinrich über Rheims bis Blamont. Schweres Leid bereitete ihm der Tod seines Neffen und Coadjutors Franz im October 1573. Kam er auch bisweilen an den Hof Karl's IX., der ihn trotz aller Abneigung seinen Vater nannte, und durfte ihm Rath ertheilen, so fühlte er doch seinen Sturz aus der Höhe nach wie vor. Karl's IX. Tod gab daher ihm nicht nur Anlaß zu einer pomphaften Leichenrede, sondern erweckte in ihm die stolze Hoffnung, unter dem aus Polen zurückkehrenden Heinrich III. das Scepter wieder führen zu dürfen. Er begrüßte Heinrich III. im September 1574 in Lyon und erhielt am 17. d. M. Sitz und Stimme im neuen Staatsrathe; da Katharina ihm überall in den Weg trat, erheuchelte er Bescheidenheit und Bedauern über den seinem Hause erwiesenen Undank, und man glaubte, die Guise wünschten den Hof zu verlassen. Karl rieth dem Könige, mit der Abschaffung einiger schreienden Mißbräuche in der Kirche seine Regierung zu beginnen, einen Ritterorden der Passion gegen die Ketzer zu stiften und gegen letztere einen neuen Krieg zu führen. Obgleich Heinrich III. seine Cousine Louise von Vaudemont heirathen wollte, rieth ihm Karl als treuer Anhänger Spaniens zur Ehe mit einer Infantin und verpflichtete sich dadurch Philipp II. von neuem. Der Krieg mit den Hugenotten bewog Heinrich und Karl, sich nach Avignon zu begeben; hier veranstaltete Karl großartige Kirchenfeste. Mit dem Kreuze der schwarzen Büßer geziert, zog er am 8. Dec. 1574 barfuß und barhäuptig an der Spitze einer Procession zu Ehren der Mutter Gottes einher, als ihn plötzlich eine Ohnmacht anwandelte und er nach Hause getragen werden mußte. Nicht Gift tödtete ihn, sondern eine infolge der Erkältung auftretende Entzündung. Er starb, als wäre er der frömmste Mann gewesen, am 26. Dec. 1574; Katharina von Medici athmete erleichtert auf. Karl ruht in Rheims unter einem von ihm selbst errichteten Grabdenkmale. Sein Neffe Heinrich von Guise war sein Haupterbe, erbte aber auch an 600,000 Livres Schulden, da Karl's Verhältnisse sehr zerrüttet waren.

Der Cardinal hinterließ eine Tochter Anna von Arne, Ehrenfräulein der Königin Elisabeth von Spanien, und dann mit einem der Mordgesellen der Bartholomäusnacht, Besme, verheirathet.

Vgl. René de Bocuillé, Histoire des ducs de Guise (Bände I. und II., Paris 1849); J. de Croze, Les Guises, les Valois et Philippe II. (Bd. I., Paris 1866); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Auflage, Bände VIII. und IX., Paris 1865); von Ranke, Französische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert (Bd. I., Stuttgart und Tübingen 1852); J. M. Göschl, Geschichtliche Darstellung des großen allgemeinen Concils zu Trient (zweite Abtheilung, Regensburg 1840); F. Bungener, Histoire du concile de Trente (2. Auflage, Bd. II., Paris 1854); J. von Döllinger, Ungedruckte Berichte und Tagebücher

zur Geschichte des tridentinischen Concils (zwei Bände, Nördlingen 1876); H. Baumgarten, Vor der Bartholomäusnacht (Strasburg 1882). *(Arthur Kleinschmidt.)*

5) KARL (von Lothringen), Cardinal von Lothringen, apostolischer Legat, Bischof von Metz und Straßburg. Als zweiter Sohn des Herzogs Karl III. (II.) von Lothringen und Bar und Claudia's von Frankreich, Tochter König Heinrich's II., am 1. Juli 1567 in Nancy geboren, wurde Karl schon als Kind zum Dienst der Kirche bestimmt, um die Autorität seines Hauses zu erhöhen. Seine Lehrer waren der Großpropst von Saint-Dié, Cunin Alix, und Franz Johann von Anglure. Er besuchte früh die Universität in Pont-à-Mousson und vollendete in Paris seine Studien, besonders regte ihn der strenge Theolog Nicolaus Boucher an. Seine Bildung war durchaus französisch und liguistisch gefärbt; er besaß bedeutende Fähigkeiten und erlangte sicheres Urtheil, große Geschäftserfahrung und Klugheit. Auf Fürsprache seines Vetters, des Cardinals Ludwig von Guise, ertheilte ihm der Papst im April 1573 bereits die Coadjutorie des Bisthums Metz, und um ihm im deutschen Reiche Aussichten auf eine hohe Kirchenwürde zu eröffnen, verschaffte ihm sein Vater Kanonicate in Trier, Köln, Mainz und 1585 in Straßburg; hier wohnte er abwechselnd einige Zeit. Die Pläne, ihm eine geistliche Kurwürde in Deutschland zu verschaffen, scheiterten. Er wurde Abt von Saint-Victor zu Paris, von Saint-Mihiel im Bisthume Verdun, von Beaupré bei Luneville und erhielt 1574 die säcularisirte Benedictinerabtei Gorze. Am 18. Juli 1578 folgte er Ludwig von Guise als Bischof von Metz, war aber noch zu jung, um zu regieren, und die Verwaltung wurde einstweilen dem Bischofe Nikolaus Bosmard von Verdun und dem Cantor des Domkapitels von Metz, Johann Anetz (Annet) übertragen; erst am 22. Aug. 1585 übertrug Sixtus V. ihm selbst die Leitung der weltlichen, im März 1590 die der geistlichen Stiftsangelegenheiten, Kaiser Rudolf II. belehnte ihn 1588 mit dem Bisthume. Sein Vater verschaffte ihm noch drei Abteien und zwei Priorate in Lothringen; er und Heinrich III. von Frankreich bemühten sich für ihn um die Cardinalswürde; Karl wurde am 14. Dec. 1588 Cardinal-Diacon und bei seiner längeren Anwesenheit in Rom am 5. April 1591 Cardinal-Priester mit dem Titel von St.-Agatha. Der Papst vergütete ihm die Reisekosten und gab ihm für seinen Vater 15,000 Thaler monatlich und einige Hülfstruppen zur Bekämpfung Heinrich's IV.; auch ernannte er Karl zum apostolischen Legaten in den Bisthümern Metz, Toul und Verdun und in den Herzogthümern Lothringen und Bar, gab ihm einen ausgedehnten Indult für alle Stifter und Pfründen dieses Sprengels und die Vollmacht, nicht nur über alle kirchlichen Angelegenheiten und Güter und alle Unterrichtsanstalten zu verfügen, sondern auch in gewissen weltlichen Dingen zu entscheiden, Bastarde zu legitimiren u. s. w. Die Befugnisse Karl's beeinträchtigten die Schutzrechte des französischen Königs über Metz, Toul und Verdun; darum beschwerte sich Heinrich IV. nach seiner Aussöhnung mit dem Papste bei diesem, doch ohne Erfolg. Der Cardinal war wie seine Familie eifrig liguistisch, unterstützte den Vater im Kriege mit Geld, sprach sich jedoch in Rom sehr vorsichtig über die Prinzen von Geblüt aus. Am 26. Juni 1591 kehrte er von Rom nach Lothringen zurück. In Metz konnte er seine Residenz nicht aufschlagen; hieran hinderte ihn das Mistrauen der Bürger und Heinrich's IV. gegen seinen nach dem Besitze von Metz lüsternen Vater, dem er mit unselbständiger Ehrfurcht ergeben blieb. Die Männer seines Vertrauens, welche für ihn in den Stiftern reformiren sollten, konnten nicht durchgreifen; überall begegnete man seinen Bestrebungen mit Widerspenstigkeit, zu der das metzer Domkapitel ein von den Mönchen der Abteien rasch nachgeahmtes Vorbild bot. Hierzu kamen stete Kämpfe mit den Ketzern, die Karl nicht unterdrücken konnte, verdrießliche Händel mit dem Commandanten in Metz u. s. w. Körperlich sehr elend, lebte der Cardinal meistens am väterlichen Hofe und kam nur am 29. Aug. 1607 nach Metz, wo er den hierüber beleidigten Domherren versprach, sie sollten künftig seine Rathgeber sein. Auch als Legat visitirte er nicht selbst Stifter und Kirchen, sondern übertrug diese Arbeit seinen Beamten, die seine Synoden gleichfalls abhielten. Nur in wenigen Klöstern gelangen ihm Reformen. Um tüchtige Geistliche für die Zukunft heranzubilden, gründete er zu Pont-à-Mousson ein Seminar für zwölf Studenten des metzer Sprengels; in Metz gab er dem Orden der Minimen ein Kloster und beförderte die Errichtung eines Kapuzinerklosters. Sein Vater besetzte während der liguistischen Unruhen Marsal und Karl trat ihm diese Stadt mit ihren Salinen ab.

Um sein Land in kirchlicher Hinsicht gänzlich abzuschließen, sann Karl III. auf die Errichtung eines Bisthums in Nancy, aber Frankreich erhob beständig Einspruch, um nicht die Befugnisse der Bisthümer Metz, Toul und Verdun schmälern zu lassen. Karl III. dachte seinem Sohne das Bisthum Nancy zu, damit es ganz von ihm abhinge, aber die Gegenbemühungen des Cardinals von Ossat in Rom waren vom besten Erfolge gekrönt; das Bisthum unterblieb, und durch eine Bulle des Papstes vom 15. März 1603 wurde ein Primatialkapitel in Nancy geschaffen, Karl Primas desselben. Schon 1590 war der Versuch gemacht worden, Karl die Coadjutorie in Straßburg zuzuwenden, jedoch gescheitert. Nachdem er das Bisthum Verdun ausgeschlagen, erwählte ihn die aus Straßburg nach Zabern vertriebene Minorität der Domherren am 9. Juni 1592 zum Bischof von Straßburg, während die protestantische Majorität unter dem Schutze der Stadt Straßburg und evangelischer Nachbarfürsten den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg zum Administrator postulirte. Karl suchte mit Waffengewalt, vom Vater unterstützt, des Bisthums Herr zu werden, konnte aber Johann Georg nicht vertreiben, obschon er in dem verheerenden Kriege im Vortheile blieb; die Truppen seines Vaters verübten entsetzliche Greuel, die ungerechterweise Karl zur Schuld gelegt wurden. In einer Reihe von Pamphleten griffen sich beide Parteien maßlos gehässig an. Endlich wurde am 9. März 1593 zwischen ihnen ein Vergleich abgeschlossen, welcher das Bisthum vorläufig unter beide theilte und

die Entscheidung des Streits einer kaiserlichen Commission überwies, deren Bemühungen jedoch von Kurbrandenburg vereitelt wurden. Der durch Heinrich IV. von Frankreich am 20. Sept. 1595 in Saarburg erneuerte Vertrag verhütete den Wiederausbruch des Krieges beider Prätendenten. Umsonst bemühte sich Karl, den Kaiser zu durchgreifenden Maßregeln zu bewegen und von den katholischen Fürsten ausgiebige Unterstützung zu erhalten, und seit 1593 versuchte er Johann Georg durch Geld abzufinden, was ihm aber trotz Baierns Vermittelung nicht gelang. Nachdem Karl darauf verzichtet, seinem jüngeren Bruder Franz die Coadjutorie zu verleihen, und sie dem Erzherzoge Leopold versprochen hatte, belehnte ihn Rudolf II. am 13. März 1599 mit dem Bisthume. Der Cardinal bat den Herzog Friedrich von Würtemberg um seine Vermittelung, schloß mit ihm am 12. Oct. 1600 in Oberehenheim einen Vertrag, in welchem er ihm dafür den Fortbesitz des ihm von Johann Georg verpfändeten bischöflichen Amtes Oberkirch zusicherte, erlangte aber trotzdem seinen Zweck nicht. Er entriß Johann Georg den größten Theil des in Besitz genommenen Gebietes, erneute am 10. Oct. 1602 in Molsheim den Vertrag mit dem Herzoge von Würtemberg, aber Heinrich IV. verhinderte abermals den Krieg gegen die protestantische Partei, ohne freilich den Krieg des Herzogs von Lothringen mit Johann Georg verhüten zu können. Verschiedene Ausgleichversuche Heinrich's IV. und Rudolf's II. scheiterten, obwol Karl fortwährend Friedensanerbietungen machte. Erst am 22. Nov. 1604 kam durch würtembergische Intervention in Hagenau ein Vergleich zwischen Karl und dem katholischen Domkapitel einerseits, Johann Georg, den protestantischen Domherren und der Stadt Straßburg andererseits zu Stande. Johann Georg trat gegen eine hohe Summe zurück, den ihm anhängenden acht Stiftsherren verblieben verschiedene Güter und Einkünfte und ein funfzehnjähriger Waffenstillstand wurde mit ihnen vereinbart; alles Uebrige erhielten die Katholiken, Oberkirch blieb würtembergische Pfandschaft. Der Cardinal wurde als Bischof anerkannt, mußte aber nicht nur der Stadt Straßburg alle Gerechtsame gegenüber den Bischöfen bestätigen, sondern auch alle während des Bischofsstreits von Johann Georg's Seite gemachten Abtretungen an Einkünften und Gütern unter gewissen Vorbehalten belassen. So erkaufte er den Besitz des Stiftes mit enormen Opfern. Der Rath von Straßburg gestattete ihm nicht, im Dome katholischen Gottesdienst abzuhalten; darum verlegte er den Sitz des Domkapitels nach Molsheim; hier gründete er Klöster, ein Knabenseminar und beförderte das junge Jesuitencolleg. In seiner ganzen Machtsphäre arbeitete er unermüdlich für die Verbesserung des kirchlichen Lebens und für die Unterdrückung des Protestantismus. Seit seiner Romfahrt (s. oben) war Karl schwer leidend, konnte nicht mehr gehen, reiten und fahren, mußte in der Sänfte getragen werden, 1595 überkamen ihn heftige Gliederschmerzen, er wurde gelähmt und nur die Zunge blieb beweglich. Vielfach wurde Vergiftung vermuthet. Im J. 1604 ließ er sich von einem mailänder Mönche exorciren, hielt sich längere Zeit für sehr erleichtert, konnte aber sein Lager nie verlassen und starb, nachdem er seinem Bruder Franz entschieden verboten hatte, in die Dienste Venedigs zu treten, am 24. Nov. 1607 in Nancy. Hier ruht er. Sein Vater war untröstlich über sein Ableben.

Vgl. Calmet, Histoire ecclésiastique et civile de Lorraine (Bände II. und III., Nancy 1745); Meuriſſe, Histoire des Evêques de l'église de Metz (S. 642 fg.); Lettres du Cardinal d'Ossat, nouvelle édition par Amelot de la Houssaie (Bände I. und II.); Graf d'Hauſſonville, Histoire de la réunion de la Lorraine à la France (Bd. I., Paris 1854); A. Digot, Histoire de Lorraine (2. Auflage, Bd. IV., Nancy 1880); Allgemeine deutsche Biographie (Bd. XV., Leipzig 1882).

(Arthur Kleinschmidt.)

g) KARL, auch Karlmann genannt, der 34. Bischof von Konstanz (1069—71), spielte eine fast nur passive Rolle in den kirchlichen Streitigkeiten seiner Zeit. Der bamberger Archivar Jäck in einer handschriftlich von ihm hinterlassenen Notiz bezeichnet ihn als Markgrafen von Thüringen, ohne jedoch seine Quelle anzugeben, und dem Unterzeichneten ist es — wenigstens in meißnischen und magdeburgischen Actenstücken und Quellenforschungen — nicht gelungen, einen Nachweis zu finden, daß derselbe aus Thüringen stamme und wie sein Familienname gelautet habe. Bemerkt mag hier werden, daß der Name Karl im 11. Jahrh. in thüringisch-sächsischen Fürstenhäusern nicht ganz unvertreten gewesen ist, da wenigstens Thietmar (Chron. VII, 4) den Tod eines Karl, eines Sohnes des Markgrafen Ritdag, zum J. 1014 erwähnt. In den Stammbäumen, welche in von Wiltleben's sorgfältig bearbeitetem Werke „Stammbaum des Hauses Wettin" vorliegen, findet sich ein Karl als Bischof von Konstanz nicht aufgeführt. — Es war in der Zeit des kräftigsten Aufschwungs päpstlicher Allgewalt, in der Zeit, wo dem Papste Alexander II. bereits Hildebrand, der nachherige Papst Gregor VII., als Berather zur Seite stand, als der Bischof Rumold von Konstanz am 2. Nov. 1069 starb, und angeblich große Reichthümer hinterließ. Daß sich nun um das erledigte Bisthum mehr als Ein Bewerber fand, ist sehr begreiflich, und die Wiederbesetzung gab Veranlassung zu Aufsehen und tiefgehendem Aergerniß. Wenn auf der einen Seite erwiesene Beispiele vorlagen, daß König Heinrich in solchen Fällen von Günstlingen sich hatte misbrauchen lassen, und gelegentlich Geistliche auf Grund von Bestechungen mit erledigten Pfründen begabt hatte, so ist andererseits doch auch zu berücksichtigen, daß es schon Hildebrand war, der um das J. 1070 den Kampf zwischen Kaiserthum und Papstthum um die Suprematie einleitete. Scheinbar allerdings griff Papst Alexander in den sich entspinnenden Streit nicht unmittelbar ein, und darum gewinnt es Wahrscheinlichkeit, daß in diesem Falle die Anklage gegen den vom Kaiser begünstigten Bischof auf gutem Grunde beruht haben mag. Fast alle Berichte (Bernold. chron. ad ann. 1071; Mariani Scoti chron. bei Pertz, Ser. V, 560; die Note dazu bei Pertz, Ser. V. 483; Manlii

chron. episc. Constant. etc.) stimmen darin überein, der vom Kaiser eingesetzte Bischof Karl habe das Bisthum erkauft und sich der Simonie schuldig gemacht. Günstiger erscheint diese Angelegenheit in der ausführlichen Darstellung der Annalen des Lambertus.

Zunächst hatten nach hergebrachter Sitte die konstanzer Geistlichen aus ihrer Mitte den Kanonikus Siegfried zum Nachfolger auf ihrem bischöflichen Stuhle gewählt, und wandten sich dann an den Kaiser mit dem Gesuche, ihn mit Ring und Stab zu belehnen. Schon um dieselbe Zeit aber hatte der magdeburger Kanonikus Karl — wie man ihn seitdem beschuldigte — durch Bestechung einiger Günstlinge des Kaisers und durch Versprechungen es dahin gebracht, daß Kaiser Heinrich ihm das erledigte Bisthum verlieh. Lentz (Dipl. Stifts- und Landeshist. von Magdeburg, S. 82 fg.) gibt an, Karl habe sich die Gunst und Fürsprache Heinrich's durch geleistete Dienste erworben. Während nun Lambert. Ann. 1069 erzählen, daß die konstanzer Geistlichkeit diesen neuen Bischof anfangs wohlwollend aufgenommen habe, sprechen die Thatsachen dafür, daß mindestens ein großer Theil derselben sich nur mit Widerstreben*) dem kaiserlichen Willen gefügt hatte. Jedenfalls regte sich schon sehr bald eine starke gegnerische Partei, und auf deren Berichten mag es wol beruhen, wenn Neugart (Episcop. Constant. p. 456) harter Beschuldigungen gegen Karl bereits bald nach dessen Einsetzung gedenkt. Auch Lambertus a. a. O. stimmt damit überein, daß Karl sich bald Willkürlichkeiten habe zu Schulden kommen lassen, und angeblich dadurch habe er sich innerhalb des konstanzer Klerus Feinde gemacht. Man klagte, Karl habe sich nun in widerrechtlichen Besitz vieler Schätze und Kostbarkeiten der ihm übertragenen Kirche gesetzt; vielleicht aus Eigennutz, vielleicht gedrängt, seinen gegebenen Versprechungen Genüge zu leisten, habe er Kirchengefäße und Altarschmuck veräußert. Neben der Anklage der Simonie ward bald die weitere Klage laut, der Bischof habe sich widerrechtlich (furtive bei Lambertus und utpote sacrilegus fur bei Bernold) Besitzstücke des Bisthums angeeignet. Mit solchen Anklagen wandten sich seine Gegner an den Papst und beschuldigten Karl der Simonie. Vergeblich beantragte nun Karl wiederholt beim päpstlichen Stuhle seine Ordination als Bischof. Nach Lambertus, Ann. 1071, könnte es scheinen, als habe Papst Alexander damals vermeiden wollen, in diesen Simoniestreit persönlich einzugreifen. In der That beauftragte er vielmehr den Erzbischof Siegfried von Mainz, einen erprobten Gegner der Simonie, dem Bischofe Karl die Consecration zu versagen, bis die streitige Angelegenheit in seinem Beisein sorgfältig untersucht und entschieden worden sei. Der konstanzer Klerus setzte seine Proteste energisch fort und mahnte, es dürfe nicht gegen die kanonischen Vorschriften ein der Simonie, ja des Diebstahls Angeklagter als ihr Bischof ordinirt werden (Lambertus, Ann. 1071). Mit solchen Verhandlungen verging ein großer Theil des J. 1070. Endlich beauftragte der Papst den Erzbischof Siegfried, die streitige Sache zu untersuchen und zur Entscheidung zu bringen. Er befahl zu diesem Zwecke, den Bischof Karl und dessen Ankläger vor eine in Mainz zu haltende Synode vorzuladen, wo die Angelegenheit genau untersucht werden sollte; könne Karl seine Schuldlosigkeit nicht erweisen, so solle ihm die Consecration definitiv verweigert werden (Bernold, Chron. 1071). Der Erzbischof berief deshalb für August 1071 eine Synode nach Mainz, obgleich Kaiser Heinrich ihm dagegen lebhafte Vorstellungen machte. Lambertus hebt hervor, Karl habe sich die Freundschaft des Kaisers erworben; er habe ihm wiederholt nützliche Dienste geleistet, und deshalb habe der Kaiser sich bemüht, den Bischof nicht fallen zu lassen. Außerdem liegt der Gedanke nahe, daß der Kaiser den Versuch machen mußte, sich innerhalb des deutschen Klerus Anhänger zu erhalten, auf die er sich im Kampfe gegen die Prätensionen des Papstthums stützen könnte. Als aber dennoch die Vorladung des Bischofs vor die Synode erfolgte, entschloß sich der Kaiser gegen Anfang des August ebenfalls nach Mainz zu gehen, um bei der Verhandlung anwesend zu sein und zu Gunsten Karl's seinen Einfluß geltend zu machen. Nach Lambertus, Ann. 1075, meinten damals manche, der Kaiser gebe seine Zustimmung in diesem wie in andern Processen wegen Simonie gegen seine Anhänger in der geheimen Absicht, dann auch auf denselben Grund hin einen seiner Hauptgegner, den Bischof von Worms, zum Falle bringen zu können.

Die Synode trat zusammen, um das Urtheil zu sprechen, nach Cod. Udalrici n. 123 „XVIII. Kal. Sept.“, also am 15. Aug., während Manfi (Concilia, XX, 10) irrthümlich den 18. Sept. angibt. Anwesend waren außer dem Kaiser und einem päpstlichen Legaten Bischöfe und Aebte aus mehrern Diöcesen (Ann. Laub., Weissenburg., Lamb. und Nota zu Mar. Scoti chron. 1071). Nachdem dann die konstanzer Gegner des Bischofs ihre Klagen angebracht hatten, mischte sich der Kaiser selbst in die Verhandlung, und indem er den Angeklagten möglichst zu rechtfertigen suchte, machte er den Klägern Vorwürfe über ihre Vermessenheit (impudentia bei Lambertus), daß sie gegen kaiserliche Auctorität die Klage aufrecht erhielten. Mit solchen Reden und Gegenreden verstrichen zwei Tage ohne Erfolg, und erst am 15. Aug. konnte der Beschluß der Absetzung Karl's erfolgen. Die betreffenden Concilsacten bei Hartzheim, Concilia Germ. III. 155—157 und Pertz, Ser. 5, S. 185—188. Karl selbst sowie der Kaiser mußten schließlich einsehen, daß die Mehrzahl der Anwesenden gegen den ersteren entschieden eingenommen war, und daher die weitere Vertheidigung aussichtslos bleiben mußte. In den meisten Quellen heißt es allerdings, Karl sei der Simonie angeklagt und überwiesen worden (accusatus et convictus est). Eine förmliche Absetzung Karl's bezeugen die Ann. Weissenburg. Die Concilsacten dagegen weisen aus, daß der Bischof selbst seiner Verurtheilung zuvorgekommen sei und die Insignien des Bisthums an den Kaiser zurückgegeben habe. Damit stimmen die Berichte bei Lambertus

*) In den Ann. August. 1070 heißt es: Karolus episcopus a rege constituitur, sed respuitur.

u. a. überein. Lambertus fügt dann noch hinzu, der Kaiser habe den gewesenen Bischof zu trösten gesucht und ihm Ersatz versprochen bei nächster Gelegenheit. — Karl begab sich darauf nach Magdeburg zurück und starb bereits am 27. Dec. desselben Jahres. In Betreff seiner Persönlichkeit führt Pregitzer (Suevia et Würtembergia sacra, p. 467) nach Bruschius an, Karl habe sich durch gute Statur und Bildung, Klugheit und angenehme Sitten ausgezeichnet. Vgl. noch Serarii Mogunt. rerum lib. V, p. 702; Floto, Kaiser Heinrich IV., I, 328 fg.; Stenzel, Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern, I, 274 fg. u. a. (*H. Brandes.*)

h) KARL, Erzbischof von Mainz 856—863, Karolinger, war jüngerer Sohn des Königs Pipin I. von Aquitanien, der von seinem Vater, Kaiser Ludwig dem Frommen im J. 814 eingesetzt, vor diesem im December 838 starb und außer Karl einen älteren Sohn, Pipin II., hinterließ. Unmündig, wie sie waren, wurden die Brüder bei der Thronfolge nicht berücksichtigt; der westfränkische König Karl der Kahle, ihr Oheim, der seinen gleichnamigen Neffen aus der Taufe gehoben hatte, nahm Aquitanien für sich in Anspruch und während Pipin II. sich trotzdem im Lande als König zu behaupten versuchte (843 fg.), lebte Karl eine Zeit lang (847) unter dem Schutze seines ältesten Oheims, des Kaisers Lothar I., bis er durch eine ihm nachtheilige Abwandlung in der Politik desselben zur Rückkehr nach Aquitanien veranlaßt wurde. Unterwegs gerieth er in die Gefangenschaft Karl's des Kahlen, wurde von diesem gezwungen, Kleriker zu werden (im Juni 849) und begann seine geistliche Laufbahn als Mönch im Kloster Korbie. Indessen nachdem er die Weihe eines Diacons empfangen hatte, entwich er im J. 854 von dort, um sich in den Schutz seines ostfränkischen Oheims, des Königs Ludwig des Deutschen, zu begeben. Bald stand er hoch in der Gunst desselben; als das Erzbisthum Mainz im Februar 856 durch den Tod des Rabanus Maurus erledigt wurde, übertrug der König diese vornehmste und wichtigste Prälatur des Reiches seinem Neffen, obwol in Mainz selbst viele Geistliche und Laien diesem abgeneigt waren. Als Erzbischof waltete Karl etwas über sieben Jahre und zwar in einer bewegten, an politischen und kirchlichen Kämpfen reichen Zeit, welche einem Kirchenfürsten von der Herkunft und Stellung Karl's Anlaß genug gab, nach vielen Seiten hin eine rege und bedeutende Thätigkeit zu entfalten. Aber keine Spur davon; die von ihm bekannten Regierungshandlungen haben fast nur locales Interesse, mit Ausnahme einer großen Synode, welche er am 1. Oct. 857 in Mainz hielt, die unter andern mit kirchenrechtlichen Fragen sich beschäftigte. Am 5. (4.?) Juni 863 starb Erzbischof Karl, noch in jugendlichem Alter, ruhmlos und nur merkwürdig als einer von den wenigen legitimen Nachkommen Karl's des Großen, welche hohe Kirchenämter verwaltet haben.

Vgl. E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches I, 128 u. a.; B. Simson, Jahrb. des fränkischen Reiches unter Ludwig dem Frommen II, 193; C. Will, Regesten zur Geschichte der mainzer Erzbischöfe (J. Fr. Böhmer, Regesta archiepiscopor. Moguntinensium), I. Band, S. XXV und S. 71 fg. (*E. Steindorff.*)

i) KARL (von Lothringen-Vaudémont), Cardinal von Vaudémont, Fürstbischof von Toul und Verdun. Zu Nomény am 20. April 1561 (nach andern am 2. April 1561 oder 1559) als dritter Sohn des Nikolaus von Vaudémont, Herzogs von Mercoeur, aus zweiter Ehe mit Johanna von Nemours aus dem Hause Savoyen geboren, empfing Karl eine gelehrte Bildung in Pont-à-Mousson, von wo aus er infolge der Vermählung seiner Stiefschwester Louise mit König Heinrich III. einen längeren Aufenthalt am französischen Hofe nahm. Er erwarb sich große Kenntnisse auf theologischem Gebiete, gab eine Reihe Thesen heraus und gewann solches Ansehen bei Gregor XIII., daß ihm dieser auf Empfehlung des Königs am 21. Febr. 1578 trotz seiner großen Jugend den Cardinalshut verlieh. Gelehrt und beredt, bescheiden und genügsam, hielt er sich an die politischen Grundsätze seiner lothringischen Verwandten, war aber weder so habgierig noch so ehrsüchtig wie sie und ihnen an Sittenstrenge weit überlegen. Der gefeierte mailänder Erzbischof, Sanct-Carlo Borromeo, stand mit ihm in Briefwechsel und ertheilte ihm manchen weisen Rath, den Karl als Hirt seiner Diöcese verwerthete (j. Balthassar Oltrocchi, De vita et rebus gestis Sancti Caroli Borromei etc. libri septem, Mailand 1751). Als Liguist legte Karl hohen Werth auf die Rathschläge des parteiischen Cardinals Pellevé und vier Jesuiten hielten ihn in voller Abhängigkeit, während er sich bestrebte, Borromeo gleich zu werden. Nur mit Mühe ließ sich der Papst durch Heinrich III. und den Herzog von Lothringen bestimmen, seine Wahl zum Bischof von Toul (Februar 1580) am 9. März 1580 durch die Präconisation gutzuheißen; es wurde Karl gestattet, trotz seiner Jugend die Weihen zu nehmen. Außerdem besaß Karl die Abteien Moyenmoutier und Mureaux, vermied aber allen Aufwand in seinem Haushalte, lebte klösterlich einfach, behielt kaum ein Drittel seiner Einkünfte für sich, verwendete sie größtentheils zur Erhaltung und Aufbesserung der Kirchengüter und Kirchen und zur Armenpflege, vertheilte das Kirchengut gewissenhaft, visitirte seine Sprengel mit peinlicher Sorgfalt, überwachte die Kirchenzucht, für die er auf mehrern Synoden die nöthigen Regeln festsetzen ließ, suchte die Geistlichen zu gottgefälligem Wandel zu erziehen, predigte oft selbst und durfte als ein Muster an Frömmigkeit gelten. Im Jahre 1584 gab er sich vergebliche Mühe, die Domherren zur Annahme der Tridentiner Beschlüsse in dem Bisthume zu bewegen, sie widersetzten sich energisch diesem Ansinnen. Im August 1583 veranstaltete er eine Pilgerfahrt des Domkapitels und der Bürgerschaft von Toul nach der Kirche zu Saint Nicolas du Port, um durch Anrufung des heiligen Nikolaus Europas Befreiung von allem Elend zu erwirken, hielt ergreifende Ansprachen und kehrte mit zahlreichem Gefolge von Adeligen nach Toul zurück. Im Jahre 1580 erschien in Paris ein Buch seines Archidiacons François de Rosières „Stemmatum Lotharingiae ac Barri Ducum tomi septem" mit erschöpfe-

nem königlichen Privileg; in ihm waren die valesischen Könige herabgesetzt und auf Kosten der historischen Wahrheit dem Hause Lothringen das Näherrecht auf den französischen Thron zugesprochen. Im Januar 1583 wurde Rosières von königlichen Commissairen über Stellen seines Buchs verhört, berief sich umsonst auf seinen geistlichen Charakter, um sich weltlicher Gerichtsbarkeit zu entziehen, kam als Gefangener in die Bastille, wurde am 26. April 1583 vor den königlichen Staatsrath geführt, und auf Verwenden der Königin-Mutter Katharina stand man von der Todesstrafe für ihn ab, da er bereute und widerrief. Das Buch wurde verdammt, Rosières freigegeben. Auf Karl's Gerichtsbarkeit über ihn war keinerlei Rücksicht genommen worden (s. René de Bouillé, Histoire des Ducs de Guise, Bd. III., Paris 1850). Karl's Beziehungen zur Ligue veranlaßten ihn zu häufiger Anwesenheit in Paris, wo er auch im Staatsrathe saß und von Heinrich III. zum Commandeur des Heiligen Geistordens ernannt wurde. Am 4. März 1585 wurde Karl Fürstbischof von Verdun und wollte Toul seinem Stiefbruder Anton abtreten, der Papst aber bestimmte ihn, die alte Diöcese neben der neuen zu behalten; Karl reiste nach Rom und Sixtus V. bestätigte ihn, nahm ihn auch unter die Cardinalpriester auf. Der Stadtrath von Verdun huldigte ihm erst, nachdem er versprochen, die Investitur sofort bei dem Kaiser zu erbitten und bei ihm die Huldigung zu verantworten. Eine pariser Reise zog dem Cardinal ein hitziges Fieber zu, dem er in Toul schon am 29. Oct. 1587 erlag. Er ruht in der Fürstengruft der Franziskaner-Kirche zu Nancy.

Vgl. Calmet, Histoire ecclésiastique et civile de Lorraine (Bd. III.); Benoit, Histoire ecclésiastique de Toul; Histoire ecclésiastique et civile de Verdun; Digot, Histoire de Lorraine (2. Aufl., Bd. IV., Nancy 1880). *(Arthur Kleinschmidt.)*

k) KARL (von Lothringen), Fürstbischof von Verdun, dann Jesuit. Als ältester Sohn des Grafen Heinrich I. von Chaligny aus dem Hause Vaudémont und der Claudia, Erbin von Mouy, am 18. Juli 1592 auf Schloß Coeurs geboren, erbte Karl 1601 durch des Vaters Tod die kleine Grafschaft Chaligny in Lothringen unter Vormundschaft seiner Mutter und seines Oheims, des Fürstbischofs Erich von Verdun, empfing eine weltliche Erziehung, liebte außer den Waffen leidenschaftlich das Vergnügen, studirte mit größtem Interesse die Geschichte seiner ehrgeizigen Familie und versprach, ein hervorragender Weltmann zu werden; zum Geistlichen schien ihm jede Anlage versagt. Da faßte sein Oheim Erich den Entschluß, abzudanken und unter die Kapuziner zu gehen, Karl aber seine geistlichen Würden zuzuwenden; es kostete Karl große Ueberwindung, auf Erich's Anerbieten Ja zu sagen, und Papst Paul V. mit seinen Cardinälen trug, als sich der König von Frankreich für ihn verwandte, Bedenken, für seine Wahl zum Bischof zu wirken. Kluge Ordensgeistliche riethen Karl, das Bisthum Verdun anzunehmen, Paul V. gab seine Zustimmung und Karl begann in Pont-à-Mousson aufs eifrigste Theologie zu studiren, während sein Bevollmächtigter am 30. März 1611 für ihn vom Bisthume Besitz ergriff.

Zwar wurde Karl kein gelehrter Prälat, aber einer der gewissenhaftesten. Bald bereitete es ihm die höchste Freude, sein geistliches Amt auszuüben, seine Diöcese zu visitiren, die Sakramente zu verwalten, Almosen auszutheilen; er liebte die Proselytenmacherei und führte gern Ketzer in die katholische Kirche zurück; mit milder und überzeugender Beredsamkeit ausgerüstet, predigte er voll Inbrunst, oft selbst zu Thränen gerührt; um nichts zu verabsäumen, was zur Belehrung und Besserung seiner Heerde dienen konnte, erklärte er manchmal selbst den Kindern den Katechismus. Anfänglich gab sein Lebenswandel noch manches Aergerniß, bis das Fleisch ertödtet war und Asketen ihn zum Schwärmer für ein gottgeweihtes Leben machten. Mit unerschütterlicher Beharrlichkeit vertheidigte er Besitz und Rechte seines Bisthums, die durch Erich ungeheure Schmälerung erlitten hatten, gegen die Uebergriffe Frankreichs, machte aus diesem Grunde mehrmals die Reise nach Paris, um die Gerichtsbarkeit des Bisthums zu retten, wollte die höchste Instanz in Streitfragen nach altem Herkommen dem Reichskammergerichte in Speier erhalten und gebot im Mai 1611 seinen Stiftsbeamten, sich in allen Stücken den Eingriffen des metzer Gerichtspräsidenten zu widersetzen; vielleicht bewarb er sich auch um kaiserlichen Beistand, wie ihm vorgeworfen wurde. Die französische Regierung erließ scharfe Befehle zum Vollzug ihrer Verordnungen und drohte Karl bei längerem Widerstande mit dem Verluste aller weltlichen Rechte. Karl's ganzes Ankämpfen gegen die Uebergriffe des Königs blieb erfolglos, er verlor den Rest der bischöflichen Gerechtsame, so eifrig er auch stritt. Seit 1616 war Karl ganz in den Händen der Jesuiten, die sein weiches und lenkbares Gemüth trefflich zu bearbeiten wußten; 1617 ließ er sich die Priesterweihe geben, verfiel in volle Schwärmerei, verachtete alle Genüsse der Welt, mied, soviel irgend möglich, den lothringischen Hof, versäumte keinen Gottesdienst und lebte nur jesuitischer Frömmigkeit. Von der Verderbtheit der Höfe überzeugt, schrieb er einen im Manuscripte hinterbliebenen „Traité sur la grandeur des devoirs des princes et des dangers auxquels leur condition les expose", der seiner Familie wenig gefiel. Allmählich ergriff ihn Ekel an seinem bischöflichen Amte; er wünschte, der glänzenden Stellung ledig zu werden und in bescheidener Dienstbarkeit Gott zu leben, und so sehr ihm auch seine Mutter abrieth, ließ er sich nicht umstimmen. Er verzichtete auf seine Grafschaft Chaligny zu Gunsten seines Bruders, des Marquis Heinrich von Mouy, und auf das Bisthum Verdun zu Gunsten seines jüngsten Bruders Franz, wozu Papst Gregor XV. am 22. April 1622 seine Erlaubniß gab, reiste nach Rom und trat als Novize bei den Jesuiten daselbst ein. Seine Mutter bewunderte seinen anfangs verurtheilten Entschluß derart, daß sie 1623 in das von ihr gestiftete Augustinerkloster zu Charleville ging, wo sie unter Büßungen am 3. Nov. 1627 starb.

Rasch ging die Novizenzeit vorüber und „Pater

Karl von Lothringen" gehörte dauernd dem Orden Jesu an. Der Ordensgeneral sandte ihn als Vorsteher des Professhauses nach Bordeaux, und hier erwarb er sich bald solches Vertrauen bei den Vätern des Ordens, daß sie ihn in ihren Angelegenheiten nach Rom sandten. Der Herzog von Lothringen, sein Vetter, empfahl den frommen Mann dem Papste zum Cardinalat, Gregor XV. war gern bereit; Karl aber war in den Orden getreten, um äußerm Glanze zu entsagen, und lehnte darum entschieden den rothen Hut ab. Nach Bordeaux zurückgekehrt, wollte er die Pestkranken pflegen, aber seine Vorgesetzten duldeten es nicht und versetzten ihn als Provinzial nach Toulouse. Hier konnte er die Luft nicht vertragen, ging aber nicht auf den Vorschlag des Generals ein, den Ort zu wechseln; er sah in der Gefährdung seines Lebens eine göttliche Fügung und starb mit großer Ergebung am 28. April 1631 in Toulouse, wo er ruht; sein Herz wurde in Verdun beigesetzt. Ein von ihm in italienischer Sprache hinterlassenes ascetisches Werk gab der Jesuit Franz Baltus in Uebersetzung 1720 in Dijon als „Réflexions spirituelles et sentimentis de piété du Père Charles de Lorraine" heraus.

Vgl. Père Nicolas de Condé, Vie du Père Charles de Lorraine (Paris 1652); Père Ignace de Lauxbrussel, La vie du Très-Révérend Père Charles de Lorraine, de la compagnie de Jésus (Nancy 1733); Calmet, Histoire ecclésiastique et civile de Lorraine (Bd. III); Digot, Histoire de Lorraine (2. Aufl., Bd. V., Nancy 1880). *(Arthur Kleinschmidt).*

1) KARL (Joseph), Erzherzog von Oesterreich, Fürstbischof von Passau (geb. 7. Aug. 1649 zu Wien, gest. 27. Jan. 1664), war der Sohn des Kaisers Ferdinand III. aus dessen zweiter Ehe mit Maria Leopoldine, Tochter des Erzherzogs Leopold von Tirol. Im Alter von 13 Jahren am 14. Mai 1662 wurde er Coadjutor seines Oheims, des Erzherzogs Leopold Wilhelm und im Herbste desselben Jahres nach dem am 20. Nov. erfolgten Tode desselben Großdeutschmeister und Fürstbischof von Passau und 1663 auch von Olmütz und Breslau. In Passau führte das Vicariat der Domdechant Hector Schad. Er besuchte vorübergehend Passau, starb aber noch, bevor er das Amt der Kirchenverwaltung selbst übernommen hatte, als fünfzehnjähriger Jüngling am 27. Jan. 1664. Sein Leichnam wurde auf der Donau nach Wien gebracht und dort in der kaiserlichen Familiengruft bei den Kapuzinern beigesetzt.

Literatur: Hansiz, Germania sacra, I, 755; Buchinger, Geschichte von Passau, II, 393.
(H. M. Richter.)

KARLBURG (ungar. Oroszvár), ein größtentheils von Deutschen bewohnter Marktflecken im ungarischen Comitat Wieselburg, liegt unweit von Preßburg an einem Nebenarme der Donau, in ammuthiger und fruchtbarer Gegend, mit 1780 Einwohnern. Die größte Zierde des Ortes ist das sehr schöne Castell des Grafen Zichy mit großem Parke und Gewächshäusern.
(J. Hunfalvy.)

KARLSBAD, einer der bekanntesten Curorte der Welt, liegt im nordwestlichen Böhmen am Einflusse der Tepel in die Eger, unter 50° 13′ 22″ nördlicher Breite, 30° 33′ 5″ östlicher Länge (Ferro), 374,45 Met. über der Meeresfläche. In der romantischen, von bewaldeten Anhöhen eingeschlossenen Thalschlucht der Tepel ziehen sich die Häuserreihen des berühmten Weltbades an beiden Ufern des Flüßchens in der Hauptrichtung von Nordwest nach Südost und suchen rechts und links die steilen Höhen hinaufzuklimmen. Die sich alljährlich vergrößernde Stadt zählt über 900 für die Fremdenaufnahme gut eingerichteter Wohngebäude und vorzügliche Hotels. Die katholische, von den Kreuzherren mit dem rothen Stern besorgte Dekanatkirche wurde nach den Plänen Dienzenhofer's 1732—1736 erbaut. Ueberdies wird selbständiger Gottesdienst abgehalten in einer protestantischen (erbaut 1856), einer englischen (erbaut 1876), einer griechischen (erbaut 1866) Kirche und in der prächtigen 1877 vollendeten jüdischen Synagoge. An sonstigen monumentalen Bauwerken wurden in neuerer Zeit auf Communalkosten hergestellt: das schöne Curhaus mit Speise- und Concertsälen, Lesezimmern, Bibliothek, Museum und Bädern (vollendet 1867), die imposante Mühlbrunncolonnade mit der Mühlbrunnhalle nach Plänen Zitek's, ein antiker Säulenbau (1871—1874), die prächtige, geräumige, in Eisenconstruction aufgeführte Sprudelcolonnade (1878, 1879), das Stadtparkrestaurant in dem neu angelegten Stadtparke (1881), das Meerbadehaus (1880), das Sprudelsalzsudhaus (1880) und der Schlachthof (1878). Für den öffentlichen Unterricht bestehen eine zehnklassige Volksschule und eine sechsklassige Bürgerschule. Daneben existiren Privatunternehmungen für den Unterricht in der Musik und den neueren Sprachen. An Hospitälern besitzt die Stadt das Heiligengeistspital (1531 gegründet), das allgemeine Krankenhaus (seit 1777), das israelitische Spital (1847), das Fremdenhospital (1865), das Siechenhaus und das städtische Militärbadehaus (1870—1880). An kaiserlichen Aemtern befinden sich in der Stadt die Bezirkshauptmannschaft, das Bezirksgericht, Hauptzollamt, Post, Telegraphenämter u. a. Karlsbad ist Station der Buschtiehrader Eisenbahn (Böhmische Nordwestbahn) und hat während der Badesaison directe Verbindungen nach allen größeren Städten (Berlin 11 Stunden, Hamburg 21 St., Leipzig 8 St., Lemberg 30 St., München 8 St., Paris 30 St., Wien 13 St.). Für das Vergnügen sorgen namentlich ein gutes Theater (1883 im Neubau begriffen), vorzügliche Brunnen- und Concertmusik. Geradezu musterhaft sind die Promenadewege, welche durch die städtischen Waldungen nach den schönsten Punkten in einer Gesammtlänge von 7 Meilen führen und allenthalben mit Ruheplätzen versehen sind.

Die stabile Bewohnerschaft Karlsbads beziffert sich nach der Zählung vom 31. Dec. 1880 auf 10,579 (4782 männliche, 5797 weibliche) gegen 7276 im J. 1869, 4805 im J. 1858. Im J. 1742 hatte Karlsbad nur 972 Seelen. Die Bevölkerung ist deutsch und spricht einen dem Egerländischen (Ostfränkischen) ähnlichen Dialekt. Die Bewirthung der Badegäste ist ihr eigentlicher

Hauptnahrungszweig. Nennenswerth erscheint unter den Gewerben die Verarbeitung des Sprudelsteins zu selbständigen Gegenständen und zu Verzierungen, die Nadlerei, Kunsttischlerei, Kunstgärtnerei und Schuhwaarenerzeugung. Weltberühmt sind die karlsbader Kaffeewirthschaften ob ihres vorzüglichen Getränkes und das karlsbader Gebäck (karlsbader Oblaten).

Die karlsbader Heilquellen stehen unter den alkalisch-salinischen Mineralquellen obenan. Das schwefelsaure Natron, kohlensaure Natron, Chlornatrium und die hohe Temperatur werden als Hauptfactoren der therapeutischen Wirkungen bezeichnet. Die vornehmste Quelle ist der Sprudel (Springer), dessen 73,₇° C. heißes Wasser stoßweise in Mannsdicke meterhoch emporspringt und ein interessantes Naturschauspiel bietet. Mehrere Nebenquellen des Sprudels entspringen im Flußbette der Tepel, die offenbar von dem Wärmegrade der Quellen ihren Namen erhalten hat (teplý slawisch = warm). Aus den Ablagerungen des Sprudelwassers bildet sich die Sprudelschale (Sprudelstein, Erbsenstein), die zumeist aus kohlensaurem Kalk besteht. Nach den neuesten Analysen (von Professor Dr. Ernst Ludwig in Wien ausgeführt im J. 1879) ist das specifische Gewicht des Sprudelwassers 1,₀₀₅₃ und kommen auf 10,000 Gramm Wasser folgende mineralische Bestandtheile: kohlensaures Eisenoxydul 0,₀₀₀₆; kohlensaures Manganoxydul 0,₀₀₂; kohlensaures Magnesium 1,₀₆₅; kohlensaures Calcium 3,₂₁₄; kohlensaures Strontium 0,₀₀₄; kohlensaures Lithium 0,₀₂₃; kohlensaures Natrium 12,₉₈₀; schwefelsaures Natrium 24,₀₅₃; schwefelsaures Kalium 1,₈₀₂; Chlornatrium 10,₄₁₈; Fluornatrium 0,₀₅₁; borsaures Natrium 0,₀₄₀; phosphorsaures Calcium 0,₀₀₇; Aluminiumoxyd 0,₀₀₄; Kieselsäure 0,₇₁₅; Kohlensäure halbgebunden 7,₇₆₁; Kohlensäure frei 1,₈₉₄; und Spuren von Cäsium, Rubidium, Brom, Jod, Arsen, Antimon, Zink, Thallium, Selen und Ameisensäure. Die übrigen im Gebrauche stehenden Quellen differiren in Bezug auf die chemische Zusammensetzung nur wenig vom Sprudel, wesentlich aber in Bezug auf die Temperatur. Es haben: der Sprudel 73,₈° C.; der Neubrunnen 63,₄°; der Theresienbrunnen 61°; die Felsenquelle 60,₉°; der Mühlbrunnen 57,₇°; der Schloßbrunnen 56,₉°; der Marktbrunnen 50°; der Kaiserbrunnen 49,₇°; die Elisabethquelle 42°. Das Wasser aller Quellen ist klar und farblos, ohne charakteristischen Geruch, von schwach salzigem Geschmack, der oft mit dem einer leichten Hühnersuppe verglichen wurde. Früher wurden die Thermen nur zum Baden benutzt, neuestens wird die Trinkcur vorgezogen und werden Bäder allerdings daneben gebraucht. Die Saison dauert officiell vom 1. Mai bis 1. Oct., doch kann die Cur zu jeder Jahreszeit gebraucht werden, und man findet auch zur Winterszeit Badegäste in Karlsbad. In der Hochsaison entwickelt sich im Curorte ein großstädtisches Leben, da aus allen Welttheilen Heilungsuchende herbeiströmen. Im J. 1756 kamen 137 Parteien zu Curzwecken nach Karlsbad, im J. 1795, seit welcher Zeit gedruckte Curlisten erscheinen, werden 638 Parteien nachgewiesen. Funfzig Jahre darauf, im J. 1845, hat sich der Besuch auf 3245 Parteien gehoben. Seitdem steigt die Frequenz in rapider Weise. Im J. 1860 zählte man 6366, 1870 — 9729, 1876 — 15,411 Parteien mit 20,701 Personen, 1880 — 19,502 Parteien mit 26,450 Personen und 1881 (obwol des Wetters wegen ungünstig) 19,692 Parteien mit 26,614 Personen. Von der langen Reihe berühmter Namen unter den Curgästen führen wir eine kleine Auswahl an: König Friedrich Wilhelm I. von Preußen (1708), Peter der Große (1711 und 1712), König August I. von Polen (1712), Kaiser Karl VI. (1732), König Friedrich I. von Preußen (1732), Kaiser Joseph II. (1766), König Friedrich Wilhelm III. (1816, 1817, 1818), König Otto von Griechenland (1856, 1864, 1865), Kaiser Wilhelm von Deutschland (1864, 1865), König Johann von Sachsen (1866), Friedrich Wilhelm Kronprinz von Deutschland (1870), Philippine Welser (1571), Albrecht von Wallenstein (1630), Sebastian Bach (1720), Prinz Eugen (1732), Gellert und Laudon (1763), Goethe (13 mal von 1785—1823), Schiller (1791), Fichte (1792), Schelling (1792 und öfter), Theodor Körner (1811 und 1812), Beethoven (1812), Fürst Karl Schwarzenberg (1817 und öfter), Blücher (1817), Bismarck (1864) u. s. w.

Seit dem J. 1844 begann die Versendung der karlsbader Mineralwässer zum häuslichen Gebrauch, und diese hat im Verlaufe der Zeit einen außerordentlichen Aufschwung genommen. Bis zum J. 1849 war sie gegen einen jährlichen Zins von 500 Fl. in Pacht gegeben. Im genannten Jahre übernahm die Gemeinde das Geschäft in eigene Regie, und 1853 wurden bereits 106,529 Krüge versendet. Seit 1857 wurde die Versendung wieder verpachtet und zwar zuerst gegen einen Zins von 6050 Fl., seit 1867 an Mattoni für 14,000 Fl. Im J. 1876 übernahm die Firma Schottländer aus Breslau den Pacht auf 10 Jahre gegen einen jährlichen Zins von 70,000 Fl. Im J. 1870 wurden 635,000 Flaschen in den Handel gebracht, das Ergebniß von 1880 wird auf 1,800,000 Flaschen geschätzt. Die Bereitung und der Verkauf der Sprudelseife und des Sprudelsalzes wird in städtischer Regie betrieben und wurden 1878 nicht weniger als 68,000 Pfund Sprudelsalz verkauft.

Nach den gemachten Erfahrungen und den Lehren der Wissenschaft ist der Gebrauch der karlsbader Thermen bei folgenden Krankheiten indicirt 1) des Magens: chronischer Magenkatarrh, Kardialgie, Magengeschwür, Dyspepsie, Magenerweiterung; 2) des Darmes: chronischer Katarrh, chronische Diarrhöe, habituelle Stuhlverstopfung, Duodenalgeschwür, Hämorrhoiden; 3) der Milz: chronische Hyperämie, Milztumoren; 4) der Leber: Hyperämie derselben, Fettleber, die heilbaren Formen der Gelbsucht, Hypertrophie, beginnende Speckleber, Gallensteine; 5) der Nieren und Harnorgane: chronischer Katarrh derselben, Nieren- und Harnsand, Nieren- und Blasensteine, Albuminurie; 6) der Prostata: chronische Hyperämie, Hypertrophie; 7) chronischer Katarrh der Gebärmutter, chronischer Uterus-Infarct; 8) Gicht, Skrophulose, Asthma; 9) Fettleibigkeit, Unterleibsplethora; 10) Diabetes mellitus; 11) im allgemeinen bei allen

jenen Krankheiten, welche als Folge von Blutstockungen im Unterleibe auftreten. — Die karlsbader Wässer wirken schmerz- und krampfstillend, sie vermehren die Alkalescenz des Blutes und sind daher säuretilgend; sie regen die Secretionen an und üben Einfluß auf die Absorption der Fettgebilde. Im J. 1881 practicirten in Karlsbad 41 Brunnen- und Badeärzte und 5 Wundärzte.

Ueber die Entstehung der karlsbader Quellen belehrt uns eine reiche geologische Literatur. Die Thalspalte der Tepel ist vulkanischer Natur, worauf schon die Basaltkegel des benachbarten duppauer Gebirges hinweisen. Sie scheidet zweierlei Granit voneinander, den grobkörnigen (Hirschensprunggranit) und den feinkörnigen (Kreuzberggranit). Zwischen beiden, auf beiden Seiten der Tepel liegend, nimmt Hochstetter eine dritte Varietät des Granits an, welche er den „karlsbader" Granit nennt. Die drei Hauptgranitarten bei Karlsbad, welche größere Gebirgstheile zusammensetzen, sind gleichen Alters. Die karlsbader Quellen entstehen nun wie alle andern Quellen durch das Wiederaufsteigen der ins Innere der Erdrinde (hier durch Basaltspalten) gedrungenen atmosphärischen Niederschläge. Die mineralischen Bestandtheile der Thermen erklären sich durch die Zersetzung und Auslaugung des Granits, die hohe Temperatur ist nach den Geologen durch die natürliche Erdwärme bedingt. Einige Chemiker behaupten allerdings, daß schon durch den chemischen Zersetzungsproceß des Granits eine erhöhtere Temperatur erzeugt werde. Nach Hochstetter sind die karlsbader Quellen „aufsteigende Quellen", und nach seiner Berechnung müßte der Sprudel mindestens aus einer Tiefe von 6785 Fuß kommen. Das stoßweise Hervorbrechen des letztern wird durch die in den Kanälen der Sprudelschale frei werdende Kohlensäure hervorgerufen, welche sich fortwährend sammelt und entleert und periodisch die Wassersäule mit emporreißt. Nach dem genannten Gelehrten ist das geologische Alter der karlsbader Quellen an das Ende der Braunkohlenperiode nach der Basalteruption zu setzen.

Infolge der großen Calamität, welche die teplitzer Quellen getroffen, ersuchte der karlsbader Stadtrath am 3. Juni 1879 die Behörden um geeignete Verfügungen zum Schutze der karlsbader Thermen. Die prager Berghauptmannschaft stellte in Gewährung dieser Bitte mit Erlaß vom 28. Jan. 1881 zwei Schutzgebiete für die karlsbader Thermen auf; ein engeres, innerhalb dessen jeder Schurf- und Bergwerksbetrieb für unzulässig erklärt wird, und ein weiteres, in dessen Grenzen der Bergbau nur unter gewissen Cautelen zu gestatten ist. Das engere Schutzgebiet umfaßt die Katastralgemeinden Karlsbad, Funkenstein, Espenthor, Pirkenhammer und den südlich vom Egerflusse gelegenen Theil der Katastralgemeinde Drahowitz. Die Grenzen des weiteren Schutzgebietes erstrecken sich auf den ganzen Gerichtsbezirk Karlsbad (ausgenommen die Gemeinden Rodisfort, Lappersdorf, Unter- und Oberlomitz, Ranzengrün, Zwetbau, Altdorf und Mühldorf) und vom Gerichtsbezirk Elbogen auf die Gemeinden Imligau und Neurohlau.

Geschichte. Für ackerbautreibende Ansiedler hat die enge Thalschlucht der Tepel mit den steilen felsigen Seitenwänden keine besondere Anziehungskraft. Karlsbad erscheint als individuelle Ortschaft erst im 14. Jahrhundert nachweisbar. Es verdankt seine Gründung wie sein späteres Aufblühen offenbar nur der zunehmenden Erkenntniß von der Wichtigkeit der Heilkraft seiner Thermen. Diese selbst dürften viel früher wol schon den ersten Ansiedlern im zettlitzer Gau bekannt gewesen sein, worauf wenigstens der Name des Flüßchens Tepel (teplý, „heiß"), der urkundlich im 12. Jahrhundert nachgewiesen werden kann, hindeutet. Der zettlitzer Gau dehnte sich zwischen dem Erzgebirge im Norden und dem karlsbader Gebirge im Süden aus und fand seine Begrenzung im Westen in den kulmer Anhöhen, der Scheidelinie gegen das damals noch nicht zu Böhmen gehörende Egerländchen. Zettlitz am linken Ufer der Eger, eine Stunde von Karlsbad entfernt, erscheint im 12. Jahrhundert als Vorort des ursprünglich von Slawen besiedelten Gaues. Im J. 1234 eximirt König Wenzel I. die Güter des Klosters Doxan im zettlitzer Gau von der königlichen Gewalt; und im selben Jahre tritt urkundlich zum ersten mal der Name der Burg Loket auf, dessen deutsche Form „Elbogen" seit 1239 die gangbare wird. Um diese Zeit beginnt bereits der Germanisirungsproceß des Gaues, welcher durch König Ottokar II. in der Mitte des 13. Jahrhunderts systematisch betrieben wird. Elbogen als königliche Burg tritt an die Stelle von Zettlitz als Vorort des nunmehr richtiger bezeichneten elbogener Grenzbezirks. Auf den königlichen Gütern wie auf denen der doxaner Nonnen und der Prämonstratenser von Tepel werden deutsche Dörfer gegründet, und am Fuße der elbogener Burg entwickelt sich ein städtisches Gemeinwesen. Zur elbogener Burg gehörten die an der Eger sich bis zur Tepelmündung erstreckenden Waldungen, die im 14. Jahrhundert unter dem Namen „Burkheg" vorkommen und in welchen die Jagd ausdrücklich dem elbogener Burggrafen vorbehalten wurde. Die in dieser Zeit in der unmittelbaren Nähe der heißen Quellen auftauchenden Ortsnamen „Thiergarten" und „Espenthor" sind in Beziehung mit dem Burkheg zu bringen und müssen als Niederlassungen elbogener Burgfassen angesehen werden. Zum J. 1325 tritt nun eine positive Nachricht über das Warmbad, wie wol schon damals die deutschen Ansiedler den Quellenbezirk genannt haben mögen, auf. Es haben sich zwei Urkundenverzeichnisse der Privilegien des Curorts erhalten, das eine vom J. 1589 angefertigt in Eger, das andere in Elbogen im J. 1620 ausgestellt. In dem egerer Verzeichniß heißt es „Privilegium König Johannis über den Thiergarten und Purckhig sub anno 1325", im elbogener „König Johanns breve testatum und Lehnbrief über den Thiergarten sub anno 1325". Die Urkunde ist verloren gegangen und über ihren Inhalt halten wir den bisherigen Deutungen gegenüber nur vorsichtige Vermuthungen für zulässig. Immerhin mag man die Organisation einer Ortschaft im Bezirke der Quellen mit dem J. 1325 in Zusammenhang bringen. Auch die Nachricht des K. Brusch von der Gründung eines Schlößchens durch Karl IV. im J. 1358 auf dem steilen

„Marktfelsen" ist nicht verbürgt, und erst mit dem J. 1370 stehen wir auf festem urkundlichen Boden. In diesem Jahre am 14. Aug. verleiht Karl IV. dem Orte, den er Karlsbad nennt, städtische Gerechtsame in demselben Umfange, wie sie Elbogen bereits besaß. Karl selbst hielt sich nachweisbar im J. 1370 vom 16. bis 18. Oct. und im J. 1376 vom 4. bis 10. Jan. in der Stadt auf. Was von der Auffindung des Bades durch den Kaiser, von seiner Badecur daselbst und sonst noch erzählt wird, gehört vorläufig in das Bereich der Sage. Karlsbad theilte lange Zeit hindurch in politischer Beziehung das Schicksal Elbogens. Zugleich mit dieser Stadt wurde es 1438 von König Sigmund an das mächtige Grafengeschlecht der Schlicke verpfändet. Diese versuchten in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ihren Pfandbesitz in einen erbeigenthümlichen umzuwandeln und gerieth deswegen mit den ihre Autonomie vertheidigenden Bürgern von Elbogen und Karlsbad in den heftigsten Conflict. Derselbe wurde 1506 beendigt mit der Anerkennung der Privilegien der beiden Städte. Doch blieben diese bis zum J. 1547 in der Pfandschaft der Schlicke. Unter Max II. (1567), Rudolf (1577) und Matthias (1617) finden wir Karlsbad wiederum verpfändet, bis es mit Beginn des 18. Jahrhunderts als königliche freie Stadt bezeichnet und behandelt wird. Im J. 1554 nahmen die Karlsbader den Protestantismus an und blieben dieser Confession ergeben bis zu den Zeiten der Gegenreformation. Im J. 1624 wanderten viele karlsbader Familien, welche zum Katholicismus nicht zurückkehren wollten, nach dem sächsischen Johann Georgenstadt aus. Seit dem 16. Jahrhundert, in welchem Karlsbad noch als kleines Städtchen erscheint, erfüllen die Geschichte der Stadt die Curverhältnisse. Noch gilt die Badestadt theilweise auch als Belustigungsort. Als souveränes Heilbad mit vorwiegend ernstem Charakter entwickelt es sich erst im 19. Jahrhundert zu ungeahntem Aufschwung, an welchem besonders die gegenwärtige Stadtvertretung ihren verdienstlichen Antheil hat (siehe die Badefrequenz oben). Als wiederkehrende Calamitäten, die Karlsbad heimsuchten, sind nebst den Feuersbrünsten (1604, 1759, 1787, 1818) die gefährlichen Ueberschwemmungen der Tepel (1582, 1636, 1735, 1784, 1806, 1821, 1867, 1870, 1872, 1876) und die gefürchteten Ausbrüche des Sprudels an unvorhergesehener Stelle (1617, 1620, 1713, 1727, 1749, 1766, 1774, 1788, 1799, 1809, 1824, 1832, 1834, 1835, 1838, 1845, 1855, 1856, 1878) zu erwähnen. (*L. Schlesinger.*)

KARLSBADER BESCHLÜSSE waren das Resultat der im Sommer 1819 auf dem zu Karlsbad abgehaltenen deutschen Ministercongresse (Karlsbader Conferenzen) gepflogenen Berathungen. Fürst Metternich sah den österreichischen Absolutismus und die österreichische Herrschaft über das übrige Deutschland gefährdet durch den Einfluß der repräsentativen Verfassungen der drei süddeutschen Staaten und Sachsen-Weimars, durch den oppositionellen Geist der Presse und durch die seit 1816 auf den deutschen Universitäten gegründete Burschenschaft und deren politische Bestrebungen. Der Freiheitsgeist jener Zeit sollte dadurch zurückgedämmt werden, daß die Competenz der Landstände, die Redefreiheit der Abgeordneten, die Oeffentlichkeit der Debatten und das Recht der freien Veröffentlichung der Landtagsverhandlungen beschränkt, daß die Preßfreiheit in allen Bundesstaaten abgeschafft und die Censur eingeführt, daß die Universitäten, und zwar Lehrer wie Studenten, unter streng staatliche Aufsicht gestellt, daß die Gesetzgebung der Einzelstaaten von der Bundesgesetzgebung abhängig gemacht, daß zur Untersuchung der revolutionären Umtriebe und zur Ausführung der gegen dieselben gerichteten Bundesbeschlüsse je eine besondere Commission eingesetzt würde. Zu diesem Zwecke lud Metternich, nachdem er sich mit Preußen verständigt hatte, die Bevollmächtigten der acht größeren deutschen Staaten nach Karlsbad zu geheimen Conferenzen ein. Der Bundestag, obgleich das einzige verfassungsmäßige Organ des Bundes, wurde absichtlich umgangen, weil der dortige Geist damals infolge des selbständigen Auftretens der Vertreter von Würtemberg, Baiern, Kurhessen und Hessen-Darmstadt für zu liberal galt und der Geschäftsgang der dortigen Verhandlungen ein schwerfälliger war. Was aber die zehn größeren Staaten in Karlsbad einmüthig beschlossen hatten, das konnte, glaubte Metternich zuversichtlich, in Frankfurt leicht durchgesetzt werden. Die Feier des Wartburgfestes am 18. Oct. 1817, die Ermordung des russischen Staatsraths Kotzebue durch Karl Ludwig Sand von Wunsiedel und das Attentat des Apothekers Löhning in Schwalbach auf den nassauischen Regierungspräsidenten von Ibell stimmten die Regierungen willfährig für die Pläne Metternich's. Die Conferenzen wurden am 6. Aug. 1819 eröffnet. Metternich führte den Vorsitz und der österreichische Hofrath von Gentz das Protokoll. Preußen war vertreten durch den Minister des Auswärtigen, Grafen von Bernstorff, welcher sich von Metternich ganz einnehmen und leiten ließ. Letzterer legte der Conferenz die fertigen Entwürfe vor, gegen welche nur die Vertreter Baierns und Würtembergs, soweit die dort eingeführten Verfassungen dadurch gar zu sehr beeinträchtigt wurden, einigen Widerspruch erhoben, ohne damit bedeutenden Erfolg zu erzielen. Die Beschlüsse dieser Conferenz, welche bis zum 31. Aug. tagte, fielen so reactionär als möglich aus. Hinsichtlich der Verfassungen wurde als eins der ersten und dringendsten Geschäfte bezeichnet, „zu einer gründlichen, auf alle Bundesstaaten anwendbaren, nicht von allgemeinen Theorien oder fremden Mustern, sondern von deutschen Begriffen, deutschem Rechte und deutscher Geschichte abgeleiteten, vor allem aber der Aufrechthaltung des monarchischen Princips vollkommen angemessenen Auslegung und Erläuterung des Artikels 13 der Bundesacte zu schreiten". Es wurde zwischen ständischen und repräsentativen Verfassungen unterschieden, jene, eine Vertretung der Klassen und Stände in mittelalterlichem Sinne, als die allein echt deutsche, historische, mit dem monarchischen Princip im Einklange stehende, diese dagegen, auf dem Begriffe der Volkssouveränetät wurzelnd, als eine französische, demokratische, antimonarchische, zur Revolution führende Einrichtung bezeichnet. Es wurde für eine Misdeutung erklärt, wenn

Regierungen oder Volksstämme unter der von der Bundesacte gewährleisteten Verfassung eine andere als eine ständische verstanden. Da aber die in den obengenannten vier Staaten bereits eingeführten repräsentativen Verfassungen vorderhand nicht zu beseitigen waren, so war die Conferenz darauf bedacht, sie möglichst unschädlich zu machen. Die Sitzungen dieser Landtage sollten nicht öffentlich sein, der Druck der Protokolle unter strenger Controle stehen und nichts darin geduldet werden, was dem monarchischen Princip oder der Autorität des Bundes Abbruch thun könnte; alle Verfassungsbestimmungen und Landtagsbeschlüsse sollten ungültig sein, welche mit der Bundesgesetzgebung im Widerspruche ständen; die Bundesversammlung, als die Vertreterin sämmtlicher Bundesregierungen, habe eben deshalb auch die oberste Gewalt, oder was sie beschließe und anordne, müsse in allen Bundesstaaten vollzogen werden. Dem „Unfuge der Presse" sollte durch Einführung der Censur für alle Zeitungen und Flugschriften und für alle Schriften unter 20 Bogen gesteuert werden; in keinem Bundesstaate sollte eine solche Schrift ohne vorherige Genehmigung der Landesbehörde ausgegeben werden dürfen, und die Bundesversammlung sollte das Recht haben, Schriften unter 20 Bogen, deren Inhalt sie für die Ruhe und Sicherheit des Reiches gefährlich hielt, aus eigener Machtvollkommenheit zu verbieten. Zur Niederhaltung des auf den Universitäten, welche als Giftquellen bezeichnet wurden, herrschenden staatsgefährlichen Geistes sollte auf jeder Hochschule ein Regierungsbevollmächtigter (Curator) angestellt werden mit dem Auftrage, die Vollziehung der bestehenden Gesetze oder Disciplinarvorschriften und die Vorträge der akademischen Lehrer zu überwachen; diejenigen Lehrer, welche sich hinsichtlich des Geistes ihrer Vorträge nicht fügten, sollten entlassen und in keinem andern Bundesstaate mehr angestellt werden. Die geheimen Studentenverbindungen, besonders die „allgemeine Burschenschaft", und ihre Turnanstalten sollten verboten werden. Eine Centraluntersuchungs-Commission, aus sieben vom Bundestage gewählten Mitgliedern bestehend, sollte in Mainz eingesetzt werden und die Befugniß haben, in allen Bundesstaaten die demagogischen Umtriebe gerichtlich zu verfolgen. Eine weitere Commission, aus fünf Mitgliedern bestehend, sollte die Aufgabe haben, Bundesbeschlüsse, deren Vollziehung die Bevölkerungen oder die Regierungen sich widersetzten, mit Waffengewalt durchzuführen, zu welchem Zwecke, bis eine Bundesexecutions-Ordnung eingerichtet sei, eine provisorische Executions-Ordnung eingeführt wurde.

Diese Karlsbader Beschlüsse wurden von der Bundesversammlung am 20. Sept. 1819 zunächst auf fünf Jahre bestätigt. Sie bildeten den Ausgangspunkt einer trüben Zeit, ein unverdientes Nachspiel zu der Begeisterung der Befreiungskriege. Die Fürsten und Regierungen wurden in ihrer Souveränetät beschränkt, die Landtage zur Ohnmacht verurtheilt, der Presse jede Kritik der bestehenden politischen Verhältnisse unmöglich gemacht, die Universitäten zu Dressiranstalten herabgewürdigt. Die Bundesversammlung, welche die Pflicht hatte, ein nach außen und im Innern starkes Deutschland zu schaffen, vernachlässigte ihre eigentliche Aufgabe, besonders auf wirthschaftlichem Gebiete, und fand volle Befriedigung darin, die oberste Polizeibehörde von ganz Deutschland zu sein. Der preußische Minister Wilhelm von Humboldt bezeichnete die Karlsbader Beschlüsse als „unnational, schändlich, ein denkendes Volk aufregend", wollte den Minister Bernstorff wegen Unterzeichnung derselben in Anklagestand versetzt sehen und beantragte, in Verbindung mit dem Kriegsminister von Boyen und dem Großkanzler von Beyme, die Losagung Preußens von diesen Beschlüssen. Aber der König wies den Antrag zurück, worauf die drei liberalen Minister ihre Entlassung nahmen und eine maßlose Reaction in Preußen eintrat. In Süddeutschland aber, wo die Regierungen voll Eifersucht auf die Uebermacht der Großmächte waren und lieber sämmtliche Mittelstaaten zu einem engeren Bunde (Trias) jenen gegenüber vereinigt hätten, wurden die Karlsbader Beschlüsse nie in dieser Schärfe und Ausdehnung ausgeführt wie in Norddeutschland. Und doch genügten zur Unterdrückung des Freiheitsgeistes dem Staatskanzler Fürst Metternich die Karlsbader Beschlüsse noch nicht. Besonders sollten die repräsentativen Verfassungen zu Gunsten des monarchischen Princips noch mehr eingeschränkt werden. Vom 25. Nov. 1819 bis 24. Mai 1820 tagten auf seine Einladung die Bevollmächtigten sämmtlicher Bundesstaaten in Wien. Ihre Beschlüsse betrafen theils allgemeine Bestimmungen über das Wesen des Bundes, über die Rechte und Pflichten der Bundesversammlung, theils Festsetzungen über die auswärtigen und militärischen Verhältnisse, theils besondere Bestimmungen in Bezug auf innere Verhältnisse der deutschen Bundesstaaten, und sie wurden unter dem Namen der „Wiener Schluß Acte" von der Bundesversammlung am 8. Juni 1820 bestätigt und unter die Grundgesetze des Deutschen Bundes aufgenommen. Diesen reactionären Maßregeln, an welche sich die ungerechtesten, zum Theil unbilligsten Verfolgungen anschlossen, folgte die „Expuration" des Bundestages, d. h. die Verdrängung aller liberalen Bundestagsgesandten und die Umwandlung des Bundestages zu einem reinen Werkzeuge des Fürsten Metternich und seiner absolutistischen Politik. Auf seinen Antrag wurde die Gültigkeit der Karlsbader Beschlüsse von der Bundesversammlung im J. 1824 verlängert. Die staatsrechtliche Stellung der Einzelregierungen zum Bund wurde durch die Karlsbader Beschlüsse wesentlich verändert. Waren sie auf dem Wiener Congresse bestrebt gewesen, sich in der Leitung der innern Angelegenheiten ihrer Länder eine fast unbeschränkte Souveränetät zu sichern, so war jetzt die Bundesversammlung in allen äußern und innern Fragen mit der obersten Gewalt ausgerüstet, die Einzelregierungen dagegen gezwungen, den Beschlüssen des Bundestags, d. h. Oesterreichs, unbedingt Folge zu leisten. (*Wilh. Müller.*)

KARLSBURG (ungar. Károly-Fejérvár), Stadt und Festung mit 7538 walachischen und ungarischen Einwohnern (ohne Militär), im siebenbürgischen Comitat Unterweißenburg, an der ersten siebenbürgischen Eisenbahn,

unweit vom Marosflusse, auf der Landstrecke zwischen Maros und Ampoi, in der Nähe der Vereinigung beider Flüsse. Die Festung ist auf einem flachen Hügel erbaut, während die Stadt in einiger Entfernung nordöstlich davon in der Ebene gegen den Marosfluß sich erstreckt. Die Stadt selbst hat wenig Merkwürdiges aufzuweisen, sie unterscheidet sich kaum von einem Dorfe, die Häuser sind unansehnlich, die Gassen abwechselnd kothig und staubig. Nur die Kirchen verdienen einige Beachtung, namentlich die Kirche und das Kloster der Franziskaner, die im J. 1760 erbaute Kirche der Reformirten und die im J. 1825 erbaute Kirche der Lutheraner. Die unirten und nicht unirten Griechen haben daselbst je zwei Kirchen, ebenso haben auch die Juden zwei Synagogen. Ein Theil des geräumigen Marktplatzes ist eine mit Bäumen bepflanzte Promenade.

Die Festung nimmt einen weiten Raum ein, es ist die einzige bedeutende Festung Siebenbürgens; sie bildet ein großes Fünfeck und wurde nach den Plänen des Herzogs Eugen von Savoyen in Vauban's Manier erbaut. Dort befindet sich der Sitz des römisch-katholischen Landesbischofs und seines Kapitels, des Artillerie-Districts-Commandos, einer Monturs-Oekonomie-Commission und anderer militärischer Chargen. Ungefähr in der Mitte der Festung steht die Domkirche zum heiligen Michael, das merkwürdigste Gebäude in Karlsburg. Sie ist der schönste Kirchenbau in ganz Siebenbürgen aus der Zeit des romanischen Baustils. Sie wurde nach dem Abzuge der Mongolen um das J. 1275 erbaut, schon im J. 1277 wurde sie von Alardus' Söhnen ausgeraubt und eingeäschert, sodaß die Mauern derselben 1287 erhöht werden mußten und 1291 das Dach derselben fertig wurde. Im J. 1601 wurde sie von kaiserlichen Truppen, Walachen und Haiducken geplündert, im J. 1658 aber von den Türken verheert. Sie mußte also zu wiederholten malen restaurirt werden. Wahrscheinlich hat auch der Gubernator Johann Hunyad dieselbe restauriren lassen, denn manche Schriftsteller behaupten, daß er sie zum Andenken an den über die Türken bei Szent-Imre (einem nordöstlich von Karlsburg an der Maros gelegenen Dorfe) erfochtenen Sieg im J. 1441 errichten ließ. Vermuthlich wurde damals ihre ursprünglich halbrunde Apsis umgestaltet und das verlängerte Sanctuarium im Spitzbogenstile gebaut. Das jetzige Sanctuarium wurde in der Form des älteren im J. 1755 restaurirt. Auch im J. 1849 wurde die Kirche stark beschädigt. Die vielfachen Renovirungen und Restaurirungen sind nicht immer stilgemäß gewesen, und die Kirche wurde auch durch Uebertünchungen mit Kalk und geschmacklosen Farben verunstaltet. Dr. Ludwig Haynald, jetzt Erzbischof von Kalocsa und Cardinal, hat als siebenbürgischer Bischof zuerst eine kunst- und stilgemäße Renovirung der Kirche begonnen und sein Nachfolger ließ die Arbeiten fortsetzen. Im ganzen genommen ist die Kirche im romanischen Stile gebaut, zeigt aber auch Anklänge an den älteren byzantinischen Stil und bildet infolge der späteren Zubauten und Restaurirungen den Uebergang zum Spitzbogenstil. Namentlich ist das Sanctuarium im Spitzbogenstile erbaut. Die Sakristei ist ein späterer Zubau im Renaissancestile. Die Kirche hat drei Längsschiffe und ein Kreuzschiff, was in Ungarn sehr selten vorkommt. Die Seitenschiffe sind niedrig und von dem Hauptschiffe durch mächtige Pfeiler, die sich von einer viereckigen Basis erheben, getrennt. Die obern Rippen dieser Nebengewölbe verlaufen bisweilen in erhabener Arbeit an der Außenseite der Mauer und sind geschmackvoll mit schön gehaltenem Laubwerke und Blumen verziert. Die Capitäle der Säulen sind reich gemeißelt; Früchte, Blätter und Blumen bilden in vielfältiger Verschlingung und Abwechselung die Ornamente; einige Capitäle zeigen auch menschliche Köpfe und Vögel in phantastischer Gruppirung. Besonders reich ist die Abwechselung und Mannichfaltigkeit der Formen im Innern. Es ist etwas Großartiges und Feierliches in den mächtigen, massiven Pfeilern und in dem düstern Halbdunkel, welches die niedere Wölbung und die außerordentlich dicken Mauern über die Seitengänge verbreiten. Besonders schön ist das südliche Portal, welches ein wahres Musterwerk des spätromanischen Stils zu nennen ist. Die reich gezierten Glieder wechseln hier mit den einfacheren in so geschmackvoller Weise ab, daß das Ganze einen großen ästhetischen Eindruck macht. Am Fuße der Säulen und an den Gurtengliedern der entsprechenden Bogen ist die Leichtigkeit und das Ineinanderschlingen der Ornamente am vollendetsten. Ebenso ausgezeichnet ist die Meißelung des Laubwerks der Capitäle. Im Tympanum dieses Portals ist Christus dargestellt, lehrend und die rechte Hand zum Segen erhoben; ihm zur Seite stehen die Apostel Petrus und Johannes. Ueber ihren Köpfen schweben zwei Tauben als Symbol des Heiligen Geistes. (Vgl. Dr. Henßlmann: Magyarországi ó-keresztyén, roman és átmeneti styl müemlékeinek ismertetése. Budapest 1876; Fr. Müller, Die kirchliche Baukunst des romanischen Stiles in Siebenbürgen (III. B. des Jahrbuchs der k. k. Centralcommission in Wien.)

Die Kathedrale war lange Zeit die Begräbnißstätte der siebenbürgischen Wojwoden und Fürsten. Manche Grabmonumente wurden zerstört oder verstümmelt. Es befinden sich daselbst die sterblichen Ueberreste des Gubernators Johann Hunyad, seines jüngeren Bruders Johann Székely von Szent-György, seines in Ofen enthaupteten Sohnes Ladislaus, der Königin Isabella und ihres Sohnes Sigmund Zapolya, dann der Fürsten Gabriel Bethlen sammt Gemahlin und Georg Rákoczi des Aelteren, ferner des im J. 1551 auf Castaldo's Befehl ermordeten Cardinals Martinuzzi und mehrerer Bischöfe. Hunyad's Grabmal besteht aus einem einfachen Sarkophag mit Basreliefs, die auf dem Deckel ausgemeißelte Ritterstatue ist stark verstümmelt. Die Grabmäler Isabella's und ihres Sohnes sind viel besser erhalten, die Figuren auf dem Deckel der Sarkophage sind recht hübsch gemeißelt, die Basreliefs an den Seiten der Sarkophage zeigen uns die Rüstung und die Kampfesweise der damaligen Ritter.

In der Nähe der Kathedrale steht die bischöfliche Residenz, welche an der Stelle des ehemaligen fürstlichen Palastes erbaut wurde; in einem Theile derselben befin-

det sich das alte Landesarchiv, welches sowie die vom ehemaligen Bischofe Ignaz Batthyani gestifteten Institute, nämlich eine an Handschriften und Incunabeln reiche Bibliothek und eine Sternwarte unter der Aufsicht des Domkapitels stehen. Die Sternwarte, in welcher jedoch schon seit lange keine Beobachtungen angestellt werden, und die Bibliothek befinden sich in dem einstigen Kloster der Trinitarier; daselbst ist auch das Priesterseminar. Nicht weit von der Kathedrale befindet sich ferner das Münzamt, in welchem vor 1848 das in Siebenbürgen gewonnene Gold und Silber geprägt wurde, jährlich etwa 2500 Mark Gold und 5000 Mark Silber. Die dort geprägten Münzen haben das Zeichen „E". Gegenwärtig werden dort keine Münzen geprägt. Ein sehr imposantes Gebäude ist endlich auch die neue Kaserne und der Offizierspavillon; vor demselben steht ein im Spitzbogenstile ausgeführtes Monument zum Andenken an den k. k. Oberst Ludwig Josy, welcher am 9. Febr. 1849 in dem Gefechte bei Piski gefallen ist.

Die Haupterwerbsquellen der Bevölkerung sind der Ackerbau und Weinbau. Im Nordwesten der Stadt breitet sich zwischen den Nebenflüssen der Maros, Ampol und Gald ein schönes Hügelland aus, wo sehr guter Wein wächst; diese Gegend wird die siebenbürgische Hegyalja genannt, Karlsburg ist demnach auch seiner ausgezeichneten Weine wegen berühmt.

Es scheint hier am Zusammenflusse der beiden Ströme Ampol (lat. Apulus) und Marosch schon eine Ansiedelung der Daken bestanden zu haben, welche von den Römern zur Colonia Apulensis erhoben wurde. Daß diese Colonie eine bedeutende Stadt war, beweisen die römischen Denkmäler, welche in Karlsburg und in der Umgegend gefunden werden. Bald nachdem Siebenbürgen unter die Krone Ungarns gelangt war, wurde Karlsburg, damals Gyula-Weißenburg (Gyula-Fejérvár) genannt, Sitz des Landesbisthums, welches seine Dotation hauptsächlich dem König Ladislaus dem Heiligen verdankte. Die Mongolen verwandelten die Stadt im J. 1241 in einen Schutthaufen. Rogerius erzählt in seinem Carmen miserabile als Augenzeuge Folgendes: „Acht Tage, nachdem wir den Wald verlassen hatten, kamen wir nach Weißenburg ... wir fanden daselbst nur Knochen und abgeschnittene Köpfe ... die Mauern der zerstörten Paläste und Kirchen sind mit Christenblut gefärbt; und obgleich die Erde das unschuldige Blut, welches sie eingesogen hat, unsern Augen verbirgt, so zeigen sich uns doch die mit Blut gefärbten Steine, an denen wir so schnell als möglich vorbeieilen, indem wir tiefe Seufzer ausstoßen". Damals ist wol auch die älteste Kathedral kirche zerstört worden und an ihrer Stelle mag um 1275 eine neue Domkirche erbaut worden sein, denn Weißenburg blieb auch fernerhin Residenz der Bischöfe, bis das siebenbürgische Bisthum zufolge der Fortschritte der Reformation auf dem Landtage zu Klausenburg im J. 1556 säcularisirt und die Güter desselben für den landesfürstlichen Schatz eingezogen wurden. Die Sachsen hatten die Augsburger Confession, die Ungarn und Szekler größtentheils Calvin's Lehre angenommen. Georg Blandrata, Leibarzt des Fürsten Johann Sigmund Zápolya, wußte auch den unitarischen Lehren Eingang zu verschaffen; so wurde in Siebenbürgen bereits im J. 1557 die volle Gewissens- und Glaubensfreiheit gesetzlich anerkannt und auf dem thordaer Landtage bestätigt. — Nach der vollständigen Trennung Siebenbürgens von Ungarn wurde Weißenburg der gewöhnliche Wohnsitz der Landesfürsten, und es begann schon Johann Sigmund den Bau eines Residenzschlosses, welches aber erst von Gabriel Bethlen vollendet und eingerichtet wurde. Fürst Gabriel Bethlen, eifrig bemüht für die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse im Lande, stiftete hier eine reichdotirte Akademie, an welcher auch mehrere berühmte deutsche Gelehrte des 17. Jahrhunderts, namentlich Altstädt, Biesterfeld, Fischer und Opitz docirten. Es kamen aber nach Bethlen's Tode wieder sehr unruhige Zeiten, welche das Aufblühen der Akademie verhinderten, endlich löste sie sich nach der Verwüstung Weißenburgs durch die Türken im J. 1658 gänzlich auf und wurde erst vom Fürsten Michael Apaffi I. neu organisirt und nach Nagy-Enyed verlegt. Unter Leopold I. verlor Siebenbürgen seine Selbständigkeit und gelangte in den Besitz der Habsburger als ungarischer Könige. Weißenburg war damals fast gänzlich zerstört. Mit der österreichischen Regierung kamen auch die Jesuiten ins Land, die sofort die Gegenreformation einleiteten. Das siebenbürgische Bisthum wurde schon im J. 1696 neu errichtet und dotirt, aber erst im J. 1717 nahm Bischof Georg Martonfi seine Residenz in dem auf Staatskosten hergestellten fürstlichen Schlosse ein. Im J. 1715 wurde der Bau der Festung begonnen und im J. 1735 in seiner gegenwärtigen Gestalt vollendet. Die Festung wurde Karlsburg genannt, und dieser Name wurde auch auf die Stadt übertragen. In den Jahren 1848 und 1849 mußte auch Karlsburg viele Drangsale erleiden. Nachdem die Walachen unter Janku's Anführung die blühende Bergstadt Zalathna zerstört und die ungarischen Einwohner größtentheils hingeschlachtet hatten, wandten sie sich gegen Karlsburg. Die Festung war von kaiserlichen Truppen besetzt. Die von den Walachen bedrohten Einwohner der Stadt flehten den Festungscommandanten General Horak um Unterstützung oder doch um die Erlaubniß an, hinter den Mauern der Festung Schutz suchen zu dürfen. Beides wurde ihnen versagt. Da ergriff die Nationalgarde der Bürgerschaft die Waffen und stellte sich zur Wehr, so gering auch ihre Zahl war; 800 Nationalgardisten machten einen Ausfall und jagten die beute- und blutgierigen Walachen in die Flucht. Nach dem Gefechte ließ aber der Festungscommandant die ungarische Nationalgarde entwaffnen; die ungarischen Einwohner verließen nun die Stadt und flüchteten sich theils nach Nagy-Enyed und Thorda, theils nach Klausenburg. Die Walachen konnten nun in der Stadt und Umgegend nach Herzenslust wirthschaften. Nachdem die Ungarn im Frühlinge 1849 unter Bem's Anführung siegreich vorgedrungen waren und beinahe ganz Siebenbürgen den kaiserlichen Truppen, sächsischen und walachischen Freischaren entrissen hatten, cernirten sie auch die Festung Karlsburg. Bem ließ am

31. März 1849 den Platz mit seiner ganzen Feldartillerie beschießen und forderte dann die Uebergabe desselben. Der Commandant, Oberst August, verweigerte das Ansinnen und somit mußte die Festung durch ein förmliches Belagerungscorps im Zaume gehalten werden. Dieses Corps war aber viel zu schwach, um ernstliche Angriffe machen zu können, und besaß auch keine Belagerungsgeschütze. Die Beschießung der Festung war demnach erfolglos, obgleich fast alle Gebäude darin abbrannten.

(*J. Hunfalvy.*)

KARLSHAFEN oder Carlshafen, preuß. Amtsgerichtsstädtchen in der Provinz Hessen-Nassau, Regierungsbezirk Kassel, Kreis Hofgeismar, in reizender Lage am Einflusse der Diemel in die Weser, 50 Kilom. von Kassel, in 99 Met. Höhe gelegen, ist regelmäßig und freundlich im J. 1704 durch den Landgrafen Karl an Stelle des Dorfes Syburg gebaut und mit geflüchteten Waldensern bevölkert worden. Durch Dampfschiffe steht es mit Münden und Hameln in Verbindung. Die 1755 Einwohner sind am Hafen in lebhafter Schiffahrt beschäftigt. Der Ort hat Fabriken in Taback, Strumpfwaaren, Tuch, Essig, eine Farbenmühle, Eisengießerei und ein großes Waarenhaus. Von der 10 Min. entfernten Juliushöhe genießt man eine schöne Aussicht. (*G. A. von Klöden.*)

KARLSORDEN. Orden dieses Namens bestehen:

1) In Spanien. Orden Karl's III. Dieser König stiftete am 19. Sept. 1771 bei Gelegenheit der Geburt seines Enkels Karl Clemens Prinzen von Asturien diesen Orden und weihte denselben dem Geheimnisse der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau, erklärte sich zu dessen Großmeister und verband diese Würde auf immer mit der spanischen Krone. Der Orden wurde von Papst Clemens XIV. am 21. Febr. 1772 bestätigt und ist bestimmt, diejenigen spanischen Edelleute zu belohnen, welche sich durch ihr Verdienst und ihre Tugenden auszeichnen. Karl IV. veranlaßte durch ein Decret vom 12. Juni 1804 einige Veränderungen in diesem Orden, indessen wurde derselbe mit den übrigen spanischen Orden im J. 1808 durch Joseph Napoleon aufgehoben, aber 1814 mit der alten Verfassung wiederhergestellt, nach welcher der Orden außer dem Großmeister und den Mitgliedern der königlichen Familie aus 60 Großkreuzen, 200 Rittern, welche Pension beziehen, und aus einer unbestimmten Anzahl von überzähligen Mitgliedern besteht.

Um Großkreuz oder Ritter zu sein, muß man mindestens 25 Jahre alt sein und dem Adel angehören. Die Großkreuze führen den Titel „Excellenz" und die besoldeten Ritter beziehen eine Pension von 4000 Realen. Das Ordenszeichen kann zugleich mit dem des Goldenen Vließes getragen werden, doch dürfen die Ritter dasselbe weder mit dem der vier Orden Spaniens noch mit den ausländischen desselben Ranges zusammen anlegen. Die Decoration wird von den Großkreuzen an einem breiten, in der Mitte weißen und an den beiden Seiten blauen Bande von der rechten Schulter nach der linken Hüfte getragen und besteht in einem achtspitzigen goldenen, weiß emaillirten Kreuze, auf dessen vier Armen ein kleineres dunkelblaues von gleicher Form liegt und dessen Winkel mit goldenen Lilien besteckt sind. Auf der Mitte ruht ein Oval, in welchem die Jungfrau Maria betend auf einem Halbmond steht. Dieses Kreuz, welches an einem goldenen Kranze hängt, zeigt auf der Rückseite in einem Oval den Buchstaben C, doppelt gegeneinander gekehrt, und die Zahl III, umgeben von den Worten virtuti et merito. Die Großkreuze tragen außerdem einen Stern auf der linken Brust. Die besoldeten und überzähligen Ritter tragen ein kleineres Kreuz im Knopfloche und die Geistlichen dieser Klasse tragen dasselbe an einem schwarzen Bande um den Hals. König Ferdinand VII. gestattete durch Decret vom 25. April 1815 den besoldeten Rittern, außer dem Kreuze den Stern in Silber auf der linken Brust gestickt zu tragen.

Als Sonderbarkeit verdient angeführt zu werden, daß der heilige Ignatius von Loyola, der Stifter des Jesuitenordens, sich unter den Großkreuzen befindet und nach der alten, aus den Zeiten der Kriege gegen die Mauren herrührenden spanischen Sitte, Heilige auf solche Art zu ehren oder gar zu Anführern bei besondern Expeditionen zu ernennen, im J. 1807 mit dieser weltlichen Ehre bekleidet wurde.

2) In Baden. Militärischer Karl Friedrich Verdienst-Orden. Derselbe wurde vom Großherzog Karl Friedrich am 4. April 1807 gestiftet und wird in drei Klassen an Offiziere aller Grade verliehen, doch können das Großkreuz nur Generale erhalten. Die zwei ältesten Großkreuze, die drei ältesten Commandeure und die acht ältesten Ritter erhalten ein jährliches Einkommen von 400, 200, resp. 100 Gulden. Die Insignien bestehen aus einem achtspitzigen weiß emaillirten Ordenskreuze, dessen Arme ein Lorberkranz umgibt, nach den drei Klassen in der Größe verschieden. In der Mitte desselben befindet sich auf der Vorderseite in einem runden Felde der Namenszug des Stifters, auf der Rückseite ein silberner Greif, den badenschen Wappenschild haltend, mit der Umschrift: „Für Badens Ehre". Das Ganze bedeckt eine Krone, woran das Kreuz an einem der Länge nach dreifach von Roth, Gelb und Roth gestreiften und mit weißen Rändern versehenen Bande getragen wird. Zu dem Orden gehört eine Medaille, welche an Unteroffiziere und Gemeine verliehen wird. Das feierliche Ordenskapitel findet alljährlich am 20. Nov. unter dem Vorsitze des Großherzogs als Großmeister statt.

3) In Schweden. Orden Karl's XIII., zur Aufmunterung und Belohnung der Bürgertugend am 27. Mai 1811 gestiftet, wird nur an ausgezeichnete Mitglieder des Freimaurerordens in schwedischen Logen verliehen. Das Ordenszeichen ist ein rubinrothes, in Gold gefaßtes Kreuz unter der Königskrone, in dessen Mitte auf weißem Grunde der Namenszug des königlichen Stifters steht, und wird an einem rothen Bande um den Hals, seit 1822 außerdem noch in Gestalt eines kleineren Kreuzes ohne Krone von rothem Stoffe oder Email auf der linken Brust getragen. Der Orden zählt nur 30 Mitglieder,

27 weltlichen und 3 geistlichen Standes, die königlichen Prinzen ungerechnet. Am Ordenstage, dem 28. Jan. (Karlstage), erscheinen die Ritter in einer besondern Ordenstracht.

4) In Monaco. Orden vom heiligen Karl, vom Fürsten Karl III. am 15. März 1858 gestiftet und am 16. Jan. 1863 mit veränderten Statuten versehen, besteht aus fünf Klassen, Großkreuz, Großoffizier, Commandeur, Offizier und Ritter, an deren Spitze der Fürst als Großmeister steht. Die Decoration ist ein goldenes, weiß emaillirtes und roth gerändertes Kreuz, welches in einem rothen Mittelfelde ein doppeltes C mit Fürstenkrone zeigt, und dessen Arme durch Lorbeerzweige verbunden sind. Das Ordensband ist roth und weiß.

(*J. Graf von Oppenhausen.*)

KARLSRUHE, Haupt- und Residenzstadt des Großherzogthums Baden, im gleichnamigen Kreise, am Hardtwalde, zwischen den Flüssen Alb und Pfinz, zwischen der Bergstraße und dem Rhein, von letzterm 8 Kilom. entfernt, in ebener Gegend, 117,5 Met. über dem Meere. Es ist in Form eines Fächers angelegt, dessen Strahlen vom Schloßthurme nach Süden und Westen auslaufen und sich durch Alleen auch in nördlicher und östlicher Richtung durch den Hardtwald und den Fasanengarten erstrecken. Es sind dreizehn in westsüdwestlicher, südlicher und südöstlicher Richtung verlaufende Längsstraßen, welche vom Zirkel, der Kaiser-, Zähringer-, Erbprinz-, Hospital-, Kriegs- und einigen andern Straßen durchschnitten werden, sodaß dadurch trapezförmige Häusergruppen entstehen. Die Bauart der Stadt ist, ihrem jungen Ursprunge entsprechend, durchaus modern, freundlich und zum Theil prachtvoll. Karlsruhe ist Residenz des großherzoglichen Hofes, Sitz der obersten Landesbehörden, Versammlungsort der Landstände, Sitz eines Oberlandesgerichts, eines Landgerichts, einer Kammer für Handelssachen, einer Handelskammer, eines Rheinschiffahrtgerichts, einer Reichsbankstelle, eines Hauptsteueramts, des Generalcommandos des XIV. Armeecorps, des der 28. Division, der 55. Infanterie-, der 28. Cavalerie- und der 24. Artilleriebrigade. Die Garnison zählt 3542 Mann. Karlsruhe hat zehn Plätze, unter denen besonders hervorzuheben: der Schloßplatz, südlich vom Schlosse, mit schönen Anlagen und dem Bronzedenkmale des Großherzogs Karl Friedrich, der Markt mit dem Monument (Pyramide) des Markgrafen Karl Wilhelm, Gründers der Stadt, und dem Standbilde des Großherzogs Ludwig; sodann im südwestlichen Theile der Stadt verschiedene mit Anlagen geschmückte Plätze, darunter der schönste von allen, der Friedrichsplatz, südwestlich vom Marktplatze, der markgräfliche Garten, nördlich vom Bahnhofe, der von Berckholtz'sche Garten an der Kriegsstraße und andere. Noch weiter südlich erstreckt sich der herrliche Stadtgarten mit prachtvoller und großartiger Festhalle, die den größten Festhallesaal in Deutschland aufzuweisen hat, und einem 1½ Hektaren großen See. Oestlich davon das liebliche Sallenwäldchen, dem sich südlich der Thiergarten mit dem fast 1 Hektar großen Ludwigssee anschließt. Unter den Straßen zeichnen sich durch prachtvolle Bauart besonders aus die Kriegs-, die Kaiser- und die Bismarckstraße. Von Denkmälern sind noch zu erwähnen außer den bereits genannten: das des 1828 gestorbenen Ministers Winter und das Kriegerdenkmal in der Nähe des Bahnhofs, das des Dichters Jung-Stilling, das der beim Brande des alten Theaters Verunglückten, das der 1849 gebliebenen preußischen Offiziere und Soldaten und das der 1870/71 Gefallenen — sämmtlich auf dem alten Friedhofe, im Osten der Stadt. Ferner im Schloßgarten: das Denkmal des Dichters J. P. Hebel, die Victoria und das reizende Marmorstandbild, Hermann und Dorothea darstellend; sodann die Verfassungssäule auf dem Rondelplatze, inmitten der Stadt, die Marmorgruppe Orestes und Pylades vor dem Gebäude der vereinigten Sammlungen und endlich der Malschbrunnen, zum Andenken an den Begründer der städtischen Wasserwerke, Oberbürgermeister Malsch.

Von öffentlichen Gebäuden sind besonders bemerkenswerth: das großherzogliche Schloß, 1754 nach den Plänen von Retty im französischen Mansardstile erbaut, besteht aus einem dreistöckigen Mittelbau mit zwei im stumpfen Winkel sich anschließenden zweistöckigen Flügeln. Hinter dem Mittelbaue der 42 Met. hohe alte Schloßthurm, der eine herrliche Rund- und Fernsicht bis zu den Vogesen bildet. Hinter dem Schlosse dehnt sich der das nordwestliche Viertel des großen Rondels einnehmende, 25 Hektaren große herrliche Schloßgarten aus, dessen Denkmäler bereits erwähnt wurden. Ursprünglich im französischen Stile angelegt, ward er später in eine englische Anlage umgewandelt und neuerdings noch wesentlich verschönert. Ein großer, reichbesetzter Fischteich, sowie besonders eine 85 Fuß hoch steigende Fontaine erhöhen seine Reize bedeutend. Südöstlich und südwestlich vom Schlosse schließen sich verschiedene herrschaftliche Gebäude an, darunter auf der östlichen Seite die trefflich eingerichteten und besetzten Marställe, auf der westlichen das Hoftheater, 1851 bis 1853 von Hübsch erbaut, nachdem das 1810 von Weinbrenner errichtete alte Hoftheater 1847 abgebrannt war. Das neue, ebenso schön wie solid nach den neuesten Anforderungen erbaute Theater faßt 2000 Personen. Es besitzt eine schöne Vorderfacade mit Vorhalle, darüber eine mit dem geschmackvoll decorirten Foyer verbundene offene Loggia, über deren äußern Thüren ein enkaustisch gemalter, in drei Abtheilungen das Drama, die Oper und das Ballet darstellender Fries angebracht ist. Den Giebel schmücken berühmte Dichter- und Componistengestalten sowie allegorische Figuren. Auf der Spitze des Giebelfeldes das großherzogliche Wappen und auf den Akroterien Kindergruppen, welche die Temperamente darstellen. In dem den Schloßplatz südlich abschließenden flachen Halbkreise liegen: das Palais des Prinzen Wilhelm mit russischer Kapelle, das Oberschulrathsgebäude, die Baugewerkschule und das Finanzministerium, in dessen Vorhallen als Lünettenfüllungen zwölf Bronzemedaillons, sämmtliche Fürsten aus dem Hause Baden-Durlach darstellend, angebracht sind. Oestlich davon in der Schulstraße die Gebäude der höheren Bürgerschule mit reichgeschmückter Eingangshalle, das

dreistöckige, mit schöngeschmückter Treppenhalle versehene Realgymnasium, dann an der Kaiserstraße die großartige polytechnische Schule, deren Hauptbau in byzantinischem Stile aus rothen Quadern errichtet ist. Dahinter liegen die umfangreichen Lehrgebäude für chemische Technologie und Maschinenbau, das chemische Laboratorium, das physikalische Cabinet, Sammlungen geodätischer Instrumente, Modelle u. s. w. Sie ist die älteste technische Hochschule Deutschlands, 1825 aus der Vereinigung mehrerer Fachschulen vom Staatsrathe Nebenius gebildet. Nebenan die Dragonerkaserne, dann das Zeughaus und endlich hinter dem Exercierplatze die große Artilleriekaserne Gottesaue, ursprünglich Benedictinerstift (1110), im J. 1553 markgräfliches Schloß, 1740 landwirthschaftliche Anstalt, 1818 Kaserne.

Westlich vom Schlosse zweigt die Bismarckstraße ab, an der eine andere Gruppe namhafter öffentlicher Gebäude Platz gefunden hat. Zunächst das mit einer Kolossalstatue der Germania gekrönte Wohnhaus des commandirenden Generals des XIV. Armeecorps, nach seinem ersten Bewohner, dem Sieger von Belfort, im Volksmunde Werderpalais genannt. Weiterhin das Gymnasium mit bedeutender Bibliothek und Sammlung physikalischer Instrumente, dann das Lehrerseminar I (Seminar II befindet sich in der Vorstadt südlich des Bahnhofes), die Centralturnhalle, worin Turnlehrer ausgebildet werden, und die alte und neue Kunstschule, aus der schon bedeutende Maler hervorgingen. An der Linkenheimstraße, der westlichen Fortsetzung des Ringes, erhebt sich der imposante Justizpalast, dem gegenüber sich der berühmte botanische Garten mit Orangerie und der wegen seines Reichthums an südlichen Gewächsen vielbewunderte Wintergarten bis zum Schloß ausdehnen. Daneben an der vorgenannten Straße die Kunsthalle mit bedeutenden Kunstsammlungen, 1846 eröffnet. Im Erdgeschosse befinden sich die Gipsabgüsse berühmter classischer Sculpturwerke aus allen Kunstperioden. Den Corridor links benutzt der Kunstverein für seine permanente Gemäldeausstellung. In den obern Räumen befindet sich die Gemäldegalerie, welche in systematischer, chronologischer Ordnung eine große Anzahl der werthvollsten Werke alter und neuer Meister, sowie eine Kupferstichsammlung von 60,000 Blatt enthält. Von den Gemälden sind besonders hervorzuheben: Lessing, die Disputation zwischen Luther und Eck; Rembrandt, Selbstporträt; van der Helst, junges Ehepaar; A. Brouwer, schlafender Bauer; Methu, ein Cavalier scherzt beim Wein mit einer Bürgersfrau; eine Scene aus dem ersten Kreuzzuge; des Coudres, Grablegung; die Aquarelle von A. Schrödter (vier Jahreszeiten) und die Fresken von Schwind. In der benachbarten Stephanstraße befindet sich das Münzgebäude.

Die innere Stadt hat folgende öffentliche Gebäude aufzuweisen: das Rathhaus am Markte, bestehend aus einem mit offener Säulenhalle geschmückten Mittelbau und zwei mit Giebeln gekrönten Seitenpavillons, im Hintergrunde der 52,5 Met. hohe Thurm, der die Gefängnisse enthält. Den Sitzungssaal des Stadtraths schmücken die lebensgroßen Porträts der badischen Fürsten seit Gründung der Stadt; am Friedrichsplatze erhebt sich an der nordöstlichen Ecke das Ständehaus, westlich das Staatsministerium, östlich das prachtvolle Gebäude der Verkehrsanstalten mit reichdecorirtem Sitzungssaale, während den südlichen Theil des Platzes das von Berckmüller 1865 errichtete Gebäude der vereinigten Sammlungen einnimmt, welches die 136,000 Bände und 3000 Handschriften zählende Hof- und Landesbibliothek, das 30,000 Nummern umfassende Münzcabinet, das Naturaliencabinet (besonders reichhaltig die mineralogische Abtheilung), die Alterthümer- und ethnographische Sammlung enthält. Die Bibliothek ist entstanden aus der wegen der Kriegsunruhen Ende des 17. Jahrhunderts nach Basel geflüchteten und bis 1765 dort verbliebenen Bibliothek des Markgrafen Friedrich VI. von Baden Durlach (ca. 10,000 Bände), aus einem Theile der markgräflichen Hand- und Kanzleibibliothek, der markgräflichen Bibliothek von Rastatt und den 1803—1822 hierher gebrachten Büchern der fürstbischöflich speierschen und vieler Klosterbibliotheken. Das Gebäude selbst, ein offenes Viereck, besitzt einen reichen Schmuck von allegorischen Figuren und Standbildern berühmter Gelehrter und Erfinder. Hinter demselben breitet sich der übriggebliebene Theil des Erbprinzengartens aus, in dem das neue Observatorium der badischen Sternwarte seine Stelle gefunden hat. Ferner die Landesgewerbehalle verbunden mit Kunstgewerbeschule, im ehemaligen Palaste der Markgräfin Christine, erstere gegründet 1865 und zerfallend in ein Auskunftsbureau, eine etwa 12,000 Bände enthaltende Fachbibliothek und eine reichhaltige permanente Ausstellung industrieller und kunstgewerblicher Gegenstände, womit gleichzeitig eine Sammlung landwirthschaftlicher Lehrmittel verbunden ist; die 1868 ins Leben gerufene Kunstgewerbeschule erfreut sich der besten Erfolge. Endlich seien noch erwähnt: das markgräfliche Palais am Rondelplatze mit einem von sechs korinthischen Säulen gebildeten Porticus, einer Säulenhalle, prachtvoller Treppe u. s. w.; das Schlößchen, ehemaliger Wittwensitz der Großherzogin Sophie, jetzt der Sitz der Centralleitung des unter der besondern Protection der Großherzogin Louise in segensreicher Weise wirkenden Frauenvereins; das Gebäude der höheren Töchterschule in der Spitalstraße und das Bahnhofsgebäude, über dem sich ein feingegliederter Uhrthurm erhebt.

In Bezug auf Kirchen kann Karlsruhe sich zwar keiner besondern Großartigkeit und Pracht rühmen, doch sind die am Markte gelegene, die großherzogliche Familiengruft enthaltende evangelische Stadtkirche im römischen Tempelstile mit korinthischer Vorhalle und 75 Met. hohem Thurme, dem höchsten der Stadt; die in Form einer Rotunde mit ausspringenden Kreuzarmen aufgeführte, mit einer 30 Met. weiten Kuppel versehene und außerdem von einem 63,6 Met. hohen Thurme überragte katholische Kirche, sowie die in edelm orientalischem Stile mit Renaissancedetails durchgeführte Synagoge, deren Inneres besonders prachtvoll decorirt ist, der Residenz durchaus würdige Bauwerke.

Unter den zahlreichen durch stilvolle Architektonik ausgezeichneten Privatgebäuden seien vor allen hervor-

gehoben: das Utz'sche, Model'sche, Dreyfus'sche, Ettlinger'sche, Villinger'sche Haus, die Villa Bürklin, die Villa Schmieder, das Palais Douglas, Hôtel Germania und die Freimaurerloge.

Zu den öffentlichen Anstalten übergehend, haben wir die höheren Schulen bereits oben namhaft gemacht, es erübrigt nur über deren Frequenz und Lehrkräfte zu berichten. Es zählen gegenwärtig:

Benennung der Schule	Lehrer	Schüler
Polytechnische Schule .	36	300—400
Seminar I.	9	108
Gymnasium.	28	640
Realgymnasium . . .	19	435
Höhere Bürgerschule . .	18	419
Höhere Töchterschule . .	18	395

Nachträglich zu erwähnen sind: die landwirthschaftliche Winterschule, Obstbaumschule, Gewerbeschule, Handelsschule, Lehrerinnenseminar, Militärvorbereitungs-Anstalt, Bürgerschule, Fortbildungsschulen u. s. w.

Was die gemeinnützigen und wohlthätigen Anstalten betrifft, so sei zunächst die großartige, allen modernen Anforderungen entsprechende Wasserleitung erwähnt, deren Anlagen in einiger Entfernung südlich der Stadt liegen, ferner das neben dem Stadtgarten liegende, im edeln italienischen Stile erbaute, im Innern stilvoll ausgeschmückte großartige Pierordtsbad, dessen Kosten großentheils aus den Stiftungen des Bürgers Pierordt bestritten sind; die in zahlreichen Linien die Stadt durchschneidende Pferdebahn, die bis zum benachbarten Mühlberg führt. An Wohlthätigkeitsanstalten ist Karlsruhe reich. Es sind errichtet, resp. verwaltet: A. Von der politischen Gemeinde: Armenpflege nach dem elberfelder System, Armenkinderpflege in Verbindung mit dem Frauenverein, Arbeitsschule für arme Mädchen, Spital und Kinderspital mit verschiedenen Stiftungen, Schulsparkasse in sämmtlichen städtischen Schulen. B. Von Stiftungsbehörden: Waisenhaus, Pfründnerhaus, evangelisches Diakonissenhaus mit Kinderspital und Marthashule zur Ausbildung von Dienstboten, Vincentinushaus (katholisch), israelitisches Spital, Kleinkinderschulen, Sonntagsstiftung zur Unterstützung von Töchtern gebildeter Stände. C. Von Vereinen: Männerhilfsverein mit Krankenträgercorps, evangelische Herberge zur Heimat, katholische Gesellenherberge, israelitischer Männer- und Frauen-Krankenverein, israelitischer Mädchen- und Jünglingsverein für Schulen, israelitischer Brot und Holz-Unterstützungsverein, evangelischer Krankenverein, Antibettelverein, Frauenverein mit Klinik für Augenübel und chirurgische Operationen, Krippe in Verbindung mit der Gemeinde, Suppenhaus und Volksküche, Flickschulen.

Handel und Industrie der Stadt haben sich, unterstützt durch eine nicht ungünstige Lage, besonders aber seit Erbauung der Eisenbahn, welche in zwei Linien von Mannheim hierherführt und sich nach Baden-Baden, Basel, Frankfurt a. M., Stuttgart, Straßburg abzweigt, sowie durch eine von der Stadt erbaute Linie nach Maxau mit den pfälzischen Bahnen verbunden ist, zu einer achtunggebietenden Bedeutung emporgearbeitet. Einer besondern Entwickelung haben sich die mit dem Kunstgewerbe zusammenhängenden Geschäftszweige zu erfreuen und zwar einestheils wegen der vom Hofe ausgegangenen und noch ausgehenden Anregung, anderntheils durch die vielen einschlägigen Lehranstalten: Kunstschule, Kunstgewerbeschule, Baugewerkschule, Polytechnische Schule, sowie die unter dem Protectorat der Großherzogin stehenden kunstgewerblichen Curse für Mädchen. Nach dieser Richtung seien hier erwähnt: die Möbelfabriken, welche 350 Gesellen beschäftigen, eine kunstgewerbliche Anstalt in Metall und Holz, mehrere Holzbildschnitzereien, eine Lichtdruckanstalt, mehrere Pianofortefabriken, Silberfabrik (Christofle), Anstalt für Porzellanmalerei, zwei Ofen- und Thonwaarenfabriken, Cementwaarenfabrik (90 Arbeiter), Tapetenfabrik. An sonstigen industriellen Werken sind vorhanden: Maschinen- und Locomotivfabrik, Werkzeug- und Maschinenfabrik, Wagenfabrik (150 Arbeiter), Eisengießerei, Geschützgießerei, zwei Nähmaschinenfabriken, Pauspapierfabrik, Tabackfabrik, Metallpatronenfabrik (137 Arbeiter), Bier- und Malzfabrik, Bier-, Malz- und Kunsthefefabrik, önologische Anstalt, chemische Fabrik (75 Arbeiter), mehrere Bau- und Wagenfabriken, Dachpappenfabrik, Telegraphenbau- und Vernickelungsanstalt, Fabrikation von Stärke, Spielkarten, Lederwaaren, Glacéhandschuhen (100 Arbeiter), Parfümerien und Seifen. Die zum graphischen Gewerbe gehörenden Anstalten sind: 3 Kunstverlagshandlungen, 4 Musikalien- und Kunsthandlungen, 11 Buchhandlungen, 14 Buchdruckereien und 12 Steindruckereien. Es erscheinen hier die Karlsruher und die Badische Landeszeitung sowie mehrere Zeitschriften.

Die Umgebungen von Karlsruhe bieten zwar keine großartigen oder romantischen Naturschönheiten, was aber Anmuth und Lieblichkeit in Park und Wald betrifft, so dürften wenige größere Städte sich mit ihm messen können. Der Hardtwald, in den es gleichsam eingebettet ist, gleicht einem einzigen ungeheuern Park, der, mit allen Reizen einer üppigen Waldung ausgeschmückt, von zahllosen, bald breiten, mannichfaltige Aussichten eröffnenden Wegen, bald schmalen, idyllischen Fußpfaden durchzogen ist. Dabei gewähren die breiten, sämmtlich auf das Schloß auslaufenden Alleen die zuverlässigste Orientirung, sodaß jede Besorgniß einer Verirrung vollständig ausgeschlossen ist. Vergnügungsorte in der Umgebung sind: Mühlburg, wohin die Eisenbahn und Pferdebahn führt, Beiertheimer Bad, Durlach, Maxau mit Rheinbädern (Straßeneisenbahn) u. a.

Der Ursprung von Karlsruhe führt sich auf ein Jagd- und Lustschloß zurück, zu welchem der ritterliche und allem Schönen huldigende Markgraf Karl Wilhelm am 17. Juni 1715 den Grundstein legte, theils um nach seinen anstrengenden Jagden ungestörter Ruhe pflegen, theils auch um seiner Baulust, welcher die durlacher Bürger Schwierigkeiten in den Weg legten, Genüge leisten

zu können. Ein drei Monate später vom Markgrafen erlassener und in verschiedenen Ländern verbreiteter, Freiheiten und Vergünstigungen versprechender Aufruf lockte Ansiedler aus Preußen, Polen, Frankreich, Italien u. s. w., sowie aus dem Inlande herbei, sodaß der Ort im J. 1720 schon über 2000 Bewohner zählte. Im J. 1780 waren zwar erst 3000 vorhanden, 1815 war die Zahl aber bereits auf 15,128, im J. 1852 auf 24,300, im J. 1867 auf 32,000, im J. 1875 auf 42,768 und 1880 auf 49,281 gestiegen, unter denen sich 26,478 Protestanten, 20,913 Katholiken, 1689 Juden und 201 sonstiger Religionen befanden. Diese Zahlen bekunden ein Wachsthum, dessen sich sonst nur Städte, die den Mittelpunkt eines großindustriellen und bergbaulichen Districts bilden, rühmen können. Entsprechend der Jugend der Stadt ist ihre Geschichte nicht reich an bedeutenden Momenten. Mit dem Regierungsantritte des Großherzogs Karl Friedrich im J. 1748 ward Karlsruhe bleibende Residenz. Im J. 1796 ward die Stadt vorübergehend von den Franzosen besetzt. Am 28. Febr. 1847 brannte das Hoftheater ab, wobei 60 Menschen ums Leben kamen (Denkmal auf dem alten Friedhofe). Am 13. Mai 1849 bricht ein Militäraufstand aus, der Großherzog flieht, kehrt aber am 18. Aug. wieder in die Residenz zurück, nachdem am 25. Juni die Stadt von den Preußen besetzt worden war. Einen neuen bedeutenden Aufschwung nahm Karlsruhe unter der Regierung des ebenso um das Volkswohl wie um Wissenschaften und Künste hochverdienten Großherzogs Friedrich, der 1852 die Regierung antrat. Von den Eisenbahnen wurde die Strecke Heidelberg-Karlsruhe am 10. April 1843, die Strecke Karlsruhe-Rastatt am 1. Mai 1844, Mannheim-Karlsruhe am 4. Aug. 1870, Karlsruhe-Maxau am 5. Aug. 1862 eröffnet. (*A. Schroot.*)

KARLSSCHULE (die hohe), war der Name einer vom Herzog Karl Eugen von Würtemberg gegründeten Lehr- und Erziehungsanstalt, welche von 1770 bis 1794 bestanden hat. Aus unscheinbaren Anfängen hervorgegangen, hat diese Anstalt in kurzer Zeit einen solchen Ruf erhalten, daß ihr aus allen Gegenden Europas Zöglinge zuströmten, welche auf ihren Namen „Karlsschüler" das ganze Leben hindurch stolz waren.

Karl Eugen, ein prachtliebender und in seinen späteren Jahren für das Wohl seiner Unterthanen besorgter Fürst, hatte den Plan gefaßt, für seine großartigen Bauten und Anlagen wohlfeilere Arbeitskräfte aus dem eigenen Lande sich heranzubilden. Zu dem Ende wurde am 5. Febr. 1770 auf dem wenige Jahre zuvor erbauten Lustschlosse Solitüde zwischen Stuttgart und Leonberg eine Schule eröffnet, in welcher zunächst arme Knaben im Alter von 13—15 Jahren, meist Soldatenkinder, „durch fähige Unteroffiziere im Lesen, Schreiben, Rechnen und Christenthum", die älteren auch im Zeichnen und in der Geometrie unterrichtet und daneben zu Baudiensten und Gartenarbeiten angeleitet werden sollten. Die Aufsicht über diese „Garten- und Stuccatorknaben" wurde dem Inspector der Gärten auf der Solitüde, Hauptmann Seeger, übertragen, welcher, später zum Obersten und Generaladjutanten des Herzogs ernannt, die Karlsschule bis zu ihrer Aufhebung geleitet hat. Seeger war der Sohn eines protestantischen Geistlichen und anfänglich zur gleichen Laufbahn bestimmt, sodaß er, theologische und militärische Bildung in sich vereinigend, der richtige Mann war zur Leitung einer solchen Anstalt.

Nach wenigen Monaten stieg die Zahl der Zöglinge auf 42, welche zum Theil für die Zwecke des Orchesters und des Ballets bestimmt waren, und unter die Lehrfächer wurde das Französische sammt Geschichte und Geographie aufgenommen. Am 14. Dec. 1770 kamen weitere 50 arme und meist verwaiste Soldatenkinder hinzu, zu denen bald noch 61 andere sich gesellten, die Anstalt wurde „Militärisches Waisenhaus" genannt und der 14. Dec. später als Stiftungstag der ganzen Akademie angesehen und gefeiert. Diese später aufgenommenen Kinder, die zum Theil erst fünfjährig waren, sollten zu tüchtigen Handwerkern herangebildet und darum nur in den Fächern der Volksschule unterrichtet werden. Doch konnten die besten derselben auch in die höhere Abtheilung aufrücken.

Aber schon am 11. Febr. 1771, dem Geburtstage des Herzogs, erhielt die Anstalt den Namen „Militärische Pflanzschule", in welcher neben den beiden bisherigen Stufen auch „Cavaliers- und Offizierssknaben zu künftigen Ministerial- und Kriegsdiensten" vorbereitet werden sollten. Die Zahl „der Lehrmeister" wurde vermehrt und das Latein zum Mittelpunkt des Unterrichts gemacht. Daneben sollte diese dritte Abtheilung in Französisch, Religion, Geschichte, Geographie, Rechnen und Zeichnen, sowie im Tanzen, Reiten und Fechten unterrichtet werden. Und da der Herzog diese Abtheilung ganz besonders zu fördern wünschte, so wurden in den Jahren 1771 und 1772 die armen Waisen nach und nach den Waisenhäusern des Landes übergeben oder zu Handwerkern in die Lehre gebracht, während die Abtheilung „Garten- und Stuccatorknaben" zwar stets bei der Anstalt blieb, aber später mit der im Jahre 1761 gestifteten Académie des arts unter dem Namen „Künstler" vereinigt wurde. Die Zahl der Zöglinge nahm jetzt bedeutend zu und betrug Ende 1772 etwa 350, theils Adelige, theils „Offiziers- und Honoratoriumsöhne", darunter schon Ausländer. Die steigende Frequenz forderte auch die weitere Vermehrung der Lehrkräfte, welche der Herzog aus der Zahl der begabtesten jungen Theologen in Tübingen entnahm. Dieselben mußten zuvor in Anwesenheit des Herzogs von Professoren des stuttgarter Gymnasiums sich prüfen lassen, und der Fürst selbst wählte die ihm am tauglichsten erscheinenden aus. Dadurch verschaffte er sich ein Lehrercollegium, welches mit Begeisterung auf seine Pläne einging und der Anstalt den wissenschaftlichen Charakter gab und bewahrte.

Die schöpferische Lust des Herzogs wurde durch die bei den Prüfungen zu Tage tretenden glänzenden Erfolge seiner „lieben Kinder" noch mehr gesteigert, und er beschloß, um die Zöglinge nicht an das obere Gymnasium in Stuttgart und später an die Universität abgeben zu müssen, sowol die gesammte Gymnasialbildung als auch einige akademische Fächer in den Lehrplan der Anstalt

aufzunehmen. Die Schule erhielt im März 1773 den Namen „herzogliche Militär- und Ritterakademie", doch ist sie niemals weder eine eigentliche Akademie noch bloße militärische Akademie gewesen. Auch kann man diesen Namen wol kaum auf den militärischen Charakter der Hausordnung beziehen. Aus den Reihen der älteren Zöglinge wurde eine militärische Abtheilung zusammengestellt, die in Mathematik und in militärwissenschaftlichen Fächern unterrichtet wurde, und die bald für eine der vollkommensten Kriegsschulen Europas galt, aus welcher die bedeutendsten Offiziere des In- und Auslandes hervorgegangen sind. In demselben Jahre 1773 wurde im Interesse der Herstellung einer „egalen Cultur" für die leitenden Klassen der Bevölkerung der Karlsschule eine Abtheilung „Cameralisten" beigefügt, um die „Menschenklasse der Schreiber", worunter man Finanzbeamte verstand, die bisher nur die Trivialschule besucht und dann praktisch „fabrikmäßig" gebildet wurden, auch wissenschaftlich auszubilden, da nach des Herzogs Wahrnehmung die „Schreiber" einer einseitigen Verkennung des Werthes geistiger Güter eher verfielen als alle andern Beamten. Gleichzeitig wurde eine Abtheilung „Jäger" (Forstleute) errichtet. Diese Abtheilungen wurden anfangs hauptsächlich nur in realistischen Fächern unterrichtet, besuchten aber später wieder den Unterricht der „studirenden Abtheilungen". Als nun im J. 1774 eine „juristische" Abtheilung gegründet wurde (der zuerst auch Schiller angehörte), da kam es zu Conflicten mit dem landständischen Ausschuß, welcher eine zu starke Belastung des kleinen Landes und den Untergang der Universität Tübingen befürchtete. Der Herzog verfolgte indeß seinen Plan, und als im November 1775 die Schule nach Stuttgart übersiedelte, da wurde auch durch Einfügung der „medicinischen" Abtheilung das Werk des Fürsten im eigentlichen Sinne vollendet. Es kamen allerdings später noch einige andere Abtheilungen, wie „Handlungswissenschaft", dazu. Insbesondere ist es die medicinische Facultät gewesen (Schiller wurde dahin versetzt), welche einen raschen Aufschwung nahm, indem sie mit den gewaltigen Fortschritten auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zu jener Zeit beständig Schritt hielt. Sie hat zum Ruhm der Anstalt am meisten beigetragen. Und da die Philosophie als gemeinsame Grundlage aller Studien bereits gelehrt wurde, die Theologie aber ausgeschlossen blieb (die Prälaten mistrauten dem katholischen Herzog), der äußere Rahmen der Anstalt also vollendet war, so konnte nunmehr an den innern Ausbau der Akademie gegangen werden. Während nämlich bisher, dem ursprünglichen Plane des Herzogs entsprechend, eine Trennung der Schüler nach ihrer Berufsbestimmung nicht früh genug erfolgen konnte, da man glaubte, der spätere Offizier, Beamte u. s. w. müsse schon vor Beginn seiner eigentlichen Fachstudien auf dieselbe vorbereitet werden, so wurden jetzt höhere Vorbildungsklassen errichtet, welche später „philosophische Abtheilungen" genannt wurden und den obern Gymnasialklassen entsprachen. Dadurch wurden die allgemein bildenden Fächer zur eigentlichen Grundlage für die Ausbildung der Zöglinge vor dem Beginn des Fachstudiums gemacht, und diese Maßregel hat hauptsächlich die Erfolge der Karlsschule herbeigeführt. Da nun auch diese erweiterte und reorganisirte Anstalt in den weitern Räumen eines für militärische Zwecke erbauten Hauses in Stuttgart die entsprechenden Unterrichts- und Wohnlocale fand, da wurde sie erst recht im Auslande bekannt und immer mehr fremde Zöglinge konnten aufgenommen werden. Dieser Umstand war in ökonomischer Hinsicht wichtig. Bisher waren alle Schüler auf Kosten des Herzogs aufgenommen worden, sie hatten, die ärmsten ausgenommen, nur ihre Ausrüstung zu bestreiten. Dafür mußten sie sich durch älterlichen Revers zum Dienste des Herzogs verpflichten. Die Ausgaben für die Anstalt waren deshalb beträchtlich und um diese Zeit auf mehr als 60,000 fl. jährlich gestiegen. Aus den Ausländern wurde nunmehr eine Klasse „Pensionaires" gebildet, die nach Alter und Verhältnissen 150—500 fl. jährlich für Kost, Wohnung und Unterricht zu bezahlen hatten. Dadurch wurde wenigstens einigermaßen den Beschwerden der Landstände begegnet.

Die Zöglinge der Anstalt wurden von achtzig Professoren und Lehrern unterrichtet. Sie waren in vierundzwanzig Divisionen vertheilt, die wiederum zwei Hauptklassen zählten, Adelige und Bürgerliche oder Cavaliere und Eleven. Das Leben und Treiben der Zöglinge war durchweg militärisch geregelt. Sie wurden zum Aufstehen und Schlafengehen, zu Tisch und zum Gebet commandirt. Die Uniform bestand aus einem Rock von stahlgrauem Tuch mit Aufschlägen von schwarzem Manchester, aus weißen Beinkleidern und aus einem dreieckigen Hute, die Adligen trugen außerdem silberne Achselschnüre und silberne Borten am Hute. Alle trugen Zöpfe, eine kleine gepuderte Locke auf der Seite, Halsbinden von schwarzem Leder, glatte Manschetten und weißmetallene Schnallen. Im Sommer wurden weißbaumwollene Strümpfe und Schuhe getragen, im Winter Stiefel und Strümpfe aus Schafwolle. Der Paradeanzug hatte mehrere Grade. Die in der Pomade- und Zopfzeit besonders nothwendige Säuberung der Köpfe von Ungeziefer wurde bei den jüngeren Zöglingen in eigenen Kämmstuben „durch zwei alte Weibspersonen" und unter militärischer Controle vollzogen. Die Nahrung der Zöglinge bestand aus Suppe (morgens, mittags und abends), Rindfleisch, Gemüse, Ragout, Gebackenem und Obst. Das Ragout, „Extra" genannt, war den jungen Leuten zuwider. Mittags erhielt jeder Zögling einen halben Schoppen Wein mit Wasser, Abends nur Wasser. Der Küchenmeister war streng controlirt, obgleich es, da z. B. das Suppenbrot von den Weibern im Spital zugeschnitten wurde, nicht immer am reinlichsten zugehen konnte. War der Herzog in Stuttgart, so pflegte er seine Anstalt fast täglich zu besuchen, dem Unterrichte anzuwohnen, die Fleißigen zu loben und die Trägen zu strafen. Hatte ein Zögling sich vergangen, so wurde sein Fehler auf einem Quartblatte bemerkt, und dieses „Billet" mußte der Betreffende dem Herzoge oder dem Intendanten überreichen. Je nach der Art des Vergehens kam der Zögling mit einem Verweis davon, oder er mußte, das Billet im Knopfloche

tragend, beim Abendessen stehen, wurde in den Carcer gesperrt und, wenn noch ein Knabe, auch mit der Ruthe gezüchtigt. Letzteres geschah durch einen Aufseher in Gegenwart eines Offiziers und der Zöglinge der betreffenden Abtheilung. Die Belohnungen der Karlsschüler bestanden in silbernen Medaillen von verschiedener Schwere, die auf der Vorderseite das Bild des Herzogs trugen, auf der Rückseite die Symbole der Wissenschaft, darin der Preisträger sich ausgezeichnet. Im J. 1771 hatte der Herzog einen Orden gestiftet für die Zöglinge, welche bereits vier Medaillen erhalten hatten. Er war von Bronze und wurde an einem gelben Bande getragen; seine Inhaber hießen „Chevaliers". Wer acht Preise erhalten, wurde von 1773 an unter die Großkreuze dieses Ordens aufgenommen. Außerdem trugen diese „Grand Chevaliers" einen in das Kleid gestickten Stern mit der Inschrift „Emulation". Besonders fleißige Schüler durften mit dem Herzog ausfahren und wurden häufig nach Hohenheim eingeladen, wo der Fürst später residirte.

Am 7. April 1777 kam Kaiser Joseph II. auf der Durchreise nach Stuttgart, besuchte die Karlsakademie, wohnte den Vorlesungen bei und unterhielt sich mit den Zöglingen. Die Anstalt machte einen so vortheilhaften Eindruck auf den Monarchen, daß er nach seiner Rückkehr den Grafen Kinsky beauftragte, dieselbe einer eingehenden Prüfung zu unterziehen. Die Folge dieser Prüfung war, daß der Kaiser durch Diplom vom 22. Dec. 1781 in Berücksichtigung „des löblichen Eifers, mit dem der durchlauchtige Karl, Herzog zu Würtemberg, in seiner Residenzstadt Stuttgart eine Akademie zur Ehre Gottes und zum Nutzen des gemeinen Wesens errichtet hat", die herzogliche Militärakademie zur kaiserlichen privilegirten Universität erhob und mit allen Rechten und Freiheiten einer Hochschule ausstattete. Die Anstalt erhielt den Namen „Karl's Hohe Schule" und nahm den Charakter einer eigentlichen Universität an. Es wurden sechs besondere Facultäten errichtet: die juristische, medicinische, philosophische (philologische), militärische, ökonomische und die Facultät der freien Künste. Auch wurden nunmehr Studirende aus der Stadt, „Oppidaner", zugelassen, was vorher nur ausnahmsweise gestattet war. Diese Oppidaner waren anfangs meist älter als die Zöglinge und besuchten nur die akademischen Vorträge, bald aber wurden, wol aus ökonomischen Gründen, auch in alle Abtheilungen Oppidaner aufgenommen. Durch diese Maßregel war es den Aeltern, welche mit der militärischen Hausordnung sich nicht befreunden konnten, möglich gemacht, ihre Söhne den Unterricht der berühmten Anstalt genießen zu lassen. Zwischen 1783 und 1793 weist die Liste der „Stadtstudirenden" über 700 Namen auf, darunter gegen 200 aus Stuttgart selbst. Aber nun wurde der Widerspruch der Landstände und der Tübinger von neuem und heftiger denn vorher erregt. Man machte mit Recht geltend, daß das kleine Herzogthum nunmehr zwei Universitäten habe, die gegenseitig sich zu Grunde richten, weshalb Abhülfe geschaffen werden müsse.

Von größerer Bedeutung war jedoch der Umstand, daß durch die Aufnahme der Externen das Princip der Karlsschule durchbrochen worden war, welches ihre Erfolge gesichert hatte. Sollten doch alle Zöglinge Glieder des Hauses und dessen Ordnungen und Gesetzen unterworfen sein, sollten sie doch gleichsam eine große, geschlossene Familie (die „liebsten Kinder") bilden, eine Familie, deren einzelne Mitglieder man in und außerhalb der Schule stets in der Hand hatte, die also gleichmäßig gefördert werden konnten. Nun drangen in diese festgefügte Einheit fremde Elemente ein, die wol unter die Gesetze der Anstalt sich fügen mußten, während sie den Unterricht besuchten, sonst aber außerhalb der Anstaltsdisciplin standen. Das konnte auf die Dauer nicht ohne schädigenden Einfluß auf die internen Zöglinge bleiben, und so kam es, daß die Anstalt zwar noch lange einen berühmten Namen trug, aber in den letzten Jahren ihres Bestehens doch mehr von den Erfolgen der früheren Zeit zehrte, als daß sie neue Lorbern ihrem alten Ruhmeskranze beigefügt hätte. Dazu trug auch namentlich der Umstand bei, daß die eiserne Willenskraft des Herzogs mit dem zunehmenden Alter des Fürsten nachließ, daß die Professoren nicht mehr mit der fortschreitenden Wissenschaft Schritt halten konnten, und daß überhaupt der Geist der Zeit, am Vorabend der Französischen Revolution, ein ganz anderer geworden war, als er zur Zeit der Gründung der Anstalt gewesen. Zwar suchte man den alten Ruhm zu erneuern, aber die Versuche blieben fruchtlos. Als Schiller im J. 1793 von Jena aus die Karlsschule besuchte, empfing er den Eindruck, daß die Akademie ein wenig stehen geblieben sei.

Die Karlsschule ging mit dem Tode ihres Schöpfers und geistigen Leiters ebenfalls zu Grunde; dies ist nicht bloßer Zufall, sondern vielmehr eine Naturnothwendigkeit gewesen. Sie hatte durch Herzog Karl ihr Leben erhalten, er war stets der belebende Odem derselben gewesen, wurde ihr dieser Odem entzogen, dann konnte auch sie nicht mehr bestehen — oder sie hätte etwas ganz anderes werden müssen. Am 24. Oct. 1793 war Herzog Karl Eugen in Hohenheim gestorben, und schon am 4. Jan. 1794 wurde von seinem Nachfolger Ludwig Eugen die Aufhebung der Karlsschule auf Ostern desselben Jahres angeordnet. Der neue Herzog hatte die Stiftung des Bruders nie geliebt und sie nie besucht, die Zöglinge wurden entlassen, die Professoren theils pensionirt, theils ans Gymnasium oder nach Tübingen versetzt, die Räumlichkeiten der Akademie später theils zu Wohnungen für Hofbeamte, theils zu Stallungen verwendet — olim musis, nunc mulis.

Diese einzigartige Anstalt ist vor allem durch ihre Universalität höchst merkwürdig; indem sie Schüler vom frühesten Knaben- bis zum reiften Jünglingsalter unterrichtete, umfaßte sie die Disciplinen der Elementarschulen, der Real- und humanistischen Gymnasien wie der Universität, wozu noch die Kriegsschule und alle andern höheren Fachschulen kamen. Da mußte denn auch, wenn unter der Vielheit die Einheit nicht nothleiden sollte, die Organisation eine entsprechende sein. Nach außen hin konnte wol nur die stramme, militärische Zucht am Platze sein, wenn sie auch dem Begriffe der akademischen Freiheit

widersprach: nach innen mußte ein gemeinsamer Boden gefunden werden, auf welchem die bleibenden Resultate der einzelnen Fachstudien gesammelt werden konnten, um sie geläutert und vertieft wieder zurückzugeben, damit sie erst recht geistiges Eigenthum ihrer Träger seien. Und dieses centrale Fach waren nicht die alten Sprachen, es war vielmehr die Philosophie, aber keine abstracte Schulweisheit mit ihren Definitionen und Paragraphen, sondern die Philosophie des gesunden Menschenverstandes, welche den Schüler „nach und nach zum Selbstdenken, zum vernünftigen Raisonnement, zum geschickten Ausdruck und zum verständigen Lesen der Bücher" gewöhnen sollte, indem sie von der Geisteswelt der Zöglinge selbst ausging und diese vertiefte und erweiterte. Dadurch gingen die verschiedenen Wissenschaften in Fleisch und Blut der Schüler über, und es wurde der Akademie bald zur hohen Ehre angerechnet, daß sie denkende Menschen erziehe und zwar nicht blos einzelne hervorragende Geister, die auch ohne sie groß geworden wären, sondern eine Reihe tüchtiger Soldaten und Beamten, die der Stolz ihres engeren und weiteren Vaterlandes geworden sind (17 Minister und 33 Generale u. a. m.). Sie hat dadurch das Maß der allgemeinen Bildung erhöht und das Kapital geistiger und sittlicher Anschauungen um ein Bedeutendes vermehrt. Auf ihre Schattenseiten einzugehen, ist hier nicht der Ort; sie ergeben sich zum Theil aus ihrer Geschichte; der Stifter der Anstalt stand in dem, was er wollte, vielfach über seiner Zeit, darin, wie er es wollte, war er eben auch noch ein Kind seiner Zeit. So berührten sich in dieser Schöpfung alte und neue Zeit, sie war das Product einer Uebergangsperiode, das verschwinden mußte, als die neue Zeit kam. Aber geholfen zu haben sie herbeizuführen, das ist das bleibende Verdienst der Karlsschule, und es ist ein ebenso ruhmvolles als wahres Zeugniß für diese Schule, wenn Spittler von ihr sagt: „Der herrliche Segen der Aufklärung und neuen Thätigkeit, der von der stuttgarter hohen Schule ausfloß, wird auch nach ihrer Erlöschung ein volles Menschenalter hindurch in allen Collegien des Landes und im ganzen Geist der allgemeinen Gesinnungen fühlbar bleiben, weil Lehrer und Schüler, die sich umschlungen von den Banden dieser in ihrer Art einzigen Anstalt zusammen und wechselsweise gebildet haben, nach und nach in alle Aemter eingerückt sind, auf deren Besetzung und Art der Verwaltung die Erhaltung des öffentlichen Geistes beruht."

Vgl. Wagner, Geschichte der Hohen Karlsschule (3 Bde., Würzburg 1856—1858); Klaiber, Der Unterricht in der ehemaligen Hohen Karlsschule (Stuttgart 1813); Euler, Die Hohe Karlsschule (Stuttgart 1882).

(Prof. Höchstetter.)

KARLSTADT (slawisch Karlovac, ungar. Karolyváros), königl. Freistadt und Festung im kroat. Comitate Agram, am Einflusse der Korana und Dobra in die Kulpa, welche hier schiffbar wird, und mittels Eisenbahn mit Agram und Fiume verbunden. Sie war vor Auflösung der Militärgrenze Hauptmilitärort der kroatischen Grenze und ist Sitz eines griechisch-orientalischen Bischofs; sie besteht aus der Festung, der innern Stadt und der Vorstadt Dubovac. Sie hat mehrere Kirchen, darunter die griechisch-orientalische Kathedralkirche, ein Franziskanerkloster, ein kathol. Gymnasium, eine Realschule und eine griechisch-orientalische Lehrerpräparandie. Die Industrie ist unbedeutend, nur kleine Flußfahrzeuge werden daselbst gebaut, der Speditionshandel, namentlich mit Wein, Getreide und Mehl, ist lebhafter. Die Wochenmärkte sind sehr besucht. Die Civilbevölkerung beträgt (am Ende des J. 1880) 5824 Seelen, davon 2881 männlichen, 2948 weiblichen Geschlechts. Von diesen bekennen sich 4984 zur römisch-katholischen, 575 zur griechisch-orientalischen Kirche, die Anzahl der Israeliten beträgt 230; der Sprache nach sind 4730 Serben und Kroaten, 588 Slovenen, 107 Magyaren und 252 Deutsche.

(J. Hunfalvy.)

KARLSTADT, bairische Bezirksstadt im Bezirksamte und Amtsgerichte Karlstadt (Reg.-Bez. Unterfranken), mit katholischer Pfarrei und Dekanat im Bisthume Würzburg, liegt am rechten Mainufer an der Poststraße nach Hammelburg, Brückenau, Fulda und an der Eisenbahnlinie Würzburg-Aschaffenburg. Das alterthümliche, fünf Stunden von Würzburg gelegene, mit Mauern und Warten umgebene Städtchen hatte (1880) 2440 Einwohner, drei Kirchen (voran die große gothische Pfarrkirche), gute Schulen, ein Benefiziat, ein Kapuzinerkloster, ein Bürgerspital, ein Bezirksamt, ein Amtsgericht, ein Notariat, ein Rentamt und eine Post- und Eisenbahnexpedition.

Mit der Geschichte der Stadt sind die Schicksale der jenseit des Mains stromabwärts auf steiler Felshöhe emporragenden Karlsburg, an deren Fuße das katholische Pfarrdorf Karlsburg (mit 867 Einw., einer Kirche und Schule) liegt, eng verbunden. Der Sage nach soll Karlstadt und die Karlsburg Entstehung und Benennung Karl dem Großen verdanken; die Burg wird jedoch schon 754 erwähnt, und der Historiker Joh. Georg von Eckhart (gestorben 9. Febr. 1730 und in der Pfarrkirche zu St.-Peter in Würzburg begraben) stellte die Vermuthung auf (Ostfranken I., 376), daß Karl Martell sie als Schutzwehr gegen die beständigen Einfälle der Thüringer erbaut habe, worauf sie von Karlmann dem neugestifteten Bisthume Würzburg zugewendet worden sei. Im Jahre 793 verweilte dort Karl der Große auf seiner Fahrt von Würzburg nach seinem Kaisersitze auf der Salzburg. Im J. 1232 veräußerte Bischof Hermann von Lobdenburg verschiedene zur Karlsburg gehörige Güter an die Commende des Deutschherrenordens zu Würzburg. Das Alter der Stadt Karlstadt läßt sich nicht genau bestimmen, doch schon 1277 wird sie als civitas bezeichnet. Im J. 1290 stellte Bischof Mangold den Grafen Ulrich von Hanau als Burgmann der Karlsburg auf. Die von Grumbach hatten Eigenleute in Karlstadt, welche sie 1339 um 1000 Pfd. Heller dem Hochstifte überließen. Die weitere Geschichte der Stadt und der Karlsburg weist dagegen nichts als Verpfändungen, Verkauf, Borggeschäfte von seiten des Hochstifts auf. Im Kriege der Municipalstädte gegen Bischof Erhard im J. 1440 besetzten die Bürger Karlstadts die nahe Burg und händigten sie erst nach Aussöhnung des Bischofs mit den Städten wieder

aus. Dasselbe geschah bei dem Zwiste zwischen Bischof Johannes von Brume und den Bürgern von Würzburg, doch diesmal zu Gunsten des Bischofs. Karlstadt hielt sich tapfer gegen die Grafen von Wertheim, die mit den Würzburgern herangezogen waren und zwei Tage lang die Mauern erfolglos beschießen ließen. Bei Beginn des Bauernkriegs schienen die Karlstädter entschieden bischöflich gesinnt; doch als die Karlsburg in Vertheidigungszustand gegen die Empörer gebracht werden sollte, weigerten sich die Bürger, die Besatzung selbst zu verstärken, und bald machten sie mit den Bauern von Erlabrunn und den übrigen umliegenden Ortschaften gemeinsame Sache und die Karlsburg wurde niedergebrannt. Doch im August 1525 mußte sich Karlstadt dem Bischofe Konrad auf Gnade und Ungnade ergeben, und mehrere Rädelsführer wurden enthauptet. Besonders berühmt ist aber Karlstadt als Geburtsstätte des Andreas Bodenstein, genannt Karlstadt oder Carolostadius (geboren 1480, gestorben zu Basel 1541), des radicalen Parteigängers der Reformation. Zu Karlstadt ist auch geboren der Mathematiker Joh. Schoner, Schüler und Freund Melanchthon's, sowie der Historiker Mich. Beuther, ebenfalls ein Zögling der wittenbergischen Reformatoren. Während in Würzburg im J. 1563 die Pest furchtbar hauste, wurde Karlstadt unter Bischof Friedrich von Wisberg der Sitz der bischöflichen Regierung. Im Dreißigjährigen Kriege wurde es von den Schweden eingenommen und stark befestigt, aber nach der Schlacht bei Nördlingen von den Kaiserlichen für den Bischof wieder erobert. Nach der Säcularisation wurden die Oberämter aufgehoben und die Unterämter neu organisirt, infolge dessen die Besitzungen des Staats von jenen der Privaten und besonders des Julius-Hospitals in Würzburg gesondert wurden. Der Staat verkaufte darauf 1806 die Burgruine Karlsburg mit der nächsten Umgebung, die nun in Weinberge und Fruchtgärten umgewandelt ist. (*Ferdinand Moesch.*)

KARLSTADT (Carlstadt), mit dem eigentlichen und vollen Namen: Andreas Rudolph (oder Rudolphi[1]) Bodenstein, zu Karlstadt (Carlstadt) in Franken, wahrscheinlich einige Jahre vor Luther, geboren.[2]) Nach der ersten wissenschaftlichen Vorbildung ging er nach Rom, wo er kanonisches Recht und scholastische Theologie studirte, hierauf an eine andere auswärtige Universität, welche ihn zum baccalaureus biblicus creirte, 1504 nach Wittenberg, wo er an der neuen Hochschule 1508 baccalaureus sententiarum, 1509 baccalaureus formatus, 1510 licentiatus theologiae und in demselben Jahre doctor theologiae wurde. Im J. 1513 erhielt er hier eine ordentliche theologische Professur und zugleich, zur Sicherung eines auskömmlichen Gehalts, das Archidiaconat an der dortigen Stiftskirche. In einer 1508 gehaltenen Rede lobt an ihm der berühmte Jurist Christian Scheurl die große Gelehrsamkeit und Bescheidenheit; ein noch glänzenderes Zeugniß stellt ihm der frankfurter Theolog Konrad Wimpina 1514 oder bald nachher aus.[3]) Sicherlich war er nach dem Geschmacke seiner Zeitgenossen ein sehr gelehrter Scholastiker, als welcher er damals mehrere Schriften edirte, wie: De intentionibus pro vera opinione St. Thomae, 1507. De formalitatibus Thomistarum, Quaestiones in libros metaphysicos Aristotelis. In seiner Vielgeschäftigkeit hielt er auch Vorlesungen über Scotus; obgleich man ihn unter die Thomisten zählte, erklärte er das Kirchenrecht, gab er Epigramme heraus. Der ihm von Scheurl nachgerühmten Bescheidenheit widersprechen indeß seine Amtsgenossen an der Stiftskirche, welche sich 1515 beklagen, „es wolle niemand mit ihm gern zu thun haben seines Gezänkes halber.“[4])

Nachdem er 1515 eine zweite Reise nach Rom, wo er fast ein Jahr lang sich aufhielt, unternommen hatte, sah er sich bei seiner Rückkehr nach Wittenberg in einen stark umgewandelten theologischen Ideenkreis versetzt, zumal hier seit 1512 Luther die Scholastik und den Aristoteles durch das Studium der Bibel und des Augustin siegreich zu verdrängen gesucht hatte. Er machte daher anfangs gegen diese neue Bewegung und ihren Urheber eine heftige Opposition, gab diese indeß bald auf und bekehrte sich zum Augustinismus, wie dies besonders seine am 26. April 1517 angeschlagenen 152 Thesen zeigen, welche De natura, lege et gratia contra Scholasticos et communem usum handelu und Luther's entschiedenen Beifall fanden.[5]) Dieser schreibt hierüber an den Rechtsgelehrten Chr. Scheurl in Nürnberg unterm 6. Mai 1517[6]): „Sunt nisi fallor, haec jam non Ciceronis paradoxa, sed Carolstadii nostri, imo Sancti Augustini, Ciceronis tanto mirabiliora et digniora, quanto Augustinus, imo Christus, Cicerone dignior est. Arguent autem ista paradoxa omnium eorum vel negligentiam vel ignorantiam, quibuscunque fuerint visa magis paradoxa, quam orthodoxa: ne dicam de iis, qui ea potius cacodoxa impudenti temeritate judicabunt, quoniam nec Augustinum, nec Paulum legunt, aut ita legunt, ut non intelligant seque et alios secum negligant ..... Benedictus Deus, qui rursum jubet de tenebris splendescere lumen.“[7]) — Es liegen Gründe zu der Annahme vor, daß Karlstadt nicht lediglich aus innerer Ueberzeugung zu dieser Wandlung kam, sondern daß Rücksichten auf Einbuße an persönlichem Einflusse und pecuniären Vortheilen mitwirkten. So klagt er in damaligen Briefen an Spalatin über seine geringe Besoldung und bewirbt sich bei dem Kurfürsten wiederholt um ein höher dotirtes Amt. Indeß ergibt sich aus den genannten Briefen zugleich, daß seine innere Ueberzeugung sich immer mehr der Richtung

1) So schreiben den Vornamen Seckendorf in seiner Hist. Lutheranismi p. 72 und Ed bei B. E. Löscher in dessen „Vollständigen Reformat.-Acten“ 1720 fg.) III, 626. 2) Erbkam in Herzog's Real-Encykl. für protestant. Theologie und Kirche VII (1857), 395. Er selbst schrieb sich auch Karolstadt.

3) Ebenda S. 396 mit dem näheren Nachweise. 4) Ebenda S. 396. 5) Ebenda. 6) Luther's Briefe von de Wette I, 55. 7) J. C. L. Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte (1840) III, 1, S. 19.

Luther's zuwandte, besonders nach der mystischen Seite hin; Tauler's Schriften, die deutsche Theologie, Augustin's Prädestinationslehre führten ihn immer stärker zu einer Entäußerung seiner selbst, obgleich ihm hierbei Luther's tief eingreifende religiöse Gewissenserfahrungen abgingen. Er gab sich mehr und mehr dem Einflusse und der Leitung seines im Vordergrunde stehenden berühmten Mitkämpfers hin, trug aber nicht wie dieser in sich das rechte Bewußtsein von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben und überließ sich in seiner mystischen Anschauung zu sehr der Passivität des menschlichen Willens.[8])

Bei der leipziger Disputation, welche bereits in Augsburg zwischen Luther und Eck derart verabredet worden war, daß von wittenberger Seite Karlstadt auftreten sollte — worein dieser laut eines Briefes von Luther unterm 15. Nov. 1518 an Eck willigte —[9]) und welche vom 27. Juni bis zum 16. Juli 1519 währte[10]), vertheidigte Karlstadt gegen den ihm formell überlegenen ingolstadter Doctor die Augustinische Lehre vom menschlichen Willen, während Luther, welcher gegen seine ursprüngliche Absicht von dem gewandten Strategen mit in den Kampf hineingezogen wurde, den Primat des Papstes als Streitobject behandelte. Ueber diese Disputation sagt Luther in einem Briefe vom 7. Febr. 1519 u. a.: „Eccius noster .... gloriae edidit schedulam, disputaturus contra Carlstadium Lipsiae post Pascha. Est homo insulsa obliquitate, suae jam diu in me conceptae invidiae satisfacturus, in me et meā ruit scripta, alium (Karlstadt) nominans contrectatorem, alium Lutherum autem invadens tractatorem".[11])

Indem Karlstadt mit steigender Heftigkeit seine Polemik gegen Eck in mehrern Schriften weiterführte, wobei er die alleinige Auctorität der Bibel, beziehungsweise die absolute Gnadenmacht Gottes als oberstes Princip geltend machte, stellte sich zwischen ihm und Luther, weil dessen Ansehen immer höher stieg, das seinige aber zusehends sank, eine zunehmende Entfremdung ein, wozu indeß auch die Verschiedenheit der innern Glaubensrichtung beider Männer das Ihrige beitrug.[12])

Als der Barfüßermönch Franz Seyler im Sommer 1520 auf der Kanzel den Ablaß in Schutz genommen hatte, gerieth hierüber mit ihm Karlstadt in einen Streit, namentlich über die Frage nach der Geltung der Bibel, wobei letzterer durch die Auffassung der Buße als eines Nachbildes vom Kreuze Christi sich mit Luther in Uebereinstimmung zeigte. Seine bald darauf mit demselben Seyler über das geweihte Wasser und Salz geführte Polemik ist durch wunderliche Erklärungen von Schriftstellen bemerkenswerth.[13]) — Noch in demselben Jahre (1520), während des Augusts, veröffentlichte Karlstadt eine Schrift, in welcher er das Product längerer Vorstudien niederlegte: De canonicis scriptis: er suchte hierin den Nachweis zu führen, daß die Heilige Schrift die ausschließliche Norm für alle theologischen und kirchlichen Fragen sein müsse. Man darf dieselbe als den ersten literarisch-wissenschaftlichen Versuch von Bedeutung zur Begründung des formalen Princips auf protestantischer Seite registriren, zumal sie die objectiven Merkmale für die Echtheit der einzelnen biblischen Bücher und für deren kanonische Werthbemessung betont. Mit großer Bitterkeit greift in ihr der Verfasser, ohne ihn namentlich zu bezeichnen, seinen Universitätsgenossen Luther an, welcher in einer Streitschrift gegen Eck[14]) die Auctorität des Jakobusbriefes in Zweifel gezogen hatte. Indeß milderte Karlstadt die gegen Luther gerichteten versteckten Angriffe noch 1520 bei der Herausgabe seines Buches in deutscher Sprache. Den anfangs angeschlagenen reizbaren Ton wird man sich wol zum Theil daraus erklären können, daß, als Karlstadt im Frühjahre 1520 Vorlesungen über den Jakobusbrief halten wollte, Luther ein Gleiches that, was er als dessen beleidigende Absicht, ihm die Schüler abwendig zu machen, auffaßte. Luther scheint diesen Angriffen gegenüber sich schweigend verhalten zu haben, fuhr aber fort, den Werth des Jakobusbriefes auf eine noch tiefere Stufe als vorher zu stellen.[15])

Als die unter dem 15. Juni 1520 erlassene päpstliche Bannbulle erschienen war, welche Eck nicht blos gegen Luther, sondern auch gegen Karlstadt in Anwendung brachte, legte dieser nicht minder wie jener einen überzeugungstreuen Muth an den Tag; früher dem kühnen Auftreten Luther's gegenüber ängstlich und zaghaft, trat er jetzt mit mannhafter Tapferkeit für ihn ein. Gleich Luther appellirte er an ein allgemeines Concil und an das Urtheil der schriftkundigen Laien. Ohne jetzt nach äußerm Vortheile zu fragen, wies er den Rath von Freunden, sich zu unterwerfen, entschieden ab, eine entschlossene Stimmung, von welcher namentlich das unterm 11. Oct. 1520 an seine Mutter und an seine Verwandten erlassene Sendschreiben: Von der allerhöchsten Tugend der Gelassenheit, Zeugniß gibt. War er früher überwiegend wissenschaftlich-literarisch thätig, so trat er jetzt in dem Kampfe gegen die kirchlichen Mißbräuche mit Wort und Schrift als revolutionärer Volksagitator energisch auf. Im October 1520 ließ er seine erste Streitschrift gegen die römische Hierarchie: Von päpstlicher Heiligkeit, ausgehen; dem Papste, so sagt er hier, komme weder Heiligkeit noch Infallibilität zu, was sich aus der Bibel erweisen lasse; ihm gegenüber existire ein allgemeines Priesterthum der Christen.[16]) — Wie Luther nach der Wartburg, so wurde Karlstadt zu seiner persönlichen Sicherheit auf einige Zeit nach Kopenhagen versetzt.[17])

Von dort kehrte er bald nach Wittenberg zurück,

8) Erbkam, bei Herzog, VII, 397. 9) Gieseler III, 1 S. 49. 10) Die lateinischen Protokolle derselben sind am besten von Löscher edirt: Reformat. Acten III. 292 fg. 11) Gieseler III, 1 S. 49. 12) Erbkam, bei Herzog, S. 397, 398. 13) Ebenda S. 398, nach C. F. Jäger, Andreas Bodenstein von Carlstadt 1856, S. 84.

14) Abgedruckt bei Löscher, Vollständige Reformat. Acten III. 772. 15) Erbkam, bei Herzog, S. 398. 16) Auszüge finden sich bei Jäger, Karlstadt's Leben, S. 145 fg. 17) Erbkam, bei Herzog, S. 398, 399.

wo um dieselbe Zeit die zwickauer Propheten ankamen und die vorhandene Aufregung vermehrten, ohne zunächst auf seine Pläne Einfluß zu haben. Sein Anhang in der Stadt, wo ein Bruder von ihm als Bäckermeister wohnte, besonders bei den ärmeren Volksklassen, war jetzt so stark, daß die Bürgerschaft, wenn auch nicht die gesammte, sechs Artikel aufsetzte und dem Rathe zur Genehmigung vorlegte; es sollten nicht blos die gottesdienstlichen Formen gänzlich, sondern auch die gesellschaftlichen Sitten umgestaltet werden. Obgleich der Kurfürst von den Neuerungen abmahnte, genehmigten dennoch Rath und Universität, denen eine kräftige, zügelnde Persönlichkeit fehlte, am 24. Jan. 1521 ohne kurfürstliche Zustimmung eine von Karlstadt verfaßte Gemeindeordnung, welche die oben genannten Postulate enthielt und im besondern die Beseitigung der Mönche sowie eine an die Stelle des Klosterwesens zu setzende Armenordnung in Aussicht nahm. Diese Kirchenordnung, auf welcher Luther später weiter baute, hat, obgleich sie in vielen Stücken nicht zur Ausführung gelangte, den historischen Werth, eine der ersten auf dem Gebiete des Protestantismus zu sein.[18] Das Regiment in Stadt und Universität führte jetzt thatsächlich Karlstadt, dessen stürmisch reformatorischer Eifer gegen Rom unaufhaltsam weiterschritt. Im Juni 1521 griff er die Ehelosigkeit der Priester und die Mönchsgelübde an, die erstere in der deutschen Schrift: Von Gelübden, dann in der lateinischen: De coelibatu, de monachatu et viduitate, worin er die Sätze des Alten wie des Neuen Testaments ohne Unterscheidung zur Praxis der Gegenwart machte und das Mönchsgelübde als unverbindlich verwarf. Ja, der Priester müsse, wegen 1. Timoth. 3 und weil es im Alten Testamente gefordert werde, verheirathet sein. Nachdem sich Luther in seinen während des Septembers nach Wittenberg übersandten Thesen mit diesen Forderungen einverstanden erklärt hatte, ging Karlstadt zu weiteren Neuerungen fort, indem er auf die Abschaffung vieler äußerlicher Cultusceremonien drang und namentlich die Heiligenverehrung bekämpfte; der Gottesdienst müsse rein und im wesentlichen ein biblischer Unterricht für christliche Erkenntniß sein. Zu seinen Forderungen gehörte namentlich die — auch von Luther früher postulirte — Rückgabe des Kelchs beim Heiligen Abendmahl an die Laien, worüber er am 19. Juli 1521 öffentlich disputirte. Bereits am 24. Juni d. J. hatte er seine Schrift: Von dem Empfehen, Zeichen und Zusage des heiligen Sakraments, ganz im Sinne Luther's, ausgehen lassen; das Zeichen im Sakramente sei nicht allein Brot und Wein, sondern beides zugleich mit dem Leibe Christi, welcher darin liege; als das eigentliche Object der göttlichen Darreichung im Sakrament habe man nicht den Leib Christi, sondern die Versicherung der dem Genießenden gespendeten Versöhnung um des Todes Christi willen anzusehen.[19]

Als der Augustinermönch Gabriel Didymus dazu schritt, dieser Lehre gemäß die Abendmahlsfeier umzuformen, ordnete der Kurfürst im October 1521 desfallsige Verhandlungen zwischen den Augustinern und der Universität an. Hieran nahm auch Karlstadt theil und hielt am 17. Oct. über die Thesen von der Messe eine Disputation: Articuli super celebratione messarum sacramenti panis et vini et discrimine praecepti et promissionis et aliis.[20] Er verwirft hierin zwar die Elevation der Hostie, behält aber die Adoration und selbst die Privatmesse für gewisse Fälle bei, sodaß er den Augustinern widersprach, welche die buchstäbliche Abendmahlsverwaltung Christi einführen wollten. Obgleich ihm Melanchthon und andere Professoren der Universität zustimmten, so ertheilte doch der Kurfürst zu dieser theilweisen Aenderung seine Genehmigung nicht. Da setzte Karlstadt an die Stelle seiner bisherigen Auffassung eine neue, und zwar in den zwei Schriften: Von Anbetung und Ehrerbietung der Zeichen des Neuen Testaments, vom 1. Nov. 1521, und: Von beiden Gestalten der heiligen Messen, von Zeichen insgemein, was sie wirken und deuten. Nach der letzteren sind die Zeichen im Abendmahle nur die Beglaubigung der göttlichen Zusage der Sündenvergebung, nicht aber der Gegenwart des Leibes Christi; an die Stelle des objectiven Werkes Christi im Heiligen Abendmahle tritt hiernach die bloße göttliche Versicherung, resp. das dieselbe enthaltende Schriftwort.[21]

Da die Universität nicht einig, der Kurfürst nicht entschlossen genug war, so nahm die Gärung mit dem Drängen auf radicale Aenderung, sog. Reinigung im kirchlichen Leben, Wiederherstellung der ursprünglichen Einfachheit, immer mehr überhand; Augustinermönche reizten durch ihre Predigten das Volk mehr und mehr auf; einzelne derselben verließen ihr Kloster und machten Anstalten zur Verheirathung; Studenten unterbrachen tumultuirend den Gottesdienst in der Pfarrkirche, widersetzten sich dem Horasingen, trugen die Meßbücher fort, warfen mit Steinen nach den Priestern, besonders nach den Fenstern der Domherren und anderer Anhänger der bisherigen Cultus- und Lehrformen, zum Theil in Verbindung mit Volkshaufen, sodaß namentlich kein Meßgottesdienst gehalten werden konnte. Karlstadt hatte zwar auch schon seit langem keine Messe mehr celebrirt und sie in seinen Predigten verworfen, im übrigen sich meist darauf beschränkt, dem tumultuarischen Treiben ein Ende zu setzen, u. a. in einem öffentlichen Briefe; jetzt aber begann er, im bittersten Zerwürfnisse mit den Domherren an seiner Stiftskirche, mehrfache Neuerungen in der Praxis des Gottesdienstes einzuführen. Die Domherren wandten sich an den Kurfürsten und dieser untersagte ihm streng jede Aenderung.[22]

Aber desto eifriger betrieb nun Karlstadt seine radicalen Reformen. Am Sonntage vor Weihnachten 1521 kündigte er in der Stiftskirche an[23]: „daß er auf das künftige Fest circumcisionis Domini . . . . . offenbarlichen communiciren Jedermann, wer da wolle (also ohne

18) Ebenda S. 401. 402. 19) Ebenda S. 399. 400. 20) Auszüge bei Jäger S. 220. 21) Erklärt. bei Herzog, S. 400. 22) Ebenda S. 400. 401. 23) Bretschneider, Opera Melanchth. I, 512.

Beichte), sub utraque specie panis et vini, und wolle schlechts sprechen die Consecration und die anderen .... (nämlich Theile des Meßformulars) alle außen lassen. Solle auch nicht willens seyn, Kasel, Alben oder Chorrock anzuziehen".[24] Schon am ersten Weihnachtsfeiertage[25] betrat er sofort nach der Predigt den Altar, las den Meßkanon bis zum Evangelium vor, ließ aber die folgenden Abschnitte über den Opferdienst der Messe weg, führte die Elevation nicht aus und theilte ohne vorhergehende Beichte Brot und Wein an die zahlreich Versammelten mit den Worten aus, welche Christus bei der Einsetzung gesprochen hatte. Zugleich[26] kündigte er an, daß er von jetzt ab die bisherige Priesterkleidung ablegen und andere Ceremonien beseitigen werde.

Abweichend von Erbkam verlegt Gieseler[27] die Ankunft der Zwickauer in Wittenberg, wo sie ihre wie auf die Beseitigung jeder concreten Cultushandlung, z. B. der Taufe, so auf die Verachtung der Wissenschaften und Künste gerichtete idealistische Schwärmerei einzubürgern suchten, auf das Ende des Decembers 1521 und erzählt aus dem Anfange des Jahres 1522 nach der Zuschrift eines Augenzeugen der damaligen Vorgänge, des Magisters S. Fröschel (gedruckt 1565), an den Kurfürsten August: Karlstadt, Didymus und der Lehrer M. Georg Moore hätten die Knabenschule verstört, auch gern der Universität ein Ende gemacht, dabei vorgegeben, man solle überhaupt nicht mehr studiren, weil Christus (Matth. 23) dies verboten, worauf viele Studenten heimgezogen wären; Karlstadt sei zu den Bürgersleuten in das Haus gegangen, um sie — nicht die Gelehrten — zu Auslegern der Heiligen Schrift zu machen und sie aufzufordern, als Prediger fortan Handwerker und andere Illiteraten anzustellen zu helfen.[28]

Nachdem Karlstadt sich am dritten Christtage 1521 in Gegenwart der bedeutendsten Universitätslehrer mit der Tochter eines armen Edelmanns aus der Nähe von Wörlitz, Anna von Mochau, verlobt und an demselben Tage einen Pfarrherrn mit dessen Köchin getraut hatte, hielt er selbst am 20. Jan. 1522 seine Hochzeit, und zwar mit möglichst großer Oeffentlichkeit, indem er die ganze Universität und den Stadtrath dazu einlud. Für diesen von ihm gethanen Schritt ließ er eine Rechtfertigungsschrift drucken.[29]

Hatte bisher zwischen ihm und seiner Partei einerseits und der Universität und Stadt andererseits halbwegs ein Einverständniß bestanden, so kam dieses zum Bruch, als er ersterer, besonders auf die alttestamentlichen Verbote gestützt, mit thatsächlichem Fanatismus die Abschaffung der Bilder in den Kirchen u. s. w. forderte, wofür er sich bereits früher, namentlich in Predigten und Disputationen, theoretisch ausgesprochen hatte. Unterm 27. Jan. 1522 erschien seine Druckschrift: Vom Abthun der Bilder und daß kein Bettler unter den Christen sein soll; mithin die Forderung einer christlichen Armenpflege, wobei zugleich die Heiligenverehrung in den Bann gethan war. Von Didymus und Moore hierin unterstützt, brachte Karlstadt, welcher täglich dahinzielende Predigten hielt, die Volksmassen auch für die neuen Forderungen auf seine Seite, wogegen die Gebildeten jetzt mit sehr ernstlichen Besorgnissen vor gefährlichen Ausschreitungen erfüllt wurden. Melanchthon, welcher schon vorher seinem Collegen meist nur zaghaft zugestimmt hatte, schrieb deshalb an die kurfürstlichen Räthe. Der Kurfürst versuchte, Karlstadt von seinem Vorhaben gütlich abzubringen, aber dieser, besonders durch die Domherren der Stiftskirche, welche auch die mildeste Reform verwarfen, gereizt, ging auf dem eingeschlagenen Wege weiter.[30]

Er schloß sich hierin jetzt näher den Zwickauern an, welche die Bilder selbst aus den Pfarrhäusern entfernt wissen wollten, und lehrte, gleich Didymus, in seinen Predigten[31]: „Daß die Gemeine wohl Macht habe, in Nachlässigkeit der Oberkeit aus einem Mitleiden und Liebe Ichts (Etwas) vorzunehmen". Die Folge war[32], daß im Anfange des Februars 1522 die Bilder „plötzlich weggebracht, zerhauen und verbrannt" wurden, und daß in der Pfarrkirche „einer sust, der andere so, ohne Ordnung und Meßgewand Meß gehalten haben". Indem die bisher competenten Behörden einigen Aenderungen zustimmten, berichtete der Rath unterm 12. Febr.[33]): „Der Bilde halben haben wir beschlossen auf dem Rathhaus, daß sie sollen durch die Obrigkeit, welcher allein es anstehet, eignet und gebühret, abgethan werden"; dagegen solle bei der Messe[34] „die Weiße Kleidung und Gesang" bleiben wie zuvor. Karlstadt versprach[35], „sich hinfürder dergleichen Predigens zu enthalten", während Didymus die Stadt verließ. Verhandlungen, welche am 13. Febr. 1522 in Eilenburg zwischen Commissaren des Kurfürsten und Deputirten der Universität und des Domkapitels gepflogen wurden, brachten keine befriedigende Einigung zu Stande. Karlstadt fuhr fort, die Einwohner durch seine Predigten aufzureizen und stellte jetzt das neue Verlangen, daß nicht blos der geistliche Stand, sondern auch jeder Hausvater das Wort Gottes seinen Kindern lehren dürfe. Dabei trug er gleich den Zwickauern Verachtung der menschlichen Gelehrsamkeit und Wissenschaft zur Schau und veranlaßte den Magister Moore, die Schule aufzugeben.[36] Von andern[37] wird berichtet: Karlstadt habe auch die Schließung aller Vergnügungslocale und von jedem Einwohner harte Handarbeit gefordert; die genannte Knabenschule sei in eine Brotbäckerei umgewandelt worden; 200 Studenten hätten die Stadt verlassen, um Ackerbauer und Handwerker zu werden.

Am Ende des Februarmonats war es in Wittenberg mit der Gährung und Auflösung des Bestehenden so weit gekommen, daß namentlich die Universität in der Gefahr ihrer Vernichtung schwebte. Benachbarte Für-

24) Gieseler III, 1, S. 100, 101. 25) So Erbkam, bei Herzog, S. 401. 26) Nach Gieseler, s. eben, bereits am vorhergehenden Sonntage. 27) III, 1, 103. 28) Ebenda III, 1, S. 105. 106. 29) Erbkam, bei Herzog, S. 401.

30) Ebenda S. 402. 31) Bretschneider, Opera Melanchth. I, 548. 32) Ebenda S. 550. 33) Ebenda S. 553. 34) Ebenda S. 551. 35) Ebenda S. 555. 36) Erbkam, bei Herzog, S. 102. 37) Aber ohne nähere Belege.

sten, wie Georg von Sachsen, auch der Bischof von Meißen, forderten den Kurfürsten dringend auf einzuschreiten; aber dieser zeigte sich unentschlossen. Luther hatte von seinem local entfernten Standpunkte auf der Wartburg anfangs die eingeführten Neuerungen gebilligt, z. B. die Beseitigung der Messe durch die Augustiner und die Verehelichung Karlstadt's[38]; als er aber die wittenberger Vorgänge näher kennen lernte und man ihn dringend bat zu kommen, tadelte er in einem Schreiben den gewaltsamen Eifer Karlstadt's und seiner Anhänger; jener habe ohne Rücksicht auf die Schwachen und ohne rechte Beherzigung einer guten Ordnung äußere Dinge zur Hauptsache gemacht. Nachdem er in dem bekannten Briefe an den Kurfürsten sein baldiges Erscheinen in Wittenberg angekündigt hatte, kam er am 6. März 1522 daselbst an, und in kurzer Zeit stellte er kraft seiner gewaltigen Auctorität und Predigt Ordnung und Ruhe in einer Weise wieder her, welche für Karlstadt zu dem deprimirenden Beweise seines sofort unterliegenden Einflusses wurde.[39] Andere verlegen Luther's Ankunft in Wittenberg auf Freitag den 7. März und lassen ihn vom Sonntage Invocavit bis Reminiscere täglich seine Gegenpredigten halten.[40]

Indem Luther fast alle von Karlstadt veranlaßten und von der Stadtbehörde zugelassenen Einrichtungen ohne Widerstand beseitigte, auch die Genugthuung hatte, daß Didymus sich ihm reumüthig wieder anschloß, suchte Karlstadt, welcher sich schwer gekränkt fühlte, seinem Zorne in Druckschriften Luft zu machen, woran ihn jedoch die Universität verhinderte.[41] Luther äußerte sich in einem Briefe an den Augustinerprior Kaspar Güttel zu Eisleben vom 30. März 1522 u. a. dahin[42]: „Ego Carolstadium offendi, quod ordinationes suas cassavi, licet doctrinam non damnaverim, nisi quod displicet in solis cerimoniis et externis faciebus laborasse eum, neglecta interim vera doctrina christiana, h. e. fide et charitate. Nam sua inepta docendi ratione eo populum perduxerat, ut se christianum arbitraretur per has res nihili, si utraque specie communicaret, si tangeret (das Sakrament mit der Hand empfinge), si non contreretur, si imagines frangeret". Im Grunde war Luther mit den meisten Intentionen seines Amtsgenossen einverstanden und zu deren Verwirklichung geneigt, nur daß ihm die übermäßige Hast bei der Einführung und die einseitige Hervorkehrung der Aeußerlichkeiten, bei dem Mangel einer rechten Betonung des Glaubensinhaltes, missielen. Er behandelte daher Karlstadt mit großer Schonung, nicht ohne freundschaftliches Entgegenkommen. In einem Briefe vom 16. Mai 1522 an Speratus meldet er diesem einen ihm von Karlstadt aufgetragenen Gruß.[43]

Dieser blieb denn auch zunächst in Wittenberg, hielt stark besuchte Vorlesungen und bekleidete sogar das Amt eines theologischen Dekans bei der Universität; aber in seinem Innern hegte er mit tiefem Grolle die Absicht, seine Pläne gelegentlich wieder aufzunehmen. Mehr und mehr dem gelehrten und gebildeten Umgange abgewandt, schloß er sich an andere an, namentlich an den ihm vermöge seines Radicalismus und seiner Mystik verwandten Thomas Münzer, mit dem er wahrscheinlich schon am Ende des Jahres 1521 zusammengetroffen war. Häufiger und häufiger verließ er die Stadt, namentlich zu Besuchen auf dem kleinen Landgute seines Schwiegervaters, kaufte in dessen Nähe, in dem Dorfe Segren[44], jetzt Seegrehna, selbst ein Bauerngut, hielt seine Vorlesungen immer unregelmäßiger und verkehrte namentlich viel mit Münzer. Als er in der Eigenschaft eines Dekans am 3. Febr. 1523 zwei junge Männer zu Doctoren der Theologie zu promoviren hatte, erklärte er, auf Matth. 23, 8 gestützt, akademische Grade zu ertheilen sei unchristlich; er werde es fernerhin nicht mehr thun.[45] Eigenthümlich ist, daß in dieser Zeit für seine sonst wöchentlich erscheinenden Schriften eine längere Pause eintrat.[46]

Aber kaum war das Wintersemester von 1522 auf 1523 vorüber, so ließ er eine große Menge ascetisch-mystischer Tractate ausgehen, indem er jetzt mit dem Wohnsitze in Wittenberg seinen Lehrstuhl aufgab und auf sein Gut zog, von wo er indeß ab und zu in die Stadt zurückkam. Als „neuer Laie", wie er sich selbst nannte, trug er von nun ab bäuerliche Kleidung und ging mit seinen ländlichen Berufsgenossen, welche ihn Nachbar Andres nannten, wie mit seinesgleichen um. Dessenungeachtet fuhr er fort, sich in zahlreichen Schriften, von denen einige einen bedeutenden Umfang hatten, vernehmen zu lassen.[47] Unter den noch bekannten sind die bedeutendsten: Von Mannichfaltigkeit des einfältigen, einigen Willens Gottes und Was gesagt ist, sich gelassen und was das Wort Gelassenheit bedeutet. In ihnen spinnt der Verfasser seine früher geäußerten mystischen Ideen weiter, nämlich daß der Mensch Gott und dessen Willen gegenüber sich absolut passiv — receptiv — zu verhalten habe. Am meisten beschäftigen ihn hierbei die Prädestination und der Zustand der Seelen nach dem Tode des Leibes.[48]

Von hier führte das Schicksal den an geistliche Thätigkeit gewöhnten Mann nach Thüringen. Der Archidiaconus der Stiftskirche in Wittenberg galt kraft eines Lehensbandes zugleich als Pfarrer von Orlamünda, woher er seine meisten Einkünfte unter der Bedingung eines von ihm daselbst unterhaltenen Vicars bezog. Daher und aus seinen Schriften war Karlstadt den Orlamündaern, welche jetzt mit ihrem Vicar in Zwist lebten, schon frü-

38) Vgl. seine Briefe von de Wette II, 123. 39) Erbkam, bei Herzog, S. 402. 403. 40) Vgl. die Acht Sermon in Luther's Werken von Walch XX, 1 fg. und 62 fg. 41) Bretschneider, Corpus Reform. I, 570 und 572. 42) Luther's Briefe von de Wette. 43) Erbkam, bei Herzog, S. 403.

44) Nach Magister Seb. Fröschel's Zuschrift an den Kurfürsten, in seinem Tractate vom Priesterthume (Wittenberg 1565). 45) Liber decanorum facult. theol. academicae Wittenbergensis, ed. Föstemann, p. 28. 46) Erbkam, bei Herzog, S. 403. 47) Vgl. über sie Jäger S. 300—406. 48) Erbkam, bei Herzog, S. 403. 404.

her bekannt geworden. Nachdem er zu Pfingsten 1523 sich daselbst persönlich eingefunden hatte, petitionirte der Stadtrath bei dem Herzoge Johann von Sachsen, einem Bruder des Kurfürsten, daß ihm derselbe auf ein Jahr oder zwei als der „rechte Pfarrer" überlassen würde, worum auch Karlstadt selbst wegen seiner bedrängten Lage bat. Der Kurfürst willigte unter der Bedingung ein, daß der Bittsteller auf sein Archidiaconat in Wittenberg förmlich Verzicht leisten und der Vicar in Orlamünda sich einverstanden erklären sollte. Aber Karlstadt wollte zugleich Archidiaconus in Wittenberg bleiben, reiste sehr oft nach Orlamünda, hielt dort mehrere Predigten, gewann die Bürgerschaft und nahm von der Pfarrei vorläufig Besitz.[49] Hier veranlaßte ihn die Thätigkeit Thomas Münzer's, welcher damals in Allstedt radicale gottesdienstliche Aenderungen durchführte, zur Wiederaufnahme seiner gleichen Pläne. Von den Orlamündaern gegen das Ende des Jahres 1523 aufgefordert, die dortige Pfarrstelle definitiv zu übernehmen, ging er nach einigem Zögern darauf ein und veröffentlichte noch in demselben Jahre seine in Jena gedruckte desfallige Vertheidigungsschrift: Ursachen, daß Andreas Karolstadt eine Zeit stille geschwiegen vor rechter unbetrüglicher Berufung. Sofort richtete er gegen Luther, welchen er indeß nicht namentlich bezeichnete, ziemlich heftige literarische Angriffe, und zwar in der vom 29. Dec. 1523 datirten, in Jena gedruckten Flugschrift: Von dem Priesterthume und Opfer Christi.[50] Mit eifriger Unterstützung von seiten der Gemeinde begann er hier den Gottesdienst von allen „papistischen Ceremonien zu reinigen". Es wurden aus der Pfarrkirche alle Bilder, selbst der Altar, hinweggeschafft; man beseitigte die Kindertaufe, hielt das Abendmahl unter beiderlei Gestalt, ohne Beichte und Elevation der Hostie; statt des Meßgewandes zog Karlstadt bäuerliche Kleidung an und ersetzte die lateinischen Formeln durch deutsche. Bald war ganz Thüringen durch diesen radicalen, schwärmerischen Geist ergriffen, dessen Feuer hauptsächlich von Münzer geschürt wurde.[51]

Da die Reichsregierung zu Nürnberg eine strenge Censur aller Druckschriften verfügt hatte, so richteten Karlstadt und seine Freunde in Jena eine geheime Druckerei ein, von welcher sie zahlreiche Flugschriften ausgehen ließen, u. a. die von Karlstadt verfaßte, an den Stadtschreiber von Joachimsthal gerichtete, nicht undeutlich auf Luther gemünzte: Ob man gemach fahren, und des Ergernüssen der Schwachen verschonen soll, in Sachen, so Gottis Willen angehen, 1524.[52] Mit wildem Fanatismus versicht er hier den Grundsatz, man müsse überall den Willen Gottes entschieden durchführen, namentlich alle Bilder abthun. „Wo Christen herrschen" — heißt es u. a. — „da sollen sie keine Obrigkeit ansehen, sondern frei von sich umhauen und niederwerfen, was wider Gott ist, auch ohne Predigen." Es gelte die Wahrheit, „daß eine jegliche Gemeinde, sie sey klein oder groß, für sich sehen soll, daß sie recht und wohl thue und auf Niemands warten". Von welcher Gesinnung die Orlamündaer beseelt waren, zeigt ein an Luther gerichtetes Schreiben[53], worin sie denselben zu einer mündlichen Besprechung einladen. Eine Stelle desselben lautet: „Du verachtest alle die, so auf göttlichen Befehl stumme Götzen und heidnische Bilder umbringen, wider welche Du eine kraftlose, weltweise und unbeständige Bewährung aus Deinem eigenen Gehirn und nicht gegründeter Schrift aufmutzest. Daß Du uns aber, als Glieder Christi durch den Vater eingepflanzet, unverhört und unüberweist so öffentlich schiltest und lästerst, das zeigt an, daß Du dieses wahrhaftigen Christi und Sohnes Gottes selbst kein Glied bist."[54]

Karlstadt fuhr fort, persönlich gegen Luther zu polemisiren, wie er dies besonders in der Schrift that: Ob die Ohrenbeichte oder der Glaube allein oder was den Menschen zu würdiger Empfahung des heiligen Sakraments geschickt mache (1524). Es wird in derselben die dem Abendmahle vorhergehende, mit der Absolution schließende Beichte verworfen, weil ja in jenem die Vergebung der Sünden mitgetheilt werde, mithin eine Absolution in der Beichte sinnlos sei. Ferner deute Christus mit den Worten: „dies ist mein Leib" nicht auf das Brot, sondern auf sich selbst hin. Früher verstand er mit Luther unter dem „Zeichen" im Sakrament das Brot und den Leib Christi. — Im August 1524 reiste Luther auf Befehl des Kurfürsten nach Jena und Orlamünda; dort hatte er eine Unterredung mit Karlstadt, hier eine Verhandlung mit Rath und Bürgerschaft.[55] Die Folge war, daß Karlstadt nicht blos seines Pfarramtes in Orlamünda entsetzt wurde, sondern auch sein Archidiaconat in Wittenberg verlor. Uebrigens hatte er sich an den aufrührerischen weltlichen Agitationen Münzer's nicht betheiligt, und sind die desfallsigen gegen ihn gerichteten Beschuldigungen grundlos[56], namentlich in Betreff des Bauernaufstandes, welcher am 1. Jan. 1525 losbrach. Als Münzer von Allstedt aus eine Aufforderung zur Theilnahme an demselben nach Orlamünda richtete, antwortete man von hier aus in einem ohne Zweifel durch Karlstadt verfaßten Schreiben ablehnend.[57] Von neuem stellte man ihn bei seinem Aufenthalte in Rothenburg an der Tauber unter die Anklage, für den Bauernaufstand mitgewirkt zu haben; indeß rechtfertigte er sich auch hierüber in seiner „Entschuldigung D. A. Carlstadts des falschen Namens der Aufruhr, so ihm ist mit Unrecht aufgeleget". Noch in demselben Jahre gab auf seine Bitte Luther diese Schrift in Wittenberg mit einer Vorrede heraus.[58]

49) Ebenda S. 404. 50) Vgl. Jäger S. 381. 51) Erdmann, bei Herzog, S. 405. 52) Abgedruckt in Füßli's Beiträgen zur Historie der Kirchenreformation. Geschichte Zürich 1741, I, 57.

53) Luther's Werke von Walch XV, 2435. 54) Gieseler III, 1, 188. 55) Was sich D. Andreas Bodenstein von Carlstadt mit D. M. Luther bereit zu Jena, und wie sie wider einander zu schreiben sich entschlossen haben. Item die Handlung D. M. Luther's mit dem Rath und der Gemeinde der Stadt Orlamünda, am Tage Bartholomäi daselbst geschehen, von Mart. Reinhard, Prediger in Jena 1524), bei Walch, Luther's Werke XV, 2422 und 2435. 56) Erdmann, bei Herzog, S. 405. 57) Strobel, Münzer's Leben S. 77. 58) Siehe diese

Um dieselbe Zeit setzte Karlstadt seinen frühern Streit mit Luther über die Abendmahlslehre fort. Noch 1521 hatte er die reale Gegenwart Christi in Brot und Wein festgehalten, wie man aus seiner Schrift ersieht: Von Anbetung und Ehrerbietung der Zeichen des Neuen Testaments, vom 1. Nov. d. J., wogegen ihm Luther, welcher in seinem Urtheile über ihn als einen Schwärmer und Vernünftler zu weit ging, die Negirung des sakramentlichen Wesens imputirte. Als Karlstadt Orlamünda verlassen hatte und sich in Basel, Rothenburg und anderwärts aufhielt, kam er wiederholt auf diese Streitpunkte zurück und verfocht in literarischen Publicationen die Ansicht: der Priester vermöge Brot und Wein nicht in den Leib und in das Blut Christi zu verwandeln; der Tod des Erlösers sei nicht im Abendmahle, sondern am Kreuze geschehen. Dabei deutete er freilich die Einsetzungsworte immer noch in wunderlicher Weise und leitete namentlich aus *τοῦτο* seltsame Dinge ab.[59] Er betonte, daß das Heilige Abendmahl ein Gedächtniß Christi sei und zugleich der Ausdruck des sehnsüchtigen Verlangens nach der Erlösung durch Christum, beziehungsweise ein geistliches Genießen. In einer mehrfach zustimmenden Weise sprachen sich über Karlstadt's Auffassung die straßburger Theologen in einem Schreiben an Luther aus, welches dieser in einem Briefe vom 15. Dec. 1524 beantwortete.[60] Hier spricht sich Luther über Karlstadt u. a. dahin aus: „Wie D. Carlstad davon schwärmt, ficht mich so wenig an, daß mein Meinung nur dester stärker dadurch wird. Und wenn ichs vorhin nit hätte glaubt, wurde ich durch solche lose, lahme Possen, ohn alle Schrift, allein aus Vernunft und Denken gesetzt, allererst glauben, daß seine Meinung müßte nichts sein." Aber auch in nachstehender Weise: „Das bekenne ich, wo D. Karlstadt oder Jemand anders vor fünf Jahren mich möge berichten, daß im Sacrament nichts denn Brot und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienst gethan. Ich hab wohl so heftige Anfechtunge da erlitten, und mich gerungen und gewunden, daß ich gern heraus gewesen wäre, weil ich wohl sahe, daß ich damit dem Papstthumb hätte den größten Puff können geben. Ich hab auch zween gehabt, die geschickter davon zu mir geschrieben haben, dann D. Carlstadt, und nicht also die Worte gemartert nach eigenem Dunken." Bei den Theologen in Süddeutschland und in der Schweiz, namentlich Zwingli, fand die mnemonische und significante Auslegung des Abendmahls und seiner Einsetzungsworte durch Karlstadt mehr Beifall.[61]

Als Luther im Januar 1525 seine wirkungsvolle Schrift „Wider die himmlischen Propheten" hatte ausgehen lassen, worin er in kräftigem Geiste das Treiben Karlstadt's als einen Ausfluß seiner kranken Mystik charakterisirte, trat der Angegriffene, welcher vorher eine vergebliche Aussöhnung mit Luther versucht hatte, gegen diesen seinerseits in mehrern mit Bitterkeit verfaßten Flugschriften auf, z. B. in der Erklärung des zehnten Kapitels im ersten Korintherbriefe vom 27. Febr. 1525 und in der Anzeige etlicher Hauptartikel christlicher Lehre.[62] — Von Orlamünda begab er sich nach Basel, wo seine unermüdliche Feder wieder mehrere Schriften über das Heilige Abendmahl erscheinen ließ; aber der Rath nahm die Drucker in Strafe und zwang Karlstadt zum Verlassen der Stadt, von wo er wiederum Rothenburg an der Tauber aufsuchte, nicht ohne fort und fort Luther anzuklagen, daß dieser ihm sein trauriges Schicksal bereitet habe.[63] In Rothenburg, wo er in unmittelbare Beziehung zu den aufständischen Bauern trat, predigte er am Ostermontage 1525 auf offenem Markte und forderte seine Hörer zum Bildersturme auf. Zwar mußte er von hier flüchten, nachdem ihm von den Bauern, denen er wahrscheinlich einige Mäßigung beibringen wollte, arg mitgespielt worden war; dennoch findet man ihn am 1. Juni 1525 auf dem Bauerntage in Schweinfurt, wahrscheinlich um wiederum zu vermitteln.[64]

Da man ihm hier wahrscheinlich wieder mit Mistrauen entgegenkam und er sogar in große Lebensgefahr gerieth, so wurde jetzt die Zuversicht und Kühnheit seines bisherigen Auftretens gänzlich gebrochen; er entschloß sich, an Luther zu schreiben und bat diesen um Verwendung beim Kurfürsten. Seiner vom 24. Juni 1525 datirten Schrift: Entschuldigung des falschen Namens der Aufruhr, worin er das Zugeständniß macht, daß er dabei nicht ohne Sünde sei, ist bereits oben gedacht worden. Luther machte zur Bedingung, daß Karlstadt seine Irrlehren widerrufen sollte, was dieser am 25. Juli 1525 that, indem er eine „Erklärung, wie Karlstadt seine Lehre von dem hochwürdigen Sakramente und andere achtet und geachtet haben will" herausgab.[65] Er leistet hier zwar keinen förmlichen Widerruf, indem er erklärt, daß er durch seine Behauptung nichts Sicheres habe feststellen wollen und sich gern eines Besseren belehren lasse; aber Luther, welcher die Schrift mit einer Vorrede herausgab, ließ sich daran genügen.[66]

Als Karlstadt unter Luther's Vermittelung am Ende des Septembers 1525 nach Kursachsen zurückkehrte, hegte er die Hoffnung, in seine früheren wittenberger Aemter wieder eingesetzt zu werden; aber man ging darauf nicht ein; erst nachdem er dem Kurfürsten einen förmlichen Widerruf übersandt hatte, wurde ihm erlaubt, in der Nähe von Wittenberg zu wohnen, jedoch unter strenger Aufsicht und unter dem Versprechen, ferner nichts drucken zu lassen. Zunächst nahm er seinen Aufenthalt in dem

---

Vorrede in Luther's Werken von Walch XV, 2468. Vgl. Gieseler III, 1, S. 195.

59) Vgl. Jäger, Karlstadt's Leben S. 429 fg. 60) Luther's Briefe von de Wette II, 574 fg. 61) Gieseler III, 1, S. 194. 195.

62) Erbkam, bei Herzog, S. 406. — Auszüge aus Karlstadt's Schriften bei Jäger S. 467. 63) Erbkam, bei Herzog, S. 406. 64) Vgl. Köhler's Beiträge zur Ergänzung der deutschen Literatur (1792), I, 1209; Lehmus, De Karolstadii mora Rothenburgica (Rothenburg 1777); Desselben, Uberior morae Karolstadii Rothenburgicae descriptio, ebenda 1780; Beusen, Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken (1840) S. 78 fg. 65) Luther's Werke von Walch XX, 409. 66) Erbkam, bei Herzog, S. 407.

Dorfe Segrena (jetzt Seegrehna), wo er im Februar 1526 bei der Taufe eines Sohnes Luther, Melanchthon und J. Jonas bei sich sah.[67] Am Ende des Septembers 1526 ward ihm gestattet, in der von Wittenberg nicht weit entfernten Stadt Kemberg zu wohnen, weil er nach seiner Aeußerung wegen der „Bauernbosheit" auf den Dörfern nicht bleiben könne.[68] Hier führte er ein höchst kümmerliches Leben, indem er einen Handel mit Lebensmitteln, Pfefferkuchen, Bier und Branntwein betrieb. Seine Noth stieg so hoch, daß er unter anderm eine hebräische Bibel zu verkaufen sich gezwungen sah.[69]

Inzwischen war der Streit Luther's mit Zwingli über das Abendmahl ausgebrochen, wobei die schweizerischen und straßburger Theologen die früheren Karlstadt'schen Thesen wieder aufnahmen, aber mit besser begründeter Argumentation und Form. Dies erweckte in Karlstadt von neuem die Hoffnung auf eine Wendung seiner traurigen Lage; er bat gegen das Ende des Jahres 1527 den Kurfürsten, seine Lehre noch einmal zu öffentlicher Discussion bringen zu dürfen. Man gestattete ihm dies, und er übersandte dem Kanzler Brück eine ausführliche Darlegung derselben. Zu einer Begutachtung aufgefordert, schrieb Luther einen Brief, welcher in eingehender Beantwortung viele der Karlstadt'schen Behauptungen als falsch zurückwies. Der Brief wurde durch den Druck veröffentlicht und reizte Karlstadt, seinem Unmuthe gegen Luther in Zuschriften an ihn Luft zu machen. Da er außerdem gegen das ihm auferlegte Verbot, in einem Briefwechsel mit gleichgesinnten Freunden, namentlich den Schlesiern Kaspar Schwenkfeld und Valentin Krautwald, sich über ihm widerfahrene Unbilden, über Luther's Tyrannei u. s. w. beklagte, was zur öffentlichen Kenntniß kam, so brach jetzt Luther jede Gemeinschaft und Freundschaft mit ihm ab.[70]

Als Karlstadt im August 1528 mittels eines Schreibens an den Kanzler Brück seinen frühern Widerruf zurücknahm und sich über Luther's Feindschaft beschwerte, trug dieser auf schärfere Controle des Klägers an, welcher sich am Ende des Jahres 1528 aus der Nähe von Wittenberg entfernte. Im April 1529 finden wir ihn in Holstein[71], dessen Statthalter aus Hamburg den Dr. Bugenhagen zum Zweck einer Disputation mit ihm berief. Karlstadt lehnte dieselbe ab und ging nach Ostfriesland, wo damals alle Sekten, auch die Wiedertäufer, einen fruchtbaren Boden fanden. Hier gewann Karlstadt bald einen großen Einfluß, sodaß er seine Frau dahin nachkommen ließ[72]; die Landedelleute, namentlich der Häuptling Ulrich von Oldersum, ein sehr einflußreicher Mann, machten mit ihm gemeinschaftliche Sache; ganze Gemeinden nahmen seine Lehren an. Indem er indeß bereits im Juli 1529 eine Rückkehr nach Sachsen plante, brachte er in Erfahrung, daß der Landgraf Philipp von Hessen vorhabe, ein Religionsgespräch zwischen Luther und Zwingli in Marburg zu veranstalten, und so wandte er sich in einem demuthvollen Briefe vom 19. Aug. d. J. an den Landgrafen mit der Bitte, ihn zur Theilnahme an der Disputation zuzulassen.[73] Der Landgraf wollte darauf eingehen, wenn Luther einwillige; aber Luther lehnte eine solche Theilnahme ab, und dies verdroß Karlstadt in dem Grade, daß er in einem Briefe an Oekolampadius allerhand Verleumdungen aussprach.[74]

Unterdessen hatte in Ostfriesland das Treiben der Sekten so überhandgenommen, daß es die Reaction der Gegenwehr hervorrief; Graf Enno II. wandte sich um Hülfe an den Kurfürsten von Sachsen und an Luther, und am Anfange des Jahres 1530 wurde ein strenges Edict erlassen. Infolge dessen verließ um diese Zeit Karlstadt das Land und wandte sich nach Straßburg, wo ihn Zwingli und Oekolampadius, wahrscheinlich weil sie den unruhigen Mann bei sich nicht haben wollten, festzuhalten suchten.[75] Ihrerseits wünschten die Straßburger des Flüchtlings bald wieder ledig zu werden und ihn nach der Schweiz zu bringen. In dieser Bedrängniß nahm sich seiner Bucer mit Eifer an und empfahl ihn dringend der Hülfe Zwingli's.[76] Dieser und Oekolampadius, durch das heftige Auftreten Luther's hierzu veranlaßt, glaubten, einem Manne, welcher Unrecht leiden müsse, ihren Beistand nicht versagen zu dürfen, und so erhielt Karlstadt durch Zwingli's Fürsprache ein Diaconat am züricher Spital. Da aber hier die Leute an dem sächsischen Dialekte seiner Predigten Mißfallen fanden, so wurde er im Sommer 1531 auf die Pfarrei Altstätten im Rheinthale versetzt.[77] Als der Kampf zwischen Zürich und den katholischen Cantonen ausgebrochen war, floh er 1532 von Altstätten und nahm seinen Wohnsitz wieder in Zürich, wo man ihm von neuem eine Predigerstelle übertrug. Hier wußte er sich bald allgemeine Anerkennung zu erwerben, sodaß ihn Bullinger für eine in Basel zu besetzende theologische Professur warm empfahl. Der Rath von Zürich wollte ihn nicht entlassen und gab ihm, damit er bliebe, eine beträchtliche Gehaltszulage; da ihn aber die Basler wiederholt baten, zu ihnen zu kommen, so verließ er im Anfange des Jahres 1534 Zürich und siedelte als Professor der Theologie wie als Pfarrer an St.-Peter nach Basel über, wo er bald eine einflußreiche Stellung einnahm.[78]

Indessen traten auch hier binnen kurzem wieder die Schattenseiten seines Charakters, namentlich die oft bewiesene Wetterwendigkeit, zu Tage. So vertheidigte er, entgegen früheren Behauptungen, gleich bei seiner ersten akademischen Disputation die These, daß gelehrte Grade christlich seien; bald gerieth er auch in Zwist mit dem Manne, welcher für seine Berufung nach Basel am eifrigsten gewirkt hatte, mit Oswald Mykonius, Antistes

67) Luther's Briefe von de Wette III. 94. — 68) Ebenda S. 137. — 69) Erbkam, bei Herzog, S. 407. — 70) Ebenda S. 407. — 71) Luther's Briefe von de Wette III. 142. — 72) Ebenda III, 451.

73) Neudecker, Urkunden, S. 127. — Schmitt, Das Relig.-Gespräch zu Marburg S. 75. — 74) Zwingli, Opera VIII, 2, S. 394. — Erbkam, bei Herzog, S. 408. — 75) Erbkam S. 408. — 76) J. H. Hottinger, Histor. Eccles. N. T., T. VIII, sec. XVI, P. 4 (Zürich 1667), S. 252. — 77) Derselbe, Helvet. Kirchengeschichte III, 539. — 78) Erbkam, bei Herzog, S. 408. 409.

der baseler Kirche. Bei dem damals aufgenommenen Plane, die dortige Universität neu zu organisiren, und dem wieder entbrannten Streite zwischen den Humanisten und den kirchlich Orthodoxen, von denen jene forderten, daß jeder Geistliche sich einen akademischen Grad erwerben müsse, trat Karlstadt mit Entschiedenheit auf die Seite der Humanisten und wirkte durch Aufhetzereien gegen Mykonius. Er hatte früher eine straffe Kirchenzucht befürwortet; jetzt hielt er es mit der Partei, von welcher dieselbe bekämpft wurde.[79]) Dennoch blieb ihm ein bedeutender Einfluß in der baseler Kirche, namentlich bei den Verhandlungen, welche unter Bucer's Leitung zum Friedensschlusse mit Luther stattfanden.[80]) Die damals in Basel wüthende Pest machte dem Leben des begabten, tiefsinnigen, gelehrten, thätigen, vielgeschäftigen, andererseits unbeständigen, ehrgeizigen, demagogischen, aber die letzten Consequenzen dieser Richtung aus Rücksicht auf Erhaltung der Religion und seines persönlichen Interesses fürchtenden, leidenschaftlichen, streitsüchtigen, im Glücke oft hochmüthigen, im Unglücke nicht selten verzagten, widerspruchsvollen Mannes am ersten Weihnachtstage 1541 nach kurzer Krankheit ein Ende. Bald nach seinem Tode tauchte das Gerücht auf, ein Dämon habe ihn überall, selbst im Gotteshause, so schwer geängstet und gepeinigt, daß dies die Ursache seines Todes geworden sei.[81])

Von den literarischen Arbeiten über Karlstadt mögen außer den in den Noten berücksichtigten noch angeführt werden: Mager, Dissertatio de Karolstadio contra Arnoldum (Greifswald 1708); Gerdes, Descriptio vitae Karolstadii usque ad annum 1522, in dem Scrinium antiquarium (I, 56); Rotermund, Erneuertes Andenken der Männer (1818, I, 62), mit einem Verzeichniß seiner Schriften; Bauer, Ueber Karlstadt's Lehre (in den Theologischen Jahrbüchern von Zeller, 1848, S. 481); Diekhof, Ueber Karlstadt's Lehre (in den Götting. Gel. Anzeigen, 1878, S. 1857—1885); Derselbe, De Carolostadio Lutheranae de servo arbitrio doctrinae contra Eckium defensore (Göttingen 1850); Derselbe, Die evangelische Abendmahlslehre im Reformations-Zeitalter (I, S. 299—428); C. F. Jäger, Beiträge zur Geschichte des Andreas Bodenstein (in der Deutschen Zeitschrift, 1856, Nr. 30 und 31); Riederer, Abhandlungen aus der Kirchengeschichte u. s. w. (S. 473, Verzeichniß der Schriften Karlstadt's); Masch, Beiträge zur Geschichte merkwürdiger Bücher (S. 601 fg., Verzeichniß der Schriften Karlstadt's). (*J. Hasemann.*)

KARLSTEIN, eine bis heute in ziemlich gutem Zustande erhaltene Burg des Mittelalters, gehört zu den eigenthümlichsten Bauwerken Böhmens. Sie erhebt sich auf einer steilen Anhöhe im anmuthigen Berauthale, 3 Stunden westlich von Prag, unweit der Eisenbahnstation Karlstein der Böhmischen Westbahn. Kaiser Karl IV., nach welchem als Gründer die Burg benannt wurde, spricht in der Stiftungsurkunde (1348) den dreifachen Zweck der Anlage deutlich aus. Erstlich wolle er eine Residenz bauen, welche seinen Namen führen und verewigen solle; zweitens wolle er eine sichere Feste zur Aufbewahrung der Reichskleinodien errichten und drittens eine Stätte der Zurückgezogenheit für seine Andachtsübungen und frommen Betrachtungen gründen. Die Hauptzierde der aus vielen Wohngebäuden, mehrern Kirchen und Kapellen bestehenden, in Halbmondform errichteten Burg bildete die in der Mitte eines fünfstöckigen Thurmes situirte Kreuzkapelle. Die Wände derselben waren vergoldet und mit Jaspisen, Achaten, Amethysten, Chrysolithen, Topasen und hier und da mit noch edleren Steinen ausgelegt; ja auch die Fenster bestanden aus durchsichtigen, in vergoldetem Blei gefaßten böhmischen Steinen. 1330 Kerzen erleuchteten den inneren Raum, dessen vorderer Theil mit Schilden von gediegenem Golde und Silber geschmückt war. Auf dem prachtvollen Hauptaltare befand sich unter dreifachem Verschlusse die Reichskrone, unter dem Altare in einem verborgenen Gewölbe lagen die übrigen Kleinodien und die Privilegien des Landes, während in koftbaren Reliquienschreinen die von Karl mit großer Vorliebe gesammelten heiligen Schätze verwahrt wurden. Wand- und Tafelmalereien von Thomas von Mutina, Meister Theodorich aus Prag und Niklas Wurmser aus Straßburg schmückten die Räume des ausgedehnten Schlosses, das mit einer mehrfachen Mauer umschlossen war. Die Wachmannschaft mußte zur Nachtzeit die Mauern umkreisen, mit lauter Stimme die Stunden ausrufen und jeden Fremden warnen, sich der Burg zu nähern. Nachdem dies geschehen, wurden Wurfgeschosse nach allen Seiten geschleudert. Jeder Frau war der nächtliche Aufenthalt in der Burg untersagt, selbst die Kaiserin von diesem Verbote nicht ausgenommen.

Als Baumeister des im J. 1357 vollendeten Prachtwerkes, wenigstens in den ersten Anfängen, fungirte der bekannte Gothiker Matthias von Arras. Ob der Kaiser in Karlstein, wie manche vermuthen, das sagenhafte Schloß Montsalvage nachahmen wollte, mag dahingestellt bleiben. Durch die Belagerung seitens der Husiten im J. 1422 und durch eine Feuersbrunst im J. 1487 erlitt die Burg großen Schaden. Ferdinand I. und Rudolf II. verwendeten bedeutende Summen zur Restauriruug. Im J. 1648 erfuhr Karlstein durch die Schweden von neuem starke Verwüstungen. Kaiser Franz I. rettete das Bauwerk vor gänzlichem Verfalle durch umfassende Reconstructionsarbeiten (1812—1818), und in der neuesten Zeit wurden Anstrengungen gemacht, die einst so glänzende Residenz wenigstens in ihrer äußern Anlage auch der Zukunft zu erhalten.

Vgl. Gruber, Kunst des Mittelalters in Böhmen, und desselben Abhandlungen in den Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen,

79) Kirchhofer, Oswald Mykonius S. 153 und 316—334. 80) Ebenda S. 215. 227. 266—310. — Heß, Lebensgeschichte Bullinger's I, 214. 81) Kirchhofer S. 332. — J. K. Füßli, Lebensgeschichte des Andreas Bodenstein von Karlstadt (1776), S. 113 fg. — Corp. Reform. von Bretschneider IV, 784. — De Wette, Luther's Briefe V, 435. 452. 463. — Hottinger, Helvet. Kirchengeschichte III, 748. — Verpoorten, Sacra analecta (Leyden 1708), P. III, p. 119. — Bei Erbkam S. 109.

Jahrg. IX; ferner Zirichinsky, Beschreibung der kaiserlichen und königlichen Burg Karlstein in Böhmen (Prag 1841) u. a. *(L. Schlesinger.)*

Karmanien (nicht Karamanien) im Alterthume Name der jetzigen persischen Provinz Kirmân (s. d.).

KARMARSCH (Karl), berühmter Technolog, am 17. Oct. 1803 in Wien geboren, am 24. März 1879 in Hannover gestorben, machte seine Studien zuerst in der commerciellen und dann in der technischen Abtheilung des Polytechnischen Instituts in Wien. Von 1819 bis 1823 bekleidete er an dem genannten Institute die Stelle eines Assistenten im Lehrfache der mechanischen Technologie unter Professor Altmütter, von welchem er im wesentlichen die Grundlage seiner technischen Richtung erhielt, und erwarb sich in dieser Zeit eine ungemein vielseitige wissenschaftliche Bildung. Im J. 1830 zur Gründung und Leitung einer polytechnischen Schule nach Hannover berufen, widmete er sich dieser Aufgabe mit ebenso viel Eifer als Sachkenntniß. Hier lehrte er bis 1875 mechanische Technologie (bis 1840 auch theoretische Chemie), und namentlich seinen Vorlesungen hat die Anstalt, die bald akademischen Charakter erhielt, ihr schnelles Aufblühen zu danken. Auch die werthvollen Sammlungen derselben, insbesondere die reichhaltige Werkzeugsammlung, sind von Karmarsch angelegt. Seit 1834 Mitglied der Direction des Gewerbevereins für das Königreich Hannover, dessen Vicepräsident er 1845 wurde, entfaltete er ebenso wie seit 1839 in der Verwaltungscommission der Gewerbeschulen eine für die gesammte Industrie höchst segensreiche Thätigkeit. Sein kritischer Geist offenbarte sich nicht nur auf wissenschaftlichem Gebiete, sondern auch in seiner religiösen und politischen Gesinnung durch seinen 1839 erfolgten Uebertritt zur protestantischen Kirche und durch die oppositionelle Haltung, die er, dem Ministerwechsel von 1851 gegenüber, als Abgeordneter der Lehrercollegien höherer Schulanstalten und Mitglied der Ersten Kammer einnahm. Nach den verschiedensten Richtungen hin war Karmarsch Nützliches zu leisten bestrebt. So construirte er im J. 1835 eine Maschine, um Münzen und andere erhaben gearbeitete Gegenstände in der von dem französischen Mechaniker Collas erfundenen Manier für den Kupferstich zu copiren (eine von ihm verfaßte Beschreibung dieser Maschine erschien im J. 1836.) Seine Verdienste um die Wissenschaft ehrte die Universität Göttingen im J. 1836 durch Uebersendung des Ehren-Doctordiploms. Rühmende Erwähnung gebührt seiner Thätigkeit als Preisrichter auf verschiedenen deutschen Industrie-Ausstellungen, sowie auf den Weltausstellungen von London und Paris; auch war er 1861 und 1865 Mitglied der nach Frankfurt a. M. berufenen Fachmänner-Commission für ein einheitliches deutsches Maß- und Gewichtssystem. Im J. 1875 legte er die Direction der von ihm ins Leben gerufenen Anstalt und sein Lehramt an derselben nieder und trat in den Ruhestand. Karmarsch hat für die mechanische Technologie eine eigenthümliche und rationelle Behandlungsweise geschaffen und ist als der Stifter einer neuen Schule anzusehen. Er ist Verfasser einer Anzahl bedeutender technologischer Werke. Sein Handbuch der mechanischen Technologie (2 Bde., Hannover 1837—1841, 5. Auflage bearbeitet von Hartig, 1875—1876) wirkte geradezu epochemachend und hat zahlreichen derartigen Werken zum Vorbild gedient. Allgemeine Anerkennung fand das von ihm gemeinschaftlich mit Heeren herausgegebene Technologische Wörterbuch (3 Bde., Prag 1843—1844, 3. Auflage bearbeitet von Kick und Gintl 1874 fg.). Schon in der Zeit seiner Lehrthätigkeit am wiener Polytechnischen Institute erschien von ihm: Grundriß der Chemie (Wien 1822), dem die Einleitung in die mechanischen Lehren der Technologie (2 Bde., Wien 1825) folgte. Einen speciellen Zweig der Technik behandelte er in: Beiträge zur Technik des Münzwesens (Hannover 1856). In demselben Jahre erschien in zweiter Auflage: Die Polytechnische Schule zu Hannover. Ferner veröffentlichte er: Gewerbliches Fragenbuch (Heft I, Stuttgart 1867, Heft II und V, Berlin 1872; vom Gewerblichen Fragenbuche erschien Heft IV, Fragen für Bauhandwerker von Gunzenhausen, Gera 1878) und Geschichte der Technologie (München 1872). Von den weniger umfangreichen Arbeiten erwähnen wir seine zahlreichen Beiträge zu Prechtl's Technologischer Encyklopädie, von welcher er fünf Supplementbände redigirte, zu Hülße's Maschinen Encyklopädie, zu Erich und Gruber's Encyklopädie der Wissenschaften und Künste, sowie seine Abhandlungen in den Jahrbüchern des Polytechnischen Instituts in Wien, in den Mittheilungen des Gewerbevereins für das Königreich Hannover die er von 1854 bis 1857 redigirte, in Dingler's Polytechnischem Journal, in der Deutschen Vierteljahrsschrift, Gegenwart, Unsere Zeit. Auch die mit Volz herausgegebenen Polytechnischen Mittheilungen (3 Bde., Tübingen 1844—1846) enthalten werthvolle Arbeiten von ihm. *(W. H. Uhland.)*

KARMATEN (oder Karmatier, auch Bathinier, d. h. Sekte des innern Wissens) heißen diejenigen Anhänger der mohammedanischen Sekte der Ismaeliten (s. d.) welche von Hamdân ibn el Aschʿath mit dem Beinamen Karmat, dessen ursprüngliche Bedeutung unsicher ist, ausgingen. Er lebte in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. unserer Zeitrechnung in der Gegend von Kufa und wurde um das Jahr 875 von Emissären des Ismaeliten Abdallah ibn Achmed (in Salamija in Syrien) bekehrt, welche im Interesse des Aliden Mohammed ibn Ismaʿîl, beziehungsweise seiner Nachkommen wirkten. Mit ihm zusammen traten der Sekte bei sein Schwager Abdan, unter dessen Namen eine Anzahl von Parteischriften gehen (deren Authentie zum Theil aber den Mohammedanern selbst verdächtig ist) und Zakanija ibn Mahrûja. Die Anfänge der Bewegung sind in Dunkel gehüllt, doch steht fest, daß unter den Genannten selbst Zerwürfnisse entstanden, infolge dessen Karmat und Abdan zurücktraten und auch Zakanija sich eine Zeit lang zu verbergen für gut hielt, während seine drei Söhne Jahja, Husein und Ali nach Syrien gingen und dort im J. 902 einen Aufstand erregten. Zwar wurde Jahja schon 903 bei der von ihm begonnenen Belagerung von Damaskus getödtet, aber dem Husein, der nach ihm den Befehl übernahm, gelang es, mehrere der bedeutendsten

Städte Syriens zu plündern; und als auch er bereits 903 von den Truppen des Chalifen Muktafi bei Hamath geschlagen und 904 in Bagdad grausam hingerichtet war, wagte Ali 906 eine neue Erhebung, die indeß mit einem eiligen Rückzuge nach Jemen endete. Dort war schon seit etwa 882 durch ismaelitische Emissäre eifrig gewühlt worden, und ein Aufstand war ausgebrochen, der bei Ankunft Ali's den Empörern sogar die Hauptstadt San'a bereits in die Hände geliefert hatte; doch erhob sich bald die Bevölkerung und vertrieb die Aufrührer. Schon vorher war aber von Jemen die ismaelitische Propaganda durch Sendboten nach Afrika zu den Berbern fortgepflanzt worden, wo sie mit großer Schnelligkeit um sich griff und den Sturz der Aghlabiden und das Emporkommen des als Nachkommen von Mohammed ibn Ismā'il sich ausgebenden Obeidallah, des Stammvaters der Fatimiden-Chalifen (s. d.) von Aegypten, bewirkte. — Ein neuer Aufstand in Syrien unter Abu Gharim, der ebenfalls noch in das J. 906 fällt, wurde wieder rasch unterdrückt; aber gleich darauf tauchten die hier zahlreich entronnenen Karmaten am Euphrat plündernd und mordend wieder auf, bedrohten Kufa und überfielen die aus Mekka zurückkehrende Pilgerkaravane; erst Ende 906 oder Anfang 907 wurden sie in der Nähe von Kadesia geschlagen und Zakanija getödtet. Waren aber die bisher erwähnten Aufstände mehr vorübergehende Zuckungen, so hatten sich inzwischen in Bahrein und den angrenzenden Gebieten des innern Arabiens die Karmaten dauernd festgesetzt. Hier war im J. 894 ein Missionar aufgetaucht, der sich für den Gesandten des Mahdi (d. h. des noch in der Verborgenheit lebenden, bald aber zum endlichen Siege die Führung übernehmenden Imams) ausgab und die Bevölkerung zum Aufstand vermochte. Von da an ist Bahrein mit seiner Hauptstadt Hadschar die Burg der Karmaten, aus welcher sie nach Arabien wie nach Mesopotamien hinein eine Reihe von furchtbaren Kriegs- und Raubzügen richten. Besonders unter Abu Tahir Suleiman, der 914 oder 918 die Führung übernahm, waren sie der Schrecken jener Länder. Begünstigt durch den Verfall des Chalifats unter dem unfähigen Muktadir und die oft rettungslose Verwirrung, die in Bagdad herrschte, plünderten sie zweimal Basra (920, 923), die Mekkakaravane (924), Kufa (926), schlugen die ihnen endlich entgegengesandte Armee und bedrohten selbst die Hauptstadt (927), indem sie sich in dieser Zeit als Anhänger des Fatimiden Obeidallah (s. ob.) bekannten. Im J. 930 überfielen sie die heilige Stadt Mekka selbst, plünderten die Kaaba und nahmen den schwarzen Stein weg, den sie erst 951 auf Drängen des Obeidallah zurückfandten (s. Kaaba). Kurz nachher beginnt ihre Macht durch innere Spaltungen abzunehmen, doch greifen sie noch 971 wirksam in die Geschichte ein, indem sie mit dem Chalifen von Bagdad sich gegen die Fatimiden verbünden und diesen Syrien entreißen helfen; kurz nachher verbündeten sie sich freilich wieder mit dieser ihnen ja nahe stehenden Dynastie gegen Zahlung eines Tributs. Noch 985 erscheinen sie wieder einmal als Herren in Kufa; aber von da ab treten sie allmählich zurück, obwol sie als Sekte in Bahrein bis auf den heutigen Tag nicht erloschen sind.

Der Grundzug in der karmatischen Bewegung ist, wie von Kremer bemerkt, nicht nur ein religiöser, schiitischer, sondern auch ein demokratischer, und Dozy vergleicht sie daher mit den deutschen Bauernkriegen und den französischen Jacquerien (s. von Kremer, Gesch. d. herrsch. Id. d. Isl. S. 198. 387). Die Lust an Krieg und Raub, die den Beduinen eigen ist, führte denn auch große Scharen der letzteren als vorübergehende Bundesgenossen den Karmaten zu. Daß diese unter solchen Umständen durch Grausamkeit und Beutelust der Schrecken des halben Reiches waren, begreift sich; doch haben gerade deswegen die mohammedanischen Schriftsteller gewiß vielfach ins Schwarze gemalt.

Vgl. Weil, Geschichte der Chalifen II, 498 fg. (die Einzelstellen im Index Bd. 3); außer den dort und hier oben citirten Quellen siehe noch Fihrist S. 186 fg. und die Anmerkungen Flügel's dazu; Dozy, Het Islamisme S. 177 fg.; Wolff, Die Drusen und ihre Vorläufer S. 107 fg.; M. J. de Goeje, Mémoire sur les Carmates du Bahraïn (Leyden 1862). (*August Müller.*)

KARMEL (hebr. Karmel, d. i. Baumgarten, Fruchtland) heißt im Alten Testament erstens der ca. fünf Stunden lange Gebirgsrücken, welcher sich in der Richtung von Süd Ost nach Nord-West, südlich vom Bache Kison, dem heutigen Nachr Mukatta, hinzieht und schließlich in ziemlich steilem Absturze zum Mittelländischen Meer ein Vorgebirge bildet (bei Plinius, H. N. 5, 7 promontorium Carmelum genannt); durch den Karmel wird somit die Küstenebene des südlichen Palästina von der Niederung abgetrennt, die sich rings um die Bucht von Akka lagert. Bei den Arabern heißt der Karmel Dschebel mār Eljās, d. i. Gebirge des heiligen Elias (von dem auf seiner Nordwestspitze liegenden Eliaskloster, s. u.). Die größte Erhebung des Karmel befindet sich nach Section V der großen englischen Karte von 1880 ca. 20 Minuten südlich von dem Dorfe Esṣīfe und beträgt 1810 englische Fuß (= 551 Mt.). Das Hauptgestein des Karmel ist harter Kalk, in welchen Hornstein eingesprengt ist; eine Eigenthümlichkeit des Gebirges ist (besonders auf der Westseite) der Reichthum an Höhlen, deren man im ganzen ca. 2000 zählt. Die Fruchtbarkeit des Karmel, die Pracht seiner Wälder, ist im Alten Testament geradezu sprichwörtlich, vgl. Jes. 35, 2 (die Pracht des Karmel und Saron); Jer. 46, 18, wo die Herrlichkeit Nebukadnezar's mit der des Karmel verglichen wird; 50, 19; Amos 9, 3, wo der Karmelwald als Bild des dichtesten Versteckes genannt ist; Hohelied 7, 6. Dem entspricht, daß anderwärts (Jes. 33, 9; Amos 1, 2; Nah. 1, 4) die Verödung sogar des Karmel als der äußerste Grad der Verwüstung des Landes angedroht wird. Noch heute ist die Vegetation des Karmel, dank dem fortdauernden Wasserreichthume, eine sehr ansehnliche. In den niedern Lagen gedeiht der Lorbeer und Oelbaum, während der Gipfel des Gebirges zum Theil noch mit Fichten und Steineichen bedeckt ist, zum Theil reiche Weide bietet.

Was die geschichtlichen Erinnerungen anbelangt, die

sich an den Karmel knüpfen, so wird derselbe zuerst Jos. 19, 26 als die Westgrenze des Stammes Asser genannt. Nach 1 Kön. 18, 19 fg. versammelte der Prophet Elias (im 9. Jahrh. v. Chr.) alles Volk von Israel auf dem Karmel, stellte daselbst den von den Baalsverehrern zerstörten Altar Jahwe's (Jehova's) wieder her und bewirkte durch ein Gottesgericht den Sieg der Jahwereligion und demgemäß die Ausrottung der Baalspriester. Nach 2 Kön. 2, 25 und 4, 25 hatte auch der Prophet Elisa zeitweilig an oder auf dem Karmel seinen Wohnsitz. Die Erwähnung des Altars 1 Kön. 18, 30 deutet übrigens darauf, daß der Karmel nicht erst der Erinnerung an Elias und Elisa seine Heiligkeit verdankte. Fraglich ist dagegen, ob in der Stelle Micha 7, 14 ein Beleg für die besondere Heiligkeit des Karmel als eines Sitzes Gottes zu erblicken ist. Dies wäre der Fall, wenn dort zu übersetzen wäre: „Der du (Gott) einsam wohnest im Walde inmitten des Karmel.“ Ohne Zweifel richtiger ist jedoch die Fassung: „Weide den einsam im Walde (d. h. im Exil) wohnenden (Israel) inmitten des Fruchtgefildes.“ Dagegen findet sich ein merkwürdiges Zeugniß für die fortdauernde Heiligkeit des Karmel bei Tacitus (Hist. II, 78). Derselbe berichtet: „Es liegt zwischen Judäa und Syrien der Karmel (Carmelus); so nennen sie den Berg und den Gott.“ Diesem wurde nach alter Ueberlieferung weder ein Bild noch ein Tempel errichtet, sondern nur an einem Altare verehrte man ihn (eine Aufgabe, die ohne Zweifel auf einer von den Heiden nicht verstandenen Erinnerung an den bildlosen Cultus des Gottes Israels beruht). Jener Altar nun, der wol auf dem Vorgebirge stand, diente zugleich als Orakelstätte und hier habe der Priester Basilides dem Vespasian (70 n. Chr.) nach einem Opfer desselben prophezeiht, es würden ihm, was er auch unternehme, ein hoher Sitz, weiteste Grenzen und zahlreiche Menschen verliehen werden (in ähnlicher Fassung gedenkt dieses Orakels auch Sueton im Leben Vespasian's Cap. 5). Seit dem Ende des ersten christlichen Jahrhunderts boten die Schluchten und Höhlen des Karmel zahlreichen christlichen Einsiedlern, allmählich ganzen Vereinen von solchen einen Zufluchtsort. Dagegen hat sich ein besonderer Mönchsorden der Karmeliter (s. d.) erst um 1156 durch den Kreuzfahrer Berthold aus Calabrien gebildet; das älteste Kloster soll 1180 in den Felsen des Vorgebirges Karmel eingehauen worden sein. Auch als der Orden (1238) nach Europa übergesiedelt war, behauptete das Kloster am Karmel seine Heiligkeit, zumal die Verehrung des Propheten Elias und seiner Grotte auch von den Mohammedanern getheilt wird. Dieses hinderte indeß nicht wiederholte blutige Verfolgungen der Mönche seit den Kreuzzügen; so 1291, 1653 (wo sogar die Kirche in eine Moschee verwandelt wurde) und 1775. Im J. 1799 verwandelte Napoleon das Kloster während der Belagerung von Akka in ein Pestspital; 1821 wurde es sammt der Kirche von Abdallah, dem Pascha von Akka, total zerstört, angeblich um eine Unterstützung der aufständischen Griechen durch die Karmeliter zu verhüten. Aber bald gelang es der unermüdlichen Energie des Mönches Giovanni Battista aus Frascati, im Abendlande so viel Geld zusammenzubetteln, daß 1828 der Bau des jetzigen prächtigen Klosters beginnen konnte. Dasselbe erhebt sich mit seiner in modernem italienischem Stile erbauten Kirche nahe der Spitze des Vorgebirges 169 Mt. über dem Meere und enthält in seinen hohen und schönen Räumen auch zahlreiche Fremdenzimmer. Die altheilige Grotte des Elias befindet sich gegenwärtig unter dem Hochaltare der Kirche (vgl. zu dem Vorstehenden besonders A. Socin in Bädeker's Palästina und Syrien, 2. Auflage, Leipzig 1880, S. 244 fg.). Die überaus prachtvolle Aussicht von der Terrasse des Klosters ist auch dem Schreiber dieses noch in lebhafter Erinnerung. *(E. Kautzsch.)*

KARMEL, Stadt im Stamme Juda (vgl. Jos. 15, 55; 1 Sam. 15, 12) bekannt als Wohnsitz des reichen Nabal, dessen Weib Abigail nachmals David heirathete (1 Sam. 25, 2 fg.). Erhalten hat sich der Name des Ortes, der noch in den Kreuzzügen erwähnt wird, in der Ruinenstätte el-Kurmul, welche auf der großen englischen Karte 11½ Kilom. südlich von Hebron verzeichnet ist. *(E. Kautzsch.)*

KARMELITER und KARMELITERINNEN[1]), religiöse Orden (Congregationen) der römisch-katholischen Kirche. — Ueber die Anfänge und ersten Entwicklungsstadien des Karmeliterordens sind von Mitgliedern desselben in zahlreichen, zum Theil dickleibigen Aufzeichnungen allerhand Nachrichten, unter ihnen viele offenbare Fabeln, verbreitet, welche den Zweck haben, den Ursprung so weit wie möglich in die älteste Zeit zurückzudatiren, ja den Propheten Elias selbst, welcher sich nach dem Alten Testamente eine Zeit lang auf dem Berge Karmel in Syrien aufgehalten hat, zum Stifter zu machen.[2]) Es ist wahrscheinlich, daß daselbst, vielleicht seit dem 4. Jahrhundert n. Chr., sich christliche Eremiten ansiedelten, zu denen sich später Pilger aus dem Abendlande gesellten. Nicht Almerich aus Calabrien um 1121 oder ein anderer, sondern Berthold aus Calabrien, welcher mit Wallfahrern oder Kreuzfahrern dahin gekommen sein mag, sammelte vor dem Jahre 1185, in welchem er noch daselbst gesehen worden ist, etwa um 1156[3]), die Einsiedler auf dem Karmel, resp. eine Anzahl derselben zu einer mönchsartigen Gemeinschaft (coenobium), wie es scheint, nach dem Vorbilde der Karthäuser von Calabrien. Auf Ansuchen des zweiten Vorstehers, Brocard's, ertheilte der zuständige Patriarch, Albrecht von Jerusalem, 1209 dem Orden, welchem sich von jetzt ab auch Laienbrüder zugesellten, die Bestätigung seiner Statuten, wonach er sich zum Wohnen in einzelnen Zellen, zur Errichtung eines gemeinsamen Bethauses, zu bestimmten Gebeten, zu Handarbeiten, zum Fasten, zum Schweigen, zum Gehorsam, zur Armuth u. s. w. verpflichtete. Papst Honorius III. bestätigte 1224 seinerseits diese Satzungen.

1) Es ist auch üblich, Carmeliter und Carmeliterinnen zu schreiben. 2) Hiergegen ist die geschichtliche Wahrheit besonders durch Papebroch in den Acta Sanctorum April. T. I, p. 774 seq. und in einigen Streitschriften dargethan worden. 3) Nach K. Hase, Kirchengeschichte, 8. Aufl. (1858), S. 247.

Als die Herrschaft der Mohammedaner durch ihre Bedrückung die Früchte der ersten Kreuzzüge immer mehr verkümmerte, verließen die meisten Karmeliter nach Ablauf des durch Kaiser Friedrich II. mit den Sarazenen geschlossenen Waffenstillstandes ihre ursprüngliche Heimstätte, indem sie sich theils nach Cypern 1238, gleichzeitig nach Sicilien, 1240 nach England, 1244 nach Südfrankreich[4]), bald auch nach Deutschland wandten. Einen sehr fruchtbaren Boden fanden sie in Frankreich, wo ihnen Ludwig der Heilige 1259 zu Paris ein Kloster errichtete, noch mehr in England, wo der Orden 1244 zu Aylesford sein erstes Generalkapitel hielt und Simon Stock zum Vorsteher wählte, unter welchem er sich sehr stark ausbreitete. Im J. 1247 gestand Papst Innocenz IV. den Karmelitern mehrere, zum Theil mildernde Aenderungen zu, und ertheilte ihnen im wesentlichen die Privilegien der Bettelorden.[5]) Hatten sie vorher schwarz- und weißgestreifte Mäntel getragen — nach dem Vorbilde des Mantels, welchen Elias mit dunkeln Brandflecken vom feurigen Wagen habe herabfallen lassen — so nahmen sie jetzt gleich den Dominikanern einen schwarzen Rock und einen weißen Mantel an. Aber sie wollten sich im Auge des Volkes vor den Dominikanern und Franziskanern durch ein besonderes Kleidungsstück auszeichnen. Ein solches, so hieß es, sei ihrem Vorsteher Simon Stock, welcher 1265 starb, durch die Jungfrau Maria vom Himmel gebracht worden, und zwar mit der Weisung und Wirkung, daß, wer es trüge oder darin stürbe, sicher selig werde, indem die Jungfrau ihn und jeden aus dem Fegfeuer hole.[6]) Dies ist das vielberufene Skapulier, aus zwei grauen Tuchstreifen bestehend, welche man über Rücken und Brust trug und über den Schultern befestigte. Dasselbe kam aber nachweislich erst 1287 in Gebrauch, kann also nicht von Simon Stock herrühren. Indeß wirkte es bei dem abergläubischen Volke sehr nachhaltig; es entstand eine Skapulierbrüderschaft, durch welche sich sehr viele Laien ohne strenges Gelübde dem Orden affiliirten. Im wachsender Selbstüberhebung und Eifersucht den Dominikanern und Franziskanern gegenüber bestritten sie jenen die Erfindung des Rosenkranzes und stellten diesen als Gegengewicht für die Portiuncula-Kirche ihr Haus der Heiligen Jungfrau zu Loretto an die Seite. Weil sie vorgaben, in der Liebe zu Maria alle andern Congregationen zu übertreffen, nannten sie sich mit Genehmigung des Papstes Honorius IV. (1285 bis 1287) Brüder unserer lieben Frau, wodurch sie sich bei den andern Orden viel Mißgunst und Haß zuzogen.[7])

Zwar suchte der Orden etwa seit 1260 mehr und mehr die Gemeinschaft mit den Dominikanern zu meiden, um sich von dem odium der Inquisition fern zu halten; aber auch einer von seinen Provinzialen in England, Thomas Waldensis, übernahm später das Amt eines Inquisitors, als welcher er den König Heinrich V. (1413—1422) mit öffentlichem Tadel belegte. Der 7. General Nikolaus Gallus trat mit bittern Klagen über den großen Sittenverfall seiner Ordensgenossen auf und legte 1270, da er nichts dagegen vermochte, sein Amt nieder.[8]) Nachdem 1274 das Concil von Lyon mit Zustimmung des Papstes Gregor X. eine große Anzahl von Bettelorden unterdrückt hatte, gab es deren im wesentlichen nur noch vier, nämlich die zwei größeren der Minoriten (Franziskaner und resp. Kapuziner) und der Prädicatoren (Dominikaner) und die zwei kleineren der Karmeliter und Augustiner.[9]) — Die durch beiderseitige Privilegiumssucht genährte Feindschaft veranlaßte den englischen Dominikaner Johann Stokes, in seinen Determinationes contra Carmelitas und andern Schriften um das Jahr 1370 heftige Angriffe gegen die Karmeliter zu richten, weil diese das auch von den Dominikanern beanspruchte Vorrecht haben wollten, Fratres B. Mariae (oder Deiparae) zu heißen; gegen ihn trat der Karmeliter Johann Hornehy in einer Erwiderung auf.[10]) Im J. 1374 ertheilte Papst Urban VI. den Karmelitern für eine ihm gezahlte Geldsumme das Privilegium, daß jeder, welcher sie als Fratres B. M. V. bezeichnen würde, für jeden einzelnen Fall eine dreijährige Indulgenz durch sie erhalten sollte.[11]) Papst Johann XXIII. (1410—1417) nahm den Orden in das jus und in die proprietas St. Petri auf und entzog sie so dem dominium der Bischöfe.

Bereits im 14., noch mehr im 15. Jahrhundert, besonders unter dem Einflusse der Kirchenspaltung, riß, wie bei den übrigen Congregationen, so auch bei den Karmelitern ein starker Verfall der Zucht und eine Zertheilung in verschiedene Observanzen ein. Viele ihrer Ordensleute suchten das alte Eremitenthum wiederherzustellen und erklärten sich für die graue oder braune Farbe an Stelle der schwarzen. Thomas Connecte, welcher als Bußprediger in den Niederlanden und in Frankreich umherzog, gewann kurz vor 1433, wo er in Rom verbrannt wurde, drei Karmeliter-Klöster in Wallis, Toscana und Mantua für seine Reorganisation. Dadurch entstand als eine besondere Congregation die von Mantua, welche bald sich anschnlich verstärkte und durch Papst Eugenius IV. für unabhängig vom Ordensregiment erklärt wurde.[12]) Derselbe Papst gestattete 1431 oder 1432 dem ganzen Orden mit Ausschluß der Mantuaner einige Milderungen in seinen Regeln,[13]) um die verschiedenen Zweige wieder zu einigen.[14]) Durch Papst Nikolaus V. (1447—1455) wurde ihm erlaubt, in allen seinen Stationen sich Sorores virgines zu affiliiren.[15]) Eine all-

4) Albr. Vogel, in Herzog's Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 7. Bd. (1857), S. 411. 5) Nach K. Hase, K. G. (8. Aufl., 1858), S. 327 im J. 1245, laut des Bullarium Carmelitarum (Rom 1715 fg., P. I, p. 45 sq. 6) Vgl. Launoy, Dissertat. de Sim. Stochii viso (Paris 1653), in seinen Opp. T. II, p. 2. 7) A. Vogel, bei Herzog, S. 411. 412.

8) R. Hospinian, De Monachis (2. Aufl., Zürich), p. 193, nach Balæus, Centuriae IV, cap. 42. 9) Ebenda S. 186. 10) Ebenda, nach Balæus, Centuriae VI, cap. 50. 11) Ebenda S. 193. 12) A. Vogel, bei Herzog, S. 412. 13) Nach andern Angaben z. B. den früher untersagten Fleischgenuß. 14) A. Vogel, bei Herzog, S. 412. 15. Balæus, Vita Nic. V, in der Centur. IV, append. ad cap. III, bei Hospinian S. 195.

gemeine Reform im Sinne der Zucht und Sittenstrenge nahm 1462 der Ordensgeneral Soreth in die Hand, wofür man ihn 1471 in Nantes vergiftete, nachdem er 1452 besondere Klöster für Karmeliterinnen gestiftet hatte. Im J. 1476 errichtete Papst Sixtus IV. die Tertiarier des Ordens, welchen 1650 eine besondere Regel und um 1678 eine Reform derselben gegeben wurde.[16]) Außerdem bestand, schon im 15. Jahrhundert, eine große Anzahl anderer Denominationen, bei welchen man im allgemeinen die mit strengeren und die mit laxeren Regeln unterscheiden kann, auch für die Nonnenklöster des Ordens.

Eine neue Bewegung kam in den Orden durch die heilige Theresia. Am 12. März 1515 ihren Aeltern Hamade (Vater) und Cepeda (Mutter) zu Avila in Castilien geboren, schwärmte sie bereits als Kind für Märtyrerthum und Einsiedlerwesen, wurde 1531 einem Kloster in ihrem Geburtsorte übergeben und trat 1536 in das Karmeliterkloster zur Menschwerdung des Sohnes Gottes ein. Als sie in demselben unter Selbstpeinigungen und Visionen erkrankt war, verließ sie das Kloster und fiel in das Extrem der Verabscheuung ihrer bisherigen exaltirten Askese. Aber ein Dominikaner, ein Jesuit (Franz Borgia) und ein Franziskaner (Peter von Alcantara) wußten sie für neue excentrische Kasteiungen zu gewinnen und erklärten sie zu einer Fürstin der Büßer und Büßerinnen. Von jetzt ab Theresia von Jesu genannt, begann sie Zufluchts- und Exercitien-Stätten der Reue und der Weltentsagung mit äußerst harter Zucht zu errichten. Ihre Anhänger erschienen vor dem Volke barfuß und suchten die innere Auszeichnung in einer Selbstdemüthigung, welche sich bis zur wahnsinnigen Vernichtung des Verstandes, des Willens und selbst der Ehre steigerte. Da die meisten Mitglieder ihres Klosters diesen Forderungen widerstrebten, gründete sie in Avila, und zwar für Karmeliterinnen, ein neues Ordenshaus, welches ihr 1565 von Papst Pius IV. bestätigt ward. In der Folge entstanden mehrere andere derartige Klöster der Theresianerinnen[17]), sämmtlich mit Barfüßerinnen besetzt, 1593 von den Observanten unabhängig gemacht.

Indem nun Theresia daranging, auch die Karmelitermönche in ähnlichem Sinne zu reformiren, fand sie besonders an Johann de Yepes einen eifrigen Mithelfer. Dieser den theologischen Studien mit großer Liebe ergebene Mann ließ sich 1562 in das Karmeliterkloster zu Medina del Campo aufnehmen, wo er von jetzt ab Johann von St. Matthias hieß, aber die Zucht nicht streng, besonders nicht einsam genug fand. Als er um 1568 die persönliche Bekanntschaft der Theresia gemacht hatte, welche ihn mit Begeisterung für ihre Observanz erfüllte, gewann er, von jetzt ab als Johann vom Kreuze, eine ansehnliche Zahl seiner Ordensbrüder für die Reform, besetzte, ordnete und leitete die ersten ihr gemäß eingerichteten Klöster, deren Insassen als Barfüßer oder unbeschuhte Karmeliter (Carmelitae excalceati oder discalceati) einhergingen, und zwar in Durvelle, Pastrana und Alcala. Das zuletzt genannte trat später an die Spitze der neu organisirten Häuser; ihm gehörte als Mönch auch die 1577 gestorbene Katharina von Cardone an.[18]) Da Johann vom Kreuze in seiner rigorosen Zucht fortfuhr, trafen ihn viele und schwere Anfeindungen von seiten seiner eigenen Ordensgenossen wie von seiten der andern, nach milderen Regeln lebenden Karmeliter. Aus einer Kerkerhaft befreite ihn Theresia, welche bald darauf 1582 in Alba bei Burgos starb. Es ergingen jetzt über ihn neue Mißhandlungen und Peinigungen, welche 1591 seinen Tod herbeiführten. Beide, Johann wie Theresia, besonders diese, haben in ihrer bis zur krankhaften Gestalt gesteigerten Mystik und Askese den männlichen und weiblichen Barfüßern aus Haß gegen die deutsche Reformation nicht blos einen tiefen Fanatismus eingeflößt, sondern auch einen auf dem Standpunkte des Klosterwesens hohen Aufschwung gegeben.[19]) Die Schriften der Theresia, von denen besonders die Burg der Seele und Von dem Wege der Vollkommenheit zu nennen sind, hat Gallus Schwab in 5 Bänden herausgegeben[20]); ebenso diejenigen des Johann vom Kreuze.[21])

Da die Zahl der Niederlassungen für die unbeschuhten Karmeliter und ihrer Mitglieder, denen 1593 ein eigener General zugestanden wurde, sich sehr bald stark mehrte, so trennten sie sich nun 1600 in zwei Congregationen mit je einem General, in die von Spanien und in die von Italien oder vom heiligen Elias, zu welcher alle Provinzen mit Ausnahme Spaniens gehörten. Es existiren demnach von jetzt ab vier Generale, nämlich außer den zweien für die eben genannten Congregationen derjenige für die Karmeliter von der gemilderten Regel oder für die Observanten und der eximirte Generalvicar der Mantuaner-Congregation.[22]) — Je mehr der Orden an äußerer Ausbreitung gewann, desto höher stieg sein anspruchsvoller Uebermuth und seine erfinderische Einbildungskraft. Die Karmeliter waren nach ihrer Meinung nicht blos der echte Typus aller Mönche und darum berufen, über sie zu herrschen, sondern auch der Quell, aus welchem sämmtliche Orden hervorgegangen wären; zum Beweise verfaßten sie zahlreiche Schriften, in welchen eine ununterbrochene Reihe ihrer Generale bis zurück auf Elias construirt wurde. Hatten sie durch dieses Treiben früher besonders die Dominikaner gegen sich aufgebracht, so geriethen sie jetzt in Streit mit dem Jesuitenorden, welcher sie, wie schon oben berührt, durch die literarisch-historische Kritik Papebroch's scharf züchtigte. Diese ärgerliche gegenseitige Polemik, welcher Papst Innocenz XII. 1698 Schweigen gebot, brachte übrigens den wissenschaftlichen Gewinn, daß die Geschichte des Mönchswesens und des Anachoretenthums in einer bis zum Alten Testament retrospectiven Erörterung vollständiger, gründlicher und sicherer, als es bisher geschehen, dargelegt wurde.[23]) — Im 18. Jahrhundert hatten die unbeschuhten italienischen Karmeliter die hohe Zahl von 17 Provinzen und zwar in Italien, Frankreich, Deutsch-

16) A. Vogel, bei Herzog, S. 412. 17) Ebenda S. 413. 18) Ebenda S. 413. 19) Ebenda S. 413. 414. 20) Sulzbach 1841 fg. 21) Um dieselbe Zeit. 22) A. Vogel, bei Herzog, S. 414. 23) Ebenda S. 414.

land, Flandern, Polen und Asien, wobei sie namentlich in Frankreich eine sehr einflußreiche Rolle spielten. Hier traten in das pariser Kloster der Karmeliterinnen von der Rue St.-Jacques, wo in der Folge auch viele andere hochgestellte Novizen den Schleier nahmen, nicht blos die Tochter des Königs Ludwig XV. ein, sondern auch die Herzogin de la Vallière, nachdem sie von Ludwig XIV. verstoßen worden war, um durch die daselbst waltende sehr strenge Zucht ihre Sünden abzubüßen. [24])

Von den gewaltigen religiös-kirchlichen, politischen, socialen Katastrophen, welche seit dem Ende des 18. Jahrhunderts ihren Ausdruck besonders in der großen Französischen Revolution gefunden haben [25]), sind die Karmeliter und die Karmeliterinnen um so schwerer betroffen worden, als sie, im Zusammenhange mit ihrer vorwiegend contemplativen Richtung, mehr als andere Orden durch den weltverachtenden und religiös fanatischen Sinn sich in Opposition zu den auftauchenden Zeitmächten stellten. Zahlreich wurden ihre Klöster entweder ganz aufgehoben oder an der Aufnahme von Novizen gehindert. — Nach dem das alte Hauptkloster auf dem Karmel schon vorher wiederholt zerstört worden war, erfuhr es dasselbe Schicksal von neuem im Jahre 1798 nach dem Abzuge der Franzosen. Seine Wiederherstellung erlebte es durch den Bruder Johann Baptist, welcher seit 1825 mehrere Jahre hindurch in drei Erdtheilen und seit 1844 wiederum in Europa zur Sammlung milder Gaben umherreiste. — In Italien brachte das nach und nach auf alle annectirten Länder angewendete Siccardische Klosteraufhebungsgesetz von 1855, welches die wesentlich mit Predigt, Unterricht und Krankenpflege beschäftigten Orden bestehen ließ, den beschuhten wie unbeschuhten Karmelitern die Unterdrückung, welche indeß nicht sofort überall factisch durchgeführt wurde. Großen Skandal erregte in Rom 1872 ein Karmelitermönch dadurch, daß er bei einer Beichte in der Kirche San-Giovanni in Laterano die schöne Tochter einer adeligen spanischen Familie verführte. — In Frankreich erstanden seit der politischen Restauration, namentlich durch die Duldsamkeit und Gunst Napoleon's III., viele der aufgehobenen Klöster wieder, unter ihnen mehrere vom Karmeliterorden. Diesem gehörte Charles Loyson mit dem Klosternamen des Paters Hyacinthe an, welcher am 22. Sept. 1869 sein Kloster in Passy bei Paris mit einem seinem General in Rom übersandten Proteste gegen die ultramontane, hyperorthodoxe Richtung in der katholischen Kirche, besonders gegen die päpstliche Infallibiliät verließ, mit der großen Excommunication sowie allen andern Censuren belegt, eine freie kirchliche Vereinigung zu bilden suchte und sich in London 1872 civiliter trauen ließ. Er strebt in etwas unbestimmter Weise eine Vereinigung zwischen Glauben und Wissenschaft an. Die Decrete vom 29. März 1880 gegen die bestehenden Congregationen, auch gegen die in den letzten Jahrzehnten ungemein zahlreich gewordenen weiblichen, bezogen sich auch auf die Karmeliterklöster. Alle Klöster, welche bestehen bleiben wollten, sollten die Ermächtigung hierzu nachsuchen. Die meisten thaten dies nicht und so wurden mehrere derselben durch die Polizei gewaltsam geschlossen, unter ihnen das Kloster der Karmeliter zu Agen am 16. Oct. 1880, sowie am 20. Oct. desselben Jahres das zu Rennes bestehende.

Unter seinen Scharen von Mönchen und Nonnen weist Belgien seit 1830 auch Karmeliter und Karmeliterinnen auf, z. B. in der Stadt Gent. Holland besaß 1853 nur je ein Karmeliter- und ein Karmeliterinnen-Kloster und zwar im Bisthume Herzogenbusch. [26]) — Ein uns vorliegendes Verzeichniß [27]) der Klosterniederlassungen in England, Wales und Schottland, mit welchen die Reformation des 16. Jahrhunderts hier wie in Schweden, Dänemark und Norwegen gründlich aufgeräumt hatte, führt weder Karmeliter noch Karmeliterinnen auf. — Für Spanien hat die Umwälzung seit den dreißiger Jahren die Religiosen der einzelnen Orden entweder ganz ermittirt oder auf ein Minimum reducirt, namentlich durch das Verbot der Aufnahme von Novizen. Als unter der Begünstigung der Königin Isabella am 21. Febr. 1850 in das Karmeliterinnenkloster zu Madrid drei Novizen eintraten, entstand bei den Liberalen ein gewaltiges Aufsehen. Noch gründlicher als Spanien hat seit dem 3. Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts Portugal alle Mönche und Nonnen beseitigt; seitdem findet sich hier weder ein Karmeliter- noch ein Karmeliterinnenkloster. — Auch in den ehemaligen spanischen und portugiesischen Provinzen von Amerika haben, und zwar bereits seit der Losreißung in den zwanziger Jahren mit Ausnahme Mexicos, alle Congregationen, somit noch die der nicht zahlreichen Karmeliter und Karmeliterinnen, starke Einbußen erlitten. Aus Brasilien kennen wir das auch (1866) bestehende Karmeliterkloster in der Stadt Santos, aus Peru das durch seine vorzüglichen Pfannkuchen bemerkenswerthe Karmeliterinnenkloster in der Stadt Arequipa [28]), in Mexico, wo seit den funfziger Jahren durch den Präsidenten Juarez eine schwere Heimsuchung über einen großen Theil der Klöster kam, aus dem Jahre 1842 neben 68 Franziskaner-, 25 Dominikaner-, 22 Augustinerklöstern und anderen 16 Karmeliterklöster. [29])

Nahm in Preußen, besonders am Rhein, seit 1850 das Klosterwesen, und zwar das ohne Clausur wirkende, vorzugsweise für die praktischen Aufgaben der Krankenpflege, des Unterrichtes, der Predigt, der Mission, einen bedeutenden Aufschwung, so hatten hieran die Niederlassungen der Karmeliter und Karmeliterinnen vermöge ihres auf sich selbst zurückgezogenen Wesens nur einen mäßigen Antheil. Aus dem Jahre 1858 ist uns besonders ein Kloster der „Karmelitessen" in Köln bekannt. In der Erzdiöcese Posen-Gnesen befand sich 1878 unter den 21 — meist weiblichen — Klöstern auch ein „Bettelkloster" der Barfüßer-Karmeliterinnen mit 10 Schwestern,

24) Ebenda S. 415. 25) S. den Art. Kapuziner in dieser Encyklopädie.

26) Sion 1853, Nr 60. 27) Vom Abbé Aubert im pariser Ami de la Religion von 1850. 28) Globus von 1863, Nr. 8. 29) Calderon de la Barca, Life in Mexico (Boston 1843).

und zwar in der Stadt Posen. In dasselbe traten am Ende des genannten Jahres Fräulein Anna von Kalkstein und Fräulein von Bracza, jene mit einer Mitgift von 35,000, diese mit einer solchen von 20,000 Thalern, als Novizen ein. — Baiern weist in neuester Zeit z. B. in Würzburg ein Kloster der Karmeliter auf, und zwar mit so strengen Regeln und so harten Bußen, daß um 1856 mehrere Beichtkinder dieser sogenannten „Neuerer" in ein Irrenhaus gebracht werden mußten.[30]) — Auch Oesterreich-Ungarn ist nicht reich an Klöstern des männlichen wie weiblichen Karmeliterordens; an Nonnenklöstern zählte man 1852 nur vier[31]), von denen 1855 eins mit 15 Chorfrauen, 2 Novizen und 3 Laienschwestern auf Böhmen kam. Gegen den 1857 vom Erzbischof-Primas in Pest errichteten Convent der Karmelitermönche trat am 9. Febr. 1861 ebenda eine sehr erregte Bürgerversammlung auf, welche den Erzbischof ersuchte, diese Mönche aus der Stadt wieder zu entfernen, weil sie, besonders in gemischten Ehen, den confessionellen Frieden gestört hätten. Zu noch heftigeren Scenen kam es am 23. und 24. Juli 1859 in Krakau, wo Volksmassen mit zerstörender Wuth gegen das dortige Kloster der Karmeliter-Barfüßerinnen einschritten, weil sich das Gerücht verbreitet hatte, die Nonne Ubryk sei wegen Ungehorsams oder Fluchtversuches oder eines ähnlichen Grundes durch die Oberin von Wenzyk und ihre Stellvertreterin grausam mishandelt worden. Nach deren und des Karmeliterpriors Kozubski zu Czerna Verhaftung am 27. Juli stellte sich heraus, daß die Ubryk halb wahnsinnig war und eine strenge Behandlung nothwendig machte. Ihr Zustand war vielleicht durch die in dem Kloster üblichen harten Kasteiungen hervorgerufen worden; die Insassen tractiren sich mit Geiselschlägen, Kreuztragen, Dornenkronen und andern Qualen, um Christo immer ähnlicher zu werden. Noch in demselben Jahre ließ sich die junge verwittwete Fürstin Czartoryska bei ihnen als Nonne einkleiden. Eine amtliche Statistik für ganz Oesterreich-Ungarn aus dem Jahre 1872 führt 9 Karmeliter- und 6 Karmeliterinnen-Klöster auf. In dasselbe Jahr fällt die gerichtliche Verurtheilung des linzer Karmeliterpaters Gabriel Gady wegen eines unkeuschen Attentats auf ein dortiges Mädchen während der Beichte. Sein Bischof Rudigier erklärte ihn für unschuldig und ließ ihn ostentativer Weise wiederholt das Hochamt in der Karmeliterkirche zu Linz celebriren. — Ein kaiserlicher Ukas vom 4. Dec. 1864 erklärte als Strafe für revolutionäre Theilnahme alle Mannsklöster in Polen für aufgehoben; es sollten nur 25 etatsmäßige, unter ihnen eins der Karmeliter, und einige außeretatsmäßige bestehen bleiben. — Für die gesammte Türkei mit Einschluß Bosniens, Serbiens, der Walachei und Moldau, der asiatischen und afrikanischen Gebiete mit Tunis werden im Jahre 1854 nur 26 Karmeliter, und zwar unbeschuhte, angegeben. Sie waren fast ohne Ausnahme Italiener und trieben meist Seelsorge.[32])

30) A. Vogel, bei Herzog, S. 415. 31) Sion 1852, S. 1063. 32) J. von Eleſius in der Wiener Kirchenzeitung von 1854.

Die im 13. Jahrhundert wesentlich abgeschlossenen Einrichtungen, Verfassungen, Lebensgewohnheiten, Aufgaben des Ordens mit dem allen, männlichen wie weiblichen, Mitgliedern gemeinsamen Skapulier, den beschuhten oder unbeschuhten Füßen, den Zuchtübungen, der Bethätigung in Seelsorge und Mission u. s. w. bestehen auch jetzt noch fort, und zwar in den 4 Congregationen, deren jede ihren eigenen, unmittelbar dem Papste unterworfenen, in Rom residirenden General hat. Hierher suchte namentlich Pius IX. alle Ordensgenerale zu localisiren. Die von diesem Papste ins Werk gesetzte Visitation, welche nur den durch sie auf die strenge Observanz zurückgeführten Klöstern die Aufnahme von Novizen gestattet und um 1859 meist beendet war, bezog sich auch auf die Karmeliter und hatte außerdem den besondern Zweck, die Mönche und Nonnen mehr als bisher dem Einflusse der Bischöfe und der Generale zu unterwerfen. Im Unterschiede von den unbeschuhten Karmelitern und Karmeliterinnen nennt man die beschuhten meist kurzweg blos Karmeliter.

Nach einer uns für den Anfang des Jahres 1853 vorliegenden Statistik existirten damals — mit Seelsorge und äußerer Mission als Hauptaufgaben — auf der ganzen Erde 1700 beschuhte Karmelitermönche in 40 und 1200 unbeschuhte in 74 Klöstern. Von einem ihrer Patres, dem Karmelitermönche Karl vom heiligen Aloysius in Würzburg[33]), werden den Karmelitermönchen, den beschuhten und den barfüßigen zusammen, für 1861 an Niederlassungen (vielleicht nicht blos an förmlichen festfundirten Klöstern) in Rom 7, im übrigen Italien an 125 Orten 134, in Deutschland, in der Schweiz, in Belgien und Holland 12, in Frankreich (Ende 1860) 12 („Häuser" mit 200 Mönchen), in Großbritannien und Irland (wol nur in Irland) 8, im östlichen und nordöstlichen Europa (meist in Polen, wo, wie in Italien, die durch die Staatsgewalt unterdrückten wahrscheinlich als nicht unterdrückt mitgezählt werden) 22, in Asien 5, in Amerika 17 („Häuser") zugewiesen, mithin im ganzen 217, mit 4000 Insassen, wobei aber nicht gesagt ist, ob die Novizen und Laienbrüder eingerechnet sind oder nicht. Der Verfasser bezeichnet diese 4000 als „reformirte Karmeliter" und führt nicht reformirte gar nicht an.[34]) Nach demselben[35]) besaßen die Karmeliterinnen für den bezeichneten Zeitpunkt in Portugal (wo sie nur heimlich existirt haben können) und Spanien 15 Häuser an 13 Orten, in Rom 6, im übrigen Italien 13, in Frankreich 71 (sic!), in Deutschland, in der Schweiz, in Holland und Belgien 28, in Großbritannien und Irland 15 (von denen die 8 in der Stadt Dublin und ihrer Umgebung 186! 128 Schwestern umfaßten, in Polen 3, in Amerika 8, in Asien 2, mithin zusammen 161. Da ihm zufolge auf die 18 Häuser in Belgien 1860 durch

33) In dessen vorzugsweise aus dem Annuario Pontificio von 1861 schöpfenden Statist. Jahrbuche (2. Jahrg. 1862) S. 69 fg. 34) Unter der Reform wird man die Visitation der funfziger Jahre zu verstehen haben. 35) Ebenfalls in dem unter Note 33 genannten Statist. Jahrbuche.

schnittlich 22 Nonnen (Chorschwestern) kamen, die Novizenzahl aber für 1 Haus 20 sein sollte, so berechnet er im ganzen 3200 „Schwestern", was mit den 1400 „Schwestern" in 95 Häusern auf der ganzen Erde, wie sie 1853 von der Sion[36]) angegeben werden, wenig übereinstimmt. Anderwärts[37]) finden wir — vielleicht nach Pater Karl — die Gesammtzahl der Karmeliter für das Jahr 1865 unter 310,000 römisch-katholischen Mönchen überhaupt mit 4000 registrirt, dagegen diejenige der Karmeliterinnen unter 190,000 römisch-katholischen Nonnen und Halbnonnen — gegenüber den Mönchen offenbar zu wenig — mit 3000.

Für die Geschichte des Karmeliterordens und die Literatur über dieselbe ist zu verweisen: a) auf die allgemeinen größeren kirchengeschichtlichen Werke, wie J. M. Schröck's Christliche Kirchengeschichte, Thl. 27, S. 360, und dessen Kirchengeschichte seit der Reformation, Thl. 3, S. 474 fg.; b) auf die Werke über das Mönchs- und Nonnenwesen im allgemeinen; c) auf die besondern Schriften über den Karmeliterorden. Zu b) und c) ist zu vergleichen G. B. Winer's Handbuch der theologischen Literatur, 1. Bd., 3. Aufl. 1838, S. 698 fg., 703—705, und der Ergänzungsband hierzu, 1842, S. 108. 109.

(J. Hasemann.)

KARNABAD, in der türkischen Schriftsprache Karin-Abâd*), ist der, wie es scheint, aus einer ähnlich klingenden alten Ortsbezeichnung entstandene Name eines Städtchens am Südfuße des östlichen Balkan, welches, durch den am 3. März 1878 zwischen Rußland und der Türkei zu St.-Stefano bei Constantinopel abgeschlossenen Frieden dem bulgarischen Reiche zugetheilt, von dem Berliner Congresse der Provinz Ostrumelien einverleibt wurde. Karnabâd liegt in einer vom Indsche-Bache, einem Nebenflüßchen des Asmalyk, bewässerten, also zum Tundscha-Gebiet gehörigen, sich 220 Meter über dem Meeresspiegel erhebenden Thalebene, welche sich in Bezug auf die Ueppigkeit der Vegetation ganz der durch wenig merkliche Wasserscheide getrennten Dermendere-Niederung mit Aidos und Burghâs anschließt. Der Ort zählt 700 Häuser, und zwar 400 türkische, 200 bulgarische, 60 spanisch-jüdische und 40 zigeunerische. Die Bevölkerung dürfte sich auf 4000 Seelen belaufen. Die vornehmlichste Beschäftigung ist Landbau und Viehzucht; die Industrie beschränkt sich auf die Production einer Art groben braunen Tuches. Handel und Wandel ist trotz eines alljährlich im Frühjahre abgehaltenen, von nah und fern besuchten Panâir (Jahrmarktes) nur gering und der Ort ist ärmlich. — Früher die Hauptstadt der altbulgarischen Küstenprovinz Krnska, wurde Karnabad schon im J. 1369 von dem Sultan Murad I. erobert und hat also mehr als 500 Jahre der osmanischen Monarchie angehört. Eine gewisse Wichtigkeit erhielt die Stadt während des russisch-türkischen Krieges von 1828—29, als die Russen, durch den Schlag von Navarin zu unbestrittenen Herren des Schwarzen Meeres geworden, die Westküste desselben zur Basis ihrer Operationen gegen Rumelien machen konnten. Auf Aidos und Karnabad schien der türkische Oberfeldherr Mohammed Reschid Pascha sich gegen den Feldmarschall Grafen Diebitsch, welcher nach der siegreichen Schlacht von Kulevtsche über den östlichen Balkan in die thrazische Tiefebene einrückte, in der Abwehr stützen zu wollen; jedoch stob bei ersterer Stadt das demoralisirte türkische Heer auseinander, und Karnabad wurde ohne Schwertschlag den Russen preisgegeben. — Von Karnabad führen zwei nicht unwichtige Straßen über den Balkan, nämlich eine über den Ort Kasan nach Osman Pasari und die andere über Dobrol und Tschalikawak nach Schumla. Um von da südwärts nach Adrianopel zu gelangen, hat man das Bakadschyk-Gebirge und den schwierigen Paß Bujuk Derbend zu passiren. *(G. Rosen.)*

KARNAK, Name des in den Ruinen des Haupttempels des ägyptischen Theben gelegenen Araberdorfes. Der große Tempel von Karnak ist die gewaltigste Ruinenmasse der Erde; er liegt am rechten Nilufer, im Centrum des alten Theben, in dem ägyptisch Apet genannten Districte; geweiht ist er vor allem dem Hauptgotte der Stadt, dem von den späteren Königen zum Reichsgott erhobenen und mit dem Sonnengotte Ra identificirten Amon, daneben seiner Gemahlin Mut und ihrem Sohne, dem Mondgotte Chunsu.

Vermuthlich stand an der Stelle von Karnak schon seit uralter Zeit ein Heiligthum des Ammon. Die Anfänge des gegenwärtig erhaltenen reichen aber nicht über die Zeiten hinauf, da Theben zuerst, nachdem Memphis' Glanz geschwunden und die Geschlechter der Pyramidenerbauer heimgegangen waren, die Hauptstadt des aus tiefem Verfall wieder zu neuem Glanze aufsteigenden Reiches wurde. König Amenemhat I., der Begründer der 12. Dynastie (etwa um 2200 v. Chr.), ist der erste, dessen Name uns an den Wänden von Karnak begegnet; an ihn schließen sich die meisten seiner Nachfolger. Als dann Aegyptens Macht aufs neue verfiel und schließlich etwa um 1800 v. Chr. das Land von den Hyksos erobert wurde, fehlten die Mittel, den Tempel zu erweitern. Erst mit der Vertreibung der letztern (um 1550) beginnt die gewaltige Entwickelung desselben; alle folgenden Herrscher haben ihn erweitert und zum Theil geradezu gigantische Bauwerke hinzugefügt, so vor allem die berühmte, von Ramses I. entworfene, von seinen nächsten Nachfolgern Seti I. und Ramses II. (um 1300 v. Chr.) ausgeführte große Säulenhalle. Daher kommt es, daß die Gesammtanlage des Tempelcomplexes keineswegs einheitlich ist und ein sehr verschiedenartiger Stil in den einzelnen Theilen herrscht. Neben den noch unter Thutmes III. und Amenhotep III. (15. Jahrh.) vollendeten sog. protodorischen sechzehnkantigen) Säulen finden wir in den späteren Theilen die verschiedensten Formen der Pflanzensäulen. Die Inschriften und gemalten Reliefs an den Wänden geben zugleich einen Abriß der gesammten Geschichte Aegyptens im Neuen Reich. Hier findet sich der Bericht Thutmes' III.

36) Beilage zu Nr. 120 nach einem Artikel der Wiener Kirchenzeitung von 1852. 37) Im Mainzer Journal 1866.

*) Gleichsam „Genossenheim". Ein missverstandene fremde Namen unmodelndes Volk pflegt sich um den Sinn der neuen Bildung nicht zu kümmern.

über seine Feldzüge nach Asien und die reiche Beute, welche er mitgebracht, ferner die berühmten Gemälde, welche Seti's I. und Ramses' II. Kriege darstellen und die poetische Verherrlichung der Heldenthaten des letztern im Kampfe gegen die Chetiter. Wir sehen, wie dann die Oberpriester des thebanischen Amon zu immer größerer Macht gelangen und sich schließlich die Doppelkrone aufs Haupt setzen; wie mit Scheschonq, dem Eroberer Jerusalems (um 930 v. Chr.) ein neues Geschlecht den Thron besteigt, wie schließlich die äthiopischen Könige Aegypten erobern. Auch nachdem Theben durch Asarhaddon und Assurbanipal ausgeplündert und zerstört war, blieb der Glanz des Amontempels bestehen. Psammetich und seine Nachfolger haben in Theben gebaut, ebenso die Pharaonen, welche sich gegen die persische Fremdherrschaft empörten, schließlich die Nachfolger Alexander's bis zu den letzten Ptolemäern herab. Von ihnen stammt der große, niemals vollendete Pylon am Eingang des Tempels.

An den Amontempel schließen sich mehrere kleinere, meist durch Alleen von Götterstatuen oder Sphinxen mit ihm verbundene Tempel an. Dieselben sind verschiedenen Gottheiten geweiht, dem Osiris, Ptah u. a.; am wichtigsten sind der südwestlich an den Haupttempel sich anschließende Tempel des Chunsu und der der Mut (der Bezirk des letztern führt den Namen Ascher), der südlichste des ganzen Complexes. — Für die Geschichte und eine genauere Beschreibung von Karnak genügt hier der Verweis auf Aug. Mariette Bey, Karnak, étude topographique et archéologique 1875 (Text und Tafeln). (*Eduard Meyer.*)

KARNAL, britischer District im Pandschâb, Dehli Abtheilung, von 6091 □Kilom. oder 110,⁶⁵ geogr. □Meilen Fläche (etwa so groß wie der Regierungsbezirk Koblenz), mit (1869) 610,927 Bewohnern. Er bildet einen Theil der Wasserscheide zwischen Indus und Dschamna, und zerfällt nach seiner Natur in Bangar oder Oberland und in Khadar oder Unterland; ersteres ist mit üppigem Gras bedeckt, das Streifen von Busch und ausgedehnte Jhils oder schilfige Seen unterbrechen. Nach Süden und Osten folgt darauf eine Zone Culturland, und durch sie vertheilt der westliche Dschamna-Kanal seine Wasser. Die Ufer der großen Ströme begleiten prachtvolle Wälder, und Mango-Haine bezeichnen jede Stelle, wo ein Tempel oder ein Wohnort steht. Leider läßt ein stets hoher Wasserstand die Ufer versumpfen und schadet der Gesundheit und der Cultur. Das breite Dschamna Thal hat weniger Wald aufzuweisen. Im Strome verlegen wandernde Sandbänke oft den Hauptcurs des Wassers. Der District ist wegen seines Wildes berühmt; Schwarzböcke, Nilgâi u. a. sind vollauf in den Dschangels zu finden, und den Kanal und die Jhils beleben unzählige Wasservögel.

Kein District Indiens hat eine so alte Geschichte wie Karnal, da fast jede Stadt und jeder Strom mit den Sagen des Mahâbharata verknüpft ist. Die Stadt selbst soll vom Fürsten Karna gegründet sein, einem der mythischen Helden der Kaurawas in dem großen Kriege, welchen das Epos behandelt. Das südlicher gelegene Panipat, das in der indischen Geschichte wieder holt als Schlachtfeld eine hochwichtige Rolle gespielt hat, war damals eins der Unterpfänder, welche Durjodhan vom Judhischthira als Friedenspreis in jenem berühmten Streite verlangte. Dreimal wurde hier in historischen Zeiten das Schicksal Ober-Indiens entschieden, 1526, 1556 und 1761; 1843 wurde das Land britisch.

Im J. 1868 zählte man 1008 Dörfer und 142,644 Häuser; 113,212 Knaben und 94,215 Mädchen, also 33,⁹⁶ Proc. der Bevölkerung waren Kinder, 58,⁴² Proc. waren Hindus, 24,⁸⁰ Proc. Mohammedaner, 1,⁴² Proc. Sikhs, 15,⁷⁸ Proc. gehörten verschiedenen Sekten an. Unter der Bevölkerung zählen 74,840 Dschains, fleißige Ackerbauer, aber auf die unfruchtbare Hochlandschaft angewiesen, und 52,396 Brahmanen, meist Ackerbauer, am dichtesten im Dschamna-Thale. Die mohammedanischen 47,860 Radschputen zeichnen sich, wie überall, durch Mangel an Rührigkeit aus. 37,053 Tschamars sind Arbeiter ohne Landbesitz. Die 20,857 pastoralen Gudschars, von denen der dritte Theil zum Islâm bekehrt ist, haben ihre Dörfer im Unterlande, sind aber noch nicht Ackerleute geworden. — Ackerbau treiben im ganzen Districte 304,282, und anders beschäftigt sind 306,645 Personen. — Die Städte sind: Karnal 27,022, Panipat 25,276, Kaithal 14,940, Sewan 6206, Kundschpurah 5163 Bewohner. 11 Proc. der Districtsbewohner sind Städter. — Man spricht Urdu und Hindi.

Unter Cultur sind 645,120, cultivirbar 578,027, uncultivirbar 82,773 Acres. Hauptfrucht ist Weizen; die Herbst-Ernte besteht in Reis, Baumwolle, Zuckerrohr, Hirse und Hülsenfrüchten. Künstlich bewässert sind 242,845 Acres, davon 108,460 durch Regierungswerke und 134,385 durch Privatunternehmung. Die Düngerverwendung nimmt zu. Die als „Reh" bekannten Salz-Efflorescenzen, welche den Boden selbst für Graswuchs ungeeignet machen, sind sehr schädlich. — Handel und Manufacturen sind nicht von Bedeutung; Korn und Rohmaterialien werden freilich nach Ambâla, Hissar und Dehli ausgeführt, und von dort werden europäische Stückgüter, Salz und Raffinade eingeführt. Eine Menge Baumwolle wird auf 4685 Webstühlen für den heimischen Gebrauch verwebt. Ammoniaksalz gewinnt man aus dem Thon von Kaithal und Gula. Karnal hat einige Deckenfabriken (200 Stühle); Glaswaaren werden in Panipat gemacht.

Im J. 1873 belief sich die Einnahme auf 78,874 Pfd. St. — Es bestanden 99 Schulen und 2541 Schüler waren eingeschrieben. — 1868 konnten 18,439 Personen lesen und schreiben. — 1873 fielen 838 Millimeter Regen. (*G. A. von Klöden.*)

KARNATIK oder Kannada, Kanara, Karnata, Karnataka-Desa, d. h. das Kanarese-Land, nennen neuere Schriftsteller das Dravida- oder Tamil-Land, d. h. das Land vom Cap Komorin bis an die nördlichen Circars, östlich von den Ghats und bis ans Meer an der Koromandel-Küste. Nimmt man Telugu, wo Telugu gesprochen wird, nicht aus, so erstreckt es sich von 8° 10′ bis 16° nördl. Br. und von 95 bis 98° östl. L. v. F. Die neuere Anwendung des Namens umfaßt die historischen Provinzen Arkot, Madura und Tandschur, oder, wenn man auf eine

frühere Periode zurückgeht, die Länder Tschola, Pandya und einen Theil von Tschera, Länder, welche, wie Wilkes sagt, niemals in alter Zeit zu Karnatik gehört haben. Die Grenze des eigentlichen Karnatik oder Karnataka-Desa gibt er an als anfangend bei der Stadt Bidar in 18° 45′ nördl. Br., etwa 13 geogr. Meilen im Nord-Westen von Haiderabad; sie folgt dieser Sprache nach Süd-Ost, wird begrenzt durch eine geschlängelte Linie, welche fast Adoni berührt, windet sich westlich nach Guty, streift die Stadt Anantapur, geht durch Nandidrug und berührt die Ost-Ghats; darauf folgt sie einem südlichen Verlaufe nach dem Gebirgspasse von Gazzalhati, folgt weiter der plötzlichen Wendung, welche die große Kluft in den westlichen Bergen zwischen den Städten Koimbatur, Palatschi und Paglhat verursacht, und, sich nach Nord-West wendend, streift sie die Ränder der steilen West-Ghats, nach Norden fast bis zu den Quellen der Kistna, folgt von da zuerst einem östlichen und nachher einem nordöstlichen Laufe und endigt in einem ziemlich spitzen Winkel bei Bidar, an der schon genannten Nordgrenze.

Dieses Land wurde von der Ballal-Dynastie regiert, welche zu Dwara-Samudra Hof hielt, 1133 bis 1326, wo sich der von den Mohammedanern besiegte Ballal Dao nach Tonnur in Maisur zurückzog, wo seine Nachkommen als Lehnträger von Vidschajanagar verblieben. Die spätere Dynastie, welche 1336 zur Herrschaft kam und bis 1564 herrschte, baute Bellur und Tschandragur 1490, und 1515 hatte sie ganz Dravida erobert. Ihre siegreichen Heere waren bis über Gingi vorgedrungen. Diese Eroberungen wurden wahrscheinlich Veranlassung zur Ausdehnung der Bezeichnung Karnatik, des Namens des ursprünglichen Vidschajanagar-Reiches, auf die Forts und deren umliegende Landstriche in der Ebene; und diese letztere Gegend wurde nun Karnata Pajanghat oder Tiefland genannt, um sie von Karnata Balaghat oder dem Berglande, dem ursprünglichen Karnatik, zu unterscheiden. Als die mohammedanischen Könige von Golkonda und Bidschapur die Vidschajanagar-Dynastie vertrieben hatten, theilten sie das Land unter sich in Karnatik-Haiderabad (oder Golkonda) und Karnatik Bidschapur, welche beide wieder in Pajanghat und Balaghat zerfielen. Damals war, nach Wilkes, die nördliche Grenze von Karnata (Karnatik) die Tungabhadra. Ueber diese Periode und die neuere fälschliche Anwendung des Namens sagt Bischof Caldwell: Als die Mohammedaner nach Südindien kamen, fanden sie denjenigen Theil des Landes, mit welchem sie zuerst bekannt wurden, nämlich das Land oberhalb der Ghats, Maisur und einen Theil von Telingana, Karnataka-Land genannt. Im Laufe der Zeit wendeten sie misbräuchlich denselben Namen Karnatak oder Karnatik an, um das Land unterhalb der Ghats wie das oberhalb derselben zu bezeichnen. Die Engländer haben den Misbrauch noch weiter geführt und den Namen auf das Land unterhalb der Ghats beschränkt, welches nie irgendeinen Anspruch auf denselben gehabt hat. So wird denn nun Maisur, welches eigentlich das wahre Karnatik ist, nicht mehr so genannt; und was jetzt geographisch unter diesem Namen verstanden wird, ist ausschließlich das Land unterhalb der Ghats, an der Koromandelküste, einschließlich des ganzen Tamil-Landes und des Telugu sprechenden Districtes von Nellur. Karnatik ist also heutzutage weder ein geographischer noch ein administrativer Begriff, sondern nur ein historischer.

Das alte echte Karnata bestand also aus Tschera, Tschola und Pandya. Tschera oder Kerála hieß die südlichste Abtheilung von Dravida. In historischen Zeiten wurden Kerála und Tschera so voneinander geschieden, daß ersterer Name nur für die Küste oder Malajalam-Land angewendet wurde, während Tschera im allgemeinen das Tamil-Land von Koimbatur und Salem mit Theilen von Maisur, Tinnevelli und Travankur bezeichnete. Dieser Landstrich bildete mit Tschola und Pandya die drei großen südlichen Reiche, deren Grenzen in der Nähe von Karur zusammentrafen. Wahrscheinlich war das größere Land zu verschiedenen Zeiten in zwei Abtheilungen zerfallen, Küste und Binnenland, welche wieder unter dem alten Namen vereinigt die verschiedenen dialektischen Bezeichnungen erhielt: Sera, Seram, Tscheram, Keram, Tscheralam, Keralam. Die Tradition gewährt dem Unterstützung, sie sagt: Tschera, Tschola und Pandya waren drei Brüder, welche vereint zu Kolkei am Tamraparni, einem Flusse in Tinnevelli, regierten, an dessen Ufern die Civilisation im südlichen Indien eine ihrer frühesten Heimstätten gefunden zu haben scheint. Als die Brüder mit der Zeit sich trennten, blieb Pandya in Kolkei, und Tschera und Tschola gingen, sich selbst im Norden und Westen ein Reich zu gründen. Das Datum für den Anfang der Tschera-Dynastie ist verschieden zwischen dem 1. und 5. Jahrhundert v. Chr. angesetzt worden; aber allgemein verlegt man das Aufgehen Tscheras in das benachbarte Tschola in das 10. Jahrh. Der Tschola-Dynastie folgte die Herrschaft der Madura-Naiks, und dieser die der Ballála-Könige von Maisur. Noch später kam ein Theil des Landes nominell unter die Herrschaft von Vidschajanagar; aber die östliche Abtheilung gehörte noch zu den Territorien der Madura-Naiks bis in das 17. Jahrh. Ein Theil desselben wurde während der Regierung von Tirumala Naik durch Maisur-Truppen eingenommen und danach durch Haidar-Ali. Der alte Sanskritname Kerála wird gewöhnlich nur für die Küstenabtheilung dieses Reiches angewendet; aber unzweifelhaft war ursprünglich Kerála und Tschera ein und dasselbe Land, denn die Worte sind im Tamil und Malajalam noch jetzt synonym. Ueberdies ist bei der von Tamil-Schriftstellern gegebenen Umgrenzung von Tschera die Malabarküste südlich von Kalikat, also das ganze südliche Kerála, stets mit eingeschlossen. Wahrscheinlich war Tschera die früheste Form des Wortes und Kerála ein abgeleiteres Sanskritwort. Der Name Kongu, wie Tschera auch heißt, bedeutet, wie Kudagu (Kurg), „gewunden“ und bezeichnet offenbar die Configuration des Landes. — Tschola oder Tschoda, in Asoka's Inschriften Tschora, des Ptolemäus Chorai und des Plinius Sora, grenzte im allgemeinen an das Tamil-Land im Norden der Kavéri und hatte seine Hauptstadt in der Nähe des jetzigen Tritschinopoli. Im 10. Jahrh. eroberten die Tschola-

Könige die Nachbarreiche Tschera und Pandya und überwältigten das ganze Land bis zum Cap Komorin, sodaß sie im Süden die herrschende Macht wurden und Telingana Fürsten gaben. Die Sprache der Tscholas ist nie von der Pandya's und nur wenig von der Tschera's verschieden gewesen, wie aus den indo-syrischen und jüdischen Inschriften des 8. Jahrh. erhellt. Sie blieben alle Dravidas oder Tamil. Aus Tscholamandalam, d. h. Reich der Tscholas, ist „Koromandel" corrumpirt. — Pandya (Pandi Mandala des Periplus, Modura Regia Pandionis des Ptolemäus) hatte anfangs zur Hauptstadt Korkoi am Tamraparni und später Madura. Es bestand aus dem Mandura-Districte und allen südlicher gelegenen Ländern. Man glaubt, daß dieses Reich im 16. Jahrh. v. Chr. gegründet sei, es ist bekannt, daß es im 11. Jahrh. fiel, und dann, nach einer Zeit der Anarchie, durch die Najaks wiederhergestellt wurde. Bischof Caldwell sagt: „Die in den Mahâvansa bewahrten singhalesischen Traditionen erzählen vom Widschaja, dem ersten Könige von Ceylon, daß er eine Tochter des Pandya-Königs geheirathet habe, wonach sein Sohn Panduvamsadeva genannt worden sei. Arbschuna, einer der fünf Pândava-Brüder, soll, wie das Mahâbharata erzählt, eine Tochter des Königs der Pandyas im Verlaufe seiner vielen Wanderungen geheirathet haben. Diese Traditionen haben keine Sicherheit; aber sicher ist, daß um die Zeit des Plinius und des Periplus ein Theil der Malabarküste von Pandyas beherrscht wurde, und das ist ein Beweis davon, daß sich ihre Macht von ihren ursprünglichen Sitzen aus bedeutend erweitert hatte. Ich betrachte es als fast gewiß, daß der indische König, welcher einen Gesandten an Augustus sendete, nicht Porus war, sondern Pandion, d. h. der König der Pandyas, im Tamil Pandijan genannt." — Man meint, daß die Seeräuberbandi des Marco Polo corrumpirt seien aus Sundara Pandya, dem Könige von Madura (nach Hunter. (*G. A. von Klöden.*)

KARNEADES, griechischer Philosoph, geboren um 214 v. Chr., gestorben um 129 in Kyrene, Schüler und Nachfolger des Hegesinos, außerdem aber in der Dialektik des Stoikers Diogenes, gilt als Gründer der neuen Akademie, wol weil er ihre Grundsätze zuerst schriftlich dargestellt hat. In vielen Fragen aber blieb er auf dem Standpunkte stehen, den Arkesilaos, der Gründer der mittleren Akademie (316—241 v. Chr.), eingenommen hatte. Er nimmt die erste Stelle unter den alten Skeptikern ein und hat zuerst die Lehre von der Wahrscheinlichkeit genau untersucht und die Unmöglichkeit des Wissens darzustellen versucht, immer in scharfer Polemik gegen die Stoiker, von denen er Chrysipp mit Vorliebe studirt hatte. Ebenso wandte er sich mit Scharfsinn gegen die stoische Theologie und Teleologie und ging so weit, nicht nur die Beweiskraft der Gründe zu bestreiten, mit denen die Stoiker den Glauben an eine Gottheit zu vertheidigen suchten, sondern auch den Gottesbegriff selbst als unhaltbar darzustellen. Trotz dieser scharfen Skepsis aber, welche er über die vulgäre Theologie ergehen ließ, fiel es ihm nicht ein, das Dasein göttlicher Mächte zu leugnen, und er ließ den Gottesglauben im allgemeinen als eine nützliche Ansicht bestehen. Was die Ethik anbetrifft, so hatte er die Frage über das höchste Gut eingehend behandelt und gelehrt, daß die Befriedigung der Naturtriebe abgesehen von der Tugend als letzter Zweck zu betrachten sei. Ausgezeichnet war Karneades als Dialektiker, und die Gewalt seiner Rede, die Kühnheit der Sprache, Schärfe und Schneidigkeit im Disputiren waren so berühmt, daß ihn die Athener im J. 156 mit dem Stoiker Diogenes und dem Peripatetiker Kritolaos als Gesandten nach Rom schickten, wo er durch seine Redegabe ungeheures Aufsehen machte, durch die Sophistik seiner Argumentation aber die moralischen Bedenken des Cato Censorius erregte (*Quintil.* XII, 1, 35), indem er einmal für und dann gegen die Gerechtigkeit gesprochen hatte. Hinterlassen hat Karneades keine Schrift, doch kennen wir sein System, vorzugsweise aus Sextus Empiricus und Diogenes Laertios. Aufgeschrieben hatten seine Lehren seine Hauptschüler und Nachfolger Klitomachos aus Karthago und Zeno aus Alexandria (vgl. Zeller[3] III, 1, S. 499 Note), neben denen noch Charmidas oder Charmadas als Schüler erwähnt wird, der durch seine glänzende Beredsamkeit mit dem Lehrer rivalisirte. Die Leitung der Schule aber übernahm nach Klitomachos Philo. Vgl. im allgemeinen Zeller[3] III, 1, S. 497—527, Schwegler (3. Aufl., herausgegeben von Köstlin) S. 446—448. (*H. Floch.*)

KARNEIA (*Κάρνεια*), ein altgriechisches Fest, das jährlich neun Tage lang, vom 7. bis 15. des nach ihm genannten spartanischen Monats Karneios (att. Metageitnion = August — September) zu Ehren des Apollon *Κάρνειος* in Sparta (*Paus.* 3, 13, 2), Thera (*Pind.* Pyth. 5, 75), Kyrene (ib. u. *Callimach.* in Apoll. 72 fg.), Thurii (*Theokr.* 5, 83), Argos (Schol. Theokr. 5, 83), Sikyon (*Paus.* 2, 10, 2), Gytheion (*Paus.* 3, 21, 7) und vielen andern Orten mit dorischer Bevölkerung gefeiert wurde. Obwol es in so hohem Ansehen stand, daß die Spartaner vom Beginn der Feier bis zu ihrem mit dem Vollmonde zusammenfallenden Schlusse vollständige Waffenruhe halten mußten und keinen kriegerischen Ausmarsch unternehmen durften (*Herod.* 7, 206; *Thuk.* 5, 54. 75), sind wir doch ziemlich unvollständig darüber unterrichtet. — So viel ist sicher, daß die Feier, schon vor der dorischen Wanderung unter der achäischen Bevölkerung des Peloponnes heimisch (*Paus.* 3, 13, 2), ursprünglich ein Hirten- und Bauernfest war. Auf einen Naturcultus weist hin: 1) der Name des Gottes, welchem die Feier galt, *Κάρνειος* = der Gehörnte (nach G. Curtius von *κέρας*, cornu); 2) die Akziden, Ziegenmänner (von *αἴξ*) sind die Verbreiter des Cultus und bringen ihn von Theben nach Amyklae und Sparta und von da über Thera nach Kyrene, wo er mit besonderm Glanze gepflegt wurde (*Pind.* Pyth. 5, 73 fg.; *Callimach.* in Apoll. 71 fg.); 3) seine älteste Stätte hatte der Cultus (*Paus.* 3, 13, 2) in Sparta im Hause des Sehers Krios (*κρίος*, der Bock; 4) bei der Festfeier waren *στεφανηφόροι*, Traubenläufer, thätig, welche nach Hesychius die Winzer zur Eile anzutreiben hatten und nach einer

andern damit wohl harmonirenden Mittheilung einen Wettlauf veranstalteten, um einen, der, gute Wünsche für die Stadt sprechend, vorauslief, einzufangen; gelang ihnen dies, so war es ein gutes, wenn nicht, ein schlimmes Vorzeichen (Becker, Anecd. Gr. 305, 25). Der Vorauflaufende bedeutet wol kaum, wie Schömann (Gr. Alterth. II, 406) annimmt, den Herbstsegen, sondern den Bock, den größten Feind des Weinstockes und der Saatfrucht; er wurde darum am Feste selbst geschlachtet (*Theokr.* 5, 83), wie auch dem Dionysos Bocksopfer dargebracht wurden; in spartanischen Inschriften wird Karneios selbst *Δρομαιεύς* genannt. — Aus diesem Grundcharakter des Festes erklären sich nun leicht zwei Eigenthümlichkeiten desselben: 1) den Naturculten ist neben der Freude über die segenspendende Kraft der Natur auch die Trauer über ihr Hinschwinden und die Hinfälligkeit alles Irdischen eigen, und diese nimmt gern einen poetischen Ausdruck an. So finden wir auch seit Ol. 26 mit den Karneien einen musischen Wettkampf verbunden, in welchem zuerst Terpander gesiegt haben soll (*Athen.* 14, 37, p. 635); dem Vorgange des Meisters folgte eine Reihe seiner Schüler, deren Namen das von Hellanicus verfaßte Verzeichniß der *Καρνεονῖκαι* aufbewahrte. 2) Aus dem angegebenen Grunde erklärt es sich ferner, daß die Karneien im Zusammenhange mit dem Todtencultus standen, wie Apollon selbst in vielen und gerade den ältesten Sagen als Todtengott erscheint (*Pind. Pyth.* 5, 83 fg.). Eine große Veränderung erlitt das Fest mit der Einwanderung der Dorier. Diesen war Apollon schon bekannt, und zwar nicht blos als *Πυθαεύς*, sondern auch als *Κάρνειος*, der aber, worauf Pausanias (3, 13, 2) besonders aufmerksam macht, wohl zu unterscheiden ist von dem alten achäisch-minyschen *Κάρνειος*, welcher *ὁ Οἰκίτης* genannt wurde. Die Dorier verdankten ihrem *Κάρνειος*, durch Vermittelung seines Sehers *Κάρνος* (*Paus.* 3, 13, 2), die Führung in den Peloponnes auf dem Wege über Naupaktos und die Meerenge, weshalb er bei den Argivern als *Ἡγήτωρ* verehrt wurde und das Fest selbst den Namen *Ἀγητορία* erhalten haben soll.*) Zum Andenken an dieses Geleit des Gottes wurden bei einem spartanischen Feste — es war vermuthlich das karneische — mit Binden umwundene Flöße aufgestellt, die man *στεμματίαι* hieß, wie auch der Karneios selbst den Beinamen *Στεμματίας* trug (*Paus.* 3, 20, 9). Nachdem sich die Dorier im Peloponnes niedergelassen und eingerichtet hatten, verschmolzen sie, in dem Bestreben, sich möglichst der alten Bevölkerung anzupassen, ihren Karneiendienst mit dem vorgefundenen achäisch-minyschen, und damit bekam das Fest einen ganz andern Charakter. Wie das Bild des amykläischen Apollon Helm, Schild und Lanze trug, so wurde jetzt auch die Karneienfeier ein Kriegerfest. Wie die Feier von Demetrios von Skepsis, einem Schriftsteller des 2. Jahrh. v. Chr., als zu seiner Zeit noch bestehend, geschildert wird (*Athen.* 4, 19, c), war sie eine Nachahmung des Lagerlebens (*μίμημα στρατιωτικῆς ἀγωγῆς*); es wurden auf freiem Felde neun zeltähnliche Laubhütten (*σκιάδες*) aufgeschlagen, und in jeder derselben campirten neun Mann, die immer drei verschiedenen Oben — diese werden wol unter den genannten Phratrien zu verstehen sein — angehören mußten. Diese verrichteten alles nach Commando (*πάντα ἀπὸ προστάγματος κηρύσσεται*); was sie aber thaten, wird uns nicht berichtet. Athenäus führt die Schilderung des Demetrios in Verbindung mit der Beschreibung der Phiditien und speciell der Beiträge, welche die Einzelnen dazu lieferten, an und sagt nur, daß die in den Hütten Lagernden in ähnlicher Weise gemeinsam speisten, sodaß wir also an ein Picknick zu denken haben. Damit stimmt auch der von Pindar für das Karneienfestmahl gebrauchte Ausdruck *ἔρανος* (Pyth. 5, 77 und Böckh, Expll. p. 289). Die Leitung des Festes lag in der Hand des Karneiospriesters (*ὁ ἱερομένος*), welcher *Ἀγητής* hieß. Unter ihm standen 15 durch das Los gewählte *Καρνεᾶται*, fünf aus jeder *φυλή* — in der betreffenden Notiz des Hesychius ist hinter *ἑκάστης* vermuthlich *φυλῆς* ausgefallen. Diese wurden immer auf vier Jahre gewählt und mußten für die Zeit ihrer Amtsdauer unverehelicht bleiben. — S. Manso, Sparta (I, 2, 214 fg.); Ottfr. Müller, Orchomenos (S. 321 fg.), Dorier (I, 59 fg., 355 fg.); Wachsmuth, Hellenische Alterthumskunde (II, 2, 257); Preller, Gr. Myth. (I, 162 fg.); Schömann, Gr. Alterth. (II, 405 fg.); Welcker, Gr. Götterlehre (I, 469 fg.). (*Fr. Mezger.*)

KARNEOL ist die rothe Varietät des Chalcedon. Er ist blut- bis fleischroth, auch wachsgelb. Seine Härte ist etwas geringer als die des gemeinen Quarzes. Durch nicht zu starkes Glühen wird seine Farbe bedeutend erhöht, indem das als Pigment beigemengte Eisenoxydhydrat in Eisenoxyd übergeht; ein zu großes Erhitzen ist indessen schädlich. Er findet sich in Form von Geschieben, z. B. in Ostindien bei Baroisch, in Nubien, in den Flüssen von Uruguay; oder als secundäres Ausfüllungsmittel von Blasenräumen in Gesteinen, als Mandeln und Drusen, z. B. in dem Melaphyr der Nahegegend (Oberstein).

Er wird zu verschiedenen Schmuckgegenständen und Bijouterien verschliffen (Petschafte, Ringsteine ꝛc.); ferner sind aus ihm besonders die schönen Cameen und Gemmen im Alterthume geschnitten worden (s. Achatschleiferei). Die Juweliere unterscheiden folgende Abarten: männlicher Karneol, dunkelroth; weiblicher Karneol, blaßroth, ins Gelbliche; Sarder, hochbraun, ins Gelbe übergehend; Sardonyx, weiße Lagen mit Sarder wechselnd (der berühmte Ring des Polykrates war ein Sardonyx); Karneolonyx, weiße Streifen mit blutrothen wechselnd; Karneolberyll, weißgelb. Der Name stammt von caro, Fleisch. (*E. Geinitz.*)

KARNIES (lat. coronis, franz. corniche, griech. *κυμάτιον*) ist ein architektonisches Glied, dessen Profil aus einer Aus- und einer Einbiegung gebildet ist und ungefähr die Form eines lateinischen S besitzt. Je nachdem es zur Vermittelung aus- oder einspringender Ab-

*) Die Notiz des Hesychius, auf welche sich diese Annahme stützt, scheint jedoch verderbt zu sein; nach Mor. Schmidt ist *ἀγητόρια* vielmehr Bezeichnung eines kyprischen Aphroditefestes.

sätze oder als bekrönendes oder stützendes Glied verwendet wird und je nachdem der concave Theil desselben sich unten oder oben und von der Mauerfläche oder Platte auf- oder abwärts gerichtet befindet, unterscheidet man verschiedene Functionen und Benennungen dieses Gliedes. Bei dem stehenden, aufrechten oder steigenden Karnies (auch Sima oder Rinnleisten genannt) beginnt der convexe und endigt der concave Theil; er wird als bekrönendes Glied über der Hängeplatte angebracht und mit dieser durch ein kleineres Zwischenglied (Plättchen, Rundstab, Kehle) verknüpft. Im griechischen und römischen Stile ist diese Rinnleiste oder die Sima mit gemalten oder plastischen Ornamenten, wie Anthemiensprossen, Blättern oder Rankenwerk verziert; außerdem an den Langseiten der Tempel mit Löwenköpfen besetzt, die das vom Dache kommende Wasser aus ihren geöffneten Rachen speien. Am Giebelgesims (s. d.) fallen die Löwenköpfe weg; auch tritt die Sima bei den älteren Tempeln nur an dieser Stelle auf. — Bei dem liegenden oder fallenden Karnies (Ablauf) findet die umgekehrte Bewegung wie vorhin statt, d. h. es beginnt der concave und endigt der convexe Theil. Man verwendet diese Form als unterstützendes oder tragendes Glied bei Fußgesimsen, Sockeln oder Basen. In beiden genannten Fällen findet also eine Vermittelung der oberen mit der unteren wagerechten Fläche der Platte, an welcher der Karnies sich befindet, statt. Beide Formen können jedoch auch in umgekehrter Bewegung vorkommen und bilden dann die verkehrten Karnies. Der verkehrt steigende Karnies (Kyma, Kymation genannt) fängt mit der Einbiegung unten an und endigt mit der Ausbiegung oben; er wird als tragendes, belastetes oder Unterglied benutzt, als solches unterhalb der Hängeplatte angebracht und oft mit geeigneten Ornamenten (Herzblätter, lesbisches Kyma) verziert.

Der verkehrt fallende Karnies endlich, mit der Ausbiegung anfangend und mit der Einbiegung aufhörend, bildet ein Sockel- oder unterstützendes Glied. Letztgenannte beide Formen vermitteln den Uebergang der verticalen Flächen der Gesimsplatte, an der sie sich befinden. Der Schwung oder die Bewegung des Karnies wird je nach dem Material und je nach der damit zu erzielenden Wirkung mehr oder weniger geschweift; in der Regel aber ist er aus zwei Viertelkreisen gebildet. Obwol nach dem Vorstehenden der (aufrechte) Karnies nur einen Theil des Kranz- oder Hauptgesimses bildet, wird doch oft in vulgärem Sinne die ganze Bekrönung eines Gebäudes oder eines Baugegenstandes (z. B. Thür oder Möbel) Karnies genannt. — Endlich kommt das Wort Karnies noch in Verbindung mit andern vor, z. B. bei dem das Profil eines Karnies herstellenden Karnieshobel der Tischler und Glaser. Karnieshlei aber wird das zum Einfassen der Butzenscheiben oder der Kathedralglastafeln benutzte Fensterblei genannt. (*A. Gottschalk.*)

KARNISCHE ALPEN werden im weitesten Sinne jene Kalkalpen, welche Kärnten im Süden gegen Venetien und Krain begrenzen, genannt. Sie werden umrandet im Westen vom Piavethale, dem Kreuzbergpasse und Sextenthale, im Norden von der Drau, im Osten von der Eisenbahnlinie Marburg-Steinbrück, im Süden von der Save, der Ratschacher Höhe, dem Weißenfelspasse, dem obern Gailitzthale, Saifnitzpasse, Fella und Tagliamento und dem italischen Tieflande. Sie zerfallen in die westkarnischen und ostkarnischen Alpen, welche petrographisch miteinander eine große Aehnlichkeit haben, aber durch das tiefe Gailitzthal voneinander getrennt werden. Die westkarnischen Alpen, welche auch blos karnische Alpen im engeren Sinne genannt werden, sind durch das Gailthal in eine südliche und eine nördliche Kette geschieden, von welchen diese die Gailthaler Alpen heißt, während jene auch blos Karnische Alpen im engsten Sinne genannt wird. Es wird demnach der Name Karnische Alpen in einem dreifachen Sinne gebraucht, und es ist, um Begriffsverwirrungen zu vermeiden, wol am zweckmäßigsten, diesen Namen blos im engsten Sinne, also für den von der Gail südlich gelegenen Gebirgszug zwischen Piave, Kreuzberg, Sextenthal einerseits und dem Gailitzthale andererseits zu gebrauchen, da für diese Gebirgskette sonst kein Name existirt, während für alle übrigen Gebirgszüge und Ketten der karnischen Alpengruppe im weitern Sinne noch die besondern Namen Gailthaler Alpen, Karawanken, Steiner, Sulzbacher und Sannthaler Alpen üblich sind. Die Länge der Karnischen Alpen im engsten Sinne beträgt vom Sextenthal bis zum Gailitzthal 10½ Kilom., die durchschnittliche Höhe etwa 2000 Met., über welche sich noch viele Gipfel um mehrere hundert Meter erheben. Der Culminationspunkt der Kette ist der Kollinkofel 2810 Met., außer welchem noch die Kellerspitze 2799 Met., auf tirolischem Gebiete noch viele Gipfel 2500 Met. und darüber, und im östlichen Verlaufe der Polinigg 2333 Met., Plenge 2378 Met. und der Osternig 2035 Met. erreichen. Die Kette fällt im Norden steiler als im Süden ab und ist die Nordseite mit zahlreichen kurzen, ziemlich parallelen Querthälern, welche fast sämmtlich in das Gailthal einmünden, ausgestattet. Ueber diesen mehr als 100 Kilom. langen Gebirgskamm führt nicht eine größere fahrbare Straße. Einer der begangensten Pässe von der Römerzeit her ist der Plöckenpaß (Monte Croce), etwa in der Mitte der ganzen Kette, mit einer Höhe von 1360 Met. Die Karnischen Alpen gehören bisher zu den am wenigsten besuchten und durchforschten Gruppen des Alpengebiets. (*Ferd. Grassauer.*)

KÄRNTEN, ein Herzogthum, welches zu den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie gehört, wird umgrenzt von Venedig, Tirol, Salzburg, Steiermark, Krain, Görz und Gradiska, erstreckt sich von 30° 19′ bis 32° 45′ östlich von Ferro und vom 46° 21′ bis zum 47° 8′ nördlicher Breite und hat einen Flächenraum von 10,373,32 □ Kilom. und 348,730 Einwohner. Die Herleitung des Namens Kärnten ist auf verschiedene Weise versucht worden. Die einen leiteten den Namen des Landes von dem Stadtnamen Civitas Carantana, welcher im 9. Jahrh. urkundlich vorkommt, her, die andern von dem Namen der ältesten Landesbewohner, den keltischen Carnern, die dritten, darunter Šafařík, von dem keltischen karn = Gestein und tan = Erde, Land, und wieder

andere aus dem slawischen Goratan = Gebirgsland her. Kärnten ist ein Alpenland, welches durch das Längenthal der Drau in einen größeren nördlichen und einen kleineren südlichen Theil geschieden wird. Davon liegt der nördliche in der mittlern Alpen- oder Urgebirgszone, der andere in der Zone der südlichen Kalkalpen. Von der mittlern Alpenzone erfüllen die Hohen Tauern den nordwestlichsten Theil des Landes. Der großentheils begletscherte Hauptkamm derselben zieht sich vom Eistögele 3430 Met., an welchem die kärntnerische Landesgrenze mit der salzburgischen und tirolischen zusammenstößt, ostwärts an der salzburgischen Grenze bis zur Arlscharte, dem Malta- und Lieserthale. In demselben erheben sich der Hochnarr auf 3258 Met., Ankogl auf 3253 Met. und der Hochalpenspitz auf 3355 Met. Die gangbarsten Uebergänge über denselben sind die Pfandlscharte 2668 Met., das Hochthor 2572 Met., der niedere oder Mallnitzer Tauern 2414 Met. und der Hohe Tauern 2463 Met. Der Culminationspunkt der Hohen Tauern liegt nicht in ihrem Hauptkamme, sondern in einer südlichen Vorlage, welche von der nordwestlichsten Spitze Kärntens als tirolische Grenze südöstlich bis an die Drau zieht und sich dann östlich bis zur Möllmündung wendet. In dieser Kette erhebt sich der Großglockner auf 3797 Met.; sein Ostabhang fällt steil zur $10^1/_2$ Kilom. langen Pasterze, einem der größten und schönsten Gletscher der Alpenwelt, ab. Die südlichen Ausläufer des Glocknerkammes senken sich allmählich und erreichen im Petzeck nur noch 3275 Met. und in der Kreuzeckgruppe im Polinik 2780 Met. Den übrigen von den Hohen Tauern östlich liegenden Raum Kärntens bis zum Drauthal durchziehen die Ausläufer des kärntner-steierischen Urgebirges, dessen Hauptkamm sowol in seinem östlichen als in seinem späteren südlichen Zuge die Grenze zwischen Kärnten und Steiermark bildet. Von den Untergruppen desselben streichen die Pöllaer Alpen zwischen dem Malta- und Lieserthale, dem Katschtauern und dem obersten Murthale südostwärts. In denselben erheben sich das Hafner Eck auf 3061 Met. und der Sonnenblick auf 3025 Met. Den Raum östlich davon zwischen dem Katschtauern 1641 Met., dem Lieser-, Drau-, dem untern Gurk-, dem Metnitzthale und der Neumarkter Einsattelung füllt die Stangalpe mit dem Karlnock oder Königsstuhl 2351 Met. und dem Stangen-Nock 2309 Met. aus, welche sich südwestlich bis zur Millstätter Alpe 2086 Met., südöstlich bis zur Geritzen-Alpe 1910 Met. und ostwärts an der Landesgrenze zur Kuhalpe 1784 Met. fortsetzt. Zwischen der Neumarkter Einsattelung, der Metnitz und Gurk einerseits, dem Obdacher Sattel und der Lavant andererseits erstrecken sich von Steiermark herüber die Judenburger Alpen, deren Fortsetzung in Kärnten den Namen Saualpe führt. Diese ist mit großem Eisenerzreichthum ausgestattet und erreicht in der Großen Saualpe eine Höhe von 2081 Met. Die östliche Grenze Kärntens gegen Steiermark bilden die Brucker- und Stainzer Alpen, welch letztere sich in der Koralpe auf 2137 Met. erheben. Das südwestliche Gebiet Kärntens, welches von der Drau, der untern Gail, dem Gailitzbache und der Saifnitzer Wasserscheide begrenzt wird, liegt im Gebiete der Piave-Tagliamento-Gruppe oder der westkarnischen Alpen, welche von Tirol her in zwei mächtigen, parallelen, durch die Gail getrennten Ketten südöstlich streichen. Die nördliche davon, die Gailthaler Alpen, zerfällt a) in die Kreuzkofelgruppe, welche bis zum 970 Met. hohen Gailbergsattel reicht; b) in die Reißkofelgruppe bis zum Kreuzbergpasse 1096 Met., mit dem Reißkofel 2369 Met. und dem Jauken 2252 Met.; c) in die Staffberggruppe bis zum Kreuzenthal mit dem Staffberg oder Hochstaff 2220 Met.; d) in die mit Bleierzreichthume gesegnete Dobracgruppe oder Villacher Alpe mit der Haupterhebung in dem Dobrac oder der Villacher Alpe 2167 Met. Die südliche Kette der westkarnischen Alpen führt den Namen der Karnischen Alpen im engsten Sinne und weist eine größere Gipfel- und Kammhöhenentwickelung als die Gailthaler Alpen auf. Sie erreicht eine durchschnittliche Höhe von etwa 2000 Met., über welche sich noch viele Gipfel um mehrere hundert Meter erheben. Sie stürzt steil gegen Norden ab. Der Culminationspunkt derselben ist der Kollinkofel 2810 Met., nach welchem noch die Kellerspitze 2799 Met., der Polinigg 2333 Met. und der Osternig 2035 Met. erreichen. Ueber diesen Gebirgszug führt der von der Römerzeit her benutzte Plökenpaß oder Monte Croce 1360 Met. An dem kleinen Flächenraume Kärntens südlich von der Fella, dem Passe von Malborghet oder Ponteba, der Saifnitzer Wasserscheide 797 Met. und dem Weißenfelser Passe 789 Met. haben die Julischen Alpen (die Tagliamento-Save-Gruppe der südlichen Kalkalpen) Antheil. Der Predil 1162 Met. vermittelt in dieser die Verbindung des Gailthales mit der Flitscher Klause im Isonzothale. Von den ostkarnischen Alpen erfüllen Kärnten theilweise die Karawanken und die Steiner Alpen. Erstere ziehen sich vom Gailitzthale östlich als natürliche Grenze gegen Krain bis zum Seeberg- oder Kankerpasse 1218 Met., fallen nach Norden sehr steil ab und gewähren durch den Wurzenpaß 1071 Met. und den Loibl 1370 Met. eine fahrbare Verbindung zwischen dem Drau- und Sauthale. Sie präsentiren sich weithin nach Norden als eine schroff abstürzende, zerrissene, etwa 1400 Met. hohe Gebirgsmauer, über welche noch zahlreiche Gipfel einige hundert Meter höher aufsteigen. Der Culminationspunkt der ganzen Kette ist der Stou 2239 Met., nach welchem der Zelenica 2179 Met., der Kosutnik-Thurm 2135 Met., der Große Mittagskogel 2144 Met. und der Hoch-Obir 2141 Met. erreichen. Die Karawanken bergen in Kärnten Bleierzlagerstätten, Kupferfahlerze, Zinkerze, Blei- und Eisenglanz u. s. w. Am Hoch-Obir befindet sich die höchste meteorologische Beobachtungsstation Oesterreichs. Oestlich vom Kankerpasse entfaltet die Kalkalpennatur in den Steiner Alpen an der dreifachen Grenze von Steiermark, Kärnten und Krain zum letzten mal in ausgeprägten Formen mit einer besondern Höhenentwickelung ihre ganze Eigenthümlichkeit. Der Grintouc erreicht noch 2559 Met. Kärnten ist somit im Norden und Süden von hohen Gebirgsmauern begrenzt, über welche nördlich drei und im Süden sechs fahrbare Straßen führen. Das Land

dacht sich nach Osten ab und ist durch das Flußthal der Drau gegen Westen und Osten geöffnet. Das Hauptthal des Landes ist das Drauthal, welches sich von der westlichen Landesgrenze bei Ober-Drauburg bis zur östlichen bei Unter-Drauburg um 300 Met. senkt und eine mittlere Seehöhe von 470 Met. hat. Von Möllbrücken bis Spittal führt es den Namen Lurnfeld, von Villach an bis gegen Stein den Namen Rosenthal und südlich von Völkermarkt den Namen Jaunthal. In dieses Hauptthal münden von Norden und Süden viele Nebenthäler ein. Unter den nördlichen Nebenthälern sind die westlichen enge, wenig fruchtbare Gebirgsthäler, wie das Möll- und Lieserthal, während die östlichen, das Gurk- und Lavantthal bei größerer Breite und geringerer Höhe auch größere Bodenergiebigkeit aufweisen. Das Längenthal der Gail zeichnet sich durch eine seltene Geradlinigkeit aus.

Die geologische Durchforschung Kärntens wurde von seiten der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien im J. 1855 vorgenommen. Die Drau bildet in ihrem Laufe die Grenze zwischen der Urschieferformation im Norden und der Triasformation im Süden. Die Urschieferformation enthält als unterstes und ältestes Glied den Centralgneis im Nordwesten des Landes. Aus demselben ist der Hauptkamm der Hohen Tauern mit dem Hochnarr, Ankogl, Hochalpenspitz u. s. w. zusammengesetzt. Im Centralgneis sind die alten Gold-, Silber- und Kupferwerke jenes Gebirges. Weiter nach Osten verschwindet der Centralgneis und für denselben erscheint im äußersten Osten Kärntens der jüngere Gneis in der Sau- und Koralpe. Die jüngere krystallinische Schieferhülle enthält die älteren Glimmerschiefer, Talkschiefer, Kalkglimmerschiefer und Chloritschiefer. Der Großglockner besteht aus Chloritschiefer, die Kreuzeckgruppe aus granatführenden Glimmerschiefern. Im kärntner steirischen Grenzgebirge herrschen die jüngeren Glimmerschiefer vor. In denselben führt der quarzreiche, uneben brechende Glimmerschiefer meist Erze, dagegen ist der über diesem lagernde jüngere Thonglimmerschiefer erzarm. Den quarzreichen Glimmerschiefern sind wie dem Gneis die Urkalklager eingebettet, welche die berühmten Spatheisensteinlager führen. Der Urkalk tritt auch in der südlichen Schieferzone Kärntens auf. Berühmt ist von demselben der krafstaler Marmor. Magneteisensteine kommen in den die Kalklager begleitenden Thonglimmerschiefern vor. In den Glimmerschiefern der Saualpe sind jene Erzgänge, auf welche einst im Klieninggraben bei St.-Leonhard im Lavantthale auf Gold, Silber und Kupfer gegraben wurde. Auch Graphitlager finden sich in den Glimmerschiefern. Wenn auch die Steinkohlenformation mit ihren Kalken, Sandsteinen und Schieferthonen eine bedeutende Ausdehnung hat, so ist doch die Kohle selbst nur sporadisch vorhanden. Steinkohlenschichten ziehen sich längs des Karawankenzuges von Westen nach Osten. Die Triasformation setzt vorzugsweise die westkarnischen Alpen und die Karawanken zusammen. Sie besteht unten aus bunten Schiefern und Sandsteinen, oben aus Kalken, Dolomiten und Rauchwacken mit Blei-, Zinkerz und Gipslagerstätten. Man findet in denselben Werfnerschiefer, Guttensteinerkalk, über welchen die bleierzführenden Cassianer-, Hallstätter- und Raiblerschichten liegen. Die rhätische Formation enthält den Alpen-Haupt-Dolomit und den Dachsteinkalk. Als Ganzes betrachtet setzt die Trias- und rhätische Formation die Gailthaler Alpen und die Gebirge um Malborghet, Raibl und Tarvis zusammen. Der Hauptzug derselben streicht nach Osten bis über die Landesgrenze. Die untere Juraformation tritt mehr untergeordnet in den östlichen Karawanken auf. Die Kreideformation ist in Kärnten auf zwei kleine Räumlichkeiten bei Guttaring und bei Lamprechtsberg beschränkt und die Tertiärformation durch die eocäne Nummulitenformation im Kohlenbassin bei Guttaring repräsentirt. Von größerer Bedeutung sind die marinen Schichten der Miocänformation im Lavantthale, welche Lignite und Glanzkohlen von 3 bis 12 Met. Mächtigkeit enthalten. Von nicht minderer Wichtigkeit sind die miocänen Tertiärbecken, welche sich von Hermagor an der Gail bis in das Windischgrätzthal nach Steiermark ziehen. Sie bestehen aus zwei Etagen, der tieferen und älteren von Laibach-Hom-Miß-Liescha-Köttulach und der jüngeren von Filippen-Keutschach-Emerodorf. Beide Becken sind im Grunde von mächtigen Thonlagern ausgekleidet. Die Kohlen der Liescha-Etage sind mehr Glanzkohlen, die der Keutschacher ausschließlich Lignite. Die größeren Ebenen von Klagenfurt, Völkermarkt, Bleiburg und theilweise die Thäler, z. B. das Görtschitz-, Zaun- und Metnitzthal u. s. w. sind vom Terrassendiluvium gebildet. Im Alluvium sind an zahlreichen Orten, z. B. bei St.-Michael, Tainach, Freudenberg, Klagenfurt, Buchscheiden, Tigning, Flatschach, Mosburg, Keutschach, Maria Saal Torfmoore, welche eine Mächtigkeit von 3 bis 4 Met. haben. Die Massengesteine und eruptiven Bildungen sind in Kärnten überall vorhanden. So Serpentine am Fuße der Großglocknergruppe, Diorit bei Eisenkappel, Deutsch-Bleiberg, Eklogite auf der Saualpe, Granit und Syenit am Obir, der Turmalinfels auf der Sau- und Koralpe, grüne und rothe Porphyre bei Raibl, Keutschach, Prevali, und Basalte nordwestlich von St.-Paul im Lavantthale. (Vgl. Peters, Bericht über die geologische Aufnahme in Kärnten 1855, im Jahrbuche der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien, Jahrg. VI, 1855, S. 508—80; Seeland, Die geologischen Verhältnisse Kärntens, im Jahrbuche des naturhistorischen Landes-Museums von Kärnten, Heft XII, 1876, S. 54—70.)

Mit Ausnahme der Fella, welche dem Tagliamento zufließt, gehören alle Gewässer zum Gebiete der Donau. Der Hauptfluß des Landes ist die Drau, welche links die Möll, die Lieser mit der Malta, die Gurk mit der Metnitz, Görtschitz und Glan, die Lavant und rechts die Gail aufnimmt. Wie im ganzen Alpenlande schwellen auch in Kärnten die Wildbäche besonders nach rasch eingetretenem Thauwetter oder nach anhaltenden Regengüssen, oft auch nach Gewitterregen derart an, daß das Wasser aus ihren Ufern tritt und das anliegende Culturland nicht selten mit Geröll bedeckt wird. Kärnten ist mit großen und zahlreichen Seen ausgestattet. Die größten

sind der Wörther-, Ossiacher-, Millstätter- und Weißen-See. Davon befinden sich die ersten drei an der südlichen Grenze der krystallinischen Centralzone der Alpen. Der Wörther-See liegt in einer Meereshöhe von 450 Met., hat eine Länge von 16,5 Kilom., eine größte Breite von 1,633 Kilom., eine größte Tiefe von 70 Met. im östlichen und von 83 Met. im westlichen Becken. Der Ossiacher-See liegt in einer Seehöhe von 493 Met., hat eine Länge von 10,7 Kilom., eine größte Breite von 1,5 Kilom. und eine größte Tiefe von 45 Met. Der Millstätter-See liegt 580 Met. über dem Meere, hat eine Länge von 11,3 Kilom. und eine größte Breite von 793 Met. Seine Tiefe beträgt weit über 100 Met. und er ist der tiefste unter den kärntnerischen Seen. Der Weißensee liegt in den Gailthaler Alpen in einer Höhe von 924 Met. über dem Meere, hat eine Länge von 11,1 Kilom., eine größte Breite von 877 Met. und eine größte Tiefe von 97 Met. Charakteristisch ist in demselben die allmähliche Tiefenzunahme vom obern bis zum untern Ende desselben. Südlich vom Ossiacher- und Wörther-See liegen der Faaker-See in einer Meereshöhe von 561 Met. und der Plaschischer- oder Keutschacher-See in einer Höhe von 508 Met. Außer diesen und andern kleineren Seen ist noch eine große Anzahl in bedeutenden Höhen im Gebirge eingebettet. So in den Hohen Tauern der Zirm-See 2499 Met. hoch, der Großsee 2384 Met., Kegele-See, Weißsee 2363 Met., Kleinsee 2073 Met., Feld-See 2208 Met., in den Pöllaer Alpen der Melnik-See, der Turrach-See in der Stangalpe und in den Julischen Alpen der Raibler-See in einer Höhe von 990 Met. u. s. w.

Infolge des Antheiles, welchen Kärnten sowol an der centralen Alpenzone als auch an den südlichen Kalkalpen hat, erfreut sich dieses Kronland einer großen Mannichfaltigkeit landschaftlicher Scenerien, welche dasselbe zu einem der schönsten Alpenländer machen. Während sich im Nordwesten die höchsten Gebirge mit ewigen Schnee- und Eismassen erheben und denselben dunkle, bewaldete und mit üppigen Alpenweiden bedeckte Vorberge vorgelagert sind, von welchen überall die Bäche niederrieseln oder in schäumenden Wasserfällen niederstürzen, ragen im Süden die lichten, nackten Gebirgsmauern der Kalkalpen mit ihren schroffen Wänden und zerrissenen und gezackten Felsenmassen im eminenten Gegensatze zu jenen empor. Zwischen dem Urgebirge und den Kalkalpen ist eine schöne Flußebene eingelagert, von welcher nach Norden und Süden viele romantische Nebenthäler ausgehen. Zahlreiche Seen erfreuen das Auge des Beschauers, welchem der Dobrac den schönsten Ueberblick über das Land bietet.

So klein Kärnten ist, so zeigt es doch eine große Mannichfaltigkeit in seinen meteorologischen Erscheinungen. Zur Erforschung dieser bestehen über vierzig Beobachtungsstationen, von welchen die zu Klagenfurt bis zum J. 1813 zurückreicht. Klagenfurt besitzt eine mittlere Jahrestemperatur von 7,92° C., eine Mitteltemperatur des kältesten Monates von 0,12°, eine Mitteltemperatur des wärmsten Monates von 19°, somit eine Amplitude von 25,12° C. Das Klima ist in den Thälern der Kalkalpen excessiver als in den Centralalpen und es haben jene ein continentales, die der Centralalpen ein Seeklima. Die Ursache der bedeutenden Temperaturdifferenzen im Innern Kärntens liegt in der Gebirgsumrandung und in der östlichen Abdachung des Landes. Der kalte Polarstrom kommt leicht über das niedrige kärntener-steierische Grenzgebirge in das Land, staut sich aber in seinem südlichen Vordringen an den Gebirgsmauern der südlichen Kalkalpen, kühlt die Luftmassen des Drauthales ab und verursacht dadurch die excessive Kälte in den tieferen Punkten der Thalsohle. Der warme Südwestwind dagegen dringt über die Kämme der Kalkalpen und über die kalten Luftschichten des Drauthales hinweg und sinkt erst weiter nördlich in den Centralalpen nieder. Es werden daher die Centralalpen von ihm erwärmt, während die Thäler der Kalkalpen kalt bleiben. In Bezug auf die Menge der normalen Niederschläge in Kärnten lassen sich drei Zonen unterscheiden, in welchen nicht nur die Vertheilung der jährlichen Regenmenge, sondern auch ihre Vertheilung nach den Jahreszeiten verschieden ist. Die erste Zone bilden die Orte am Abhange oder in den Thälern der Centralalpen mit hauptsächlich Sommerregen und der geringsten Regenmenge von 0,8 bis 0,9 Met. Die zweite Zone wird gebildet von den im allgemeinen zwischen den Central- und den Kalkalpen liegenden Orten mit hauptsächlich Sommerregen und einer Regenmenge von 0,8 bis 1 Met. In dieser Zone liegt Klagenfurt mit 0,92 Met. Regenmenge. Die dritte Zone umfaßt die Orte der Kalkalpen mit Herbstregen und der stärksten Regenmenge von 1 Met. bis 1,8 Met. In dieser liegt Raibl mit der großen Regenmenge von 1,8 Met. So ungleich diese drei Zonen in ihrer Regenmenge sind, so ist doch in denselben die Zahl der Regentage gleich. Die Ungleichheit der Regenmenge erklärt sich dadurch, daß der Südwestpassat, welcher nicht blos Wärme, sondern auch Regen bringt, in seinem Vordringen über die Gebirgsmauer der Kalkalpen ziehen muß, wobei sich seine Wasserdünste an den kalten Felsenmassen abkühlen und in ihrer größeren Menge als Regen sogleich oder unmittelbar am Nordfuße der Kalkalpen niederfallen, während nunmehr eine geringere Niederschlagsmenge für die nördlicheren Centralalpen übrigbleibt. Die durchschnittliche Zahl der Gewitter schwankt in den verschiedenen Orten zwischen 17 und 42. Die Zahl derselben in Klagenfurt ist 27. Oberkärnten ist weniger den Hagelschlägen ausgesetzt als Unterkärnten.

Die Bevölkerung besteht nach dem Ergebnisse der Volkszählung vom 31. Dec. 1880 aus 348,780 Einwohnern. Davon gehören der römisch-katholischen Kirche 331,027, der griechisch-katholischen 9, der griechisch-orientalischen 35, der evangelischen augsburgischen Confession 17,466, der helvetischen Confession 55, der anglikanischen Kirche 1, der israelitischen Religion 114 und andern Confessionen 4 an; 19 sind confessionslos. Die Umgangssprache der 344,064 Personen der einheimischen Bevölkerung ist von 241,585 deutsch, von 97 czechisch, 10 polnisch, 102,252 slowenisch, 1 serbisch und von 119 Personen italienisch. Im Durchschnitte entfallen

34 Bewohner auf 1 □Kilom. Sonst schwankt, von Klagenfurt abgesehen, die Dichtigkeit je nach der Gebirgsgegend zwischen 41 und 22 Bewohnern auf 1 □Kilom. Die Zahl der Gemeinden ist 212, die der Ortschaften 2939, die der Wohnhäuser 49,420, wovon 45,372 bewohnt und 4048 unbewohnt sind. Die Zahl der Wohnparteien beträgt 71,005, wonach auf ein bewohntes Haus durchschnittlich 8 Personen entfallen. Ortsgemeinden mit mehr als 5000 Einwohnern sind vier und zwar Klagenfurt mit 18,749 Einwohnern, Spital mit 6282 Einwohnern, Villach mit 6104 Einwohnern und Prevali mit 6028 Einwohnern. Geboren wurden im J. 1880 10,909 lebende Kinder, davon 5664 Knaben und 5245 Mädchen. Gestorben sind in demselben Jahre 9120 Personen, davon 4672 männliche und 4448 weibliche. Trauungen fanden 1726 statt.

Bei der Verschiedenheit der Bodenerhebung, Bodenbeschaffenheit und der klimatischen Verhältnisse ist auch das Erträgniß des Ackerbaues in den einzelnen Landstrichen Kärntens variabel. Das Gebiet der mittlern Alpenzone enthält die nöthigen kali- und thonerdigen Bestandtheile für eine gute Humusbildung, welche in Verbindung mit einem großen Wasserreichthume der Vegetation günstig ist, sodaß im nördlichen Kärnten der Feldbau bis zu einer Meereshöhe von 1200 Met. hinaufreicht und sich in Höhen von über 2000 Met. noch Alpenweiden ausdehnen. Dagegen ist das Terrain in den Kalkalpen aus chemischen und mechanischen Gründen der Landwirthschaft weniger günstig. Die Humusbildung geht im Kalke schlechter und langsamer vor sich, auf der steilen und zerrissenen Oberfläche der Kalkalpen kann die Vegetation nicht leicht Wurzel fassen, das Gebirge ist in der Höhe wasserarm, da das Wasser durch Klüfte, Höhlen und Löcher im Innern des Gebirges niedersinkt. Der Feldbau reicht hier kaum mehr bis 1000 Met. Meereshöhe hinauf. Von dem Flächeninhalte Kärntens sind 912,934 Hektaren, d. i. 87,73 Proc., Culturland und 12,27 Proc. unproductiver Boden. 113,038 Hekt., d. i. 12,56 Proc., sind dem Getreidebau und 377,133 Hekt., d. i. 41,31 Proc., dem Futterbau gewidmet. 422,763 Hekt., d. i. 46,32 Proc., sind Waldboden. Das Erträgniß der landwirthschaftlichen Production war im J. 1877: 264,000 Hektoliter Weizen, 682,000 Hektol. Roggen, 182,000 Hektol. Gerste, 729,000 Hektol. Hafer, 237,000 Hektol. Mais, 53,000 Hektol. Haiden, 53,000 Hektol. Hirse, 719,000 Kilogr. Flachs, 360,000 Kilogr. Hanf, 651,000 metr. Centner (= 100 Kilogramm) Klee, 227,000 metr. Centner Grün- und Mengfutter, 2,086,000 metr. Centner Wiesenheu, 34,000 Hektol. Hülsenfrüchte, 690,000 metr. Centner Kartoffeln. Der Weinbau ist von geringer Bedeutung und hauptsächlich auf die Umgebung von Sittersdorf, Globasnitz und Wolfsberg beschränkt. Das Erträgniß war im J. 1873: 1188 Hektol. und im J. 1876 nur 234 Hektol. Der Obstbau ist nicht unbedeutend und trug im J. 1877: 118,900 metr. Centner.

Den Schwerpunkt der kärntnerischen Landwirthschaft bildet die Viehzucht. Der Viehstand umfaßte nach der Zählung vom 31. Dec. 1880: 24,862 Pferde, 200 Esel und Maulthiere, 258,255 Rinder, 167,809 Schafe, 30,265 Ziegen, 105,010 Schweine und 44,132 Bienenstöcke. Der für die J. 1871—1875 berechnete Durchschnittsertrag von 3,818,000 metr. Centnern Klee-Eggarten Feldfutter und Wiesenheues, von 78,000 metr. Centnern Futterrüben und Möhren und von 657,000 metr. Centnern Stoppelrüben gewährt einem zahlreichen Viehstande hinreichende Nahrung. Besondere Aufmerksamkeit wird der Zucht der pinzgauer Pferde (norischer Rasse) zugewendet. Dieselbe kommt am reinsten vor in Oberkärnten in den Bezirken Friesach, Gurk und im Lavantthale. Ungefähr die Hälfte des Pferdestandes, 10,000—12,000 Stück, gehört diesem Pferdeschlage an. Das in Kärnten ursprünglich fast allgemein gezüchtete norische Rind macht mehr und mehr dem mölltharer Rinde Platz. Die Schafzucht producirte im J. 1877: 203,600 Kilogr. Schafwolle. Viele kärntener Schafe werden im Frühjahre von Händlern aufgekauft, auf den Alpen in Tirol gesommert und im Herbste meist nach Frankreich ausgeführt. Die Production von Honig und Wachs betrug im J. 1877: 240,000 Kilogr. Für die Hebung der Landwirthschaft wirkt die k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft in Klagenfurt, die Ackerbauschule und die Gartenbauschule daselbst. Zugleich besteht in Klagenfurt eine Hufbeschlaglehranstalt der k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft.

Die Forstwirthschaft ist noch einer bedeutenden Hebung fähig. Die Waldungen sind zum geringern Theile Niederwälder, in der Regel reine Nadelholzbestände, welche größtentheils aus Fichten, dagegen in schotterigen Niederungen und auf feichten, trockenen Gehängen aus Föhren bestehen. Tannen kommen nur in beschränkter Verbreitung und Lärchen in geschlossenen Beständen in hohen Lagen vor. Von Laubhölzern sind am verbreitetsten die Buche besonders in den Karawanken, die Erlen, Birken und Eichen. Ueber 50 Proc. des Waldlandes gehören den Kleingrundbesitzern. Für die Förderung der forstwirthschaftlichen Interessen wirkt seit dem J. 1872 der Forstverein. Die Production oder vielmehr der Verbrauch des Holzes ist von der Montanindustrie sehr abhängig. Im J. 1877 betrug der Holzverbrauch für die Roheisenproduction 254,855 Kubikmet. Holzkohle, während derselbe im J. 1873: 445,250 Kubikmet. erreichte. Nicht unbedeutend ist die Verwendung der Fichtenrinde als Gerbmaterial für die Lederindustrie.

Auf hoher Stufe stehen in Kärnten der Bergbau und die Montanindustrie. Der Bau der Silber- und Goldschachte im Gail- und obern Mölthale soll bis in die keltische Zeit hinaufreichen. Die urkundlichen Nachrichten aber über den Bergbau beginnen mit dem 9. Jahrh. Eine bei St.-Leonhard im obern Lavantthale stand damals schon das Eisenbergwerk Gamanara im Betriebe. Im weitern Verlaufe des Mittelalters wurde Silber in der Umgebung von Friesach und im Graagraben nächst Sachsenburg gewonnen, ferner Eisen bei Friesach, im Maltathale, Blei bei Pleyberg (Bleiberg), Gold bei St. Leonhard. Zu den ältesten Gruben gehören zweifellos die Baue auf Gold und Silber im Mölthale und Zirknitzthale. Besonders ergiebig waren die Kliningen

und St.-Leonharder Gold- und Silberbergbaue im Lavantthale. Im J. 1500 stand das Bergwesen in höchster Blüte. Bald trat der Verfall der kärntnerischen Bergwerke auf Gold und Silber ein. Die Ursachen hiervon waren der Nachlaß ihrer Ergiebigkeit, die schlechte Verwaltung und die Reformation im 16. und die Gegenreformation im 17. Jahrh. (vgl. Luschin, Gold- und Silberbergbau in Kärnten während des Mittelalters, im Archiv für österreichische Geschichte, Bd. XLVII, 1871, S. 223—238; Verfall des Bergbaues auf Gold und Silber in Kärnten, im Archiv für Geographie, Historie, herausgegeben von Hormayr, Jahrg. 1832, S. 461 fg.) An Eisenerzen wurden im J. 1873: 1,857,529 metr. Centner, im J. 1878 blos 987,141 metr. Centner gewonnen. Im besondern betrug im J. 1878 die Erzeugung von Frischroheisen 477,518 metr. Centner, von Gußroheisen 5029 metr. Centner und von Bessemerstahl 183,116 metr. Centner. Von den Eisen- und Stahlschmelzwerken sind die größten und besteingerichteten im Besitze der hüttenberger Eisenwerksgesellschaft, welche in der Nähe der Rudolfsbahnstation Hüttenberg das Eisen- und Schmelzwerk zu Heft, dann in der Eisenbahnstation Mösel das Eisenschmelzwerk Lölling, dann ein Eisenschmelzwerk zu Treibach, einen Hohofen zu Eberstein und einen Hohofen mit Bessemerhütte zu Prevali besitzt. Außerdem sind noch der Hohofen der judenburger Eisenwerksgesellschaft zu Olsa am Steirerbach und die gräflich Henkel'schen Schmelzwerke zu St.-Leonhard, St.-Gertraud und Waldenstein und das gräflich Lodron'sche Schmelzwerk zu Eisentratten bei Gmünd erwähnenswerth. Das kärntener Roheisen wird zum größten Theil in den Hüttenwerken von Kärnten verarbeitet und nur ungefähr 22 Proc. gehen außer Land. An Bleierz wurden im J. 1878: 70,806 metr. Centner und an Reinblei 42,693 metr. Centner gewonnen, und hat die Reinbleierzeugung gegenwärtig eine Höhe wie nie zuvor erreicht. Bleischmelzwerke sind in Bleiberg, Raibl, Kinaleiten, Jauken, Rubland, Kolm, Windisch-Bleiberg, Kappel, Bleiburg, Miß, Schwarzenbach, Hochpetzen und Topla. Zinkerze werden in der Regel als Nebenproducte der Bleierze gewonnen. Die Productionsmenge betrug im J. 1878: 59,015 metr. Centner, wovon den größten Theil die k. k. Montanwerke zu Raibl und die Bergwerksunion zu Bleiberg erzeugten. Die Ausbeute an Quecksilber, Kupfer, Gold, Braunstein und Graphit ist gegenwärtig unbedeutend. Von Mineralkohlen werden in Kärnten blos Braunkohlen und Lignite gewonnen. Die Productionsmenge betrug im J. 1878: 668,880 metr. Centner. Das größte und besteingerichtete Kohlenbergwerk ist zu Liescha, die nächstbedeutenderen Kohlenwerke sind zu Homberg und Miß. Von den übrigen Kohlenbergwerken sind die zu Wiesenau und Wolfsberg, Sonnberg und Keutschach zu erwähnen. Zur Ausbildung von Bergarbeitern zu Vorstehern und Bergbeamten besteht die Bergschule des kärntnerischen berg- und hüttenmännischen Vereins zu Klagenfurt mit einem zweijährigen Curse.

In der Industrie nimmt die Montanindustrie die erste Stelle ein. Im Gebiete der Eisenindustrie und zwar insbesondere im Zweige der Eisengießereien und Maschinenfabriken sind die Maschinenfabriken zu Villach, die Eisengießerei und Maschinenfabrik zu Brückl und Klagenfurt, das Eisenraffinirwerk und die Maschinenfabrik zu Prevali, von Raffinirwerken die Werke zu Gmünd, Mühldorf, Tragin, Malborghet, Tarvis, Korpitsch, das große Puddlings- und Walzwerk zu Buchscheiden, die Stahlhammerwerke zu Poitschach, Himmelberg, Pölling, das Eisenpuddelwerk zu Freudenberg, das Stabbandeisen- und Schwarzblechwalzwerk zu Lippitzbach, die Drahtfabrik zu Feistritz, Unterloibl und Weidisch-Ferlach, die Stahlfabrik Kappel, die Walzwerke Schwarzenbach, Streiteben und Miß, das Eisen- und Stahlhammerwerk Wolfsberg, das Hammer- und Cementstahlwerk zu Frantschach, die Wagenfedernfabrik zu Kollnitz thätig. Von Eisen- und Stahlwaarenfabriken sind die Drahtseilfabrik Bleiberg, die Werke in Feldkirchen, Mühlgraben und Oberboden, das Zeughammerwerk Altendorf, die Sensenfabriken zu Greifenburg, Himmelberg, Klein-Glodnitz und Wolfsberg, besonders aber die berühmte Gewehrfabrikation in Ferlach, welche 8000 bis 12,000 Stück Gewehre im Jahre liefert, zu erwähnen. Nächst der Eisenindustrie steht die Bleiindustrie auf hoher Stufe. Von Bleiwaarenfabriken sind thätig die Compressionswaarenfabrik in St.-Martin bei Villach, die Schrotfabriken zu Föderaun, Gaitlitz und Gurlitsch, die Glätte- und Mennigfabriken zu Obervellach, Gailitz, Gurlitsch und Saag und die Bleiweißfabriken zu Klagenfurt, Wolfsberg und St.-Veit. Kärnten besitzt zahlreiche Marmorbrüche, von welchen die vorzüglichsten bei Pörtschach, Kulmberg, Altendorf und Krafzthal sind. Letzterer ist schon von den Römern, besonders aber im Mittelalter ausgenützt worden. Für die Glasfabrikation sind die Fabriken zu Tscherniheim und St.-Vincenz thätig. Letztere ist unter der Spitze der Koralpe gelegen und die älteste Glasfabrik des Landes, welche seinerzeit ausgezeichnetes Spiegelglas erzeugte. Auf dem Gebiete der Holzindustrie arbeiten fünf Fourniersägen und eine große Fabrik zu Villach. Die Holzstofffabrikation ist in Kärnten noch jung. Die Fabriken zu Dellach, Spital, Spital-Ponau, Unternberg, Stadelbach-Paternion und Poitschach verlegen sich hauptsächlich auf die Erzeugung von Holzpappen. Die Lederindustrie ist nicht unbedeutend. Auf dem Gebiete der Textilindustrie sind besonders die Tuch- und Wollstofffabriken in Klagenfurt und Viktring hervorzuheben, welche hauptsächlich die einheimische grobe Schafwolle zu groben Tüchern, Loden, Filz u. s. w. verarbeiten, aber auch feine Tücher herstellen. Für Leinenindustrie ist seit dem J. 1877 die erste kärntnerische mechanische Flachsspinnerei und Weberei in Feldkirchen im Betriebe und dem Flachsbaue sehr förderlich. Auf dem Gebiete der Industrie in Genuß- und Nahrungsmitteln sind die k. k. Tabackfabrik in Klagenfurt und zahlreiche Mühlen, darunter die größte in Spital und die Kunstmühle in Limmersach bei Klagenfurt thätig. Die Bierbrauereien erzeugten im J. 1878: 111,276 Hektoliter Kesselbier und 1949 Hektoliter Steinbier. Die größeren auf Dampfbetrieb eingerichteten Brauereien sind zu Sorgendorf, Silberegg, Winklern bei Klagenfurt,

Villach, Krumpendorf und Unterbergen. Vom Kunstgewerbe bestehen vier Buchdruckereien in Klagenfurt, zwei in Villach und eine in Wolfsberg, ferner vier Buchhandlungen in Klagenfurt und zwei in Villach, eine lithographische und elf photographische Anstalten. Für die Hebung des Gewerbewesens wirken die gewerblichen Fortbildungsschulen zu Ferlach, Feistritz im Rosenthale, Villach, Völkermarkt, Kappel und Feldkirchen, die Abendgewerbe und Handelsschule in Klagenfurt, die Gewerbeschule in Viktring, die permanente Zeichenschule des Gewerbevereins als Tagesschule an der Gewerbehalle, die gewerbliche Zeichen- und Modellirschule an der Gewerbehalle und die Abendzeichenschule an der Gewerbehalle zu Klagenfurt, die Abend- und Sonntagszeichenschule an der Tischlereifachschule zu Wolfsberg und die Sonntags und Abendzeichenschule an der Holzschnitzereischule zu Villach; ferner als eigentliche Fachschulen die mechanisch-technische Lehrwerkstätte zu Klagenfurt, die Holzschnitzereischule zu Villach, die Tischlerfachschule in Wolfsberg, die Fachschule für Gewehrerzeugung in Ferlach, die Hufbeschlagslehranstalt zu Klagenfurt, die Fachschule für Kunststickerei und Franzenknüpferei für die weibliche Jugend zu Bleiburg und die Mädchenindustrie- oder Arbeitsschule in Klagenfurt. Eine sehr ersprießliche Thätigkeit entfaltet die Gewerbehalle in Klagenfurt, welche zunächst den Zweck hat, die gelungenen Gewerbserzeugnisse des Landes bekannt zu machen und zugleich den kärntnerischen Gewerbsmann mit den vorzüglichsten fremden Erzeugnissen und mit den Fortschritten der einzelnen Gewerbszweige vertraut zu machen. Mit der Gewerbehalle steht in unmittelbarer Verbindung der kärntnerische Industrie und Gewerbeverein, welcher die Hebung des Gewerbswesens im Lande zum Zweck hat. Für das Geld- und Creditwesen bestehen die österreichisch ungarische Bankfiliale zu Klagenfurt, ferner sieben Sparkassen und zwar zu Klagenfurt, Villach, Wolfsberg, Völkermarkt, St.-Veit, Friesach und Feldkirchen, welche zusammen im J. 1879 ein Kapital von 14,570,375 Fl. in Verwaltung hatten. Von den zwanzig Aushülfskassen und Vorschusskassenvereinen sind die gewerblichen Aufsichtskassenvereine in Klagenfurt und Villach, die Vorschusskassenvereine in Gmünd und Wolfsberg, sowie die bäuerliche Creditgenossenschaft für Klagenfurt die bedeutenderen. Von Actiengesellschaften bestehen die bleiberger Bergwerksunion mit einem Actienkapital von 1,600,000 Fl., ferner die hüttenberger Eisenwerksgesellschaft mit einem Nominal-Actienkapital von 12,000,000 Fl., die erste kärntnerische Brauerei-Actiengesellschaft zu Siltbergg mit einem Actienkapital von 500,000 Fl. und die Wörther seebad-Actiengesellschaft mit 60,000 Fl. Actienkapital.

Für das Communicationswesen besteht ein hinreichendes Netz von Reichs- und Landesstraßen, deren Anlage und Erhaltung infolge der Gebirgsnatur des Landes mit Schwierigkeiten und bedeutenden Geldopfern verbunden ist. Die Schiffahrt auf der Drau hat seit dem Bestande der Eisenbahnen ihre frühere Bedeutung verloren und ist gegenwärtig mehr Flößerei als Plattenschiffahrt. Mit Dampfschiffen wird blos der Wörther See und der Kanal, welcher denselben mit Klagenfurt verbindet, befahren. Kärnten ist sowol nach der Länge als nach der Breite von je einer großen Eisenbahn durchschnitten, welche den Verkehr mit den benachbarten Ländern und mit dem Mittelpunkte des Reichs vermitteln. Die Südbahn durchzieht das Hauptthal des Landes von Osten nach Westen von Unter-Drauburg nach Nikolsburg in einer Länge von 189,555 Kilom. und die Kronprinz-Rudolfsbahn von Norden nach Süden mit der Hauptbahn von Friesach nach Tarvis und an die krainische Grenze mit den Zweigbahnen Launsdorf-Mösel, St.-Veit-Klagenfurt und der Pachtlinie Mösel-Hüttenberg in einer Länge von 165,822 Kilom. Die k. k. Staatsbahn Tarvis-Ponteba mit einer Baulänge von 24,736 Kilom. vermittelt den Verkehr von Tarvis bis zur italienischen Reichsgrenze, und die k. k. Staatsbahn Unter-Drauburg-Wolfsberg verbindet in einer Länge von 37,790 Kilom. in Kärnten als Secundärbahn die Südbahnstation Unter-Drauburg mit Wolfsberg. Die Gesammtlänge der Eisenbahnlinien in Kärnten beträgt demnach 417,9 Kilom. Der Post- und Telegraphenverkehr wird vom Staate betrieben. Für die Ausbildung im Mercantilfache besteht in Klagenfurt die öffentliche Handelsschule des Industrie- und Gewerbevereins.

Für die geistige Cultur des Landes sorgen zwei vollständige Gymnasien in Klagenfurt und Villach, das Untergymnasium der Benedictiner in St.-Paul, die Realschule in Klagenfurt, die Lehrerbildungs- und Lehrerinnenbildungs-Anstalt in Klagenfurt. Kärnten besaß im J. 1875 325 Volksschulen mit einschließlich zwei Bürgerschulen. Das Lehrpersonal an denselben bestand aus 418 männlichen und 143 weiblichen Lehrern, zusammen aus 561 Lehrkräften. Die Zahl der schulpflichtigen Kinder war 50,943, die der schulbesuchenden nur 37,405. Im J. 1878 erschienen in Kärnten 6 politische Blätter, 1 landwirthschaftliches Blatt, 3 gewerblich-technische Blätter, 2 religiöse Blätter, 3 pädagogische Zeitschriften und 1 geographisch historische Zeitschrift, zusammen also 16 periodische Blätter, davon 14 in deutscher und 2 in slowenischer Sprache.

Die Verfassung des Landes beruht auf der Landesordnung vom 26. Febr. 1861, wonach der Landtag aus 1 Mitgliede mit Virilstimme, nämlich dem jeweiligen Fürstbischofe von Gurk, 10 Abgeordneten des Großgrundbesitzes, 2 Abgeordneten der Landeshauptstadt Klagenfurt, 3 Abgeordneten der Handels- und Gewerbekammer zu Klagenfurt, 7 Abgeordneten der Städte und Industrieorte und 14 Abgeordneten der Landgemeinden, zusammen aus 37 Mitgliedern besteht. Auf Grund des Gesetzes vom 2. April 1873 werden in das Haus der Abgeordneten des Reichsrathes von Kärnten 9 Abgeordnete und zwar 1 vom Großgrundbesitze, 3 von den Städten, 1 von der Handels- und Gewerbekammer und 4 von den Landgemeinden unmittelbar auf 6 Jahre gewählt.

An der Spitze der politischen Landesverwaltung steht die k. k. Landesregierung in Klagenfurt, welcher der Magistrat der Stadt Klagenfurt und die sieben Bezirkshauptmannschaften zu Klagenfurt, Hermagor, Spital,

St.-Veit, Villach, Völkermarkt und Wolfsberg unterstehen. Der k. k. Landesregierung sind ferner noch der Landessanitätsrath, sowie die Grundlastenablösungs- und Regulirungs-, ferner die Lehen-Allodialisirungs- und die Grundsteuerregulirungs-Landescommissionen untergeordnet. Für den politischen Dienst bestehen noch das k. k. Polizei-Grenzcommissariat in Pontafel, ferner die Baubehörden in Völkermarkt, Klagenfurt, Spital und Villach und die Sanitätsbehörden in Klagenfurt, Villach, St.-Veit, Völkermarkt, Spital, Wolfsberg, Hermagor und die forstpolizeilichen Organe in Villach und Völkermarkt. Als oberste Behörde für das Unterrichtswesen des Landes besteht in Klagenfurt der k. k. Landesschulrath, welcher aus drei Mitgliedern der politischen Landesstelle, aus zwei delegirten Landesausschuß-Beisitzern, aus zwei Vertretern der katholischen und protestantischen Confession, aus zwei Fachmännern des Lehramts und aus einem Abgeordneten des Gemeinderathes zu Klagenfurt besteht. Den Vorsitz führt der jeweilige Landespräsident. Demselben sind die acht Bezirksschulräthe, ferner die höheren Lehranstalten des Landes und die Prüfungscommission für allgemeine Volks- und Bürgerschulen in Klagenfurt untergeordnet. In judicieller Hinsicht gehört Kärnten zum Sprengel des k. k. Oberlandesgerichtes in Graz. In Klagenfurt besteht ein Landesgericht, welchem die 27 Bezirksgerichte zu Althofen, Arnoldstein, Bleiburg, Eberndorf, Eberstein, Feldkirchen, Ferlach, Friesach, Gmünd, Greifenburg, Gurk, Hermagor, Kappel, Kötschach, Millstatt, Obervellach, Paternion, Rosegg, St.-Leonhard, St.-Paul, St.-Veit, Spital, Tarvis, Villach, Völkermarkt, Winklern und Wolfsberg subordiniert sind. Für die Finanzverwaltung des Landes fungirt als oberste Behörde in Klagenfurt die k. k. Finanzdirection, welcher die k. k. Finanzprocuratur daselbst, die k. k. Zollämter in Klagenfurt, Villach, Pontafel und Mauthen, ferner die k. k. Finanzwache in den Controlbezirken zu Klagenfurt, Villach, Friesach, Mauthen, St.-Veit, Tarvis, Völkermarkt, Obervellach, Spital und Wolfsberg, ferner das k. k. Landeszahlamt in Klagenfurt, die Steuer-Localcommission daselbst, die Verwaltungsorgane für die directe Besteuerung bei den Bezirkshauptmannschaften Klagenfurt, Villach, Hermagor, Spital, St.-Veit, Völkermarkt und Wolfsberg, dann die Hauptsteuerämter in Klagenfurt und Villach, das k. k. Gebühren-Bemessungsamt, das k. k. Katastral-Mappen-Archiv und die k. k. Steuerämter an den Sitzen der Bezirksgerichte, die Punzirungsstätte und die k. k. Tabakfabrik in Klagenfurt unterstehen. Von den Behörden für Handel und Verkehr besteht in Klagenfurt eine Handels- und Gewerbekammer. Die k. k. Postämter stehen unter der k. k. Postdirection, die Telegraphenämter unter der k. k. Telegraphendirection, die Aichämter unter dem k. k. Aichinspectorate in Graz. Als Behörde für Landescultur und Bergwesen fungirt die k. k. Berghauptmannschaft in Klagenfurt, welcher die zwei k. k. Revierbergämter in Klagenfurt und die k. k. Berg- und Hüttenverwaltung in Raibl unterstehen. Die in Kärnten bestehenden Forst- und Domänenämter sind der k. k. Forst- und Domänendirection in Görz unterstellt. Die Behörden für Landesvertheidigung und zwar die Commanden der aus Kärnten ergänzten Landwehr-Truppenkörper unterstehen dem k. k. Landwehr-Commando in Graz. An der Spitze der katholischen Kirchenverwaltung des in 24 Decanate eingetheilten Landes steht der Fürstbischof von Gurk mit dem Wohnsitze und dem Domkapitel in Klagenfurt. (Wagner, J., Das Herzogthum Kärnten, geogr. hist., Klagenfurt 1847. — Amthor, E. und M. Jabornegg-Gamsenegg, Kärntnerführer. Gera 1874 = Bd. II. von Amthor und Jabornegg's Führer in die deutschen Alpen.)

Als die ältesten Bewohner Kärntens sind uns die Carner bekannt, deren Name auf das keltische Wort carn (Horn) zurückzuführen ist und Bergbewohner bedeutet. Sie schmolzen allmählich zusammen und verschwinden im Verlaufe der Völkerwanderung aus der Geschichte. Von 13 v. Chr. an bildet Kärnten den südlichen Bestandtheil der römischen Provinz Noricum mit dem Hauptorte Virunum bei Maria Saal am Zollfelde. Nächst Virunum war der bedeutendste Römerort im heutigen Kärnten die Colonie Teurnia oder Tiburnia am Lurnfelde nächst Spital, welche bereits um 250 der Sitz eines Bischofs war. Als die Völkerwanderung Wesen und Herrschaft der Römer hinweggefegt hatte, ließen sich in der Mitte des 6. Jahrh. die Slawen nieder. Zwischen den Avaren, den Longobarden und Bajovaren hatten sie eine schwierige Stellung, die sie unter die Abhängigkeit der Avaren brachte. In schweren Kämpfen gelang es ihnen, in der Mitte des 7. Jahrh. den Druck der Avaren abzuschütteln und unter Samo's Führung sich zu einer einigen Macht zu consolidiren, welche sich sogar über Böhmen, Mähren und das nördliche Ungarn erstreckte. Mit Samo's Tode war aber auch des jungen Reiches Herrlichkeit dahin und die Großen theilten sich in die Herrschaft. In der Mitte des 8. Jahrh. kam Kärnten in ein Abhängigkeitsverhältniß zu Baiern. In dieser Zeit nahm um 738 der einheimische Fürst Boruth das Christenthum an, dessen Verbreitung im Lande besonders vom Bischofe von Salzburg Virgilius und dem Wanderbischofe Modestus gefördert wurde. Mit Tassilo's Sturze fiel Kärnten 788 unter die Hoheit Karl's des Großen, welcher daselbst die fränkische Verwaltung einführte, wodurch die einheimischen Fürsten und das slawische Element allmählich zurückgedrängt und das Deutschthum verbreitet wurde. Durch den Vertrag zu Verdun kam Kärnten mit Baiern 843 an Ludwig den Deutschen und 876 an dessen Sohn Karlmann, welcher seinen natürlichen Sohn Arnulf zum Herzog von Kärnten erhob.

Hierauf regierten über das Land mehr als vier Jahrhunderte hindurch verschiedene Geschlechter. Zunächst wurde es von den Herzogen von Baiern, Arnulf, Berthold und Heinrich verwaltet. Das J. 976 bildet für die Geschichte Kärntens einen wichtigen Abschnitt, da es in diesem Jahre von Kaiser Otto II. zu einem besondern Herzogthume erhoben und an Heinrich, den Neffen des bairischen Herzogs Arnulf, mit Istrien und fast ganz Friaul verliehen wurde. Die Herrschaft der Herzoge von

Kärnten erstreckte sich in ihrer größten Ausdehnung zunächst über die unter dem Namen Carantanum oder Carantania begriffenen Landstriche, d. i. das heutige untere Pusterthal, das heutige Kärnten, Steiermark und sogar das südöstliche Niederösterreich bis zur Schwarza und Piestnig und über das außer Carantanien gelegene Krain, die istrianer Mark, die aquilejer und veroneser Mark. In einer ganz besondern Weise fand bis in die Zeit Kaiser Ferdinand's II. herauf die Huldigungsfeier der kärntnerischen Landesfürsten statt. Der neue Landesfürst erschien nämlich zuerst im Bauernkleide vor einem Bauern, welcher, umgeben vom Landvolke, auf einem Marmortische bei der Karnburg in der Nähe von Maria Saal saß. Er leistete hierauf das Versprechen, Gerechtigkeit zu üben, und bestieg, nachdem der Bauer den steinernen Tisch verlassen hatte, diesen, um von neuem, indem er nach allen Richtungen das Schwert schwang, das Versprechen zu geben, ohne Unterschied der Person richten zu wollen. Dann legte er die bäuerliche Kleidung ab und die fürstliche an und begab sich zu dem steinernen Herzogsstuhle, welcher in der Ebene auf dem Zoll- oder Saalfelde stand. Hier leistete er mit entblößtem Haupte der Landschaft den vorgeschriebenen Eid, nahm hierauf die Huldigung entgegen und verlieh die Lehen. Den Schluß des Huldigungsactes bildete ein Te Deum laudamus in der Kirche zu Maria Saal.

Nach der Absetzung Heinrich's des Zänkers 976 erscheint bereits im J. 979 als Herzog von Kärnten Otto von Worms, ein Sohn Konrad's von Lothringen, hierauf Heinrich der Jüngere 983, Heinrich der Zänker 991, Otto, der Vater des königlichen Kapellans Bruno, 996, nach dessen Tode 1004 sein Sohn Konrad I. und nach dessen Absterben 1012 Adalbero I. aus dem Hause Eppenstein. Dieser wurde vom Kaiser Konrad wegen Hochverrathes auf dem Tage zu Bamberg 1035 seines Herzogthums entsetzt und dieses dem im J. 1012 übergangenen Sohne Konrad's I. Konrad II. verliehen. Nach diesem blieb das Herzogthum von 1039 bis 1047 unbesetzt. Im J. 1047 verlieh Kaiser Heinrich dasselbe an den schwäbischen Grafen Welf III., trennte aber davon, um die Macht des Herzogs einzuschränken, Steiermark sowie die krainische und istrische Mark. Mit dem Tode Welf's 1055 erlosch der Mannsstamm des alten Welfenhauses. Der Kaiser hatte nunmehr die Absicht, Kärnten unbesetzt zu lassen und die Regierung wie die andern Länder an sich zu ziehen. Auch seine Witwe Agnes führte nach des Kaisers Tode einige Zeit die Regierung über Kärnten, belehnte aber hierauf damit Berthold von Zähringen, welcher in seine neue Würde 1061 wirklich eintrat. Der Untreue verdächtigt wurde diesem aber auf dem Reichstage zu Bamberg 1073 das Herzogthum von Heinrich IV. entzogen. Von nun an wurde Kärnten von den Eppensteinern Marquard III. 1073—1076, Liutold 1076—1090 und Heinrich 1090—1122 verwaltet. Mit letzterem erlosch 1122 das Geschlecht der Eppensteiner, um den herzoglichen Stuhl dem kräftigeren Geschlechte der Sponheimer zu räumen, deren Regierungsperiode sich für Kärnten höchst glorreich gestaltete. Bereits seit einem Jahrhunderte war dieses Geschlecht in Kärnten heimisch geworden, wenngleich seine Stammburg jenseit des Rheins lag. Der jüngste Sohn Graf Siegfried's von Sponheim, Heinrich, eröffnet die Reihe der kärntnerischen Herzoge dieser Dynastie. Nach seinem Tode 1124 folgte sein älterer Bruder Engelbert, der Stifter des Klosters St.-Paul, und auf diesen dessen Sohn Ulrich. Im J. 1143 succedirte Heinrich II., welcher dem Kaiser Friedrich I. in dessen Kämpfen mit den Städten Italiens treu zur Seite stand. Er besaß eine zu jener Zeit seltene Ausbildung in den Sprachen, Wissenschaften und Künsten und stand bei dem Kaiser in hohem Ansehen. An der Spitze einer kaiserlichen Gesandtschaft nach Konstantinopel erlitt er im Jonischen Meere Schiffbruch, wobei er sein Leben verlor (1161). Hierauf bestieg sein Bruder Hermann den herzoglichen Stuhl und hielt wie sein Vorgänger treu zum Kaiser, wenn er auch nicht so wie jener sich an den äußern Unternehmungen des Kaisers betheiligte und seine Aufmerksamkeit mehr dem Lande Kärnten zuwendete. Er starb 1181. Sein Sohn und Nachfolger Ulrich betheiligte sich an dem Kreuzzuge 1196, von welchem er 1198 krank zurückkehrte. Er war dadurch genöthigt, zu seinen Regierungshandlungen seinen jüngeren Bruder Bernhard beizuziehen, welcher ihm auch nach seinem Tode 1202 in der herzoglichen Würde folgte. Bernhard war hochgebildet und ein würdiger Zeitgenosse der hohenstaufischen Kaiser. Er war mit Juta, der Tochter des Böhmenkönigs Ottokar I., vermählt. Er erhob den Markt Klagenfurt zur Stadt. Er verstand es, sich in den Kämpfen zwischen den Hohenstaufen und deren Gegnern stets auf die Seite des Mächtigern zu stellen. So anhänglich er sonst wie alle seines Stammes den Hohenstaufen war, so leistete er doch dem Kaiser Otto IV. Heeresfolge nach Italien; als aber der Stern Otto's sank, finden wir ihn bereits 1213 in der Umgebung Kaiser Friedrich's II., sowie auch später an dessen Seite in Italien und als einen Hauptförderer des Friedensschlusses zwischen Kaiser und Papst zu St.-Germano 1230. Auch in seinen vorgerückten Lebensjahren blieb er der unzertrennliche Begleiter Friedrich's II., welcher ihm 1235 die Vollziehung der Reichsacht gegen Friedrich II. den Streitbaren von Oesterreich übertrug. Er starb 1256. Es folgte ihm sein ältester Sohn Ulrich, während sein jüngerer Sohn Philipp sich dem geistlichen Stande widmete. Ulrich war zum zweiten mal mit Agnes, der Tochter Hermann's von Baden und der österreichischen Gertrude, vermählt. Mit ihm erlosch 1269 das edle Geschlecht der Sponheimer, unter welchem durch die Kreuz- und Römerzüge sich der materielle und geistliche Wohlstand des Landes hob. Kenntnisse und Künste zogen unter ihnen ins Land. Aus ihrer Zeit datiren die schönsten Bauten der romanischen Bauperiode in Kärnten, die Dome zu Gurk und St.-Paul. Am Hofe des Herzogs Bernhard sangen die Minnesänger Ulrich von Lichtenstein, Zachäus von Himmelberg, Konrad von Sonneck und Walther von der Vogelweide. Zahlreiche

Fresco-, Email- und Miniaturgemälde in den Klöstern und Kirchen verkünden aus jener Zeit die Pflege dieser Kunst.

Přemysl Ottokar II. von Böhmen hatte den kinderlosen Herzog Ulrich dahin gebracht, daß dieser im J. 1268 ihn zum Erben seiner Lehen und Allodien ernannte, weshalb er nach Ulrich's Tode im folgenden Jahre sich sogleich in den Besitz von Kärnten setzte und in diesem verblieb, bis er im J. 1276 vom deutschen Könige Rudolf von Habsburg zur Rückgabe und Verzichtleistung darauf gezwungen wurde.

Nachdem König Rudolf im J. 1282 Kärnten seinen beiden Söhnen Albrecht und Rudolf verliehen, aber bald darauf wieder zurückgenommen hatte, belehnte er damit zum Dank den Grafen Meinhard von Tirol, welcher ihn zur Besiegung Ottokar's kräftig unterstützt hatte. Dieser starb im J. 1295 und es folgte ihm sein Sohn Heinrich, welcher als Gemahl einer böhmischen Prinzessin vorübergehend (1307—1309) auch auf dem böhmischen Throne saß. Heinrich hatte keinen Sohn, sondern nur eine Tochter, Margaretha Maultasche. Um das künftige Erbe Heinrich's bewarben sich nun die drei benachbarten rivalisirenden Häuser Oesterreich, Böhmen und Baiern. Heinrich von Kärnten ließ sich vom Kaiser Ludwig von Baiern einen Gnadenbrief ausstellen, wonach ihm in Ermangelung männlicher Nachkommen seine Tochter Margaretha Maultasche folgen sollte, und Johann von Böhmen brachte hierauf 1330 eine Vermählung zwischen seinem achtjährigen Sohne Johann Heinrich und der Margaretha zu Stande, wonach also Kärnten und die übrigen Länder Heinrich's von Kärnten in Zukunft an Böhmen fallen konnten. Da sich dadurch sowol Oesterreich als Baiern in ihren Hoffnungen getäuscht sahen, so machten sie nun gegen Böhmen gemeinsame Politik und setzten ein Schiedsgericht ein, welches 1330 zu Augsburg den Ausspruch that, daß Kaiser Ludwig von Baiern verpflichtet sein solle, den Herzogen Otto von Oesterreich, dessen Bruder Albrecht und dessen Söhnen das Herzogthum Kärnten bei dem Tode Heinrich's zu verleihen, wogegen der Kaiser Ludwig von Baiern Tirol erhalten sollte. Dieser Vertrag blieb geheim und wurde im J. 1335 nach dem Tode Heinrich's von Kärnten in der Art verwirklicht, daß Kaiser Ludwig die von ihm früher ausgesprochene Successionsfähigkeit der Margaretha Maultasche zurücknahm und Kärnten und Tirol als erledigtes deutsches Reichslehen den beiden mit ihm eng verbundenen Herzogen von Oesterreich am 2. Mai 1335 zusprach. Oesterreich konnte sich wol damals noch nicht in Tirol festsetzen, dagegen verblieb es seither im Besitze Kärntens.

Der eigentliche landesfürstliche Besitz war wol anfangs klein, indem er sich blos auf die drei Städte St.-Veit, Klagenfurt und Völkermarkt beschränkte; der größte Theil des Landes war im Besitze der Bischöfe von Salzburg und Bamberg, der Grafen von Görz und Ortenburg und der Auffensteine. Nach und nach kamen aber auch diese Herrschaften in den landesfürstlichen Besitz. Dagegen wurden um 1500 das Pusterthal an Tirol und die Umgebung von St.-Lambrecht an Steiermark abgetrennt. Infolge des Wiener Friedens 1809 ging der villacher Kreis an Napoleon verloren, wurde aber 1813 wieder von Oesterreich zurückerobert, worauf derselbe im J. 1816 mit dem klagenfurter Kreise dem österreichischen Königreiche Illyrien zugetheilt wurde. Seit 1849 bildet Kärnten infolge des kaiserlichen Patentes vom 4. März ein besonderes Kronland und gehört seit dem J. 1867 zu den im Reichsrathe vertretenen Königreichen und Ländern der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie. (Handbuch der Geschichte des Herzogthums Kärnten von J. Freiherr von Ankershofen, C. Tangl und H. Hermann. Klagenfurt 1843—64. 9 Bde.) (*Ferd. Grassauer.*)

KARNUL, britischer District in der Madras-Präsidentschaft Ostindiens; im Norden begrenzen ihn die Tungabhadra und Krischna und der Kistna-District; im Süden Kaddapah und Bellari, im Osten Nellur und Kistna, im Westen Bellari. Er liegt zwischen 14° 54′ und 16° 14′ nördl. Br., ist 7151 engl. □Meilen oder 18,520 □Kilom. oder 336,3 geogr. □Meilen groß (wenig kleiner als der Reg.-Bez. Frankfurt) und hatte 1879 914,432 Bewohner. — Von Norden nach Süden durchziehen ihn parallel das Nallamalais- und das Jellamalais-Gebirge; das erstere, im Districte 15 geogr. Meilen lang und bis 5,5 Meilen breit, hat im Birankonda 960 Meter, im Gundlabrahmeswaram 931 Meter, im Durugapukonda 945 Meter Höhe; das erstere ist nur bis 600 Meter hoch, abgeflacht und hat steile Ränder. Beide Ketten theilen das Land in drei verschiedene Abtheilungen: die östlichere ist das Kambham- (Cumbam-) Thal, etwa 180 Meter hoch und sehr hügelig; die Ostseite begrenzt das bis 600 Meter hohe Velikonda-Gebirge. Unter den im Innern durch Abdämmung von Schluchten zur Bewässerung angelegten Tanks ist der 0,7 geogr. □Meilen große, herrliche Kambham-Tank, welcher 6000 Acres Land bewässert. Aus diesem Thale führen der Nandikanama-Ghat und der Mentral-Paß über das Nallamalais-Gebirge nach der mittlern Abtheilung. Diese ist ein 230 Meter hohes großes, offenes Thal mit schwarzem Baumwoll-Erdreich, das in der Hitze ein Bild der Dürre bietet; aber die Hügelgehänge bedecken Wälder und Gärten, welche von den Höhen her gut bewässert sind. Der Kanal der Madras-Bewässerungs-Compagnie führt gerade durch dieses Thal. An den Seiten des Thales finden sich Steinbauten, vielleicht aus einer Zeit, wo Wasser das Thal erfüllte. Die westliche Abtheilung bildet das Nordende vom östlichen Rande des Maisur-Plateaus und liegt 275 Meter hoch bei Karnul, im äußersten Norden, und 520 Meter hoch bei Peapalli, 1 geogr. Meile nördlich von der Südgrenze. Es ist mit kahlen Felshöhen und langen Kämmen besetzt und von Süden nach Norden von der zur Tungabhadra gehenden Hindri durchflossen. — Die Hauptflüsse sind die an der Nordgrenze fließenden Tungabhadra und Krischna; erstere ist bei Hochwasser über 820 Meter breit und 4,6 Meter tief; letztere fließt hauptsächlich durch unbewohnte Dschangels; ihre Tiefe wechselt bei Hochwasser von 7,6 bis 12,2 Meter. — Im Kundair-Thale sind herrschende Gesteine: Schiefer, Kalk

und Quarzite. Der Kalk ist guter Baustein; der bei Karnul dient als Lithographie-Material. Im District finden sich Diamanten, Steatit, Eisen, Blei, Kupfer. — Wälder tragen die drei genannten Gebirge; die schönsten auf der Ostseite der Präsidentschaft, 100 geogr. □Meilen sollen die des Nallamalais sein. Die Bäume sind hauptsächlich Tihk und Jepi (Hardwickia binata); die Dschangels an den Westabhängen sind ziemlich dick, die an der Ostseite aber dünn; im District finden sich ausgedehnte Grasebenen, wo die zahlreichen Heerden vom Nellur- und Kistna-Districte weiden. Das Buschwerk an den Abhängen der Jellamalais ist ohne Werth. Die Dschangel-Producte sind Galläpfel, Honig, Wachs, Tamarinde, Stocklack und Bambus-Reis. — Tiger sind in den Nallamalais zahlreich und verursachen vielen Schaden unter den in den Dschangeln weidenden Heerden; bisweilen kommt einer in die Ebene. Auch Tschitas, Wölfe, Hyänen, Füchse, Bären u. s. w. sind vorhanden. Im J. 1867 verloren 64 Menschen ihr Leben durch die wilden Thiere. Zu nennen sind ferner gefleckte Rehe, wilde Ziegen, verschiedene Antilopen-Arten, im Norden Büffel, in den Dschangeln Schweine und Stachelschweine. Die Schlangen tödten jährlich etwa 70 Menschen.

Im J. 1871 war die Zahl der Bewohner, inclusive der Wilden, 914,432, wovon 819,458 Hindus (27,483 Brahmanen, 2981 Kschatrijas, 32,230 Tschettis [Handelsleute] und 237,507 Vallalars oder Kapus u. a. Kasten). Die zahlreichste der niedern Kasten ist die der Telugus oder Tschambadavins, 101,385 (Fischer, Jäger und Palankinträger). Von den Mohammedanern sind 7195 Saijids, 49,326 Schias, 4058 Pathans. Es gibt etwa 400 Wahabis und ebenso viel Mithilis; 11 Buddhisten oder Tschains; 3844 Christen, röm. Katholiken, namentlich in dem 1789 zur Zeit der Nawabs gegründeten Polur; sie gehörten zur Kapu-Kaste, haben aber in Sitten und Gebräuchen nichts geändert und leben wie die Hindus. Protestantische Stationen sind 1855 in Kandial und Muthialpad, und 1876 in Karnul (Baptisten) gegründet. — Man spricht im Districte die Telugu Sprache. — Die wilden Stämme oder Tschentschus leben in den Nallamallais in kleinen Gemeinschaften (Gudems genannt); jede derselben begreift mehrere Stämme in sich und besitzt einen Theil der Berge. Sie sind der Cultur abgeneigt; aber bisweilen dienen sie den Ackerbauern in der Ebene als Erntehüter. Seit Einführung der Polizei dienen manche als Straßenwächter; manche haben auch als Dschangelwächter freies Land. Ihre Sprache ist hauptsächlich Telugu.

Die hauptsächlichsten Städte sind (1871): Karnul mit 25,579 Einwohnern, Nandial 9378, Cumbum 7137, Gudur 5825, Meddikera 8586, Kodumur 6064, Paitali 7076.

Gebaut werden hauptsächlich Reis, Weizen und andere Getreidearten; ferner Gram, Baumwolle, Tabak, Indigo, Zuckerrohr, Betel, Chilli u. s. w. Gesäet wird meist im Juni oder Juli und die Reife findet im September oder October statt. Hauptproduct ist Tscholam (Sorghum vulgare).

Die Reiscultur hat sich ausgedehnt; Baumwolle wird ebenfalls weithin gebaut. — Im J. 1877 waren in Cultur 2,089,689 Acres (154 geogr. □Meilen), cultivirbar 1,017,389, uncultivirbar 1,396,602 Acres. Tscholam nimmt 40 Proc. des Culturlandes ein. — In den Nallamalais sind weite Strecken, jetzt Dschangel, welche in alten Zeiten cultivirt gewesen sind. Dünger wird namentlich für Gärten und „nasse" Ernten angewendet; aber westlich von den Nallamalais werden auch „trockene" Ländereien ausgedehnt gedüngt. Land, auf welchem Reis, Zuckerrohr, Betelnüsse, Safran, Ragi, Tabak und Chilli gebaut werden, wird aus Teichen und Brunnen bewässert. Aermeres Land läßt man als Weide brach liegen. Die Wechselwirthschaft ist wohl bekannt. Der Hauptkanal der Madras Bewässerungs-Comp., der den doppelten Zweck der Bewässerung und der Schiffahrt hat, geht von Sunkesala nach Kaddapah und ist 41 geogr. Meilen lang, wovon 30,8 auf diesen District kommen. Die nominelle Breite des Kanals ist 55 Meter, die Tiefe des Wassers 2,4 Meter. Im J. 1876 bewässerte er wirklich 75,620 Acres; erreichbar sind 284,206 Acres. Bis 1878 ist er noch nicht zur Schiffahrt verwendet. — Infolge heftiger Regen werden die Dörfer an den Flußufern oft überschwemmt und schweres Unglück wird herbeigeführt; solches war 1851 besonders groß. Im J. 1877 wurden 44,887 Personen unentgeltlich ernährt, und bis Ende Juli wurden 12 Mill. Mark zur Linderung der Hungersnoth verwendet. Vom 1. Oct. 1876 bis 30. Juni 1877 starben 48,000, das Jahr zuvor nur 19,974. Bald steigert Wasserüberfluß, bald Wassermangel die Preise der Lebensmittel ins Unerschwingliche.

Die Haupt-Industrie besteht in Weberei, womit, außer den Frauen, 13,508 Personen beschäftigt sind; diese arbeiten zum Theil in ihrem Hause auf eigene Hand, zum Theil für Händler, welche Geld vorschießen. Eisen wird am Fuße der Nallamalais verarbeitet; aber die Arbeit hat sich durch Einfuhr ausländischer Eisengeräthe sehr vermindert. Die seit alten Zeiten in den Jellamalais-Bergen bestehenden Diamanten-Wäschen hat die Regierung jetzt für 400 Mark jährlich verpachtet. Steinbrüche gewähren ausgedehnte Arbeit. Auch Indigo und Jaggery-Zucker werden gemacht. — Kornhandel findet kaum statt. Salz wird von der Ostküste eingeführt, und Erdsalz wird viel bereitet. Der Haupterport besteht in Baumwolle, Indigo, Tabak und Häuten sowie in Baumwoll-Teppichen und Kattun; der Import in europäischen Stückgütern, Areka und Kokosnüssen und Nahrungsmitteln für den Haushalt. — 34 Eisenbahnen, von 109 geogr. Meilen Länge, sind vorhanden.

Karnul scheint einst einen Theil des alten Telingana-Reiches Warangul gebildet zu haben. Nach dem Ausgange dieser Dynastie scheint es ein unabhängiges Fürstenthum geworden zu sein. Ohne Zweifel wurde es dann ein Theil des Reiches Bidschajanagar. Nach der Schlacht von Talikota 1564 wurde es eine Provinz von Bidschapur. Der erste Subahdar war der Abessinier Abdul Wahib, welcher die Hindutempel in Moscheen verwandelte und einen schönen Grabdom, in Nachahmung dessen zu

Bidschapur, erbaute. Als 1651 Aurengzeb das Land erobert hatte, gab er es einem Pathan Krieger, Kipir Chan, als Lohn. Nachdem Haidar-Ali es 40 Jahre besessen hatte, wurde es 1800 den Briten abgetreten. Im J. 1858 wurde es ein den Briten unmittelbar untergebener District.

Im J. 1871 betrug die Netto-Einnahme 135,929 Pfd. St., die Ausgabe 20,685 Pfd. St. Im. J. 1875 waren 3612 Personen gefangen gesetzt im District-Gefängniß und 13 Hülfsgefängnissen, deren mittlere tägliche Bevölkerung in 700 Gefangenen bestand. — Im J. 1871 konnten nur 4 Proc. der Bevölkerung lesen und schreiben; 1875 gab es 263 Schulen mit 5781 Zöglingen; da von waren 151 Regierungs-Schulen. Das Klima ist im ganzen gesund; die mittlere Temperatur ist 29°,4 C.; herrschend sind West und Nordostwinde, von Juni bis September dauert die Regenzeit; es fallen 889 Millim.

Der Hauptort Karnul oder Karnaul, Kandanul, Kanul, zählt 4981 Häuser. Es ist eine heiße, unangenehme Stadt auf Felsboden an der Vereinigung des Hindri und Tungabhadra. Das Fort ist 1865 geschleift worden und einigermaßen neu aufgebaut; im Palais wohnten der Nawab und dessen Familienglieder. Nennenswerth sind das Mausoleum von Abdul Wahab, eine neuere Fontaine und mehrere, jetzt in Pagoden umgewandelte Moscheen. Die Stadt war sonst wegen der herrschenden Fieber und der Cholera berüchtigt; indeß ist nun zur Verbesserung viel geschehen. Die halbe Bevölkerung bilden Hindus, die andere Hälfte Mohammedaner (Hunter). (*G. A. von Klöden.*)

KAROCH (Samuel) ist einer der ersten Apostel des Humanismus in Deutschland neben Peter Luder, über den nur einzelne, meist unklare Nachrichten erhalten sind. Der Name ist meist nur Samuel und dann als seine Heimat hinzugefügt ex oder de monte rutilo oder auch genauer ex Lichtenburck (in einer gothaer Handschrift, die auch den vollen Namen, aber falsch anführt, Samuel Haroch). Daraus erhellt, daß nicht an ein Rotenberg oder Rothenburg zu denken ist. Man hat eher an Lichtenberg in Oberfranken, nördlich von Naila zu denken. Daß er in Leipzig studirt habe, läßt sich bestimmt nicht nachweisen; sicher ist er vier Jahre poetices rethoricesve studendi gracia, wie er sagt, in Italien gewesen und hat von da einige Kenntniß von den neuen Bestrebungen auf dem Gebiete des Humanismus mitgebracht. Leider auch das unstete Herumirren von Ort zu Ort und das Verlangen sich Gönner zu schaffen, die ihm in seiner inops vita Unterstützung gewähren sollten. Arm und augenkrank kehrte er heim und richtete an Bohuslaw von Lobkowitz ein Bittgesuch in ebenso hochtrabenden als fehlerhaften Phrasen und übersendete zugleich scriptiones. Die Hauptsache aber ist: nummisma in presenciarum me deficit, quapropter ingenuam tuam magnificentiam ex intimis meis precordiis obsecro, quatenus pauculo in sumptu opitulari mihi dignetur, quo comodius stem. Dieselben Klagen und dieselben Bitten kehren immer wieder. Im J. 1466 finden wir ihn in Leipzig nicht mehr als Lehrer der Grammatik, dies Handwerk war ihm gelegt worden, aber als Spaßmacher mit einer historia de Studente et beano, in welcher die bäurische Roheit und Unwissenheit des beanus als Frucht der Kloster- und Winkelschule gezeigt wird. In München allein sind davon vier Handschriften, eine in Berlin; aus einer Königsberger (um 1470) hat Muther einen Auszug gegeben.[1]) Die Unterschrift lautet hec est exhortacio, quam Samuel Karoch peroravit coram rectore universitatis totaque universitate almi studii Lipsensis in prandio Aristotilis anno 1466. Dieser Festschmauß[2]), welcher in jedem Halbjahr von den neu creirten Magistern der Corporation, aber auch wol Mitgliedern des Rathes gegeben wurde, ließ iocularia zu. Muther irrt, wenn er Karoch's Product für eine Depositionsrede hält, die allerdings auch Kurzweil gestattete. Nachher war Karoch in Erfurt und von dort scheinen die Anschläge (Intimationen) herzurühren, die von seinen Hörern abgeschrieben und aufbewahrt, von seinen Gegnern abgerissen wurden. Auf diese Zeit deutet Schramm's monopolium der Schweinezucht (Erfurt 1494) S. 111, wo unter den Genossen aufgezählt werden: collegerunt se ad poetas, ut erat ille Samuel noster de monte rutilo. In den Vorlesungen trug er seine eigenen Arbeiten vor und rühmte sich nur gutes Latein statt des Küchenlateins zu lehren, das er selbst freilich nicht vermied. Quisque ergo, wendet er sich an die Studenten, obrupta culinariaque lingua balbutire consuesti, soloecisticaque caligine obtenebratus quam diu extitisti, hoc prefulgidum iubar subire, quo ingenioli tui obtusitas illustretur festina. doceris namque ex his praeceptis non modo apposite proprieve loqui, verum etiam ornatissime scribere, pro modica nempe pecunia multam doctrinam percepturus. Da es ihm besonders auf Epistolographie ankam, so legte er Agostino Dati's, des Kanzlers von Siena, libellus pro conficiendis epistolis seinen Vorträgen zu Grunde, dictirte Musterbriefe, schrieb auch für ein Trinkgeld den Studenten Briefe: qui epistolas ad parentes suos seu ad quoslibet alios transmittere curaverit, is prefatum frequentet ad Samuclem, qui iuxta rei progressum cuiuslibet stili sibi dictitet epistolam, competentes abs eo bibales recepturus. Solche Thätigkeit schwebte offenbar Heinrich Bebel vor, als er 1500 in seinem modus conficiendarum epistolarum bei der Hinweisung auf die Unwissenheit und Geschmacklosigkeit der Briefschreiber sagt: vagatur etiam hinc inde per Germaniam quidam Samuel, ineptiarum plenus, multos barbarismos seminans, nihil docens praeter incultos rhythmos (quos dicimus) facere et reliquas latinae linguae calamitates[3]), a quibus precor caveas tanquam ab aspidum venenis. Im J. 1472 ist er in das Matrikelbuch der neugestifteten Universität Ingolstadt unter den Professoren eingezeichnet als Samuel de Lich-

1 Aus dem Universitäts- und Gelehrtenleben im Zeitalter der Reformation S. 9—19. 2) *Buchholz*, Supplem. operum Hutteni II, p. 445. 3) Letztere Worte deutet *Zarncke*, Die deutschen Universitäten im Mittelalter S. 209 auf eine besondere Schrift

tenberg magister artium, aber Genaueres über die Art und die Zeit seiner dortigen Thätigkeit ist nicht bekannt. Nach wenigen Jahren erscheint er wieder in Heidelberg in sehr zurückgekommenen Umständen. Daß er bei einem ausgelassenen Gelage sich betrunken hat, ist bei einem vagirenden poeta nicht auffällig, auch nicht die Geldnoth, in der er seinen Freund und Landsmann nur um modici denarioli bittet; er erbittet von ihm sogar aliquos papiri arcus, denn er will sich den Terenz abschreiben, papirus autem mihi deficit. Vor allem wünscht er die genaue Adresse des Kurfürsten Philipp zu erfahren. Ob er eine Stelle in Heidelberg erlangt hat, wissen wir nicht. Johann Butzbach von Mittenberg nennt ihn etwa 1506 liberalium artium apud heydelbergam professor insignis, aber die dortigen Universitäts-Schriften enthalten nichts. Auch über weitere Umstände ist nichts bekannt; als Bebel schrieb, war er offenbar noch am Leben, aber vagans; vielleicht auch noch 1509, als Butzbach seine Notiz[4]) verfaßte. Sie enthält zugleich ein Urtheil über ihn: ingenio subtilis et eloquio facetus ligata oratione praestanter[5]) exercitatus atque soluta scripsit utraque nonnulla ingeniosa sintagmata quibus nomen suum longe lateque divulgavit, de quibus nil adhuc vidi praeter barbaralexim contra indiscretos amatores, miror hominis petulantiam, quod nobile ingenii donum tam vilibus levibusque studiis accommodat, audio eum tamen nobiliora quaedam scripsisse quibus priorem levitatem debita gravitate honestius recompenset. Also in Poesie und Prosa hat er ingeniosa syntagmata verfaßt, aber der gelehrte Prior von Laach kennt nur die barbaralexis und beklagt die Frechheit derselben, von besseren Arbeiten hat er nur gehört. Soweit wir Kenntniß haben von diesen dictaminibus, sind weder die rhythmischen Dichtungen noch die prosaischen Reden, die er harengae (franz. jetzt harangue) betitelt, oder Erzählungen besser. Der Inhalt ist meist unsauber, die Form abschreckend durch Solöcismen und Barbarismen. Aber die Zeitgenossen haben anders gedacht, das ergibt sich aus den zahlreichen Abschriften und aus den vielfachen Anführungen theils in den quodlibetarischen Schriften theils in den epistolae obscurorum virorum vor 1516. Unter den ersteren erwähne ich das heidelberger monopolium des Leuchtschiffes und die Erfurter Schweinezucht, beide abgedruckt bei Zarncke, Die deutschen Universitäten im Mittelalter S. 84. 111; von diesen den 13. und 21. Brief des ersten Buches. Herausgegeben hat Wattenbach die arenga de commendatione studii humanitatis atque amenitate aestivalis temporis in Bartsch' Germania 1874, S. 72, die arenga petitoria von 1466 in den Anzeigen für Kunde der deutschen Vorzeit 1880, Nr. 6, die epistola missiva atque petitoria de beano fetido ad suum patrem rusticum ebendaselbst Nr. 9, die arenga de caristiis et tempestatibus ebendaselbst 1881, Nr. 4. 5., einige Gedichte in der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins Bd. XXVIII. H. 1. Anderes ist ungedruckt.

Wie auf Luder, so hat auch auf Karoch Wattenbach in der zuletzt angeführten Zeitschrift (auch in einem Separatabdrucke erschienen) zuerst die Aufmerksamkeit gelenkt und ihn dann in der Allg. D. Biogr. XV. S. 410 der Aufgabe jenes Sammelwerks entsprechend kurz und bündig behandelt; scharf verurtheilend Voigt „Das erste Jahrhundert des Humanismus" II. S. 304. Einige handschriftliche Nachweisungen liefert G. Schepß in Poponis colloquia de scholis Herbipolensibus p. 6 und 7 und Böcking, Supplem. operum Hutteni II, p. 463.

(*F. A. Eckstein.*)

KAROLIN, Carolin, Karldor, eine frühere deutsche Goldmünze von 3 Goldgulden, im späteren süddeutschen Verkehre auf 11 Gulden des normalen 24-Guldenfußes geschätzt. Es gab auch halbe und Viertelkarolinen. Die Karolinen verdanken ihren Namen dem pfälzischen Kurfürsten Karl Philipp, welcher zuerst solche im J. 1732 ausmünzen ließ. Sie gehörten dem Goldguldenfuße an, sodaß aus der rauhen kölnischen Mark von $18^1/_2$ Karat oder $770^5/_6$ Tausendtheilen Feinheit 24 Stück geprägt wurden und demnach ihr Feingewicht 7,511 Gramm betrug, ihr Werth 20 deutsche Mark $95^5/_9$ Pfennige. Sie enthielten in der rauhen Mark zugleich $3^2/_3$ Karat oder $2^4/_9$ Loth = $152^7/_9$ Tausendtheile Silber und die übrigen $1^5/_6$ Karato der 76,8(s)... Tausendtheile an Kupfer, in Würtemberg aber nur $3^1/_2$ Karat oder $2^1/_3$ Loth = $145^5/_6$ Tausendtheile Silber und 2 Karat oder $83^1/_3$ Tausendtheile Kupfer. Man fand sie in dem ihnen anfänglich beigelegten Werthe von 9 Silbergulden (die österreichisch-bairische Münzconvention von 1753 tarifirte den Goldgulden auf 3 Gulden 4 Kreuzer des 20-Guldenfußes) — die halben zu $4^1/_2$, die Viertel zu $2^1/_4$ Gulden — in der Guldenrechnung für den Verkehr bequem, und sie wurden daher beliebt und blieben das selbst dann noch, als nach und nach ihre Geltung in übertriebener Werthschätzung auf 10 Silbergulden gestiegen war, während die des einfachen Goldguldens sich nicht erhöht hatte. Dies reizte zur Nachahmung; es erschienen Karolinen auch von Kurköln, Kurbaiern, Brandenburg-Ansbach, Würtemberg, Hessen-Darmstadt, Nassau, Deutschmeister, Fulda; ebenso von Baden-Durlach, Hohenzollern, Waldeck und dem Grafen von Montfort. Seit 1753 stieg die Geltung des Karolin und 1758 bis 1765 betrug sie 11 Gulden; die erwähnte österreichisch-bairische Münzconvention von 1753 setzte dieselbe auf 9 Gulden 12 Kreuzer ($9^1/_5$ Gulden) des 20-Guldenfußes, das ist $11^1/_{25}$ Gulden des 24-Guldenfußes. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sind die Karolinen aus dem Geldumlaufe verschwunden.

Bei der vor Einführung des Conventions-20-Guldenfußes stattgehabten Verwirrung und Unsicherheit im deutschen Münzwesen sahen sich die frankfurter Bankiers genöthigt, sich über einen festen Zahlungsmaßstab im Wechselhandel zu einigen. Sie wählten als solchen um das Jahr 1748 den deutschen Karolin, welcher bei Wechselzahlungen bereits großentheils an die Stelle der Silber-

4) Sie steht bei Krafft, Beiträge I, S. 76 und bei *Böcking*, Suppl. operum Hutteni II, 463. 5) So viel besser Böcking als Krafft's incompetenter, da zu solcher Ergänzung kein Grund ist.

münze getreten war, und sie gaben ihm einen ständigen Zahlungs- und Rechnungswerth von 9 Gulden 42 Kreuzern ($9\ ^{7}/_{10}$ Gulden). Infolge des von der Reichsstadt Frankfurt mit den vier Landesherrschaften Mainz, Trier, Pfalz und Hessen-Darmstadt geschlossenen Münzvereins von 1765 ward in Frankfurt der Conventions- oder 20-Guldenfuß eingeführt und dabei festgesetzt, daß alle bis dahin eingeschlichenen besondern Wechsel-, Kapital-, Waaren- und andere Zahlungsarten gänzlich untersagt sein sollten. Demzufolge bestimmte eine frankfurter Raths-verordnung vom 3. Febr. 1766 ausdrücklich, daß der Conventionsmünzfuß auch bei den Wechselgeschäften zur Norm dienen solle, und sie tarifirte zugleich den Karolin auf 9 Gulden 12 Kreuzer des 20-Guldenfußes; im „gemeinen Handel und Wandel" solle aber, lediglich „zulassungsweise" der 24-Guldenfuß „nachgesehen" werden und dabei der Karolin 11 Gulden (der halbe $5^{1}/_{2}$ Gulden) gelten (9 Gulden 12 Kreuzer des 20-Guldenfußes waren $= 11^{1}{}_{25}$ Gulden des 24-Guldenfußes), zu welchem Preise ihn die Kaufmannschaft fort und fort rechnete, und das auch dann noch, als die Karolinen aus dem Verkehre entschwunden waren, sodaß sie nur noch als Rechnungsgeld-Maßstab im Wechselhandel vorkamen; man rechnete fernerhin den Karolin zu nur 9 Gulden 10 Kreuzern ($9^{1}/_{6}$ Gulden), statt, nach der vorerwähnten Tarifirung, zu 9 Gulden 12 Kreuzern ($9^{1}/_{5}$ Gulden), was eine Differenz von $^{4}/_{31}$ Proc. in Minus ist, und der gesetzmäßige Wechselgeldfuß, gesetzmäßig der 20-Guldenfuß, wurde dadurch auf einen $20^{4}{}_{33}$-Guldenfuß im Werthe herabgemindert. Mit dem 1. Jan. 1843 wurde nun die Währung des Wechselgeldes abgeschafft, um durch den $24^{1}/_{2}$-Guldenfuß vertreten zu werden, und damit trat auch die Rechnung nach Karolinen außer Uebung.

Nach einer Verordnung vom 31. Juli 1868 wurde unter dem Namen Karolin in Schweden einige Jahre lang eine Goldmünze von viel geringerem Werthe geprägt, nämlich in jeder Rücksicht genau dem französischen Zehnfrankenstücke gleich, also 3,2258 Gramm schwer, 900 Tausendtheile fein, im Feingewichte von 2,9032 Gramm und im Werthe von $8^{1}/_{10}$ deutschen Mark, doch nur in sehr kleiner Anzahl. Seit Einführung der neuen Kronenwährung in Schweden (1875) ist dieses Stück außer Umlauf gekommen. Von 1644 bis Ende 1776 war der Karolin oder die Doppelmark (anfänglich Christinchen genannt, nach der Königin Christine, von deren ersten Regierungsjahren an das Stück geprägt wurde) eine schwedische Silbermünze von 10,410 Gramm Gewicht und $11^{1}/_{9}$ Loth oder $694^{4}/_{9}$ Tausendtheilen Feinheit, also von 7,229 Gramm Feingewicht und 13 früheren norddeutschen Silbergroschen Werth. Es wurden auch doppelte, halbe und Viertel-Karolinen in gleicher Feinheit und verhältnißmäßigem Gewichte und Werthe ausgemünzt und unter dem Namen Ducaten-Stücke zu 4 Karolinen, diese aber $14^{3}/_{4}$ Loth oder $921^{7}/_{8}$ Tausendtheile fein, doch in entsprechend geringerem Gewicht (31,3475 Gramm) und demnach in fast genau dem Verhältnisse zum einfachen Karolin entsprechendem Feingewichte und Werthe.

Namensverwandt — Carlino — sind: eine große ehemalige piemontische und savoyische Goldmünze (Gesetz vom 8. Jan. 1786) im Werthe von 115,2483 deutschen Mark und eine seit 1794 geprägte kleine Silbermünze des ehemaligen Königreichs beider Sicilien, welche im festländischen Sicilien (Neapel) das Doppelte von dem für die Insel Sicilien ausgemünzten gleichnamigen Stücke war. (*Fr. Noback.*)

KAROLINE (Amalie Elisabeth), Königin von Großbritannien und Irland, Königin von Hannover. Als zweite Tochter des berühmten Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand (s. d.) von Braunschweig-Wolfenbüttel und der Auguste Friederike, Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales am 17. Mai 1768 geboren, wuchs Karoline unter mangelhafter Erziehung auf und verlebte eine wenig erquickliche Jugend, da man sie in unvernünftigem Zwange hielt, um ihren lebhaften, dem Genusse und Leben holden Sinn zu zügeln. Von Natur gutherzig und offen, nicht ohne edle Eigenschaften und Reize, entbehrte sie alles Urtheils und aller Charakterstärke, gab sich unbesonnen ihren Eindrücken hin, sobald sie den älterlichen Zwang nicht verspürte, und wußte nichts von fürstlicher Selbstbeherrschung; in ihrer Heftigkeit konnte sie recht derb werden, wie überhaupt ihre Manieren nicht die eleganteften und gewandtesten waren. Sie wurde Kanonissin zu Quedlinburg und Gandersheim, welchem letzteren Stifte ihre Tante, Dorothea von Braunschweig, als Fürstin-Aebtissin vorstand, und schenkte ihre erste Liebe einem deutschen Fürstensohne, den zu heirathen ihre Aeltern ihr untersagten. Diese und der britische Hof bestimmten sie vielmehr zur Gemahlin des Neffen ihrer Mutter, des Prinzen Georg von Wales, zu dem sie nicht die geringste Neigung empfand, und der Prinz ging auf die Wahl aus dem einzigen Grunde ein, daß ihm die Zahlung seiner ungeheuern Schulden versprochen wurde, sobald er sich bessere und heirathe. Lord Malmesbury (s. d.) schloß den Ehecontract voll Bedenken ab; er fürchtete, ein solches Naturkind wie Karoline werde nicht an den londoner Hof mit seiner respectabeln Tünche passen und neben einem innerlich so haltlosen Manne wie der Prinz von Wales, der seine Beziehungen zu seiner ersten Gemahlin, Mrs. Fitzherbert, keineswegs dauernd abgebrochen hatte, eine unendlich gefährliche und zweifelhafte Stellung einnehmen. Vom katholischen Standpunkte aus war Mrs. Fitzherbert, die als Katholikin von Georg nicht geschieden werden konnte, nach wie vor sein Weib und Karoline konnte nur seine Maitresse werden; vom Standpunkte des britischen Rechts hingegen war die Verbindung mit Mrs. Fitzherbert illegitim und Karoline bestimmt, Georg's erste Gemahlin zu sein; (vergleiche meinen Aufsatz: Angefochtene Ehen britischer Prinzen, in „Der Salon für Literatur, Kunst und Gesellschaft", 1875, Hefte X. u. XI., Leipzig.) Am 28. März 1795 schiffte sich Karoline ein und landete am 4. April bei Greenwich, von wo sie unter dem Jubel des Volks nach London zog. Daß ihr der Prinz von Wales seine anerkannte Geliebte, die Gräfin Frances Jersey, als erste Hofdame zutheilen ließ, war eine Unverschämtheit; der Empfang, den er Karoline im St.-James-Palaste bereitete, war über die maßen roh und bei der Trauung in der

Kapelle von St. James, 8. April 1795, war er betrunken. Dies waren Karolinens erste Eindrücke in ihrer Ehe, und sie rächte sich mit beißendem Spotte besonders an der Gräfin Jersey. Ueber ihr unglückliches Eheleben s. Ausführliches unter dem Artikel über Georg IV. Vernachlässigte der Prinz sie bald in gewissenlosester Weise und hatte sie keinen Trost an ihrer Schwiegermutter, so war und blieb ihr wenigstens der alte König Georg III. warm zugethan und nahm innigen Antheil an ihrem schweren Loose. Nachdem sie am 7. Jan. 1796 der Prinzessin Karoline Charlotte Auguste das Leben gegeben hatte, ließ sie der Prinz in Carlton House und bezog Windsor. Auf einen eisigen Brief, worin er am 30. April die beständige Trennung forderte, selbst wenn seine Tochter sterben sollte, willigte Karoline am 6. Mai 1796 in die volle Trennung, verließ Carlton House für immer und verlebte mit ihrem Kinde und kleinem Gefolge zwei Jahre abgeschieden und still im Dorfe Charlton bei Blackheath. Das Mitgefühl des ganzen Volks wandte sich der Verlassenen und ihrer Tochter, der präsumtiven Kronprinzessin, zu und verdammte die herzlose Grausamkeit des Wüstlings Georg; der König ergriff Karolinens Partei und verfeindete sich mit dem Sohne. Von Charlton und von Montague House, wohin sie übersiedelte, kam sie wenig mit dem Königshofe in Berührung, während Spione aller Art sie belauerten, jede Aeußerung ihres zu Unbedachtsamkeiten neigenden Gemüths und jeden Ausspruch gerechten Zorns über ihre Mishandlung entstellt und vergrößert dem Gemahle berichteten. Daß hier und da männlicher Besuch bei ihr erschien, wurde in gemeinster Weise ausgelegt, während ihr die Einsamkeit: bei ihrem Hange zum Lebensgenusse immer steigenden Widerwillen bereitete.

Weil sie manchmal die Convenienzen ihres Standes zu wenig berücksichtigte und sich unvorsichtig äußerte, machten ihr William Pitt und der Lordkanzler Eldon ernste Vorstellungen, die sie mit überraschender Kälte aufnahm. Im J. 1804 verlangte der Prinz, seine Tochter solle ihm zur Erziehung übergeben werden, da ihre liederliche Mutter eine schlechte Gesellschaft für sie sei, ließ sie Karolinen wegnehmen und nach Carlton House schleppen; aber Georg III. legte sich ins Mittel, nahm die kleine Charlotte unter seinen eigenen Schutz und leitete ihre Erziehung nach seinem Ermessen, indem er Karolinens Wünsche gern in Mitrechnung zog; Charlotte wurde zu Lower Lodge im Parke von Windsor seit 1805 aufgezogen und von Montague House unterhielt Karoline trotz aller Einreden des Prinzen von Wales mit ihr Beziehungen. Ihre große Liebe zu Kindern veranlaßte Karoline die Waise eines im Hospitale gestorbenen Segelmachers deutscher Abkunft, William Austin, zu sich zu nehmen und mit mütterlicher Sorgfalt zu erziehen. Dies bot den Ohrenbläsern des Prinzen Anlaß, das Gerücht auszusprengen, sie habe Austin im Ehebruche geboren; als Vater wurde Sir Sidney Smith (s. d.) genannt. Karoline selbst machte ihre Feinde kecker, indem sie sich in bitterm Uebermuthe des Ehebruchs mit dem Gemahle der Mrs. Fitzherbert beschuldigte oder Beweise für ihren Fehltritt forderte, um Austin zum Prinzen von Wales zu erheben u. s. w. So wurde es dem Prinzen erleichtert, wozu besonders Lord Thurlow gewissenlos half, am 29. Mai 1806 eine „delicate Untersuchung" gegen Karoline einzuleiten (s. hierüber Georg IV.). Der Staatsanwalt, Sir Samuel Romilly, war bald von der absoluten Grundlosigkeit der Beschuldigungen überzeugt, das Publikum ließ sich nicht gegen Karoline einnehmen und die Untersuchungscommission, die sie am 14. Juni 1806 von aller Schuld freisprach, erlangte nur, daß ihr der alte König einen allgemeinen heftigen Tadel über ihr unbesonnenes Benehmen ertheilte. Karoline fand treffliche Rathgeber und Schützer an manchen Tories, Lord Eldon, Perceval und Canning, die eine ausführliche Darstellung ihrer Sache entwarfen und den politischen Gegnern und dem Prinzen mit deren Veröffentlichung drohten; freilich publicirten sie niemals ihre Documente, auch nicht als Perceval Premierminister war. Nach längerem Briefwechsel erkannte Georg III. Karolinens volle Unschuld am 22. April 1807 an, und sie bezog die ihr angewiesene Wohnung im Kensington Palaste, wo sie sehr zurückgezogen lebte. Der Prinz jetzte es durch, daß Karoline künftig nur einmal wöchentlich ihre Tochter besuchen durfte, und ließ nach wie vor verbreiten, sie sei trotz ihrer Freisprechung eine Ehebrecherin. Wiederholt verlangte Karoline energisch, da sie die Publication nicht zu scheuen habe, sollten alle Actenstücke der „delicaten Untersuchung" im Drucke veröffentlicht werden; Perceval ließ anonym eine den Prinzen entlarvende Schrift „The book" erscheinen, welche von diesem und seinen Creaturen möglichst aufgekauft wurde und zur Seltenheit geworden ist. Im J. 1809 wurden Schulden und Civilliste Karolinens ein Gegenstand parlamentarischer Erwägung (s. Georg IV.). Seitdem ihr Gemahl am 10. Jan. 1811 für seinen geisteskranken Vater Prinz-Regent geworden, mußte sich Karolinens Lage verschlimmern. Sie wurde eigentlich nicht mehr als Mitglied des Königshauses behandelt, obgleich ihre sittliche Aufführung rein war, an ihrem kleinen Hofhalte Sinn für Kunst und Literatur lebte und ein edler Geist ihre Gemächer erfüllte; bei ihr begegneten sich neben Perceval, Eldon, Canning, Lord Grenville, Lord Dudley und dem jungen Palmerston Sir Walter Scott, Lord Byron, Sir Thomas Lawrence und der satirische Geistliche Sydney Smith. Perceval aber wurde ihr untreu und ließ sich vom Prinz-Regenten gewinnen; als Karoline endlich die sie rechtfertigenden Papiere in 500 Exemplaren drucken ließ, wurde die Schrift von Perceval nach besten Kräften unterdrückt, und auch im Parlamente that er nichts mehr für sie. In offenem politischem Gegensatze zum Regenten nahmen sich jetzt die Whigs in entschiedenster Weise der Prinzessin von Wales an, die für sich Gerechtigkeit, für ihre heranwachsende Tochter einen standesgemäßen eigenen Hofhalt verlangte. Karoline hatte am 14. Jan. 1813 an den Regenten einen Brief voll Beschwerden gerichtet (s. Georg IV.); das Los dieses Briefs s. ebenda. Sie veröffentlichte ihn nun im Morning Chronicle, was Georg in die größte Verlegenheit und maßlose Wuth versetzte. Er legte denselben Ministern, die 1806 für Karolinens Unschuld eingetreten waren, mühsam zusammengetragene Beweise ihrer Schuld vor, um eine Criminalanklage zu formuliren; der

geheime Rath setzte einen Untersuchungsausschuß ein, neue Schriftstücke wurden angefertigt, aber Lord Eldon, der zu Georg übergegangen war, konnte trotz aller Spitzfindigkeit nichts gegen Karoline ausfinden und begnügte sich damit, zu empfehlen, man möge den Verkehr der Mutter mit der Tochter hemmen. Karolinens vorzüglichster Rathgeber war jetzt der große Debatter Brougham (s. d.), dessen offenes, durch keine Rücksichten beirrtes Auftreten ihre und ihrer Tochter hingebende Anhänglichkeit erwarb. Auf seinen Antrieb forderte Karoline in einem Schreiben an das Unterhaus am 1. März 1813 eine wirkliche Untersuchung, da sie sich frei von Schuld wisse. Ueber Whitbread's Auftreten für sie s. bei Georg IV. Der radicale Cochrane Johnstone beantragte im Unterhause die Vorlage der Papiere, um das ganze Complot gegen sie zu entlarven. Whigs wie Romilly sprachen zu ihrer Rechtfertigung, die Minister, besonders Castlereagh, mußten ihre Unschuld einräumen. Georg verlor vor Wuth alle Haltung und ließ durch die Regierungsblätter die alten Anklageacten trotz ihrer Fadenscheinigkeit publiciren, worauf die Gegenpartei das „Book" (s. oben) publicirte und Cobbett (s. d.) es im April in seinem Weekly Political Register mit Commentaren wiederholte. Die im Unterhause herrschende Sympathie für die Verfolgte schlug aufs ganze Land über, alle Welt erklärte sich für Karoline, in feierlichem Aufzuge und unter tumultuarischem Jubel des Pöbels überreichte ihr der Lord Mayor von London in Kensington Palace eine Glückwunschadresse, von allen Theilen des Reichs kamen ähnliche Adressen ein. Georg verbot gegenüber der allgemeinen Niederlage, die er erlitt, seiner Tochter jede Begegnung mit ihrer Mutter, die er ihr als sittenlos schilderte, aber nie aus ihrem festen und charaktervollen Herzen reißen konnte; trotz seines strengen Verbots eilte Charlotte manchmal von Warwick House zu Karoline, und über den Einfluß letzterer bei Abbruch ihrer oranischen Verlobung s. Georg IV. Als die sieggekrönten alliirten Fürsten 1814 Georg in London besuchten, bestimmte er sie, seine Gemahlin zu ignoriren; sie wurde von allen Hoffesten ausgeschlossen und selbst Friedrich Wilhelm III., für den ihr Vater gestorben war, condolirte ihr nicht durch einen Besuch zu dem 1813 erfolgten Ableben ihrer Mutter, während ihr Bruder, Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel, sich ihrer niemals annahm und sie nie gegen Beleidigungen schützte. Ueber die Flucht ihrer Tochter zu ihr nach Connaught Place am 12. Juli und ihre Haltung s. Georg IV. Die unaufhörlichen Verfolgungen und Demüthigungen, die sie in England erfuhr, bestimmten die Prinzessin von Wales, dieses Land zu verlassen; ihre Geduld war zu Ende und voll Verachtung sah sie auf viele, die früher für sie eingetreten waren und sie jetzt verlassen hatten. Grenzenlos erbittert und doch unbedacht zerriß sie den letzten Faden, der sie an den englischen Hof knüpfte, von dem sie sich ausgestoßen sah; sie wollte reisen und die Welt kennen lernen, das alte Naturkind regte sich in ihr mit der Sehnsucht, zu genießen. Ihre wahren Freunde, voran Brougham, riethen ihr entschieden ab, England zu verlassen, sich den Augen eines Volks zu entziehen, das ihr offen sein Mitgefühl bekundete, und unter fremden Nationen eine freiere Existenz zu suchen, die zu Argwohn und Entstellung gar leicht Stoff liefern könne. „Es wäre ein Wunder gewesen, wenn sie, verhetzt und verletzt wie sie war, tadellos in ihrer Aufführung geblieben wäre; ein Wunder, wenn die spähende Verleumdung sie für tadellos hätte gelten lassen, falls sie es war. Das ward nun im Auslande viel schlimmer. Immer seltsam und taktlos, ward sie nun sorgloser und phantastischer, und, was die Folge erlittener Unbilden so leicht ist, stumpf gegen die Meinung" (Gervinus). Am 9. Aug. 1814 reiste Karoline mit einigen englischen Damen nach dem Continent ab; ihr Gemahl jubelte auf, sie los zu sein. Sie besuchte den Hof des Bruders in Braunschweig, Deutschland, die Schweiz, Italien, ging von hier nach Griechenland, der Türkei, Algier, Syrien und lebte dann meist auf einer Villa am Comersee; überall gab sie den Armen mit vollen Händen; als die Pest einmal unter ihrem Gefolge ausbrach, scheute sie keine Gefahr, kein Opfer, ging zu den Kranken ins Hoopital und sorgte selbst für ihre Wartung, prunklos in ihrer Menschenliebe. Aber unruhig, taktlos, abenteuerlustig wie sie war, streifte sie oft die Rücksichten der Fürstin und der in ihrer Tugend angegriffenen Frau ab und war anstatt doppelt vorsichtig möglichst unvorsichtig. Ihr vertrauliches Benehmen gegen ihren Kurier Bergami, die Abreise ihres englischen Gefolges, die in Genf mit Marie Louise veranstalteten Duette, ihre freien Trachten und Sitten, ihre unstete Wanderlust, ihre unglückselige Bemühung, Murat gegen Oesterreich aufzuhetzen, die schlechte Gesellschaft, die sie umgab, warfen Schatten auf Schatten auf die immer zweideutiger werdende Prinzessin. Auf Weisung ihres im Pfuhle des Lasters wühlenden Gemahls öffneten sich ihr die Höfe des Auslandes nicht, die britischen Gesandten und vornehmen Familien des Continents verschlossen ihr die Thüren, und bestellte Späher folgten ihr überall, um über alles Anstößige getreulich nach London zu berichten, wo jedem reicher Lohn winkte, der auf sie einen Stein warf, und wo alles gesammelt wurde, um sie einst vernichten zu können. Da starb ihre Tochter als Gemahlin des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg 1817, Karoline mußte es aus den Zeitungen erfahren, denn ihr Gemahl zeigte ihr den Tod des einzigen Wesens, an dem noch ihr Herz in England hing, nicht an. In ihrer Verzweiflung rief sie aus: „Jetzt bleibt nichts übrig als mir die Zeit so rasch wie möglich zu vertreiben", während Georg nur der eine Gedanke der Auflösung seiner Ehe beschäftigte und er die letzte Spur von Rücksichten beiseite ließ. Von fremden Glücksrittern umgeben, beging Karoline nun Extravaganzen genug und jede Mittheilung darüber bestärkte den Regenten in seinem Vorhaben. Die Minister, unter denen Eldon demselben besonders nahe stand, konnten sich noch immer nicht entschließen, eine Scheidung gutzuheißen; hingegen fand sich ein geriebener und grundsatzloser Liebediener im Vicekanzler Sir John Leach und dieser bewirkte unter Billigung der Lords Eldon und Liverpool, daß 1818 geheime Commissäre nach Italien entsandt wurden, um Karoline überallhin zu ver-

folgen und Material für eine Ehebruchsuntersuchung zu sammeln. Der hannoverische Gesandte am päpstlichen Hofe, Baron von Ompteda, lieh den Spionen schimpflicherweise seine Unterstützung, in Mailand war ihr Centrum. Den Tod Georg's III. und die Thronbesteigung Georg's IV. erfuhr Karoline, nunmehr Königin, nicht durch ihren Gemahl, sondern durch Brougham, der ihr entschieden von der Rückkehr nach England abrieth, um öffentliches Aergerniß vermieden zu sehen. Die Minister wiesen Georg's IV. Verlangen, die Anklage auf Hochverrath gegen sie zu erheben und die Ehe scheiden zu lassen, am 10. Febr. 1820 als dem Königthume verderblich ab, erklärten, ohne einleitendes Verfahren vor dem bischöflichen Gerichtshofe könne die Sache gesetzlich nicht vor das Parlament gebracht werden, und dort werde schwerlich ihm günstig entschieden, da es gewiß nicht an zahlreichen Gegenbeschuldigungen mangeln werde. Sie meinten, am besten fahre er, wenn er es bei der bisherigen Trennung bewenden lasse; bei dem skandalösen Leben Karolinens im Auslande werde das Parlament gern bereit sein, zu einem Abkommen zwischen ihm und ihr beizutragen. Da sie mit ihrer Rückkehr nach England drohe und dann gewiß die widerwärtigsten Anklagen erheben werde, ihr Jahrgehalt von 35,000 Pf. St. aber mit der Thronbesteigung Georg's IV. weggefallen sei, so schlugen die Minister Georg vor, man möge ihr das Gehalt unter der Bedingung erneuern, daß sie es im Auslande verzehre, ihr Name im Kirchengebete wegbleibe und sie auf manche Ehren ihres Ranges verzichte. Georg IV. wollte von allem dem nichts hören, schamlos wünschte er trotz seiner schweren Schuld ein öffentliches Processverfahren; ihm graute nicht vor Skandalen. Die Regierung schien zu wanken; Hume frug im Unterhause am 21. Febr., wie die Königin versorgt werde und warum ihr Name in der Liturgie ausgelassen würde, was die Minister aus eigener Machtvollkommenheit verfügt hatten; Castlereagh antwortete ausweichend, er wie Brougham strebten nach einem Vergleiche. Karoline aber war zum Aeußersten entschlossen; sie wollte sich nicht um weniger als eine Krone an den Wüstling Georg verkauft haben, und während Eldon meinte, sie werde nicht so wahnsinnig sein, zu kommen, und Wetten für und gegen gemacht wurden, stand bei ihr der Plan fest, aus dem Schiffbruche ihres Lebens die Krone zu retten. Sie ernannte Brougham zu ihrem Generalanwalt, Denman zu seinem Collegen, was der Lordkanzler acceptirte, forderte von den britischen Behörden eine Jacht zur Ueberfahrt und Einräumung eines Palastes in London; mehrere englische Freunde, darunter Alderman Wood, reisten ihr entgegen und am 1. Juni traf sie in Saint-Omer mit Brougham zusammen, den Lord Hutchinson begleitete, um ihr im Auftrage des Königs und der Minister ein Jahrgehalt von 50,000 Pf. St. anzutragen, sobald sie sich verpflichte, nie den englischen Boden zu betreten, auf Rang und Rechte einer Königin zu verzichten; Liverpool ließ drohend beifügen, falls sie sich unterstehe, Englands Küste zu betreten, werde unverzüglich gegen sie eingeschritten. Vergebens suchten Brougham und Hutchinson sie nachgiebig zu stimmen, sie dictirte entrüstet Brougham eine schroffe Ablehnung und fuhr in Sturmeseile bis Calais, wo sie nach Verabschiedung ihrer fremden Begleitung sich auf dem gewöhnlichen Paketboote einschiffte. Sie landete am 6. Juni in Dover, wo der Commandant der Burg salutiren ließ; ihr Erscheinen elektrisirte überall die Bevölkerung und ihre Reise bis London war ein ununterbrochener Triumph. Männer und Frauen aller Stände begrüßten sie mit Begeisterung, von ihrer Unschuld überzeugt. Noch am Abende des 6. kam sie in London an, Wood an ihrer Seite, und stieg bei ihm ab. Der über ihre Ankunft bestürzte Monarch ließ noch an demselben Abende beiden Häusern des Parlaments Documente über ihr Betragen in der Fremde in versiegelten Beuteln überbringen (s. bei Georg IV; ebenda siehe über die versuchte und gescheiterte Vermittelung des Unterhauses und zwischen den Commissären beider Parteien). Karoline verwarf jede Vermittelung, vom Erfolge berauscht und von den Whigs angespornt, die durch ihren Proceß die Regierung stürzen zu können hofften. Den Ministern wurden die Fenster eingeworfen, während der Pöbel vor Karolinens Wohnung in Portman-Street die lärmendsten Demonstrationen machte und Corporationen aus Stadt und Land sich mit Adressen an sie drängten. Auch der letzte Versuch zu Karolinens Begütigung, unter Wilberforce's Leitung von einer Deputation versucht, mislang. Es blieb nun keine Wahl; das Strafverfahren, dem Minister und Parlament hatten ausweichen wollen, mußte beginnen; der edle Canning, den die Sache anekelte, forderte den Abschied und ging, da ihn Georg nicht missen wollte, einstweilen ins Ausland; früh gab er jede Hoffnung auf eine geziemende Lösung der Scheidungsfrage auf und das Parlament erschien ihm nie als die competente Behörde zur Prüfung sittlichen Wandels; für den Haß des Königs tauschte er um so mehr die allgemeine Achtung ein, weil keiner seiner Collegen im Ministerium so ehrenvoll handelte.

Der Ausschuß der Lords erklärte am 4. Juli, die Untersuchung sei nothwendig für die Würde der Krone und das moralische Gefühl des Landes, und Lord Liverpool brachte im Oberhause am 5. Juli die Bill of pains and penalties ein, kraft deren Karoline ihrer Rechte als Königin verlustig erklärt und ihre Ehe geschieden werden sollte. Mit dieser veralteten Form des Staatsprocesses wollte man den Förmlichkeiten eines gewöhnlichen Verfahrens entgehen und die Gegenanklage vereiteln, wie Karolinens Vertheidiger sofort bemerkten. Der Königin wurde die Gegenklage verweigert, als sie über den Bericht wegen einiger wichtigen Punkte gehört werden wollte; es wurde ihr versagt, die Liste der Belastungszeugen einzusehen und die Orte zu erfahren, wo sie gesündigt haben sollte — lauter Bosheiten, die dem gemeinsten Verbrecher gegenüber wegfallen, und gegen die ihre Vertheidiger vergebens protestirten. Die öffentliche Stimmung ersah sofort das Nichtswürdige des ganzen Verfahrens und äußerte sich täglich unzweideutiger zu Gunsten Karolinens, fieberhaft war die Spannung der Nation. Seitdem Karoline zu Brandenburgh House in Hammersmith residirte, nahmen Demonstrationen, Adressen und Empfänge kein Ende; oft zogen

30,000 Menschen auf einmal an ihren Fenstern vorbei, der ganze Mittelstand und auch Theile des Militärs begeisterten sich für ihre Sache, die Hauptleiter der Volksstimmung speisten täglich bei ihr und zeigten sich mit ihr dem jubelnden Volke. Stolz darauf, im voraus vom Volke unschuldig erklärt zu sein, schrieb sie keck dem Könige, sie protestire gegen eine Entscheidung ihrer Sache durch die Lords und gegen das ganze parlamentarische Verfahren und fordere, vor unparteiisch aus dem Volke gewählte Geschworene gestellt zu werden; natürlich erreichte sie dies nicht und Georg nahm den Brief nicht an. Die mailänder Untersuchungscommission sandte jetzt ganze Ladungen von Bedienten, Zofen, Eseltreibern und Schiffern deutscher, italienischer und französischer Zunge mit Beihülfe Metternich's als Belastungszeugen nach England, wo sie bei der Landung oft vom Pöbel zerblänt wurden, unter ihnen genug Kerle, „deren Zeugnisse gegen die Königin zum großen Theil mit verworfenen Praktiken und offenbarem Meineide befleckt waren" (Gervinus). Am 17. Aug. begann im Oberhause die große „königliche Bordellkomödie" unter grenzenloser Aufregung des harrenden Volkes; Karoline erschien und folgte voll Interesse der Verhandlung. Am 21. wurde die Anklage abgeschlossen, das Zeugenverhör begann; „ein widerlicher skandalfroher Geist ging durch Kläger und Richter und alle Schichten der scheinzüchtigen guten Gesellschaft" und monatelang war das Oberhaus mit den schmutzigsten Aussagen beschäftigt: es war ein Gewühl in Unflat und Gemeinheit, jedes Gefühl der Scham wurde zurückgedrängt, Bestechung und Meineid sprachen aus Miene und Mund der meisten Zeugen. Zeugen für die Königin, die jetzt in Dover landeten, wurden von den Matrosen, die ihnen ins Wasser entgegenliefen, ans Land getragen. Am 3. Oct. erhob sich Brougham, während ganz Europa auf ihn schaute; seine Rede ließ alle Erwartungen weit hinter sich, Georg zitterte auf seinem Throne, und auf seine Kosten erwarb sich Brougham als Vorkämpfer Karolinens einen unsterblichen Namen. Sein Plaidoyer war ebenso furchtlos und muthig wie scharf, schneidend und gewandt, und sein College Denman überbot ihn noch an Kühnheit (s. hierüber auch bei Georg IV.). Der Eindruck war so mächtig, daß bei der zweiten Lesung der Bill am 6. Nov. nur noch 28 Stimmen Majorität für die Regierung zu finden waren. Karoline stellte, falls die Bill ans Unterhaus komme, die Gegenklage in Aussicht; manche weltliche Lords und viele geistliche hielten die auf die Ehescheidung abzielende Clausel der Bill für unstatthaft, bei der dritten Lesung am 10. sank die ministerielle Majorität für die Bill auf neun Stimmen. Infolge dieser eclatanten Niederlage der Regierung bedurfte es nicht des Protests Karolinens gegen Fortsetzung des Verfahrens: Liverpool erklärte, nach solchem Ausfalle im Oberhause und mit Rücksicht auf die allgemeine Mißstimmung im Reiche wolle das Ministerium die Bill erst in sechs Monaten wieder in Erwägung ziehen. So zerrann der schamlose Proceß in nichts. Als Denman am 23. Nov. im Unterhause eine kecke Botschaft Karolinens verlesen wollte, ließ Georg IV. das Parlament vertagen. Seit dem Jubel über die Schlacht von Waterloo hatte die Nation keinen solchen geäußert wie über den Sieg der Königin, London war drei Nächte illuminirt, Brougham und Denman wurden vergöttert, der ungezähmte Muth Karolinens riß das Volk zum Entzücken hin. Aber dem Paroxysmus der Gemüther, der mit Karolinens Dankprocession nach der St.-Paulskirche am 29. Nov. seinen Höhepunkt erreichte, folgte rasch die Erschlaffung; man besann sich auf Karolinens Schwächen, warf ihr vor, daß sie sich zum Spielball der Parteiumtriebe hergegeben habe und begann sie zu meiden. All diese wechselnden Eindrücke zerstörten ihre Gesundheit, ihre elastische, muntere Natur brach zusammen; sie rieb sich physisch und moralisch auf, weinte viel und verlor ihre kecke Zuversicht. Hatte sie früher energisch gegen ein nachgiebiges Abkommen protestirt, so erbot sie sich jetzt, statt Kirchengebet u. dgl. 50,000 Pf. St. Jahrgeld anzunehmen, wollte sich ein Palais kaufen, um Levees abzuhalten, da Georg ihre Gesuche um Zulassung bei seinen Empfängen unbeantwortet ließ, und dachte an eine neue große Reise, um der Langeweile des steifen und geschäftigen Englands, das sich nicht mehr mit ihr abgab, zu entfliehen. Georg IV. ließ sich am 19. Juli 1821 in Westminster krönen und Karoline hatte gefordert, zugleich gekrönt zu werden, was der geheime Rath am 10. Juli abschlägig beschied. Vergebens hatte sie am 11. an den Viscount Sidmouth die Forderung gestellt, wenigstens bei der Krönung anwesend sein zu dürfen. Als Hume im Unterhause den Antrag auf eine Adresse an Georg einbrachte, Karoline mitkrönen zu lassen, wurde die Sitzung plötzlich unterbrochen. Karoline wollte trotzdem der Feier anwohnen, richtete an das Volk in einem Proteste die Mittheilung ihrer Absicht, den Reichsmarschall ließ sie auffordern, Anstalten zu ihrem Empfange zu treffen, und vergebens waren alle Abmahnungen ihrer Freunde. Von ihrem Kammerherrn Lord Hood begleitet, erschien sie am 19. Juli schon zwischen 6 und 7 Uhr morgens und forderte Einlaß an den verschiedenen Eingängen der Westminster-Abtei, wurde aber überall zurückgewiesen. Weinend fuhr die beschimpfte Königin heim und wollte sich in den nächsten Tagen durch den Erzbischof von Canterbury allein krönen lassen. Aber der Gram tödtete sie, eine innere Entzündung nahm ihr die letzten Kräfte. Sie erklärte Brougham, sie sterbe gern, denn seit ihrer Jugend sei ihr das Leben zur Last gewesen, wünschte, fern von England in der Heimat in einem Sarge bestattet zu werden, auf dem stehen solle: „Hier ruht Karoline von Braunschweig, die mißhandelte Königin von England", und setzte zum Erben ihres Privatvermögens William Austin ein. Sie starb am 7. Aug. 1821 in Brandenburgh House. Von zahlreicher Volksmenge begleitet, wurde der Sarg in unziemlichster Eile nach Harwich geschafft, hier am 16. Aug. eingeschifft, landete am 20. in Stade und wurde am 24. d. M. in Braunschweig beigesetzt, während Georg IV., überglücklich über ihr Ableben, sich in Dublin von den Iren feiern ließ.

Vgl. Historische Denkwürdigkeiten und Actenstücke aus dem Leben und über den Proceß der Königin Karoline von England (4 Hefte, Leipzig 1820); Lady Char-

lotte Campbell, Diary illustrative of the times of George IV. (4 Bde. 1838—1839); Lord Malmesbury, Diary and correspondence of the Earl of Malmesbury. Bd. III (London 1846); Lord Brougham, Life and times of Lord Brougham (3 Bde., London 1871); Lord J. Campbell, Lives of Lord Lyndhurst and Lord Brougham (London 1869); Stapleton, The political life of the R. H. George Canning (3 Bde., 2. Aufl., London 1831); The Greville Memoirs, A Journal of the reigns of King George IV. and King William IV. by the late Charles C. F. Greville etc., edited by H. Reeve (Bd. I, London 1874); G. G. Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen (Bd. IV, Leipzig 1859); R. Pauli, Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815 (Bd. I, Leipzig 1864).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

KAROLINE MARIA (Ludovica Josepha Johanna Antonia). Königin von Neapel und Sicilien. Als sechste Tochter des Kaisers Franz I. von Deutschland und Maria Theresia's von Oesterreich am 13. Aug. 1752 geboren, bekundete Karoline früh einen leidenschaftlichen Charakter, war überaus lebhaft und erregbar. Ihre Erziehung und die ihrer von ihr zärtlichst geliebten Schwester Marie Antoinette leitete die Gräfin Brandis; der Hauptwerth wurde auf Andachtsübungen gelegt, der Unterricht spärlich und oberflächlich ertheilt. Karoline selbst fand, daß sie unter dieser Leitung nichts lerne, und auf ihr dringendes Bitten wurde sie im August 1767 der Gräfin Lerchenfeld anvertraut. Ihre Mutter war wenig mit ihrem heftigen, launischen, herrischen und oft schroffen, dabei wenig religiös angelegten Wesen zufrieden, tadelte sie oft wegen ihrer Kindereien, Unbesonnenheit und Liebe zum Müßiggange, und wies sie auf Tugend und Pflichterfüllung hin. Die guten Eigenschaften und die wenigen Kenntnisse, welche die von Natur gut beanlagte Erzherzogin besaß, verdankte sie, wie sie später äußerte, der nur dreivierteljährigen Leitung der hochverehrten Gräfin Lerchenfeld. Da der spanische Hof für den jungen König Ferdinand IV. von Neapel (geboren am 12. Jan. 1751) eine Erzherzogin wünschte, die ihm bestimmte Erzherzogin Josepha starb und er der ältern Amalie die jüngere Karoline vorzog, so willigte Maria Theresia mit Freuden in diese Verbindung ein, obgleich bei Ferdinand's erbärmlichem Charakter eine reifere Gemahlin weit nützlicher gewesen wäre. Karoline betrachtete sich hingegen als Opfer der Politik und fügte sich mit schwerem Herzen in ihr glänzendes Elend, von der treuen Mutter mit weisen Rathschlägen versehen, in denen ihre Stellung als Königin und Gattin beleuchtet wurde; für Karolinens späteres Wirken ist besonders interessant, daß ihr die Kaiserin abrieth, sich zu sehr in die öffentlichen Angelegenheiten zu mischen, ihr entschieden empfahl, falls Ferdinand ihr Theil an denselben geben wolle, nie ihre Mitarbeiterschaft vor der Welt zu zeigen, sondern ihm den Schein der Alleinregierung zu lassen, und sie vor Günstlingen, Indiscretionen, Intriguen und Zuträgereien warnte. Am 7. April 1768 fand in Wien Karolinens Trauung durch Procuration statt, ihr Bruder Ferdinand vertrat den König; dann reiste Karoline ab. Der reiche Briefwechsel zwischen ihr und der angebeteten Mutter, die besondere Vorliebe für sie hatte und sie sich am ähnlichsten fand, scheint verloren zu sein; Karoline blieb zeitlebens eine musterhafte Tochter. Auf Wunsch der Kaiserin begleitete ihr Sohn Leopold (der spätere Kaiser) Karoline von Bologna ab nach Neapel, um ihr in der ersten Zeit der Ehe zur Seite zu sein. Mit wachsendem Schrecken sah Karoline der Begegnung mit Ferdinand IV. entgegen. In Portella sahen sich beide; Karoline fand den Gemahl sehr häßlich, kindisch und voll Unarten, war aber eifrigst bemüht, den widerwärtigen Mann für sich einzunehmen: sie kam sich wie eine Märtyrin an seiner Seite vor und wünschte sich den Tod; ganz allmählich fand sie sich in ihr Los und entdeckte gute Eigenschaften an Ferdinand, dem sie in Caserta am 12. Mai 1768 persönlich angetraut wurde. Im höchsten Grade missfielen ihr Hof, Adel und Volk Neapels und mit grenzenloser Sehnsucht dachte sie an Wien und die Deutschen; sie wollte lieber in dem Vororte Hernals von Wien als in Neapel leben. Bald schlug Karoline die guten Rathschläge der Kaiserin in den Wind, ließ sich, da der König ein halber Idiot war und das Zeug zum Gladiator und Nimrod, aber nicht zum Herrscher hatte, verleiten, nach einer politischen Rolle zu begehren, ohne auch nur einen Bruchtheil des staatsmännischen Geistes ihrer Mutter zu besitzen, und lehnte sich gegen den glücklich reformirenden ersten Minister, Marchese Tanucci, auf. Kaiser Joseph II. besuchte Neapel im Frühjahre 1769 und schrieb entzückt über Karoline, während ihm der kindische König missfiel; als Gemahlin eines andern Mannes wäre Karoline gewiß eine ausgezeichnete Fürstin geworden, die Ehe mit ihm aber mußte gewaltsam ihre Vorzüge erdrücken und sie auf Irrwege leiten; „immer habe ich in ihr", sagte Joseph, „eine ausgezeichnete Grundlage des Charakters, ein eifriges Streben nach dem Guten und eine unglaubliche Sehnsucht nach Erforschung der Wahrheit, viel Geist und Scharfsinn, endlich den Keim zu allem gefunden, was dazu führt, sich achtungswerth und liebenswürdig zu machen", und ein anderes mal sagte er: „wenn sie Ferdinand die Hälfte ihrer Nerven abgeben könnte, so ließen sich zwei bessere Menschen gar nicht denken." Laut dem Ehevertrage sollte Karoline Sitz und Stimme im Staatsrathe bekommen, sobald sie einen Prinzen geboren habe. Sie aber wartete dieses Ereigniß nicht ab und ebenso intriguant wie herrschsüchtig wußte sie sich den König unterthan zu machen; während sie seine große Zärtlichkeit ertrug, ihm sieben Söhne und elf Töchter schenkte, gängelte sie ihn lebenslang, und seit sie 1777 den Minister Tanucci gestürzt hatte, beherrschte sie Neapel und Sicilien, wie Joseph II. bei abermaligem Besuche in Neapel 1784 bemerkte. Auch der Nachfolger Tanucci's, Marchese de la Sambuca, wurde von ihr gestürzt und der nichtswürdige irische Baronet Joseph Acton, ihr Günstling, leitete seit 1784 mit ihr König und Reich, nachdem er den Fürsten von Caramanico aus ihrer Gunst verdrängt hatte. Da es ihr selbst bei allem Eifer

und bei rascher Einsicht doch stets an Festigkeit und Beharrlichkeit fehlte, schätzte sie diese Vorzüge in Acton und hielt ihn trotz bedenklicher Mängel am Ruder, wogegen ihr Schwiegervater, Karl III. von Spanien, beständig Protest erhob und der spanische Gesandte mit großem Anhange in Neapel intriguirte. Ihre zahlreichen Feinde, die Ferdinand IV. beweisen wollten, alle Widerwärtigkeiten seiner Regierung datirten von Karoline und ihrem Geliebten Acton, wurden von ihr im Zaume gehalten und Ferdinand blieb ihr unterthänig, so eigensinnig er manchmal sein mochte. Ihre Lebhaftigkeit ohne Maß, ihre Unbesonnenheit und Vertrauensseligkeit gegenüber Fremden zogen ihr manchen Tadel ihrer Brüder zu; Joseph schrieb voll Zorn über ihre Wirthschaft an den Minister Freiherrn von Thugut, während sie gegen Thugut intriguirte: sie achte nie auf seine Rathschläge und wolle abends nicht mehr, was sie morgens gewünscht habe. Die Königin, Acton und Ferdinand verließen die Reformpolitik Tanucci's, es begann der crasseste Absolutismus und die blutigste Reaction, dem Adel wurde am schwelgerischen Hofe, wo er sein Vermögen verpraßte, jede Selbständigkeit entzogen, die dumpfe Luft des Despotismus erfüllte das Reich, das Staatsvermögen wurde unverantwortlich verschleudert und auf Karoline's Antrieb kündigte der König 1788 dem Papste den Lehensverband, lieferte ihm Chinea, den üblichen weißen Zelter, und die 7000 Dukaten nicht mehr zum 29. Juni und achtete nicht auf seine Proteste. Ferdinand, der sonst nie Politik trieb, sondern alles Karoline und dem zum Premierminister erhobenen Acton überließ, reiste 1792 nach Rom und verglich sich mit dem Papste dahin, daß die Curie auf den Zelter verzichtete und einen Theil ihrer Ernennungsrechte zu Bisthümern u. s. w. abtrat, jeder König von Neapel hingegen ihr bei der Thronbesteigung 500,000 Dukaten zahlen sollte.

Mit dem äußersten Abscheu betrachtete Karoline die Französische Revolution, deren Einwirkung auf ihr Volk sie fürchtete; ihr und Ferdinand's Haß wuchs ins Grenzenlose, als ein Bourbon das Blutgerüst besteigen mußte und ihre Lieblingsschwester ihm dahin folgte. Karoline schien in eine Furie verwandelt, die alles Liberale in ihren Staaten unter dem Vorwande, es sei jakobinisch, zu zertrümmern trachtete und mit Acton ohne jedes Erbarmen verfolgte, während sie sich aufs engste an den Kaiser und seine Politik anschloß; der Kampf auf Tod und Leben gegen das königsmörderische Frankreich wurde das A und O ihrer Staatsleitung. Und doch wußte sie nicht, wie man regieren müsse; einmal gestand sie selbst: „Ich habe lange Zeit geglaubt, das Regieren zu verstehen; ich habe meinen Irrthum erst einsehen lernen, als es zu spät war, ihn zu berichtigen. Um die Menschen gut zu regieren, muß man sie studirt haben, womit ich mich nie abgeben wollte.“ Schon 1792 wünschte Karoline, Neapel und Sicilien sollten der Coalition gegen Frankreich beitreten; als ein französisches Geschwader unter Latouche-Tréville vor Neapel erschien, stand die Regierung davon ab, aber Karoline verband das neapolitanische Interesse immer mehr mit dem ihres Neffen, des Kaisers Franz II., und Großbritanniens; Acton und sie machten aus ihrem Hasse gegen Frankreich kein Hehl und im Juli 1793 trat die Regierung der Coalition gegen die Republik bei, von London aus mit reichen Geldern unterstützt. Die Flotte stieß zur britisch-spanischen, die Blüte des Adels stritt bei dem Angriffe auf Toulon wacker im Bunde mit den Briten, aber hiervon abgesehen war Neapels Betheiligung am Kriege ohne Belang, die Truppen nahmen am Kampfe in Oberitalien theil und als Ferdinand IV. in Florenz den Wunsch aussprach, neapolitanische Besatzung nach Livorno zu werfen, lehnte dies der Großherzog 1796 ab. Seit 1794 wüthete die Regierung Karoline's gnadenlos gegen alles Liberale und Französische; wer sich ihrer und Acton's Gewaltherrschaft zu widersetzen wagte, wurde als Jakobiner verfolgt und mit entsetzlichen Criminalprocessen heimgesucht, wie sie in Neapel Generationen hindurch heimisch waren. Die großartigen Siege Bonaparte's in Italien aber erregten den größten Schrecken in Neapel; als er sich eben zum Züchtigungszuge gegen Neapel anschickte, kündigte der in seinem Lager erscheinende Fürst Belmonte Pignatelli die Unterwerfung Ferdinand's an und bat demüthig um Waffenstillstand; Bonaparte schloß denselben in Brescia am 5. Juni 1796 ab; Ferdinand rief seine unter Beaulieu kämpfenden Truppen ab und diese begaben sich bis zum Friedensschluß in den Bereich des französischen Heeres, wo sie jederzeit entwaffnet werden konnten; er trennte seine Flotte von der britischen, entzog dem Papste seine Unterstützung und blieb fortan neutral; am 10. Oct. schloß er in Paris Frieden und zahlte fünf Millionen Frcs.; im April 1797 vermittelte er durch den Marchese de Gallo die Friedenspräliminarien von Leoben zwischen dem Kaiser und dem Directorium, und von Neapel aus wurde auf Franz II. eine beständige Pression im Sinne des Friedens geübt, bis dieser in Campo-Formio (Passeriano) am 17. Oct. 1797 erfolgte. Karoline spornte nun ihren Gemahl zu Forderungen an Bonaparte an, die in keinerlei Verhältniß zu Neapels Macht standen; bald waren es die Jonischen Inseln, bald ein Theil des Kirchenstaats, besonders Ancona, wonach Ferdinand verlangte; Bonaparte wies sämmtliche Begehren ab. Seit der Errichtung der römischen Republik durch die Franzosen im Februar 1798 fühlte sich die neapolitanische Regierung mit ihrem Absolutismus ungemein bedroht: sie sann auf einen Krieg, in dem sie einen Theil des Kirchenstaats zu erbeuten hoffte, und rüstete kräftig. Kaum waren die Franzosen Herren Roms, so forderten sie als Rechtsnachfolger der Päpste den alten Lehenstribut vom Könige, die Auslieferung der von seinem Gebiete umschlossenen päpstlichen Fürstenthümer Benevent und Ponte Corvo und die Entlassung ihres Erzfeindes Acton. Karoline aber war gewillt, nicht eine Linie weiter nachzugeben, als sie schon gethan, und verließ sich, während sie jede liberale Spur in ihrem Lande auszurotten bestrebt war, auf die von Haß gegen alles Jakobinische erfüllte Mehrheit des Adels, den Klerus, die Bauern, Fischer und Lazzaroni. Voll Verachtung lehnte die von ihr geleitete Regierung die französischen Forderungen ab und zog Truppen an der römischen Grenze zusammen,

warauf das Directorium in Paris es für gut fand, in Unterhandlungen mit Ferdinand zu treten; es kam zu einem Vertrage, wonach Benevent und Ponte-Corvo gegen Zahlung von zwanzig Millionen Frcs. dem Könige zugesprochen wurden, er seinen Unterthanen ein freundliches Benehmen gegen die Franzosen vorschrieb und, freilich mehr zum Schein, Gallo an Acton's Stelle zum leitenden Minister erhob. Sollte aber ein neuer Bruch mit den Franzosen absolut herbeigeführt werden, so konnte nichts sicherer ihn bewerkstelligen als die Ernennung Garat's zum Gesandten in Neapel; mit bitterstem Grimme empfing Karoline ihn, der als Justizminister der Republik ihrem Schwager das Todesurtheil verlesen hatte, als er eine Lobrede auf Republik und Revolution hielt; seine Wahl erschien ihr als persönliche Insulte. Die französischen Rüstungen gegen Aegypten wurden in Neapel als zum Ueberfall der Insel Sicilien bestimmt aufgefaßt und veranlaßten die Regierung, ihr Heer allmählich auf fast 60,000 Mann zu erhöhen, die freilich ohne alle Disciplin und Schulung waren. Bonaparte that alles, um den schwachsinnigen König rabiat zu machen, und von Karoline bestimmt, schloß Ferdinand am 19. Mai 1798 ein Vertheidigungsbündniß mit Kaiser Franz II., wies Garat's Anträge auf Abrüstung und Freilassung aller politischen Gefangenen zurück und forderte seine Abberufung; er wurde zwar ersetzt, aber durch einen neuen Jakobiner. Das Directorium wollte den Krieg mit Neapel vermeiden, und als die französische Flotte Sicilien unberührt ließ, wünschte auch die neapolitanische Krone den Krieg zu unterlassen; Ferdinand fürchtete, gegen seinen Willen in den Kampf Oesterreichs und Frankreichs verwickelt zu werden, und wollte das wiener Bündniß nicht ratificiren; erst nach Wochen verstand er sich dazu. Karoline glaubte noch nach Bonaparte's Landung in Aegypten, seine Expedition gehe auf die Vernichtung der Staaten Ferdinand's aus und er wolle von Malta aus die von Anarchie zerrissene Insel Sicilien insurgiren, und wartete nur auf einen günstigen Augenblick, um loszuschlagen. Im August versicherte Kaiser Franz seine Hülfe auch für den Fall eines Angriffskriegs gegen Rom und Frankreich, Großbritannien that alles, um Ferdinand zum Losschlagen zu bestimmen; da traf die Nachricht ein, die gefürchtete Flotte Bonaparte's sei bei Abukir von Nelson vernichtet worden. Im Uebermaße des Jubels brach Karoline ohnmächtig zusammen, dann weinte sie vor Freude laut auf, umarmte Gatten und Kinder, tanzte umher und theilte jedem, den sie sah, die Heilsbotschaft mit. Ihre Begeisterung ergriff das ganze Land, Bauern und Lazzaroni priesen Nelson als Befreier vom Jakobinerjoche. Acton und Karoline drängten zu sofortigem Kriege, Gallo warnte vor Uebereilung; seit aber Nelson am 22. Sept. in Neapel eingefahren und von Ferdinand und Karoline als Befreier mit endlosem Jubel begrüßt worden, war der Krieg beschlossene Sache und Gallo's Einfluß beseitigt. Mit Ungeduld erwartete sie die Ankunft des kaiserlichen Generals von Mack, den sie sich, den neapolitanischen Generalen mistraund, aus Wien verschrieben hatte, und als er endlich am 9. Oct. in Caserta eintraf, forderte sie ihn auf, ihr Nelson zu Lande zu sein. Die neapolitanischen Gesandten in London und Petersburg unterhandelten der Allianz wegen und beide Höfe machten die bereitwilligsten Anerbietungen an Militär. Neapel verlangte auch Landerwerb, besonders die Jonischen Inseln, wovon jedoch Großbritannien nichts hören wollte. Mack zögerte mit dem Feldzuge gegen Rom; Thugut, ein Feind Acton's und ohne Achtung vor Karoline, weigerte sich, zu einem Angriffskriege kaiserliche Hülfe zu bieten; er wollte nicht zugeben, daß Karoline eigenmächtige Politik mache und sich von dem kaiserlichen Willen emancipire. Nelson und einige hitzige Rathgeber aber spornten nun Karoline an, nicht auf den Kaiser zu warten, sondern den unvermeidlichen Krieg sofort zu beginnen, und sie entschloß sich, loszubrechen, mochte auch ihr Reich dabei untergehen; die Heroine scheute keine Gefahr. Aus Mistrauen gegen die Ländergier des nach Romagna und Ancona lüsternen wiener Cabinets warf sich das neapolitanische Rußland in die Arme, schloß am 29. Nov. in Petersburg mit Paul I. einen Vertrag, der Neapel die Unterstützung der russischen Land- und Seemacht verhieß, ließ aber schon vorher Mack mit seinem Heere in den Kirchenstaat einrücken. Mack's Feldzug nahm den kläglichsten Ausgang, das Volk in Neapel kam in wilde Erregung und am Abende des 22. Dec. schiffte sich die königliche Familie in übereilter Flucht, alles in äußerster Verwirrung hinter sich lassend, auf Nelson's Flaggenschiff nach Palermo ein. Wenn einige Gelehrte Karoline der Anstiftung des rastatter Gesandtenmords beschuldigten und mancher ihnen glaubte, so ist wol kein Vorwurf ungerechtfertigter und sinnloser; was sollte ihr der Mord nützen und warum sollte sie dem wiener Cabinete, auf dessen Hülfe sie rechnete, durch denselben neue Verlegenheiten bereiten? Auch der Director Gohier und die Herzogin von Abrantes haben Karoline mit der albernen Anklage beladen.

Ueber die furchtbaren Zustände in Neapel nach der Flucht des Hofs, über die Parthenopeische Republik, über das Bündniß Ferdinand's mit der Türkei, über die royalistischen Banden unter Cardinal Ruffo u. s. w., s. Geschichte Neapels. Karoline war durchaus dagegen, nach der Wiedereroberung Neapels Milde walten zu lassen; sie hielt das strengste Einschreiten wenigstens gegen die Häupter und hervorragendsten Mitglieder der Rebellion für unumgänglich, um der Wiederkehr solchen Unheils zu steuern, und wurde hierin durch Nelson wesentlich bestärkt, während Ferdinand weit milder dachte. Nelson's gemeine Buhlerin, Emma Hamilton, die Karoline's unzertrennliche Freundin wurde, schürte fortwährend an dem ihr gegenüber verächtlich schwachen Seehelden und an Karoline. Ohne daß Karoline vom Abschlusse der Capitulation vom 23. Juni 1799 zwischen den Republikanern und dem Cardinal Ruffo wußte, sprach sie sich gegen einen Vertrag und freien Abzug der Rebellen in heftigster und schneidender Weise aus, wollte nimmermehr mit „der rebellischen Canaille" unterhandeln, sondern sie zu unbedingter Unterwerfung zwingen und ein rasches Strafgericht abhalten; die Häupter sollten dem Tode, ihre

Helfershelfer und wenn es tausend wären, der Verbannung verfallen; die hauptstädtischen Corporationen, das Centrum der Rebellion, sollten beseitigt, die adelige Gerichtsbarkeit zum Lohn des royalistischen Volks abgeschafft werden; Nelson möge Neapel behandeln wie eine rebellische Stadt Irlands. Karoline war außer sich, als sie von der Capitulation erfuhr, und schrieb: „Wenn nicht durch ein Wunder des Himmels noch ein Ereigniß eintritt, welches den Vertrag zerreißt, so erachte ich mich entehrt; kommt diese ruchlose Capitulation wirklich zu Stande, so ist mir das ein größerer Schmerz und ein härterer Schlag als der Verlust des Reiches.“ Sie hoffte noch, der Cardinal Ruffo würde durch Nelson am definitiven Abschlusse verhindert, und als Nelson und der britische Gesandte Hamilton die Capitulation schnöde zerrissen, begrüßte sie den Rechtsbruch mit unwürdiger Freude und billigte ihn völlig, so schandbar er war. Ferdinand folgte Nelson's Einladung nach Neapel, Karoline mußte zu ihrer Betrübniß in Palermo bleiben, weil ihr Erscheinen den Festjubel stören könnte, und die schauderhaftesten Greuel begannen in Neapel; die Blüte der Nation endete durch Beil und Galgen, Ströme Blutes überfluteten das Land und Karoline's wilde Leidenschaft erhielt reiche Nahrung. In Sicilien führte sie mittlerweile eine echt Bourbonische Emigranten-Regierung, erst im Januar 1800 nahm sie mit Ferdinand wieder in Neapel Residenz. Der Krieg gegen Frankreich wurde fortgeführt, das Königspaar schloß sich engstens an Rußland an; als aber Murat mit einem Heere herankam, schloß es unter russischer Vermittelung mit dem Ersten Consul am 28. März 1801 den Florentiner Frieden, der Bonaparte zum Herrn Neapels machte und den Briten dessen Häfen schloß. Ohne auf Ferdinand's Proteste zu achten, ließ Bonaparte eine Reihe neapolitanischer Städte durch General Gouvion Saint-Cyr im Juni 1803 besetzen; im J. 1804 erkannte ihn der Hof Neapels sofort als Kaiser an. Im J. 1805 versprach zwar der Hof Napoleon Neutralität, nahm aber eine zweideutige Stellung ein und bewirkte durch dieses Doppelspiel großes Unheil für das Reich. Napoleon's Auftreten war freilich so herausfordernd, er ließ derart alle Minen springen, den Hof zum Aeußersten zu stacheln, daß Karoline nicht länger ihrer Wuth gebieten konnte. Seit das französische Heer das Reich verlassen, rüsteten Ferdinand und Karoline mit äußerstem Eifer, brachen den Neutralitätsvertrag und nahmen mit offenen Armen 13,000 Russen und Briten auf; im November rückten die Neapolitaner mit diesen ins Feld, Napoleon sandte ihnen Heere entgegen und stieß unter den wildesten Schmähungen auf Karoline, die er wie eine Messalina hinstellte, am 26. Dec. 1805 in Schönbrunn das Haus Bourbon vom Throne. Abermals flüchtete der Hof unter britischem Schutze im Januar 1806 nach Palermo, Oesterreich ließ ihn im Preßburger Frieden im Stiche und Joseph Napoleon bestieg den Thron von Neapel, ohne Sicilien erobern zu können. Mit britischer Hülfe unterhielt Karoline fortwährend den Kleinkrieg in Calabrien gegen Joseph, auch als Rußland sich zu Napoleon schlug; mit britischer Hülfe hielt sie sich in Sicilien gegen den König von Neapel, den vom Hofe zu Palermo gedungene Banditen im April 1808 zu tödten versuchten. Auch seit Joachim Murat König von Neapel geworden, setzte Karoline den Klein- und Banditenkrieg in Calabrien fort, Großbritannien unterhielt laut Vertrag 10,000 Mann auf Sicilien und zahlte an Ferdinand jährlich 300,000 Pf. St. Joachim's Versuche auf Sicilien scheiterten 1810 (s. Joachim Murat und Neapel, Geschichte), aber eine allgemeine Unzufriedenheit gegen den Hof erfüllte diese Insel. Die Briten fürchteten eine allgemeine Empörung in Sicilien; ihr Gesandter und Oberbefehlshaber in Palermo, Lord Bentinck, forderte von Ferdinand und Karoline gründliche Reform der Staatsverwaltung und Abänderung der Verfassung, was Karoline's Hoffart grenzenlos verletzte. Ihre Abneigung gegen Bentinck's Vormundschaft stieg immerzu, sie machte kein Hehl aus ihrer Antipathie gegen das Inselvolk und seine Regierung, gegen die sicilischen Liberalen und gegen die Verständigung zwischen Sicilianern und Briten, ja sie knüpfte 1809 geheime Verhandlungen mit Napoleon an. Bentinck erfuhr hiervon und zwang Ferdinand IV. 1811, Karoline von allen Staatsgeschäften zu entfernen; sie mußte Sicilien verlassen, ging über Konstantinopel nach Wien und setzte ihre Unterhandlungen mit Napoleon fort, auf dessen Vermählung mit ihrer Großnichte und Enkelin Marie Louise sie die größten Hoffnungen zur Restauration in Neapel baute. Sie hoffte dann, als Napoleon gestürzt wurde, auf dem Wiener Congresse die Wiedereinsetzung Ferdinand's in Neapel zu erwirken, aber Alexander I. von Rußland schien derselben sehr abgeneigt. Wenig betrauert, starb die leidenschaftliche Frau, die meist in Schönbrunn lebte, in Hetzendorf am 8. Sept. 1814.

Vgl. Carmine Lancellotti, Memorie istoriche di Ferdinando I., re del regno delle due Sicilie (Neapel 1827); Colletta, Storia del reame di Napoli dal 1734—1825 (2 Bde., Paris 1835); Reuchlin, Geschichte Italiens von der Gründung der regierenden Dynastien bis zur Gegenwart (1. Theil, Leipzig 1859); Gervinus, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen (Bd. II, Leipzig 1856); die verschiedenen Werke über die Französische Revolution, das Consulat und das Kaiserreich; von Arneth, Maria Theresia's letzte Regierungszeit (Bd. I, Wien 1876); Derselbe, Briefe der Kaiserin Maria Theresia an ihre Kinder und Freunde (4 Bde., Wien 1881); Derselbe, Joseph II. und Leopold von Toscana. Ihr Briefwechsel von 1781 bis 1790 (2 Bde., Wien 1872); A. Freiherr von Helfert, Königin Karoline von Neapel und Sicilien im Kampfe gegen die französische Weltherrschaft 1790—1814 (Wien 1878); R. Palumbo, Carteggio di Maria Carolina, regina delle due Sicilie, con Lady Emma Hamilton, Documenti inediti (Neapel 1877). (*Arthur Kleinschmidt.*)

KAROLINE MATHILDE, Gemahlin des Königs Christian VII. von Dänemark, war die Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales, geboren am 22. Juli 1751. Ihre Mutter, Prinzeß Auguste, stammte aus dem Hause Sachsen-Coburg. Aus Karoline Mathilde's Kindheit ist wenig bekannt. Als sie dem Kindes-

alter entwachsen war, sind die Zeitgenossen einig in dem Urtheile über die Anmuth ihrer Erscheinung. Sie wird nicht als eine regelmäßige Schönheit, wohl aber als eine äußerst angenehme, reizvolle Gestalt geschildert, mit einer Gesichtsfarbe von blendender Weiße, hellblondem, fast aschfarbenem Haare in prächtiger Fülle, blauen ausdrucksvollen Augen, einem vollen, sinnlichen Munde und weißen, regelmäßigen Zähnen, das Ganze ein Bild frischer, blühender Gesundheit und Jugend mit einer frühzeitigen Neigung zum Embonpoint. Ihr Temperament galt als lebhaft, doch auch zu Stolz und Heftigkeit sich neigend nach Welfenart, ihr Umgang als gefällig und munter, freundlich und leutselig gegen Niedere. Ihre Erziehung soll nicht über den Durchschnitt der Zeit hinausgegangen sein, ihre Kenntnisse in fremden Sprachen, im Französischen und Deutschen, nennt sie selbst gering. Ihre Stellung innerhalb des üppigen englischen Hoflebens, wo der Vater, früh verstorben, ihr unbekannt geblieben war, die Mutter vernachlässigt ihren Neigungen lebte, scheint eine einsame, auf sich selbst angewiesene gewesen zu sein. Sie empfand sie und bald langweilte sie sich. Die Etikette erschien ihr als ein unerträglicher Zwang, die Neigung, ihn zu durchbrechen, die Klage auf die Rücksichten und Schranken, welche der Titel „königliche Hoheit" ihr auferlegte, kehrt in den Briefen mehrfach wieder. Frei sein und sich selbst angehören, ist ihr früh ausgesprochener Wunsch. Zeitig schon war von dänischer Seite ihre Verbindung mit dem Könige Christian VII., ihrem Vetter, der, zwei Jahre älter als sie (geb. 29. Jan. 1749), am 14. Jan. 1766 mit 17 Jahren den dänischen Thron bestiegen hatte, in Aussicht genommen. Die officielle Werbung fand im Sommer 1766 statt, am 1. Oct. die Vermählung per procura im St.-Jamespalaste zu London. Karoline Mathilde war kaum 15 Jahre alt, ein Kind dem Alter nach und in ihrer körperlichen Entwickelung noch keineswegs vollendet. Ihren Gemahl hatte sie nie gesehen, ihr Los erschien ihr nicht beneidenswerth, ihre künftige Heimat als ein Exil; das allgemeine Schicksal der Prinzessinnen, nach politischen Rücksichten an unbekannte Ehemänner geknüpft zu werden, ein Gegenstand nicht des Neids, sondern des Mitleids. — Am Tage nach der Trauung verließ sie London, am 3. Oct. den englischen, betrat in den letzten Tagen des Monats den dänischen Boden. In Roeskilde trat ihr Gemahl ihr zum ersten mal von Angesicht zu Angesicht entgegen, ein Knabe, noch nicht achtzehnjährig, früh entwickelt, früh der Zucht der Erziehung entwachsen, und dem Uebermaße seiner Leidenschaften früh unterliegend. Um diesen Schranken zu setzen, war gerade die Heirath beschleunigt worden. Hatte man ihn einst in hartem Zwange zu bändigen versucht, so war der junge König um so mehr gewillt, jetzt, wo nur sein Wille sein Gesetz war, der goldenen Freiheit zu genießen, zu genießen bis zum Ende. Von Haus aus war er gut beanlagt, lernte leicht und faßte schnell, aber er entbehrte jeglicher Lust an ernsten Dingen, sein scharfer Blick sah bald die Schwächen der Umgebung und sein stets bereiter Witz traf schonungslos jeden und jedes. In allem der erste zu sein und von niemand übertroffen zu werden, namentlich in körperlichen Leistungen, war seine schon jetzt fast krankhafte Sucht, aber er übte sie nur in Excessen und, sobald sein Körper dazu entwickelt war, in geschlechtlichen Ausschweifungen schlimmster Art. In den Stadien der Abspannung trat ebenso früh eine Empfindung von Melancholie, Niedergeschlagenheit und Gleichgültigkeit ein, die nur wich, um durch neue Tollheiten ersetzt zu werden. Faul und frivol, ohne eigenen Willen und doch von niemand regierbar, Lust und Eingebung der Augenblicke allein folgend und Befriedigung nur in sinnlichen Genüssen findend, so war der Gemahl, der Karoline Mathilde entgegentrat. Er empfand die Last seines hohen Standes wie sie, er warf sie weg, wo sie ihn beschränkte, und sich mit. Gleich ihm seine Umgebung, der Hof frivol, wie sein Haupt. Karoline Mathilde's gewinnende Erscheinung eroberte den König, aber nur, wie ihn der Anblick einer neuen Buhldirne erregt hätte; als er die Lust befriedigt, wandte er sich von ihr ab zu neuen Hetären, vernachlässigte sie bald ganz. Möge sie sich die Freiheiten gestatten, die er selbst für sich in Anspruch nahm.

Der Hofstaat der Königin war ein ausschließlich dänischer; sie trug sich stolz gegen ihn, bald auch kalt und abstoßend gegen den König, nur die Frau von Plessen, ihre Hofdame, würdigte sie näheren Vertrauens. Man entfernte sie aus ihrer Nähe. Karoline Mathilde stand allein und einsam.

Am 28. Jan. 1768 gab sie einem Knaben, dem spätern Könige Friedrich VI., das Leben, Karoline Mathilde war glücklich. Das Wochenbett verlief leicht und schnell, ihre Gesundheit hatte in nichts gelitten, die Königin war gewachsen, erschien voller und kräftiger, ein Bild blühender Jugend. Im Frühling des Jahres trat der König eine große Reise an ins Ausland, es war seine Absicht, mehrere Jahre fortzubleiben, die Lust an ihren Quellen mit vollen Zügen zu trinken, sein ausgesprochener Gedanke. Die Minister hatten dem Plane zugestimmt, vielleicht in der eiteln Hoffnung, der König werde auswärts anders leben lernen. Der für diese Reise angenommene Arzt war Struensee, der Sohn eines Geistlichen, damals in Altona ansässig, beliebt und beschäftigt in den Kreisen des holsteinischen Adels, durch glückliche Curen bekannt, ein Günstling der Frauen, die ihm nichts versagten, so wenig wie er ihnen. Trotz seiner großen Einnahmen steckte er in Schulden, seine Stellung in Holstein war auf die Dauer unhaltbar, eine Besserung seiner Lage konnte nur eine vollständige Veränderung geben. Als ihn der neuerdings zu Gnaden angenommene Graf Schau-Ranzau an den Hof beförderte, war er entschlossen, sein Glück zu machen. Die Reise des Königs berührte London, Paris und ging durch Deutschland zurück, dauerte in allem acht Monate. Der englische wie der französische Hof gaben dem dänischen Könige die glänzendsten Festlichkeiten, aber ihn langweilte der Zwang der großen Welt und ihres Verkehrs, und er entschädigte sich des Nachts in Tavernen und Bordellen. Millionen waren auf dieser Reise verschwendet, die er-

hoffte Besserung des Königs war ausgeblieben, er kehrte zurück, mehr denn je geschwächt und entnervt, angesteckt dazu mit ekelhafter Seuche. Struensee war ihm unentbehrlich geworden, da ihm einzig seine Gesellschaft über die Stunden der Abspannung und Melancholie hinweghalf. Karoline Mathilde hatte in stiller Zurückgezogenheit den Sommer und Herbst auf Schloß Frederiksborg bei Kopenhagen verlebt, mit der Pflege ihres Söhnchens beschäftigt. Die Ruhe hatte ihr wohlgethan, sie war größer und stärker geworden, voller und reifer, ihr Benehmen sicher und überlegen, das Kind, die Jungfrau war zum Weibe geworden. Dem zurückkehrenden Könige entging die vortheilhafte Veränderung nicht, die Gatten näherten sich wie lange nicht, es schien in der That eine Vertraulichkeit der Ehe entstanden wie kaum zuvor — aber die einzige Folge war, die Königin ward krank wie der König. Christian drängte ihr Struensee als Arzt auf, sie verweigerte ihn, ward doch zum Nachgeben bewogen. Sie empfing ihn mit der ganzen den Welfen eigenen Hoheit, aber er verstand ihre Abneigung zu überwinden, hob ihre Krankheit, lehrte sie, ihren Gemahl nach Gefallen zu leiten, ohne daß dieser es spürte. Ihre Stellung innerhalb der Coterien des Hofes ward eine befestigte, sie sammelte einen Anhang um sich, war nicht mehr einsam auf sich angewiesen, beherrschte am Hofe durch Struensee und mit ihm gemeinsam den König. Es scheint, daß sie den Gedanken einer Scheidung, der Rückkehr nach England erwogen hatte, Struensee bemerkte, daß das eine Trennung von ihrem Kinde bedinge und sie kam nicht darauf zurück. Sie hoffte, vielleicht glaubte sie an einen baldigen Tod ihres Gemahls als unausbleibliche Folge seiner Extravaganzen. Struensee schnitt ihr diese Hoffnung ab, frühes Siechthum, stetig steigender Stumpfsinn werde kommen, sei schon eingetreten, das Leben könne sich dabei lange fristen. Der Geisteszustand des Königs, sein Lebenswandel ward so zum Gegenstande der Unterhaltung zwischen Karoline Mathilde und ihrem Arzte, bis in die Einzelheiten empfing sie Auskunft über seine schandbaren und widernatürlichen Gewohnheiten, sie hörte Namen und Dinge, die eine ehrbare Frau nicht kennen darf. „Das äußerste Zartgefühl war der schönen Mathilde nicht eigen.“ Und die Königin ließ sich erzählen, von Struensee, von ihrer Hofdame, der Frau von Gähler, die selber Struensee's vertrauten Umgang genoß, sie hörte und begriff, die Dinge verloren ihren ersten widerwärtigen Anschein und der Erzähler ward ihr interessant, sein Umgang ihr von Tag zu Tage unentbehrlicher. Der Günstling nutzte die Lage der Dinge, seinen steigenden Einfluß aus, er ward Vorleser des Königs, Cabinetssecretär der Königin, bezog eine Wohnung im Schlosse, erschien täglich in des Königs und der Königin Begleitung, er führte die Unterhaltung, er ordnete die Feste an, im Dienste der Königin verbrachte er die Tage und — endlich nach einem Maskenballe die Nacht in ihrer Umarmung. Karoline Mathilde lebte jetzt die Wonnetage ihres Lebens, gab sich ganz ihrer Leidenschaft hin, offen und rückhaltslos und kargte auch nicht mit öffentlichen Zeichen ihrer Gunst. Der König lebte in dumpfem Brüten fort, das nur durch Anfälle völliger Raserei unterbrochen ward; unfähig zu herrschen, völlig gleichgültig gegen die Staatsgeschäfte, unterschrieb er, was ihm vorgelegt ward, nur sein Alles scharf, aber richtig treffender Spott zeigte noch, welche Anlagen hier in Zerrüttung untergingen. Er verbrachte seine Tage allein, anfangs in freiwilliger, bald in bewachter Zurückgezogenheit, seine Gesellschaft bestand nur aus von der Königin und Struensee bestellten Personen, den Bedienten ward es untersagt, ihn anzureden, da er dann erschreckt aufzufahren pflegte, endlich setzte man ihm in der Person des Kammerherrn von Brandt einen besondern Hüter. Und doch war sein Geist nicht so umnachtet, daß er nicht gelegentlich die Schmach seiner Lage erkannte, um sich dann in seiner beißenden Weise darüber zu äußern. Die Königin aber entfernte sich mehr und mehr von den Schranken, die Anstand und Sitte zogen. Die auffälligste Wandlung vollzog sich in ihrem Wesen, in den Formen ihres Umgangs. Noch immer erschien sie glänzend und geschmackvoll, die Weiße ihres Teints, die Fülle ihres Haares entzückte die Bewunderer, mehr und mehr aber entwickelte sich ihre ursprüngliche Anlage zur völligen Fettsucht und ihre maßlose Eßlust nährte sie. Sie lernte reiten und jagen, sie ging in Männertracht einher und saß nach Männerweise zu Pferde, ihre breiten vollen Formen traten zu Tage und selbst der König erfreute sich der schönen Bildung offen. Das Beispiel Karoline Mathilde's fand Nachahmung, wie sie erschienen die Damen des Hofes in männlicher Kleidung, lernten reiten wie die Königin. Der Ton des Hofes ward frei und ausgelassen, jegliche Etikette ward verbannt, in der Unterhaltung herrschte die Zote. Struensee wie Brandt sorgten geflissentlich dafür, leichtfertige Weiber in die Umgebung der Königin zu bringen, jeglicher Mann hatte seine Geliebte, jegliche Frau ihren Galan und man tauschte gelegentlich. Der Bruder der Königin, der Herzog von Glocester, verließ, empört über die kopenhagener Gesellschaft, den Hof nach kurzem Besuche. Karoline Mathilde gab ihren Launen wie ihren Leidenschaften freien Lauf, verscherzte so bald die Zuneigung derer, auf deren Treue und Verschwiegenheit sie angewiesen war, und gar bald begann der Klatsch sich mit ihrer Person zu beschäftigen.

Eine Reise des königlichen Paares in die Herzogthümer, erst nach Schloß Gottorp, dann nach Travendahl, von da nach Aschеberg auf das Gut des Grafen Ranzau, fand im Sommer 1770 statt. In ländlicher Zurückgezogenheit feierte man Feste auf Feste. Ranzau war erstaunt über den Wechsel im Wesen der Königin, die Zusammensetzung der Begleitung — lauter Jugend, er allein ein Greis dazwischen. Er sah sich von seinem ehemaligen Schützlinge überflügelt und in den Schatten gestellt; so trat er mit Vorsicht auf und Zurückhaltung, begegnete der Königin mit respectvoller Achtung, mit Ueberlegung wählte er seine Stellung, ob mit den Favoriten, ob gegen sie, er beobachtete, bereit, Partei zu ergreifen.

Bereits war das Gerücht von der Schuld der Königin ins Ausland und bis an den englischen Hof

gedrungen. Karoline Mathilde's Mutter, die Prinzessin von Wales, erbat, auf einer Reise auf dem Continent begriffen, von ihrer Tochter eine Zusammenkunft zu Braunschweig. Mochte der eben erfolgte Sturz des Ministers Bernstorff für die englische Politik diese Zusammenkunft wünschenswerth machen, so mochte doch auch die Mutter die Tochter warnen wollen. Aber Karoline Mathilde schlug die Begegnung ab, und erst als bei weiterem Drängen die Ladung nach dem nahegelegenen Lüneburg eine neue Absage unmöglich machte, erschien sie mit dem Könige und mit Struensee vor ihrer Mutter, verweigerte eine Unterredung in englischer Sprache, die Struensee nicht geläufig war, ging früh am Abend zu Bette, schlief bis in den Tag hinein, trat am Nachmittage die Rückreise an, mied sichtlich jegliche Unterredung unter vier Augen, und gleich kalt wies sie die Versuche Georg's III., ihres Bruders, zurück, ließ endlich seine Briefe ganz ungelesen. Als der dänische Hof nach Kopenhagen zurückkehrte, zogen Ranzau und Brandt mit ihm. Die Leitung des Hofes, die Regierung der Monarchie war von nun an in den Händen des Triumvirats. Die alten Minister wurden entlassen, die neuen Emporkömmlinge stiegen von Stufe zu Stufe, Struensee war die Seele der neuen Regierung und der dänische Staat erfuhr nun eine Revolution von oben, eine hastige, systemlose Umwandlung an Kopf und Gliedern. Eine Unzahl von Reformen wurde proclamirt, in vielem mit den alten Vorurtheilen und Misbräuchen gänzlich aufräumend und wohlthätig in Gewährung von Freiheit und Bewegung, aber in ihrer unverständigen Ueberstürzung die Leidenschaften erregend und das Herkommen verletzend. Man kürzte die Gehalte und Pensionen, zog eine Masse von Stellen ein, entließ die Beamten, entfernte den Adel und beseitigte seine wirklichen und rechtlichen Privilegien. Kühner, gewaltsamer griffen die neuen Herren durch von Tag zu Tage; wohin das hinaus sollte, war unabsehbar. Adel wie Bürgerthum schienen ruinirt zu werden, alle Existenz, auch des nationalen Lebens, bedroht. Anfangs hatte Struensee sich mit dem wirklichen Besitze der Macht genügen lassen, den Ministertitel verschmäht, bald ließ er auch den äußern Glanz der Würden sich und seinen Genossen nicht länger entgehen.

Zu Beginn des Jahres 1771 fühlte sich die Königin schwanger, und als sie am 7. Juli von einer Tochter, der Prinzessin Luise Auguste, entbunden wurde, blieb niemand im Zweifel, wer Vater des Kindes sei. Eine Woche später ließ sich Struensee zum geheimen Cabinetsminister ernennen, wieder eine Woche, sich nebst Brandt in den dänischen Grafenstand erheben, große Geldsummen für den der neuen Würde erforderlichen Aufwand aus Staatsmitteln gewähren, zum Geburtstage der Königin wurden beide die ersten Ritter des neugestifteten Mathildenordens. War die erste Aenderung der Regierungsform, namentlich die Aufhebung des alten Cabinetsconseils, damit motivirt worden, daß der König freie Hand bekommen müsse zu eigenem, unbeeinflusztem Regieren, hatte man die ganze Reform als vom Könige selbst unmittelbar ausgehend und aus seinen Entschließungen entsprungen bezeichnet, so ließ man jetzt diese Maske fallen. Am Tage nach der Ernennung Struensee's zum Cabinetsminister erschien ein Decret, welches allen Ordres des Königs, von Struensee geschrieben, von ihm signirt und in des Königs Namen besiegelt, gleiche Geltung beilegte wie den eigenhändigen, vom König selbst erlassenen. Struensee war damit zum unumschränkten Dictator Dänemarks erhoben. Was wunder, daß man ihm den Plan zuschrieb, den König ganz zu beseitigen sammt dem Kronprinzen, die Königin zu heirathen und sich selbst auf den Thron zu heben! Eine Flut von Pamphleten erschien im Inlande und Auslande der allergemeinsten Art, offen ward Karoline Mathilde's Verhältniß zu Struensee darin besprochen, die große Hure hieß sie und das Schloß Christiansborg das große Bordell. Hatte sie früher die Neigung der Menge besessen, so hatte sich diese längst in Haß verkehrt.

Das Triumvirat selbst lebte keineswegs in Eintracht. Ranzau sah sich in den Hintergrund gedrängt durch Struensee's Ueberlegenheit, Brandt war sein Amt als Wächter des Königs leid, als seiner eigenen Freiheit hinderlich, für seine Schulden hatten die großen Zuwendungen aus den königlichen Kassen nicht genügt, er befand sich in drückender Geldklemme. Der Haß, die Verachtung gegen den Dictator sprach sich in den verschiedensten Kreisen aus, selbst Brandt ward besorgt und warnte Struensee, ohne freilich genau sagen zu können, vor wem. Die Katastrophe trat ein, als sich Ranzau von seinen bisherigen Verbündeten abwandte und ein Complot zu ihrem Verderben begann. Er sicherte sich den Beistand einiger entschlossenen Militärs und trat in Verbindung mit der Stiefmutter des Königs, der verwitweten Königin Juliane Marie und ihrem Sohne, dem achtzehnjährigen Erbprinzen Friedrich. Wie bisher einseitig auf Karoline Mathilde alles Licht ausgestreut wurde, so ist das Bild der Königin-Witwe ebenso einseitig fast überall nur im Dunkel der Verfolgung, der Intrigue, der Herrschsucht erschienen. Schon in den Memoiren des vorigen Jahrhunderts ist sie so gezeichnet und nicht anders von den Vertheidigern Karoline Mathilde's in der neueren Literatur. Doch ist die Stellung der beiden Königinnen durchaus nicht von Haus aus eine feindliche gewesen, und der Juliane Marie zugeschriebene Plan, den König mit seinem Stamme zu vernichten, um ihren Sohn zum König zu machen, ist in nichts zu erweisen. Aber als ihr jetzt durch Ranzau die Mittheilung zuging, daß zum Beginn des Jahres 1772 eine Thronrevolution seitens Struensee's drohe mit dem Ziele, Christian VII. abzusetzen, trat sie seinem Gegenplane, Struensee und Brandt zu stürzen, bei. Es bleibt möglich, daß auch schon vorher unabhängig davon in Juliane Marie's Umgebung ein solches Vorgehen geplant war, aber mehr als zweifelhaft, ob dabei auch Karoline Mathilde mit betroffen werden sollte, immerhin, Ranzau wußte sie zu gewinnen, er und der Cabinetssecretär der Königin-Witwe, Guldberg, wurden die Leiter der Verschwörung.

Struensee aber wiegte sich in Sicherheit. Es ist charakteristisch für ihn: einen Anhang zur Stütze seines Regiments, doch leicht zu bilden aus der Masse der Par-

venus, sich zu schaffen, hat er nicht versucht, er stand auf seiner Höhe einsam, hatte einzig und allein die Königin als Bundesgenossin. Sie war nicht blind gegen die drohende Gefahr, sie hatte ihn gewarnt vor den Folgen der Aenderung im Sommer 1771, der Gedanke an Flucht ist doch wenigstens in die Unterhaltung geworfen worden. Auf die Gegenfrage, welchen Beruf jeder von ihnen im Auslande ergreifen werde, meinte die Königin — wahrlich königlich! — als Sängerin auftreten zu können.

Selbst das Verhältniß zwischen Karoline Mathilde und Struensee war nicht mehr das anfängliche. Sie hatte ihn verachten gelernt, als er bei einer Matrosenrevolte Unentschlossenheit und Feigheit bewies, er war ihres ausschließlichen Umgangs überdrüssig geworden, sie hegte berechtigte Zweifel an seiner Treue. Am Abend des 16. Jan. 1772 gab der Hof einen Ball auf Christiansborg, den letzten Tanz tanzte die Königin mit dem Erbprinzen. Diese Nacht hatten die Verschworenen ausersehen, Struensee, Brandt und die Königin zu verhaften. Gegen 5 Uhr des Morgens drangen sie, Ranzau, Guldberg, Juliane Marie und der Erbprinz in das Schlafgemach des Königs und erzwangen von dem Erschreckten und Ueberraschten den Haftbefehl für die Königin. Gleichzeitig waren die mitverschworenen Offiziere, General Eichstädt und Oberst Köller zur Verhaftung der beiden Grafen geschritten. Sie gelang ohne Widerstand, beide wurden unter starker Bedeckung auf die Citadelle gebracht. Ranzau selbst verhaftete die Königin, sie ward auf die Festung Kronborg abgeführt, man ließ ihr ihre Tochter. Als der Anschlag gelungen, führte man den König auf den Altan des Schlosses, sich der jubelnden Menge zu zeigen, dann im Wagen durch die Straßen der Stadt, die abends in heller Illumination erglänzten. Struensee und Brandt ward der Proceß gemacht, als Verräthern an Land und König. Das Decret vom 14. Juli, das ihn mit jener Allgewalt ausgestattet, die Bereicherung aus öffentlichen Mitteln, der vertraute Umgang mit der Königin, waren der Hauptinhalt der Anklage gegen Struensee, gegen Brandt lautete sie auf Mitschuld an den Verbrechen Struensee's und insbesondere auf körperliche Mishandlung des Königs. Am 27. April ward ihnen das Leben aberkannt und das Urtheil am folgenden Tage in grausamster Form auf dem Osterfelde vor Kopenhagen vollstreckt.

Bis auf die geheimsten Vertraulichkeiten in seinem Umgange mit der Königin war das Verhör Struensee's ausgedehnt worden. Anfangs leugnete, endlich, ob unter einem gewissen Zwange, steht dahin, gestand er zu, was ohnehin kein Geheimniß mehr war. Gleich ihm hatte Karoline Mathilde alles in Abrede gestellt, man brachte ihr Struensee's eigenhändig unterzeichnete Geständnisse und auch sie räumte alles ein. Am 6. April fällte der eingesetzte Gerichtshof das Urtheil dahin, die Königin Karoline Mathilde sei des Ehebruchs schuldig, ihre Ehe geschieden. Es war anfangs die Absicht gewesen, sie nach Aalborg in Jütland in die Verbannung zu schicken, das scheiterte an dem Einspruche des englischen Hofes. Der Proceß gegen die Königin, die geborene englische Prinzessin, hatte in London allgemeine Entrüstung erregt, ein Geschwader ward ausgerüstet, um sich nöthigenfalls vor Kopenhagen zu legen. Die dänische Regierung gab nach und die Königin frei. Zu Anfang des Monats Mai wurde Karoline Mathilde nach Stade und von da nach Celle gebracht, das ihr als Residenz angewiesen war. Ihre Mitgift ward von Dänemark zurückbezahlt, König Georg setzte ihr eine Apanage aus. In Celle lebte Karoline Mathilde nicht mehr volle drei Jahre in gänzlicher Zurückgezogenheit — wol machte ein überspannter Engländer, der Zutritt zu ihr erlangt hatte, ihr den Vorschlag, sie durch eine Contrerevolution auf den dänischen Thron zurückzuführen, und ob sie dem Wagniß sich anzuvertrauen geneigt war, ist zweifelhaft, ihr plötzlicher Tod trat dazwischen — am 11. Mai 1775 erlag sie einem Scharlachfieber, noch nicht 24 Jahre alt. Und so ist schließlich die Summe dieses jungen Menschenlebens und seiner Leidenschaft: ein gewissenloser Parvenu, der nicht zu herrschen verstand, und eine Königin, die der Majestät vergaß.

Vgl. Karl Wittich, Struensee (Leipzig 1879); Quellen und Literatur daselbst. (*P. Hasse.*)

KAROLINENTHAL, eine rasch emporblühende Vorstadt Prags mit eigener Gemeindeadministration, lagert sich in der Thalsohle der Moldau zwischen diesem Flusse und dem Žižkaberge östlich von der Hauptstadt des Landes, von welcher es nur durch die Verzehrungssteuerlinie getrennt ist. Die verhältnißmäßig junge städtische Ansiedelung entstand im Beginne dieses Jahrhunderts auf den seit alten Zeiten dem Orden der „Kreuzherren mit dem rothen Sterne“ gehörigen sogenannten „Spittelgründen“. Mit Decret vom 5. Mai 1817 genehmigte Kaiser Franz den für die Neuanlage zu Ehren der Kaiserin Karoline Auguste in Vorschlag gebrachten Namen „Karolinenthal“. Im J. 1843 zählte der Ort bereits 7990 Einwohner, im J. 1869: 13,384 und nach der letzten Volkszählung vom 31. Dec. 1880: 14,780 (ohne Garnison). Karolinenthal ist als Hauptort des gleichnamigen Gerichtsbezirks Sitz eines k. k. Bezirksgerichts, einer k. k. Bezirkshauptmannschaft und anderer k. k. Aemter. Es hat eine neugegründete Pfarrei mit einer schönen, den slawischen Aposteln Cyrill und Method geweihten Kirche in Basilikenstil und ein reich entwickeltes Schulwesen (deutsche und czechische Volks- und Bürgerschulen, je eine deutsche und czechische Oberrealschule.) Seinen Aufschwung verdankt es der günstigen Lage in der Nähe der Hauptstadt an einem Moldauarme mit einem Hafen, dem Ausgangspunkte einer lebhaften Schiffahrt auf der Moldau und Elbe bis Hamburg, und seinen zahlreichen industriellen Anlagen (Mühlen, Maschinenfabriken, mechanische Webereien, Kattundruckereien, Baumwollspinnereien, Fabriken für chemische Erzeugnisse, für Oel, Stearinkerzen, Rasaglio, Hutwaaren u. s. w.).

Oestlich von Karolinenthal liegt ein großes Militärinvalidenhaus mit geräumigen Exercirplätzen, gegenüber der Stadt in der Moldau lagern sich die Hetzinsel, ein beliebter Vergnügungsort der Prager, und die nunmehr

von den Stationsgebäuden der Oesterreichischen Nordwestbahn eingenommene Rohan'sche Insel. — Mit Prag ist die Vorstadt durch eine Pferdeeisenbahn verbunden.

(*L. Schlesinger.*)

KAROLINGER heißen die Angehörigen der fränkischen Dynastie, welche, nach der Absetzung des letzten Merovingers auf den Thron gehoben, durch Karl den Großen den Gipfel der Macht und des Ruhmes erreichte. Der entsprechende Ausdruck mittelalterlicher Geschichtsquellen: Karlingi (althochd. Charlinga) nebst den verwandten Formen Karoli, Karlenses wird freilich oft in anderer Bedeutung gebraucht, als Volksname für alle Franken, die nach dem Vertrage von Verdun unter Karl dem Kahlen und dessen Dynastie das westfränkische oder französische Reich bildeten: sie hießen Karolinger, ebenso wie die Bewohner des mittlern Theilreiches nach ihren ersten Herrschern mit der Zeit Lotharienses, Lotharii, Lothringer benannt wurden. Indessen heutzutage hat die genealogische Bedeutung des Wortes Karolinger die nationale völlig verdrängt, in der Geschichtswissenschaft gilt nur die erstere. — Der Stammbaum der karolingischen Dynastie geht zurück auf zwei austrasische Große, welche unter König Dagobert I. anfangs (622—627) die vornehmsten Rathgeber desselben waren, Hof und Staat leiteten, auf Bischof Arnulf von Metz (611—627, gest. 16. Aug. 641) und den Majordomus Pippin, gest. 639. Arnulf's älterer Sohn Chlodulf wurde der dritte Nachfolger des Vaters im Bisthume Metz (656—696); ein jüngerer, Ansegisel (Adalgisel), wurde Herzog in Austrasien und Reichsverweser unter dem unmündigen Könige Sigibert III. (632—638); er vermählte sich mit Begga, einer Tochter Pippin's, der außerdem einen Sohn hatte, Grimoald, Majordomus in Austrasien 642—656.

Jener Ehe entstammte Pippin, unter den altkarolingischen Dynasten dieses Namens der mittlere und der erste Karolinger von fürstlicher Stellung, der Begründer des karolingischen Principates: in Austrasien seit etwa 676 mächtig nach Art der Stammesherzoge, wurde er bald nach der Schlacht bei Testri (687) Majordomus in Neustrien und Burgund und behauptete die Reichsgewalt auch nach der Uebertragung jenes Amtes auf nahe Verwandte; bis an sein Lebensende (16. Dec. 714) blieb Pippin neben den merovingischen Titularkönigen das wahre Oberhaupt des Reiches. Im Majordomate folgte Grimoald, einer von den beiden Söhnen, welche ihm Plektrud, seine rechtmäßige Gemahlin, geboren hatte, während er den andern, Drogo, zum Herzog von Champanien (Champagne) erhob, und da beide vor dem Vater starben, Grimoald im J. 714, so wurde ein unmündiger Sohn des letzteren, Namens Theudoald, Majordomus, indessen nur vorübergehend, wie denn auch keiner von den vier Söhnen des im J. 708 verstorbenen Drogo dem Vater oder gar dem Großvater an Macht und Ansehen gleichkam. Der Fortsetzer der Dynastie wurde Karl, zubenannt Martell (Tudites), geb. um 688, Pippin's Sohn aus einer, wie es scheint, illegitimen Verbindung mit Chalpaida. Aus den Kämpfen, welche im J. 715 um die Nachfolge im Majordomate ausbrachen, ging Karl als Sieger hervor; seit 719 alleiniger Majordomus, gab er der neuen Reichsgewalt endgültig das Uebergewicht über das alte Königthum, sodaß er es wagen konnte, nach dem Tode des Königs Theodorich IV. (737) den merovingischen Thron nicht wieder zu besetzen. Als Karl am 21. Oct. 741 starb, überlebten ihn zwei legitime Söhne, Karlmann und Pippin (geb. 714), und vier illegitime, darunter Grifo, den ihm Swanahild, eine Nichte des Baiernherzogs Odilo, geboren hatte, aber bei der Ordnung der Nachfolge wurden nur jene berücksichtigt. Gemäß einer von Karl selbst verfügten Reichstheilung (741) gelangte Karlmann in dem vorwiegend deutschen Osten des Reichs, Pippin (der Jüngere) in dem größtentheils romanischen Westen und Süden, in Neustrien und Burgund zur Herrschaft; den Titel Majordomus behielten sie bei und seit 743 gab es auch wieder einen König aus merovingischem Geschlechte, Childerich III. Im J. 747 dankte Karlmann ab, um nach Rom zu ziehen und Mönch zu werden; als solcher starb er am 17. Aug. 755 zu Vienne; aber obgleich er mehrere, allerdings noch unmündige Söhne hinterließ und Pippin zunächst nur als Vormund derselben die Regierung übernahm, so wurde er dennoch Alleinherrscher. Während seine Neffen im Kloster endeten, ergriff er dauernd Besitz von dem Reiche Karlmann's und im Einverständnisse sowol mit dem römischen Papste Zacharias als mit den fränkischen Großen beseitigte er durch Absetzung Childerich's III. auch das merovingische Scheinkönigthum, um sich selbst zum König der Franken wählen und von den Bischöfen des Reichs weihen zu lassen in Soissons 751, November (erste Hälfte). Die Ceremonie der Salbung, eine der kirchlichen Richtung der älteren Karolinger durchaus entsprechende und bei dem usurpatorischen Charakter ihres Emporkommens besonders zweckmäßige Neuerung, wurde wiederholt, als im J. 754 Papst Stephan III. ins Frankenreich kam. Am 28. Juli vollzog er sie nicht nur an Pippin und dessen Gemahlin Bertrada, sondern auch an ihren Söhnen Karl und Karlmann, und um der Erblichkeit des neuen Königthums in jeder Weise Vorschub zu leisten, verpflichtete er die Großen des Reichs bei Strafe der Excommunication, niemals aus einem andern Geschlechte einen König zu wählen.

Beim Ableben Pippin's, des ersten karolingischen Königs (24. Sept. 768), succedirten demgemäß zunächst dessen Söhne, die Könige Karl (geb. 2. April 742) und Karlmann (geb. angeblich erst 751) als gemeinsame Regenten; das Reich war derart unter ihnen getheilt, daß beide je einen in sich zusammenhängenden, aber aus Romanen und Germanen gemischten Complex erhielten und zwar Karl nördlich einer Grenzlinie, die sich von der obern Garonne in großem Bogen bis zum Mittelrhein hinzog, während Karlmann im Süden regierte. Nun starb dieser am 4. Dec. 771 mit Hinterlassung unmündiger Söhne — darunter einer Namens Pippin — aber ohne ihnen die Nachfolge in seinem Theilreiche gesichert zu haben. Die Großen desselben erklärten sich für Karl, und während die Söhne Karlmann's in Italien eine Zuflucht suchten, ergriff jener auch von dem südlichen Franken-

reiche Besitz. Seit Mitte December 771 war er Alleinherrscher. Drei Jahre später, Mitte 774, erwarb er infolge der Siege, welche er in Italien über den Langobardenkönig Desiderius davontrug, Reich und Krone der Langobarden, sowie unter dem Titel eines Patricius der Römer in Rom und im römischen Ducat Herrschaftsrechte, die der weltlichen Macht der Päpste bedeutend Eintrag thaten, und indem er diese Eroberungspolitik so lange fortsetzte, bis er das Fränkische Reich wesentlich umgestaltet, den Umfang desselben ungefähr verdoppelt und die ursprünglich nationale Monarchie seiner Vorfahren in ein Weltreich von christlich-römischem Gepräge umgewandelt hatte, ließ er sich in Rom am 25. Dec. 800 vom Papste Leo III. zum Kaiser krönen. Von den drei legitimen Söhnen des Kaisers, die damals noch lebten und ihm sämmtlich von seiner Gemahlin Hildegard, einer vornehmen Schwäbin, geboren waren, führten bereits zwei den Königstitel: Pippin, geb. 777, ursprünglich Karlmann genannt, wurde am 15. April 781 zum König von Italien gesalbt und gekrönt, während sein jüngerer Bruder Ludwig, geb. 778, ebendamals die Würde eines Königs von Aquitanien empfing. Karl, der älteste Sohn des Kaisers, war, wie es scheint, als Erbe des Gesammtreichs in Aussicht genommen; seine Weihe zum König erfolgte bei der Kaiserkrönung des Vaters. Auch bei der Reichstheilung von 806 wurde Karl bevorzugt: nicht nur alle Stammlande zwischen Loire und Rhein sollten ihm zufallen, sondern auch ein großer Theil von Burgund und alle deutschen Lande mit Ausnahme Baierns und des südlichen Alamanniens, um welche Italien unter Pippin vergrößert wurde, während Ludwig von Aquitanien auf eine Vergrößerung durch nordburgundische Gebiete und die Provence Anspruch erhielt. Uebrigens sollten sie innerhalb ihrer Reiche selbständig sein, eine Unterordnung der jüngeren Brüder unter den ältesten war nicht vorgesehen. Diese Reichstheilung blieb jedoch nur Entwurf infolge von Todesfällen unter den Hauptbetheiligten. Am 8. Juli 810 starb König Pippin mit Hinterlassung eines jugendlichen und wahrscheinlich illegitimen Sohnes, Bernhard, dem der Kaiser 813 die väterliche Herrschaft in Italien übertrug, ohne ihm übrigens Successionsrechte zuzuerkennen. Am 4. Dec. 811 starb König Karl, unsers Wissens kinderlos; somit war Ludwig von Aquitanien beim Tode des Kaisers am 28. Jan. 814 der einzige Thronerbe, der ihn überlebte, und Karl der Große hatte ihn als seinen alleinigen Nachfolger auch noch selbst anerkannt, da er ihn am 11. Sept. 813 in Aachen zum Kaiser krönte. Kaiser Ludwig I., zubenannt der Fromme (Pius), war damals vermählt mit Irmingard; diese, eine Tochter des austrasischen Grafen Ingram, hatte zwei Töchter und drei Söhne geboren: Lothar (795), Pippin (803) und Ludwig (um 804), und schon 817 wurden die Ansprüche derselben auf Succession gesetzlich geregelt. Lothar wurde stark bevorzugt; während Pippin und Ludwig den Königstitel und jener Aquitanien, dieser — später der Deutsche zubenannt — Baiern als Hauptland erhielten, empfing Lothar die Kaiserwürde, die Anwartschaft auf das übrige Reich und einen Inbegriff von oberherrlichen Rechten über seine Brüder, sodaß diese nur als Unterkönige erscheinen. Darin lag eine große Neuerung; der altherkömmliche und auch noch von Karl dem Großen berücksichtigte Grundsatz, bei dem Vorhandensein mehrerer Söhne das Reich zu gleichem Rechte zu theilen, war verlassen, die Einheit und Untheilbarkeit des Reiches und die Succession nach dem Rechte der Primogenitur wurden zum Princip erhoben. Bezüglich Italiens erging die Bestimmung, daß die Abhängigkeit dieses Königreichs vom Kaiserreiche unter Lothar so bleiben sollte, wie sie unter Karl dem Großen gewesen war, mit andern Worten, der Fortbestand der Pippinischen Dynastie wurde rechtlich nicht in Frage gestellt, sie wurde implicite anerkannt. Nichtsdestoweniger machte König Bernhard noch im J. 817 einen Empörungsversuch und führte dadurch seinen Untergang herbei; als Staatsverbrecher zum Tode verurtheilt, starb er am 17. April 818 an den Folgen der über ihn verhängten Blendung. Das Königreich Italien ging auf Lothar über: 822 trat dieser die Regierung an und hatte seitdem eine eigenthümliche Doppelstellung als Kaiser und nomineller Mitregent des Vaters und als Beherrscher eines besondern Reichs. Inzwischen war die Kaiserin Irmingard gestorben (October 818) und bald darauf heirathete Ludwig der Fromme zum zweiten mal; spätestens im Frühjahre 819 vermählte er sich mit Judith, einer Tochter des alamannischen Grafen Welf, und diese gebar am 13. Juni 823 einen Sohn, der nach seinem Großvater Karl benannt wurde. Seitdem beschäftigte den Kaiser und die Kaiserin keine Angelegenheit so lebhaft wie die Sorge, auch diesen Sohn ausgiebig mit Land und Leuten auszustatten, das Thronfolgegesetz von 817 in seinem Interesse zu modificiren; sie unternahmen es sogar, den Widerstand, auf den sie stießen, durch außerordentliche Maßregeln, wie die Absetzung Lothar's als Mitregenten (829), zu brechen, und daraus entwickelte sich dann bald ein schwerer, bis zum Kriege und Gewaltsamkeiten jeder Art gesteigerter Conflict, der Reich und Dynastie bis auf den Grund erschütterte und für die weiteren Schicksale derselben den entscheidenden Wendepunkt bilden sollte. Das dynastische Ziel, welches Ludwig der Fromme verfolgte, wurde schließlich erreicht; sein Sohn Karl, später zubenannt der Kahle, trat den Söhnen erster Ehe als Miterbe des Reiches gleichberechtigt zur Seite, aber der Preis, um den dieser Erfolg errungen wurde, war gewaltig. Er bestand in der Einheit und Untheilbarkeit des Reiches, wie sie im J. 817 reichsgesetzlich sanctionirt worden waren, das Kaiserthum Karl's des Großen ging in den Kämpfen für und wider die Successionsberechtigung seines Enkels Karl zu Grunde, als reale Weltmacht wurde es von den Karolingern selbst vernichtet. Nachdem König Pippin I. von Aquitanien im December 838 aus dem Leben geschieden war und zwei Söhne, Pippin und Karl, hinterlassen hatte, starb Kaiser Ludwig I. am 20. Juni 840, ehe die letzte Entscheidung gefallen war, und seine Gemahlin Judith folgte ihm am 19. April 843 ins Grab. Inzwischen wüthete unter den Söhnen Ludwig's der Bruderkrieg, bis ihn die Schlacht bei Fontanet (Fontenoy bei Auxerre, 28. Juni 841) und das feste

Bündniß Ludwig's des Deutschen und Karl's des Kahlen zu Ungunsten Lothar's und seines Verbündeten, des Königs Pippin II. von Aquitanien, entschieden. In dem Vertrage von Verdun (August 843), dem wiederum das alte Princip der Theilung zu möglichst gleichen Theilen und unbedingt gleichem Rechte zu Grunde lag, wurde Pippin II. überhaupt nicht berücksichtigt. Aquitanien mit seinen Reben und Nachbarländern Waskonien, Septimanien und der Spanischen Mark fiel an Karl den Kahlen, dem außerdem das nordwestliche Burgund (Bourgogne), ganz Neustrien und Francien im engeren Sinne mit Bretagne und Flandern — also eine compacte und durchaus romanische Ländermasse zugesprochen wurde, und nach manchen vergeblichen Versuchen, sich trotzdem in Aquitanien zu behaupten, endete Pippin II. als Gefangener seines Oheims Karl in Klosterhaft nach 864, während sein Bruder Karl, von Ludwig dem Deutschen beschützt und begünstigt, es bis zum Erzbischof von Mainz brachte (856—863). Ludwig's Reich hatte wie dasjenige seines Stiefbruders Karl einen nationalen Charakter; dem romanischen, speciell altfranzösischen Wesen des letztern gegenüber sammelte und verkörperte das Ostfränkische Reich die meisten deutschen Elemente der karolingischen Weltmonarchie; zu Baiern, welches Ludwig selbst als Haupt- und Stammland betrachtete, kam nicht nur das übrige rechtsrheinische Deutschland mit Ausnahme von Friesland hinzu, sondern auch links vom Rheine das Gebiet der drei ostfränkischen Sprengel Mainz, Worms, Speier und das südliche Alamannien bis zur Aare. Endlich Kaiser Lothar's Antheil bestand aus einem Conglomerate von romanischen und germanischen Ländern, welche aller natürlichen Gemeinsamkeit entbehrten, weder geographisch noch national zusammenhingen, nämlich aus Italien, der Provence und dem übrigen Burgund, Austrasien und Elsaß, Friesland. Dieses älteste Lotharische Reich war in jeder Beziehung ein künstliches Gebilde und durch den Umstand, daß es recht eigentlich kaiserliches Gebiet war, die Kaiserstädte Rom und Ravenna, Trier und Aachen in sich begriff, wurde es um nichts fester, es zerfiel fast ebenso rasch, wie es entstanden war. Aus seiner Ehe mit Irmingard, Tochter des Grafen Hugo von Tours, hatte Kaiser Lothar I. drei Söhne, und den ältesten derselben, Ludwig II., geb. 825, bestimmte er zu seinem Nachfolger in Italien und in der Kaiserwürde, die nunmehr nur noch als Titel und als Anspruch auf eine weltliche Herrschaft über Rom Werth hatte; am 15. Juni 844 wurde Ludwig II. vom Papste Sergius II. zum König der Langobarden geweiht, am 6. April 850 salbte ihn Papst Leo IV. zum Kaiser. Lothar II. und Karl, die jüngeren Söhne Lothar's I., der im September 855 abgedankt und sich ins Kloster Prüm zurückgezogen hatte, um hier schon nach einigen Tagen, am 29. Sept., zu sterben, kamen im Reiche diesseit der Alpen zur Herrschaft. Der Vater selbst hatte es unter sie getheilt, er hatte Lothar II. die überwiegend deutschen Lande: das Elsaß, Mosellanien, Ripuarien, Friesland zugewiesen, während der romanische Süden, die Provence und die benachbarten burgundischen Grafschaften an Karl fielen. Kränklich (epileptisch) wie er war, starb dieser bereits im J. 863 und seine Brüder, Kaiser Ludwig II. und König Lothar II., waren die Erben, sie theilten sich in das provençalische Reich und die Lotharische Dynastie reducirte sich somit auf zwei Linien oder Häuser. Indessen weder Lothar II. noch Ludwig II. besaßen successionsfähige Kinder; jener, vermählt mit Engelberga, hatte überhaupt nur eine Tochter, Irmingard, und dieser nur aus der vielbestrittenen Ehe mit seiner frühern Concubine Waldrade einen Sohn, Namens Hugo. So war denn der Heimfall ihrer Länder an die andern Karolinger schon bei Lebzeiten jener Herrscher vorauszusehen, aber in welcher Folge und zu welchen Antheilen, das ließ sich bei der Rivalität, die zwischen den ostfränkischen und westfränkischen Karolingern bestand, mit Sicherheit nicht bestimmen, darüber mußten Politik und Familienverhältnisse entscheiden. Ludwig der Deutsche, seit 827 vermählt mit der Welfin Hemma, einer Schwester seiner Stiefmutter Judith, erzeugte in dieser Ehe, die erst 876 (31. Jan.) durch den Tod Hemma's gelöst wurde, drei Söhne: Karlmann, Ludwig und Karl, und drei Töchter, welche sämmtlich in den geistlichen Stand traten, Aebtissinnen wurden, während die Söhne, mit Ausnahme Ludwig's, der erst spät heirathete, nämlich Liutgardis, Tochter des sächsischen Grafen Liudolf, sich früh vermählten, aber auch alle drei illegitime Verbindungen eingingen, vornehmlich Karlmann mit Liutswinda, der Mutter seines Sohnes Arnolf. Die rechtmäßige Gemahlin Karlmann's war eine Tochter des bairischen Markgrafen Ernst, und Karl, später zubenannt der Dicke, heirathete 862 Richardis, eine Tochter des elsässischen Grafen Erchanger. Auch an der Herrschaft gewannen die Söhne Ludwig's des Deutschen frühzeitig Antheil. Karlmann übernahm 856 die Verwaltung der südöstlichen Marken mit Einschluß von Kärnten, Ludwig wurde im Norden unter den Sachsen thätig und heimisch, Karl übte gräfliche Rechte in Schwaben, und diesen Stellungen der Söhne entsprachen die territorialen Bestimmungen, welche der Vater in einer Reichstheilung von 865 traf. Sein Stiefbruder Karl der Kahle war zweimal verheirathet: in erster Ehe mit Irmintrud, des Grafen Odo von Orleans Tochter, vermählt 842, gestorben 869, und mit Richilde, vermählt 870, gestorben nach 910, Schwester des Grafen Boso von Vienne, der seinerseits Irmingard, die Tochter Kaiser Ludwig's II., heirathete. Aber nur aus Karl's erster Ehe, der im Ganzen acht Kinder entstammten, waren Söhne am Leben, und zwei derselben, Lothar, gest. 865, und Karlmann, gest. nach 876, hatten Geistliche werden müssen; zur Succession wurden nur die beiden ältesten, Ludwig, zubenannt der Stammler, und Karl ausersehen. Dieser, seit 855 König von Aquitanien, starb schon am 29. Sept. 866, jener, 856 zum König von Neustrien ernannt, wurde 867 Nachfolger seines Bruders in Aquitanien. Als nun die Lotharische Dynastie nördlich der Alpen mit König Lothar II., gest. am 8. Aug. 869, zu Ende ging, brach zwischen den westfränkischen und ostfränkischen Karolingern sofort Streit aus um das Erbe. Entgegen einem mit

Ludwig dem Deutschen geschlossenen Theilungsvertrage ergriff Karl der Kahle 869 einseitig und eigenmächtig Besitz und erst nach vielfachen Abwandlungen der Macht- und Rechtsverhältnisse gingen die ostfränkischen oder deutschen Karolinger, beziehungsweise deren Nachfolger, aus dem Kampfe um Lothringen und das übrige lothaʒische Reich als Sieger hervor. Nach dem Vertrage von Meersen (8. Aug. 870) theilten sich Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle in das streitige Gebiet derart, daß alles Land im Westen einer Linie, welche von der Mündung der Maas eine weite Strecke diesem Strom entlang und dann über die Mosel bis zur Rhône gezogen wurde, an Karl, dagegen die östlichen und nördlichen Landestheile an Ludwig fallen sollten. Am 12. Aug. 875 starb Kaiser Ludwig II., König von Italien, und obwol er selbst seinen Vetter Karlmann, den ältesten Sohn Ludwig's des Deutschen, zu seinem Nachfolger designirt hatte, so griff auch hier Karl der Kahle zu. Er rückte in Italien ein, wurde in Rom am 25. Dec. 875 vom Papste Johann VIII. zum römischen Kaiser gekrönt, als solcher Karl II., und als am 28. Aug. 876 Ludwig der Deutsche starb, machte er sogar noch einen Versuch, sich des ganzen linksrheinischen Deutschlands zu bemächtigen. Aber der ostfränkische König Ludwig II. (der Jüngere) wies diesen Angriff in der blutigen Schlacht bei Andernach am 8. Oct. 876 erfolgreich zurück. Bald darauf, am 6. Oct. 877, starb Karl der Kahle, und nachdem sein Sohn, König Ludwig II. (der Stammler), nur kurz regiert hatte — am 8. Dec. 877 gekrönt, starb er schon am 10. April 879 — vermochten dessen Söhne, die Könige Ludwig III. und Karlmann, gekrönt im September 879, das westfränkische Reich nicht einmal in dem Umfange zu behaupten, den es nach dem Vertrage von Meersen hatte. In dem Vertrage von Ribemont (Februar 880) verzichteten sie auf das französische Lothringen zu Gunsten ihres ostfränkischen Verwandten, König Ludwig's des Jüngern, des Siegers von Andernach. Dieser, dem durch eine Reichstheilung mit seinen Brüdern vom November 876 die Herrschaft über die Stämme der Franken, Thüringer und Sachsen gesichert war, nahm damals überhaupt eine bedeutende Stellung ein. Als sein Bruder Karlmann, der Baiern erhalten hatte und im September 877 trotz der Usurpationen Karl's des Kahlen König von Italien geworden war, am 22. Sept. 880 starb, folgte ihm Ludwig in Baiern, während die Krone von Italien schon bei Lebzeiten Karlmann's auf den jüngsten der drei Brüder, auf Karl von Schwaben übergegangen war; im Februar 881 wurde dieser auch zum römischen Kaiser gekrönt, als solcher Karl III. König Ludwig III. (der Jüngere) überlebte die neuen Erwerbungen freilich nicht lange; am 20. Jan. 882 starb er, ohne Söhne zu hinterlassen, deshalb folgte ihm sein Bruder Kaiser Karl III. in dem gesammten Umfange des Ostfränkischen Reiches. Ferner war auch die westfränkische Dynastie bald nahe daran auszusterben; am 5. Aug. 882 starb Ludwig III., berühmt als Sieger über die Normannen bei Saucourt, und am 12. Dec. 884 verschied sein Bruder, König Karlmann, beide ohne successionsfähige Nachkommen. Von den Enkeln Karl's des Kahlen lebte überhaupt nur noch ein nachgeborener Sohn Ludwig's des Stammlers, Namens Karl, und da dieser, geb. am 17. Sept. 874, beim Tode seiner Brüder noch ein unmündiges Kind war, so wurde er zunächst nicht berücksichtigt, sondern um die Mitte des Jahres 885 Kaiser Karl III. auch auf den Thron von Westfrancien erhoben. Mit Ausnahme von der Provence und Burgund, wo Boso von Vienne die höchste Gewalt usurpirt hatte und seit October 879 als gekrönter König eigenmächtig herrschte, gehorchte um das Jahr 886 so ziemlich das ganze Reich Karl's des Großen noch einmal einem einzigen Karolinger, seinem Urenkel Kaiser Karl III., aber freilich nur für kurze Zeit; die Wiedervereinigung der fränkischen Theilreiche, wie sie aus dem Vertrage von Verdun hervorgingen, war nur eine vorübergehende Erscheinung. Denn bald stellte sich heraus, daß der Kaiser zur Regierung des großen und durch die wüthenden Angriffe der Normannen schwer gefährdeten Reiches in keiner Weise befähigt war, und so begann schon im November 887 ein allgemeiner Abfall, der sich, während der entthronte Kaiser am 13. Jan. 888, verlassen und nur von einem Bastard Namens Bernhard überlebt, das Zeitliche segnete, zu einer Abwendung von den Karolingern überhaupt gestaltete. Nur die deutschen Stämme und ihre Großen hielten an der alten Dynastie, beziehungsweise an dem Mannsstamme derselben fest, indem sie den zwar illegitimen, aber thatkräftigen und geachteten Sohn Karlmann's von Baiern, Herzog Arnolf von Kärnten, im November 887 auf den Thron erhoben. Dagegen waren die neuen Herrscher, die nach dem Sturze Karl's III. in Italien und Burgund emporkamen, meistens nur in weiblicher Linie oder durch Verschwägerung mit den Karolingern verwandt, wie Ludwig, Sohn des Königs Boso von Vienne und beim Tode desselben (11. Jan. 887) Nachfolger im Königreiche Niederburgund und Provence, als römischer Kaiser 890—924 Ludwig III.; dieser war durch seine Mutter Irmingard ein Enkel Kaiser Ludwig's II., während der burgundische Graf Hugo, Nebenbuhler und Erbe des Hauses von Vienne und Stifter einer burgundisch-italienischen Dynastie, seinen Stammbaum mütterlicherseits auf König Lothar II. zurückführte, und Markgraf Berengar von Friaul, 888 König von Italien, 915—924 römischer Kaiser, durch seine Mutter Gisela zu den Enkeln Ludwig's des Frommen gehörte. Bei Wido von Spoleto, dem Rivalen Berengar's in der italienischen Königswürde, 888—894, und Vorgänger desselben im römischen Kaiserthume, 891—894, worin ihm hinwiederum sein Sohn Lambert bis 899 nachfolgte, sind verwandtschaftliche Beziehungen zu den Karolingern überhaupt nicht mehr nachzuweisen. Diese spoletinische, übrigens zeitweilig auch Westfrancien prätendirende Dynastie stand dem alten Königs- und Kaiserhause ebenso fern wie das neue westfränkische Geschlecht, welches nach seinem bedeutendsten Ahnherrn, dem Markgrafen Robert dem Tapfern von Anjou, das Robertinische genannt, in der Person seines Sohnes Odo, 888—898 König von Westfrancien, zunächst Kaiser Karl III. verdrängte, um dann das Westfränkische Reich

den Nachkommen Karl's des Kahlen mit wechselndem Erfolge ein Jahrhundert lang streitig zu machen und es ihnen schließlich zu entreißen. Während der Wirren in Frankreich behauptete der ostfränkische Arnolf die Herrschaft über Lothringen so fest, daß er dort im Mai 895 einen seiner Bastarde, den Zwentibald, zum König einzusetzen vermochte. Er selbst, seit 894 auch König von Italien, wurde am 22. Febr. 896 zum römischen Kaiser gekrönt und hinterließ, als er 899 Ende des Jahres starb, aus seiner Ehe mit Ota einen legitimen, aber unmündigen Sohn, Ludwig IV., zubenannt das Kind. Dieser folgte im Ostfränkischen Reiche mit Einschluß Lothringens, wo Zwentibald's Herrschaft schon im Jahre 900 endete, und mit ihnen erlosch die von Ludwig dem Deutschen gestiftete Dynastie der ostfränkischen oder deutschen Karolinger; am 20. Aug. 911 (oder 24. Sept.) starb König Ludwig IV., kaum achtzehnjährig und unvermählt. In der Folgezeit gab es überhaupt nur noch in Westfrancien (Frankreich) und Lothringen Karolinger, die den Mannsstamm Karl's des Großen fortsetzten.

Der Wiederhersteller der westfränkischen Dynastie war der schon erwähnte Enkel Karl's des Kahlen, Karl III., zubenannt der Einfältige; zum König gekrönt am 23. Jan. 893, also noch bei Lebzeiten seines Robertinischen Widersachers Odo, wurde er nach dem Tode desselben (1. Jan. 898) Alleinherrscher, und 911, während des Thronwechsels in Deutschland, fiel ihm auch Lothringen zu. Hier behauptete sich König Karl jedoch nur, solange König Konrad I. (911—918) lebte; vor König Heinrich I., dem Stifter des sächsischen Hauses und Enkel der Karolingerin Liutgarde, mußte er zurückweichen (923—925), und da er zugleich im Innern mit zwei übermächtigen Gegenkönigen, mit Robert I., dem zweiten der Robertiner, gest. 15. Juni 923, und Rudolf von Burgund (Bourgogne), erhoben am 13. Juli 923, zu kämpfen hatte, so war er außer Stande, sich auf dem Throne zu halten; 929 endete er im Elend als Gefangener eines feindlichen Großen. Ein Sohn Karl's und seiner angelsächsischen Gemahlin Aethgiwa, Ludwig, geb. 921, verlebte seine Jugendzeit in England am Hofe des Königs Aethelstan, seines Oheims, aber nach dem Tode des Königs Rudolf, gest. am 14. Jan. 936, wurde er von den westfränkischen Großen zurückgeholt (daher sein Beiname der Ueberseeische) und 936 durch Wahl und Krönung auf den Thron seiner Väter erhoben; Ludwig IV. regierte bis zu seinem Tode (September 954) und war seit 939 vermählt mit der verwitweten Herzogin Gerberga von Lothringen, einer Schwester des deutschen Königs Otto I. Aus dieser Ehe stammten zwei Söhne, die den Vater überlebten: Lothar und Karl, aber nur jener, am 12. Nov. 954 zum König geweiht, succedirte auf dem Throne und behauptete sich trotz aller Schwierigkeiten, die ihm aus der fortdauernden und gesteigerten Rivalität der Robertiner erwuchsen; als er am 2. März 986 starb, vollzog sich die Nachfolge seines Sohnes Ludwig V., der mütterlicherseits ein Enkel der deutschen Kaiserin Adelheid war, ungehindert. Während dessen hatte Karl, der jüngere Sohn Ludwig's IV., sein Glück außerhalb Frankreichs gesucht; mit König Lothar entzweit, war er in deutschen Reichsdienst übergetreten und hatte von Kaiser Otto II. im J. 976 (oder 977?) das Herzogthum Niederlothringen zu Lehen genommen, ohne sich deshalb etwaiger Ansprüche auf den französischen Thron begeben zu wollen. Als sein Neffe, Ludwig V., nach kurzer, kaum einjähriger Regierung am 21. Mai 987 kinderlos starb, machte Karl von Lothringen seine Ansprüche nachdrücklich geltend, aber vergeblich; die französischen Großen waren ihm durchweg abgeneigt, u. a. auch wegen seiner Lehensabhängigkeit vom deutschen Kaiser; sie sprachen ihm jedes Anrecht auf die Krone ab und wählten Herzog Hugo von Francien (Hugo Capet) zum König, gekrönt am 3. Juli 987. Dieser, der dritte Robertiner, der im Gegensatze zu einem Karolinger auf den Thron von Frankreich erhoben wurde, beseitigte die karolingische Dynastie endgültig. Alle Versuche, welche Karl von Lothringen machte, um sich des französischen Reiches mit Waffengewalt zu bemächtigen, scheiterten; er selbst gerieth mit seiner Gemahlin Agnes, Tochter des Grafen Heribert II. von Troyes, mit seinem Sohne Ludwig und Erzbischof Arnulf von Rheims, einem Bastard des verstorbenen Königs Lothar, durch Verrath in die Gefangenschaft seines Gegners Hugo (991) und endete bald darauf im Kerker. Das gleiche Schicksal hatten später sein Sohn Ludwig, während Otto, Karl's älterer Sohn, die Freiheit bewahrte und dem Vater im Herzogthume von Niederlothringen folgte (1022). Die beiden Töchter Karl's, Gerberga und Irmingard, vermählten sich mit Grafen dieses Landes, aus deren Nachkommenschaft fürstliche Geschlechter, die Herzoge von Brabant und die Markgrafen von Namur, hervorgegangen sind. Herzog Otto von Niederlothringen starb 1012, unters Wissens ohne Nachkommen. Er ist der letzte Karolinger, den die Geschichte kennt; mit diesem unbedeutenden und noch dazu übelbeleumundeten Sprößlinge der westfränkischen oder französischen Dynastie erlischt das ehedem so gewaltige Geschlecht in denselben Gegenden, wo es vier Jahrhunderte früher bei seinem ersten Emporsteigen zu weltgeschichtlicher Größe heimisch war.

Vgl. Joh. Fr. Böhmer, Regesta Karolorum (Frankfurt a. M. 1833); neu bearbeitet von E. Mühlbacher, Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern 752—918 (J. F. Böhmer, Regesta Imperii I, Innsbruck 1880, Liefer. 1. 2); Th. Sickel, Acta regum et imperatorum Karolinorum digesta et enarrata (Wien 1867, 2 Theile). Ueber mittelalterliche Genealogien des karolingischen Hauses vgl. W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen (Bd. I, 138, 170; II, 407). Aus der darstellenden Literatur: (D. H. Hegewisch), Geschichte der fränkischen Monarchie von dem Tode Karl's des Großen bis zu dem Abgange der Karolinger (Hamburg und Kiel 1779); A. Fr. Gfrörer, Geschichte der ost- und westfränkischen Carolinger vom Tode Ludwig's des Frommen bis zum Ende Konrad's I. (2 Bde., Freiburg i. Br. 1848); W. B. Wenck, Das fränkische Reich nach dem Vertrage von Verdun 843—861 (Leipzig 1851); L. A. Warnkönig und P. A. F. Gerard, Histoire des Carolingiens (2 tomes, Bruxelles et Paris 1862); Jahrbücher der

deutschen Geschichte. Herausgegeben durch die historische Commission bei der königl. Akademie der Wissenschaften (in München), eröffnet mit F. E. Bonnell, Die Anfänge des karolingischen Hauses (Berlin 1866) und beschlossen mit E. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches (Bd. I [Ludwig der Deutsche], Berlin 1862; Bd. II [Die letzten Karolinger. Konrad I.], Berlin 1866). — C. von Kalckstein, Geschichte des französischen Königthums unter den ersten Capetingern (1. Bd. [der Kampf der Robertiner und Karolinger], Leipzig 1877); G. Waitz, Deutsche Verfassungsgeschichte (3. und 4. Bd., Die Karolingische Zeit, Kiel 1860, 1861; 3. Bd., 1. Abth., 2. Aufl. (*E. Steindorff.*)

KÁROLYI DE NAGY-KÁROLY, ungarisches Grafengeschlecht, das in der politischen, dann in der Kriegs- und Culturgeschichte Ungarns seit Jahrhunderten eine hervorragende Rolle spielt. Seinen Ursprung führt das Geschlecht in traditioneller Weise auf das sagenhafte Geschlecht Kupulon (später Kapuloni, Koplon, Kaplyon, auch Kaploni und Kaplioni) zurück, das mit Árpád um das J. 895 nach Ungarn eingewandert sei. Bestimmte Meldung von dem Geschlechte, nach dem auch eine Burg den Namen führte, hat man jedoch erst aus dem J. 1212. Der Sitz des Geschlechts war schon im 13. Jahrhundert das Comitat Szatmár, wo dasselbe auch seine Güter hatte. Dem Geschlechte entsprossen die adeligen Familien Bagossy, Csomaközy, Vetessy, Baday und Károlyi. Als den directen Stammvater der letztgenannten Familie betrachtet man Johann Kaplyon, dessen Sohn Simon und Enkel Andreas, genannt Eurdungh (Ördöng, um 1291), das Geschlecht fortsetzte. Derselbe hatte zwei Söhne: Eudus (Medard) und Eurdung Simon. Die drei Söhne des Eudus waren: Michael, Nikolaus Vadislaus und Andreas. Die beiden letztgenannten führten um 1387 schon den Namen „Károly" nach dem gleichnamigen Orte im szatmárer Comitat. Eurdung Simon's Sohn Michael pflanzte mit Anna Bechty das Geschlecht fort. Derselbe erscheint urkundlich im J. 1408. Von seinem Sohne Bartholomäus, der den Beinamen „de Károly" führt (1418), nahm das heutige Grafengeschlecht seine directe Abstammung. Derselbe besaß fünf Söhne, deren Nachkommenschaft jedoch zumeist in der nächsten Generation ausstarb; nur Johann (um 1445) setzte den Stamm fort. Von dessen Söhnen besaß nur Ladislaus (1502) einen Sohn Peter (1540), der seinerseits vier Söhne hatte, aber auch unter diesen konnte blos Michael (gest. 1595) mit Elisabeth Perényi dem Stamme dauernde Fortpflanzung bieten. Sein Sohn Michael (1586—1616) erhielt das Baronat (11. Dec. 1609) und die Obergespanswürde; er hatte mit Barbara Segnyey sechs Kinder (fünf Söhne und eine Tochter) gezeugt, von denen Ladislaus (gest. 1689) mit zwei Gemahlinnen (1. Juditha Csapy, 2. Elisabeth Semmyey) zahlreiche Nachkommenschaft hatte (drei Söhne und sieben Töchter). Der Stammhalter wurde Alexander, Obergespan und General, (gest. 1743), der den Grafenstand erhielt (5. April 1732). Sein Sohn Anton (1732—1791), ebenfalls kaiserlicher General, setzte mit Josepha Freiin von Harukern das Geschlecht fort. Dessen Sohn Joseph (1768—1863) hatte von Elisabeth, geb. Gräfin Waldstein, drei Söhne und drei Töchter; alle drei Söhne (Stephan, Ludwig und Georg) pflanzten das Geschlecht fort, das gegenwärtig in mehrern Linien blüht. Vgl. Nagy, Magyarország családai (Ungarische Familien), VI, 98 fg. — Szirmay, Szatmár vármegye (das Comitat Szatmár) Bd. II. an verschiedenen Stellen. — Gresi, Károlyi-család oklevéltára (Urkundenbuch der Familie Károlyi), Bd. I, 1883.

Das alte Familienwappen der Károlyi war ein Falke (magyar. karvaly), der auf einem Fuße steht, mit dem andern aufgehobenen Fuße hält er ein rothes Herz, das er nach einigen alten Siegeladdrücken mit seinem Schnabel zerfleischt. — Das gräfliche Wappen zeigt im Schilde vier Hauptfelder, von denen die beiden untern durch zwei aufsteigende, pyramidal convergirende Linien in drei Theile getheilt werden. Der runde Herzschild ist von einer oben in den Schwanz sich beißenden gekrönten und geflügelten Schlange (Drachen) umschlossen. In diesem blauen Herzschilde befindet sich das alte Familienwappen: auf einem weißen Felsen (nach anderer Version auf grünem Dreihügel) der Falke mit ausgebreiteten Flügeln und auf einem Fuße stehend, im rechten Fuße hält er das rothe Herz. Im Hauptschilde: 1) in Blau ein rechts aufsteigender, achtendiger silberner Hirsch; 2) in Silber ein schwarzer einköpfiger Adler, rechts sehend, mit ausgebreiteten Flügeln; 3) in Blau ein rechtsgekehrter, doppeltgeschweifter goldener Löwe, welcher in beiden Vorderpranken eine von Silber und roth quergetheilte einwärts fliegende Fahne vor sich hält; 4) in Blau ein geflügelter und gekrönter Engelskopf; endlich 5) in Silber aus einer goldenen Krone eine gekrönte, rothweiß geflügelte Sirene mit Fischschweif. Auf dem Schilde ruht die Grafenkrone, auf welcher sich drei gekrönte Turnierhelme, der mittlere ins Visir gestellt, zwischen zwei gegeneinandergekehrten erheben. Auf der Krone des rechten Helms steht einwärtssehend ein goldener, doppeltgeschweifter Löwe, welcher mit den Vorderpranken ein Schwert vor sich hält; aus der Krone des mittleren Helms wächst ein schwarzgeharnischter schwarzer Ritter empor, welcher in der Rechten das Schwert, in der Linken an den Haaren ein blutiges Haupt hält; auf der Krone des linken Helms steht ein einwärts sehender silberner Greif, welcher in der rechten Vorderklaue ein Schwert schwingt, mit der linken aber einen grünen Blumenzweig vor sich hält. Die Helmdecken sind rechts blau mit Gold, links roth mit Silber unterlegt. Schildhalter: zwei auswärtssehende goldene Löwen, in der freien Vorderpranke eine von Silber und Roth mit gewechselten Tincturen quergetheilte Fahne an goldener Stange haltend. Die Devise ist: Fide et virtute famam quaere. Vgl. Walther, A Károlyiak czimeréről („Ueber das Wappen der Károlyi") in „Akademiai értesitö" („Akademischer Anzeiger") 1847, p. 41—46.

Das Geschlecht der Károlyi hat dem Staate und der Kirche hervorragende Diener geliefert; wir können aus der großen Anzahl derselben nur die bedeutendsten

näher betrachten. Wir beobachten dabei die chronologische Reihenfolge.

1) Im öffentlichem Leben begann die bedeutsamere Thätigkeit der Károlyi im letzten Viertel des 14. Jahrhunderts. Als König Ludwig der Große von Ungarn mit Tode abgegangen war, erhob sich die Oligarchie gegen dessen Tochter und Erbin Maria und deren Gemahl Siegmund, Fürst von Brandenburg, später König von Ungarn und Böhmen und römisch-deutscher Kaiser. Maria und ihr Gemahl wurden von den aufständischen Großen sogar gefangen gesetzt, von den getreuen Anhängern aber wieder befreit. Unter diejenigen, welche in dieser Zeit dem bedrängten jungen Fürstenpaare treu zur Seite standen, gehörten auch die Edeln Ladislaus und Andreas Károlyi, Söhne des Eudus (Marhard oder Medard), denen Siegmund im J. 1387 das Recht verlieh, daß sie die Verbrecher und Uebelthäter (Diebe, Räuber, Wegelagerer, Brandstifter, Zauberer, Hexen, Münz- und Siegelfälscher) allerorten ergreifen und kraft eigener Gewalt gefangen setzen könnten; ebenso haben sie und ihre Nachkommen das Recht, den Pfahl oder Galgen aufzurichten und jene Verbrecher nach den anerkannten Gebräuchen des Landes und nach dem Charakter ihrer Missethaten foltern, hängen, köpfen, pfählen oder auf andere Art hinrichten zu lassen, ohne daß irgendwelcher Gespan oder Comitatsstuhlrichter dagegen Einsprache erheben durfte. Auch wurde es zu keiner Zeit irgendwelchem Gespan gestattet, die obgenannten Ladislaus und Andreas Károlyi oder deren Angehörige zu verurtheilen oder vor sich zu laden oder sie wegen irgendwelcher Klage zur Verantwortung zu ziehen. Sollte jemand gegen diesen Ladislaus und Andreas oder gegen deren Nachkommen irgendeine Klage erheben wollen, so kann dies nur vor dem Richter des königlichen Hofes (Judex curiae) geschehen; ausgenommen hiervon sind nur die Fälle des geistlichen Gerichts. Vgl. Szirmay, l. c. II, p. 10—11.

Diese Urkunde zeigt die beiden Brüder Károlyi in hohem Ansehen bei Siegmund, der sich damals nur „von Gottes Gnaden Fürst von Brandenburg und Oberstkämmerer des heiligen römischen Reiches, Herr und Vorsteher von Ungarn" nennt; sie wirft aber auch ein grelles Licht auf die mangelhaften Zustände der öffentlichen Sicherheit im Lande; endlich bezeichnet sie den Beginn der reichen Begabungen, deren das Geschlecht der Károlyi von jetzt ab von seiten der Könige theilhaftig wurde.

2) Von demselben Siegmund stammt noch eine andere interessante Urkunde. Wie wir oben angeführt, hatte Simon Eurdung de Kaplyon's Sohn Michael (um 1408) mit Anna Bechly (Becsky) zwei Söhne: Bartholomäus und Ladislaus (Lancz) gezeugt. Bartholomäus de Károly führte das Geschlecht fort, er wurde mit seiner Gemahlin Christine der eigentliche Stammvater des heutigen Geschlechts. Dieser Bartholomäus war nun ein treuer Begleiter des Kaisers und Königs Siegmund auf dessen zahlreichen Kriegsfahrten im In- und Auslande, wobei er sich durch heldenmüthige Thaten auszeichnete. Siegmund verwendete seinen Getreuen Bartholomäus überdies zu schwierigen diplomatischen Sendungen nach Frankreich, England und Deutschland und dieser leistete hierbei sowol durch seine Treue wie durch seine Gewandtheit und durch sein kluges Benehmen dem Kaiser und Könige sehr wesentliche Dienste. Zur Belohnung dessen ertheilte Siegmund im J. 1418 an Bartholomäus de Karoly einen Donationsbrief, womit er demselben die alten Familienbesitzungen von neuem bestätigte. Die letzteren umfaßten damals die Ortschaften Károly (seit 1428 „Nagy-Károly", d. i. „Groß-Károly" zum Unterschiede von der Puszta Károly oder Károli), Kaplony, Bobáld, Besend, Petri, Csomaköz, Fény, Embel, Bada, Csanalos und Olsova — alle im szatmárer Comitat. Christina, die Gattin des Bartholomäus, war die Tochter des Besitzers von Istvánd und Kölcse und wird im J. 1445 schon als Witwe erwähnt. Aus dieser Ehe stammen die drei Söhne Andreas, Johann und Michael, von denen Johann das Geschlecht fortpflanzte. Vgl. Nagy, l. c. VI, p. 103; Szirmay, l. c. II, p. 11—12.

3) Michael Károlyi, Sohn Michael's und der Elisabeth Perényi, wurde im J. 1585 geboren; er verlor den Vater in seinem zehnten Lebensjahre und wurde unter der Aufsicht seiner Mutter erzogen. Es gelang ihm, an den kaiserlichen und königlichen Hof zu gelangen, wo wir ihn später als Truchseß Matthias' II. finden. Aber auch im Felde erwarb er sich Verdienste. Für seine Leistungen als Hofwürdenträger und Krieger erhielt er am 11. Dec. 1609 das Vorrecht des rothen Siegels, wodurch er in die Reihen der Magnaten, der Barone des Landes erhoben wurde. Wie groß das Vertrauen des Hofes in Michael Károlyi gewesen, zeigt auch die Thatsache, daß er am 14. Dec. 1618 als königlicher Commissar mit den siebenbürgischen Abgesandten in Nagy-Károly die Unterhandlungen geleitet. Durch seine Cousine Susanna (gest. 1622), die erste Gemahlin des Fürsten Gabriel (Gábor) Bethlen von Siebenbürgen, war er mit diesem hervorragenden Manne verwandt. Bethlen erhob ihn auch zur Würde eines Obergespans von Szatmár und Ferdinand II. bestätigte am 16. Juli 1622 ihn in dieser Würde. Auch zu seinem Rathe hatte Fürst Bethlen ihn ernannt; überdies war er Ritter vom goldenen Sporn. Er starb im J. 1626. Seine Gemahlin war Barbara Segnyey de Lapispatak, mit der er sieben Kinder hatte. Darunter folgte Adam dem Vater seit 1641 in der Würde eines szatmárer Obergespans, welche Würde von jetzt ab fast ununterbrochen in der Familie der Károlyi verblieb. Vgl. Nagy, l. c. p. 104.

4) Ladislaus, Sohn Michael's und der Barbara Segnyey, wurde nach dem Tode seines Bruders Michael (gest. März 1661) am 13. Juli 1661 zum Obergespan von Szatmár ernannt und erhielt am 18. Febr. 1669 von Kaiser Leopold I. das Versprechen, daß in dieser Würde ihm sein Sohn Michael nachfolgen werde. Aber Michael, der General-Oberst in der kaiserlichen Armee war, verlor in einem Treffen gegen die Aufständischen des Emerich Tökölyi im J. 1682 sein Leben. Derselbe war mit Maria Haller verheirathet, welcher Ehe eine Tochter, Elisabeth (später die Gattin des Thomas Csáky),

entsprang. Der Vater des Ladislaus Károlyi wurde mittlerweile im J. 1670 auch zum Oberkapitän der szatmárer Burg ernannt. Durch die fortdauernden Türkenkriege sowie infolge der innern Wirren hatten die Stadt Nagy-Károly und die andern Besitzungen der Familie schweren Schaden erlitten. Der Monarch suchte diese Verluste und die Treue des Freiherrn Ladislaus Károlyi durch neue Gunstbezeigungen zu vergelten. Er wurde zum Ritter des goldenen Sporn und zum königlichen Oberstkämmerer bestellt, eröffnete im J. 1681 als königlicher Commissar den Landtag und erhielt die Würde eines königlichen Personals (Stellvertreters) an der königlichen Tafel (Appellationsgericht) in Oberungarn. In der Obergespanswürde von Szatmár wurde noch bei seinen Lebzeiten sein einzig am Leben gebliebener Sohn Alexander (s. d.) zu seinem Nachfolger ernannt (4. Aug. 1687); Vater und Sohn wohnten als Obergespane dem Landtage und der Krönung Joseph's I. (26. Aug. 1687) bei, worauf Freiherr Ladislaus selbst den Sohn in seine neue Würde feierlichst einführte. Er starb am 28. Febr. 1689. Freiherr Ladislaus war zweimal vermählt. Aus der zweiten Ehe mit der Elisabeta Sennyey von Kis-Sennye entsprossen zwanzig Kinder, die aber größtentheils schon frühzeitig starben. Auf dem Schlachtfelde verlor Baron Ladislaus außer seinem Sohne, dem Feldobersten Michael, noch einen zweiten Sohn, Stephan, der in einem Treffen bei Szegedin (1686) fiel. Von seinen Söhnen überlebte ihn nur Alexander (s. d.).

5) **Alexander Károlyi**, der Neubegründer der Károlyischen Familie, war ein Sohn des Freiherrn Ladislaus Károlyi (s. d.) und der Elisabeta Sennyey und wurde am 20. März 1668 (nicht 1669, wie sonst gemeldet wird) zu Nagy-Károly geboren. Drei Jahre alt verlor er seine Mutter und kam nach Munkács an den Hof der Fürstin Sophia Báthory, Witwe von Georg II. Rákóczi; hier war der Jesuit Johann Tyukody bis 1676 sein Erzieher. In den nächsten vier Jahren lebte Alexander theils in Ungvár bei Siegmund Barkóczy, theils in Munkács, ging 1681 in die Jesuitenschule nach Kaschau, wurde 1682 von seiner Schwester Judith, Gemahlin des Barons Stephan Palocsay, nach Palocsa geführt, wo er, nach einem Aufenthalte in Lublau (Oberungarn), bis 1686 verweilte. Damals brachte ihn der Vater zur Fortsetzung seiner Studien nach Wien, von dort in das Jesuitencollegium nach Preßburg. Nach dem Tode seines Bruders Stephan war Alexander der alleinige männliche Sproß seiner Familie; er vermählte sich schon 1687 mit Christina, der Tochter des Freiherrn Georg Barkóczy. Bald darauf (4. Aug. 1687) erhielt er neben seinem Vater Ladislaus Károlyi (s. d.) die Würde eines Obergespans von Szatmár und als sein Vater nach zwei Jahren starb, versah Alexander trotz seiner Jugendlichkeit die Obliegenheiten seiner Würde mit Klugheit und Kraft.

Es waren damals schlimme Tage in Ungarn. Seit der mißglückten zweiten türkischen Belagerung von Wien (1683) wurde die Herrschaft der Türken in Ungarn von Jahr zu Jahr weiter zurückgedrängt. Im J. 1686 gelangte die ungarische Hauptstadt Ofen wieder unter die rechtmäßige Herrschaft ihres Königs, im folgenden Jahre fand bei Mohács eine siegreiche Schlacht gegen die Türken statt und es wurde demzufolge das westliche und mittlere Ungarn vom türkischen Joche befreit. Aber das Werk der Wiederaufrichtung christlicher Herrschaft in den arg verwahrlosten Landstrichen war keine geringe Arbeit; sie wurde um so schwieriger, als die leitenden Kreise in Wien die Verhältnisse und Zustände Ungarns nur wenig kannten und infolge absolutistischer Aspirationen zu allerlei Staatsstreichgelüsten geneigt waren. Im Lande selbst herrschte große Unzufriedenheit wegen der Last an Steuern und Abgaben und infolge der ungemeinen Ansprüche für das Heer, das freilich seinerseits durch Uebergriffe und Ausschreitungen die Uebel noch erhöhte. Obergespan Alexander Károlyi duldete keinerlei Schmälerung seiner Rechte, deshalb entstand zwischen ihm und dem Commandanten von Szatmár schon 1691 ein Conflict; der Obergespan wurde als ein „Aufrührer" beim Höchstcommandirenden, dem Markgrafen Ludwig von Baden, verklagt und mußte im festen Schlosse Ecsed Zuflucht und Sicherheit suchen. Die Grundlosigkeit dieser Anklage stellte sich jedoch bald heraus; schon im folgenden Jahre sehen wir den Obergespan Alexander Károlyi in voller Gnade vom Kaiser und vom jüngeren Könige Joseph I. empfangen.

Mittlerweile waren die Heere des Kaisers siegreich vorgedrungen; der größte Theil von Ungarn befand sich in königlicher Gewalt, Siebenbürgen hatte der Krone Ungarn wieder gehuldigt, bis an den Balkan waren die türkischen Truppen zurückgedrängt. Da erachteten die wiener Staatsmänner die Zeit für gekommen, die staatsrechtlichen und administrativen Neuerungen in Ungarn durchzuführen. Der Cardinal-Fürstprimas von Ungarn, Kollonics, hatte den Entwurf des neuen „Einrichtungswerkes" verfaßt und dieses Elaborat wurde im J. 1696 einer Versammlung ungarischer Magnaten und Würdenträger geistlichen und weltlichen Standes zur Berathung und Annahme vorgelegt. Unter den Einberufenen war auch Alexander Károlyi in seiner Eigenschaft als Obergespan und Baron der königlichen Gerichtstafel. Den Eindruck, den die Eröffnungen und Vorschläge des Cardinals machten, erzählt Alexander in seiner „Selbst-Biographie" also: „Ich muß gestehen, die meisten unter uns fielen beinahe in Verzweiflung, daß wir unseres Schweigens und unserer Muthlosigkeit wegen gänzlich würden unterdrückt werden. Aber Gott ermuthigte einen dem Vaterlande und der Krone unerschütterlich treuen geistlichen Würdenträger (Paul Szechenyi, Erzbischof von Kalocsa), der den wider uns erregten Unwillen Sr. Majestät durch seinen auf unsere Gesetze begründeten weisen Vortrag beschwichtigte."

Die Vorlage wurde abgelehnt; aber der Plan von seiten der absolutistischen Partei doch nicht aufgegeben. Zu den materiellen Lasten und den anticonstitutionellen Verordnungen und Maßnahmen der wiener Regierung, die übrigens zum Theil ihre Entschuldigung, wenn auch nicht Rechtfertigung in den dringlichen Bedürfnissen des Augenblicks, in den ungeregelten Zuständen und in den kriegerischen Zeitläuften fanden, gesellten sich namentlich in Oberungarn auch noch religiöse Plackereien als Folge

einer übereifrigen katholischen Propaganda. Die Gegenreformation griff da mit roher Hand ein und verletzte die Gemüther aufs tiefste. So hatte sich im nördlichen und östlichen Ungarn ein gefährlicher Zustand entwickelt, der nur des richtigen Moments und namentlich des Führers harrte, um in offenen Aufstand auszubrechen.

Dieser Führer fand sich in Franz II. Rákóczi. Obergespan Alexander Károlyi hatte rechtzeitig auf diese bedenklichen Momente aufmerksam gemacht, namentlich erregten ihm die Zusammenrottungen der Bauern und das Aufhissen der Fahne Rákóczi's (1703) große Besorgniß. Er suchte den kaiserlichen General Nigrelli in Kaschau auf, um sich mit diesem über die Dämpfung des ausbrechenden Aufstandes zu berathen. Hier begegnete er aber kühler Aufnahme, man schien seine Treue neuerdings zu verdächtigen. So entschloß sich Alexander, die Bekämpfung der Kuruzen (d. i. der Anhänger Rákóczi's) hauptsächlich mit seinem Comitats-Banderium zu unternehmen. Er griff die Scharen am 7. Juni bei Dolha an, schlug sie und kehrte mit reichen Kriegstrophäen nach Károly zurück.

Alexander Károlyi brachte die erbeuteten Fahnen nach Wien, um, wie er sagt, für die Gespanschaften Szatmár und Ugocsa, mit deren Aufgebot er die Aufrührer zerstreut hatte, eine Belohnung zu erlangen. In Wien wurde er mit großer Zurückhaltung empfangen; zwar der Kaiser behandelte ihn wohlwollend und auszeichnend, aber Kollonics und die Minister wollten weder an die von ihm geschilderte Gefährlichkeit des Aufstandes glauben, noch die Ursachen dieses Aufstandes (drückende Steuerlast, übermäßige Salzpreise, willkürliche Rekrutenaushebung, Gegenreformation u. s. w.) beseitigen, ja sie verdächtigten abermals Károlyi's Treue und meinten, er habe die erbeuteten Fahnen aus irgendeiner Rumpelkammer hervorgezogen. Der Hofkriegsrath lehnte dessen Anträge ab: kein besseres Schicksal hatte eine zweite Denkschrift Károlyi's; alle seine Bemühungen zu Gunsten einer Pacificirung Ungarns blieben fruchtlos und so verließ er, tief gekränkt, nach zwei Monaten Wien.

Unterwegs traf er mit dem Hauptanführer Rákóczi's, mit dem Grafen Nikolaus Bercsényi, zusammen und dieser führte ihn zu Rákóczi selbst, der mittlerweile einen wahren Siegeslauf durch das östliche und nördliche Ungarn genommen hatte. Rákóczi empfing den zurückgesetzten und gekränkten Mann mit Freuden; Károlyi leistete dem Fürsten den Treueid und wurde von diesem sofort zum General ernannt. Dem Beispiele des hochangesehenen Obergespans Alexander Károlyi folgten zahlreiche Adelige und das Kuruzenheer Rákóczi's erlangte gegen Ende 1703 eine Stärke von 70,900 Mann.

Károlyi marschirte mit seinen Truppen auf Pest zu, vereinigte sich mit dem Grafen Bercsényi und beide brachten die ungarischen Bergstädte Neusohl, Schemnitz, Altsohl, Kremnitz u. a. in die Gewalt des Aufstandes, ja Károlyi drang bis nach Mähren und Niederösterreich vor und plünderte und verbrannte das kaiserliche Castell. So war in wenig Wochen ganz Nordungarn, mit alleiniger Ausnahme von Preßburg, in Rákóczi's Händen. Die Kurzsichtigkeit der wiener Staatsmänner wurde hart bestraft.

Ende 1703 begab sich Károlyi mit seinem Heere über die gefrorene Donau nach Westungarn und stand am 12. Jan. 1704 vor Papa, von wo er das Volk zu den Waffen rief. Mehr als 60 Edelleute mit ihren Banderien schlossen sich ihm an und bald war mit Ausnahme der Stadt Oedenburg und einiger fester Schlösser an der österreichischen Grenze alles Land jenseit der Donau in Károlyi's Gewalt. Dieser trat auch mit dem Erzbischofe von Kalocsa, Paul Széchenyi, der vom Kaiser dazu bevollmächtigt worden war, in Friedensunterhandlungen, die aber zu keinem günstigen Resultate führten. Károlyi behauptete indessen seine Eroberungen in Westungarn und fügte den Bewohnern in Oesterreich und Steiermark durch Einfälle und Brandschatzungen empfindlichen Schaden zu, ja am 10. März 1704 unternahm er einen Streifzug bis in die Umgegend von Wien und machte reiche Beute. Nun brachten aber die Erfolge des kaiserlichen Generals Heister das Heer Károlyi's in Verwirrung, sodaß zahlreiche Kuruzen die Flucht ergriffen, nur mit traurigen Trümmern seines aufgelösten Armeecorps konnte er über die Donau entkommen; Westungarn huldigte wieder seinem rechtmäßigen Herrscher und war vorläufig für den Aufstand verloren. Károlyi begab sich tief beschämt zu Rákóczi in dessen Lager bei Erlau, wo er jedoch wohlwollend aufgenommen wurde.

Károlyi warb im Auftrage des Fürsten bei Kecskemét und in Kumanien ein neues Heer mit bestem Erfolg; mit 4000 Reitern vereinigte er sich bei Gran mit Bercsényi; dadurch bekamen die Aufständischen in Nordwesten wieder die Oberhand. Am 28. Mai schlug er die Kaiserlichen im Passe von Somolan und brach neuerdings in Oesterreich ein; seine Reiter streiften wieder bis in die unmittelbare Nähe von Wien; ebenso erfolgreich war der Ueberfall, den Károlyi am 3. Juli bei St.-Gotthard gegen den kaiserlichen General Rabatta ausführte. Károlyi behielt nun den Oberbefehl jenseit der Donau bis an die steierische Grenze, von wo aus die verwüstenden Einfälle auf österreichisches Gebiet nach dem barbarischen Kriegsgebrauche jener Zeit fortgesetzt wurden. Zwischen Károlyi und dem Fürsten Rákóczi entstanden indessen Mißhelligkeiten, weil letzterer das Commando in Szatmár nicht an Károlyi übertragen hatte. Auch sonst gab es Ursachen zu allerlei Mißstimmung des ehrgeizigen Mannes, der erst nach eindringlichen Bitten Rákóczi's sich zu weiteren Unternehmungen gegen den Kaiser bestimmen ließ. Anfangs 1705 machte er neue Streifzüge nach Oesterreich, wurde jedoch auf dem Rückzuge abermals von Heister überrascht und theilweise geschlagen (31. März).

An der Landesversammlung der Rákóczi-Partei zu Szécsény (Sept. 1705) nahm Károlyi persönlich keinen Antheil, doch wurde er in den hier bestellten Staatsrath an des Fürsten Seite gewählt. Sodann erhielt er Befehl, die kaiserliche Armee auf dem Marsche nach Siebenbürgen durch Verwüstung des Landes aufzuhalten. Károlyi vollzog diesen grausamen Befehl nur zum Theil; die Zerstörung der Städte ließ er nicht zu. Das Heer

Rákóczi's wurde am Passe Zsibo von den Kaiserlichen total geschlagen (10. Nov.), die Umgebung des Fürsten beschuldigte Károlyi des Einverständnisses mit dem Feinde; doch wies Rákóczi diese Verdächtigung zurück, schenkte vielmehr Károlyi nach wie vor sein volles Vertrauen. Er betraute ihn auch mit der Wiedereinnahme Siebenbürgens.

Károlyi drang mit seinen Truppen erfolgreich bis Weißenburg vor (April 1706), ohne jedoch größere Resultate zu erzielen; ferner setzte Károlyi den Krieg in den Theilen jenseit der Theiß mit wechselndem Glücke fort. Diese Kriegführung war insbesondere durch arge Verwüstungen gekennzeichnet. Auf dem blutigen Convent zu Onod (Juni 1707) war es Károlyi, der durch den zweiten Säbelhieb den Malcontenten Rákoczy in öffentlicher Sitzung tödtete. Rákóczi's Aufstand hatte den Höhepunkt erreicht. Von jetzt ging es rasch abwärts und Alexander Károlyi war dabei in hervorragender Weise betheiligt.

Wegen eines Misserfolges gegen die Raizen (September 1707) wurde er von Rákóczi mit Mistrauen und Kälte empfangen; aber auch Károlyi wurde mehr und mehr verstimmt, namentlich verletzte ihn das herrische Gebaren Bereczényi's, des Haupttrathgebers und Oberfeldherrn des Fürsten. Die Schlacht bei Trencsin (4. Aug. 1708) brach vollends die Widerstandskraft der Aufständischen. Károlyi sah mit Besorgniß und Verdruß die Hartnäckigkeit Rákóczi's und Bereczényi's gegen jeden Ausgleichs- und Friedensversuch; er lieh deshalb den Vorstellungen des Magnaten Johann Pálffy Gehör (November 1710) und leistete am 14. März 1711 in Debreczin dem Kaiser heimlich den Eid der Treue. Hierauf begab er sich zu Rákóczi nach Galizien, um diesen zur Annahme der Friedenspunkte zu bewegen. Rákóczi schenkte Károlyi fortdauernd Vertrauen und ließ durch ihn die Conföderirten nach Husst einberufen. Károlyi folgte dem Rathe Pálffy's und versammelte die Stände in Szatmár; hier theilte er (4. April) die vereinbarten Friedenspunkte mit und diese wurden von den Versammelten mit lebhaftem Beifall angenommen. Der Szatmárer Friede (1. Mai 1711) war geschlossen. Rákóczi beschuldigte in einem Manifeste Károlyi des Vertrauensbruches.

Der Szatmárer Friedensschluß ist wesentlich ein Werk Károlyi's und sichert denselben den Dank seiner Nation, weil dadurch der langwierige innere Streit zwischen der Krone und den ungarischen Ständen seine endliche Beilegung gefunden hat. Für seine Bemühungen um den Frieden wurden Károlyi vom Hofe 50.000 fl. zugesagt; nach Abschluß des Friedensvertrages suchten einzelne Misgünstige die Bestätigung der Friedensurkunde sowie die Ausfolgung der Belohnung zu hintertreiben. Károlyi gelang es, mit Hülfe des Prinzen Eugen von Savoyen diese feindlichen Absichten zu vereiteln. Statt der 50,000 fl. erhielt Károlyi Güter, die heute Millionen werth sind. Ferner ernannte ihn die Regentin, Kaiserin-Witwe Eleonora, am 15. Sept. 1711 zum stellvertretenden obersten Feldherrn in Ungarn; Kaiser Karl VI. (als ungarischer König Karl III.) bestätigte ihn in dieser Würde (27. Jan. 1712). In demselben Jahre wurde Károlyi mittels Diploms vom 5. April in den erblichen Grafenstand erhoben. Auf dem Landtage 1723 erschien er als königlicher Commissar und erhielt in diesem Jahre (12. Sept.) die Würde eines Wirklichen Geheimen Rathes, auch wurde er am 7. Oct. 1723 zum General der Cavalerie und am 5. Jan. 1724 zum Mitglied des neuerrichteten ungarischen Statthaltereirathes und Oberdirector der Landescommission ernannt. Im J. 1734 errichtete Graf Alexander Károlyi auf eigene Kosten ein Husarenregiment, zu dessen Hauptobersten er am 12. Jan. 1734 ernannt wurde. Die wirkliche Führung übernahm sein einziger Sohn Franz. Als im J. 1741 Maria Theresia ihr bedrohtes Erbe vertheidigen mußte, wurde Graf Alexander mit der Leitung des adeligen Aufgebots jenseit der Theiß betraut, zugleich erhielt er (24. Sept.) den Rang eines Feldmarschalls.

Graf Alexander Károlyi hatte also von seiten des Hofes reiche Vergeltung seiner Bemühungen um den Frieden von Szatmár erhalten. Sein Ehrgeiz sowie sein materielles Interesse fanden vollauf Befriedigung. Der Graf war übrigens ein trefflicher Wirth, der seine weitläufigen Besitzungen in Ordnung hielt; aber auch wohlthätige Stiftungen verewigen seinen Namen. In Nagy-Károly baute er den Piaristen Kirche, Kloster und Schule, ebenso ein Armenspital; in Pest stiftete er den Schwestern der heiligen Klara (Klarissinnen) ein Kloster u. s. w. Graf Alexander starb am 8. Sept. 1743 im 75. Jahre seines Lebens. Von seinen Kindern erreichte nur eine Tochter Maria (mit Graf Gabriel Haller vermählt) und ein Sohn, Franz, die Großjährigkeit.

Vgl. außer Szirmay, Nagy, noch insbesondere die „Autobiographie" des Grafen Alexander Károlyi in den „Monum. Hung. hist." Bd. IV. und V., dann die zahlreichen Quellen im „Archivum Rákóczianum", im Auftrage der ungarischen Akademie von Kol. Thaly veröffentlicht (noch nicht abgeschlossen), die Quellenpublikationen zur Rákóczi-Zeit von Fiedler, Krones u. a. Dann die Monographien Thaly's über Bottyan, Desköy, Rákóczi; die Geschichtswerke von Mich. Horváth, Lad. Szalay (beide ung.), Fessler-Klein (Geschichte von Ungarn), Krones (Geschichte Oesterreichs Bd. IV.); Arneth, Prinz Eugen von Savoyen und Geschichte der Maria Theresia, Bd. I., u. a.

6) Franz Károlyi, Sohn des Grafen Alexander (s. d.) und der Christina, geb. Gräfin Barkóczy, wurde im J. 1705 geboren; schon am 24. Juli 1721, also kaum sechzehnjährig, erhielt er die Obergespanswürde von Szatmár; im J. 1734 übernahm er das Commando über das von seinem Vater errichtete Reiterregiment und kämpfte mit demselben am Rheine. Im türkischen Kriege wurde er im J. 1737 zum Generalmajor und im J. 1741 zum Stellvertreter des Höchstcommandirenden ernannt. Im Oesterreichischen Erbfolgekriege 1744 versah er die Stelle eines Landes-Oberkriegscommissärs in den Theilen diesseit der Theiß und erhielt am 3. Sept. 1745 die Würde eines Wirklichen Geheimen Rathes; am 23. Nov. dieses Jahres wurde er zum Schiedsrichter an der Septemviral-

tafel (dem obersten Gerichtshofe) ernannt. Aber im J. 1748 rief ihn der neuausgebrochene Krieg abermals zu den Waffen, er wurde General der Cavalerie; die Kaiserin-Königin Maria Theresia verlieh ihm überdies die Würde eines königlich ungarischen Ober-Truchsessen. Graf Franz war ein Meister des Wortes und ein Freund der Wissenschaften. Als Schiedsrichter fungirte er bei Regelung der Grenzstreitigkeiten zwischen dem ödenburger Comitate und Steiermark, dann bei einem ähnlichen Rechtsfalle zwischen dem Comitate Bihar und Siebenbürgen. Als Mäcen der Wissenschaften errichtete er im J. 1755 in Nagy-Károly eine Druckerei, wozu er im J. 1755 die Requisiten der leutschauer Buchdruckerei für 2576 fl. kaufte. Er selber beschäftigte sich in seinen Mußestunden mit literarischen Arbeiten und übersetzte Mehreres aus dem Französischen ins Ungarische. Seine eigenen Schriften sind: „A szent Bibliában levő históriák tanulásának igen könnyü módja" d. i. die leichteste Methode zur Erlernung der biblischen Geschichten (Nagy-Károly, 1758, 8) und „A szent Bibliában levő históriák s arra kivántató idő-szám-táblákrnak summája d. i. „Inbegriff der in der Bibel vorkommenden Geschichten mit den dazu gehörigen chronologischen Tabellen" (ibid. 1757, 2. Auflage 1759. 8).

Schon diese Schriften beweisen die religiöse Neigung des Grafen Franz Károlyi, die sich auch in eifriger Propaganda zu Gunsten des Katholicismus sowie in dem Baue von Kirchen, darunter die schöne Kirche zu Tót-Megyer, kundgab. Sein Tod erweckte allgemeine Theilnahme, über 10,000 Menschen wohnten seinem Leichenbegängnisse bei. Er war mit Christine, Gräfin Csáky, vermählt; aus dieser Ehe überlebten den Vater ein Sohn Anton (s. d.) und zwei Töchter, Franziska (mit Joseph Graf Starhemberg vermählt) und Barbara (Gemahlin des Grafen Szapary.) Vgl. Nagy Iván, l. c. VI, p. 106—107; Szirmay l. c. II.; Danielik, Magyar Írók (d. i. Ungarische Schriftsteller) II, p. 131.

7) Anton Károlyi, Sohn des Franz Károlyi (s. o.) und der Christine, geborenen Gräfin Csáky, wurde am 25. Oct. 1732 geboren und widmete sich gleichfalls dem Soldatenstande; am 30. Juli 1751 erhielt er als Major im Regiment seines Vaters die k. k. Kämmererwürde, ward 1755 Oberststellvertreter im Infanterieregiment Joseph Esterhazy, in dem blutigen Gefechte bei Lobositz (1. Oct. 1756) wurde er verwundet. Seiner militärischen Verdienste wegen ernannte die Kaiserin-Königin ihn am 18. Oct. 1758 zum General, nachdem er vier Tage vorher in der heißen Schlacht bei Hochkirchen mit seinem Regiment eine preußische Artillerieschanze erstürmt und 36 Kanonen erobert hatte. Bei dieser Gelegenheit stürzte er vom Pferde und wäre fast von den Rossen der eigenen Reiter zertreten worden. Die tapfere That wurde durch die Verleihung des Maria-Theresien-Ordens ausgezeichnet (9. Jan. 1759).

Gleich seinen Vorgängern widmete Graf Anton sich auch dem Civildienste seines Vaterlandes und bewies sich als Freund und Gönner culturelle Bestrebungen. Die Würde eines Obergespans von Szatmár bekleidete er seit dem 4. Sept. 1758. Zur Herstellung der Burgen und Festungen spendete er dem Staatsschatze 20,000 fl.; den bedrängten Bergwerksbeamten zu Nagy-Bánya überließ er drei Jahre hindurch 12,000 Kübel Weizen für einen sehr niedrigen Preis; im J. 1775 übergab er der Kammer abermals 10,000 fl., welche Summe Maria Theresia dem adeligen Convicte in Preßburg zuwies. Auch übertrug die Monarchin dem schulfreundlichen Magnaten das Amt eines Schuldistricts-Oberdirectors. Beim Ausbruche des Bairischen Erbfolgekrieges (1778) rüstete Graf Anton 100 Husaren aus und zahlte an die Kriegskasse 6000 fl. Beitrag. Ihm verdankt man die ersten Versuche zur Regulirung der Theiß; mit einem Kostenaufwande von 17,000 fl. legte er einen Theil des Ecseder Sumpfsees, der damals 28 Quadratmeilen groß war, trocken; ferner berief er Colonisten (Deutsche) auf seine weitläufigen Besitzungen, legte dort neue Ortschaften an, erbaute Kirchen und Schulen, unterstützte arme Schüler, begünstigte Gelehrte u. s. w.

Für solch rastloses Wirken im Dienste des Staates und der Menschheit zeichnete ihn die Monarchin auch stets wieder aus. Im J. 1760 wurde er zum Schiedsrichter bei der Septemviraltafel, im J. 1763 zum Oberst-Inhaber des Infanterieregiments Graf Bethlen und im J. 1766 zum Wirkl. Geh. Rathe und Alterego des Höchstcommandirenden ernannt. Im J. 1775 erhielt er die Würde eines königlichen Oberst-Truchsessen und im J. 1787 das Amt eines Kapitäns der königlich-ungarischen Leibgarde. Die ihm am 29. März 1790 übertragene Würde eines Banus von Kroatien konnte er verschiedener Hindernisse wegen nicht übernehmen, doch wurde ihm in demselben Jahre am 12. Nov. der Orden des goldenen Vließes verliehen.

An Ehren und Verdiensten reich starb Graf Anton an der Schwelle des Greisenalters 24. Aug. 1791 zu Penzing bei Wien. Von seiner Gemahlin Josepha, Freiin von Harrukern, hatte er eine sehr reiche Mitgift empfangen. Aus dieser Ehe stammt nur ein Sohn, Joseph (s. d.). Vgl. Nagy Iván, l. c. p. 107—108.

8) Joseph Károlyi, Sohn des Vorigen, geboren am 7. Oct. 1768, wurde schon 1776, also im achten Lebensjahre, zum Obergespan von Békes ernannt und im nächsten Jahre von seinem Vater in dieser Würde installirt. Seine Studien machte Graf Joseph in Waitzen, Pest und Wien; hier widmete er sich insbesondere der Jurisprudenz. Im Alter von 24 Jahren erhielt er die k. k. Kämmererwürde und die Stelle eines Secretärs bei dem königlich-ungarischen Statthaltercollegium, am 20. Aug. 1790 führte er das Banderium des Comitats Szatmár nach Wien und brachte im October desselben Jahres im Auftrage des ungarischen Landtages das königliche Inaugural-Diplom an Leopold II. nach Frankfurt a. M.; von dorther kehrte er mit der Antwort des Kaisers und Königs wieder nach Ofen zurück. Als Nachfolger seines Vaters wurde er zum Obergespan von Szatmár ernannt (13. Oct. 1791). Im J. 1796 ist er Mitglied jener Landesdeputation, welche dem Erzherzoge Karl die kriegerische Antheilnahme der adeligen Insurrection (Aufgebots) anbot und im

J. 1797 führte er das Aufgebot des Comitats Szatmár, im J. 1800 die adeligen Truppen der Comitate Szatmár, Szaboles, Marmaros, Bereg und Ugocsa als deren Oberster und Brigadier ins Feld. Auch sonst brachte er gleich seinen Vorfahren reiche Opfer auf dem Altar des Vaterlandes. Er rüstete auf eigene Kosten 555 Rekruten aus, gab für Kriegszwecke 124,000 fl., 4400 Metzen Hafer, 2800 Metzen Mais, 1900 Metzen Roggen u. s. w. Seine Schenkungen und Stiftungen für Schul- und Kirchenzwecke sind gleichfalls bedeutend; er ließ u. a. die Kirchen zu Poroszló und Nagy-Majthény, sowie die Pfarrhäuser in Nagy-Majthény, Jozsefháza und Szanizló erbauen. In Nagy-Károly erbaute er ein hübsches Castell. Graf Joseph starb in der Blüte des Mannesalters, im 35. Jahre seines Lebens im J. 1803 zu Wien. Der Graf war seit 1789 mit Elisabeth Gräfin Waldstein-Wartemberg, k. k. Sternkreuzordens-Dame, vermählt. Aus dieser Ehe entsprossen folgende Kinder: 1) Maria (geboren 1793, gestorben 1848), vermählt mit dem Grafen Franz Königsegg-Aulendorf, k. k. Kämmerer; 2) Stephan (s. d.); 3) Ludwig (geboren 15. Sept. 1799, gestorben 1863) beendete seine Studien in Pest, wo er am 21. Nov. 1819 die juristische Doctorwürde erwarb; später zum k. k. Kämmerer und Obergespansstellvertreter des Csongrader Comitats ernannt, betheiligte er sich auch an der Gründung der ungarischen Gelehrten-Gesellschaft, zu welcher er 10,000 fl. spendete, und an dem Associationswesen; im J. 1836 übernahm er den Vorsitz im ungarischen Landes-Agricultur-Vereine. Die Würde eines Obergespans von Abauj erhielt er im J. 1847, bald auch die eines k. k. Wirkl. Geh. Rathes. Auf dem Gebiete der Humanität entfaltete Graf Ludwig eine seltene Opferwilligkeit. Dem Landes-Agricultur-Vereine widmete er testamentarisch 50,000 fl., dem pester wohlthätigen Frauenvereine 5000 fl., dem pester Blindeninstitute 4000 fl., der Gründung eines Spitals in Tót-Megyer 15,000 fl., den Armen der Stadt Neitra 4000 fl., der katholischen Pfarrei in Tót-Megyer 10,000 fl. In ähnlicher Weise versah er auch andere seiner weitläufigen Besitzungen mit beträchtlichen Begabungen. Aus der Ehe mit Ferdinanda, Fürstin von Kaunitz-Rittberg, entstammen die Grafen Ladislaus (s. d.) und Alois, letzterer am 8. Aug. 1825 geboren, gegenwärtig k. k. österreichisch-ungarischer Botschafter in London. 4) Franziska (geboren 19. Oct. 1800, gestorben 1823), vermählt mit Albert, Graf von Stáray. 5) Georg (s. d.).

9) Stephan Károlyi, Sohn des Grafen Joseph und der Elisabeth, Gräfin Waldstein-Wartemberg, wurde am 18. Nov. 1797 zu Wien geboren. Schon in seinem sechsten Jahre verlor er den Vater, der in seinem Testamente seiner Gemahlin aufgetragen hatte, daß „sie ihre Kinder in Ungarn erziehen lassen solle, damit sie in ungarischer Umgebung und unter ungarischen Sitten aufwachsen und dadurch von früher Kindheit an die Liebe zum Vaterlande, die Treue gegen den gekrönten König, das christlich-religiöse Gefühl und insbesondere die Zuneigung und Opferbereitschaft für die ungarische Nation in ihnen zu Fleisch und Blut werde und sie zum Bewußtsein jener Pflichten gelangen, welche mit einem hohen Range und einem großen Vermögen ihrer harren". Die Mutter und der Mitvormund, Graf Kohárý, erfüllten getreulich diese testamentarische Verfügung. Seine Studien beendigte der Graf mit glänzendem Erfolge am Piaristen-Gymnasium und an der Universität in Pest, trat dann nach damaliger Gepflogenheit der ungarischen Magnaten in den Militärdienst und kam als Husaren-Rittmeister und Attaché zur österreichischen Gesandtschaft nach Paris. Der reichbegüterte junge Magnat zog durch seinen fürstlichen Haushalt sowie durch seine persönlichen Eigenschaften gar bald die Aufmerksamkeit der höheren Kreise Frankreichs auf sich. Der König selbst, Karl X., sah den jungen Magnaten gern in seiner Nähe. Gerade in dem Jahre, als Graf Stephan Károlyi nach Paris kam (1818), erschien das Werk von Lamennais über den religiösen Indifferentismus und den Unglauben. Dieses Werk bildete den Hauptgegenstand des Gespräches in den damaligen Salons der Aristokratie und so kam der junge Magnat auch in die religiös-schwärmerische Bewegung hinein. Außer Lamennais war noch Châteaubriand der Apostel des christlichen Romanticismus. Graf Stephan sog diese Atmosphäre mit Begeisterung ein und sie blieb bestimmend für sein ganzes künftiges Leben, das insbesondere durch tiefe, hingebende Religiosität gekennzeichnet ist.

Im J. 1819 vermählte er sich mit der Nichte des Ministerpräsidenten Polignac, der Gräfin Georgine Dullon, wodurch er nicht nur französischer Großgrundbesitzer ward, sondern auch mit den hervorragendsten Familien Frankreichs in verwandtschaftliche Verbindungen trat. Von Paris kam der Graf nach Rom, wo er mehrere Jahre verlebte. Während dieser Zeit beschäftigte er sich eingehend mit dem Studium der kirchlichen Kunstdenkmäler der ewigen Stadt und wurde vom Papste Gregor XVI. auch wiederholt mit großer Auszeichnung empfangen. Derselbe verlieh dem ungarischen Magnaten auch das Großkreuz des Christusordens.

Graf Stephan vergaß in der Fremde das Vaterland keineswegs; er verfolgte dessen Entwickelung mit großer Aufmerksamkeit, seine Salons in Paris und Rom standen seinen Landsleuten stets offen und die Reformideen des Grafen Stephan Széchényi fanden bei ihm die eifrigste und opferwilligste Unterstützung. Als der Graf nach Ungarn zurückkehrte, traf er daselbst eine große Bewegung der Geister. Der Landtag von 1825, welcher nach mehrjähriger Pause wieder einberufen ward und den absolutistischen Versuchen der Regierung ein Ende machte, gab der Bewegung neue Nahrung und bestimmte Richtung. Die Männer der Reform erkannten, daß die Erhaltung der ungarischen Nation nur dann möglich sein werde, wenn diese die Errungenschaften der europäischen Civilisation voll und ganz in sich aufnehme und dieselben dem nationalen Wesen amalgamire. Dazu bedurfte es vor allem einer Pflege der Wissenschaften in der Nationalsprache. Um diese selbst zu fördern und zu bilden, beschloß man die Gründung einer ungarischen Gelehrten-Gesellschaft, zu welchem Zwecke Graf Stephan Széchényi

60,000 fl. spendete; Graf Stephan Károlyi widmete demselben Zwecke die Summe von 20,000 fl. Auch sonst begegnet man seither dem Namen des Grafen überall dort, wo es im Interesse des Vaterlandes und seiner Cultur zu wirken und zu opfern galt. Der Graf war kein Freund großer Worte, er drängte sich auch im öffentlichen Leben niemals in die ersten Reihen; aber er handelte um so eifriger. Unter den Groß-Grundbesitzern war er einer der ersten, die vor dem J. 1848 ihre hörigen Unterthanen frei machten.

Im ereignißreichen Jahre 1848 wurde Graf Stephan der Stellvertreter des Palatins im pester Comitate und in dieser Eigenschaft war er eifrig bemüht, den Zwiespalt zwischen Krone und Nation hintanzuhalten. Es gelang nicht; die Revolution brach los. Der Graf trat auf die Seite der Bewegungspartei, rüstete auf seine Kosten ein ganzes Husaren-Regiment aus, das seinen Namen führte und das er selbst commandirte. Nach Besiegung der Revolution wurde der Graf vom Kriegsgerichte zu zweijähriger Festungsstrafe, Verlust seiner Würden, Verpflichtung zur Bezahlung eines Pönals von 150,000 fl. sowie zum Ersatz der für seine Husaren von der revolutionären Regierung erhaltenen 250,000 fl. verurtheilt. Erst im J. 1852 erhielt der Graf seine Freiheit wieder.

Nach seiner Befreiung griff er sofort wieder zur Arbeit sowol zur Restituirung seiner eigenen Verluste wie auch zum Wiederaufbau der nationalen Cultur und Politik. Auf dem Gebiete der Kirche und Schule, der Literatur und Kunst, der Vereine und Gesellschaften entwickelte Graf Stephan Károlyi eine unermüdliche, opferbereite Thätigkeit. Die Wiederherstellung der ungarischen Verfassung und die feierliche Krönung des Königs (8. Juni 1867) erfüllten die Wünsche und Hoffnungen der Patrioten, die jetzt auch alle wichtigen Ehren und Würden zurück erhielten. Als Obergespan des pester Comitats war Graf Stephan Károlyi an der Krönungsfeierlichkeit betheiligt. Seit 1869 zog er sich jedoch vom öffentlichen Leben gänzlich zurück; nur die Förderung und Pflege des religiös-wissenschaftlichen St.-Stephans Vereins, dessen Präses er war, blieb nach wie vor seine eifrige Sorge. Desgleichen setzte er die Werke der Humanität und Mildthätigkeit fort. Der Graf hatte nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (gestorben 3. Mai 1827) sich zum zweiten mal mit Franziska Gräfin Esterházy von Galantha vermählt (24. Jan. 1831); diese starb am 15. Febr. 1844; sodann vermählte er sich zum dritten mal (1865) mit Maria Freiin von Orczy. Er starb am 12. Juni 1881 zu Foth, wo er ein herrliches Schloß und eine vielbewunderte Kirche erbaut und die letzten Jahre seines Lebens fast ununterbrochen verweilt hatte. Graf Stephan gehört als Mensch, Patriot und Christ zu den hervorragendsten Persönlichkeiten in Ungarns Gegenwart. — Vgl. Ludwig Novat, Denkrede auf den Grafen Stefan Károlyi (in ungarischer Sprache). 1881. — Arnold Ipolyi, Zum Gedächtniß des Grafen Stefan Károlyi. Akademische Festrede (in ungarischer Sprache). Budapest 1883. — Dann noch die Werke von Szirmay, Nagy, Krones, Horvath (Geschichte des ungarischen Befreiungskampfes, in ungarischer Sprache) u. a.

10) Der Sohn des Grafen Stephan Károlyi aus dessen erster Ehe mit Georgine Gräfin Dullon, **Eduard Károlyi**, hatte im J. 1861 auf dem damals neu einberufenen ungarischen Reichstage in dessen Reihen der Opposition, „Beschluß-Partei" genannt, eine namhafte Rolle gespielt und in einer Rede vom 21. Mai 1861 sich zwar für den Ausgleich mit Oesterreich, aber entschieden gegen jedwede reale staatsrechtliche Verbindung Ungarns mit den österreichischen Erblanden erklärt. Er plaidirte für die „Personal-Union". Der Graf war am 18. Juni 1821 geboren und starb im J. 1880. Aus seiner Ehe mit Klara Gräfin Kornis überlebte ihn ein Sohn Ladislaus (geboren 1859). Seine Witwe trat in zweite Ehe mit des Grafen Stiefbruder, Graf Alexander Károlyi (geboren 10. Nov. 1831), Sohn des Grafen Stephan Károlyi aus dessen zweiter Ehe mit Franziska Gräfin Esterházy.

11) **Georg Károlyi**, Sohn des Grafen Joseph Károlyi aus dessen Ehe mit Elisabeth Gräfin Waldstein-Wartemberg, Bruder von Ludwig und Stephan Károlyi, geboren am 28. März 1802, gestorben am 9. Nov. 1877. Gleich seinen Vorfahren nahm auch Graf Georg schon frühzeitig an den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes opferbereiten Antheil. Als Graf Stephan Szechenyi im J. 1825 die ungarische Gelehrten-Gesellschaft gründete, trat Graf Georg Károlyi als zweiter Gründer mit einem Betrage von 40,000 fl. hinzu. Die drei Brüder Károlyi hatten sonach das Stiftungscapital der ungarischen Akademie der Wissenschaften bei ihrer Entstehung mit 70,000 fl. bereichert. Graf Georg unternahm zur Vervollständigung seiner geistigen Ausbildung große Reisen nach England, Frankreich und in den Orient. In der Heimat wurde er im J. 1841 zum Obergespan des bekeser Comitats ernannt. Außerdem betheiligte er sich als Mitglied des ungarischen Oberhauses oder der Magnatentafel an den Berathungen der Legislative. Hier bewies er sich als einen Freund der durch Ludwig Kossuth in Gang gebrachten politischen und socialen Bewegung; ja selbst nach dem Ausbruche der Revolution im J. 1848 blieb er der Partei Kossuth's zugethan. Dies bekundete er namentlich bei dem feierlichen Einzuge Kossuth's in Pest am 5. Juni 1849. Damals stellte Graf Georg dem revolutionären „Landes-Gouverneur", der am 14. April d. J. die Dynastie Habsburg des ungarischen Thrones für „verlustig" erklärt und Ungarn von Oesterreich losgesagt hatte, seinen eigenen Gala-Wagen zur Verfügung und der Graf selber ritt neben dem Wagen einher. Für diese That wurde er nach Wiederherstellung der Ruhe gefangen genommen und vom Kriegsgerichte zu einer Geldbuße von 150,000 fl. verurtheilt. Mit dem Wiedererwachen des constitutionellen Lebens in Ungarn trat auch Graf Georg wieder auf den Schauplatz der Politik. Im J. 1861 hielt er am 8. Juni im Oberhause eine gemäßigte politische Rede zu Gunsten der ausgleichfreundlichen Adresse Franz Deak's, vertrat also denjenigen Standpunkt, den sein Neffe, Graf Eduard Károlyi

(s. d.), im Abgeordnetenhause eben damals bekämpft hatte. Der Graf bekleidete das Amt eines ungarischen Kronhüters, auch war er länger als funfzig Jahre hindurch Directions- und Ehrenmitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften. In dem Stammorte der Familie zu Kapthon ließ er eine zierliche Kirche und Familiengruft bauen; auch sonst war der prachtliebende Graf ein Mäcen der Künste und Wissenschaften. Er war seit dem 16. Mai 1836 vermählt mit Karolina Gräfin Zichy de Vásonykö. Aus dieser Ehe stammen sechs Kinder: Fünf Söhne (Julius, geboren 4. Juli 1837; Victor, geboren 7. Febr. 1839; Gabriel, geboren 18 Nov. 1841; Tibor, geboren 26. Sept. 1842 und Stephan, geboren 2. Febr. 1845) und eine Tochter (Palma, geboren 28. März 1847). Vgl. Vónyah, Denkrede auf den Grafen Georg Károlyi (ungarisch), Budapest 1878.

12) Noch erwähnen wir den Grafen Ladislaus Károlyi, Sohn des Grafen Ludwig Károlyi (s. d.) und der Ferdinanda, Fürstin Kaunitz, geboren am 24. Febr. 1824, gestorben 23. Juni 1852. Graf Ladislaus trat mit 17 Jahren als Cadet in die k. k. Marine und zeichnete sich hier sowol durch wissenschaftliche Bildung wie durch seemännische Tüchtigkeit aus. Zur Vollendung seiner nautischen Bildung bat er um Aufnahme in den englischen Seedienst und machte hier eine Reise um die Welt, von der er im J. 1848 heimkehrte. Hier wurde er k. k. Corvetten- und bald Flaggenkapitän und erhielt das Commando der Fregatte „Bellona". Er nahm an der Blokade von Venedig und an der Beschießung von Ancona (1849) Antheil und wurde für sein Verhalten mit dem k. k. Leopold-Orden ausgezeichnet. Als Fregattenkapitän und Commandant der Corvette „Karolina" machte er Fahrten nach England, Dänemark und Rußland, rüstete nach der Rückkehr die Fregatte „Novara" aus, auf welcher Erzherzog Ferdinand Max (der spätere Kaiser von Mexico) Studienreisen im Mittelländischen Meere und an den Küsten von Spanien bis Cadix machte. Noch nahm Graf Ladislaus Károlyi an den Uebungen der Escadre im Adriatischen Meere theil. Aber der rauhe Winter und stürmische Frühling hatten seine schon lange angegriffene Gesundheit untergraben; er suchte Erholung auf dem Festlande, starb jedoch zu Triest am 23. Juni 1852. Graf Ladislaus hat von seinen Reisen genaue und umfassende Aufzeichnungen hinterlassen, deren Veröffentlichung auch heute noch wünschenswerth wäre. — Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon, Bd. XI. p. 5—6. *(J. H. Schwicker.)*

KARPATEN. Die Karpaten[1]) im engeren Sinne, die Gebirgszüge, welche vom Donaudurchbruch bei Preßburg bis zum Quellgebiet der Theiß das ungarische Tiefland in weitem Bogen umspannen und von Mähren, Oesterreichisch-Schlesien und Galizien scheiden, bilden nur einen Theil des großen Karpatensystems im weiteren Sinne, welches sich von jenem westlichen Endpunkte an der Donau über das Quellgebiet der Theiß hinaus gegen Südosten fortsetzt, die gesammten das Hochland von Siebenbürgen umfassenden Gebirgsmassen in sich begreift und so in weiter hufeisenförmiger Biegung bis gegen den untern Donaudurchbruch bei Orsova hinzieht. In dieser Ausdehnung besitzt das Karpatensystem eine Längserstreckung von etwa 180 geogr. Meilen, erreicht also, wenn wir vom Ural absehen, nächst dem skandinavischen Hochgebirge unter allen europäischen Gebirgen die bedeutendste Länge, indem es selbst den etwa 150 geogr. Meilen langen Alpen in dieser Hinsicht voransteht. Diesen letzteren an Gebietsumfassung ziemlich gleich, bedeckt das Karpatensystem ein Areal von etwa 4000 Quadratmeilen, ragt aber mit seinen culminirenden Gipfeln, die in der Gerlsdorfer Spitze in der Hohen Tatra bis 2654 Meter, in dem Negoi der südsiebenbürgischen Gebirgskette bis 2543 Meter aufsteigen, nur wenig über die halbe Höhe des Montblanc empor, sodaß selbst in dem östlichen Europa andere Spitzen, wie die des Olymp (2970 Meter), des Komberges an der Grenze von Montenegro (2760 Meter) und des Rilo-dagh (2750 Meter) die Karpatengipfel an Höhe übertreffen. Steigen aber auch die Karpaten nicht zu alpinen Höhen empor, fehlen ihnen auch die Eisfelder, Gletscher und Firnregionen der Alpen, so verleihen ihnen doch kühn gestaltete Berggipfel, schroffe, vielfach ausgezackte, nackte Felsgrate, tief und jäh eingeschnittene Thalschluchten, wasserreiche und wildfließende Gebirgswässer in ausgedehnten Theilen den Charakter eines Hochgebirges.

Die Karpaten sind fast in ihrem ganzen Umfange von Tiefländern begrenzt, im Nordwesten von dem mährischen Hügellande und der Oderberger Senke, welche eine scharfe Scheidung gegen das Sudetensystem bedingt, im Norden, Nordosten und Osten von dem Sarmatischen Tieflande, im Süden von der walachischen und der nieder- und oberungarischen Tiefebene. Nur an den beiden Endpunkten stehen die Karpaten in nur durch das Donauthal unterbrochenem Zusammenhang mit benachbarten Gebirgen, im Westen mit den nordöstlichen Ausläufern der Alpen, am untern Donaudurchbruche zwischen Bazias und Orsova mit dem Gebirgslande der Balkan-Halbinsel.

Wichtig für die Stellung der Karpaten innerhalb der Gebirgslandschaften des Continents ist ihre Zugehörigkeit zu den Erhebungssystemen, welche die „große europäische Gebirgsdiagonale"[2]) zusammensetzen, jene vom Ostende des Kantabro bis zu den flachen Ausläufern des Weserbergebirges im Emsgebiete zu verfolgende Gebirgslinie, welche, aus zahlreichen von Südost gegen Nordwest streichenden, durch Einsenkungen voneinander getrennten Gebirgsketten bestehend, das flache, einförmige Osteuropa und die mannichfach gegliederten Gebirgslande des Südens

1) „Der Name Karpaten stammt schon von den römischen Geschichtschreibern her, welche bezeugen, daß in diesen Gegenden ein Volk, die Karpater, gewohnt habe. Der berühmte Slawist Safarik leitet den letzteren Namen von dem slawischen Chrb, Bergrücken, daher Charvat, Bergbewohner (woraus vielleicht Karpat) her." Kořistka, Ergänzungsheft zu Petermann's Geogr. Mitth. Nr. 12 (1864), S. 4. Bei den alten Classikern heißen die Karpaten Montes Sarmatici, als die Grenzberge gegen das Flachland der Sarmaten (Egli, Erwmol. geogr. Lexikon, Leipzig 1880).

2) Vgl. Ritter, Europa S. 94 fg.

und Südwestens voneinander scheidet. In dieser Gebirgsdiagonale bildet die Haupterhebung der Karpaten, die Hohe Tatra oder die Central-Karpaten, die Mitte, „sodaß wir die Westseite dieser Gebirgsdiagonale die deutsche, die östliche die sarmatische oder slawische nennen können".

Eine Eintheilung des Karpatensystems in gesonderte Gruppen und Einzelglieder ist in verschiedener Weise versucht worden; aber die Abgrenzung der einzelnen Theile, ja selbst ihre Benennung ist noch vielfach unsicher.[3]) Am natürlichsten gliedert sich der Zug der Karpaten in 3 Hauptabschnitte. Man unterscheidet deutlich zwei Gebirgsländer von bedeutender Breitenentwickelung: 1) das oberungarische oder karpatisch-ungarische Gebirgsland im Nordwesten und 2) das siebenbürgische Gebirgsland im Südosten, beide miteinander verbunden durch 3) einen weit schmäleren, kettenartig verlaufenden Gebirgszug: die Waldkarpaten oder das karpatische Waldgebirge. Diese Dreigliederung des ganzen Systems gründet sich auf den auffälligen Unterschied, welcher in orographischer wie in geologischer Beziehung zwischen dem zuletzt genannten Mittelstücke und den beiden durch diese verknüpften Gebirgsländern besteht. Das ganze Karpatensystem wird in seinen äußern, gegen Mähren, Schlesien, Galizien und die Moldau gerichteten Partien durch einen mächtigen, von Preßburg bis nach Südost-Siebenbürgen verlaufenden, vorwiegend aus alttertiärem Karpatensandstein aufgebauten Außenzug gebildet. Derselbe wird durch die Thaleinschnitte des Dunajec-Poprad-Hernad und weiter gegen Südosten durch diejenigen der Quellflüsse der Theiß und des Pruth in 3 Hauptabschnitte zerlegt. An den Innenrand des nordwestlichen und des südöstlichen Abschnittes dieses Außenzuges gliedert sich eine Reihe von geologisch äußerst mannichfaltig zusammengesetzten Einzelketten und -massivs gruppenartig an, es entsteht so im Nordwesten das oberungarische, im Südosten das siebenbürgische Gebirgsland. Dem Mittelstücke des Außenzuges der Karpaten aber fehlen solche sich an den Innenrand angliedernde Gebirgsmassen, die ungarische Ebene reicht unmittelbar bis an den Südabfall des Außenzuges heran; daher hier an diesem Mittelstück die Verschmälerung des ganzen Gebirgssystems, daher hier an Stelle der beiderseits angrenzenden, breit ausgedehnten Gebirgslandschaften ein verhältnißmäßig schmaler, nur aus dem Außenzug gebildeter, kettenartiger Gebirgswall: die Waldkarpaten.

1. Das oberungarische oder karpatisch-ungarische Gebirgsland (die Nordwest- und mittlern Karpaten Koristka's u. A.).

Der Außenzug dieses elliptisch gestalteten, von der nieder- und oberungarischen Tiefebene, den Hügellandschaften Mährens, Schlesiens, West-Galiziens und den Thalschluchten des Dunajec, Poprad und Hernad umgrenzten Gebirgslandes beginnt im Westen mit der bei Preßburg, den Ausläufern des Leitha-Gebirges gegenüber sich erhebenden etwa 670 Meter hohen Kette der Kleinen Karpaten. An sie schließt sich gegen Nordwesten vorgelagert zwischen Waag und March der Zug des Weißen Gebirges (Bielagora), welcher in der Wysoka 1020 Meter Höhe erreicht und von Südwest gegen Nordost streichend zu den West-Beskiden überleitet. Ueber diese, die in der Babia-Gora bis zu 1728 Meter aufsteigen, führt, 601 Meter hoch, der wichtige, Schlesien und Inner-Ungarn verbindende und von einer Eisenbahn überschrittene Jablunka-Paß. Die West-Beskiden wenden sich an der Babia-Gora, dem culminirenden Gipfel dieses ganzen Außenzuges, gegen Osten und verflachen sich allmählich im Norden der Ebene von Neumark zu mäßigeren, von breiten Thälern durchzogenen Höhenzügen, die sich bis zu dem tiefeingefurchten Durchbruchethale des Dunajec-Poprad hin erstrecken. Seiner geologischen Zusammensetzung[4]) nach besteht die äußere Umwallung des oberungarischen Gebirgslandes vorwiegend aus cretaceischen und alttertiären Karpatensandsteinen, welche eine bis zu 15 Meilen breite Zone bilden und in mannichfachen Wellenbiegungen und Faltungen gegen die westlich und nördlich angrenzenden Tiefland einfallen. Nur in den Kleinen Karpaten treten alt-krystallinische Gesteinsarten, vornehmlich Granite, als Kernmassen des Gebirges an die Oberfläche.

Einen durchaus andern Charakter besitzt die das oberungarische Gebirgsland südlich begrenzende Randzone, welche von F. von Hauer als „ungarisches Mittelgebirge" bezeichnet worden ist.[5]) Zeigte der Außenzug einen gewissen Zusammenhang mit den in dem Leithagebirge bis an die Donau heranziehenden nordöstlichen Ausläufern der Alpen, so bildet das ungarische Mittelgebirge die Fortsetzung des mittlern Zweiges der fächerförmig auseinandertretenden Ostalpen, die sich in dem Bakony-Walde und dem Vertés-Gebirge gegen das Donauknie bei Gran und Waitzen hinerstreckt und sich auf dem linken Donauufer in dem Trachytgebirge von Börsöng und Gran, in dem zum Theil basaltischen Hügellande von Waitzen, dem steil aus der ungarischen Tiefebene bis zu 1000 Meter aufsteigenden Trachytstock der Matra (1007 Meter) und dem aus älteren Sedimentgesteinen zusammengesetzten Bükgebirge bis gegen das Hernad-Thal weiter zieht.

Umschlossen von diesen beiden Randgebirgszügen erhebt sich im Innern des oberungarischen Gebirgslandes eine Reihe von Einzelketten und Einzelmassivs, die nicht beherrscht von einer einheitlichen Streichrichtung vielmehr regellos nebeneinander gruppirt sind, zuweilen scharf geschieden durch tiefe Längs- und Querthäler, oft aber auch nur wenig deutlich gegeneinander abgegrenzt, sodaß hier namentlich die Benennung der einzelnen Gebirgsabschnitte noch vielfach unsicher erscheint. Mit theilweiser

3) Vgl. C. Koristka, Die Hohe Tatra. Ergänzungsheft Nr. 12 zu Petermann's Geogr. Mitth. (Gotha 1864) S. 4.

4) Die geologischen Angaben dieses Aufsatzes stützen sich, wo nicht anderes bemerkt, auf Hauer, Die Geologie und ihre Anwendung auf die Kenntniß der Bodenbeschaffenheit der österreichisch-ungarischen Monarchie (Wien 1874). Hier und in Hohenegger, Geognostische Karte der Nordkarpaten (Gotha 1861) finden sich eingehende Literaturnachweise. 5) Süß, Die Entstehung der Alpen (1875) S. 40.

Anwendung der von Kořistka gegebenen Eintheilung lassen sich die hierher gehörigen Gebirgsmassen im Innern des oberungarischen Gebirgslandes zunächst in zwei Hauptgruppen zerlegen, deren jede wieder eine Anzahl von Einzelgliedern umfaßt.

A. Die westliche Gruppe zwischen den Thälern der Waag, im Westen und der Arva, des Thurócz und Neutra gegen Osten. Die Hauptglieder dieser Gruppe sind: *a*) das Inovec-Gebirge zwischen Waag und Neutra, im Süden bei Neuhäusel beginnend und bis zum Paß von Jastrabje reichend, *b*) die Veterné hole (Wind-Alpen) von letztgenanntem Passe bis zum Passe von Strečno sich hinziehend, *c*) das Klein-Kriván-Gebirge und die Arvaer Magura bis zum Oberlauf der Arva. Der in diesen Gebirgszügen vorherrschenden Streichrichtung (von Südwest gegen Nordost) nach schließt sich am besten noch an *d*) das Tatra-Gebirge vom Revuca-Thale bis zum Thurócz.

B. Die östliche Gruppe (Kořistka's „mittlere Karpaten"), umschlossen von Abschnitten des Hernad-, Poprad-, obern Dunajec-Thales im Osten und Nordosten und von dem Neutra- und Arva-Thale im Westen und Nordwesten. Die vorherrschende Streichrichtung der Bergketten ist eine westöstliche. Die Hauptglieder dieser Gruppe sind:

a) Die Tatra-Kette („Central-Karpaten") zwischen den Thälern der schwarzen Arva, des obern Dunajec, der obern Waag und des Poprad. Sie zerfällt wiederum in drei Glieder: *α*) Die hohe Tatra, welche die höchste Erhebungsmasse des ganzen Karpatensystems darstellt (siehe unten), *β*) die Zipser Magura, den östlichen Ausläufer der Hohen Tatra, von dieser getrennt durch die Einsattelung von Zb'jar, *γ*) die Liptauer Alpen (Liptovské hole), die westliche Fortsetzung der Hohen Tatra bis zum Arva-Thale.

b) Die niedere Tatra-Kette (Nižné Tatry), umschlossen von den Thälern der Waag im Norden, der obern Gran im Süden und der Einsattelung zwischen Neusohl und Rosenberg im Westen. Die zwei Hauptketten dieses Longitudinalgebirges sind: *α*) das Djumbir-Gebirge im Westen und *β*) das Kralowa-hola-Gebirge im Osten gegen Iglo hinstreichend, von dem Djumbir-Gebirge durch das Boca-Thal getrennt.

c) Das oberungarische Erzgebirge, ein unregelmäßiges Berg- und Gebirgsland, in welchem eine herrschende Streichrichtung der Einzelerhebungen nicht mehr wie in den vorher genannten Gebirgs-Abschnitten zu erkennen ist. (Ueber die Erzlagerstätten dieses Gebirgslandes siehe unten.)

Der Grund für diese orographische Vielgestaltigkeit liegt in der mannichfaltigen geologischen Zusammensetzung dieser Gebirge aus Gesteinen verschiedensten Alters und der verschiedensten petrographischen Beschaffenheit. Die die Hauptmassive dieser Region bildenden Granite, Gneise und krystallinischen Schiefer treten nicht in zusammenhängenden Massen, nicht wie in den Alpen in einer Mittelzone an die Oberfläche, sondern sie sind in Form zahlreicher größerer und kleinerer Inseln unregelmäßig vertheilt, deren jede einen selbständigen Gebirgskern bildet; so namentlich in dem Inovec-Gebirge östlich vom Waagthale, im Tribecz- oder Neutra-Gebirge, in der Mala Magura und im Suchigebirge, in dem nur durch das Neutrathal von diesem getrennten Ziargebirge, vor allem aber in dem mächtigen Stocke der Hohen Tatra und in dem Gebirgslande des fohler, gömörer und zipser Comitates. Um diese Inseln altkrystallinischer Gesteine lagern sich, meist einseitig, Schichten von Sedimentgesteinen verschiedensten Alters, Glieder der Devonformation bis zu Bildungen der Tertiär-Periode. Die durch diese Vertheilungsweise der Gesteinsmassen schon bedingte Mannichfaltigkeit des Reliefs wird aber noch erhöht durch das Auftreten vulkanischer Gesteinsmassen, die in Kuppen, Kegelbergen, Decken und Strömen in großer Zahl über diese Region vertheilt sind.

Weitaus die bedeutendste aller Gebirgserhebungen dieses Hochlandes ist die im Norden aufsteigende Hohe Tatra[6]) (Central-Karpaten), die Trägerin der Culminationsgipfel und gleichzeitig die namentlich nach Norden und Süden durch tiefe Thaleinschnitte umgrenzte, orographisch selbständigste Gruppe des ganzen Karpatensystems. Als ein mauerartiger Gebirgswall erheben sich die Granit- und Gneismassen in einer Längenausdehnung von etwa 8 Meilen, gekrönt mit zahlreichen über 2000 Meter emporragenden, jäh und schroff aufsteigenden, bizarr gestalteten Felsgipfeln, Hörnern, Thürmen und Pfeilern. Unter ihnen erheben sich die Lomnitzer Spitze zu 2632 Meter und der Culminationspunkt des ganzen Karpatensystems, die Gerlsdorfer Spitze, zu 2654 Meter. Der großartige Hochgebirgs-Charakter der Tatra wird besonders noch durch die bedeutende relative Erhebung bedingt, indem das Felsgebirge sich in steilem Anstiege unmittelbar aus den nur 500 bis 700 Meter hoch gelegenen nördlich und südlich angrenzenden Thalebenen erhebt. Nur im Osten und Westen gliedern sich andere Gebirgsketten an die Hohe Tatra an, im Westen die Liptovské hole, die eigentlichen Liptauer Alpen, im Osten die Zipser Magura.

Wichtig, nicht wie die Tatra durch die Erhebung seiner Gipfel und Kämme, sondern wegen seines Reichthums an metallischen Bodenschätzen ist ferner das nordungarische Erzgebirge, ein unregelmäßiges Bergland ohne bestimmt hervortretende Kettenbildungen zwischen der obern Neutra, dem obern Gran, der Hernad, Rima und Eppel. Im westlichen Theile sind vulkanische Gesteine der Neogen-Periode, die Grünstein-Trachyte die Träger der altberühmten Erzlagerstätten von Schemnitz und Kremnitz. Die Erzführung besteht namentlich in silberhaltigem Bleiglanz, Zinkblende, Eisenkies und in fein eingesprengtem gediegenem Golde. In dem östlichen Erzgebirge bergen die der Devonformation zugerechneten, von Diabasen und Gabbrogesteinen durchsetzten Chlorit-

6) Kořistka, Die Hohe Tatra. Ergänzungsheft Nr. 12 zu Petermann's Geogr. Mitth. (1864). Vgl. auch Petermann's Geogr. Mitth. (1867) S. 392; (1873) S. 65; (1874) S. 305 und 432.

und Talkschiefer reiche Lagerstätten von Spateisenstein, Kupferkies, Fahlerz, Nickel und Kobalt-Erzen, die in den Comitaten Zips und Gömör zu einem lebhaften, hier wie im westlichen Erzgebirge vorwiegend von deutschen Bergleuten betriebenen Bergbau Veranlassung gegeben haben.

2) Die Waldkarpaten (Karpatisches Waldgebirge, nordöstliche Karpaten, Mittel-Karpaten) bilden die südöstliche Fortsetzung des Außenzuges des oberungarischen Gebirgslandes. Von den Thaleinschnitten des Poprad und Hernad erstrecken sich dieselben etwa 45 Meilen lang bis zu dem Quellgebiet der Schwarzen und Weißen Theiß und demjenigen des Czeremosz (Pruth), bis zu einer Linie also von Szigeth über die Czernagora nach Kuty. Mit steilem Absturze gegen Süden zur ungarischen Tiefebene abfallend, senken sich die Abhänge auf der galizischen Seite sanfter gegen das angrenzende sarmatische Tiefland. Das Gebirge besteht aus einer großen Anzahl theils parallel gerichteter, theils divergirender Einzelketten, die ihre bedeutendsten Höhen im Südosten an der Grenze gegen das siebenbürgische Gebirgsland erreichen, nach Nordwesten zu aber beträchtlich an Höhe abnehmen. Zahlreiche Querthäler durchfurchen das Gebirge und leiten die Gewässer nach Süden zum Theißsystem, nach Norden zum Pruth, zum Dnjestr und zur Weichsel. Längsthäler finden sich meist nur in den obersten Abschnitten der Flußläufe, die dann weiter abwärts scharf umbiegen und in engen Durchbruchsthälern die vorgelagerten Bergketten durchschneiden. Am deutlichsten tritt dieses Verhältniß am Oberlaufe der Theiß hervor, welche von Szigeth bis Huszth in dem breiten zwischen der Hauptkette des Gebirges und der Parallelkette des Vihorlat-Gutiner Trachytzuges eingesenkten Thalbecken der Marmaros verläuft, um dann unterhalb Huszth die letztgenannte Gebirgsmasse in engem Querthale zu durchbrechen. Die Waldkarpaten beginnen im Nordwesten mit den Ost-Beskiden, die wie die angrenzenden West-Beskiden, deren Fortsetzung sie bilden, zunächst eine westöstliche Richtung innehalten, um sich dann am Danowa gegen Südost zu wenden. Nur wenige Höhen ragen hier über 1000 Meter empor. Die Hauptstämme sind von leicht passirbaren Paßscharten durchschnitten, über welche im Nordwesten von Eperies zum Popradthal und weiter im Südosten von Hamonna zum Santhale zwei Schienenwege den Verkehr Nordungarns und Galiziens vermitteln. Mit der Verbreiterung des Gebirges am Quellgebiete des Ungh und Stry beginnen höher und geschlossener aufragend die Kämme der eigentlichen Waldkarpaten, welche, bedeckt von dichten urwaldähnlichen Waldbeständen, vom Verkehr nur wenig berührt und dünn bevölkert, Ungarn von Galizien scheiden. Sie tragen im äußersten Südosten in der Czernagora und im Rusky die höchsten Gipfel des ganzen Gebirgsabschnittes, mit Höhen von 2051 und 2052 Meter. Zwischen Muntacz und Stryi ist der Jaworuczi Paß noch bis etwa 700 Meter eingeschnitten, weiter im Südosten führt der durch das Eindringen der Magyaren berühmte Paß von Körösmezö, der sogenannte Magyarenweg, bereits über eine Höhe von 1050 Meter aus der Marmaros durch das Thal der Schwarzen Theiß zum Pruth hinüber.

Wie die Waldkarpaten orographisch nur eine Fortsetzung des Außenzuges des oberungarischen Gebirgslandes darstellen, so stimmen sie auch in ihrem geologischen Baue durchaus mit jenem überein, hier wie dort sind es vorwiegend eocäne Karpatensandsteine, welche mit wellig gebogenen und gefalteten Schichten die äußere, galizische Abdachung zusammensetzen. Auf ungarischer Seite treten unter den Sandsteinen „Klippenkalke" hervor, eigenthümliche Kalksteinfelsen meist jurassischen Alters, die sich inselartig bis zu bedeutenden Höhen erheben und in ihrer Gesammtheit einen langgestreckten Zug bilden, welcher bereits im Westen, an den Kleinen Karpaten beginnend am Innenrande der Sandsteinzone bis Eperies verläuft und am Südabfalle der Waldkarpaten namentlich in der Umgebung von Unghvár hervortritt. Diese „Klippenkalke" sind der Mehrzahl nach als Schollen einer einst zusammenhängenden Decke jurassischer Ablagerungen aufzufassen, welche bei der Hebung des Gebirges infolge eines mächtigen Seitendruckes zersprengt und zwischen die darüberlagernden Sandsteinmassen emporgepreßt sind. Neben diesen Kalksteinfelsen treten vulkanische Gesteinsbildungen in mächtiger Entwickelung hervor. Sie setzen namentlich den gegen 30 Meilen langen Vihorlat-Gutiner Trachytzug, sowie den nordöstlich verlaufenden, in dem Hegyallya-Gebirge (1083 Meter) endigenden Eperies-Tokayer Trachytzug zusammen. Dagegen fehlen am Südrande der Waldkarpaten fast vollständig die altkrystallinischen Gesteinsmassive mit den sie umlagernden älteren Sedimentgesteinen, wie sie den größten Theil des oberungarischen Gebirgslandes zusammensetzen und wie sie auch in Siebenbürgen wieder auftreten. Es breitet sich hier am Südrande des karpatischen Waldgebirges ein weites Senkungsfeld aus, auf welchem an den durch das Hervortreten der genannten Trachytzüge gekennzeichneten Bruchspalten die in den beiderseits angrenzenden oberungarischen und siebenbürgischen Gebirgslande hoch erhobenen Gesteinsmassen der Primärformation in die Tiefe gesunken sind, wo sie nunmehr nur in kleinen inselförmigen Schollen unter der Decke jüngerer Anschwemmungsgebilde hervortreten. Ueber diesem Senkungsfelde aber breitet sich zwischen den im Osten und Westen angrenzenden Gebirgsländern die ungarische Tiefebene mit ihren nördlichen Ausläufern bis an die auf jenen Bruchspalten hervorgetretenen Trachytzüge und bis an den Fuß des stehengebliebenen Außenzuges des Karpatensystems, der Waldkarpaten, aus. Dadurch ist die auffallende Verschmälerung dieses Mittelstückes bedingt, welche für die Gliederung des ganzen Gebirgssystems von so hoher Bedeutung ist.

3) Das Hochland von Siebenbürgen wird im Nordosten, Osten und Süden von einer an Geschlossenheit alle andern Glieder des Karpatensystems übertreffenden, gewaltigen Gebirgsmauer, von den „Transsylvanischen Alpen" umgrenzt. In der Streichrichtung sowol wie in den orographischen und geologischen Verhältnissen unterscheiden sich die östlichen und südlichen Abschnitte

dieser siebenbürgischen Gebirgsumwallung so wesentlich voneinander, daß eine Scheidung des ganzen Gebirgszuges in „ostsiebenbürgische Karpaten“ und in „südsiebenbürgische Karpaten“ oder eigentliche Transsylvanische Alpen natürlich erscheint. Beide treten an der Südostspitze Siebenbürgens miteinander in Verbindung.

Die Ketten der ostsiebenbürgischen Karpaten bilden in einer Längserstreckung von 45 Meilen die Fortsetzung der Waldkarpaten, denen sie sich im Quellgebiete der Theiß und des Cseremosz unmittelbar angliedern. Zahlreiche theils parallel gerichtete, theils unregelmäßig verästelte Ketten setzen diesen Gebirgszug zusammen und erschweren die Passirbarkeit, indem die Wege über das Gebirge meist mehrere Ketten zu überwinden haben, weshalb auch in keinem Theile der Karpaten die Hauptkämme eine so ausgesprochene Nationalitätengrenze bildet wie hier im Südosten zwischen Magyaren und Rumänen.[7]) Die bedeutendsten Erhebungen finden sich im Norden. Hier steigt der Pietrosol an dem 1190 Meter hohen Borgo-Prundpaß zu 2107 Meter auf, nördlich davon das Kuhhorn zu 2281 Meter. Von dem Gebirgsknoten des Kuhhorns zweigt sich in westlicher Richtung gegen das Vihorlat-Gutiner Gebirge eine mächtige Seitenkette ab, welche den Pietrosz (2297 Meter) als culminirenden Gipfel dieses ganzen Gebirgsabschnittes trägt.

In dem geologischen Baue lassen die ostsiebenbürgischen Karpaten manche Eigenthümlichkeiten des Baues des oberungarischen Gebirgslandes wiedererkennen. Wie dort so setzen auch hier die Schichten des Karpatensandsteins die äußern Ketten des Gebirges zusammen, wie dort so treten auf der Innenseite dieser Cocängebilde altkrystallinische Gesteinsmassen von älteren Sedimentgesteinen überlagert hervor, hier zwar nicht in jener für das oberungarische Gebirgsland charakteristischen inselartigen Vertheilung, sondern in Gestalt einer großen von Nordwest nach Südost streichenden Masse, die aus der Marmaros vom Oberlaufe der Theiß bis in das Thal des Alt-Flusses und endlich im Süden in dem Persany-Gebirge zu verfolgen ist; wie dort endlich ist auch hier der Innenrand dieser krystallinischen Gesteinszone begleitet von gewaltigen Trachytergüssen, welche sich in dem mächtigen Hargitta-Gebirge bis 1741 Meter, im Mezöhavas bis zu 1766 Meter erheben.

Jenseit der tief eingeschnittenen Querthäler des obern Buzau im Westen von Kronstadt beginnt mit den Gebirgsmassen des Burzenlandes der Zug der eigentlichen Transsylvanischen Alpen, die südsiebenbürgische Grenzkette, welche sich von hier in anfangs rein ostwestlicher, dann im Banater Gebirge in südwestlicher Streichrichtung bis zum Donaudurchbruch zwischen Bazias und Orsova hinzieht. Ausgezeichnet ist dieses letzte Glied des Karpatensystems namentlich durch die bedeutenden Höhen, zu denen eine Anzahl seiner Gipfel, den dominirenden Spitzen der Hohen Tatra nur wenig nachstehend, sich erheben, durch das Vorhandensein mehrerer tief eingeschnittener Querthäler, welche siebenbürgischen Flüssen den Austritt in die walachische Tiefebene gestatten, durch eine Reihe wichtiger Paßübergänge und endlich durch die mächtige Entwickelung, welche die altkrystallinischen Gesteine der Primärformation hier in den südsiebenbürgischen Karpaten erreichen, indem sie von Kronstadt nach Westen in einer allmählich sich verbreiternden Zone fast das ganze Gebirge bis zum Banat hin zusammen setzen.

Die Transsylvanischen Alpen zerfallen in mehrere natürliche, durch Querthäler voneinander geschiedene Abschnitte. Vom Buzauthale gegen Westen bis zum Törzburg-Paß erheben sich zunächst die Gebirge des Burzenlandes mit dem Bucsecs (2519 Meter) als culminirendem Gipfel. Von da bis zu dem bis auf 400 Meter Meereshöhe in die mächtigen Ketten eingeschnittenen Rothen-Thurm-Paß, dem Durchbruchsthale des Alt, der eine Strecke dem Innenrande des Gebirges folgend hier einen Ausweg in die walachische Ebene findet, das Fagaraser Hochgebirge, eine geschlossene Gebirgskette, an deren Seiten zahlreiche steilumrandete, im Hintergrunde circusartig endigende Thäler eingeschnitten sind und über dessen meist zackigen und schartigen Kamm sich zahlreiche Gipfel bis über 2400, ja 2500 Meter erheben. So der Vertopu (2472 Meter), der Vertopelu (2459 Meter), der Vunatore (2510 Meter), Coltiu Vistea mare (2520 Meter) und der Negoi mit 2536 Meter, als culminirender Gipfel des ganzen Karpatensystems außerhalb der Hohen Tatra.[8]) Immer mehr verbreitert und in einzelne Parallelketten auseinandertretend ziehen sich jenseit des Rothen-Thurm-Passes die Gebirgsmassen durch das „Waldland“ bis gegen den Maros und bis zu dem Durchbruchsthale des Schyl, einer engen, wilden, unpassirbaren und von dem 1400 Meter hohen Vulkan Passe im Westen umgangenen Felsschlucht. An dem 2496 Meter hoch aufragenden Betyczat beginnt dann die Umbiegung des Gebirges zu dem südwestlich gerichteten Banater Gebirgslande, welches sich bis zur Donau hin erstreckt, in seinen Gipfeln aber nur selten noch die Höhe von 1200 Meter übersteigt.

Einen durchaus andern Charakter als die östlichen und südlichen Randketten Siebenbürgens besitzt das westsiebenbürgische Grenzgebirge, zu welchem von dem banater Gebirgslande die von der Pojana Ruska (1361 Meter) gekrönten Ketten hinüberleiten. So fremdartig und abweichend ist das Relief und der innere Bau dieses Gebirges gegenüber den übrigen Gliedern des Karpatensystemes, daß Eduard Süß[9]) geneigt ist, diese ausgedehnte Gebirgsmasse wegen des verworrenen Streichens der zahlreichen Einzelketten im Gegensatze zu dem vorherrschenden Streichen der Karpaten als eine außerkarpatische Masse anzusehen. In der Mitte dieses in wei-

7) Vgl. Guthe-Wagner, Lehrbuch der Geographie (1879) S. 691.

8) Vgl. Paul Lehmann, Ueber die Süd-Karpaten, speciell das Fagaraser Hochgebirge. Verhandl. der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, Bd. VIII, Nr. 4, S. 164.

9) Die Entstehung der Alpen (Wien 1875) S. 43.

tem Halbkreise gegen die ungarische Tiefebene auslaufenden Gebirgslandes erhebt sich das im Bihar 1845 Meter hoch aufragende Biharia-Gebirge, umströmt im Norden von der schnellen Körös, im Süden von dem Maros. Beide Durchbruchsthäler bilden im Verein mit dem nördlicher gelegenen, vielfach gewundenen Thale des Szamos die Haupteingangsthore Siebenbürgens von Ungarn aus. Geologisch ist das westsiebenbürgische Grenzgebirge äußerst mannichfaltig zusammengesetzt. Den Kern bildet auch hier ein mächtiger Stock krystallinischer Gesteine, welche auch weiter im Norden in mehrern isolirten Partien aus den jüngeren Ablagerungen hervortreten und die Verbindung mit dem Massiv in der Marmaros andeutend den Ring schließen, der ganz Siebenbürgen umgibt. Um diese vorwiegend granitischen Gesteinsmassen lagert eine Reihe von Sedimentbildungen, namentlich der Trias- und Juraformation, unter ihnen die eigenthümlichen „Klippenkalke", ferner tertiäre Nummulitengesteine und eocäner Karpatensandstein. Dazu kommen endlich jüngere vorwiegend trachytische Eruptivgesteine, die in den verschiedensten Richtungen die älteren Gesteinsbildungen durchsetzen und mit äußerst abwechslungsreich gestalteten Bergformen die Höhen des Gebirges krönen. Sie sind auch hier, wie in Ober-Ungarn, die Träger reicher Erzlagerstätten. Die schon von den Römern in Angriff genommenen Goldbergbaue des „siebenbürgischen Erzgebirges" sind die reichsten nicht nur der Oesterreichisch-ungarischen Monarchie, sondern ganz Europas. In Boicsoparak bei Abrudbánya namentlich kommt das Gold in größeren Blättchen und drahtförmigen Bildungen und selbst in Form ausgezeichneter Krystalle vor. In Offenbánya und Nagyag tritt es in Verbindung mit dem seltenen Tellur auf.

Eingeschlossen von diesem Gebirgs- und zum Theil Hochgebirgskranze stellt sich das Innere Siebenbürgens als eine im Mittel 500 Meter hohe, von Hügeln und niedrigen Bergrücken durchzogene Landschaft dar, deren Boden aus vorwiegend lockern Ablagerungen der Neogenformation (namentlich der Sarmatischen- und Congerien Stufe) besteht, Bildungen, welche südlich und nördlich vom siebenbürgischen Erzgebirge mit den entsprechenden Ablagerungen der ungarischen Tiefebene in Zusammenhang stehen.

Die Karpaten stellen nach den Ausführungen von Eduard Süß[10]) ihren architektonischen Verhältnissen und ihrer Entstehungsgeschichte nach kein selbständiges Gebirge dar, sie bilden vielmehr, ebenso wie der Jura, der Apennin, das ungarische Mittelgebirge, die slawonisch-kroatischen Gebirgsketten, nur ein Glied des „Alpensystemes". Bei allen diesen Gebirgen zeigt sich deutlich ein unsymmetrischer Bau, läßt sich von einer convexen Außenseite eine concave Innenseite unterscheiden. Die erstere ist ausgezeichnet durch Stauungen und Faltungen der an ihrem Aufbaue betheiligten Gesteinsschichten, die Innenseite durch Spaltenbildungen, Bruchlinien, Verwerfungen der Gesteinsmassen, durch Senkungsfelder und durch das Hervortreten vulkanischer Massen.

In ausgezeichneter Regelmäßigkeit setzt sich die convexe Außenzone der Karpaten aus einem Systeme cretaceischer, namentlich aber tertiärer Sandstein-Schichten (Karpatensandstein) zusammen. Ueberall zeigen diese Schichten eine parallele Faltung und Wellenbiegung. Die Innenseite ist concav gebogen. Hier fehlen jene Faltenwürfe, die Gesteinsmassen sind von Klüften und Spalten durchsetzt und auf diesen gegeneinander verschoben und verworfen, am Südrande der Waldkarpaten auf weite Strecken hin in die Tiefe gesunken. Auf den Bruchspalten und Rissen aber sind vulkanische Gesteine emporgedrungen, die nun, ein getreues Abbild der Vulkanen-Zone an der Innenseite des Appennin, den concaven Bruchrand der Karpaten in seiner ganzen Ausdehnung begleiten, auf der nur gefalteten Außenseite aber gänzlich fehlen. „Alle die genannten Ketten des Alpensystems aber zeigen weiter in ihrem Streichen das Bestreben, gegen Nordwest, Nord oder gegen Nordosten gekrümmte Bogen zu bilden." Wie Wellen auf einem Wasserspiegel lagern sie nebeneinander. Durch ihren Bau und durch diese Gleichartigkeit der Streichrichtung weisen sie auf eine gemeinsame nach Norden hin wirksame Kraft, auf eine mächtige in horizontalem Sinne gegen Nordwest, Nord und Nordost erfolgende Verschiebung der Massen. Dieser Verschiebung aber stellten sich in einer Reihe fester Urgebirgs-Schollen, die dem Außenrande in den Montagnes des Maures und in den Hyerischen Inseln, in dem Centralplateau von Frankreich, in der Gneisscholle im Walde von Dôle, in den Massivs des südlichen Wasgau und des Schwarzwaldes, in dem gewaltigen böhmischen Granit-Gneismassiv, endlich in der podolischen Urgesteinsmasse vorgelagert sind, mächtige Hindernisse entgegen. An ihnen stauen sich die Massen, an ihnen werden die Gesteinsschichten gefaltet und gebogen, durch ihre Lage wird der Verlauf und die Richtung der Gebirgsfalten bestimmt. „An der Südspitze der böhmischen Gebirgsmasse stauen sich die nördlichen Zonen der Ostalpen; sobald sie dieses Hinderniß umgangen haben, schwenken sie nach Nordosten ab und bilden in großen regelmäßigen Bogen über das galizische Plateau ausgebreitet" die Züge der Karpaten.

In ihrem Reichthume an Erzlagerstätten werden die Karpaten von keinem andern Gebirge Europas übertroffen. Bereits oben ist der reichen Erzvorkommen des oberungarischen und des siebenbürgischen Erzgebirges Erwähnung gethan. Das Auftreten der Edelmetalle knüpft sich vorwiegend an die trachytischen Eruptivgesteine der Neogenperiode. So die neben andern Metallen auch Gold und Silber führenden Lagerstätten von Parad im Matragebirge, bei Deutsch-Pilsen im graner Trachytzuge, bei Telkibánya im Eperies-Tokayer-Gebirge, die Silber und Goldvorkommen von Nagybánya, Felsóbánya und Kapnik am Südende des Vihorlat Gutiner Trachytzuges. Lagerstätten von Eisenerz, Zinkblende, Bleiglanz setzen bei Rodna zwischen Gutin und dem Hargitta-Gebirge in Ost-Siebenbürgen auf, Kupfererze bei Szaszka, und silberhaltiger Bleiglanz findet sich bei Csiklova, Oravicza, Dog-

10) Vgl. zu dem Folgenden Ed. Süß, Die Entstehung der Alpen. Wien 1875.

nacska in unregelmäßigen Stöcken innerhalb des banatischen Eruptivgesteins, des Banatits. Dasselbe Gestein umschließt auch die mächtigen Lagerstätten vorzüglichen Magneteisensteins, welche besonders bei Moravitza abgebaut werden. In Verbindung mit Trachyttuffen treten bei Munkacs und Szinna Brauneisenerze auf. Antimonerze werden zu Magurka in Oberungarn gewonnen. Endlich ist der Trachyt des Eperies-Tokayer Zuges bei Czervenitza der Träger des auf Klüften aufsetzenden Edelopals, das einzige Vorkommen, wo dieser überaus seltene Schmuckstein durch regelmäßigen bergmännischen Abbau gewonnen wird. Die Bedeutung freilich mancher Zweige des Bergbaues, namentlich diejenige des Goldbergbaues, ist, wie Hauer hervorhebt, im Sinken begriffen. Letzterer steht bei weitem nicht mehr auf der Höhe, welche er in früheren Jahrhunderten erreicht hatte, ehe durch die Massenproduction an Edelmetallen in andern Erdtheilen der Werth derselben herabgedrückt wurde. Besonders ist der Betrieb der Seifenwerke zurückgegangen, die früher an zahlreichen Stellen Ost-Siebenbürgens auf Waschgold betrieben wurden. Jetzt ist für diese Gewinnungsweise des Goldes nur noch die Umgegend von Olahpian von einiger Bedeutung.

Außer den obenerwähnten Eisenerzen finden sich noch Brauneisensteine und Spateisensteine in den Schiefern und Sandsteinen der Steinkohlenformation von Szendrö. Eisenkies wird zu Neu-Moldava im Banat behufs Erzeugung von Schwefelsäure in umfangreicher Weise abgebaut. Thoneisenstein (Sphärosiderit) ist in dünnen, aber oft meilenweit ausgedehnten Flötzen den Schichten des Karpatensandsteins in Westgalizien, in der Bukowina und in Ostsiebenbürgen zwischengelagert. Besondere Wichtigkeit besitzt namentlich für Siebenbürgen das Vorkommen zahlreicher Steinsalzstöcke, welche in den dortigen Neogen-Ablagerungen auftretend theils, wie bei Deesakna, Thorda, Maros-Ujvar und Vizakna durch Bergbau aufgeschlossen sind, theils, wie bei Parajd in nackten Felsmassen unmittelbar zu Tage stehen, theils ihre Gegenwart durch Soolquellen verrathen. Sie bilden einen nur an der Südseite unterbrochenen Ring an den Rändern des siebenbürgischen Hochlandes. In den braunkohlenführenden Neogengebilden am Nordrande der Karpaten ist Steinsalz an zahlreichen Stellen durch Bergbau und Bohrungen nachgewiesen. An ungefähr 250 Stellen dringen außerdem in der Gegend von Wieliczka bis Kaczyk in der Bukowina auf einer Strecke von 70 Meilen Soolquellen an die Oberfläche. Kalisalze finden sich namentlich an letztgenannter Stelle in ansehnlicher Menge. In Ungarn kommt Steinsalz bei Sovar in der Nähe von Eperies vor.

Steinkohlen der productiven Carbonformation treten in abbauwürdigen Flötzen in dem Karpatensysteme nur im Banat auf, im Verein mit Kohlenlagern, die der untern Juraformation, dem Lias, angehören. In dem Mehadia-Gebirgszuge wird auf dieses 4 Flötze umfassende Kohlenvorkommen ein bedeutender Bergbau betrieben. Die ausgedehnteste und wichtigste Steinkohlenablagerung jurassischen Alters ist die in dem Lias von Steiersdorf, wo 5 Flötze von je 1—2 Meter Mächtigkeit auftreten. Die Kohle ist die beste Oesterreich-Ungarns; sie wird in großem Maßstabe abgebaut. Die jährliche Production beläuft sich auf etwa 3—4 Millionen Centner. Braunkohle cocänen Alters findet sich in dem Graner Gebirge und hier wird auf dieselbe ein lebhafter Bergbau betrieben. Dieselbe tritt auch weiter nach Osten bei Salyo-Tarjan nördlich von der Matra und an andern Punkten zwischen letzterem Gebirge und den ober-ungarischen Massiven auf. Größere Wichtigkeit aber noch haben in neuerer Zeit die Vorkommen von Erdöl, Erdwachs (Ozokerit) in den Nordkarpaten erlangt. Sie treten vor allem in einer Zone auf, welche sich am oder doch nahe am Nordrande der Karpaten aus der Gegend von Gdow in West-Galizien über Limanow, Gribow, Dukla, Sanok, Drohobycs bis gegen Suczawa in der Bukowina in durchschnittlicher Breite von 2—3 Meilen und einer Längserstreckung von 60 Meilen verfolgen läßt. Genetisch bedingt durch den Zersetzungsproceß unterirdisch angehäufter vegetabilischer Massen sind auch die Quellen brennbarer Kohlenwasserstoffgase, die Feuerquellen oder Erdfeuer, welche man in Siebenbürgen bei Baasen und bei Kis-Saros, nordöstlich von erstgenanntem Orte, beobachtet. Dasselbe gilt von dem Pokolsár, dem „Höllenmorast", einer Art Schlammvulkan oder Schlammsprudel bei Kovaszna nördlich von Kronstadt. Derselbe stellt einen von schlammigem, kochsalzreichem Wasser erfüllten Tümpel dar, in welchem das Wasser durch starke Kohlensäureentwickelung in fortwährendem Aufquellen gehalten und zuweilen eruptionsartig emporgeschleudert wird.[11]) Kohlensäure-Exhalationen (Mofetten) finden sich außerdem an zahlreichen Punkten in der Umgebung von Kovaszna.

Als letzte Anzeichen vulkanischer Thätigkeit treten ferner in der Schwefelhöhle von Büdös am Südabhange des Hargitta-Gebirges in Ost-Siebenbürgen Schwefeldämpfe gemischt mit Kohlensäure-Gasen hervor. Einer ähnlichen, aber jetzt erloschenen Solfatara verdanken die Schwefelmassen von Kalinka bei Altsohl in Ungarn ihre Entstehung, während zahlreiche Säuerlinge und Mineralquellen des nördlichen Ungarns und Siebenbürgens offenbar in Beziehung zu den dort massenhaft abgelagerten Trachyten stehen. Berühmt sind besonders die Schwefelquellen von Teplitz in den nordwestlichen Karpaten und die schon von den Römern benutzten Herculesbäder von Mehadia im Banat, „dem Baden-Baden des östlichen Europa". Oestlich vom Eisenwerke Zakopane in der Hohen Tatra entspringt mit einer Temperatur von 17—18° R. die Therme „Jaszcurowka".

Die Karpaten bilden nur im mittlern Theile ihres Verlaufes die Wasserscheide zwischen Hauptstromsystemen. Auf den Flügeln im Westen und Osten entsenden die Gebirgszüge nach der Außen- und Innenseite hin ihre Gewässer zu Nebenflüssen des Donausystems. So im Westen, wo die Kleinen Karpaten das Weiße Gebirge und die Westbeskiden auf der einen Seite zur March, auf der andern

11) Vgl. Hauer und Stache, Geologie Siebenbürgens S. 287.

zur Waag entwässert werden, und so in ähnlicher Weise im Südosten, wo die Außenseite der ostsiebenbürgischen Grenzketten von dem Pruth und Sereth und ihren Zuflüssen umströmt wird, während Maros und Aluta die Gewässer der Innenseite ebenfalls der Donau zuführen. Nur auf der Strecke der Waldkarpaten und Ost-Beskiden bilden die Außenketten des Gebirges die Wasserscheide zwischen dem Stromsysteme der Donau einerseits und denen des Dnjestr und der Weichsel andererseits. Schon in dem östlichen Theile der West-Beskiden aber, wo die Höhen der Außenketten beträchtlich abnehmen, verlieren die letzteren jene hydrographische Bedeutung, indem die Quellflüsse der Weichsel tief in das Karpatensystem eingreifen. Die Wasserscheide liegt im Innern des letzteren, an der Hohen Tatra, wird aber nicht durch den Hauptkamm dieser mächtigen Gebirgserhebung gebildet, sondern sie verläuft quer über deren Rücken und durch die nördlich und südlich vorgelagerten Thalniederungen. Zwei der bedeutendsten Stromsysteme Europas sind an dieser hydrographisch merkwürdigen Stelle auf der Nordseite der Tatra zwischen Neumark und Jablonka nur durch eine flache, dem Auge kaum merkliche Terrainschwelle geschieden, auf deren Höhe sich eine weite Moorfläche ausdehnt, Czarny bahno, die schwarzen Sümpfe, welche auf der einen Seite die Schwarze Arva zur Waag und Donau, auf der andern Seite den Schwarzen Dunajec entsenden. Die Wasserscheide ist so flach, daß man sogar eine Anzahl von Quellen des Waaggebietes am Abhange der Tatra in Gräben über die Wasserscheide hinüber nach dem Dunajec-Gebiete hat leiten können. Auch auf der Südseite der Hohen Tatra ist es nur eine unbedeutende Terrainwelle, das gegenwärtig von Aeckern und Wiesen bedeckte „Plateau des Hochwaldes", durchschnittlich $^1/_4$ Meile breit und etwa 100 Meter über Bocz an der Waag und Corba im Poprad-Weichselgebiete emporragend, welche die Wasserscheide zwischen Donau und Weichselsystem, zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meere bildet.

Die Karpaten ermangeln fast vollständig des landschaftlichen Reizes der Gebirgsseen, wie sie die Alpen in so großer Zahl zieren. Wie die Pyrenäen und der Kaukasus stehen in dieser Hinsicht die Karpaten den Alpen gegenüber. Nur in der Haupterhebung des ganzen Gebirgssystems, in der Hohen Tatra, finden sich solche Gebirgsseen und hier in großer Menge, denn man zählt wol über 100 Tatra-Seen. Aber die Ausdehnung dieser Wasserflächen ist in den meisten Fällen eine so geringfügige, daß die Bezeichnung als „Seen" für dieselben kaum geeignet erscheint und nur für eine geringe Zahl Anwendung finden kann. Eher paßt für jene der Name „Meeraugen", den ihnen das Volk beigelegt hat, in dessen Meinung sie eine unergründliche Tiefe besitzen und mit dem Meere selbst in Zusammenhang stehen sollen. Charakteristisch für diese „Meeraugen" der Hohen Tatra ist vor allem ihre bedeutende Höhenlage, denn sie treten nur in einer Zone von etwa 1400 bis 2300 Meter auf, daher auch in Verbindung mit der schluchtartigen Gestaltung der Thäler, in denen sie liegen „die Scenerie ihrer Ufer eine äußerst wilde ist, da keine Art von Cultur bisher in diesen hohen Regionen ihren bleibenden Sitz aufgeschlagen hat". Der größte dieser Seen, der Große Fischsee (Wielki rybi staw) auf der Nordseite der Hohen Tatra bildet eine Wasserfläche von 58,75 Joch Ausdehnung, der Große See im Fünf-See-Thale eine solche von 50,90 Joch, der Corber-See eine solche von 36 Joch. Alle Tatra Seen zusammen dürften kaum mehr als $^4/_{100}$ einer Quadratmeile Flächeninhalt besitzen, eine im Vergleich zu den Alpen-Seen allerdings verschwindend kleine Größe. Ueber die Tiefe dieser meist grünlichen bis gesättigt smaragdgrünen, bald auch schwärzlichen Wasseransammlungen liegen nur wenige sichere Angaben vor. Mit zu den tiefsten dürfte der Große Fischsee gehören, an dessen südlichem Ufer als größte Tiefe 60—70 Meter gefunden wurden.[12])

In klimatischer Beziehung treten die Karpatenzüge schon dadurch bedeutsam hervor, daß sie durch ihre mauerartige Erhebung die von ihnen umschlossenen Landschaften vor der directen Einwirkung der rauhen und kalten Nord- und Nordostwinde schützen. Namentlich aber regeln sie wesentlich mit die Vertheilung der atmosphärischen Niederschläge dieser Gebiete. Sie bedingen durch ihre halbkreisförmige Umwallung der ungarischen Tiefebene hauptsächlich die geringe Niederschlagsmenge, welche diesem typischen „Regenschatten-Gebiet" zutheil wird, indem die nördlichen und mehr noch die nordwestlichen Luftströmungen beim Uebersteigen des Randgebirges ihres Feuchtigkeitsgehaltes zum großen Theil beraubt werden und nun auf der Leeseite trocken ankommen.[13]) Bezüglich der jahreszeitlichen Vertheilung der Niederschläge verhält sich die Außenseite ganz verschieden von der Innenseite des Gebirges. Die nördlichen und östlichen Abhänge haben, wie Wojeikof[14]) hervorhebt, sehr vorwaltende Sommerregen. Die Condensation erfolgt dann theils durch aufsteigende Luftströmungen, theils seitens der wasserdampfreichen, vom Atlantischen Ocean her wehenden Nordwestwinde. Im Herbste dominiren an der Außenseite Ostwinde, es herrscht dann hier die Trockenzeit. So fallen in Czernowicz im Juni 112 Millim., im October aber nur 53 Millim. Gleichzeitig aber wird im Herbste die innere, ungarische Seite seitens südwestlicher Luftströmungen reichlicher benetzt.

Die Karpaten sind fast in ihrer ganzen Ausdehnung ein Waldgebirge und ragen nur mit wenig ausgedehnten Partien über die Waldregion hinaus. Urwaldähnliche Bestände, in denen noch Wolf, Bär und Luchs hausen, sind hier noch mehrfach anzutreffen, so namentlich in der mächtigen ost- und südsiebenbürgischen Grenzkette und in den Waldkarpaten. Die verticale Verbreitung der Vege-

12) Vgl. C. Kofistka, Die Hohe Tatra. Ergänzungsheft Nr. 12 zu Petermann's Geogr. Mitth. (Gotha 1864); sowie Jahrbuch des ungarischen Karpaten Vereins (Jahrg. 1876, 1878 und 1879) Kesmark. 13) Vgl. O. Krümmel, Regenkarte von Europa. Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin, Bd. XIII, Taf. III. 14) A. Wojeikof, Die atmosphärische Circulation. Ergänzungsheft Nr. 38 zu Petermann's Geogr. Mitth. (1874) S. 15.

tation tritt in der Abgrenzung der einzelnen Zonen gegeneinander am deutlichsten und schärfsten an dem frei aus den umgebenden Thalniederungen aufragenden Massiv der Hohen Tatra hervor. Wie mit einem Lineale gezogen erscheinen von dem Hochwald-Plateau aus gesehen, am Südabhange der Tatra die Vegetationsgrenzen des Waldes und der Krummholzregion.[15]) Als unterste Region zieht sich diejenige des Hafers bis 800 Meter hinauf. Mit ihr endigt gleichzeitig die Verbreitung der Linde, der Esche und des Ahorn. Bis 1100 Meter reicht dann die untere Waldregion, in welcher sich mit Fichten und Tannenbeständen die Eibe, die Feldulme (beide bis gegen 900 Meter), Rüster (bis nahezu 1000 Meter) und die Eiche (Quercus robur nur bis 860 Meter) mischen. Die obere Waldregion dringt bis etwa 1500 Meter hinauf. In den ersten 100 Metern dieser Zone noch begleitet von der Rothbuche und der Tanne, bis 1300 Meter von der Kiefer, endlich bis 1350 Meter noch von dem Berg-Ahorn, sind es vor allem Fichten, welche die Waldbestände bis zur obern Grenze der Region ausmachen, bis auch sie hier, wenigstens in geschlossenen Beständen, aufhören. Schon innerhalb dieser obern Waldregion beginnt in wenig über 1300 Meter Meereshöhe das Krummholz, zuerst in einzelnen Sträuchern, dann aber, oberhalb der Grenze des zusammenhängenden Waldes, in der eigentlichen Krummholzregion, in etwa meterhohem, fast undurchdringlichem Dickicht, welches die Gebirgsabhänge bis nahezu 1800 Meter hinauf bedeckt. In dieser Region erreichen die letzten, vereinzelt auftretenden Baumformen ihre Grenze, die Lärche noch unterhalb des Niveaus von 1600 Meter, kurz darauf die Fichte, die Arve endlich und die Birke. Noch unterhalb 1800 Meter beginnt dann auch die Krummholzdecke sich zu lichten, immer vereinzelter treten deren Büsche auf, bis auch sie sich endlich noch unter 2000 Meter Meereshöhe ganz verliert.

In Siebenbürgen lassen sich 6 Vegetationsstufen unterscheiden. Die erste ist die des Weinstockes, der wie an den untern Gehängen des oberungarischen Gebirgslandes (z. B. Tokay), so auch hier im Maros-Thale bis Maros-Vásárhely, im Samos-Thale bis Bistritz einerseits und bis Klausenburg andererseits und in der zwischen beiden Thalgebieten gelegenen Mezőség nicht nur gedeiht, sondern an manchen Localitäten ein ausgezeichnetes Product liefert. In der zweiten Stufe, die bis etwa 800 Meter absoluter Höhe hinaufreicht, reifen noch in allen Theilen des Landes Mais und Weizen. Die dritte Stufe umfaßt alle die Gebiete bis zu 1100 Meter Meereshöhe, in denen Mais und Weizen nicht mehr fortkommt, dagegen andere Cerealien noch gedeihen, bis auch deren Anbau in der genannten Höhe, der Grenze gleichzeitig für die Verbreitung der Eiche und Hainbuche, aufhört. Die vierte Stufe reicht sodann bis zur obern Grenze des Laubholzes, namentlich der Rothbuche in 1300 bis 1500 Meter Höhe, die fünfte bis zur Baumgrenze und Krummholzgrenze zwischen 1900 und 2200 Meter, die sechste endlich begreift die Zone der Alpenkräuter, die selbst die höchsten Gipfel der südsiebenbürgischen Grenzkette bedecken.[16]) Wie hier so ist auch in der Hohen Tatra diese von Rudeln von Gemsen belebte alpine Region in reicher Mannichfaltigkeit entwickelt, obgleich durch die mächtige Entfaltung des weite Strecken des Bodens überdeckenden Krummholzes die Räumlichkeiten beschränkt sind, die den Stauden und Gräsern übrigbleiben. In der Hohen Tatra knüpft sich an den Reichthum an saftigen und nahrhaften Alpenkräutern eine wenn auch nur dürftige Alpenwirthschaft, die in den durch die Enge der meist unbewohnten Thäler und die dichten Urwaldbestände der Gehänge fast unzugänglichen siebenbürgischen Karpaten fast ganz fehlt.

Eine eigentliche Schneeregion ist in dem Karpatensysteme nicht vorhanden. Selbst in der Hohen Tatra trägt keiner der zahlreichen bis über 2300, ja bis über 2600 Meter aufragenden Gipfel dauernd eine Schneehülle, alle sind im Sommer frei von Schnee und starren nackt und kahl empor. Nur die tief eingeschnittenen, kesselförmig erweiterten obern Thalmulden sind die Heimat von Schneemassen, die auch die Sommerwärme überdauern. An den steilen und schroffen Felsgipfeln vermag der Schnee nicht in genügender Masse haften zu bleiben, um der sommerlichen Insolation widerstehen zu können. Das Fehlen ausgedehnter Hochmulden und im Zusammenhange damit das Fehlen umfangreicher Firnfelder ist auch der Grund, daß die Hohe Tatra trotz ihrer bedeutenden Erhebung eigentliche Gletscher nicht aufzuweisen hat. Nur kleinere Eismassen bilden sich auf dem Grunde der in den Kesselthälern sich ansammelnden Schneemassen. Sie reichen aber nicht aus, um wirkliche Gletscherströme entstehen zu lassen. Daß aber unter veränderten klimatischen Verhältnissen die Hohe Tatra, trotz ihres für die Gletscherbildung ungünstigen Reliefs, in der Eiszeit von mächtigen Eisströmen bedeckt war, beweisen die ungeheuern Moränen, welche sich als Spuren der Thätigkeit vorzeitlicher Gletscher an den Gehängen des Gebirges zeigen.

Zu höchst eigenthümlicher Weise vollzieht sich an mehrern Stellen des Karpatensystemes die Bildung von Eismassen in unterirdischen Hohlräumen des Gebirges, in den sogenannten Eishöhlen. Die bekanntesten dieser Eishöhlen sind die Gyezár bei Skarizora im siebenbürgischen Bihar, Zapodia im biharer Comitat, die von Démenyfalu in den Liptauer Alpen, Szilicze im tornaer Comitat, vor allem aber die berühmte Eishöhle von Dobschau im gömörer Comitat.[17]) Die Dobschauer Eishöhle ist nach Dr. Krenner's Beschreibung[18]) ein weiter niedriger Raum, welcher sich von der Berglehne, in der der Höhleneingang liegt, in einem Winkel von etwa 20° bergeinwärts zieht, sodaß der Eingang den höchsten Punkt der ganzen Höhle darstellt. Der Boden ist von

15) Vgl. Kořistka l. c. S. 24.

16) Vgl. Petermann's Mitth. (1857) S. 217. 17) Die Eishöhle von Dobschau. Untersucht und beschrieben von Dr. J. A. Krenner (Budapest 1874) 18) Petermann's Mitth. (1876) S. 315.

einem mächtigen Eiskuchen bedeckt, welcher vielleicht 20 Meter und darüber dick ist und daher dort, wo sich die Decke niedersenkt, bis an diese hinanreicht. Einige Eissäulen verbinden ihn außerdem mit letzterer; an den Wänden finden sich ebenfalls Eisbildungen. Nach Krenner erklärt sich diese Erscheinung dadurch, daß im Winter die kalte schwerere Luft durch den Höhleneingang in den tiefer gelegenen Höhlenraum hineindringt und denselben erfüllt; die warme leichtere Luft des Sommers kann aber bei der Kleinheit des Einganges nicht in solchem Maße eindringen, um die Eismassen wegzuschaffen, welche besonders im Frühlinge, wenn die Schmelzwasser in den kalten Raum gelangen, sich bilden; dazu kommt noch die Höhenlage der Höhle (circa 1100 Meter), sowie die nach Norden gerichtete Lage des Einganges, der außerdem den kalten Tatra-Winden ausgesetzt ist. Ein enger spaltartiger Wasserabfluß vervollständigt noch die Trefflichkeit des Eiskellers. Andere Autoren[1]) wollen neuerdings nicht sowol in dem Eintreten der kalten Winterluft durch den Höhleneingang als vielmehr in dem Durchsickern des Wassers durch bestimmte poröse Gesteinsarten den Kältequell dieser Eishöhlen erblicken. (*R. Credner.*)

Karpátho, türkische Insel im Aegäischen Meere, s. Skarpanto.

KÁRPFEN (ungar. Korpona, slaw. Krupina) ist eine der ältesten ungarischen Freistädte; sie liegt am gleichnamigen Flüßchen, das in die Eipel fällt. Das Thal, in welchem die Stadt liegt, ist nach Süden geöffnet und gegen die Nordwinde wohl geschützt; deshalb ist das Klima viel milder als in den benachbarten gebirgigen Gegenden, und die Stadt liegt inmitten schöner Wein- und Obstgärten. Der Wein ist zwar sauer, aber das Obst gedeiht sehr gut und ist schmackhaft. Die innere Stadt bildet ein Viereck und hat zwei Thoreingänge, einen im Norden und einen im Süden. Den Hauptplatz zieren einige interessante, alterthümliche Gebäude, das Rathhaus, die katholische Pfarrkirche und einige Privathäuser. Uebrigens ist die Stadt sehr herabgekommen und zählt jetzt nur 3408 Einwohner, davon sind 3003 Slowaken, 133 Ungarn, 52 Deutsche; 2091 römisch-katholisch, 1269 evangelisch. Einst war sie viel bedeutender und hatte deutsche Einwohner. Ihr Freibrief ging in den Drangsalen der mongolischen Invasion verloren und wurde von Béla IV. erneuert. Die späteren Könige bestätigten denselben zu wiederholten malen. Die Stadt war seit dem 14. Jahrh. mit Ringmauern umgeben und hatte eine Burg, die im J. 1440 hergestellt wurde. Während der Türkenkriege war Karpfen eine Grenzfestung und ein sicheres Bollwerk der oberungarischen Bergstädte; die umliegenden Comitate Hont, Sohl, Liptau, Arva, Thurócz und Neograd leisteten wiederholt Beistand, um die Festung in gutem Stande zu erhalten. Daher suchten und fanden viele adelige Familien in der befestigten Stadt Schutz gegen die Türken, sodaß der Magistrat größtentheils aus Edelleuten bestand. Im J. 1605 hielt der siebenbürgische Fürst Bocskay einen Congreß daselbst, welchem Sigmund Forgách als k. k. Abgordneter beiwohnte und an welchem die Präliminarien des wiener Friedensschlusses festgesetzt wurden. Im J. 1667 schlugen die karpfener Bürger unter Anführung ihres Kapitäns Bory ein türkisches Streifcorps und nahmen ihm die Beute ab, die es in der Umgegend gemacht hatte. Im J. 1678 eroberte Tökölу die Stadt und im J. 1703 wurde sie von Rákóczy's II. Truppen eingeäschert. Infolge der vielen Kriege und auch der gewaltsam durchgeführten Gegenreformation kam die Stadt immer mehr herunter und die deutsche Bevölkerung verminderte sich, sodaß das slawische Element die Oberhand gewann. Einst war in Karpfen eine blühende Mittelschule, Rector derselben war unter andern Georg Lányi, der im J. 1673 nebst vielen andern protestantischen Lehrern und Geistlichen eingefangen und zur Galerenstrafe verurtheilt wurde. Später hatten die Piaristen daselbst ein Untergymnasium. (*J. Hunfalvy.*)

Karpfen (Cyprinus carpio), Süßwasserfisch, s. Cyprinus.

KARPIŃSKI (Franciszek), polnischer Dichter, geboren 4. Oct. 1741 in Holoskow bei Stanislawow in Galizien, auf der Jesuitenschule in Lemberg vorgebildet, wo er auch, nachdem diese zum Range einer Akademie erhoben worden war, zum Doctor der Philosophie und Baccalaureus der Theologie promovirt wurde, widmete sich zunächst auf den Wunsch seines Vaters der gerichtlichen Praxis ohne Beruf und ohne Erfolg, ging sodann in Begleitung des jungen Fürsten Puzyna zu weitern Studien nach Wien, gab jedoch die wissenschaftliche Richtung auf und lebte als Gutspächter abwechselnd auf mehrern Gütern in Galizien. Dem Drange seiner Neigung folgend, schrieb er von seinen näheren Bekannten beifällig aufgenommene Gedichte, deren erste Sammlung, darunter seine anmuthigen und zärtlichen Gedichte an seine Geliebte (Justyna), er dem Fürsten Adam Czartoryski widmete (1780). Durch diesen Gönner junger aufstrebender Talente nach Warschau berufen, wurde er sein Privatsecretär, und durch den Dichter und Geschichtsschreiber Narusewicz dem Könige Stanislaus Poniatowski empfohlen, erntete indeß bei seinem freimüthigen Wesen und seinen hochgespannten Erwartungen nur Enttäuschungen. Verstimmt kehrte er in sein stilles Landleben zurück (nach Dobrowody), wo er das von Wehmuth und Klagen gegen die Großen der Welt erfüllte Gedicht „Rückkehr aus Warschau aufs Land" (Powrót z Warszawy na wieś) schrieb. Von nun an suchte er eine entsprechende Stellung und Anerkennung durch die Gunst des Königs und der Magnaten bei seinem wiederholten Aufenthalte in Warschau, durch Annahme von Hauslehrerstellen in angesehenen Häusern und eine einträgliche Pacht zu erlangen, ohne die innere Befriedigung zu finden, bis er durch den Grafen Baduni eine sehr vortheilhafte Pacht einer Staatsdomäne, Krasnik bei Bialowiei, erhielt, und hier, später in Chorowszczyzna, welches Gut er sich aus eigenen Ersparnissen kaufte, das langersehnte Glück fand.

[1]) Vgl. Schwalbe, Ueber Eishöhlen und anderweitige Eisbildungen. Verhandl. der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Bd. VII, Nr. 1, S. 146.

Hier, abgeschlossen und vergessen von der Welt, lebte er als wahrer Wohlthäter seiner Untergebenen und deren Kinder, für die er eine Schule gründete. Mit dem Untergange der politischen Selbständigkeit Polens hörte er auf zu dichten, sein Gedicht Żale Sarmaty, womit er seine Laute am Grabe Sigismund August's niederlegt, ist sein letztes. Er starb am 4. Sept. 1825 im 85. Lebensjahre. — Karpiński nimmt als polnischer Dichter unter seinen Zeitgenossen eine eigene Stellung ein: er führte das Element der Sentimentalität in die polnische Poesie ein. Von weichem Gemüthe, empfänglich für das Schöne und Zarte, ohne wahr zu empfinden, schrieb er, „der Dichter vom Herzen", Liebeslieder und Idyllen in der Art der Frau Deshoullier, welche, ohne volksthümlich zu sein, ebenso von dichterischem Geiste durchweht waren, wie sie den Stimmungen des gebildeten Publikums entsprachen, sodaß viele von ihnen allgemeinen Anklang fanden; so manches Liebeslied Karpiński's war allgemein bekannt und gesungen. Während in diesen kleinen Liedern und Schäfergedichten ein weicher Ton herrscht, nimmt der zur Rhetorik neigende Dichter oft einen hohen Flug, wenn er in seinen lyrischen Gedichten den Pflichten gegen das Vaterland und gegen seine Mitmenschen das Wort redet, und wird schwungvoll, wenn er seine Stimme zu Gott erhebt. Manche seiner geistlichen Lieder, so das Morgenlied (Kiedy ranne wstają zorze), sind Gemeingut des Volkes geworden und werden als Kirchenlieder gesungen. Karpiński hat auch die Psalmen dichterisch behandelt, unterstützt von seinem Zeitgenossen und Freunde, dem Dichter Trembecki; dabei nahm er eine Anzahl von Psalmen in der trefflichen Uebersetzung Kochanowski's in wenig veränderter Gestalt auf, nur geläufigere Ausdrücke und Wortformen setzte er an Stelle der alterthümlichen. Dem Geschmacke der Zeit folgend, übersetzte er auch auf den Wunsch der Fürstin Czartoryska Delille's Gedicht von den Gärten theils in Versen, theils in Prosa. So wie dieses Werk jetzt vergessen ist, so sind es noch mehr Karpiński's dramatische Werke, in Anlage und Haltung des Dialogs mislungen, nur Judyta (in Versen) verdient wegen des Stoffes und wegen der Wärme der Behandlung des Gegenstandes erwähnt zu werden. Von den prosaischen Schriften Karpiński's zeichnet sich durch eine eigenartige und selbständige Auffassung des Stoffes aus die im Auftrage der Commission zur Beschaffung von Schulbüchern geschriebene Abhandlung von der Beredsamkeit: O wymowie w prozie albo wierzu. Das Buch: Rozmowy Platona z nieżnami, welches er in seiner Zurückgezogenheit schrieb und auf welches er einen großen Werth legte, widmete er dem Fürsten Repnin. Im hohen Alter schrieb er seine Selbstbiographie, die von hohem Interesse ist, herausgegeben von Moraczewski in Posen 1844, 2. Aufl. Lemberg 1849. — Karpiński's Schriften sind herausgegeben von Dmochowski, Warschau 1804 in 4 Bänden; später in Leipzig 1836; zuletzt von Turowski in Krakau 1862 in 1 Bande. Ueber Karpiński vgl. eine Rede Brodziński's, abgedruckt in Turowski's Ausgabe, und Kornikowicz über Karpiński, Wilna 1827. (*W. Nehring.*)

Karpo, eine der altathenischen Horen, s. Horae.

KARPOKRATIANER ist der Name einer gnostischen Sekte in der ersten Hälfte des 2. Jahrh. Unsere Hauptquelle für Kenntniß ihrer Lehre ist *Irenaeus*, Adv. haer. I, 25; aus ihm schöpft anfangs wörtlich, dann in verkürzender Bearbeitung *Hippolytus*, Philos. VII, 32; von beiden ist die durch Zusätze erweiterte Darstellung bei *Epiphanius*, Haer. XXVII., abhängig. Werthvoll sind die Auszüge aus des Epiphanes Schrift περὶ δικαιοσύνης, welche uns *Clemens Al.*, Strom. III, 2, mittheilt. Von secundärer Bedeutung sind die Notizen bei *Eusebius*, Hist. eccl. IV, 7; *Theodoretus*, Haer. fab. I, 5; *Pseudotert.* 9; *Philastrius*, 35.

Als Stifter der Sekte erscheint Karpokrates (so wenigstens nennen ihn Irenäus, Eusebius, Theodoret, und daher seine Anhänger Καρποκρατιανοί; Epiphanius und Philastrius nennen ihn Καρποκράς und danach seine Anhänger Καρποκράσιοι. Sie selbst nannten sich nach Irenäus Γνωστικοί, während sie bei *Origenes*, Contra Celsum V, 8, den Namen Marcellianitae s. Marcellinniani führen.) Er war ein Platoniker aus Alexandria im ersten Drittel des 2. Jahrh. Mit seiner Frau Alexandria, welche von der Insel Kephallene stammte, zeugte Karpokrates einen Sohn Epiphanes, den er in der Philosophie des Plato und seiner eigenen Lehre (μονοειδῆ γνῶσιν) unterrichtete. Durch reiche Gaben des Geistes ausgezeichnet erwarb sich Epiphanes durch Weiterbildung und Ausbreitung der väterlichen Lehre einen solchen Ruhm, daß er, obgleich im zarten Alter von 17 Jahren gestorben, in Same, der Hauptstadt der Insel Kephallene, göttlich verehrt ward. Am Neumonde zog man in seinen Tempel und feierte sein Geburtsfest mit Opfern, Spenden und Liedern. Daraus wird wahrscheinlich, daß auch Karpokrates, obgleich aus Alexandria stammend, doch auf Kephallene lebte und hier seine Sekte zuerst hervortrat. Nach Rom kam sie zur Zeit des Bischofs Anicet (165—173) durch Marcellina, welche viele für die Lehre des Karpokrates gewann und von deren Auftreten Epiphanius den Anfang der Gnostiker (in Rom) datirt.

Soweit die lückenhaften Berichte eine Reconstruction der Lehre zulassen, behauptete Karpokrates ein Princip des Alls, die göttliche Monas oder den unerkannten und unnennbaren Vater. Um sie kreisen in verschiedenen Ordnungen die (aus ihr hervorgegangenen) Geister. Die niedersten derselben fielen von Gott ab, schufen die Welt des Irdischen und bannten in ihr unter willkürliche Satzungen alle abgefallenen Seelen. Ueber diesen Punkt lehrt Epiphanes in seiner Schrift περὶ δικαιοσύνης mit größerer Deutlichkeit: Wie der Himmel nach allen Seiten hin gleich ausgespannt die ganze Erde im Kreise umgibt, wie das Licht in gleicher Weise über alle ausgegossen ist, wie die Natur allen ohne Unterschied ihre Gaben spendet, wie die Thiere ohne vorgeschriebenes Gesetz einander begatten, so hat auch Gott alles zur Gemeinsamkeit bestimmt; die Gerechtigkeit Gottes ist Gemeinschaft

mit Gleichheit, *κοινωνίαν τινὰ εἶναι μετ' ἰσότητος*. Erst durch die niedern abgefallenen Engel ist die Besonderung und damit der Unterschied von gut und böse eingeführt. An die Stelle des gemeinsamen Besitzes trat das persönliche Eigenthum und damit der Diebstahl, an die Stelle des unbeschränkten geschlechtlichen Umganges die Ehe und damit der Ehebruch. Das meint Paulus, wenn er Röm. 7, 7 sagt: durch das Gesetz erkannte ich die Sünde.

Aus dieser Welt der Besonderung und Sünde kann die Seele zur göttlichen Einheit nur dadurch zurückkehren, daß sie, kraft der Einsicht in die ursprüngliche Gleichheit, sämmtliche Gebote der weltschöpferischen Engel übertritt. Schon Pythagoras und Plato haben sich in seliger Erinnerung in die göttliche Einheit versenkt, vor allem aber hat Jesus uns diesen Weg gewiesen. Gleich allen Menschen von Joseph gezeugt, unterschied er sich von ihnen nur dadurch, daß seine Seele fester und reiner war, und sich dessen erinnerte, was sie in der Umkreisung des umgewordenen Gottes gesehen hatte. Obgleich in den jüdischen Sitten erzogen, verachtete er sie; deshalb sandte ihm Gott eine Kraft von oben, damit er durch alles hindurchgehe und in allem befreit den weltschöpferischen Engeln entfliehe und zu Gott sich erhebe. Da nun die Seelen der Menschen aus derselben Umgebung Gottes stammen, können sie in gleicher (oder gar noch in stärkerer) Weise die weltschöpferischen Mächte verachten und erhalten alsdann ebenfalls die Kraft von oben, dasselbe zu verrichten. Zu Gott kommen sie erst dann, wenn sie (nach Luk. 12, 58) alle Werke vollendet haben; bis dahin folgt nur ein körperliches Leben auf das andere.

Aus diesen Grundsätzen folgt mit Nothwendigkeit das unsittliche Leben, welches den Karpokratianern schuldgegeben wird. Auch magische Künste übten sie unter Anwendung von Liebestränken und Zaubersprüchen, behaupteten, sie hätten schon jetzt Macht, den Weltschöpfern zu befehlen. Sie zuerst widmeten bildlichen Darstellungen oder Statuen ihrer religiösen Heroen göttliche Verehrung. (*Bernhard Pünjer.*)

KARS, die Hauptstadt eines denselben Namen führenden Verwaltungsbezirkes in dem durch den Frieden von Berlin (13. Juli 1878) von der Pforte an Rußland abgetretenen und seitdem zu den transkaukasischen russischen Ländern gehörigen Theile von Armenien, liegt auf einer zwischen dem obern Laufe des Kur und dem Araxes sich gegen 2000 Met. über den Meeresspiegel erhebenden welligen Hochebene und ist dem östlichen Ausläufer einer isolirt dastehenden Kette schroffer Felsenberge angebaut. Der Breitengrad, unter welchem die Stadt liegt (40,6), entspricht ungefähr demjenigen von Neapel; indessen macht sich im Klima und in der Vegetation weit weniger die südliche Lage als der durch die absolute Bodenhöhe bedingte almenähnliche Charakter des Plateaulandes bemerklich. Die Umgegend ist völlig baumlos, nur den Rinnsalen der Gewässer entlang findet sich hier und da ein verkümmertes Weidengesträuch; der Winter ist rauh und außerordentlich reich an Schnee. Dieser letztere pflegt Ende Octobers einzutreten und verschwindet erst völlig vor der Junisonne des folgenden Jahres; unvermittelt folgt alsdann ein kurzer, sehr heißer Sommer, welchem sich bis zum neuen Winter im October ein klarer trockener Herbst anschließt, sodaß sich eine sehr beschränkte Vegetationsperiode ergibt. Der Boden der Ebene besteht aus einem fruchtbaren schwarzen Humus vulkanischen Ursprungs; derselbe bringt nach dem Verschwinden des Schnees einen üppigen Kräuter- und Graswuchs zur Weide des zahlreich gehaltenen Viehes, und wo er zu Feldwirthschaft bestellt wird, vortrefflichen Weizen und Gerste, Gartengewächse aber nur in dürftigster Weise und Obst gar nicht hervor. Der einzige ansehnliche Fluß ist der Achurean der armenischen Geographen, der Karstschai der Türken. Derselbe kommt von den moschischen Bergen im Südwesten der Hochebene herab, bespült, in sumpfigem Bette dahinschleichend, den nordwestlichen Fuß der vorerwähnten Felsenkette und durchbricht diese so, daß er ihr letztes Glied, eine schroff aufsteigende Zacke, abschneidet, um alsdann um dieselbe einen südlichen Bogen zu beschreiben, worauf er seinen Weg nordostwärts gegen den Arpasui, den Harpasus der Alten, fortsetzt. In den bezeichneten Bogen, d. h. in den Schutz des Gewässers, das mit seinem moorigen Grunde im Alterthume einem heranrückenden Feinde schon an und für sich große Schwierigkeiten bot, ist die Stadt Kars wie in eine dem Felsenberge vorgelagerte Halbinsel hineingebaut und dabei der letztere als Mittelpunkt der Befestigungen verwerthet worden. Nach der Art und Weise, wie unter osmanischer Herrschaft die Terraineigenthümlichkeiten der uralten Festung zur Geltung gebracht worden waren, konnte dieselbe lange Zeit als eine Musterschöpfung der orientalischen Fortificationskunst betrachtet werden. Für das dreifache System dieser Kunst, das Außenwerk, die schwer angreifbare Stadtmauer und die Citadelle, ergaben sich in der Windung des Flusses, in der Terrainböschung gegen die Felshöhe hin und in der letztern selbst die Vorbedingungen auf das vollständigste. Wie sich von selbst versteht, bildet der Fels die Citadelle, indem er auf seinem Gipfel eine mit starken quadratischen und runden Bastionen vertheidigte Burg trägt, zu welcher auf den Stellen, wo das Gestein nicht fast senkrecht abfällt, feste Mauern den Zugang versperren. Daran schließt sich die eigentliche Festung, der bewohnte Ort, sich südöstlich vor die Citadelle legend und mit ihr durch Verlängerung der beiderseitigen Mauern vereinigt. Dieselbe hat vier durch irreguläre Linien verbundene Eckbastionen; die Länge der Seiten wird zu 520 bis 700 Met. angegeben. Die Mauern sind im Süden und Osten, d. h. nach der Seite der Ebene, doppelt, indem die äußere Mauer von einer innern überragt wird; nur an der Bergseite hatte in Anbetracht der größeren Terrainschwierigkeiten eine einfache Mauer zu genügen geschienen. Durchweg sind diese Mauern aus sorgfältig behauenen Trachytquadern erbaut und mit zierlichen Zinnen versehen, welche, im ganzen wohl erhalten, der Festung, aus einer gewissen Entfernung betrachtet, ein elegantes, fast neues Ansehen geben. Wie der vornehmste Theil der Stadt sich innerhalb der Binnenmauer befindet, so ist auch der Raum zwischen

der äußern und innern Mauer zu Wohnhäusern benutzt und bildet unter dem Namen Bahram Pascha-Mahalle-si einen Stadttheil. Die äußere Mauer ist mit den schon erwähnten Bastionen und die innere mit einer Reihe schmucker Thürme bewehrt. An dem Ostthore der letztern erblickt man an der Außenseite eine alte in Trachyt ausgeführte Sculptur, zwei aufgerichtete Panther, in derselben schlanten Darstellung, welche auch die armenischen Münzen zeigen und deren Ursprung aus armenischer Zeit nicht zu bezweifeln ist. Ueberhaupt verrathen hier und da den Mauern eingefügte, mit Resten von Sculpturarbeiten versehene Werkstücke, daß bei der Aufführung vielfach die Ruinen älterer Schmuckbauten das Material geliefert haben. Eine über dem Südthore angebrachte kufische Inschrift weist demselben die frühe Seldschukenherrschaft als Erbauungszeit an. Außerhalb der Festung breitet sich ostwärts eine Vorstadt, der eigentliche Sitz des Verkehrs und der Gewerbthätigkeit, aus, welche wieder mit Bastionen, der dritten Befestigungslinie angehörig, geschützt wird. Wie die Mauern, so sind auch die Wohnhäuser aus Trachytquadern sehr solid ausgeführt und zwar diejenigen des vornehmen Quartiers im obern Theile der eigentlichen Festung meistens mehrstöckig; ein zierliches Aussehen geben ihnen die hölzernen Ecken und Galerien, welche an der Aussichtseite des Hauses im obern Stockwerke angebracht zu werden pflegen. Dachstühle sind nicht im Gebrauche, statt ihrer werden die Häuser mit flachen Cementterrassen überdeckt, welche auf starken Balken von den massiven Wänden getragen werden. Architektonisch hervorragende Bauten gibt es in Kars nicht; die Moscheen, deren Zahl auf siebzehn angegeben wird, während sich nur acht dem Auge bemerklich machen, sind wol mit ihren Kuppeln und Minarets ein Schmuck für den äußern Anblick der Stadt, bieten aber sonst nichts Bemerkenswerthes; die Kirchen, zwei an Zahl, sind unbedeutend. Der Fernblick auf die Stadt von den höher gelegenen Punkten der Umgegend ist wegen der vielen bezinnten Mauern und Thürme, wegen der Moscheen und Minarets, wegen der terrassenartig sich übereinander aufbauenden Häuserreihen, wegen des zu schwindelnder Höhe aufragenden Burgberges mit seinem altersgrauen Mauerwerk ein ebenso interessanter wie fremdartiger, und einen eigenen Reiz gibt ihm in dem eintönigen Grau des baumlosen Landes der wasserreiche Karsfluß mit seinem grünen Uferrande und der zur Stadt führenden achtbogigen Brücke.

Die Geschichte von Kars verliert sich in die Urzeit der Besiedelung des armenischen Hochlandes. Eine Stelle, welche bei feindlichem Angriffe natürlichen Schutz, welche eine Fülle wohlschmeckenden und gesunden Wassers nebst guter Weide für das Vieh bot, und von der aus die fruchtbare Ebene bis zum Rande der Araxesniederung — Schirag nannten sie die Armenier — sich leicht beherrschen ließ, mußte sich den Anwohnern früh zur Benutzung empfehlen. So findet sich denn auch schon bald nach dem Auftauchen Armeniens in der Weltgeschichte bei Strabo eine Hinweisung auf das Vorhandensein der Stadt und zwar in den Namen eines dem Geographen als sehr schneereich geschilderten Norddistrictes des Landes, Chorzene, von dem wir kaum zweifeln können, daß er nach Kars benannt worden. Bestimmt erwähnt findet sich der Name Kars erst ein Jahrtausend später in der griechischen Literatur und zwar bei dem gelehrten Kaiser Konstantin Porphyrogenitus (τὸ κάστρον τὸ Κάρς, De administrando Imp. cap. 44) zusammen mit Perkri, d. i. Pertegref, der alten Feuerburg im Tschorokthale, mit Arzes, d. i. Erzerum, und andern merkwürdigen Localitäten; jedoch gehen die Nachrichten der armenischen Chronisten einige Zeit weiter zurück. Aschod I., der Begründer der königlichen Bagratidendynastie, hatte einen Bruder Namens Abas, welcher als Vasallenfürst des Landes Vanand in Kars residirte. Nach Aschod's Tode strebte derselbe nach der Königskrone, wurde aber von Schambad I., dem Sohne und legitimen Nachfolger Aschod's, im J. 889 besiegt. Nach unglücklicher und unruhiger Regierung fiel Schambad im J. 914 im Kampfe gegen die Perser und hatte seinen Sohn Aschod II. zum Nachfolger, welcher sich wieder eines rebellischen Bruders Abas, Herrn von Kars, zu erwehren hatte. Als Aschod II. starb, folgte ihm besagter Abas in der Regierung und residirte in „Kars im Lande Klein-Vanand", woselbst er eine schöne Kirche erbaute. Kars war also für kurze Zeit Haupt- und Residenzstadt von ganz Armenien; die Vorgänger des Abas hatten in Bagaran und Erazgavors gelebt, Aschod III., welcher ihm im J. 951 folgte, ließ sich nach neunjähriger Regierung in Ani, der alten Hauptstadt, krönen, und verlegte den Sitz der Regierung dahin. In Kars blieb bei dieser Gelegenheit Maschel, Aschod's jüngerer Bruder, als Vasallenfürst zurück; derselbe nahm den Königstitel an, ohne sich jedoch der Anerkennung Aschod's als seines Lehnsherrn zu entziehen. Auf Maschel folgte in Kars im J. 984 sein Sohn Abas, während in Ani auf Aschod III. (977) dessen Sohn Schambad II., auf diesen im J. 989 Kakig und auf diesen 1019 sein Sohn Johannes folgte. Durch stete Kämpfe mit den aufrührerischen Großen des Reiches geschwächt und später noch von dem Seldschukenfürsten Tughril Beg in die Enge getrieben, fand dieser keinen andern Ausweg, als sich den Griechen in die Arme zu werfen und für den vom oströmischen Kaiser zu leistenden Schutz die Abtretung von Ani bei seinem Ableben zu verheißen. Nach zwanzigjähriger unrühmlicher Regierung starb Johannes im J. 1039, und Kaiser Michael verlangte nunmehr die Ausführung des mit seinem Vorgänger geschlossenen Vertrages. Die armenischen Patrioten wollten sich zur Preisgebung der Hauptstadt nicht verstehen, und so kam es zu einem Kriege, in welchem eine Anzahl Vornehmer sich auf die Seite der Griechen stellte. Nach wechselndem Glücke wurden endlich im J. 1042 die Griechen und Grücophilen in der Ebene Schirag am Karsflusse (Achurean) aufs Haupt geschlagen, und nunmehr konnte der sechzehnjährige Neffe des Johannes, Kakig II., den Thron besteigen. Jedoch dauerten die Unruhen im Lande fort, und im J. 1045 sah sich der König gezwungen, persönlich in Konstantinopel die Gnade des Kaisers nachzusuchen, während die Großen des

Reiches, wie es scheint, um der Ueberflutung Armeniens durch Seldschukenhorden einen festen Damm entgegenzusetzen, die Stadt Ani und ihr Gebiet dem Vertrage gemäß dem im Lande befindlichen griechischen Befehlshaber übergaben. König Kakig wurde als Hinderniß der christlichen Einheit gegenüber dem Islam abgesetzt und nach Kleinasien an die kappadocische Grenze relegirt; aber in Armenien besserte sich die Lage nicht. Confessioneller Hader ließ keine völlige Vereinigung der griechischen und armenischen Interessen aufkommen und die Seldschuken, welche mit immer neuen Horden in das Land einbrachen, gewannen von Jahr zu Jahr mehr Boden. In Kars war im Jahre 1029 auf den Abas dessen Sohn Kakig gefolgt, welcher im J. 1053 seine Stadt neu befestigte, aber nachdem Alp-Arslan, Tughril's Nachfolger, im J. 1064 Ani erobert, nur dadurch einer Invasion entging, daß er die seldschukische Oberherrschaft anerkannte. Daß dadurch sein Verderben nur verzögert, nicht abgewandt war, darüber bestand bei ihm kein Zweifel, und so verkaufte er denn seine Feste und das Land Vanand noch in demselben Jahre an den oströmischen Kaiser für einen kleinasiatischen District mit den Städten Comana, Amasia, Larissa und der Burg Zamiedav. Die Griechen nahmen nunmehr von Hocharmenien und Kars Besitz, aber ihre Härte und religiöse Unduldsamkeit machten sie bei der armenischen Bevölkerung so verhaßt, daß die Unterjochung unter den Islam schon als das geringere Unglück betrachtet wurde. Als im J. 1086 Alp-Arslan's Nachfolger Melekschah in Armenien einfiel, unterwarf sich ihm das Land ohne Widerstand; auch Kars scheint ohne Schwertstreich die Thore geöffnet zu haben. Ob die Feste bei dem Raubzuge der Chowaresmier eine Rolle gespielt, erfahren wir nicht. Den Mongolen, welche 1233 in Armenien einbrachen, ergab sie sich im J. 1239, ohne dadurch der Plünderung zu entgehen. Die Nachrichten werden nun immer spärlicher; nachdem ein rohes fremdes Volk zum unbedingten Herrn Armeniens geworden war, flüchtete sich die heimische Literatur und Bildung in ärmliche Klöster und erstarb allmählich auf ihrem eigensten Boden, bei den Eroberern aber bestand kein Geschmack an Literatur, wie denn das Seldschukenreich von Ikonium überhaupt keinen Historiker hervorgebracht hat. Auch dem Timurleng ergab sich Kars im J. 1406 ohne Widerstand. Dem türkischen Reiche dürfte die Feste definitiv einverleibt worden sein, nachdem Sultan Selim im J. 1514 auf dem Tschaldyran-Felde den persischen Schah Ismail geschlagen hatte. Um das J. 1000 der Flucht, d. i. 1591, wurde sie im Auftrage das Sultans Murad III. neu befestigt; dennoch eroberte sie Schah Abbas der Große von Persien im J. 1603, und sie verblieb in persischem Besitze, bis 1635 Murad IV. nach Aserbeidschan vordrang, worauf sie, von den Persern verlassen, wieder den Türken zufiel. Unter dem allgemeinen wirthschaftlichen Rückgange Armeniens, welches jahrhundertelang der Zankapfel der Pforte und Persiens war und allmählich räuberische Kurden in den blühenden Culturländern seines Alterthumes als auf öden Weidegründen sich festsetzen sah, verlor auch Kars viel von seinem Wohlstande und seiner Bedeutung. Nadir Schah belagerte die Festung im J. 1744 nach türkischen Nachrichten, denen wir unbedenklich folgen können, vier Monate vergeblich, während sie die Perser ruhmredig unter den damals von ihnen eroberten Städten aufzählen. Daß sie, nachdem Rußland Georgien gewonnen, als Grenzfeste gegen einen neuen viel gefährlicheren Feind als die Perser, wieder die sorgfältigste Beachtung verdiente, kam der Pforte zu spät zum Bewußtsein. In dem russisch-türkischen Kriege von 1828 war Kars das erste Angriffsobject des Feindes auf asiatischem Boden. Im Juni besagten Jahres rückte Feldmarschall Paskiewitsch von Gumri (Alexandropol) aus vor die Festung, welche, nachlässig armirt und elend vertheidigt, mit ihren veralteten Werken nur sieben Tage Widerstand zu leisten vermochte. Bei der damaligen Einnahme durch die Russen zählte sie 1174 Häuser, darunter 600 armenische, vier Karawanserais, 430 Dukkians (Kaufläden), 11 Moscheen, mehrere Kirchen, einige Färbereien, Seifensiedereien u. s. w. Dadurch, daß Rußland, als es auf Grund des Friedens von Adrianopel die Festung der Pforte zurückgab, den betriebsameren christlichen Theil der Bevölkerung zur Auswanderung auf das russische Gebiet veranlaßte, wurde ihrem Handel und ihrer Industrie ein unheilbarer Schlag versetzt. Auch das früher schwunghaft betriebene Transitgeschäft wurde während der nun folgenden Friedensjahre dadurch lahm gelegt, daß mittels einer strengen Quarantäne die benachbarte russische Grenze versperrt wurde, und so machte denn die im Hinblicke auf spätere Kriege russischerseits gewünschte Verarmung des Ortes stete Fortschritte. Im Krimkriege hatten die Türken sich besser vorgesehen; auch schienen die Russen nach den nunmehr schwierigeren Lorbern nicht allzu lüstern und griffen das Paschalik Erzerum (Juli 1854) lieber von Bajasid her an. Unruhen aber, welche in ihrem Rücken in den kaukasischen Ländern ausgebrochen waren, nöthigten sie nach den ersten Erfolgen wieder zurückzugehen, und die Türkei hatte nun geraume Zeit, die Befestigung von Kars zu vervollständigen. Es geschah dies durch den englischen Ingenieur Oberstlieutenant Atwell Lake, welcher sich seiner Aufgabe in der Weise unterzog, daß nach seinen Arbeiten das Fort Arkanieh auf dem Aldagh als völlig sturmfrei betrachtet werden konnte, während auf den benachbarten Höhen Karadagh und Topdaghy starke Außenforts, Inglis und Madschar-Tabia-si geheißen, entstanden. Dadurch waren die gefährlichsten Angriffspunkte in die Verschanzungslinie hineingezogen, ein Umstand, der nur den Uebelstand mit sich brachte, daß jene Linie zu sehr ausgedehnt wurde. Schon bald hatten die neuen Werke ihre Probe zu bestehen. Nachdem für die Sicherung Georgiens genügend gesorgt worden war, erschien im Juni 1855 General Murawieff an der Spitze von 30,000 Mann vor Kars, um die Festung zu isoliren und zu belagern. Vergebens suchte der Anführer der von Abchasien nach Mingrelien und Imereti vorgerückten türkischen Invasionsarmee zu Gunsten der Festung eine Diversion zu machen. Die Belagerungsarbeiten schritten unaufhaltsam vor, und trotz

heldenhafter Vertheidigung ging die Festung, als der Munddvorrath zu fehlen anfing, am 28. Nov. durch Capitulation verloren. Die Besatzung, einschließlich des britischen Generals Williams, welcher die Vertheidigung geleitet hatte, wurde kriegsgefangen abgeführt; nur dem ungarischen General Kmety (Ismail Pascha), der sich beim Abschlagen des russischen Hauptsturmangriffes am 29. Sept. besonders hervorgethan, war es gelungen, sich an der Spitze von 200 Reitern durchzuschlagen. — Noch einmal gab der Pariser Frieden vom 30. März 1856 der Pforte die Festung zurück, welche im Hinblicke auf die periodisch sich wiederholenden Angriffe Rußlands nunmehr einem sorgfältigen und umfassenden Ausbaue unterzogen wurde. Mit einem Kranze detachirter Werke, zwölf an Zahl, wurde sie umgeben, welche nach den von ihnen eingenommenen Positionen sich gegenseitig unterstützen konnten. Der artilleristische Armirungsetat bestand aus 100 gezogenen (meistens Vorderlader) und 54 glatten Geschützen. Indessen war es doch wieder vor allem die vorzügliche Lage, was diese Forts stark machte; in der Construction wiesen sie so bedeutende Mängel auf, daß die Russen, seitdem Kars in ihren Besitz übergegangen, sich an einen gründlichen Umbau gemacht haben. — Der russisch-türkische Krieg von 1877 brachte Kars wieder in den Vordergrund des Interesses. Von den vier Colonnen, mit welchen Rußland Ende April jenes Jahres den Feldzug in Asien eröffnete, hatte diejenige des Generals Loris Melikoff, 17 Bataillone, 79 Escadrons und 11 Batterien stark, die Festung anzugreifen. Die Besatzung zählte etwa 16,000 Combattanten; da dieselbe von keiner Feldarmee unterstützt wurde, so konnte sie die Russen nicht hindern, vor der Festung ein Lager zu beziehen. Jedoch war von einer Einschließung nicht die Rede, die Russen beschränkten sich darauf, durch Artilleriedetachements die Gegend bis in den Rücken der Festung durchstreifen zu lassen, eine Maßregel, deren Zweck wol nur sein konnte, die Vertheidiger zu demoralisiren. Erst nachdem im Westen am 14. Mai die Festung Ardahan im obern Kurthale gefallen und somit eine zweite Colonne, diejenige von Achalzich, zum großen Theil mit vor Kars verwendbar geworden war, konnten Recognoscirungen gegen die wichtigsten Forts, namentlich gegen das den untern Flußlauf beherrschende Arab-Tabia-si, vorgenommen werden. Von Mitte Juni ab wurden die Belagerungsarbeiten, die Anlegung von Batterien und ihre Armirung mit schwerem Geschütze, eifrig in Angriff genommen, als eine jähe Unterbrechung eintrat. Der Commandant von Kars, Muchtar Pascha, hatte sich rechtzeitig aus der Festung in das offene Land hinausbegeben und ein kleines Heer gesammelt, mit welchem er nunmehr dem detachirten Corps des russischen Generals Heymann eine Schlappe beibrachte. Dieser an und für sich wenig bedeutende Vortheil nöthigte die Russen, am 8. Juli die Cernirung aufzugeben und das Belagerungsgeschütz nach dem benachbarten Alexandropol in Sicherheit zu bringen, worauf Loris Melikoff, in Erwartung von Verstärkungen, deren Ankunft sich durch Aufstände im Kaukasus verzögerte, ein befestigtes Lager bei Kurukdere im Osten von Kars bezog. Erst als drei frische Divisionen aus Rußland angelangt waren, fanden wieder bedeutendere Gefechte statt, noch immer aber waren diejenigen vom 25. Aug. und vom 2. Oct. unglücklich für die Russen. Bei ihrem numerischen Uebergewicht konnte indessen der Ausgang nicht zweifelhaft sein. Es gelang ihnen, die starke Position Muchtar's zu umgehen und ihm bei Aladschadagh eine Niederlage beizubringen, durch welche seine Feldarmee vernichtet und er selber in Kars eingeschlossen wurde. In weitem Kreise, dessen Durchmesser auf etwa 12 Kilom. angegeben wird, cernirten nunmehr die Russen die Festung aufs neue und hätten, von keiner türkischen Feldarmee weiter beunruhigt, den Verlauf einer wol langwierigen, aber in ihrem Ergebniß sichern regelmäßigen Belagerung abwarten können, wenn nicht der strenge Winter des unwirthlichen Hochlandes mit seinen Widerwärtigkeiten und Gefahren ihnen Sorge gemacht hätte. So wurde denn von dem Commandirenden der Russen, General Lazareff, beschlossen, der Sache durch einen Sturmangriff auf die Werke ein Ende zu machen, und zu der Ausführung eine mondhelle Nacht, diejenige vom 17. zum 18. Nov., anberaumt, in der man bei der Lässigkeit der Türken im Wachtdienste den Feind zu überraschen hoffte. Der Calcul erwies sich richtig; in einer der Redouten, Suwäri-Tabia-si, wurde die Besatzung überrumpelt und niedergemacht, in einer andern, Kanly Tabia, leistete sie wol energischen Widerstand, wurde aber von dem bereits eingedrungenen Gegner überwältigt. Nach blutigem Kampfe sahen die Russen sich am folgenden Morgen Meister der ganzen Festung, in welcher sie Proviant für sechs Monate, aber auch 4500 Kranke und Verwundete vorfanden. Die Besatzung suchte durch den Schnee in die Felsenberge zu entkommen, wurde aber von der nachjagenden Cavalerie bald überholt; bis zum Abend des 19. Nov. waren 17,000 Gefangene eingebracht. Diese glänzende Waffenthat gelangte dadurch zu weltgeschichtlicher politischer Bedeutung, daß auf dem Berliner Congresse die wichtige Festung dem Sieger zugesprochen und somit dem russischen Reiche einverleibt wurde. Daß aber Rußland, welches weit und breit keinen Gegner sieht, der ihm den Handschuh hinwerfen und den Besitz streitig machen könnte, dennoch, wie wir bereits erwähnt, sich sofort den Umbau hat angelegen sein lassen, beweist, daß es den Platz zum Ausgangspunkte weiterer Unternehmungen zu machen gedenkt. Kars wird also auch in Zukunft noch von sich reden machen.

(*G. Rosen.*)

KARSCH (Anna Luise), die als deutsche Sappho gefeierte Naturdichterin, ist am 1. Dec. 1722 auf einer Meierei unweit Schwiebus an der schlesischen Grenze geboren. Ihre Mutter, eine Försterstochter, war im Schlosse der Gutsherrschaft von Mose aufgewachsen. Als ihre Hoffnung, eine ihrer besseren Erziehung angemessene Partie zu finden, sich nicht erfüllen wollte, heirathete sie in ihrem 27. Jahre den Pächter und Bauern Christian Dürbach. Anna Luise war das dritte Kind der durch die Trunksucht des Mannes unglücklichen Ehe. In dem „leimernen mit Stroh gedeckten Wirthshause in einem

wüsten Flecken, hinter welchem ein kleines Erlenwäldchen stand", verbrachte das Kind, unter den Tischen der unsaubern Wirthsstube herumkriechend, die ersten Jahre. Nach des Vaters Tode nahm 1728 der Oheim ihrer Mutter, der als Amtmann in der Nähe lebte, Anna Luise zu sich. Trotz des Widerspruches der Großmutter lehrte er dem talentvollen Kinde Lesen und Schreiben. Vor allem war es die Bibel, und in ihr die Geschichte der Makkabäer, welche das leselustige Mädchen immer zu erneuter Lektüre reizte. Als der Großoheim ihr aber auch Latein zu lehren anfing, nahm ihre Mutter, die inzwischen eine neue Ehe eingegangen war, 1732 das Kind wieder zu sich, um solcher „Hirnzerrüttung" vorzubeugen. Nun hatte das zehnjährige Mädchen die Pflege ihrer kleineren Geschwister zu besorgen und zog, als durch die Roheit ihres Stiefvaters Hempel der Pacht verloren ging, mit ihrer Familie nach dem polnischen Städtchen Tirschtiegel. Hier hatte sie nun fünf Jahre lang das Vieh zu hüten, Jahre, die sie als die glücklichste Zeit ihres Lebens bezeichnete. Ein Hirt, mit dem sie Freundschaft schloß, versorgte sie mit Büchern, die zu Hause freilich geheimgehalten werden mußten. Die schöne Melusine, der gehörnte Siegfried, Peter mit dem goldenen Schlüssel, aber auch Tausend und eine Nacht, Ziegler's Asiatische Banise und Robinson Crusoe bildeten ihre Bibliothek. Zur Erlernung des Hauswesens kam sie in Dienst auf eine Mühle. Da mußte sie Schildwache stehen, wann die schöne junge Müllerin die galanten Besuche eines Husarenrittmeisters empfing. Das Mädchen betrachtete dieses Verhältniß aber in dem romantischen Lichte ihrer Lektüre und soll sich daran zu ihrem ersten poetischen Versuche begeistert haben. Ohne Einfluß blieb die moralisch ungesunde und rohe Umgebung auf die Dichterin nicht. Ein Liebesverhältniß scheiterte an der Abneigung der künftigen Schwiegermutter gegen ein Mädchen, das lesen und schreiben könne. Man beeilte sich aber, der noch nicht Sechzehnjährigen einen Mann zu finden; und in der Hoffnung auf Mitgift nahm der Tuchweber Hirsekorn aus Schwiebus sie zur Frau. Der Mann war roh und geizig, die junge Frau unerfahren, im Haushalte saumselig, träumerisch und bald auch zu Heimlichkeiten gegen den brutalen Haustyrannen geneigt. Rasch hintereinander kamen mehrere Kinder, und die steigenden Bedürfnisse des Haushaltes erbitterten den Mann gegen die Frau, die, statt rüstig zu arbeiten, während der Woche in ihrem Kopfe Verse brütete, die sie dann am Sonntage niederschrieb. Nachdem ihr Talent in Schwiebus bekannt geworden war, denn schon jetzt hatte sie die Gewohnheit, ihre Bekannten anzureimen, erwarb sie sich auch bereits auf den benachbarten Edelhöfen Geschenke für ihre Verse. Im Hause aber wurde ihre Lage immer schlechter. Wol möglich, daß sie eine bedeutendere Schuld trifft, als wir aus den nicht un parteiischen Quellen entnehmen können. Als sie sich das vierte mal Mutter fühlte, trug ihr Mann auf Scheidung an, die denn auch ganz einseitig zu seinen Gunsten von den Gerichten ausgesprochen wurde. Nach ihrer Entbindung ging Frau Hirsekorn eine neue Ehe ein. Sie zog nun mit ihrem zweiten Gatten, dem Schneider Karsch, nach dem polnischen Städtchen Fraustadt. Am Anfange ging es ihr nicht eben schlecht, der Mann war gutmüthig, aber ein Gewohnheitstrinker; die Frau ließ es nicht an Ermahnungen, der Mann nicht an Schlägen fehlen; Wochenbett folgte auf Wochenbett, und die Noth wurde oft so arg, daß die ihr Kind stillende Frau auch des trockenen Brotes ermangelte. Umsonst, daß sie mit ihren Versen sich Geld verdiente. Sie pflegte die Predigten, die sie Sonntags hörte, in Versen auszuarbeiten und erregte dadurch die Aufmerksamkeit des Geistlichen. Auf den Rath von Freunden zog Karsch mit seiner Familie 1755 nach Großglogau. Dort erwarb sich ihr Talent immer mehr Gönner; bereits traten auch Entfernte in Briefwechsel mit der dichterischen Schneidersfrau. Endlich fand sie an Baron von Kottwitz einen thatkräftigen Gönner. Um sie von ihrem trunksüchtigen Manne zu befreien, ließ er den armen Schneider kurzweg unter die Soldaten stecken und nahm die Dichterin mit ihren beiden Kindern 1761 nach Berlin mit, wo sie am 25. Jan. ankam. In Berlin fand das poetische Wunder überaus freundliche Aufnahme. Sie kam in die Mode und hatte das seltene Glück, den Wechsel der Mode wenigstens nicht ganz zu überleben. Mit Sack und Spalding, Ramler und Sulzer wurde sie gleich anfangs bekannt. In der Aristokratie fand man die nun zur Weltdame gewordene Schneidersfrau als Tafelzierde bald unentbehrlich. Von Berlin aus folgte sie einer Einladung Gleim's nach Halberstadt. Die Dichterin feierte dort neue Triumphe, die Frau aber erlebte eine Niederlage, denn bei aller Güte und Begeisterung war der weichherzige Gleim doch ein zu kluger Junggeselle, um nicht die Versuche der Karschin, als Frau Gleim von der Nachwelt gefeiert zu werden, standhaft abzuweisen. Dagegen führte Gleim die heirathslustige Dichterin in die Familie der Grafen Stolberg-Wernigerode ein, die ihr einen Jahrgehalt aussetzten, wie ihr ein solcher auch vom Herzoge von Braunschweig zutheil wurde. (B. Seuffert, „Die Karschin und die Grafen zu Stolberg-Wernigerode", 1881 im 13. Jahrg. der „Zeitschrift des Harzvereins".) Von Gleim unterstützt, gab sie 1763 auf Subscription eine Sammlung ihrer Gedichte heraus: „Auserlesene Gedichte von Anna Louisa Karschin. Berlin 1764." Die mit ihrem Bilde geschmückte und Baron von Kottwitz gewidmete Sammlung ward durch eine Vorrede Sulzer's eingeführt und ergab der Dichterin einen Reingewinn von 2000 Thlrn. Im J. 1763 wurde ihr die Ehre einer Unterredung mit Friedrich dem Großen zutheil, über die sie selbst in der versifizirten „Geschichte der Unterredung mit dem Philosophen zu Sanssouci" berichtet hat. Der König gab ihr 50 Thlr. und das Versprechen, ihr ein Haus zu schenken. Als sie aber nach mehrern Mahnungen an dieses Versprechen nur 2 Thlr. geschenkt erhielt, hatte sie Selbstgefühl genug, diese Gabe dem Könige zurückzuschicken. Erst Friedrich Wilhelm II. erfüllte seines Oheims Versprechen; in dem am Haake'schen Markte ihr erbauten Hause ist die deutsche Dichterin am 12. Oct. 1791 gestorben. Eine zweite

Sammlung ihrer Gedichte, die zum großen Theil auch in Einzeldrucken erschienen, war 1772 (Mietau und Leipzig) herausgekommen. Im J. 1792 gab die gleichfalls als Dichterin auftretende Tochter C. L. von Klencke zu Berlin eine Sammlung der Gedichte ihrer Mutter heraus; der von Frau von Klencke hier veröffentlichte „Lebenslauf" der Karschin ist unsere hauptsächlichste biographische Quelle; als neue Titelauflage erschien die Sammlung 1797. Eine vollständige Sammlung der Werke der Karschin gibt es nicht. Briefe und Gedichte von ihr sind in vielen Zeitschriften und Sammelwerken verstreut. Eine „Biographisch-literarhistorische Skizze" über die Karschin hat 1866 Theod. Heinze im Programme des anklamer Gymnasiums gegeben. „Neues von und über A. L. Karsch" veröffentlichte 1882 A. Kluckhohn aus handschriftlichen Quellen in Schnorr's „Archiv für Literaturgeschichte", XI, 4, der auch die geringe Zuverlässigkeit Frau von Klencke's kritisch untersucht. Wie die Tochter der Karschin, so hat auch ihre Enkelin, Wilhelmine von Chézy, die poetische Begabung Anna Luisens geerbt.

Die Prätension, als deutsche Sappho zu gelten, hat schon Herder 1767 in der zweiten Sammlung von „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur" energisch zurückgewiesen, doch räumt er ihr das Verdienst ein, mehr um die Erweckung deutscher Genies gewirkt zu haben „als viele Oden nach regelmäßigem Schnitt". Viel härter hat über die Karschin Moses Mendelssohn 1764 in einer berühmten Kritik der Berliner Literaturbriefe (im 272.—275. und im 303. Briefe) geurtheilt. Aesthetisch betrachtet ist Mendelssohn mit seinem verwerfenden Urtheile im Rechte. Es gibt kein Gedicht der Karschin, das einen ungetrübten künstlerischen Eindruck zurückließe. Sulzer und Ramler, welche das Naturkind künstlerisch unterweisen wollten, mußten bald von dem vergeblichen Unternehmen abstehen. „Keine Regel bleibt mir im Gedächtniß haften", sagt die Dichterin selbst. „Ich bin nur von Natur, der zweiten Schöpferin, von ihr allein nur bin ich, was ich bin." Es ist ihr unmöglich, einen Plan festzuhalten; wie ihr die Verse kamen, so schrieb sie ihre Einfälle hin. Sie war Reimvirtuosin und verstand das Kunststück, aus einer Reihe vorgelegter Reime ein Gedicht zu machen. In einer Periode, da die Reime als etwas Unnatürliches angegriffen wurden, war das Reimtalent des Naturkindes ein schwerwiegender Vertheidigungsgrund, dessen die Anhänger des Reimes sich bedienten. Im Kampfe gegen den gelehrten Zunftzwang in der Poesie nimmt die ungelehrte Dichterin keine unwichtige Stellung ein. Die Poesie ist Eigenthum der Menschheit, nicht Privatbesitz einiger wenigen, die neue Lehre ward durch ein solches Beispiel bestätigt. Im Streben nach Rückkehr zur Natur mußte die Naturdichterin die Zeitgenossen entzücken. Und ein bedeutendes Talent läßt sich derselben nicht bestreiten. Besonders wenn man ihre Gabe zu improvisiren berücksichtigt, muß man den wirklich poetischen Quell in ihr anerkennen. Daß die meisten ihrer Gedichte nicht nur Gelegenheits-, sondern auch Bittgedichte sind, war die Folge ihrer socialen Stellung. Eigentlich bildungsfähig scheint sie nicht gewesen zu sein. Ihre Vorliebe für Namen aus dem Alterthume berührt fast komisch. Sie hat Plutarch und Shakespeare in der Uebersetzung gelesen. Ihre poetischen Vorbilder waren Johann Franke, dann Ramler. Sie gehört zu den dichterischen Bewunderern Friedrich's II. Ein besonderer Vorzug ihrer Gedichte ist das musikalische Element derselben; „sie pflegte stets ihre Verse nach irgendeiner Melodie aufs Papier zu singen". Ihre Gedichte sind meist lyrischen Inhaltes, wenn sie nicht blos das Lob der vornehmen Gönner zum Gegenstande haben. Daß ihr Talent unter glücklichen Umständen mehr hätte leisten können, zeigt die hübsche Idylle „Schlesisches Bauerngespräch zwischen Vetter Hans und Muhm Orten". Wir haben hier vielleicht das Vorbild für die mecklenburgischen Idyllen von Voß. Bedeutsam bleibt das Gedicht als einer der ersten Versuche, den Dialekt dichterisch zu verwerthen. Die Blütezeit von Karschin's Dichtung ist der Anfang der sechziger Jahre. Die Sturm- und Drangperiode verwarf bereits die Werke der „deutschen Dichterin", die für uns nur mehr rein historisches Interesse besitzen. Im Leben soll A. L. Karsch manch gute Charaktereigenschaften besessen haben. Eine höhere ethische Bildung hat ihr aber auch die harte Schule ihrer Schicksale nicht zu geben vermocht, wenigstens spricht sich in ihren Gedichten nirgends eine bedeutendere Individualität aus. (*Max Koch.*)

KARST (der), im engeren Sinne (der Carusavius der Alten, Monti del Carso der Italiener, der Gabrik der Slowenen), erhebt sich im Oesterreichischen Küstenlande und in Krain zwischen dem Nordgestade der Adria und den Julischen Alpen, also den südlichen Ketten der Ostalpen. Durch seinen geologischen Bau wie durch seine von diesem abhängige höchst eigenthümliche Oberflächengestaltung unterscheidet sich der Karst von den Alpen, zeigt darin vielmehr seine Zugehörigkeit zu den Dalmatien, Kroatien und die Herzegowina beherrschenden Gebirgserhebungen. Er steigt mit schroffem, im Monte Opčina bei Triest 394 Met. hohem Steilrande aus dem von Weinbergen und Olivenplantagen geschmückten Gestade des Golfs von Triest zu einem im Mittel etwa 500 Met. hohen, kahlen und öden Felsplateau auf, welches sich in einer Breite von 24 Kilom. und in einer Länge von etwa 81 Kilom. in nordwestsüdöstlicher Richtung vom Thale des Isonzo zwischen Gradisca und Monfalcone bis zu der Senke von Clana und Castua im Hintergrunde des Golfs von Guarnero ausbreitet. Gegen Norden hin scheiden die Thäler des Wippbachs, der Brenitza und Rekka den Karst von den ihm vielfach ähnlich gestalteten Zügen des birnbaumer und tarnowaner Waldes und der Piuca planina. Im Südosten setzt die Tschitscherei oder der tschitscher Boden denselben mit den Plateaulandschaften von Istrien in Verbindung.

Die Oberfläche des Karst stellt ein kahles Kalksteinplateau dar, dem eigentliche Thäler, namentlich Querthäler, fast vollständig fehlen, welches vielmehr nur von langgestreckt mulden- und trogförmigen Einsenkungen durchzogen

ist, im Kleinen aber von zahllosen Einsturztrichtern (Dolinen), „Karstlöchern", Karrenfeldern zerklüftet, durchlöchert und zerhackt erscheint. Ueber den Plateauflächen erheben sich zahlreiche Berge, Hügel und schmale Kämme; so im Nordwesten der Monte Michaele, der Trstl und Schunka, weiter nach Südosten der Uremschiza, Monte Wonnig, die aber alle nicht die Höhe von 700 Met. erreichen; dann der Slounik (1024 Met.) und Schabnik und endlich im Südosten der Sia, die höchste Erhebung des ganzen Gebirges mit 1270 Met. Höhe, von der aus das Gebirge schroff und steil gegen die castuaner Ebene abstürzt. Auf den Höhen des Plateaus tritt meist der nackte Kalkfels zu Tage, nur fleckenweise, vornehmlich auf dem Grunde der trichterförmig gestalteten Dolinen, wird er bedeckt von einem röthlichen Lehm, der Terra rossa, dem Residuum des verwitterten und zersetzten Kalksteins. Die Oberfläche ist trotz reichlicher Niederschläge äußerst wasserarm, die Bewohner sind auf Cisternen und periodische Wasseransammlungen angewiesen. Denn die atmosphärischen Niederschläge verschwinden auf Klüften und Spalten, sowie durch den Boden der Dolinen und Sauglöcher rasch in die Tiefe der Kalkgebirge. Und hier erst vollziehen sie ihre chemisch und mechanisch zersetzende und zerstörende Thätigkeit. Hier verlaufen in bald weiten bald engen unterirdischen Kanälen die Flußadern, die der Oberfläche fehlen und erst am Fuße des Gebirges mit mächtigen Fluten hervorbrechen, hier haben die Gewässer umfangreiche Grotten und Höhlen ausgeweitet, durch deren bald hier bald dort erfolgenden Einsturz jene oberflächlichen Erdfälle, die Karsttrichter vor allem, entstanden sind.

Die eigenthümliche Erscheinungsweise der Oberfläche des Karstplateaus sowie des Innern desselben hat dazu geführt, dieselbe als einen besondern Typus, als „Karsterscheinungen" aufzustellen. Man bezeichnet dem entsprechend die Herausbildung dieser Erscheinungen als „Karstproceß", man spricht von einer „Verkarstung" eines Gebietes und hat den Namen „Karst" oder „Karstgebiet" auch auf andere Gebirgslandschaften übertragen, welche jene Erscheinungen aufzuweisen haben, sodaß sich mit jenen Namen heute auch ein bestimmter morphologischer Begriff verbindet. Außer dem eigentlichen Karst gehört zu diesem Karstgebiete im weiteren Sinne der „istrische Karst", das von den Rinnsalen des Guieto und der Dragogna durchschnittene Plateau von Istrien, dessen höchster Gipfel, der Monte Maggiore, sich zu 1394 Met. erhebt; ferner die südlichen Hochflächen der Julischen Alpen: der Tarnowaner-Wald zwischen dem Isonzo und der Idrizza, mit dem 1406 Met. hohen Mersawecz, der Birnbaumer-Wald (Hrusija) mit dem Nanos (1299 Met.) zwischen Idrizza und Poik; die Piuka planina östlich der Recca und Poik, in welcher der krainer Schneeberg als höchster Gipfel der nördlichen Karstlandschaften sich bis zu 1795 Met. erhebt; die Windische Mark südlich von Laibach von der Piuka planina bis zum Guttenfeld und Hornwald und dem obern Gurk; endlich das Gebirgsland von Kroatien, Bosnien, der Herzegowina und Dalmatien mitsammt der diesem vorgelagerten Inselkette. Auch die Gebirge Griechenlands hat man zu diesem „Karstgebiete" gerechnet, sodaß sich dasselbe in einer Ausdehnung von 180 Meilen von Idria bis zum Cap Matapan erstrecken würde. Gerade in der Herzegowina, in Montenegro, bei Cattaro und in einigen Theilen Albaniens treten die Karsterscheinungen in ihrer wildesten und abschreckendsten Gestalt hervor. Vollkommen karstähnliche Erscheinungen zeigt u. a. auch der schweizerisch-französische Jura, wie überhaupt zahlreiche andere aus Kalkgesteinen aufgebaute auch nicht gebirgige Gebiete; so die niedrigen und flachen Plateaulandschaften von Livland und Oesel, deren silurische Kalksteinschichten eine nahezu horizontale Lagerung bewahrt haben.

Kalkgesteine und theils sandige, theils zellige Dolomite der Kreideformation sind es hauptsächlich, welche, umlagert von einem Kranze eocäner Gesteine, die Karstgebirge im Norden und Nordosten der Adria zusammensetzen. Die Schichten bilden nach Stache's Untersuchungen ein System von Falten, welche jenes Gebirgsland von Nordwest nach Südost durchziehen. Diese Gebirgsfalten, die sich oft viele Meilen weit verfolgen lassen, treten im Südosten namentlich in größerer Zahl nebeneinander auf, im Nordwesten sind es nur zwei Hauptfalten. Die Streichrichtung derselben stimmt mit derjenigen des Apennin überein, sie bilden den an der dalmatinischen Küste vielfach zerrissenen Ostflügel einer großen, vom Adriatischen Meere eingenommenen Mulde, deren Westflügel im Apennin erst wieder hervortritt.[1])

Unter den „Karsterscheinungen"[2]), welche diesen Kalkgebirgen Illyriens, Dalmatiens, Bosniens, Kroatiens und der Herzegowina ein so charakteristisches Gepräge verleihen, nehmen zunächst die „unterirdischen Flußläufe" die Aufmerksamkeit in Anspruch.

Nur wenige Flüsse in den Karstgebirgen besitzen ein vollständig an der Erdoberfläche entwickeltes Stromsystem. Weitaus die meisten verschwinden in Klüften, Spalten und Höhlen des Gebirges, um später, oft unter neuem Namen, wieder an die Oberfläche zu treten. Dieses Verschwinden der Flüsse und Bäche wiederholt sich bei einigen Gewässern sogar mehrmals. Bei der großen Zahl dieser verschwindenden und dann wieder an andern Stellen mit bedeutender Wassermasse hervor-

1) Vgl. Süß, Die Entstehung der Alpen (Wien 1875), S. 91. 2) Vgl. zu dem Folgenden A. A. Schmidl, Das Kaiserthum Oesterreich, Bd. I. Die Alpenländer. 4. Das Königreich Illyrien; Fr. Umlauft, Die österreich-ungarische Monarchie (2. Aufl.) S. 117 fg.; Schaubach, Die deutschen Alpen, Bd. I; Ed. von Mojsisovics, Zur Geologie der Karsterscheinungen. Zeitschr. des deutschen und österreichischen Alpenvereins, Jahrg. 1880, Heft 2, S. 111 fg.; Dr. Jos. Chavanne, Physik.-Statist. Handatlas von Oesterreich-Ungarn (im Erscheinen begriffen); Eduard Reyer, Studien über das Karst-Relief, in den Mittheilungen der k. k. Geographischen Gesellschaft in Wien (1881). Ferner E. Tietze, Zur Geologie der Karsterscheinungen. In den beiden letztgenannten Abhandlungen finden sich erschöpfende Nachweise der umfangreichen, namentlich in dem Jahrb. der k. k. geologischen Reichsanstalt enthaltenen Karst-Literatur.

brechenden Flußläufe ist von manchen derselben die Verbindung der einzelnen Abschnitte noch kaum bekannt. Zu den merkwürdigsten derartigen Flüssen gehört die Poik, die zwischen Sagurie und Daun entspringt und sich nach Verlauf von etwa drei Meilen in der nahezu 3 Kilom. langen Adelsberger Grotte verliert. Innerhalb derselben durch andere Bäche verstärkt, tritt sie als Unz eine Meile nördlich von Adelsberg wieder zu Tage, verschwindet aber kurz darauf wieder in einer Felskluft bei Jakobowitz und erscheint erst $1^1/_2$ Meilen weiter nordöstlich bei Oberlaibach in mehrern starken Bächen, welche dann vereint den Namen Laibach führen, das große Laibacher Moor durchfließen und endlich in die Save münden. Einen ähnlichen Verlauf nimmt die Temenitz. Dieselbe verschwindet drei Meilen unterhalb ihrer Quelle bei Treffen in der Tiefe, erscheint dann wieder bei Hönigstein, um sich bald darauf abermals in einer Gebirgskluft zu verlieren. Endlich tritt sie als Pretschna (Prečna) bei Neustädtel wieder zu Tage und vereinigt sich mit der Gurk. Die Recca entspringt aus mehrern Quellen am Fuße des Schneebergplateaus, stürzt sich dann unter einem hohen natürlichen Felsbogen, der St.-Kanzian trägt, in die Tiefe und erscheint dann noch einmal auf dem Grunde eines Einsturztrichters westlich von Kanzian, um in diesem dann wieder zu verschwinden. Erst 6 Kilom. nordöstlich von Triest ist die Recca in einer Tiefe von 324 Mt. unter der Plateaufläche durch Lindner auf der Sohle der Trebich-Grotte wieder aufgefunden. Man nimmt an, daß die Recca den Oberlauf des Timavo bilde, welcher bei San-Giovanni oberhalb Duino mehreren Felslöchern mit solcher Wasserfülle entströmt, daß Seeschiffe ihn auf seinem allerdings nur 500 Klafter langen Laufe bis zur Quelle befahren können.

Der unterirdische Verlauf der Karstflüsse und Bäche ist ermöglicht durch den wie den meisten Kalkgebirgen so auch dem Karst eigenthümlichen Reichthum an Höhlen, welche, selbst erst entstanden durch die auflösende und auslaugende Thätigkeit der auf Klüften und Spalten den Kalkstein durchdringenden Gewässer, nun wieder jenen mächtigeren und compacteren Wasseradern ihre sich unter deren chemischer und mechanischer Wirksamkeit immer mehr erweiternden unterirdischen Wege anweisen. Lage, Richtung und Verlauf dieser Höhlen stehen, wie Eduard Reyer gezeigt hat, vielfach in Zusammenhang mit Dislocationslinien des Gebirges, mit Verwerfungsklüften, welche die Kalksteinschichten durchsetzen und als geeignetste Angriffspunkte für die subterrane Thätigkeit des Wassers dienen mußten.

Tropfsteinbildungen mannichfaltigster Gestaltung zieren die Decke und die Wandungen der Karsthöhlen. Zapfenförmige Gebilde (Stalaktiten) hängen überall da von den Firsten derselben herab, wo die kalkhaltigen Sickerwasser aus einzelnen Oeffnungen einer Spalte des Deckgebirges hervortropfen, während schleier- oder vorhangartig gestaltete Kalkfinterbildungen da entstehen mußten, wo die Gewässer längs einer ganzen Kluft herabsickerten.

Besonders die krainer Karstgebirgslandschaften zeichnen sich durch ihren Höhlenreichthum und durch die Großartigkeit der unterirdischen Hallen und Grotten aus. Man zählt in Krain nicht weniger als 60 größere Höhlen. Am berühmtesten ist die Adelsberger Höhle, welche durch ihre Größe und Ausdehnung nicht nur, sondern auch durch ihren Reichthum an prachtvollen Tropfsteinbildungen eine der schönsten bekannten Höhlen repräsentirt.[3]) Unter schützender Kalkfinterdecke birgt diese Höhle wie zahlreiche andere die Reste vorweltlicher Thiere (Ursus spelaeus u. a.) und beherbergt gleichzeitig in ihren stehenden Gewässern jene merkwürdige blinde Thierwelt, als deren Hauptvertreter der Olm (Proteus) bekannt ist. Noch zahlreiche größere und kleinere Höhlen finden sich in der weitern Umgebung von Adelsberg vor, so die Magdalenengrotte, ausgezeichnet durch ihre mächtigen Tropfsteinsäulen, ferner die in drei Etagen übereinander gelegenen Höhlen von Lueg, die St.-Lorenzhöhe bei Laas, auf deren Grunde ein fischreicher See sich ausbreitet. Fast alle diese Höhlen sind neuerdings zugänglich gemacht. So auch die Grotte von Corgnale[4]) in der Nähe von Lipizza bei Triest, eine der bedeutenderen Höhlen des eigentlichen Karst.

Bei einem Gebirge, in welchem, wie es im Karst der Fall, die Fluß- und Bachläufe in das Innere verlegt sind, bei welchem aber auch die zerstörende, wegführende, kurz die erodirende Thätigkeit des fließenden Wassers auf subterrane Gebiete verwiesen ist, kann naturgemäß die Modellirung der Oberfläche des Gebirges, die Durchfurchung durch zusammenhängende Schluchten und Thalsysteme eine nur lückenhafte sein. Diese Erscheinung tritt am deutlichsten in der unvollkommenen Entwickelung der Längsthäler im Karst sowol wie in den benachbarten verkarsteten Gebirgen hervor. Ueberall trifft man hier auf „blinde Thäler" (Polje in der slawischen Türkei genannt), große trogförmige Becken und Mulden, welche die Stelle der normalen Thalbildungen vertreten. Langgestreckt dehnen sich diese Einsenkungen zwischen den Faltenzügen der Gebirge aus, durch ein System von Querriegeln oft wieder in eine Reihe muldenförmiger Einzelbecken zergliedert. Eine große Anzahl dieser geschlossenen „blinden Thäler" durchzieht die Gebirge von Unter-Krain in der Richtung von Nordwest nach Südost, entsprechend also der Haupterhebungsrichtung des Gebirges. Sie finden sich wieder in Bosnien, wo namentlich das 60 Kilom. lange geschlossene Becken von Livno ein solches blindes Längsthal repräsentirt; ferner nördlich von Ragusa (Popovo Polje), in der Herzegowina und im kroatischen Karst. Wie Mojsisovics hervorhebt, tragen diese Becken den Stempel einfacher Erosionsthäler an sich, aber die begonnene Thalbildung hat mit der Weiterfaltung des Gebirges nicht gleichen Schritt halten können, sie hat sich nicht kräftig genug äußern können, weil bei der Zerklüftung und Durch-

3) Ueber die die Adelsberger Höhle betreffende umfangreiche Literatur vgl. Schmidl l. c. S. 11 Anm., sowie Ad. Schmidt, Die Grotten und Höhlen von Adelsberg (Wien 1854), ferner Eduard Reyer l. c. S. 1—3 und E. Tietze l. c. 4) Eduard Reyer l. c. S. 6, mit Abbildung.

löcherung des Bodens die Gewässer zum größten Theil der Tiefe zugeführt sind (vgl. Tietze a. a. O.). Zu der unterirdisch aushöhlenden Thätigkeit der Gewässer steht in engster Beziehung eine andere besonders charakteristische Erscheinung der Karstlandschaft. Es sind dies die zahllosen trichterförmigen Vertiefungen, die Karsttrichter (Dolinen, Jamas). Dieselben zeigen sich zu Tausenden an der Oberfläche des Plateaus. Bald sind sie kreisrund eingesenkt, bald langmuldenförmig gestreckt. Sie besitzen oft einen beträchtlichen Umfang; so mißt derjenige des Dirupo di Smergo bei einer Tiefe von etwa 80 Met. $^1/_8$ Meile, der Karsttrichter von Ponikve nördlich von Buccari hat sogar gegen $^1/_3$ Meile im Umfange. Im triestiner Karst, wo die Trichter sich besonders dicht drängen, werden 30—40 Klafter als Mittelmaß der Weite angeführt. Die Wände der Dolinen fallen mit mehr oder minder steiler Böschung von bis zu 20—30 und darüber ab und senken sich der bald aus Schuttmassen zusammengesetzten, bald von einem rothen eisenschüssigen Verwitterungslehm des Karstkalkes, der terra rossa, überkleideten und dann häufig horizontal ausgebreiteten, von Feldern und Wiesen eingenommenen Sohle zu. Zuweilen aber fehlt auch eine solche den Boden ausfüllende Masse und der Trichter verliert sich schachtartig in der Tiefe des Gebirges. Neben diesen eigentlichen Dolinen treten an ebenen Stellen der Hochfläche oft zahllose, dicht nebeneinander gereihte kleinere schachtartige Löcher auf, oft nur wenige Meter weit, meist regelmäßig kreisförmig umrandet und wie die Dolinen auf dem Grunde mit Schutt und Schwemmmaterial bedeckt, oder aber sich als schlotartige Oeffnungen unterirdischer Hohlräume fortsetzend in die Tiefe. Die scharenweise in ihnen nistenden Höhlentauben haben ihnen den Namen Taubenlöcher eingetragen.[5] Die slowenische Bezeichnung ist Jama, d. h. Höhle, Grube. Die Zahl dieser Dolinen und Karstlöcher vermehrt sich auch gegenwärtig fort und fort. „An manchen Stellen", so berichtet Professor Pilar in Agram, „gehen diese Veränderungen so rasch von statten, daß mancher Grenzerjüngling, welcher nach einigen Decennien sein Vaterland wiedersah, wol sagen konnte, es sei durch Neubildung von Trichtern gar nicht mehr zu erkennen gewesen. Häuser mußten infolge von Erdstürzen verlegt werden, Obstgärten, die einmal bestanden, waren nicht mehr und neue Saumwege waren angebahnt, da die frühern unwegsam geworden."[6]

Die Dolinen und Karstlöcher verdanken ihre Entstehung dem Einsturze unterirdischer Hohlräume und Klüfte, sind also eine directe Folge der subterranen, auslaugenden und aushöhlenden Thätigkeit der Gewässer. Der Beweis dafür ist an zahlreichen Stellen gegeben. In vielen Fällen stehen die Trichter mit jenen unterirdischen Höhlungen in offener Verbindung, auf ihrem Grunde treten die sonst unter Tage fließenden Wasserläufe hervor, um sich auf der andern Seite der Schlucht wieder in die Tiefe zu verlieren. Nach langanhaltendem Regen brechen aus manchen sonst trocken liegenden Trichtern die unterirdischen Gewässer nicht selten in mächtigen Strahlen hervor. Und wo eine solche offene Verbindung mit den Höhlen nicht vorhanden ist, da hat man, wie in der Planinahöhle, durch genaue markscheiderische Aufnahmen das Correspondiren der Dolinenzüge mit unterirdischen Einstürzen in den Höhlen nachweisen können, ja man hat den Verlauf der Dolinenzüge von Krain in manchen Fällen geradezu mit unterirdischen Flußläufen in Zusammenhang gebracht. Eduard Reyer hat ferner den Nachweis geliefert, daß nicht selten die (z. B. in dem Dolinenthale von Smarje) reihenweise angeordneten Trichter auf Verwerfungsspalten der Kalksteinschichten gelegen sind, deren nahe der Erdoberfläche sich bildende und später einstürzende Weitungen Ursache für die Dolinenentwickelung wurden. Den allmählichen Entwickelungsgang dieses Verkarstungsprocesses schildern Reyer und Tietze in folgender Weise. Ursprünglich lag ein von zahlreichen Verwerfungen und Klüften durchsetztes Gebirge vor. Auf ihnen suchten und fanden die Gewässer ihren bequemsten Weg, es entstand so ein vielfach verzweigtes unterirdisches Entwässerungssystem. Fort und fort erweitern die Klüfte und Bäche durch die auflösende und unterwühlende Thätigkeit der Gewässer ihre Bahnen, die niederstürzenden Deckgebirgsmassen werden gelockert und allmählich fortgeschafft, der Schutt der Dolinen sinkt immer mehr in die Tiefe, bis endlich alles Getrümmer in den Horizont des strömenden Wassers hinabgedrückt ist, dann tritt der Fluß auf dem Grunde der Dolinen zu Tage. Immer weiter setzt sich dieser Proceß fort. Die Deckengewölbe der unterirdischen Hallen stürzen nach und nach ein, zuerst stellenweise, benachbarte Einzeltrichter verbinden sich zu einer größeren langgestreckten Doline, dann in immer größerem Umfange, bis sie endlich ganz verschwinden und der Fluß sich ein offenes Bett geschaffen hat. Die unterirdische Denudation geht schließlich, wie von Mojsisovics hervorhebt, in eine ausschließlich subaërische über. Die Verwandlung der unterirdischen Flußläufe in oberirdische ist das Ziel des Verkarstungsprocesses. „Die Vorgänge also, durch welche die auffallenden und sonderbaren Erscheinungen der Karstgebiete bedingt werden, streben dahin, diese Erscheinungen schließlich wieder zu verwischen. Das Streben der Erosionsthätigkeiten ist eben hier wie sonst trotz anscheinend gegentheiliger Wirkungen schließlich ein nivellirendes."[7]

Weit weniger bedeutungsvoll und charakteristisch für die Erscheinungsweise der Oberfläche des Karstplateaus sind neben den Dolinen die Karrenfelder, jene eigenthümliche Verwitterungsform, bei welcher die Kalksteinmassen von zahlreichen Rinnen, Furchen und Kanälen durchzogen sind, die voneinander durch oft in scharfe Schneiden auslaufende Felskämme getrennt sind. Auch hier ist es die auflösende Kraft der kohlensäurehaltigen atmosphärischen Gewässer, welche leichter zerstörbare Partien des Kalksteins zerstört und hinwegführt und so allmählich die von jenen Felsschneiden von-

5) Umlauft l. c. S. 118. 6) Vgl. E. Tietze l. c. S. 755. 7) Tietze l. c. S. 755. 8) Vgl. Hann, Hochstetter und Pokorny, Allgemeine Erdkunde (1881), S. 304 und Taf. XII.

einander geschiedenen rinnenförmigen Vertiefungen entstehen läßt.

Der Karst ist infolge der häufigen Einstürze unterirdischer Hohlräume der Schauplatz zahlreicher Erdbeben und muß es seit langem gewesen sein, denn die Bildung einer jeden Doline, jedes Karsttrichters ist von einem solchen Einsturze begleitet gewesen, in dessen Gefolge Erschütterungen des Bodens eintreten mußten. Neben diesen Einsturzbeben aber machen sich auch gewaltigere und meist auf weitere Entfernungen wirkende Erschütterungen des Bodens geltend, welche im Zusammenhange stehen mit noch jetzt sich vollziehenden gebirgsbildenden Vorgängen (Dislocationserdbeben). Nach Hörnes bildet der Karst ein Glied in der langgestreckten Erdbebenzone, welche sich längs des südlichen Randes der Ostalpen und über den Karst am Nordrande der Adria hinzieht und welcher die Erschütterungsgebiete von Cormons (1870), Görz (1869), Gradiska, Adelsberg (1872) und namentlich auch die im Februar und März des Jahres 1870 von besonders heftigen Erdbeben heimgesuchten Gegenden von Klana und Feistritz angehören.[9])

Das Klima des Karsts (im engeren Sinne) ist in dessen tieferen Partien, namentlich in der adriatischen Küstenzone ein gemäßigt warmes, im Görzischen schon ein fast italienisches. In Triest zeigt bei einer mittlern Jahrestemperatur von 14,23° C. der Juli eine mittlere Wärme von 24,2° C. und der kälteste Monat, der Januar, eine solche von 4,41° C. In Görz ergab eine siebenjährige Beobachtungsperiode als entsprechende Mitteltemperaturen für das Jahr 12,5° C., für den Juli 23,2° C. und für den Januar 3,4° C.[9])

Anders auf den Höhen des Karstplateaus. Adelsberg z. B., in einer Höhe von 320 Met. gelegen, zeigt als Mitteltemperaturen für das Jahr 9,8, für den Januar — 0,7 und für den Juli 19,9° C.[10]) Hier sind es namentlich kalte Luftströmungen, welche das Klima zu einem äußerst rauhen gestalten und vor allem heftige und schroffe Temperaturschwankungen bedingen. Einen solchen Einfluß übt in erster Linie die an den östlichen adriatischen Küstenlanden bis nach Hellas auftretende und gefürchtete Bora[11]) aus. Dem Mistral Südfrankreichs verwandt, verdankt dieser Nord- oder Nordostwind seine Entstehung dem jähen Austausch der kalten Gebirgsluft gegen die warme Luft der adriatischen Gestade, dem schroffen Gegensatze also zwischen den dichteren, kälteren Luftmassen der Binnenlande und der sich rasch erwärmenden Luft, welche sich über die nach Süden gekehrten Küstenlandschaften ausbreitet. Gerade im Norden des Adriatischen Meeres, wo der Karst steil zu der Küste abfällt, ist dieser Gegensatz am schärfsten ausgeprägt und tritt deshalb die Bora am heftigsten auf. Sturmartig bricht sie plötzlich los, in rasch aufeinanderfolgenden Stößen fegt sie über die kahlen Höhen des Karstplateaus dahin, Bäume, Wagen, Pferde umstürzend, die Dächer trotz ihrer festen Mauerung und Steinbelastung abhebend, selbst Eisenbahnzüge in ihrem Laufe hemmend. Trockenheit und schneidende Kälte sind die Begleiter dieses Sturmwindes, der besonders häufig in der kühleren Jahreszeit, von October bis December und im Februar und März, aufzutreten pflegt und dann zuweilen ein bis zwei Wochen allen Verkehr auf den Landstraßen unterbrechend andauert.

Warme südliche und südöstliche Luftströmungen besonders führen dem Karst der Küstenlande und Krains Niederschläge[12]) zu. Triest, am Fuße des Karsts, hat eine jährliche Niederschlagsmenge von 1093 Mm. (nach Chavanne 1114), Görz eine solche von 1611 Mm. (nach Chavanne 1842) und weiter landeinwärts Adelsberg eine solche von 1647 Mm. (nach Chavanne) aufzuweisen. In der jahreszeitlichen Vertheilung der Niederschläge schließt sich das Karstgebiet wie in den Temperaturverhältnissen dem nördlichen Italien an, Frühjahrs-, namentlich aber Herbstregen herrschen vor, die Sommer sind besonders auf den kahlen Höhen des Plateaus trocken, die Winter arm an Schnee. Besonders groß ist im südlichen Krain die Zahl der Gewitter. In Adelsberg zählt man deren im mittlern Jahresdurchschnitt 45, die meisten in der ganzen österreichischen Monarchie.[13])

Die reichen Niederschläge aber von durchschnittlich über 1500 Mm. kommen der Oberfläche des Karsts in nur geringem Grade zu gute. Durch die Tausende von Klüften und Löchern, Trichtern und Schloten versinken die Regenwasser rasch in die Tiefe. Aus diesen geologischen, nicht aus meteorologischen Verhältnissen leitet sich der Wassermangel des Karstplateaus her, welcher die Bewohner mancher Ortschaften zwingt, das so reichlich fallende Wasser in Cisternen zu sammeln und für den Gebrauch aufzusparen, während dann wieder nach heftigem und andauernden Regen die unterirdischen Kanäle für die vorhandenen Wassermengen zu eng werden, sodaß eine Rückstauung die Folge ist und das Wasser dann oft unter gewaltsamer Oeffnung der verstopften Karsttrichter in diese eintritt. In jenen geologischen und nicht in den meteorologischen Verhältnissen ist ferner das oben betonte Fehlen einer kräftigen Erosionsthätigkeit der Gewässer an der Oberfläche des Gebirges begründet, aus ihnen erklärt es sich auch, daß trotz des Vorhandenseins zahlreicher abgeschlossener Thalmulden eigentliche Seen im triestiner Karst sich nicht vorfinden. Nur in einigen Dolinen hält sich das Wasser, bilden sich kleine Weiher. Erst weiter im Norden treten Seen auf, darunter als der bekannteste der Zirknitzer See in Krain. In einer Höhe von 573 Met. gelegen, dehnt er sich bei mittlerm Wasserstande 1,9 bis 3,8 Kilom. in die Länge und 0,7 Kilom. in die Breite aus und ist dann 17,7 Met. tief. Auch sein Boden ist von zahlreichen Trichtern siebförmig durchlöchert. In diesen Vertiefungen verliert sich in trockenen Sommern sein Wasser fast ganz, während aus denselben

9) Theobald Fischer, Studien über das Klima der Mittelmeerländer. Ergänzungsheft Nr. 58 zu Petermann's Geogr. Mitth. (1879) S. 47 und 48. 10) Dr. Jos. Chavanne, Phys.-Statist. Handatlas von Oesterreich-Ungarn. 11) Fischer l. c. S. 35 und Umlauft l. c. S. 125.

12) Th. Fischer l. c. S. 52 und 54. 13) Umlauft l. c. S. 742.

nach anhaltendem Regen in den umgebenden Gebirgen reiche Wassermassen aus der Tiefe hervorquellen und das Niveau des Sees beträchtlich steigen lassen.

Wie noch gegenwärtig die binnenwärts gelegenen Karstlandschaften, wie der Tarnowaner Wald, der Birnbaumer Wald, der Krainer Schneeberg und Theile von Istrien, die in ihren stämmigen Eichen bei Montona werthvolles Schiffsbaumaterial liefern, von einer kräftigen Waldvegetation bedeckt sind, so war vor zeiten auch das eigentliche Karstplateau ein reiches Waldland, besetzt mit Eichenbeständen, Tannen, Föhren und Buchen. Die ersten Ansiedler haben das Zerstörungswerk begonnen, bis heute ist dasselbe fortgesetzt, wo uns der Karst nunmehr als eine öde, trümmerbedeckte, fast waldlose Wüste entgegentritt, in welcher nur an geschützten Stellen an den Gehängen und auf dem Grunde der Thäler und Dolinen Waldwuchs zu finden ist. Des Schutzes der Waldvegetation beraubt, ist die Dammerde von den nunmehr rasch abfließenden Gewässern fortgeschwemmt, oder auch von der ungehemmt die Höhen bestreichenden Bora hinweggefegt, nur in geschützten Vertiefungen des Bodens hat sich dieselbe zu erhalten vermocht. Alle die Verwitterungsproducte, welche bei der Auflösung des Kalksteins in den in Wasser unlöslichen thonigen u. a. Bestandtheilen, „der unlöslichen Asche" gleichsam des Kalksteins, zurückbleiben, sie verfallen demselben Schicksale. Die so entstehende Lehmerde, die terra rossa, findet sich deshalb vorwiegend an den Gehängen und auf dem Grunde der Dolinen und Thäler und strich- und fleckenweise in den geschützten flachmuldenförmigen Einsenkungen. So hat sich allmählich die Umwandlung dieses einstigen Waldlandes in eine von Steinfeldern bedeckte, trümmererfüllte, kahle und unwirthliche, von Klüften, Dolinen und Karstlöchern durchbrochene und von bankartigen Kalkriffen überragte Landschaft vollzogen. Rings aber zieht sich am Norden, Westen und Süden am Fuße des öden Karsts von dem fruchtbaren und durch ein mildes Klima begünstigten Wippachthale über Gradiska und Monfalcone entlang der Küste des Golfs von Triest eine reiche Culturlandschaft, deren Oliven, Feigen und Weine Italiens Nähe verkündigen, und oasenartig heben sich auch auf der Höhe die von Wäldern, Wiesen und Feldern besetzten Dolinensenken von der unwirthlichen Umgebung ab.

Die Hauptmasse der Bewohner des Karst, die Kraschowzi, gehören zu den Japiden, einem der sieben Hauptstämme der slowenischen Illyrier, doch macht sich der Einfluß italienischer Sprache bemerkbar, sobald man die Kämme des Karsts (im engeren Sinne) nach Süden überschritten hat. An die Kraschowzi schließen sich im Osten die ebenfalls zu den Japiden gehörigen Poiker und Tschitschen an. Harte Arbeit, wie sie die Sterilität des Bodens in dem größten Theile des Karsts erfordert, hat einen zwar kleinen, aber starken und kräftigen, dabei schlichten und einfachen Menschenschlag erzeugt.

Mineralische Schätze bietet der eigentliche Karst nicht. Nur der Kalkstein und Marmor des Gebirges wird seit alten Zeiten in Nutzung gezogen. In dem krainer Karstgebiete ist das Quecksilber von Idria von großer Bedeutung. Die dortigen Gruben liefern alljährlich eine Ausbeute von etwa 3500 Mtr.-Ctrn. und stehen unter allen europäischen Fundorten dieses Metalls denen von Almaden in Spanien am nächsten.[14])

Obst-, Wein- und Ackerbau sowie Seidenzucht bilden in den klimatisch begünstigten Umrandungen des Karsts die Haupterwerbszweige der Bevölkerung, soweit dieselbe an der Küste des Golfs von Triest nicht in der Fischerei und durch den Handel ihren Unterhalt findet. Obst, Wein, Mais werden auch an den geschützteren Stellen auf der Höhe des Karsts angebaut, sonst stellt der ganze Karst ein ausgedehntes Weideland dar, auf welchem ein kleiner, aber kräftiger Pferdeschlag, namentlich aber Schafe und Ziegen bis in den Spätherbst geweidet, dann in die Niederungen hinabgetrieben werden.

Von wichtigen Verkehrsstraßen zieht sich die Eisenbahnlinie Udine-Triest hart am West- und Südrande des Karsts entlang, um sich an letzterem bei Nabresina mit der Laibach-Triest-(Semmering-)Bahn zu vereinigen, welche von St.-Peter aus den eigentlichen Karst durchschneidet. (*Rudolf Credner.*)

KARSTEN, eine der namhaftesten deutschen Gelehrtenfamilien, aus der sich besonders die nachstehenden Glieder und zwar vorzugsweise auf den Gebieten der Mathematik und der Naturwissenschaften ausgezeichnet haben:

1) Wenzeslaus Johann Gustav Karsten, geboren am 15. Dec. 1732 zu Neubrandenburg im Großherzogthume Mecklenburg-Strelitz als Sohn eines Apothekers, verlebte seine Jugendzeit im großväterlichen Hause zu Güstrow, wo er eine nur mangelhafte Vorbildung genoß, und wurde von den Aeltern für die Theologie bestimmt. Von 1750—1752 widmete er sich diesem Studium zu Rostock, von 1752—1754 in Jena, wo er neben den theologischen zugleich auch philosophische Vorlesungen besuchte, während er die ihm schon in Güstrow liebgewordene Mathematik privatim zu seiner Erholung betrieb. Nach seiner Rückkehr von der Universität begann er Uebungspredigten zu halten und sich überhaupt ernstlich zum Predigerberufe vorzubereiten. Da jedoch um diese Zeit sämmtliche Lehrstühle der Mathematik an der Universität zu Rostock durch Tod oder Versetzung verwaist waren, so glaubte Karsten für seine Zukunft bessere Aussichten zu haben, wenn er seiner Neigung für die Mathematik und der Aufforderung von Freunden, nach Rostock zu kommen, Folge leistete. Dorthin begab er sich gegen Ende des Jahres 1754, promovirte demnächst zum Magister und begann schon zu Ostern 1755 als Privatdocent mathematische Vorlesungen zu halten. Im J. 1758 wurde ihm die mathematische Professur zu Rostock übertragen, aber schon 1760 verließ er diese Stadt, um die gleiche Professur an der damals entstehenden Universität zu Bützow zu übernehmen. Hier lehrte Karsten bis zum J. 1778, indem er sich gleichzeitig durch Veröffentlichung einer Reihe mathematischer Werke auch in weiteren Kreisen einen geachteten Namen

14) Umlauft l. c. S. 120 und 751.

erwarb. Im letztgedachten Jahre endlich erfolgte seine Berufung in einen größeren Wirkungskreis, nämlich nach Halle, an welcher Universität er bis zu seinem am 17. April 1787 erfolgten Tode als Lehrer und Schriftsteller gleich erfolgreich wirkte. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: „Lehrbegriff der gesammten Mathematik" (Greifswald 1767—1777), 8 Bde.; 2. Auflage, Bd. 1—6 (Greifswald 1782—1795), Bd. 7 herausgegeben von Mollweide (Leipzig 1818); „Anfangsgründe der mathematischen Wissenschaften" (Greifswald 1780), 3 Bde.; „Anfangsgründe der Naturlehre", 2. Auflage, herausgegeben von Gren (Halle 1790).

2) Dietrich Ludwig Gustav Karsten, des Vorigen Sohn, geboren am 5. April 1768 zu Bützow, widmete sich, nachdem er auf dem Pädagogium zu Halle mit Vorliebe Mathematik betrieben, schon im Alter von vierzehn Jahren auf der Akademie zu Freiberg unter Werner's Leitung den bergmännischen Wissenschaften, speciell der Mineralogie, wurde infolge seines Fleißes im J. 1783 vom Staatsminister von Heinitz unter die Zahl der königlich preußischen Bergeleven aufgenommen und kehrte 1786, also im Alter von achtzehn Jahren, als durchgebildeter Bergmann und Mineralog nach Halle zurück, um seine Studien an dortiger Universität mit Hülfe einer von der preußischen Regierung gewährten Unterstützung fortzusetzen. Noch vor Beendigung derselben starb der Vater, aber schon bald nachher trat Karsten mit glücklichem Erfolge als Schriftsteller auf, indem Michaelis 1787 seine Beantwortung der von den berner Naturforschern gestellten Preisaufgabe: „Ueber die beste Classification und Beschreibung des Thonschiefers, des Hornschiefers und der Wacke" gekrönt wurde. Im nächstfolgenden Jahre erhielt er einen Ruf nach Marburg, um hier ein vollständiges systematisches Verzeichniß der ansehnlichen naturhistorischen Sammlung des verstorbenen Professors Leske auszuarbeiten. Das Resultat seiner Arbeiten legte er 1789 der gelehrten Welt in zwei für die Mineralogie epochemachenden Werken, einem deutschen und einem lateinischen, vor Augen. Noch in demselben Jahre erfolgte seine Berufung als Assessor der Provinzialadministration zum Oberbergamt in Berlin. Im J. 1792 stieg er zum Bergrath, 1797 zum Oberbergrath und 1803 zum Geheimen Oberbergrath und Mitglied des Ministeriums für Bergwerksangelegenheiten auf. Im J. 1810 wurde ihm der Staatsrathstitel verliehen und bei der neuen Organisation des Finanzministeriums die General-Bergbaudirection im Ministerium des Innern, d. h. die Leitung des gesammten Bergwesens im preußischen Staate anvertraut, ein Amt, welches er jedoch nur kurze Zeit bekleidete, da er schon am 21. Mai 1810 starb. In der großen königlichen mineralogischen Sammlung in Berlin, die er anlegte und pflegte, hat er sich ein unvergängliches Denkmal gesetzt, auch war er seit 1803 außerordentliches, seit 1808 ordentliches Mitglied der berliner Akademie der Wissenschaften. Von seinen Schriften sind besonders hervorzuheben: „Museum Leskeanum" (Lipsiae 1789, 2 Bde.); „Des Herrn G. Leske hinterlassenes Mineralienkabinet" (Leipzig 1789, 2 Bde.); „Tabellarische Uebersicht der mineralogisch einfachen Fossilien" (2. Aufl., Berlin 1792); „Mineralogische Tabellen" (2. Aufl., Berlin 1808).

3) Franz Christian Lorenz Karsten, ein jüngerer Bruder von Wenzeslaus Johann Gustav Karsten, geboren am 3. April 1751 zu Pohnsdorff in Mecklenburg, erhielt nur ungenügenden Jugendunterricht, widmete sich mit sechzehn Jahren der praktischen Landwirthschaft und bezog im J. 1770 die Universität Bützow, wo er Mathematik, Sprachen, Naturwissenschaften und Völker- und Länderkunde mit Eifer studirte. Nach Beendigung seiner Studien erhielt er 1773 zunächst eine Anstellung als Lehrer am Pädagogium zu Bützow, in welcher Eigenschaft er auch schon schriftstellerisch thätig war, bis ihm im J. 1780 eine außerordentliche Professur an der Universität Bützow übertragen ward. Drei Jahre später trat er als ordentlicher Professor in seine eigentliche Bestimmung als Lehrer der Nationalökonomie ein, eine Stellung, die er von 1789 an auch in Rostock, nachdem in diesem Jahre die Wiedervereinigung der beiden Universitäten Bützow und Rostock erfolgt war, beibehielt. Bald aber kam er zu der Ueberzeugung, daß eine Lehrstelle der Oekonomie nicht ohne ein praktisches ländliches Etablissement sich zu voller Wirksamkeit entfalten könne, und es richtete sich nun sein ganzes Bestreben auf eine solche Erwerbung; aber erst nach vielen Mühen gelang ihm im J. 1793 die Gründung der ersten landwirthschaftlichen Lehranstalt in Deutschland, derjenigen zu Neuenwerder bei Rostock. Im J. 1798 rief er die „Landwirthschafts-Gesellschaft" ins Leben, einen Verein praktischer Landwirthe, der sich die Hebung der mecklenburgischen Agricultur in allen ihren Zweigen zur Aufgabe machte, und der seit 1813 als „Patriotischer Verein" in verjüngter Gestalt segensreich fortblühte; in seiner Eigenschaft als Generalsecretär der Gesellschaft gab Karsten die „Annalen", später die „Neuen Annalen der mecklenburgischen Landwirthschaft" heraus, von welchen bis zu seinem Tode 15 Jahrgänge erschienen waren. Er starb als Geheimer Hofrath am 28. Febr. 1829 zu Neuenwerder; eine Reihe von Schriften sind Zeugnisse seiner erfolgreichen Bemühungen, eine wissenschaftlichere Methode in der Landwirthschaft zu begründen.

4) Karl Johann Bernhard Karsten, ein Sohn des Vorhergehenden, geboren am 26. Nov. 1782 zu Bützow, besuchte die Schule zu Rostock und bezog bereits 1799 die Universität derselben Stadt, wo er sich den Naturwissenschaften widmete, daneben aber auch Medicin und Jurisprudenz studirte. Im J. 1801 wandte er sich nach Berlin, wo ihm auf Grund einiger von ihm veröffentlichten Abhandlungen seitens eines dortigen Bergrathes eine Assistentenstelle angetragen worden war. Im J. 1802 in Rostock zum Doctor philos. promovirt, wandte er sich jetzt, seiner innern Neigung folgend, immer ausschließlicher der Metallurgie sowie der Berg- und Hüttenkunde zu. Nachdem er seit 1804 verschiedene Stellungen beim Berg- und Hüttenwesen der Provinz Schlesien bekleidet hatte, wurde er im J. 1819 als Geheimer

Oberbergrath beim Ministerium des Innern nach Berlin berufen und ihm die Oberleitung des gesammten preußischen Hüttenwesens sowie die Salinenverwaltung übertragen. In dieser Stellung wirkte er auf das erfolgreichste bis zu seiner Emeritirung im J. 1850, was durch seine während jener Zeit erfolgte Ernennung zum Mitglied der berliner (1822), der Leopoldinisch-Karolinischen (1826) und der göttinger (1845) Akademie anerkannt wurde; er starb am 22. Aug. 1853 zu Schöneberg bei Berlin. Sowol als Praktiker wie als Theoretiker gehörte Karsten zu den hervorragendsten Männern seines Faches, und er hat viel zur Entwickelung des Hüttenwesens in Deutschland beigetragen; namentlich ist auch die Entstehung der großartigen Zinkindustrie Schlesiens auf ihn zurückzuführen. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: „Handbuch der Eisenhüttenkunde" (3. Aufl., Berlin 1841, 5 Bde.); „System der Metallurgie" (Berlin 1831, 5 Bde.); „Lehrbuch der Salinenkunde" (Berlin 1846 und 1847, 2 Bde.). Außerdem hat er sich durch die Herausgabe des „Archiv für Bergbau und Hüttenwesen" (Berlin 1818—1829, 20 Bde.) und die als Fortsetzung desselben zu betrachtende Herausgabe des „Archiv für Mineralogie, Geognosie, Bergbau und Hüttenkunde" (Berlin 1829—1854, 26 Bde.), welch letzteres er vom 11. Bande ab mit H. von Dechen gemeinschaftlich redigirte, große Verdienste erworben. Von den überaus zahlreichen kürzeren Abhandlungen Karsten's sind als besonders wichtig hervorzuheben: „Metallurgische Reise durch einen Theil von Baiern und Oesterreich" (Halle 1821); „Ueber das Erz führende Kalksteingebirge von Tarnowitz" (Berlin 1827) und „Ueber die kohligen Substanzen des Mineralreiches" (Berlin 1826); auch verfaßte er einen „Grundriß der deutschen Bergrechtslehre" (Berlin 1828), sowie eine „Philosophie der Chemie" (Berlin 1843). Schließlich sei noch erwähnt, daß Karsten während der Legislaturperiode von 1850—1851 Mitglied der preußischen Ersten Kammer war, in welcher er der liberalen Partei angehörte.

5) Hermann Karsten, des Vorhergehenden Sohn, geboren am 3. Sept. 1809 zu Breslau, erhielt hier und später in Berlin seine Vorbildung und bezog schon zu Ostern 1826 die Universität Bonn, um Jurisprudenz zu studiren. Gleichzeitig hörte er auch mathematische und naturwissenschaftliche Vorlesungen, die ihn in stets wachsendem Grade so sehr anzogen, daß er die Rechtswissenschaft bald ganz aufgab. Im J. 1827 kehrte er nach Berlin zurück, wo er, dem Beispiele seines Vaters und Großvaters folgend, sich mit ausschließlich naturwissenschaftlichen Studien, hauptsächlich Mineralogie, und mit Mathematik, beschäftigte. Im Frühjahre 1829, im Alter von noch nicht ganz zwanzig Jahren, zum Doctor philos. promovirt, begab er sich zunächst nach Königsberg, um auf der dortigen Sternwarte unter Bessel's Leitung eine Zeit lang zu arbeiten. Im nächstfolgenden Jahre schon habilitirte er sich an der Universität Rostock, wo er über analytische Geometrie und Mineralogie las und zugleich die Berechnung des Kalenders für die mecklenburgischen Lande übertragen erhielt, eine Arbeit, die er bis an sein Lebensende fortführte. Seit 1831 außerordentlicher und seit 1836 ordentlicher Professor der Mathematik, las er außerdem lange Jahre hindurch zugleich auch Collegia über Astronomie, Physik und Mineralogie, da die Lehrkräfte für das Gebiet der Naturwissenschaften in Rostock sehr ungenügend waren; erst 1873 wurde eine eigene Professur für Physik errichtet, wodurch Karsten von einem Theile seiner Lehrthätigkeit entlastet wurde. Schon Michaelis 1854 war ihm die Direction der rostocker Navigationsschule übertragen worden, nachdem er von 1830—1850 einen kleinen astronomischen Almanach zum Gebrauch für Seeleute herausgegeben hatte; und noch während seiner letzten Lebensjahre war seine Thätigkeit aus Interesse für das allgemeine Verkehrswesen vorzugsweise auf die Nautik gerichtet, sodaß der deutsche nautische Verein ihn 1874 zu seinem Präsidenten erwählte. Wiederholt Rector der Universität, bekleidet mit zahlreichen anderweiten Ehren- und Vertrauensämtern und seit 1874 Mitglied der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie, starb er am 26. Aug. 1877 in Bad Reinerz in Schlesien. Außer astronomischen und meteorologischen Beobachtungen, den schon erwähnten „Mecklenburgischen Kalendern" und dem ebengedachten „Kleinen astronomischen Almanach" sind von seinen Schriften hervorzuheben: „Beitrag zur Berichtigung der Sterblichkeitstafeln" (Rostock 1845) und „Lehrbuch der Krystallographie" (2. Bd. der Encyklopädie der Physik von Gustav Karsten), Leipzig 1864. (*Albrecht Just.*)

KARSUN (oder Korsun), Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Simbirsk an den Flüssen Barüscha und Karsunka, 106 Kilom. westlich von Simbirsk. Die Gründung der Stadt fällt in die Periode von 1648—1654, in welcher der Karsunsche Wachtcordon eingerichtet wurde, der sich von dem Flusse Uren bis zur Sura erstreckte. Die Stadt hat 5 Kirchen, 565 Häuser, 160 Kaufläden, 1 Kreis- und 1 Elementarschule, 2 Färbereien, 1 Oelmühle, 1 Gerberei, 1 Bierbrauerei, 3736 Einwohner und 2 Jahrmärkte, zu Pfingsten und am 20. Juli, von denen der letztere einen Umsatz von über eine halbe Million Rubel hat. Im Kreise von Karsun, der auf einem Flächenraume von 7 □Meilen über 180,000 Einwohner zählt, worunter 15,000 Mordwinen, 3000 Tschuwaschen und 5324 Tataren, gibt es 7 Tuchfabriken mit einer Production von 1,726,000 Rubeln, 2 Papierfabriken (28,960 Rubel), 1 Taufabrik (10,000 Rubel) und Wollwäschereien (100,000 Rubel). (*A. von Wald.*)

KARTALINIEN (oder Kartweli). Unter diesem Namen verstand man in frühern Zeiten einen der Hauptbestandtheile des georgischen (grusinischen) Fürstenthums, den jetzigen nordwestlichen Theil des Gouvernements Tiflis in Kaukasien, namentlich die Kreise von Tiflis, Chori, den chorkischen Bezirk, sowie einen Theil des achkalzischen Kreises im Gouvernement Kutaïsk. Kartalinien wird in das obere (Semo-Kartweli) und in das untere (Kweno-Kartweli) getheilt. Zum obern gehören die Bezirke Dzawacheti, Samzjche, Satarachne, Dazijiana, Tschina-Kartweli, Kade oder Kiule, Kewi-

Sareisi, Gudamakeri, Garemamo, Mremli, Tichasti, Pschawi, Seristo, Gakmachar, Waneti und Saparschel; das untere Kartalinien bilden die Bezirke: Sagiziano, Katarchmo, Trialeti, Sabschawacho und Sabarato. Im letztern Bezirke liegt die Hauptstadt Kaukasiens Tiflis. Vgl. Reinegge, Beschreibung, II, 67; Güldenstedt's Reise, I, 345; Bodenstedt, Völker des Kaukasus; Eichwald, Reise, I, Abthl. 2, S. 187. (*A. von Wahl.*)

KARTÄTSCHE, sprachlich aus dem italienischen cartaccio, Papierhülse, Büchse, ähnlich wie Cartusche aus cartuccio, welche beiden Worte im Italienischen die Umhüllung sowol der Geschosse als der Pulverladung bezeichnen. Sachlich stammen die Kartätschen, die man in einem Theile Deutschlands auch Schrotbüchsen nennt, von dem Hagel der ersten Zeiten der Geschütze her. Die nicht sehr bedeutende Wirkung der bei den Bombarden gebräuchlichen Steinkugeln, die geringe Kraftäußerung des Pulvers der Geschützladungen, die überaus langsame Bedienung der unbehülflichen Monstregeschütze bei dem Laden des in Staubform benutzten Pulvers mittels einer mit langem Stiele versehenen Ladeschaufel u. s. w. ließen sehr bald auf eine Steigerung der Wirkung zunächst bei näheren Entfernungen denken. Man glaubte ein Mittel hierzu in der Zerlegung des Vollgeschosses in zahlreiche Theile zu finden und lud daher gehacktes Blei, Eisenstücke, Steine, Ketten u. s. w. zuerst lose in die Seele des Rohres und nannte ein derartiges Streugeschoß Hagel. Die hiermit verknüpften großen Unbequemlichkeiten veranlaßten bald, daß man die Kieselsteine, Kettenglieder u. s. w. in ein Netz von Eisendraht, in einen geflochtenen Korb oder in ein dem Geschützkaliber entsprechendes Faß einschloß. Alessandro Capobianco kennt in seiner „Corona e palma militare di Artiglieria" (Venetia 1598) bereits hölzerne Gerippe für den Hagel und Traubenkartätschen, letztere aus einhalb- bis einpfündigen eisernen Kugeln bestehend, die um eine Spindel auf einen hölzernen oder eisernen Spiegel gereiht, mit einem leinenen Sacke überzogen und mit Schnüren überstrickt sind und daher im Aeußern einer Weintraube ähneln. Am Ende des 16. Jahrh. findet sich auch bereits der Gebrauch einer Art Kartätsche aus den Karthaunen kleineren Kalibers, indem man Musketenkugeln in Säcken von Segeltuch vereinigte und also nach der späteren Terminologie Beutelkartätschen bildete. Erst während des Dreißigjährigen Krieges beginnen die Streugeschosse, die bisher hauptsächlich bei der Vertheidigung der Festungen und besonders bei der Grabenvertheidigung als Hagel aus den Steinbüchsen angewendet worden, auch eine Rolle im Feldkriege zu spielen, ja es werden sogar die Regimentsgeschütze vorzugsweise für ihren Schuß bestimmt. Gustav Adolf rief diese Neuerung hervor, indem er sowol bei den ledernen als auch bei den zu ihrem Ersatze 1631 eingeführten leichten gußeisernen Feldkanonen dem Kartätschschusse einen vielfältigen Gebrauch zuwies. Die deutsche Artillerie wandte Kartätschen im Feldkriege zum ersten mal bei Nördlingen 1645 an. Die Hülle der Kartätschen bestand nunmehr nicht immer aus Leinwand, sondern auch aus dünnen Holzwänden und zuweilen selbst aus Blech; ihre Füllung wurde nicht mehr durch Eisenstücke u. s. w., sondern fast immer aus bleiernen oder eisernen Kugeln gebildet. In der Folgezeit wurden nur eiserne Kugeln, für die Feldgeschütze aus Schmiedeeisen, für die Festungs- und Belagerungsgeschütze aus Gußeisen, verwendet, während die Hüllen der Kartätschen für den Feldkrieg aus Schwarzblech, für den Festungskrieg aus Leinwand gefertigt wurden. Erstere erhielten den Namen Büchsenkartätschen, letztere wurden Beutelkartätschen genannt. Neben diesen beiden Hauptgattungen bestanden zeitweise außer den schon genannten Traubenkartätschen auch Tannzapfen- und Klemmkartätschen. Die ersteren waren eine Abart der Traubenkartätschen; bei ihnen lag auf dem Spiegel eine größere Kugel, auf welche die kleinen Kugeln mit Pech aufgeklebt, mit Leinwand bekleidet und dann verschnürt wurden; bei letzteren wurden die Kartätschkugeln in der Büchse senkrecht übereinandergelagert, an der Büchsenwandung durch Holzstäbchen mit Hohlkehle festgehalten und die ganze Kugelfüllung mit Gips übergossen, der, die Zwischenräume ausfüllend, eine feste Lage der Kugeln gewährleistete. Beide Abarten haben sich als Verbesserungen nicht bewährt. Da bei allen Kartätschen beim Verschießen schon im Rohre die Kugeln von der Umhüllung getrennt werden, so breiten sie sich unmittelbar vor der Mündung aus und bilden einen Streuungskegel, bei dessen senkrechtem Durchschnitte der horizontale Durchmesser erfahrungsmäßig etwa ein Zehntel der Schußweite beträgt, sodaß demnach beim Schießen auf 400 Schritt sich die Kartätschkugeln horizontal auf 40 Schritt ausbreiten. Daneben haben sie nur die Kraft, gegen lebende Ziele eine Wirkung zu äußern und diese auch nur bis etwa 500 Met. Entfernung vom Geschütze. Der Kartätschschuß kann daher im Feldkriege nur zur Abwehr angreifender Infanterie oder Cavalerie, bei Belagerungen nur zum Abschlagen von Ausfällen und bei der Vertheidigung der Festungen nur zur Bestreichung der Gräben dienen. Als Maßstab für die Größe und Zahl der Kugeln möge die Angabe gelten, daß bei dem glatten Sechspfünder 41 sechslöthige und bei dem glatten Zwölfpfünder 41 zwölflöthige Kugeln die Füllung der Büchsen bildeten. Die Einführung der gezogenen Geschütze hat eine Aenderung der Büchsenkartätschen dahin veranlaßt, daß zur Schonung der Züge des Rohres die Hüllen statt aus Schwarzblech aus Zinkblech oder aus Weißblech und die Kugeln statt aus Eisen aus Zink oder einer Blei-Antimon-Legirung gefertigt werden. Die deutschen Kartätschen der Construction des Jahres 1873 enthalten 76 Zinkkugeln, welche bei den leichten Geschützen 50 Gramm, bei den schweren Geschützen 70 Gramm schwer sind. Seit der Ausbildung und der Vervollkommnung der Shrapnels, die auf allen Kartätschentfernungen die bisherigen Kartätschen in ihrer Wirkungsweise zu ersetzen vermögen, haben diese an Bedeutung wesentlich eingebüßt und sind daher auch in der Ausrüstung der meisten Artillerien an Zahl erheblich vermindert worden. Während man früher nicht selten die Kartätschen als die blanke Waffe der Artillerie zu be-

zeichnen liebte, mangelt es in neuerer Zeit nicht an Stimmen, die ihre gänzliche Abschaffung befürworten. (*von Löbell.*)

Kartäuser, s. Carthäuser.
Karte, s. Landkarten, Seekarten, Sternkarten.
Karten und Kartenspiele, s. Spielkarten.
Karthago, s. Carthago.

KARTHAUNE, Bezeichnung des Geschützes, welches den Uebergang der Bombarden der frühesten Zeit der Verwendung des Schießpulvers zum Kriegsgebrauch zu den Kanonen bildet. Während die Bombarden meist steinerne Kugeln verwendeten, schießen die Karthaunen bereits gußeiserne Kugeln und entsprechen auch nach Construction und Gebrauch den späteren Kanonen. Von ihnen gab es verschiedene Kaliber und Unterabtheilungen, deren Unterscheidungsnamen entweder durch Vorsetzung des Wortes: Doppelte, Halbe oder Viertel gebildet oder durch ganz willkürliche Benennungen, z. B. nach gewissen Thieren wie Drache, Nachtigall u. s. w. gewählt waren. Die Reihe der Kaliber vom ½pfündigen bis zum 120pfündigen war ungemein groß; die kleinsten Kaliber schossen gewöhnlich Bleikugeln, bei ihnen wurde das Kaliber daher nach Bleigewicht bezeichnet, während bei den Geschützen vom 5pfündigen Kaliber aufwärts das Eisengewicht das Maß für die Benennung abgab. In den verschiedenen Ländern und zu verschiedenen Zeiten waren die Verhältnisse der Karthaunen sehr mannichfaltige. Als ein Beispiel möge die Angabe dienen, daß Herzog Albrecht von Oesterreich im 16. Jahrhundert die Einzelheiten der Karthaunen in folgender Weise bestimmte:

	Kugelgewicht	Rohrlänge	Pulverladung	Rohrgewicht
Ganze Karthaune	40 Pfd.	18 Kalib.	20 Pfd.	7040 Pfd.
Halbe Karthaune	24 „	19 „	12 „	4620 „
Viertels-Karthaune	10 „	24 „	6 „	2530 „
Achtels-Karthaune	5 „	29 „	5 „	1090 „

dabei sollte die Metallstärke am Bodenstücke $^7/_8$ Kaliber, an der Mündung $^3/_8$ Kaliber betragen. (*von Löbell.*)

KARTHAUS oder Carthaus ist ein preußischer Kreis der Provinz West-Preußen, Reg.-Bezirk Danzig, 139,780 Hektaren oder 23,38 geogr. □Meilen groß und 1880 mit 59,254 Bewohnern in 1 Stadt, 143 Landgemeinden und 59 Gutsbezirken, mit 6780 Wohnhäusern, 10,879 Haushaltungen; von den Bewohnern sind 29,157 männlichen und 30,097 weiblichen Geschlechts; 7 sind Katholiken. Dieser westlich von Danzig gelegene waldige Kreis bildet den höchsten Theil des pommerschen Landrückens; hier kommen aus der schönberger Berggruppe die Radaune, Mottlau, das Schwarzwasser, die Leba und Stolp; auch liegen hier zahlreiche Seen, unter denen die größten der Radaune-See, der Ostrye-See, der Große Mausch-See, der Gowidlino-See, der Klodno-See sind. Die ganze Gegend trägt überraschenden Gebirgscharakter, bietet zwar tiefe Thäler, Schluchten mit Gebirgsgewässern, aber nirgends anstehendes Gestein. Die mittlere Höhe des Plateaus ist 225 Meter. — 37 Kilom. südwestlich von Danzig liegt in 250 Meter Höhe das Städtchen Schönberg am Fuße des 331 Meter hohen Thurmberges, des höchsten Punktes des baltischen Landrückens innerhalb Deutschlands.

Die Kreisstadt Karthaus liegt an zwei Seen in waldiger Gegend, 30 Kilom. westlich von Danzig, in 226 Meter Höhe. Im J. 1880 hatte sie 2179 Einwohner in 149 Wohnhäusern. Das 1370 gestiftete ehemalige Karthäuser-Mönchs-Kloster Marien-Paradies ist 1820 aufgehoben und in ein geistliches Invaliden- und Correctionshaus verwandelt worden. Seit der 1841 vorgenommenen Parcellirung der Klosterländereien hat sich der Ort erst entwickelt. (*G. A. von Klöden.*)

KARTOFFEL (Erdtoffel, Erdapfel, nicht zu verwechseln mit Erdbirne, Helianthus tuberosus) ist die Frucht der Kartoffelpflanze (Solanum tuberosum, s. d. Art.). Die Kartoffel ist eine Seestrandpflanze, deren Vaterland Chile ist. Wildwachsend wird sie meist auf den Gebirgen angetroffen; der höchste Punkt, auf dem sie noch gedeiht ist, 333 Met. über dem Ocean. Am häufigsten und üppigsten wuchert sie in der Nähe der salzreichen Seen, in den Spalten der Felsen, die der Seeluft ausgesetzt und nicht hoch über dem Ocean erhaben sind, und auf den Bergabhängen, die einen sandigen Lehmboden haben. Die Blüten dieser Kartoffel sind weiß, wodurch sie sich von einer ihr ähnlichen verwilderten Art unterscheidet, die sehr kleine, fast bitter schmeckende Wurzelknollen liefert und weder in gutem Boden, noch in leichtem Sande, sondern am besten auf steilen Abhängen und stufenartigen Vorsprüngen hoher Felsen gedeiht. Von Chile wurde die Kartoffel nach Peru verpflanzt, wo sie in einem ihr mehr zusagenden Klima und Boden besser als in Chile gedeiht und von bedeutenderer Größe und höherem Wohlgeschmacke ist. In dem feuchten Klima und in dem sandigen muschelhaltigen Boden am Seestrande wird die Kartoffelpflanze über 1 Met. hoch und blüht schon im Januar. Von Peru kam die Kartoffel nach Europa, und zwar soll sie dahin zuerst der Sklavenhändler John Hawkins zu Ende des 16. Jahrh. gebracht haben. Eine mühevolle Durchsicht und Vergleichung der alten Nachrichten von der Kartoffel hat aber ergeben, daß weder John Hawkins, noch auch, wie man vielfältig annimmt, Walter Raleigh und Franz Drake das Verdienst zukommt, die Kartoffel zuerst nach Europa gebracht zu haben. Die Knollen, welche John Hawkins im J. 1565 in Santa-Fé erhielt, waren der Beschreibung nach nicht Kartoffeln, sondern theils Ananas theils Bataten, welche letzteren schon den Gefährten des Columbus bekannt waren, und die sie nach den Briefen des Petrus Martyr unter der Benennung Wurzelbrot zu den Wundern der Neuen Welt zählten. Daß Raleigh die Kartoffel auf der Reise, auf welcher er Virginien entdeckte, kennen gelernt haben soll, ist auch nicht möglich, sondern er erhielt sie wahrscheinlich erst durch die später von ihm ausgerüstete Expedition, die der

Mathematiker Thomas Herriot begleitete; denn noch im J. 1586 war ihm die Kartoffel so wenig bekannt, daß er die Beeren derselben für das Eßbare hielt und wegen des widerlichen Geschmackes derselben die Kartoffel aus seinem Garten zu Youngball in Irland wollte ausrotten lassen. Glücklicherweise unterblieb dies, und die bald darauf gemachte nähere Bekanntschaft mit den vorzüglichen Eigenschaften der Wurzelknollen veranlaßte ihn, statt der beabsichtigten Ausrottung so sehr auf die Verbreitung der Kartoffel Rücksicht zu nehmen, daß man ihm und einem gewissen Southwell den Anbau derselben zu verdanken hat. Früher als im J. 1586 soll auch Franz Drake die Kartoffel nicht nach England gebracht und ihren Anbau empfohlen haben; um diese Zeit aber war, nach der Versicherung des Botanikers Karl Clusius, der zuerst die ihm aus den Niederlanden zugeschickten Kartoffeln unter dem Namen Arachnida Theophrasti beschrieb, ihr Anbau in Italien schon sehr häufig, sodaß man dort die Taratufli nicht blos zur Speise, sondern auch zur Fütterung benutzte. Nach Italien konnten sie aber wol nur mit den Seltenheiten der Neuen Welt, welche die Spanier damals gleich nach Rom schickten, gekommen sein, und es ist daher mehr als wahrscheinlich, daß, wenngleich die Kartoffel erst von den späteren spanischen Schriftstellern über Amerika, von Circa, Gomara und Acosta, als eines bei Quito gebauten Gewächses erwähnt wird, es doch die Spanier waren, denen wir die erste Nachricht von der Kartoffel zu verdanken haben, die sie zuerst nach Europa brachten. Von der Erzählung, daß der englische Botaniker Gerard die Kartoffeln von Franz Drake erhalten habe, sie noch vor Clusius beschrieben, mit Solanum tuberosum benannt habe, ist wenigstens das letztere unrichtig, denn Kaspar Bauhin, der eine Abbildung der Kartoffelpflanze im J. 1590 erhielt, erzählt selbst, daß er ihr diesen generischen Namen, den sie noch jetzt führt, gegeben, und daß man sie in Deutschland „Grüblingsbaum" nennt. Nach Frankreich kamen die Kartoffeln zu Anfang des 17. Jahrh., doch wurden sie 1616 noch immer als eine Seltenheit an der königlichen Tafel verspeist. Ueberhaupt hat man außerhalb England und den Niederlanden den Werth der Kartoffeln erst spät erkannt. In Deutschland lernte man die Kartoffeln im J. 1650 kennen. Zwar gedenkt ihrer schon Johann Coleruß in seinem Haushaltungsbuche 1602, allein sie scheinen damals nur noch als eine Seltenheit in den Gärten angebaut worden zu sein. Aus allen Nachrichten ergibt sich, daß die Kartoffeln durch den Dreißigjährigen Krieg nach verschiedenen Gegenden Deutschlands gebracht worden sind. Zuerst soll sie ein niederländischer Offizier nach Böhmen eingeführt haben; von da sollen sie nach Baiern und Sachsen gekommen sein. Als denjenigen, welcher die Kartoffeln 1648 nach Sachsen verpflanzt hat, bezeichnet man den Bauer Hans Hogler aus dem voigtländischen Dorfe Selb. Sie können aber um diese Zeit nur noch von einzelnen Personen im Garten angebaut worden sein, denn bis zum J. 1694 findet man weiter keine Nachricht von ihnen. Um diese Zeit aber erhoben sich Streitigkeiten über sie wegen Erhebung des Zehntens, die der Verbreitung der Kartoffeln eben nicht förderlich gewesen sein mögen, denn noch im J. 1715 waren sie in der Gegend um Baireuth ganz unbekannt. In das Würtembergische wurden die Kartoffeln zuerst durch Antoine Seignoret, einen waldenser Colonisten, im J. 1710, und nach Preußen durch die Pfälzer im J. 1720 gebracht. Aber dennoch verflossen noch viele Jahre, ehe sie im Großen angebaut wurden. Auch in Sachsen scheinen die Kartoffeln bis zum J. 1717 keinen großen Beifall gefunden zu haben; um diese Zeit aber brachte sie der Generallieutenant von Miltau als einzige Beute aus dem brabantischen Kriege mit und diesem ist auch die Verbreitung des Kartoffelbaues in Sachsen zu verdanken. Bemerkenswerth ist es, daß sich an der Kartoffel schon 1746 im sächsischen Obererzgebirge eine eigenthümliche Krankheit zeigte. Viele der „Jobsäpfel" waren inwendig ganz hohl, von schwarzbraunem Ansehen und theilweise mit einem schwärzlichen Pulver angefüllt. Die meisten hatten ein kleines Loch, welches bis zur Schale ging. So sehr man nun aber auch den Werth der Kartoffeln rühmte, so scheuten sich doch viele, sie zu genießen, weil man sie für ein der Gesundheit höchst nachtheiliges Gewächs hielt. Schon dies gereichte ihnen bei vielen zum Nachtheile, daß sie zur Pflanzengattung Solanum gehören, von der man die meisten Arten für giftig hielt. Insgemein glaubte man, daß der Genuß der Kartoffeln Dummheit erzeuge, und wagte es daher nicht, sie zu genießen, obwol sie für ein gutes Viehfutter gehalten wurden. Und so verfloß noch ein halbes Jahrhundert, ehe sie zur allgemeinen Nahrung erhoben wurden. Dazu wirkten wesentlich mit der Siebenjährige Krieg und die große Theuerung in den siebenziger Jahren des 18. Jahrh. Von da an ließ man das Vorurtheil von der Schädlichkeit der Kartoffeln ganz fahren, und wandte sie zu dem mannichfaltigsten Gebrauche an. Es wurden nun sogar Versuche mit ihrer Veredelung gemacht, indem man sie durch den Samen zu vermehren und die ederen Sorten von den schlechteren zu trennen bemüht war. Um diese Zeit hatte man auch die sogenannte Viehkartoffel nach Deutschland gebracht, die ihrer außerordentlichen Größe und Ergiebigkeit halber bald überall angebaut wurde. Diese Kartoffel war in England schon seit 1711 bekannt und dahin durch einen Matrosen aus Amerika gekommen. Howard baute sie zuerst in Bedfordshire an, und daher erhielt sie den Namen Howardskartoffel. Unglücklicherweise stellte sich in Deutschland in den J. 1780 bis 82 die Kräuselkrankheit bei den Kartoffeln ein. Da man die wahre Ursache dieses Uebels nicht erforschen konnte, so schoben viele, und besonders ein Pfarrer Simon, die Schuld auf die Viehkartoffel, indem man glaubte, daß jene Krankheit durch die Vermischung des Samenstaubes der „neuländischen" Kartoffel mit dem Blütenstaube der bisher einheimisch gewesenen Kartoffel hervorgebracht worden sei. Und bald hätte man deshalb die Viehkartoffel wieder ausgerottet; aber genauere Untersuchungen thaten ihre Unschuld an der Entstehung der Kräuselkrankheit dar. In neuerer und neuester Zeit wird der Anbau der Kartoffeln in großer Ausdehnung betrieben.

Von der Kartoffel baut man gegenwärtig mehr als 600 Sorten. Die wichtigsten Unterscheidungsmerkmale derselben sind die Farbe der Blüte, die Größe, Gestalt und innere Beschaffenheit der Knollen, die Glätte oder Rauheit, Dicke und Farbe der Schale, die Art ihres Wachsthums und ihrer Ergiebigkeit. In Bezug auf die Form unterscheidet man runde, ovale, lange und spitze, in Bezug auf die Farbe der Schale weiße, gelbe, blaue, rothe, marmorirte; in Bezug auf die Zeit der Reife Früh- und Spätkartoffeln; zu ersteren gehören diejenigen, welche von Mitte Juni bis Ende August, zu letzteren diejenigen, welche erst vom September an reifen. Die Kartoffelsorten sind durch Klima, Boden, Düngung ꝛc. manchen Veränderungen in ihren Eigenschaften unterworfen; daher und durch die Kreuzung kommt die über aus große Menge von Sorten. Ebenso abweichend sind die Bestandtheile der verschiedenen Kartoffelsorten, wozu die Verhältnisse des Bodens, der Lage, des Klimas und des Anbaues wesentlich beitragen. In der Hauptsache bestehen die Kartoffeln aus 18 bis 22 Proc. Stärkemehl und 70 bis 80 Proc. Wasser; außerdem enthalten sie aber auch noch Eiweißstoff (ca. 5 Proc.), Faserstoff (4 Proc.), Gummi, Harz, phosphorsaures Kali, phosphorsauern Kalk und einige andere Salze und etwas Solanin, einen giftigen Stoff, der seinen Sitz in dem grünen Kraute und in den unreifen Knollen hat.

Der Werth der Kartoffel ist ein sehr hoher; schon mehrereremal war sie es, welche einer verderblichen Hungersnoth steuerte; eine lange Reihe von Jahren, während welcher Zeit man in der Benutzung der Kartoffeln wieder mehr vorwärts geschritten ist, hat ihre Tauglichkeit als Nahrung, in vielen Fällen als Hauptnahrungsmittel für die Menschen mittels der einfachsten Zubereitung, ihre vortheilhafte Verwendung zur Stärke-, Syrup-, Branntweinbereitung ꝛc., wodurch eine beträchtliche Menge Getreide zur Nahrung für die Menschen erspart wird, ihren nützlichen Gebrauch als schmackhaftes Futter für unsere Hausthiere, zur Genüge herausgestellt. Vorzüglich ist es der letztere Punkt, welchen der Landwirth von seinem Standpunkte aus ganz besonders zu schätzen hat; denn so wie der Kleebau der Landwirthschaft einen neuen Aufschwung gab, einen verbesserten und einträglicheren Betrieb derselben zur Folge hatte, ebenso und fast noch wichtiger ist der Einfluß des Kartoffelbaues auf große sowol als auf kleine Landwirthschaften in allen ihren verschiedenartigen Verzweigungen. Während der Kleebau nur einen Zweig der Landwirthschaft, die Viehzucht, hob, verzweigt sich der Nutzen der Kartoffel so vielseitig für die Landwirthschaft, daß sie unentbehrlich, unentbehrlicher fast als das Getreide geworden ist. Vorzüglich hochge schätzt muß die Kartoffel werden als Futtermittel in sandigen Gegenden, weil sie hier die Stelle des Klees vertritt. Der Landwirth in solchen Gegenden würde unstreitig sehr übel berathen sein, die Wirthschaften würden vielleicht noch ebenso betrieben werden, wie sie vor Einführung des Klee- und Kartoffelbaues betrieben wurden, wenn nicht die Kartoffel das Mittel zu einer rationelleren Bewirthschaftung geworden wäre. Wie die Kartoffel für jede Haushaltung eine wichtige Frucht ist, so doch insbesondere für die arbeitende Klasse, welche in unsern Tagen vorzugsweise von der Kartoffel lebt.

Die Benutzung der Kartoffeln kann man eintheilen: 1) in den Gebrauch für die Küche, 2) in den Gebrauch für die Viehfütterung, 3) in den Gebrauch für technische Zwecke. In der Küche werden die Kartoffeln verwendet zum Ganzkochen, zu Suppe, Gemüse (Kartoffelstückchen), zum Schmoren, zu Brei, Mehlspeise, Ragout, Klößen, Pasteten, Pudding, Salat, zum Einmachen, zu Nudeln, Omeletten, Eierkuchen, Kuchen, Torte. Außerdem bereitet man aus den Kartoffeln noch:

Kartoffelbrot, s. in dem Artikel Brot (1. Sect., Th. 13, S. 73).

Kartoffelbutter. Man kocht die Kartoffeln weich, schält sie und zerdrückt sie in einem Gefäße zu Brei. Diesen schüttet man zu dem Rahm in das Butterfaß und buttert wie gewöhnlich. Sobald sich die Kartoffelmasse mit der eigentlichen Buttermasse innigst verbunden hat, drückt man sie aus und wäscht und salzt sie wie gewöhnliche Butter. Je nach der Quantität und Qualität der verwendeten Kartoffeln wird man eine mehr oder minder wohlschmeckende Butter erhalten. Gleiche Quantitäten von Rahm und Kartoffeln geben schon eine bessere Butter; ein Drittel Kartoffeln und zwei Drittel Rahm liefern eine wohlschmeckende Butter. Besonders für ärmere Familien ist die Kartoffelbutter eine nützliche Erfindung, indem sie die Masse vermehrt und so Gelegenheit gibt, Brot und Kartoffeln mit Butter genießen zu können. Die Kartoffelbutter taugt indeß nur für baldigen Gebrauch, da sie sich nicht lange hält.

Kartoffelgelée. Es dient statt der Eier zum Backen und Kochen. Man legt die Kartoffeln eine halbe Stunde in heißes Wasser, wäscht sie mit scharfer Bürste rein, beseitigt dadurch zugleich die Schale, reibt sie mit einem feinen Reibeisen, übergießt die geriebene Masse 3 bis 4 mal mit heißem Wasser, rührt sie gut durcheinander und gießt nach jedesmaligem Setzen der Kartoffelmasse das schmuzigbraune Wasser von der Oberfläche ab. Nun wird über die Kartoffelmasse ungefähr doppelt soviel siedendes Wasser, als die Kartoffelmasse beträgt, gegossen, fleißig umgerührt und so lange an das Feuer gestellt, bis sie fast zu sieden anfängt und sich möglichst verdichtet hat. Sobald die geléeartige Masse einigermaßen abgekühlt ist, wird sie durch ein Säckchen von ganz dünner Leinwand gepreßt. Der Rückstand im Säckchen dient als Viehfutter. Das Kartoffelgelée dient zu Mehlspeisen, namentlich Nudeln und Pfannkuchen. Der Teig wird wie gewöhnlich gemacht, aber statt der Eier so viel von dem Kartoffelgelée genommen, als nöthig ist, um den Teig bilden zu können.

Kartoffelgries. Man schält die gekochten Kartoffeln und reibt sie auf einem Reibeisen. Diese geriebene Masse wird etwa daumenhoch auf Papier gelegt, zum Trocknen auf den warmen Ofen gestellt und vor Verunreinigung durch Bedecken mit Papier geschützt. Die Masse trocknet sehr bald und zeigt sich im Griff hart und spröde. Da sie mehr oder minder zusammen-

hängt, so wird sie leicht mit den Händen zerrieben, oder durch das Rollen mittels eines Mandelholzes zerkleinert. Auch kann man die Kartoffelmasse auf Horden legen und diese in den Back- oder Bratofen schieben. Der fertige Gries wird in Schachteln bis zur Verwendung aufbewahrt. Man kann ihn zu Suppen, Klößen, Eierkuchen, als Zusatz zu Wurzelwerk und statt des Mehles zum Anmachen benutzen.

Kartoffelgrütze. Man kocht die Kartoffeln ganz leicht, sodaß sie noch hart bleiben, aber sich doch leicht zerschneiden lassen. Nachdem sie geschält sind, schneidet man sie in Würfel und läßt diese auf gewöhnlichen Darren, bei hinlänglicher Hitze auf Herdplatten ꝛc. so scharf eintrocknen, daß sie völlig hart und wie durchsichtig werden. Dann mahlt man sie auf der gewöhnlichen Getreidemühle auf einem scharfen, von Kleie und Sand vollkommen gereinigten Gange, und bereitet daraus eine gröbere und feinere Grütze, wobei man noch zweierlei zu verschiedenem Gebrauche nützliches Mehl gewinnt. Diese Grütze wird gleich der Grütze aus Weizen, Dinkel, Gerste und Hafer zu verschiedenen Zwecken verwendet, darf jedoch nicht so lange wie die Getreidegrütze kochen.

Kartoffelhefe. Dieselbe ersetzt die Bierhefe bei allem Gebäck. Man zerdrückt ein Kilo gekochte und geschälte Kartoffeln, fügt 13 Dekagr. Zucker und zwei Eßlöffel gute Bierhefe hinzu, gießt ein Liter Wasser nach und läßt die Masse an einem warmen Orte 24 Stunden gären.

Kartoffelkaffee. Man wäscht die Kartoffeln, schneidet sie in Würfel, trocknet sie auf dem Ofen oder an der Luft und brennt sie auf die gewöhnliche Art in einer Kaffeetrommel. Das gemahlene Pulver wird zur Hälfte mit Kaffee vermischt und mit kochendem Wasser extrahirt. Man behauptet, daß die Kartoffeln zu diesem Zwecke die andern Kaffeesurrogate weit übertreffen sollen.

Kartoffelkäse, siehe den Artikel Käse.

Kartoffellichte. Man schmilzt Wachs, mischt es mit ein Drittel Kartoffelstärkemehl und gießt es über die Dochte in gläsernen Kerzenformen. Ein solches Kartoffelwachslicht von 10 Dekagr. Schwere brennt 15 bis 17 Stunden, und zwar weit heller und reiner, auch mit weit weniger Dampf als gewöhnliche Wachslichter.

Kartoffelmehl. Man wäscht die Kartoffeln sorgfältig, schält sie ganz rein, schneidet sie in Würfel von $1^1/_3$ Ctm. Größe und dörrt sie auf einer Darre oder im Backofen, bis sie völlig ausgetrocknet und hart sind. Hierauf mahlt man sie sofort auf einer gewöhnlichen Getreidemühle, die jedoch nicht frisch geschärft sein darf. Würde man das Mahlen verzögern, so würden die getrockneten Kartoffelstücke schnell wieder Feuchtigkeit anziehen und dann zur Mehlbereitung untauglich werden. Beim Mahlen kann man sie so oft in den Rumpf schütten, bis alles durch den Beutel geschlagen und in Mehl verwandelt ist. Dieses Kartoffelmehl hat eine gelbliche Farbe, wird am besten in trockenen und reinen Fässern aufbewahrt und erhält sich darin bei trockener Stellung mehrere Jahre lang ganz rein und wohlschmeckend. Man verwendet dieses Mehl entweder rein oder in verschiedenen Mischungen mit Getreidemehl zum Brot- und Kuchenbacken, sowie zu vielen andern Dingen in Haushaltung und Küche; zu feinerem Backwerke eignet es sich aber nicht.

Außer der oben beschriebenen Bereitungsart des Kartoffelmehles ist noch die in neuester Zeit von Hassenstein erfundene beachtenswerth, zumal sich auch mittels dieses Verfahrens die Bereitung des Kartoffelmehles leichter im Großen betreiben läßt. Das Wesentlichste dieser Methode, das Mehl aus den Kartoffeln zu gewinnen, besteht darin, daß die Kartoffeln zuerst durch Waschen von allen erdigen Theilen gereinigt, dann in scheibenförmige Stücke geschnitten und in hölzernen Gefäßen mit Wasser übergossen werden, dem man vorher ein Proc. englische Schwefelsäure unter beständigem Umrühren zugesetzt hat. So bleiben die Kartoffelscheiben stehen, bis sie das wässerige Ansehen verloren und eine weiße Farbe angenommen haben. Dann wird das Wasser abgegossen, und die Kartoffeln werden so lange mit reinem Wasser abgewaschen, als sie noch einen sauern Geschmack besitzen. Die so behandelten Kartoffeln trocknen sehr leicht, selbst ohne Anwendung von Wärme, an der Luft, leichter natürlich in erwärmten Räumen, z. B. in Backstuben. Nach dem Trocknen haben sie ein schönes weißes Ansehen, lassen sich leicht zerbröckeln und ohne die mindeste Veränderung aufbewahren. Auf der Getreidemühle gemahlen geben sie ein feines, sehr weißes Mehl und nur wenig Kleie. Aus 7 Liter so behandelten Kartoffeln erhält man $1^3/_4$ Kilo Mehl, das sich sehr gut zum Brotbacken eignet. Pulvert man die getrocknete Masse gröblich in einem Mörser, und schlägt sie dann durch ein Sieb, so erhält man einen brauchbaren Gries oder Sago. Daß die Anwendung der Schwefelsäure bei der Darstellung des Kartoffelmehles der Gesundheit nachtheilig sein soll, ist ein Vorurtheil. Die stark mit Wasser verdünnte Schwefelsäure ist überhaupt der Gesundheit nicht nachtheiliger als jede andere Säure. Nur muß die Schwefelsäure durch Waschen der Kartoffelstücke mit Wasser vollständig entfernt werden, um ein gutes Product zu erhalten. Das gänzliche Auswaschen der Schwefelsäure geht übrigens leicht und schnell von statten.

Kartoffelnudeln. Man kocht und schält Kartoffeln, preßt sie aus und dörrt sie auf Horden bei einer Hitze von 48 bis 50° R. Die Nudeln dürfen auf der einen Seite nicht zu braun werden, deshalb sind die Horden öfter zu verrücken, und die Nudeln mehrmals umzuwenden und loszuschaufeln. Diejenige Hitze ist die beste, welche eine schöne Semmelfarbe erzeugt. Sind die Nudeln dürr, so werden sie von den Horden genommen, in einen Trog geschüttet, mit hölzernen Stampfern etwas klar gestoßen und aufbewahrt. Die Verkochung dieser Nudeln bietet viel Bequemlichkeit und den wesentlichen Vortheil, daß, wenn das Wasser kocht, in etwa 10 Minuten Gemüse und Suppe bereitet werden kann. Sie liefern ein sehr schmackhaftes Gericht.

Kartoffelsago. Man kocht gute, mehlreiche Kartoffeln, schält und zerdrückt sie noch warm mit einer

breiten Keule. Dann vermengt man die zerdrückten Kartoffeln mit so viel trockenem Kartoffelstärkemehle, als nöthig ist, um einen festen Teig daraus zu formen. Aus diesem Teige macht man faustgroße Stücke und reibt diese auf einem Reibeisen. Die geriebene Masse breitet man auf ein glattes Bret aus und reibt sie mit einem andern Brete, bis die Form der Theile rund erscheint, worauf man sie durch ein Sieb schlägt. Man läßt nun die kleinen Körner vollkommen trocken werden, bringt sie dann in eine Wanne, übergießt sie mit frischem Wasser, und reibt sie gelind durch, worauf sie durch künstliche Wärme so lange getrocknet werden, bis ein Korn, voneinander gebissen, zerspringt. Dieser Sago gewährt ein dem weißen Sago vollkommen ähnliches Nahrungsmittel und läßt sich viele Jahre gut erhalten.

Kartoffelseife. Die Wäscherinnen bedienen sich der Kartoffeln nicht selten statt der Seife; doch lassen sich zu diesem Behufe nur die weißen Sorten anwenden, während die blauen, rothen und marmorirten untauglich dazu sind, da die Wäsche Flecke davon bekommen würde. Eigentlich braucht man nur das Vegetationswasser der Kartoffeln zum Waschen, welches vermöge der ihm eigenthümlichen Säure allen Schmuz auflöst. Zur Gewinnung dieses Vegetationswassers werden die Kartoffeln gewaschen, geschält, auf einem Reibeisen gerieben und das Stärkemehl in einem Haarsiebe ausgewaschen. Der Faserstoff wird dann bei Seite gelegt und das Wasser, wenn sich alles Stärkemehl zu Boden gesetzt hat, abgegossen und statt der Lauge zur Reinigung der feinen Wäsche gebraucht. Vorzüglich dient es zum Waschen der seidenen Strümpfe, Tücher, Bänder ꝛc. Zusammengesetzte Stoffe reinigt man derart, daß man sie über ein leinenes Tuch legt, einen Schwamm in das Kartoffelwasser taucht, damit das schmuzige Zeug einigemal ein reibt und damit so lange fortfährt, bis sich der Schmuz völlig abgelöst hat. Hierauf wäscht man das Zeug wiederholt in reinem Wasser, um den aufgelösten Schmuz abzuspülen und trocknet es. Auf diese Art werden die Stoffe weit reiner und schöner als bei Anwendung der Seife, verlieren nichts von ihrer Farbe und bekommen ihren ursprünglichen lebhaften Glanz wieder. Die Menge der dazu erforderlichen Kartoffeln richtet sich nach der Menge der zu waschenden Stoffe und nach der Stärke des Reinigungswassers. Je weniger Flußwasser hinzu gesetzt wird, um so größer ist die Wirksamkeit des Vegetationswassers.

Kartoffelstärkemehl. Das zu den feinsten Bäckereien vollkommen taugliche Stärkemehl ist eigentlich nichts anderes als der reinste Mehlstoff der Kartoffeln, von allem Faserstoff befreit. Das einfachste Verfahren zur Verfertigung des Stärkemehles ist folgendes: Man wäscht und schält die Kartoffeln sehr rein und reibt sie dann auf einem Reibeisen. Den hieraus entstandenen Brei gießt man mit viel reinem Wasser in einen leinenen, ganz reinen Sack und preßt alles Wasser wieder vollkommen heraus. Hierauf öffnet man den Sack, gießt wieder frisches Wasser hinein, preßt es abermals aus, und wiederholt dies so lange, bis das von der Presse abfließende Wasser durchaus keine Farbe mehr hat. Wem das Pressen zu umständlich erscheint, kann den Kartoffelbrei in ein reines Haarsieb legen, dieses in ein mit reinem Wasser gefüllte Kufe stellen, darin den Brei mit den Händen zerarbeiten, nach einiger Zeit das Wasser ablaufen lassen und dieses einfache Verfahren so lange wiederholen, bis das Wasser ganz klar abläuft. Dadurch bleibt der Faserstoff allein in dem Siebe zurück. Den Faserstoff legt man beiseite, bringt frischen Kartoffelbrei in das Sieb und wiederholt dies, bis die ganze Masse auf diese Weise gereinigt ist. Das aus dem Siebe in die Kufe abgeflossene Wasser hat von dem in den Kartoffeln befindlichen Gerbestoffe eine bräunliche Farbe angenommen. Man läßt es ruhig 5 bis 6 Stunden stehen, bis sich das darin befindliche Kraftmehl vollkommen zu Boden gesetzt hat. Dieses gibt sich einfach dadurch kund, daß das Wasser wieder vollkommen klar ist. Nun läßt man das Wasser ganz langsam ab, gießt wieder frisches darauf und rührt das am Boden sitzende Mehl tüchtig auf, wodurch dasselbe völlig gereinigt und gewaschen wird. Hat es sich nach 5 bis 6 Stunden vollkommen zu Boden gesetzt, so läßt man das reine Wasser langsam davon ab, bedeckt dann das Gefäß, in dem sich der Mehlbodensatz befindet, mit einem leichten Tuche und setzt es an die Luft zum Trocknen. Hat es die völlige Stärketrockenheit erlangt, so zerdrückt man es mit einem Wellholze, schlägt es durch ein feines Sieb und bewahrt es zum Gebrauch auf. Die Gefäße, welche man zur Bereitung des Stärkemehles gebraucht, müssen vollkommen rein und nicht von hartem Holze sein, indem dieses einigen Gerbestoff beibehält, der dem Mehle einen unangenehmen Geschmack ertheilt. Aus 5 Liter weißen mehlreichen Kartoffeln erhält man wenigstens 70 Dekagr. Mehl.

Zur Viehverfütterung werden die Kartoffeln entweder roh oder gekocht, gedämpft, eingesäuert, gemaischt verwendet. Sie dienen zum Futter für Rindvieh, Pferde, Schafe, Schweine, Ziegen, Federvieh und Fische. Bei der Rohfütterung ist strenge Aufsicht auf Ordnung und Reinlichkeit unerläßlich. Die Kartoffeln müssen dazu ganz rein abgewaschen und in Scheiben geschnitten werden. Unvermischt gefüttert wirken die rohen Kartoffeln nicht nur stark auf den Harn, sondern bewirken auch Laxiren. Bei gekochten Kartoffeln ist vorzüglich die Vorsicht zu beobachten, daß das Wasser, welches zum Kochen gedient hat, nicht mit zur Verfütterung kommt, weil es den Thieren leicht nachtheilig werden kann. Außerdem dürfen die gekochten Kartoffeln nur in gehörig abgekühltem Zustande verabreicht werden. Alle unsere Hausthiere lieben übrigens die Kartoffel sehr. Gedämpft ist sie besonders das hauptsächlichste voluminöse Mastfutter; auch wirkt sie günstig auf den Milchertrag.

Für technische Zwecke werden die Kartoffeln gebraucht zur Darstellung des

Kartoffelbranntweins, siehe den Artikel Branntwein. Ferner zur Darstellung des

Kartoffelbiers. Um 50 Liter starkes Bier zu gewinnen, werden 50 Kilo rohe Kartoffeln rein gewaschen,

dann klar gerieben und von allem Fruchtwasser dadurch befreit, daß man die geriebene Masse in einen Korb thut, diesen über ein daruntergestelltes Faß frei aufhängt, und nun so lange reines, kaltes Wasser daraufgießt, bis das von der Kartoffelmasse abfließende Wasser ganz klar erscheint. Die freigewordene Stärke setzt sich theils im Korbe, theils im darunterstehenden Fasse ab. Am andern Morgen, wenn die Einmaischung beginnen soll, werden die geriebenen Kartoffeln sammt der gebildeten Stärke in ein wenigstens 160 Liter haltendes Gefäß gebracht, das mit einem Stellboden, einer Unterlage von reinem Stroh und einem Zapfen versehen sein muß, und mit 80 Liter Wasser von 80° R. eingerührt. Die ganze Masse verwandelt sich dabei in eine kleisterartige Substanz und erlangt durch die beiderseitige Vermischung der kalten Kartoffelmasse mit dem kochenden Wasser eine Temperatur von 49° R. Bei diesem Wärmegrade werden $^1/_{16}$ Ctr. geschrotenes Gerstenmalz nebst $^1/_{16}$ Kilo Farbenmalz, die erst sorgfältig vermischt werden müssen, zugesetzt und mittels eines Rührscheits gut durchgerührt. Nachdem noch 8 Liter kochendes Wasser zugegossen worden, wird die Maische eine Temperatur von 51° R. angenommen haben; der Maischbottich wird nun zugedeckt und eine Stunde ruhig stehen gelassen. Eine Temperatur von 51° ist zur Verwandlung der Stärke in Zucker unbedingt nöthig. Die Zuckerbildung ist nach Verlauf einer Stunde als beendigt anzusehen. Im Falle die Maische 51° Wärme noch nicht erreicht haben sollte, muß noch so viel kochendes Wasser zugegossen werden, bis das Thermometer diesen Grad anzeigt. Bei der Vermischung mit der kleisterartigen Kartoffelmasse wird letztere mehr und mehr flüssig und verwandelt sich endlich ganz in eine dünne Flüssigkeit. Sowie die dem Zuckerbildungsprocesse gewidmete Stunde verflossen ist, wird die Würze aus dem Maischbottiche durch den Zapfen behutsam abgezogen, in den Kessel gebracht, eine Viertelstunde gekocht, dann in eine zweite Kufe geschöpft, die ebenfalls mit Stellboden, Strohunterlage und Zapfen versehen sein muß, und nun eine halbe Stunde ruhig stehen gelassen. Während dieser Zeit werden $^1/_2$ Kilo Hopfen mit 25 Liter Wasser gekocht; das Wasser läßt man bis auf etwa 12 Liter verdunsten. Man zieht hierauf die Bierwürze von der zweiten Kufe behutsam ab, bringt sie zu dem Hopfenextract im Kessel und kocht beides zusammen noch eine Viertelstunde lang. Hierauf wird das Bier aus dem Kessel nach der ersten Kufe, die vorher sorgfältig gereinigt und mit frischem, reinem Stroh und dem Stellboden versehen worden ist, übergeschöpft und bleibt nun eine halbe Stunde ruhig stehen. Nach Verlauf dieser Zeit wird zur Abkühlung des Bieres geschritten. Dies kann entweder in einem der Maischbottiche oder in einem besondern flachen Gefäße geschehen, und wird durch fleißiges Rühren in der freien Luft oder an sonst einem luftigen, kühlen Orte bewirkt und so lange fortgesetzt, bis das Bier bis auf 20° R. abgekühlt ist. Ist dies geschehen, so wird es mit $1^1/_2$ Liter guter Bierhefe, die vorher mit 5 Liter jungem Bier in Gärung gesetzt worden ist, angestellt, und so lange ruhig stehen gelassen, bis sich auf der Oberfläche des Biers ein weißer Schaum zu bilden anfängt, welcher das Zeichen der beginnenden Gärung ist. Das Bier wird nun auf Fässer gefüllt und in einen Raum von 8 bis 12 Grad Wärme gebracht, damit es den Gärungsproceß gehörig durchmacht. Hierbei wird es ebenso behandelt wie das gewöhnliche Malzbier. Ein gutes Nachbier kann man noch erhalten, wenn man auf die Treber 33 Liter kaltes Wasser gießt, sie mit einem Rührscheit gut durchrührt und die Maische eine halbe Stunde lang ruhig stehen läßt. Die Flüssigkeit wird dann behutsam abgezogen, in den Kessel gebracht, mit den Hopfentrebern bis auf 15 Liter eingekocht und im übrigen wie das erste Bier behandelt. Die Kartoffeln dienen ferner auch zur Darstellung von

Kartoffelessig. Man bringt gut gereinigte und zu Brei zermalmte Kartoffeln mit Bierhefe zur weinigen Gärung, seiht durch, setzt etwas Branntwein und kochenden Essig zu und läßt die Masse in mäßiger Wärme stehen.

Kartoffelstärke. Die Kartoffelstärkebereitung im großen ist seit etwa 70 Jahren, wo man angefangen hat, dieselbe zur Darstellung von Sirup und Zucker, später zur Erzeugung verschiedener Arten Gummi, zur Anfertigung von Neu- und Waschblau, zum Leimen des Maschinenpapiers und zur Bierbereitung anzuwenden, vielfach ein landwirthschaftliches Nebengewerbe geworden, und das gewonnene Stärkemehl wird entweder unmittelbar selbst weiter verarbeitet, oder in nassem oder lufttrockenem Zustande an die Stärkesirup- oder Stärkezuckerfabriken verkauft. Seit der Zeit, wo in Deutschland die Rübenzuckerfabrikation heimisch wurde, hat auch die Gewinnung des Kartoffelstärkemehles im großen einen neuen Aufschwung und größere Verbreitung gefunden, wozu vorzugsweise die zweckmäßig construirten Reibemaschinen beigetragen haben, durch deren Anwendung die Ausbeute an Stärkemehl bedeutend stieg. Zunächst werden die Kartoffeln in Körbe in einen mit Wasser gefüllten Bottich gesetzt und mittels stumpfer Besen gewaschen. Man kann sich zu dieser Arbeit auch einer Kartoffelwaschmaschine bedienen. Die gereinigten Kartoffeln werden auf einer Reibemaschine in Brei verwandelt; je feiner und gleichmäßiger die Kartoffeln gerieben werden, desto größer ist die Ausbeute an Stärke. Zum Auswaschen des Stärkemehles aus dem Brei bedient man sich roßhaarener sogenannter Staubsiebe, auf welche mittels eines hölzernen Schöpfers etwas Kartoffelbrei geschöpft wird. Das Sieb wird mit der linken Hand am Stile gehalten, bis zur Hälfte in einen täglich mit frischem Wasser zu füllenden Bottich gebracht, und mit der rechten Hand der Kartoffelbrei fortwährend mit dem über dem Siebboden befindlichen Wasser in Umschwung und neue Berührung gebracht. Sobald das Wasser klar vom Siebe und dem ausgedrückten Brei abläuft, wird der Rückstand aus dem Siebe genommen und neuer Brei eingefüllt. Sind die Bottiche theils durch das Mehl, theils durch das von dem Kartoffelbrei hinzugekommene Wasser voll, so schöpft man soviel als nöthig in ein Sammelfaß.

An jedem Morgen wird das über dem abgesetzten Mehle stehende Wasser klar abgezapft und unmittelbar in das Sammelfaß geschüttet. Aus letzterm wird das fest zusammengesickerte Stärkemehl mit breiten eisernen Spaten herausgestochen und unter fortwährendem Umrühren mit einem großen hölzernen Spatel in frischem Wasser aufgeweicht, sodaß alles Mehl in dem Wasser aufgelöst erhalten wird. Dazu sind besondere größere, mehr Wasser fassende Bottiche nöthig, in denen das Umrühren binnen 3 bis 4 Stunden wiederholt wird. Am folgenden Morgen findet man das reine, weiße Mehl auf dem Boden der Bottiche und auf demselben das weniger reine faserhaltige Mehl, das abgenommen und mehrmals durch ein etwas feineres Sieb im Wasser abgesiebt wird, wobei ungefähr 8 bis 10 Proc. vom Mehle an Fasern zurückbleiben. Das Trocknen der Kartoffelstärke geschieht ebenso wie das der Weizenstärke. Die getrocknete Kartoffelstärke zerbröckelt wegen ihrer groben Körner weit leichter als die Weizenstärke. Jene hat einen eigenthümlich unangenehmen Geruch und Geschmack. Man kann denselben beseitigen, wenn die Stärke mehreremal mit einer sehr schwachen Lösung von Soda behandelt wird. Die Kartoffelstärke hält sich, der Einwirkung der Luft entzogen, unbegrenzte Zeitdauer.

Kartoffelsirup und Kartoffelzucker. Die Bereitung des Zuckers aus Kartoffeln läßt sich durch Schwefelsäure und durch die Diastase bewerkstelligen. Bei der Darstellung des Zuckers durch Schwefelsäure wird zuerst Wasser in einem reinen Kessel zum Sieden gebracht; dann setzt man in kleinen Mengen die englische Schwefelsäure hinzu, und trägt nun in diese saure kochende Flüssigkeit das Kartoffelstärkemehl nach und nach ein. Dasselbe muß aber vorher, um Klumpen zu vermeiden, mit etwas kaltem Wasser angerührt worden sein. Das Eintragen der Stärke in die kochende Masse muß so geschehen, daß nicht eher eine neue Portion davon zugesetzt wird, als bis die Masse wieder dünnflüssig geworden ist. Nachdem auf diese Weise alle Stärke in den Kessel gegeben ist, wird unter Ersetzung des verdampfenden Wassers so lange gekocht, bis sich alle Stärke in Zucker verwandelt hat. Um zu erkennen, daß die Zuckerbildung erfolgt ist, nimmt man etwas von der kochenden Flüssigkeit aus dem Kessel, kühlt es ab und vermischt es mit dem gleichen Volumen starken Spiritus. Ist die Umwandlung in Zucker vollständig erfolgt, so entsteht ein zäher, zusammenhängender Niederschlag. Noch sicherer geht man, wenn der aus dem Kessel genommenen, abgekühlten Masse Jodauflösung zugetröpfelt wird. Entsteht keine Färbung, so ist der Zuckerbildungsproceß als beendet anzusehen. Das quantitative Verhältniß der anzuwendenden Substanzen richtet sich nach der Oertlichkeit. Als Regel gilt, daß die Umwandlung der Stärke in Zucker um so schneller erfolgt, je mehr Schwefelsäure im Verhältnisse angewendet wird. Wenn daher die Schwefelsäure wohlfeil, das Brennmaterial aber theuer ist, wird man die Menge der Schwefelsäure zu vermehren haben, und so umgekehrt. 100 Stärke, 4 bis 5 Schwefelsäure und 400 Wasser dürfte für gewöhnliche Fälle das passendste Verhältniß sein. Statt des Kochens der Masse in einem durch directe Feuerung erhitzten Kessel kann dasselbe mit Vortheil auch in hölzernen Gefäßen durch Anwendung von Dampf geschehen, wobei es aber nöthig ist, anfangs nur etwa zwei Drittel des Wassers in das Kochgefäß zu bringen. Nachdem durch die oben angeführten Prüfungsmittel die vollständige Umwandlung der Stärke in Zucker erkannt worden ist, kann nun zur Abscheidung der Schwefelsäure aus der Flüssigkeit geschritten werden. Hierzu eignet sich der kohlensaure Kalk seiner Wohlfeilheit halber am besten. Derselbe verbindet sich mit der Schwefelsäure zu schwefelsauerm Kalk oder Gips, und die Kohlensäure entweicht als Gas und verursacht ein Aufbrausen, sodaß in der Flüssigkeit nichts weiter zurückbleibt als der Zucker und eine geringe Menge Gips. Vor der Anwendung des kohlensauern Kalkes ist derselbe in ein feines Pulver zu verwandeln. Die Anwendung selbst geschieht folgendermaßen: man zapft die noch siedendheiße, saure Flüssigkeit aus dem Kochgefäße ab in einen hohen hölzernen Bottich, dann setzt man ihr in kleinen Portionen von dem gepulverten kohlensauern Kalke so lange zu, bis die Flüssigkeit nicht mehr sauer reagirt, was man leicht erkennt, wenn ein hineingetauchtes Stück Lackmuspapier seine Farbe nicht mehr verändert. Die Einwirkung des kohlensauern Kalkes auf die Schwefelsäure sucht man durch vorsichtiges Umrühren mittels eines hölzernen Rührscheites zu befördern. Da auch die Hitze das Entweichen der Kohlensäure befördert, so ist der kohlensaure Kalk stets zuzusetzen, während die Flüssigkeit noch sehr heiß ist. Ist die Schwefelsäure neutralisirt, so läßt man die Masse im Bottich mehrere Stunden ruhig stehen, damit sich die unlöslichen Substanzen an Gips und kohlensauerm Kalk zu Boden setzen. Dann läßt man die klare Flüssigkeit durch einen Hahn ab und gießt sie, wenn sie noch nicht klar sein sollte, durch wollene Tücher. Den im Fasse zurückbleibenden, noch viele Zuckertheile enthaltenden Schlamm thut man in einen Bottich, der mit einem Siebboden versehen ist. Auf diesen Boden wird ein wollenes Tuch gebreitet, darauf mehrere Centim. hoch Häckfel gestreut, und darüber etwas langes Stroh gelegt. Auf dieses Stroh nun bringt man den Schlamm; die Flüssigkeit läuft klar durch den Hahn ab, welcher über dem untern Boden angebracht ist. Läuft nichts mehr ab, so gießt man, ohne die feste Masse aufzurühren, so viel reines Wasser darauf, daß die über dem Gipsbrei stehende Wassersäule mehr als noch ein mal so hoch wie die Gipsschicht ist. Diese Wasserschicht senkt sich nach und nach durch die Gipsmasse und bewirkt, daß die zuckerhaltige Flüssigkeit durch den Hahn abläuft. Die abgelaufene Flüssigkeit gibt man zu der früher abgezapften. Sollte die Masse in dem Gefäße, in welchem die Sättigung der Schwefelsäure durch Kalk vorgenommen wird, zu dick sein, so muß man etwas heißes Wasser zusetzen. Nach Entfernung der Schwefelsäure und nach vollständiger Klärung der Zuckerauflösung wird nun zum Eindampfen geschritten, was in kupfernen Pfannen geschieht (siehe Runkelrübenzucker-Fabrikation).

Die bis zur dünnen Sirupconsistenz eingedampfte Zuckerauflösung wird in hölzernen Bottichen ruhig stehen gelassen, um sie noch durch das Klären zu reinigen. Nähert sich die Zuckerauflösung dem Concentrationspunkte, bei welchem sie geklärt werden soll, so setzt man derselben auf je 50 Kilo der angewendeten Stärke 2 bis 4 Kilo fein pulverisirte Knochenkohle zu und läßt sie mit dieser bis zu der gehörigen Concentration kochen. Dann thut man die Masse in ein flaches Gefäß und läßt sie bis auf 50° R. abkühlen. Hierauf setzt man dem Zuckersafte auf je 100 Maßtheile 2 Maßtheile Rindsblut oder Milch zu. Letztere wird unverdünnt angewendet, das Blut aber mit gleichen Theilen Wassers verdünnt. Nun bringt man die Masse zum Sieden und nimmt den sich dabei bildenden festen Schaum mit einem Schaumlöffel leicht ab. Der vollkommen klare Sirup wird jetzt zum Absetzen der noch darin befindlichen groben Unreinigkeiten in hölzerne, unten spitzzulaufende Sedimentirbottiche gebracht, und von diesen nach 12 Stunden in einem erwärmten Zimmer völlig klar abgezapft. Der am Boden sitzende Stoff wird zum Ablaufen auf wollene Tücher gebracht. Was auf diesen zurückbleibt, sowie der in dem Klärkessel abgenommene Schaum, wird mit Wasser ausgekocht, und diese zuckerhaltige Auflösung der neu zu verdampfenden Stärkezuckerauflösung zugemischt. Nur selten verwandelt man den geklärten Saft durch Versickern in festen Zucker; man dampft ihn vielmehr nur bis zur gehörigen Sirupdicke ab. Das Eindampfen des geklärten Saftes erfordert nur die Vorsicht, daß man, um das Anbrennen und das Aufsteigen zu vermeiden, das Feuer immer nur so gemäßigt erhält, daß der Sirup blos schwach siedet. Soll doch Zucker dargestellt werden, so verfährt man ebenso wie bei der Fabrikation des Runkelrübenzuckers. Was die Bereitung des Zuckers aus Kartoffelstärkemehl durch die Diastase anlangt, so übergießt man nach Lüdersdorf Kartoffelstärke mit so viel kaltem Wasser, daß die Masse halbflüssig wird. Dann setzt man unter Umrühren so lange kochendes Wasser hinzu, bis die Stärke vollkommen gar gebrüht ist und einen steifen Kleister bildet. Diesen Kleister läßt man auf 50° R. abkühlen und streut ein wenig Gerstenmalzschrot darüber, worauf man die dicke Masse so lange umrührt, bis der Schrot gleichmäßig in derselben vertheilt ist. Um die Umwandlung in Zucker möglichst vollständig zu machen, erhält man die Flüssigkeit mehrere Stunden lang in einer Wärme von 40 bis 45° R. Nach 8 bis 10 Stunden gießt man die Flüssigkeit zur Abscheidung der Hülsen durch ein feines Sieb. Da sie sehr schleimig ist, so läßt sie sich durch Absetzenlassen nicht klären. Sie wird deshalb mit Ziegelmehl aufgekocht, wodurch nach 12 Stunden aller Schleim mit dem Ziegelmehl zu Boden gefallen ist und die Flüssigkeit sich nun filtriren läßt. Von dem Malzgeschmacke kann man die Zuckerauflösung befreien, wenn man sie durch frisch ausgeglühte pulverisirte Holzkohle filtrirt. Man dampft dann zur gehörigen Sirupdicke ab. Als das zweckmäßigste quantitative Verhältniß der angewendeten Materialien bewähren sich 8 Theile Stärke, 1 Theil Malzschrot, 45 bis 50 Theile Wasser. Die Anwendung des Kartoffelstärkesirups beschränkt sich fast allein auf das Versüßen von Backwerk und Liqueuren; auch wird damit häufig der Rohrzuckersirup versetzt. Der Kartoffelzucker hat bei weitem nicht die Süßigkeit des Rohrzuckers.

Aufbewahrung. Von großer Wichtigkeit ist es, die Kartoffeln nach der Ernte so aufzubewahren, daß sie sich bis spät in das Frühjahr gut halten, nicht faulen und keine langen Keime treiben. Die Aufbewahrung geschieht entweder in Kellern oder in Mieten. *Aufbewahrung in Kellern.* Sollen sich die Kartoffeln im Keller gut halten, so muß derselbe gegen Frost, zu große Wärme, namentlich unmittelbare Einwirkung der Sonnenstrahlen, geschützt sein, darf auch nicht an Nässe leiden. Er muß die nöthigen Luftlöcher haben, die bei strengem Froste mit Stroh oder Stalldünger verschlossen, bei milder Witterung aber geöffnet werden, damit durch sie die aus den Kartoffeln aufsteigenden Dünste schnellen Abzug finden. Bevor die Knollen in den Keller gebracht werden, muß derselbe vollständig gereinigt, gelüftet werden. Ist der Grund des Kellers naß, so müssen die Kartoffeln auf einen Lattenboden geschüttet werden; noch besser ist es aber, nasse Keller zu drainiren. Sehr vortheilhaft ist die Einrichtung, wenn die Kartoffeln von außen in den Keller mittels einer Rolle gebracht werden, damit das ihnen anhängende Erdreich durch die Rolle fällt, die Knollen mithin ziemlich erdfrei in den Keller kommen. Die Kartoffeln dürfen im Keller nicht zu hoch angehäuft werden, sondern es muß über ihnen ein hinlänglich leerer Raum zur Ansammlung der Dünste bleiben. Da die Ausdünstung der Kartoffeln in der ersten Zeit nach dem Einkellern am stärksten ist, soll der Keller nicht mit einem mal, sondern in Zwischenräumen gefüllt werden, damit die zuerst eingekellerten Kartoffeln am stärksten ausgedünstet haben, wenn wieder frische eingebracht werden. Da von der Beschaffenheit der Keller die gute oder schlechte Conservirung der Kartoffeln abhängt, so empfehlen sich namentlich für Wirthschaften, mit welchen Branntweinbrennerei oder Stärkefabrikation verbunden ist, Keller, aus welchen die warme Luft ausgeheizt werden kann. In der ersten Zeit nach dem Einkellern müssen Thüren und Luftlöcher den ganzen Tag offen bleiben, damit die Dünste schnellen Abzug finden. Erst wenn starker Frost eintritt, werden alle Oeffnungen sorgfältig verschlossen, während der Mittagsstunden sonniger, milder Wintertage aber die Luftlöcher wieder geöffnet. Mit Beginn des Frühjahres sind die Knollen öfters zu untersuchen, die faulenden auszulesen, die guten möglichst dünn auszubreiten, öfter zu wenden und der Keller zu lüften. Im allgemeinen ist aber die Aufbewahrung der Kartoffeln im Keller nicht zu empfehlen. Abgesehen davon, daß bei ausgedehntem Kartoffelbau große Kellerräume nothwendig sind, deren Herstellung bedeutende Kosten veranlaßt, halten sich auch die Kartoffeln in ihnen nicht gut, beginnen in der Regel gegen das Frühjahr lange Keime zu treiben und nicht selten zu faulen. Deshalb verdient die *Aufbewahrung im Freien in Mieten* weitaus den Vorzug. Bei Anlage derselben kommt zunächst die

Wahl eines passenden Platzes in Betracht. Erlauben es die Verhältnisse, so legt man die Mieten in der Nähe der Wirthschaftsgebäude an einer etwas erhabenen Stelle auf trockenem Boden an. Kann man dazu ein etwas abhängiges Terrain wählen, sodaß das Regen- und Schneewasser ablaufen kann, so ist dieses um so erwünschter. Muß man die Kartoffeln auf dem Felde einmieten, wo sie erbaut wurden, so läßt man von dem Raume, den die Miete einnehmen soll, die Steine ablesen, den Boden eben schaufeln und festschlagen. Sollen die Kartoffeln auf Stoppelfeldern eingemietet werden, so sind die Stoppeln flach abzuschürfen. Man gibt der Miete, wenn der Kartoffelvorrath nicht bedeutend ist, eine kreisrunde Grundfläche von ca. 2,5 bis 3,14 Mtr. Durchmesser; bei bedeutenderm Vorrathe wählt man eine längliche Grundfläche von 1,60 bis 1,90 Mtr. Breite. Die Höhe richtet sich nach Breite und Tiefe, bis zu der man in die Erde geht. Wo Boden und Lage das Eindringen von Wasser nicht befürchten lassen, nimmt man den größten Theil der zur Bildung der Miete erforderlichen Erde aus der für die Miete bestimmten Fläche. Dieser Ausstich beträgt ca. 47 Centim. Gesunde Kartoffeln kann man 100 Centim. hoch einmieten; kranke verlangen geringere Höhe der Miete. Im allgemeinen soll man eine Miete nur so groß anlegen, daß sie in einem Tage bequem in den Keller geschafft werden kann. Den Platz gräbt man 30 bis 47 Centim. tief und gibt ihm eine grubenförmige Böschung von 45°; die Sohle des Grabens erhält eine Breite von 0,90 bis 1,9 Mtr. Die Mieten müssen einige Zeit vor der Kartoffelernte angefertigt werden, damit sie vollkommen austrocknen. Beim Einmieten bedeckt man Sohle und Seitenwände mit Stroh und füllt dann die Knollen dachförmig ein. Sind sie noch nicht völlig abgetrocknet, so läßt man sie einige Tage unbedeckt. Tritt Regen ein, so werden sie leicht mit Roggenstroh bedeckt und nur am Fuße mit etwas Erde beworfen; der obere Theil bleibt offen. Solange nicht Frost zu befürchten ist, muß mindestens ein schmaler First nach der ganzen Länge der Miete unbedeckt bleiben, um den aufsteigenden Dünsten freien Abzug zu gestatten. Beim Eintritt von Frost gibt man eine noch dickere Decke von Stroh oder Laub und bringt darauf eine dünne Schicht Erde. Stellt sich starker Frost ein, so gibt man noch eine Erddecke (sie muß im ganzen 30 bis 50 Centim. dick sein), und in Gegenden mit strengen Wintern kann man über diese noch Waldstreu oder langen Pferdemist bringen. Da die eingemieteten Kartoffeln öfter durch Erhitzung im Innern als durch Frost von außen leiden, so muß man die erwärmte Luft durch Luftzüge ableiten. Strohwieren sind zu diesem Behufe verwerflich; auch die vertikalen hölzernen Luftzüge bewähren sich nicht; am besten erweisen sich horizontale Züge. Sie werden entweder am Boden der Miete, noch besser aber über dem offen gelegenen Firste angebracht, aus Latten, Bretern, Stangen, Reisigbündeln, Kiennadeln, Drainröhren hergestellt und mit einer Erddecke versehen; an beiden Enden bleiben sie so lange offen, als kein Frost stattfindet; bei Frost werden sie mit Erde verstopft. Wesentlich ist es, den First der Mieten möglichst lange offen zu halten, oder nur schwach mit Nadelholzstreu oder Laub zu bedecken. Bei eintretendem wärmeren Wetter muß man die Mieten, besonders am First, öffnen und ihnen nur eine leichte Decke lassen. Von der Zeit an, wo eine Miete mit Erde bedeckt worden, ist deren Temperatur wöchentlich 1 bis 2 mal mit einem Kartoffelthermometer auf ihre innere Wärme zu prüfen. Das Kartoffelthermometer ist ein $1^1/_2$ Mtr. langes Instrument, das am Ende eine Quecksilberkugel hat, die mit einem starken eisernen Korbe umgeben ist, der in eine konische Spitze endigt. Man macht am Ende der Miete mit einem Stöbel alle 10 Schritte ein Loch oben hinein. In das erste Loch steckt man das Thermometer und läßt es 10 bis 15 Minuten stecken, bis die Temperatur genau feststeht; dann wird es noch einmal in die andern Löcher eingesteckt. Schon nach einigen Minuten gewahrt man, ob Steigen oder Fallen der Temperatur stattfindet. Im ersten Falle läßt man das Thermometer stecken. Die gefundene Temperatur wird in ein Buch eingetragen. Nach 8 Tagen werden Löcher an andern Stellen der Miete gemacht. Eine Temperatur von + 5° R. ist die beste. Steigt sie über 9°, so muß die Miete abgedeckt werden, und es sind 25 bis 30 Kilo Kartoffeln herauszunehmen. Ueber Anbau der Kartoffel s. Solanum.

(William Löbe.)

KARTOFFELKÄFER (Coloradokäfer). Der unter diesem Namen bekannte, durch seine Verheerungen an Kartoffelfeldern berüchtigte Käfer gehört in die Familie der Blattkäfer, Chrysomelidae. Als im J. 1819 die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Erforschungsexpedition unter dem Befehle des Major Stephen H. Long in die nordwestlichen Territorien abschickte, fand der dieselbe als Zoolog begleitende Thomas Say von Philadelphia am Fuße der Felsengebirge des obern Missouri in Colorado einen Käfer, welcher sehr häufig auf wildwachsenden Arten der Pflanzengattung Nachtschatten, Solanum, zu welcher auch die Kartoffel gehört, lebte, namentlich auf S. rostratum. Nach den auf jeder Flügeldecke vorhandenen fünf, also zusammen zehn Streifen erhielt die Art bei der im J. 1824 veröffentlichten Beschreibung von Th. Say den Namen Doryphora decemlineata. Da indeß die dornförmig nach vorn gerichtete Verlängerung der Mittel- und Hinterbrust, welche der Gattung Doryphora ihren Namen „Spießträger" verschaffte, der Art aus Colorado fehlte, so wurde sie mit andern von Stål unter die schon früher von Chevrolat aufgestellte Gattung Leptinotarsa gebracht, nachdem sie Graf Dejean zu Polygramma Chevr. gerechnet hatte.

Beschreibung. Der nun als Leptinotarsa decemlineata (Say) Stål bekannte Käfer erinnert durch seinen kurzen, ovalen, gewölbten Körper an unsere einheimischen Blattkäfer. Er ist 10—11 Millim. lang, etwa 7 Millim. breit und 5 Millim. hoch. Die Grundfarbe ist ein schmutziges Ledergelb; jede Flügeldecke ist durch fünf schwarze Längsstreifen ausgezeichnet, welche von unregelmäßig gestellten, auch auf die Zwischenräume übertretenden ver-

tieften Punkten eingefaßt sind. Der dritte und vierte Streifen, vom Außenrande aus gezählt, sind am Hinterende miteinander verbunden; die Naht, in welcher die beiden Flügeldecken in der Mitte zusammenstoßen, ist schmal (oft kaum wahrnehmbar) dunkel gesäumt. Der Kopf ist schwarz; der Thorax (Halsschild) ist hell, am Hinterrande schwarz, mit elf schwarzen Flecken, dem mittelsten größten in Form eines V versehen; die Beine sind entweder gelb mit schwarzen oder braunen Knien und Tarsen oder ganz schwarz. Nach diesen unbedeutenden Verschiedenheiten sind einzelne Formen unter besondern Namen aufgeführt worden: decemlineata Rogers, Suffrian, multilineata Stål, multitaeniata Stål, undecimlineata Chevrolat, novemlineata Klug. Die Larve, welche bis 12 Millim. lang wird, ist stark glänzend, feist, schmuziggelb, an den Seiten mit zwei (übereinanderliegenden) Reihen schwarzer Punkte versehen, mit schwarzem Kopfe, hellem, hinten breit schwarz gerändertem Thorax und schwarzen Beinen. Die dem Coloradokäfer sehr nahe stehende, häufig mit ihm verwechselte Art Doryphora (Leptinotarsa) juncta Germar weicht dadurch von jenem ab, daß die Streifen auf den Flügeldecken von regelmäßig in Längsreihen stehenden Punkten eingefaßt sind, daß der dritte und vierte Streifen der ganzen Länge nach einander bis zur Berührung genähert sind, daß die Flecke auf dem Thorax klein sind, der mittlere in zwei kleine Bogen getheilt ist und daß die Beine hell sind mit schwarzem Fleck am Schenkel. Die Larve hat nur eine Längsreihe schwarzer Punkte an den Seiten, hellen Kopf und schwarzen Thorax.

Lebensweise. Die im Herbste eines jeden Jahres sich zuletzt entwickelnden Käfer begeben sich in die Erde, wo sie bis zu einer Tiefe von über einen halben Meter überwintern. Sobald im Frühlinge die Kartoffelpflanzen sich beblättert haben, kommen die Käfer hervor und ernähren sich von den Blättern (nie von den Knollen); und nach ungefähr 14 Tagen legen die Weibchen die Eier in Gruppen von 12—20 an die Unterseite der Blätter. Hiermit fahren dieselben, wie angegeben wird, länger als einen Monat fort. Die Zahl der von jedem Weibchen abgesetzten Eier wird im Mittel auf 1000 geschätzt (700—1200). Nach Verlauf von acht Tagen kriechen die anfangs rothbraunen, nach und nach heller werdenden Larven aus den Eiern aus, welche wie die erwachsenen Käfer von den Blättern der Kartoffel leben. Nach nicht ganz drei Wochen (etwa 17—18 Tage) ist die Larve erwachsen; sie verkriecht sich nun in die Erde, wo sie sich verpuppt. 10—12 Tage später kommt dann der fertige Käfer an die Oberfläche, welcher das Zerstörungswerk an der Kartoffelpflanze fortsetzt und nach Verlauf von weitern 8—10 Tagen wieder sich fortzupflanzen beginnt. Erschienen die ersten Käfer Anfang Mai auf den Feldern, so beginnt etwa Mitte Juni die zweite und Anfang August die dritte Generation fertiger Käfer aufzutreten, welche letztere dann die im September zum Ueberwintern in die Felder kriechende vierte Generation hervorbringt. Es entwickeln sich daher jährlich drei Generationen.

Zur Zeit seiner Entdeckung in seinem Heimatgebiete lebte der Coloradokäfer auf verschiedenen Solanum-Arten, namentlich wie erwähnt, auf S. rostratum, während die verwandte L. juncta vorzugsweise auf S. carolinense gefunden wurde. Mit der mäßigen Verbreitung der wildwachsenden Nachtschatten-Arten blieb auch die Vermehrung der Käfer innerhalb der von der Natur gezogenen Grenzen. Es trat jedoch ein Umschwung in der Geschichte der Art mit dem Zeitpunkte ein, als mit der westwärts vorschreitenden Colonisation Kartoffelanpflanzungen dem Käfer entgegengebracht wurden. Während sich die nahe verwandte L. juncta von cultivirten Kartoffeln fern hielt, bemächtigte sich die L. decemlineata dieser neuen Futterpflanze und legte dadurch den Grund zu einer so kolossalen Vermehrung der Zahl der Individuen, daß diese zum Wandern genöthigt wurden. Die massenhafte Vermehrung und Verbreitung wurde aber wesentlich noch dadurch gefördert, daß der Käfer nicht ausschließlich auf die Kartoffel beschränkt war, sondern sich auch von den Blättern anderer Arten von Solanum (wilder, wie S. carolinense, S. melongena, und auch cultivirter, wie der Tomate S. lycopersicum) und auch anderer Pflanzen, so von denen der Datura, des Kohls, Hyoscyamus u. a., ernähren konnte. Die Angabe, daß der Käfer giftig sei, rührt daher, daß er, wie viele andere Chrysomeliden, Coccinelliden, eine leicht ätzende Flüssigkeit absondert.

Verbreitung, Wanderung. Infolge des durch die kolossale Vermehrung eintretenden Nahrungsmangels wurden die Käfer zum Wandern genöthigt und erhoben sich in Schwärmen von über 10,000 Stück in die umliegenden Bezirke. Der Anfang des ostwärts gerichteten Zuges fällt also mit dem Beginn der Colonisation des Colorado-Territoriums zusammen. Nach einer Notiz in „Gardeners' Magazine" vom J. 1874 war der Käfer 1859 noch 100 Meilen westlich von Omaho in Nebraska. Schon 1861 berichtete aber Mr. Thom. Murphy von Atchinson in Kansas, daß die Käfer auf seinen Kartoffelfeldern, welche sie schnell zerstörten, worauf sie sich nach allen Richtungen verbreitet hatten, so zahlreich wären, daß er in kurzer Zeit zwei Scheffel von ihnen habe sammeln können. Im nämlichen Jahre zog der Käfer über den Missouri nach Osten, 1862 über den Kansas nach Süden. Im J. 1864 breitete er sich durch die drei den obern Lauf des Mississippi westlich begrenzenden Staaten Missouri, Iowa und Minnesota aus, drang 1865 nach Ueberschreitung des Mississippi in Illinois ein und war in Wisconsin bemerkbar. Im J. 1870 hatte er sich bereits in Indiana, Ohio, Michigan und dem westlichen Theile von Pennsylvanien heimisch gemacht. Im J. 1871 gelangte eine große Menge dieser Käfer auf Blättern, Spänen, Schindeln u. s. f. schwimmend über den Erie-See nach den zwischen dem Huron- und Ontario-See gelegenen Theil Canadas. Im J. 1874 hatte der Käfer die Küsten des Atlantischen Oceans erreicht. Während er bis 1870 schon einen Weg von 1700 englischen Meilen zurückgelegt hatte, war er 1874 360 geogr. Meilen weit nach Osten vorgerückt, da-

bei ein Gebiet von 40,000 □Meilen überziehend. Nach Europa hat sich der Käfer, dank den energischen Maßregeln, nicht verbreitet. Nur ein einziger Fall von Einschleppung ist bekannt geworden, indem 1877 auf einem Felde bei Mülheim bei Köln a. Rh. der Kartoffelkäfer auftrat, aber sofort durch planmäßiges Niederbrennen des ganzen Feldes vernichtet wurde. Wie selten und auf Fachkreise beschränkt seine Verbreitung war, beweist unter anderm, daß das Vorzeigen von Exemplaren meist angezeigt wurde (so z. B. 1875 in Bezug auf den Queckett-Club in London, Sitzung vom 15. April); wie streng die Gesetze gegen die Möglichkeit einer Einschleppung u. a. in England gehandhabt wurden, geht beispielsweise daraus hervor, daß im J. 1881 ein gewisser Herr Henry Will. Horton angezeigt und dann um fünf Pfund Sterling bestraft wurde, weil er einige lebende Coloradokäfer von Canada nach Süd Devonshire gebracht und damit gegen Section 5 der Colorado Beetle Ordre von 1877 verstoßen habe.

Feinde. Der Coloradokäfer wird von einer Anzahl Gliederthieren verfolgt, die sich theils von ihm nähren, theils ihn als Brutstätte für ihre Eier benutzen. Coccinelliden und Carabiden stellen ihm nach. Unter den wanzenartigen Insekten sind Podisus spinosus und Harpactor cinctus, unter den Zweiflüglern Lydella Doryphorae als specielle Feinde des „ten-liners", wie die Amerikaner den Käfer nennen, bekannt. Einer der energischsten Vertilger ist eine Milbe Uropoda americana, welche sich, zuweilen in großer Zahl den Käfer fast ganz bedeckend, an ihm festsaugt. Unter den Vögeln werden mehrere als besonders diesem Käfer nachstellend aufgeführt, so die amerikanische Wachtel, der rose-breasted grossbeak (Hydremeles ludovicianus) u. a. Enten erwiesen sich bei der Vertilgung sehr eifrig. Hühner konnten dazu angelernt werden, waren aber nicht zuverlässig.

Mittel gegen den Kartoffelkäfer. Wo ein Absuchen mit der Hand (welches stets mit Handschuhen zu bewerkstelligen ist) nicht mehr ausreichte, hat sich nach Erschöpfung aller möglichen Substanzen (in Pulver, Aufgüssen und Lösung) eine Besprengung mit in Wasser suspendirtem Schweinfurter Grün am wirksamsten gezeigt. Es vernichtet die Käfer sowol in der entwickelten Form als im Larvenzustande. Diesem Mittel scheint auch eine Besprengung mit dem sogenannten „London Purple" gleich zu wirken (ein bei der Anilinfabrikation gewonnenes Product, wesentlich aus Rose Anilin, arseniger Säure und Kalk bestehend, also wie das Schweinfurter Grün durch den Arsenik wirkend). Selbstverständlich ist es, daß bei der Verschiedenartigkeit der von diesem Käfer als Nahrung benutzten Pflanzen und Pflanzentheile die äußerste Vorsicht in Betreff der Einführung von Pflanzen, Pflanzentheilen und mit oder in solchen verpackten Gegenständen aus Amerika anzuwenden ist. Um die Aufmerksamkeit auf den Käfer zu lenken und die Gefahr durch Kenntniß desselben zu verringern, erschien auf officielle Veranlassung 1875 die Schrift: Gerstäcker, A., Der Kartoffelkäfer. Mit Abbildungen und Karten. Berlin, Schotte und Voigt, 1875. Von weiterer Literatur sind die beiden gleichfalls populären Schriften zu erwähnen: Passow, D., Der Colorado (Kartoffel-) Käfer (Doryphora decemlineata) in seinen verschiedenen Entwickelungsperioden. Kassel, Fischer 1878 (1 Blatt Folio mit eingeklebten Lithochromien). Olivier, Ernest, La Chrysomèle des pommes de terre (Doryphora decemlineata); moeurs, histoire, moyens de destruction. 2. édit. Besançon 1878. (18° 35 p. et pl.)

(*J. Victor Carus.*)

KARTOFFELKRANKHEITEN. Die Kartoffel wird von mehrern Krankheiten befallen:

1) Kräuselkrankheit. Dieselbe grassirte besonders stark in den J. 1580, 1781 und 1782. Kennzeichen und Verlauf sind: die Stengel werden bräunlichgrün, bekommen Rostflecke, die bis ins Mark dringen und dasselbe rostfarbig färben, die nahe am Stengel sitzenden Blätter magern ab und schrumpfen, unter Ablegung ihrer natürlichen Farbe, zusammen, die Knollen bleiben unreif und seifig, sind beim Genuß widrig und verursachen Beschwerden, ja selbst ihre Farben, braun und fahlgelb, und diese oft ineinander verschmolzen, zeigen ihren krankhaften Zustand an. Der die Kräuselkrankheit verursachende Pilz tritt in zwei verschiedenen Formen auf, welche auch zweierlei Krankheitserscheinungen zur Folge haben. Die gleichzeitig auftretende, durch Peronospora infestans verursachte Kartoffelkrankheit zeigt sich auch an den Knollen der kräuselkranken Stöcke im ausgedehnten Maße. Zarte Sorten mit lichtgrünen Blättern und feiner Epidermis sind der Kräuselkrankheit am meisten unterworfen. Ihre Uebertragung findet durch das Saatgut statt; die Krankheit ist also erblich, und deshalb darf man von der Kräuselkrankheit befallene Kartoffeln nicht als Saatgut verwenden. Außerdem hat man alles zu vermeiden, was eine plötzliche Störung des Gleichgewichtes im Pflanzenleben herbeiführt, also Vermeidung aller Düngung zu den Kartoffeln, um das üppige Wachsthum des Krautes zu verhüten; dagegen ist die Ackerkrume möglichst zu vertiefen, namentlich wenn dieselbe sehr fruchtbar ist, um die tieferen unfruchtbaren Bodenschichten mit der obern fruchtbaren zu vermischen und dadurch die Geilheit des Ackers zu mindern.

2) Schorf. Derselbe wirkt zwar nicht zerstörend auf die Kartoffel ein, aber dadurch, daß der Stärkemehlgehalt der Knollen leidet, werden diese geringhaltiger und sie erhalten kein einladendes Aussehen. Auf den weißen und gelben Kartoffelsorten erscheint er sichtlicher als auf den bunten. Ursache ist der parasitische Pilz Rhizoctonia Solani. Er findet sich schon in den jüngsten Stadien der Krankheit, erscheint auf der Oberfläche der Knolle in Form einzelner, nicht sehr verzweigter, aber vielfach gebogener, dunkelgrüner Fäden, die an den Ausgangspunkten auf der Rinde der Kartoffel hervorkommen, aber auch in das Gewebe der eigenthümlich umgewandelten Kartoffel sich fortsetzen und daselbst wasserhell und fein verzweigt sind. Auf der Schale der Kartoffeln finden sich einzelne zerstreute, schmuzigbräunliche Flecken von dem Umfange einer Linse. In Jahren, welche sich durch eine mit gesteigerten Wärmegraden wechselnde Nässe aus-

zeichnen, treten die scheinbaren Schmutzflecke nicht allein hinsichtlich der Zahl, sondern auch durch eine weitergediehene Entwickelung und Fortbildung deutlicher zur Schau, wölben sich, nehmen eine hautartig angespannte, warzenförmige, rundlich umschriebene, auch eckige, nach dem Umfange zu sanft abgeflachte Form an und erinnern an eine Ausschlagkrankheit. In diesem oberflächlich geschlossenen Zusammenhange beharren jene warzenförmigen Auftreibungen der Kartoffelschale in der Regel nicht lange, sondern platzen von dem flachgewölbten Scheitel abwärts zwar verschieden, aber fast immer zuerst durch einen, nach beiden Enden spitzverlaufenden, in der Mitte erweiterten Längenschlitz, welcher bald darauf durch formlose Querschlitze unterbrochen und dadurch der Schein einer kapselartigen Eröffnungsweise jener Warzen bewerkstelligt wird. Jene Oberhautzipfel behalten einstweilen eine dreieckige, nach den Enden hin zugespitzte Gestalt bei, liegen ziemlich lange einer sich flach wölbenden, vom Scheitel her freigewordenen, unscheinbaren Staubmasse auf und umschließen dieselbe mit ihrem unterbrochenen, kreisförmigen Grunde auch späterhin. Die so weit aufgeschlossenen, nach unten in dem Körper der Kartoffel etwa ebenso weit als sie oberwärts hervorragen, angesteckten Warzen bestehen in dieser Gestalt längere Zeit hindurch, sprechen allerdings immer deutlicher das bloße Auge durch das gewölbte Hervortreten über die Oberhaut an, täuschen aber wegen des oft anhängenden Schmutzes und der anklebenden Erdtheilchen dergestalt, daß man in den deutlich genug vorliegenden Warzen weit eher eine zufällige Fremdartigkeit der Oberhaut als ein Behältniß eigener Organe vermuthet. Durch Beihülfe eines künstlich unternommenen Horizontaldurchschnittes einer so weit ausgebildeten Warze nimmt jedoch das Auge einen durch eine dunklere Färbung von den umgebenden Theilen verschiedenen Körper wahr, und durch die Länge liegt demselben eine von einem eigenen, durch die Oberhaut gebildeten Behältniß ringsum eingeschlossene, lockere, schmutzigbräunlich gefärbte Körpermasse vor, welche, oberflächlich in die Stärkemehlmasse eingesenkt, dem Kenner der vegetabilischen Brandarten auf der Stelle eine lebhafte Erinnerung an die vegetabilischen Gebilde einflößt. Die dem äußern Anscheine nach als Hautausschlag vorliegenden Warzen sind demnach für sich bestehende, vegetativ bewegte Organe, weshalb jene nicht auf dieser Bildungsstufe beharren, sondern fortfahren, sich in ihren einzelnen Theilen weiter auszubilden. Die als äußere Hülle dienende, zerschlitzte Oberhaut der Kartoffelknolle fängt an, sich von dem bisher innig umschlossenen Sporenhäufchen zu trennen oder aufwärts zu schlagen und nach und nach zu verschwinden. Dadurch gewinnt der früher von der Oberhaut überdeckte, unbegrenzte, scheinbar aus Schmutz bestehende Scheitel der Sporenhäufchen an Flächenraum, ebnet sich mehr ab und steht nun als ein ringsum mit einem dünnen Saume umgebenes, ziemlich aufgelockertes Staub- oder Sporenscheibchen da. In diesem unhaltbaren Zustande erhält sich der Theil daher nur eine kurze Zeit; die freigewordenen Sporen fangen an, sich immer mehr aufzulockern, worauf sich ein leicht ausgestochenes, von der Oberhaut umgebenes Grübchen ausbildet, welches nach Entleerung der Sporen in Gestalt einer ziemlich oberflächlichen, grubenförmigen Einsenkung ohne organische Fortbildung bis zum Vergehen der Knolle besteht. Jene warzenförmigen Sporenhäufchen entwickeln sich auf dem ganzen äußern Umfange der Knolle, ohne Unterschied der Lage derselben, unter der Erde gleichmäßig, und zwar entweder einzeln oder in Gruppen, verrathen aber stets eine gewisse Neigung, mehr zusammenzutreten, und setzen diese endlich auch unter veränderten Aeußerungen bis zum Schein eines gegenseitigen Zusammenfließens fort. Von dieser verschiedenen Anordnung und Vertheilung der Sporenwarzen auf einer Knolle hängen für das unbewaffnete Auge die seltsamsten Abweichungen ab. Einzeln zerstreute Sporenwarzen tragen nur wenig zur Veränderung der natürlichen Beschaffenheit der Knollen bei; je mehr dieselben aber zusammentreten oder gar zusammenfließen, um so auffallender wird der Theil entstellt, und die von denselben platzweise überschütteten Knollen scheinen ganz aufgerissen und mit einer schmutzartigen Kruste oder mit allerhand Fremdartigkeiten bedeckt zu sein. Die an den genannten Sporenhaltern befindliche, locker zusammengeballte Sporenmasse an sich kann man schon mit bloßem, deutlicher aber noch in ihrem Einzelwesen mit leichtbewaffnetem Auge sehr gut erkennen und ebenso sicher der Gestalt und Farbe nach von den gewöhnlich äußerlich beigemischten Erdtheilen unterscheiden. Noch deutlicher stellt sie sich aber in der horizontal durchschnittenen Fläche dar. Unter dem zusammengesetzten Mikroskop erscheinen die einzelnen Pilzsamen nach Maßgabe ihrer Entwickelung als kleine, gegenseitig ohne alle Beimischung irgendeines andern Theiles locker verbundene, gelblichgrüne oder braungefärbte Kugelkörper von verschiedener Größe. Junge, noch unentwickelte Pilzsamen zeichnen sich in der Masse durch einen gelblichen Farbenstrich aus, sind klein, heller oder durchsichtiger, daher deutlicher zellig. Aeltere, mehr ausgebildete, in der Masse sich als ein bräunliches Häufchen darstellende Samenpilze sind im Verhältniß zu den Behältern und zu andern Arten der Gattung ansehnlich groß, zarthäutig, vollkommen rund oder rundlich, in seltenen Fällen durch Zusammenwachsen fast länglich, unter einer Vergrößerung schwach gewölbt, undeutlich zellig, aus äußerst kleinen, im Umfange traubenförmig hervortretenden Bläschen zusammengesetzt, daher etwas getrübt und von grünlichgelber Farbe. Der Schorfkrankheit sind alle Kartoffelsorten in gleichem Grade unterworfen, doch ist der Schorf nicht erblich; derselbe stellt sich sehr frühzeitig ein, wenn die Knollen kaum noch so groß als Haselnüsse sind. In der Regel leiden die Kartoffeln auf einem Acker nicht sämmtlich an dieser Krankheit, indem sie bei anscheinend ganz gleicher Bodenbeschaffenheit an der einen Stelle durchaus schorfig sind, an einer andern Stelle aber eine glatte und reine Oberhaut haben. Hieraus kann man den Schluß ziehen, daß die Ursache des Schorfes in den Bestandtheilen der Ackerkrume und in der Beschaffenheit des Untergrundes liege, wenn diese

nämlich ein Uebermaß an Säure haben oder stark eisenhaltig sind. Der Schorf kann aber auch durch Anwendung solcher Dungstoffe herbeigeführt werden, welche reich an eisenhaltigen Bestandtheilen, z. B. Torfasche, oder an kohlensaurem Ammoniak sind, z. B. Jauche, Schaf- und Pferdemist, indem das kohlensaure Ammoniak das in jedem Boden befindliche Eisenoxydhydrat auflöst, dieses dem Eisenoxydul ähnlich macht und in die Pflanzen überführt. Zur Vermeidung der Entstehung des Schorfes ist es zunächst nothwendig, eisenhaltige Aecker zum Anbau der Kartoffeln gar nicht zu verwenden, oder man muß das Eisen im Boden in einen solchen Zustand zu versetzen suchen, daß es den Kartoffeln nicht mehr schädlich werden kann. Dies geschieht hauptsächlich dadurch, daß man den Acker bei günstiger Witterung fleißig bearbeitet, indem sich das Eisenoxydul, welches besonders schädlich wirkt, durch Entziehung des Lichtes in Eisenoxyd verwandelt. Auch eine tiefe Bearbeitung des Ackers ist hier sehr nützlich, um das Eisenoxydul der Einwirkung des Sauerstoffes der atmosphärischen Luft auszusetzen; soll aber die tiefe Bearbeitung wirklich von Nutzen sein, so muß sie im Herbste geschehen, damit der heraufgebrachte Untergrund während des Winters von dem Froste gelockert wird und sich das Oxydul schnell mit mehr Sauerstoff versorgen kann. Die Düngung solcher eisenhaltigen Bodenarten mit Stallmist ist dagegen ganz zu vermeiden, um so geeigneter ist aber eine Düngung mit gebranntem Kalk, Kalkmergel und das Brennen des Bodens, nachdem er vielleicht einige Jahre zuvor zu Weide niedergelegt worden ist, indem durch die Anwendung des Kalkes sowol als durch das Brennen das kohlensaure Eisen in Eisenoxyd umgewandelt wird. Auch fortwährend feuchte, torfartige und solche Bodenarten, auf denen Haidekraut und andere gerbestoffhaltige und saure Gewächse vegetiren, sind zum Anbau der Kartoffeln zu vermeiden, indem in solchen Bodenarten in der Regel eine Säure vorwaltet, die nur nachtheilig auf die Culturpflanzen einwirkt und sehr wahrscheinlich auch die Bildung des Schorfes begünstigt. Endlich ist auch zu vermeiden die Düngung des Kartoffellandes mit Jauche, Schaf- und Pferdemist, eisenhaltiger Torfasche und Mergel, der viel Eisenoxyd enthält, um die Auflösung des Eisenoxydhydrats im Boden zu vermeiden, und um nicht mit dem in dem Mergel und in der Torfasche enthaltenen Eisenoxyd Eisenoxydul in den Boden zu bringen.

3) **Stockfäule.** Sie ist unter allen Kartoffelkrankheiten die gefürchtetste, bösartigste und zerstörendste. Sie zerfällt in die Trocken- und Naßfäule. Was die **Trockenfäule** betrifft, so befällt dieselbe gleichzeitig und gleichmäßig nicht alle auf einem und demselben Acker ausgepflanzten Kartoffeln. Anfangs greift sie nur die offenen, zarten und empfindlichen Stellen des Samens an, besonders die Augen und Augenröhrchen, und man nimmt bei aufmerksamer Beobachtung kleine schwarze Punkte wahr. Schneidet man die Kartoffel an den letztern behutsam auseinander, so findet man diese schwarzen Punkte entweder etwas in das Fleisch eingedrungen, oder auch einen dünnen, zarten, schwarzen, sich nach der Mitte hinziehenden, durch das Mikroskop betrachtet, vermoderten Streif: das mit Moder belegte Keimröhrchen. In dieser Krankheitsperiode — dem ersten Stadium der Krankheit — ist ein besonderer, auffallend hervorstechender Geruch noch nicht sehr bemerklich, aber man findet, daß die Kartoffel ihren Wohlgeschmack verliert, und daß sich ihr Mehlgehalt vermindert, indem sie sich nicht mehr so gut kocht und beim Kochen nicht leicht zerplatzt. Im zweiten Stadium greift unter Einwirkung ungünstiger Umstände, wozu namentlich das Aufschichten der Kartoffeln in große Haufen zu rechnen, die Krankheit schnell und krebsartig um sich, die Moderstreifchen erreichen die Stärke eines thönernen Pfeifenstieles, und es zeigt sich vorzugsweise an den bei dem Ausnehmen der Kartoffeln verursachten Wunden, mitunter auch an andern kranken Stellen, eine Art trockener Fäulniß oder Schimmel (Fusisporium solani), welcher sich zerbröckeln läßt. Die Kartoffel durchdringt nunmehr ein fauler, süßlicher Modergeruch, das Fleisch färbt sich mit den kranken Stellen hochgelb, was man vorzüglich beim Kochen gewahrt, sie nimmt einen dem Geruche ähnlichen Geschmack an, verliert ihren Mehlgehalt mehr und mehr, bleibt beim Kochen hart und platzt nicht auf. In dieser Beschaffenheit ist sie dem menschlichen Gaumen unangenehm und zuwider, und sie kann nur noch als Viehfutter verwendet werden, wenn die kranken Stellen ausgeschnitten worden sind. Im dritten Stadium tritt, vorzüglich unter der begünstigenden Mitwirkung des Aufschichtens, schnell eine Zersetzung und Auflösung der consistenten Bestandtheile der Kartoffeln, des Stärke-, Faser-, Eiweiß-, Schleim- und Extractivstoffes ein, und diese endet bald mit gänzlicher Fäulniß, wenn die Haupterforderniße derselben gleichzeitig und zusammengreifend einwirken. Vor dem Eintritte der Fäulniß ist der Verlauf der Krankheit folgender: äußerlich hat die Kartoffel das Ansehen, als sei sie bereits in Fäulniß übergegangen, sie greift sich aber noch hart an. Ihre äußere Schale ist zusammengeschrumpft, leicht ablöslich und mit weißen, oft blauen Schwämmchen besetzt. Die Schimmelstellen sind leicht in das Fleisch eingedrungen und verändern äußerlich ihre Farbe in Grün und Schwarz. Unter der äußern abgelösten Schale findet man unter den Stellen der Schwämmchen schwarze Punkte und Flecke, und die Farbe der Kartoffel hellbraun, ins Orange spielend. Aufgeschnitten zeigt sie sich, mit Ausnahme der schimmeligen Stellen, von der äußerlichen Farbe und man bemerkt noch in derselben kleinere und größere schwarze Flecken, sogenannte Stockflecken. Ihr Geruch ist widrig, süßlich, dumpfig und modernig, es zeigen sich alle Merkmale baldiger Auflösung, sie ist widernatürlich wässerig, kocht sich gar nicht mehr, wird von dem Vieh verschmäht und gewährt keinen wirthschaftlichen Nutzen. Bei den kranken Pflanzkartoffeln äußert sich die Krankheit dadurch, daß sie entweder gar nicht emporkeimen oder zwar fortkommen, aber nur wenige und kranke Früchte liefern. Ersteres geschieht, wenn sämmtliche, letzteres findet statt, wenn nur einige Keimaugen der Brutknollen durch die Krankheit zerstört sind, in welchem letztern Falle die noch keimfähigen Augen

nur kranke Früchte erzeugen. Die Naßfäule charakterisirt sich dadurch, daß die Substanz der Knollen in eine faulige Zersetzung, jauchige Zerstörung mit Auflösung übergeht; die Kartoffeln fangen an schwammig, feucht, breiig zu werden, man kann sie wie faules Obst zusammendrücken, sie stinken und stecken andere gesunde, nebeneinanderliegende Knollen bald an, und die Fäulniß verbreitet sich schnell und allgemein über den ganzen Haufen. Ursachen der Stockfäule sind Erkältung, Angrünung und Nässe, wenn diese vereint in stärkerem Maße einwirken, sowie starke Erhitzung der Knollen im Aufbewahrungsorte. Die höchste Stufe erreicht die Krankheit, wenn schon in den ersten Stadien davon ergriffene Knollen zur Aussaat verwendet werden. Zur Vermeidung der Faulkrankheit hat man hauptsächlich Folgendes zu beobachten: man vermehre die Kartoffeln von Zeit zu Zeit aus den Samen der Samenäpfel unter Berücksichtigung der Regel, daß man zu dieser Vermehrung nur gleichartige Sorten auswählt, um einer möglichen Ausartung vorzubeugen. Man vernachlässige den so wohlthätigen Samenwechsel nicht, hüte sich dabei aber, Samen aus fettem Boden in magern und aus einem warmen Klima in ein kaltes zu bringen; man begünstige den Anbau der Frühkartoffeln auf Kosten der Spätkartoffeln; man wähle zum Kartoffelbau den den Kartoffeln günstigsten Boden aus; man verwende, wenn die Kartoffeln durch die Knollen fortgepflanzt werden, nur ganz vollkommen reife Knollen zur Aussaat, nicht aber Augen oder Keime; man bearbeite den Kartoffelacker sorgfältig, jedoch unter Berücksichtigung der gegebenen Boden- und Witterungsverhältnisse; man vermeide soviel als möglich eine Düngung mit Stallmist zu den Kartoffeln, oder beobachte wenigstens, wenn sich das nicht immer umgehen läßt, die Regel, daß im letztern Falle der Mist schon im Herbste aufgebracht und untergepflügt werde; man bewerkstellige die Aussaat so zeitig als möglich, doch auch nicht früher, als der Boden die zur schnellen Entwickelung des Keimes erforderlichen Wärmegrade besitzt; die Bearbeitung der Kartoffelpflanzen geschehe rechtzeitig, weder zu früh, noch zu spät und bei günstiger Witterung, sie geschehe auch vorsichtig, um Verwundungen der Pflanzen zu vermeiden; das Abpflücken der Kartoffelblüten versäume man niemals, dagegen hüte man sich, das Kraut der Kartoffeln vor deren Reife abzuschneiden; mit der Ernte der Kartoffeln beginne man nie eher, als diese ihre vollkommene Reife erlangt haben, und dann sei man darauf bedacht, daß sie bei günstiger Witterung geschehe. Die Samenkartoffeln für das nächste Jahr lese man schon bei der Ernte auf dem Felde aus, und wähle dazu mittelgroße, nicht verwundete, vollkommen reife Knollen; besonders vorsichtig sei man in der Aufbewahrung der Kartoffeln, da die Erhitzung der Samenkartoffeln in dem Aufbewahrungsorte eine der vorzüglichsten Ursachen der Faulkrankheit ist; man suche soviel als möglich das Ausarten der Kartoffeln namentlich dadurch zu verhüten, daß man nicht viele verschiedene Kartoffelsorten untereinanderpflanzt; endlich vermeide man es stets, kranke Kartoffeln zur Aussaat zu verwenden, denn jede Krankheit veranlaßt auch eine geschwächte Keimkraft der Knollen; je öfter aber die kranken Nachkommen kranker Kartoffeln fortgepflanzt werden, desto mehr müssen diese an Keimkraft verlieren, bis diese endlich ganz erlischt.

4) Laubbrand. Diese Krankheit zeigte sich im J. 1845 und verbreitete sich über den größten Theil der Erde. Sie entsteht durch den Schmarotzerpilz Peronospora infestans. Durch denselben werden im Sommer schwarzbraune Flecke auf den Blättern der Kartoffelpflanze erzeugt. Eine einzelne Kartoffelpflanze vermag nach und nach 20 bis 30 Millionen Sporen (Pilzsamen) zu tragen. Die Sporen fallen auf den Boden und werden mit dem Regenwasser zu den Knollen hinabgeführt; auf der Oberfläche findet die Keimung statt. Die Keimfäden durchbrechen die Schale der Knollen und entwickeln unter derselben ein dichtes Pilzgewebe. Die wässerige Flüssigkeit wird zersetzt, das Zellgewebe durch einen Faulungs- oder Verwesungsproceß zerstört. Zuerst zeigt sich die Zersetzung in der eiweißhaltigen Flüssigkeit, und man findet diese deshalb beim Beginn der Krankheit, und zwar zuerst in den Intercellulargängen, mehr oder weniger braun gefärbt. Infolge der Berührung mit der in Zersetzung begriffenen Flüssigkeit wird bald auch das Zellgewebe, die Substanz der Zellenwände, in den Kreis der Zersetzung gezogen, es wird braun gefärbt und mehr oder weniger zerstört. Indem nun die krankhafte Flüssigkeit in die benachbarten Zellen sickert, erzeugt sie hier, als Ansteckungsstoff wirkend, einen ähnlichen Krankheitsproceß, und so schreitet der Zersetzungsproceß vorwärts, breitet sich die Krankheit mehr und mehr aus. Der flüssige Inhalt der zerstörten Zellen fließt zusammen, es entstehen weiche Stellen, welche eine braune, weiche Masse enthalten, worin man, oft schon mit bloßem Auge, die weißen, glänzenden Stärkemehlkörnchen unverändert liegen sieht, besonders dann, wenn durch Ausschwitzung der Feuchtigkeit oder Abtrocknung die zersetzte Masse die schmierige Beschaffenheit verloren hat. Ganz übereinstimmend mit der Natur des Stärkemehles werden nämlich die Stärkemehlkörnchen nicht sofort ergriffen, dieselben bleiben unverändert mitten in der sich zersetzenden Masse, wenigstens so lange, als nicht, wie es in dem weiteren Verlaufe der Krankheit geschieht, die secundäre, stinkende Fäulniß eintritt, der sie dann nicht Widerstand zu leisten vermögen. Im allgemeinen zeigen sich die Krankheitserscheinungen an den Kartoffeln zuerst unter der Schale. Bei einer durchgeschnittenen kranken Kartoffel bemerkt man leicht, wie von dem Rande ab in zahlreichen, oft breiten, oft aber nur sehr schmalen Wegen die Krankheit nach der Mitte zu sich verbreitet, jedoch kommen auch braune Flecke vor, bei denen sich ein Zusammenhang mit andern in Zersetzung begriffenen Stellen nicht auffinden läßt. Zunächst tritt die Krankheit an dem Kraute auf. Dasselbe wird braun und welk, gleich als wenn es vom Froste gelitten hätte, hierauf werden die Zweige und der Stengel ergriffen, und endlich wird der Krankheitsproceß durch die Wurzeln den Knollen der Kartoffeln mitgetheilt. Hier-

gegen spricht keineswegs der Umstand, daß sich an einer und derselben Pflanze völlig gesunde Kartoffeln neben kranken befinden, da die Fortleitung des Krankheitsprocesses sehr wohl auf einzelne Gefäßbündel beschränkt bleiben kann. Lage und Beschaffenheit des Bodens haben auf die Krankheit großen Einfluß. Auf tiefliegendem, schwerem, undurchlassendem Boden werden die Kartoffeln von der Krankheit weit mehr heimgesucht als auf höher liegendem, leichtem, sandigem Boden mit durchlassendem Untergrunde. Dieser Einfluß läßt sich dadurch erklären, daß feuchter, schwerer Boden nicht allein den Uebertritt der Krankheit aus dem Stengel in die Knollen, sondern auch im hohen Grade das Fortschreiten des Zersetzungsprocesses begünstigt. Die kranken Kartoffeln sind durch Auslesen in drei Klassen zu theilen. In die eine Klasse kommen diejenigen, an denen sich die Krankheit nur im ersten Anfange zeigt, welche dunkle Stellen haben und noch nicht erweicht sind, und welche beim Durchschneiden nur hier und da im Umkreise die obenerwähnte Veränderung der Masse erkennen lassen. Wenn man diese Kartoffeln, dünn ausgebreitet, an einem trockenen, luftigen Orte abtrocknen läßt, so wird das Fortschreiten der Krankheit, wenn nicht ganz verhindert, doch im hohen Grade verzögert, und die Kartoffeln können dann, sowol roh als gekocht, den Thieren verfüttert, nach Ausschneiden der braunen Flecke auch von Menschen ohne Nachtheil genossen werden. In eine zweite Klasse sind diejenigen Kartoffeln zu bringen, an welchen die Krankheit größere Fortschritte gemacht hat, an denen sich schon hier und da Erweichungen finden. Auch diese lassen sich noch, dünn ausgebreitet, an einem luftigen, trockenen Orte eine Zeit lang aufbewahren, müssen aber zuerst verbraucht, nämlich nach Ausschneidung der erweichten Stellen dem Vieh verfüttert werden. Zur Nahrung der Menschen eignen sie sich nicht, wenn die braunen Flecke und Streifen zu tief in das Innere gedrungen sind. In die letzte Klasse kommen die ganz oder fast ganz erweichten, leicht zu zerdrückenden, meist schon sehr übelriechenden Kartoffeln. Auch wenn das Vieh, durch Hunger getrieben, dieselben nicht verschmähen sollte, dürfen sie doch nicht verfüttert werden. Am vortheilhaftesten ist es, die erkrankten Kartoffeln auf Spiritus oder Mehl zu verarbeiten, da sich das Stärkemehl bei der Zellenfäulniß völlig unverändert erhält und die kranken Kartoffeln deshalb ebenso viel Spiritus und Mehl liefern als die gesunden.

Zur Verhütung der Krankheit sind folgende Maßnahmen zu treffen: 1) Der Boden muß gut bearbeitet werden, sodaß die Samenknollen in genügend gelockerte Erde zu liegen kommen. 2) Die Samenknollen müssen in ca. 80 Ctm. Entfernung in die Reihen gelegt werden; nur große Samenknollen sind zu verwenden. 3) Die erste Häufelung muß flach geschehen, sodaß der durch dieselbe entstehende Kamm oben breit und nur ca. 12 Ctm. hoch ist. Diese Häufelung kann, wenn sie für dienlich erachtet werden solle, wiederholt werden. 4) Die Schutzhäufelung wird ausgeführt, sobald sich die Krankheitsflecke auf den Blättern der Kartoffelpflanze zu zeigen beginnen. Sollte dieses nicht bereits vor der Weizenernte geschehen sein, so muß die Schutzhäufelung ausgeführt werden, ohne das Auftreten der Krankheitsflecke abzuwarten. 5) Die Schutzhäufelung wird nur von einer Seite ausgeführt, indem man einen hohen Kamm mit einer bedeutenden Abschrägung nach derjenigen Seite, von welcher die Häufelung ausgeführt wird, und zwar so stark als möglich nach oben zulaufend, anhäufelt. Die dadurch erzeugte Erddecke oberhalb der obersten Fläche der zu oberst liegenden Knollen muß anfangs ca. 14 Ctm. dick sein, weil sie durch späteres Zusammensinken und Heruntergleiten in der Regel bis auf 11 Ctm. reducirt wird. Zugleich mit dieser Häufelung wird dem Kartoffelkraute eine mäßige Neigung nach der entgegengesetzten Seite gegeben und zwar derart, daß das Kraut eine wenigstens halberhobene Stellung hat. 6) Sowol Flach- als Schutzhäufelung können bei kleineren Flächen mit dem gewöhnlichen Häufelpfluge ausgeführt werden; bei größeren Flächen ist ein dazu besonders construirter Schutzhäufelpflug anzuwenden. 7) Um das Nachfaulen zu vermeiden, dürfen die Kartoffeln erst ca. 3 Wochen später geerntet werden, als die letzten Blätter der Kartoffeln verwelkt sind. 8) Das Kraut wird nicht eher abgeschnitten, als bis die Blätter verwelkt sind.

(William Löbe.)

KARTOFFELZUCKER (Stärkezucker, Traubenzucker, Dextrose, Glykose), eine feste, krystallisirbare, optisch rechtsdrehende Zuckerart, die sich neben einer optisch linksdrehenden, dem Fruchtzucker oder Laevulose (die nach neueren Angaben ebenfalls krystallisirt) in vielen süßen Früchten, so namentlich in den reifen Weintrauben vorfindet. Neben Rohrzucker kommt dieselbe auch im Honig vor. Künstlich entsteht dieselbe aus Stärke durch Einfluß gewisser Fermente (Speichel, Malzdiastase) oder verdünnter Säuren unter Aufnahme von Wasser. Kartoffelzucker wird im Großen dargestellt durch fortgesetztes Kochen von in Wasser aufgeschlämmter Kartoffelstärke mit verdünnter Schwefelsäure, oder durch Behandlung von Stärke mit Diastase (Gerstenmalz) bei der Verzuckerungstemperatur (ca. 68° C.). Nach letzterer Methode, die wol nie größere Verbreitung gefunden hat, wird ein sehr dextrinhaltiges Product erhalten, aus dem nur Stärkesirup, nicht fester Zucker gewonnen werden kann. Fabrikmäßig wird Kartoffelzucker fast ausschließlich mittels des Schwefelsäureverfahrens gewonnen und die Bereitungsweise zerfällt in folgende Operationen.

a) Kochen der Kartoffelstärke mit verdünnter Schwefelsäure unter Zuhülfenahme gespannter Dämpfe. Die Kartoffelstärke geht hierbei zuerst in Dextrin, dieses hierauf in Dextrose über, welcher Vorgang sich leicht im Anfange durch die Jodprobe, wodurch bei Gegenwart noch unveränderter Stärke eine röthlich violette Färbung sichtbar wird, im Verlaufe des Processes durch die Alkoholprobe, indem nur Dextrin durch Alkohol fällbar ist, verfolgen läßt. Auf 100 Kilo Kartoffelstärke rechnet man 2 Kilo Schwefelsäure (60° B.) und 300—400 Liter Wasser. Zusatz einer geringen Menge von Salpetersäure soll den Verzuckerungsproceß beschleunigen. Die Schwe-

felsäure bleibt bei dieser Umwandlung der Stärke unverändert; ihre Menge hat auf die Zeitdauer des Umwandlungsprocesses großen Einfluß; die Umwandlung erfolgt z. B. rascher, wenn man 2 Proc. Schwefelsäure des Stärkemehls, als wenn man nur 1 Proc. Säure verwendet.

b) Entfernung der Schwefelsäure aus der Zuckerlösung durch Neutralisation derselben mit gepulverter Kreide und Absitzenlassen des gebildeten Gipses. Kalkmilch ist weniger empfehlenswerth an Stelle der Kreide, weil die Zuckerlösung leicht mit überschüssigem Kalk Verbindungen eingeht, wodurch braune Zersetzungsproducte von bitterm, caramelartigem Geschmack gebildet werden. Für jedes Kilo verbrauchter Schwefelsäure werden gleiche Mengen von gepulvertem Marmor angewendet. Der Bodensatz wird in Filterpressen noch möglichst entzuckert.

c) Eindampfen der Zuckerlösung auf 20—30° B. in flachen, kupfernen Pfannen oder in Vacuumapparaten, Absitzenlassen des wiederum ausgeschiedenen Gipses und Filtration über Knochenkohle. In den meisten Fällen findet eine zweimalige Filtration statt, wobei man den Saft erst durch Abdampfen auf 15—16° B. concentrirt, über Knochenkohle filtrirt, den ausgeschiedenen Gips sich in großen Saftbehältern absetzen läßt, dann auf 30° B. weiter verkocht und abermals über Knochenkohle filtrirt. Zur Erzielung recht weißer Producte wird auch wässerige schweflige Säure, ähnlich wie bei der Rohzuckerfabrikation, verwendet, die später durch Sodalösung wieder abgestumpft wird. Kommt es darauf an, nur Sirup zu fabriciren, so ist ein weiteres Concentriren der Zuckerlösung nicht nothwendig; bei Herstellung von festem Stärkezucker aber muß das Verkochen bis auf 40—42° B. fortgesetzt werden; auch wendet man bei dem Verzuckerungsproceß der Stärke in diesem Falle die doppelte Menge von Schwefelsäure an. Der auf 40° B. concentrirte Saft kommt nun in Krystallisirpfannen, woselbst er so lange bleibt, bis die Krystallisation beginnt. Darauf wird die krystallisirende Masse in Fässer umgefüllt, in denen sie vollständig fest wird. Ein weit reineres, weisseres Product wird durch Trennung der ausgeschiedenen Traubenzuckerkrystalle von der eingeschlossenen Melasse erhalten. Zu diesem Zwecke wird der concentrirte Saft in offene, mit siebartig durchlochtem Boden versehene Fässer gebracht. Die Löcher werden bis zum Beginn der Krystallisation mit Holzpfropfen verschlossen gehalten, danach geöffnet, worauf allmähliches Abfließen der Melasse erfolgt. Die erhaltenen Zuckerkrystalle werden auf Gipsplatten bei 25° C. getrocknet und gesiebt, darauf entweder in Zuckerhutformen eingepreßt oder als pulverige Waare in den Handel gebracht (gekörnter Stärkezucker). Zur Erzielung compacter Stücke von Stärkezucker wird in der oben beschriebenen Weise verfahren, nur stört man die Krystallisation durch zweistündliches Umrühren und befördert gleichzeitig die Ausscheidung der Krystalle durch Zusatz von Farinzucker. Nach zweitägiger Krystallisation wird die körnigem Honig ähnliche Masse in mit Papier ausgelegte Kistchen gegossen, woselbst sie erstarrt. (Kisten- oder Blockzucker.) Ein ausgezeichnet reines Product wird nach Anthon dadurch erhalten, daß die in Krystallisation begriffene Zuckermasse in Tücher eingeschlagen zwischen Preßblechen einem allmählich immermehr gesteigerten Druck unter hydraulischen Pressen ausgesetzt wird. Hierbei soll ein Zucker von 95,3 Proc. wasserfreiem Traubenzucker und 4,7 Proc. Krystallwasser resultiren.

Der auf die eine oder die andere Art dargestellte Stärkezucker bildet mehr oder minder weiße oder röthlich graue, bröckliche oder feste, bei schlechter Qualität oft auch weiche, schmierige Massen, die niemals vollkommen frei von Dextrin sind (mit Ausnahme des Anthon'schen Preßzuckers), oder er kommt in Sirupform in den Handel. Die Zusammensetzung des chemisch reinen Traubenzuckers ist $C_6H_{12}O_6 + H_2O$ oder

wasserfreier Traubenzucker	90,9
Wasser	9,1
	100,0.

Von dieser Zusammensetzung weicht die der Handelsproducte wesentlich ab. Nur Anthon'scher Preßzucker kommt ihr sehr nahe; er entspricht der Formel

$$C_6H_{12}O_6 + {}^1/_2H_2O.$$

Neubauer fand 1875 in dreizehn Untersuchungsmustern im Mittel:

Traubenzucker	61,08
Nicht vergärbare Substanz	20,54
Wasser	18,04
Asche (größtentheils Gips) .	0,34
	100,00.

Doch gelangen neuerdings auch Stärkezucker mit bis zu 76 Proc. Traubenzuckergehalt auf den Markt.

Die technische Verwendung des Stärkezuckers hat in den letzten Jahren bedeutend zugenommen. Die besten Sorten (Traubenzucker in krystallinischer Form) dienen hauptsächlich als Ersatzmittel des Zuckers der Trauben bei der künstlichen Weinbereitung nach dem Verfahren von Gall und Petiot. Weniger reine Producte finden Anwendung zur Verfälschung des Rohrzuckers (als gekörnter Stärkezucker). Große Menge consumiren ferner an Stelle des Honigs die Lebkuchen- und Zuckerbäckereien, die Bonbonfabriken (Traubenzucker hindert die Krystallisation der Bonbonmasse). Der Stärkesirup des Handels (dextrinfrei mit 30 Proc. Wasser und 85—90 Proc. Zucker im wasserfreien Rückstande) wird hauptsächlich als Surrogat des Malzes beim Bierbrauen verwendet. 1 Centner Kartoffelzucker soll 3 Centner Braumalz zu ersetzen im Stande sein. Ferner dient der Sirup als Zusatz zu Zuckersirup und Honig. Dextrinhaltiger Stärkesirup (Sirop imponderable wegen seiner Zähflüssigkeit genannt) mit 11 Proc. Wasser und 89 Proc. Trockensubstanz (hierin 42 Proc. Zucker und 58 Proc. Dextrin) wird zum Einmachen der Früchte, zur Darstellung der Zuckercouleur sowie in der Mostrich- und Tabakfabrikation verwendet.

Auch aus Cellulose (Holz und holzähnlichen Substanzen) wird neuerdings durch Behandlung mit Schwefelsäure Stärkezucker fabrikmäßig dargestellt. Derselbe ist aber so unrein, daß dieser Fabrikationszweig nur für die

Spiritusbrennereien und Holzpapierfabriken ein gewisses Interesse haben kann.

Mit der vermehrten Verwendung hat auch die Anzahl der Stärkezuckerfabriken in Deutschland (hauptsächlich in Brandenburg, Frankfurt a. O., Küstrin, Schlesien, Sachsen und Elsaß) in letzter Zeit zugenommen. Im J. 1878—79 producirten 47 deutsche Fabriken gegen

323,620 Ctr. Stärkesirup
234,756 „ Stärkezucker
18,250 „ Zuckercouleur.

Die Besteuerung des Stärkezuckers im Deutschen Reiche, von vielen Seiten lebhaft gewünscht, dürfte wol nur noch eine Frage der Zeit sein.

Der Stärkezucker wurde im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts zur Zeit der Napoleonischen Continentalsperre, wo man nach Mitteln suchte, die vaterländische Zuckerfabrikation zu heben oder passende Surrogate herzustellen, von Kirchhoff entdeckt. *(P. Bæssler.)*

Karve, s. Carum.

KARWENDELGEBIRGE (Kahrwändel, Karwändel). Wer vom nördlichen Gestade des Walchen- oder Wallersees in Oberbaiern den Blick nach Süden wendet, sieht über der Waldzone der Vorberge eine breite, schneebefleckte Riesenmauer bis zu einer Höhe von 8000 Fuß in den schroffsten und wunderlichsten Formen emporragen, welchen sich westlich das Wettersteingebirge, östlich die Gebirge des Jsarwinkels dicht anschließen. Es ist dies das Karwendelgebirge, das nur durch den Quereinschnitt der Jsar vom Wetterstein getrennt ist. Wenn auch von geringerer Ausdehnung als dieses, erscheint das Karwendelgebirge demselben doch in allen Beziehungen ganz ähnlich; viele seiner Höhen sind durchaus unzugänglich, und der größere Theil ist vollkommen nackt und kahl und zu den seltsamsten Formen gruppirt.

Gegenüber dem Orte Scharnitz, vom rechten Jsarufer aus, nimmt das Gebirge seinen Ursprung auf einer Meereshöhe von 963 Meter und wendet sich dann, in einer Längenausdehnung von nahezu 20 Kilometer, erst nach Nordosten bis zur Wörnerspitze, dann rein östlich bis zur Thorwand und zum Stuhlkopf, deren östliche Abhänge durch das Johannesthal und den Johannesbach begrenzt werden, worauf sich die Gebirgskette nördlich nach der Hinter-Riß zu hinabsenkt.

Eine besondere Eigenthümlichkeit ist dabei, daß die bairische Südgrenze nach dieser Richtung fast über die ganze Länge der Kammhöhe des Karwendelgebirges hinläuft; und zwar tritt sie vom Wetterstein her durch den Scharnitzpaß über die Jsar, steigt kurz hinter den Anfängen des Gebirges auf die Höhe des Brunnensteins (2146 Meter) und zieht sich nun, erst nordöstlich, dann östlich, fort über die Kirchspitze (2299 Meter), die schroff nach Westen in das Jsarthal abstürzende Lindenspitze (2291 Meter), das Karwendelkreuz (2382 Meter), den Großen Stein (2428 Meter), die Großkaarspitze (2295 Meter), die Wörnerspitze (2471 Meter), den Hochkaarl (2515 Meter), die Raffelspitze (2312 Meter), die Bärenalaspitze (2293 Meter), den Vogikaar (2520) und die Wangspitze (2546 Meter), worauf sie sich nordwestlich über die Steinkaarspitze (2016 Meter) und die Kappenspitze (1832 Meter) wendet und darauf durch den Tiefengraben und am linken Ufer des Fermensbaches hinauf ganz nach Norden fortsetzt.

Das Gebirge selbst nimmt indeß, nachdem auf der Wangspitze die bairische Grenze schroff im spitzen Winkel nach Nordwesten zu abbog, seinen weiteren östlichen Verlauf bis zum Johannesthal, und weist noch die Lachenkaarspitze (2376 Meter), den Karlkogel (2412 Meter), die Thorwand (2162 Meter) und den Stuhlkopf (2044 Meter) auf, wo es links durch das Thorthal abgegrenzt wird. Jm Westen steigt das Karwendelgebirge in einer Ausdehnung von 6 Kilometer längs des rechten Jsarufers bis nach Mittenwald hinab, und südlich und südöstlich ist es durch den an der Lachenkaarspitze entspringenden, oberhalb Scharnitz in die Jsar mündenden Karwendelbach und das Karwendelthal abgeschlossen.

Südöstlich vom Karwendelgebirge und von diesem nur durch das 1109—1294 Meter hohe Karwendelthal und den seine ganze Länge durchlaufenden Karwendelbach geschieden, erhebt sich in rein östlicher Richtung der bis zum Achensee verlaufende, ebenso schroffe und noch mächtigere Gebirgsstock des rechten Winkels, welchen die Jsar von ihrem östlichen Ursprunge durch das Hinterauthal bis nach Scharnitz bildet, wo sie sich scharf nach Norden wendet. Die höchsten Punkte sind hier die Pleisenspitze (2581 Meter), die Larchenkaarspitze (2514 Meter), die Riegelkaarspitze (2569 Meter), die Marxenkaarspitze (2744 Meter), die Schlauchkaarspitze (2753 Meter), die Kaltwasserkaarspitze (2730 Meter) und das Sonnenjoch (2648 Meter).

Jn geologischer Beziehung sowie hinsichtlich der Flora und Fauna ist das Karwendelgebirge von den westlichen Theilen der nordtirolischen Kalkalpenkette in nichts verschieden. Wie das gegenüberliegende Wettersteingebirge weist auch dieses in seinen kahlen, schroffen Kalkmassen Einlagerungen von Blei- und Zinkerzen auf, welche vielfache Versuche zum Abbau hervorgerufen haben; der im Höllenthale auf schauerlicher Höhe jahrelang fortgesetzte Bergbau hat ein bleibendes Denkmal für eine Ausdauer und Begeisterung begründet, welche selbst die größten Schwierigkeiten zu überwinden vermochten.

(Ferdinand Moesch.)

KARYÄ (*Καρύαι*, auch *Καρύα* nach Theopomp. bei Steph. Byz. u. d. W.), eine von lakonischen Perioiken bewohnte befestigte Ortschaft im nördlichen Lakonien, auf einem flachen Hügel zwischen zwei zu einem Nebenflusse des Oinus sich vereinigenden Bächen (eine Stunde westlich von dem jetzigen Dorfe Arachova) gelegen, deren Gebiet ebenso wie die benachbarten Gaue Skiritis und Aegytis ursprünglich zu Arkadien (Tegea) gehört hatte, von den Spartanern aber infolge glücklicher Kämpfe gegen diese ihre Grenznachbarn annectirt worden war. Die Bewohner der Stadt, welche als Grenzposten zum Schutz der aus der Tegeatis in das Thal des Oinus und dann in das Herz Lakoniens führenden Heerstraße für Sparta wichtig war, öffneten beim ersten Einfall der Thebaner unter Epaminondas in Lakonien im J. 370 v. Chr. dem

Landesfeinde ihre Thore und dienten demselben beim weiteren Vordringen als Führer, ein Verrath, wofür sie vom spartanischen König Archidamos, als derselbe im J. 367 sich mit Gewalt wieder in Besitz der Stadt gesetzt hatte, aufs härteste gezüchtigt wurden (*Xenoph.* Hellen. VI, 5,25 fg.; VII, 1, 28; *Polyaen.* Strat. I, 41, 5). Die Stadt besaß ein altberühmtes Heiligthum der Artemis und der Nymphen, in welchem eine Statue der unter dem Beinamen Karyatis verehrten Göttin unter freiem Himmel aufgestellt war; zu Ehren derselben wurde alljährlich ein Fest gefeiert, bei welchem die Jungfrauen des Ortes und anderer Gegenden Lakoniens eine besondere Art von Tanz (καρυατίειν nach *Luciau.* De saltat. §. 10, die Tänzerinnen *Καρυάτιδες* nach *Poll.* 4, 104 und *Plutarch.* Artax. 18; vgl. den Titel eines Hyporchems des Pratinas *Ἀνδμαναι ἢ Καρυάτιδες* bei *Athen.* IX. p. 392 fg.) ausführten (*Paus.* III., 10, 7; IV, 16, 9; vgl *Serv.* zu *Vergil.* ecl. VIII. 30). Die Stellung und Haltung dieser Tänzerinnen mag die Veranlassung gegeben haben, weibliche Figuren, welche von den griechischen Architekten an der Stelle von Säulen oder Pfeilern als Trägerinnen eines Gebälks verwendet wurden, als *Καρυάτιδες* zu bezeichnen, eine Bezeichnung, welche, soviel wir wissen, zuerst in einem von *Athen.* VI, p. 241^d erhaltenen Fragmente des Lynkeus von Samos (Bruders des Historikers Duris, Zeitgenossen des Komödiendichters Menandros) vorkommt und von *Vitruv.* De arch. I, 1, 5 durch eine völlig confuse und aller historischen Grundlage entbehrende Erzählung von einem Anschlusse der Stadt Karya an die Perser und einer Wiedereroberung derselben durch das Heer der vereinigten Griechen erklärt wird. Vgl. darüber Preller's Ausgewählte Aufsätze aus dem Gebiete der classischen Alterthumswissenschaft, herausgegeben von R. Köhler (Berlin 1864) S. 136 fg., und über die Lage der Stadt Karyä Roß, Reisen im Peloponnes I, S. 175 fg.; Curtius, Peloponnesos II, S. 261 fg.; Bursian, Geographie von Griechenland II, S. 118 fg.

Den Namen Karyä (der ursprünglich die „Nußbäume", d. h. einen mit Nußbäumen bestandenen Platz bezeichnet und noch im modernen Griechenland mehrfach als Ortsname — εἰς τὰις Καρύαις — vorkommt) trug auch nach *Paus.* VIII, 13, 6 und 14, 1 eine oberhalb des Thalkessels von Pheneos in Arkadien gelegene kleine Ortschaft; vgl. Curtius, Peloponnesos I, S. 198 fg. und S. 214, Anm. 23. (*C. Bursian.*)

KARYATIDEN nennt man langbekleidete Frauen- oder Mädchengestalten in aufrechter Stellung, welche in der Architektur bisweilen statt der Säulen oder Pfeiler zum Tragen des Gebälks hallenförmiger Anbauten verwendet werden. Sie kommen zuerst in der griechischen Baukunst vor. Vitruv, ein unter Augustus lebender architektonischer Schriftsteller, leitet ihren Namen von der Stadt Karyä (s. d.) im nördlichen Lakonien ab, indem er angibt, daß die Frauen dieser Stadt zur Strafe für die Unterstützung, welche sie den Persern haben angedeihen lassen, in ihrem vollen Putze in die Gefangenschaft abgeführt, zu öffentlichen Arbeiten gebraucht und daher von den griechischen Architekten als Gebälkträgerinnen nachgebildet worden seien. Andere dagegen erblicken in ihnen eine Verherrlichung der Jungfrauen, welche als Kanephoren die heiligen Gefäße am Feste der Panathenäen trugen und bereits am Metopenfriese des Parthenon ihre Darstellung gefunden haben, oder (wie Lessing annimmt) derer, die am Feste der Artemis im Tempel zu Karyä tanzten. In gleichem Verhältnisse, wie der Säulenbau der Aegypter im griechischen Stile veredelt und zu höchster Vollendung gebracht erscheint, sind auch hier die menschlichen Figuren, die wir bereits von den Aegyptern in ihren Grabkammern zu Gebälkträgern verwendet sehen, in ihrer schönsten Erscheinung mit der Architektur in Verbindung gebracht. Außer weiblichen Figuren, für welche der Name Karyatiden speciell gebraucht wird, findet man in der antiken Kunst auch nackte männliche Figuren verwendet (so z. B. in dem Tempel zu Agrigent, in dem Tepidarium der Fortuna-Bäder zu Pompeji), für welche der Name Atlanten oder Telamonen (auch persische Bildsäulen) gebraucht wird. Zu gleichem Zwecke findet man in der späteren Kunst die Hermensäulen verwendet, sowol mit männlichem wie mit weiblichem Oberkörper, für die man oft ebenfalls den Namen Karyatiden in Anspruch nimmt. — Die berühmtesten Karyatiden des Alterthums sind die sechs weiblichen Statuen, welche das Gebälk der sogenannten Korenhalle an der Südseite des Erechtheions in Athen tragen, leider aber sehr verstümmelt sind. Als schönste Nachahmungen derselben sind die freilich ohne Arme gebildeten Karyatiden Jean Goujen's im Louvre zu Paris zu bezeichnen; auch an den neuen Bauten des Louvre und den Tuilerien findet man sie häufig, oft paarweise, angebracht. In der Regel tragen die Karyatiden das Gebälk nicht direct auf dem Kopfe, sondern es ist ihnen zur Vermittelung der Last des Gebälkes nach dem Beispiele der Antike ein korbähnlicher Aufsatz oder ein Polster gegeben. — Endlich spricht man auch im Sinne der übrigen Säulenordnungen von einer karyatidischen Ordnung, wenn statt der Säulen weibliche Figuren als Gebälkträger dienen. (*A. Gottschalck.*)

KARYSTOS (*Κάρυστος*), die südlichste unter den Städten der Insel Euboia, lag am südwestlichen Fuße des mächtigen, aus Glimmerschiefer und weißem mit grünlichen Streifen durchzogenem Marmor (dem sogenannten karystischen Marmor, welcher besonders in der römischen Kaiserzeit vielfach zu Luxusbauten verwendet wurde) bestehenden Gebirges Ocha in einer etwa 3 Viertelstunden breiten fruchtbaren Strandebene am innersten Rande einer tief ins Land einschneidenden Bucht; also im wesentlichen auf derselben Stelle, welche jetzt das aus fünf vereinzelten und mit Sondernamen bezeichneten Weilern bestehende Städtchen Karysto einnimmt. Ein felsiger Hügel am Nordrande der Ebene, welcher jetzt von einem mittelalterlichen Castell gekrönt wird, trug die alte Akropolis; die Unterstadt erstreckte sich von seinem südlichen Fuße, an welchem jetzt der Weiler Paläochora liegt, nach Süden und Südwesten wahrscheinlich bis zu dem jetzt Megalorrheuma genannten Bache, von da an bis zum Hafen (von dessen Molo noch einige Reste erhalten sind)

zog sich eine offene Vorstadt hin, welche in der späteren Zeit, wo die Befestigung der Stadt ohne Bedeutung und daher wahrscheinlich in Verfall gerathen war, an die Stelle der eigentlichen Stadt getreten zu sein scheint. Die Bewohner der Stadt (deren Name von einem mythischen Heros Karystos, Sohn der Cheira, hergeleitet wird: *Steph. Byz.* unter *Κάρυστος*) gehörten zum Stamm der Dryoper, ebenso wie die der Nachbarstädte Styra und Dystos (*Diod.* IV, 37; [*Scymn. Ch.*] descr. o. v. 577; *Thukyd.* VII, 57). Da nun im Homerischen Schiffskatalog (*Il.* B., 539) Karystos ebenso wie die übrigen Städte Euboias als im Besitz der Abanten erscheint, so müssen wir annehmen, daß dieser in der Mitte der Insel festhafte Volksstamm in vorhistorischer Zeit seine Herrschaft über die ganze Insel erstreckt hatte. — Als die Perser bei ihrem ersten Zuge gegen Griechenland im Jahre 490 bei Karystos landeten, weigerten sich die Bewohner, den Feinden Geiseln zu stellen und mit ihnen gegen Eretria und Athen zu ziehen, wurden aber durch eine Belagerung und durch die Verwüstung ihres Landes zur Unterwerfung genöthigt (*Herod.* VI, 99). In Erinnerung daran ließen sie beim Heereszuge des Xerxes im J. 480 ihre Schiffe zur Flotte desselben stoßen, wofür sie von den verbündeten Hellenen durch Geldbuße und Verwüstung ihres Gebietes bestraft wurden (*Herod.* VIII, 66; 112). Dem athenischen Seebunde haben sie sich ohne Zweifel gleich bei der Begründung desselben angeschlossen, aber schon im J. 467 den Versuch gemacht, sich ihrer Bundespflicht zu entziehen, was zu einem endlich durch einen Vertrag beendeten Kriege mit Athen führte (*Thuk.* I, 98; *Herod.* IX, 105). Auch an dem Abfalle der euböischen Städte von Athen im J. 446, sowie an dem im J. 411 v. Chr. hat sich Karystos ohne Zweifel betheiligt. In den Kämpfen zwischen Makedoniern und Römern wurde das Gebiet der Stadt mehrmals verwüstet und sie selbst belagert, beim Friedensschluß aber im J. 196 wurde sie vom römischen Senate als eine freie Stadt erklärt (*Liv.* XXXI, 45; XXXII, 16 fg.; XXXIII, 24; *Polyb.* XVIII, 30). Seitdem erfreute sie sich wenigstens bis ins 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung einer ruhigen Entwickelung und eines nicht unbedeutenden Wohlstandes: das Meer lieferte reiche Ausbeute an Fischen, in den Steinbrüchen am Ochagebirge (welche Eigenthum des kaiserlichen Fiscus waren) wurde außer dem schon erwähnten Marmor auch Asbest (oder Amiant) gewonnen (*Strab.* X, p. 446), der daher auch *Καρύστιος λίθος* genannt wurde (*Apollon.* Hist. mir. 36). Aus *Dio Chrysost.* Or. VII, 24 und 38 ersehen wir, daß die Stadt ein Theater und ein Gymnasium besaß; die Existenz von Heiligthümern des Apollon, des Dionysos und der Persephone ist durch Inschriften bezeugt. Vgl. Bursian, Quaestionum Euboicarum capita selecta (Leipzig 1856) p. 31 et.; Derselbe, Geographie von Griechenland Bd. II, S. 432 fg.; A. Baumeister, Topographische Skizze der Insel Euboia (Lübeck 1864) S. 27 fg.

Eine kleine Ortschaft Karystos lag auch im nördlichen Lakonien nahe der arkadischen Grenze; sie verdankt die Erhaltung ihres Andenkens lediglich dem hier gebauten Weine, dem *Καρύστιος οἶνος*, welcher von dem spartanischen Dichter Alkaman besungen worden war (*Strabo* X, p. 446; *Athen.* I, p. 31[e], *Steph. Byz.* unter *Κάρυστος*). (*C. Bursian.*)

KASAN, d. h. tatarisch Kessel, hieß ursprünglich das Land der finnischen Bulgaren, welches etwa die heutigen fünf russischen Gouvernements: Kasan, den südlichen Theil Wjatkas, Ufa, Simbirsk und Pensa umfaßte. Das gegenwärtige Gouvernement Kasan enthält einen Flächenraum von 1116 □Meilen, der, durch die Flüsse Wolga und Kama in zwei Hälften geschieden, in drei verschiedenartige Theile zerfällt. Der erste südwestliche Theil, der auf der rechten Seite der Wolga liegt, ist von tiefen Schluchten durchschnitten und flacht sich von Südwest nach Nordost ab; in ihm sind zwei Reihen hügeliger Erhebungen bemerkbar, die eine zwischen den FlüssenZiwil und Sura, die andere längs dem rechten Ufer der Wolga unterhalb der Mündung der Swjaga. Letztere hat eine Höhe von 3—500 Fuß über dem Spiegel der Wolga. Der zweite östliche Theil des Gouvernements, der zwischen den linken Ufern der Kama und Wolga liegt, hat einen Steppencharakter mit Ausnahme des nördlichen Theiles des tschistopolschen Kreises. Der dritte Theil des Gouvernements endlich, der das ganze Areal zwischen dem linken Ufer der Wolga und dem rechten Ufer der Kama umfaßt, hat eine sumpfige, ebene Oberfläche, die mit dichtem Walde bedeckt ist. In geognostischer Hinsicht herrscht im kasanschen Gouvernement die permsche Formation vor; die Juraformation tritt nur im Süden des tetjuschischen Kreises auf; die Formationen der Tertiärperiode finden sich auf dem linken Ufer der Wolga im ganzen mittlern Theile des Gouvernements, sind aber ganz besonders im nordwestlichen Theile desselben verbreitet. An Mineralien ist das Gouvernement arm. Sandstein und Gips finden sich in bedeutender Menge in der Nähe von Kasan; Schwefel- und Naphthaquellen im kasanischen und tetjuschischen Kreise. Die 46 Proc. des ganzen Areals umfassende Culturstrecke gehört meist der schwarzen Erde an. Angebaut werden hauptsächlich Roggen und Hafer, weniger Gerste, Weizen, Hirse, Erbsen, Buchweizen, Flachs, Hanf und Kartoffeln. An Heu ist bei nur 7 Proc. Wiesenland bedeutender Mangel und an vielen Orten wird das Vieh mit Stroh gefüttert. Gartencultur wird am meisten in dem an dem rechten Ufer der Wolga liegenden Theile des Gouvernements betrieben. Die Viehzucht steht noch auf einer niedrigen Stufe der Entwickelung. Im J. 1862 gab es im ganzen Gouvernement nur 2,184,000 Stück Vieh, darunter 461,000 Pferde, 325,000 Stück Hornvieh, 1,121,000 gemeine Schafe, 6000 spanische Schafe, 186,000 Schweine und 85,000 Ziegen. Die häufig hier herrschenden Viehseuchen rühren von der Ansteckung her, die durch das aus dem Orenburgischen nach Moskau getriebene Vieh verbreitet wird. Zur Hebung der Landwirthschaft ist eine Musterfarm, 7 Kilometer von Kasan, angelegt worden. Der Bienenzucht sind die langen und rauhen Winter hinderlich. Der Fischfang wird überall betrieben,

als Gewerbe jedoch nur in den an der Wolga und Kama liegenden Ortschaften. Außer kleineren Fischen werden Störe, Sterlete, Salme, Weißfische, Sternstöre u. a. gefangen. Mit der Jagd (als Gewerbe) auf Eichhörnchen, Wölfe, Hasen und Bären beschäftigt man sich nur in der nördlichen Waldregion. Für die besten Jäger gelten die Tscheremissen. Die aus Nadelholz und Laubholz bestehenden Waldungen nehmen bis 53 Proc. des ganzen Areals ein. Vortreffliches Schiffsbauholz wird aus denselben auf der Wolga nach den Häfen von Petersburg, Astrachan und Archangelsk verschifft. Die klimatischen Verhältnisse des kasanischen Gouvernements stellen sich nach dreißigjährigen Beobachtungen folgendermaßen dar: mittlere jährliche Temperatur + 2,⁰ R.; des Winters — 10,₄; des Frühlings + 2,₀, des Sommers + 14,₀, des Herbstes + 2,₇; die mittlere Temperatur des kältesten Monats — 10,₉, des wärmsten + 15,₅.

Der Fabrikbetrieb und die Manufacturthätigkeit stehen auf einer ziemlich hohen Stufe der Entwickelung. Den ersten Platz nehmen die Anstalten ein, welche die thierischen Producte verarbeiten, wie 50 Talgschmelzereien, Lichtfabriken, Seifen- und Leimfiedereien, mit einer jährlichen Production von circa 2 Millionen Rubel, über 100 Lohgerbereien (1½ Millionen Rubel), 20 Kattunfabriken (circa ½ Million), 12 Wachsbleichereien und Wachslichtfabriken (circa 200,000 Rubel), drei Eisen- und Glockengießereien, zwei Glashütten, zwei Tuchfabriken, 46 Pottaschefabriken, 5 Taufabriken und 3 Equipagefabriken. Von den 33 im Gouvernement stattfindenden Jahrmärkten sind die bedeutendsten in Tschistopol, Pokrowsk, Zwilsk, Tetjuschi und Spask. Hauptgegenstände des Handels sind: Talg, Leder, Getreide, Holz, Manufactur- und Galanteriewaaren, Thee und Zucker. Am bedeutendsten ist der Handel in den Flußhäfen des Gouvernements, besonders Kasan, Tschistopol, Spask und Bogorodskoi, wo hauptsächlich Roggen, Mehl, rohe und verarbeitete Felle, Butter und Holz verladen werden, während die Einfuhr größtentheils aus Colonialwaaren besteht. Außer dem Transport auf den Flüssen werden viele Waaren im Winter per Schlitten nach Moskau geschafft. Die Zahl der Lehranstalten im kasanischen Gouvernement beläuft sich auf 135 mit circa 15,000 Schülern.

Das jetzige Gouvernement Kasan bildete vom 5. bis 13. Jahrhundert das mächtige Königreich Bulgarien, von dessen Städten und Festungen sich noch Ruinen in den Ortschaften Bolgary, Biljarsk und Zukotin vorfinden. Die Russen, als nächste Nachbarn der Bulgaren, kamen in häufige Berührung mit denselben. Historisch bekannt sind die Einfälle, welche Wladimir der Große 988, Georg Wladimirowitsch 1123, Andreas Bogolubski 1166 und 1171 und Wsevolod Georgewitsch 1183 in Bulgarien machten. In der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde Bulgarien den Tataren unterworfen; ungefähr im J. 1440 entstand hier das kasanische Königreich aus verschiedenen Völkerschaften, den Bulgaren, Tataren und Tscheremissen. Bereits 1469 wurde dasselbe nach drei Feldzügen den Russen zinsbar und nach wiederholten Kämpfen erstürmte 1552 Zar Iwan IV. Wassiljewitsch die Hauptstadt desselben, Kasan, und verleidete damit das ganze Khanat der Krone Rußlands ein. Von dieser Zeit an begann die allmähliche Colonisation des Landes durch die Russen, die hier Städte, Festungen, Klöster und Kirchen anlegten. Im J. 1708 wurde bei der Eintheilung Rußlands in 8 Gouvernements auch das Gouvernement Kasan gebildet und 1781 hier eine Statthalterschaft eingerichtet, die im J. 1802 wieder aufgehoben wurde, worauf das Gouvernement seine jetzige Eintheilung in 12 Kreise erhielt. Das jetzige Gouvernement Kasan hat 13 Städte, 8 Klöster, 476 Kirchen, 677 Moscheen und 1,706,267 Einwohner, von denen circa eine halbe Million sich zur mohammedanischen Religion bekennt. Die Hauptstadt Kasan, 847 Kilom. östlich von Moskau, 1565 Kilom. im Ostsüdosten von Petersburg, 5 Kilom. vom linken Ufer der Wolga entfernt und von deren Nebenflusse Kasanka durchschnitten, liegt theils niedrig und den Frühjahrsüberschwemmungen ausgesetzt, größtentheils aber auf Hügeln und nimmt ein bedeutendes Areal ein. Den höchsten Theil an der Nordseite bildet die Festung, der Kreml, dem auch mehrere Kirchen angehören, darunter die Kathedrale der Verkündigung Mariä mit zahlreichen Thürmen und Kuppeln und dem wunderthätigen Bilde der Mutter Gottes von Kasan, und der ein prächtiges Kloster, den 80 Met. hohen Thurm Sumbeki und ein Waisenhaus für Töchter der Popen umschließt. Zwei Kilom. von der Stadt steht ein Denkmal über dem Grabhügel der bei Kasan getödteten Krieger. Um die Festung legt sich die von den Russen bewohnte Stadt mit 43 Kirchen, 5 Klöstern, einer evangelischen und einer katholischen Kirche. Diese umgeben wieder die von den Tataren (ein Viertel der Bevölkerung) bewohnten Vorstädte oder Sloboden mit 12 Moscheen. Kasan zählt 93,507 Einwohner, ist Sitz eines Civilgouverneurs, des Erzbischofs von Kasan und Swijaschsk und der höchsten mohammedanischen Würdenträger. Die von Kaiser Alexander I. 1804 gegründete und 1814 eröffnete Universität hat einen botanischen Garten, eine Sternwarte (55° 47′ 23″ nördl. Br. und 49° 7′ 12″ östl. L. von Greenwich), eine große Bibliothek mit werthvollen mongolischen und tatarischen Handschriften und reiche Sammlungen von Kunstgegenständen u. s. w. Auch befindet sich hier eine der vier geistlichen Akademien, ein geistliches Seminar, zwei Gymnasien, zwei Mädchengymnasien, eine Militärschule, zwei Kreis- und vier Pfarrschulen, 893 Kaufläden, sechs Buchdruckereien, mehrere tatarische Schulen, eine Gesellschaft der Freunde vaterländischer Literatur, eine freie ökonomische Gesellschaft, ein Waisenhaus, eine Irrenanstalt, ein Militär- und mehrere andere Hospitäler, ein Theater u. s. w. Kasan ist zufolge seiner Lage in der Nähe der Wolga ein Hauptstapelplatz zwischen dem europäischen und asiatischen Rußland und war als Handelsstadt zu allen Zeiten in Flor. Der Handel mit China, Khiwa und der Bucharei befindet sich zum Theil in den Händen der Tataren. Auch ist Kasan der Mittelpunkt einer bedeutenden Industrie (mit einer jährlichen Production von

3 Millionen Rubel) in Juchten und Seife, in Tuch, Kattun, Schnüren, Ankern und andern Eisen- und Stahlwaaren, in Segeltuch, Seiler und Holzwaaren. Unter den Fabriken sind die bedeutendsten: 23 Lohgerbereien mit einer Production im Werthe von 1,155,000 Rubel, Stearinfabriken (638,000 Rubel), Saffianfabriken (343,000 Rubel), 5 Talglichtfabriken (120,000 Rubel), zwei Wachsbleichereien u. s. w. Jahrmärkte gibt es nicht, doch findet während der Frühlingsüberschwemmungen der Wolga hier ein bedeutender Handel mit verschiedenen Geschirren, Heiligenbildern, Spielzeug und andern Waaren statt. In der Nähe der Stadt befinden sich Werfte und eine große kaiserliche Pulverfabrik. Kasan wird zuerst unter den 1236 von den Mongolen eroberten Städten der Bulgaren genannt, lag aber damals weiter oben an der Kasanka in der Nähe eines heutigen Dorfes, das auch jetzt noch den Namen Stary-Kasan, d. h. das alte Kasan führt, 52 Kilom. von der Mündung und hatte durch die Einfälle der Russen viel zu leiden, die es 1399 unter dem Großfürsten Wassilij II. von Moskau eroberten und gänzlich verheerten. Der Ruhm Kasans begann erst mit dem 15. Jahrhundert, seit dem Verfall der Stadt Bulgary, als der von den Kiptschak verjagte Khan Ulu-Mohammed hier Zuflucht suchte, der den Ort als Haupt- und Residenzstadt seines neugegründeten Khanats nun näher der Wolga erbaute (1437). Bald erhob sich dieselbe über Sarai, die an der untern Wolga gelegene Hauptstadt der Kiptschats, und blühte durch Handel auf. Die Mongolen vermischten sich mit den Bulgaren und bildeten Ein Volk, die jetzigen kasanischen Tataren. Bereits 1469 wurde aber Kasan nach drei Feldzügen den Russen zinsbar, und nach wiederholten Kämpfen erstürmte Zar Iwan IV. Kasan. Zum Andenken an diesen Sieg ließ der Zar an einem Tage eine hölzerne Kirche den heiligen Cyprian und Justin geweiht aufbauen, an deren Stelle seit 1801 eine steinerne Kirche errichtet ist. Der erste Erzbischof der Stadt war der heilige Gurij, dessen Gebeine in der blagoweschtschenskischen Kathedrale öffentlich zur Schau ausgestellt sind. Kasan wurde zwölfmal von großen Feuersbrünsten verheert, unter denen die größten im J. 1842 und 1848, in denen fast die ganze Stadt abbrannte. *(A. v. Wald.)*

KASANLYK, gewöhnlich Kesanlik gesprochen, von dem türkischen Kasan, Kessel, welches, wie das deutsche Wort, häufig als geographische Benennung anscheinend rings geschlossener Thäler dient, ist der Name einer am Südfuße des Centralbalkan, Kodschabalkan*), 400 Fuß hoch über dem Meeresspiegel gelegenen Stadt, welche, im Anfange des 17. Jahrhunderts als türkische Niederlassung gegründet und dem Administrationsbezirke von Adrianopel zugetheilt, nachdem die ihr durch den russisch-türkischen Friedensvertrag vom 3. März 1878 zugedachte Aufnahme in das neu zu bildende bulgarische Fürstenthum von dem Berliner Congreß abgelehnt worden, durch den Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 der autonomen Provinz Ostrumelien einverleibt worden ist. Die Bevölkerung von Kasanlyk wird auf 12,000 Seelen geschätzt; unter derselben sind alle auf der Balkanhalbinsel heimischen Nationalitäten, Bulgaren, Türken, Griechen, Zinzaren, Arnauten, Armenier, Juden und Zigeuner vertreten, und wohnen die hauptsächlichsten unter ihnen in gesonderten Quartieren. Das Zahlenverhältniß ist nicht genauer bekannt, jedoch ist das bulgarische Contingent unbestritten das vorwiegende und reiht sich demselben das türkische in zweiter Linie an. Jenes hat den vorzugsweise dem Verkehr gewidmeten und demnach dicht bebauten westlichen Theil der Stadt, dieses den mit Gärten durchzogenen und ländliche Ruhe bietenden östlichen inne. Kasanlyk besitzt geräumige Bazare und reinliche, wohlgebaute Straßen; es finden sich daselbst mehrere Kirchen und Moscheen, sechs öffentliche Schulen und ein Nonnenkloster. Ihre Wohlhabenheit verdankt die Stadt der industriellen Specialität des Südbalkan, d. h. der Rosenöl-Production. Unstreitig ist sie der Mittelpunkt dieses eigenthümlichen Gewerbes, denn abgesehen davon, daß sie die ausgedehntesten Rosenplantagen besitzt, finden sich nur in ihr die für die Herstellung des kostbaren Stoffes nöthigen Raffinerien, sodaß auch die andern Erzeugungsstätten ihr Product nach Kasanlyk bringen müssen, damit es daselbst vervollkommnet und so in den Handel gebracht wird. Der Rosenbau beschäftigt demnach auch eine nicht unbeträchtliche Zahl der Einwohner, und die Rosengärten, in der Art unserer Weinberge angelegt, füllen weit und breit die sanften Berghalden der Umgegend, welcher sie einen großen Reiz verleihen. Aber auch sonst zeichnet sich die Gegend mit ihren Kastanienhainen, ihren Nußbaumalleen, ihren vom Gebirge herabkommenden Bächen, durch besondere Anmuth aus; ein vortreffliches Berieselungssystem zusammen mit dem milden Klima sichert einem mannichfachen Anbaue ein seltenes Gedeihen.

Eine topographische Wichtigkeit verleiht der Stadt der wenige Stunden entfernte, von den Quellbächen der Tundscha auf der Südseite des Balkan und von denen der Jantra auf der Nordseite gebildete 1318 Met. hohe Paßübergang über das so wenige Zugänge bietende Gebirge, welcher nach einem hochgelegenen Dorfe den Namen Schipkapaß führt und Kasanlyk nordwärts zunächst mit den Städten Gabrowa und Trnowa, überhaupt aber mit Donau-Bulgarien in Verbindung setzt. Die Straße

*) So und nicht Hodscha (Hodza), Balkan ist zu schreiben. Die Türken haben zwei einigermaßen ähnliche Wörter, welche von nicht sprachlich geschulten Orientkennern leicht verwechselt werden, nämlich das echt türkische Adjectiv ködscha, alt, gewaltig, übertragen Ehemann, alter Mann, und das persische Chödscha (sprich Hodscha), Herr, Lehrer, besonders Sprachlehrer an der Moschee. Ködscha-Balkan ist nichts als die türkische Uebersetzung von Stara Planina, das altmächtige Alpengebirge. Mit Hodscha zusammengesetzt würde grammatikalisch Balkani zu schreiben sein, und hätten wir damit einen Professoren-Balkan. Es wäre zu bedauern, wenn durch den Mißgriff eines hochverdienten und mit Recht als Autorität betrachteten Schriftstellers wie F. Canitz sich der Irrthum auf lange Zeit in unserer Kartographie und den geographischen Lehrbüchern einbürgern sollte.

dieses Passes wurde zum ersten mal in praktikabeln Zustand gesetzt, als im Mai 1837 Sultan Mahmud II., in seinem Gefolge den damals im rüstigsten Mannesalter stehenden berühmten Strategen und militärischen Organisator Moltke mit sich führend, den Schauplatz des unglücklichen russisch-türkischen Krieges bereiste und von Bulgarien über den Balkan nach Rumelien zu gelangen hatte. Der Weg von Gabrowa nach Kasanlyk wurde damals in einem Tage zurückgelegt. — Als während des russisch-türkischen Krieges von 1877 der Feind sich, von der Donau kommend, rasch Trnowas bemächtigt hatte, waren sofort alle Blicke auf den Schipkapaß gerichtet, von dem man erwartete, daß die Türken ihn mit äußerster Zähigkeit vertheidigen würden. Indessen gelang es dem General Gurko schon im Juli durch Umgehung mit Hülfe gebirgskundiger aufständischer Bulgaren sich in den Besitz der wichtigen Position zu setzen, als eben Osman Pascha in der Flanke der russischen Armee bei Plewna die bedrohliche Stellung einnahm, an welcher vorläufig die russische Offensive scheiterte. Von der Hauptarmee ohne Unterstützung gelassen, konnte Gurko, welcher bereits im Fluge Kasanlyk und eine Reihe anderer Plätze südlich vom Balkan besetzt hatte, sich gegen die türkischen Heerführer Reuf und Suleiman Pascha nicht behaupten, sondern hatte Noth, mittels des östlicher gelegenen Chain-Bogäs-Passes wieder den Norden des Gebirges zu erreichen, während die von ihm im Schipkapasse zurückgelassene Besatzung sich gegen die wol tapfern, aber unverständig geleiteten Angriffe Suleiman Paschas zu halten wußte. Nachdem am 10. Dec. endlich Plewna gefallen und am 30. desselben Monates seitens der Russen im Westen des Gebirges von Orchanie aus über den Etropol-Balkan ein Uebergang bewerkstelligt worden war, geschah auch ein neuer Offensivstoß gegen die den Südausgang des Schipkapasses mit starker Truppenmacht bewachenden Türken. Es gelang, dieselben zu umzingeln und nach hartem Kampfe zur Niederlegung des Gewehres zu zwingen, worauf den 12. Jan. 1878 Großfürst Nikolaus als oberster Führer sein Hauptquartier in Kasanlyk aufschlagen konnte. Damit war der entscheidende Schlag gefallen; wenige Tage darauf wurde bei Philippopel der letzte Rest der demoralisirten türkischen Armee auseinandergesprengt und das ganze Land bis vor den Thoren von Konstantinopel lag wehrlos zu den Füßen des Siegers. (*G. Rosen.*)

KASBEK, einer der höchsten Gipfel des Großen Kaukasus, steht mit einer Höhe von 5043 Meter (nach Abich) nur hinter den westlich von ihm gelegenen Dychtau, Koschtan-tau und Elbrus (nach Abich 5632 Meter) zurück.[1]) Der Name[2]) ist verkürzt aus dem russischen Kasbekskaja Gora, d. h. Berg von Kasbek, dem Dorfe also, welches, am Fuße des eigentlichen Kegels gelegen, seinen russischen Namen dem Umstande verdankt, daß daselbst georgische Edelleute mit dem Titel Kasibeg, Kasbek, von altersher ihren Sitz hatten, um den Verkehr über den dortigen Paß zu sichern. Das Dorf heißt bei den Georgiern Stephan Tzminda, d. h. St.-Stephan. Der Berg selbst führt bei den Osseten den Namen Ursschoch, d. h. Weißer Berg, bei den Georgiern Mqinwwari, d. h. Eisberg.

Der Kasbek erhebt sich nahezu in der Mitte zwischen dem Pontus und dem Kaspischen Meere und bildet, wie der Elbrus den westlichen, den östlichen Eckpfeiler des schmalen, aber höchst erhobenen Mittelstückes des Gebirges, welches im Norden von dem 600—700 Met. hohen Plateau des obern Terek begrenzt wird und nach Süden steil gegen die Hochebene (kaum 600 Met.) der obern Kura abfällt. Wie der Elbrus ist auch der Kasbek vulkanischer Entstehung; während der erstere aber die Gestalt eines Kegels und auf der Höhe einen deutlichen Krater besitzt, stellt der Kasbek einen glockenförmigen Domvulkan dar und besteht aus dem von Rose als Andesit bezeichneten, dem Trachyt ähnlichen Gesteine, in dessen schwarzer feinkörniger bis dichter und selbst hyaliner Grundmasse zahlreiche weiße Krystalle von Albit und Oligoklas, sowie solche von Hornblende und Magneteisen eingesprengt erscheinen.[3]) Nach Westen durch eine Nebenkette mit dem Hauptkamme des Kaukasus verbunden, erhebt sich der Kasbek von Norden, Osten und Süden frei aus einem den Berg halbkreisförmig umgebenden Hochthale, dessen Lage durch die Ortschaften Darjal, Kasbek, Kobi, Resi gekennzeichnet ist. Dieses Thal ist bei Kasbek etwa 1600 Meter hoch gelegen und wird von dem Terek durchströmt, welcher sich von hier durch die enge Felsschlucht von Darjal nach Wladikawkas (715 Met.) hinabstürzt. Durch diese Schlucht von Darjal ist die Kunststraße angelegt worden, welche die Nordseite des Kaukasus mit den georgischen Provinzen verbindet. Hart am Fuße des Kasbek führt dieselbe über die gleichnamige Ortschaft zu dem 2400 Met. hohen Passe der Hauptkette des Gebirges hinauf, um sich von hier dann steil nach Tiflis hinabzusenken. Diese wichtigste Kaukasus-Passage führt den Namen der großen grusinischen Heerstraße und wurde bereits im Alterthume benutzt (Σαρματικαὶ πύλαι). Zu ihrem Schutze wahrscheinlich wurde von den neuperſischen Königen das einen iranischen Dialekt redende Völkchen der Osseten in den Kaukasus verpflanzt.[4]) Noch am Fuße des Kasbek bei Kobi treiben die Bewohner Gartenbau; ein dürftiges, aber seit alter Zeit als Heiligthum geschontes Birkenwäldchen erreicht hier bei etwa 2000 Met. Meereshöhe die Baumgrenze.[5]) Darüber folgt eine hochalpine Flora[6]), welche sich bis zur Schneegrenze ausdehnt, die im westlichen Kaukasus in 2700—2800 Met. Meereshöhe verläuft, am Elbrus bereits auf 3300 Met. hinaufrückt und an den östlichen Gipfeln der Hauptkette sogar 3700

1) Petermann's Mitth. (1869) XV, 59. 2) Vgl. Egli, Etymologisch-geographisches Lexikon (1880).

3) Vgl. Abich, Ueber den geolog. Bau des armen. Hochlandes (Dorpat). 4) H. Kiepert, Alte Geographie S. 84 Anm. 5) G. Radde, Vier Vorträge über den Kaukasus. Ergänzungsheft Nr. 36 zu Petermann's Geogr. Mitth. (Gotha 1874) S. 7. 6) Botanische Excursion auf dem Kasbek im Sommer 1871, von P. Muromzew; aus den Iswestija der k. russ. Geogr. Gesellsch. ref. in Petermann's Mitth. (1873) XIX, 178.

Met. erreicht.[7]) Ewiger Schnee bedeckt somit den Gipfel des Kasbek, und mehrere Gletscher nehmen von seinen Gehängen ihren Ursprung, die ossetischen und georgischen Namen: „Weißer Berg“, „Eisberg“ rechtfertigend.

Der Kasbek ist, nachdem Moritz Wagner (1844) und Kolonati bis zur Grenze des ewigen Schnees vorgedrungen waren[8]), am 1. Juli 1868 von den Mitgliedern des londoner Alpenclubs: D. W. Freshfield, A. W. Moore, C. C. Tucker und dem Alpenführer Fr. Devouassoud aus Chamounix (ebenso wie am 31. Juli desselben Jahres der Elbrus) zuerst bestiegen worden.[9])

(*R. Credner.*)

KÄSCH (englisch Cash, auch Cas) ist der besonders von den Engländern und Nordamerikanern gebrauchte Name einer chinesischen, koreanischen und japanischen Scheidemünze aus einer messingähnlichen Metallegirung. Die Benennung stammt von den Klings her, d. h. den Kulis, welche aus Vorderindien nach Singapore und dem hinterindischen Archipel wandern und eine Münze überhaupt „Kaschi“ nennen. Die chinesische Bezeichnung dafür ist Li oder Tong-Tsien, die japanische Sen; die Niederländer nennen die betreffende Münze Pitje, während man sie in Macao Sapeke (Sapeca) nennt; in Schanghai gibt man ihr den Namen Cent (Hundertel). Die Legirung ist verschiedenartig; in Japan stellte man ehemals die Sen gewöhnlich aus Kupfer her, späterhin fast nur aus Eisen; gegenwärtig fertigt man sie aus Bronze an. Die chinesischen Li oder Käsch bestehen aus einer dem Glockengute verwandten Legirung von Kupfer, Zinn und Zink in sehr verschiedenen Verhältnissen, manche nur aus Kupfer und Zinn, andere nur aus Kupfer und Zink, wieder andere enthalten auch Blei; sie besitzen etwa die Größe eines deutschen Markstückes, wiegen durchschnittlich ein wenig über 4 Gramm und haben in der Mitte eine quadratförmige Oeffnung, indem man sie zu 100 und zu 1000 Stück aufreiht, gewöhnlich auf eine Strohschnur. Man findet Li, in Peking geprägt, welche bis zu 5,7 Gramm wiegen. In den chinesischen Häfen nennt man die zusammengereihten 100 Stück ein Mehs (englisch mace), die 1000 Stück ein Tiao, Kuang oder Ming. Eigentlich (ursprünglich gesetzlich) sollten 1000 Stück Li = 1 Liang oder Tehl (1 Silbermunze Geld) sein, der chinesischen Geldeintheilung gemäß (man rechnet in China nach Liang oder Tehls zu 10 Tsien oder Mehs zu 10 Fen oder Condorin zu 10 Li, Tong-Tsien oder Käsch), dieses Verhältniß existirt aber seit langer Zeit nicht mehr, und die Geltung der Li ist eine sehr veränderliche und abhängig von der wechselnden Stärke ihres Umlaufes. In der neuesten Zeit hat man sie an Kupfergehalt und Gewicht sehr verringert, sodaß man um das J. 1868 schon bis zu 2000 Käsch = 1 Liang rechnete, gewöhnlich aber rechnet man jetzt zwischen 1300 und 1400 Käsch = 1 Liang.

Außer den einheimischen laufen in China auch Käsch von Korea, Japan, leichte Stücke von Annam und Tongking, sowie eine reichliche Menge noch leichterer, nachgefälschter um, und demgemäß unterscheidet man im Geldhandel verschiedene Sorten von Käsch, welche abweichende Preise haben.

Die Käsch haben auf beiden Seiten eine Inschrift; sie zeigen in China auf der Vorderseite den Namen der Regierungsperiode, in welcher sie gegossen sind (z. B. „Courantmünze von Tao-kuang“, d. h. der Periode „des Glanzes der Vernunft“), auf der Rückseite (jetzt immer in mandschuischer Sprache) abgekürzt den Namen der Stadt ihrer Fabrikation; es haben sich aber auch Stücke mit nur einseitiger Inschrift gefunden.

Die Legirung ist nach Zeit und Ort der Herstellung verschieden; Stücke aus dem jetzigen Jahrhundert zeigten auf 100 Gewichtstheile: 79 Kupfer, 10 Blei, 7 Zinn, 4 Zink; die 10-Li-Stücke von 1853: 70 Kupfer und 30 Blei; Stücke aus dem vorigen Jahrhundert enthalten neben 50 Kupfer und 36 Blei noch 14 Eisen. Rein gußeiserne Stücke sieht man nur ab und zu; im J. 1857 gab allerdings die chinesische Regierung eiserne Stücke aus, dieselben blieben aber unbeliebt.

Das gesetzliche Gewicht des chinesischen Li oder Käsch war noch im J. 1644 auf ein Silbergewichts-Tsien = 3,7373 Gramm gesetzt, wurde aber später mehrfach gesetzlich erhöht, im J. 1734 auf $1^1/_5$ jener Tsien = 4,5088 Gramm bestimmt. Man hat aber Käsch bis zu 5,70 Gramm Schwere (in dem letztern Gewicht aus der Regierungsperiode Kien-lung), während das Gewicht der guten Käsch der letzten Kaiser zwischen 4 und 4,30 Gramm schwankt.

Seit längeren Jahren hat man auch Stücke zu 5, 10, 50 und 100 Käsch geprägt, die aber nur zwei Drittel des Gewichtes haben, welches sie als Mehrfache des Käsch besitzen sollten. Nach dem Franzosen N. Rondot hätte man im J. 1859 in Peking das 10-Käschstück zu nur zwei alten einfachen Käsch angenommen.

Die Ausfuhr der in Rede stehenden chinesischen Messingmünze nach nichtchinesischen Häfen ist verboten.

Wie erheblich Anfertigung und Umlauf dieser Münze ist, ergibt sich schon daraus, daß gegen das J. 1836 die chinesische Regierung 5715 Millionen Stück Käsch fabriciren ließ, wogegen um 1856 die Jahresausmünzung nur 825 Millionen Stück betrug.

Uebrigens kommen auch viele gefälschte Käsch vor, namentlich aus Blei und Eisen hergestellte.

Die heutigen japanischen „Sen“ und ebenso die Münzstücke zu 2 Sen, zu $^1/_2$ Sen oder 5 Rin und zu $^1/_{10}$ Sen oder 1 Rin bestehen, wie oben erwähnt, aus Bronze. Die vorherigen eisernen Stücke hatten fast gar keinen innern Werth. Das einfache Sen hieß auch Seni oder Zeni (das chinesische Tsien), Seng oder Mongseng, auch blos Mong oder Mon, Itsi mon (d. h. 1 Mon). Seine Geltung oder sein Preis war, wie bei den chinesischen

7) Vgl. Bullet. de l'Acad. des sciences de St.-Pétersbourg (1877) p. 258—288. 8) Petermann's Mitth. (1860) XV, 58. 9) Douglas W. Freshfield, Travels in the Central Caucasus etc. and ascents of Kazbek and Elbruz. With maps and numerous woodcuts. London 1869 (vgl. auch Alpine Journal, 1868, p. 160—168).

Tsien, veränderlich und häufig wechselnd; im Januar 1867 galten 1700 Sen einen Bu (frühere japanische Silbermünze, damals im Werthe von 14 norddeutschen Silbergroschen), einige Monate vorher 1600. Das Recht der Ausprägung von Sen, sowie das Münzrecht überhaupt, stand früher verschiedenen Daimios (fürstlichen Würdenträgern) zu. Dieses Sen der vorigen Prägungen ist nicht mit dem Bronze-Sen der jetzigen japanischen Prägung zu verwechseln, einer seit 1873 geprägten Münze; in der heutigen Ausmünzung existiren auch Stücke zu 2, zu $\frac{1}{2}$ und zu $\frac{1}{10}$ Sen. Im J. 1876 war die alte japanische Bronzemünze noch stark in Umlauf. Die höchste Kategorie derselben war der „Tempo", auch Hiyaku-Mongseng oder 100-Senstück genannt, eine Münze, welche in ihrer Mitte ein großes ovales Loch zeigte und das am besten hergestellte Stück der vorigen japanischen Münzen war. Bei einer Untersuchung in London wies sich der Tempo etwa 317 englische Troygrän = 20,54 Gramm schwer aus, und er fand sich aus Kupfer, Zinn und Blei zusammengesetzt, in den Procentverhältnissen von beziehungsweise 81, 9 und 10. Sein Metallwerth war geringer als 10 alte einfache Sen, aber er circulirte für 12 Hatschi-Mongseng oder 96, vielmehr (der Bequemlichkeit der Rechnung wegen) 100 neuere Eisen-Sen. „Hatschi-Mongseng" hieß das 8-Senstück, eine kreisrunde Münze aus einer Legirung von Eisen und Kupfer, mit einem quadratischen Loche in der Mitte. (*Fr. Noback.*)

KASCHAU (ungar. KASSA), Hauptstadt der abaujvárer Gespanschaft, mit welcher im J. 1882 das benachbarte kleine tornaer Comitat vereinigt wurde, ist Sitz der Comitatsbehörden, eines k. Gerichtshofes, eines römisch-katholischen Bisthums, einer k. Rechtsakademie, eines Obergymnasiums, eines Militär-Erziehungshauses, einer Maschinenbauschule, einer Oberrealschule u. s. w. Die Stadt liegt unweit des rechten Ufers des Hernadflusses in einem freundlichen, im Osten, Westen und Norden von anmuthigen Hügeln und höhern bewaldeten Bergen umrahmten und südwärts geöffneten Thale. Die sonnigen Gehänge sind mit Weinreben und Obstbäumen bepflanzt; aus den grünen Baumgruppen blinken lauschige Villen. Die vielen Gärten und Weingärten, die aber einen herben Wein liefern, die gut bestellten Felder, das Buschwerk und das saftige Grün längs des Hernadflusses und inmitten die imposanten Häusergruppen der Stadt gewähren einen recht schönen Anblick. — Kaschau hat unter allen Städten Oberungarns die günstigste Lage für Verkehr und Handel. Das Hernadthal bildet, vom Fuße des oberhalb der Stadt aufragenden Hradovaberges angefangen, eine nach Süden sich erstreckende breite Bucht, eine nördliche Zunge der großen ungarischen Tiefebene, an deren östlichen Seite die Trachytkette des Eperies-Tokajer Gebirges sich erhebt, während an der westlichen Seite nach Süden immer mehr sich verflachende Kalk- und Sandsteinberge sich erstrecken. In dieser breiten Bucht schlängelt der Hernad nach Süden, vereinigt sich bald unterhalb Kaschau mit der vom Norden aus dem saroser Comitate kommenden Torissa (ungar. Tarcza) und mündet weiter südlich in den Sajofluß, welcher sich dann mit der Theiß vereinigt. Bei Kaschau treffen daher verschiedene Verkehrswege zusammen. Eine Hauptstraße kommt von der galizischen Grenze über Eperies das Thorissathal entlang, verläßt dasselbe und erklimmt den breiten kaschauer Berg, um sich direct bei Kaschau in das Hernadthal zu senken. Eine andere Fahrstraße führt nordwestlich über die Berge nach Zips, noch andere Straßen führen ebenfalls über die Berge in westlicher und östlicher Richtung in die benachbarten Comitate. Auch die Eisenbahnen strahlen von Kaschau in verschiedenen Richtungen aus; es treffen daselbst die ungarische Staatsbahn, die Kaschau-Oderberger-, die Theiß- und die Nordostbahn zusammen. Bei Abos, einer Station der Kaschau-Oderberger Bahn, zweigt noch die Ungarisch-galizische Bahn ab, die über Eperies und Orlo nach Galizien führt. — Zur Beförderung der Gewerbe und des Handels dienen die Gewerbe- und Handelskammer und verschiedene Creditanstalten, namentlich die Filiale der Oesterreichisch-ungarischen Bank, die Oberungarische Wechsler- und Escomptebank, eine Sparkasse und eine Volksbank.

Kaschau ist demnach die bedeutendste, die betriebsamste, schönste und volkreichste Stadt Oberungarns. Es befinden sich daselbst eine ärarische Tabakfabrik, eine Steingutfabrik, Pulvermühlen, Mahlmühlen und andere industrielle Etablissements.

Der vereinigte Bahnhof liegt an der östlichen Seite der Stadt, von welcher denselben die hübsche Széchenyi-Promenade trennt. Die innere Stadt ist regelmäßig gebaut und wird durch breite Glacis von den Vorstädten getrennt. Ehemals war sie befestigt und mit Ringmauern umgeben. Sie erstreckt sich mit geringer Breite von Nord nach Süd. Ein Gebirgsbach, der Csermely, strömt durch dieselbe; er entspringt in den nordwestlichen Bergen, theilt sich, bevor er die Stadt erreicht, in zwei Arme, bildet mitten in der Stadt eine längliche Insel, vereinigt sich beim Untern Thor und mündet dann in den Hernad. An den beiden Ufern des Csermelybaches erstrecken sich die Häuserreihen der Hauptgasse, in welcher die schönsten und merkwürdigsten Gebäude der Stadt liegen. Gleich beim Obern Thor, auf der linken Seite, steht eine im J. 1720 erbaute Kaserne; darauf folgen: das Kloster und die Kirche der Franziskaner, das ehemalige Jesuitencollegium sammt Kirche, worin jetzt die Rechtsakademie und eine Buchdruckerei sich befinden, ferner die Hauptwache, das Stadthaus, das Comitatshaus und am untern Ende dieser Reihe das Bürgerspital. Neben diesen öffentlichen Gebäuden befinden sich auch mehrere hübsche Privathäuser. Auf der andern Seite liegt am Obern Thore das Zeughaus, ferner sind von den öffentlichen Gebäuden zu erwähnen: das Militärspital, das Militärcommandantenhaus, die Kirche und das Kloster der Ursulinerinnen, der bischöfliche Palast und verschiedene Privathäuser. In der Mitte der Hauptgasse, am obern Ende der Csermely-Insel, befindet sich eine kleine Promenade, an deren untern Ende ein großes Gebäude steht, welches das Theater, Casino und ein Kaffeehaus nebst Kaufläden enthält; hierauf folgen der geräumige Marktplatz, der große St.-Urbansthurm, die der heiligen

Elisabeth geweihte Domkirche und endlich die St.-Michaeliskirche, an deren südlicher Seite wieder eine kleine Promenade sich erstreckt. Aus der Hauptgasse führen mehrere Seitengassen in die mit jener parallel laufenden Gassen, in welchen ebenfalls einige Kirchen und andere öffentliche Gebäude liegen. Das neue Militärerziehungshaus liegt außerhalb des Glacis in einer Vorstadt.

Die mit Weinreben bepflanzte östliche Hügelreihe am linken Hernadufer ist einige Kilometer von der Stadt entfernt, die westliche Hügelreihe dagegen beginnt gleich bei der Stadt und bietet von ihren Anhöhen eine schöne Aussicht auf die ganze Stadt und Umgegend. Daselbst befinden sich auch mehrere Belustigungsorte; nördlich liegt der Rosalienberg, dann folgt der schöne Kalvarienberg, weiter südlich liegen das Schusterbergel und der Galgenberg.

Von den erwähnten Gebäuden verdient die Dom- und Stadtpfarrkirche eine ausführlichere Beschreibung, weil sie die schönste gothische Kirche Ungarns ist. Bevor wir zur Schilderung der merkwürdigen Kirche übergehen, müssen wir einiges aus der ältesten Geschichte der Stadt anführen. Die beiden Dörfer Ober- und Unter-Kassa, aus welchen später die Stadt hervorging, sollen ursprünglich von den Gepiden gegründet worden sein, und zwar im 7. Jahrh. Später bestanden sie als magyarische Ortschaften; unter König Emerich (1198—1204) ließen sich oberdeutsche Ansiedler in Unter-Kaschau nieder, und dieser Ort wird in einem königlichen Diplom bereits inter celebriora oppida genannt. Die Bewohner der Stadt nahmen Béla IV. nach der unglücklichen Mongolenschlacht am Sajó gastfreundlich auf und bekamen von ihm dafür einen Freibrief. Béla IV. gab seinem Sohne Stephan einen ansehnlichen Theil Oberungarns als besonderes Herzogthum. Im J. 1261 kamen viele deutsche Ansiedler und Stephan schenkte ihnen das Gebiet zwischen dem Hernad und dem Csermely sammt einem Theile des Berges Hradova, auf welchem noch einige Reste der alten Burg zu sehen sind. So erhielt auch Ober-Kaschau deutsche Bewohner. Diese neue Ansiedelung wurde vom Kriegsdienste und von der Gerichtsbarkeit des Burggrafen befreit. Unter-Kaschau hatte im J. 1290 den Rang einer königlichen Freistadt erlangt und im J. 1347 wurde Ober-Kaschau mit demselben vereinigt.

Elisabeth, die Tochter Andreas' II. und Schwester Béla's IV., wurde im J. 1212 auf die Wartburg bei Eisenach gebracht und als Braut des Landgrafen Ludwig daselbst erzogen. Unter den vielen frommen Werken dieser heiligen Elisabeth erwähnen wir nur den von ihr gestifteten Chor der Kirche von Cambray, der von dem berühmten französischen Baumeister Villard de Honnecourt ausgeführt wurde. Derselbe Baumeister wurde vielleicht von Elisabeth kurz vor ihrem 1231 erfolgten Tode bewogen, nach Ungarn zu kommen, um den Bau der Domkirche in Kaschau zu beginnen. Die thüringischen Ansiedler mochten für die im J. 1235 heilig gesprochene Fürstin Elisabeth eine besondere Verehrung hegen, und auch Stephan hat gewiß seine Tante sehr verehrt. So geschah es, daß Stephan im Einverständnisse mit den aus Thüringen eingewanderten Ansiedlern den Grund zu der der heiligen Elisabeth geweihten Kirche legte und daß Villard de Honnecourt den Plan dazu machte und den ältesten Theil derselben erbaute. Bis 1283 ward der Bau rasch gefördert und es entstand das Sanctuarium, so wie wir es heute sehen. Nach Stephan's V. Tode scheint der Bau längere Zeit geruht zu haben und wurde erst unter Karl Robert und Ludwig I. wieder fortgesetzt. Die dritte Epoche des Kirchenbaues fällt in das 15. Jahrh., in die Zeit Matthias' I.; damals wurden auf Kosten der Stadt der nördliche Thurm, dann aus Mitteln, welche König Matthias angewiesen hatte, der südliche Thurm, ferner die Vorhalle des südlichen Einganges und das Tabernakel gebaut. Die beiden Seitenthore wurden wahrscheinlich von Elisabeth, Gemahlin Karl Robert's, im 14. Jahrh. gebaut; die Giebel der beiden Vorderseiten wurden zu Ende des 15. Jahrh. von Kromb oder Krumbholz zum großen Theil renovirt, nachdem der polnische Albert, Wladislaw's Bruder, bei der Bestürmung Kaschaus dieselben stark beschädigt hatte. In derselben Zeit wurden auch die Wölbungen der Kirche renovirt.

Die kaschauer Kathedrale hat viele Aehnlichkeit mit der von Villard de Honnecourt erbauten Kirche der Benediktiner-Abtei zu Braine, an welche auch die Liebfrauenkirche zu Trier und die Kathedralen von Xanten und Ypern erinnern. Sie ist in Kreuzform fast ganz aus Quaderstein erbaut. Von den beiden Thürmen reicht der eine nur bis an das Dach der Kirche, und auch der andere wurde nicht so hoch aufgeführt, als es ursprünglich im Plane lag; auf dem gothischen Unterbaue trägt er einen geschmacklosen Thurmhelm, der das Auge beleidigt, er wird daher jetzt bei der Restaurirung entfernt und durch einen stilgerechten Ausbau ersetzt werden. Die drei Portale sind originell und sehr schön; die Fenster, Säulen, Gesimse und Seitenpfeiler sind mit vortrefflichen Bildhauerarbeiten verziert; den obern Theil der Wände unter dem Dache kränzt eine durchbrochene Steingalerie. Die schönsten Theile der Kirche sind die Altarseite und das nördliche Portal. Jene vereinigt mit großer Einfachheit eine seltene Pracht und Großartigkeit; sie läuft in den fünf Seiten des Zehnecks aus; zwischen ihren über 19 Met. hohen Fenstern streben schlanke Pfeiler empor, die mit übereinander sich erhebenden und nach aufwärts mit gefälligen Uebergangslinien sich einwärts biegenden, in fünf Abschnitte getheilten Pfialen geschmückt sind. Die stattliche Galerie über den Fenstern bildet mit den vorspringenden Spitzen der Seitenpfeiler gleichsam eine Krone, und die runderhabenen Verzierungen sind wie Bänder, die von derselben herabhängen. Das nördliche Portal ist durch einen zur Aufnahme einer Bildsäule eingerieften und mit zwei prächtig gehauenen Engeln verzierten Pfeiler in zwei Theile getheilt; als Schlußstein dient ein schöner Wimperg, auf dessen Giebel das Jüngste Gericht in erhabener Arbeit dargestellt ist; um den Wimperg herum sind vier Bildergruppen, welche Scenen aus dem Leben der heiligen Elisabeth darstellen; oben aber sieht man den Heiland am Kreuze. Am obern

Theile des Portals ist ein großes Fenster, über und unter welchem je eine Galerie sich befindet, mit glockenförmigen Verzierungen und drei Figuren oberhalb der obern Galerie. Dieses nördliche Thor wurde unter den Anjous ausgeführt.

Im Innern ist die Kirche in fünf Schiffe getheilt und enthält 27 schmucke Altäre. Die vier Seitenkapellen schließen in Polygonen. Besondere Aufmerksamkeit verdient das auf der linken Seite des Einganges zur Altarseite befindliche, fast 20 Met. hohe und in fünf Stockwerke abgetheilte Tabernakel; es ist sowol in Bezug auf den Grundplan als auch auf die Verzierungen ein Meisterstück. Sehenswerth ist auch die im Innern der Kirche zur rechten Seite befindliche thurmförmige Treppe, welche auf das Dach der Kirche führt. Es ist eine Doppeltreppe, auf welcher sich zwei gleichzeitig aufsteigende Personen, immer nach zwölf Stufen, im ganzen sechsmal begegnen.

Eigenthümlich ist der von der Kathedrale etwa 60 Met. entfernte Thurm mit einer 100 Centner schweren, „St.-Urban" genannten Glocke. Es ist ein plumper Bau und man wird ihn nach erfolgter Restauration der Kathedrale wahrscheinlich abtragen. Die St.-Elisabethkirche erlitt im Wechsel der Zeit manche Beschädigungen, und die nöthigen Renovirungen wurden entweder ganz unterlassen oder schlecht ausgeführt. Seit 1856 wurden die bereits unabweisbaren Renovirungen und Restaurirungen in Angriff genommen und bis auf die jüngste Zeit fortgesetzt. Anfangs waren die Renovirungen nicht immer stilgerecht, namentlich war die Polychromirung des Innern der Kirche ein Misgriff. Jetzt werden die Arbeiten mit besserm Erfolge fortgesetzt.

Gleich neben der Elisabethkirche steht die kleine St.-Michaelskirche, deren Erbauung vor 1250 angefangen und um das J. 1280 beendigt wurde. Sie ist zum Theil im romanischen, größtentheils aber ebenfalls im gothischen Stile erbaut.

Zu den Sehenswürdigkeiten Kaschaus gehört schließlich das oberungarische Museum, welches aus folgenden fünf Abtheilungen besteht: der Alterthumsabtheilung, der Münzsammlung, der Bibliothek, der Bilder- und Bildhauerabtheilung und dem Naturaliencabinet.

Kaschau wurde, wie wir bereits erwähnt haben, im J. 1290 zur königlichen Freistadt erhoben. Nach Andreas' III. Tode standen die kaschauer Bürger anfangs auf der Seite der Feinde Karl Robert's, nachher aber halfen sie dem Könige im Kriege wider Matthäus Csák von Trentschin, wofür Karl sie noch 1342 belobte.

Die Königin Elisabeth beförderte den Bau der Domkirche und schenkte der Stadt die Ortschaft Forró sammt einigen Weingärten in Szántó. Ludwig I. ertheilte ihr das Jus gladii und im J. 1361 das Stapelrecht für die polnischen und russischen Waaren. Im J. 1422 wurde die Stadt mit neuen Ringmauern umgeben. Bald darauf fiel sie in die Hände der böhmischen Condottieri; Giskra erweiterte ihre Befestigungswerke, er herrschte eine geraume Zeit nicht nur in Kaschau, sondern beinahe in ganz Oberungarn. Endlich gelang es Matthias Corvinus, die Herrschaft der Böhmen zu brechen und Giskra aus Kaschau zu vertreiben. Er ertheilte der Stadt im J. 1458 das Recht, Geld zu prägen, welches sie jedoch nur so lange ausübte, als die Bergwerke des benachbarten Aranykert (= Goldgarten) mit Vortheil abgebaut wurden. Im J. 1472 erließ König Matthias I. der Stadt für zehn Jahre den üblichen Königszins, um denselben zum Ausbau der Kathedrale verwenden zu können.

Nach der unglücklichen Schlacht bei Mohács gelangte Kaschau nebst einem großen Theile Oberungarns in den Besitz des Johann Zapolya. Endlich wurde es von dessen Witwe an Ferdinand abgetreten, der es mit neuen Festungswerken versehen ließ. Nachdem Temesvár von den Türken erobert worden war, wurde Kaschau der Sitz des Armee-Obercommandos und seit 1568 auch der königlichen Kammer.

Die lateinisch verfaßten Rathsprotokolle der Stadt reichen bis ins J. 1394 zurück; aus dem J. 1404 ist die erste Rathsordnung in deutscher Sprache erhalten. Damals waren also die Bewohner Kaschaus größtentheils Deutsche, doch wohnten in den Vororten schon im 14. Jahrh. auch Magyaren und Slawen, sie hatten aber keinen Antheil am Stadtregiment. Wie alle Deutschen in Ungarn waren auch die Kaschauer eifrige Anhänger der Lehre Luther's, während unter den Magyaren die Lehren Calvin's sich rasch verbreiteten. Fast alle Einwohner Kaschaus nahmen die neue Lehre an, und infolge dessen nahm die geistige Thätigkeit einen neuen Aufschwung. Im J. 1600 entstand eine Buchdruckerei, welche eine bedeutende Thätigkeit entwickelte. Aber eben in Kaschau wurde im J. 1604 der Anfang mit der Gegenreformation gemacht. Am 6. Jan. dieses Jahres nahm der k. k. Oberhauptmann Belgiojoso Barbiano auf Rudolf's Befehl die Hauptkirche, deren sich seit Annahme der Reformation die Evangelischen bedient hatten, mit bewaffneter Hand weg und übergab sie dem erlauer Bischof, welcher seit der Eroberung Erlaus durch die Türken in Kaschau residirte. Sämmtliche evangelische Geistlichen wurden vertrieben und die zwanzig Dörfer der Stadt confiscirt, um die Bürgerschaft für ihre Anhänglichkeit an die ketzerischen Lehren zu bestrafen. Aehnliches geschah auch an andern Orten. Da erfolgte der Aufstand des siebenbürgischen Fürsten Bocskay, um die religiöse und politische Freiheit des Landes gegen die Willkürherrschaft des österreichischen Herrscherhauses zu vertheidigen. Bocskay hielt bereits am 12. Nov. 1604 seinen feierlichen Einzug in Kaschau und wurde von dem durch seine Gedichte berühmten Stadtrichter Johann Bocatius begrüßt. — Kaschau spielte auch in den folgenden Insurrectionen als Schlüssel der obern Comitate und Mittelpunkt der kriegerischen Operationen gegen die Kaiserlichen eine Hauptrolle. Am 5. Sept. 1619 huldigte die Stadt dem Fürsten Bethlen, der oft daselbst verweilte und auch seine glänzende Hochzeit mit Katharine von Brandenburg im J. 1626 feierte. Nach seinem Tode kam Kaschau wieder in den Besitz der Kaiserlichen, mußte

jedoch am 12. März 1644 dem Fürsten Georg Rákóczy huldigen, der es bis zu seinem Tode behielt. Von 1648 bis 1670 blieb die Stadt von weitern Wechselfällen verschont; in dem letztgenannten Jahre kam aber eine deutsche Besatzung in die Stadt, und Spankau, Oberbefehlshaber Oberungarns, entriß wiederum den Evangelischen die Hauptkirche. Von nun an nahm die Gegenreformation ihren ungestörten Lauf, im J. 1696 wurde auch den Reformirten ihre Kirche entrissen und den Ursulinerinnen übergeben. Es entstanden nun die Kirche und das Collegium der Jesuiten, welchen die 1657 gegründete Akademie übergeben wurde; 1700 wurde auch die Kirche und das Kloster der Dominicaner wieder hergestellt, nachdem sie über hundert Jahre leer und verlassen waren. Mehrere deutsche Oberbefehlshaber verübten große Grausamkeiten: so ließ Kopp über hundert Menschen grausam hinrichten. Diese unter Leopold I. und Karl III. (VI.) gewaltsam durchgeführte Gegenreformation hat das deutsche Volksthum in Kaschau und in ganz Oberungarn fast ganz vernichtet; nicht der Deutschenhaß der Magyaren, sondern der von den Jesuiten und vom wiener Hofe angefachte religiöse Fanatismus hat die deutschen Bürger aus den oberungarischen Städten verrrieben und zum Theil dem Tode geweiht. Die Verfolgungen dauerten bis zum Regierungsantritt Joseph's II. fort, überall wurden die Protestanten ihrer bürgerlichen und politischen Rechte beraubt. Die aus ihren Aemtern und Besitzungen vertriebenen deutschen Bürger wurden meistens durch katholische Slawen ersetzt, und so kam es, daß fast alle oberungarischen Städte, die einst rein oder größtentheils von Deutschen bevölkert waren, jetzt meistens von Slawen bewohnt sind. Wenn die siebenbürger Sachsen ihre Religion und ihr Deutschthum bis zum heutigen Tage zu bewahren vermochten, so haben sie dies einzig und allein den ungarischen siebenbürgischen Fürsten zu verdanken; die siebenbürgischen Landtage haben schon frühzeitig die völlige Glaubens- und Gewissensfreiheit und die Gleichheit der Confessionen gesetzlich ausgesprochen, die Jesuiten konnten in Siebenbürgen nie festen Fuß fassen, und als Siebenbürgen unter die Herrschaft Oesterreichs kam, war es nicht mehr möglich, die Bollwerke der Glaubensfreiheit von Wien aus in Siebenbürgen vollständig umzuwerfen. Die gewaltsamen und milden Bekehrungen wurden aber auch dort angewendet.

Doch wir kehren zu Kaschau zurück. Die Stadt vegetirte seit dem Szatmárer Friedensschlusse von 1711 ruhig fort. Im J. 1724 kehrte der Bischof wieder nach Erlau zurück, doch wurde im J. 1804 Kaschau der Sitz eines neu creirten römisch-katholischen Bisthums, dessen Sprengel aus einem Theile der erlauer Diöcese gebildet wurde. Nach Aufhebung des Jesuitenordens wurde die Akademie eine königliche Akademie und zugleich wurde auch ein Gymnasium errichtet. Seit 1781 besteht in Kaschau ein Theater, in welchem theils deutsche, theils ungarische Schauspieler auftreten. In den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts ward Kaschau, in welchem viele ungarische Adelsfamilien wohnen, einer der Mittelpunkte der wieder auflebenden magyarischen Literatur.

In den J. 1848 und 1849 haben bei Kaschau zwei Gefechte stattgefunden, in welchen der kaiserliche General die Ungarn in die Flucht schlug.

Nach der Volkszählung von 1880 hat Kaschau 26,097 Einwohner, von welchen 10,007 Magyaren, 4218 Deutsche, 10,311 Slowaken sind, 891 waren des Sprechens noch unkundige Kinder, 469 Fremde, 123 Zigeuner. Der Religion nach waren 18,372 römisch-katholisch, 1684 griechisch-katholisch, 83 griechisch-orientalisch, 2013 Lutheraner, 1011 Calviner, 2846 Israeliten. — Vgl. Krones, Zur Geschichte der Freistadt Kaschau (Wien 1864); Schwicker, Die Deutschen in Ungarn und Siebenbürgen (Wien und Teschen 1881); Heuszlmann Imre, Kassa városának önémet stylü templomai (Pesten 1846); Plath, Dr. J., Caschauer Chronik, ausführliche Geschichte der k. Freistadt Caschau seit ihrem Ursprunge des 7. Jahrh. (610—641) bis zum Programm der feierlichen Begrüßung des ersten Locomotivs im kaschauer Bahnhofe (Kaschau 1860); Tutkó József, Szabad királyi Kassa városának történelmi évkönyve (Kassa 1861).

(*J. Hunfalvy.*)

Kaschelot, s. Potfisch.

KASCHGAR (Kaschgarien), auch Ostturkestan oder Tschitsch-Schehr (Sieben Städte) genannt, umfaßt das Gebiet der ehemaligen chinesischen Provinz Thian-Schan-Nan-Lu. Die Bewohner, aus Usbeken (dem herrschenden türkischen Stamme), Uiguren, ferner mongolischen und arischen Stämmen zusammengesetzt, sind zum größten Theil Mohammedaner, zum geringeren Buddhisten und Anhänger des Schamanenthums; sie empörten sich 1863 gegen die Chinesen, vertrieben dieselben und bildeten seitdem unter Yakub-Beg, welcher den Titel Atalik-Ghazi (Vormund der Kämpen) annahm, ein Reich. Anfangs scheute Atalik-Ghazi auch nicht ein feindliches Zusammentreffen an dessen Nordgrenze mit den Russen; als sie jedoch in Samarkand eingerückt waren, schickte er 1868 seinen Neffen Schadi-Mirza zum russischen Gouverneur von Turkestan, dem General von Kaufmann, um diesen nach St.-Petersburg zu begleiten und dort Frieden zu erbitten, beschäftigte sich aber gleichzeitig auf das eifrigste mit der Befestigung der Nordgrenze und empfing Hayward und Shaw, die Gesandten des englischen Vicekönigs von Indien, mit großem Pompe. Aber weder diese Sendung noch die von Forsyth (1870) brachte es zum Abschluß eines Vertrags, und Yakub Beg, der durch solche Bewerbungen um seine Gunst die Vorstellung von Englands Schwäche und seiner eigenen Bedeutung erhalten haben mochte, empfing im April 1872 eine russische Gesandtschaft unter Baron Kaulbars mit noch größerer Auszeichnung, ließ die Mitglieder frei im Lande umherreisen, zeigte ihnen seine Streitkräfte und schloß am 21. Mai einen Handelsvertrag mit Rußland ab. Dieser Vertrag hinderte ihn zwar nicht, im Juni 1873 auch dem türkischen Sultan in Constantinopel, den er als Khalifen verehrte, seine Unterthänigkeit anzubieten, aber der Fall von Khiwa machte ihn schnell wieder andern Sinnes, und er ließ durch Torap-Chodscha dem Kaiser Alexander am 3. Aug. 1873 in Krasnoje-Selo ein äußerst unter-

thäniges Schreiben überreichen. Schon Ende 1873 erschien unter Forsyth eine Gesandtschaft von 350 Mitgliedern, welche dem Emir, der das Opfer eines Einverständnisses zwischen Rußland und China zu werden fürchtete, nicht nur den Abschluß eines günstigen Handelsvertrags (17. Febr. 1874), sondern auch die Erlaubniß abgewann, die Grenzgebirge und Pässe im Norden und Süden monatelang zu untersuchen und den Dr. Shaw als englischen Residenten in Kaschgar aufzunehmen. Dennoch verhinderte diese neue Bundesgenossenschaft nicht den Untergang Jakub Beg's. China, welches endlich der Aufstände im Süden Herr geworden war, aber mit äußerst unzureichenden Mitteln gegen die Dunganen im Osten von Altai-Schahar ankämpfte, empfing seit 1875 von Rußland reichliche Unterstützung durch Proviant und Hinterlader, bewältigte endlich mit barbarischer Grausamkeit die letzten Städte der Dunganen und stand 1876 an der Ostgrenze von Kaschgar, in welchem Reiche alsbald die Partei Hakim-Khan-Töre's, eines Sohnes des verdrängten Buzurg-Khan, gegen die Tyrannei des Herrschers sich erhob. Als die Chinesen gegen Turfan heranzogen und dieses abzufallen drohte, zog Jakub Beg mit einer Armee von 20,000 Mann dorthin, fand aber im Juli 1877 seinen Tod. Von seinen zehn Söhnen bemächtigte sich der zweite, Beg-Kuli-Beg, der Regierung, ließ Hakim-Khan-Töre, den er besiegte, erschießen, verlor aber sein Reich stückweise an China, welches nun der Grenznachbar der englischen, afghanischen und russischen Besitzungen geworden ist.

Auf drei Seiten von den gewaltigsten Hochgebirgsmassen umwallt, auf der vierten durch die Wüste Gobi von der Außenwelt abgeschlossen, liegt das Gebiet Kaschgerien so recht im Herzen Asiens.

Wir haben Kaschgarien, welches jetzt allgemein als **Ostturkestan** bezeichnet wird, im Laufe der Zeiten als Turfan, Kleine Bucharei, Hohe Tatarei, Tian-Schan-Nan-Lu kennen gelernt; Alexander von Humboldt nennt die ostturkestanische Ebene das Becken des Tarym nach dem großen Flusse Tarymgol oder Ergol, zu dessen Gebiet diese ganze Region gehört. Osturkestan ist ein Gebirgsthal, das den Charakter einer dem Laufe des Tarym folgenden, etwas nach Osten geneigten Ebene hat. Das Innere des Landes ist eine Sandwüste, die, in der Gestalt eines schmalen Hügelzuges beginnend, sich nach Osten allmählich erweitert, und die von aller Vegetation entblößte, mit Quellen bittersalzigen Wassers versehene Wüste Gobi bildet, in welcher der Sand sich in solchen Massen auftürmt, daß die Eingeborenen sie Gag, Berge, nennen. Der Landstrich, der am Fuße des Gebirges liegt, hat einen hartgebrannten Lehm- oder Thonboden, mit Sand oder kleinem Geröll bedeckt, und stellenweise mit Salz geschwängert. Die zahlreichen Flüsse, welche aus den benachbarten Bergen hervorströmen, erleichtern die künstliche Bewässerung des Landes, welche ohne dieselbe bei der außerordentlichen Trockenheit der Luft nur eine karge und ärmliche Vegetation erzeugt, zwischen der die durch Wasser befruchteten Striche sich gleich blühenden Inseln erheben. Dergleichen cultivirte und bevölkerte Oasen ziehen sich ringartig am Fuße des Tian-Schan, Kyzyl Yart und Kuen-luen entlang, während das Innere der Wüste durch den Tarym und seine Zuflüsse belebt wird. Diese merkwürdige Hochebene dehnt sich in der Breite von 70 bis 80, ja im Osten sogar von 100 geogr. Meilen aus, denn Osturkestan gleicht einer mächtigen nach Osten geöffneten Bai. Die Länge der Ebene ist noch bedeutender, sie ist von Kaschgar bis Kamul das Dreifache, und selbst wenn man sie nur bis zum Lop-Noor rechnet, so beträgt die Ausdehnung noch gegen 150 Meilen; der ganze Raum füllt also etwa 12,000 □Meilen, was beiläufig etwa dem Flächeninhalte des Kaiserthums Oesterreich entspricht.

Um nun den Strom kennen zu lernen, welcher die Lebensader des ganzen Landes bildet, müssen wir bis zu seiner Quelle hinaufsteigen. Diese liegt angeblich in dem sogenannten Drachensee oder Kara Kul des Kyzyl Yartgebirges im Westen, aus ihm soll unter dem Namen Yamen-Yar ein Fluß hervortreten, der als die eigentliche Quelle des Hauptstromes gilt. Mit dem Yamen-Yar vereinigen sich im weiteren Verlaufe der Kaschgar-Darja (in seinem Oberlaufe Kokſu genannt), der Yarkand-Darja, der Aksai und der Khotan, welche fünf Ströme man als die Quellarme des Hauptstromes betrachten muß, denn erst nach der Vereinigung derselben erhält der Strom den Namen Tarym. Sein ganzer Lauf beträgt in directem Abstande von seiner Quelle etwa 250 geogr. Meilen; in seinem Unterlaufe schwindet die Wassermenge und nur als mäßiger Fluß erreicht er den Steppensee Lop-Noor.

Aus China führt nur Eine Straße nach Osturkestan. Die von dort ausgehenden Karawanen versammeln sich in der Stadt Hung-Tschang-Fu, begeben sich dann nach Lan-tschen und der nur $5^1/_2$ Meilen entfernten Festung Dsa-jui-huan an der Großen Mauer; von dort aus kreuzen sie die Wüste Gobi und erreichen in der Oase Hami (Khami, Kamul) den Nordrand der Wüste und den Südabhang des Tian-Schan. In Kamul verzweigt sich die Straße in einen nördlichen und in einen südlichen Pfad. Der erstere führt am nördlichen Abhange des Tian-Schan nach der Dsungarei und an den Ili, der südliche dagegen läuft am südlichen Abhange des Tian-Schan durch die Städte Osturkestans über das Hochland Pamir nach dem westlichen Centralasien, zunächst nach Chokand und in das heutige russische Turkestan.

Kaschgarien hat vollständiges Continentalklima, doch erlaubt der warme Sommer trotz der hohen Lage den Anbau von Weizen, Gerste, Reis, Melonen, Wein und Obstbäumen der gemäßigten Klimate. Der Maulbeerbaum gedeiht und es wird viel Seide gezogen. Der Bergbau liefert Eisen, Kupfer und Zinstein (verschieden gefärbter Nephrit, der besonders in China gesucht ist). Die Thierwelt ist besonders durch Yak, wilde Esel, Moschusthiere und zahlreiche Raubthiere in den unbewohnten Landestheilen vertreten; selbst der Tiger kommt noch in den Dschangeln am Tarym vor und erreicht in Kaschgarien die nordwestliche Grenze seiner Verbreitung. Die Bewohner halten große Heerden von Schafen und Ziegen, aus deren Wolle, resp. Haar man Shawls anfertigt.

Ausfuhrartikel sind hauptsächlich Wolle und Rohseide. Zum Transport der Waaren dienen Esel und das zweihöckerige Kamel. Die Menge von Fischen, welche die Flüsse bergen, bilden das wichtigste Nahrungsmittel der Anwohner.

Wie in allen Ländern des Orients gehört auch in Kaschgarien eine Volkszählung zu den unbekannten Dingen; jeder Reisende gibt eine andere Bevölkerungsziffer für die Städte und das Land an; neuerdings schätzt man die Bevölkerung auf 580,000 Köpfe. Die Bevölkerung gehört theils dem türkischen Sprachstamme an, zu dem die Tataren, Uzbeken, Turkomanen und Karakirgisen oder Buruten zu rechnen sind, theils sind es zu den Iraniern gehörige Tadschik.

Das heutige Kaschgar, welches den Chinesen schon seit Anfang unserer Zeitrechnung unter dem Namen Sula bekannt war, ist eine wichtige Handelsstadt. Marco Polo hat seiner Zeit die Stadt besucht, der aber nicht viel Gutes von ihr zu sagen weiß. Der erste, der wieder nach Kaschgar gelangte, war Adolf von Schlagintweit, der dort von dem Fürsten Walli-Khan, der damals die chinesische Besatzung in Kaschgar belagerte, am 28. Aug. 1857 hingerichtet wurde.

Walichanow, welcher im Jahre 1858 dahin kam, und die Nachricht von dem Tode des deutschen Forschers nach Europa brachte, ist der erste, welcher über die Stadt selbst berichtet; er fand sie mit einer hohen Lehmmauer umgeben, an deren Ecken leichte Thürmchen chinesischer Architektur hervortreten. Schöne Gärten liegen ringsumher; es gedeiht dort Wein, verschiedenes Obst, Flachs, Hanf und besonders die Baumwolle.

Ueber der Stadt (welche nach neuesten Forschungen unter 76° 16′ östl. L. v. Greenw. und 39° 19′ 37″ nördl. Br. liegt) erhebt sich zunächst eine Felsenkette mit steilem Absturz nach Süden und Thälern, die sich in gleicher Richtung aufschließen. Im Nordosten sieht man absteis eine Kette vom Tian-Schan sich abzweigen, und dieses Schangebirge selbst erscheint am nördlichen Horizont auf etwa 16 Meilen Abstand. Sein Kamm verläuft ganz gleichförmig ohne hohe Gipfelerhebungen und tiefe Einsattelungen; auch scheinen nur sehr wenige Punkte dieser Schneekette sich von 5500 bis 5800 Meter zu erheben. Der Anblick ist übrigens nicht sehr labend, da gegen Süden jede Bewaldung fehlt und nur das nackte Gestein wahrnehmbar ist. Gegen Westen und Süden dagegen ist noch immer die prächtige Kyzyl-Yartkette, der Absturz der Pamirhochebene, in scharfgezeichneten Umrissen sichtbar.

Kaschgar, oder nach einheimischer Aussprache, Kaschkar, besteht aus der eigentlichen Stadt und dem etwa $^3/_4$ Meilen südlich gelegenen Fort oder der neuen Stadt Jany Schar; beide werden durch den Kyzyl-Darja oder Kaschgarfluß voneinander getrennt. Das Fort, von stärkerer Vertheidigungskraft als die Stadt, hat eine fast quadratische Form, doch sind die nördliche und die südliche Seite etwas länger. Die 12 Meter hohen Mauern sind von einem niedrigen Walle und einem trockenen Graben, $7^1/_2$ Meter tief und oben fast 12 Meter breit, umgeben. Das Hauptthor befindet sich in der Mitte der Nordseite, der Stadt gegenüber; die Ost- und Südseite haben zwar auch je ein Thor, in der Mitte durch Flankenwerke geschützt, aber beide sind geschlossen.

Außer den Bastionen und Thürmen an den Ecken sind am Nord- und Südwalle sechs, am Ost- und Westwalle vier Flankenwerke vorhanden, doch fehlen solche auf der 230 Meter langen Strecke zwischen dem östlichen Thore und der Nordostecke, und dies ist der schwache Punkt der Festung, da hier kein Flankenfeuer gegeben werden kann. Die Mauern bestehen durchweg aus Erde, sie haben ringsum Schießscharten für Flinten und Kanonen. Vom nördlichen Thore läuft die Hauptstraße durch die Mitte des Forts gerade von Nord nach Süd, während Nebenstraßen beiderseits zwischen die Häuser durch sich abzweigen. In der südöstlichen Ecke liegt eine große Moschee, deren Thurm und oberer Theil das Glacis beherrschen; in der Mitte der westlichen Stadt erhebt eine chinesische Pagode, jetzt in ein Wachthaus verwandelt, ihr Dach über die Mauer und beherrscht nach dieser Richtung das Nordterrain. Die Residenz der obersten Behörde besteht aus einem großen von hohen Mauern umschlossenen Gehege, das drei getrennte Höfe umfaßt, in deren innerstem der Palast oder Urdu des Königs steht.

Die Einwohner Kaschgars, welche wissen, daß sie an einer großen Handelsstraße liegen, beseelt ein reger Handelsgeist; auch werden bedeutende Pferdemärkte in der Umgebung abgehalten. So lange die Stadt sich im Besitze der Chinesen befand, wurde der Zugang zu derselben mit äußerster Strenge bewacht. Jedes einzelne Individuum mußte sich, ehe ihm der Eintritt gestattet wurde, einer sehr strengen Untersuchung unterwerfen ein Signalement wurde aufgenommen und sogar ein Bild angefertigt, wenn Zweifel vorhanden waren. Dolmetscher der verschiedensten Sprachen wurden bereit gehalten, um den Verkehr mit den Fremden zu erleichtern. Dieselben Bestimmungen galten natürlich auch für andere Städte in der Nähe der Grenze.

Die nächste Stadt von Bedeutung ist, auf dem Nordufer des Taryn, östlich von Kaschgar belegen, Utschturfan. Sie soll 10,000 Familien beherbergen, und ist Sitz einer Münzstätte, in der Mitte eines fruchtbaren Districts gelegen, der gegen Norden bis an die Berge reicht und fruchtbare Thäler mit reichen Weiden enthält, denen sich gegen Süden reiche Ebenen anschließen. Die Berge des Tian-Schan in der Nähe der Stadt sind reich an Mineralien, und das in Westchina gemünzte Kupfer kommt großentheils von dort. Außerdem aber findet sich daselbst das noch werthvollere Mineral Kohle, welches die Einwohner Tasch-Kümür nennen. Utschturfan erzeugt die feinste Ziegenwolle der Welt, sodaß im Vergleich zu ihr sogar die tibetanische Wolle grob und billig ist. Diese Wolle geht ausschließlich nach Kaschmir zur Shawlfabrikation; in Europa ist sie in unverarbeitetem Zustande vielleicht niemals gesehen worden.

Nicht minder bedeutend ist Akfu mit etwa 20,000 Familien. Die Umgebung ist fruchtbar, die Einwohner selbst sind kunstverständig, fertigen gute Baumwollen-

arbeiten, namentlich aber haben ihre Zäume und Sättel einen hohen Namen in ganz Turkestan und finden reichen Absatz.

Noch weiter gegen Osten liegt die reiche Festung Kutschе. Regen fällt in der Gegend nur selten, wenn aber die Felder richtig bewässert werden, gedeiht alles vortrefflich; in den nahen Bergen gewinnt man Kupfer, Schwefel und Ammoniak. Die Festung gilt für den Schlüssel Osturkestans von der chinesischen Seite her. An Städten nennen wir sonst noch Schayar, Bukur, Kurla, das fruchtbare Karaschar und die feste Stadt Turfan (nicht zu verwechseln mit dem obenerwähnten Utschturfan). Bei der festen Stadt Turfan macht sich die Nähe der großen mongolischen Wüste, die im Südosten beginnt, bereits fühlbar. Der Boden ist fett und fruchtbar, Baumwolle gedeiht hier auch noch, sowie Hülsenfrüchte, Korn, Hirse, Sesam, Melonen und besonders Weintrauben; daher ist es begreiflich, daß die Stadt auf 20,000 Einwohner geschätzt wird. Aber der Sommer ist sehr heiß und in der Nähe der Stadt wehen häufig starke Wirbelwinde, die alles mit sich fortreißen sollen. Im Süden von Turfan ist alles Wüste und kahle Steppe, in der nur wilde Kamele und wilde Pferde heerdenweise umherziehen.

Die bedeutendste Stadt ist Yarkand, da hier nicht blos die Handelswege aus Indien einmünden, sondern auch aus dem westlichen Turkestan eine Straße hierher führt. Die Stadt ist fest und mit einem 12—14 Meter hohen, armirten Walle umgeben, der fünf Thore hat und an den Ecken sowol wie in den Zwischenräumen durch flankirende Vorsprünge geschützt ist. Die Stadt mag nicht weniger als 40,000 Feuerstellen und 120,000 Köpfe zählen. Melonen- und Gemüsegärten mit kleinen Lauben, Hirse- und Weizenfelder breiten sich ringsum aus, durchzogen von Bewässerungskanälen, auch Gerste, Reis, Trauben und Aepfel gedeihen vortrefflich, ebenso trifft man Maulbeerpflanzungen, da hier viel Seide gezogen wird. Regen ist zwar selten, doch fehlt es nicht an Wasser.

Noch berühmter als Yarkand ist das östlich davon gelegene Khotan oder Eltschi, wie die Stadt jetzt genannt wird. Diese Stadt liegt an dem Karakasch, in dessen Nähe sich die Steinbrüche befinden, in welchen der in China unter dem Namen Yu so hoch geschätzte Nephrit gebrochen wird. Es gibt zwei Arten Nephrit: Bergjaspis (Koutscha) und Bischbargan. Einige wollen den Namen Kaschgar sogar von dem Jaspis (Gaschp) ableiten. Die Chinesen verfertigen aus demselben allerhand Luxusgegenstände. Die Umgebung von Eltschi ist nicht mehr so fruchtbar wie die Yarkands, doch sind alle Bedürfnisse in reichem Maße gedeckt; die Bewohner besitzen Weinberge und Gärten, sie bauen Flachs, Baumwolle, Hanf und Seide und treiben auch vielen Handel mit dem zwölf Tagereisen entfernten Yarkand. Die Einwohnerzahl mag 40,000 Seelen betragen. Seide, Filze, Teppiche und grobe Baumwollentücher sind die Haupterzeugnisse dieser großen Manufacturstadt. Etwas mehr denn eine Meile östlich von Eltschi beginnt die große Wüste Gobi mit ihrem Treibsande, der sich in ungeheuern, alles überwältigenden Wogen bewegt und der Sage nach einmal 360 Städte in 24 Stunden begraben hat. Alle Städte Kaschgariens sind von hohen Mauern umgeben, die nach oben spitz zulaufen; an den Thoren und in den Winkeln sind Contreforts angebracht. Die Straßen sind unregelmäßig und eng, nur in den Hauptstraßen kann eine zweiräderige Arba passiren. Die Läden, Garküchen, Badestuben u. s. w. sind offene Buden und befinden sich an den beiden Seiten der Hauptstraßen, d. h. derjenigen, welche von den Stadtthoren nach dem großen Marktplatze im Mittelpunkte der Stadt führen. *(R. Oberländer.)*

KASCHIN, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Twer, 208 Kilom. nordwestlich von Twer an den Flüßchen Kaschinka, Masljanka und Wonza. Der Name Kaschin findet sich in den russischen Chroniken schon im J. 1238 zur Zeit der Mongolenherrschaft in Rußland. Im J. 1319 wurde Kaschin ein selbständiges Fürstenthum, 1327 wurde es von den Tataren verwüstet, 1382 dem twerschen Fürstenthume und 1486 dem moskowitischen Großfürstenthume einverleibt. Die Befestigungswerke der Stadt existirten noch im 16. Jahrh. und wurden im J. 1661 von dem Zaren Alexei Michailowitsch erneut. Von ihnen haben sich bisjetzt nur noch zwei Erdwälle mit den sie umgebenden Gräben erhalten. Seit 1708 dem ingermanschen Gouvernement, seit 1732 dem Gouvernement von Moskau zugeschrieben, wurde Kaschin im J. 1775 zur Kreisstadt des Gouvernements Twer erhoben. Kaschin enthält 7516 Einwohner, 1200 Häuser, 25 Kirchen, 3 Klöster, 1 Kreisschule, 2 Elementarschulen, 1 Kranken- und 1 Findelhaus, 3 Tabaksfabriken, 6 Färbereien, 5 Ziegelbrennereien, 1 Branntweinbrennerei, 1 Bier- und 1 Methbrauerei. Die Kaschiner Kaufleute treiben bedeutenden Handel mit Getreide, das sie in den südlichen Gouvernements aufkaufen und nach Petersburg führen. Der jährliche Handelsumsatz beläuft sich auf eine Million Rubel. Branntwein wird jährlich für ca. 600,000 Rubel ausgeführt. Weniger bedeutend sind die zwei Jahrmärkte in der zweiten Woche der großen Fasten und in der neunten Woche nach Ostern (13,000 Rubel). In der Auferstehungskirche wird eine Altardecke der Großfürstin Anna aufbewahrt, die von den Töchtern des Czaren Alexei Michailowitsch gestickt ist. *(A. v. Wald.)*

KASCHIRA oder Koschira, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Tula, 118 Kilom. von der Gouvernementsstadt gleichen Namens, am rechten Ufer der Oka, einem Nebenflusse der Wolga. Die heutige Stadt Kaschira verdankt ihre Existenz dem Zaren Michail Fedorowitsch (17. Jahrh.), der den Befehl gab, das alte am linken Wiesenufer der Oka gelegene Kaschira sechs Kilom. weiter an das entgegengesetzte rechte rjasanische Ufer überzuführen. Das alte Kaschira war früher häufig den räuberischen Ueberfällen der krimschen Tataren ausgesetzt, daher es 1531 mit einem Erdwalle und hölzernen Thürmen umgeben wurde, von denen jedoch gegenwärtig keine Spuren mehr vorhanden sind. Das jetzige Kaschira hat 7 Kirchen, 117 Kaufläden, 23 Einkehrhäuser, 1 Kreis- und 1 Elementarschule, 1 öffentliche Bank

und 3873 Einwohner. Die Fabrikthätigkeit ist seit dem Eingehen der großen Popowschen Tuchfabrik in Verfall gerathen. Gegenwärtig gibt es in der Stadt nur 3 Talglichtfabriken, 2 Gerbereien, 1 Essigfabrik, 1 Bierbrauerei, 1 Malzdarre und 2 Ziegelbrennereien, deren jährlicher Umsatz die Summe von 30,000 Rubeln nicht übersteigt. Die Kaufleute treiben Handel mit Getreide und Vieh nach Moskau hin. Fünf Jahrmärkte finden statt: am 23. April, am Himmelfahrtstage, am 10. Freitage nach Ostern, am 15. Sept. und am 1. Oct. Auf den drei ersten wird Vieh, auf den zwei letzten Getreide zum Verkauf gebracht. In dem bei der Stadt befindlichen Hafen werden jährlich Waaren für 34,000 Rubel eingeladen und sieben Holzflöße expedirt. In dem Kreise von Kaschira ist eine Tuchfabrik mit einer jährlichen Production im Werthe von 110,000 Rubeln. *(A. von Wahl.)*

KASCHMIR und DSCHAMMU (Jummoo) ist ein mit der Pandschâb-Regierung des nordwestlichen Ost-Indiens politisch verbundener Staat der Eingeborenen unter dem Maharadscha (d. i. Großfürst), ehemals Ghulab Sinh, jetzt Ranbhir Sinh. Es liegt zwischen 32° 17′ und 36° 58′ nördl. Br. und zwischen 91° 6′ und 98° 10′ östl. L. von Ferro, und ist 3242,8 geogr. □Meilen = 178,558 □Kilomet. groß, also etwa halb so groß wie der preußische Staat, 1875 mit etwa 1,600,000 Bewohnern. Kaschmir grenzt im Norden an unabhängige Gebirgsstaaten und das Karakoram-Gebirge; im Osten an das chinesische Tibet; im Süden und Westen an die Pandschâb-Districte und das Hazara-Land. Es gehört dazu außer dem eigentlichen Kaschmir das Stammland des Herrschers, nämlich Dschammu, ferner Ladakh oder Mittel-Tibet, Balti oder Klein Tibet und Ghilgit. — Dschammu hat ungefähr die Größe der Provinz Brandenburg, 725,7 geogr. □ Meilen oder 39,957 □Kilomet., mit 861,075 Bewohnern, von denen 437,274 Hindus sind, 337,544 Mohammedaner und 86,257 andern Glaubens; es zerfällt in sieben Zilahs oder Districte: Dschammu, Jasrota, Minawar, Nauschahra (Radschauri), Riasi, Ramnagar und Udampur, das nahe die Hälfte des Ganzen, mit etwas mehr als $^1/_{10}$ der Bewohner, ausmacht. Das Land liegt südlich von Kaschmir, in den Vorbergen des Himalaja; diese Gegend heißt auch Dugar und ist bewohnt von den Dogras, welche Brahmanen, Radschputen und andern Kasten angehören; westlicher, zwischen Tschinab und Dhilam, sind die Tschibhalis mohammedanisirt, sonst aber von derselben Rasse. — Das eigentliche Kaschmir oder Suba, zu welchem auch die ehemals selbständigen Länder Radschauri, Kischtwar, Bhimber im Süden, und die Radschaschaft Pönsch-Kassali, Kahaura, Daraur, Sati und ein Theil von Dardu im Westen gehören, hat etwa die Größe von Steiermark, nämlich 408,7 geogr. □Meilen oder 22,505 □Kilomet., mit 491,846 Bewohnern und zerfällt in die Districte: Sirenagar 183,766 Bewohner, Islamâbad 53,861 Bewohner, Schapehan 54,522 Bewohner, Patan 50,084 Bewohner, Kamradsch 79,276 Bewohner, Muzafarâbad 70,337 Bewohner; mit den Städten: Pampur 2092 Einwohner, Bitsch-Bihara 2262 Einwohner, Islâmabad 5656 Einwohner, Schapeyan 2353 Einwohner, Sopur 3973 Einwohner, Baramula 4444 Einwohner. Von den Bewohnern sind 66,856 Hindus, 499,330 Mohammedaner, 3226 andern Glaubens. Das 151 geogr. □Meilen große Tschamba mit 130,000 Einwohnern, östlich von Dschammu (Hauptort Tschamba) ist nach von Schlagintweit seit 1845 als Provinz von Kaschmir anerkannt.

Außenliegende, mehr selbständige Gouverneurschaften sind: Ladakh (fast ganz zollfrei), im Osten von Kaschmir, zerfallend in Central-Ladakh, Nubra, Zansthar, Rupschu, Purik, Rong, d. h. tiefes Thal, dessen äußerstes östliches Ende Hanle ist; ehemals auch das jetzt britische Spiti, 70 geogr. □Meilen. Es hat die Größe der Provinzen Preußen nebst Reg.-Bez. Bromberg, nämlich 1328,3 geogr. □ Meilen oder 73,138 □Kilomet. mit 20,621 Bewohnern (15 auf einer □Meile), die fast sämmtlich Buddhisten sind. — Balti, im Norden von Kaschmir, zerfallend in Zansthar, Kargil, Dras oder Hembabs, Suru-Kartse und Skardo, hat etwa die Größe des Königreiches der Niederlande, nämlich 611,7 geogr. □Meilen oder 33,684 □Kilomet. mit 58,030 Bewohnern, die fast sämmtlich Mohammedaner sind. Der westlichste Theil von Baltistan oder aller tibetischen Länder ist Hazora oder Asor, im Dard-Himalaja. — Ghilgit, von der Größe Corsicas, nämlich 68,4 geogr. □Meilen oder 9273 □Kilomet. mit 25,834 Bewohnern. Von 104,485 Bewohnern Ladakhs, Baltistans und Ghilgits sind 2569 Hindus, 81,662 Mohammedaner und 20,254 Buddhisten.

Im 14. Jahrh. n. Chr. wurde in Kaschmir der Mohammedanismus eingeführt, während der Regierung Schams-ud-din's. Im J. 1586 eroberte Akbar das Land und es wurde ein Theil des Mughalreiches. Im J. 1752 wurde es durch den Afghanen Achmed Schah, den Gründer der Durrani-Dynastie, unterworfen und blieb bis 1819 unter afghanischer Herrschaft, die dasselbe zu Grunde richtete, bis es von den Sikhs erobert ward. Von da an regierte dasselbe ein vom Maharadscha des Pandschâb ernannter Gouverneur bis zum Sikh-Kriege 1845. Ghulab Sinh, anfangs ein Reiter des Maharadscha Randschit Sinh, stieg durch seine ausgezeichnete Führung zur Stelle eines unabhängigen Befehlshabers auf und erhielt das Fürstenthum Dschammu zu Lehn, von wo aus er angeblich namens des Lahore-Staates seine Autorität bald über die benachbarten Fürsten und gelegentlich bis nach Ladakh hinein ausdehnte. In der Revolution, welche dem Ausbruche des Satledsch-Krieges vorausging, war er erwählter Minister des Khalsa, und nahm wichtigen Antheil an den Verhandlungen, welche auf die Schlacht von Sabraon folgten. Das Resultat war, daß er im Stande war, seine Macht durch einen Sondervertrag mit den Briten zu Amritsar, März 1846, zu sichern, in welchem er gegen eine Zahlung von 75 Lakh Rupien oder 15 Millionen Mark im Besitze des Staates bestätigt ward, welchen er als Lehn von den Sikhs innegehabt hatte. Damit erkannte er die Oberhoheit der britischen Regierung an, mußte deren Entscheidung

bei allen Streitigkeiten mit Nachbarstaaten einholen, und den Briten nach Erforderniß Truppen stellen. Er sendete demnach Truppen und Artillerie, welche mit den Briten gegen Dehli während des Aufstandes von 1857 kämpften. Ghulab Sinh starb im August 1857 und ihm folgte sein ältester Sohn, der gegenwärtige Maharadscha Ranbhir Sinh, etwa 1832 geboren, seiner Kaste nach ein Dogra Radschput. Die Person des Maharadscha von Kaschmir wird mit 21 Kanonenschüssen begrüßt und ihm ist das Adoptivrecht gegeben. Er zahlt der britischen Regierung einen jährlichen Tribut von 1 Pferde, 12 Schalziegen und 3 Paar Shawls. Die Armee des Staates besteht aus etwa 19,000 Mann, einschließlich 5000 Mann irregulärer Truppen, mit 16 Batterien, wovon zwei reitende; die Cavalerie, welche hauptsächlich als Escorte von Sr. Hoheit dient, steht meist bei Dschammu und besteht aus zwei Regimentern. Die britische Regierung schenkte dem Maharadscha neuerlich eine Batterie Gebirgsartillerie, und bei Gelegenheit des Dehli Darbar im Jan. 1877 wurde er zum General der britischen Armee und zum Rath der Kaiserin ernannt.

Kaschmir ist ein Thal von elliptischer Gestalt, umgeben von hohen Gebirgen, welche dasselbe vollständig von den Nachbarländern scheiden, und liegt zwischen 33° 15′ und 34° 35′ nördl. Br. und zwischen 91° 50′ und 93° 20′ östl. L. Einschließlich der Berggehänge mögen es 10,000 □Kilom. sein. Die Alluvialebene, welche die Mitte einnimmt, kann nur gegen 5000 □Kilom. oder 91 geogr. □Meilen groß sein (Größe der Landdrostei Hildesheim); diese wird vom Jhilam und dessen zahlreichen Zuflüssen durchschnitten, und ihre von Nordwest nach Südost gerichtete Längsachse mag 135, ihre kleine Achse 30 bis 40 Kilom. (18 und 4 bis 5,5 geogr. Meilen) lang sein; ziemlich in der Mitte lieg tdie Hauptstadt Srinagar in 4827 paris. Fuß = 1568 Met. Höhe. Offenbar ist das Thal einst ein See gewesen; infolge von Erderschütterungen hat sich an der nordwestlichen Seite eine Lücke im Gebirge gebildet, die Enge von Baramula, durch welche das Wasser abgeflossen ist und durch welche noch jetzt der Jhilam seinen Ausgang findet. Längs des Fußes der Gebirge ziehen sich ausgedehnte, erhabene Flächen hin, Karewas oder Wudars genannt, meist aus Lehm bestehend und Reste von Süßwasserfischen und Mollusken enthaltend; Schluchten von 30 bis 100 Mt. Tiefe trennen dieselben voneinander, hier und da auch vom Gebirge. Wo deren Oberfläche bewässert ist, ist der Boden fruchtbar; wo dieser nur auf den Regen angewiesen ist, da kann die Ernte nur prekär sein. Die Abhänge der Gebirge sind unten theils cultivirt, theils Grasboden, theils mit Cedern und anderen Pinusarten bestanden. Die untersten Karewasschichten hält man für gleichalterig mit den obersten Siwalikschichten.

Die hohen Gebirge im Umringe sind im Norden in den Drawarbergen und an der Nordostseite am höchsten; sie sind fast acht Monate hindurch mit Schnee bedeckt und enthalten hier und da große Gletscher. Der höchste bekannte Gipfel im Norden ist der Haramuk, 4882 Mt. oder 15,029 paris. Fuß oder 16,015 engl. Fuß, in der Panschalkette der Muli, 4557 Mt. oder 14,028 paris. Fuß oder 14,925 engl. Fuß und der Ahertatopa 3975 Mt. oder 12,237 paris. Fuß oder 13,042 engl. Fuß. Im Süd-Westen bilden die aus dunkeln Schiefern bestehenden Rattan-Pir-Kette und die durch den Pönschfluß davon getrennte Pir-Panschalkette (mannichfaltige Schiefer, Glimmerschiefer und Feldspatgesteine), 4270 Mt. oder 13,150 paris. Fuß hoch, auf 18 geogr. Meilen Länge die Grenze gegen das Pandschâb; im Süden sind die Gebirge weniger als 3000 Mt. hoch. Der herausführenden Pässe sind nach Abul Fadzel 26, nach Hügel 12, nach Vigne 20; die hauptsächlichsten sind: im Nord-Westen Baramula und Pönsch, im Süd-Westen Pir-Pandschâl 3472 Mt., im Süd-Osten der Banihal 3422 Mt., im Nord-Osten der Drâs 3445 Mt.; keiner dieser Pässe ist fahrbar, nur für Reiter praktikabel; im allgemeinen sind sie 3 bis 5 Monate im Jahre wegen des Schnees ungangbar. An der Nordseite des Thales sind die Gebirgsabhänge wild und erhaben, in schroffen Abstürzen zu ungeheuerer Höhe aufsteigend, längs deren kahlen Wänden die Gebirgswässer in langen Kataraktten herabstürzen; auf der Südseite sind die Abhänge sanfter und länger, und dort ist das Thal besonders schön.

Der Hauptfluß ist der das Thal durchschneidende Jhilam, welcher aus der Vereinigung des Arpat, Bring und Sandaram entsteht und im Süd-Osten des Thales entspringt. Er empfängt zahlreiche Zuflüsse. Rechts mündet in ihn von Nord-Osten her der Liddar bei Islamabad, der kleine Sind von Osten, gegenüber von Schadipur, und der Pohrn, der bei Sopur mündet. Links empfängt er die vereinigten Gewässer des Veschan und Rembiâra bei Murhama, den Ramschuat Karkarpur und die Dudh Ganga bei Srinagar. — Die Kischen-Ganga oder Krischna, welche ihre Quellen an den Rändern des Deosai-Plateaus und im Tilailthale hat, ist ebenfalls ein ansehnlicher Strom; sie fließt in nord-nordwestlicher Richtung bis in die Nähe von Schardi, wo sie sich nach Südwesten wendet und gerade unterhalb Muzaffarabad in den Jhilam geht. Der Maru Wardwânfluß, der das Thal desselben Namens entwässert, fließt nach Süden und mündet in den Tschinab oberhalb von Kistawâr. Der letztere durchschneidet Kistawâr und Badrawâr und betritt die Ebenen einige Kilom. westlich von Dschammu. Von allen diesen Flüssen ist nur der Jhilam schiffbar auf etwa 13 geogr. Meilen von Islamabad bis Baramula.

Ueber den Jhilam führen innerhalb Kaschmirs 13 Brücken, sogenannte Cadals, von besonderer Construction; sie bestehen alle aus Deodarholz und ruhen auf Pfeilern im Flusse. Solche von nur Einer Spannung sind häufig ziemlich lang, und wenn sie gut gebaut sind, so halten sie 30 bis 40 Jahre. Zunächst von Wichtigkeit sind die Seil-Hängebrücken, oft auch von ansehnlicher Länge; deren gibt es zwei Arten, die Tschika und die Jhola. Die Tschika besteht einfach aus 6 oder 8 dicken Tauen, welche zwischen zwei rohen Pfeilern an beiden Seiten des Stromes gespannt sind. Längs ihrer gleitet ein Ring

aus Holz, gebildet aus dem Querschnitte eines Baumes, etwa 2 Fuß lang und von 1 Fuß Durchmesser, der mittels eines daran befestigten Taues hinüber- und herübergezogen wird, das in Zwischenräumen von etwa 20 Fuß mittels starker Rohrringe mit dem gespannten Taue verbunden ist. An dem Schieber ist eine Schleife aus Stricken befestigt, durch welche der Reisende seine Beine steckt, mit den Händen hält er sich am Stricke, um in sitzender Stellung zu bleiben. Es sieht gefährlich aus, ist aber eine völlig sichere, obwol langwierige Operation. Gepäck wird in derselben Weise hinübergeführt, auch Schafe und Ziegen, selbst Kühe. Eine Jhola besteht aus einem starken Taue von 5 oder 6 einzelnen Strängen, die zwischen Pfeilern gespannt und beiderseits sicher befestigt sind. Dies bildet den Fußpfad, und etwa 3 Fuß darüber befindet sich auf jeder Seite ein Leittau, welches der Passagier erfaßt, um seine Füße auf der Brücke zu erhalten. Die Leittaue werden an ihrer Stelle erhalten, indem sie in Zwischenräumen an den Enden von gegabelten Zweigen, ähnlich dem Hühnerbrustknochen, befestigt sind. Manche dieser Brücken schwingen unter der Last des Passagiers bedeutend hin und her und man bedarf für den Uebergang guter Nerven. Die Taue werden aus Hanf oder Weiden- oder Birkenzweigen gefertigt und jährlich, oder so oft es nöthig ist, erneuert.

Der Fluß ist in der Hauptstadt etwa 80,5 Met. breit und seine Tiefe beträgt im Sommer etwa 5,5 Met. Seine Ufer waren ehemals mit langen Kalksteinblöcken eingefaßt, hier und da von großer Dimension; aber ein großer Theil der Einfassung ist zerfallen und fortgeschwemmt. Noch bestehen manche schöne Stein Ghats oder Landungstreppen, und die Stadt durchschneiden verschiedene Kanäle, namentlich der Sunt-i-kul, der Kuti-kul und der Nali-mar. Auch den Boden ringsum durchzieht ein Labyrinth von Kanälen. Um die Nothwendigkeit zu vermeiden, den gefährlichen Wularsee zu durchfahren, durch welchen der Jhilam fließt, hat man einen Schiffahrtskanal schon in früher Zeit angelegt, um Sopur mit Srinagar zu verbinden. Die Bewässerungskanäle sind zahlreich; die wichtigsten derselben sind der Schahkul Kanal im Khanparadistricte, und der Naindi- und Nimnar-Kanal bei Islamabad.

Auch die Seen sind zahlreich, sowol im Thale selbst als auf den umliegenden Bergen. Im Thale sind die Hauptseen: der Dal oder „Hauptstadtsee", im Nordosten von Srinagar, steht mit dem Jhilam durch einen Kanal, den Tsont-i-kul oder Apfelbaumkanal, in Verbindung, welcher gegenüber vom Palaste einmündet. Der Anchar liegt nordöstlich von Srinagar und ist mit dem Dal mittels des Nali-mar verbunden, der bei Schadipur in den Sindfluß fließt. Der Manasbal, angeblich der schönste See in Kaschmir, ist dem rechten Ufer des Jhilam nahe, 2,4 Kilom. lang und 0,6 Kilom. breit und sehr tief. Der größte ist der Wular; seine größte Breite ist 2,4 Kilom., ungerechnet die Marschen am Südende; äußerste Länge 16 Kilom., Umfang fast 48 Kilom., ungefähre Tiefe 3,66 Met., tiefster Theil 4,9 Met. Der Jhilam fließt an der Ostseite nahe der Mitte des Sees ein, und verläßt denselben an dem Südwestende als schöner Strom von ungefähr 183 Met. Breite. Wie jeder andere von Bergen umgebene See unterliegt der Wular plötzlichen und heftigen Orkanen, welche über ihn hinfegen. Unter den Gebirgsseen sind: der Konsa-Nag, auf der Höhe der Pir-Panschalkette; der Schischa-Nag, im obern Theile des Liddarthales; der Gangabal-Nag und Sarbal-Nag auf der Höhe des Haramuk.

Eisen, aber kein gutes, ist viel vorhanden; eine Kupfermine soll im Gange sein; auch Blei und Kohlen hat man gefunden; der Jhilam führt ein wenig Gold. Schwefelquellen sind häufig. Im J. 1828 zerstörte ein Erdbeben in Srinagar 1200 Häuser und es kamen an 1000 Personen um; auch in neuester Zeit wiederholen sich die Stöße, und vor 200 Jahren waren sie häufig. Vor einigen Jahren wurde im Nordwestende des Thales, bei Sogam, der Boden so heiß, daß der Sand geschmolzen sein soll.

Das Klima ist in verschiedenen Gegenden verschieden. Auf den Gebirgen ist es außerordentlich streng, während es im Thale gemäßigt ist, zwischen dem von Europa und dem der indischen Ebene. Die Jahreszeiten treten etwa ebenso ein wie in England. In den höheren Theilen des Thales ist das Klima von Anfang Mai bis Ende October mild und sehr gesund und für den Europäer fast ebenso stärkend wie das von England. Bei der hohen Lage des Thales ist der Winter natürlich streng und zwar hier, in der Breite von Sicilien, ansehnlich strenger als in England. Am heißesten sind Juli und August; bisweilen ist dann die Luft drückend, namentlich einen oder zwei Tage vor dem Regen, welcher oft in Begleitung von Gewittern fällt; am kältesten sind December und Januar, wo die Morgentemperatur im Thale etwas unter 0 ist; Eis bedeckt alsdann stets die Seen bis weit vom Ufer, und etwa einmal in 7 oder 8 Jahren ist der Jhilam selbst bei Srinagar zugefroren. Von Schlagintweit gibt für 1856 die mittlern Monatstemperaturen für Srinagar folgendermaßen an: Jan. 4,44, Febr. 7,22, März 10, April 13,33, Mai 15,56, Juni 21,11, Juli 22,78, Aug. 21,67, Sept. 17,22, Oct. 13,89, Nov. 12,22, Dec. 5,56° C. Periodische Regen, wie in Hindustan, fallen nicht; und obwol der jährliche Regenfall auf den Gebirgen sehr groß sein muß, so überschreitet der im Thale schwerlich im Jahre 457 oder 508 Millim. Zu Ende März und zu Anfang April leidet das Thal unter häufigen und plötzlichen Stürmen, begleitet von Hagel und Regen; während April und Mai sind Frühlingsschauer häufig. Auch im Juni und September sind heftige Regen nicht selten und gelegentlich im Juli und August. Im allgemeinen aber ist die Luft von Kaschmir merkwürdig wegen ihrer Stille. Mitte November beginnen Nachtfröste; Ende November fallen die Blätter und die Vegetation stirbt, ein dichter Nebel deckt das Thal und Dampfwolken steigen aus Fluß und Seen auf; der Nebel wird endlich so dicht, daß man um Mittag, bei wolkenlosem Himmel, in 1,5 Kilom. Entfernung nicht einen Gegenstand sehen kann. Diese düstere Beschaffenheit der Luft

reicht etwa bis zu einigen 60 Met. Höhe, und wer dann die Berge hinansteigt, sieht die Schneegipfel in vollem Glanze und die Sonne klar am wolkenlosen Himmel, aber das Thal mit tiefer Finsterniß bedeckt. Der erste Schneefall stellt die Klarheit der Luft wieder her. Dieser Fall geschieht auf den Bergen gewöhnlich zu Anfang November, aber er ist leicht und bald von der Sonne wieder beseitigt; der schwere Fall beginnt um Mitte December, und der Schnee liegt alsdann etwa zwei Fuß tief bis zur Mitte Aprils. — Malaria herrscht überall im Thale und Fieber und Brustaffectionen sind sehr gewöhnlich; aber die andern Krankheiten Indiens treten selten auf. Nicht selten sind die Kinderpocken und die Cholera. In vielen Dörfern leiden die Bewohner am Kropf. Gewöhnlich sind auch Skrofeln, Phthisis, Elephantiasis und Syphilis.

„Alle Reisenden, welche Kaschmir besucht haben, sind entzückt von der wundervollen Schönheit der Landschaften im «glücklichen Thale», wie es die Europäer benennen, eine Benennung, welche die persischen und indischen Dichter noch steigern, die es «das Meisterwerk des Schöpfers» nennen. In der That gibt es wenige Stellen auf der Erde, welche mit ihm verglichen werden könnten. Auf allen Seiten von einem imposanten Gürtel von Gebirgen umgeben, deren Gipfel ewiger Schnee bedeckt und die mit einem dunkeln Mantel von Grün bekleidet sind, breitet das Thal unter dem herrlichen Himmel Indiens seine lachenden Landschaften aus, seine schönen, mit blühenden Bäumen bedeckten Ebenen, seine reizenden, von zahlreichen Strömen durchzogenen Thäler, die sich zu großen Wasserflächen erweitern oder von Fels zu Fels rauschen, seine blauen Seen, die lange Reihen von Pipals, den Pappeln Indiens, einfassen. Nirgends hat die Natur auf einen so engen Raum glänzendere und großartigere Contraste gehäuft. Aber um in dieses Eden einzudringen, muß der Reisende dem Schnee und den Gletschern trotzen, von denen er durch düstere und majestätische Wälder bis zur Ebene herabsteigt, wo die Mannichfaltigkeit der Aussichten, die Fülle der Früchte und Blumen sein Auge in jedem Augenblicke entzücken."

Die Flora von Kaschmir ist der von Europa sehr ähnlich. Unter den Bäumen verdient zuerst die Deodar- oder Himalajafichte (Cedrus deodara) Erwähnung. Sie wächst zwischen 2100 und 3600 Met. Höhe über dem Meere; an den für sie geeignetsten Orten erreicht sie 30 bis 60 Met. Höhe und einen Umfang von 7 bis 13 Met. Die Deodarwälder sind ausgedehnt und von großem Werthe. Die Wälder enthalten hier von andern Bäumen die Yar (Pinus longifolia), die am weitesten verbreitete Pinusart. Auch gibt es noch zwei Pinus, einschließlich der Chil (P. excelsa), und eine Fichte. Taxus baccata ist häufig. Die Ulme findet man vielfach, und ein Sandelwald soll sich im Kutihar-Districte befinden. Die Cypresse ist in Gärten gewöhnlich, und die Platanus orientalis wahrscheinlich nirgends häufiger oder üppiger als in Kaschmir. Pappeln und eine Art von wilder Kastanie erreichen große Höhe und Ueppigkeit. Zwei Arten von Weiden wachsen im Thale, und der Ahorn und Crataegus oxyacantha sind häufig. Birke und Eller finden sich in großen Höhen. Wachholder und Rhododendron wachsen in den Gebirgen in 3500 Met. Höhe, und Rosen, wild und cultivirt, blühen in verschwenderischer Fülle. Ueberhaupt sind die Blumen sehr zahlreich. Den Crocus cultivirt man zur Gewinnung des Safrans, der zur Speise und als Medicin verwendet wird. Jährlich sollen 1600 Pfd. Safran nach Ladakh ausgeführt werden. Die Fruchtbäume von Kaschmir sind Aepfel, Birnen, Quitten, Pfirsich, Aprikosen, Pflaumen, Mandeln, Granaten, Maulbeeren, Wallnüsse, Haselnüsse und Melonen. Stachelbeeren, Johannisbeeren ꝛc. wachsen wild. Es sollen mindestens sechs Arten von Weinreben vorhanden sein, aber die Weinbereitung ist schlecht. Weder Orange noch Citrone, noch irgendeine andere Citrusart kommt in Kaschmir zur Reife, da der intensiv kalte Winter ihnen schädlich ist. Die ausgezeichneten Gemüse sind sehr mannichfaltig und wachsen in Fülle. Hügel nennt 15 in Europa unbekannte Arten. Alle unsere Gartengemüse gedeihen in ausgezeichnetster Art und in jeder Menge. Die schwimmenden Gärten von Kaschmir sind so absonderlich, daß sie einer Erwähnung verdienen. Dieselben sind auf dem Stadtsee häufig, wo sie überreiche Ernten der herrlichsten Gurken und Melonen liefern. Um diese Inseln zu bilden, wählt man einen flachen Theil des Sees, wo derselbe mit Schilf und andern Wasserpflanzen überwachsen ist; diese werden etwa in zwei Fuß Höhe über dem Wasser abgeschnitten und alsdann dicht an einandergepreßt, ohne sie in der Stelle zu stören, an welcher sie wachsen. Damit werden sie fast bis zur Oberfläche hinabgebracht, die abgeschnittenen Theile werden oben darüber gebreitet und mit einer dünnen Schicht von Schlamm bedeckt, welcher dem Boden entnommen wird. Auf die so gebildete Fläche stellt man nun dicht aneinander kegelförmige Haufen von Kraut, etwa zwei Fuß hoch und zwei Fuß im Durchmesser, deren jeder oben eine kleine, mit frischem Schlamme gefüllte Vertiefung hat. In jede dieser Vertiefungen setzt man drei Gurken- oder Melonenpflanzen, und nun hat man nichts zu thun, als das Product zu ernten, welches stets schön und reichlich ist. Jedes Beet wird an seiner Stelle erhalten mittels eines Weidenstacketes, das in den Boden getrieben ist. — Ein höchst werthvolles Product der uncultivirten Vegetation ist die Singhára, Trapa bispinosa, oder gehörnte Wassernuß. Sie wächst auf dem Boden des Wularsees in solcher Fülle, daß, wie man sagt, jährlich 60,000 Tons gewonnen werden, welche fast die einzige Nahrung von mindestens 30,000 Personen für fünf Monate im Jahre ausmachen. Sie reifen im October. Die Nuß wird getrocknet und dann zu Mehl vermahlen, aus welchem man Kuchen macht.

Von wilden Thieren finden sich Bären in allen Theilen von Kaschmir, und obwol sie viel weniger zahlreich sind als ehemals, sind sie doch noch sehr häufig. Wenn sie nicht angegriffen werden, pflegen sie den Menschen nicht zu belästigen. Von der braunen

oder rothen Art, welche zwischen 1,- und 2,1 Met. lang ist, finden sich zwei Varietäten, nämlich der Ursus isabellinus in den niedern Gebirgsketten und der Ursus arctus in den höheren. Der schwarze Bär, Ursus tibetanus, obwol kleiner als der braune, ist viel gefährlicher und findet sich meist weiter unten. Beide Arten sind hauptsächlich pflanzenfressende, nehmen aber auch Fleisch. Leoparden finden sich rings im Kaschmirthale, aber sie hausen hauptsächlich in den Grasgründen, wo sie bisweilen große Verheerungen unter den Rindern anrichten. Die Unze, der weiße oder Schnee-Leopard ist in Tilail vorhanden. Der Barásúnha oder große Hirsch findet sich überall in der Panschalkette, ausgenommen nach den Ebenen hin. Man trifft ihn indeß gewöhnlich erst Mitte September, obwol er auch gelegentlich Mitte August mit vollentwickeltem Geweihe gesehen wird. Hindus und Mohammedaner essen das Hirschfleisch. Der Gural oder die Himalajagemse findet sich ebenfalls in der Panschalkette, auch in Kistawár. Der Steinbock lebt in den nördlichen Theilen von Kaschmir; er ist größer als der europäische und seine Hörner sind länger, mehr gekrümmt und mehr zugespitzt. Der Khakar oder das bellende Reh findet sich gewöhnlich nur an den südlichen und westlichen Gehängen der Panschalkette. Der Markhor oder Schlangenfresser ist eine Art von Riesenziege; er wandert und findet sich im ganzen Pir-Panschal bis jenseit des Baramulapasses und auf den Gebirgen zwischen dem Jhilam und Kischen-Ganga. Das Moschusthier lebt in den Birkenwäldern in allen Theilen Kaschmirs in gewisser Höhe. Der Sarrau oder Buz-i-kohi, die Bergziege, und der Thar, eine andere Art, finden sich auf der Panschalkette. Wölfe sind zahlreich in den Gebirgen und schaden oft den Schafheerden; im Thale selbst sieht man sie nicht oft. Affen sind im untern Theile des Kischen-Gangathales häufig; Füchse und Schakals sind zahlreich, von ersteren nicht die kleine graue, hindustanische Art, sondern eine große und vollgeschwänzte wie der englische Fuchs. Eine Art von Murmelthier, Drum oder Pua genannt, findet sich mitten in den Felsen in großer Höhe; es ist so groß wie ein Fuchs, von dunkelgelblicher Farbe, mit lohfarbenem Bauche, Kopf Rücken und Schwanz mit einem dunkleren Streif, schon in bedeutender Entfernung unterscheidbar. Dies Thier wird häufig eine Beute der Adler; bei nahender Gefahr stößt es einen schrillen Schrei aus. Den Otter trifft man häufig in den Flüssen, und ihr Fell wird hochgeschätzt. Das Stachelschwein lebt in Kistawár. Wenige Reptilien finden sich in Kaschmir; giftige Schlangen sind selten, obwol die Cobra gesehen worden ist. Die Raubvögel sind zahlreich; namentlich gibt es verschiedene Arten von Adlern, Geiern, Falken und Habichten. Viele Arten von Jagdvögeln finden sich. Die schwarze, Chikor, graue und Schneeart vom Rebhuhne trifft man in vielen Theilen. Von Fasanenarten finden sich der Argus, Munal, Kallich, Koklas und andere. Die gewöhnliche Wachtel, die Haarschnepfe und Schnepfe trifft man. Wasservögel jeder Art sind im Winter häufig. Sie kommen vom Yarkhönd und aus Centralasien, um der Kälte der nördlicheren Gegenden zu entgehen, und ziehen mit dem Frühlinge wieder fort. Schwarze Blaßhühner, Moorhennen, Wasserhühner und Meerschwalben sind im Herbste und Winter stets zu finden. Reiher sind häufig. Der Sarus oder Riesenkranich wird oft in den Marschen gesehen, sowie eine kleine Art von Pelikan. Die Bulbul oder Nachtigall von Kaschmir, eine besondere Art, ist der echten europäischen im Schlage weit untergeordnet. Der Kukuk, die Mäina und der Wiedehopf sind gemein. Der Papagai ist nicht im Thale einheimisch, aber der goldene Oriol wird häufig angetroffen. Fliegen, Sandfliegen und Moskiten sind häufig und quälend, besonders im August und September.

Durch ihre physischen Eigenschaften wie durch Sprache und Sitten bilden die Kaschmiri eine von allen umwohnenden Völkern bestimmt verschiedene Rasse. Ihr Typus ist fast der rein-arische; die hervortretende Nase ist leicht gekrümmt; die gutgeschnittenen Augen sind von etwas weniger dunkler Färbung als bei den Radschputen des Pandschâb; man hat mehrfach selbst hellgrüne und blaue bemerkt; den Mund mit feinen, selbst dünnen Lippen umgibt ein seidenweicher Bart, voll und bisweilen kastanienbraun. Die allgemeine Hautfarbe ist braun, aber heller als bei den Radschputen; die Frauen sind oft weißer als die Andalusierinnen. Die Männer, von mittlerer Größe, sind robust, breitschultrig; aber, wie bei den meisten Asiaten, sind die untern Gliedmaßen dünn, obwol kräftig. Die Frauen, im Verhältniß kleiner, sind in der ganzen Welt durch die ideale Schönheit ihrer Züge und die Eleganz ihrer Formen berühmt. Die Mohammedaner haben ein entschieden jüdisches Gepräge des Gesichts, ähnlich den Pathans. — Ihre Häuser ähneln auffallend denen in der Schweiz und sind im ganzen Thale in derselben Weise angelegt. Das Untergeschoß enthält zwei Zimmer und den dazwischengelegenen Hausflur; das zweite Geschoß enthält drei Zimmer, und das unter dem Dache besteht gewöhnlich aus einer langen Kammer, in welcher Holz, zum Brennen und Bauen, aufbewahrt wird; darin verbringt der Wirth auch die Sommermonate. — Die Polygamie ist bei den Hindus nicht sehr gewöhnlich, und unter den Mohammedanern findet sie sich auch nur bei den Reichen in den Städten. — Die Kaschmiri, reich und arm, sind außerordentliche Liebhaber des Thees, von welchem zwei Arten ihren Weg in das Land finden, Surati und Sabzi genannt. Ersterer gleicht dem englischen Thee und kommt aus dem Pandschâb; letzterer ist der berühmte Ziegelthee, welcher über Ladahy ins Land gelangt. Der russische Ssamovar ist ein gewöhnliches Hausgeräth in Kaschmir; ein russischer Kaufmann soll vor Jahren aus dem Norden ein Modell mit ins Land gebracht haben, das nachgeahmt worden ist. — Die Sprache der Kaschmiri zerfällt in 13 verschiedene Dialekte. Von diesen werden Dogri und Schibali, welche nicht bedeutend vom Hindustani und Pandschabi abweichen, in den Bergen und im Lande des Pönsch- und Dschammu-Districts gesprochen. Kaschmiri herrscht besonders im eigentlichen Kaschmir und ist ziemlich merkwürdig und nahe mit dem Sanskrit ver-

wandt. Es ist indeß nicht die Sprache des Hofes, und der Reisende wird mit Hülfe von Hindustani und Pandschabi sich verständigen. Der Ausdruck „Pahâri" bezeichnet fünf Dialekte, die von den Bergbewohnern des östlichen Kaschmir gesprochen werden. Außer diesen gibt es zwei tibetanische Dialekte, welche in Battistan, Ladakh und Tschampas gesprochen werden; und im Nordwesten drei oder vier Varietäten der Dard-Dialekte arischen Ursprungs.

Nach dem 1873 vorgenommenen Census war die Zahl der Bevölkerung 1,534,972, ohne die abgeschlossen lebenden vornehmen Damen. Der Dschammu-District enthielt 861,075, das eigentliche Kaschmir 491,846, Ladakh, Skardo und Gilghit 104,485, Pönsch 77,566. Hindus waren 506,699, Mohammedaner 918,536, verschiedene Kasten 89,483, Buddhisten 20,254. Die große Mehrzahl der Mohammedaner gehört zur sunnitischen Sekte. Die angesehenen Hindukasten sind die Brahmanen und die Karkuns; letztere bilden die zahlreichste Klasse und werden als Schreiber, Kaufleute und Pächter, aber nie als Soldaten verwendet.

In Kaschmir reifen, wie in Ober-Indien, jährlich zwei Ernten; die erste, Rabi, reift im Juli; die zweite, Kharif, 2½ Monate später. Die Hauptrabi-Ernten sind Weizen, Gerste, Erbsen ꝛc., die des Kharif Reis, Mais, Gram und Flachs. Im J. 1878 und 1879 sind die Ernten fast ganz mislungen. Wiederholt hat Kaschmir Hungersnoth gelitten trotz der Anstrengung des Fürsten, der darbenden Menge Hülfe zu schaffen.

Die Haupt-Manufactur Kaschmirs ist die durch die ganze Welt berühmte Shawl-Weberei. Es gibt zwei Arten: die auf dem Webestuhle und die auf der Hand. Die dazu verwendete Wolle heißt Schâl (nicht das Gewebe); es gibt davon zwei Arten: die eine, Paschmina genannt, kommt von der zahmen Ziege; die andere, oder Assali tâs, ist das seidenartige Haar der wilden Ziege, des wilden Schafes, des Jack-Affen, selbst des Hundes auf den tibetanischen Hochebenen. Diese wird gesammelt, wie man vermuthet, in der Provinz Tschân tân des westlichen Tibet, von wo sie auf den Rücken von Schafen nach Rodok über die Ostgrenze von Ladakh gebracht wird. Die Kaschmiri kaufen sie auf dem Markte von Le, von wo sie Menschen oder Pferde nach Srinagar tragen. Ein Theil dieser Wolle kommt auch aus dem Pamir-Hochlande. In Srinagar wird die Assali tâs gereinigt, was eine langwierige und schwierige Operation ist, denn sie enthält in 30 Theilen 14 Theile fremder Körper und nur 10 verarbeitbaren Stoffes. Darauf wird sie gesponnen und das besorgen etwa 100,000 Frauen. Der Faden muß alsdann gefärbt werden und dabei zeigt sich der Scharfsinn der kaschmirischen Färber, denn sie theilen ihre Farben in 64 Schattirungen. Das Weben eines Shawls ist eine zusammengesetzte Operation. Zunächst entwirft der Nekach oder Zeichner den Plan der Zeichnung in Schwarz, und dann gibt der Tara guru die Farben an. Das Muster wird dann zerschnitten und den Arbeitern übergeben, deren jeder eine gewisse Anzahl von Streifen fertigt, welche dann zum Shawl zusammengesetzt werden. Die Anfertigung eines Shawls verlangt im Durchschnitte vier Monate Zeit. Der Preis eines solchen ist selbst in Srinagar verschieden, von 2000 Rupien oder 4000 Mark bis 7000 Rupien oder 14,000 Mark. Die Shawlweber sind Mohammedaner und bilden den elendesten Theil der Bevölkerung, physisch und moralisch. In kleine und schlecht gelüftete Werkstätten zusammengepfercht, nur ein Geringes erwerbend, ungenügend ernährt, leiden sie an der Lunge, an Rheumatismen und Skrofeln. Von den nach Europa ausgeführten Kaschmirshawls pflegt Frankreich 80 Proc. in Beschlag zu nehmen. Daher erfuhr durch den Krieg von 1870 der Shawlhandel einen empfindlichen Schlag, der noch jetzt nachwirkt, sodaß sich in Europa die Mode zu ändern scheint. Es ist deshalb versucht worden, die Arbeit in einen andern Kanal zu leiten, namentlich in Teppich-Fabrikation, wofür die besondere Geschicklichkeit der kaschmirer Weber ausgezeichnet paßt. — Auch auf die Cultur der Rebe und die Weinbereitung wird mehr Aufmerksamkeit verwendet und in Dschammu auf die Anpflanzung von Thee. Die Anfertigung von Wollstoffen herrscht im ganzen Thale und beschäftigt die Dorfbewohner in den langen Wintermonaten. Die bessere Sorte von Wolle wird zu Decken verarbeitet und zu dem feinen Wollenzeuge, das Paschmina genannt wird; von der geringeren Sorte macht man das Pattu genannte grobe Wollzeug. Auf Seide verwendet man jetzt besondere Achtsamkeit und es läßt sich erwarten, daß sie eins der wichtigsten Producte des Landes werden wird. Das in Kaschmir erzeugte Papier hat in Hindustan großen Ruf; eine Art von Papiermaché oder lackirter Waare ist Kaschmir eigenthümlich. Die Zeichnungen sind keineswegs immer auf Papiermaché, sondern häufig auf Artikel aus weichem Holze gemacht. Sie bestehen aus einem zarten Muster in Farben, besonders Karmoisin, grün und blau, mit feinem Pinsel gemalt. Blumen und die gekrümmten Formen, wie man sie auf den Shawls findet, werden meist angebracht. Die Steinschneider von Kaschmir haben bekanntlich Proben von ihrer Geschicklichkeit und Geschmack geliefert, welche alles Europäische übertreffen. Silber- und Goldarbeiten, von denen ein großer Theil in Srinagar gefertigt wird, sind von außerordentlicher Wirkung; und den Schmieden gelingt es, mit den rohesten Werkzeugen, einem Hammer und wenigen winzigen Meißeln und Zangen, mit bewunderungswürdiger Treue zahlreiche orientalische und europäische Muster nachzuahmen. Kaschmir war lange berühmt wegen seiner Anfertigung von Kanonen, Pistolenläufen und Schwertklingen, aber der Handel hat seit Jahren sehr abgenommen. — Ein specieller Industriezweig ist noch die Fabrikation des Attar oder Rosenöles, welches man durch Destillation der Rosenblätter erhält, die im ganzen Thale in Fülle gewonnen werden; aus 500 bis 600 Pfd. Rosenblättern wird nur eine Unze Attar gewonnen.

Der Haupt-Handelsverkehr findet mit dem Pandschâb, Ladakh und Afghanistan statt. Die Hauptwege, auf welchen die Waaren von Kaschmir aus nach Indien gelangen, sind der Banihal-Paß nach Dschammu und Am-

rithar, der Pir-Panschal und Bhimbar nach Gudschrat, auch über Athnur und den Budil-Paß; und endlich von Srinagar nach Peschawar über Baramula, Muzaffarabad und Manserat. Der große Markt im Pandschâb für den Kaschmirhandel ist Amritsâr. In bedeutender Menge gehen Güter durch Kaschmir aus Britisch-Indien nach den Märkten von Central-Asien. Seit 1871 besteht eine jährliche Messe in Dschammu, welche am 20. Nov. anfängt; über die Preise entscheidet der Maharadscha, und während des Verlaufes der Messe sind die Zölle auf die Hälfte herabgesetzt. Der Werth des Handels mit den Briten wurde 1874 auf 890,000 Pfd. Sterl. geschätzt; aber dazu kommt noch der Handel zwischen Britisch-Indien und Yarkhönd, der durch Kaschmir geht und auf 60,000 Pfd. Sterl. im Jahre geschätzt wird. Der gesammte Handel von Le, welches Mittelpunkt dieses Transithandels ist, ist von etwa 5000 Pfd. Sterl. im J. 1864 auf etwa 80,000 Pfd. Sterl. im J. 1876 im Werthe gestiegen. 1870 wurde ein Vertrag mit dem Maharadscha geschlossen, in welchem er einwilligt, den Ausfuhrzoll auf Güter abzuschaffen, welche zwischen Ost-Turkistan und Britisch-Indien gehen, während die britische Regierung den Ausfuhrzoll auf Shawls und andere gewebte Waaren abschaffte und keinen Zoll von Gütern erhebt, welche verpackt durch Britisch-Indien nach Central-Asien oder den Ländern des Maharadscha gehen. Der Maharadscha übernahm auch die Beaufsichtigung der Handelswege zwischen seinem Territorium und Yarkhönd und willigte in die Ernennung von vereinigten Commissionären (von denen einer durch die Briten ernannt wird), für Beilegung von Streitigkeiten zwischen Treibern, Händlern und andern die Straßen Benutzenden, in welchen jede der Parteien oder beide der britischen Regierung oder einem fremden Staate unterstehen. Ein Beamter der britischen Regierung ist in Le für das ganze Jahr stationirt, und ein anderer wohnt acht Monate lang in Srinagar.

Se. Hoheit der Maharadscha bildet selbst den obersten Appellhof für seine Besitzungen, und seine Entscheidung allein ist die letzte. Die Regel verlangt, daß jede Klage beim Gericht erster Instanz eingebracht werde. Bei Fällen, wo es auf die Hindu und mohammedanischen Gesetze ankommt, sind die Schastra und Schara die Autoritäten; aber die Mehrzahl der Textbücher der fünf Hindu-Gesetzschulen haben in Kaschmir keine Kraft. Nach reiflicher Berathung läßt der Maharadscha einen Criminal-Codex vorbereiten, aus 203 Sectionen bestehend, mit Strafen für jede Beleidigung, die im Geiste sehr wenig von dem indischen Strafcodex abweichen. Politische und Criminalverbrecher, die zum Tode verurtheilt sind, werden nach dem Grenzfort Bhundsch verbannt; aber die große Menge von gewöhnlichen Gefangenen wird in das Gefängniß beim Dorfe Habbak, am Ufer des Dalsees, eingesperrt. Der Unterricht wird jetzt durch eine jährliche Bewilligung von 3000 Pfd. Sterl. unterstützt, womit die Kosten der Herausgabe von Uebersetzungen europäischer wissenschaftlicher Werke und von Musterwerken des Sanskrit und Arabischen bestritten werden. Auch Dispensorien für das europäische und Unani-medicinische System sind eingerichtet.

Die Einnahmen des Kaschmirstaates wurden 1876 auf 8,075,782 Rupien oder 807,578 Pfd. Sterl. oder 16,151,560 Mark geschätzt. Das gesammte Land im Staate galt in den frühesten Zeiten für Eigenthum des Regenten. Während der Herrschaft der früheren Hindu-Radscha's, d. h. bis zu Anfang des 14. Jahrh. n. Chr., wurde ein Sechstel der Production an den Staat gezahlt. Die Muſulman-Sultane, welche folgten, ließen anfangs nach derselben Rate einsammeln. Aber allmählich fingen sie und danach die Mughal-Kaiser von Dehli an, Erhöhungen eintreten zu lassen, welche ihren Gipfel unter der Herrschaft der Durranis erreichten, in deren Zeit die Hälfte des producirten Reises, des Hauptproductes der Provinz, als rechtlicher Antheil des Herrschers betrachtet wurde. Der erste Sikh-Gouverneur fuhr fort, die Grundsteuer in den seither bestehenden schweren Raten zu erheben. Etwas von dem Uebermaße wurde jedoch 1833 durch seinen Nachfolger, den General Mian Sinh, nachgelassen. Das zuletzt vorgeschlagene Pachtsystem hat sich 1867 als ein solches erwiesen, welches nicht Bestand haben kann.

Die Hauptstadt und Residenz Dschammu (englisch Jamú, Jummoo) zählt etwa 8000 Einwohner. Sie liegt in 32° 43′ 52″ nördl. Br. und 92° 34′ 5″ östl. L. von Ferro, am Tavi, einem Nebenflusse des Tschinab, in der äußern Himalajakette. Stadt und Palast liegen rechts am Flusse, das Fort überhängt das linke oder östliche Ufer, etwa 46 Met. über dem Flusse, wird aber durch eine angrenzende Höhe beherrscht. Die hohen, weißen Mauern von Palast und Fort machen aus der Ferne einen überraschenden Eindruck. Umfangreiche Ruinen in den Vorstädten beweisen den frühern Reichthum der Stadt, welche noch ausgedehnte und schöne Lustgärten hat. Ehemals war sie der Sitz einer Radschputen-Dynastie unabhängiger Fürsten, deren Gebiet sich in die Ebene hinaus erstreckte und den neuen District von Sialkot einschloß. Später von den Sikhs erobert, bildete sie einen Theil von Randschit Sinh's Herrschaft.

Die Hauptstadt Srinagar (oder Surinanagar, d. h. Stadt der Sonne), auch Kaschmir genannt, liegt malerisch etwa in der Mitte des Thales und nahe an den Hügeln der Nordwestseite, am Dhilam, in 34° 5′ 31″ nördl. Br. und 92° 30′ östl. L. Die Stadt zieht sich 3,2 Kilom. weit am Flusse hin, der sie in zwei gleiche Theile zerschneidet, welche durch 7 Brücken verbunden sind. Sie liegt in 1600 Met. Höhe über dem Meere, umgeben von niedrigen Sumpfstrecken, die sie ungesund machen. Von den etwa 150,000 Einwohnern sind etwa 20,000 Hindus, die übrigen Mohammedaner, in etwa 20,000 Häusern, die meist aus Holz gebaut sind, 3 oder 4 Stockwerke hoch, mit niedrigen, von Erde überdeckten Dächern. Feuersbrünste, und zwar verheerende, sind häufig. Die Zahl der öffentlichen Gebäude ist klein. Das bedeutendste ist der Bara-dari, Palast, Fort, Kanonengießerei, Apotheke, Schule und Münze; dazu einige alte Moscheen, Tempel und Kirchhöfe. Die Straßen

sind meist enge; einige sind mit großen und unregelmäßigen Kalksteinmassen gepflastert, übrigens sehr schmuzig und können von Damen nicht begangen werden. Es gibt mehrere Basars in verschiedenen Stadttheilen; in den neuerlich errichteten Maharadschgandsch findet man alle Kaschmir eigenthümlichen Waaren beieinander. Große Landhäuser im Umkreise gehören den großen Shawlhändlern und Bankiers; einige derselben zeigen schöne Proben von Holzschnitzerei und sind auch in anderer Hinsicht höchst geschmackvoll ausgeführt. Eine berühmte Pappelallee ist der Hauptspazierweg. Sie ist von Sikhs angelegt, 1,8 Kilom. lang, im Durchschnitt 17 Met. breit und besteht aus 1714 Bäumen.

Der Tacht-i-Sulaimân oder Salomonsthron ist ein die Stadt überragender Berg, der ein guter Aussichtspunkt ist. Auf ihm steht ein schöner alter Tempel aus Stein, genannt der Sankar Atscharya; er war ursprünglich buddhistisch und ist um 220 v. Chr. von Jaloka, dem Sohne von Asoka, gebaut. — Der Hari-Parba oder Festungsberg steht isolirt am Nordende der Stadt, ist etwa 76 Met. hoch und mit einem Fort gekrönt. Eine Mauer umzieht den Berg, über deren Haupteingange, dem Kâti Darwaza, eine persische Inschrift steht. Mauer und Fort hat 1590 Akbar gebaut, mit einem Aufwande von 20 Millionen Mark. Die Länge der Mauer beträgt etwa 4,8 Kilom. und ihre Höhe ist 8,5 Met. — Der Schehr-Garhi, innerhalb der Stadt, enthält das Stadtfort und den Palast. Er mißt 366 und 183 Met., und seine Mauern sind etwa 6,7 Met. hoch; das Innere enthält die Staatsgemächer, Regierungsämter und Kasernen. Die Hauptmoschee ist ein großes, viereckiges Gebäude, mit einem offenen Raume in der Mitte und einem hölzernen Thurme in der Mitte jeder Seite; das Dach des umgebenden Klosters wird von hölzernen Säulen getragen, deren jede eine Deodarfichte von etwa 9 Met. Höhe ist. — Der Schalimar-Bagh ist ein von Jahângir angelegter schöner Garten; der Nasîb-Bagh oder Segensgarten ein anderer, angeblich ursprünglich von Akbar entworfener. Manche andere ähnliche Gartenanlagen finden sich in der Umgebung der Stadt. — Im Schehr-Garhi residirt der Gouverneur.

Islâmabad liegt am Nordufer des Jhilam, der hier etwa 73 Met. breit und von einer hölzernen Brücke überspannt ist, in 33° 43′ nördl. Br. und 92° 57′ östl. L. Die Stadt krönt einen langen, niedrigen Rücken, der von den Bergen nach Osten ausläuft. Unterhalb enthält ein Reservoir eine kleine, schwach schwefelige Quelle, aus welcher viel Gas entweicht. Eine Legende läßt sie von Wischnu geschaffen sein; sie ist voll heiliger Fische. Die Stadt hat große Manufactur von Kaschmirshawls, Kattun und Wollstoffen. Ihren Namen führt sie seit dem 15. Jahrh.; ursprünglich heißt sie Anat-Nag nach dem heiligen Teiche.

Le oder Leh ist die Hauptstadt von Ladakh, in 34° 10′ nördl. Br. und 95° 20′ östl. L., etwa 5 Kilom. vom Nordufer des Indus, in 3517 Met. oder 10,827 paris. Fuß oder 11,538 engl. Fuß Höhe, mit etwa 4000 Einwohnern. Sie steht in einer kleinen Ebene zwischen Fluß und Gebirge; eine Mauer mit runden und viereckigen Thürmen umzieht die Stadt und läuft bis zum Kamme des Bergzuges. Es sind weiße, dreistöckige Häuser mit hölzernen Balkonen, einem einfachen, aber ansehnlichen Palais des ehemaligen Fürsten, den Ghulab Sinh absetzte. Die Straßen liegen ungeordnet und die Häuser stehen nebeneinander; das Fort ist 1,5 Kilom. entfernt. Hier befindet sich eine Sternwarte. Le ist das Entrepot für den Handel zwischen dem Pandschâb und der chinesischen Tatarei, da es der Hauptmarkt für die aus dem letzteren Lande importirte Shawlwolle ist.

Skardo oder Iskardo ist der Hauptort in Baltistan und liegt auf einer Hochebene in 35° 12′ nördl. Br. und 93° 15′ östl. L., 2347 Met. oder 7225 paris. Fuß oder 7700 engl. Fuß Höhe, von hohen Bergen umgeben. Das Fort steht auf einem Gneisfelsen an der Mündung des Singhar in den Indus. Ringsum erheben sich die Felsmassen plötzlich zu 260 Met. Höhe über dem Flusse und haben nur an der Westseite einen allmählichen Abfall. Vigne vergleicht die Lage mit der von Gibraltar und meint, daß es völlig uneinnehmbar gemacht werden könne. Das Schloß der ehemaligen Fürsten von Baltistan krönt eine 100 Met. über dem Flusse hohe, kleine Plateform und zeigt durch seine Anlage, daß mehr die Vertheidigung als die Bequemlichkeit die Hauptrücksicht gewesen ist. Der Haufe von Hütten unterhalb des Forts und Schlosses verdient gewiß nicht den Namen einer Stadt. Ahmad Schah, der letzte Fürst, war von Charakter ein ausgezeichnet gerechter und gemäßigter Herrscher; aber sein Land fiel schließlich in die Hände des Ghulab Sinh von Kaschmir.

(*G. A. von Klöden.*)

KÄSE ist der eiweißähnliche Bestandtheil der Milch, der sich aus derselben durch eine hinzugekommene Säure, die entweder von Natur darin entsteht oder künstlich hinzugesetzt wird, abscheiden läßt. Man nennt diese Abscheidung das Gerinnen der Milch. Um Milch und Rahm zum Gerinnen zu bringen, wird entweder Lab (s. d.) oder Labextract angewendet, oder Milch und Rahm werden über Feuer erwärmt. Die Käsetheile werden durch das Gerinnen fest, weiß, undurchsichtig und specifisch schwerer als die Flüssigkeit, in der sie bisher aufgelöst waren und von welcher sie sich nun trennen. Es ist dies die sogenannte Molke, die aus Wasser, das einige Salze und den Milchzucker aufgelöst enthält, besteht, eine gelbgrünliche Farbe hat und durchsichtig, aber trübe ist. Dadurch, daß diese Trennung auf mannichfaltige Weise bewirkt und modificirt wird, und die Milch in verschiedenem Zustande dazu kommt, entstehen die verschiedenen Arten von Käse, die unter den menschlichen Nahrungsmitteln einen nicht unbedeutenden Rang einnehmen. Am gewöhnlichsten dient zur Käsebereitung die Milch der Kuh, doch verwendet man dazu auch Schaf- und Ziegenmilch, entweder rein oder mit Kuhmilch gemischt. Die Käse lassen sich nach der Beschaffenheit des dazu verwendeten Materials in sechs Hauptarten eintheilen, von denen jede wieder mehrere Unterarten hat.

1) Ueberfette Käse. Bei diesen wird zu der frischen Milch noch süßer Rahm zugesetzt und diese Mischung zum Gerinnen gebracht. Sie sind so weich, daß sie sich wie Butter streichen lassen und bekommen bald einen widrig ranzigen Geschmack. Nur in der Nähe großer Städte bringt ihre Bereitung bisweilen Vortheil. Der sogenannte Strachino gehört zu dieser Klasse.

2) Fette Käse. Diese werden aus der frischen, nicht abgerahmten Milch gemacht, enthalten also die sämmtlichen Käse- und Buttertheile derselben in inniger Verbindung. Die meisten und bessere Schweizerkäse sowie mehrere englische Käse gehören hierher. Man kann annehmen, daß 100 Kilo frische Milch im Durchschnitt $4\frac{1}{2}$—$5\frac{1}{2}$ Kilo fetten Käse, drei Tage nach seiner Bereitung gewogen, geben.

3) Halbfette Käse. Bei diesen wird von der den Abend zuvor gemolkenen Milch am andern Morgen der Rahm abgenommen und dann derselbe, mit der frischen Morgenmilch gemischt, verkäst. Käse dieser Art sind der beliebte Parmesankäse, die meisten holländischen, mehrere in der Schweiz, in England und Deutschland verfertigte Arten.

4) Magere Süßmilchkäse. Dieselben werden aus abgerahmter süßer Milch (Magermilch) dargestellt.

5) Sauerkäse. Sie werden aus solcher Milch bereitet, aus welcher der Rahm größtentheils oder ganz ausgeschieden ist. Wird der Rahm vor dem Dickwerden der Milch abgenommen, so muß letztere gelabt werden. Käse dieser Art werden aber fast nie so wohlschmeckend als gut bereitete Sauerkäse aus solcher Milch, aus welcher das Butterfett vollständig geschieden ist.

6) Zigerkäse. Derselbe wird aus der bei Bereitung des Schweizerkäses im Käsekessel zurückbleibenden Molke dargestellt.

Alle Käse, die durch Kunst zum Gerinnen gebracht werden, kommen hinsichtlich der Bereitung in der Hauptsache miteinander überein, seien sie fett oder mager. Die Abweichungen, welche durch die Wirthschaftsverhältnisse oder durch die besondere Art von Käsen, die man darstellen will, geboten werden können, sind dann leicht nach den jedesmaligen Umständen zu finden.

Güte und Geschmack des Käses hängen mehr von seiner Bereitungsart als von dem Futter, welches die Thiere erhalten, ab. Es ist dieses zwar auch nicht ohne Einwirkung, wenn man aber die Thiere zu allen Jahreszeiten gut und reichlich füttert, so kann man zu jeder Zeit aus ihrer Milch jede beliebige Art von Käse machen.

Die Frühjahrs- und Herbstmonate liefern Käse, welche aromatischer, fetter und wohlschmeckender sind als die der Sommer- und Wintermonate, wo der Käse von weniger Dauer und trockener wird. Die Ursache liegt theils in der Luft, weil eine mäßig warme Witterung am passendsten zur Käsebereitung ist, theils im Futter, welches Frühjahr und Herbst liefern. Kühe, deren Milch hauptsächlich zur Käsebereitung bestimmt ist, müssen vor allem Jagen und Erhitzen auf der Weide bewahrt werden, weil sich sonst die Milch leicht scheidet.

Zur Bereitung der Käse im großen sind eine besondere Werkstätte und verschiedene Geräthschaften nothwendig. Die Größe und Bauart des Käsehauses hängt von der Wichtigkeit der Käserei und der Localität ab. Dasselbe muß aus einem Gebäude bestehen, in welchem sich eine Milchkammer, eine Küche, eine Salzkammer und eine Vorrathskammer befinden. Die Milchkammer ist der Ort, wo man die Milch absetzt und mißt, sobald sie gemolken ist. Womöglich muß die Milchkammer isolirt sein. Die Temperatur in ihr ist gleichförmig zu erhalten, sodaß sie weder über 12° R. steigt noch darunter fällt. In dieser Kammer wird die Milch so lange aufbewahrt, bis sie in Käse verwandelt wird. Die Küche stößt an die Milchkammer oder ist in deren Nähe. In einem Winkel ist ein Kamin angebracht. Vortheilhaft ist es, in der Küche einen Sparofen mit einem Kessel anzubringen, um die Milch mittels heißen Wassers zu erwärmen. Die Größe des Kessels hängt von der Menge Käse ab, welche täglich bereitet werden soll. In der Salzkammer wird das Salzen der Käse vorgenommen. Zwar geschieht das Salzen in den meisten Käsehäusern in der Küche, es ist aber besser, zu diesem Behufe eine besondere Abtheilung zu haben. Man stellt in der Salzkammer Speicher oder Regale auf, um die Käse darauf zu setzen; auch enthält sie eine oder mehrere Pressen. Die Salzkammer muß mit Steinplatten belegt oder gepflastert sein. Die Vorraths- oder Käsekammer dient so lange zur Aufbewahrung der Käse, bis sie so weit fertig sind, daß sie dem Handel oder dem Verbrauche überliefert werden können. Die Vorrathskammer kann über einer der andern Abtheilungen des Käsehauses angebracht werden, am zweckmäßigsten über der Salzkammer, um von dieser aus durch eine Oeffnung in der Decke die Käse gleich in die Vorrathskammer befördern zu können. Das Käsehaus darf weder eine zu kalte noch eine zu heiße Lage haben. Milch- und Vorrathskammer müssen gegen Norden liegen. In den heißen Sommermonaten erfrischt man die Milchkammer dadurch, daß man fließendes Wasser durch sie leitet. Die Vorrathskammer muß sorgfältig vor dem Einflusse des Lichts, der kalten und feuchten Luft, vor Insekten, Ratten und Mäusen bewahrt werden.

Die Länder, wo ein starker Käsefabrikationsbetrieb und ein ausgedehnter Handel mit Käsen stattfindet, sind 1) Holland. Berühmt sind der holländische Käse (s. d.) und der limburger Käse. Von letzterem ist derjenige der schmackhafteste und beste, welcher um Herre verfertigt wird. Die limburger Fuhrleute fahren ihn nach allen Gegenden Hollands, nach Niedersachsen, dem Rheine u. s. w. 2) Deutschland. Von deutschem Käse haben besonders der holsteinische und westfälische einen guten Ruf. Der westfälische Käse findet vorzüglich in Niedersachsen und Westfalen vielen Absatz. Emden allein verschickt jährlich für mehr als 300,000 Mark Käse. Holstein führt eine große Menge von seinem eiderstädtischen und tystrupsader Käse über Altona und Hamburg aus. Erwähnung verdient noch der Kartoffelkäse, welcher jedoch nur zum häuslichen Bedarf bereitet wird, und zwar aus $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{3}$ gekochten Kartoffeln und $\frac{3}{4}$—$\frac{2}{3}$ Käsemasse. 3) Oester-

reich-Ungarn. Steiermark schickt sehr viel Kuhmilchkäse nach Italien, Tirol, Vorarlberg und Süddeutschland. In Böhmen wird besonders eine große Menge Schaf-, Ziegen- und sogenannter Salbeikäse verfertigt und weit und breit abgesetzt. Die Käsesorten, welche Salzburg, besonders die Alpenthäler in Ober-Pinzgau liefern, sind: Syer- oder Trockenkäse von saurer Milch, Schmittingkäse von süßer Milch, Halbgutkäse von der Abendmilch, Süßkäse oder Ganzgutkäse von guter Milch und gutem Rahm. Alle diese Käse werden aus Kuhmilch verfertigt. Die Geismilchkäse bestehen aus Ganzgutkäsen von bloßer Geismilch und aus Halbgutmilchkäsen von einem Gemisch Kuh- und Geismilch. Von allen diesen Käsesorten werden jährlich viele hunderttausend Centner ins Ausland geführt. Zu Lofer ist eine Hauptniederlage davon. Aus Ungarn wird der um Bries in der foler Gespanschaft verfertigte Käse weithin verkauft. 4) Griechenland liefert sehr vielen Käse nach Marseille, Genua und Venedig. Derselbe kommt hauptsächlich von Patrazzo, Morea und den Inseln Candia und Cypern. 5) Schweiz. Schweizerkäse wird in bedeutender Menge nach allen europäischen Ländern geführt; der Gryers geht sogar bis über den Aequator hin. Besonders ausgedehnt ist der Handel, welcher in Deutschland, Frankreich und Italien mit Schweizerkäse getrieben wird. Die emmenthaler Käse kommen über Zürich und Würtemberg nach Deutschland, die Sauer und Gryers, an 50,000 Ctr. jährlich, über Genf nach Frankreich. Die besten Käse sind die aus der Landvogtei Sanen, aus Briens im Canton Bern, aus Gryers im Canton Freiburg, dem Urserenthale im Canton Uri und dem Münsterthale im District Basel. Die fetten Schweizerkäse, welche in Broten von 20—50 Kilo vorkommen, sind am meisten gesucht. Die runden Löcher oder Augen in ihrem Innern sind ein Zeichen der Güte. Der magere Käse ist spröder und bröcklicher. Die fetten Käse sind in der Mitte höher als am Rande und etwas zähe. Noch gibt es halbfette oder drittelfette Schweizerkäse und harte und weiche. Letztere sind besser als erstere, eignen sich aber weniger zum Verschicken. Die besten harten Käse sind die brienser, die besten weichen die gryerser. Dieser, in Broten von 20—50 Kilo, hat große Augen in geringer Zahl. An diesem Merkmale unterscheidet man ihn von dem lothringer und ähnlichem Käse aus benachbarten französischen Ländern. Außer dem gryerser Käse macht man im Canton Freiburg noch eine andere Sorte, und zwar von dem reinsten Rahme, den die Kühe auf den Alpen in der Nachbarschaft von Gryers geben. Man nennt ihn Waschrein. Dieser Käse läßt sich aber nur im Winter weit verschicken. Zu den besten Sorten Schweizerkäse gehört auch der emmenthaler aus dem Emmenthale im Canton Bern. Er kommt in Broten von 50—50 Kilo vor. Der Sauerkäse ist dagegen nur 11—12 Kilo schwer. In den besonders fetten Käse von Urseren, sowie in den Waschreiner bohrt man ein Loch, um den Rahm herauszuziehen. Der emmenthaler Käse findet seinen Markt besonders in Frankfurt und Frankreich. Von diesem Lande aus wird er wieder nach Ost- und Westindien und Afrika verschifft. Der grüne Schweizer- oder Schabziger-, Kräuterkäse, welcher im Canton Glarus verfertigt wird, ist gleichfalls berühmt. Unter diesem Käse befindet sich gedörrter, zu Pulver geriebener und gesiebter Steinklee. Dieses Pulver wird mit der Käsemasse vermengt und die Masse hierauf in eine zugespitzte Form gefüllt, darin festgedrückt und so lange an die Luft gestellt, bis der Käse so weit trocken geworden ist, daß man ihn aus der Form schütten, mit einem hölzernen Ringe einfassen und mit grober Leinwand umwickeln kann. Mit einem Brete beschwert, gibt man ihm die gehörige Gestalt. So erhält man die Käse von $4^1/_2$—5 Kilo Gewicht. Solcher Kräuterkäse ist sehr gesund, weil der wilde Steinklee viele salzige und ölige Theile enthält, welche die Schleimerzeugung beim Genuß des Käses verhüten und tilgen, weshalb er auch nicht selten von den Aerzten gegen Verschleimungen verordnet wird. Geschabt wird der Kräuterkäse oft auf Butterbrot gestreut. 6) Italien liefert die herrlichen Parmesankäse, welche in der Gegend um Lodi im Mailändischen verfertigt werden. Man nimmt an, daß Mailand für seinen Käse vom Auslande jährlich eine Million Lire bezieht. Die Parmesankäse werden meist von Landleuten aus der Gegend von Bergamo gemacht, welche bei herannahendem Winter regelmäßig im Lodisanischen eintreffen. Sie übernehmen daselbst das Geschäft für einen gewissen Lohn. Der Parmesankäse kommt in Broten von 25—50 Kilo vor. Er wird mit einem Stempel versehen und in alle Gegenden der Welt verschickt, besonders durch ganz Italien, nach Deutschland, Frankreich, Holland und dem nördlichen Europa. Es gibt eigentlich drei Sorten: Fromaggio di Forma, in großen, wenigstens 25 Kilo schweren Broten, Robiolo und Robiolini. Der beste ist der in Mah verfertigte. Derjenige Parmesankäse, welcher nach Deutschland kommt, ist meist aus Valsasina und den östlichen Gegenden des Mailändischen. Unter dem Namen Stracchino wird um Brescia eine Art Parmesankäse verfertigt, welcher eigentlich noch fetter, delicater und weißer als der gewöhnliche, oft mit Safran oder Orlean gelbgefärbte Parmesankäse ist. Man unterscheidet von ihm einfachen und doppelten. Die Brote wiegen höchstens 25 Kilo. Der Schianta oder Ricottaforte ist ein guter, scharfschmeckender Käse von Ziegen- und Schafmilch aus der Provinz Otranto im Neapolitanischen. Der daselbst verfertigte Provoles ist von der Milch der Büffelkühe. Die besten Käse dieser Art sind die von Acerra, die aus der Gegend um Eboli in Principato und die von den Auen an dem Flusse Ofanto in Apulien. Der Marzolino, welcher im März bereitet wird und wozu man die Milch mit Distelblumen gerinnen läßt, ist sehr vorzüglich und kommt aus dem Toscanischen in den Handel. Sardinien liefert treffliche Schafkäse von Sassari, Iglesias, Sinai, Goceano, Montacuto. Diese Käse werden in großer Menge nach den Küsten des übrigen Italiens, besonders nach Neapel, Ancona, Genua, Venedig, Livorno und auch nach Marseille verfahren. Sardinien setzt davon jährlich gegen 40,000 Ctr. ab. Die besten Sorten geben an Güte dem Parmesankäse nichts nach. Man theilt den sardinischen Käse ein in

weiße und in feine Sorten. Die letzteren sind weniger gesalzen als die ersteren: nach dem Salzen sind sie am Feuer getrocknet. 7) Frankreich. Von den französischen Käsesorten ist außerhalb Frankreichs hauptsächlich der Roquefortkäse berühmt. Ein Thal bei Roquefort ist ringsum von Felsen eingeschlossen. In diesen Felsen befinden sich von Natur Höhlen oder Keller, in welchen der Käse vom Mai an bis in den September aus Ziegen- und Schafmilch zubereitet wird. Wenn er getrocknet ist, wird er beständig umgewendet und gerieben. Sobald er eine röthliche Rinde bekommt, ist er zum Verkauf reif. Er kommt in plattrunden Broten von 3—4 Kilo vor. Von diesem Käse werden jährlich viele tausend Centner nach Frankreich, Italien, England, Holland, den englischen Colonien bis nach Ost- und Westindien verfahren. Die Roquefortkäse werden hauptsächlich in den Monaten März, April und Mai auf den Märkten zu St.-Afrique, St.-Rome de Taro, St.-Rome de Sernon, St.-Georges und Milhaud eingekauft und von den Landleuten auf dem Rücken der Maulesel in offenen Kisten nach den Niederlagen geschafft. Die besten Sorten dieser Käse sind von feinem mildem Teige, sehr weiß im Schnitt, bläulich marmorirt und von angenehmem Geruch und Geschmack. Der Sessenayer ist gleichfalls ein vortrefflicher französischer Käse in runden, 10—12 Ctm. dicken und 2—4 Kilo schweren Broten. Er zeichnet sich durch einen angenehmen und zugleich pikanten Geschmack aus. Man bezieht ihn von Grenoble. Die Käse aus Forez liefert Roanne. Sie sind fett und haben eine röthliche Rinde. Ihre Form ist rund; sie wiegen nur $1^1/_2$—2 Kilo. Die vorzüglichsten sind die frischen und diejenigen, welche sich weich und fein anfühlen. Vielen und guten Käse macht man auch in Auvergne, und zwar sowol größere als kleinere Sorten. Die größeren heißen Quantals und bestehen in hohen runden Broten, Mönchsköpfe genannt, von 15—20 Kilo Gewicht. Diese Sorte ist die geringste. Die kleinere und bessere Sorte ist in viereckigen Broten von 5—10 Kilo. Senecterres, Fromage de St.-Nectaire sind in Auvergne kleine Käse, die sehr gut sind. Die besten liefert Lamagne. Geschätzt unter den französischen Käsesorten sind ferner die von Epoisse und die von Brie aus dem Bezirke von Colommiers. Auch der Käse von Langres ist trefflich. Von vorzüglichem Geschmacke sind ferner die Käse von Maroilles; die besten darunter sind wieder die, welche im Frühjahre und Herbste eine Meile im Umkreise von Maroilles, besonders im Osten dieses Kirchspiels, verfertigt werden. Die Käse von Esclaralle, Quevrecour und Neufchatel sind nicht minder sehr gesucht. Mit Käsen aus dem Theile des Jurageburges in der ehemaligen Franche-Comté wird gleichfalls bedeutender Handel getrieben. Dieser Käse gleicht den Gryers in der Schweiz; nur ist er wohlfeiler. 8) In Schweden bereitet man zwei verschiedene Sorten von Käse: den Renthierkäse und den gewöhnlichen schwedischen Käse. Ersterer wird aus Renthiermilch hergestellt, die frisch gemolken, mit sehr wenig Lab versetzt, mäßig erwärmt zum Gerinnen gebracht, dann in länglich viereckige Formen gethan, gepreßt und an der Luft getrocknet wird. Der gewöhnliche Käse wird theils aus dem beim Laben geronnenen Theile der Käse, theils aus vorher abgerahmter Kuhmilch bereitet. Man salzt sie blos durch Einreiben mit Kochsalz. Der Renthierkäse oder Mesüs ist eine Delicatesse, aber auch die erstere Sorte des gemeinen schwedischen Käses von sehr angenehmem, pikantem Geschmack. 9) In England sind die Hauptlieblingskäse: die Cheddaer in Sommersetshire, Stilton in Hantshire, die von der fettesten Milch gemacht werden. Der Cottenham ist eine dritte Art Stilton-Rahmkäse. Sein vorzüglicher Geschmack und seine Fettigkeit rühren von den wohlriechenden und nährenden Kräutern her. Der Brickbotkäse von Whitshire wird in Form verschiedener Thiere gemacht. Der Dateloplkäse ist von vorzüglicher Güte und 10—30 Kilo schwer. Zum Glocesterkäse braucht man die frische Kuhmilch im Mai, Juni und Anfang Juli. Der Salbeikäse wird aus Kuhmilch, zwei Theilen Salbei und einem Theile Petersilie und Butterblumenblätter bereitet. Der Chesterkäse ist in Broten von über 50 Kilo. Er wird mit Anotta, einer Art Orlean, gefärbt. Am meisten unter den englischen Käsesorten schätzt man den Stilton oder englischen Parmesankäse. Er ist viereckig und wiegt gewöhnlich 3—6 Kilo. Der meiste englische Käse wird im Lande selbst verbraucht, nur ein Theil nach Amerika, den Inseln und nach Hamburg ausgeführt. (*William Löbe.*)

KÄSEFIRNISS (Vernia caseosa) oder auch käsichter Hautüberzug, Kindesschleim, Haut-, Frucht- oder Käseschmiere, Smegma neonati, heißt die fettartig schmierige Substanz, mit welcher an den verschiedenen Körperstellen, besonders aber am Rücken, die Oberhaut des neugeborenen Kindes in verschiedener Dicke überzogen ist. Während man früher glaubte, die größte Menge des Käsefirniß fände sich am behaarten Kopfe, besonders an der großen Fontanelle, so zeigte doch eine genaue Beobachtung, daß die größte Menge des Käsefirniß am Rücken, besonders in der regio sacralis, dann in der Leistengegend und in der Achselhöhle und dann erst am behaarten Kopfe sich vorfindet, d. h. überall da, wo die Hauttalgdrüsen (Glandulae sebaceae) größer und zahlreicher vorhanden sind (Robin). Der Käsefirniß stimmt chemisch mit dem Hauttalge vollkommen überein. In den Hauttalgdrüsen selbst erkannten diese Substanz zuerst Balletin und E. H. Weber. Unter dem Mikroskope erblicken wir in dem Käsefirniß Epidermiszellen, Wollhaare und Fetttröpfchen. Die Form der Epidermiszellen gleicht der bei Erwachsenen, doch erscheinen sie weniger trocken, da sie weniger rauh und gefaltet sind. Die Absonderung des Käsefirniß findet bei verschiedenen Kindern in verschiedener Menge statt, ohne daß wir die Ursache davon wüßten. Daher kommen manche Neugeborene mit fast ganz reiner Haut zur Welt, während andere mit einer dicken Schicht Käsefirniß bedeckt sind. Die ältere Behauptung Stark's, der Käsefirniß finde sich in besonders großer Menge bei Früchten, deren Mütter an Syphilis, chronischem weißem Fluß oder an Krätze litten, hat sich nicht bestätigt, obwol schon Gustav Buel (De vernia caseosa diss. inaug. (Halle 1844) in der

heidelberger Gebäranstalt direct darauf zielende Untersuchungen angestellt hat. Die Ursache dieses Unterschieds in der Menge des Käsefirniß beim Fötus wird daher wol dieselbe sein wie bei Erwachsenen, bei welchen die Menge des abgesonderten oder in der Haut als Mitesser zurückgehaltenen Hauttalgs ebenso wechselt wie der Grad der Epidermisabschuppung überhaupt. Daher wird auch in verschiedenen Fällen und an verschiedenen Hautregionen das gegenseitige Verhältniß der Epidermiszellen und des Fettes in dem Käsefirniß ein verschiedenes sein.

Nach Buek erwähnt diese Substanz zuerst Arantius (16. Jahrhundert), während der jetzt gebräuchliche Name erst von Joh. Georg Röderer herstammt. Der Käsefirniß ist von weißlicher oder gelblicher Farbe, geruchlos, von butterartiger Consistenz, wird leicht ranzig, trocknet aber später an der Luft ein. Sein specifisches Gewicht beträgt 1,0039. Schon Fabricius ab Aquapendente erkannte ihn als das Secret der Hauttalgdrüsen des Fötus, welchem abgestoßene Epidermiszellen und feine Wollhaare beigemengt sind. Eine andere, jetzt längst als unphysiologisch verlassene Ansicht stammt von Manchart und wurde auch von Haller getheilt, nämlich daß der Käsefirniß ein Theil oder ein Sediment des die Frucht während ihres Lebens in der Gebärmutter umgebenden Frucht- oder Schafwassers (Liquor amnii) sei. Wegen der Gegenwart des letztern kann auch eine unmerkliche Hautausdünstung seitens des Fötus nichts zur Bildung des Käsefirniß beitragen. Da die Talgdrüsen der Haut etwa im vierten Schwangerschaftsmonate sich entwickeln (Valletin) und allmählich ihre secretorische Thätigkeit entwickeln, wie die Nieren und die Leber der Frucht, so beginnen sich bereits im fünften Schwangerschaftsmonate, also ungefähr kurz vor der Mitte der Schwangerschaft, einzelne Stellen der Hautoberfläche des Fötus mit Käsefirniß zu bedecken. Die abgestoßenen Epidermiszellen mengen sich ohne Zweifel erst in den späteren Schwangerschaftsmonaten, zum großen Theil wahrscheinlich auch erst bei den Versuchen, den Käsefirniß der Haut zu entfernen, bei, da von Baer's Behauptung, daß sich der Fötus dreimal häute, von andern noch nicht bestätigt worden ist.

Die Resultate der chemischen Untersuchung, wie eine solche zuerst von Buniva und Vauquelin vorgenommen wurde, sind verschiedenartig gedeutet worden. Beide Forscher fanden eine fettige Materie und einen thierischen Schleim darin, den sie für eine eigenthümliche Substanz durch Degeneration des Eiweißes in Fett entstanden erklärten. Reuß und Emmert hielten den Käsefirniß für eine eigenthümliche thierische Substanz, welche zwischen Fibrin, geronnenem Eiweiß und thierischem Fett die Mitte halte. Später wollten Tromherz und Gugert außer Cholesterin geronnenes Eiweiß, Peschier aber eine butterartige Substanz darin gefunden haben, welche eine modificirte Gallerte darstelle. John Savy (London med. Gazette 1844) fand in dem Käsefirniß 77,87 Proc. Wasser, 13,25 Proc. Epithelien, 5,75 Proc. Olein und 3,13 Proc. Margarin. Buek, der in einem Falle circa 14 Gramm sammeln konnte, bestätigte zwar das Vorkommen der Substanzen, aber in anderm Verhältnisse, nämlich 84,45 Proc. Wasser, 5,40 Proc. Epithelien, 9,51 Proc. bis 14,50 Proc. fettige Bestandtheile. Nach Johann Ranke 1872) enthält das dem Käsefirniß identische Secret der Talgdrüsen außer Wasser ein caseïnähnliches Albuminat, Fette, Palmitin, Olein, Seifen mit den Fettsäuren der genannten Fette und anorganische Salze, in denen die phosphorsauren Erden überwiegen.

Man hat früher nach einem Nutzen des Käsefirniß geforscht. Fabricius ab Aquapendente glaubte ihn in der Unterstützung des Geburtsactes durch Schlüpfrigmachen des Fötus und der Geburtswege, sowie in dem Schutze des Fötus gegen die etwa vorhandene Schärfe des Fruchtwassers gefunden zu haben. Da aber nicht alle Kinder mit Käsefirniß bedeckt geboren werden, so kann man, wie Buek bereits betonte, dem Käsefirniß einen bestimmten Nutzen nicht zuerkennen, sondern in ihm nur ein physiologisches Secret erblicken, welches, wenn es da ist, gleichzeitig den oben angeführten Nutzen nebenbei mit sich bringt.

Um nach der Geburt des Kindes den Käsefirniß, besonders wenn er in außergewöhnlich großer Menge sich vorfindet, schnell möglichst schonend zu entfernen, reibt man das Neugeborene mit Olivenöl und Weizenmehl ein und badet es hierauf etwas länger als sonst. Stets muß aber der Käsefirniß bald entfernt werden, da die Fettbestandtheile desselben leicht ranzen, was sich zuweilen an dem specifischen Geruche solcher Neugeborenen kundgibt. Den Käsefirniß als Schutzdecke hegen und pflegen zu müssen, wird wol heutzutage niemand mehr glauben, obwol Oesterlen (Heidelberger med. Annalen 1831) in der sogleich nach der Geburt erfolgenden Entfernung des Käsefirniß die Ursache so mancher Kinderkrankheiten fand, weil die Natur den Käsefirnißüberzug dem schwachen Kinde als Schutzmittel gegen äußere Schädlichkeiten verliehen hätte. (*E. Kormann.*)

KASEMATTEN werden in der Befestigungskunst sämmtliche im Mauerbau ausgeführte, mit einer bombensichern Decke versehene Räume genannt, die zur gesicherten Unterbringung der Geschütze und ihrer Bedienungsmannschaften, zu Wohnräumen und zur Unterbringung von Munitions-, Proviant- und andern Vorräthen bestimmt sind und danach in Vertheidigungs- (Defensions-), Wohn- und Aufbewahrungskasematten unterschieden werden. Bezüglich der Etymologie des Wortes bestehen verschiedene Ansichten. Nach der einen soll es aus dem Spanischen von casa (Haus) und matar (morden, tödten) stammen und demnach synonym mit der alten deutschen Bezeichnung „Mordkeller" sein, nach anderer soll es aus dem Italienischen kommen und wird von casa (Haus) und matta (Matte, Decke), daher bedecktes Haus, oder von casa und armata, armirtes Haus, abgeleitet. Sporsilli verwirft in seiner Schrift „Della lingua militare d'Italia" (Napoli 1846, I, S. 174—175) letztere Ableitung und neigt der Meinung zu, matta bedeute bassa, das Wort sei also gleichbedeutend mit dem lateinischen caeca crypta, dunkler, unterirdischer, tiefliegender Raum; außerdem stellt er die Ansicht auf, das Wort könne auch aus dem englischen to case (bedecken, schützen)

und to mate unterstellen derivirt sein, sodaß es einen unter irgendeinem Gegenstand gestellten, geschützten Raum bezeichnen würde. Sicherer als die Etymologie ist die Zeit der ersten Anwendung von Kasematten in den Befestigungswerken; dieselbe fällt mit der Benutzung der Idee bastionirter Festungsumrisse zusammen, d. h. in das Ende des 15. oder den Anfang des 16. Jahrhunderts. Als ein Meisterstück von Kasemattenbau jener Zeit ist die von San-Michele 1526 erbaute Kasematte delle Boccare in der Bastion di Spagna der Hauptumfassung von Verona zu nennen, deren unvollkommen kreisrunder, weiter und hoher Raum von den Kasemattmauern nach dem massiven Cylinderpfeiler in der Mitte überwölbt, von vier großen elliptischen Oeffnungen im Gewölbe von oben erhellt ist. Die Idee, einen Schutz für die Vertheidigungsgeschütze der Festungen zu finden oder Kasematten anzulegen, ging zunächst von der Sorge für die Bestreichung der Hauptgräben, also von der Sorge für die Geschütze der Bastionsflanken aus, wie dies auch die erwähnte Kasematte zu Verona erkennen läßt. Fast volle zwei Jahrhunderte wurden Kasematten ausschließlich für den genannten Zweck verwendet. Aber die Sicherheit der Bedienung der Geschütze in den Kasematten sowie die steigende Vervollkommnung der Artillerie ließen das Bedürfniß nach einem Schutze gegen die Wurfgeschosse des Belagerers immer fühlbarer werden, nicht nur zur Sicherung der Vertheidigungsgeschütze, sondern auch zu der der ruhenden Truppen, der Lazarethe, der Kriegsmaterial- und Lebensmittelvorräthe; man vermehrte daher die kasemattirten Räume in den Festungen, wie dies auch namentlich von Friedrich dem Großen in seinen fortificatorischen Schöpfungen geschah, aber doch immer nicht in ausreichendem Maße. Dies geschah erst, nachdem Montalembert in seiner Abhandlung: L'art défensif, supérieur à l'offensif, par une nouvelle manière d'employer l'artillerie et par la suppression totale des bastions die ausgedehnteste Anwendung der Kasematten befürwortete. Seine Ideen wurden anfangs lebhaft bestritten und verworfen, sind aber dann immer mehr gewürdigt, gebilligt und benutzt und mit Unterstützung der Fridericianischen Reminiscenzen in dem neupreußischen Festungsbau verkörpert worden. Gegenwärtig gehören Kasematten zu den wesentlichsten Theilen permanenter Befestigungen. Von den Mauern der Kasematten werden diejenigen, welche die Gewölbe tragen, Widerlager oder Pfeiler genannt, während diejenigen, welche die Widerlager miteinander verbinden und die Gewölbe abschließen, Stirn- oder Schildmauern heißen. Endwiderlager sind solche Widerlager, welche nur ein Gewölbe zu tragen, Mittelwiderlager solche, welche zwei Gewölbe zu tragen haben. Unter Spannung des Gewölbes versteht man die Entfernung der beiden dasselbe tragenden Widerlager voneinander. Die Stärke der Widerlager ist von der Spannung des Gewölbes abhängig; den Endwiderlagern gibt man bei halbkreisförmigen Gewölben $\frac{1}{2}$—$\frac{2}{3}$ der Spannung zur Stärke; die Mittelwiderlager, bei denen sich der Seitendruck der Gewölbe gegenseitig das Gleichgewicht hält, können schwächer sein und erhalten eine Stärke von $\frac{1}{3}$—$\frac{1}{5}$ der Gewölbespannung; der höchste Punkt des Gewölbes heißt der Schluß, die Senkrechte, welche man vom Schlusse auf die die höchsten Punkte der Widerlager verbindende Ebene fällt, heißt der Pfeil. Ist der Pfeil so lang wie die halbe Spannung, so entsteht das halbkreisförmige oder Tonnengewölbe, bei dem in der Regel die Maximalspannung 18 Fuß beträgt. Flache Gewölbe, bei denen der Pfeil kleiner als die halbe Spannung, bieten dem Bombenwurfe weniger Widerstand dar als Tonnengewölbe. Gewöhnlich werden die Gewölbe 3 Fuß aufgemauert und dann noch 4—5 Fuß mit Erde überdeckt. Zur Ableitung des die Erddecke durchsickernden Tagewassers erhalten die Gewölbe vor dem Bedecken mit Erde sattelförmige Uebermauerungen, Eselsrücken, Dordane genannt, werden mit Cement belegt und mit Kanälen für den Abfluß des Wassers versehen. — Kasematten, bei welchen die äußern Umfassungsmauern als Widerlager benutzt werden, heißen Parallelkasematten oder Galerien, die den Nachtheil haben, daß die Zerstörung der äußern Mauer auch den Einsturz des Gewölbes zur Folge haben muß. Bei allen Vertheidigungskasematten, die der Wirkung feindlichen Geschützfeuers nicht entzogen sind, werden daher der Regel nach nur Kasematten angewendet, bei denen die Mittellinie der Gewölbe senkrecht zur äußern Umfassungsmauer steht; dieselben werden Perpendicularkasematten genannt. Behufs Communication zwischen den einzelnen kasemattirten Räumen werden die Widerlager durchbrochen und mit Thürgewölben versehen. Kasematten in zwei Etagen werden entweder durch ein Gewölbe oder eine Balkendecke voneinander geschieden. — Zum Gebrauch der Geschütze befinden sich in den Vertheidigungskasematten Oeffnungen — Scharten — bei den Perpendicularkasematten in der Stirnmauer, bei den Parallelkasematten in den Widerlagern; dieselben sind nach vorn nur so weit geöffnet, daß sie dem Geschütze das erforderliche Gesichtsfeld gewähren; ihre Seitenflächen — die Backen — sind nicht gerade geführt, sondern haben auf ein Drittel der Mauerstöcke, von innen gerechnet, eine Biegung, sodaß hier eine Verengung der Scharte — der Scharten bruch — entsteht. Die Sohle der Scharte ist gewöhnlich nach außen gesenkt, um das tiefe Richten des Geschützes zu ermöglichen; nach oben zu ist die Scharte durch ein flaches Gewölbe abgeschlossen. Zur Ableitung des Pulverdampfes werden in allen Defensionskasematten Rauchabzüge angebracht; dieselben liegen über den Scharten und steigen entweder nach außen zu schräg an oder sind schornsteinartig senkrecht durch die Uebermauerung des Gewölbes und die Erddecke aufgeführt. — Größere kasemattirte Baulichkeiten erhalten den Namen von Kasemattencorps.

Die große Präcision der gezogenen Geschütze hat Maßregeln zum Schutz des gegen den Feind gerichteten Mauerwerks der Kasematten nothwendig gemacht; man sichert dasselbe gegen horizontales Geschützfeuer dadurch, daß man es an allen demselben ausgesetzten Stellen vollständig mit Erde umgibt oder ihm bei Vertheidigungskasematten eine Erddeckung so nahe und von solcher Höhe vorlegt, daß die über die obere Kante der Deckung

gehenden Geschosse dasselbe auch bei den größten Einfallswinkeln nicht zu treffen vermögen. *(v. Löbell.)*

Kaserne, s. Casernen.

KÄSERÛN, Stadt in Persien in der Provinz Fars, etwas westlich von Schiras. Aus ihr stammen mehrere mohammedanische Gelehrte, welche den Zunamen Käserûni führen, nämlich 1) Abu 'l Husein ibn Abi 'Ali el-Käserûni, Traditionsgelehrter, gest. 454 d. H. (1062, s. Jâqût IV, 226); 2) Achmed ibn Mansûr el-Käserûni, schafiitischer Rechtsgelehrter und Verfasser einer Traditionssammlung, geb. 516 d. H. (1123), gest. 587 (1191; s. Jâqût a. a. O.); 3) Abu Sa'd Mohammed ibn Mas ûd (nach andern Sa id eddin Mohammed) el-Käserûni, Theolog und Traditionsgelehrter, der arabisch und persisch schrieb, gest. 758 (1357; s. Hâggi Chalfa V, 548; VI, 135, 167, 305); 4) Schihâb eddin Achmed ibn Mohammed ibn Abi Bekr el-Käserûni, Traditionsgelehrter, Theolog und Jurist, Verfasser einer Sammlung von Rechtsentscheidungen u. a. m. (schrieb Ende des 8. [14.] Jahrhunderts in Schiras, s. H. Ch. I, 240; IV, 245, 309, 527; V, 402); 5) Abulfadl Mohammed el-Sadiqi el-Käserûni, genannt el-Chatîb (der Prediger) und el-Muhaschschi (der Glossator, weil er Erläuterungen zu Beidâwi's Korancommentar verfaßte), Theolog und Grammatiker, gest. um 940 (1533/34, s. H. Ch. I, 255, 414; V, 9; II, 440; III, 430; IV, 569; VI, 239).

(A. Müller.)

KÄSESTOFF (Caseïn). Der in der Milch der Säugethiere vorwiegend vertretene Eiweißkörper, welcher wahrscheinlich durch freies Alkali in derselben als Kalium- oder Natriumalbuminat in Lösung gehalten wird, eine Annahme, die indeß durch die Beobachtung A. Schmidt's[1]), der durch lange fortgesetzte Dialyse der Milch alle löslichen Salze entzogen haben will, in Frage gestellt wird. Man unterscheidet eine lösliche und eine unlösliche Modification des Caseïns. Die erstere stellt in unter 50°C. getrocknetem Zustande eine geruchlose, bernsteingelbe Masse von fadem Geschmacke dar, die sich im Wasser zu einer gelben, schleimigen, leicht in Fäulniß übergehenden Flüssigkeit löst. Sie wird erhalten durch Verdampfung der Milch bei niederer Temperatur, Extraction des Rückstandes zur Entfettung mit Aether, Auflösen im Wasser und Fällung mit Alkohol. Der so erhaltene Niederschlag wird mit Alkohol ausgewaschen und getrocknet. Im Gegensatze zu Albuminlösungen gerinnen Caseïnlösungen beim Kochen nicht. In offenen Gefäßen verdampft, überziehen sie sich mit einem weißen Häutchen aus unlöslich gewordenem Caseïn, das, hinweggezogen, sich stets wieder erneuert.

Die unlösliche Modification bildet frisch bereitet weiße, flockige Massen; getrocknet ist sie hornartig, gelb und pulverisirbar, in Wasser, Alkohol und Aether unlöslich. Sie löst sich aber in Wasser und in Alkohol nach Zusatz von wenig Alkali oder einer Spur von Säure und wird aus Kuhmilch erhalten, indem man dieselbe mit dem zwei- bis dreifachen Volumen Wasser verdünnt und tropfenweise mit Salzsäure versetzt, worauf flockige Abscheidung des Caseïns erfolgt. Das abfiltrirte, mit Wasser ausgewaschene und abgepreßte Coagulum wird zur Entfettung mit Alkohol, dann mit Aether behandelt und getrocknet. Auch durch Behandlung der Milch mit Alkohol, Essigsäure, Gerbsäure, Eintragen gewisser neutraler Salze z. B. der schwefelsauren Magnesia) kann Caseïn niedergeschlagen werden. Wichtig für die Molkerei und Käserei ist die Abscheidung des Käsestoffs aus der Milch durch Lab, die Schleimhaut des vierten Kälbermagens. Hier erfolgt sogenannte spontane Gerinnung der Milch nicht, wie man früher annahm, durch Milchsäurebildung, sondern durch Wirkung eines eigenthümlichen Ferments, welches genuines Caseïn bei Gegenwart phosphorsaurer alkalischer Erden in geronnenem Zustande als Käse fällt, aber auf Milchzucker ohne Einfluß ist.[2]) Am raschesten geschieht dies bei einer Temperatur von 50°C. Auch durch einfaches Erhitzen kann dieser Eiweißkörper zur Coagulation gebracht werden, nur ist hierzu eine Temperatur von 130—150°C. nothwendig (im zugeschmolzenen Rohre).

Die Zusammensetzung des Caseïns aus der Kuhmilch fand Hammasten neuerdings im Mittel zu:

C: 52,$_{296}$ %; H: 7,$_{05}$ %; N: 15,$_{65}$ %; S: 0,$_{716}$ %; P: 0,$_{847}$ %; O: 22,$_{78}$ %. Der Phosphor ist in dem (übrigens aschefreien) Caseïn als Nuclein enthalten, welches sich bei der Verdauung mit Pepsin unlöslich ausscheidet.

In den Hülsenfrüchten, dem Buchweizen und Oelsamen finden sich Eiweißstoffe, die wegen einer gewissen Aehnlichkeit mit dem Caseïn der Milch als Pflanzencaseïn angesprochen werden können. Hierher gehören das Legumin, das Glutencaseïn (d. i. der in kaltem und kochendem Weingeiste unlösliche Rückstand des Klebers) und das Conglutin. Was das Vorkommen der Pflanzencaseïn anbetrifft, so findet sich das Legumin hauptsächlich in den Hülsenfrüchten, das Glutencaseïn in den Oelsamen, das Conglutin in den Lupinen und Mandeln.

Das Caseïn besitzt einen außerordentlich hohen Werth als Nahrungsmittel. Außer zur Käsebereitung findet es in der Färberei Anwendung, in Alkalien gelöst als Befestigungsmittel von feinvertheiltem Farbstoffe auf Geweben. Es wirkt hier entweder wie ein Firniß, welcher die kleinsten Farbstofftheilchen, mit denen es innig gemischt ist, umhüllt und so dauernd auf der Faser befestigt, oder als wirkliches Beizmittel, indem es mit dem Farbstoffe eine chemische Verbindung eingeht. Auch zur Bereitung eines Leims, des Caseïnleims, der wegen seines großen Klebevermögens sehr geschätzt wird und in der Kunstschreinerei und Portefeuillefabrikation Anwendung findet, wird in Boraxlösung aufgelöstes, fettfreies Caseïn verwendet; ebenso liefert es mit gelöschtem Kalke einen ausgezeichneten Kitt (Caseïnkitt) für die verschiedensten Körper. *(P. Baessler.)*

1) Maly's Jahresberichte (1874) S. 155.

2) Maly, Jahresberichte für Thierchemie, Bd. II, IV und VII, Arbeiten von Hammarsten.

Kasikumyken, s. Kaukasische Bergvölker.

KASIMIR, ein dünner und leichter, tuchähnlicher, aber geköperter Stoff aus sehr feinem Streichwollgespinst, öfters mit Kette aus Kammgarn oder Baumwolle, der schwächer gewalkt und weniger gerauht, aber fast ebenso kurz geschert wird als Tuch, sodaß das Haar das Gewebe kaum verdeckt. Kasimir wird glatt, gerippt und façonnirt, einfarbig und melirt hergestellt und als Sommerstoff für männliche Kleidungsstücke, besonders mit aufgepreßten Mustern versehen (gaufrirt) als Westenstoff verwendet, doch ist er in neuerer Zeit vielfach durch die feinern Buckskins verdrängt. Ein dichteres und festeres, stärker gewalktes und gerauhtes Gewebe dieser Art mit Kette und Einschlag aus Streichgarn wird Doppelkasimir genannt. (*W. H. Uhland.*)

KASIMIR, Markgraf von Brandenburg-Culmbach und Burggraf von Nürnberg, ältester Sohn des Markgrafen Friedrich IV., wurde am 27. Sept. 1481 zu Ansbach geboren und nach seinem Großvater mütterlicherseits, Kasimir III. von Polen, Kasimir getauft. Er war ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, war Domherr in Mainz, Würzburg und Bamberg und wurde nach dem Tode des mainzer Erzbischofs, Berthold von Henneberg, 1504 dem Domkapitel zur Wahl vom Kaiser Maximilian I. empfohlen. Er legte jedoch 1507 seine geistlichen Würden nieder und wurde von dem Kaiser mit dessen Nichte Susanna, Tochter des Herzogs Albrecht IV. von Baiern, verlobt. Seine erste Kriegsthat hat er 1502 an der Seite des Ritters Götz von Berlichingen vollführt. Sein Vater hatte in fortwährenden Zwistigkeiten mit den Nürnbergern wegen der burggräflichen Gerichtsbarkeit gelegen. Der Streit hatte damit geendet, daß die Nürnberger von derselben innerhalb ihrer Mauern befreit wurden. Als sie aber nun anfingen, vor der Stadt Todesurtheile zu vollstrecken, Gräben zu ziehen, Thürme und Blockhäuser anzulegen, da brach der Streit von neuem los. Zur Schlichtung desselben wurden 1502 in Erfurt Unterhandlungen geführt, aus denen auch ein Vergleich hervorging, nach welchem die Irrungen durch Austräge geschlichtet, die Straßensperrungen aufgehoben und die Bürger der Stadt sicher geleitet werden sollten. Da aber kam die Nachricht von einem Gewaltstreiche Kasimir's, der auf den Augenblick alle Aussichten auf Frieden vernichtete. Schon lange war zwischen Brandenburg und Nürnberg der Affalterbacher Kirchweihschutz streitig. Jetzt waren die Nürnberger mit bewaffneter Macht nach Affalterbach gezogen, als gebühre ihnen der Schutz, und hatten die Markgräflichen zum Hohne eingeladen, „einen Kirchweihbrei mit ihnen zu essen". Kasimir nahm die Einladung an, raffte in der Schnelle zusammen, was er an Mannschaft bekommen konnte, überfiel mit Götz von Berlichingen am 19. Juni die Nürnberger in Affalterbach und brachte ihnen eine blutige Niederlage bei. Fast wäre Nürnberg selbst in seine Gewalt gerathen. Trotzdem aber kam am 30. Juni ein Vergleich in Erfurt zu Stande. Die Nürnberger aber „gaben dem Markgrafen mit Brennen und Rauben noch vorher eine gute Letzte".

Der alte Markgraf litt seit 1511 infolge einer schweren Krankheit und zweier in einem Monate erfolgter Todesfälle, seiner Gattin und Mutter, an großer Reizbarkeit und leidenschaftlicher Aufgeregtheit; dazu kam die Mißstimmung über die ungünstige Lage seiner Finanzen, die von Jahr zu Jahr sich verschlimmerte. Gereizt und mistrauisch, ließ er sich, als man ihm Mittheilung von einer Verschwörung seiner Söhne gegen ihn machte, zu körperlichen Mißhandlungen gegen sie hinreißen. Am 25. Febr. 1515, als auf der Passenburg der Faschingstag gefeiert worden war, morgens um sechs Uhr nahmen Kasimir und sein Bruder Johann den Vater fest und nöthigten ihn zur Unterzeichnung einer Urkunde, in der es hieß, daß er aus leiblicher Schwachheit zum allgemeinen Besten nach wohlbedachtem Rathe seinen Söhnen die Regierung übergebe. Dann wurde er in ein einsames Gemach gesperrt und vom Verkehre mit der Welt abgeschlossen. Erst nach dem Tode Kasimir's 1527 erhielt er seine Freiheit wieder. Sofort mußten alle den neuen Fürsten den Treueid schwören. Von der Geistlichkeit wurde der alte Fürst als Tyrann und Unsinniger dargestellt, dem Gott das Scepter genommen. Der Cardinal von Medici übernahm es, die Absolution des Papstes zu verschaffen. Dieser zögerte zwar mit seinem Segen, hielt aber den Bann zurück. Am 28. März 1515 wurde der Landtag in Baiersdorf eröffnet. Nachdem die Fürsten den Schritt gegen ihren Vater durch die Erklärung zu rechtfertigen gesucht hatten, daß er nicht mehr bei Sinnen gewesen sei und das Land durch seine schlechte Wirthschaft mit Schulden überlastet habe, beschlossen die Stände, der Markgraf solle fortan in sicherm Gewahrsam gehalten und ohne der Landschaft Wissen und Genehmigung nicht freigelassen werden. Nun kam die Ordnung der Finanzen zur Sprache, die sehr im argen lagen. Man kam zu der Einsicht, daß gespart werden müsse. Um die Kosten der Hofhaltung zu vermindern, wurde eine Statthalterschaft eingesetzt und die Prinzen verpflichteten sich, drei Jahre außer Landes an fremden Höfen zuzubringen. Falls Streitigkeiten unter ihnen ausbrächen, sollte ein Schiedsgericht aus 24 Vertretern der Geistlichkeit, der Ritterschaft und der Städte, nöthigenfalls unter Zuziehung des Kurfürsten Joachim I. von Brandenburg, berufen werden. Kasimir ging nun mit seinem Bruder Georg auf eine Aufforderung des Kaisers nach Wien, wo sie 1516 die Belehnung erhielten. Von hier aus begab sich Georg nach Ofen, während Kasimir an den polnischen Hof reiste, um über Angelegenheiten seines Bruders Albrecht, des Hochmeisters des Deutschen Ordens, und über die Vermählung einer seiner Schwestern mit einem Herzoge von Massovien zu unterhandeln. Im September 1518 kamen die drei ältesten Brüder in Ansbach zusammen. Der Vertrag von 1515 wurde auf drei Jahre verlängert und dem Markgrafen Kasimir, der sich am 19. Aug. zu Augsburg während des Reichstags mit Susanna von Baiern vermählt hatte, wurde „das fürstliche Regiment und Hofwesen" ertheilt. Damit war der Hochmeister Albrecht durchaus nicht einverstanden, weil er kein Vertrauen zu der Verwaltung Kasimir's hatte,

der ein leidenschaftlicher Spieler war.*) Gleichzeitig verlangte er auch die Freilassung des Vaters; dasselbe that der Kurfürst Joachim, welcher bei seiner Reise zum Augsburger Reichstag von Kasimir nicht die Erlaubniß erhalten hatte, den alten Markgrafen zu sprechen. Beide waren überzeugt, daß dieser durchaus nicht geistesgestört sei. Wie gegründet das Mistrauen Albrecht's gegen das Verwaltungstalent Kasimir's war, zeigte die wachsende Unordnung der Finanzen und die Zunahme der Schulden. Im J. 1520 betrugen die Einnahmen 22,000 Gulden, die Ausgaben und Schulden 108,756 Gulden. Dazu kamen noch die Beträge für Bundes- und Reichstage und für den Bundeskrieg gegen Würtemberg. Im Frühling 1521 kamen Kasimir, Georg und Johann in Linz zusammen und schlossen eine Uebereinkunft des Inhalts, daß sie die Regierung gemeinschaftlich führen wollten, und zwar sollte Kasimir im Namen der übrigen die Landesverwaltung übernehmen. Im J. 1522 trafen sich Kasimir, Georg und Albrecht in Prag und bestimmten, daß, da ein fürstlicher Hof im Lande nicht bestehen könnte, die Hofhaltung aufgehoben und eine Statthalterschaft auf fünf Jahre eingesetzt werden sollte. Als Deputat für alle Brüder wurden 23,000 Gulden bestimmt. Kasimir knüpfte mit Ferdinand von Oesterreich Unterhandlungen an, um in dessen Dienste zu treten, jedoch ohne Erfolg. Die Statthalterschaft dauerte nur bis zum Herbste 1522. Schulden wurden nicht bezahlt, mit Mühe die Deputate aufgebracht, die Geschäfte nahmen einen schleppenden Gang, die Verwaltungskosten waren größer als früher. Im October reichten die Statthalter ihre Entlassung ein. Im November vereinigten sich die drei ältesten Brüder zu Radolzburg dahin, daß Kasimir wieder die Regierung übernehmen sollte.

Das gute Verhältniß Kasimir's zum Hause Habsburg, welches während der letzten Regierungsjahre Maximilian's I. bestanden hatte, dauerte auch unter Karl V. fort, schon aus dem Grunde, weil Kasimir zur Wahl Karl's V. viel beigetragen hatte.

Karl beauftragte ihn z. B., die Erblande von Oesterreich für ihn in Pflicht zu nehmen. Im April 1521 erlangte Kasimir von Karl V. für sich und seine Brüder die Bestätigung aller vorher erworbenen burggräflichen und markgräflichen Freiheiten, besonders die hinsichtlich der Gerechtsame des kaiserlichen Landgerichts.

Als der Kaiser 1521 Deutschland verließ und ein Reichsregiment einsetzte, wurde auch Kasimir zum Mitglied desselben ernannt. Auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522 machte Kasimir den Vorschlag, daß „zur Unterhaltung des Kammergerichtes und des Regimentes, auch der Execution, so auf des Regimentes Ansehen, Handlung und Beschluß gestellt", ein Grenzzoll auf die Einfuhr und Ausfuhr aller nicht zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen gehörigen Waaren in der Höhe von 4 Proc. des Einkaufspreises gelegt werden solle. Ferner sollten die Annaten, Pfründen und Pensionen, die nach Rom gingen, zurückbehalten und die Aufkaufs- und Preissteigerungsgesellschaften aufgehoben werden. Als dann auf demselben Reichstage 1523 über die Beschwerden gegen Rom verhandelt wurde, benahm er sich so vorsichtig, „daß er weder des Kaisers Gunst verlor, noch mit den drei benachbarten Bischöfen von Bamberg, Würzburg und Eichstädt in Fehde gerieth, noch die katholische Geistlichkeit mit Gewalt vertrieb, noch seine evangelischen Unterthanen hinderte". In dem Abschiede seines Landtages genehmigte er die Predigt des Evangeliums nach rechtem und wahrem Verstand lauter und rein; nur sei es sein gnädigstes Bitten und Begehren, daß man Geduld haben und nichts Neues vornehmen möge, bis seine fernere Meinung eingefordert wäre. Während des Bauernkrieges 1525 nahm Kasimir anfangs eine zweideutige Stellung ein. Als im Anfang des Jahres die Revolution auch seine Länder ergriff und schon viele Klöster und Schlösser niedergebrannt waren, hielt er sich ruhig in Ansbach. Erst am 13. Mai brach er mit 600 Berittenen und 1000 Fußknechten von dort auf, nahm eine feste Stellung bei Markt-Erlbach ein und knüpfte mit den Bauern Unterhandlungen an. Graf Wilhelm von Henneberg schrieb ihm am 10. Mai, es sei jetzt leicht, mit Hülfe der Bauern und des Landgrafen von Hessen das Bisthum Würzburg zu einem weltlichen Herzogthum und einen brandenburgischen Markgrafen zum Herzoge von Franken zu machen. Die Aufständischen waren dem Markgrafen durchaus günstig gesinnt und noch am 17. Mai der festen Hoffnung, Kasimir werde die 12 Artikel annehmen und sich ihnen offen anschließen. Als aber durch den Anmarsch des pfälzischen und schwäbischen Heeres und die Niederlage der Bauern bei Königshofen am 2. Juni die Lage zu Ungunsten der Aufständischen sich änderte, da brach Kasimir gegen sie los. Am 8. Juni ließ er in Kitzingen 57 Bürgern auf einmal, später noch zweien die Augen ausstechen, vielen andern die Finger abhauen. Wenigstens 500 Personen ließ er in seinem Gebiete hinrichten und zog 200,000 Gulden Strafgelder ein. Dem Adel, der sich über die Aussaugung seiner Hintersassen beschwerte, erklärte er, er halte sich zu dem, was er thue, als Landesherr befugt. Endlich stellte ihm einer seiner Amtsleute, Hans von Waldenfels, vor: „Es sind nichtswürdige Dinge, um die man jetzt noch die armen Gefangenen quält; vergeßt einmal das Geschehene und neiget zur Barmherzigkeit Euer Herz." Am 22. Juli erhielt Kasimir vom Feldherrn des Schwäbischen Bundes die Strafvollmacht gegen Rothenburg. Einer der Führer der Aufständischen daselbst war der Junker Stephan von Menzingen gewesen, mit dem Kasimir in vertrautem Verkehre gestanden hatte. Kasimir's Bemühungen, ihn zu retten, waren vergeblich. Am 30. Juni wurden zehn Bürger hingerichtet, am nächsten Tage Menzingen und acht andere. Kasimir erzwang als Kriegsentschädigung durch einen Vertrag vom 3. Juli von Rothenburg die Abtretung mehrerer Dörfer. Am 11. Juli brachte er in Forchheim eine Versammlung der zum Schwäbischen Bunde gehörigen Fürsten und Städte zusammen, um über die Mittel zu berathen, wie fernerer Aufruhr

*) Kasimir hinterließ bei seinem Tode nicht weniger als 50,000 Gulden Spielschulden.

zu verhüten und dem Volke das reine Gotteswort zu verkünden sei. Ein unter seinem Einfluß gewählter Ausschuß legte einen Rathschlag vor, nach welchem zur Verhütung fernern Aufruhrs „reine Prediger" angestellt werden und auch die Bischöfe von Bamberg und Würzburg dieselben „bis auf einen weiteren christlichen Beschluß toleriren" sollten. Die Bischöfe gingen darauf nicht ein. Der Rathschlag enthielt außerdem Bestimmungen über verschiedene Artikel der christlichen Lehre. Am 30. Aug. wurde der forchheimer Rathschlag als Norm für die Geistlichen in den Fürstenthümern Ansbach und Baireuth veröffentlicht. Auf dem Reichstage zu Speier 1526 war Kasimir kaiserlicher Commissar und trug am meisten dazu bei, daß von Ferdinand in den Reichstagsabschied der das Wormser Edict betreffende Artikel aufgenommen wurde: die Stände hätten sich einmüthig verglichen, hinsichtlich des Edicts bis zur Abhaltung des Concils sich mit ihren Unterthanen so zu halten, wie ein jeder es gegen Gott und kaiserliche Majestät zu verantworten sich getraue. Als König Ludwig von Ungarn am 27. Aug. 1526 bei Mohacz gefallen war und Johann von Zapolya, Woiwode von Siebenbürgen, die Krone erwarb, welche Ferdinand von Oesterreich, dem Schwager Ludwig's, zustand, rüstete Ferdinand ein Heer, dessen Commando er Kasimir übertrug. Kasimir belagerte und eroberte Ofen, starb aber daselbst an der Ruhr am 21. Sept. 1527. Seine Leiche wurde nach Heilbronn gebracht und in der Klosterkirche bestattet. Seine Gemahlin Susanna starb am 20. April 1543 zu Neuburg an der Donau. Er hatte mit ihr folgende Kinder: Maria, vermählt 1537 mit Kurfürst Friedrich von der Pfalz; Albrecht Alcibiades, welcher sein Nachfolger wurde, zunächst unter vormundschaftlicher Regierung; Katharina, jung gestorben; Kunigunde, vermählt mit Markgrafen Karl von Baden; Friedrich, jung gestorben.

Vgl. Bibliotheca Historica Brandenburgica a Georg Gothof. Küstero (Breslau 1743, S. 591 fg.); J. H. von Falckenstein, Antiquitates et Memorabilia Nordgaviae (Schwabach und Leipzig 1743, Bd. III., S. 316); Johannes Sleidanus, De statu religionis etc. ed. J. G. Böhmer I. (Frankfurt 1785, 1786); von Berlichingen-Rossach, Geschichte des Ritters Götz von Berlichingen und seiner Familie (Leipzig 1861); von Lang, Neuere Geschichte des Fürstenthums Baireuth, 1486—1603 (3 Bde., Göttingen 1789, 1801, Nürnberg 1811); Voigt, Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Kulmbach I. (Berlin 1852); Bensen, Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken (Erlangen 1840); Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522—1526 (Freiburg 1851); Höfler, Fränkische Studien im Archiv für österreichische Geschichtsquellen (VIII, Wien 1852); Janssen, Geschichte des deutschen Volkes (I—III, Freiburg 1880); Droysen Geschichte der Preußischen Politik (II, 2). (*P. Schwartz.*)

KASIMIR (polnisch Kazimierz), Name mehrerer Fürsten und Könige von Polen aus dem piastischen und aus dem jagellonischen Geschlechte.

Kasimir I., Herzog (Großfürst) der Polen von 1034—1058, war der Sohn Misko's II. und der Richenza oder Rixa, einer Tochter des Pfalzgrafen am Rhein und Schwestertochter Kaiser Otto's III. Da er beim Tode des Vaters noch unmündig war, so übernahm die Mutter die Vormundschaft. Wegen ihrer offenen Bevorzugung der Deutschen sah sie sich schon nach einem Jahre genöthigt, Polen zu verlassen, aber auch ihr Sohn, der unter der Regentschaft der Großen zurückgeblieben war, wurde nicht lange nach ihr im Lande geduldet; auch er mußte sehr bald flüchten und ging zuerst nach Ungarn und dann wie sie nach Deutschland, wo von seinen beiden Mutterbrüdern Hermann eben damals Erzbischof von Köln wurde und Otto regierender Pfalzgraf war. Die bekannte Erzählung, daß Kasimir Mönch im Kloster Cluny geworden wäre, ist spätere Erdichtung.— Nach der Vertreibung des Fürsten und seiner Mutter berichten die Chroniken, wie in Polen wilder Aufruhr wüthete. Ein Theil der freien Grundbesitzer war im Laufe der letzten Zeiten durch Anschluß an den Landesfürsten zu größerem Ansehen, zu größerem Besitze und größerer Macht gelangt, während andere allmählich mehr und mehr gedrückt und eingeengt, auch wol im Besitze verkürzt oder vielmehr ganz daraus verdrängt, zu einer Art von Hörigen und Leibeigenen, zu Besitzlosen herabgedrückt waren; neben dem Adel, der Szlachta, hatte sich der Stand der Kmeten oder unterthänigen Bauern herausgebildet. Noch aber war die Erinnerung der letzteren an die früheren Zustände nicht so ganz geschwunden, und sobald nun den neuen Herren die Stütze des Fürsten und Königs, zumal des ruhmvollen Kriegsfürsten zu fehlen begann, erhoben sich die Unterdrückten. Gleichzeitig erwachte in ihnen auch der Gegensatz, der Haß gegen ein Institut, das zugleich mit ihrer Unterdrückung in Polen Eingang gefunden hatte, und welchem man wol mit eine Schuld an jener Aenderung der Verhältnisse zuschob, gegen Christenthum und Kirche, die sich bisher mehr durch Eintreibung von Zehnten und Abgaben als etwa durch geistige Einwirkung bemerkbar und fühlbar gemacht hatten. Es erhob jetzt das Heidenthum wieder sein Haupt, und neben den adeligen Herren hatten vorzugsweise die Kirchen von den Empörern entsetzlich zu leiden. Nur in einem entlegenen Winkel des Landes, jenseit der Weichsel in Masowien, wurde bald wieder etwas Ruhe und Ordnung gestiftet und auch erhalten, indem dort Meczlaw, der frühere Mundschenk Misko's II., sich eine kleine Herrschaft zu schaffen wußte. — Ganz andere Zustände herrschten damals in Böhmen: es schien, als ob dieses das Vorland der westlichen Slawen werden, als ob in Prag die auf ein slawisches Gesammtreich hinzielenden Pläne des großen Boleslaw, des Großvaters Kasimir's, wieder aufgenommen werden sollten. Zunächst suchte Herzog Brzetislaw beim Kaiser und erhielt von ihm gegen Stellung von Geiseln die Belehnung mit Böhmen; auch unterstützte er den Kaiser im Herbste 1035 durch persönlichen Zuzug im Kriege gegen die Liutizen. Aber in dieser Stellung blieb er doch vorerst nur, weil er so seine großen Pläne ungestört glaubte durchführen zu können. Kaum war Kaiser Konrad II. im Juni 1039 gestorben, als Brzetislaw zu

Werke schritt. Mit aller seiner Macht brach er sofort in Polen ein; er nahm und verbrannte Krakau, rückte, ohne viel Widerstand zu finden, bis vor Gnesen und gewann auch diesen Platz trotz seiner gesicherten Lage und guten Befestigung. Als das werthvollste Stück der reichen Beute betrachteten die Böhmen die Gebeine ihres heiligen Landsmannes Adalbert, des Preußenapostels, die sie im Dome zu Gnesen erhoben und nach Prag hinüberführten. Als ganz furchtbar werden nun die Zustände in Polen geschildert: Städte und Dörfer hätten verlassen dagestanden, da die Bevölkerung theilweise nach Böhmen selbst, auch wol nach Masowien geflüchtet sei, sogar die großen Kirchen zu Gnesen seien Lager der wilden Thiere geworden. Von den drei Kriegszügen, welche der neue deutsche König Heinrich III. noch in dem J. 1039 und in den beiden folgenden gegen den Böhmenherzog unternahm, endigte der letzte (Sommer 1041) mit vollem Erfolge, sodaß dieser sich auf die schwersten Bedingungen unterwerfen mußte; die erste Bedingung war selbstverständlich die Anerkennung der deutschen Oberhoheit, und dann mußte er Ersatz alles Schadens, Herausgabe aller polnischen Eroberungen und Gefangenen und die Zahlung einer Buße von 8000 Pfund Silber versprechen. Als Brzetislaw im October vor dem Könige in Regensburg erschien und sich ihm büßend und huldigend zu Füßen warf, wurde ihm nicht blos die Hälfte der Geldstrafe geschenkt, sondern auf die Fürsprache deutscher Fürsten auch der Besitz von Schlesien gelassen. Zu derselben Zeit etwa, wahrscheinlich nach 1044 und veranlaßt durch die Niederlage des Böhmenherzogs, wagte Kasimir nach Polen zurückzukehren; ob aber und wieweit mit Unterstützung oder sonstigem Zuthun König Heinrich's, bleibt fraglich. Von einer kleinen Burg aus, die ihm, als er mit angeblich nur 500 Rittern nach Polen kam, von seinen Getreuen geöffnet sein soll, drang er allmählich weiter vor und trieb in schwerem Kampfe die Fremden, Böhmen und Pommern, aus dem Lande. Während er danach in dem wiedereroberten väterlichen Reiche die Ordnung und den christlichen Glauben wiederherzustellen sich bemühte, suchte er zugleich nach einer äußern Stütze, indem er sich mit Dobrognewa (d. i. die Wohlwollende) oder Maria, einer Schwester des russischen Großfürsten Jaroslaw von Kiew, vermählte; zum Zeichen seiner aufrichtigen Freundschaft schenkte er 800 Russen, welche Boleslaw der Kühne als Kriegsbeute heimgebracht hatte, die Freiheit. Russische Hülfe war es denn auch in der That, mit welcher er Mieczlaw von Masowien, den Litauer, Preußen und Pommern unterstützten, in gefährlicher Schlacht besiegte und seiner Herrschaft ein Ende machte. — Als König Heinrich III. am 1. Juli 1046 zu Meißen einen Fürstentag hielt, erschienen auch die beiden Herzoge von Böhmen und von Polen und ein Pommernfürst vor ihm, um ihn als Schiedsrichter in ihren Streitigkeiten anzurufen, und wenngleich leider weder die Ursache ihres Streites noch der Spruch des Königs überliefert ist, so sieht man doch, daß sie alle wenigstens augenblicklich die Oberhoheit des deutschen Königs anerkannten. Bei Kasimir war trotz seiner deutschen Abstammung diese Anerkennung vielleicht am wenigsten ernst gemeint, und aus späteren Ereignissen scheint der Rückschluß gestattet, daß er besonders den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen konnte. Während der Böhmenherzog sich stets als den treuesten Vasallen und ergebensten Bundesgenossen des Kaisers zeigte, näherte sich Kasimir auch dem Ungarnkönige Andreas, der eben über den König Peter, den Schützling des Kaisers und der Deutschen, die Oberhand davongetragen hatte, und vermählte ihm seine eigene Schwester. Bereits um dieselbe Zeit, wo die Deutschen von neuem gegen die Ungarn zu kämpfen hatten (1050), ließ der Kaiser ein sächsisches Heer zusammenziehen, um in Polen einzufallen; da er aber selbst erkrankte und der Pole, um sich von jedem Verdachte zu reinigen, in Goslar erschien, so unterblieb der Zug. Nach vier Jahren erreichte dieser auf friedlichem Wege die Befriedigung seiner Ansprüche, da es bei der ungünstigen Wendung, welche die Ungarnkriege genommen hatten, dem Kaiser sowie dem Böhmenherzoge darauf ankam, ihn von einem engen Anschlusse an die Ungarn und an die Unzufriedenen im Reiche selbst abzuhalten. Als sich zum Pfingstfest des J. 1054 beim Kaiser zu Quedlinburg unter andern Großen des Reiches auch die beiden slawischen Fürsten eingefunden hatten und dem Kaiser ihren Streit über Schlesien vorlegten, bewirkte dieser die Rückgabe des Landes an Polen, wogegen Kasimir für sich und seine Nachfolger einen jährlichen Tribut von 30 Mark Gold und 500 Mark Silber an Böhmen zusagte. — Kasimir I., der immerhin als der Wiederhersteller der kirchlichen und staatlichen Organisation Polens, wenn sich auch Einzelnes nicht darüber nachweisen läßt, zu betrachten ist, starb im J. 1058.

Kasimir II., der Gerechte, Großfürst (monarcha, maximus dux) von ganz Polen von 1177—1194. Er war der fünfte und jüngste Sohn Boleslaw's III. Schiefmund, der durch die Theilung Polens unter seine Söhne und durch die Stiftung der Senioratsherrschaft das kaum erstandene Reich fast an den Untergang gebracht hat, hatte aber selbst, da er bei des Vaters Tode (1139) noch unmündig war, noch keinen Antheil erhalten. Erst nachdem sein nächstälterer Bruder Heinrich von Sendomir auf dem unglücklichen Preußenzuge des J. 1166 umgekommen war, ward ihm das Theilfürstenthum desselben überwiesen. Als 1173 der Großfürst Boleslaw IV. der Krause, der zweite der Brüder, starb, verblieben seine Theilfürstenthümer Kujawien und Masowien seinem Sohne Lesko, und zwar unter Kasimir's Vormundschaft, die großfürstliche Würde aber kam, wie es sich gehörte, an den folgenden Bruder Mieko III. Nicht vier Jahre hat dieser die Würde eines dux totius Poloniae innegehabt. Durch seine Rathgeber verführt, ließ er Bedrückungen und Ungerechtigkeiten, zuletzt fast unsinniger Art, gegen die Unterthanen ausüben, und als alle Vorstellungen dagegen nichts halfen, wurde endlich Kasimir von den Unzufriedenen zu einer Empörung gewonnen. Nachdem er in Krakau selbst mit vollster Bereitwilligkeit aufgenommen war, bemächtigte er sich leicht des ganzen Gebietes und wurde als oberster Fürst von Polen anerkannt, spätestens zu Anfang 1177. Mieko floh ins Ausland, fand aber

zunächst nirgends, weder beim Kaiser noch bei den Böhmen, Hülfe. Die gedrückten Unterthanen beruhigte der neue Großfürst durch Abschaffung der argen Misbräuche, durch Ermäßigung oder Aufhebung einzelner Abgaben und durch Einschränkung der Willkürlichkeiten von Beamten und andern Mächtigen, und da hierdurch auch die Güter der Geistlichkeit, die vorher gleichfalls arg mitgenommen waren, sehr erleichtert wurden, so gewann er unschwer die Bischöfe für sich und durch sie weiter die päpstliche Bestätigung seines nicht eben rechtmäßigen Seniorats. Von Großpolen, dem Erbe Mieko's, fügte er einen großen Theil (mit Gnesen) zu seinem eigenen Senioratsfürstenthum, den Rest (mit Posen) überließ er des verstorbenen Bruders zweitem Sohne Otto; auch Masowien und Kujawien verblieben dem rechtmäßigen Erben Lestko. Trotz der drei Versuche, welche Mieko machte, um die verlorene Herrschaft wiederzugewinnen, konnte Kasimir nicht viel angethan werden, alle schlugen für Mieko selbst in der Hauptsache ganz fehl: bei der zweiten Unternehmung, zu welcher ihm Kaiser Friedrich I. unmittelbar nach dem großen Feste von Mainz (1184) seinen Sohn König Heinrich VI. mit einem Heere zu Hülfe schickte, beugte Kasimir dem Kriege dadurch vor, daß er dem heranrückenden Könige durch Gesandte Friedensbedingungen anbot, die Annahme fanden. Es darf wol angenommen werden, daß diese Bedingungen, über welche nichts Bestimmtes überliefert ist, im wesentlichen die Anerkennung der kaiserlichen Oberhoheit enthalten haben, praktisch aber blieb das wie immer ohne jede Bedeutung und Folge. Kasimir seinerseits erreichte wenigstens, daß ihm der Kaiser seine Würde nicht weiter anfocht. Seit der dritten Empörung, nach deren Niederwerfung der Großfürst dem Bruder einen gefangenen Sohn zurückschickte und dann ihm selbst mit großer Milde verzieh, hielt sich dieser ruhig bis an Kasimir's Tod, blieb doch Posen seinen Söhnen gerettet. Die zeitweilige Ruhe zwischen und nach den Empörungen des Bruders hat Kasimir theilweise dazu benutzt, der polnischen Macht auch wieder bei einzelnen Nachbarvölkern Geltung zu verschaffen, was um so nöthiger schien, als gerade damals nach Westen und Nordwesten nicht blos das Feld für künftige Erwerbung altslawischen Gebietes stark beschränkt wurde, sondern auch ein großer und durch lange Kämpfe errungener Gewinn Boleslaw's II. verloren ging. Die beiden gewaltigen Rivalen im sächsischen Osten des Reiches, Heinrich der Löwe und Albrecht der Bär, waren es, die hier den Polen für alle Zeit die Aussicht auf Erweiterung benahmen; der letztere hatte kurz vorher auf wendischem Boden den Grund zum brandenburgischen Staate gelegt, jener aber den Herzog Bogislaw von Slawien (Pommern), welcher gleichzeitig auch von den Dänen, nachdem sie 1168 Rügen unterworfen hatten, bedrängt wurde, zur Anerkennung seiner Lehnshoheit gezwungen. Freilich verlor Heinrich bei seinem Sturze auch diesen Gewinn, aber Bogislaw wurde nunmehr (1181) Vasall des Kaisers und bald darauf wieder Vasall des Dänenkönigs. Nur das Land der östlichen Pommern von der Leba bis zur untern Weichsel, damals schlechtweg Pommern genannt, wo etwa seit 1170 ein einziges Fürstenhaus als über das ganze Land herrschend hervortritt, blieb vorläufig den Polen unterthänig, oder wurde doch wenigstens von ihnen selbst so angesehen. Jene glücklichen Unternehmungen nach außen, deren oben gedacht wurde, waren zunächst nach den russischen Theilfürstenthümern am San, am obern Bug und Dnjepr gerichtet, deren Fürsten bisweilen auch durch Heirath in nähere Beziehung zu den Piasten gerieten waren. Es gelang mehrmals, Fürsten, die irgendeiner Uebermacht, sei es fremder oder einheimischer, hatten weichen müssen, zurückzuführen und sie dadurch natürlich an das polnische Interesse zu knüpfen; so wurde 1181 das Fürstenthum von Brzeszcz in Wolynien, so 1189 das Fürstenthum Halicz, auf welches auch die Ungarnkönige begierig ausschauten, in den Bereich der polnischen Macht hereingezogen. — Ganz gegen das Ende seiner Regierung (die gewöhnliche Jahresangabe, 1182, beruht erst auf der Ueberlieferung des ausgehenden 15. Jahrhunderts) unternahm Kasimir noch einen Kriegszug, zwar nicht gegen die Preußen selbst, wie es ja oft von den Polen geschah, und wie es auch von diesem Zuge bisweilen gesagt wird, wohl aber gegen die zum preußisch-lettischen Völkerstamme gehörigen Pollexianer (auch Sudauer, von den Russen Jatwägen, von den Polen Jadzwingen genannt), die östlich und südöstlich von den eigentlichen Preußen saßen und die Nachbarvölker beständig mit ihren Raubeinfällen heimsuchten. Nach einem mühevollen Zuge durch die sumpfigen Wälder, in welche die Feinde nach ihrer Art immer tiefer zurückwichen, und nach einem schweren, gefährlichen Kampfe wurde ihnen wenigstens das Versprechen von Tribut abgezwungen, worauf die Polen siegesfroh heimzogen; aber gehalten ist später diese Zusage von ihnen ebenso wenig als von den Preußen in ähnlichen Fällen. — Im Mai 1194 starb Kasimir II. ganz plötzlich bei einem Festmahle und hinterließ seinen Söhnen nicht blos Krakau, Sendomir und einen Theil von Großpolen, da Lestko schon beinahe zehn Jahre früher ohne Nachkommen gestorben war, sondern auch Kujawien und Masowien. Nun erst begann so recht der Kampf um den Seniorat und zerriß Polen über ein Jahrhundert lang, sodaß es den Nachbarvölkern offen und wehrlos als Beute dalag.

Kasimir III. der Große, König von Polen von 1333—1370, der einzige Sohn Wladislaw's Lokietek, des Wiederherstellers eines einheitlichen Polenreiches nach der durch Boleslaw Schiefmund veranlaßten Zerstückelung, der letzte Piast auf dem polnischen Königsthrone. Schon in den letzten Lebensjahren seines Vaters hatte der junge Prinz an den Kämpfen gegen die Ordensritter von Preußen thätigen Antheil genommen und war auch zu gesandtschaftlicher Wirksamkeit mit Erfolg verwandt worden. So hatte er im J. 1330 seinem Vater eine ausgiebige Hülfsleistung von dem Gemahle seiner Schwester, dem Ungarnkönige Karl von Anjou, zu Wege gebracht. Aber der zwanzigjährige junge Mann, der daheim fast klösterlich gehalten und erzogen worden war, hatte den Verlockungen, die ihm an dem Hofe zu Ofen bei der dort herrschenden französisch-italienischen Unsitte entgegentraten,

nicht Widerstand leisten können und war dadurch die Ursache von entsetzlichem Unheil geworden. Er hatte sich in eine junge Hofdame, die Tochter eines angesehenen Magnaten, verliebt; als das Mädchen ihm zum Opfer gefallen war und ihr Vater, von Wuth und Rache getrieben, mit gezücktem Schwerte in die königlichen Gemächer gedrungen war und den König, die Königin und mehrere Hofleute verwundet hatte, wurde an ihr selbst und ihren nächsten Verwandten ein furchtbares Blutgericht geübt, der größte Theil der Familie aber zur Auswanderung gezwungen, worauf sie durch Kasimir selbst in Polen günstige Aufnahme fanden. Seit 1351 führte Kasimir die Verwaltung von Großpolen. Als König Wladislaw in den ersten Tagen des März 1333 gestorben war, folgte ihm Kasimir allein und unbestritten auf Grund seines Erbrechtes, nicht aber, wie die Polen später zu erzählen wissen, durch Wahl, und ließ sich und seiner Gemahlin Anna (vor ihrer Taufe Aldona, einer Tochter des heidnischen Litauerfürsten Gedimin, die ihm bereits 1325 angetraut war, am 24. April in der Kathedrale zu Krakau durch den Erzbischof von Gnesen die Krone aufsetzen und die kirchliche Salbung ertheilen.

Kasimir's III. Politik, die innere wie die äußere, unterschied sich sehr wesentlich von der seines Vaters. Wladislaw hatte von dem Augenblicke ab, wo er wieder den Boden seines Vaterlandes betrat, fast unaufhörlich Kriege geführt, zuerst zum Sturz der böhmischen Fremdherrschaft, dann zur Aufrechthaltung der Selbständigkeit des Reiches und zur weitern Vereinigung der Nation; mit zunehmendem Alter hatte er sich immer mehr im Schlepptau der römischen Curie, die ihn bei seiner Rückkehr unterstützt hatte, führen und zu neuen Kriegen verleiten lassen, ohne Rücksicht darauf, ob sie wirklich noch im Interesse Polens selbst lagen oder nicht. Aber statt der gehofften Erweiterung des Reiches hatten alle diese Kämpfe nur neue Verluste gebracht. Ostpommern (Pomerellen), dessen sich der Deutsche Orden in Preußen am Anfange des Jahrhunderts bemächtigt hatte — infolge der damaligen Zerrüttung Polens mit um so größerer Leichtigkeit — während die Polen es auf Grund früherer Verhältnisse für sich in Anspruch nahmen, hatte den Rittern ebenso wenig entrissen werden können wie ihr alter Besitz im Kulmerlande, zu dessen Erwerb die Curie aus Haß gegen den Orden und mit Rücksicht auf den auf allem polnischen Gebiete lastenden Peterspfennig unablässig anstachelte; sie hatten sich sogar in den Besitz eines guten Theils von Kujawien gesetzt. Die von piastischen Fürsten beherrschten schlesischen Lande waren in den letzten Jahren Wladislaw's allmählich unter die böhmische Oberhoheit gekommen und blieben für Polen auf immer verloren. Der Krieg endlich gegen den wittelsbachischen Markgrafen von Brandenburg, welcher mit seinem gebannten kaiserlichen Vater Ludwig gleichfalls im Banne lag, war lediglich auf Betrieb der Kirche begonnen und weitergeführt, ein reeller Gewinn für Polen stand dabei in gar keiner Weise in Aussicht. So durch meist unfruchtbare, oft sogar nachtheilige äußere Kriege in Anspruch genommen, war Wladislaw nicht einmal im Stande gewesen, die volle Wiederherstellung des Reiches der Boleslawe, die volle Wiedervereinigung Polens durchzusetzen. Im Norden des Reiches, an der Grenze des Ordenslandes um so gefährlicher, waren in Kujawien und in Masowien Theilfürstenthümer bestehen geblieben: die kujawischen Herzoge (im Westen) zwar nicht in offener Feindschaft, aber doch auch nicht in ausgesprochener Freundschaft gegen den „König von Krakau", wie die Gegner der Einheit den neuen Träger der Krone nannten; die Herzoge von Masowien (im Osten) dagegen als erklärte Feinde des Königs, als treue Verbündete des Ordens und als Lehnsträger des Königs von Böhmen. In allen Richtungen schädlich, wahrhaft zerrüttend hatten diese unaufhörlichen Kämpfe, die von den Polen wie von ihren Feinden oftmals, und ganz besonders von den Deutschen Rittern, nach Art der Heidenkämpfe jener Zeit geführt wurden, auf Polen selbst gewirkt, auf Land und Volk; zu den Verwüstungen und Plünderungen einzelner, besonders betroffener Landstriche, von denen gewisse Acten jener Zeit grauenhafte Bilder liefern, kam eine entsetzliche Verwilderung der Sitten, zumal im Adel; die deutsche Colonisation, die Besetzung zumal der Städte mit deutschen Bürgern und ihre Bewidmung mit deutschem Recht, die wie in Schlesien, so am Ende des 13. Jahrhunderts auch in Polen selbst bedeutend vorgeschritten war, hatte unter Wladislaw merklich nachgelassen; widerspenstige Bischöfe hatten an den päpstlichen Legaten, welche sich besonders zur Einsammlung des Peterspfennigs ständig in Polen aufhielten, nicht blos Schutz, sondern auch wol Anreizung zu gewaltthätigem Auftreten gefunden.

Alle diese falschen Richtungen der Politik des Vaters, die vielfachen daraus erwachsenden Schäden waren dem offenen Auge des jungen Königs Kasimir nicht entgangen. Indem er richtig erkannte, daß die gegen den Deutschen Orden erhobenen Ansprüche nicht durchzuführen waren, daß aus dem brandenburgischen Kriege gar nichts Ersprießliches erwachsen konnte, daß Schlesien endlich ganz verloren war, und indem er höchstens aus Rücksicht auf den nach neuem Landbesitz begierigen Adel die Ansprüche nicht ausdrücklich aufgeben mochte, richtete er bald sein Augenmerk mehr nach dem Südosten, wo die südrussischen Fürstenthümer auf den Gebieten von Halicz (Galizien) und Wladimir bei der in ihnen herrschenden Zerrüttung eine leichtere Erweiterung der polnischen Machtsphäre, vielleicht das allmähliche Vordringen zu einer andern Meeresküste zu versprechen schienen. Sonst war für die äußere Politik der Hauptpunkt, auf welchen Kasimir zusteuerte, die Förderung des Handels und des friedlichen Verkehrs seines Volkes. Leider aber ließ sich Kasimir bisweilen aus Rücksichtnahme auf die kriegerischen und beutesüchtigen Neigungen seiner Großen oder auf die Verhetzungen der Legaten so weit hinreißen, daß er Ansprüche, auf die er durch Verträge verzichtet hatte, stillschweigend wieder aufnahm, seiner Politik dadurch den Makel der Unzuverlässigkeit aufdrückend. Unbestreitbar bleiben Kasimir's hohe Verdienste um die innere Entwickelung, um die Hebung seines Landes und Volkes, die in seinen Augen allen Vortheilen der äußern Politik vorangingen.

Der Krieg mit dem Deutschen Orden war bereits wenige Monate vor des Vaters Tode auf Andringen der Curie, welcher, seitdem sich der Orden zur Zahlung des Peterspfennigs für das Kulmerland verstanden hatte, an einer Bekämpfung desselben nicht sonderlich mehr gelegen war, und durch Vermittelung einiger „frommen und ehrenwerthen Männer" in der Weise zu einem vorläufigen Abschlusse gebracht, daß ein Waffenstillstand auf unbestimmte Zeit festgesetzt, der luxemburgische Böhmenkönig Johann und der Ungarnkönig Karl zu Schiedsrichtern zwischen Polen und dem Orden ernannt worden waren. Nach einer noch in den Tagen der Krönung getroffenen Vereinbarung zwischen dem jungen Könige und dem Hochmeister sollte dieser Stillstand bis Pfingsten des folgenden Jahres laufen, und als auch dieser Termin herannahte, verpflichteten sich beide Theile, auch bis Johannis 1335 den Kampf gegeneinander nicht aufzunehmen; die Weisung der Schiedsrichter, einen Theil des früher eroberten kujawischen Gebietes bis zum endgültigen Frieden in die Hände Dritter zu geben, konnte der Hochmeister nicht erfüllen, da sich die bezeichneten Fürsten der Uebernahme weigerten, und blieb so vorläufig im Besitze der ganzen Eroberung. Ebenso hatte der junge König ohne Rücksicht auf das Interesse der Kirche und auf die Verbündeten seines Vaters, die Pommernherzoge, die Waffen gegen Brandenburg nicht aufgenommen und kaum ein Vierteljahr nach seinem Regierungsantritte einen zweijährigen Frieden mit dem Markgrafen Ludwig abgeschlossen, bei welchem er über die Schlichtung der gewöhnlichen Streitigkeiten der beiderseitigen Grenzanwohner ernste Verpflichtungen einging. Noch vor dem völligen Ablaufe dieses Friedens aber schien Kasimir, nicht zum geringen Theil durch das schnöde und geradezu sträfliche Verfahren des päpstlichen Nuntius und durch das gegen die Kirchengesetze ebenso wie gegen die Unterthanentreue verstoßende Auftreten des Bischofs von Krakau veranlaßt, die politischen Wege des Vaters noch weiter verlassen, zu Kaiser Ludwig, der selbst ihm entgegenkam, in die engsten Beziehungen treten zu wollen: in mehrfachen Verhandlungen des Frühjahrs 1335, welche Markgraf Ludwig im Auftrage des Vaters mit Bevollmächtigten des Polenkönigs führte, einigte man sich über ein Schutz- und Trutzbündniß des Kaisers und seines Sohnes mit dem Könige, zu dessen besserer Bekräftigung eine Eheberedung zwischen einem jüngeren Sohne des Kaisers, Ludwig dem Römer, und der Tochter des Polenkönigs getroffen wurde. Doch bevor der König den Markgrafen der Verabredung gemäß zur Besiegelung des Vertrages persönlich besuchte, hatte er sich bereits nach einer andern Seite hinziehen und dort fesseln lassen. Mit Böhmen, dessen luxemburgischer König auch Polen als ein ihm zustehendes Erbe der Przemysliden betrachtet und erstrebt hatte, hatte thatsächlich schon seit einigen Jahren der große Krieg geruht, wenn es auch die Fehdelust und Raubsucht der Magnaten beider Länder noch nicht zum vollen Frieden hatte kommen lassen. Jetzt hatte auch dort fast gleichzeitig mit dem Thronwechsel in Polen ein strammeres Regiment begonnen, indem, während König Johann selbst nach wie vor dem Waffenkampfe zu Scherz und Ernst bis in die weiteste Ferne nachzog, sein Sohn, der Markgraf Karl von Mähren, die Zügel der Regierung in die Hand nahm und zunächst die Beruhigung und Besserung des Landes selbst ins Auge faßte: ein auf drei Jahre gültiger Vertrag, den die beiden jungen Fürsten schon am 28. Mai 1333 untereinander eingegangen waren, setzte eine Waffenruhe zwischen den beiden Nachbarländern fest und enthielt auch wieder besondere Sicherheiten für die Aufrechthaltung des Friedensstandes an der Grenze. Die weiteren Beziehungen, die sich hieran zwischen Polen und Böhmen unwillkürlich knüpften, mögen bald wol auch dem Könige Johann selbst die Hoffnung nahegelegt haben, wie den Ungarnkönig, so auch den jungen Schwager desselben zum Bunde, zum Schutz gegen die Wittelsbacher zu gewinnen. Zu Trentschin (im nordwestlichen Ungarn) freilich, wo Johann und sein Sohn mit ungarischen und polnischen Gesandten im August 1335 zusammenkamen, gelangten sie zu dem für sie wesentlichsten Punkte erst nur mit Ungarn, noch nicht mit Polen, denn mit diesem wurde vorerst nur die alte, große Streitfrage geschlichtet, und zwar dahin, daß die Luxemburger allen ihren Anrechten auf Polen entsagten, wofür ihnen Kasimir 20,000 Schock böhmischer Groschen zusicherte, und daß dieser seinerseits auf die Lehnshoheit über die schlesischen Fürstenthümer und über das masowische Herzogthum Plock zu Gunsten Böhmens verzichtete. Erst auf dem Fürstentage, der im November auf der ungarischen Burg Wisserad (unweit Gran) gehalten wurde, und zu welchem die drei Könige persönlich erschienen, gelang es, den König Kasimir nicht blos zur Bestätigung der Verabredungen von Trentschin, mit denen man ja durchaus nur seinen eigenen Wünschen entgegengekommen war, zu veranlassen, sondern ihn so weit für die luxemburgische Politik zu gewinnen, daß er neben dem Frieden auch ein Bündniß mit dem Böhmenkönige abschloß und ohne Rücksicht auf seine Verpflichtungen gegen den Markgrafen von Brandenburg seine noch nicht zehnjährige Tochter mit dem noch weit jüngeren Tochtersohne Johann's, mit Johann von Niederbaiern, zu vermählen sich verpflichtete.

Um die Hände des Polenkönigs zum leichteren Eintritt in einen Kampf gegen die Wittelsbacher gänzlich frei zu machen, geschah zu Wisserad auch in der polnisch-preußischen Frage wieder ein Spruch der Schiedsrichter, der auf den ersten Blick alles zu ebnen schien, indem die beiden Könige, die übertriebenen Forderungen der Ordensgesandten zurückweisend, verfügten, daß der Orden seine polnischen Eroberungen herausgeben, Pommern behalten solle. Aber war schon eine Menge von Nebenbestimmungen darangeknüpft, welche die Wirkung des Hauptentscheides leicht aufheben konnten, so war auch dieser selbst wieder durchaus nicht nach dem Sinne der geistlichen und weltlichen Großen Polens, und als der Hochmeister, bevor er die Abmachung bestätigte, eine Gewährleistung von seiten dieser verlangte, konnte der König sie nicht beibringen. Während polnische Adelige sogar fast vor den Augen des Königs einen Raubeinfall ins Ordensgebiet machten, ging auch andererseits der Nuntius seinen eige-

nen Weg fort, als wäre für ihn eine eigene Politik des Königs von Polen und das Schiedsrichteramt der Könige von Böhmen und von Ungarn gar nicht vorhanden. Er griff auf einen früheren Spruch (vom J. 1321) zurück, nach welchem der Orden Pommern zurückgeben und eine große Entschädigungssumme zahlen sollte, und wußte sich dabei zugleich die römische Curie durch immer reichlichere Einsendungen des Peterspfennigs um so verbindlicher zu machen, denn er unterließ wohlweislich, als die Ursache dieser Zunahme der Wahrheit gemäß das durch die gute Regierung Kasimir's veranlaßte Wachsthum des polnischen Wohlstandes anzugeben, sondern hob vielmehr, indem er den jungen König als einen noch unerfahrenen Regenten schilderte, nur seine eigene Geschicklichkeit und den guten Willen des polnischen Klerus hervor; verhetzend stellte er der „Treue, Ergebenheit und Ergiebigkeit" des polnischen Volkes gegenüber vor, wie schlechte Söhne der Kirche die Böhmen und die Deutschen wären, vollends wenn es auf das Bezahlen ankäme. Wenn Kasimir sich über die Umtriebe des Legaten, über die Widerspenstigkeit der eigenen Bischöfe oder auch über den Orden bei der Curie beschwerte, fand er wol kalte Abweisung, ja Zurechtweisung. Nicht lange blieb es ihm auch verborgen, daß selbst bei seinen neuen Verbündeten nur das eigenste Interesse maßgebend war, daß die Luxemburger nur die Sicherung Schlesiens und die polnische Hülfe, Karl von Ungarn nur den einstigen Gewinn Polens für einen seiner Söhne im Auge hatte; die Hülfe, welche er ihnen (Sommer 1336) zu ihren Kriegen in Oesterreich und in Baiern zusandte, brachte ihm auch nicht mehr ein als neue Mahnungen zu Gunsten des Deutschen Ordens. Da war es denn kaum ein Wunder, wenn Kasimir voll Mismuth sich vom Nuntius für einen Augenblick selbst zu zweideutigem Handeln irreführen ließ, indem er ihm für den Fall der Durchführung jenes Spruches gegen den Orden die Hälfte der Entschädigungssumme zu überlassen versprach. Wenngleich auch Kasimir bis zur endgültigen Abmachung darüber vorläufig nicht ging, sondern sehr bald auf einer neuen Zusammenkunft mit Johann und dem Hochmeister (zu Inowraclaw 1338) wieder einen Friedensvertrag entwerfen ließ, der im wesentlichen die Bestimmung des Vertrages von Wisserad enthielt, so führte doch der Nuntius die Sache in der begonnenen Weise rücksichtslos fort und wirkte einen päpstlichen Befehl aus, welcher ihm selbst und dem ihm unlängst an die Seite gesetzten Gehülfen die Untersuchung und Entscheidung der preußisch-polnischen Frage auftrug, so als ob der Spruch von 1321 noch zu Recht bestände, alle andern Entscheidungen und Verabredungen null und nichtig wären. Ohne Säumen setzte er daraufhin den 4. Febr. 1339 für den Beginn der Gerichtshandlungen fest und bestimmte Warschau als den Ort derselben. Das Gericht hatte ganz denselben Verlauf, aber auch denselben nichtigen Erfolg wie das von 1321. Der Nuntius, der damit zugleich die ihm ebenfalls aufgetragene Untersuchung der von den Ordensheeren auf dem kujawischen Feldzuge von 1331 an geistlichen Gütern verübten Gewaltthaten verbinden wollte, lud nicht den Orden insgesammt, sondern den Hochmeister und eine Reihe von Gebietigern persönlich vor; da aber nur zwei niedere Geistliche, vom Hochmeister lediglich des formellen Protestes wegen gesandt, im Namen der Ritter zu Warschau erschienen, auch sich gleich, nachdem die Bevollmächtigten des Königs ihre Klage vorgebracht und sie selbst ihren Protest erhoben hatten, entfernten, so verlief das Gericht sehr einseitig: nachdem über die 30 Punkte, aus denen sich die Anklage zusammensetzte, nicht weniger als 126 Zeugen von den Herzogen von Kujawien und dem Erzbischofe von Gnesen herab aus allen Ständen Polens vernommen worden waren, worüber der ganze Sommer hinging, lautete das Urtheil dahin, daß der Orden nicht blos Kujawien, sondern auch Pommern, sogar das Kulmerland herauszugeben und einen Schadenersatz von fast 200,000 Mark Silber zu zahlen hätte. Die Bedeutung dieses ganz widersinnigen Spruches, zu dessen Durchführung vollends niemand da war, wird deutlich, wenn man erfährt, daß die Nuntien sich vor dem Beginn des Zeugenverhörs unter der Hand an den Hochmeister gewandt und ihm versprochen hatten, seine eigenen Friedensschlüsse mit Polen anzuerkennen, wenn er nur 14,000 Mark zahlen wollte, jene Hälfte der Summe von 1321: man wollte eben nur schrecken, um wenigstens etwas für sich herauszupressen, der Vortheil Polens fiel gar nicht in die Wagschale. Der warschauer Spruch war und blieb ein Schlag ins Wasser, und dem Könige brachte auch die eigene Doppelzüngigkeit nichts ein. Während so Kasimir selbst bei dem Anschlusse an die Kirche, zu welchem er sich dem Orden gegenüber hatte bereit finden lassen, völlig leer ausging, ernteten seine beiden weltlichen Verbündeten gleichzeitig die Früchte, um derentwillen sie jenen an sich herangezogen hatten. Wenn sich König Johann am 9. Febr. 1339 noch einmal die Lehnsherrlichkeit über die schlesischen Herzogthümer und über Masowien vom Polenkönige zusprechen ließ, so war das freilich nur noch ein mehr formeller Abschluß des ganzen Verlaufes der Ablösung Schlesiens von Polen, anders aber stand es mit dem, was jetzt Karl von Ungarn erreichte. Im Frühlinge des ebengenannten Jahres starb Kasimir's Gemahlin, die litauische Anna, und hinterließ dem Könige außer der Braut des niederbairischen Enkels Johann's von Böhmen nur noch eine zweite, jüngere Tochter, welche Kaiser Ludwig, der durch das rücksichtslose, vertragswidrige Benehmen Kasimir's nicht besonders erzürnt gewesen zu sein scheint, jetzt für seinen jüngeren Sohn Ludwig den Römer ins Auge gefaßt hatte. Da vorderhand, wie das Verhältniß der Krone zu den kujawischen und vollends zu den masowischen und den schlesischen Herzogen sich gestaltet hatte, an die Nachfolge dieser piastischen Nebenzweige nicht zu denken war, so schien es dem Ungarnkönige an der Zeit, das Anrecht auf Polen, das seiner Meinung nach die polnische Gemahlin ihm und den Seinigen zugebracht, und für welches er selbst maßgebende Personen des Hofes und des Adels in Polen längst und nicht ohne Erfolg durch Freigiebigkeit günstig zu stimmen sich bemüht hatte, anerkannt und gewahrt zu sehen. Bei einem Besuche, welchen Kasimir seinem Schwager im Juli wiederum

zu Wisserad abstattete, erkannte derselbe für den Fall, daß er selbst ohne männliche Nachkommen stürbe, das Erbrecht seines Neffen Ludwig von Ungarn auf die polnische Krone an, wogegen König Karl für seinen Sohn versprach, für den Wiedergewinn der dem polnischen Reiche entzogenen Gebiete, zumal Pommerns an Schlesien wurde nicht gedacht), alle Sorge zu tragen, die polnischen Aemter und Würden nicht an Ausländer zu vergeben und die Polen selbst in allen ihren Rechten zu schützen und zu wahren und ihnen keine neuen Lasten aufzulegen. Und wenn der Markgraf Karl von Mähren auch in den nächsten Jahren nicht müde wurde, sich seinem königlichen Freunde, der ihm wie dem Ungarnkönige mit offener Zuneigung und aufrichtigem Vertrauen entgegenkam, durch wiederholte Aeußerungen der Freundschaft, wie etwa durch Besuche und Einladungen, durch Veranstaltung von Festlichkeiten, auch durch Sorge für eine neue Heirath, angenehm zu machen, wenn er auch den officiellen Freundschaftsbund, sei es mit oder ohne Zutritt des Ungarnkönigs, öfter erneuerte, so zeigte er doch einerseits, daß er weit davon entfernt wäre, seinen und Böhmens Rechten, z. B. in Schlesien oder Masowien, auch nur den kleinsten Abbruch thun zu lassen, und andererseits benutzte er die günstige Gelegenheit zu wiederholten malen, um bei dem Könige selbst oder bei polnischen Großen Geldanleihen zu machen. Nachdem der erste Versuch einer neuen Verheirathung Kasimir's durch den Tod vereitelt worden war, da die zur künftigen Polenkönigin ausgewählte Fürstin, Karl's eigene Schwester, die verwittwete Herzogin von Niederbaiern, welche vor kurzem ihren eigenen jungen Sohn, den Bräutigam der ältesten Tochter des Königs, durch den Tod verloren hatte, selbst drei Tage vor der Hochzeit starb (Juli 1341), so wurden Kasimir's Blicke — man weiß nicht recht, warum — auf die Tochter des Landgrafen Heinrich von Hessen gelenkt, und hier fand in der That die Vermählung bereits zu Anfang October's in Posen statt. Die Hand der eigenen ältesten Tochter, die nun eben durch den Tod ihres Verlobten frei geworden war, vergab Kasimir im Februar 1343 an den Herzog Bogislaw V. von Pommern-Wolgast und erlangte dafür ein sehr wichtiges Zugeständniß, da sich derselbe zusammen mit andern pommerschen Herzogen verpflichtete, seinen Durchzug durch ihr Gebiet von Deutschland aus zum Orden zu gestatten und bei einem Ordenskriege den Schwiegervater mit 400 Reisigen zu unterstützen.

Der völlige Friede, dessen sich das polnische Reich während der ersten zehn Jahre der Regierung Kasimir's im Westen und im Norden zu erfreuen hatte, hatte es dem Könige ermöglicht, einen ersten Vorstoß nach Südosten zu machen und dort einen Erfolg, wenn auch nur noch einen bescheidenen, zu erringen. Das alte galizische Reich, das sich einst vom San, einem rechten Nebenflusse der obern Weichsel, bis zur Desna, welche sich bei Kiew in das linke Ufer des Dnjepr ergießt, erstreckt hatte, war während der letzten Jahrzehnte, wol infolge von innern Wirren und schwachen Regierungen, durch starke Verluste an die Tataren und die Litauer so sehr beschränkt, daß nicht viel mehr als das eigentliche Ruthenenland übriggeblieben war, das zwischen Polen und Ungarn eingekeilte Gebiet von Przemysl, Lemberg und Halicz. Den Fürsten Georg, den letzten männlichen Sproß aus dem Hause Rurik's, aus der seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts dort herrschenden Nebenlinie der Romaniden, hatten die Bojaren, weil sie an ihm keinen ausreichenden Schutz gegen die Tataren fanden, ganz auf die Seite geschoben und sich einen auswärtigen Herrn geholt, und zwar, nachdem ein Versuch mit dem Herzoge Heinrich von Glogau mißglückt war, vielleicht auf Betrieb der Litauer (um 1327) Boleslaw von Masowien, der durch seine Mutter, eine Tochter Gedimin's, ein Neffe Kasimir's war; da er aber gegen sein ausdrückliches Versprechen aufschließlich Masowier begünstigte und die römische Kirche zur Herrschaft zu bringen bemüht war, so wurde er 1339, als eben auch Georg gestorben war, gestürzt und vergiftet. Durch den Feldzug, welchen Kasimir im Frühjahre 1340 in das haliczer Land hinein unternahm, theils um die Tataren, die jetzt ihre Einfälle ungehemmt bis nach Polen ausdehnten, zurückzuschrecken, theils um die Bojaren des Landes selbst, die mit jenen sogar Bündnisse eingegangen waren, zu züchtigen, erreichte er nichts weiter, als daß ihm der Bojar Demetrius Detko, der dabei als Hauptmann des Landes Rußland auftrat, „gewisse Dienste und eine Art von Oberhoheit" zusicherte, während er selbst nicht blos die weltlichen Rechte und Gewohnheiten des Landes, sondern auch dessen religiösen Glauben, den griechischen also, zu achten und zu wahren versprechen mußte. Gerade diese Rücksichtnahme auf den schismatischen Glauben erschien ihm selbst eine schimpfliche Bedingung, aber auch jene Oberhoheit war nicht von Belang, wenigstens spricht Demetrius in dem Privileg, durch welches er bald darauf, dem Beispiele früherer russischer Fürsten folgend, den nach seiner Hauptstadt Lemberg kommenden Kaufleuten aus Preußen Sicherheit für ihren Handel gewährt, so, als stände er völlig unabhängig da. Von einer Unterwerfung Galiziens durch Kasimir zu sprechen, dazu haben die polnischen Schriftsteller kein Recht.

Am förderſamsten für die günstige Weiterentwickelung der innern Verhältnisse Polens wurde der endgültige Abschluß des Streites und Kampfes mit dem Deutschen Orden, mit welchem das zweite Jahrzehnt der Herrschaft Kasimir's seinen Anfang nahm, und hierbei konnte Karl von Mähren seine Freundschaft in weniger eigennütziger Weise als sonst wol durch die That beweisen. Es hatte kaum der dringlichen Verwendungen der preußischen Bischöfe beim päpstlichen Stuhle bedurft, um Benedict XII. zur Kenntniß der völligen Ungerechtigkeit, der Unsinnigkeit und Undurchführbarkeit des warschauer Spruches seiner Legaten zu bringen. Zudem er trotz des von einer besondern Gesandtschaft des Königs vorgetragenen Gesuches die Bestätigung des Urtheils verweigerte, übertrug er drei Bischöfen, dem krakauer, dem kulmer und dem außer den Parteien stehenden Bischofe von Meißen, nicht blos eine neue Untersuchung der Sache, sondern auch schon den Ausgleich auf Grund etwa derselben Bedingungen, auf welche in der letzten Zeit beide Parteien

selbst bei ihren eigenen Verhandlungen stets übereinge kommen waren. Dem schnellen Abschlusse, wie er unter diesen Umständen zu erwarten gewesen wäre, traten zunächst zwei äußerliche Hemmnisse entgegen: der Tod des greisen Hochmeisters Dietrich von Altenburg, der im October 1341 zu Thorn erfolgte, gerade als Markgraf Karl und ungarische Gesandte ihn dort zur Vermittelungsverhandlung besuchten, und im folgenden Sommer ein Thronwechsel in Avignon, indem auf Benedict nach mehrmonatlicher Vacanz der Erzieher des Markgrafen als Clemens VI. folgte. Das wesentlichste Hinderniß des Friedensabschlusses aber lag darin, daß Ludwig, der inzwischen selbst den ungarischen Thron befestigen hatte, dem natürlichen Verlangen, der unerläßlichen Bedingung des neuen Hochmeisters Ludolf König, auch seinerseits für den Fall seiner Nachfolge in Polen auf Pommern und Kulmerland zu verzichten, ohne Rücksicht auf die Friedenssehnsucht und die wiederholten Ansuchen seines Oheims hartnäckigen Widerstand entgegensetzte. Diese Nichtachtung des eigenen Wunsches und des von ihm erkannten wahren Interesses Polens und einige Schritte des Markgrafen gegen zwei schlesische Fürsten, die sich noch nicht ganz von Polen losgesagt hatten, erregten mehr und mehr den Unwillen Kasimir's und förderten die allmähliche Erkaltung seiner freundschaftlichen Gefühle für seine bisherigen Verbündeten; zudem wußte er, daß er den Kaiser Ludwig und seinen Sohn von Brandenburg, die den Gedanken an eine Verschwägerung mit den Piasten noch immer nicht aufgegeben hatten, durch freundliches Entgegenkommen gegen den Orden sich sehr verbinden würde: so vollzog sich bei ihm schrittweise ein Wechsel der Gesinnung, dem dann auch bald ein Wechsel der Politik folgte, ja sogar der Gedanke fand bei ihm wieder Eingang, daß die Glieder der Nebenlinien von Kujawien und Masowien im Falle seines kinderlosen Todes nicht ohne Anrecht auf die polnische Krone wären und in dieses Recht eintreten könnten. Indem nun die streitenden Parteien selbst, der König und der Hochmeister, beide vom besten Willen geleitet, die Schlichtung ihres alten Streites in die Hand nahmen, kamen sie in nicht allzu langen Verhandlungen, die im Juli 1343 durch Bevollmächtigte zu Kalisch geführt wurden, leicht zum Ziel. In der Hauptsache wurde der Streit dahin entschieden, daß die Ritter die Eroberungen des letzten Krieges in Kujawien und Dobrzin herauszugeben hätten, ohne daß jedoch von einer Entschädigung des Königs für die ihm in der Zwischenzeit entzogenen Einkünfte daraus die Rede gewesen wäre, während sie den von Polen so lange streitig gemachten Besitz (Pommern, Kulmerland u. s. w.) behalten und gegen alle darauf gerichteten Anforderungen und Angriffe des Königs und der Königin-Witwe von Ungarn durch Kasimir selbst sichergestellt und nach allen Kräften unterstützt werden sollten. Zum Ersatz dafür, wie es in der Friedensurkunde ausdrücklich heißt, daß Kasimir vom ungarischen Hofe trotz aller Bemühungen keinen Verzicht auf die oft genannten Ordensländer hätte erlangen können, wurden sowol die Herzoge von Kujawien und von Masowien, deren Anrecht auf die Nachfolge in die Krone eben hier wieder anerkannt wird, als auch der Herzog von Wolgast, des Königs Schwiegersohn, veranlaßt, ihrerseits in den Verbleib jener Lande beim Orden zu willigen; und ferner mußten sich die Kronbeamten (Woiwoden, Hauptleute und Landrichter) von Großpolen, Kujawien und Kleinpolen und die Bürgerschaften von sieben Hauptstädten, wiederum durch besondere Urkunden, verpflichten, jedem, selbst dem Könige, für einen um jener Ordensländer willen begonnenen Krieg ihren Beistand zu versagen. Am 23. Juli endlich (nach einer andern, ebenso zuverlässig erscheinenden Angabe schon am 13.) kamen der König und der Hochmeister, jeder von einem eigens dazu geladenen stattlichen und vornehmen Gefolge begleitet, zwischen Inowraclaw und Murzin zusammen, tauschten hier auf freiem Felde vor den Augen der Geladenen die Urkunden aus, beschworen den Frieden durch feierlichen Eid und bekräftigten ihn durch einen Friedenskuß.

Mit den Luxemburgern, deren Uneigennützigkeit auch dem leicht vertrauenden Polenkönige immer fraglicher geworden war, kam es noch in dem Jahre des Friedens von Kalisch geradezu zum Kampfe, wenn auch fürs erste noch nicht zu einem unmittelbaren. Nachdem einer der schlesischen Herzoge, der stets des Geldes bedürftig war, mehrere an der großpolnischen Grenze gelegene Städte und Gebiete an König Johann verkauft und dieser sich gleich in einer der verkauften Städte, in Fraustadt, hatte huldigen lassen, brach Kasimir, um sich ein Unterpfand für die Schulden des Markgrafen von Mähren zu holen, in jene Lande ein und behielt, obgleich er eine Niederlage erlitt, schließlich doch Fraustadt sammt Gebiet. Am Ende des folgenden Jahres aber richtete sich des Königs Feindseligkeit geradezu gegen die Person seines bisherigen Freundes. Denn als der Markgraf Karl von dem Litauerzuge, welchen sein Vater und der Ungarnkönig unternommen hatten, heimkehrte und, während Johann selbst nach Luxemburg eilte, seinen Weg durch Polen nach Schlesien nahm, wurde er auf Befehl des Königs in Kalisch festgehalten, doch gelang es ihm, indem er sich scheinbar ruhig in sein Schicksal ergab, sehr bald wieder zu entkommen. Ganz folgerichtig brachte die Lösung dieses einen Verhältnisses eine um so größere Annäherung Kasimir's an die entgegengesetzte Partei, an die der Wittelsbacher, zu Wege, die wol in Hoffnung solcher Wandlungen auch bis zuletzt ihre polnischen Beziehungen nicht ganz abgebrochen hatten. Der Papst, der so eben noch dem Könige Johann die Einverleibung des Bisthums Breslau in das neugeschaffene prager Erzbisthum abgeschlagen und dem Könige Kasimir durch die Bewilligung eines einmaligen Zehnten von allen kirchlichen Einkünften aus dem Erzbisthume Gnesen und allen seinen Suffraganbisthümern (mit Ausnahme von Breslau) ein werthvolles Geschenk gemacht hatte, hatte schon im Laufe des J. 1344 von diesen auch für ihn sehr unangenehmen Vorgängen Kunde erhalten und versprach den Luxemburgern, sich ins Mittel legen zu wollen. Doch ehe er sich noch, so scheint es, für seinen treuen Verbündeten verwenden konnte, brach über diesen, vom Kaiser veranlaßt, im Frühjahr 1345 der Krieg der vereinigten Gegner, unter denen sich jetzt

auch die Könige von Ungarn und von Polen befanden, von allen Seiten zugleich herein. Gegen Kasimir, der in das südliche Schlesien eingebrochen war, wandte sich König Johann selbst, und zwar mit solchem Erfolge, daß Kasimir zuletzt bis in seine Hauptstadt Krakau zurück weichen mußte und diese bald von den Feinden eingeschlossen und die Umgegend weit und breit von wildester Verwüstung heimgesucht sah; ein Waffenstillstand, den er nachsuchte, kam jetzt auch den Böhmen recht und sollte bis zum Martinitage laufen. Beiden Hauptgegnern, dem Kaiser und dem Papste, mochte es um den Ausgang des Kampfes wol bange werden, dem Kaiser bei dem mangelnden Waffenglücke seines neuen Verbündeten, dem Papste der großen Zahl der Feinde der Luxemburger gegenüber. Wie der Markgraf Ludwig von Brandenburg, des Kaisers Sohn, sich, einer früheren Einladung folgend, beeilte, mit seinem gleichnamigen jüngeren Bruder den Polenkönig zu besuchen, um ihn in der neuen Freundschaft festzuhalten, so machte ihm der Papst ernste Vorstellungen über sein Bündniß und die beabsichtigte Familieneinung mit dem gebannten Ketzer. Mit dem Wittelsbacher ging der Pole eine Erneuerung des Bundes ein, dem Oberhaupte der Kirche aber erklärte er zu seiner Entschuldigung, durch die Luxemburger selbst zum Kampfe gegen sie gezwungen zu sein, und sobald sie nur von ihren Schädigungen ablassen würden, nicht blos den Kampf gegen sie einstellen, sondern auch seine Waffen gegen den Kaiser selbst wenden zu wollen. Auch die Luxemburger hatten ihrerseits selbst nicht größeres Vertrauen auf den dauernden Erfolg ihrer Waffen, denn als sie, Vater und Sohn, nach Avignon kamen, ließen sie sich leicht bereit finden, die dargebotene Vermittelung des Papstes anzunehmen. Im weitern weiß man nur, daß sich Kasimir zu Pfingsten des folgenden Jahres (1346) in Betreff der Schulden Karl's von Mähren für befriedigt erklärte, obgleich er offenbar keine Bezahlung erhalten hat, und daß er im Besitze von Fraustadt verblieb.

Noch in demselben J. 1346 wurde der Markgraf Karl durch den Tod des Vaters König von Böhmen, bald danach aber durch die Wahl der Kurfürsten und den Tod des Kaisers auch römischer und deutscher König. Damit war der Stern des wittelsbachischen Hauses gesunken, und als gar der falsche Waldemar auftrat, schien auch die Mark Brandenburg ihren Händen entfallen zu wollen. Die dadurch ganz und gar veränderten Verhältnisse ließen es beiden Fürsten, Karl und Kasimir, gerathen erscheinen, von der Linie der offenbaren Feindschaft zurückzuweichen, wenngleich mit dem stillen Vorbehalt, auch jetzt nicht die eigenen Interessen der erneuerten Freundschaft zum Opfer zu bringen. Auf einer Zusammenkunft, welche beide Könige bei Karl's Reise nach der Mark im November 1348 zu Namslau hatten, trafen sie zunächst einige vermittelnde Verabredungen wegen Schweidnitz, dessen Herzog, ein Schwestersohn Kasimir's, noch nicht die böhmische Oberhoheit anerkannt hatte, und einigten sich ferner in einem Bündnisse dahin, daß Kasimir dem künftigen Kaiser seine Hülfe gegen alle Feinde desselben mit Ausnahme des Ungarnkönigs versprach, sobald er — wofür wiederum Karl ihm mit Rath und That beizuspringen sich verpflichtete — alle seinem Reiche durch den Orden und die Markgrafen von Brandenburg entrissenen Gebiete (Pommern und Neumark) zurückgewonnen haben würde. Aber wie Karl nach wie vor den deutschen Rittern seine Gunst zu beweisen nicht abließ und sogar bei der Curie einen neuen Versuch, das Bisthum Breslau für sein böhmisches Erzbisthum zu gewinnen machte, der nur durch den entschiedenen Protest des Polenkönigs hintertrieben wurde, so war auch dieser nicht gemeint, sich nun gleich in den Krieg gegen den Orden und den Kurfürsten zu stürzen, er schloß vielmehr mit dem Hochmeister, der ihn besuchte, um alle Veranlassungen zu neuem Zwiste abzuschneiden, einen Vertrag über die Grenze zwischen Kujawien und Pommern ab, in welchem zugleich wieder über Erleichterung des Verkehrs und über friedliche Schlichtung von Streitigkeiten beiderseitiger Unterthanen die üblichen Bestimmungen getroffen wurden. So weit war König Kasimir von der ernsten Absicht eines Ordenskrieges entfernt, daß er die Gelegenheit für günstig hielt, seine russischen Pläne weiter fortzuführen. Lubart, ein Sohn Gedimin's von Litauen, der von seinem Schwiegervater, einem der letzten reussischen Fürsten, den nördlichen Theil Wolyniens in einer Art von Lehen als Mitgift erhalten hatte, hatte in den wirren Zeiten, welche über das haliczer Land hereingebrochen waren, von den Litauern unterstützt, fast ganz Wolhynien an sich gerissen, sodaß er den Bestrebungen seines polnischen Schwagers höchst gefährlich zu werden drohte. Gegen ihn wandte sich Kasimir im November 1349 mit einem Heereszuge und trieb ihn allmählich bis auf sein ursprüngliches Mitgiftsgebiet zurück. Wenn nun auch Kasimir, durch den leichten Erfolg verleitet, sogleich sich anschickte, das neugewonnene weite Gebiet zu colonisiren und zugleich der römischen Kirche zu gewinnen, wozu er sich die Geldhülfe des Papstes glaubte erbitten zu dürfen, so dachten jedoch die Litauer noch lange nicht daran, ihre schönen Erwerbungen so schnell fahren zu lassen, und die junge Kraft des eben geeinten Volkes, zumal unter der Führung des Großfürsten Olgierd selbst, der sich gleich seinem Bruder Lubart mit dem Großfürsten von Moskau verschwägert, auch die Hülfe der Tatarenchane von Kapischak gewonnen hatte, war kein verächtlicher Feind. Im J. 1351 erhoben sich die Litauer, zu derselben Zeit, wo auch die Tataren Ungarn und Polen überzogen, sie suchten Polen selbst weit hinein mit furchtbaren Verwüstungszügen heim und eroberten fast das ganze streitige Gebiet zurück, selbst Wladimir und Lemberg, wodurch Kasimir in die höchste Bedrängniß gerieth. Zuerst einigte er sich, die schnell gefaßten Hoffnungen der Uebermacht gegenüber ebenso schnell aufgebend, schon im folgenden Jahre mit den Litauern selbst, mit denen er zugleich einen zweijährigen Frieden abschloß, dahin, daß er für Polen nur wieder Lemberg und Halicz behielt, alles Uebrige, selbst die reussischen Gebiete von Chelm und Belz, jenen überließ. Schon bei diesem Vertrage betheiligten sich die masowischen Herzoge als Lehnsträger der Krone Polen. Da nämlich im letzten Litauerkampfe der Herzog von

Majowien-Plock, der Lehnsträger Böhmens, gefallen war und schleunigst ein Herzog von Sagan als weiblicher Verwandter sich von Kaiser Karl mit dem Erbe hatte belehnen lassen, so hatten sich die beiden allein noch übrigen Glieder des masowischen Zweiges der Piasten, die Brüder Ziemowit und Kasimir, dem Polenkönige, der ihnen in den Litauerkriegen, welchen sie gewöhnlich zuerst ausgesetzt waren, bei der allmählichen Erstarkung des Reiches ausreichende Hülfe bieten zu können schien, genähert und bei ihm für diese Ablehn vom Deutschen Orden, dem die Masowier seit dem Anfange des Jahrhunderts stets treu zur Seite gestanden, um so freudigeres Entgegenkommen gefunden: am 18. Sept. (1351) hatten sie das Herzogthum von König Kasimir zu Lehen genommen, da die Lehnshoheit Böhmens nur durch die Noth aufgezwungen wäre, da der Blutsverwandten Erbrecht jedem andern vorginge, und da allein die Krone Polen über Gebiete des polnischen Reiches verfügen dürfte. Zum Beweise dafür, daß damit keine einseitige Verletzung der Rechte Böhmens beabsichtigt sei, war die Zustimmung König Karl's ausdrücklich vorbehalten worden. Da es Karl gerade damals gelang, den Anfall des schlesischen Fürstenthums Schweidnitz-Jauer sicherzustellen, so verzichtete er seinem praktischen, verständig blickenden Sinne gemäß gern auf die wenig bedeutende Oberhoheit über das ferne polnische Land, dessen dauernde Behauptung doch mehr als fraglich war. Dafür daß Kasimir ihm zwei verpfändete oberschlesische Städte (Pitschen und Kreuzburg) zurückgab und sein Anrecht auf jenes Doppelherzogthum, dessen junge Erbtochter er eben als seine dritte Gemahlin heimgeführt hatte, anerkannte, verzichtete er auf einer Zusammenkunft in Ofen nach Pfingsten 1355, auf die Lehnsherrlichkeit über Plock und ging ein Bündniß mit dem Ungarnkönige ein, in welches auch Kasimir selbst eingeschlossen wurde. Ihren vollen Abschluß fand die masowische Frage erst dadurch, daß auf der einen Seite nach dem Tode des Herzogs Kasimir der überlebende Ziemowit alle in seiner Hand vereinigten Gebiete als ein einiges Lehen von der polnischen Krone annahm (Weihnachten 1355), und als auf der andern Seite König Kasimir selbst, nachdem Karl zum Schein noch einmal die Lehnsherrlichkeit in Anspruch genommen hatte, diesen in Prag besuchte (Mai 1356) und die bisher immer zurückgehaltene Anerkennung des Vergleiches von Ofen ausdrücklich aussprach.

Solange der Friede mit den Litauern währte, hatte das polnische Reich nur mit den Tataren Krieg zu führen und fand hierbei nicht blos bei dem Papste Unterstützung, der einen Kreuzzug gegen den Feind der Christenheit predigen ließ und den Zehnten der geistlichen Einkünfte, welchen er dem Könige zu demselben Zwecke schon seit vier Jahren bewilligt hatte, auch für das fünfte Jahr zugestand, sondern erhielt kräftige Hülfe auch von dem Ungarnkönige, dessen Länder ebenfalls von den Tataren stets bedroht und oft auch heimgesucht wurden; der litauischen Hülfe entbehrend, erlagen die Heiden der vereinten Abwehr. Wie diese gemeinsame Gefahr und ihre Bekämpfung die Völker Ungarns und Polens, wie der gleiche Gegensatz gegen die Luxemburger, der trotz aller Verträge nicht zu bannen war, die Könige einander immer näher brachte, so schien die verabredete Thronfolge für Polen beide Reiche in allen ihren Gliedern einander um so inniger verbinden zu müssen, vollends als man jetzt noch einen Schritt weiter ging, der die Dauer der Vereinigung verlängern mußte. Da auch König Ludwig noch ohne Nachkommen war, so gelang es ihm, die Zustimmung Kasimir's dazu zu gewinnen, daß nöthigenfalls sein jüngerer Bruder Stephan, der bereits einen Sohn besaß, dereinst auch in Polen folgen sollte. Nachdem Abgeordnete des ungarischen und des polnischen Adels auf einer gemeinsamen Zusammenkunft ihre Einwilligung zu diesen Abmachungen in die Hände der Mutter Ludwig's, der polnischen Prinzessin, beschworen hatten, gab Ludwig den Polen die bindendsten Versicherungen in Betreff aller ihrer Rechte und Freiheiten (Februar und Juni 1355). Wenn mittlerweile für Kasimir selbst trotz seiner zweiten Verheirathung jede Aussicht auf Nachkommenschaft geschwunden schien, so hatten die ungarischen Anjou jetzt um so weniger ein ernstes Interesse daran, zur Hebung der häuslichen Mißverhältnisse, die sich für jenen daran knüpften, irgendetwas beizutragen. König Kasimir hatte seine zweite Gemahlin Adelheid von Hessen sehr bald von sich gestoßen und alle Annäherungsversuche zurückgewiesen, auch die Klagen der Verstoßenen selbst und die Mahnungen des Papstes hatten seinen mehr nach sinnlicher Liebe begehrenden Sinn, dem die kirchlich fromme Fürstin in keiner Weise entsprach, umzustimmen vermocht. Als ihn endlich bei dem zuletzt erwähnten Besuche in Prag wieder leidenschaftliche Liebe zu einem jungen schönen Edelfräulein erfaßte, mit der er sich sogar insgeheim ehelich verbunden haben soll, entfloh die gekränkte Königin nach ihrer Heimat. Wie lange das illegitime Verhältniß gedauert, ist nicht weiter bekannt, die Ehe mit Adelheid von Hessen blieb aber auch ferner ungelöst. Nach sieben Jahren etwa faßte trotzdem Kasimir den Entschluß, zu einer neuen Ehe zu schreiten mit Hedwig, einer Tochter des Herzogs von Sagan, und bewog, wie es heißt, einen polnischen Abt, diese Ehe ohne Rücksicht auf die damit begangene Bigamie und auf die nach den kanonischen Bestimmungen zu nahe Blutsverwandtschaft kirchlich einzusegnen. Erst 1368 gelang es dem Könige Ludwig, der eine Nachkommenschaft bei seinem Oheim wol nicht mehr befürchtete, auch für den Fall des Ausbleibens einer solchen seine Anrechte auf die polnische Krone noch einmal hatte bestätigen lassen, seinen wiederholten Fürbitten und den klingenden Gründen, an denen er es nach Sitte der Zeit und des Ortes nicht fehlen ließ, den Zorn des Papstes zu besänftigen, sodaß der auf Adelheid's Betrieb aufgenommene Proceß niedergeschlagen und der Dispens von jenen beiden Hindernissen ertheilt wurde.

Durfte schon bis hierher die äußere Politik Kasimir's III. nicht eben als eine entschiedene und kraftvolle, als eine zu großen Erfolgen führende bezeichnet werden, so machen sich in seinen letzten Jahren Schwankungen und Zurückhaltung noch viel mehr bemerklich. Wenn es vorher unleugbar aufrichtige Friedensehnsucht und der Wunsch, zu innern Reformen freie Hand zu behalten, gewesen ist,

was dem letzten piastischen Polenkönige meist die Waffen entwunden hat, so darf ihm für die letzten Jahre auch der Vorwurf persönlicher Schwäche nicht ganz erspart werden; denn auch im Lande selbst, namentlich in Gegenden, die der König selten betrat, wie in Großpolen, werden jetzt häufiger Klagen über aufsässige Unterthanen laut, man hört von widerspenstigen Bischöfen und weltlichen Großen.

Wenn der König trotz des Kalischer Friedens sich bisweilen noch in Urkunden und auf Siegeln als Herrn von Pommern bezeichnete, so könnte dies als aus Rücksicht auf seine Großen hervorgegangen betrachtet werden. Manches persönlich Bittere erwuchs ihm aber daraus, daß er sich öfter genöthigt sah, zu der Geldmacht des Deutschen Ordens seine Zuflucht zu nehmen und zu Verpfändungen zu schreiten, oder wenn etwa der Hochmeister Winrich von Kniprode, der zu den Litauerkämpfen nur aus dringender Rücksicht auf sein eigenes Land oder allenfalls auf den guten Ruf des Ordens zu schreiten pflegte, die geforderte Hülfe gegen die Heiden verweigerte. Doch kam es immer nicht weiter als zu gegenseitigen Klagen beim päpstlichen Stuhl. Ein ernstlicher Friedensbruch drohte nur einmal von den Masowiern her, die hart an der Grenze, aber schon auf Ordensgebiet eine Burg zu erbauen begannen, jedoch, sobald nur der Ordensmarschall mit einem kleinen Heere erschien, von dem begonnenen Werke sofort wieder abließen (1359). Im Herbst 1366 besuchte der König den Hochmeister in der Marienburg, wo er mit hohen Ehren und großer Pracht aufgenommen und bewirthet wurde, und es mochte ihm nicht unlieb sein, seinen unruhigen Großen von den großen Schätzen und den reichen Kriegsvorräthen, die man ihm dort gezeigt hatte, erzählen zu können, um ihre Kriegsgelüste zurückzudrängen. Dem Kaiser Karl gegenüber sah sich der König auch weiter noch theils durch die schlesischen Verhältnisse, besonders das Bisthum Breslau, dessen Einverleibung in die Erzdiöcese Prag der Kaiser nicht aus dem Auge verlor, theils durch seine Beziehungen zu Ludwig von Ungarn bis hart an den Ausbruch des Kampfes gedrängt. Kaum war im J. 1360 einem ernsten Zerwürfnisse dadurch vorgebeugt, daß der Kaiser beiden Königen durch Nachgiebigkeit entgegenkam, als er sie selbst wieder durch Schmähungen gegen die Königin-Witwe Elisabeth von Ungarn, Ludwig's Mutter und Kasimir's Schwester, in gerechten Zorn brachte; sie verbanden sich sofort mit den österreichischen Herzogen, und schon war Ludwig der mährischen Grenze zugezogen, als, da die andern Verbündeten nicht rechtzeitig erschienen, des Kaisers Schwiegervater, der Herzog von Schweidnitz, zunächst wenigstens eine Waffenruhe zu Wege brachte (Sommer 1362). Erst im folgenden Jahre, als sich die Curie mit Rücksicht auf einen beabsichtigten Türkenkrieg durch Absendung eines Legaten ins Mittel legte, geschah der völlige Ausgleich, indem der Kaiser, der inzwischen abermals Witwer geworden war, Kasimir's Enkelin, die Tochter Bogislaw's von Wolgast, zu seiner vierten Gemahlin nahm und um Weihnachten (1363) seine Hochzeit zu Krakau beging. Aber trotz dieser nahen Verwandtschaft währte es nicht lange, bis neue Spannung eintrat, hervorgerufen diesmal durch die auf den Gewinn der Mark Brandenburg gerichteten Bestrebungen der Luxemburger. Die Erbverbrüderung mit den wittelsbachischen Markgrafen Ludwig dem Römer und Otto, die Eheberedung zwischen Otto und einer Tochter des Kaisers, die Einnahme der Erbhuldigung durch des Kaisers ältesten Sohn Wenzel, die Einlösung der an Friedrich von Meißen verpfändeten Niederlausitz durch den Kaiser und seinen Schwiegervater von Schweidnitz, und endlich nach dem Tode des letztern der Antauf derselben und ihre Einverleibung in das Königreich Böhmen — alles dieses und die dadurch drohende Gefahr einer so gewaltigen Vergrößerung der böhmischen Macht veranlaßte die beiden Könige, im Februar 1369 ein neues Bündniß gegen alle ihre Feinde und besonders gegen den Kaiser zu schließen, in welches bald auch andere Gegner der Luxemburger eintraten. Des Kaisers Versuch, diesen Bund seiner Gegner durch eine neue Verschwägerung zu sprengen, gelang nur zum kleinen Theil, indem er für seinen Erstgeborenen weder die Nichte Ludwig's noch eine Tochter Kasimir's zur Gemahlin erhalten konnte, sondern nur die Tochter eines Baiernherzogs. — Den einzigen Gewinn seiner äußern Politik trug Kasimir auch in der letzten Periode seiner Regierung im Südosten davon. In demselben Jahre, in welchem er den Hochmeister in dem Ordenshaupthause besuchte, hatte er sich auch an einer Litauerreise der Ritter betheiligt, und zwar indem er selbst ein Heer gegen die Heiden führte. Der Zug, von dem sonst nichts überliefert ist, muß nicht unglücklich verlaufen sein, denn der Fürst Lubart sah sich zu einem Vertrage genöthigt, in welchem er sich mit dem Gebiete von Luck und dem unmittelbar daranstoßenden Theile von Wolynien begnügte, während alles Land zu beiden Seiten des obern Bug (Wladimir, Chelm, Belz u. s. w.) den Polen überlassen werden mußte.

Im J. 1370 starb König Kasimir. Nachdem er am 8. Sept., am Feste von Mariä Geburt, gegen die Mahnung frommer Leute, wie erzählt wird, zur Jagd ausgezogen war, erlitt er tags darauf durch einen Sturz mit dem Pferde eine schwere Körperverletzung, durch unmäßiges Essen und Trinken und durch die gegen den Rath des einen Arztes unternommene Rückreise nach Krakau wurde das Wundfieber gesteigert, am frühen Morgen des 5. Nov. erfolgte der Tod. Die Leiche des letzten piastischen Königs ruht in einer Seitenkapelle der krakauer Kathedrale.

In den Augen derjenigen, welche die Größe und den Ruhm eines Fürsten nur nach seinen Kriegsthaten bemessen, würde Kasimir III. den Beinamen des Großen, welcher ihm von der Nachwelt willig beigelegt ist, wenig verdienen; aber auch die eigenen Magnaten haben ihn im Aerger, daß er ihre Kriegsgelüste zu hemmen wußte, und aus Spott, weil sein Ohr den Klagen auch des Geringsten seiner Unterthanen stets offenstand, den Bauernkönig genannt. Wenn er auch den äußern Umfang des Polenreiches nicht wesentlich erweitert hat, so hat er doch die einzelnen Theile desselben, die bis dahin fast selbständige Reiche gewesen waren und in der Person

des Königs das einzige Moment ihrer Vereinigung fast widerwillig anerkannten, zu Gliedern eines einigen Körpers zu machen sich bestrebt, in bewußter Absicht den Grund zu einem einigen Polenreiche gelegt. Damit nicht ferner „in den der Krone Polen unterworfenen Ländern die Processe in den Gerichten ungleichförmig, nach der Verschiedenheit der persönlichen Ansichten und Meinungen behandelt, damit nicht über einen und denselben Gegenstand verschieden abgeurtheilt und erkannt" werde, hatte er sich vorgesetzt, für alle polnischen Lande ein einiges Recht und Gesetz zu schaffen; „da unter einem Fürsten", so heißt es an einer andern Stelle des von ihm veranlaßten Gesetzbuches, „ein und dasselbe Land nicht verschiedenes Recht haben darf, damit es nicht einer Misgestalt mit mehrern Häuptern gleiche, so liegt es im Vortheile des Staates, daß nach einer und derselben gleichartigen Gerichtsbarkeit in allen seinen Theilen gerichtet werde." Zuerst ließ der König im J. 1347 für die beiden Haupttheile des Reiches, zu Petrikau für Großpolen, dem sich hierfür später auch die benachbarten Lande Kujawien, Lanczie und Sieradien anschlossen, und zu Wislica für Kleinpolen, gesonderte Codificationen des bestehenden Rechtes ausführen, indem erfahrene Rechtsgelehrte vorhandene schriftliche Aufzeichnungen sowie gewohnheitsrechtliche Satzungen dazu verwertheten. Erst 1368 ist mit Hinzuziehung der für solche Acte berechtigten geistlichen und weltlichen Großen aus jenen gesonderten Aufzeichnungen ein gemeinsames Rechtsbuch, das Statut von Wislica, zusammengestellt. — Um den Wohlstand des Landes zu heben, Ackerbau, Handel und Gewerbe zu fördern und damit zugleich die Einkünfte der Krone zu vermehren, wandte sich Kasimir wieder mehr, als es von seinem Vater geschehen war, der deutschen Colonisation zu: es ist eine ganze Reihe von Urkunden vorhanden, durch welche er (wie es auch die Masowier in ihren Gebieten thaten) sowol für die alten Länder als auch für die russischen Erwerbungen entweder durch Verleihung des Magdeburgischen Stadtrechtes deutsche Stadtgemeinden begründete, oder hier und dort deutsche Bauern für das platte Land hereinrief oder hereinzurufen gestattete. Daß er seinen nächsten Zweck hiermit erreichte, beweisen die zahlreichen und zum Theil großartigen Bauten, die er im Laufe der Zeit aus eigenen Mitteln aufführen konnte; aber es kann doch auch nicht geleugnet werden, daß diese Hereinziehung eines fremden Elementes der polnischen Nation in der Zukunft schwer geschadet hat, da ohne Frage zum guten Theil durch sie die Bildung eines polnischen Mittelstandes gehindert worden ist. Diejenigen Uebelstände wenigstens, welche aus den häufigen Appellationen an auswärtige Obergerichte entstehen mußten, hat auch Kasimir bald richtig erkannt, und wie für Kujawien Leslau, für Großpolen Sendomir schon längst als Oberhöfe der Städte Magdeburgischen Rechts bestanden, so hat er für das Land Halicz Lemberg und 1365 für Kleinpolen Krakau zum Oberhof bestimmt. Von den Bauten Kasimir's sei hier nur erwähnt, daß nächst dem prachtvollen Ausbau der Kathedrale zu Krakau und vielen Klöstern 11 große Kirchen genannt werden, die er hat erbauen lassen, und daß neben der von ihm erbauten und benannten krakauer Vorstadt Kazimierz nicht weniger als 58 Burgen und Städte in Polen und ihrer 7 in Halicz von ihm erbaut oder großartig erweitert sind, sodaß Dlugoß nicht unrecht sagen konnte, Kasimir habe Polen von Holz vorgefunden und es von Stein zurückgelassen. — Aus demselben Grundzuge seines Charakters wie des Gerechtigkeitsgefühls Kasimir's, auf welches schon hingewiesen wurde, ging eine andere edle Richtung, durch welche er hoch über seinen Zeitgenossen stand, hervor, seine Vorurtheilslosigkeit und Toleranz gegen Andersgläubige, die er besonders in den russischen Gebieten sowol den Anhängern der griechischen Kirche wie Juden, Mohammedanern und Tataren gegenüber zu beweisen vielfach Gelegenheit hatte. — Die größte That des Königs auf dem Gebiete des Geistes, diejenige, welche den Polen die schönsten Früchte gebracht hat, war die erste Gründung des studium generale, der Universität zu Krakau, die, seit 1362 vorbereitet, zu Pfingsten (12. Mai) 1364 vollzogen ist. Die Anstalt war zwar zunächst nur klein bemessen, auch ging sie in den auf den Tod Kasimir's selbst folgenden Wirren erst noch einmal zu Grunde, sodaß sie im J. 1400 wie von neuem gestiftet werden konnte, aber der hohe Ruhm, die erste Anregung dazu gegeben, den ersten Schritt zu ihrer Errichtung gethan zu haben, darf dem letzten Piastenkönige nicht streitig gemacht werden.

Kasimir IV., der letzte von den drei spätgeborenen Söhnen Wladislaw-Jagiello's und seiner vierten Gemahlin Sophia, der Tochter eines Fürsten von Kiew, geboren am 28. Nov. 1427, König von Polen 1447—1492.

Schon in seinem elften Lebensjahre wurde Prinz Kasimir für den böhmischen Königsthron in Aussicht genommen. Nach dem Tode Kaiser Sigismund's (starb 9. Dec. 1437) wandte sich eine, wie sich später herausstellte, sehr kleine und unbedeutende Partei in Böhmen, welche durch gewisse hussitische Elemente ihre wesentliche Kraft erhielt, von dem erbberechtigten Fürsten, dem Herzoge Albrecht von Oesterreich, Sigismund's Schwiegersohne, ab, um die polnischen Jagelloniden auf den böhmischen Thron zu bringen. Zuerst faßten sie den jungen König Wladislaw II. selbst, Kasimir's ältesten Bruder, ins Auge und boten ihm die Krone an. Auch in Polen selbst war nur eine Minderheit dem böhmischen Unternehmen geneigt, und da die Gegner desselben sich zu einer Conföderation zusammenthaten, welche einen früheren Beschluß, daß der König selbst stets in Polen bleiben müsse, auf ihre Fahne schrieb, so sollte Kasimir nach Böhmen geschickt werden. Trotzdem daß Albrecht in Böhmen fast allgemein anerkannt wurde und Huldigung und Krönung in Prag empfing, trotzdem daß gerade ein gewaltiger Tatareneinfall den Süden des polnischen Reiches weithin verwüstete, ging ein polnisches Heer im Sommer 1438 nach Böhmen; da es aber durch den dortigen Zuzug auf kaum 12,000 Mann anwuchs und der doppelt so großen Uebermacht Albrecht's nicht entgegenzutreten wagte, so verschanzte es sich bei Tabor in einer Wagenburg, die zwar von Albrecht nicht genommen werden konnte, aus welcher aber die Polen bald verzweifelnd abzogen. Auch Vermitte-

lungsversuche führten zu keinem Ausgleich, und die Polen wandten sich zunächst gegen die schlesischen Fürsten, die, von beiden Seiten angegangen und angegriffen, in schlimme Bedrängniß kamen. Man brachte es nur zu einem Waffenstillstande, die beabsichtigte Zusammenkunft der beiden Könige selbst aber konnte nicht mehr vor sich gehen, da Albrecht II. am 27. Oct. 1439 starb. Während es einige Zeit darauf dem Könige Wladislaw gelang, die durch Albrecht's Tod gleichfalls freigewordene ungarische Krone, nicht eben zum Vortheil seines angestammten Reiches, zu gewinnen, mußte es sich Kasimir daran genügen lassen, daß man ihn in Polen wol als „erwählten König von Böhmen" bezeichnete. Für die in Böhmen erlittene Niederlage erhielt Kasimir bald anderwärts reichen Ersatz. Als am Palmsonntage (20. März 1440) der Großfürst Sigismund von Litauen, der Sohn des großen Witowd, der sich zuletzt wüster Grausamkeit, zumal gegen die Bojaren, hingegeben hatte, auf Betrieb derselben ermordet worden war, entstand wegen der Nachfolge eine Spaltung unter dem Adel: eine Partei hielt zu Michael, dem Sohne des Ermordeten, eine andere zu Swidrigiello, einem Bruder Jagiello's, die mächtigsten unter den Bojaren aber beschlossen, Kasimir die Großfürstenwürde anzubieten. Obgleich, als die litauische Gesandtschaft nach Polen kam, der König selbst sich bereits auf dem Zuge nach Ungarn befand, gingen der Statthalter und die andern gerade maßgebenden Polen sofort auf das Anerbieten ein und führten den jungen Prinzen nach Wilna. Während aber die Polen von der Absicht geleitet wurden, die polnisch-litauische Union in der Richtung der größeren Abhängigkeit des Großfürstenthums von der Krone weiter auszubilden und daher die oberste Würde dem Könige selbst vorzubehalten, Kasimir nur als Herzog, als Statthalter über Litauen zu setzen gedachten, wußten die Litauer, sobald sie dieses merkten, den jungen Fürsten zu entführen und riefen ihn zu ihrem Großfürsten aus. Die neuen Hoffnungen der so getäuschten Polen, sich dennoch in die innern Angelegenheiten Litauens einmischen zu können, als Michael, der Kasimir anerkannt hatte, wegen der Ausdehnung seines väterlichen Erbes mit der großfürstlichen Regierung in Zwist gerieth und gleich den masowischen Herzogen, die auf litauische Gebiete Anspruch erhoben, die Entscheidung der Krone anrief, schlugen ebenfalls gänzlich fehl. Denn Michael, dem die Veranstaltung eines Mordanschlages auf den Großfürsten zugeschoben wurde, mußte fliehen, und der Krieg Litauens gegen die Masowier, der in der That ausbrach, wurde, da man auch polnischerseits vor dem Bruderkriege zurückschreckte, 1444 durch einen Vergleich beendigt, in welchem sich die Herzoge mit einer Geldentschädigung und einem sehr kleinen Gebiete begnügten. Swidrigiello nahm das wolynische Gebiet von Luck, wenn auch freilich als polnisches Kronlehen, womit die litauischen Großen sich vorläufig zufrieden geben mußten, und verhielt sich ruhig. Während nun das polnische Reich selbst in jener Zeit in Folge der Jagd nach fremden Kronen und der damit verbundenen Abenteuer zu Grunde zu gehen drohte: durch Regierungslosigkeit und finanziellen Ruin, durch innere Fehden und Tatareneinfälle, sodaß schließlich der Reichstag den jungen König, der eben nach einem siegreichen Türkenfeldzuge den unerwartet günstigen Frieden von Szegedin (1. Aug. 1444) mit dem Feinde der Christenheit abgeschlossen hatte, aufs dringendste heimrief, schien sich Litauen zu neuer Blüte zu erheben und auch nach außenhin einen gewaltigen Aufschwung zu nehmen. Die Männer, welche für den unmündigen Fürsten an der Spitze des Landes walteten, wußten ringsum mit vollem Nachdruck aufzutreten: die großen Handelsrepubliken Nowgorod und Pskow ließen sich von Kasimir Hauptleute einsetzen, die benachbarten russischen Theilfürsten schlossen sich ihm an, und selbst der Großfürst von Moskau zitterte vor ihm, die Tataren der Krim baten ihn um einen Chan, der „Fürst von der Moldau wollte mit ihm „dieselben Feinde und dieselben Freunde gemeinsam haben", und auch der Hochmeister des Deutschen Ordens begann sich dem Großfürsten wieder zu nähern.

Wenige Wochen nach dem Frieden von Szegedin begann bereits der zweite Türkenkrieg Wladislaw's, veranlaßt durch den dem jungen Könige von seinen kirchlichen Rathgebern abgedrungenen Eidbruch. Am 10. Nov., in der eben so furchtbaren wie erbärmlichen Niederlage des Christenheeres, fand Wladislaw sein noch heute räthselhaftes Ende; lange aber hoffte man überall auf seine Wiederkunft, länger in Polen als in Ungarn, am längsten wol sein Bruder Kasimir. Wenn dieser, der für Polen unbedingt zur Erbfolge berechtigt war, dem Rufe der Polen längere Zeit widerstand, so war für die erste Zeit der Hauptgrund zu dieser Zurückhaltung jene stille Hoffnung, dann aber machten ihn die traurigen Zustände Polens selbst und vielleicht mehr noch das augenblickliche Verhältniß seines Großfürstenthums zur Krone sehr bedenklich; war doch durch seine eigene, gegen den Willen des Königs geschehene und noch immer unbestätigt gebliebene Erhebung zum Großfürsten die polnisch-litauische Union thatsächlich gelöst, konnten doch die Litauer infolge dessen ihr Land wieder als vollkommen selbständig dastehend betrachten. Von Unentschlossenheit und Schwäche, von einer Scheu vor den Geschäften der Regierung, die dem Könige Kasimir IV. in Polen selbst die Zeitgenossen wie alle späteren Geschlechter vorzuwerfen pflegen, ist er wie sonst auch hier durchaus freizusprechen. Auf die Einladungen der beiden ersten polnischen Reichstage (vom April und August 1445), den väterlichen Thron zu besteigen, antwortete Kasimir unter Berufung auf die Unsicherheit aller Nachrichten über das Schicksal seines Bruders zunächst ausweichend, und ganz ebenso einer Gesandtschaft, welche, vom Primas-Erzbischofe von Gnesen geführt und, von der Königin Mutter begleitet, zu Ende des Jahres zu ihm nach Grodno kam. Dann stellte er die Forderung auf, mit der Entscheidung noch einige Jahre zu warten, drohte aber zugleich mit Gewalt zu antworten, wenn man einen andern wählen sollte. Empört sahen sich die Polen nun gerade nach andern Candidaten für die Krone um: den Kurfürsten Friedrich II. von Brandenburg, der einst für Kasimir's Schwester zum Gemahl bestimmt

und vor Kasimir's Geburt in Polen erzogen war, schlugen die einen vor, an deren Spitze der Bischof Zbigniew Olesnicki stand, diejenigen, welche Polen in der festen Gefolgschaft der römischen Curie festhalten wollten, die „Nationalen" dagegen den Herzog Bolesław von Masowien. Schon war Bolesław wirklich gewählt, als Kasimir endlich einlenkte. Den Masowier ließen die Polen zwar sofort fallen, aber so groß war das Mistrauen auf beiden Seiten, daß man sich nicht zu einer gemeinsamen Berathung zu vereinigen wagte. Polnische Bevollmächtigte einigten sich endlich mit Kasimir unter Zurücksetzung aller Streitfragen zunächst (zu Michaelis 1446) nur dahin, daß die Krönung Kasimir's am Johannistage 1447 stattfinden sollte. Zu jenen besondern Streitpunkten, die neben der allgemeinen Frage der Union, und wol mehr noch als diese, beide Völker zur Feindschaft gegeneinander bewegten, gehörten vor allem die einst durch Kasimir III. für Polen eroberten Lande Podolien und Wolynien, die später an Witowd übergeben und nach seinem Tode von Sigismund ausdrücklich als polnische Kronlehen anerkannt waren, und welche jetzt die Polen eingezogen hatten, die Litauer aber, an die sich inzwischen auch Swidrigiello mit Luck angeschlossen hatte, natürlich zurückverlangten; auch dieser Streit blieb vorläufig ungeschlichtet. Die Gesinnung der Litauer gegen die Polen und die für Kasimir daraus erwachsene große Schwierigkeit, die ihn zur äußersten Vorsicht nöthigte, leuchtet deutlich genug aus dem Statut hervor, welches sie sich von ihm unmittelbar vor seinem Abzuge nach Polen verbriefen und eidlich beschwören ließen: außer der üblichen Bestätigung aller Rechte der Prälaten, des Adels und der Städte von Litauen, Rußland und Samaiten und gewissen Versicherungen über Gerichtsbarkeit, Heerdienst, Eigenthumsverfügung, Abgaben und Leistungen u. dgl. verpflichtet sich der Großfürst insbesondere, keine Ausländer in Aemter, Würden und Nutznießungen zu bringen, Ausdehnung und Grenzen des Landes aber so zu erhalten, wie sie unter seinen Vorgängern und besonders unter Witowd gewesen wären. So bindende Rücksichten waren es, die in Zukunft alle Schritte Kasimir's seinen Litauern gegenüber bedingten; vielfach traurig, theilweise verzweifelt waren vollends die Verhältnisse, welche er in Polen vorfand, und die ihm nach allen Richtungen hin die engsten Schranken auflegten.

Sonntag den 25. Juni 1447 wurde zu Krakau die Krönung Kasimir's IV. durch den Primas des Reiches vollzogen. Von einer Bestätigung der Rechte und Freiheiten des Landes und seiner Stände wurde vorderhand abgesehen.

Während der ersten acht Jahre seiner Regierung fand der junge König auf allen seinen Wegen den krakauer Bischof als seinen bald offenen, bald versteckten Gegner, der immer heftigeren Zorn faßte, je mehr er inne wurde, daß Kasimir sich weder daheim beherrschen, noch gleich seinem unglücklichen Bruder in abenteuerliche, den universalistischen Plänen der Curie dienende Unternehmungen fortreißen ließ. Unmittelbar nach der Krönung ließ Kasimir mit Zustimmung der Prälaten und Herren dem Papste Nikolaus V. die so lange von Polen zurückgehaltene Obedienz erklären, und bei dieser Gelegenheit hoffte Zbigniew die Cardinalswürde, die ihm zwar schon 1439 ertheilt, aber in Polen zu führen verfagt war, anerkannt zu sehen, und bat den Papst um Uebersendung der Insignien. Wie aber der Primas von Gnesen durch eine solche Erhöhung seines Suffragans seine Metropolitanrechte beeinträchtigt und die Großpolen überhaupt den Vorrang ihres Landes gefährdet sahen, so glaubte auch der König die Macht des durch seine ausgebreitete Verwandtschaft einflußreichen Mannes, dessen Ziele ihm für das Reich schädlich schienen, nicht weiter anwachsen lassen zu dürfen, und es gelang in der That, die Erfüllung des innigsten Wunsches des Bischofs volle zwei Jahre hinauszuschieben; erst als Zbigniew, nicht ganz der Wahrheit gemäß, die Ueberwindung eines wiklefitischen Ketzers (Galka) für sich ins Feld führte, gelangte der rothe Hut in seinen Besitz. Schon bei dem nächsten Reichstage (December 1449) brach der befürchtete Skandal aus und ließ es zu keinen ruhigen Berathungen und Beschlüssen kommen. Auf dem Reichstage von 1451 kam endlich ein Gesetz zu Stande, nach welchem in Zukunft kein polnischer Geistlicher die Würde eines Cardinals oder Legaten annehmen sollte; um für jetzt jeden Streit zwischen dem Cardinal von Krakau und dem Erzbischofe zu vermeiden, soll von ihnen beiden immer nur derjenige in den Reichstagssitzungen erscheinen, den der König dazu berufen wird, der andere seine Stimme von seiner Wohnung aus abgeben; die Krönung eines Königs oder einer Königin hat stets nach seinem alten Rechte der Erzbischof zu vollziehen, mag der Cardinal dabei zugegen sein oder nicht. Diese offenbare Niederlage wußte der Cardinal genugsam zu entgelten. Besonders daß der König den Eid auf die Verfassung und den Bestand des Reiches selbst immer nicht leistete, ja mit Rücksicht auf die den Litauern gegebenen Zusagen ohne Einwilligung derselben nicht leisten konnte, gab dem Bischofe vielfach Gelegenheit, dem jungen Fürsten bittere Vorwürfe ins Gesicht zu sagen. Da die Litauer von ihren Forderungen wegen der russischen Gebiete durchaus nicht abgehen wollten, so zerschlug sich ein Reichstag nach dem andern. Erst zu Petrikau um Johannis 1453, als die Mitglieder des Reichstages sich bereits dahin geeinigt hatten, daß der König für alle seine Beschlüsse an die Zustimmung von vier polnischen Räthen gebunden sein sollte und kein Litauer ihn nach Polen begleiten dürfte, gab der König den Vermittelungen der Mutter nach, beschwor, und zwar in die Hände Zbigniew's, die Rechte der Polen und verpflichtete sich alle „ungerechterweise" der Krone entfremdeten Landestheile zurückzuschaffen und auch Litauen, Rußland, Podolien und die Moldau niemals von der Krone Polen zu trennen. In der Moldau, wo seit einer Reihe von Jahren bald Bruder gegen Bruder oder Oheim gegen Neffen, bald legitime Erben gegen Bastarde um die Herrschaft kämpften, auch wol der eine oder der andere Prätendent die polnische Hülfe anrief und erhielt, hatten in letzter Zeit die Obsiegenden stets die Oberhoheit der polnischen Krone anerkannt.

Wenn man den jungen König auch in der Folgezeit gern dem Kronlande den Rücken wenden und, die Polen sich selbst überlassend, sich mit Vorliebe in Litauen aufhalten sieht, so gibt ein Blick auf die polnischen Zustände die ausreichende Erklärung dafür; daß es ihm durchaus nicht an Kraft und Geschick, noch an gutem Willen zur Regierung fehlte, zeigte sich dort, wo er sich nicht gehemmt sah, wo man ihm noch freudig und willig entgegenkam, deutlich genug, indem er dem Großfürstenthume die Stellung, welche demselben einst seine Vormünder nach Norden, nach Osten und nach Süden errungen hatten, durchaus aufrecht zu halten verstand. — Zu solchen auswärtigen Kriegen, bei welchen der König die Kosten tragen mußte, und wo Kriegsbeute, auch wol Land zu gewinnen war, saßen die polnischen Herren nicht ungern auf, wenn aber die Tataren hereinbrachen, so verweigerten sie die Hülfe und schoben dem Könige und seinen eigenen Leuten die Pflicht der Landesvertheidigung zu, ja sie warfen ihm wol, da die Tataren Litauen, wo sie kräftigeren Widerstand fanden, meist unbehelligt ließen, vor, daß er die Feinde über Polen hereingerufen hätte. Wo es in den eigenen Gebieten, zumal an der ungarischen und an der schlesischen Grenze galt, den Räubereien der eigenen Brüder gegen die Landsleute und den alltäglichen, den Handel völlig hemmenden Fehden über die Grenze hin, die natürlich von der andern Seite stets gleiche Erwiderung fanden, Einhalt zu thun, sollte ihrer Meinung nach der König selbst einschreiten. Der Weg aber, welchen der Cardinal Zbigniew nach wie vor der polnischen äußern Politik vorgezeichnet wissen wollte, die Ausdehnung der polnischen Machtsphäre, wie sie Litauen gegenüber immerhin stark angebahnt war, auch nach Böhmen und Ungarn hin und weiter der Gebrauch derselben zu den Zwecken der Curie, entsprach nicht dem bedächtigen Sinne des Königs. Schlesien zurückzugewinnen wäre in jener Zeit, wo man dort das böhmische Hussitenthum verabscheute und der hussitische Gubernator für den unmündigen Böhmenkönig geradezu ein Greuel war, nicht allzu schwer gewesen, jedoch den Wünschen und Bestrebungen Zbigniew's zu folgen und selbst thätig einzugreifen, davor scheute der König zurück, und das um so mehr, als an dem Punkte, wo man im Augenblicke hätte einsetzen müssen, des Cardinals eigene Interessen, die Interessen seines Bisthums, ins Spiel kamen. Schon bei der Ordnung der schlesischen Händel während der Zwischenregierung war das zum Herzogthum Ratibor gehörige Fürstenthum Siewierz (Severien) in den Besitz des Bisthums Krakau gekommen; der bischöfliche Hauptmann aber, durch seine Fehdelust berüchtigt, reizte durch seine unaufhörlichen Raubeinfälle die benachbarten Herzoge zu Racheзügen ins polnische Gebiet und rief dadurch einen vollen Krieg herein, welcher, da die böhmische Regierung zu helfen außer Stande war, damit endete, daß der Herzog von Auschwitz sein Fürstenthum, welches kirchlich unter Krakau stand, zuerst (1453) von Polen zu Lehen nahm und es zuletzt (Februar 1457) an die Krone Polen verkaufte. Ungarn gegenüber standen damals gar die Familieninteressen Zbigniew's im Vordergrunde. Das schon längere Zeit an Polen verpfändete ungarisch-polnische Grenzland der Zips hatte König Wladislaw II. vor seinem Türkenzuge weiter an Zbigniew verpfändet und dieser dann für seine Familie in Besitz genommen und einem Hauptmann übergeben, der sich gleichfalls bereits als Wegelagerer einen Namen gemacht hatte und sein Handwerk hier fortsetzte. Als schließlich die zipser Städte einem ungarischen Freibeuter tributpflichtig wurden und der König auch hier jede Einmischung verweigerte, sparte der Bischof, nach seiner Art schlechten Willen voraussetzend, nicht die allerbittersten Vorwürfe: durch Johann Hunyad's Vermittelung wurde zwar die Zips endlich wieder frei (1451), doch mußte der Bischof noch lange Entschädigungen zahlen. Wenn der König so fortwährend auf der einen Seite die Widerspenstigkeit der vom Cardinal geleiteten Kleinpolen, ihre ausgesprochene Abneigung gegen Ordnung, Ruhe und Pflichterfüllung ansehen und auf der andern Seite die schmählichsten und in schmählicher Weise ausgesprochenen Vorwürfe des Cardinals anhören mußte, der sich zuletzt in furchtbarer Erbitterung und unerhörtem Uebermuthe so weit hinreißen ließ, ihm absichtliche Vernachlässigung der Polen und wissentlich schlechte Regierung offen vorzurücken und mit dem Banne der Kirche zu drohen, so floh er in die Wälder Litauens. In dem Hauptpunkte seiner Bestrebungen war der Cardinal für die nächste Zeit völlig unterlegen, und nur für die weitere Zukunft gelang es ihm, den Weg in dieser Richtung wenigstens offen zu halten. Schon lange hatte man, jedenfalls zunächst in kirchlichen Kreisen, an eine eheliche Verbindung zwischen den Jagellonen und den Habsburgern gedacht und darum geplant, wenn aber immer nichts zu Stande gekommen war, so hatte das wesentlich an der in Pest herrschenden Abneigung gegen eine Verbindung mit der Familie eines Heiden gelegen, denn König Kasimir hatte Elisabeth, die noch freie zweite Schwester des nachgeborenen Ladislaus, heirathen sollen; erst nachdem auch die Mutter einige Zeit verstorben war, wurden die Verhandlungen ernstlicher aufgenommen, endlich im August 1453 zu Breslau der Ehevertrag abgeschlossen und am 10. Febr. des folgenden Jahres die Vermählung in der Kathedrale zu Krakau vollzogen, jedoch nicht vom Cardinal Bischof, sondern von dem berühmten Reiseprediger Johann Capistrano, der sich damals auf Zbigniew's Veranlassung in Polen aufhielt; die Salbung aber und die Krönung der funfzehnjährigen Königin verrichtete ebendaselbst ganz dem Statute von 1451 gemäß der Primas des Reiches.

Gerade in den Tagen der Vermählung Kasimir's fanden Verhandlungen ihren Abschluß, die schon einige Zeit insgeheim geführt waren, und deren Resultat für die Entwickelung der östlichen Verhältnisse von entscheidender Wichtigkeit geworden ist. Eben das Geheimniß, in das sie sich damals zu hüllen wußten, läßt auch heute keinen klaren Einblick in ihre Entstehung und ihre Fortschritte gewinnen. Nachdem im Ordenslande Preußen ein heftiger Streit zwischen den Unterthanen von Landen und Städten und den Herren, den Rittern des Deutschen Ordens, bereits über ein Menschenalter obgewaltet.

zuletzt aber fast erlöschen zu wollen den Anschein genommen hatte, war er mit dem Regierungsantritte des Hochmeisters Ludwig von Erlichshausen (März 1450) von neuem heftiger entbrannt und spitzte sich schnell zum Entscheidungskampfe zu. Man kann wol bemerken, daß der Verkehr der Polen im Kulmerlande, beim Adel und in den Städten, immer reger wurde, auch der verwandtschaftlichen Beziehungen mit den Polen gab es im Südwesten des Ordenslandes nicht wenige, aber die ersten bedenklichen Aeußerungen politischer Natur über Hinneigung der Preußen zu Polen verlauten doch erst im Herbste 1452, wo man den Mitgliedern des „preußischen Bundes", der Vereinigung der Unzufriedenen, glaubte nachsagen zu dürfen, daß sie gesonnen wären, wenn sie sich anders der wirklichen oder vermeintlichen Gewaltthätigkeiten ihrer Herren nicht erwehren könnten, „sich an den Herrn König zu Polen zu geben". Da in dieser Zeit die oberste Leitung des Bundes in die Hände eines engeren Ausschlusses gegeben wurde, so ist natürlich von allen bedenklichen und verfänglichen Verhandlungen erst recht wenig in die Oeffentlichkeit und bis auf die Nachwelt gedrungen. Auf der andern Seite fanden die Preußen ein Entgegenkommen in Polen zunächst bei den adeligen Herren, und hier wol in weitem Maßstabe, da die Aussicht auf Krieg und Kriegserwerb, auf neue Aemter und weiteren Grundbesitz höchst verlockend wirkte. Aber auch unter den höheren Würdenträgern zeigten sich mehrere als entschiedene Freunde und Förderer des Bundes: neben einigen Kastellanen und Woiwoden auch der Kanzler des Reiches, ferner der Primas von Gnesen, wiederum der Cardinal von Krakau und einige andere Bischöfe: Selbst die Königin-Mutter nahm sich öfter der Sache der Preußen an und suchte im Sinne derselben auf ihren königlichen Sohn einzuwirken. Der König selbst hielt sich durchaus in den Schranken, welche ihm der letzte mit dem Orden abgeschlossene Friede, der „ewige" Friede von Brzesjcz von 1435, auferlegte. Einer Bundesgesandtschaft, welche im Juni 1453 nach Polen kam, um beim Könige und bei den Herzogen von Masowien den Bund gegen Verunglimpfungen zu rechtfertigen, die der Hochmeister dort gegen sie ausgestreut haben sollte, erwiderte Kasimir, während er allerdings den Inhalt ihres Bundbriefes für durchaus ehrlich, redlich und nicht unbillig erkannte, daß ihr Herr keine gegen Ehre und Glimpf gerichtete Klage wider sie in Polen erhoben hätte, und betonte es wiederholt als seinen dringendsten Wunsch, eine gütliche Einigung zwischen Herrschaft und Unterthanen in Preußen herbeigeführt zu sehen. Nur wenige Wochen später aber schreibt er bereits dem Hochmeister, daß ihm die an ihn selbst gerichtete Bitte der Preußen, sie laut des ewigen Friedens zu beschirmen und zu sichern, gerecht und redlich erschiene, aber er wolle doch nicht anders denn als wahrhaftiger und friedsamer Mittler zwischen dem Orden und seinen Unterthanen eintreten; er bittet und mahnt ihn „Friede, Eintracht und die vorige Liebe wieder ganz zu machen und alle Dinge mit gutem Frieden zu berichten". Man sieht, die Vorstellungen der Bündner und ihrer polnischen Freunde, daß die Herrschaft der Ritter in Preußen nur ein Ausfluß polnischer Gnade wäre, und daß die Ritter sich stets nur undankbar und friedbrüchig gegen die Krone Polen benommen hätten, begannen auch beim Könige zu wirken. Wenn der König auch weiterhin noch zurückhaltend blieb und auch bisweilen noch an den Hochmeister begütigende Briefe schrieb, so ist es schwer zu sagen, ob nur noch die bestimmten Anträge und Aufforderungen der Preußen fehlten, oder ob den König die eigene Scheu vor einem vielleicht schweren Kriege zurückhielt, oder ob nicht endlich mehr als dieses die höchst bedenklichen Verhältnisse in Litauen hemmend einwirkten, wo die unverhohlen hervortretenden Absichten der Polen auf die streitigen Gebiete, zumal augenblicklich auf das Gebiet von Luck, und auf die völlige Einverleibung Litauens in die Krone gerade damals so böses Blut machten, daß man an die Aufstellung eines neuen Großfürsten dachte und sich sogar klagend an den Hochmeister wandte. Erst in den Tagen unmittelbar nach der Hochzeit des Königs fiel, wie schon bemerkt, die Entscheidung.

Vielleicht an demselben Tage, an welchem der preußische Bund dem Hochmeister und seinen Rittern den Absagebrief zuschickte, am 4. Febr. 1454, ging eine große Bundesgesandtschaft nach Polen ab und traf am 18. Febr. in Krakau ein. Nachdem alle Bemühungen des gleichfalls anwesenden Ordenstreßlers, die Beschwerden und Klagen der Preußen zu entkräften und die Unrechtmäßigkeit ihrer Unterwerfungsanträge darzuthun, vergeblich geblieben waren, stellte der König am 22. Febr. seinen Entsagebrief gegen den Hochmeister aus und nahm am 6. März das ganze Ordensland Preußen in seinen und der Krone Besitz. Fast schien es im Anfange, als würde es zur thatsächlichen Erringung dieses Besitzes kaum noch eines ernstlichen Kampfes bedürfen, denn binnen wenigen Wochen fielen fast sämmtliche Burgen und Städte theils durch Verrath und Ueberrumpelung, theils durch Feigheit der Besatzungen in die Hände der Aufständischen, und die Burgen wurden zum größten Theil vernichtet. Auch der Heerhaufe, welchen der König mitführte, als er im Mai, von seiner jungen Gemahlin und hohen Würdenträgern des Reiches begleitet, zur Einnahme der Huldigung nach Preußen zog, kam nicht zu kriegerischer Thätigkeit. Im Spätsommer aber ließ sich Kasimir bewegen, mit einem andern Heere, welches zu wirklich kriegerischer Thätigkeit bestimmt war, nach Preußen zu ziehen. Während die Marienburg selbst, das Ordenshaupthaus, von den Danzigern und des Königs eigenen Hofleuten vergebens belagert und berannt wurde, galt es Konitz zu nehmen, welches fast allein noch links von der Weichsel im Besitze des Ordens war und den aus Deutschland heranziehenden Söldnern als Sammel- und Stützpunkt diente. Mit einem großen Heere, das sich in Führern und Mannschaft nicht sonderlich durch Kriegstüchtigkeit ausgezeichnet zu haben scheint, langte der König im September in Pomerellen an. Wie sich das gemeine Volk schon im eigenen Lande in Räubereien hatte gehen lassen, so machten die Herren zwei Meilen vor Konitz, bei Zirkwitz, ihren weiteren Gehorsam von der Gewährung gewisser

Zugeständnisse abhängig, die sich wahrscheinlich auf die Beschränkung der den Juden gewährten Freiheiten bezogen. Statt geschultere Truppen von der Belagerung der Marienburg und andere Verstärkungen heranzuziehen und die ankommenden Ordenssöldner nach Konitz einrücken zu lassen und sie dort einzuschließen, wurde im Vertrauen auf die Uebermacht sofort zum Angriff geschritten: bei Konitz selbst erlitten so die Polen am 18. Sept. durch die von der Stadtbesatzung verstärkten Söldner eine schimpfliche und verlustreiche Niederlage, aus welcher Kasimir selbst nur mit knapper Noth nach Thorn entkam. Auch das Belagerungsheer vor Marienburg löste sich infolge dessen sofort auf. Ein zweiter Einfall in Preußen, den der König im November desselben Jahres in der Hoffnung, daß der Hochmeister bei dem völligen Mangel an Geldmitteln von seinen Söldnern verlassen und dagegen von den Aufständischen des Niederlandes, des östlichen Theiles von Preußen, zugleich im Rücken angegriffen werden würde, in das Kulmerland hinein unternahm, brachte keinen Erfolg: nicht einmal ein so kleiner und schwach besetzter Ort wie das Städtchen Lessen konnte trotz mehrwöchentlicher Umlagerung von den Polen zur Uebergabe gezwungen werden, sie mußten vielmehr nach etwa zwei Monaten aus dem völlig ausgesogenen Lande völlig unverrichteter Sache heimziehen. Nur das hatten die Polen vermocht, daß sie beim Aufbruch zum Kriegszug unmittelbar an der preußischen Grenze bei Neffau (Nieszawa) ihrem Könige neue Zugeständnisse, neue Erweiterungen der Vorrechte des Adels (man weiß nicht recht von welcher Art) abgetrotzt hatten. Auch die preußischen Kriegszüge des folgenden Jahres brachten den König und die polnische Sache nicht um einen Schritt weiter, während es dem Orden gelang, da auch unter den Abgefallenen selbst die Erfolglosigkeit der polnischen Kriegführung, die vom Bunde geforderten hohen Leistungen und die furchtbare Verwüstung des Landes Unzufriedenheit und Mißstimmung erregten, an vielen Enden Verlorenes wieder zu gewinnen. Dazu legte sich jetzt der Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg, dessen Beziehungen zu Polen schon oben erwähnt sind, als Vermittler zwischen die Streitenden, und wenngleich seine Vorschläge nicht die Zustimmung des Königs fanden, wenngleich der einzige positive Erfolg, den er erreichte, ihm selbst zufiel, indem er die Neumark, und zwar mit erweiterten Grenzen, zurückkaufte, so dienten die Verhandlungen, welche er zuerst in Bromberg mit dem Könige persönlich und dann zu Mewe mit den Abgesandten desselben führte, wenigstens dazu, Unterbrechungen in die Kriegsführung zu bringen. Wenn dieser Kampf des Slawenthums gegen das Deutschthum an der baltischen Südostküste, obwol die Polen aus eigener Kraft, aus ihrem eigenen Wesen heraus bitter wenig einzusetzen hatten, dennoch schließlich zu ihren Gunsten ausschlug, so lag das lediglich daran, daß der Gegner, auf sich selbst gestellt, ohne Hülfe gelassen, zuletzt in sich zusammenbrach. Das Land wurde verwüstet, Tausende von Ortschaften niedergebrannt oder verlassen; wie der Ackerbau, so lagen auch in den kleinen Städten Handel und Gewerbe vernichtet zu Boden, während auf der andern Seite Danzig allein, der einzige preußische namhafte Exporthafen neben dem unbedeutenden Elbing und dem noch unbedeutenderen Königsberg, dessen Handel weniger trotz des Krieges als vielmehr, da ihm nunmehr das ganze polnisch-russische Hinterland offen lag, durch den Krieg einen gewaltigen Aufschwung nahm, fast die ganzen Kriegskosten des Bundes, ja zuletzt die Ausgaben des polnischen Reiches für den preußischen Krieg decken mußte. Unabhängigkeit erstrebend und dabei selbst verarmt, verweigerten die deutschen Balleien des Ordens und das livländische Meisterthum beinahe immer dem Hauptlande die Hülfe; niemand aber war mehr gesonnen, „um Gottes, der lieben Mutter Maria und der eigenen Ehre willen“ dem Orden zuzuziehen. Von Monat zu Monat wuchsen die Schuldforderungen der Ordenssöldner und mit ihnen die Geldnoth des Hochmeisters. Nachdem er das ganze Land Preußen den Söldnerhauptleuten verpfändet hatte, verkauften endlich die böhmischen Führer, während wenigstens von diesem schmachvollen Handel die deutschen Hauptleute ihre Hand fern hielten, am 15. Aug. 1457 die von ihnen besetzten Städte und Schlösser, darunter das Ordenshaupthaus selbst, an den König von Polen; schmählich beschimpft und mishandelt, entfloh der Meister heimlich nach Königsberg, am 7. Juni hielt der König, von Danzig kommend, seinen Einzug in die Burg. Damit war das Schicksal des Ordens und seines Landes endgültig entschieden. Mochte sich der Krieg danach auch noch fast ein volles Jahrzehnt hinschleppen, er konnte, wie er verlief, ohne jede hervorragende Kriegsthat, ein Verwüstungskrieg ohne gleichen, an dem Hauptergebniß nichts ändern, er erstarb in sich selbst, als endlich die Kräfte beider Theile erschöpft waren. Ob aber dem polnischen Reiche, welchem die Verschmelzung mit Litauen noch immer nicht gelingen wollte und das Festhalten der jüngsten russischen Erwerbungen noch manchen Kampf kostete, welches gleich darauf auch zu unmittelbarem Eingreifen in die Verhältnisse des slawischen Nachbarlandes im Südwesten veranlaßt wurde, dieser Sieg in Preußen und der dadurch herbeigeführte Gewinn an Gebiet von Vortheil gewesen ist, diese Frage könnte doch kaum bejaht werden. So viel aber darf jetzt nicht mehr bestritten werden, daß seit jener Zeit die innere Entwickelung des polnischen Reiches eine unheilvolle Wandlung genommen, daß als eine weitere Folge des preußischen Krieges eine langsam zum Verderben führende Zersetzung platzgegriffen hat. Die Parlamente, die Reichstage bestanden bisher im wesentlichen aus den Räthen des Königs und daneben aus der bald größeren, bald geringeren Anzahl der zufällig anwesenden Ritter. Bei den unaufhörlichen Steuerforderungen, welche der langwierige Krieg nöthig machte, lehnten die Reichstage bald die Bewilligungen ab und wiesen den König an die Landtage der einzelnen Woiwodschaften, und von diesen wiederum machten bisweilen, um nicht vereinzelt vorzugehen, die einen ihre Bewilligung von der Zustimmung der andern abhängig, so 1467 der kleinpolnische Landtag von dem Verhalten des großpolnischen. Endlich berief Kasimir 1468 zum Reichstag

nach Petrikau Abgesandte aus den einzelnen Verwaltungsbezirken, und zwar aus jedem Kreise je zwei, welche von den Adeligen des Kreises frei gewählt werden sollten; da diese „Landboten" aber streng an die ihnen von ihren Wählern gegebenen Aufträge gebunden waren, so mußten die Reichstage oft gleich dem von 1468 selbst ohne jeden Beschluß verlaufen. Da die geistlichen und die weltlichen Würdenträger des Reiches fernerhin eine gesonderte, jedoch zu selbständigen Beschlüssen nicht berechtigte Körperschaft bildeten, den Senat, so lag das Hauptgewicht der Entscheidung in der Landbotenstube.

Nachdem der jugendliche Ladislaus, Albrecht's II, des römisch-deutschen, böhmischen und ungarischen Königs nachgeborener Sohn, der selbst die Kronen von Ungarn und Böhmen getragen hatte, gestorben war, gehörte zu den Bewerbern um die Nachfolge in Böhmen auch der Polenkönig Kasimir, der wegen seiner Gemahlin Ansprüche erheben zu dürfen glaubte, obwol, wenngleich auf weibliche Erbfolge Rücksicht zu nehmen gewesen wäre, ohne Frage die nach Sachsen verheirathete ältere Schwester den Vorzug verdient hätte. Aber die Böhmen wählten sich den bisherigen Gubernator, den Hussitenführer Georg von Podiebrad (2. März 1458). Die durch den Miserfolg bei der böhmischen Königswahl entstandene Spannung zwischen Polen und Böhmen, welche auf polnischer Seite in der Besorgniß wegen des Heirathsgutes der Königin, auf böhmischer in dem Verluste von Auschwitz und Zator neue Nahrung fand, ließ wiederum eine Rückeroberung Schlesiens nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit erscheinen, aber der nicht endende preußische Krieg und die wachsende Unzufriedenheit der Polen über den ihrer Meinung nach unthätigen, mehr dem Jagdvergnügen in den litauischen Wäldern als den Staatsgeschäften obliegenden König legten unüberwindliche Hemmnisse entgegen. König Georg war es dann, der, als ihm von ungarischer und von österreichisch-deutscher Seite her zunächst der Kampf drohte, den ersten Schritt zur Annäherung that, und charakteristisch ist es für ihn und seine Politik, daß er jenen Feinden gegenüber gelegentlich die Stammesgemeinschaft der böhmischen und der polnischen Nation als einen Grund für ihre Vereinigung ins Feld führte. Auf Veranlassung eines oberschlesischen Fürsten wurde gleich nach Neujahr 1460 ein Tag von beiderseitigen Bevollmächtigten gehalten; ein zweiter Tag kam zunächst nicht zu Stande, weil in Böhmen der Verdacht entstand, daß von Kasimir und seiner Gemahlin Mordbrenner nach Böhmen ausgeschickt wären. Nachdem dann Kasimir, als die Sache ernst zu werden drohte, sich beeilte, durch besondere Abgesandte seine Unschuld zu erweisen, und in der That bei König Georg willigen Glauben fand (man schob die Schuld jetzt auf die Deutschen Ordensritter), kam man über gewisse Punkte überein (November zu Beuthen), welche bis zu einer festgesetzten Zusammenkunft der beiden Könige selbst ein friedliches Einvernehmen zu sichern geeignet waren; und als endlich die beiden Könige mit staunenerregendem Pomp, von den geistlichen und weltlichen Großen ihrer Reiche begleitet, Georg mit 3000, Kasimir aber mit 5000 Berittenen im Mai 1462 in Glogau zusammentrafen, einigten sie sich leicht über Beilegung aller obwaltenden Streitfragen und über Aufrechthaltung der alten Friedens- und Handelsverträge ihrer Länder und versprachen sich mit besonderer Hervorhebung gegenseitige Hülfe gegen die Türken, denn Georg lag damals viel daran, als der Vorkämpfer der Christenheit dazustehen. Daß die Friedensliebe Kasimir's, die in diesen Verabredungen zur Erscheinung tritt, durchaus aufrichtig gemeint, wie sehr neben den oben erwähnten äußerlichen Hindernissen des Königs eigener Sinn einem Kriege mit Böhmen entgegen war, zeigt die weitere Entwickelung dieser Dinge. Als sich die römische Curie in ihren Hoffnungen auf ein Einlenken des Königs Georg, auf seinen Zurücktritt zur römischen Kirche allmählich getäuscht sah und ihre feindselige Gesinnung gegen ihn offen hervorkehrte, als die katholischen Großen in Böhmen, dadurch ermuthigt, zum „Herrenbund" zusammentraten und gar die Waffen erhoben, als auch in Schlesien und in der Lausitz, wo man nur widerwillig dem Ketzer gehuldigt hatte, der Widerstand ausbrach, auch da hielt sich Kasimir allen Verlockungen zum Trotz genau in den Grenzen jener Verträge. Da Kasimir, auch als man ihn von Böhmen selbst, von Breslau, von Rom her nicht mehr blos zum einfachen Kreuzzug, sondern geradezu zur Erwerbung der böhmischen Krone aufforderte, immer auf den preußischen Krieg als auf das Haupthinderniß hinwies, so überrang endlich der Papst die Vermittelung des Friedens mit dem Orden dem eigenen Legaten, und als endlich der Friede zu Stande gekommen war, machte er die Bestätigung desselben, die man auf beiden Seiten für nöthig hielt, von der Uebernahme des böhmischen Krieges abhängig.

Schon im J. 1458, nachdem König Kasimir persönlich vom 10. Aug. ab die inzwischen wieder vom Orden zurückgewonnene Stadt Marienburg zwei Monate hindurch vergebens belagert und zuletzt sein von Hunger und Krankheiten schwer getroffenes Heer sich hatte ohne seine eigene Erlaubniß verlaufen sehen, war ein neunmonatlicher Waffenstillstand abgeschlossen und ihm gemäß im folgenden Frühjahre durch beiderseitige Bevollmächtigte Friedensverhandlungen geführt worden; doch waren diese noch ohne Erfolg geblieben. Auch die Friedensversuche, mit welchen 1463 ein päpstlicher Legat beauftragt worden war und sich längere Zeit zu Brzesksz in Kujavien abgemüht hatte, hatten nicht zum Ziele führen können, da der Hochmeister zuvor Zurückgabe aller vom Könige dem Orden unrechtmäßig entrissenen Orte und Gebiete beanspruchte und sich erst dann einem Schiedsgerichte unterwerfen wollte, die Polen aber den Legaten Parteilichkeit für ihre Feinde vorwarfen. Der Vorschlag, welchen der König bald darauf machte, die Ritter aus Preußen wegzuführen und ihnen Podolien einzuräumen, von wo aus sie weiter gegen Heiden und Ungläubige kämpfen könnten, wurde als schnöder Hohn zurückgewiesen. Nicht besseren Erfolg wie die früheren hatten Friedensverhandlungen, welche auf Betrieb hansischer und dänischer Vermittler im Sommer 1464 zu Thorn stattfanden, da auch jetzt noch jeder Theil vom andern völligen Verzicht

verlangte, und aus gleichem Grunde zwei Tagfahrten im Mai und August 1465 auf der Frischen Nehrung, obwol der Hochmeister selbst in seiner Bedrängniß sie verlangt hatte; erst auf neuen, ebendaselbst nur wenige Wochen später gehaltenen Berathungen erklärten sich die Feinde des Ordens bereit, ihm wenigstens den östlichen Theil des Landes zu belassen, während die Ritter und ihre Anhänger auf keinen Fall auf das Ordenshaupthaus verzichten wollten. Endlich führten Verhandlungen, welche, von einem neuen päpstlichen Legaten veranlaßt, zu Neffau an der Weichsel vor sich gingen, während der König zu Thorn und der Hochmeister zu Kulm weilten, am 19. Oct. 1466, nachdem die Parteien schrittweise von ihren hochgespannten Forderungen zurückgewichen waren, zu jenem zweiten, „ewigen" Frieden von Thorn, welcher den Polen Pomerellen, das Kulmerland mit Michelau, die Gebiete von Marienburg, Christburg, Stuhm und Elbing sowie das weltliche Gebiet des Bischofs von Ermland zusprach, den Rest des Ordenslandes zwar den Rittern ließ, aber mit der Verpflichtung für den Hochmeister, dem Könige und der Krone von Polen jedesmal den Lehnseid zu leisten und ihnen als getreue Vasallen zu dienen.

Der böhmischen Angelegenheit und den Plänen und Absichten der Curie gegenüber verharrte Kasimir auch nach dem preußischen Frieden in der gleichen Zurückhaltung wie zuvor, ja er brachte diese noch weit entschiedener zum Ausdruck. Wie er zunächst seine Entscheidung von dem künftigen polnischen Reichstage abhängig machte, so ließ er an Georg die Erklärung ergehen, daß er entfernt davon sei, den empörerischen Herrenbund in Schutz zu nehmen, und als endlich der Papst den letzten Schritt gethan und über Georg Absetzung und Bann ausgesprochen hatte (März und Mai 1467), verweigerte er die Annahme der ihm vom Herrenbunde angetragenen Krone sowol für sich selbst als für seine Söhne, da ihm, wie er es öffentlich aussprach, die Anmaßung des Papstes, „gesalbte und gekrönte" Könige abzusetzen, bedenklich schiene. Wiederum berief er sich auf einen künftigen Reichstag, da er außer Stande sei, ohne Hülfe, also auch ohne Zustimmung seiner Polen, Litauer und Russen einen solchen Krieg auf sich zu nehmen, er verlangte gar, um Georg zu Verhandlungen geneigter zu stimmen, Aufhebung des Bannes. Auch dadurch ließ sich Kasimir nicht irremachen, daß Georg's Feinde, der Papst und der Kaiser sowie die Katholiken Böhmens und die Schlesier, ihre Augen auf Matthias (Corvinus) von Ungarn wandten und ihn um die Hülfe angingen, welche sie so lange bei Polen vergebens gesucht hatten. Noch im November 1468 vermittelte er einen Waffenstillstand zwischen Georg und seinen Unterthanen und sprach dabei sein aufrichtiges Bedauern darüber aus, daß das Land des stammverwandten Böhmenvolkes durch den innern Krieg gänzlich vernichtet würde, wie ihm umgekehrt Georg seine dankbare Anerkennung für die uneigennützige Vermittlerthätigkeit zollte. Ganz uneigennützig war nun freilich diese Politik Kasimir's nicht, wie ihre Erfolge bewiesen. Als das Kriegsglück, welches längere Zeit Georg äußerst ungünstig gewesen war und ihm acht schwere Unglückswochen gebracht hatte, sich ihm wieder zuwandte, glaubten die aufständischen Böhmen, ihren Beschützer, den Ungarnkönig, am sichersten an ihre Sache fesseln zu können, wenn sie ihm auch die böhmische Krone antrügen, und wählten ihn im Mai 1469 zum Könige von Böhmen. König Georg aber, der sich nicht darüber täuschte, daß seine eigene Familie sich unmöglich auf dem Throne würde erhalten können, veranlaßte nunmehr, gemäß einem schon früher an Kasimir gemachten Anerbieten, da er sich selbst äußerst krank fühlte, seine Anhänger des letztern ältesten Sohn Wladislaw auf dem Landtage zu Prag im Juni 1469 zum Thronfolger von Böhmen anzunehmen. Während die meisten Bedingungen, die man böhmischerseits daranknüpfte, wie die Wahrung der Besitzungen und Rechte der Wittwe und der Kinder Georg's (für den Fall seines Todes), Bemühungen beim Papst um Aussöhnung der Utraquisten mit der Kirche u. ä., unbedenklich von Kasimir und den Polen angenommen wurden, schreckte man doch davor zurück, den Prinzen, wie verlangt wurde, mit einer Tochter Georg's, einer Ketzerin von Vaters- und Mutterseite, zu verloben; man schob die Antwort hierauf immer in die Länge, man stellte die Gegenbedingung, daß Wladislaw noch bei Lebzeiten Georg's gekrönt werden sollte, und als auch dies gewährt wurde, fand man andere Gründe für den Aufschub der entscheidenden Erklärung; um die Böhmen wenigstens in günstiger Stimmung zu erhalten, drohte Kasimir in Schlesien und in den andern Kronländern mit schlimmer Vergeltung, wenn man in Böhmen, dem Lande seiner Söhne, von dort aus noch weiter mit Feindseligkeiten fortfahren würde. Schon schien es, als sollte diese Verzögerung doch verhängnißvoll werden, da Matthias, vom Kriegsglücke ganz verlassen und durch den infolge dessen allmählich eintretenden Meinungsumschwung bedroht, sich selbst Georg näherte und sich mit dem Rechte eines anerkannten Thronfolgers zu begnügen erbot, Georg aber dieses Ansinnen nicht völlig zurückwies. Auch in Rom, dessen Urtheil angerufen wurde, stand man zweifelnd vor der Entscheidung, indem man weder Matthias, den man früher zu seinem kriegerischen Vorgehen angetrieben hatte, preisgeben, noch den Polenkönig zurückstoßen wollte. Kaiser Friedrich III. dagegen, dem wie den Habsburgern in Oesterreich überhaupt eine Vereinigung Böhmens mit Ungarn in Matthias' Hand nicht zusagen konnte, bot, wenn auch wegen seines Bündnisses mit letzterem und wegen des voraussichtlichen Widerwillens der Deutschen gegen einen polnischen Kurfürsten, vorläufig nur unter der Hand, dem Könige Kasimir eine doppelte Verschwägerung der Habsburger mit den Jagellonen und seine Unterstützung für die Bewerbung Wladislaw's um den böhmischen Thron an. Darüber starb König Georg am 22. März 1471.

Am 27. Mai erfolgte auf dem Landtage zu Kuttenberg die Wahl des funfzehnjährigen Wladislaw zum Könige von Böhmen und, nachdem er in Krakau einer böhmischen Gesandtschaft gegenüber alle Bedingungen, darunter auch gewisse Zusagen zu Gunsten der Utraquisten, angenommen hatte (von der Ehe mit einer Tochter Georg's war jetzt nicht mehr die Rede), am 22. Aug. die Krönung

zu Prag. Damit war auch zwischen Polen und Ungarn die offene Feindschaft ausgesprochen, in Polen aber ließ man sich durch die mangelhafte Einsicht in die ungarischen Verhältnisse verleiten, dem Kriege gleich noch eine weitere Ausdehnung zu geben, und brachte durch diese Ueberstürzung wenigstens auf der einen Seite einen unheilvollen Abschluß zu Wege. Durch die hohen Auflagen, welche König Matthias für den böhmischen Ketzerkrieg nunmehr schon eine Reihe von Jahren hindurch seinem Lande auferlegt hatte und eben mit Rücksicht auf den Zweck des Krieges auch von der hohen Geistlichkeit fordern zu dürfen glaubte, war in Ungarn eine allgemeine Unzufriedenheit hervorgerufen, die jetzt, da der Krieg sich erfolglos erwies, in offene Empörung ausbrach. Nur zwei Bischöfe, nur wenige Magnaten und einzelne Gespanschaften blieben ihrem Könige treu, die andern aber riefen Kasimir, den zweiten Sohn des Polenkönigs, nach Ungarn herbei. In Krakau ging man freudig auf das Anerbieten ein, aber statt dem Rufe eiligst zu folgen, ließ man Matthias ausreichende Zeit, theils durch das offene Eingeständniß der Berechtigung der Klagen seiner Unterthanen und durch feierliche Zusage für die Zukunft, theils durch grausames Verfahren gegen einzelne Häupter der Verschwörung die Hauptgefahr von sich abzuwenden. Als endlich der junge Kasimir im October, nachdem sich bereits Matthias mit seinen Unterthanen ausgesöhnt hatte, durch die Päße der Zips mit etwa 20,000 Bewaffneten in Ungarn einbrach, fand er nicht mehr den erhofften Zuzug und wagte daher auch, als ihm der König auf dem Rakosfelde mit einem geringeren Heere entgegentrat, keinen Angriff mehr; da er weder Geld noch ausreichenden Proviant mitgebracht hatte, so mußte er sehen, wie seine Polen allmählich davongingen, und in den letzten Tagen des Jahres verließ er selbst fast ohne Truppen das Land, in welchem er eine Krone zu finden gehofft hatte. Sehr bald schien die Sache eine noch gefährlichere Wendung für die Polen nehmen zu wollen. Nicht blos der Kaiser versprach dem Ungarnkönige, der allein den Türken den Weg nach Oesterreich öffnen und verschließen konnte, ihn auf dem nächsten Reichstage als König von Böhmen und Kurfürsten des Reiches anzuerkennen, sondern auch der Papst, der ebenso wenig Matthias' Bedeutung gegenüber der Türkengefahr verkennen durfte, erklärte ihn für den allein rechtmäßigen Böhmenkönig und sprach über alle seine Gegner, insbesondere auch über König Kasimir und seinen Sohn Wladislaw, den Bann, über ganz Böhmen das Interdict aus, und wenn die Flüche Roms nicht mehr die Kraft hatten, noch die Anerkennung fanden wie ehedem, so riefen sie doch immer noch Mißstände genug hervor. Wenn Kaiser Friedrich's Politik zweideutig genug war, um ihn fast gleichzeitig zu ähnlichen Versprechungen an die Polen zu veranlassen, wie er sie Matthias gegeben hatte, so half das jenen wenig, ihnen schaffte in der That erst die Türkengefahr selbst Erleichterung, als ein neuer furchtbarer Einfall in Ungarn geschah und der Papst auch die Ostmächte zu einigen wieder für geboten befand und überallhin seine Legaten aussandte. Aber über einen längeren Waffenstillstand, der nicht einmal überall eingehalten wurde, kam auch diese Erleichterung nicht hinaus, da die Verhandlungen, welche im März und April 1473 zu Neisse und in der zweiten Hälfte des September zu Troppau zwischen Gesandten der betheiligten Mächte (des Kaisers und der drei Könige) und den päpstlichen Legaten geführt wurden, der Doppelherrschaft in Böhmen kein Ende machen konnten. Schon war es zu neuen Ausbrüchen der Feindseligkeiten gekommen, auch in Polen selbst, wo der Herzog von Sagan in das Gebiet von Fraustadt einfiel und alles verwüstete, als Kasimir in den ersten Tagen des J. 1474 mit Matthias einen dreijährigen Waffenstillstand zwischen Polen, Ungarn und Böhmen verabreden ließ. Doch war es ihm mit diesem Scheine der Friedensliebe nicht Ernst, denn nur wenige Wochen darauf versprach König Wladislaw für sich und seinen Vater dem Kaiser zu Nürnberg für den Sommer ausgiebige Hülfe zum Kampfe gegen den Ungarnkönig und wurde von ihm dafür als König und Kurfürst anerkannt, wenn auch noch nicht belehnt. Sobald Matthias von dieser offenbaren Treulosigkeit Kunde erhielt, brach er sofort mit Heeresmacht durch Mähren nach Schlesien herein. Bei Kasimir verzögerte sich der Aufbruch bis in den October, wo er endlich mit fast 70,000 Mann die Grenze Schlesiens überschritt und sich mit den vom Sohne hinzugeführten 20,000 Böhmen vereinigte. Gerade diese übermäßige Stärke seines Heeres wurde die Ursache seines Mißerfolges. Wieder mit allem Nöthigen mangelhaft versehen, legte sich das Heer auf Plünderung und Verwüstung und vernichtete so in kurzer Zeit die Mittel zum eigenen Unterhalt, während Matthias mit seinen kaum 10,000 Mann in dem reichen Breslau ausharrte und dem widersinnigen Treiben seiner Feinde ruhig zusah. Als sich endlich die vereinigten Polen und Böhmen etwa eine Meile von Breslau gelagert hatten, wurden sie von Hunger, Kälte und den kleinen Angriffen der Feinde so arg mitgenommen, daß sie nach kaum acht Tagen abzuziehen begannen, ihren Rückweg durch neue Mordbrennereien bezeichnend. Da auch pestartige Krankheiten dazukamen, so nahten sich Kasimir und Wladislaw zuerst mit Friedensanträgen. Nachdem eine persönliche Zusammenkunft der drei Könige durch eine Feuersbrunst im polnisch-böhmischen Lager vor der Zeit gestört worden war, wurde zu Breslau ein Waffenstillstand abgeschlossen, der etwa drittehalb Jahre, bis zum Pfingstfeste 1477, dauern sollte, alle andern Verabredungen aber, die hier und in der nächsten Zeit an andern Orten über die Streitfrage selbst getroffen wurden, blieben stets wirkungslos, da sie niemals allgemeine Anerkennung fanden.

Diese polnisch-ungarische Feindschaft erstreckte ihre Wirkungen bis nach Preußen hin. Nachdem der Hochmeister Ludwig von Erlichshausen schon wenige Monate nach dem thorner Frieden gestorben war, glaubte der Ordensstatthalter sich der im Frieden vorgeschriebenen Huldigung leichter entziehen zu können, wenn er die Wahl zum Hochmeister immer hinausschöbe, und ließ dieselbe nicht eher vollziehen, als bis der König sie mit ernsten

Drohungen forderte; mehr als dritthalb Jahre nach dem Tode seines Vorgängers leistete er dem Könige den schuldigen Treueid. Sein Nachfolger Heinrich von Richtenberg dagegen unterzog sich der Huldigung ungesäumt. Während sich daher im Ordenslande Preußen nicht viel Gelegenheit für den Polenkönig zum Eingreifen fand, boten sich natürlich bessere Handhaben dazu im königlichen Theile Preußens dar, und zwar hier zunächst durch die Bischofswahlen. Schon unmittelbar nach dem Frieden hatte er seinen Rath und Schreiber Buteczj Kielbassa, dem er bereits vorher durch eine Bestimmung des Friedens selbst, um dessen Abschluß derselbe sich sehr verdient gemacht hatte, die lebenslängliche Verwaltung des Ordensbisthums Pomesanien zu verschaffen gewußt, zum Bischof von Kulm ernannt, obgleich derselbe kein Eingeborener war. Als im Juli 1467 der Bischof von Ermland starb und das Kapitel den Ermländer Nikolaus von Tüngen, einen päpstlichen Schreiber, zum Nachfolger wählte, wurde, da diesen sein Amt in Rom festhielt, Kielbassa auch noch zum Conservator des Stifts Ermland ernannt und weigerte sich, als nach drei Jahren endlich der Bischof selbst heimkehrte und Besitz ergreifen wollte, zu weichen, sodaß es sogar zum Waffenkampf kam. Wenig später beschloß der Papst, um auf des Kaisers Wunsch dem jungen Kasimir von Masowien das Bisthum Plock (d. i. Masowien) übertragen zu können, den bereits für diese Stelle ausersehenen Geistlichen, den Polen Andreas Opporowski, mit Ermland zu entschädigen und Nikolaus von Tüngen nach Kammin in Pommern zu versetzen. Wenn der König selbst eine Weile Anstand nahm, dem päpstlichen Willen nachzukommen, so geschah dies natürlich nicht, weil dadurch die Bestimmungen des thorner Friedens, welche die geistlichen und weltlichen Aemter in Preußen Eingeborenen vorbehielten, offenbar verletzt worden wären; die Ermländer aber, denen schon der polnische Conservator wenig zugesagt hatte, wollten vollends von einem polnischen Bischofe und Landesherrn gar nichts wissen. Auch Tüngen war nicht gesonnen, sein Recht und seine Heimat aufzugeben, und da die Polen im weiteren Kampfe sich eines offenen Treubruchs schuldig machten, so bemächtigte er sich durch Hinterlist des bischöflichen Residenzschlosses Heilsberg, welches vorher bis zum Austrage des Streites in neutrale Hand übergeben worden war. Da man polnischerseits dem Kampfe eine immer weitere Ausdehnung gab, auch den Hochmeister zur Unterstützung gegen den Bischof immer dringender aufforderte, so wandte sich dieser an den König von Ungarn und schloß mit ihm ein Bündniß; wenn er infolge dessen wenigstens in die zwischen Ungarn und Polen abgeschlossenen Beifrieden mit einbegriffen wurde, so hatte das doch keine rechte Wirkung, da die Polen die Feindseligkeiten trotzdem fortsetzten. Im Sommer 1476 kam König Kasimir selbst zum preußischen Landtage nach Marienburg und empfing hier auch den Besuch des Hochmeisters, drohte aber, ihn bei längerer Verweigerung der bewaffneten Hülfe und der Handelssperre gegen Ermland als eid- und treubrüchig behandeln zu müssen. Jetzt näherte sich der Hochmeister dem Bischof, schloß mit ihm ein Schutzbündniß ab, und beide erkannten durch einen förmlichen Vertrag (Februar 1477) den Ungarnkönig, den Feind ihres Lehnsherrn, als Schutzherrn des Bisthums Ermland sowie des Ordenslandes Preußen an. Zwar starb der Hochmeister Heinrich wenige Tage darauf, aber auch sein Nachfolger Martin Truchseß von Wetzhausen verharrte in der feindlichen Stellung gegen Polen; er suchte noch weitere Hülfe im Auslande und bemühte sich zugleich, die Stände des polnischen Preußen, die schon jetzt über die Eigenmächtigkeiten der polnischen Herrschaft viel zu klagen hatten, zu sich herüberzuziehen. Doch alle diese Bemühungen und Bündnisse brachten ebenso wenig wirkliche Hülfe als die vom Papste ausgesprochene Entbindung des Ordens und aller Preußen von ihrem den Polen und dem Polenkönige, dem Beschützer der Ketzer, geleisteten Eide. Wenngleich der Hochmeister im Anfange des Krieges mehrere Schlösser des Kulmerlandes schnell eroberte, so konnte er doch, da jede Hülfe ausblieb, keine weiteren Fortschritte machen, er konnte es nicht einmal hindern, daß die Polen das ganze Ermland einnahmen und von dort aus die Grenzen des Ordensgebietes bedrohten. In dieser verzweifelten Lage folgten endlich der Hochmeister und der Bischof dem drohenden Rufe des Königs zum Reichstage, zunächst freilich mit dem gegenseitigen Versprechen, auf keinen Fall die Huldigung zu leisten; als aber immer neue Fortschritte der Polen gemeldet wurden, unterwarf sich zuerst der Bischof und dann auf das unablässige Andrängen der Seinigen und unter Vermittelung ungarischer Gesandten auch der Hochmeister (Juli und October 1479).

Die ungarischen Bevollmächtigten, welche zu Neustadt-Korczyn die Beugung des Hochmeisters unter den Polenkönig zu Wege brachten, indem sie dem letzteren im Namen ihres eigenen Königs versprachen, dem ersteren keine Hülfe mehr zu leisten, waren zunächst nach Krakau gekommen, um den soeben zwischen Ungarn und Böhmen aufgerichteten Frieden auch auf Polen zu übertragen. Nachdem nämlich Matthias während der Waffenruhe mit den Jagellonen einen vollen Sieg über den Kaiser erfochten und ihn zur Belehnung mit dem Königreiche Böhmen und der Kurwürde gezwungen hatte (im December 1477), war es ihm mit Rücksicht auf die von Osten her drohenden und immer wachsenden Gefahren räthlicher erschienen, den Bogen nicht zu straff zu spannen, denn auf die thatsächliche Vertreibung Wladislaw's aus Böhmen konnte sich der verständige Fürst im Ernst doch keine Hoffnung machen. Neben einigen Festsetzungen, die erst in Vollzug zu treten hatten, wenn einer der beiden vertragschließenden Fürsten mit Tode abging, hatten sich Matthias und Wladislaw nach kurzem Kriege theils durch Bevollmächtigte (zu Ofen September 1478), theils in persönlicher Zusammenkunft (zu Olmütz Juli 1479) im wesentlichen auf den augenblicklichen Besitzstand geeinigt, sodaß jener Mähren, Schlesien und die Lausitzen, dieser Böhmen selbst behielt, den Titel eines Königs von Böhmen aber beide nicht blos führen, sondern auch sich gegenseitig beilegen sollten. Diesen offenbaren Erfolg des Matthias erkannte auch Kasimir seinen Bevollmächtigten

gegenüber in Krakau an und hat ihm denselben ein volles Jahrzehnt lang nicht streitig zu machen vermocht.

Der schon mehrfach erwähnte Hauptvorwurf, welchen die Polen selbst, ihrem zeitgenössischen, der ausschließlich curialistischen Richtung angehörenden großen Geschichtschreiber, dem Erzieher der Söhne Kasimir's IV., dem krakauer Domherrn Johann Dlugosz, folgend und einer dem andern nachschreibend, dem Sohne Jagiello's schon vom ersten Anfange seiner Regierung ab zu machen gewöhnt sind, scheint in der That für die spätere Zeit, in welcher der 1480 verstorbene Dlugosz nicht mehr lebte, seine Begründung zu haben; das vergebliche Bemühen, die Polen auf andere Wege zu bringen, die Abhängigkeit von dem guten Willen der Reichstage, in welche der König zumal durch den preußischen Krieg gerathen war, vielleicht auch früh eintretende geistige Greisenhaftigkeit scheinen ihm zuletzt die Last der Regierungsgeschäfte, jedes thätige Eingreifen in die äußere Politik verleidet zu haben; selbst die Zuneigung seiner Litauer verscherzte er sich schnell, da er sich den Gefahren, welche sich damals allerdings ringsum gegen das Großfürstenthum erhoben, nicht mehr gewachsen zeigte. Nur wenn es die Versorgung seiner Söhne galt, dann ließ er sich wol durch seine ehrgeizige Gemahlin zu neuen, wenn auch unzulänglichen Anstrengungen anregen.

Als Kasimir im J. 1471 nach dem Tode des Fürsten Simeon Olelkowicz, des Lehnsinhabers von Kiew, aus dem Fürstenthume ohne Rücksicht auf den jungen Sohn und den Bruder des Verstorbenen eine Woiwodschaft machte, konnte ein solcher Schritt wol Unzufriedenheit erregen; wenn aber der König sah, wie gleichzeitig der Großfürst Iwan III. Wasilsewicz von Moskau durch Vernichtung der russischen Theilfürstenthümer seine Macht bedenklich erhöhte, so durfte er sich für berechtigt und verpflichtet halten, die Kraft Litauens zusammenzufassen und jede Zersplitterung zu verhüten. Daß er jedoch noch dazu trotz aller Bitten einen römischen Katholiken zum ersten Woiwoden von Kiew einsetzte, war unklug, da er dadurch den litauischen und reußischen Adel, soweit er der Griechischen Kirche anhing, lehrte, seine Augen nach Moskau zu wenden. Und gerade in demselben Jahre erlitt Litauen im Norden einen schweren Nachtheil und Verlust durch die Moskowiter. Seit Jahrhunderten beanspruchten die russischen Fürsten stets wie die baltischen Dünalande so auch Nowgorod als ihr „Vatererbe". Aber die mächtige Handelsrepublik hatte bisher ihre Selbständigkeit zu wahren gewußt, obgleich ihre Bürgerschaft zum guten Theil aus griechisch-gläubigen Russen bestand und ihr Erzbischof ein Suffragan des Metropoliten von Moskau, nicht aber des von Kiew war, und mit Vorliebe hatte sie ihre Statthalter, die Befehlshaber ihrer Heeresmacht, aus dem litauischen Fürstenhause genommen, sodaß man in Litauen Nowgorod und sein weites Gebiet gern als einen Bestandtheil des eigenen Großfürstenthums betrachtete. Erst in letzter Zeit, wo Reichthum, Luxus und Wohlleben die Kräfte schwächten, waren beträchtliche Gebietstheile an die Russen verlorengegangen. Durch Versuche der Nowgoroder, diese Verluste zurückzuerobern, gereizt, sprach Großfürst Iwan, als 1470 Abgesandte eines neu gewählten Erzbischofs um der Bestätigung willen nach Moskau kamen, wieder von seinen ererbten Anrechten auf die Stadt und sachte dadurch einen großen Aufruhr der gegnerischen Partei an, die ihm wiederum, da weitere Versuche, die Nowgoroder in Güte zur Anerkennung der russischen Oberhoheit zu bewegen, vergeblich blieben, Veranlassung zum Krieg gegen die Stadt gaben. Man wandte sich dort sogleich auch an Kasimir um Hülfe und erhielt zwar die Zusage derselben, aber nur ein Statthalter erschien, der Bruder des letzten Fürsten von Kiew, die Heereshülfe selbst blieb aus, weil, wie es hieß, der Ordensmeister von Livland den Durchzug verweigerte. Als nun im Sommer 1471 mehrere russische Heerscharen, das Hauptheer unter dem Großfürsten Iwan selbst, in die Gebiete der Republik einfielen, erfochten sie mehrere gleichzeitige Siege, wodurch die Stadt sich gezwungen sah, sich von jeder weiteren Verbindung mit Litauen und Polen loszusagen und den Großfürsten von Moskau als Oberherrn anzuerkennen. Auch ein neuer Versuch, die alte Unabhängigkeit zu erringen, schlug fehl; ohne daß es die Nowgoroder, durch die gewaltigen Kriegsrüstungen des Großfürsten erschreckt, zum Kampf kommen ließen, unterwarfen sie sich nach längeren Verhandlungen von neuem, und am 15. Jan. 1478 leisteten ihm die Großen und das Volk den Eid der Treue. Da auch Pskow, die benachbarte Nebenbuhlerstadt Nowgorods, längst viel mehr zu Rußland hinneigte, so stand fernerhin die litauische Grenze auch im Nordosten auf eine weite Strecke den Russen offen.

Daß bisweilen Brüder des Großfürsten Iwan, von ihm verfolgt und bedrängt, ihre Zuflucht nach Litauen nahmen, brachte schwerlich einen Vortheil, es reizte nur seinen Zorn und gab Anlaß zu neuen Feindseligkeiten; ebenso wandten sich auch umgekehrt litauische Fürsten, zumal die zahlreichen Abkömmlinge des großfürstlichen Hauses selbst, in ihrer meist durch Religionsverschiedenheit verstärkten Unzufriedenheit oft nach Moskau. Doppelt gefährlich aber wurde es für Litauen, als es Iwan gelang, die Macht der sogenannten Goldenen Horde der Tataren von Kaptschak zu stürzen, das moskowitische Großfürstenthum aus mehr als zweihundertjähriger schmachvoller Abhängigkeit zu befreien (1480), da Litauen damit zugleich den natürlichen Verbündeten gegen Moskau verlor; dennoch hatte sich Kasimir durch Unterhandlungen, welche Iwan zuvor mit ihm anknüpfte, von jeder kriegerischen Theilnahme fern halten lassen. Ganz natürlich wandte sich denn auch Iwan, nachdem er noch die Deutschen in Livland in siegreichem Feldzuge überwunden hatte, unmittelbar gegen Litauen. Zuerst forderte er die Gebiete zurück, welche einst Witowd den Russen entrissen hatte; Kasimir verweigerte natürlich die Rückgabe und erhob Gegenforderungen. Endlich schien die Flucht der Fürsten von Sewerien, welche in religiöser und politischer Beziehung Beeinträchtigungen erfahren zu haben glaubten, nach Rußland den Kampf zum Ausbruch bringen zu wollen. Kasimir sammelte in Smolensk ein Heer von 10,000 Mann und bemühte sich, die Tataren von der

Krim, die stets Iwan's treue Bundesgenossen gegen die Goldene Horde gewesen waren, von ihm abwendig zu machen, aber Iwan, der rechtzeitig davon erfuhr, kam dem Polenkönige zuvor und reizte den Chan zum Einfall in das Gebiet von Kiew, worauf Kasimir von allen weiteren Feindseligkeiten abstand. Der Polenkönig ließ es dann weiter ruhig geschehen, daß Iwan mit Matthias von Ungarn und mit dem Kaiser Verbindungen anknüpfte, daß er den Fürsten Stephan von der Walachei, den die Polen trotz seiner Bitten im Kampfe gegen die Türken ohne Hülfe gelassen hatten, durch Verschwägerung an sich zog, daß er endlich die wenigen noch vorhandenen russischen Theilfürstenthümer auf mehr oder weniger gewaltthätige Weise mit dem Großfürstenthume vereinigte, und begnügte sich in letzterer Beziehung mit erfolglosen Verwendungen.

Erst als der Ungarnkönig Matthias am 6. April 1490 gestorben war, erhob sich Kasimir einmal wieder zu energischer Thätigkeit, aber weniger aus eigenem Antriebe als vielmehr angereizt durch seine Gemahlin Elisabeth. Obwol unter den Bewerbern um die Stephanskrone auch der älteste Sohn, Wladislaw von Böhmen, sich befand, und obwol gerade dieser, wenn es nur gelang, die Königin-Witwe ihm geneigt zu machen, die meiste Aussicht auf Erfolg hatte, so schob dennoch die Mutter, welcher Wladislaw schon mit Böhmen ausreichend versorgt schien, den zweiten der noch lebenden Söhne, den damals bereits 31 Jahre alten dritten Sohn Johann Albrecht, vor. Man betrieb diesmal die Sache von Polen aus sehr eilig, sodaß Johann Albrecht schon am Tage nach dem Einzuge seines Bruders in die ungarische Hauptstadt, am 10. Aug., mit seinen 8000 Reitern in unmittelbarer Nähe auf dem Rakosfelde stand. Seiner Sache noch lange nicht gewiß, beschritt Wladislaw zunächst den Weg der Verhandlungen und wußte seinen Bruder dazu zu bestimmen, daß er den Vater als Schiedsrichter annahm und sich vorläufig mit Glogau begnügte. Da Kasimir aber, offenbar von Elisabeth bewogen, den Schiedsspruch nicht that, so nahm Johann Albrecht mit Verwüstung einiger Gespanschaften den Kampf wieder auf, der für Polen um so verderblicher zu werden drohte, als der Großfürst Iwan sich dem Erzherzoge Maximilian von Oesterreich gegenüber, der sich ebenfalls um Ungarn bewarb, verpflichtete, Polen zu bekriegen, wenn Kasimir einen der eigenen Söhne in Ungarn unterstützen würde. In der That blieb Johann Albrecht, wenn auch sicher mehr wegen des am polnischen Königshofe herrschenden Mangels als infolge dieses Vertrages, ohne jede weitere Hülfe an Geld und Truppen. Erst als er im Januar des folgenden Jahres nach mehreren kleineren Gefechten einer Entscheidungsschlacht gewärtig in der Nähe von Kaschau stand, sandte ihm der Vater wenigstens Friedensvermittler zu, welche mit Bevollmächtigten Wladislaw's einen Vertrag zu Stande brachten, der ihm gegen Verzicht auf die Krone reiche Entschädigung in Schlesien zusicherte. Kaum aber war Wladislaw im Laufe des Sommers bedenklich erkrankt, als Johann Albrecht, dessen Truppen, weil sie aus Mangel an Sold nicht abgelohnt werden konnten, zum großen Theil noch nicht auseinandergegangen waren, noch einmal sein Waffenglück versuchte. Nachdem bis zum Ende des Jahres um Kaschau und Eperies ein ziemlich lauer Kampf geführt war, wurde endlich Johann Albrecht am 24. Dec. nach hartnäckiger und tapferer Gegenwehr geschlagen und gefangen genommen, erhielt aber vom Bruder gegen abermaligen Verzicht seine Freiheit wieder.

In Litauen, wo man jeden Augenblick den Krieg von Moskau her befürchtete, war mittlerweile die Unzufriedenheit so hoch gestiegen, daß man sogar die Forderung aufstellte, der König solle seinen Sohn Johann Albrecht zum Großfürsten von Litauen einsetzen; davon jedoch wollte Kasimir natürlich nichts wissen.

Am 7. Juni 1492 starb König Kasimir IV. im Alter von 65 Jahren, nachdem er, so wird wenigstens erzählt, seinen ältesten Sohn Wladislaw von Böhmen durch Testament von der Nachfolge in Polen ausgeschlossen hatte; bestimmt ist, daß die Königin-Witwe Elisabeth, die auch hierbei ihren Drittgeborenen bevorzugte, jenen zum Verzicht auf die polnische Krone veranlaßt hat, und daß Wladislaw selbst ihrem Wunsche nachgekommen ist.

Die Königin Elisabeth, die ihrem Gemahle in fast dreißigjähriger Ehe elf Kinder geboren hatte, starb erst im J. 1505. Von den sechs Söhnen starb der zweite (Kasimir) noch bei Lebzeiten des Vaters, der sechste, Friedrich mit Namen, war zuerst Bischof von Krakau und wurde 1493 Erzbischof von Gnesen (er starb 1503). Die anderen vier Söhne waren außer Wladislaw und Johann Albrecht noch Alexander und Sigismund, die gleich dem zweiten die polnische Königskrone getragen haben. Von den fünf Töchtern war Hedwig mit Herzog Georg dem Reichen von Baiern-Landshut verheirathet, Sophia mit dem brandenburgischen Markgrafen Friedrich dem Aelteren zu Ansbach, Elisabeth mit Herzog Friedrich II. von Liegnitz, Anna mit dem Pommernherzoge Bogislaw X., Barbara endlich mit Herzog Georg von Sachsen.

Für die obige Darstellung liegt im Wesentlichen, soweit sie eben augenblicklich reicht, bis 1454, die Geschichte Polens von Röpell und Caro (1840—1875) zu Grunde. Für den übrigen Theil war vorläufig von Hülfsmitteln nichts vorhanden als die älteren polnischen und litauischen Geschichten und die neueren Werke über die Geschichte einzelner benachbarter Länder. Daß auch, und zwar namentlich für die Regierung Kasimir's IV., die Quellen, die wol meist als bekannt vorausgesetzt werden dürfen, zu Rathe gezogen sind, bedarf kaum der Erwähnung.

(Karl Lohmeyer.)

KASIMOW, Kreisstadt im russisch-europäischen Gouvernement Rjasan, 153 Kilom. im Ostnordosten von Rjäsan am linken Ufer der Oka zwischen den kleinen Flüßchen Sjewerka und Babenka. Die ersten historischen Nachrichten über Kasimow sind sehr dunkel; gewiß ist nur, daß die Stadt schon im 14. Jahrhundert unter dem Namen Gorodez oder Chorodka Meschtscherski existirte. Im J. 1376 wurde das stark befestigte Kasimow von den Mongolen zerstört, 1452 wurde es von dem Großfürsten Wassil dem Dunkeln dem tatarischen Fürstensohne

Kasim geschenkt, der 1446 mit einem Heere nach Rußland gekommen war, um den Großfürsten gegen Schemjaka zu unterstützen. Von dieser Zeit an schreibt sich der Name Kasimow her. Die Tataren nennen noch bis heute Kasimow „Khan-Kirman" d. h. die Königsstadt. Während der ganzen Dauer des kasimower Fürstenthums hielten die dortigen Fürsten treu zu Moskau und ihre Heere kämpften mit den Russen gegen die Tataren, Nowgorod, Livland und Polen. Der letzte Fürst ließ sich unter dem Namen Jakob taufen und nach seinem Tode 1667 kam Kasimow wieder an Rußland. Der Sage nach standen die Mauern und Thürme der Stadt noch bis zur Zeit Peter's des Großen. Von den dortigen Alterthümern sind bemerkenswerth: die von Kasim erbaute Moschee und Minaret, sowie zwei alte Mausoleen mit Grabmälern der Fürsten in der Nähe der Moschee. Vom alten Fürstenschlosse sind keine Spuren mehr vorhanden. Gegenwärtig hat Kasimow zehn Kirchen, ein Nonnenkloster, eine Moschee, 169 Kaufläden, eine weltliche und eine geistliche Kreisschule und 14,102 Einwohner, von denen 863 Mohammedaner. Die bedeutende Manufacturthätigkeit der Stadt concentrirt sich in zwanzig Manufacturen mit einer jährlichen Production von 614,880 Rubel, darunter siebzehn Gerbereien (533,000 Rubel). Von den Handwerken wird besonders das Schuhmacher- und Schlosserhandwerk in großem Maßstabe betrieben. So werden Stiefel jährlich für die Summe von 130,000 Rubel fabricirt. Der jährliche Handelsumsatz beläuft sich auf 2,400,000 Rubel. Auf den vom 7.—14. Juli stattfindenden Jahrmarkt werden Getreide, Malz, Talg, Felle und Eisen im Werthe von 84,000 Rubel zum Verkauf gebracht. *(A. v. Wald.)*

KÄSMARK (ungar. Késmark), königliche Freistadt im zipser Comitat, liegt in einer schönen Mulde des Popradthals; östlich wird es von diesem Flüßchen, westlich von Leibitzbache begrenzt. Im Westen erstreckt sich die wellige Hochebene, aus welcher die Riesenmauer des hohen Tatragebirgs mit ihren gezackten Hochgipfeln und blinkenden Schneefeldern emporragt, im Osten niedrige Waldgebirge mit lachenden Thälern und angebauten Landrücken; nordöstlich rücken die bewaldeten Bergzüge bis an das rechte Ufer des Poprad heran und bilden theils anmuthige Hügel, wie den nahen Jerusalemsberg oder Schlosberg und den entfernteren Goldberg, der großentheils noch bewaldet ist, theils hohe Kämme und Gipfel, wie die Igla oder die Nadel, der höchste Punkt des ganzen Bergzugs.

Késmark ist ein hübsches, freundliches Städtchen mit regelmäßigen Gassen. Die Hauptgasse erstreckt sich von Süd nach Nord vom ehemaligen Oberthor bis zum Schlosse; eine andere Hauptgasse zieht sich vom Marktplatze aus in westlicher Richtung. In der Mitte des Marktplatzes steht das Stadthaus, welches 1461 erbaut, 1543 erneuert und 1642 durch einen angebauten hübschen schlanken Thurm verschönert wurde. Das merkwürdigste Gebäude mitten in der Stadt ist die katholische Pfarrkirche, die 1444—1486 im spätgothischen Stile erbaut wurde. Besonders schön sind die Wölbungen der drei Schiffe, das Sakramenthäuschen rechts neben dem Hochaltar, das Crucifix am Hochaltar und das rechte Seitenaltarbild. — Außerhalb der eigentlichen Stadt vor dem ehemaligen Oberthore steht die neue, noch nicht vollendete evangelische Kirche, ein ziemlich kostspieliger Bau, dessen Pläne vom Professor Hansen in Wien verfertigt wurden. Unweit davon steht die alte evangelische Kirche, welche in der Mitte des vorigen Jahrhunderts erbaut und 1771 eingeweiht wurde. Es ist ein merkwürdiger Bau, äußerlich unansehnlich, im Innern jedoch sehr geräumig und interessant. Die Kirche ist nämlich ganz aus Holz erbaut, denn damals war es den Protestanten nicht gestattet, solide Kirchen aus Stein zu bauen; das riesige Dach ruht auf vier mächtigen hölzernen Säulen aus Zirbelholz; das Innere ist ganz mit Malereien und biblischen Sprüchen bedeckt; von außen sind die hölzernen Wände mit Lehm beworfen und mit Kalk getüncht. In der Mitte des Dachs steht ein kleines Thürmchen. Im J. 1833 schlug der Blitz in das Thürmchen, ohne zu zünden; er lief die eisernen Stangen, die sich vom Thürmchen zu den vier Zirbelsäulen erstrecken, entlang, beschädigte auch zwei dieser Säulen und einige Bänke und bohrte sich dann in den Fußboden ein. — Gleich neben dieser Kirche steht das im J. 1776 erbaute und in neuester Zeit vergrößerte Lyceal-Gebäude; es ist ein schmuckloser viereckiger Steinbau, in welchem sich die Hörsäle des Obergymnasiums und die Bibliothek nebst andern Sammlungen der Lehranstalt befinden.

An der entgegengesetzten, nördlichen Seite der Stadt befindet sich das Schloß, welches ursprünglich unter König Matthias Hunyadi von der Familie Zapolya erbaut und später von der Familie Tököly erweitert und mit großem Glanze ausgestattet wurde. Das Schloß hatte fünf Thürme, doppelte Ringmauern und tiefe Gräben. Besonders schön war der Thurm an der südlichen Seite desselben, welcher über dem Hauptthore emporragte. Ueber diesem Thore sieht man noch das vereinigte Wappen der Thurzo und Tököly in Marmor ausgehauen. Im geräumigen Hofe fiel besonders die Schloßkirche auf, sie war mit Statuen, Gemälden und marmornem Fußboden geschmückt. An die rechte Seite derselben schlossen sich prachtvolle Säle an; der letzte Saal war auch zu theatralischen Vorstellungen eingerichtet. Mitten im Schloßhofe war ein schöner Brunnen; neben dem Schlosse waren die Stallungen mit Krippen von schwarzem Marmor; innerhalb der Schloßmauern befanden sich auch Gärten und Teiche. Den Stadtbewohnern war das Schloß ein Dorn im Auge, denn sie hatten mit den Herren desselben fortwährende Streitigkeiten. Emerich Tököly wurde unter der Regierung Leopold's I. wegen seines Aufstandes und Bündnisses mit den Türken aller seiner Güter beraubt, und das késmarker Schloß kam endlich im J. 1702 in den Besitz der Stadt, die es absichtlich verwahrloste. Jetzt ist es größtentheils Ruine, nur die äußern krenelirten Mauern stehen noch. Jetzt ist auch die Schloßkirche schon baufällig, nur die Keller und die östliche Front sind noch im brauchbaren Zustande, die Localitäten der letztern wurden als städtisches Spital

benutzt. Neben dem Schlosse ließ die Stadt in neuerer Zeit eine Kaserne bauen. Die einstigen Gärten des Schlosses dienen jetzt meistens als Kohläcker. Ehemals war auch die Stadt mit doppelten Ringmauern, Thürmen und Gräben befestigt, von welchen jetzt keine Spur mehr sichtbar ist.

Die Besiedelung der Zips mit deutschen Colonisten geschah wahrscheinlich in den letzten Decennien des 12. und in der Mitte des 13. Jahrhunderts. Die Hauptmasse der Colonisten kam nach der Verheerung des Landes durch die Mongolen (1240—1242) aus Schlesien und Thüringen nach Zipsen. Die dortigen deutschen Colonistenorte blühten rasch auf, und die „Fraternität" der Pfarrer in den 24 königlichen zipser Ortschaften soll der „Zipser Chronik" zufolge schon im J. 1248 gestiftet worden sein. Die „hospites" von Käsmark erhielten schon im J. 1259 das Recht, sich selbst einen Richter zu wählen. Das Privilegium König Stephan's V. vom J. 1271 faßt schon alle Rechte und Pflichten der zipser Ansiedler zusammen.

Karl Robert ertheilte ihnen im J. 1312 die feierliche Bestätigung ihrer Freiheiten und zwar in deutscher Sprache. Als Vorort der zipser Städte wird schon in den ältesten Privilegien Leutschau bezeichnet, Käsmark trat erst später im Bunde der 24 Städte auf, gewann aber bald eine hohe Bedeutung und rivalisirte mit Leutschau. Beide wurden in der Mitte des 14. Jahrhunderts zu königlichen Freistädten erklärt. König Sigismund erließ 1404 den Käsmarkern auf 12 Jahre die königliche Steuer, damit sie dieselbe zur Ausbesserung der Stadtmauern und Befestigungswerkete verwendeten. Seit 1431 hatte Käsmark manche Drangsale von den böhmischen Hussiten zu leiden; im J. 1447 bestätigte Giskra die Freiheiten der Stadt. Auch König Matthias Hunyadi bestätigte ihre Privilegien, da er aber Emerich Zapolya zum erblichen Herrn von Zipsen machte, gab er dadurch die Veranlassung, daß Käsmark einige Zeit lang seiner Freiheiten verlustig wurde. Emerich Zapolya und sein Bruder Stephan schlugen wiederholt die Böhmen in Oberungarn, konnten sie jedoch nicht vertreiben. Endlich zahlten sie ihnen 1461 für ihre Rechtsansprüche an mehrere Ortschaften in Zipsen die Summe von 16,000 Gulden und brachten dieselben in ihren eigenen Besitz. So kam auch Käsmark in den Besitz der beiden Zapolya. Das Schloß wurde nun sammt den angrenzenden Häusern von der Jurisdiction der Stadt getrennt, und die Stadt mußte dem Schloßherrn den königlichen Zins entrichten. König Johann Zapolya machte den Polen Hieronymus Laßki zum Erbherrn von Zipsen, und Käsmark mußte nun diesem Herrn huldigen (1530). Laßki's Sohn verpfändete im J. 1571 das käsmarker Schloß nebst anderen Besitzungen dem kaiserlichen Heerführer Johann Ruber, dieser aber übergab es 1579 mit demselben Pfandrechte dem Emporkömmlinge Sebastian Tötöly. Dieser wußte sich zum erblichen Besitzer der neuen Erwerbungen zu machen, und sein Sohn Stephan nannte sich schon Baron von Käsmark; dessen Sohn wurde in den Grafenstand erhoben.

Die Reformation verbreitete sich sehr rasch unter den zipser Deutschen; als erster Apostel derselben trat Thomas Preisner im benachbarten Leibitz schon 1520 auf; im J. 1533 hatte bereits ganz Käsmark die neue Lehre angenommen. In demselben Jahre entstand daselbst eine mehrklassige Lateinschule, die bald einen bedeutenden Ruf erlangte. Aber im J. 1604 begann auch in Zipsen die gewaltsame Gegenreformation und um das Jahr 1670 besaßen nur noch die an Polen verpfändeten 13 Städte und die beiden königlichen Freistädte, nämlich Käsmark und Leutschau, evangelische Kirchen und Gottesdienst. Aber später kam die Reihe auch an diese Städte und die Verfolgungen hörten erst unter Joseph II. auf. Diese gewaltsame Gegenreformation vernichtete das Deutschthum in mehreren zipser Städten gänzlich und verkümmerte es in allem. In Käsmark und in den benachbarten Ortschaften des oberen Popperthales behauptete sich das deutsche Wesen noch am meisten. Auch der materielle Wohlstand wurde durch diese Verfolgungen untergraben. In Käsmark blühten einst die Gewerbe und der Handel, besonders waren die Leinwand- und Tuchweberei, die Färberei und Druckerei entwickelt. Der Leinwandhandel blühte auch noch in der neuern Zeit. Gegenwärtig beginnt die Industrie und der Handel in Käsmark einen neuen Aufschwung zu nehmen. Es befinden sich daselbst eine Spinnfabrik, eine Bleicherei, eine Tuchfabrik, eine Stärkefabrik und andere gewerbliche Anstalten; die Bank und die Sparkasse sind die bedeutendsten Creditanstalten im Popperthale. Die Wochenmärkte sind sehr besucht. Käsmark ist auch ein passender Ausgangspunkt für Ausflüge in das nahe Tatragebirge; die nächste Eisenbahnstation Poprad Felka ist blos zwei Stunden entfernt. Der ungarische Karpathenverein hat ebenfalls seinen Sitz in Käsmark. Die Civilbevölkerung zählt 4475 Seelen und hat sich seit 1870 um 537 Seelen vermehrt, obgleich viele hier Geborene auswandern und in andern Gegenden des Landes sich niederlassen; überhaupt sind die zipser Deutschen viel expansiver als die siebenbürger Sachsen. Der Sprache nach sind die Einwohner Käsmarks zum beiweitem größten Theil Deutsche; der Religion nach sind 1949 evangelisch, 1801 römisch-katholisch. Wie alle andern Städte des Landes, deren Einwohnerzahl weniger als 12,000 Seelen betrug, so wurde im J. 1876 auch Käsmark seiner municipalen Autonomie verlustig und dem Comitat einverleibt. *(J. Hunfalvy.)*

KASPAR VON DER RÖN, aus Männerstadt in Franken, wurde früher für den Verfasser der gewöhnlich unter seinem Namen gehenden, auch „Dresdener Heldenbuch" genannten Gedichtsammlung gehalten, die den Inhalt der Handschrift M 103 der dresdener Bibliothek bildet. Zarncke (in der Germania, I, 53—63; dazu Goedeke, ebendaf., 239—241) hat aber nachgewiesen, daß Kaspar nur der eine der zwei oder drei Schreiber der im J. 1472 geschriebenen Handschrift ist. Sonst weiß man von ihm nur noch, daß er im Sommersemester 1474 an der leipziger Universität immatriculirt wurde (Berichte der Königl. Sächs. Gesellsch. der Wissensch., philol.-hist. Klasse, Bd. 22 [1870], S. 207), woraus

wie aus der Art der Immatriculation folgt, daß er nicht, wie man annahm, ein Bänkelsänger, ein fränkischer Volksdichter, sondern gelehrten Standes und ein vornehmer Mann war. Eine genaue Beschreibung der mit Bildern gezierten Handschrift, die anfangs dem Herzoge Balthasar von Mecklenburg (gestorben 1507) gehörte, sich aber 1714 im Besitz des nürnberger Arztes Gottfried Thomasius befand und später aus Gottsched's Nachlaß in die dresdener Bibliothek gelangte, gibt Zarncke a. a. O. nebst einem Facsimile. Abgedruckt ist dieselbe in von der Hagen's und Primisser's Helden-Buch in der Ursprache, Berlin 1825, Theil 2. Dazu ein paar Berichtigungen in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, IV, 476 fg. Die in der Handschrift enthaltenen Gedichte sind nach den nur dem Innern derselben zu entnehmenden Titeln: 1) Ortney; 2) Wolfdietrich; 3) Ecke; 4) Der Roßengart zu Wurmicz; 5) Das Meerwunder; 6) Sigenot; 7) Der Wunderer (bei von der Hagen: Etzel's Hofhaltung); 8) Herzog Ernst; 9) Laurein; 10) Dietrich und seine Gesellen; 11) Der Vater mit dem Sun (das Hildebrandslied). Von diesen Stücken sind Nr. 3, 4, 6, 7, 8 und 9 von Kaspar's Hand geschrieben, der unter 3 und 4 seinen Namen andeutet, aber am Schlusse von 9 ausführlich hinzufügt: Noch crist gepurt 1472 Jar ist es geschriben worden von mir Kasper von der roen purdich von nuenrstat In francken In festum paste das ist in der osterliche zait.

Alle Gedichte der Sammlung, größtentheils, vielleicht ausnahmslos, nach ältern Vorlagen bearbeitet, sind in strophischer Form abgefaßt, Nr. 1, 2, 4, 7, 9, 11 in dem aus der alten Nibelungenstrophe hervorgegangenen Hildebrands- oder Rolandstone, die übrigen in dem künstlichern Herzog Ernst's Tone, auch Berner Weise genannt. Der Hauptzweck der Bearbeitung scheint einestheils Durchreimung der Cäsuren, anderntheils Abkürzung gewesen zu sein, um den einmaligen Vortrag der einzelnen sowol zum Singen als auch zum Lesen bestimmten Stücke zu ermöglichen. Der Wolfdietrich schließt:

Wolfdietrich in altem dichte
Hat siberm hundert lied
Mand vnnücz wort vernichte
Oft gnelt man als aus schid
Drew hundert drei vnd dreissigk
Lied hat er hie behent
Das man auf einem sitzen dick
Müg hörn anfand vnd ent.

Und ähnlich heißt es am Schlusse von Dietrich und seinen Gesellen:

Ein ent hat disses tichtes art
Ger geb yns dert sein wune
Des altenn vir hundert vnd echte ist
Dis hie hundert vnd dreissigk sein
So vil vnnüczer wort man list.

Ebenso stark gekürzt ist der Ortnit, der nach eigener Angabe von 587 Strophen seiner Vorlage 297 bewahrt hat. Zu beachten ist jedoch, daß die von Kaspar geschriebenen Stücke solcher Abkürzungen sich nicht rühmen, auch, soweit eine Vergleichung möglich ist, wirklich, mit Ausnahme des Herzog Ernst, sich davon frei halten. Die Bearbeitungen selbst sind ohne allen poetischen Werth, mit größter Rohheit in Sprache und Form gemacht, und zeigen uns den ganzen Verfall des epischen Volksgesanges und der absterbenden deutschen Heldensage, welcher die Mehrzahl der Gedichte entnommen ist. Nur das Meerwunder und der der historischen Personensage angehörende Herzog Ernst, welche beide Stücke auch erst nachträglich in die Handschrift eingeheftet sind, liegen dem Stoffe nach weiter ab.

Doch ist die Sammlung für die Geschichte der deutschen Heldensage nicht unwichtig, da die Bearbeitungen theilweise alten uns verlorengegangenen Quellen folgen (vgl. hierzu Goedeke a. a. O. und Steinmeyer in der Zeitschrift für deutsche Philol. III, 241—244.) So ist aus dem Wolfdietrich, der sich an den in der Ambraser Handschrift enthaltenen sogenannten Wolfdietrich von Konstenopel aus dem 13. Jahrhundert anschließt (kritische Ausgabe von Amelung im Deutschen Heldenbuche, Berlin 1871, III, 81—152), der letzterem fehlende Schluß aus unserem Gedichte zu entnehmen. Ebenfalls mit der Redaction in der Ambraser Handschrift (Ausgabe von Amelung ebendas. III, 1—77) stimmt der Ortnit überein. Die Vorlage von Dietrich und seinen Gesellen war ihrerseits schon, da sie nur 408 Strophen enthielt, eine Abkürzung der in der Handschrift des Piaristencollegiums zu Wien in 866 Strophen enthaltenen Umarbeitung (veröffentlicht von Stark, Dietrich's erste Ausfahrt, Stuttgart 1860, 52. Publication des Literarischen Vereins) des von Zupitza (Deutsches Heldenbuch, Berlin 1870, V, 1—200) unter dem Titel Virginal kritisch herausgegebenen und Albrecht von Kemenaten zugesprochenen, sonst Dietrich's Drachenkämpfe genannten Gedichts. Ecke und Sigenot weichen in der Hauptsache von den in den alten Drucken vorliegenden Bearbeitungen der gleichfalls Albrecht von Kemenaten zugeschriebenen Gedichte (Ausgabe von Zupitza, ebendas. V, 207—264) nicht ab, nur der Ecke schlägt am Schlusse einen andern Weg ein. Der Rosengarten zu Worms ist neben dem gedruckten alten Heldenbuche eine selbständige Umreimung der durch die hohenemcher-berliner und münchener Handschriften repräsentirten, von Philipp (Zum Rosengarten, Halle a. S. 1879) abgedruckten und als Rosengarten I. bezeichneten Redaction in der weitverzweigten Ueberlieferung des sogenannten großen Rosengartens. Laurin, auch der kleine Rosengarten genannt, ist die strophische Bearbeitung des in kurzen Reimpaaren verfaßten Gedichts aus dem 13. oder 14. Jahrhundert (Deutsches Heldenbuch, Berlin 1866, I, 201—237). Aber da sie zugleich vielfach umgestaltend und erweiternd auftritt, so ist es wahrscheinlicher, daß sie nicht erst im 15. Jahrhundert entstand (s. das. 293 fg.), sondern auf einer bereits in Strophen abgefaßten frühern Umarbeitung beruht. Der Wunderer ist außerdem blos noch aus einem spätern Drucke (Bruchstück bei von der Hagen, Heldenbuch, Berlin 1855, II, 531 fg.) bekannt. Ein Fragment in Reimpaaren (bei Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften, I) weicht ganz ab. Doch möchte Steinmeyer (a. a. O.) hier

wie beim Laurin Uebertragung eines alten Gedichts in Reimpaaren annehmen, während Zupitza (Deutsches Heldenbuch, V, S. LI) den Wunderer ebenso wie das Meerwunder für Originaldichtungen des 15. Jahrhunderts hält. Ueber die letzterem zu Grunde liegende Sage vgl. Brüder Grimm, Deutsche Sagen, II, 72. Der Herzog Ernst weist auf ein älteres Gedicht aus der Grenzscheide des 13. und 14. Jahrhunderts zurück, das Bartsch (Herzog Ernst, Wien 1869, S. 189—225) aus der unverkürzten Fassung von 89 Strophen (abgedruckt nach einem alten Drucke in der Zeitschrift für deutsches Alterthum VIII, 477—507, nach einer unvollständigen Handschrift in den Beiträgen zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, IV, 480—499) und aus unserer Bearbeitung von 55 Strophen herzustellen gesucht hat. Auch das Hildebrandslied in 29 Strophen ist wol die Abkürzung eines ältern Gedichts, da das Volkslied von Hildebrand in 20 Strophen (Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder, I, 330 fg.) die Quelle nicht sein kann.

Ob alle diese Bearbeitungen einem und demselben Verfasser zuzuschreiben und als ungefähr gleichzeitig mit der vorhandenen Niederschrift anzusetzen seien, läßt sich zur Zeit nicht mit Sicherheit entscheiden. Steinmeyer möchte für Nr. 1, 2, 4, 7, 9 und 10 einen Verfasser annehmen und denkt sich die Entstehung der ganzen Sammlung in dem Kreise der nürnbergischen Meistersänger. *(R. Hildebrand.)*

KASPERL ist der Name einer der vielen stehenden Theaterfiguren, welche sich in der außerordentlich fruchtbaren Entwickelung des niedrig-komischen und des phantastisch-komischen Dramas in Wien im Laufe des vorigen Jahrhunderts einbürgerten. Während andere derartige Figuren mit den Stücken, in denen sie auftraten und mit den Schauspielern, die ihren Charakter typisch feststellten, auch der Vergessenheit verfielen, hat der Name des Kasperl sich noch lange erhalten. Er verdankt dies vor allem dem Komiker des Leopoldstädter (jetzt Karl) Theaters La Roche (gest. 1807), der als Kasperl so populär wurde, daß man in Wien die Vierunddreißigkreuzer-Stücke, die man für den Eintritt ins Parterre des Leopoldstädter Theaters hinterlegen mußte, als „Kasperle" bezeichnet hat. Auch die Marionettenspieler in Oesterreich und dann auch in Deutschland versehen nun die altüberlieferte stehende Figur des Narren im volksmäßigen Puppenspiele mit dem beliebt gewordenen Namen. Sogar in einzelnen Dichterwerken der höheren Literatur, z. B. in Platen's Schatz des Rhampsinit, finden wir den Kasperl als lustigen Bedienten wieder. (Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich s. v. Laroche und die dort angeführte Literatur.)

(W. Creizenach.)

KASPISCHE PFORTEN. Mit diesem Namen bezeichnen die alten Schriftsteller den großen Gebirgspaß, durch welchen die Straße vom westlichen Iran (Medien) nach dem östlichen (Areia, Margiane, Baktrien) hindurchführt. Durch die Heerfahrt Alexander's des Großen haben die Griechen zuerst Genaueres über denselben erfahren. Nach Arrian III, 20, 2 liegen sie einen Tagemarsch hinter Rhagä, der Hauptstadt des östlichen Mediens (jetzt Rai); jenseits derselben liegt wüstes, unbewohntes Land. Danach sind die Kaspischen Thore der heute Sirdara genannte Paß südlich vom Demâvendgebirge, zwischen Rai und Lâzgird. Nach Plin. VI, 43 führte eine 8000 Schritt lange künstliche Fahrstraße durch dieselben; durch die zu beiden Seiten emporragenden Berge war sie leicht zu vertheidigen. Infolge ihrer Lage hatten die Kaspischen Thore für die alten Geographen große Bedeutung. Von hier aus vermaßen die Wegmesser (Bematisten), welche Alexander's Zuge folgten, die Entfernungen des östlichen Asiens (Plin. VI, 61 u. a.). In Eratosthenes' System bildeten sie die Westgrenze der zweiten Hauptabtheilung (Sphragis) Südasiens, der Landschaft Ariane (vgl. Berger, Geograph. Fragm. des Eratosthenes S. 243 fg.) und für die Distanzmessungen und Längen- und Breitenberechnungen sind sie immer ein maßgebender Ausgangspunkt geblieben. — Daß sie von den Historikern vielfach mit den Kaukasischen Pforten zwischen Albanien und Iberien verwechselt wurden, sogar in dem officiellen Berichte des Corbulo an Nero über seine armenischen Feldzüge, bemerkt Plin. VI, 30. 40.

(Eduard Meyer.)

KASPISCHES MEER (oder Kaspisee) führte seinen Namen Κασπία θάλασσα, Caspium mare, bereits bei den Alten, und zwar nach den Kaspiern, einem nach Herodot am Westufer wohnenden, zu Strabo's Zeiten aber schon verschwundenen Volksstamme. Daneben tritt der Name Ὑρκανία θάλασσα, Hyrcanium mare, auf, hergeleitet von den am Südostufer wohnenden Hyrkaniern. Bei den Arabern finden sich die Namen Bahr Dschordschan, Bahr Dilem, Bahr Chozar und Bahr Tabaristan, zum Theil nach Uferlandschaften, zum Theil nach anwohnenden Völkerstämmen (Chozaren an der untern Wolga), bei den Persern Daria Chazr = Meer der Chazaren. Bei den Georgiern heißt der Kaspisee Thethri Swga, d. h. weißes Meer, im Gegensatze zu Schawi Swga, d. h. schwarzes Meer.[1])

Das Kaspische Meer ist bei einer Größe von 440,000 □Kilom. (8000 □Meilen) der umfangreichste aller Binnenseen. Auf der Scheide Europas und Asiens gelegen, erstreckt sich dasselbe bei einer Breite von durchschnittlich 20 deutschen Meilen und einer Länge von etwa 135 deutschen Meilen in meridionaler Richtung von dem Fuße des Elbursgebirges, der nördlichen Randmauer also des Hochlandes von Iran bis zu den flachen Steppenlandschaften des südöstlichen Rußlands, im Osten getrennt von dem Aralsee (48 Met. über dem Meere) durch das Wüstenplateau des Ust-Urt und die Turkmenen-Steppen, im Westen vom Schwarzen Meere durch den kaukasischen Isthmus, dessen Hochgebirge, der Kaukasus, mit seinen östlichen Ausläufern in der Halbinsel Apscheron bei Baku etwa zehn deutsche Meilen weit in das Kaspische Meer vorspringt. Außer an diesen Stellen der Ost- und West-

1) Vgl. Cali, Etymologisch-geographisches Lexikon (Leipzig 1880), S. 105.

küste bilden flache Niederungen die Uferlandschaften des Binnenmeeres, so namentlich im Norden und Nordwesten, wo sich die Steppen des südöstlichen Rußlands ganz allmählich unter den Spiegel des Kaspisees senken. Im Süden ist der letztere von den steil aufragenden Gehängen des Elbursgebirges durch ein schmales Vorland getrennt. Umfangreichere Buchten und Meerbusen zeigen sich hauptsächlich an der Ostseite, und zwar im Norden der Meerbusen von Mertwyj Kultuk, welcher im Verein mit seinem schmalen südwestlichen Ausläufer, der Kaidak-Bai, und der von Westen her in das Land eingreifenden Kotschak-Bai die Halbinseln Busatschi und Mangischlak bildet. Weiter im Süden folgen von kleineren Buchten die Alexander-Bai, die Kenderli-Bucht, der Busen von Krasnowodsk und die Balchan-Bucht, sowie die durch eine langgestreckte sandige Nehrung vom Meere geschiedene Lagune nördlich der Atrekmündung, und im äußersten Südosten der Busen von Astrabad, vor allem aber etwa in der Mitte der Ostküste der Meerbusen Adschi-Darja, ein mehr als zwanzig deutsche Meilen breites und langes Becken, welches, durch eine schmale Nehrung vom Kaspischen Meere getrennt, mit diesem nur durch eine etwa 150 Schritt breite und wenig über $1\frac{1}{2}$ Met. tiefe Oeffnung, dem „Schwarzen Schlund", Karabugas, in Verbindung steht. Auf der Westseite finden sich nur kleinere Einbuchtungen, so südlich von der Kura-Mündung die Kisilagatsch-Bai und an der Terek-Mündung die Bai von Agrachanfk, in dem Südwestwinkel endlich die Bucht von Enseli. Abschnürungen kleinerer Buchten des Meeres durch Strandwälle und Nehrungen, wie sie an der Ostküste in so großer Ausdehnung auftreten, vollziehen sich außerdem in umfassender Weise in dem Mündungsgebiete der Wolga, wo die zahlreichen, parallel neben einander gereihten und durch sandige Bugors von einander getrennten Ilmens einer nach dem andern im Laufe der Zeit durch das Vorrücken der Wolga-Alluvionen von dem Kaspischen Meere abgeschnitten und in ergiebige Salzseen verwandelt werden.[2])

Das Meer besitzt nur an der Westküste umfangreichere Inseln: im Norden die Kirel-Inseln, die Kulalü- und Tiulenij-Inseln, im Süden die Inseln Tscheleken und Ogurtschinski. Dagegen sind unzählige kleinere Eilande den Deltalandschaften der Wolga, des Uralflusses und der Emba, sowie der gesammten Nordwestküste vorgelagert. Bezüglich der Tiefenverhältnisse unterscheidet sich der nördliche, mehr ostwestlich gerichtete Theil des Kaspischen Meeres scharf von dem größeren, südlichen Becken. Im Norden bis zu der Verschmälerung zwischen der Terek-Mündung und der Halbinsel Mangischlak finden sich nirgends Tiefen von mehr als 20 Met. Im Gegensatze zu dieser Flachsee besitzt das südliche, meridional gerichtete Becken ungleich bedeutendere Tiefen, indem sich bereits in der Breite der Alexander-Bai solche von 200 Met. und darüber einstellen. Tiefenkarten lassen in diesem Theile des Kaspischen Meeres zwei geräumige beckenförmige Einsenkungen, die eine nördlich, die andere südlich von der Halbinsel Apscheron erkennen. In der erstern sinkt sich der Meeresboden südöstlich von Derbent bis auf 898 Met., in der letztern ist östlich von Lenkoran die tiefste Stelle des ganzen Meeres bei 1098 Met. gelothet. Beide Depressionen des Seebodens liegen der Westküste näher als der Ostküste, nach welcher ihre Wandungen auch allmählicher aufsteigen und von der sie durch einen breiten, nur bis 100 Met. tiefen Meeresstreifen getrennt sind.[3])

Der Spiegel des Kaspischen Meeres liegt gegenwärtig 26 Met. unter dem Niveau des Pontus. Das Binnenmeer nimmt die tiefste Stelle einer gewaltigen 13,500 □Meilen großen Bodendepression ein, welche sich nordwärts bis in die Gegend von Saratow an der Wolga erstreckt und somit die gesammten Steppenlandschaften östlich von dem Wolga-Bergufer und den Ergenie-Hügeln zu beiden Seiten der untern Wolga und des untern Uralflusses umfaßt, außerdem aber auch einen schmalen Streifen der übrigen Küstengebiete in sich schließt. Unzählige Muschelschalen, und zwar von solchen Arten, die noch jetzt in dem Kaspischen Binnenmeere leben, bedecken theils einzeln zerstreut, theils in Bänken angehäuft, den Boden dieser Depression. Das Vorkommen derselben beweist im Verein mit dem Salzgehalt des Bodens und der großen Menge von Salzseen und Salzlachen, wie dies namentlich von Pallas zuerst erkannt wurde, eine noch jüngst vorhandene Wasserbedeckung dieser Gebiete, eine mithin ungleich bedeutendere Ausdehnung des Kaspischen Meeres in naher Vorzeit. Erst später hat sich das letztere in seine jetzigen engeren Grenzen zurückgezogen und jenen einstigen Meeresboden trocken zurückgelassen.[4])

Dieses Sinken des Spiegels des Kaspischen Meeres setzt sich auch heute trotz der bedeutenden Wasserzufuhr seitens einer großen Zahl von Flüssen, unter ihnen des größten Stromes Europas, der Wolga, noch fort. Darauf deutet unter andern das Hervortauchen von Inseln an mehreren Punkten des Beckens, so namentlich in der Bucht von Enseli an der Südküste, sowie an dem nordöstlichen Gestade hin. Lenz hat das Sinken des Wasserspiegels in dem Zeitraume von 1816—1830 auf mehr als 3 Met. berechnet. Als Grund dieser Erscheinung ist die starke, die Zufuhr von Wasser übersteigende Ver-

2) S. Nasaroff's Karte des Wolgadeltas in Petermann's Mittheil. 1858, Tafel 5 und Bergsträucher, Die Salzseen des Gouvernements Astrachan, ebendas. S. 101 fg.

3) Vgl. Petermann's Mittheil. 1863, Tafel 3: Das Kaspische Meer nach den neuesten russischen Aufnahmen des Kapitäns N. Iwaschinzoff 1858—1860. 4) Aus der umfangreichen Literatur, welche seit Pallas (Pallas' Reise durch verschiedene Provinzen des russischen Reichs, Petersburg 1871—1876) diesen Gegenstand behandelt, seien nur hervorgehoben K. E. von Bär, Kaspische Studien (1859), und Schmick, Die Aralo-Kaspiniederung (1874); Alexander von Humboldt, Centralasien; deutsch von Mahlmann (Bd. 1, 1844); Borszczow, Würzburg. naturwissensch. Zeitschr. (1860) I, 106 fg. H. Meyerson, Petermann's Mittheil. 1858, S. 327; Murchison, Geologie des europäischen Rußlands, deutsch von G. Leonhard (1848), S. 319 fg.

dunstung, wie dieselbe durch das jene Gegenden beherrschende Trockenklima bedingt ist, in erster Linie anzusprechen. Locale Senkungen des Meeresbodens sind von manchen Forschern überdies zur Erklärung dieses Phänomens herangezogen worden.[5]) Die Verkleinerung des Beckens des Kaspischen Meeres wird außerdem noch beschleunigt nicht nur durch das Hineinwehen gewaltiger Sandmassen seitens der Steppenwinde, sondern namentlich auch durch das rasche, durch jenes Sinken des Wasserspiegels noch begünstigte Wachsthum der Deltaalluvionen, welche sämmtliche Zuflüsse des Binnensees an ihren Mündungen aufbauen, so die Wolga, der Ural, die Emba im Norden, der Terek und der Kur an der Westküste; der Sefid-Rud, der Görgben und Atrek im Süden; an dem östlichen Gestade endlich ist in der von drei Flußbetten durchschnittenen Alluvialniederung am Balchan-Busen das Delta des einst durch Bifurcation auch in das Kaspische Meer mündenden alten Oxus erhalten. Am raschesten vollzieht sich das Wachsthum des Terekdeltas, dessen Vorrücken im Laufe von 30 Jahren das Meer vor der Flußmündung um zwei deutsche Meilen zurückgedrängt hat, sodaß sich das Maß des jährlichen Vorwachsens auf fast 500 Met. beläuft.[6])

Bei der Mehrzahl der Schriftsteller der vorchristlichen Zeiten bis in das 9. Jahrhundert unserer Zeitrechnung herrschte die Anschauung, daß das Hyrkanische Meer mit dem nördlichen Ocean in offenem Zusammenhange stehe, trotzdem bereits Herodot betont hatte, daß das Kaspische Meer selbständig für sich bestehe und keine Verbindung mit andern Meeresräumen besitze.[7]) Außer Herodot aber sind es in dem ganzen Zeitraume bis zur Mitte des 5. nachchristlichen Jahrhunderts nur Aristoteles, Diodor und Ptolemäus, welche die isolirte Lage des Kaspischen Meeres zur Geltung brachten. Mit Recht führt Alexander von Humboldt das zähe Festhalten an jenen irrthümlichen Anschauungen seitens der überwiegenden Mehrheit der älteren Schriftsteller auf den Einfluß zurück, welchen die alexandrinische Schule mit ihren Hypothesen über tief in die Festländer eingreifende Meeresgolfe und über offene Verbindungen zwischen den verschiedenen Meeresräumen auf die Kosmographie der späteren Jahrhunderte ausübte, ein Einfluß, der mächtig genug war, jene sicher begründeten Anschauungen eines Herodot in Vergessenheit gerathen zu lassen. Während zuerst wieder im Anfange des 10. Jahrh. durch arabische Geographen, und zwar namentlich durch El Istachri die Selbständigkeit jenes Binnenmeeres erkannt und betont wurde, hingen im Abendlande noch im Beginne des 16. Jahrh. hervorragende Kosmographen, wie Hylacomylus (Martin Waldseemüller aus St.-Dié in Lothringen), der Stifter des Namens der Neuen Welt, sowie Peter Apian jenen älteren Anschauungen an und erblickten in dem Kaspischen Meere nur einen Golf des Skythischen Meeres.[8])

Einer noch jetzt vielfach verbreiteten Ansicht zufolge stand das Kaspische Meer in jüngster geologischer Vergangenheit im offenen Zusammenhange mit dem nordasiatischen Eismeere. Diese namentlich von Alexander von Humboldt vertretene Anschauung stützt sich in erster Linie auf das Vorkommen einer Anzahl mariner Thierformen, sowie Seegräser und Conferven in den Gewässern des gegenwärtig nach allen Seiten abgeschlossenen Binnensees. Bereits seit dem Alterthume war das Auftreten von Seehunden in dem Kaspischen Meere bekannt.[9]) Zu diesen gesellen sich als auf eine nordische Heimat hinweisende Thierformen Coregonus leucichtys, weiter ein Neunauge, Petromyzon Wagneri, und eine Crustacee, Idothea entomon. Eine Bestätigung dieser Anschauung schien sich in dem Umstande zu bieten, daß die zahlreichen Muschelreste eine recente Meeresbedeckung weit ausgedehnter Länderstriche in der Umgebung des Kaspischen Meeres und des Aralsees beweisen, daß ferner durch B. von Cotta bei Petropaulowsk am Ischim Austerschalen nachgewiesen waren.[10]) Mit Recht aber betont ein neuerer Erforscher der Fauna des Kaspischen Meeres, Prof. Kessler[11]), die Möglichkeit, daß jene nordischen Arten verwandten Thierformen auch ohne Vorhandensein einer offenen Meeresverbindung durch Flußläufe und zwischenliegende Seen in ihren jetzigen Wohnsitz gelangt sein können. Für die Annahme eines recenten Zusammenhanges zwischen dem aralo-kaspischen Becken und dem Eismeere bieten die Resultate der geologischen Untersuchungen Westsibiriens, welche allein eine sichere Grundlage für jene Anschauung gewähren können, keinerlei Anhalt.[12]) Im Gegentheil haben sich die jüngeren tertiären sowol als posttertiären Ablagerungen im Innern des westsibirischen Beckens, z. B. bei Omsk, als Süßwasserschichten herausgestellt.[13]) Nur in nächster Nähe des arktischen Meeres weisen bekanntlich recente Muschelablagerungen auf eine in jüngster Vergangenheit stattgehabte Meeresbedeckung hin.[14])

Dagegen läßt sich auf Grund der geologischen Beschaffenheit des aralo-kaspischen Beckens der sichere Nachweis führen, daß das Kaspische Meer sowol wie der Aralsee die Ueberreste eines ausgedehnten Brakwasser-Meeres der Miocänzeit darstellen, welches außer diesem aralo-kaspischen Becken auch den Pontus und das Asow-

---

5) Ueber die einschlägige Literatur vgl. R. Credner, Die Deltas. Ergänzungsheft Nr. 56 zu Petermann's geograph. Mittheil. 1878, S. 72. 6) Vgl. R. Credner, l. c. S. 72 und 23. 7) Lib. I, cap. 202, Teubner'scher Ausgabe von A. H. Dietsch S. 118.

8) Vgl. Alexander von Humboldt, Centralasien; deutsch von Mahlmann I, 447 fg. 9) *Strabon* XI. 137; *Herodot* I. 202; cf. Humboldt, Centralasien I, 475. 477. 512. 514. 10) B. von Cotta, Der Altai (Leipzig 1871, S. 48 und 57. 11) Vergleichende Untersuchungen über die Fische des Schwarzen und des Kaspischen Meeres und daraus gewonnene Resultate für die Geschichte dieser beiden Meere (5. Bd. der Arbeiten der St. Petersburg. Naturf. Gesellsch. 1874); auszüglich Rätzger's Russischer Revue (1875), VI, 351 fg. 12) Vgl. R. Credner, Ueber Relictenseen, Verhandl. der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin (1881), VIII, 302 fg. 13) Zeitschr. der Deutsch. geolog. Gesellsch. (1877), XXIX, 831 und 836; (1876) XXVIII, 217 fg. 14) Vgl. F. G. Hahn, Untersuchungen über das Aufsteigen und Sinken der Küsten (Leipzig 1879), S. 131.

sche Meer, den nördlichen Theil des Aegäischen Meeres, die heutige Walachei, Siebenbürgen, das ungarische Tiefland, Kroatien und Slawonien bedeckte. Umfassende Verschiebungen der Meeresgrenzen haben dieses tertiäre Mittelmeer bis auf die Becken des Pontus, des Aralsees und des Kaspischen Meeres verschwinden lassen und nur in der Verbreitung der in jenem brakischen Binnenmeere gebildeten Ablagerungen, den Schichten der sarmatischen Stufe, gibt sich dessen einstige Ausdehnung zu erkennen.[15])

Ueber die Art und Weise der Isolirung des Kaspischen Meeres, der Einschrumpfung also jenes brakischen Mittelmeeres Südosteuropas bieten die Untersuchungen der Fauna des ersteren durch Keßler und Oskar Grimm einigen Anhalt.[16]) Die Ablösung des Kaspischen Meeres hat sich danach vor der Vereinigung des letzteren mit dem romanischen Mittelmeere vollzogen. Pontus und Kaspisee beherbergen 25 beiden Becken gemeinsame Fischarten, dagegen fehlen dem Kaspischen Meere alle die Fische, welche seit Eröffnung des Bosporus und der Dardanellenstraße vom Mittelmeere in den Pontus eingewandert sind. Am längsten scheint die Verbindung zwischen beiden Meeren nördlich vom Kaukasus durch die jetzige Kuma-Manytsch-Senke stattgefunden zu haben.[17]) Auch diese Verbindung aber muß schon seit langer Zeit unterbrochen sein. Dafür spricht der Umstand, daß die Fische des Kaspischen Meeres von den Repräsentanten derselben Species im Schwarzen Meere zum Theil erhebliche Abweichungen zeigen, sowie weiter, daß sich in beiden Meeren bereits einige selbständige Arten, besonders in der für beide Gewässer charakteristischen Gattung Gobius, herausgebildet haben. Die Isolirung beider Becken voneinander steht vielleicht in ursächlichem Zusammenhange mit Hebungsvorgängen, welche sich, wie die aufgerichtete Lage miocäner Schichten an den Flanken des Kaukasus beweist, noch in neogenen Zeiten an diesem Hochgebirge vollzogen haben. Die Fischfauna des Aralsees erscheint nach Kessler's Untersuchungen als eine verarmte Fauna des Kaspischen Meeres. Wie in letzterem, so finden sich auch im Aralsee Seehunde vor.

Die im Vorstehenden angedeutete Entwickelungsgeschichte des Kaspischen Meeres liefert uns den Schlüssel zum Verständniß einer eigenthümlichen Erscheinung dieses Binnenmeeres, nämlich seines geringen Salzgehaltes.[18]) Derselbe steht namentlich in den nördlichen tiefen Partien außerordentlich hinter demjenigen des Weltmeeres zurück. So fand Heinrich Rose in 1000 Theilen Wasser, welches 75 Werst vor der Wolgamündung geschöpft war, nur 1,4975 Theile Salz, darunter etwa die Hälfte Chlornatrium; so fand ferner Göbel in der gleichen Wassermenge, geschöpft an der Insel Pischnoi vor der Mündung des Uralflusses und zwar vom Boden des 2,5 Faden tiefen Meeres, 6,236 Theile Salz. Erst weiter nach Süden zu steigert sich die Salinität des Wassers, immer aber erscheint dieselbe im Vergleich mit derjenigen oceanischen Wassers äußerst gering. Während das flache Nordbecken durch Süßwasserzufluß des Urals, der Wolga und Emba stark verdünntes, brakisches Wasser enthält, finden sich in dem Hauptbecken, südlich vom Vorgebirge Tjuk-Karagan, in 1000 Theilen Kaspiwasser 12—14 Mineralbestandtheile, und zwar unterliegt der Salzgehalt in diesem Südbecken keinen bedeutenden Schwankungen. So zeigte nach Abich Kaspiwasser, geschöpft bei Derbent in einer Tiefe von 2 Met., in 1000 Theilen 12,507, solches aus einer Tiefe von 576 Met., östlich von Baku durch Oskar Grimm geschöpft, nach den Analysen von C. Schmidt in 1000 Theilen 12,946 Mineralbestandtheile, sodaß also die Concentration in diesen Tiefen von derjenigen an der Oberfläche nur wenig abweicht. Der Salzgehalt dieses südlichen Hauptbeckens verhält sich zu demjenigen des flachen nördlichen Theiles etwa wie 3 : 8.

Im allgemeinen nimmt der Salzgehalt gegen das Ostufer hin zu, da diese Theile des Sees der Süßwasserverdünnung durch die von Norden und Westen her in den Kaspisee einmündenden Ströme am meisten entzogen sind. An der Ostküste zieht sich von Südwest nach Nordost gerichtet eine Strömung salzreichen Wassers um das Vorgebirge Tjuk-Karagan, wo sich nach von Bär die Vermischung des salzreichen Wassers des tieferen südlichen Beckens mit den salzärmeren Gewässern des nördlichen Abschnitts vollzieht. Mehner fand hier an der Oberfläche bei der Landspitze Tjuk-Karagan 13,4154 Mineralbestandtheile in 1000 Theilen Wasser.

Der relativ geringfügige Salzgehalt des Kaspischen Meeres, welcher um so auffallender ist, als dieser Binnensee infolge seiner Abflußlosigkeit namentlich durch die aus dem Salzboden Transkaukasiens kommenden Zuflüsse eine stetige Bereicherung an salzigen Bestandtheilen erfahren müßte, findet seine Erklärung einmal darin, daß der Binnensee, wie oben gezeigt, der Restbestandtheil eines brakischen Meeres der Vorzeit ist, und daß weiter den Gewässern desselben fort und fort Salze in umfassendster Weise dadurch entzogen werden, daß, begünstigt durch das Sinken des Spiegels des Kaspischen Meeres, an den Uferlandschaften zahlreiche Buchten, Lagunen und Strandseen mehr oder weniger vollständig von dem Hauptbecken abgeschnitten und zu Salzpfannen umgewandelt werden. So steigert sich der Salzgehalt schon beträchtlich in den Meerbusen der Ostküste, welche mit dem offenen Becken nur noch enge Verbindungen besitzen. In 1000 Theilen Wasser finden sich in der Bai von Krasnowodsk 16,182; im Mertwyj-Kultuk, einer Bucht also des salzarmen nördlichen Theils des Binnensees, 30,302; in dem schmalen Südende desselben, der Kaidak-Bai, sogar 56,279 feste Bestandtheile. In großartigstem

15) Vgl. Neumayr, Die aralo-kaspische Niederung. Verhandlungen der K. K. geolog. Reichsanstalt (1875), S. 31 (Sitzung vom 19. Jan.). 16) Zeitschr. für wissenschaftl. Zoologie, Jahrg. 25 (1875), S. 323; Keßler, l. c. S. 356 fg. 17) Vgl Petermann's Geogr. Mittheil. (1859), S. 339. 411, sowie (1861) S. 338. 372. 18) Ueber den Salzgehalt vgl. namentlich: C. Schmidt, Hydrologische Untersuchungen. Bull de l'Acad. imp. des sciences de St.-Pétersbourg XX, 130 fg. und (1878) XXIV, 177 fg. In diesen Aufsätzen ist auch die umfangreiche bez. Literatur aufgeführt. Vgl. auch J. Roth, Allgem. und chemische Geologie (1879), I, 464.

Maßstabe aber werden dem Kaspischen Meere fort und fort salzige Bestandtheile in dem gegen 3000 □Seemeilen großen Verdunstungsbecken des Adschi-Darja entzogen. Durch den Karabugas, die schmale und flache Oeffnung also, welche der das Becken abschnürende Dünenwall freigelassen hat, strömt unablässig Kaspiwasser in dieses natürliche Salinenreservoir ein, um hier zu verdampfen und seine Salze zurückzulassen. Das Wasser des Adschi-Darja bildet deshalb bereits eine gesättigte Salinen-Mutterlauge und enthält Chlormagnesium, Chlornatrium, Bittersalz, Chlorkalium, Chlorrubidium und Brommagnesium in abnehmender Reihe. Die Soole ist so stark gesalzen, daß kein Fisch oder sonstiges lebendes Thier in derselben zu existiren vermag. C. Schmidt fand in 1000 Theilen Wasser, welches Oskar Grimm am Südufer hatte schöpfen lassen, nicht weniger als 284,996 Mineralbestandtheile. Auf dem Boden des Verdunstungsbeckens hat sich eine Salzschicht von unbekannter Mächtigkeit abgelagert. Die von C. Schmidt analysirte Probe dieses Bodensatzes bestand aus Kochsalz ohne eine Spur von Kalium. Zahlreiche kleinere Salzpfannen finden sich rings an den Ufern des Kaspischen Meeres. Sie sind also die Hauptursache, daß der Salzgehalt trotz der Abflußlosigkeit des Binnenmeeres keine Zunahme zeigt.

Die Fauna des Kaspischen Meeres, wie sie von Eichwald und Pallas, in neuerer Zeit namentlich von Keßler und Grimm eingehend untersucht worden ist, besitzt entsprechend den Salinitäts-Verhältnissen vorherrschend einen brakischen Charakter. Von Fischen zunächst fehlen sowol die reinen Süßwasser- als auch die echten Meerfische; die von Keßler beobachteten 60 Fischspecies setzen sich zusammen aus 18 Brakwasserformen der Gattungen Atherina, Benthophilus, Gobius, Gasterosteus, Clupea und Cobitis; 8 indifferenten Formen (Gobius, Gasterosteus, Syngnathus); 9 Wanderfischen der Gattungen Salmo, Coregonus, Clupea, Acipenser und Petromyzon; endlich 25 theilweise wandernden Formen der Gattungen Luciperca, Silurus, Esox, Acipenser und 20 Arten von Karpfen. Die Untersuchungen Grimm's, welche bis auf eine Tiefe von 150 Faden ausgedehnt wurden und sich auf den südlichen Theil des Meeres erstreckten, ergaben neben 6 neuen Fischarten 20 Mollusken-Species, darunter namentlich solche der Gattungen Hydrobia, Cardium, Adacna und Dreissena, ferner 1 Bryozoe, gegen 35 Crustaceen, unter ihnen namentlich riesige Gammariden und besonders zahlreich Idothea entomon, weiter 20 Arten von Würmern, 2 Schwämme und endlich 13 Protozoen.[19] Polyklet (290 v. Chr.), der erste derjenigen Geographen, welche einen oceanischen Zusammenhang des Kaspischen Meeres annahmen, erwähnt die zahlreichen „Schlangen", welche das letztere beherberge. In der That findet man in demselben Schlangensaurier (Tropidonotus hydrus *Kuhl* und Natrix scutata *Pall.*), daneben Schildkröten (Clemmys Caspica *Wagl.*) und einen eidechsenartigen, monitor-ähnlichen, bis 1½ Met. langen Saurier (Psammosaurus Caspicus)[20], endlich wie bereits oben erwähnt, den Seehund (Phoca Caspica *Nilsson*).

Dieses in zoogeographischer Beziehung so interessante Auftreten der Phoca in dem abflußlosen Becken des Kaspischen Meeres ist die Veranlassung einer großartigen Seehund-Fängerei, welche nur von derjenigen in den nordischen Meeren an Umfang übertroffen wird. Die Zahl der während des Zeitraumes von 1867—1872 erlegten Seehunde belief sich nach den Angaben von Schultz auf jährlich 130,000 Stück, in den Jahren 1868 und 1872 überstieg sie sogar 150,000. Nicht selten werden auf einer einzigen Jagd über 1000 erlegt. Der Fang concentrirt sich hauptsächlich auf die Westküste und auf die nördlichen Gestade, auf die Mündungsgebiete der Wolga und des Uralflusses sammt den ihnen vorgelagerten Inseln, sowie besonders auf die Gegend des Golfes von Apscheron. Auf der Insel Pischnoi vor der Mündung des Ural allein sind in manchen Jahren gegen 40,000 Seehunde getödtet worden.[21] Weit ergiebiger aber noch sind die Erträgnisse der Fischerei auf dem Binnenmeere. Die am häufigsten vorkommenden Fische sind Zander, Brassen, Sterlet, Wels, Stör, Sterwrjuga und Hausen. Der Ertrag dieser Fischerei einschließlich derjenigen in den Deltagebieten der Zuflüsse des Kaspischen Meeres beläuft sich allein für die russischen Fischer auf einen Werth von jährlich 15 Millionen Rubeln, d. h. mehr also als 60 Proc. des auf 25 Millionen berechneten Gesammtwerthes der Fischereiproducte des europäischen Rußlands. Die Fischerei beschäftigt allein in Astrachan und Umgebung gegen 60,000 Menschen.

Von der Bedeutung der kaspischen Fischereien gibt die Thatsache einen deutlichen Begriff, daß der Gesammtertrag der Fischfangsflotillen Englands, Frankreichs und Amerikas in den Gewässern von New-Foundland einen Werth von 9,250,000 Rubeln repräsentirt, also erst 61,7 Proc. vom Gesammtertrage des kaspischen Fischfangs. Das ganze Küstengebiet Frankreichs wirft, um ein weiteres Vergleichsobject anzuführen, nicht mehr als 3,375,000 Rubel Revenuen ab, der Fang von Stockfisch und Hering an den norwegischen Küsten ungefähr 7 Millionen Rubel. Die Gründe für den Fischreichthum des Kaspischen Meeres sucht Danilewsky, der gründlichste Kenner des russischen Fischereiwesens, vor allem in dem reichen Vorrath an animalischer und vegetabilischer Nahrung, welche sich in den flachen nördlichen Theilen des Binnenmeeres an den Flußmündungen für die Fische bietet, sowie ferner in den für die Fischvermehrung günstigen Mündungsformen, welche die Zuflüsse dieses Meeres,

19) Ueber die Schriften Keßler's und Grimm's siehe oben Anm. 11 und 16. Vgl. auch Behm's Geogr. Jahrb. (1876), S. 87. Ueber die Spongien vgl. Dr. W. Dybowski in den Mémoires de l'Acad. Imp. des sciences de St. Pétersb., Tom. XXVII, No. 6 (1880).

20) Vgl. Humboldt, Centralasien l. c. S. 459 fg. 21) Vgl. Joel Asaph Allen, History of North Americ. Pinnipeds (Washington 1880), S. 513 fg. Daselbst auch Ausführliches über die Art des Fanges.

insbesondere der Kuban und die Wolga in ihren Deltalandschaften aufweisen, und welche mit ihren an organischen Substanzen reichen Seen und Limanen, mit ihren von Rohr und Schilf bestandenen flachen Gewässern vortreffliche Brut- und Ernährungsstätten für die Fische gewähren. Die Zubereitung und Conservirung der Fischereiproducte hat in den Handelsplätzen des Kaspischen Meeres eine Reihe umfangreicher Etablissements ins Leben gerufen, in denen die Fische für den Versand gedörrt, geräuchert oder gesalzen werden, und in denen Fischconserven, Hausenblase, Wesiga (gedörrte Rückenmarksehnen), Thran, Fette und namentlich Kaviar ihre Zubereitung finden. Von letzterem liefern allein die unter dem Namen „Rothfisch" zusammengefaßten Störarten: die Beluga, der Hausen, die Schipa, die Sewrjuga und der Sterlet einen Gesammtertrag im Werthe von 2,250,000 Rubeln. Außerdem ergeben noch die Bleihen und Sandarts des Kaspischen Meeres gegen 300,000 Pud Kaviar.[22])

Schon Peter der Große erkannte die hohe Bedeutung, welche das Kaspische Meer für die Entwickelung des russischen Handels mit Persien sowie mit den Völkerschaften Mittelasiens besitzt. Er veranlaßte eine Reihe von Expeditionen namentlich nach den östlichen Gestadelandschaften des Binnensees, ließ dort trotz mehrerer mißglückter Versuche einige Forts und Festungen anlegen, und durch russische Seeoffiziere, unter andern durch Van-Verden und Lieutenant Soimonow, eingehende Forschungen und kartographische Aufnahmen anstellen, welche bis in das gegenwärtige Jahrhundert maßgebend geblieben sind.[23]) Die commerzielle Wichtigkeit dieser Wasserstraße wird noch dadurch erhöht, daß der Landtransport von Rußland nach den mittelasiatischen Gebieten durch die Trockenheit und Wasserarmuth der transkaspischen Steppen und Wüsten äußerst erschwert ist, während diese kaspische Handelsstraße einerseits bis an den Rand des Hochlandes von Iran hinanreicht und sich andererseits in der Wolga und deren Zuflüssen und Kanalverbindungen bis tief in das Innere, ja selbst bis in die nördlichen Theile des russischen Reiches ununterbrochen fortsetzt. Nachdem am 21. März 1874 das russische transkaspische Gebiet gebildet worden ist, wird das Binnenmeer auf drei Seiten von Rußland und nur im Süden, in den Küstenlandschaften von Masenderan von Persien begrenzt, ist somit zu einem russischen Binnengewässer geworden. Rußland beherrscht dem entsprechend die Schifffahrt des Kaspischen Meeres, welche, schon jetzt ungemein rege, von Jahr zu Jahr weiter an Ausdehnung gewinnt und noch in besonderm Grade gewinnen wird, wenn erst die zum Theil schon jetzt nahezu vollendeten, zum Theil wenigstens in Angriff genommenen Eisenbahnlinien fertiggestellt sein werden, welche das Kaspische Meer mit dem Pontus und dem Innern Rußlands einerseits, mit dem Aralsee, mit den nördlichen Theilen Chorasans und den Turkmenen-Gebieten, namentlich aber mit der Hauptstadt Persiens, Teheran, andererseits verbinden sollen.

Die Schifffahrt auf dem Binnensee wird von den Persern und Turkmenen noch jetzt vielfach in kleinen, plumpen und ungelenken, kiellosen Fahrzeugen betrieben. Anders von seiten der Russen, welche eine stattliche, modernen Anforderungen entsprechende Handelsflotte unterhalten und eine regelmäßige Postschifffahrt durch Unterstützung mehrerer Dampfschifffahrts-Gesellschaften eingerichtet haben. Die ersten Segelschiffe der Russen erschienen in der Mitte des 16. Jahrh. auf dem Kaspischen Meere. Die Schifffahrt auf demselben ist gefährlich und schwierig wegen zahlreicher Bänke und Untiefen an den Küsten und wegen der heftigen Stürme, welche, meist aus Südost, das Meer heimsuchen und das Wasser oft weit über die flachen Uferlandschaften, namentlich der Nordwest-Küsten treiben. Infolge der flachen Beschaffenheit sind die letzteren wenig zugänglich und nur im Süden an dem persischen Ufer bieten sich sichere Häfen und gute Ankerplätze. Eine größere Zahl von Leuchttürmen ist an besonders gefährlichen Stellen der Küsten errichtet. Im J. 1880 belief sich die Zahl der in den russischen Häfen angekommenen Schiffe auf 971, die der ausgelaufenen auf 764. Außer von den Handelsschiffen wird das Meer noch von den Fahrzeugen der kaspischen Abtheilung der russischen Kriegsmarine befahren. Diese Flotille setzte sich 1881 aus 12 Kriegsdampfern mit 26 Geschützen und 4215 Tonnen Gehalt, sowie aus 4 nichtarmirten Schiffen mit 720 Tonnen Gehalt zusammen.[24])

Der russische Handelsverkehr auf dem Kaspischen Meere ist hauptsächlich auf Persien gerichtet. Der Gesammtwerth der Einfuhr persischer Producte nach Rußland belief sich im J. 1880 auf 6,860,000 Rubel, derjenige der Ausfuhr nach Persien auf 3,940,000 Rubel.[25]) Ein Hauptantheil dieses Handelsumsatzes entfällt auf die beiden bedeutendsten Hafenplätze Rußlands am Kaspischen Meere: Astrachan und Baku. Exportartikel aus Rußland nach Persien bilden namentlich: Getreide, lebendes Vieh, ferner von Rohstoffen und Halbfabrikaten: Seide, Schafwolle, Häute, unverarbeitete Metalle, Palmenholz, Horn, Holz, rohe Baumwolle, endlich von Fabrikaten Rußlands, welche namentlich über Astrachan verschifft werden: Woll-, Baumwoll-, Metallfabrikate, Glaswaaren und Geschirr, Papierwaaren, Lein- und Hanffabrikate. Importirt aus Persien werden nach Rußland namentlich: Früchte, rohe Baumwolle, asiatische Baumwollengewebe, Fische, asiatische Seidengewebe, Pelzwerk, Reis, rohe Seide, Getreide, Avignonsche Körner, Leder, asiatische Wollengewebe, Mandeln und Nüsse.[26])

22) Vgl. Röttger's Russische Revue, Bd. XI (1877), S. 74: Rußlands Fischereien. In diesem Aufsatze wird auch auf Grund officieller Daten ausführlicher über den Werth der einzelnen Fischarten, über die Fischereiapparate, über die Zubereitung der Fischwaaren und über die Organisation der Fischereien referirt. 23) O. Struve, Ueber die Verdienste Peter's des Großen um die Kartographie Rußlands. Russische Revue (1876), VIII, 11 fg.

24) Diplomatisch statistisches Jahrbuch des Gothaischen Genealogischen Hofkalenders (1883), S. 929 und 926. 25) Ebendas. S. 927. 26) Vgl. Röttger's Russische Revue (1876), VIII, 539 fg.

Die wichtigsten russischen Hafenplätze sind Astrachan (48,000 Einw.) und Baku (15,000 Einw.), ersteres an der Stelle, wo der kaspische Handel mit dem Wolga-Binnenverkehr in Berührung tritt, letzteres als der Endpunkt der Transkaukasien vom Pontus zum Kaspisee durchschneidenden Handelsstraße, gleichzeitig auch als Hauptplatz der umfangreichen Naphtha-Industrie der Halbinsel Apscheron. Diesen beiden Handelsstädten reihen sich an: Gurjew an der Uralmündung, Kisljar im Terek-Delta, Petrowsk, Derbent (16,000 Einw.), Saljan im Kura-Delta, Lenkoran (5300 Einw.) und die Festung Alexandrowsk auf der Halbinsel Mangischlak. Besonders zahlreiche Handelsplätze besitzt die persische Küstenlandschaft Masenderan, wo die Städte Resicht, Rudesserkt, Hassan-Abad, Ferachabad unmittelbar am Ufer des Binnenmeeres, Amol, Sari, Aschref, Astrabad und als bedeutendste Barfurusch (50,000 Einw.) etwas landeinwärts gelegen sind. Russische Kaufleute und Schiffer vermitteln aber auch in diesen persischen Städten den Handelsverkehr. Eine große Zukunft haben namentlich die Ansiedelungen, in welchen wie in Baku die Eisenbahnen aus den umgebenden Landschaften an das kaspische Gestade ausmünden werden. (*R. Credner.*)

KASPLJA, linker Zufluß der Düna in den europäisch-russischen Gouvernements Smolensk und Witebsk. Die Kasplja entspringt im porjetschkischen Kreise aus dem See gleichen Namens, der eine Länge von 9 Kilom. hat, wendet sich nordwärts bis zur Stadt Porjetschje, von da westlich bis zur Grenze des Gouvernements Witebsk und endlich nordwestlich bis zu ihrem Einflusse in die Düna, an dem die Stadt Surasch liegt. Die Länge der Kasplja beträgt 135 Kilom., die Breite unterhalb des Sees 70—140 F., die Tiefe im Frühlinge bis 25 F. Ihre Ufer sind anfangs steil, besonders in der Nähe des Dorfes Kasplja, dann flach hügelig, weiterhin niedrig bis Porjetschje und von da wieder steil bis zu ihrer Mündung. Die Kasplja ist schiffbar von Porjetschje an; bis zum Dorfe Kasplja hingegen ist sie nur für Flöße geeignet. Die Schiffahrt beginnt zu Anfang des April, dauert höchstens aber nur eine Woche, weil das Wasser sehr schnell fällt. Unter den Waaren, die auf der Kasplja befördert werden, nimmt der Hanf den ersten Platz ein, dann folgen Hanfsamen, Hanföl, Eisen, Gußeisen, Bau- und Eichenholz. Fast alle diese Gegenstände werden aus dem orlowskischen Kreise bezogen. Ein Hinderniß für die Schiffahrt sind die Steinklippen, von denen die bedeutendsten in der Nähe des Dorfes Chrapunj liegen. Zuflüsse der Kasplja sind die Jelscha, Udra, Gobsa und Polowja. (*A. von Wald.*)

KASR-EL-KEBIR, El Kasr-el-Kebir, span. Alkassar, Alcazar Quivir, d. h. großes Schloß, jetzt gewöhnlich Lxor oder Lxor-el-Kebir genannt, ward unter dem Khalifen El Manßor im marokkanischen Königreiche Fez südlich von Tanger und nordnordwestlich von Fez, unweit der Mündung des Lukkos oder Wadi Dul-Kos oder El'Ued Kuß in den Hafen von Arisch, als Kasr oder Palast gebaut, um den sich eine Zeit lang eine gleichnamige Stadt mit vielen Moscheen u. s. w. bildete. Sultan Mulei Ismael (1672—1727) zerstörte den Ort fast gänzlich, der sich seitdem nie wieder erholen konnte, und jetzt nur ein bodenlos schmutziges Fiebernest von kaum 20,000 Einwohnern ist, das sich im steten Rückgange befindet. Historisch berühmt ist Kasr-el Kebir durch die Niederlage der Portugiesen unter Sebastian am 4. Aug. 1578 geworden, bei welcher der König selbst unerkannt fiel; sein zerhauener Leichnam, erst späterhin aufgefunden, wurde in Ceuta bestattet.

(*Richard Oberländer.*)

KASSANDER, Sohn des Antipater, des bekannten Feldherrn Philipp's und Alexander's, geboren um 355 v. Chr. (vgl. Athen. I, 18 A). Seine Jugend verlebte er mit seinem Vater, der bekanntlich Macedonien zu verwalten und Griechenland niederzuhalten hatte, in Europa, während Alexander sich Asien unterwarf. Erst im Jahre 323 kam er als Gesandter des Antipater, dessen Abberufung Alexander kurz vorher verfügt hatte, an den Hof des Königs. Denselben soll er durch Spotten über die Proskynesis beleidigt haben; in der Folgezeit entstand dann die jedenfalls zu politischen Zwecken erfundene Erzählung, er habe das Gift, welches Aristoteles auf Antipater's Antrieb dem Alexander bereitet, überbracht, sein Bruder, der Obermundschenk Jollas, habe es dem Könige eingegeben (Plut. Alex. 74; ebenso Diod., Justin u. a.). Nach Alexander's Tode, als Perdikkas das Regiment übernahm, wurde er zum Führer der königlichen Edelknaben ernannt. Nach Perdikkas' Sturz (321), als Antipater die Reichsverweserschaft und Antigonos den Oberbefehl über das Reichsheer erhielt, wurde Kassander dem letztern als Chiliarch (etwa General der Infanterie) beigegeben. Beide vertrugen sich nicht lange; nachdem der erste Hader zwischen ihnen durch Antipater beigelegt war, finden wir schon Ende 320 Kassander bei seinem Vater in Macedonien, wo er den Redner Demades und seinen Sohn ermorden ließ. Als Antipater Anfang 319 starb, nachdem er die Reichsverweserschaft auf Polysperchon übertragen hatte, begnügte Kassander sich nicht lange mit seiner untergeordneten Stellung. Er knüpfte mit Ptolemäus und Antigonos, der um diese Zeit im Auftrage der herrschenden Partei den Krieg gegen die Perdikkaner, speciell gegen Eumenes, führte und letztern in Nora belagert hielt, Verhandlungen an und entwich dann heimlich auf einer Jagd aus Macedonien. Antigonos nahm ihn mit offenen Armen auf, Ptolemäus erklärte sich zur Theilnahme am Kampfe gegen Polysperchon bereit; Kassander selbst konnte hoffen, daß die Garnisonen und vor allem die Phrurarchen, die sein Vater in den griechischen Städten eingesetzt, sowie die Führer der oligarchischen Parteien, die derselbe überall zur Herrschaft geführt hatte, zu ihm stehen würden, und er Griechenland für sich gewinnen könne.

Kassander's Flucht (Anfang 319) war das Signal zum Ausbruch eines neuen großen und in jeder Beziehung verhängnißvollen Kampfes unter den macedonischen Generalen. Um sich zu schützen, rief Polysperchon die Olympias, Alexander's Mutter, aus der Verbannung in Epiros

zurück, um die Vormundschaft über den Knaben Alexander II. zu übernehmen; er verkündete im Namen des Königs die Freiheit und Wiederherstellung der Demokratie in allen griechischen Städten; er ernannte den geächteten Eumenes zum königlichen Strategen für ganz Asien. Indessen die Gegner erwiesen sich überall als die Stärkeren; die Masse der individuellen Interessen, die Motive des persönlichen Ehrgeizes trugen den Sieg davon über die Ideen der Reichseinheit und Königstreue, die ja auch nur zum Deckmantel eigennütziger Ziele dienten. In Asien erlag Eumenes nach dreijährigem Kampfe dem Antigonos; in Europa erschien Kassander im J. 318 mit 35 Schiffen im Piräeus, den der Phrurarch Nikanor für ihn behauptet hatte. Hier vertheidigte er sich gegen Polysperchon's Angriffe, während Nikanor Munychia hielt, und zwang, nachdem Polysperchon's Unternehmungen überall, namentlich vor Megalopolis, gescheitert waren und Nikanor, mit der Flotte des Antigonos vereinigt, die Flotte des Gegners völlig vernichtet hatte, Athen zur Uebergabe. Bekanntlich führte er hier eine gemäßigt demokratische Verfassung ein und stellte Demetrios von Phaleron an die Spitze der Stadt. Den Nikanor, der ihm gefährlich zu werden anfing, ließ er verhaften und durch ein tumultuarisches Gericht verurtheilen.

Um dieselbe Zeit kam der lange glimmende Haß zwischen Olympias und der Königin Eurydice, der Gemahlin des schwachsinnigen, mit Alexander II. gemeinsam zum König erhobenen Philippos Aridäos, zum offenen Ausbruch. Da Polysperchon sich auf Olympias stützte, wandte Eurydice sich an Antigonos und Kassander, ernannte diesen zum Reichsverweser. Kassander ging nach Macedonien und gewann großen Anhang (Winter 318/7); aber als er sich wieder nach Griechenland wandte, kehrten Polysperchon und Olympias zurück, die letztere gewann das Heer für sich, bekam Philipp und Eurydice in ihre Gewalt und ließ sie umbringen. Den Kassander beschuldigte sie der Ermordung ihres Sohnes und wüthete auf das rücksichtsloseste gegen seine Anhänger und Verwandten. Hundert vornehme Macedonier wurden auf ihren Befehl hingerichtet. Das führte zu einem neuen Umschwunge der Stimmung. Kassander eilte aus dem Peloponnes herbei, drängte Polysperchon zurück, belagerte Olympias in Pydna; das ganze Land fiel ihm zu. Anfang 316 mußte Pydna sich ergeben; Kassander ließ die Mutter Alexander's, die alte Feindin seines Vaters, die gefährlichste Gegnerin seiner ehrgeizigen Pläne verurtheilen und durch die Verwandten der von ihr Getödteten umbringen, die gefährlichsten ihrer Anhänger, darunter den Leibwächter Aristonus, ermorden. Den jungen König und seine Mutter Roxane hielt er in engem Gewahrsam und vermählte sich mit Thessalonice, einer Tochter Philipp's III. Er war völlig Herr von Macedonien und schaltete schon, als wäre er König; in diese Zeit fällt die Gründung der wichtigen Festung Kassandrea (an der Stelle des alten Potidäa). Polysperchon war fast von allen Truppen verlassen und mußte zusammen mit dem durch Kassander vertriebenen König Aeakides von Epiros (dem Vater des Pyrrhos) bei den Aetolern Schutz suchen. Schon im Sommer 316 konnte Kassander die Thessalien und Böotien besetzen, ja einen Theil des Peloponnes gewinnen; um sich seine Popularität bei den Griechen zu sichern, stellte er Theben wieder her.

Im wesentlichen hat Kassander die so gewonnene Machtstellung bis an seinen Tod behauptet und durch Krieg und Verhandlungen, Mordthaten und Usurpationen befestigt. Seine Hauptaufgabe war, die Einheit des großen macedonischen Reichs immer weiter zu lockern und jedem der Feldherren, der ihm durch Uebermacht gefährlich werden konnte, entgegenzutreten. Nach Eumenes' Besiegung hatte Antigonos die Herrschaft über ganz Asien gewonnen; daher schlossen im Anfange des Jahres 315 Ptolemäos, Kassander, Lysimachos ein durch den aus Babylon geflüchteten Seleukos vermitteltes Bündniß, um jenen niederzuhalten. Antigonos dagegen verbündete sich naturgemäß mit Polysperchon und proclamirte die Freiheit aller Griechen. Es würde zu weit führen, wollten wir auf alle Wechselfälle des vierjährigen Kriegs eingehen. Das Ergebniß war der Friedensschluß von 311, in dem überall der Statusquo anerkannt, speciell dem Kassander bis zur Mündigkeit des jungen Alexander die Herrschaft in Macedonien überlassen wurde. Die Folge war nur, daß Kassander kurze Zeit darauf den jungen König nebst seiner Mutter Roxane umbringen ließ. Von Nachkommen Philipp's lebten jetzt nur noch seine Gemahlin Thessalonice, ihre Schwester Kleopatra, die im J. 308 auf Antigonos' Anstiften in Sardes ermordet ward, und Herakles, ein Bastard Alexander's, für den der alte Polysperchon im J. 310 noch einmal zu den Waffen griff, freilich nur, um ihn im nächsten Jahre, von Kassander bestochen, schmählich bei einem Gastmahle umzubringen, die letzte That, bei welcher der ebenso unfähige wie verächtliche ehemalige Reichsverweser hervortritt. Kassander überließ ihm die Strategie des Peloponnes, und hier hat er als Untergebener seines ehemaligen Rivalen noch mehrere Jahre (mindestens bis 303 v. Chr., Diod. XX, 100. 103) geschaltet.

Im Frieden von 311 hatte Antigonos die Freiheit der Hellenen ausbedungen, um sie als Waffe gegen Kassander ausspielen zu können. Auch Ptolemäos trat für dieselbe auf; im J. 308 machte er einen Versuch, den Peloponnes zu befreien. Doch bald gab er denselben wieder auf, da ihn Wirren in Cyrene zurückriefen und überdies Antigonos' aufs neue anwachsende Macht den übrigen Gewalthaber die Nothwendigkeit auferlegte, gegen diesen zusammenzustehen. Es ist bekannt, wie seit 307 Antigonos sein Programm wieder aufnahm, seinen Sohn Demetrios zur Befreiung Athens ausschickte, dieser das Regiment des Phalereers stürzte. Auch Megara gewann er und in Epiros erhob sich die Bevölkerung gegen den dem Kassander ergebenen König Aiketas, erschlug ihn mit seinen Kindern und erkannte den zwölfjährigen, von dem illyrischen Fürsten Glaukias herbeigeführten Pyrrhos als König an. Allerdings mußte Demetrios Anfang 306 nach Asien zurückkehren, da ein neuer Krieg zwischen Antigonos und Ptolemäos ausgebrochen war, in dem Demetrios den berühmten Seesieg bei Cypern erfocht.

Aber der Feldzug gegen Aegypten scheiterte, und das Jahr 305/4 verging über der vergeblichen Belagerung von Rhodos. Trotzdem blieb Kassander's Lage doch äußerst bedroht; nur ganz allmählich gewann er gegen Athen Erfolge und konnte schließlich zur Belagerung der Stadt schreiten. Da kehrte Ende 304 Demetrios nach Griechenland zurück, entsetzte Athen, befreite den größten Theil Mittelgriechenlands und des Peloponnes und berief einen Bundestag der befreiten griechischen Städte nach Korinth, der ihn zum Feldherrn der Hellenen ernannte und mit der Führung des Bundeskrieges gegen Kassander beauftragte. Alle Friedensanerbietungen des letztern wies Antigonos zurück, im Frühjahre 302 sollte Demetrios mit gewaltiger Macht den Feldzug beginnen. Da schlossen Ptolemäos, Seleukos, Lysimachos und Kassander eine Allianz gegen den übermächtigen Rivalen. Das scheint Demetrios' Unternehmen gelähmt zu haben; er drang zwar in Thessalien ein, aber Kassander wußte geschickt jeder Schlacht auszuweichen, und schließlich im Herbste 302 erhielt Demetrios von seinem Vater den Befehl, nach Asien zu kommen. Hier fiel im Frühjahre 301 die Entscheidung bei Ipsos; Antigonos selbst fiel im Kampfe, Seleukos und Lysimachos vernichteten sein Heer und sein Reich, Demetrios mußte während der nächsten Jahre als Abenteurer umherirren.

So gewann Kassander Zeit, sein Reich neu zu befestigen. Seit dem Jahre 306 führte er wie die übrigen Machthaber den Königstitel; wenn er denselben auch aus Rücksicht auf die Macedonier bei Unterschriften nicht gebraucht haben soll (Plut. Demetr. 18), so besitzen wir doch Münzen, die ihn als König bezeichnen. Auch in Griechenland versuchte er wieder festen Fuß zu fassen; Thessalien, die Thermopylen, Theben gewann er aufs neue, in Epiros bewirkte er die Verjagung des Pyrrhos, die Erhebung des Neoptolemos auf den Thron. Auch gegen Athen machinirte er, und zugleich kämpfte er mit Agathokles von Syrakus um den Besitz von Korkyra, freilich ohne Erfolg. Ueber diesen Unternehmungen ist er Ende 297 v. Chr. an der Wassersucht gestorben. Sein Haus traf ein furchtbares Geschick. Der älteste Sohn, Philippos, starb nach wenigen Monaten, zwischen den beiden jüngere, Antipater und Alexander, entspann sich ein blutiger Hader, in dem Antipater die eigene Mutter, Thessalonice, ermordete, Alexander den Demetrios herbeirief. Demetrios schaffte diesen, der ihm selbst nach dem Leben trachtete, beiseite (294) und gewann sich die Krone Macedoniens; Antipater, der schließlich bei Lysimachos Zuflucht suchte, wurde 287 von diesem ermordet.

Kassander's Persönlichkeit ist in alter und neuer Zeit sehr verschieden beurtheilt worden. Er war hochgebildet, z. B. soll er die Ilias und Odyssee selbst abgeschrieben und großentheils auswendig gewußt haben (Athen. XIV, 620B). Von seinem Vater hatte er die intimen Beziehungen zur peripatetischen Schule geerbt: mit Theophrast (Diog. Laert. V, 37) und Demetrios von Phaleron war er befreundet. Und gewiß sind die Klarheit und Energie, mit welcher er handelte, die völlige Ablehnung des Strebens nach der Weltherrschaft, das so viele seiner Rivalen beherrschte, die Beschränkung auf ein erreichbares Ziel anzuerkennen, Eigenschaften, um derentwillen ihn ein neuer Forscher hochgepriesen hat. Aber ihm fehlte, soviel wir sehen können, jedes größere und edlere Streben, das über die Grenzen gemeiner Selbstsucht hinaushebt. Sich selbst auf den Trümmern der Monarchie Alexander's und über die Leichen seiner Könige hinweg ein selbständiges, dauerhaftes Reich zu begründen, das ist von Anfang an sein Streben, und es zu erreichen, scheut er vor keinem Mittel zurück. Keine der vielen blutbefleckten Gestalten der Diadochenzeit hat ihre Verbrechen so kalt und rücksichtslos begangen wie er, und keine entbehrt so völlig der anziehenden und versöhnenden Züge. (*Eduard Meyer.*)

KASSANDRA, *Κασάνδρα*, *Κασάνδρα*, inschriftlich auch *Κεσάνδρα*[1]), war unter den Töchtern des Priamos und der Hekabe die herrlichste, so schön wie die goldene Aphrodite[2]), von ihren Reizen entwirft Tzetzes ein Bild.[3])

Sie wird, wie ihr Bruder Paris den Nebennamen Alexandros führte, auch Alexandra genannt[4]), und unter dem Titel *Κασσάνδρα* ἢ *Ἀλεξάνδρα* schrieb, zur Zeit des Ptolemaios Philadelphos, Lykophron ein Gedicht von 1474 jambischen Senaren, welches die Weissagungen der Kassandra über den Untergang Trojas und die Schicksale der griechischen Kämpfer vor Ilion enthielt. Ueberhaupt war Kassandra eine bei den Dichtern beliebte Gestalt, sowol bei den epischen[5]) als bei den tragischen[6]); auch die alte bildende Kunst hat sich viel mit ihr beschäftigt. Sie war berühmt durch die ihr gewordene Weissagungsgabe.[7]) Nach einigen hatten sie und ihr Bruder Helenos dieselbe empfangen, als sie als Kinder allein im Tempel des thymbräischen Apollo schliefen. Sie wurden am nächsten Morgen gefunden, wie Schlangen ihnen die Ohren reinigten; dadurch war ihnen die Gabe geworden, die Stimmen der Vögel zu verstehen und aus ihnen zu weissagen.[8]) Nach andern erhielt Kassandra die Sehergabe vom Apollo auf das Versprechen hin, ihm zu Willen zu sein. Als sie das Versprochene weigert, nimmt ihr der Gott zwar nicht die prophetische Kraft selbst, straft sie aber durch den Spruch, daß niemand ihren Prophezeiungen Glauben schenken solle.[9]) Oder sie, die Priesterin des Apollo[10]), schläft im Tempel, widersteht dem Liebesbegehren des Gottes, worauf er ihren Weissa-

1) Müller-Wieseler, Denkm. der alten Kunst I, Taf. I, Nr. 3. 2) *Hom.* Il. XXIII, 365. 3) Posthomerica 370—372; *Lykophron*, Cass. 1463 möchte sie malen in vierfacher Eigenschaft, nach Tzetzes als Sirene, Mimallone, Sibylle, Sphinx, nach Potter: *lugentem, furentem, fatidicam, aenigmaticam.* 4) z. B. bei *Pausan.* III. 19. 5, 26. 3. 5) S. Welcker, Der epische Cyclus I, 214; II, 181. 192. 222 fg. 6) S. Welcker, Griechische Tragödien S. 161 fg. 7) *Hygin.* fab. 128 C nennt sie im Verzeichniß der augures. 8) *Tzetzes*, Argum. zu Lyk., *Eustath.* zu Hom. p. 663. 40. 9) *Aesch.* Agam. 1207, *Apdor.* III, 12. 5. 10) Vgl. die Gemälde in Gerhard's Archäol. Ztg. V, Taf. XIII, 6; XIV, 1; cf. O. Jahn, Annali dell'Instit. XX, S. 208 fg.

gungen den Glauben entzieht[11], indem er ihr bei einem gewährten Kusse in den Mund spuckt.[12]

Bei allen wichtigen Ereignissen in Troja erscheint Kassandra als Unheil kündende Warnerin. Sie erkennt in dem Hirten, den ihre Brüder tödten wollen, den Paris und sagt schon damals alles Unheil voraus[13]; sie warnt vergebens bei Paris' Abfahrt[14]; bei Helena's Ankunft rauft sie das Haar und zerreißt den Schleier[15]; sie erschaut zuerst den Leichnam des Hektor bei seiner Zurückführung und klagt[16]; sie warnt vor dem hölzernen Pferde[17], wird aber, wie immer, verlacht und weggetrieben[18], ja Priamos läßt bei Späteren[19] die unbequeme Warnerin einsperren.[20] — Den Verbungen um ihre Hand, die Othryoneus von Kabiſos[21] und Korôbos[22], des Mygdon Sohn, an sie richten, schenkt die Gramerfüllte kein Gehör.

Bei der Eroberung Ilions flüchtet Kassandra in das Heiligthum der Athene und umfaßt schutzflehend deren Statue. So findet sie Aias der Lokrer. In den kyklischen Epen, bei den Tragikern und in manchen späteren Autoren[23] reißt er sie vom Bilde hinweg[24], stürzt dabei die Götterstatue um[25], schleppt die Kassandra aus dem Tempel[26] und in sein Zelt[27], von wo sie Agamemnon, von ihrer Schönheit ergriffen[28], zu sich führen läßt und die Bestrafung des Frevlers fordert. Alle diese Autoren und auch die weitaus größte Zahl der Bildwerke wissen nichts von einer Entehrung der Kassandra durch Aias, welche Schändung vielleicht erst Kallimachos[29] erfunden hat, dem manche folgen.[30] Die Frevelthat soll im Tempel[31] zu den Füßen des Athene-Bildes geschehen sein. Kassandra flieht um Rache zum Zeus[32], Athene vollzieht die Strafe. Kassandra wird dem Agamemnon als Siegesbeute zugesprochen[33], der sie mit in seine Heimat nimmt, nachdem sie (oder Aeneas) ein Dionysos-Bild in einer Kiste zurückläßt, das den Griechen zum Unheil werden soll.[34]

Im Hause des Agamemnon zu Mykenä läßt Aeschylos sie furchtbare Gesichte in Betreff der Vergangenheit und der Zukunft des Atridengeschlechts aussprechen. Bei der Katastrophe wird sie, die ihren Tod prophezeit hat[35], von der Klytämnestra erschlagen[36], Aigisthos tödtet ihre mit dem Agamemnon erzeugten Söhne Teledamos und Pelops.[37] Kassandra soll in Mykenä oder Amyklä begraben sein.[38]

Bei den alten Künstlern war Kassandra ein beliebter Gegenstand. Statuen von ihr standen zu Amyklä[39] und Leuktra.[40] An beiden Orten hatte sie auch ein Heiligthum, ebenso in Unteritalien in Salepia.[41] Das Gericht der Fürsten über Aias' Frevel in Gegenwart der Kassandra und anderer gefangener Troerinnen stellte ein Gemälde in der Poikile in Athen dar[42], Aias reinigenden Schwur, wobei Kassandra mit dem Xanon der Athene im Schoße auf der Erde saß, hatte Polygnot auf seinem großen Bilde in der Lesche zu Delphi gemalt[43], ihre Ermordung durch Klytämnestra war Gegenstand eines von Philostratos beschriebenen Gemäldes.[44] Besonders häufig ist die Darstellung des Raubes der Kassandra, der schon unter den Scenen auf der Lade des Kypselos sich befand[45] und uns auf vielen Vasen[46], geschnittenen Steinen und etruskischen Urnen vorliegt. Overbeck hat die betreffenden Bildwerke gesammelt, beschrieben und viele derselben abbilden lassen.[47] — Von neueren Künstlern hat besonders Cornelius in den Wandgemälden der Glyptothek in München die Kassandra in großartiger Weise verkörpert. (*R. Gädechens.*)

KASSAR, EL, (El-Kassar). So nennen Beizoni u. a. den westlichsten Ort der kleinen oder Nord-Oase in der libyschen Wüste. Eigentlich heißt der Ort, wie so viele andere (z. B. auch der Hauptort der Oase el-Dâchile) el-Qaṣr (القصر), das ist castra, Burg, wegen der römischen Ruinen, in die der moderne Ort hineingebaut ist. Die „kleine Oase" (ὄασις μικρά *Ptolem.* V, 5, 37, vgl. *Strabo* XVII, 1, 42, *Plin.* V, 50) der Alten, hieregl. nat meht (z. B. Todtenbuch 142, 9, vgl. Dümichen, Die Oasen der Libyschen Wüste, Straßburg 1877) und arabisch wâh el-bahrîye „die Nordoase", im Gegensatze zu der großen oder Südoase (hieregl. nat res, arabisch wâh el-chârige und ed-dâchile) liegt circa 25 Meilen südwestlich vom Faijum und wird durch einen hohen Bergrücken in zwei Theile getheilt; in der östlichen Hälfte

11) *Hygin.* 93. 12) *Serv.* zu Virg. Aen. II, 247. 13) *Hygin.* 91. 14) Nach Panofka auf einem Wandgemälde (Archäol. Zeitung 1848, Taf. XVI, S. 241) dargestellt. 15) *Coluthus*, Rapt. Hel. 330. 16) *Tzetzes*, Homerica 410 sq., Etym. Magn. s. v. ὀφειόντες. 17) *Quint. Smyrn.* XII, 256 sq. *Hygin.* 108. 18) *Tryphiodor.*, Ἅλ. Ἴλ. 374 sq., 419 sq. 19) *Tzetzes*, Argum. Lyk. *Serv.* zu Virg. Aen. II, 246. 20) Anders bei *Hom.* Il. XXIV, 700. 21) Ibid. XIII, 363. 22) *Pausan.* X, 27, 1; *Virg.* Aen. II, 341. 425. 23) *Virg.* l. c. 403, *Tzetzes*, Posthom. 735, *Philostrat.* Heroica 8, §. 2 betont, sie sei nicht geschändet ὅποσα οἱ μῦθοι ἐπιφθόνται. Unbestimmt drückt sich *Ovid.* Metam. XIV, 468 aus. 24) *Eurip.* Tr. 70 εἷλκε, *Pausan.* X, 26, 1 ἀφείλκε, *Virg.* l. c. trahebatur, *Dictys*, Cret. V, 12 abstrahit, *Pausan.* V, 19, 1 ἕλκων, *Hygin.* 116 abripuerat, *Philostr.* l. c. ἀποσπάσει. 25) Arktinos beim Prokl.: συνεφέλκεται τὸ τῆς Ἀθηνᾶς ξόανον, *Eurip.* l. c., *Sophokles* im Aias Lokros, s. das Bild des Polygnot in der Lesche zu Delphi und die Tabula Iliaca. 26) So bei Virgil, Eurip., Dictys, Hygin und *Tzetzes*, Posthomer. 27) *Philostr.* l. c. 28) *Philostr.* Imag. II, 10 τήντε τοῦ Πριάμου κόρην καλλίστην νομισθεισαν τῷ Ἀγαμέμνονι. 29) Schol. zu Il. XIII, 66. 30) *Strabo* p. 264, *Timaeus Siculus* bei Tzetzes zu Lyk. Cass. 1145, der von einem auf diese That bezüglichen Brauch bei den opuntischen Lokrern redet, *Eustath.* zu Hom. Od. III, 135 mit dem Schol., *Propert.* IV, 1. 118. 31) *Quint. Smyrn.* XIII, 422. 429; XIV, 436, *Lyk.* 360. 258. 1150 fg., wozu der Scholiast: es sei dies eine Lüge des Agamemnon gewesen, die Odysseus verbreitet habe, um Aias verhaßt zu machen und die Kassandra jenem zuspreehen zu können. 32) *Quint. Smyrn.* XIV, 436 fg.

33) *Philostr.* Her. l. c. 34) *Pausan.* VII, 19, 20; 21, 2. 35) *Lyk.* 1110, auch bei Aeschyl. 36) *Aesch.* Agam. 1260; *Hom.* Od. XI, 422, *Pind.* Pyth. IX. 37) *Pausan.* II, 16, 5. 38) Ibid. 39) Ib. III, 19. 5. 40) Ib. III, 26. 3. 41) *Lyk.* 1128, *Strabo* VI, 284. 42) *Pausan.* I, 15. 3. 43) Ib. X, 26. 1. 44) *Philostr.* Imag. II, 10. 45) *Pausan.* V, 19. 1. 46) z. B. Archäol. Zeitung (1848) Taf. XIII—XV; Gerhard, Auserlesene Vasenbilder III, 147 fg. 47) Galerie heroischer Bildwerke S. 635—655, Taf. XXVI. XXVII.

liegen die Orte Mendische und Zalu, in der westlichen Oasr und Baweti. Cailliaud, der sich im J. 1820 vom 1. Jan. bis 10. Febr. mit Letorzec hier aufhielt, gibt eine ausführliche Beschreibung der Oase und ihrer Ruinen (voyage à Méroé cet. vol. I, p. 144—191; Atlas vol. II, pl. 38 fg.). Letztere (ein Mauerbogen mit Pilastern in Oasr, gegenwärtig sehr verfallen, Ueberreste von Aquäducten u. a.) stammen sämmtlich aus römischer Zeit; hieroglyphische Inschriften und altägyptische Bauten sind nicht vorhanden (Cailliaud I., S. 185). Doch erscheint die Oase schon unter Thutmes III. (um 1500 v. Chr.) in einer ägyptischen Tributliste (Dümichen l. c. Taf. I). Unter den Ptolemäern und Römern waren die drei Oasen der Libyschen Wüste, die große, die kleine und die Ammons-Oase, unmittelbar mit Aegypten verbunden. Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse s. Jordan bei Rohlfs, Drei Monate in der Libyschen Wüste, Kassel 1875 p. 216 222. — Belzoni, der sich im Mai 1819 in der Oase aufhielt, hielt die Ruinen von Oasr (el-Kassar) für die Ueberreste eines Ammontempels und stellte die völlig grundlose Vermuthung auf, daß hier die berühmte Ammons-Oase zu suchen sei (Belzoni, Voyages en Egypte et en Nubie, trad. par Depping, vol. II, p. 195 und 216). — Vgl. im übrigen den jetzt mehrfach zu berichtigenden Artikel Oase in Sect. III. (*Eduard Meyer.*)

KASSEL. Seit der Abfassung des Artikels Cassel vor 55 Jahren in der Sect. I Th. 15 p. 269 sind mit Kassel bedeutende Veränderungen vorgegangen. Das ehemalige Kurfürstenthum Hessen oder Hessen-Kassel, seit es sich 1866 auf seiten Oesterreichs und damit feindlich gegen Preußen stellte, ist 1868 einschließlich des ehemaligen Herzogthums Nassau zu einer preußischen Provinz geworden, welche den Namen Hessen-Nassau führt. Der jetzige Regierungsbezirk Kassel entspricht ungefähr dem früheren Kurfürstenthume. Er umfaßt 189,7 geogr. □Meilen oder 10,439,27 □Kilom. und zählte 1880 in 65 Städten (25,246 Wohnhäuser, 54,805 Haushaltungen) 251,533 Bewohner, und in 1326 ländlichen Orten (89,912 Wohnhäuser, 117,038 Haushaltungen) 570,808 Bewohner; im ganzen, inclusive 175 Gutsbezirke, also in 1566 Ortschaften (115,158 Wohnhäuser, 171,843 Haushaltungen) 822,431 Bewohner (398,591 männlichen und 423,840 weiblichen Geschlechts). — Der Landkreis Kassel umfaßt auf 7,4 geogr. □Meilen oder 408,65 □Kilom. in 52 Landgemeinden und 12 Gutsbezirken (5457 Wohnhäusern, 9424 Haushaltungen) 43,899 Bewohner (21,005 männliche und 22,894 weibliche). — Der Stadtkreis Kassel ist 0,739 geogr. □Meilen oder 18,7 □Kilom. groß und zählt in 2552 Wohnhäusern mit 12,357 Haushaltungen 58,314 Bewohner, wovon 28,167 männlichen und 30,147 weiblichen Geschlechts. — Auf jeder □Meile des Regierungsbezirks wohnen also 4328, auf jedem □Kilom. 79 Seelen.

Ueber die Bodenform und die Productionsfähigkeit s. d. Art. Cassel. An Eisenbahnen durchziehen den Regierungsbezirk die Thüringische Bahn (Herleshausen), die Bebra-Friedländer Bahn (Oettmannshausen), die Halle-Kasseler-Bahn (Witzenhausen), die Main-Weser Bahn (Gensungen), die hessische Nordbahn Gerstungen-Kassel-Warburg, die Linie Hannover-Kassel (Kragenhofe). — Im Landkreise Kassel sind die größeren Orte (Landgemeinden): Wehlheiden 4012 Einwohner, Rothenditmold 2126 Einwohner, Oberkaufungen 2123 Einwohner. — Die Stadt Kassel, in 179 Mtr. Höhe, mit 58,314 Bewohnern ist die größte (nächst ihr hat Hanau 23,041, Bockenheim 15,402, Fulda 11,498, Marburg 11,222 Einwohner). Der riesige Bau der vor 60 Jahren begonnenen, unvollendeten Kattenburg ist abgebrochen; aus ihren Quadern ist die neue Gemäldegalerie erbaut, und an der Stelle der Kattenburg steht der mächtige neue Justizpalast. Spohr's Statue ist neben dem Theater errichtet.

Ein großer Theil der neuen Straßen in der Nähe des Bahnhofes ist erst seit 1868 entstanden, wie denn überhaupt die stille kurfürstliche Residenz sich in einen lebhaften Handels- und Industrie-Platz verwandelt hat. Für den Handel mit Fellen und Rauchwaaren ist außer Leipzig Kassel ein Hauptort; 1870 belief sich der Umsatz auf mehr als 20 Millionen Felle im Werthe von $8^3/_4$ Millionen Mark. Die Henschelsche Maschinenfabrik hat 1100 Arbeiter und 6 Dampfmaschinen; die Stadt leistet Ansehnliches in der Fabrikation von Gold- und Silberwaaren, in mathematischen, chirurgischen und physikalischen Instrumenten, in Eisenbahnwagen, musikalischen Instrumenten, chemischen Producten, Zinn- und Spielwaaren, Porzellan, Taback, Zucker, Leder, Wachstuch, Hüten, Handschuhen, Papier, Tapeten, Möbeln u. s. w.; sie hat Bier- und Essigbrauereien, viele Buch- und Kunsthandlungen, bedeutenden Gartenbau, Handelsgärtnereien und einen pomologischen Garten.

(*G. A. von Klöden.*)

KASSIA-SPRACHE. Das Kassia, Khasia, Khasi, gehört aller Wahrscheinlichkeit nach zum indochinesischen Sprachstamme, an welchem es einen besondern Zweig bilden dürfte. Es zerfällt in mehrere zum Theil stark unterschiedene Dialekte: Synteng, Amwi, Battoa, Lakadong u. s. w. Von diesen ist bisher nur einer, schlechthin Kassia genannt, näher bekannt; seit 1824 sind Bibelübersetzungen, später auch grammatische und lexikalische Arbeiten über ihn erschienen.

Die Sprache besitzt folgende Laute: Vocale: a, e, i, o, u und y. Letzteres etwa dem u in englisch but oder dem a in englisch cat ähnlich. Consonanten: k, kh, ng; dz, dzh, j (deutsch j, in den Texten i geschrieben); t, th, d, n; p, ph, b, bh, m; r, l, w, s, sh, h; ferner in Lehnwörtern: g, gh, č, dh.

Die Vocale verbinden sich zu den Diphthongen ai, au, ei, eu, oi, ou, ui. Im Anlaute erscheinen zahlreiche Doppelconsonanten, z. B. kj, kl, kr, kn, ks, kt, kw. Dagegen besteht der Auslaut stets entweder aus einem Vocale oder einem unaspirirten einfachen Consonanten. Einen Wortton wie das Chinesische, das Siamesische u. s. w. besitzt das Kassia nicht.

Alle Stammwörter sind einsilbig und bis auf eine merkwürdige Ausnahme unveränderlich. Die Pronomina nämlich lauten:

ich		nga	wir ngi
du	(*masc.*)	mĕ	ihr phi
	(*fem.*)	pha	
er		u	sie ki
sie, es		ka	

Die Pronomina der dritten Person versehen zugleich den Dienst des Artikels und hiernach besitzt diese Sprache eine grammatische Geschlechtsscheidung, dergleichen, soweit bekannt, keine ihrer muthmaßlichen Verwandten aufzuweisen hat.

Im übrigen ist der Sprachbau höchst einfach; Zusammensetzung ist das einzige Mittel der Wortbildung; die hierbei auftretenden Präfixsilben haben meist noch nachweislich selbständige Wortbedeutung, sie ermöglichen aber eine ziemlich scharfe Scheidung der Redetheile und damit eine gewisse Beweglichkeit des Ausdruckes, die dann noch weiter durch freistehende Hülfswörter gefördert wird. Das Subject pflegt vor dem Verbum, dieses vor seinem Object zu stehen, das adnominale oder adverbiale Attribut steht nach, z. B.

u la ia-lam pat ia u ša

Er (*n. praet.*) zu-führen wieder (*n. obj.*) ihn nach

u lūm ba dzerong eh. = er führte ihn wieder

(*art.*) Berg welcher hoch sehr. auf einen sehr hohen Berg.

Literatur: W. Pryse, An Introduction to the Khasia Language, comprising a Grammar, Selections for Reading, and a Vocabulary (Calcutta 1855); H. C. von der Gabelentz, Grammatik und Wörterbuch der Kassia-Sprache (Sitzungsberichte der K. sächs. Gesichte der Wiss. 1858); W. Schott, Die Cassia-Sprache im nordöstlichen Indien (Berlin 1859); H. Roberts, An Anglo-Khassi Dictionary. N. ed. (Kalkutta 1878). (*G. v. d. Gabelentz.*)

Kassie, Pflanzengattung, s. Cassia.

KASSIOPEIA. Die Schreibart des Namens ist sehr verschieden (s. *von Staveren* Auct. myth. lat. p. 443 und *de Vit* Onomast. II. p. 158), sowol im Griechischen (Κασσιόπεια, Κασσιέπεια, Κασσιόπα, Κασσιόπη) wie im Lateinischen (Cassiopea, Cassiepea, Cassiopia, Cassiepia, Cassiope, Cassiepeïa, Cassiopeïa); nach Suidas s. v. ist er gleichbedeutend mit ἡ Καλλονή.

Von den mythologischen Frauen dieses Namens sind besonders hervorzuheben:

1) Die Gemahlin des Kepheus, Königs in Aethiopien (s. jedoch *Steph. Byz.* s. v. Ἰόπη mit Schubart), und Mutter der Andromeda. Sie rühmte sich schöner zu sein als die Nereiden, oder sie erhob (nach *Hygin.* fab. 64) die Reize ihrer Tochter über die jener Göttinnen. Auf Bitten der Beleidigten suchte Poseidon das Land durch eine Ueberschwemmung und ein menschenmordendes Meerungeheuer heim. Das Orakel des Jupiter Ammon verhieß auf Befragen Befreiung von diesen Plagen, wenn die Tochter des Königs dem Ungethüm zur Beute dargebracht würde. Vom Volke genöthigt ließ Kepheus die Andromeda an einen Felsen fesseln und so dem Untergange weihen, vor dem jedoch Perseus sie bewahrte. So erzählen fast übereinstimmend *Apollodor.* II, 4. 3, *Eratosthenes*, Katasterismata 16 und 36, *Hygin.* Poet. Ast. II. 10, *Steph. Byz.* Ethnia p. 332, 17, Meinke, *Nonnos*, Dionys XXV, 135 sq., *Libanius*, Narrat. 31, 32, Schol. zu Germ. Caes. Arat. p. 138 (Breysig). Diesen Mythos behandelte auch Sophokles in seiner Andromeda (nach Eratosth., Hygin. und Schol. zu Germ. l. c.) und Euripides (Hygin.), auch waren Kassiopeia, Kepheus und Andromeda Gegenstände der Orchestik (*Lucian*, De saltat. 44). Alle drei wurden unter die Sterne versetzt, wie, außer den Vorhergenannten, noch *Hygin* P. A. III. 9, *Arat.* Phainom. 187 sq., *Strabo* II. 5, 31, 32, *Manilius* Astron. I. 354 sq., *Nonnos* XXXIII. 296 sq., XLVII. 448 sq., *German.* Caes. Arat. 193 cum Schol. p. 189, 191, 224 (Breysig) berichten.

2) Tochter des Arabios, Gemahlin des Phoinix, von ihm Mutter des Phineus (*Hesiod.*, Frgm. LVIII, Lehrs) oder (nach *Antimachos*, Fgmta LVIII, Dübner) des Kilix, Phineus und Dorikles (cf. Eudocia 414 in einer sehr verderbten Stelle), der Karme (*Anton. Lib.* XL.) oder des Athymnios (Schol. zu Apollon. Rhod. Argon. II, 178), den, oder den Anchinos (Rufinus Ueberf. von Clemens Roman. Recognit. X. p. 162 edit. Col. Agr. 1570)[1]) sie aber (nach *Apollodor.* III, 1, 2) auch vom Zeus empfangen haben sollte[2]).

(*R. Gaedechens.*)

Kassuben, Volk, s. Cassuben.

KASTALIA (Κασταλία), eine noch jetzt reichlich fließende Quelle im östlichsten Theile der alten Ortschaft Delphoi (am Wege von dem jetzigen Dorfe Kastri nach der Plattform Marmariá), welche unmittelbar am Fuße einer steil aufsteigenden, von den Alten Hyampeia (*Herod.* VIII, 39), jetzt Phlempuko genannten Felswand entspringt, ihr Wasser zunächst in einem aus dem natürlichen Felsen gearbeiteten wannenartigen Bassin, zu welchem mehrere Stufen hinaufführen, sammelt, und dann in tiefeingeschnittenem Felsbette dem von den Alten Pleistos, jetzt Xeropotamos genannten Flusse zufließt. Da die Quelle vor dem Eingange zum heiligen Bezirke des Apollon an der großen aus dem östlichen Mittelgriechenland nach Delphoi führenden Straße lag, so pflegten die zum delphischen Gott wallfahrenden Pilger vor dem Betreten des heiligen Bezirkes sich durch Waschung oder wenigstens Besprengung mit dem Wasser der Kastalia — gewissermaßen einem natürlichen Weihwasserbecken — zu reinigen. Erst römische Dichter haben, durch den Ruhm der Quelle und ihre Bedeutung für den Apollinischen Cultus verleitet, dem Wasser derselben statt der reinigenden und sühnenden begeisternde und prophetische Kraft zugeschrieben. Vgl. H. N. Ulrich's Reisen und Forschungen in Griechenland, I. Thl. (Bremen 1840), S. 46 fg.

1) Diese Stelle lernte ich aus de Vit, Onomast. kennen. 2) Kassiopeia nennen die Mythogr. lat. I, fab. 80 die Gattin des Dinens, Mutter des Tydeus, des Vaters der Diomedes, die bei andern Athäa, Euryböa und Periböa heißt; endlich heißt auch die sonst Memphis genannte Gattin des Epaphos und Mutter der Libye bei *Hygin.* fab. 149 und bei andern von de Vit citirten Autoren: Kassiopeia.

Den Namen *Καστάλια*, welcher von neuern Gelehrten theils als „die Herabträufelnde" (= *κατασταλία*, zu *καταστάλάω*, *καταστάλάζω*), theils als „die Reinigende" (vgl. *καθαρός* und lateinisch castus) erklärt wird, führen die Alten mystisch auf eine Nymphe Kastalia, Tochter des Acheloos oder auf einen delphischen Heros Kastalios zurück (*Paus.* X, 8, 9, vgl. VII, 18, 9 und X, 6, 4).

Eine Stadt Kastalia in Kilikien, über deren Lage uns nichts bekannt ist, erwähnt *Steph. Byz.* unter *Καστάλια*. (*C. Bursian.*)

KASTAMUNI ist der Name einer nord-kleinasiatischen Landschaft, welche in ihrem Umfange ungefähr dem Paphlagonien des Alterthums entspricht und, wie sie unter osmanischer Herrschaft von jeher eine selbstständige Statthalterschaft bildete, auch von der jüngsten türkischen Provinzialorganisation mit dem Range eines Vilajets ausgezeichnet worden ist. Nordwärts der Südküste des Schwarzen Meeres entlang vom Sakariasflusse (Sangarius) bis an die Mündung des Khyhl Yrmak (Halys) sich ausdehnend und südwärts bis an das die Hochebene von Angora im Norden einsäumende Gebirge (Hussein Daghy) reichend, umfaßt das Vilajet nach dem türkischen Staatshandbuche (Sálnámeh vom J. 1297) vier Sandschaks und zwar:

1) Sinob, im Norden vom Meere, im Osten vom Vilajet Siwas, Sandschak Amasia, im Süden theils von demselben und theils von dem Sandschak Kastamuni, im Westen von dem letztgenannten Sandschak begrenzt, zerfällt in folgende Kasas und Nahien: Sinob (das alte Sinope), Kjéreſeh, Serai, Istifan (St.-Stephan), Tschanly, Ajandon (St.-Anton), Büiabád (Duftheim, gewöhnlich gesprochen: Boiwád) und Turághán.

2) Kastamuni im Norden vom Meere und von dem Sandschak Sinob, im Osten von dem letztern und vom Vilajet Siwas, Sandschak Amasia, im Süden vom Sandschak Kengheri und im Westen vom Sandschak Bolu begrenzt, umfaßt folgende Kasas und Nahien: Kastamuni, die Hauptstadt des Sandschaks und zugleich des Vilajets, Durajáni, Ak-kaja, Kosjaka, Gjöl mit Surgjún, Tajschköprü, Gjöttsche Agharsch, Gjüni, Baghdére, Inebolu, Gjöre-nahás, Awránich, Tátái, Aftowái, Dschideh, Fakás, Sáferán bolu, Isfáni, Aktás, Awlés, Abádjch, Sart, Merkuseh, Gjöre i dschedid, Esfichádeh, Ekdir, Tusia und Karghy.

3) Bolu, im Norden vom Meere, im Osten vom Sandschak Kastamuni, im Süden vom Sandschak Kengheri und im Westen vom Vilajet Khodáwendjár, Sandschak Kutáhja, sowie von der Provinz Kodscha Ili (Nikomedien) begrenzt, umfaßt die folgenden Kasas und Nahien: Bolu (d. i. *Πόλις*, die alte Hadrianopolis) als Vorort, Khybyddschyk, Jávlu, Dört Diwán, Gjöttsche Su, Kerédeh, Menkesch, Bartin (gewöhnlich Bartan), Tschehirschembeh, Ulu Su, Kedschinöfi, Owa Jüfü, Hissar Dnü, Mafri, Eregli (Heraklea), Düreki, Alájeli, Dirgjeneh, Injánlydscha, Düf'dscheh, Aktscheh Schehir, Uestfübi, Gjümüsch, Gjünik, Mewdüdeni, Michál-Ghási und Könaria.

4) Kjengheri, im Norden von dem Sandschak Kastamüni, im Osten vom Vilajet Siwás, Sandschak Amasia, im Süden vom Vilajet Angora, Sandschak Angora, und im Westen vom Vilajet Khodáwendjár, Sandschak Kutáhja, begrenzt, umfaßt folgende Kasas und Nahien: Kengheri als Vorort, Tocht, Kotsch Hissár, Tschertesch, Karadscha Biran, Bánder, Gjüneh, Owadschyk, Kaladschyk, Schábán üsü, Schöreba, Nahr-üsü, Inálly und Bálly.

Von Gewässern sind außer den schon genannten Grenzflüssen Sakaria und Khyhl Yrmak der Gjöt Yrmak, an welchem die Stadt Kastamuni liegt, und der Dewerek-Tschái, beides Nebenflüsse des Khyhl Yrmat, der Kengheri Süi, ein Nebenfluß des Sakaria, der Filiás Tschái, der Owa-Süi und der Bartia oder Bartan, der alte Parthenius, einst der Grenzfluß zwischen Paphlagonien und Bithynien, welche in das Schwarze Meer münden, zu erwähnen. Die Gebirge sind zahlreich und viel zerklüftet, sodaß die Ketten weder früher jemals einen gemeinschaftlichen Namen geführt haben, noch jetzt führen. Ihre Höhe erscheint um so imposanter, als sie sich bis dicht an die Meeresküste herandrängen, wie denn der Cytorus (griech. *Κύτωρος*, noch heute Kidros), dessen schon Homer erwähnt, Cromna und die hohen Erythinen in der poetischen Literatur nicht blos der Griechen, sondern auch der Römer eine Rolle spielen. Im Norden ist der Durán Daghy, im Südwesten der Ala-Dagh und im Süden der Aidos Daghy zu erwähnen, dessen Name offenbar das griechische *ἄστυ* birgt. Mehrere Bergspitzen erheben sich zu einer Höhe von über 1000 Met.; der Ala-Dagh wird sogar als 2500 Met. hoch angegeben. Diese Gebirge zusammen mit tiefeingeschnittenen Thälern geben dem Vilajet einen rauhen Charakter; jedoch finden sich auch fruchtbare, forgjam zu Feld- und Gartenbau benutzte Thalebenen, sowie reiche Wein und Obstpflanzungen an den Gehängen. Im Süden geht die Bodengestaltung in das wasserarme Hochland Central-Kleinasiens über, auf welchem wol Kornfrüchte gebaut werden können, das sich aber vorzugsweise für Viehzucht eignet. Ueber die Einwohner fehlen die statistischen Nachrichten; man rechnet, daß sie zu neun Zehnteln dem Islam und zu einem Zehntel der christlichen Religion angehören. Die Christen sind zum Theil Griechen und zum Theil Armenier, doch ist das griechische Element das vorwiegende. Die Erwerbsthätigkeit ist sehr primitiver Natur und geht über Garten- und Feldwirthschaft und in den südlichen Landestheilen Viehzucht kaum hinaus. Von Industrie sind nur die ersten Anfänge vorhanden, und der Handel ist unbedeutend. Der Export beschränkt sich auf Nutzholz, Angoravliese, Angorawolle, ungegerbte Felle und sonstige Rohproducte.

Den Griechen war Paphlagonien, wie wir aus der Erwähnung in der Iliade ersehen, schon in vorhistorischen Zeiten bekannt. Gelegentliche Nachrichten fehlen auch aus den späteren Jahrhunderten nicht; jedoch ist das Land im Alterthume nie zu einer hervorragenden Rolle in den Begebenheiten berufen worden. Die ältesten Bewohner werden auffallenderweise Heneter genannt; sie

sollen den Kappadociern stammverwandt gewesen sein. Das Volk hatte eigene Könige, welche später der persischen Monarchie tributär wurden. Nach ihrem Untergange ging das Land in persische Verwaltung über. In der Diadochenzeit machte sich ein Zweig des Geschlechtes der Achämeniden, in welchem sich die Satrapenwürde vererbt hatte, in Paphlagonien unabhängig und hielt sich im Süden des Landes eine Weile noch, als schon Pompejus im J. 64 v. Chr. den Küstenstrich zu der Provinz Bithynien-Pontus geschlagen hatte. Weder über das Aufgehen der Urbewohner in das Griechenthum, noch über das Verschwinden des letzteren vor der türkischen Nationalität sind bestimmte Nachrichten aufbewahrt; kurz vor der Eroberung durch die Seldschuken hatte noch Paphlagonien dem oströmischen Reiche das berühmte Kaiserhaus der Komnenen geschenkt, welche, so scheint es, als Erbdynasten, Tekfür's, wie die türkischen Historiker ihresgleichen nennen, in Kastamon, d. i. Kastamuni, saßen. Von einer eigentlichen Geschichte Kastamunis kann nur in der Zwischenzeit zwischen dem Verfall des Reiches Rum und der osmanischen Eroberung die Rede sein, jedoch sind auch hier die Nachrichten nur lückenhaft. Sich innerhalb natürlicher Grenzen als ein zusammenhängendes Ganzes darstellend, gelangte damals die Landschaft gleich andern kleinasiatischen Gebieten unter eigenen Herrschern zur Unabhängigkeit; auch kam sie verhältnißmäßig spät mit der Pforte in Conflict, was die Lage abseits der großen Heerstraßen Anatoliens hinreichend erklärt. Jedoch ist nicht zu bezweifeln, daß die kastamunischen Begs längst die Besorgnisse der andern mohammedanischen Dynastien vor den ehrgeizigen Plänen des Hauses Osman's theilten und dem Widerstande gegen dasselbe Vorschub leisteten. Als im J. 1390 die Länder Aidin und Saruchan von den Osmanen erobert wurden, flüchteten die Söhne der depossedirten Begs nach Kastamuni und fanden bei dem Fürsten des Landes, Kjötürüm Bajasid Beg, bereitwillige Aufnahme. Um diese Zeit dürfte von dem damaligen Sultan Bajasid Jyldyrym die Unterwerfung des Landes um so mehr als Nothwendigkeit erkannt worden sein, da der Beg über das Schwarze Meer hinüber auf europäischem Boden mit den Walachen Verbindungen unterhielt und zum Kriege gegen die Osmanen hetzte. Zum Niederwerfen Kjötürüms waren aber besondere Vorkehrungen nöthig. Im J. 1391 eroberte der Sultan zunächst die mächtigen mit Kastamuni verbündeten Nachbargebiete von Siwâs, Kaisarieh und Tokat, und erst nachdem diese Unternehmung zu glücklichem Ziele geführt worden, fand im J. 1392 der Angriff auf Kastamuni statt. Daselbst war inzwischen Kjötürüm Bajasid gestorben, und sein Sohn Isfendiâr Beg hatte die Zügel der Regierung ergriffen. Derselbe wurde geschlagen, und der Sultan eroberte die Städte Kastamuni und Osmandschik, sowie die Küstenlandschaft Dschanik im Osten des Halys; jedoch hielt sich der Beg in der festen Seestadt Sinope, welche ihm der Sultan mit ihrem Gebiete — als Vasallenherrschaft, wie die türkischen Historiker beschönigend sagen — belassen mußte. Als darauf, hergerufen von Isfendiâr und den übrigen Dynasten, Timur-lenk in Kleinasien einbrach, betheiligte sich der Erstgenannte an dem Kriege, welcher in der Schlacht von Angora dem Sultan Thron und Freiheit kostete. Die kleine Herrschaft bestand unter den Söhnen Bajasid's sowie unter dem Sultan Murad II. fort und erst dem Eroberer Konstantinopels, Mohammed II., gelang es, mehr durch List als durch Gewalt, ihr ein Ende zu machen. Isfendiâr Beg nämlich hatte bei seinem Ableben einen jüngeren Bruder, Khyzl Ahmed, und einen erwachsenen Enkel, Hassan Beg, hinterlassen. Nach türkischer Familientradition fiel die Herrschaft dem ersteren, als dem ältesten Sprossen des Hauses, zu, sodaß Hassan Beg sich vom Throne ausgeschlossen sah. Damit unzufrieden begab sich der junge Mann an den Hof des Sultans, welcher ihn freundlich aufnahm und ihn mit dem von Bajasid Jyldyrym, dem Urgroßvater Mohammed's II., dem Isfendiâr Beg, Großvater Hassan's, entrissenen Sandschak Bolu belehnte. So den Prätendenten auf alt-kastamunischem Boden dem Khyzl Ahmed gegenüberstellend, machte Mohammed die Lage des letzteren zu einer höchst schwierigen und erreichte dadurch, daß Ahmed nun auch seine Gnade anrief und ihm im J. 1461 gegen Belehnung mit dem Sandschak Kastamuni die Schlüssel von Sinob und den übrigen in seinem Besitze befindlichen Burgen übersandte. Dem Sultan, dessen Ziel damals die Eroberung Trapezunts und die Vernichtung des dortigen Kaiserreiches war, lag daran, daß ihm während dieser Expedition von den Isfendiâr'schen Ländern aus im Rücken keine Schwierigkeiten bereitet würden, und diesen Zweck erreichte er durch die getroffene Einrichtung vollkommen. Kaum war durch den Fall Trapezunts dieser Grund der den feindlichen Verwandten bewiesenen Rücksicht beseitigt, als der Familienpolitik des Hauses Osman Rechnung getragen wurde, wonach die mit so vieler Mühe erworbene Provinz auch in Zukunft gegen die Abfallgelüste einer mit der Bevölkerung des rauhen Berglandes verwachsenen, mit ihr das Joch widerwillig tragenden Dynastie sichergestellt werden mußte. In diesem Sinne erklärte der Sultan bei der Rückkehr von Trapezunt, ohne Kastamuni zu berühren, den Khyzl Ahmed einfach für abgesetzt und sandte einen seiner Diener, um ihn in der Verwaltung Kastamunis zu ersetzen. Der Beg flüchtete sich an den Hof des Fürsten von Karamanien, und als ihm daselbst die Aufnahme verweigert wurde, weiter zu Usûn Hassan, dem zum Herrscher Persiens gewordenen Tatarenfürsten aus dem Hause vom Weißen Hammel, worüber sich der Sultan so beleidigt zeigte, daß er das gesammte Haus des Isfendiâr nach Rumelien überführte, um in einer türkischen Festung in Vergessenheit zu Grunde zu gehen. Somit verlor Kastamuni den letzten Rest von Selbstständigkeit und wurde eine durch Pfortenbeamte verwaltete Provinz.

Die Hauptstadt des Vilajets, Kastamuni, liegt in einem engen Thalkessel am Gjök-Su und ist rings um einen hohen, schroffen Felsen erbaut, welcher die Ruinen einer Burg, nach allgemeiner Annahme des Stammsitzes des edeln Hauses der Komnenen, trägt. Die Einwohner-

zahl wird auf 12,000 Türken, 300 Griechen und einige Armenier geschätzt. Die Stadt hat 30 größere und kleinere Moscheen mit Minarets, 25 öffentliche Bäder (Hammâm), 6 Chans und 1 griechische Kirche. Sie ist die Residenz des Wali und der höchsten Provinzial-Verwaltungsbehörden, der Sitz eines erstinstanzlichen und eines Appellationsgerichts. Kastamuni nimmt die Lage einer antiken Ortschaft Germanopolis oder Germanicopolis ein, welche, wie schon der Zweifel über den Namen, nicht minder aber ihre seltene Erwähnung zeigt, unbedeutend gewesen sein muß und auch keine baulichen Denkmäler hinterlassen hat. Berühmter als Kastamuni ist Sinob, auf dem schmalen Isthmus einer 7 Kilom. weit gegen das Schwarze Meer vorspringenden Landzunge erbaut, welche der Stadt einen an der Nordküste Kleinasiens wegen der Seltenheit der sich dort bietenden sichern Ankerstellen doppelt werthvollen, vortrefflichen Hafen gewährt. Leider kommt nur der letztere wegen der gegenwärtigen geringen commerziellen Leistungsfähigkeit der Hinterländer wenig zur Geltung, obwol sämmtliche zwischen Konstantinopel und Trapezunt verkehrenden Dampferlinien ihn als Station benutzen. Der Handel ist gering, die Bevölkerung, gegen 8000 Seelen stark, lebt in stagnirender Dürftigkeit. Die Stadt ist gegen die Landseite durch ein mittelalterliches Castell vertheidigt und auch nach der Nord- und Ostseite mit alten Festungsmauern umgeben. Sie besitzt zwei Bazare und eine große Moschee. In den Stadtmauern sowie in den Wänden der Häuser erblickt man viele Marmorwerkstücke von Prachtbauten der alten Sinope, deren Stelle die heutige Stadt einnimmt. Viel genannt wurde der Hafen von Sinob, als vor Beginn des Krimkrieges am 30. Nov. 1853 der russische Viceadmiral Nachimow in völkerrechtlich nicht zu rechtfertigender Weise die in ihr vor Anker liegende türkische Flottenabtheilung überfiel und vernichtete.

Wie die Stadt Kastamuni, so besitzen auch Sinob, Bolu und Kjengheri erstinstanzliche Gerichte. Normalschulen finden sich ebenda und außerdem in Tusia, Taschkjöprü, Säferänbolu, Düdschejeh, Bartin (Parthenopolis), Eregli, Gerejeh (Carûsa), Keräm eh Din, Inebolu (Junonopolis), Büjükabâd, Tscherkesch, Talâi und Gjümük. Im Jahre der Fl. 1297 betrug die Zahl der Schulkinder des Vilajets 1979. (*G. Rosen.*)

Kastanien, s. Castanea vesca.

KASTEN nennt man nach dem portugiesischen Worte casta die geschlossenen, erblichen Stände, welche die Gliederung einiger orientalischen Staaten bilden, namentlich des indischen Staates, wie sich derselbe nach der arischen Einwanderung im Laufe der Jahrhunderte entwickelt und zum Theil, trotz alles fremdländischen Einflusses, noch bis heute erhalten hat. In der frühesten Periode der arischen Cultur in Indien, von der wir uns aus den ältesten Hymnen des Rigveda eine Vorstellung bilden können, also zur Zeit der Ansiedelungen am Indus, war das Kastenwesen noch gar nicht oder doch nur in seinen ersten Keimen vorhanden. Jene Epoche kennt nur den Gegensatz zwischen dem arischen Einwanderer (ârya) und dem Urbewohner des Landes (dâsa, dasyu oder çûdra) oder zwischen der arischen und dasischen Farbe (varna), wie das hellere und das dunklere Volk mit einem Ausdrucke benannt wird, welcher erst viel später, nach der Entwickelung des brahmanischen Staates, zur Bezeichnung der socialen Unterschiede, wie sie sich in den Kasten ausprägten, verwendet ist.[1]) Innerhalb des arischen Volkes ist der Hausvater in jener ältesten Zeit noch zugleich Ackerbauer, Priester und Krieger. Die höchste politische Einheit ist der Stamm (jana), zu dem mehrere Gaue (viç) gehören, welche sich wiederum aus den einzelnen Dorfgemeinden (grâma) zusammensetzen: lauter je nach den Umständen mehr oder weniger abgeschlossene Gemeinwesen. Die größeren wie die kleineren Abtheilungen haben ihre Vorsteher; an der Spitze des Stammes steht der König (râjan), der seine Würde meist durch Erbschaft, zuweilen aber auch durch Wahl überkommen hat, und in seiner Machtbefugniß durch den Willen des Volkes, welcher sich in Stammversammlungen (samiti) kundgibt, mehr oder weniger beschränkt ist. Er umgibt sich mit Sängern, welche seine Thaten preisen und beim Opfer Gesänge zum Preise der Götter anstimmen. Diese Stämme sind unter sich in unaufhörlichen Fehden begriffen; beim Vordringen nach der Ganga und der Jamuna muß der Weg nicht nur gegen die nicht-arischen Bewohner des Landes, sondern auch gegen die eigenen Stammverwandten erkämpft werden. Dies ist sicher noch nicht das spätere Kastenwesen, aber es sind die Elemente und Zustände, auf welchen sich dasselbe allmählich aufbaut. Die Anfänge des späteren brahmanischen Staates haben wir uns etwa in folgender Weise zu denken: bei dem immer weiteren Vorrücken der Arier nach Süden und Osten, also in jener Epoche, welche uns in der Schilderung des Kampfes zwischen den Pandaiden und Kuruiden, dem Hauptgegenstande des Mahabharata, vorgeführt wird, gewannen die siegreichen Stammeskönige in dem Grade an Ansehen und Macht, als ihre besiegten Nebenbuhler immer mehr und mehr zu einer abhängigen

1) Ueber die wahrscheinliche Bedeutung jener Worte s. H. Zimmer, Altindisches Leben, S. 100 fg., ebendas. S. 158 fg. über die ältesten staatlichen und rechtlichen Verhältnisse in Indien. Zimmer hat auch S. 186 fg. unter Anführung der einschlägigen Literatur den Stand der Frage nach der Entstehung der Kasten erörtert und dieselbe im Anschluß an die Meinung der meisten Forscher, der wir in der obigen Darstellung ebenfalls gefolgt sind, entschieden. Die entgegengesetzten Ansichten von Haug, Kern und Ludwig, welche das Kastenwesen bereits für die älteste Epoche der indischen Geschichte, ja zum Theil für die indo eranische Zeit voraussetzen, hat Zimmer mit Glück widerlegt. Nach der sehr ansprechenden Hypothese von H. Oldenberg, Buddha S. 8 fg. und Excurs 1, 399 fg., welcher zuerst einen Vorschub arischer Völker bis ins östliche Gangeothal annimmt, ehe die Stämme, welche die Träger der vedischen und der eigentlichen brahmanischen Cultur werden, den Indus hinabstreifen, hätten wir die Entstehung der Kasten erst viele Jahrhunderte nach Beginn der arischen Civilisation in Indien zu denken: in keinem Falle steht die Ansicht der Majorität mit der Hypothese Oldenberg's — der sich direct über diese Frage nicht ausgesprochen hat — im Widerspruche. Den stärksten Beweis für die erst spätere Entwickelung des Kastenwesens sehen wir mit Zimmer S. 189 in der Thatsache, daß die Stämme am Indus noch in epischer Zeit nicht vollständig brahmanisirt sind.

Stellung, zur bloßen Gefolgschaft, herabgedrückt wurden. Es entstanden nach und nach größere Reiche, deren Könige sich mit jenem neuentstandenen kriegerischen Adel umgaben. Letzterer betrieb mit der Zeit das Waffenhandwerk als seinen einzigen Beruf, und so wurde die Kluft zwischen dem ackerbauenden Volke und dem Kriegerstande, an dessen Spitze der König stand, immer tiefer und tiefer. Wenn sich auf diese Weise die Krieger (kshatriya) von den Ackerbauern (vaiçya) schieden, so bildeten die besiegten und arianisirten Urbewohner (çûdra) das letzte, eben nur geduldete Glied in der Entwickelung der Stände. Ueber alle aber erhob sich der geistliche Stand der Brahmanen als erste Kaste. Die Anfänge dieser alles beherrschenden und nach ihrem Willen lenkenden Priesterschaft haben wir in dem oben erwähnten Verhältnisse der Sänger zu den sie schützenden und erhaltenden Königen zu suchen. Zuerst nur dazu bestimmt, die Thaten dieser ihrer Beschützer zu preisen und bei den Opfern, welche die Könige ursprünglich wie jeder Hausvater in eigener Person darbrachten, den Segen der Götter auf dieselben herabzuflehen, wurden sie allmählich selbst mit dem Opfer betraut; sie wurden die Hauspriester (purohita) der Fürsten, weil man sich von ihrer Thätigkeit bei der heiligen Handlung, welche, je complicirter sie wurde, ein um so größeres handwerksmäßiges Verständniß in allen ihren Details voraussetzte, in dessen Besitz, der volksmäßigen Anschauung zufolge, sich eben nur die Priester befanden, einen besondern Segen versprach. Diese Vorstellung von dem Wesen des Opfers, nach welcher es dabei weniger auf die rechte Gesinnung als auf die rechte Darbringung ankam, führte zuletzt in Verbindung mit manchen andern Factoren, unter denen der erschlaffende Einfluß des hindustanischen Klimas wol nicht der geringste ist, zu jenem Uebergewichte der geistlichen über die sich zum Schluß vergeblich aufraffende weltliche Macht und zu jener Entwickelung einer Hierarchie, wie sie in der Geschichte nicht ihresgleichen hat.

Während die ältere vedische Literatur diese Verhältnisse noch gar nicht, die spätere eben nur im Werden begriffen kennt, zeigen uns die Gesetzbücher, namentlich das des Manu (Mânavadharmaçâstram) ein Bild von dem Kastenwesen (câturvarṇyam, d. h. die vier Farben oder Kasten), wie es der brahmanische Staat ausgebildet hat.[2] Die historisch vollkommen erklärliche Gliederung des indischen Volkes in die vier Stände der Priester, Krieger, Ackerbauer und Sudras erscheint danach als die von Anfang an bestehende göttliche Weltordnung. Nach einer Vorstellung, welche sich bereits in einem aus späterer Zeit stammenden Rigvedahymnus, dem sogenannten Purushasûkta (Rigv. X, 90) findet, erschuf der höchste Geist zuerst die Brahmanen aus seinem Munde, dann die Krieger aus seinen Armen, die Ackerbauer aus seinen Schenkeln, die Sudras aus seinen Füßen. Die ersten haben also die Oberhand, sowol weil sie zuerst erschaffen wurden, als auch weil sie aus dem edelsten Theile Brahma's hervorgingen; in ähnlicher Weise wird der Abstand der übrigen drei Kasten voneinander motivirt. Die Mitglieder der drei obersten Stände sind außerdem von dem vierten Stande noch besonders streng geschieden; jene gelten als zweimal geboren (dvija), da bei ihnen zu der natürlichen noch eine zweite gewissermaßen geistige Geburt, d. h. die je nach den verschiedenen Kasten in verschiedenen Jahren vorzunehmende Umgürtung mit der heiligen Schnur hinzukommt, die Sudras dagegen sind nur einmal geboren (ekajâti), da sie von jener Ceremonie ausgeschlossen sind. Aber auch die Zweigeborenen sind voneinander durch unübersteigliche Schranken getrennt. Jeder ist was er ist durch Geburt, nicht durch eigenes Verdienst, und muß in seiner Kaste bleiben, ohne daß ihm irgendeine Möglichkeit geboten wird, zu einer höheren Stufe vorzurücken, höchstens kann er durch Vernachlässigung der Aufnahme in seine Kaste das Anrecht auf dieselbe verlieren und als vrâtya ganz und gar von der Ordnung der Gesellschaft ausgeschlossen werden. Die durch Zwischenheirathen entstehenden Mischkasten werden zwar auch anerkannt und bestimmten Beschäftigungen zugewiesen, gelten aber als unrein; namentlich ist die Verbindung eines tiefer stehenden Mannes mit einer höher stehenden Frau verpönt, und die Abkömmlinge eines Sudra von einer Brahmanin, die Tschandalas, sind demnach die niedrigsten unter allen Menschen. Innerhalb der Kasten und Zwischenkasten nun sind den Individuen von der Geburt bis zum Tode die strengsten Pflichten vorgezeichnet, welche aber alle die Verherrlichung des Brahmanenthums und möglichste Niederhaltung der drei untern Stände zum Zweck haben. Die Pflichten des Brahmanen sind, den Veda zu lernen und zu lehren, Opfer für sich selbst und andere darzubringen, andern zu geben und von andern zu empfangen. Er muß vier durch strenge Vorschriften jeder Art geregelte Lebensstadien (âçrama) durchmachen, zuerst als Schüler (brahmacârin) den Veda im Hause eines Lehrers (guru) studiren, sodann als Hausvater (gṛhastha) eine eigene Familie gründen und unterhalten, nächstdem als Einsiedler (vânaprastha) sich in den Wald zurückziehen und frommen Betrachtungen obliegen, endlich als religiöser Bettler (bhikshu) ein asketisches, ganz und gar auf fremde Mildthätigkeit angewiesenes Wanderleben führen, bis er zuletzt, frei von allen irdischen Banden, wieder in die Weltseele, das brahman, zurückkehrt. Der Krieger soll das Volk schützen, andern spenden, opfern, lehren, sich sinnlicher Genüsse enthalten. Der Ackerbauer soll seine Heerde beschützen, daneben ebenfalls spenden, opfern, lehren, Handel und Geldgeschäfte treiben. Der Sudra endlich hat nur Eine Pflicht: den andern Kasten ohne Misvergnügen und mit vollkommenem Gehorsam zu dienen. Diese Anschauungen, welche die ganze Moral und Rechtspflege der Inder beherrschen und ihnen sozusagen in Fleisch und Blut übergingen, haben der Cultur in jenem Lande das eigenthümliche Gepräge von Gebundenheit und Verschrobenheit aufgedrückt, welches mit der hohen und universellen Begabung des Volkes, die uns sonst überall

2) Vgl. Edward W. Hopkin, The mutual relations of the four castes, according to the Mânavadharmaçâstram (Leipzig 1881).

entgegentritt, in so schneidendem Widerspruche steht, und sind dadurch, daß sie die geistige Emancipation des Individuums und damit auch die freie Concurrenz der Individuen untereinander unmöglich machten, der schwerste Hemmschuh für den Fortschritt geworden.

Der Buddhismus war seinem ganzen Wesen nach der Kasteneintheilung entgegengesetzt. Buddha, obwol kein socialer Reformator, wandte sich dennoch an das ganze Volk, lehrte die Gleichheit aller Menschen, nahm Leute aus allen Ständen unter seine Jünger auf und hatte für alle nur Ein Sittengesetz.[3]) Wenn nun aber auch die theoretische Consequenz der neuen Lehre bei der vollständigen Aufhebung der Kasten anlangen mußte (wie wir es am klarsten aus den Streitschriften gegen das Brahmanenthum, z. B. der Vajrasûci des Açvagosha, übersetzt von A. Weber, Indische Streifen I, 196 fg. und dem Assaläyanasuttam, herausgegeben und übersetzt von R. Pischel [Chemnitz 1880] ersehen), so blieben doch in der Praxis unter den buddhistischen Fürsten die alten Kastenunterschiede nicht nur unangefochten bestehen, sondern wurden sogar mit der neuen Lehre nach Ceylon getragen, wo sie sich bis heute erhalten haben (Lassen, Ind. Alt. II, 108). Dennoch übte der Buddhismus unter toleranten Königen einen zersetzenden Einfluß auf das Kastenwesen aus, und es ist wol besonders auf seine Rechnung zu schreiben, daß die mittlern Kasten, namentlich die der Krieger, in diesen Jahrhunderten immer mehr Einbuße erleiden, da zahlreiche nun minder verpönte Zwischenheirathen den Uebertritt in die geringere Kaste zur Folge haben, während die Brahmanen, allen Anfeindungen zum Trotz, die Krisis überdauern und im fortwährenden Kampfe gegen die Reformatoren sogar erstarken. Die Vertreibung der Buddhisten führt denn auch zu einer um so mächtigern Reaction des Brahmanenthums, und wenn auch das alte Kastensystem nicht in seiner ganzen Reinheit wieder ersteht, so ist doch an eine Emancipation von demselben nach der brahmanischen Restauration am allerwenigsten zu denken.

Die mohammedanische Eroberung zwang den durch sie betroffenen Hindustaaten zwar neue Gebieter sowie eine neue Rechtspflege auf, welche nach dem Grundsatze der Gleichheit und Unterwerfung aller unter ein religiöses und menschliches Gesetz ausgeübt wurde, war aber weit davon entfernt, die indische Gesellschaft in diesem Sinne neuzugestalten, welche nach wie vor nicht nur das numerische, sondern auch das moralische Uebergewicht auf der Halbinsel behauptete. Dasselbe gilt von der Besitznahme Indiens durch die Europäer. Die Engländer sind natürlich auch im Einklange mit den Forderungen der Zeit und der occidentalischen Civilisation stets darauf bedacht, jene Schranken des Kastenwesens zu durchbrechen, wissen aber bei der ihnen durch die Klugheit gebotenen Politik die Eigenthümlichkeiten der Hindus zu schonen, denselben gegenüber eine mehr zuwartende als eingreifende Stellung einzunehmen. So sehen wir bis auf den heutigen Tag in Indien die Reste jener alten Gliederung des Volkes weiter bestehen. Allerdings kommen außer den Brahmanen beinahe nur noch die Mitglieder der dienenden Kaste in Betracht, wenn wir von den Radschputen absehen, die ihre Abstammung bekanntlich von den alten Kschatrijas herleiten; aber innerhalb jener beiden noch bestehenden Kasten hat sich eine Menge von Abtheilungen und Unterabtheilungen ergeben, theils nach der localen Abstammung, theils nach der traditionellen Beschäftigung ihrer Mitglieder. So z. B. kommen in Bengalen, wo es mehrere hundert Kasten unter den Hindus gibt, jetzt nach den Brahmanen, welche ihrerseits schon in viele sich feindlich gegenüberstehende Klassen zerfallen, gleich die Baidjas oder Aerzte, dann die Kajasthas oder Schreiber u. s. w.; in einzelnen Districten jenes Landes haben sich auch die Mohammedaner in Kasten eingetheilt. Im Dekhan gibt es neben den Brahmanen gegen vierzig gemischte Kasten, alle mit gesonderten Beschäftigungen. Wenn aber auch das heutige Kastenwesen viel von seiner alten Starrheit verloren hat, sodaß es sich jetzt einigermaßen dem europäischen Zunftwesen nähert, so hält es doch namentlich durch die Speise- und Heirathsgesetze die Absonderung zwischen den einzelnen Ständen noch immer streng aufrecht, und wenn auch manche von jenen Vorurtheilen allmählich der europäischen Civilisation von selbst weichen, so bereitet es doch dem wahren Fortschritt der Humanität und Toleranz (wie sich erst vor einigen Jahren bei den Reformbestrebungen des Brahmasomadschi herausgestellt hat) die größten Hindernisse und wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht so bald aus Indien verschwinden. (*C. Cappeller.*)

KASTL, bairischer Markt im Bezirksamte Neumarkt und Amtsgerichte Kastel (Regierungsbezirk Oberpfalz und Regensburg), an der Poststraße von Amberg nach Neumarkt an der Lautrach gelegen, welche bei Schmidtmühlen in die Vils mündet, mit einem Magistrat dritter Klasse, katholischer Pfarrei und Dekanat im Bisthume Eichstädt, hat (1880) 856 Einwohner, 287 Gebäude, zwei Kirchen (voran die alte byzantinisch-romanische Klosterkirche [geweiht 1172], dreischiffig, mit Pfeilern, vorn mit Tonnen-, im Hintertheile des Schiffes mit Kreuzgewölben überdeckt), zwei Beneficien, eine gute Volksschule, eine ehemalige Benedictinerabtei und Jesuitenkloster, ein Amtsgericht, ein Rentamt (für den Landbezirk Kastl), einen Notar, eine Postexpedition und ein Schloß.

Der Stammvater der Grafen von Kastl, Sulzbach und Habsberg war Herzog Ernst II. von Schwaben aus dem Hause Babenberg, der in der Blüte seiner Jahre (17. Aug. 1050) einem so verhängnißvollen Geschicke erlag. Dieser hinterließ seinen Söhnen Gebhardt und Hermann seine Erbgüter auf dem Nordgaue. Anfänglich auf dem Schlosse Kastl an der Lautrach sitzend, theilten die Brüder später das väterliche Erbe, wobei Hermann das Schloß Habsberg erhielt und der Gründer der davon benannten gräflichen Linie wurde, die sich jedoch nur in seinem Sohne Friedrich und seinem Enkel Otto fortpflanzte. Dieser Graf Friedrich von Kastl und sein

3) S. Oldenberg S. 154 und ebendaï. S. 255 Note, die dem brahmanischen Mysticismus schnurstracks entgegenstehende buddhistische Erklärung der Verschiedenheit der Stände.

Sohn Otto, sowie Graf Berngер I. von Sulzbach und die Markgräfin Luitgart, deren Mutter des Erbauers von Sulzbach, Grafen Gebhardt, Schwester war, sind die in Papst Pascal's II. Bestätigung (vom 9. Mai 1103) genannten Stifter des in den J. 1096—1098 erbauten Benedictinerklosters Kastl, in welches Graf Friedrich selbst zwölf Mönche aus Wessobrunn unter dem Abte Theodorich von Petershausen einführte, welcher dieser Stiftung drei volle Jahre vorstand und nach völliger Einrichtung des Klosters als dessen ersten Abt Altmann zurückließ. Auch Friedrich's Aeltern, Graf Hermann und dessen Gattin, Hatziga, sind unter Kastls Wohlthätern aufgeführt. Gedachter Graf Otto (gestorben 26. Sept. 1105) vermachte seine Güter dem Kaiser Heinrich V., dessen Neffe Herzog Heinrich Jasomirgott von Oesterreich seinen Theil am Markte Lauterhofen diesem Kloster im J. 1159 überließ. Kaiser Friedrich I. (1165), Friedrich II. (1219 als römischer König), König Albrecht (1305) u. a. bestätigten die kastler Privilegien; ebenso die Fürsten aus dem pfälzischen Hause. Ludwig der Baier feierte 1323, am 6. Jan., umgeben von vielen Getreuen, in der kastler Kirche ein Dankfest wegen des Sieges bei Mühldorf und verlieh an ebendiesem Tage dem Markte Kastl „unterhalb dem Kloster liegend" die Marktfreiheit in gleicher Weise, wie sie Amberg hatte.

Unter wittelsbachischer Herrschaft kam Kastl 1353 zum Kurantheil, und es wurde durch König Sigismund, der das Kloster als reichsunmittelbar in Anspruch nahm, dem Kurfürsten Ludwig von der Pfalz 1431 die Vogtei übertragen. Derselbe bestätigte 1434 das Gericht im Markte und Burggeding sammt allen Enden und Gemärken im ganzen Umkreise. Das Kloster wurde 1556 säcularisirt und unter Administration gestellt, 1636 den Jesuiten geschenkt, 1773 abermals eingezogen, 1781 der geistlichen Güterfundations-Deputation und 1782 dem Malteserorden zugewiesen. Die ältesten Urkunden wurden leider 1542 größtentheils ein Raub der Flammen; den Rest davon vernichtete (1632) die Plünderung durch Oberstlieutenant Kratzenstein. Zu erwähnen sind hier noch die gelehrten Theologen, die PP. Franz und Johann, und der als Philosoph bekannte Mönch Peter mit dem Zunamen „Magister" von Kastl, der Uebersetzer des Boëtius.

In Kastl sind begraben die Stifter des Klosters, viele Grafen von Sulzbach, Kastl und Hohenburg, und ein Töchterlein Ludwig's des Baiern. Hier ruht auch Seifried Schweppermann, der Sieger von Ampfing; wir geben seine bekannte Grabschrift:

Hier leit begraben Herr Seyfried Schweppermann
Alles thuns vnd Wandels wohl gethan
Ein Ritter Keck und Best,
Der zu Sünderstorff im Stritt That das best
Der ist nun tod
Dem Gott genod
Obiit 1337

Jedem ein Ey,
Dem frommen Schweppermann zwey.

Was die Volkssagen anlangt, so hat kein Ort der Oberpfalz der Legende einen so reichhaltigen Stoff geboten als Kastl und seine alte Kirche. Bemerkenswerth ist aber vor allem, was die zur Zeit noch lebendige Sage von dem Stammvater der kastler Grafen erzählt. Das im Rentamtsarchive aufbewahrte kastler Lehenbuch vom J. 1617 „offgericht durch Fridericum Sagittarium, churfürstlicher Pfalz renovatorem", berichtet, daß Herzog Ernst von Kastl durch eine Wasserflut aus seinem Heimatlande Meotide (Seeland?) vertrieben und im J. 975 unter Kaiser Otto II. nach Deutschland gekommen sei, wo ihm dieser die sumpfige, waldreiche Gegend um Kastl „im Norikau" für sich und seine Mannen als Wohnsitz angewiesen habe. Es ist dies keineswegs eine vereinzelte Stimme, welche von dem nordischen Heimatlande des oberpfälzischen Volkes Kunde gibt. Eine Ahnung unvordenklicher Seßhaftigkeit am Meeresgestade zieht sich durch einen großen Theil des oberpfälzischen Sagenkreises und spricht sich in der reichen Mythe von Wasserrieseu und Wasserzwergen, von Meerfrauen, Geisterfischchen und Eisriesen aus. Schönwerth (B. III, S. 364) weist auf mannichfaches Zusammentreffen litauischer und oberpfälzischer Sage hin und erachtet die Oberpfälzer als von der Ostsee hergekommen. (*Ferdinand Moesch.*)

KÄSTNER (Abraham Gotthelf), Mathematiker und Dichter, ward am 27. Sept. 1719 zu Leipzig, wo sein Vater Professor der Rechte war, geboren. Dieser scheint ein Sonderling gewesen zu sein und manche seiner Eigenheiten auf den Sohn vererbt zu haben. Der Knabe durfte keine öffentliche Schule besuchen, erhielt aber im Hause gründlichen Unterricht. Besondere Sorgfalt wurde seiner religiösen Erziehung zugewendet. Noch vor dem vollendeten achten Jahre hatte er bereits die ganze Bibel gelesen. Eine merkwürdige Erscheinung, daß der sonst schnell fassende Knabe gerade im Rechnen Mangel an Begabung zeigte. In seinem zwölften Jahre wurde er als stud. juris in Leipzig immatriculirt, denn der Vater wollte, daß sein Beruf in der Familie forterbe. Der junge Student hörte aber alle möglichen Vorlesungen und zeigte besonderes Interesse für Philosophie und Naturwissenschaften. Aber auch seine Theilnahme für die schönen Wissenschaften bethätigte er durch den Besuch der Vorlesungen und praktischen Uebungen Gottsched's. Im J. 1733 wurde er zur Freude des Vaters bereits zum Notar ernannt. Nachdem er sich 1735 den Titel eines Baccalaureus erworben hatte, gab er 1736 seine erste mathematische Schrift heraus; 1737 wurde er Magister. Zum Studium der Mathematik eiferte ihn Prof. Chr. Aug. Hausen an, derjenige seiner Lehrer, der nach Kästner's eigenem Geständniß überhaupt am meisten auf ihn eingewirkt hat. Hausen war es auch, der bewirkte, daß Kästner sich 1739 als Privatdocent in Leipzig habilitirte. Kästner's Colloquia disputatoria waren die einzigen Vorlesungen, die der junge Lessing als leipziger Student fleißig besuchte. Ende 1746 war Kästner außerordentlicher Professor der Mathematik geworden, seine Lage wurde aber durch den bald darauf erfolgten Tod des Vaters eine kümmerliche. Die Sorge für die kränkliche Mutter fiel ihm nun anheim. Da kam es ihm zu statten, daß er als Knabe von einem Oheim Fran-

zösisch, Englisch und Italienisch gelernt hatte. Er suchte nun als Uebersetzer Geld zu verdienen. Montesquieu's Esprit des lois, Richardson's Grandison und Pamela wurden von ihm übersetzt und bearbeitet. Daneben lernte er nun auch noch Holländisch, Spanisch und Schwedisch, das letztere, indem er mit Uebersetzen fachwissenschaftlicher Arbeiten begann. Eine Berufung nach Berlin kam nicht zu Stande, eine solche nach Göttingen lehnte er selbst ab, doch wurde er 1749 Mitglied der berliner Akademie und nahm 1756 einen zweiten Ruf nach Göttingen an. Wie aber einstens Haller, so brachte auch ihm Göttingen anfangs kein Glück. Im J. 1758 verlor er seine Gattin und ging erst in späteren Jahren eine zweite Ehe ein. Die französischen Offiziere, welche während des Siebenjährigen Krieges in Göttingen kasernirten, besuchten häufig seine Vorlesungen, doch verleideten die Kriegsunruhen die ersten Jahre seines göttinger Aufenthalts. Als Lehrer und Schriftsteller entfaltete er in seiner Wissenschaft eine fruchtbare Thätigkeit. Seine schönsten Erfolge als Lehrer fallen in den Zeitraum zwischen 1760 und 1780. Einen bleibenden Namen in der deutschen Geistesgeschichte würde sich aber Kästner wol nicht durch seine mathematischen Arbeiten allein erworben haben. „Selten", schrieb Lessing, „werden sich der Gelehrte und der Philosoph, noch seltener der Philosoph und der Meßkünstler (Mathematiker), am allerseltensten der Meßkünstler und der schöne Geist in Einer Person beisammen finden." Daß diese Vereinigung bei Kästner stattfand, gab bei den Zeitgenossen sowol seinen dichterischen als gelehrten Arbeiten höheres Ansehen und durch die ihm von allen Seiten ge währte Anerkennung gewinnt Kästner auch für die literarhistorische Betrachtung selbst an Bedeutung. Schon durch seine Stellung in Göttingen mußte sich Kästner selbst als Nachfolger Haller's fühlen und wurde auch als solcher betrachtet. Schon 1762 wurde er zum Vorstand der „Göttingischen deutschen Gesellschaft" gewählt, und eine ganze Reihe von Aufsätzen verschiedenen Inhalts sind zuerst als Vorträge in dieser Societät gehalten worden. Natürlich nahm er an den Göttingischen gelehrten Anzeigen theil; aber auch Weiße's Bibliothek der schönen Wissenschaften und Nicolai's Allgemeine deutsche Bibliothek zählten ihn zu ihren Mitarbeitern, wie er in seiner Jugend sich an Gottsched's und Schwabe's Zeitschriften betheiligt hatte. Er war ein Mitglied der Leipziger Deutschen Gesellschaft und hatte Gottsched's Rednergesellschaft angehört. Aber er entzweite sich mit Gottsched „aus keiner andern Ursache als wegen Haller". Haller war für Kästner wol das höchste Ideal eines Dichters. Das „philosophische Gedicht von den Kometen" (1744) ist eine lobenswerthe Nachahmung von Haller's Kunst. Wie Haller blieb Kästner der reimlosen seraphischen Poesie fremd. Ein Lehrgedicht „Ueber die Reime" (1742) hat „die Absicht, die Reime zu vertheidigen, nicht als nothwendig zu preisen". Es ist unrichtig, Kästner schlechtweg als Gottschedianer zu bezeichnen; er ist es nicht mehr als die ganze Schule der Bremer Beiträger. Mit ihnen hat er sich von Gottsched losgesagt, mit ihnen bleibt er auf dem Boden der blos formalen Correctheit stehen. Aber im Gegensatze zu Gellert will er das körnige gute Deutsch der alten Kirchenlieder nicht verbessert und verwässert haben. Im Gegensatze zu Gottsched ist er „allemal mehr englisch als französisch gesinnt". Es ist ganz Gottschedisch, wenn er die Dichtkunst nur als Nebenbeschäftigung gelten lassen will und den für einen guten Dichter hielt, der „gute Gedanken in fließenden Versen vorzutragen" vermag. In späteren Jahren meint er aber: „Das Genie braucht keine Regel." Er kennt Dante und Shakespeare, letzteren sogar ziemlich eingehend. Er ist der einzige der göttinger Professoren, der Verständniß und warme Theilnahme für Bürger zeigt. Sein einstiger Schüler Lessing wahrte ihm zeitlebens seine Freundschaft. Die „Betrachtungen über Gottsched's Charakter" (1767) sind nicht nur ein ehrendes Zeugniß für Kästner's eigenen Charakter, es gehörte Muth dazu, unparteiisch von dem einst allverehrten leipziger Dictator zu reden. Kästner's Rede ist der erste und verhältnißmäßig trefflich gelungene Versuch, Gottsched's großer historischer Stellung gerecht zu werden. Kästner darf mit dieser literarhistorischen Arbeit als Vorläufer Danzel's gelten. Am meisten berühmt und gefürchtet war Kästner als Epigrammatiker. Wir, die wir Lessing's Epigramme damit vergleichen, werden nur einen kleinen Theil dieser Verse für witzig halten. Jedenfalls ließ Kästner, wie dies Witzigen so leicht geschehen kann, sich verleiten, oft mit Mühe nach Witz zu haschen, ohne die Absicht verbergen zu können. Ein feinsinniger, vom besten Wissen seiner Zeit erfüllter Geist und ehrenwerther Charakter, aber in keiner Richtung über das Bestehende hinausweisend, hat Kästner seinen Ruhm bedeutend überlebt, als er endlich am 20. Juni 1800 aus einer ihm entfremdeten Welt schied.

Als Quellen für Kästner's Leben sind vor allem die beiden Autobiographien, die deutsche in Baldinger's „Biographien jetzt lebender Aerzte und Naturforscher" (1768) und die lateinische (Leipzig 1787), zu nennen. Beide schildern Kästner's Leben bis zum Jahr 1756. Eine vollständige Lebensbeschreibung enthält die Sammlung der „Poetischen und prosaischen schönwissenschaftlichen Werke" in vier Theilen (Berlin 1841). Unvollständigere Sammlungen sind die „Sinngedichte und Einfälle" (1781, 1800 und 1820), die zwei Theile der „Vermischten Schriften" (Altenburg 1755 und 1772, dann beide zusammen 1783) und die beiden Theile der „in der Kgl. deutschen Gesellschaft zu Göttingen gehaltenen Vorlesungen" (1768 und 1773). (*Max Koch.*)

Kastor und Pollux, s. Dioskuri.

KASTORIA, ein mit mittelalterlichen Befestigungen versehenes Städtchen Ober-Macedoniens, liegt auf einer felsigen Halbinsel in dem seinen Wasserüberfluß gegen die Bistritza, den Haliacmon der Alten, entsendenden, von herrlichen Weinbergen umgebenen Landsee gleichen Namens, einem prähistorischen Krater. Obwol demnach die Gegend der östlichen Abdachung des nordolympischen Hochlandes angehört, so hat sie doch schon mehr den Charakter der nur durch eine schmale Wasserscheide getrennten nordepirotischen (albanesischen) Landschaften, wie auch die Bevölkerung von jeher aus den Nationalitäten

der östlichen und der westlichen Seite zusammengesetzt gewesen zu sein scheint. Die natürliche Festigkeit der Ortslage mag schon früh zur Anlegung einer Stadt eingeladen haben; jedoch wird uns das Vorhandensein einer solchen erst während der römisch-macedonischen Kriege im 2. Jahrh. v. Chr. bezeugt. Dieselbe hieß Keletros, Celetrum; Livius (XXXI, 40) erzählt von ihr, daß ihre Mauern vom See bespült wurden und daß man nur auf einem engen Pfade vom Lande her an sie herankommen konnte. Als des Schlüssels der Landschaft Orestis hatte der Consul Sulpicius sich ihrer zu bemächtigen. Damals wurde sie zu Illyrien gerechnet, woraus man auf ein Vorwiegen der epirotisch-illyrischen Bevölkerung in jener frühen Zeit schließen kann; die Römer schlugen sie später zu ihrer macedonischen Provinz, wie auch die gesammte Landschaft schon seit den Perserkriegen die macedonische Oberhoheit anerkannt hatte. Bei den Völkerstürmen, welche im 7. Jahrh. die Slawen aus dem Norden der Balkanhalbinsel bis an das Aegäische Meer und sogar bis an den Peloponnes führten, blieb auch Celetrum nicht unverschont. Die Slawen gaben ihm den Namen Kostur, vielleicht aus Castron verderbt, wie im Mittelalter befestigte Städte häufig schlechthin genannt wurden; aus Kostur aber dürfte der albanesisch-italienische Name Castoria entstanden sein. Die Byzantiner nannten es noch zu Const. Porph. Zeiten *Κελαυίδιον**); daß sie aber auch den Namen *Καστορία* kannten, beweist Anna Komnena, welche in der Alexias VI, 1 eine umständliche Beschreibung der eigenthümlichen Lage des Orts unter diesem Namen gibt. Während des 11. bis 14. Jahrh. war es ein vielumworbener Besitz. Im J. 1081 wurde es von Boemund, nachdem sein Vater Robert Guiskard den Kaiser Alexius geschlagen, mit fast ganz Epirus erobert; doch gelang es dem Kaiser bald, die Festung zurückzugewinnen. Auf die Dauer vermochten die Kaiser es nicht zu halten. Auch Bataţes eroberte es nebst Vodina u. s. w. im J. 1242, sowie er dann überhaupt das Reichsgebiet in Macedonien ausdehnte. Im J. 1332 fiel es dem mächtigen serbischen Zar Stephan Duschan zu, nach dessen Tode es König Marko, der Sohn Wukaschin's, besaß. Von der verstoßenen Gemahlin Marko's ging es in den Besitz der Gebrüder Balsicha, Fürsten von Skodra aus einem edeln illyrischen Geschlechte, über, von deren zweitem, einzig überlebendem, Chair ed Din Pascha, der Feldherr des Sultan Murad I., nach mörderischem, über die Illyrier bei Arnaut-Belgradi erfochtenem Siege es eroberte. Die Türken, in deren Besitz sich Kastoria seit bereits 500 Jahren befindet, nannten die Stadt Kesrijeh und machten sie zum Vorort eines gleichnamigen Sandschaks, welcher in der Regel dem Ejalet von Rumili (Monastir), bisweilen aber auch demjenigen von Skodra beigegeben wurde. Nach der neuen Provinzialorganisation ist die Sandschakregierung von da nach dem centraler gelegenen Koritza (Kjöritsche) verlegt und der Sandschak nach diesem benannt worden, sodaß Kastoria nunmehr nur Vorort eines Kasa geblieben ist. Das Städtchen wird hauptsächlich von Bulgaren und Albanesen bewohnt; gleichwol ist es der Sitz eines Metropoliten der griechischen Kirche und besitzt eine türkische Normalschule. Bei den russisch-türkischen Friedensverhandlungen von San-Stefano wurde es von der russischen Diplomatie als südwestliche Grenzstadt des geplanten großen Bulgarenreichs in Anspruch genommen, durch den Frieden von Berlin vom 13. Juli 1878 aber im Besitze der Pforte erhalten. (*G. Rosen.*)

KASTRI, ein Dorf von etwa 700 Einwohnern in 140 Häusern, liegt an der Stelle des alten Delphi am Südabhange des Parnassos. Von der oberhalb auf dem Gebirge befindlichen fruchtbaren Ebene, wo sich die Sommer- und Erntehütten oder Kalyben der Bewohner Arachowas befinden und wo in der Gegend der gegen 30 Met. hohen koykischen Höhle die Mythe den Herrschersitz des Deukalion nach der Flut hinverlegt, führt durch einen dichten Nadelwald, den heute keine bacchischen Züge mehr durchtosen, der Weg zum Abstieg längs der Phädriaden-Felsenwand. In etwa tausend niedrig abgestuften Absätzen führt er in endlosen, eine Stunde langen Windungen (die Kakiskala), die unendlich ermüden, die 500 bis 600 Met. hohe Felswand hinab und man tritt dann sofort mitten in das Dorf. Ganz nahe östlich bildet eine tiefe, waldige Felsschlucht einen Einbruch in die Phädriadenwand (die Hyampeia, in welche Aesop hinabgestürzt wurde), zwischen den Wänden Rhodini und Phlempukos, aus welcher nach dem Regen ein Strom hervorbraust. Ganz nahe daneben entspringt die Kastalische Quelle, deren Wasser ein viereckiger, in den Fels gehauener Trog zunächst aufnimmt, in welchem Salat wächst und wo Wäsche gereinigt wird. Darüber glimmt ein ewiges Lämpchen vor einem in einer Nische stehenden Heiligenbilde. Kaum 200 Met. westlicher beginnt der Peribolos, innerhalb dessen noch der Grundriß des Apollotempels und einige spärliche Säulenreste oder Füße zu sehen sind. Viel weiter westlich liegt das gut erkennbare, 214 Met. lange Stadium. — Kastri heißt auch der jetzige Hauptort der argolischen Halbinsel, drei Stunden östlich von Kranidi, nahe der Stelle des alten Hermione, welches östlicher zwischen zwei Buchten auf der sieben Stadien langen und zwei bis drei Stadien breiten Landzunge, bisti d. i. schwarz genannt, lag. Kastri zieht sich am Abhange des Berges Pron empor, und bei der Hauptkirche befinden sich noch einige Alterthümer; aber der zur Unterwelt führende Erdschlund der Hermioner ist noch nicht aufgefunden.

(*G. A. von Klöden.*)

Kastriota (Georg), s. Skanderbeg.

Kasuar, s. Casuarius.

KATABASION (lat. confessio) hieß in der alten Kirche derjenige Ort unter dem Altare, an welchem Reliquien aufbewahrt wurden. Der lateinische Name confessio ist daher zu erklären, daß die Märtyrer, deren Gräber oder Reliquien sich unter einem Altare befanden, auch Confessores, Bekenner hießen. (*G. Portig.*)

Katakaustische Linie, s. Brennraum.

KATAKOMBEN. Mit Anschluß an die Sitte des Indenthums und unter Einwirkung bestimmter reli-

*) *Const. Porph.* De Thematibus, l. II, 50.

giöser Anschauungen pflegten die altchristlichen Gemeinden ihre Todten zu beerdigen, im Gegensatze zu der damals in den Städten wenigstens fast allgemein verbreiteten Cremation. Dadurch wurden sie zur Anlage unterirdischer Grabkammern geführt, die sich von ähnlichen Bauten heidnischen und jüdischen Ursprungs dadurch unterscheiden, daß sie nicht Familiengräber sind, sondern der Gemeinde als solcher angehören und infolge dessen umfangreicher und complicirter angelegt sind. Der im Alterthume dafür gebräuchliche Name ist κοιμητήρια, coemeteria, d. h. „Schlafkammern"; im Mittelalter wurde derselbe durch die ursprünglich dem Cömeterium San-Sebastiano an der Via Appia vor Rom eignende Bezeichnung catacumbae, ein Wort ungewisser Etymologie, verdrängt. Altchristliche Katakomben sind besonders in Italien noch zahlreich vorhanden. Rom allein besaß deren ursprünglich mehr als vierzig, von denen indeß gegenwärtig nicht ganz die Hälfte bekannt ist. Nächstdem kommen die Cömeterien in Neapel, darunter die wichtige Katakombe von San-Gennaro dei Poveri, in Betracht, weiterhin in Sicilien bedeutende Anlagen in Syrakus (San-Giovanni), Palazzuolo, Girgenti, Palermo. Im Orient sind bisher nur zwei größere Cömeterien bekannt geworden, in Kyrene und auf der Insel Melos, daneben in großer Anzahl kleinere Grabkammern, z. B. in Centralsyrien und in Aegypten. Auf deutschem Boden fehlen die Katakomben ganz.

Bis zu den Zeiten Konstantin's des Großen bedienten sich die Christen ausschließlich der unterirdischen Grabstätten. Nachdem aber unter dem genannten Kaiser die äußere Lage der Kirche eine andere geworden war, begannen die Gemeinden neben den Katakomben Friedhöfe unter freiem Himmel (coemeteria sub dio) anzulegen. Diese drängten den Gebrauch der Katakomben mehr und mehr zurück und bewirkten endlich, daß dieselben aufgegeben wurden. Das geschah in Rom am Anfange des 5. Jahrh., in Neapel, Syrakus und an andern Orten erst geraume Zeit später. Indeß seit dem Ende des 6. Jahrh. ist nirgends mehr in den Katakomben bestattet worden. Sie traten allmählich aus der Kenntniß der Menschen zurück und geriethen in Verfall. Erst die zufällige Entdeckung einer altchristlichen Grabstätte in der Nähe Roms am 31. Mai 1578 änderte diese Sachlage. Die Aufmerksamkeit der damals Lebenden wurde dadurch den Katakomben wieder zugewendet, man stellte Ausgrabungen in ihnen an und sammelte ihre Monumente. Auf Grund fast vierzigjähriger Studien und Forschungen verfaßte der in Rom ansässige Malteser Antonio Bosio (gest. 1629) das erst zwei Jahre nach seinem Tode durch den Oratorianer Severano zum Druck gebrachte Werk Roma sotterranea, eine bahnbrechende Leistung, welche als Ganzes beurtheilt erst durch die Arbeiten der Gegenwart auf diesem Gebiete überholt worden ist. Die lateinische Uebersetzung dieses Buches durch Paolo Aringhi (Roma subterranea, Roma 1651, die in Paris und Leyden nachgedruckt und in lateinischer und deutscher Sprache excerpirt wurde, trug das Interesse für die Katakomben und die Kenntniß derselben in weitere Kreise und regte auch in andern Städten einheimische Gelehrte zur Erforschung der Katakomben ihrer Heimat an. Selbständig, aber auch enger begrenzt, sind die Schriften von Marc' Antonio Boldetti (Osservazioni sopra i cimiterj de' santi martiri, Roma 1720) und Giovanni Bottari (Sculture e pitture sacre estratte dai cimiterj di Roma, Roma 1737 fg.). Seit der Mitte des 18. Jahrh. ruht die Katakombenforschung längere Zeit, um erst in diesem Jahrhundert neu aufzublühen und durch eine Reihe von Archäologen, darunter als der bedeutendste Giovanni Battista de Rossi, auf eine Höhe erhoben zu werden, die vordem nicht erreicht worden ist.

Die Construction der Katakomben ist im allgemeinen eine gleichartige, bestimmt sich aber im einzelnen nach den localen Verhältnissen. War die Katakombe in einem Hügel- oder Bergrücken anzulegen, so wurde in die Wand ein horizontal laufender Schacht eingeschlagen, und von diesem aus, je nach Bedürfniß, Nebengalerien nach rechts und links abgezweigt. So ist San-Giovanni in Syrakus construirt, während San-Gennaro dei Poveri in Neapel aus mehrern selbständig nebeneinanderliegenden Hauptgalerien besteht. Wo dagegen, wie meist in Rom, eine ebene Bodenfläche gegeben war, stiegen die Arbeiter vermittels eines Schachtes, den sie dann in eine Treppe umwandelten, zuerst in die Tiefe der Erde hinab und eröffneten dann vom Ende dieses Schachtes aus die Galerien und zwar zunächst in der Form eines Stockwerkes. War dieses ausgebraucht, so schufen sie in tieferem Niveau ein zweites, drittes Stockwerk und so fort. In Rom finden sich Katakomben mit fünf Stockwerken; in der Regel aber beschränkte man sich auf drei. Die Galerienbreite war von der Bodenbeschaffenheit abhängig. Der feste Tuf in Neapel und der Kalkstein in Syrakus gestattete die Anlage breiter Galerien. In Rom dagegen legte der bröckelige Sandtuf große Beschränkungen auf: die Gänge gehen dort selten über die Breite eines Meters hinaus.

Luft und weniges Licht wird den Katakomben durch Schachte (luminaria), die an die Oberfläche münden, und die bald quadratisch, bald rund geformt sind, zugeführt. In die Seitenwände der Galerien sind in mehrern Reihen übereinander die Gräber eingeschnitten. Die Hauptformen derselben sind der sargähnlich construirte schmucklose Loculus und das von einem Bogen überspannte kunstvollere Arcosolium. Daneben existiren mehrere Mischformen. Nur in Ausnahmefällen, bei Raumenge, wurden auch in den Fußboden Gräber gesenkt. Als Verschlußmittel dienten Marmorplatten oder große Ziegel, und zwar pflegte man dieselben vermittels Cements luftdicht in die Fuge des Grabes zu befestigen.

Vereinzelt lehnen sich an die Galerien kleine Grabkammern (cubicula) an, die durch eine Thür verschlossen werden konnten. Sie dienten als Erbbegräbnisse vornehmer Familien, nicht als Kapellen zur Feier des Gottesdienstes, wie vielfach angenommen wird. Abgesehen von den zum Gedächtniß der Todten in den Katakomben vorgenommenen öffentlichen und privaten,

an die antike Sitte sich anlehnenden Feierlichkeiten, haben gemeindliche Gottesdienste in den Cömeterien nicht stattgefunden, auch nicht in den Zeiten der Verfolgung.

Wie die antiken Grabstätten, so entbehren auch die christlichen des bildnerischen Schmuckes nicht. Am meisten ist die Malerei in Anspruch genommen. Die Wände der Privatgrabkammern, seltener der Galerien, tragen Darstellungen alt- und neutestamentlichen Inhaltes, die in Gemeinschaft mit andern aus dem christlichen Geiste heraus frei geschaffenen Symbolen (Taube, Fisch, Anker, Palme) und solchen, die der antiken Symbolik entstammen (Pfau, Phönix, Orpheus, Odysseus und die Sirenen), Gedanken der Auferstehung und der Fortdauer im Jenseits auszudrücken bestimmt waren und nicht etwa als Illustrationen zur kirchlichen Dogmatik und Ethik anzusehen sind. Vereinzelt erscheinen in diesem Cyklus auch rein historische Darstellungen, Abbildungen der Todten, gewöhnlich in betender Stellung (Oranten) oder biblische Scenen; seit dem Anfange des 4. Jahrh. wächst ihre Zahl rasch und überwuchert schließlich die symbolischen Sujets. Die Ausführung der Malereien scheint im 1. und im 2. Jahrhundert vorwiegend al fresco gewesen zu sein; später kamen fast ausschließlich Leimfarben zur Verwendung.

Die Plastik wirkt sich fast nur in der Form des Reliefs aus, das sich an die neben den natürlichen Gräbern gebrauchten Marmorsarkophage nach antiker Sitte knüpft; daneben sind einige Statuen des guten Hirten in den Katakomben vorgefunden worden.

Von der Anschauung des Alterthums ausgehend, daß das Grab die zweite Wohnung der Seele (domus aeterna) vorstelle, pflegten die Christen nach dem Vorbilde der Heiden die Gräber mit mancherlei Gegenständen, die der Todte im Leben um sich zu haben gewohnt war, die er brauchte, an denen er Gefallen fand, auszustatten, wie Schmucksachen, Hausgeräth, Instrumente (Raoul-Rochette, Troisième Mém. sur les antiquités chrét. [Mém. de l'Instit. royal de France], Paris 1838, XIII, 529 fg.). Weiterhin finden sich in den Gräbern deponirt oder an der Außenseite derselben vermittels Kalkes befestigt Gläser von wechselnder Form, die zur Aufnahme theils von Parfüms, theils von Abendmahlswein dienten. Der durch Oxydation erzeugte dunkelrothe Niederschlag am Boden derselben gab bereits im 17. Jahrh. Veranlassung, daß diese Gefäße als Behälter von Märtyrerblut angesehen wurden, welches man gesammelt habe, um die betreffende Leiche als diejenige eines Märtyrers der Nachwelt zu kennzeichnen. Eine solche Sitte ist aber weder aus den kirchengeschichtlichen Quellen nachweisbar, noch hat bisjetzt durch mikroskopische oder chemische Analyse der Blutgehalt nachgewiesen werden können (vgl. Paulinus, Die Märtyrer der Katakomben und die römische Praxis, Leipzig 1871 [woselbst auch die weitere Literatur]; F. X. Kraus, Ueber den gegenwärtigen Stand der Frage nach dem Inhalte und der Bedeutung der römischen Blutampullen, Freiburg i. Br. 1872 [vermittelnd]; B. Schultze, Die sogenannten Blutgläser der römischen Katakomben [in der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft, 1880, X.])

Die Verschlußplatten der Gräber tragen in der Regel eine Inschrift, die entweder eingemeißelt oder mit flüssiger oder trockener Farbe aufgemalt ist. Dieselbe enthält kurze Angaben über den Todten, oft mit Beifügung der Worte IN PACE, ЄN ЄIPHNH oder eines Wunsches wie VIVAS IN DEO, ЄIPHNH COI ЄN ΘЄΩ, PAX TIBI, SPIRITVS TVVS IN PACE. Das ursprünglich einfache Formular erweitert sich im 4. Jahrh. und eignet sich bald eine Ueberfülle von lobenden Beiworten an. Die Schriftcharaktere und die chronologischen Angaben entsprechen im allgemeinen den gleichzeitigen antiken Inschriften. Nur eine geringe Minderheit ist datirt; doch verfügt die altchristliche Epigraphik über Mittel, auch undatirte Inschriften mit ziemlicher Sicherheit chronologisch zu fixiren; die wichtigsten Momente dabei sind die Schriftform, die Formulirung und die vorhandenen Symbole, insbesondere das Monogramm Christi und das Kreuz. Die altchristlichen Inschriften Galliens sammelte Le Blant (Inscriptions chrét. de la Gaule antérieures au VIIIe siècle, Paris 1856 fg.), die römischen de Rossi (Inscriptiones christianae Urbis Romae, 1. Bd. [die datirten Inschriften enthaltend], Romae 1861), die der Donau und des Rheins Steiner (Sammlung und Erklärung altchristlicher Inschriften in den Gebieten der obern Donau und des Rheins, 2. Aufl., Seligenstadt 1859), die spanischen und die britischen Hübner (Inscript. Hispaniae christ., Berol. 1871. — Inscript. Brit. christ., Berol. 1876). Daneben sind in die größeren Sammlungen antiker Inschriften, insbesondere in das von der berliner Akademie herausgegebene Corpus Inscriptionum, altchristliche Inschriften aufgenommen.

Die Verwaltung der Katakomben leitete seit dem Ende des 2. Jahrh. die Kirche. Die Oberaufsicht fiel dem Bischofe zu, der seinerseits die Administration durch von ihm berufene Organe vollzog. In dieser letztern Eigenschaft fungirten in Rom seit der Mitte des 3. Jahrh. die Presbyter. Die Herstellung der Gräber und die Bestattung der Todten war Aufgabe der fossores, κοπιαταί (von κοπιάω = „mühevoll arbeiten"), die im 4. Jahrh. vorübergehend die ganze cömeteriale Verwaltung in die Hand bekamen (B. Schultze, De christianorum veterum rebus sepulcralibus, Gothae 1879).

Von den altchristlichen Cömeterien aus hat man neuerdings die Bezeichnung Katakomben auch auf vorchristliche Grabanlagen, wie die altägyptischen, und auf mittelalterliche unterirdische Aushöhlungen, wie die Steinbrüche von Paris, übertragen. Letztere erhielten diesen Namen erst seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auf Grund davon, daß damals aus aufgegebenen Friedhöfen der Stadt Gebeine hierin übertragen wurden.

Zu vergleichen: Bellermann, Die altchristlichen Begräbnißstätten und besonders die Katakomben zu Neapel (Hamburg 1839); B. Schultze, Die Katakomben (Leipzig 1882). Ueber die römischen Katakomben: de Rossi, Roma

sotterranea cristiana (Bd. 1, Rom 1864; Bd. 2, Rom 1867; Bd. 3, Rom 1877); auf Grund dieses Werkes F. X. Kraus, Roma sotterranea. Die römischen Katakomben (Freiburg i. Br., 2. Aufl., 1879); Roller, Les Catacombes de Rome (Bd. 1, Paris 1879; Bd. 2, Paris 1881). Ueber außerrömische Katakomben: B. Schultze, Die Katakomben von San-Gennaro dei Poveri in Neapel (Jena 1877); Liverani, Le catacombe ed antichità crist. di Chiusi (Siena 1872); B. Schultze, Die Katakomben von Syrakus (in dessen „Archäolog. Studien", S. 121 fg.). Die Bildwerke der Katakomben gesammelt bei R. Garrucci, Storia dell' arte cristiana (Prato 1873 fg.); vgl. auch Piper, Mythologie und Symbolik der christlichen Kunst (Weimar 1847 fg.); B. Schultze, Archäologische Studien über altchristliche Monumente (Wien 1880.) (*Victor Schultze.*)

KATALEKTA (richtiger wol Catalepta von *κατὰ λῆπτόν*, d. h. „Kleinigkeiten" [vgl. *Vit. Arat.*, p. 55, 87 Westerm.; *Strabo*, X, p. 486; *Tzetzes*, Exeg. Il., p. 147, 3; *Phot.* und *Suid.* s. *ψιφετός*], wogegen wol mit Unrecht an *κατάλειπτα* — „hinterlassene Gedichte" gedacht worden ist), sind eine Sammlung von vierzehn Gedichten in elegischem und jambischem Versmaß mit verschiedenem Inhalt, die, meistens aus der Zeit Vergil's stammend, ihm später alle zugeschrieben sind, obwol wenigstens eins, Nr. 5, von Vergil sicher nicht verfaßt sein kann, andere wegen der Bitterkeit des Tones mit Wahrscheinlichkeit dem sanften Vergil abgesprochen werden müssen. Auch die servile Elegie auf Messalla, Nr. 11, ist von einem Anfänger gedichtet, in welchem O. Ribbeck Lygdamus vermuthet hat. Vgl. W. Hertzberg, Einleitung zur Uebersetzung des Catull, S. 108; Ribbeck, Append. Vergil. p. 6; Lucian Müller, Catull (1870), S. XLIII; Teuffel-Schwabe, Röm. Litg. §. 230, 5, 1. (*H. Flach.*)

Katalepsie, s. Starrsucht.

KATALEXIS (griech.) nennt man in der Metrik zwei verschiedene Erscheinungen, von denen die gewöhnliche die Unvollkommenheit eines Verses in seinem Schlußgliede ist, dem eine Länge oder eine Kürze fehlt (catalecticus), d. h. zwei *χρόνοι* oder einer, während die Vollständigkeit dieses Schlußgliedes durch das Attribut acatalecticus bezeichnet wird. Vgl. *Hephaest.*, p. 25: *καταληκτικά, ὅσα μεμειωμένον ἔχει τὸν τελευταῖον πόδα.* So ist der heroische Hexameter ein katalektischer Vers, da ihm vom letzten Daktylus eine Silbe fehlt (– ⏑ ⏑ statt – ⏑ ⏑). Die zweite Form der Katalexis findet im Innern eines Verses statt und ist identisch mit Synkope, indem ein *χρόνος* oder zwei *χρόνοι* nicht durch ein oder zwei Silben ausgedrückt sind, sondern ihren Werth auf die vorhergehende Silbe übertragen, wodurch die Länge derselben um den betreffenden *χρόνος* vergrößert wird. Vgl. Max. Plan. bei Walz, Rhet. Gr., V, 474 *κατάληξίς ἐστιν, ὡς οἱ τεχνικοί φασι, συλλαβὴ ἀντὶ ὅλου ποδὸς παραλαμβανομένη.* Beispielsweise wenn der Trochäus – ⏑ die Gestalt erhält –⏑ (d. h. Länge im Werthe von drei *χρόνοι*), oder der Daktylus –⏑ (Länge im Werthe von vier *χρόνοι*). Diese Erscheinung hat ihr bestes Analogon in den punktirten Noten der Musik. Auch die Entstehung einzelner Füße wird heute von einigen Metrikern durch Katalexis erklärt, z. B. des Creticus – ⏑ – (eigentlich – ⏑ –⏑) aus – ⏑ – ⏑, d. i. trochäische Dipodie, und des Dochmius – – ⏑ – ⏑ (eigentlich – ⏑ –⏑ – ⏑), d. i. trochäische Tripodie mit Anakrusis. — Außerdem unterscheidet man einen hypertatalektischen Vers, wenn dessen reguläre Fußzahl um eine Silbe vergrößert ist, z. B. – ⏑ – ⏑ | – ⏑ – ⏑ | – ⏑ –, und einen brachykatalektischen, wenn bei einem doppelfüßigen Takt (Dipodie) eine ganze Hälfte, also ein Fuß fehlt, z. B. – ⏑ – ⏑ | – ⏑ – | statt – ⏑ – ⏑ | – ⏑ – ⏑ |. (*H. Flach.*)

KATALOG (griech. *κατάλογος*). Aufzählung, Liste, Register, Verzeichniß, besonders ein Verzeichniß zu einem gewissen Zwecke oder ein Verzeichniß von Sachen, die unter einem Hauptbegriffe stehen, die zu einer abgeschlossenen, für sich existirenden Sammlung vereinigt sind. So gibt es Kataloge von Büchern, Gemälden, Alterthümern, Münzen, Naturalien u. s. w. Schlechthin versteht man jedoch unter Katalog ein Verzeichniß von Büchern. Für jede Bücher sammlung, mag sie nun groß oder klein sein, ist ein Katalog ein unumgängliches Erforderniß, ohne welchen dieselbe mehr als jede andere Sammlung unbenutzbar, ja geradezu unbrauchbar sein würde. Vor allem aber liegt es im Interesse der der Oeffentlichkeit dienenden Bibliotheken, zweckmäßig angeordnete, übersichtliche Kataloge zu besitzen, und man betrachtet daher auch mit Recht das Kapitel über die Anfertigung solcher Bücherverzeichnisse als das wichtigste in der Bibliothekwissenschaft. Entschieden nothwendig sind für eine größere öffentliche Bibliothek vier Arten von Katalogen*): 1) ein Accessionskatalog, 2) ein Standorts- oder Localkatalog, 3) ein wissenschaftlicher oder Fach- oder Realkatalog und 4) ein alphabetischer oder Nominalkatalog.

Der Accessionskatalog trägt einen rein geschäftlichen Charakter an sich. Er soll das Verzeichniß sämmtlicher während eines Jahres theils durch Kauf, theils durch Schenkung erworbenen Bücher und zwar mit fortlaufender, aber jährlich von neuem zu beginnender Numerirung, ferner mit Angabe der Bezugsquelle, bei Kauf auch mit Angabe des Preises darstellen. Um jederzeit die Bezugsquelle von einem Buche erfahren oder controliren zu können, schreibt man dessen Accessionsnummer klein mit Bleistift unten auf das Titelblatt. Einige Bibliotheken lassen ihre jährlichen Accessionen durch den Druck veröffentlichen. In diesem Falle ist eine, wenn auch allgemeine Ordnung der Bücher nach den einzelnen Fächern erforderlich.

Der Standorts- oder Localkatalog hat den Zweck, die Bücher, Format für Format (Folio, Quart, Octav), nach der Folge und Ordnung, in welcher sie in den Fächern stehen, zu verzeichnen. Mit ihm muß, sobald die Ordnung und Aufstellung der Bücher vollzogen ist, der Anfang der Katalogisirungsarbeiten in einer größeren

*) Im Folgenden sind vorzugsweise die Katalogseinrichtungen der leipziger Universitätsbibliothek berücksichtigt worden.

Bibliothek gemacht werden, weil er erstens das Inventarium und zweitens die allein zuverlässige und vollständige Grundlage zur Abhaltung der nothwendigen Revisionen bildet. Man bedient sich zu diesem Kataloge am besten quadratischer Zettel von mäßiger Größe, auf denen die Titelcopien übertragen werden. Zuoberst steht in einer Zeile das Format, durch Fol., 4 oder 8 abgekürzt, alsdann das Fach, ebenfalls abgekürzt, z. B. Dtsche. Gesch. = Deutsche Geschichte, R. D. St. R. = Neues Deutsches Staatsrecht, Ges. Wke. = Gesammelte Werke u. s. f., und hierauf die Nummer, welche das Buch in dem betreffenden Fache trägt, für die aber einstweilen ein kleiner Raum freibleibt, da sie erst aus dem wissenschaftlichen Kataloge entnommen werden kann. Fach und Nummer bilden zusammen die Signatur eines Buches. Sie wird auf die innere Seite des vordern Einbanddeckels mit Bleistift und dann noch einmal auf ein auf dem Rücken des Einbandes angebrachtes Zettelchen mit Tinte geschrieben. Bei sehr dünnen Bänden bringt man das Zettelchen am zweckmäßigsten auf der äußern Seite des Deckels in der obern linken Ecke an. Die Titelcopie, die nach der Signatur folgt, ist mit diplomatischer Genauigkeit, jedoch mit Hinweglassung alles Unwesentlichen, wiederzugeben: Name des Verfassers (in besonderer Zeile), Inhalt möglichst kurz gefaßt, erforderlichenfalls Name des Uebersetzers oder Herausgebers, Auflage oder Ausgabe, Zahl der Theile, Angabe ob Kupfer, Karten, Tabellen u. dergl. in dem Werke vorhanden, Verlags- beziehentlich Druckort, Jahrzahl, endlich Zahl der Bände nebst Angabe des Einbandes. Die Zettel, auf denen die Titelcopien geschrieben sind, werden dann in hölzernen Kästen, die mit den Etiketten der einzelnen Fächer versehen sind, aufbewahrt.

Der wissenschaftliche oder Fachkatalog bezweckt vor allem ein übersichtliches Bild von dem Bestande von Büchern zu geben, welche eine Bibliothek über einen jeden einzelnen Zweig der Wissenschaft besitzt, zerfällt also hiernach in genau ebenso viele Abtheilungen, als Fächer nach dem von der betreffenden Bibliothek beobachteten bibliographischen Systeme vorhanden sind, und dient sodann auch als Grundlage für die Numerirung der Bibliotheksbücher. Da er der Benutzung seitens der Besucher der Bibliothek zugänglich sein muß, so ist es am gerathensten, ihn in der Form mäßig starker Bände in Fol. anzulegen, so, daß jeder Band ein Fach oder auch einige, im letztern Falle aber womöglich einander verwandte Fächer umfaßt, also z. B. Aesthetik und Kunstgeschichte, Mathematik und Astronomie, Mineralogie und Geologie u. s. w. Von den Standortskatalog-Zetteln werden nun die Titelcopien in den Fachkatalog eingetragen. Jedes Blatt des letztern ist in vier Rubriken eingetheilt, die erste, den größten Raum einnehmende, enthält den Titel, die zweite das Format, die dritte das Fach und die vierte die Nummer des Buches, welche diesem nun erst gegeben werden kann und nachträglich auf dem Standortskatalog-Zettel (siehe oben) hinzuzufügen ist. Was die Numerirung anbelangt, so kann solche entweder fortlaufend durch alle drei Formatklassen eines Faches oder auch in jeder Formatklasse für sich, d. h. in jeder wieder von Eins beginnend, geschehen. Da sich jedoch bei der letztern Art eine und dieselbe Nummer dreimal wiederholen kann und zur genauen Bezeichnung immer das Format bemerkt werden muß, so ist die erstere Art, also die fortlaufende Numerirung, entschieden vorzuziehen. Die Nummern selbst werden dann wegen etwaiger Einschaltungen nicht streng in der Aufeinanderfolge, sondern mit Ueberspringungen gegeben. Reichen die eingeschalteten Nummern nicht mehr aus, so setzt man kleine lateinische Buchstabenexponenten, jedoch mit Ausschluß des a und womöglich nie mehr als zwei hinzu (z. B. 120^{b}, 120^{bm}). Jeder Band des wissenschaftlichen oder Fachkataloges muß außerdem zu Anfang eine systematische Inhaltsübersicht und am Schlusse ein alphabetisches Namen- und Sachregister enthalten, jedes Blatt muß zuoberst die betreffende Fachabtheilungs-Ueberschrift tragen.

Der alphabetische General- oder Nominalkatalog endlich stellt ohne Rücksicht auf die einzelnen Fächer ein Verzeichniß des gesammten Bücherbestandes dar und gibt auf die Frage, ob ein bestimmtes Buch auf der Bibliothek vorhanden sei, rasche und zuverlässige Antwort. Man legt diesen Katalog am besten in Form von einzelnen Großquartblättern an, von denen allemal eine Anzahl in einer Pappkapsel vereinigt werden, sodaß der ganze Katalog von A—Z äußerlich aus lauter solchen gleichgroßen Kapseln besteht. Die Blätter sind ebenso wie die des Fachkataloges (siehe oben) in vier Rubriken (Titel, Format, Fach, Nummer) eingetheilt. Oben an der Spitze steht das sogenannte Ordnungswort (Stichwort, Schlagwort), durch welches der Platz des betreffenden Buches in der alphabetischen Reihe bestimmt wird. Bei der Feststellung dieses Ordnungswortes ist vor allem zu unterscheiden, ob der Name des Verfassers auf dem Titel genannt oder ob er nicht genannt, d. h. ob das Buch anonym herausgegeben ist. Im erstern Falle gilt der Verfassername als Ordnungswort und zwar wird er stets im Nominativ, was namentlich bei lateinischen Namen zu berücksichtigen ist, gesetzt. Stimmen mehrere Namen vollständig miteinander überein, so bedingen die Vornamen der Verfasser die Reihenfolge, und gleichen sich auch diese, so fügt man am einfachsten römische Ziffern hinzu, also z. B. Müller, Karl Friedrich, I., II., III. u. s. f. Ist ein Buch das Werk von zwei oder mehrern Verfassern, dann wird es unter dem Namen des zuerst genannten aufgestellt und jeder andere bekommt einen Rückweis. Ebensolche Rück- oder Verweise erhalten auch die Fortsetzer, Herausgeber, Uebersetzer von andern verfaßter Werke. Diejenigen Schriften zweitens, die anonym erschienen sind, trägt man in den alphabetischen Katalog unter dem Namen des Verfassers ein, wenn derselbe irgendwie sicher bekannt geworden ist. Zur Ermittelung solcher Namen dient das sehr sorgfältig gearbeitete Werk von Ant. Alex. Barbier, Dictionnaire des ouvrages anonymes (3. édit., T. 1—4, Paris 1872—79). In gleicher Weise ist zu verfahren bei Schriften, die pseudonym, d. h. unter einem falschen Verfassernamen erschienen sind; auch hier muß der richtige Name ermittelt

werden, wozu das Buch von Emil Weller, Index Pseudonymorum (Leipzig 1856), Anleitung gibt. Läßt sich bei anonymen Schriften der Verfassername nicht constatiren, so wird, falls im Titel ein Hauptwort im Nominativ vorkommt, dieses als Stichwort betrachtet. Geht dem Hauptworte ein Beiwort voraus, so stehen erst alle Titel, bei denen dies nicht der Fall ist, z. B. „Erörterung der Gründe, warum u. s. w.“, und dann die mit dem vorausgehenden Beiworte nach der Folge der Buchstaben des letztern, z. B. „Erörterung, anderweite, ausführliche u. s. w.“ Zusammengesetzte Wörter werden stets, mögen sie auf dem Titel auch getrennt geschrieben sein, als ein Wort behandelt, z. B. „Hof- und Staatshandbuch“, „Shakespeare-society“. Enthält der Titel eines Buches gar kein Nennwort, so wird einfach das erste Wort desselben zum Stichwort erhoben, z. B. „Wie wurden wir, was sind wir?“ Bei gleichnamigen Artikeln steht derjenige, in welchem das Stichwort anonym oder appellativ vorkommt, zuerst, also z. B. „Spiegel des Sünders“ und hierauf folgt „Spiegel“ als Familienname mehrerer Autoren.

Zum Zweck einer Controle über sämmtliche im alphabetischen Kataloge befindliche Artikel ist es gerathen, noch einen Nebenkatalog oder Nomenclator und zwar am besten in Gestalt von Quartbänden anzulegen, der gewissermaßen als Register zum alphabetischen Kataloge dient, gleichzeitig aber auch die Bestimmung trägt, die Ordnung der einzelnen Blätter in den Kapseln (siehe oben), wenn sie gestört ist, wieder festzustellen. Er enthält demnach weiter nichts als ein alphabetisches Verzeichniß aller Ordnungs- oder Stichworte nebst den vorkommenden Verweisen. Letztere werden einfach durch ein vorgesetztes Sternchen markirt, im übrigen aber muß jedem im Nomenclator vorkommenden Ordnungsworte allemal ein Blatt des alphabetischen Kataloges entsprechen.

Nächst gedruckten Büchern pflegt eine jede größere Bibliothek auch noch geschriebene Bücher, d. h. Handschriften (Codices manuscripti) zu besitzen, und für diese ist ein besonderer, von den obengenannten völlig unabhängiger Katalog nothwendig, welcher aber bei weitem ausführlicher und eingehender zu bearbeiten ist als ein Katalog von gedruckten Büchern. Er muß nämlich eine kurze Beschreibung des Inhaltes, sowie Notizen über Material (Pergament oder Papier), Alter, Format, Umfang (Zahl der Blätter), Schriftcharakter, Herkunft, kritischen Werth, gedruckte Ausgaben einer Handschrift enthalten. Dagegen ist die Eintheilung und Aufstellung der Handschriften viel weniger umständlich als die der gedruckten Werke. Sie werden nämlich einfach nach der Sprache, in der sie geschrieben sind, eingetheilt, also in Handschriften in deutscher, lateinischer, griechischer, hebräischer, arabischer u. s. w. Sprache, und innerhalb jeder Abtheilung chronologisch nach den Jahrhunderten, soweit sich diese paläographisch bestimmen lassen, aufgeführt. Bei kleineren Handschriftensammlungen genügt es, die Handschriften fortlaufend durch die einzelnen Abtheilungen zu numeriren, jede trägt dann z. B. die Signatur Cod. mscpt. nr. 210. C. m. nr. 212. bei umfangreicheren Sammlungen hingegen ist es zweckmäßig, in den einzelnen Abtheilungen besondere Numerirungen anzuwenden, wie dies z. B. bei dem unter Halm's Leitung herausgegebenen, in 9 Bände oder Abtheilungen zerfallenden, aber noch unvollendeten Handschriftenkataloge der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München der Fall ist. Ueberhaupt ist es ein dringendes Erforderniß, daß eine Bibliothek ihren Handschriftenkatalog, insofern er nach den oben angegebenen Principien bearbeitet ist, durch den Druck veröffentliche, da solche Kataloge unentbehrliche Hülfsmittel namentlich für den Geschichts- und Sprachforscher bilden. In der That ist auch die Zahl der bisjetzt gedruckten Handschriftenverzeichnisse eine sehr bedeutende. Außer dem obenerwähnten großen münchener Kataloge mögen hier als besonders gut gearbeitete die kleineren Verzeichnisse über „Die Handschriften der fürstlich Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen von K. A. Barack“ (Tübingen 1865) und über „Die Handschriften der Stiftsbibliothek St.-Florian, beschrieben von A. Czerny“ (Linz 1871), hervorgehoben werden.

Die Anfertigung, beziehentlich Einrichtung von Bibliothekskatalogen im allgemeinen ist unter andern ausführlich behandelt in den Büchern und Schriften von Albrecht Kayser, Ueber die Manipulationen bei der Einrichtung einer Bibliothek und der Verfertigung der Bücherverzeichnisse (Bayreuth 1790); von Christian Molbech, Ueber Bibliothekswissenschaft oder Einrichtung und Verwaltung öffentlicher Bibliotheken. Nach der zweiten Ausgabe des dänischen Originals übersetzt von Ratjen (Leipzig 1833); ferner von Joh. Christian Friedrich, Kritische Erörterungen zum übereinstimmenden Ordnen und Verzeichnen öffentlicher Bibliotheken (Leipzig 1835); von L. A. Constantin, Bibliothekonomie oder Lehre von der Anordnung, Bewahrung und Verwaltung der Bibliotheken (Leipzig 1840); alsdann von Julius Petzholdt, Katechismus der Bibliothekenlehre (2. verb. Aufl., Leipzig 1871), und von F. Müller, Ueber die Einrichtung öffentlicher Bibliotheken mit besonderer Berücksichtigung der k. Hof- und Staatsbibliothek zu München (Saalfeld 1879), erschienen als Schulprogramm der herzoglichen Realschule.

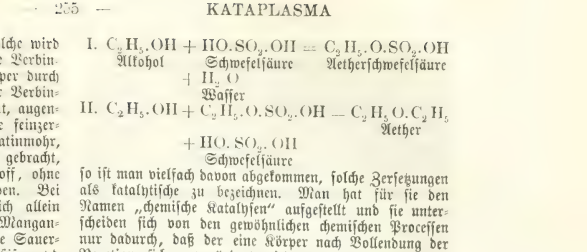
(*B. Stübel.*)

KATALYSE. Mit diesem Namen werden Verbindungs- oder Zersetzungsprocesse belegt, bei welchen die chemische Verwandtschaft zweier oder mehrerer Körper durch die Gegenwart verschiedener Agentien, die selbst unverändert bleiben, in der Weise vermehrt oder vermindert wird, daß entweder aus dem Gemenge eine wirkliche chemische Verbindung entsteht, oder im entgegengesetzten Falle Zersetzung einer bereits gebildeten Verbindung eingeleitet und begünstigt wird. Berzelius, der diesen Vorgängen zuerst Aufmerksamkeit zuwendete, schrieb Stoffen, die in dieser Weise sich wirksam zeigten, eine eigenthümliche Kraft zu, die er katalytische (auflösende Kraft nannte. Beispiele von katalytischen Wirkungen finden sich sehr zahlreich in der Chemie. Im übrigen wird auf Artikel Katalytische Kraft verwiesen.

(*P. Baessler.*)

KATALYTISCHE KRAFT. Eine solche wird nach Berzelius überall da angenommen, wo die Verbindung oder Zersetzung eines oder mehrerer Körper durch die Gegenwart eines dritten, der selbst an der Verbindung oder Zersetzung anscheinend nicht theilnimmt, augenscheinlich begünstigt wird. So bedingen viele feinzertheilte Metalle oder Metalloxyde, z. B. Platinmohr, Silberoxyd, auch Fibrin zu Wasserstoffhyperoxyd gebracht, Zersetzung des letztern in Wasser und Sauerstoff, ohne in den meisten Fällen selbst verändert zu werden. Bei einer Temperatur, wo chlorsaures Kali für sich allein nur träge zerlegt wird, wirkt hinzugesetztes Manganhyperoxyd außerordentlich beschleunigend auf die Sauerstoffabscheidung. Aehnlich wirken Kupferoxyd, Eisenoxyd und Bleihyperoxyd. Derartige Processe suchte Berzelius (s. Katalyse), unter Annahme einer besondern katalytischen Kraft zu erklären; Mitscherlich nannte sie dagegen Contactprocesse und Substanzen, die derartige Wirkungen hervorbringen, Contactsubstanzen. Die Ursachen der katalytischen Wirkungen sind aller Wahrscheinlichkeit nach theils physikalischer, theils chemischer Natur. Bunsen[1]) erklärte dieselben dadurch, daß er nachwies, daß die chemische Verwandtschaft nicht allein von der gegenseitigen Anziehung der sich verbindenden Körper, sondern auch zugleich von der Anziehung der außerdem vorhandenen, sich nicht verbindenden Körper abhängig sei. Andere Chemiker haben theilweise die katalytischen Erscheinungen auf mechanische Ursachen zurückzuführen gesucht. So erklärt Löw[2]) die Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff bei Gegenwart von Platin dadurch, daß die heftig bewegten Gasmoleculen beim Anprall an scharfe Ecken und Kanten des Platins momentan in Atome sich spalten können, worauf dann eine Vereinigung ungleichartiger Atome eintreten könne. Noch andere suchen den Grund der Wirksamkeit des Platins im gegebenen Falle in der durch Verdichtung der Gase auf der Platinoberfläche entwickelten Wärme.[3])

Als vollständig gelöst darf die Frage nach den Ursachen katalytischer Wirkungen noch nicht angesehen werden, denn die bisher gegebenen Erklärungen passen immer nur auf bestimmte Fälle und sind mehr oder weniger hypothetischer Natur. Mit völliger Sicherheit ist dagegen der Mechanismus solcher katalytischer Processe erkannt, bei denen der katalysirende Körper in die Reaction mit eintritt, an derselben theilnimmt, aber infolge eines Kreisprocesses sich nach Beendigung der Reaction in ursprünglicher Quantität und Qualität wieder vorfindet. So schrieb man früher der Schwefelsäure beim Aetherbildungsprocesse katalytische Kräfte zu. Da man aber jetzt weiß, daß die Schwefelsäure an diesem Vorgange insofern theilnimmt, als sie sich mit dem Alkohol unter Wasserbildung zu Aetherschwefelsäure vereinigt, die dann sofort mit überschüssigem Alkohol in Aether und regenerirte Schwefelsäure zerfällt:



I. $C_2H_5.OH + HO.SO_2.OH = C_2H_5.O.SO_2.OH + H_2O$
Alkohol, Schwefelsäure, Aetherschwefelsäure, Wasser

II. $C_2H_5.OH + C_2H_5.O.SO_2.OH = C_2H_5.O.C_2H_5 + HO.SO_2.OH$
Aether, Schwefelsäure

so ist man vielfach davon abgekommen, solche Zersetzungen als katalytische zu bezeichnen. Man hat für sie den Namen „chemische Katalysen" aufgestellt und sie unterscheiden sich von den gewöhnlichen chemischen Processen nur dadurch, daß der eine Körper nach Vollendung der Reaction sich unverändert wieder vorfindet. Derartige Processe haben nach den neueren Forschungen auch eine sehr große Bedeutung für den pflanzlichen und thierischen Organismus, denn die sogenannten Fermente (Enzyme), welche man in diesen aufgefunden hat, wirken auf dieselbe Weise. So verwandelt das Pepsin des Magens Eiweißstoffe in saurer Lösung in Peptone um, indem es sich zunächst mit ihnen zu einer Verbindung vereinigt, welche dann durch die saure Flüssigkeit in Pepton und Pepsin zerlegt wird; das Trypsin des Pankreas wirkt ähnlich in alkalischer, oder neutraler, oder äußerst schwach saurer Lösung; das Ptyalin des Speichels verwandelt Stärke in Dextrin, Maltose und Traubenzucker, die Diastase der Keime wirkt ebenso auf Stärke. Das Invertin der Hefe spaltet Rohrzucker in Dextrose und Laevulose u. s. w. Von dieser Wirkung verschieden ist die der sogenannten organisirten Fermente, d. h. derjenigen kleinsten Organismen, welche wir als Ursache der Gärungs- und Fäulnißprocesse kennen gelernt haben, z. B. Hefe, Schimmelpilze, Spaltpilze (Bakterien) u. s. w. Auch diese vermögen sehr große Mengen gewisser Substanzen, wie Dextrose, Eiweiß u. a., in bestimmter, oft künstlich nicht nachahmbarer Weise zu zersetzen, aber nur, indem sie dieselben gewissermaßen als Nahrung aufnehmen und die gebildeten Producte wieder ausscheiden. So kann man zwar der Hefe ein Ferment entziehen, welches Rohrzucker invertirt (Invertin), aber keins, welches Dextrose in Alkohol und Kohlensäure spaltet. Diese Wirkung ist an die physiologischen Lebensvorgänge der Hefe gebunden und vermuthlich das Endresultat einer ganzen Reihe von verschiedenen Processen.

Technische Verwendung finden solche Processe beim Bierbrauen (Malz- und Hefewirkung), bei der Spiritus- und Essigfabrikation (Oxydation des Alkohols mit Essigmutter, Mycoderma aceti); ferner bei der Fabrikation von Aether, Kartoffelzucker und von Schwefelsäure.

(P. Baessler.)

KATAPLASMA. Mit diesem Namen belegt man ein Gemisch von verschiedenen Substanzen, das die Consistenz des Breies hat und irgendeinem Theile des menschlichen Körpers kalt oder warm aufgelegt wird.

Fast ausschließlich finden gegenwärtig die warmen Kataplasmen Verwendung, welche durch Vermengen amylumhaltiger Substanzen (Semmelkrume, Roggenmehl, Hafergrütze) mit Wasser von verschiedenem Wärmegrade bis

1) Gasometrische Methoden 1. Aufl., S. 267. 2) J. pr. Chem. [2] 11, S. 372. 3) Jahresber. 1879, S. 9.

zur Consistenz eines dünneren oder dickeren Breies, neuerdings auch durch Ansenchten von comprimirtem Seetang mit heißem Wasser dargestellt werden. Der Zusatz anderweiter Substanzen, namentlich sogenannter narkotischer, um eine schmerzstillende Wirkung zu erzielen, ist gegenwärtig ganz außer Gebrauch und könnte überhaupt nur da gerechtfertigt erscheinen, wo Kataplasmen auf der Oberhaut beraubten Stellen angewendet werden, da es mindestens sehr zweifelhaft ist, ob mittels der Umschläge durch die unverletzte Oberhaut hindurch eine Auffaugung narkotischer Stoffe stattfindet, die übrigens in den früher zu dem fraglichen Zwecke verwendeten Arzneistoffen (Folia hyoscyami, Crocus, Herba meliloti) nicht einmal in aufgeschlossenem Zustande sich vorfinden. Die Anwendung der warmen Kataplasmen geschieht am zweckmäßigsten in der Art, daß man den Brei in ein Leintuch so einschlägt, daß derselbe nicht mit der betreffenden Stelle der Haut direct in Berührung kommt, und dann den ganzen Umschlag mit Wachstaffet, Guttaperchapapier, im Nothfalle auch mit einem wollenen Tuche bedeckt. Dadurch wird die Verkühlung des Umschlags am besten verzögert, was stets, ganz besonders aber in den Fällen von Werth ist, wo dergleichen Umschläge an Körperstellen gemacht werden, an denen der Wechsel derselben mit Schwierigkeit verbunden ist, welcher stets zu erfolgen hat, wenn die Temperatur des Umschlags dem Kranken nicht mehr behaglich ist. Aus diesem Grunde ist auch die für viele Fälle äußerst empfehlenswerthe Verwendung von in heißes Wasser getauchten, mehrfach gefalteten Compressen nur da räthlich, wo der öftere Wechsel derselben ohne Schwierigkeit ausführbar ist.

Man benutzt die Breiumschläge namentlich, um Schmerzen zu lindern (Neuralgien, Koliken, akute, rheumatische oder gichtische Anschwellungen), um die Auffaugung von Ergüssen in verschiedenen Körperhöhlen (Brust- und Bauchhöhle, Gelenkhöhlen) zu befördern oder endlich um feste Neubildungen zur Zertheilung, bez. zur Eiterung zu bringen, Furunkel und Schwäre, oder auch bei schon vorhandener Eiterung (Abscessen) die Hautdecken so weit zu verdünnen, daß der Eiter entweder nach spontaner Ruptur oder nach künstlicher Eröffnung derselben freien Abfluß erhält.

Die Breiumschläge verdanken ihre Wirksamkeit hauptsächlich der feuchten Wärme; man muß jedoch sorgfältig darauf achten, daß die Wärme nicht gar zu hochgradig ist, mit Ausnahme der Fälle, in denen Eiterung herbeigeführt, bez. der Durchbruch des Eiters erleichtert werden soll, wo ein höherer Wärmegrad erforderlich ist. Im allgemeinen, besonders aber da, wo die schmerzlindernde Wirkung der Breiumschläge in Frage kommt, muß darauf geachtet werden, daß die Umschläge nicht durch ihre eigene Schwere lästig fallen, während in andern Fällen, namentlich bei manchen seröfen Ansammlungen, der Druck die Auffaugung zu befördern scheint.

Als eine besondere Art der warmen Umschläge sind die Moorumschläge zu nennen, zu welchen die an verschiedenen Badeorten vorkommende Moorerde mit heißem Wasser zu einem Brei angerührt verwendet wird. Dieselben werden besonders gegen gichtisch-rheumatische Affectionen mit Ausschwitzungen und Bewegungsstörungen sowie gegen nach Entzündungen zurückgebliebene Ausschwitzungen (vor allen in den weiblichen Genitalorganen) empfohlen.

Die Anwendung von Umschlägen aus mit Wasser zum Brei gemengten, namentlich aromatischen Kräutern, wie sie früher namentlich bei indolenten Geschwüren, schlecht heilenden Wunden ziemlich beliebt war, ist durch die neuern Methoden der Wund- und Geschwür-Behandlung (namentlich die antiseptische nach Lister) verdrängt worden. Ebenso sind zerkleinerte frische Blätter sowie der Brei von Mohrrüben, die früher gegen Geschwüre, namentlich varicöse und infolge von Druckbrand, häufig Verwendung fanden, kaum mehr im Gebrauche. Beachtung verdient dagegen als Hausmittel bei Verbrennungen ein Umschlag aus zerriebenen rohen Kartoffeln. Kurze Erwähnung mögen nur noch die sogenannten trockenen Umschläge finden, welche die Consistenz einer weichen Pflastermasse haben und namentlich da in Gebrauch sind, wo es gilt, an Stellen die Zertheilung zu befördern oder Eiterung zu erregen, bez. den Durchbruch des Eiters zu erleichtern, an denen der Wechsel heißer Umschläge Schwierigkeiten darbietet (Achselhöhle). Außerdem werden dieselben während der Nacht da benutzt, wo die Verhältnisse des Kranken die Anwendung heißer Umschläge nur mit großen Zwischenräumen gestatten. Am häufigsten werden diese Umschläge aus Honig oder Bierhefe und Roggenmehl bereitet.

Wegen der in mancher Hinsicht an Stelle der Breiumschläge verwendbaren Bähungen und sogenannten kalten Umschläge s. die Artikel Bähung und Kaltwasser-Behandlung, wegen der behufs des Verbandes bei gewissen Knochenbrüchen empfohlenen Gips-Kataplasmen aber den Artikel Verband. *(Alfred Krug.)*

KATAPULTE, vom griechischen κατατέλτης abgeleitet, war im Alterthume eine den heutigen Geschützen entsprechende Kriegsmaschine, die bei den Römern mit dem Gattungsnamen der tormenta belegt wurden, weil sie durch gewundene (torquere) Seile, Sehnen u. s. w. ihre Kraft äußerten. Während die Ballisten den späteren Wurfgeschützen ähnelten, entsprachen die Katapulten den Kanonen der jetzigen Zeit, denn sie schleuderten ihre Geschosse im flachen Bogen oder, um modern zu sprechen, mit niedriger Elevation. Sie gründeten sich auf das Princip der Armbrust und zerfielen in mehrere Arten. Die kleinere Art war ganz wie die Armbrust gestaltet. Sie bestand aus einer hölzernen Rinne, über welcher ein starker metallener Bogen befestigt war, der durch gedehnte Sehnen, Darmsaiten oder Taue mittels einer Winde gespannt wurde. Der in die Rinne gelegte Pfeil flog nach dem Loslassen der Sehne in der angewiesenen Richtung fort. Bei der größeren Art ersetzte man die Elasticität des Bogens durch die Torsionselasticität zusammengedrehter Darmsaiten u. s. w. in folgender Art. Man hatte ein Gestell von zwei senkrechten Balken, die an ihrem obern Ende durch einen horizontalen Balken verbunden waren. An diesem horizontalen Balken befestigte

man an beiden Enden desselben 2 Bunde von starken Darmsaiten oder Sehnen u. s. w. In diese steckte man die Enden von 2 hölzernen Armen und drehte damit nach entgegengesetzten Richtungen (beide nach innen) die Sehnen so stark zusammen, daß die Arme mit großer Gewalt auseinandergehalten wurden. Darauf verband man die andern Enden der Arme durch ein starkes Tau und zog dieses durch eine Winde an, wodurch die beiden Arme einander genähert und dadurch die Elasticität der Sehnenbunde noch stärker angespannt wurde. Darauf wurde auf die Rinne des Gestells ein Pfeil, Bolzen oder ein sonstiges Geschoß gelegt und gegen dasselbe das Tau losgelassen. — Die für Belagerungen und Vertheidigungen bestimmten Katapulten hatten feste Gerüste; die für den Feldkrieg designirten waren leichter und konnten auf Wagen placirt werden, welche mit Maulthieren bespannt wurden; sie forderten zu ihrer Bedienung 11 Mann. Das Gesammtgewicht der Katapulten wird, wol zu gering, auf 30 bis 300 Kilog. angegeben; ihre Schußweite betrug bis zu $3\frac{1}{2}$ Stadien oder etwa 650 Met., gewöhnlich jedoch nur zwischen 180 und 360 Met. Der Kostenpreis einer Katapulte soll sich auf 480 Drachmen oder 384 Mark belaufen haben. Die Feldkatapulten hatten zuweilen eine Einrichtung, welche gestattete, daß sie behufs der Seitenrichtung um eine Achse horizontal gedreht werden konnten, ähnlich den modernen Rahmengeschützen. Bei einigen fand sich auch eine Vorrichtung zu verticaler Drehung der Rinne zu dem Zwecke, die Pfeile u. s. w. unter verschiedenen Elevationsgraden schleudern zu können. — Skorpione waren die kleinste Gattung der Katapulten, deren Gestelle sich zur Erlangung von Seitenrichtung drehen ließen und zu deren Bedienung ein Mann genügte. Gleichwol schleuderten sie ihre Pfeile auf 180—360 Met. Die größten Katapulten trugen einen 12 Fuß langen mit Eisen beschlagenen Balken im Bogenschusse etwa 650 M. weit, schossen aber mit Sicherheit nur auf etwa 330 Met. In dieser Entfernung zerschmetterten die Geschosse jeden ihnen im Wege stehenden Gegenstand, durchdrangen 4 Reihen geflochtener Schutzwände und drangen zum Theil in die härtesten Steine ein. Die größeren Skorpione trugen über 360 Meter, mit Sicherheit aber nur auf 180 Meter. In dieser Entfernung durchbohrten ihre Pfeile einen geharnischten Mann nebst Schild. Die kleineren Skorpione trugen 160—180 Meter weit. — Da die Katapulten den heutigen Kanonen entsprechen, so überstieg ihre Zahl stets die der wurfgeschützartigen Ballisten. Philipp von Macedonien hatte bei seinem Heere 150 Katapulten und nur 25 Ballisten; Scipio erbeutete 210 v. Chr. in Neu-Karthago 120 große, 281 kleine Katapulten neben 85 großen und 52 kleinen Ballisten; die Römer unter Titus beschossen 70 n. Chr. Jerusalem aus 300 Katapulten und nur aus 40 Ballisten. Unter den römischen Kaisern wurden jeder Legion 30 Katapulten und 10 Ballisten zugetheilt, deren Bedienung aus den Reihen der Schleuderer (ferentarii) entnommen wurde, die dann den Namen der ballistarii erhielten. — Schon um 250 v. Chr. versuchte man die aus Sehnen u. s. w. gefestigten Spannbunde durch Metallfedern im Chalkentonon und durch comprimirte Luft im Aerotonon zu ersetzen, aber ohne Erfolg, denn während des Mittelalters treten unter veränderten Namen die Kriegsmaschinen des Alterthums mit Benutzung der Torsionskraft gedrehter Seile u. s. w. auf, bis sie nach und nach durch die Feuergeschütze ersetzt werden. *(von Löbell.)*

Katarakt. Bezeichnung für den Grauen oder Weißen Staar (s. d.).

KATARAKT, griechisch κατεράκτης, sc. ποταμός d. h. Sturzbach; so hieß in Pamphylien (nach Stylax, Strabo und Mela) der jetzt Duden-su genannte Fluß in Pamphylien. Reißende, wirbelnde Stromengen, innerhalb deren so häufig kleine Wasserfälle von einigen Meter Höhe vorkommen, nennt man schon seit längerer Zeit Kataraкte, wie z. B. die cataractae Danubii in der Enge bei Orsowa; Burkhardt berichtete über die Kataraкten des Nil, welchen Ausdruck C. Ritter für den Nillauf zu dem classischen machte. Heutzutage wendet man den Ausdruck in noch weiterer Ausdehnung auch für bedeutendere Fälle in dem Laufe eines Stromes an. Es sind also die sogenannten Schelläls der Araber im Nil, die Parogi der Russen im Dnjepr, die Raudals im Orinoco, die Salti im Parana, die Cachoeiras in den Strömen Brasiliens, die Malpasos im spanischen Südamerika, die Sautes, Rapides und Dalles im britischen Nordamerika. *(G. A. von Klöden.)*

KATARRH. Mit dem Worte Katarrh — von κατά ῥέω. Abfluß — verbindet der Laie den Begriff einer gewissen Krankheitsspecies, die derselbe wol auch noch allgemeiner und unbestimmter als „Husten" bezeichnet; für den wissenschaftlichen Forscher ist jedoch dieses Wort der Ausdruck für ein ganzes großes Krankheitsgenus, welches in seinen verschiedenen Abstufungen und Formen das Gemeinsame eines gleichen Krankheitsherdes und gleicher Krankheitsursachen besitzt.

Dieser Krankheitsherd ist die menschliche und thierische Schleimhaut, welche theils eine größere Anzahl von Körperhöhlen und Hohlgängen auskleidet, theils einzelne an der Oberfläche gelegene Körpertheile überkleidet, und durch ihre Absonderung sowol diese als jene auf einem gewissen normalen Schlüpfrigkeitsgrade erhält, welche zu deren normalen Functionsäußerungen nothwendig ist. Wird diese normale Absonderung durch von außen auf die Schleimhaut wirkende Schädlichkeiten primär, oder durch organische Processe secundär gestört, so tritt bei primärer Einwirkung eine quantitative, bei secundärer eine qualitative Aenderung der Absonderung, resp. der absondernden Membran ein, d. h. es erfolgt eine abnorm gesteigerte oder abnorm verminderte Schleimabsonderung, eventuell eine krankhafte Veränderung der die Schleimhaut bildenden Gewebselemente durch Ablagerung oder Neubildung innerhalb derselben.

Während wir nun diese letztere Modification, wobei wir namentlich an Polypen, Carcinome u. a. denken, nicht mehr in den Bereich der katarrhalischen Erkrankungsformen ziehen können, wenn solche auch ohne Zweifel oft genug in einem nachweisbaren Causalnexus zu letztern steht,

so haben wir hier nur diejenigen Schleimhautaffectionen zu berücksichtigen, welche, wie bereits oben erwähnt wurde, ihren Ursprung äußern, größtentheils direct auf die Schleimhaut wirkenden Schädlichkeiten verdanken und als Katarrh im weitesten Sinne des Wortes zu bezeichnen sind.

Die Wissenschaft kennt nach dieser Richtung hin Katarrhe des Gehörgangs, der Nase, des Mundes, Rachens, Gaumens, Kehlkopfs, der Luftröhre und ihrer Verzweigungen, der Lungen, der Speiseröhre, des Magens, der Dünn- und Dickdärme, der Harnröhre und Blase, der weiblichen Geschlechtstheile, der Bindehaut des Auges, der Thränenkanäle. Dieselben können isolirt an den einzelnen hier genannten Organen auftreten, sie können aber auch ein ganzes Organsystem, so die Athmungsorgane, die Digestionsorgane, gleichmäßig und gleichzeitig ergreifen, wobei sie dann in der Regel mit mehr oder weniger lebhaften Fieberbewegungen aufzutreten pflegen (Katarrhalfieber) und häufig nur das Anfangsstadium einer schwereren Erkrankung dieser Organe sind.

Der gewöhnliche Katarrh besteht in einer oberflächlichen Entzündung einer Schleimhautfläche, welche sich an dem Auge zugänglichen Stellen als eine fleckige, punktirte, streifige oder mehr gleichförmig ausgebreitete, verschieden intensive Röthung manifestirt. Dieselbe, durch Blutüberfüllung der Gefäße bedingt, erzeugt gleichzeitig eine Schwellung und Lockerung des Gewebes, während die Absonderung dünnsaftig, dickschleimig, wol auch eiterig und mit Blut gemischt erscheint.

Vom praktischen Standpunkte aus unterscheidet man zwischen acutem und chronischem Katarrh; wenn auch jeder Katarrh bei seinem Auftreten zunächst acut ist, so treten doch sehr häufig Umstände ein, welche dessen normalen Verlauf beeinträchtigen, seine Lösung hinausschieben oder überhaupt unmöglich machen und ihn somit in das chronische Stadium überführen.

Der acute Katarrh tritt in der Regel mit mehr oder minder lebhaften Fieberbewegungen auf; seine durchschnittliche Dauer läßt sich nicht mit Bestimmtheit angeben, und hängt wol zunächst von der Individualität des Kranken, außerdem aber auch von den Körpertheilen, welche katarrhalisch ergriffen sind, ab; es wird sich z. B. ein Nasenkatarrh in der Regel schneller abwickeln als ein Kehlkopf oder Lungenkatarrh. Dabei ist aber wohl zu berücksichtigen, daß auch die einfachsten, frischesten katarrhalischen Affectionen in chronische Formen übergehen und beträchtliche, oft nicht wieder rückgängig zu machende Gewebsstörungen zur Folge haben können; es erwächst hieraus für die Therapie die Verpflichtung, auch den anscheinend einfachsten Katarrh zu einer möglichst schnellen und vollständigen Lösung zu führen.

Bei allen Schleimhauterkrankungen liegt ein Hinderniß, dieses günstige Resultat schnell und sicher zu erreichen, in der Berührung ihrer Oberfläche mit reizenden Stoffen, da die katarrhalisch erkrankte Schleimhaut nicht blos gegen diese gewohnten Einwirkungen, sondern selbst gegen ihr eigenes Absonderungsproduct sehr empfindlich wird, weshalb die Therapie ganz besonders darauf gerichtet sein muß, solche Berührungsreize thunlichst zu mildern, eventuell zu beseitigen. Aber auch dann, wenn die katarrhalische Affection eines Organs nur Nebenerscheinung eines allgemeinen, auf krankhafter Blut- oder Säftemischung beruhenden Leidens ist, muß für eine möglichst prompte Behandlung der örtlichen Affection Sorge getragen werden, da man dadurch die Wege ebnet zu einer erfolgreicheren und rascheren Behandlung des constitutionellen Leidens.

Die gewöhnlichste Veranlassung zur Entwickelung eines Katarrhs ist die Erkältung, sei es, daß die schädliche Ursache in der Form eines kalten Luftstromes, eines unzeitigen Genusses kalter Getränke die Schleimhaut direct betroffen hat, sei es, daß Zugluft, äußere Kälte und Nässe beliebige Hautstellen in ihrer Functionirung beeinträchtigten. Als weitere Veranlassung zu Katarrhen sind zu erwähnen die Einwirkung ungesunder, mit Dünsten oder Staub verunreinigter Luft, sowie sich zersetzender Flüssigkeiten (Harn-, und die Einführung schwer verdaulicher Stoffe in den Darmkanal. Die zahlreichsten katarrhalischen Erkrankungsfälle pflegen in die Perioden eines schroffen Wechsels der Jahreszeiten zu fallen und nehmen dieselben dann nicht selten einen epidemischen Charakter an (Influenza, Sommerkatarrh, Heufieber u. s. w.)

Die meisten Katarrhe verlaufen zwar bei geeignetem diätetischen Verhalten ohne eigentliche Medication. Bei Kindern und alten Leuten ist aber ein Katarrh der Luftwege stets von hoher Bedeutung, indem hierdurch die Schwellung der Schleimhäute eine Verengung der Luftwege (Bronchien) erzeugt wird, welche unter Umständen zu hochgradigen Athembeschwerden, eventuell auch zu Verdichtung des Lungengewebes und deren pathologischen Consequenzen führen kann. Bei kleinen Kindern wird es daher z. B. der Vorsicht gemäß sein, für die Dauer des Katarrhs das tägliche Baden auszusetzen, dieselben auch bei mislichen oder extremen Witterungsverhältnissen nicht an die Luft bringen zu lassen, während bei größeren Kindern und bei Erwachsenen eine solche Beschränkung auf das Zimmer nach der individuellen Gewöhnung zu bemessen sein dürfte. Man behüte ferner die kleinen Kinder vor dem Genusse kalten Getränkes, gebe ihnen vielmehr warme, reizmildernde, schleimige Sachen zu trinken, und erhalte nebenbei die Luft des Zimmers, in dem sie sich aufhalten, auf einem gewissen Feuchtigkeitsgrade, indem man entweder eine Schale mit Wasser auf dem Ofen verdunsten läßt, oder, was sich namentlich während der Nacht empfiehlt, einen neben das Bett des Kindes aufgestellten Inhalationsapparat in Thätigkeit setzt.

Ueber die speciellere Behandlung der verschiedenen katarrhalischen Erkrankungen sind die darauf bezüglichen Artikel einzusehen.

Der Katarrh bei Thieren tritt ebenfalls theils acut theils chronisch als Begleiter anderer Krankheiten, wie Druse, Kopfkrankheit, Brustseuche, namentlich häufig beim Pferd und Schaf auf. Der acute Katarrh tritt unter Fiebererscheinungen mit Röthung, Trockenwerden und Hitze der Nasenschleimhaut auf; ihm folgt nach 2—4 Tagen unter Fieberabnahme dicker, weißlich-gelblicher, schlei-

niger Nasenausfluß: bei Mitergriffensein des Kehlkopfs ist zugleich ein anfangs trockenes, rauhes, später feuchtes und lockeres Husten, beim Pferd zuweilen geringe Schwellung der Kehlgangdrüsen vorhanden. Der chronische Katarrh entwickelt sich aus dem acuten, wobei die Nasenschleimhaut blaß, der Ausfluß dünnschleimig, glasig, oder auch, zähe an den Nasenlöchern anklebend, gelblich, eiterhaltig, übelriechend erscheint, woraus sich ein eigenthümlicher Schleimfluß, mit nachfolgenden Rotz oder Druse beim Pferd, mit Abzehrung beim Schaf, entwickeln kann. Als Gelegenheitsursachen gelten auch hier, namentlich bei jüngeren, schwächlichen Thieren, Erkältungen durch scharfe, rauhe Luft, ammoniakalische Stalldünste, staubiges Futter: der chronische Katarrh ist gewöhnlich Folge von Vernachlässigung des acuten Katarrhs oder öfterer Wiederkehr des letztern bei naßkalter, regnerischer Witterung. In Bezug auf die Behandlung gelten im allgemeinen die für den Katarrh beim Menschen angegebenen Regeln.

(Alfred Krug.)

KATASTER (mittellatein. catastrum, d. h. capitastrum, also ursprünglich „Kopfsteuerliste"), früher auch Salbuch, Urbarium, Flurbuch u. s. w., bezeichnet ein von der öffentlichen Behörde (Katasteramt geführtes Buch, welches das Verzeichniß und die amtliche Beschreibung der Grundstücke eines Bezirks mit Angabe des von ihnen zu entrichtenden Steuerbetrags enthält. Da die ältern Flurbücher bei dem Mangel von Landesvermessungen und bei der Unzuverlässigkeit der Beschreibung der einzelnen Grundstücke nur eine sehr dürftige Unterlage für die gleichmäßige Vertheilung der Grundsteuer bildeten, so wurden in neuerer Zeit in den meisten Staaten, in Deutschland überall, umfassende und verlässliche Landesvermessungen veranstaltet, die einzelnen Parcellen wurden nach den Regeln der Feldmeßkunst vermessen und kartirt, und auf Grund dieser amtlichen Unterlagen erfolgte dann die Eintragung (Katastrirung) der steuerpflichtigen Grundstücke nach ihrer nunmehrigen Bezeichnung und ihrem Flächengehalte in die Kataster der einzelnen Flurdistricte. An die Vermessung schloß sich sodann die Bonitirung (s. d.) der Plannummern, d. h. die Feststellung der qualitativen Beschaffenheit derselben, an, wodurch eine gleichmäßige Vertheilung der Grundsteuer nach Flächengehalt und Bonität der Grundstücke ermöglicht wurde. Die nach diesen Grundsätzen ermittelten Steuerquoten werden in das Kataster mit eingetragen. — Außer diesen Grundsteuerkatastern gibt es noch besondere Kataster von Gebäuden für die Auflegung der Haus- oder Fenstersteuer, von Gebäuden behufs Immobiliarversicherung (Brandkataster), von bewohnbaren Localitäten behufs Vertheilung der Naturaleinquartierung (Einquartierungskataster), der Handwerke, industriellen und Handelsgewerbe behufs Auflegung der Gewerbesteuer (Gewerbesteuerkataster) u. s. w. Uebrigens muß, damit das auf Grund solcher Katastrirung verantagte Steuerbuch auch wirklich der wahre Ausdruck für die Verpflichtungen der steuerbaren Objecte erscheine, jede Veränderung im Besitze oder in den sonstigen Verhältnissen des Grundstücks (Ausrodungen, Neuculturen, Gebäudeanlagen u. s. w.) der competenten Steuerbehörde unverzüglich angezeigt werden. *(Albrecht Just.)*

KATATONIE, Vesania catatonica, Spannungsirresein, ist eine zuerst von Kahlbaum scharf umzeichnete und ausführlich beschriebene Geistesstörung, die verschiedene Stadien durchläuft und während ihres ganzen Verlaufs durch eigenthümlich tonische Krampfzustände der Körpermuskulatur charakterisirt wird. In ausgesprochenen Fällen steigert sich dieser Krampf zur kataleptischen Starre, indem der Rumpf und die Glieder die ihnen gegebenen Stellungen längere Zeit hindurch und entgegen dem Gesetze der Schwere beibehalten. Der ganze Körper ist alsdann im Zustande der wächsernen Biegsamkeit (flexibilitas cerea). Daß derartige mehr oder weniger deutlich ausgesprochene kataleptische Erscheinungen in den verschiedenen sogenannten Formen der Geistesstörung — also der Melancholie, der Tobsucht, der Verrücktheit und des Blödsinns — gelegentlich zur Beobachtung kamen, war keinem der frühern Beobachter entgangen, es finden sich überall, auch in der älteren Literatur, ähnliche Krankheitsfälle verzeichnet. Ja auch der weiter unten zu schildernde charakteristische Verlauf der Katatonie war schon früher bekannt. So bringt Esquirol z. B. (Die Geisteskrankheiten in Beziehung zur Medicin und Staatsarzneikunde, deutsch von Bernhard, Berlin 1838 in Kap. XIII, „Von der Verwirrtheit") auf S. 123 eine classische Krankengeschichte eines Katatonen, wie sie wörtlich in die Kahlbaum'sche Monographie hätte übernommen werden können. Er rechnet diesen Fall, weil er anders nicht in seine Gruppirung hineinpaßt, unter die große Gruppe „von der Verwirrtheit", während Guislain weiter geht und in seinen Klinischen Vorträgen (deutsch von H. Lähr, Berlin 1854) S. 73 die uns interessirende Krankheit speciell hervorhebt und unter dem Titel „Ueber die Ekstase als Geistesstörung" auf knappen zwei Seiten schildert. Allerdings bezieht sich diese Schilderung nur auf die speciell kataleptischen Anfälle, aber er deutet an, daß dieselben sowol in melancholischen als maniatischen Zuständen vorkommen, daß die Krankheit in Perioden von drei, sieben und neun Monaten verläuft, und auch ihre relativ günstige Prognose ist ihm nicht unbekannt. Ja, bei ihm finden wir schon den Hinweis ihrer Beziehung zu dem sogenannten acuten Blödsinn. Die Bezeichnung dieser Krankheit als Ekstase will Guislain dem Heinroth entlehnt haben, während dieser selbst mit Ekstase in seinem Lehrbuche „Die Störungen des Seelenlebens" (Leipzig 1818, S. 260) einen ganz andern Begriff verbindet. Er hat für die ganze erste Gattung der ersten Ordnung seiner Formenlehre, den Wahnsinn, den Namen „Ecstasis", wie in einer Anmerkung derselben Seite hervorgehoben wird, selbst gewählt, obwol er wußte, wie Anmerkung S. 309 constatirt, daß der Name Ecstasis von Chiarugi auf einen andern Begriff, den der Melancholia attonita, bezogen worden war. Chiarugi bemerkt im dritten Theile seiner „Abhandlung über den Wahnsinn" (deutsche Uebersetzung, Leipzig 1795, S. 471) ausdrücklich, daß er annimmt, die Melancholia attonita Bellini's sei die „Ecstasis" der Schriftsteller

obwol nicht alle dieselbe in gleichem Sinne nehmen, denn dieser Name drücke dasselbe aus, was Stumpfsinn, Zerstreuung und gleichsam Blödsinn bezeichnet.

Heinroth beschreibt Zustandsbilder unserer Krankheit nicht unter der „Ecstasis", sondern unter seinen drei Formen der Melancholie, der simplex, der anoa und der ἄφοια. Mit der letztern will er die Melancholia attonita umfassen und schildert sie mit einigen treffenden Zügen. Ebenso gibt Ideler im zweiten Theile seines Grundrisses der Seelenheilkunde (Berlin 1838) S. 636 ein gutes Bild der Melancholia attonita. Pinel dagegen läßt sich durch den scheinbaren Stumpfsinn dieser gleichsam erstarrten Kranken bewegen, in seinem Traité sur l'aliénation mentale (2. Ausgabe, Paris 1809) S. 185 einen interessanten Fall, wo zwei Brüder, einer gewissermaßen angesteckt vom andern, unter den Erscheinungen des Leidens erkranken, in seine fünfte Klasse der Geistesverwirrung, den Idiotisme oder die Unterdrückung des Verstandes und der Willensfähigkeiten, nach unserer Ausdrucksweise also in den Terminalblödsinn einzureihen.

Bei allen diesen zuletzt angeführten Autoren fehlt das Bewußtsein, daß diese charakteristischen Symptome der Starre, der Attonität, der Betäubung, welchen Ausdruck der Uebersetzer Chiarugi's gewählt und den auch Ideler aufgenommen hat, der Benommenheit, wie wir sagen würden, über den Zustand der Melancholie hinausgehen und auch dem maniatischen Zustande wie dem Stadium der Verrücktheit und des Blödsinns ihren eigenthümlichen Stempel aufdrücken. Guislain hat dies angedeutet, ohne es zu schildern, während Esquirol umgekehrt einen solchen Krankheitsfall objectiv schildert, ohne auf die Eigenthümlichkeit desselben hinzuweisen.

Der erste, der einen Fall von Katatonie in seinem ganzen Verlaufe unter der Bezeichnung Katalepsie schildert, ist Burrows in seinen Commentaries of Insanity (London 1828, S. 184). Er betraf eine junge Frau von 22 Jahren, die, unter gemüthlich sehr aufregenden Umständen verheirathet, in der Brautnacht von heftiger Tobsucht befallen wird. Nach drei Wochen Nachlaß der heftigsten Erscheinungen, darauf neuer Tobsuchtsanfall und directer Uebergang in „catalepsis melancholicae". Nach vier Monaten Genesung. Im Anschluß an diesen Fall theilt Burrows noch kurz zwei ähnliche, junge Männer betreffend, mit, von denen der eine ebenfalls mit Tobsucht erkrankt war.

Baillarger führt im Aprilhefte 1853 der Annales médico-psychologiques in einer Arbeit über die Mélancholie avec stupeur unter einigen zwanzig Beobachtungen dieses von ihm sobenannten Leidens drei an, in denen die Krankheit mit Tobsucht begann, und zwei, in denen mehrmals Anfälle von Tobsucht mit Anfällen von „stupeur" wechselten. Da es ihm aber weniger auf den Gesammtverlauf der Einzelfälle als auf das isolirte Symptom der Melancholie avec stupeur ankommt, so nimmt er keine besondere Notiz davon.

Zehn Jahre später hatte Kelp im Correspondenzblatte der deutschen Gesellschaft für Psychiatrie sich mit der Melancholia cataleptica beschäftigt (1863, S. 353); er hob mit Recht hervor, daß zu ihrem Krankheitsbilde eine wirkliche, bis zur Flexibilitas cerea gediehene kataleptische Starre nicht unbedingt erforderlich sei, daß vielmehr die tetanische, zumal Beugungsstarre der Muskeln, worauf Arndt in späteren Jahren soviel Gewicht legte, die Schweigsamkeit, die Nahrungsverweigerung genüge, um die Krankheit genau zu charakterisiren. Im nächsten Jahre theilt derselbe Autor (Correspondenzblatt 1864, S. 321) alsdann einen sehr prägnanten Fall von Katatonie mit, in dem in charakteristischer Weise pathetische Erregung mit ausgesprochener Verbigeration und tief benommene kataleptische Starre wechselten.

Auch Griesinger hatte schon in seinem Lehrbuche, im dritten Kapitel des ersten Abschnitts des dritten Buchs (2. Aufl., 1861, S. 251) bei Beschreibung der Schwermuth mit Stumpfsinn darauf aufmerksam gemacht, daß bei der vollständigen Passivität dieser Kranken doch auch intercurrirende Zustände größerer Activität zuweilen vorkommen, und daß sich die Krankheit selbst zuweilen primär entwickele, zuweilen aber auch nach epileptischen Anfällen, nach Tobsucht und im Wechsel mit solcher vorkomme. In seinen nach Baillarger angeführten Krankengeschichten ist aber ein solcher Wechsel nicht ersichtlich, wenn auch der erste Fall diverse Anfälle von Geistesstörung gehabt hatte, ehe er in Baillarger's Beobachtung kam. Dieser letzte von Baillarger beobachtete Anfall war durch Convulsionen eingeleitet.

Wie ersichtlich, sind in der obigen Zusammenstellung nur die bekanntesten Namen oder solche Autoren angeführt, die selbständig schon vor Kahlbaum auf den Wechsel und die Eigenart der Erscheinungen in der Katatonie hingewiesen hatten. Es geschah, um zu zeigen, daß der Vortrag Kahlbaum's auf der Naturforscherversammlung zu Innsbruck 1868 nichts als eine auf exacte klinische Beobachtung beruhende Zusammenfassung bisher schon bekannter Thatsachen, die Vorführung eines klinischen Krankheitsbildes bezweckte, dessen einzelne Glieder männiglich bekannt waren, dessen gesetzmäßige Entwickelung und Verlauf, dessen prognostische Bedeutung aber bisher noch nicht die gebührende Würdigung gefunden hatte.

Das Neue in dem Vortrage war der aus seiner „Gruppirung der psychischen Krankheiten, Danzig 1863" wiederholte Hinweis Kahlbaum's, daß für das Verständniß und das Studium der Seelenheilkunde die Schaffung solcher in ihrem ganzen Verlauf feststehender, klinischer Krankheitsbilder, wie die damals schon allgemein anerkannte „progressive Paralyse der Irren", und wie die jetzt vorgeführte Katatonie, ein dringendes Bedürfniß sei, gegenüber den in den seitherigen „Formen" oder „Stadien" der Psychosen, der Melancholie, Manie, Verrücktheit und des Blödsinns und deren speciellen Unterarten, enthaltenen Zustandsbildern der Geisteskrankheit, die wesentlich nur von Werth für die allgemeine Symptomatologie der Seelenheilkunde seien. Er erkannte an, daß jeder beschäftigte und erfahrene Irrenarzt im Laufe seiner ärztlichen Thätigkeit von selbst dazu geführt werde, sich aus diesen Formelementen klinische Krankheitsbilder zu

schaffen, um sie zumal für die Prognose des jeweiligen Zustandes zu verwerthen, wie aber dieser große Tresor von individuellen Erfahrungsschätzen mit dem jedesmaligen Träger zu Grabe ginge, wenn nicht systematisch darangegangen würde, diese klinischen Erfahrungsschätze zu sammeln und zu ordnen. Mit der Aufstellung solcher klinischen Krankheitsbilder zu warten, bis die pathologische Anatomie so weit vorgerückt sei, um die Störungen in den einzelnen Functionen des Gehirns für jeden Einzelfall von Geisteskrankheit auf dem Sectionstische nachzuweisen, sei verkehrt und aussichtslos. Verkehrt, weil auch bei den übrigen somatischen Krankheiten erfahrungsmäßig das klinische Krankheitsbild mit wenigen Ausnahmen lange vorher festgestanden habe, ehe die pathologische Anatomie die zu Grunde liegende organische Veränderung, eventuell deren letzte Ursache festgestellt habe. Aussichtslos, weil ohne vorhergehende Gruppirung der Einzelsymptome zu Krankheitsbildern das Suchen nach den Grundursachen, den eventuell pathologischen Veränderungen erfolglos sein würde. Wie würde es, um mit Hecker (Zur Begründung des klinischen Standpunktes in der Psychiatrie, Virchow's Archiv, Bd. 52, Heft 2, S. 203) zu reden, um die heutigen Erfolge der pathologischen Anatomie stehen, wenn sie sich darauf beschränkt hätte, dem Arzte auf die Frage Antwort zu stehen, welches die Ursachen des Kopfschmerzes, des Hustens, des Fiebers seien, wenn die Gesammtheit der somatischen Krankheiten nur nach jenen äußerlichen Erscheinungen, also etwa in Kopfschmerz, Brustschmerz, Bauchschmerz, in Husten, in Fieber u. s. w. eingetheilt sei? Und dem ist ungefähr die Eintheilung der Psychiatrie in jene Formen, Melancholie, Manie u. s. w. zu vergleichen. Wie Kopfschmerz z. B. vom Stirnhöhlenkatarrh, also vom einfachen Schnupfen herrühren, oder eine selbständige Neuralgie sein, oder die Folge eines verdorbenen Magens, oder das erste Zeichen eines schweren Typhus, oder gar einer beginnenden Gehirnentzündung sein kann, so kann das melancholische Element z. B. (Brosius, Irrenfreund, Jahrg. XI, 1869 Nr. 8 fg.) „eine einfache, primär für sich verlaufende Melancholie, es kann der Vorläufer der Tobsucht, des paralytischen Irreseins, das Symptom eines sonstigen in Blödsinn endenden Gehirnleidens, es kann eine Melancholie auf imbeciller Basis, eine Theilerscheinung der Hysterie, Epilepsie u. s. w., oder das Element des circulären Irreseins sein". Wie würde also da das Suchen nach einem anatomischen Substrat der Melancholie ausfallen?

Nein, erst die klinischen Krankheitsbilder, und dann wird es Sache der pathologischen Anatomie sein, unsere concis gestellten Fragen zu beantworten, wie es ja bei der bis dahin einzigen allgemein anerkannten Krankheitsform, der allgemeinen fortschreitenden Lähmung der Irren, bereits der Fall ist; das war Kahlbaum's Gedankengang auch bei jenem Vortrage. Wie wenig er verstanden worden war, das zeigte sich deutlich auf der Naturforscherversammlung zu Leipzig im August 1872. In einer Sectionssitzung schilderte Arndt in anerkannt treffender Weise den von ihm mit „Tetanie" bezeichneten charakteristischen tonischen Beugekrampf in der Melancholia attonita, suchte ihn in seiner Entstehung zu erklären und dadurch dem Verständnisse näher zu bringen. Als in der Discussion Hecker unter Anerkennung der Richtigkeit der Schilderung darauf hinwies, wie es sich hier um ein Einzelsymptom der von Kahlbaum in Innsbruck gezeichneten Katatonie handle, und darauf aufmerksam machte, wie Kahlbaum's Bestreben dahin ziele, aus Symptomen und Verlauf klinische Krankheitsbilder zu schaffen, die selbstverständlich auf dem Sectionstische zusammengesetzt seien, entgegnete Arndt, ihm widerstrebe dieses, wie ihm scheine, willkürliche Zusammenhäufen von Einzelsymptomen zu Krankheitsformen, deren wir nachgerade genug haben. Daß diese Krankheitsformen, deren wir nachgerade genug haben, d. h. die temporären Zustandsformen gerade die Einzelsymtome sind, aus deren gesetzmäßigem Ablaufe Kahlbaum die klinischen Krankheitsbilder aufzubauen bemüht ist, das war ihm entgangen.

Im J. 1874 erschien dann die erste und leider bisjetzt einzig gebliebene der „klinischen Abhandlungen über psychische Krankheiten von Dr. Karl Kahlbaum, I. die Katatonie." (Berlin, Hirschwald.) Danach ist die Katatonie „eine Gehirnkrankheit mit cyklisch wechselndem Verlauf, bei der die psychischen Symptome der Reihe nach das Bild der Melancholie, der Manie, der Stupescenz, der Verwirrtheit und schließlich des Blödsinns darbieten, von welchen psychischen Gesammtbildern aber eins oder mehrere fehlen können, und bei der neben den psychischen Symptomen Vorgänge in dem motorischen Nervensysteme mit dem allgemeinen Charakter des Krampfes als wesentliche Symptome erscheinen".

In den meisten Fällen beginnt die Krankheit mit einem melancholischen Vorstadium, das, in bald mehr bald weniger stark hervortretender gemüthlicher Verstimmung bestehend, nichts Charakteristisches darbietet. Da sich diese Verstimmung anfangs sogar ganz motivirt zeigen kann, so wird die Krankheit von der Umgebung oft genug noch nicht erkannt. Erst wenn die Melancholie hartnäckiger wird, Schlaf- und Ruhelosigkeit mit verschiedenen Abnormitäten im Denken und Fühlen eintritt, wird der Kranke seiner Umgebung auffällig. Er kommt jetzt gelegentlich auch mit Wahnvorstellungen heraus, die zumeist den Charakter des Vergiftungs- und anderweiten Verfolgungswahns tragen. Dann tritt aber auch in nächster Zeit schon ein Umschwung auf. Die Unruhe steigt und artet in volle Tobsucht aus oder der Kranke versinkt ohne ein solches maniatisches Zwischenstadium direct aus der Initialmelancholie in den Zustand der Attonität. Ich kann aus eigener Beobachtung die Annahme Kahlbaum's lediglich bestätigen, daß ein solcher directer Uebergang weitaus seltener ist als der Uebergang aus der Initialmelancholie in Manie. Fehlt die Manie, so fehlt meist auch die einleitende Melancholie und die Krankheit tritt völlig blitzartig gleich mit dem melancholischen Stupor in die Erscheinung. Da erscheinen die Kranken dann wirklich wie „angedonnert". Mit Vorliebe ist dies der Fall, wenn als Ursache der Krankheit ein heftiger Schreck oder eine andere starke gemüthliche Alteration angeführt

wird, oder wenn die Krankheit vom Wochenbette ihren Ausgang nimmt. Es kann aber auch in diesen Fällen eine charakteristische Tobsucht anstatt der Starre ausbrechen. Als Illustration für die Wirkung des Schrecks verweise ich auf die oben schon erwähnte Krankengeschichte Pinel's: „Im zweiten Jahre der Republik gingen zwei Requirirte zur Armee ab; einer von ihnen wurde in einem blutigen Gefechte an der Seite seines Bruders erschossen; der andere erstarrte bei diesem Anblicke wie eine Bildsäule. Einige Tage darauf brachte man ihn in sein väterliches Haus zurück; seine Ankunft machte eben dieselbe Wirkung bei dem dritten Sohne derselben Familie. Die Nachricht vom Tode eines seiner Brüder, die Verrückung des andern haben ihn in einen solchen Schrecken und in eine solche Stumpfheit versetzt, daß nichts die gleichsam vor Furcht erstarrte Unbeweglichkeit, welche die alten und neuen Dichter malten, besser als dieser sein Zustand ausdrücken konnte." Daß zu einer derartigen scheinbaren Ansteckung der Anblick des Kranken in ähnlichen Fällen nicht erforderlich, lehrt folgender Fall. Von den Töchtern der Fischersfrau K., deren Schwester seit Jahren als unheilbare Blödsinnige in der Irrenanstalt ist, erkrankte im August des Jahres 1875 zuerst die jüngste noch unverheirathete, fünfundzwanzigjährige. Nachdem sie schon früher einigemal ohnmachtsähnliche Anfälle gehabt, ward sie Anfang August verstimmt, unruhig, klagte über die Schlechtigkeit der Menschen, sah die Gesichter der Menschen verändert u. s. w. Am 10. Aug. brach dann unvermittelt so heftige Tobsucht aus, daß sie schon am 12. in die Anstalt kam. Hier kam sie heftig tobend an. Sie tanzte und sprang unablässig umher, grimassirte, schlug mit den Händen taktmäßig gegeneinander, gegen die Wände, gegen Tische und Stühle und stampfte beim Sitzen in ganz derselben Weise mit den Füßen. Dabei sprach sie unablässig in häufigen Wiederholungen derselben Redewendungen völlig verwirrt vor sich hin. Der ganze Zustand hatte etwas eigenthümlich Krampfartiges, erinnerte an Chorea und hatte keinen einzigen Zug weder von erregter Melancholie noch von heiterer Tobsucht. Das Sensorium war entschieden benommen. Dabei negative Triebe, Nahrungsverweigerung, nicht aus Zeitmangel wie bei der heitern Tobsucht, der Vesania typica, sondern mit energischer Abweisung der Speisen. Nach acht Tagen ging dieser Zustand in melancholische Angst mit Hallucinationen aller Sinne über, während die choreatischen Erscheinungen sich verloren. Zwischenburch Symptome der Starrsucht, starres, stummes Sitzen und Stehen in den Ecken mit völliger Apathie. Allmählich überwiegt die Apathie, während die negativen Triebe mit Sträuben gegen jede Veränderung noch anhalten und aus der Apathie kommt es zu langsamem Erwachen, ohne deutliches Krankheitsbewußtsein und mit völliger Amnesie aus der Periode der Manie. Am 20. März 1876 genesen entlassen. Im October 1880 kommt es zu einem neuen völlig congruenten Anfalle, in dem während der Agitation auch die Rumpfmuskulatur an den tonischen, choreatischen Krämpfen theilnehmen und ein unaufhörliches Wälzen und Verdrehen des ganzen Körpers veranlassen. Der Verlauf machte dieselben Stadien durch, aber viel rascher, sodaß die Kranke schon Anfang November in der Reconvalescenz war. Leider recrudescirte jetzt eine ältere Phthise mit rapidem Verlauf und führte durch Lungenbrand am 24. Nov. zum Tode.

Die nächstältere Schwester der Kranken, 30 Jahre alt, an einen Schiffer verheirathet, die schon vor $1^1/_2$ Jahren einen vorübergehenden melancholischen Anfall überstanden hatte, war auf der Reise, während die Schwester das erste mal erkrankte. Zurückgekehrt erfuhr sie von der Erkrankung der jüngsten, besonders geliebten Schwester, fing laut an zu klagen und zu jammern, verlor den Schlaf und verfiel alsbald in Tobsucht, sodaß sie am 4. Sept. in die Anstalt gebracht werden mußte. Hier kam sie an als absolute Copie der Schwester, dasselbe verwirrte Schwatzen, dasselbe Schlagen mit Händen und Füßen, kurz ganz dieselben choreatischen Erscheinungen. Das Schwatzen bildete sich weiterhin, anders als bei der Schwester, zur Predigtsucht aus, das eigenthümliche taktmäßige Schlagen mit den Händen hielt während der ganzen Dauer der in wechselnder Intensität bis Ende Januar 1876 fortbestehenden Erregung an. Dabei ebenfalls das Sensorium benommen, deshalb nach eingetretener Beruhigung kein klares Krankheitsbewußtsein. Zu melancholischen Angst- und Stuporanfällen kam es in diesem Falle nicht; ließ die Tobsucht vorübergehend nach, so ward auch das Sensorium freier, und es waren allerdings nur kurz dauernde, aber wirkliche Besserungszeiten.

Am 20. März 1876 konnte sie mit der Schwester genesen entlassen werden.

Die dritte Schwester, 37 Jahre alt, kam am 3. Mai 1879 in die Anstalt. Sie war 15 Jahre verheirathet und hatte während der Zeit 7 Kinder geboren. Während der letzten Schwangerschaft war sie vorübergehend unmotivirt heftig und aufgeregt gewesen, seit Anfang April hatten diese Anfälle an Heftigkeit und Dauer zugenommen; am 17. April von einer todten Siebenmonatsfrucht entbunden, verfiel sie gleich darauf in Tobsucht und mußte schon am 3. Mai hergebracht werden. Bei der Aufnahme wiederum das Agiren mit Händen und Füßen, dieselbe Benommenheit, dasselbe verwirrte Schwatzen. Ihres Zustandes und einer phlegmonösen Entzündung des rechten Unterschenkels wegen mußte sie von Anfange an im Bette gehalten werden, was nur durch zweimal täglich applicirte Chloralclysmata möglich war. „Die Erregung Notiz aus der Krankengeschichte) legte sich schon nach wenigen Tagen, und ging nach einem gleichfalls nur einige Tage dauernden Stadium von ruhiger Benommenheit in den Zustand von Klarheit über, der seitdem noch immer fortschreitet." Dabei im Gegensatze zu den Schwestern gutes Krankheitsbewußtsein. Am 24. Juni genesen entlassen.

Während bei Pinel der Schreck unmittelbar tonische Starre hervorrief, reagirte in diesen drei Fällen die eine Schwester auf die Nachricht von der Erkrankung der andern ebenso unmittelbar mit klonischer choreatischer Tobsucht, während bei den beiden andern dem Ausbruch der-

selben Krankheit kürzere oder längere Vorboten vorhergingen. Alle drei Schwestern zeigten dieselben Symptome, bei der ersten und der letzten, bei dieser aber wenig ausgesprochen, kam es zum Stadium der Stupescenz, bei der zweiten kam es zu freieren Zwischenzeiten, aber nicht zur Starre. Bei der jüngsten waren der Erkrankung ohnmachtsähnliche Anfälle, mit aufgehobenem Bewußtsein, längere Zeit vorhergegangen.

Derartige Anfälle mit mehr oder weniger ausgesprochenem epileptiformen Charakter wird man häufig in der Anamnese von Katatonen verzeichnet finden. Mitunter complicieren solche bald mehr klonische, bald mehr tonische Krampfanfälle, in denen das Bewußtsein, wenn nicht ganz aufgehoben, so doch erheblich getrübt ist, auch den Beginn der Erkrankung; folgt ihnen unmittelbar die charakteristische katatonische Tobsucht mit ihrer Benommenheit, die eine gewisse Aehnlichkeit mit dem epileptischen Dämmerzustande nicht verleugnen kann, fehlt das Stadium der Stupescenz völlig oder ist es wenig ausgesprochen, so ist eine Verwechselung mit epileptischem Irresein wol verzeihlich. Nicht unmöglich, daß manche Heilung des sonst anerkannt unheilbaren epileptischen Irreseins auf solche Verwechselung zurückzuführen ist.

Wir haben oben eine Art der katatonischen Tobsucht kennen gelernt, wir haben wiederholt von ihrer charakteristischen Färbung gesprochen, es wird Zeit sein, diesen ihren Charakter zu schildern. Es ist oben schon angedeutet, wie die Stimmung der Katatonen auch in der tobsüchtigen Erregung ebenso weit von der panophobischen Angst der erregten Melancholie, oder des Furor epilepticus, als von der heitern Lust und Gemüthlichkeit der genuinen Tobsucht oder der Mania paralytica entfernt ist. Wenn nicht die der ganzen Krankheit ihren Stempel aufprägende Benommenheit, die Betäubung Chiarugi's, alle Stimmung verwischt, ist sie eine pathetisch gehobene. Sie kann dabei nicht selten religiös gefärbt sein, und einen gewissermaßen finstern Ernst verrathen, sie kann aber auch in schauspielerhafter Exaltation an das Komische streifen, ohne in ausgesprochenen Schulfällen den oben erwähnten Arten von Erregung ähnlich zu werden. Selbstverständlich wird dieses Pathos äußerlich noch vermehrt durch das seltsam Eckige, Geschraubte in den Bewegungen und in der Körperhaltung, das als charakteristisch auch für dieses Stadium der Katatonie anzuführen ist. Wenn die Erregung nicht so heftig ist wie in den oben angeführten Fällen, wo die Extremitäten nicht allein, sondern auch der ganze Körper in klonischen, gewissermaßen rhythmischen Bewegungen umhergeworfen werden, so sind die Reden dieser Kranken doch meist von auffälligen Grimassen, hochgezogenen Augenbrauen, rollenden Augen mit über mittelweiten Pupillen, verzogenem, nicht selten zur Schnauze zugespitzten Munde, und reichlichen, aber immer eigenthümlich ungeschickten eckigen Gesticulationen der Arme, der Beine, oft auch des ganzen Rumpfes, begleitet. Geht die Erregung in das Stadium der Stupescenz, der Attonität über, so hören zuerst die lauten Reden auf, während die seltsamen Bewegungen und Gesticulationen noch fortdauern, diese werden immer langsamer, der Kranke bleibt auf seinen Gängen gelegentlich in einer Ecke in völlig verschrobener Körperstellung stehen, die freiwillige Regsamkeit wird immer geringer und eines Tages finden wir ihn steif und starr nach Art der ägyptischen sitzenden Memnonsäulen auf dem Stuhle sitzen, den Kopf gesenkt, Beine in Hüfte und Kniegelenk rechtwinkelig gebogen, die Arme desgleichen im Ellbogengelenk, die Unterarme den Oberschenkeln, die Oberarme dem Rumpfe fest anliegend.

Während der Erregung spricht sich das Pathos hauptsächlich auch in den Reden aus. In einzelnen Fällen wird das Declamiren und Recitiren fremder Dichtungen beliebt, wenn der Gedächtnisvorrath erschöpft ist, in steter Wiederholung; in andern kommt es zu selbst extemporirten Predigten über biblische und andere Themata, aber auch hier kehren dieselben Sprüche, Bilder und Redewendungen immer wieder. Ist die Benommenheit stärker, so sind die Predigten oder Reden nur Anhäufungen zusammenhangsloser Worte und Sätze, die dann, je stärker die Benommenheit, immer häufiger wiederkehren, bis schließlich nur ein Satz, ein Wort oder ein Laut unermüdlich wiederholt wird. So wiederholte ein Kranker Kahlbaum's den Satz: „Schmorbraten essen ist meine Sach" entweder einfach oder mit dem Spruche: „Gesang verschönt das Leben" abwechselnd, bis er schließlich bei dem einfachen Worte „Hund, Hund, Hund . . . ." stehen blieb. Der Kranke in der oben erwähnten Krankengeschichte Kelp's beschränkte sich zeitweise auf die Laute: „Schuß, Nuß, Nuß, Stuß . . . ."

Kahlbaum schlägt für diese der Katatonie eigenthümliche Redeweise den Ausdruck Verbigeration vor, im Gegensatze zu der nach äußern Gesetzen fortschreitenden Ideenflucht der einfach oder paralytisch Tobsüchtigen und zu der hauptsächlich der Hebephrenie und dem Erregungsstadium des circulären Irreseins zukommenden Confabulation mit ihrem phantastisch-productiven Inhalt.

Kahlbaum deutet ferner an, daß dieser eigenthümlichen Rede- oder Predigtsucht, die ja die motorische Agilität in diesem Stadium begleitet, möglicherweise auch ein gewisser Krampf der Sprachorgane oder des Sprachcentrums direct zu Grunde liegen könnte, zumal dieses Symptom gleichmäßig mit dem motorisch-klonischen Krampfe schwindet und schließlich mit ihm in den tonischen Krampf der absoluten Schweigsamkeit übergeht. Kommt es nämlich zum Uebergang in die Attonität, so wird die Sprache immer leiser, schließlich sieht man die Kranken während jener verzerrten Körperstellungen gelegentlich noch lautlos die Lippen bewegen, mit dem Eintritt der Muskelstarre hört auch dies zumeist auf und die diesem Stadium charakteristische absolute Schweigsamkeit tritt ein.

Das Pathos spricht sich endlich während dieses Stadiums auch in eigenthümlich barocken, abenteuerlichen Handlungen aus. So entwich der sechzehnjährige Lehrersohn S., nachdem er ein melancholisches Stadium durchgemacht hatte, vom Hause fort in die Wälder, spielte hier in albernen Verkleidungen „Räuberhauptmann", bedrohte in romantischen Schriftstücken als „Königlich, Kaiserlich, Ober-Räuberhauptmann" seine Umgebung mit

dem Tode, und unterzeichnete andere Schreiben: „Mit-Kaiser, Mit-Regent und Mit-Roderich“. In die Anstalt gebracht, hielt er in theatralischer Stellung salbadernde Predigten, schmückte sich mit Flittern aller Art, bedrohte als „Räuberhauptmann“ die andern Kranken und Wärter, war aber während derartiger wiederkehrender Anfälle stets sichtlich benommen. Zwischendurch kamen freiere Zeiten mit leichter Apathie und, wie es schien, mit geistiger Schwäche. Er war über ein Jahr in der Anstalt, die letzte Zeit als Reconvalescent, um seinen durch die Krankheit unterbrochenen Confirmationsunterricht wieder aufzunehmen. Am 20. Sept. 1874 wurde er, vom Anstaltsgeistlichen eingesegnet, aber doch nur als „gebessert“ entlassen. Späterhin ist er ganz gesund geworden, hat z. B. als Dreijährig-Freiwilliger beim Jägerbataillon seiner Militärpflicht genügt, obwol seine überstandene Krankheit ihn davon hätte entbinden können. Ein anderer Kranker, Gymnasialprimaner, schreibt seinem Director einen Brief, „daß er die Quintessenz alles Wissens gefunden habe, sie bestände in der Lösung quadratischer Gleichungen. Er selbst habe zwei Gehirne und seitdem die Flüssigkeit aus dem einen in das andere geflossen, sei er ein Weib geworden“. Der weitere Verlauf zeichnete sich durch heftige psychomotorische Krampfanfälle mit Selbstverletzung aus, die direct in epileptiforme Krämpfe übergingen. Dann kam wiederholter Wechsel zwischen lautloser, wilder Tobsucht, durch ähnliche Anfälle complicirt, und attonischer Starrheit. Zwischendurch kurze freiere Zeiten, die immer seltener wurden. Jetzt ist der Kranke längst verblödet.

Charakteristisch sind auch die schriftlichen Aeußerungen der Kranken durch bizarre Redewendungen und eine eigenthümlich verschrobene Gestelztheit des ganzen Stils.

Außer der Sucht, die Kleider zu zerreißen und sich nackt auszuziehen, die ja auch in andern Erregungszuständen gewöhnlich ist, verdienen noch zwei Eigenthümlichkeiten während dieses katatonischen Erregungsstadiums der Erwähnung. Einmal die Nahrungsverweigerung, die bereits im ersten Falle der drei Schwestern betont wurde, und die entgegen der aus Zeitmangel oder aus Vergiftungsfurcht stammenden Nahrungsverweigerung der einfach Tobsüchtigen oder der melancholisch Agitirten direct auf den negativen Trieb zurückzuführen ist, mit dem in diesem Zustande jede Annäherung, jede Einwirkung anderer abgewiesen wird. Und sodann die Leichtigkeit, mit der solche Kranke gegenüber andern Erregten im Bette zu halten sind. Ein-, zweimal ins Bett zurückgebracht, treiben sie ihre eigenthümliche Muskel- und Redegymnastik im Bette, halten ihre Predigten in der Bettlage, und nur wenn einmal eine außergewöhnlich ausgiebige Production, wie wiederholtes Radschlagen, einen größern Raum beansprucht, greifen sie auf den Dielenraum neben ihrem Lager über. Kahlbaum schon macht auf diese für tobsüchtig Erregte auffällige Bettsucht aufmerksam, mit der die Kranken, auch wenn sie nicht absichtlich ins Bett gelegt werden, ihr Lager des Morgens innehalten, bis sie mit Gewalt aufgenommen werden.

Also eigenthümlich choreatisch-klonische krampfhafte Motilität, die bis zu epileptiformen Krämpfen ausartet, Gesticuliren, Grimassiren, benommenes Sensorium, mit pathetisch gehobener Stimmung, Verbigeration, barocke Handlungen, Nahrungsverweigerung und Bettsucht, das sind die charakteristischen Zeichen des Exaltationsstadiums der Katatonie.

Damit kann die Krankheit ablingen. Durch ein leichtes und kurzes Stadium apathischer Benommenheit hindurch wie bei der dritten Schwester kann es zur psychischen Klarheit und in weiterem Verlauf zur vollen Genesung kommen, ohne daß die Symptome der ausgesprochenen katatonischen Starre, des Stupors auftreten. Daß dabei volles Krankheitsbewußtsein eintritt wie in jenem Falle, ist nicht nöthig; auch ohne dasselbe kann Genesung eintreten. Ich habe jetzt seit dem März eine Frau in Behandlung, die gegenwärtig in der Reconvalescenz von einem langwierigen, und heftigen, ausgesprochen katatonischen Erregungsanfalle ist. Der erste, ganz ähnliche Anfall hat sie im J. 1867 aus dem ersten Wochenbette in die Anstalt geführt. Nach siebenmonatlicher Behandlung konnte sie trotz mangelnden Krankheitsbewußtseins genesen entlassen werden. Sie hat niemals zur Klarheit über ihr überstandenes Leiden sich hindurcharbeiten, niemals das ihr durch die ihrer Ansicht nach unberechtigte Ueberführung in die Irrenanstalt angethane Unrecht vergessen können. Sie hat aber ihrem Haustande in verständiger Weise vorgestanden, ihrem Gatten noch mehrere Kinder geschenkt und die Erziehung derselben selbst geleitet (sie war früher Lehrerin gewesen), bis sie Anfang März 1881 ohne äußere Veranlassung aufs neue erkrankte. Voraussichtlich wird sie wiederum, diesmal nach achtmonatlichem Anstaltsaufenthalte, genesen entlassen werden können, wahrscheinlich aber auch nach diesem Anfalle ohne Krankheitsbewußtsein.

Dieser Fall, in dem nach dreizehn Jahren, ebenso wie der andere obenerwähnte, die erste Schwester betroffene, in dem nach fünf Jahren die Krankheit recidivirte, stimmt mit dem Urtheil Kahlbaum's, daß die Katatonie hinsichtlich der allgemeinen Recidivirungsgefahr im ganzen eine günstige Stelle einnimmt, nicht überein. Die Zwischenzeiten können aber noch kürzer werden, sodaß es schwer wird, bei dem mangelnden Krankheitsbewußtsein an wirkliche Genesung zu glauben, und wenn dann schließlich die Anfalle länger dauern als die Zeiten relativer Ruhe und Klarheit, so unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß aus der recidivirenden eine recurrirende Krankheit geworden ist. Und in der That ist diese recurrirende Form der Katatonie durchaus nicht selten. In den ungünstigen Fällen entwickelt sie sich gewissermaßen aus der recidivirenden Form. Es kommt ein länger dauernder Anfall, danach Genesung, die längere Zeit, jahrelang vorhält, dann ein neuer Anfall, wieder Genesung von kürzerer Dauer, und so werden die freien Zeiten immer kürzer, sodaß an eine Entlassung aus der Anstalt nicht mehr zu denken ist. Lange Jahre kann dabei die Intelligenz während der Zwischenzeiten nur wenig gelitten haben, nur in den schriftlichen Mittheilungen, in Briefen z. B., zeigt sich das eigenthümlich pathetische, verschrobene im Stile und

in der Ausdrucksweise, bis dann endlich die Krankheit siegt, die charakteristische Benommenheit auch auf die freien Zeiten übergreift und Patient allmählich verblödet. In günstigen Fällen ist der Verlauf umgekehrt, freie Zeiten und Anfälle wechseln rascher miteinander, die freien Zeiten werden länger, immer noch ab und zu von kürzeren Anfällen unterbrochen, bis dann schließlich, häufig erst nach zwei oder drei Jahren, das Ganze doch noch eine günstige Wendung nimmt, und der Kranke genesen entlassen werden kann. Derartige Fälle sind auch in der Literatur verzeichnet und bilden dort die günstigen Ausnahmen der übrigens prognostisch absolut ungünstigen Klasse der circulären Irreseinsformen, in welche sie ihrer ganzen Art nach nicht hineingehören.

Geht die Katatonie nach dem maniatischen Stadium nicht in Genesung oder in die recurrirende Form über, so verfällt der Kranke aus der Erregung in das Stadium der Stupescenz oder der Attonität. Der Kranke steht, sitzt oder liegt jetzt stumm und starr da, den Kopf gesenkt, die Augen mit übermittelweiten Pupillen ganz oder halb geschlossen, die Arme dem Körper anliegend. Im tiefsten Stadium sind alle Muskeln in einer Art tetanischer Starre, der Tetanie Arndt's. Seltener, wie Arndt mit Recht hervorhebt, die Streckmuskeln des Körpers als die Beugemuskeln, sodaß im Stadium der Tetanie die Kranken nicht mehr stehen können, sondern meistens sitzen, wo dann die Beine angezogen, der Kopf oft bis auf die Kniee gesenkt ist, oder geradezu auf dem Boden kauern oder in einen Klumpen zusammengeballt liegen. Namentlich ist die krampfhafte Beugung des Kopfes so charakteristisch, daß derartige Kranke, selbst wenn sie noch in der Lage sind, gestreckt im Bette liegen zu können, häufig mit dem Kopfe nicht auf dem Kopfkissen aufliegen, sondern denselben frei in der Schwebe halten. Der Krampf der Beuger ist in solchen Fällen fast unüberwindlich, gelingt es mit starker Kraft die Gliedmaßen aus ihrer Stellung für Momente herauszubringen, so federn sie losgelassen in ihre alte Lage wieder zurück. Die Kaumuskeln nehmen an dem Krampfe theil, ebenso nicht selten die Augenschließmuskeln. Bei der absoluten Nahrungsverweigerung derartig schlimmster Fälle ist ein Füttern mit dem Löffel unmöglich, weil es nicht gelingt, die Zähne voneinander zu entfernen, es bleibt nur die durch die Nase applicirte Schlundsonde zur Zuführung der nothdürftigsten Nahrung übrig. In andern Fällen kommt es nicht bis zu dieser Tetanie, dafür bieten sie die eigenthümliche Erscheinung der kataleptischen Starre oder der flexibilitas cerea. Eigenen Willen haben sie so wenig wie jene Tetanischen. Sie können aber des Morgens aufgenommen und hingestellt werden wie eine Gliederpuppe, ebenso werden sie angekleidet, an den Frühstückstisch geführt, dann gefüttert wie die Kinder; später im Corridor oder Garten vom Wärter hingestellt, resp. hingesetzt, bleiben sie in der Stellung, die ihnen angewiesen ist. Die Glieder setzen dem fremden Eingriffe keinen weiteren Widerstand entgegen, wie die einer gut gearbeiteten Modellpuppe des Künstlers, lassen sich in die schwierigsten und drolligsten Stellungen bringen und verharren darin entgegen dem Gesetze der Schwere, ohne zu zittern, Zeiten hindurch, die in einzelnen Fällen lediglich durch andere bestimmt werden können, indem ohne fremden Eingriff die Stellung ins Unbegrenzte innegehalten wird. Zumeist sinken ohne Einwirkung anderer die Glieder im Laufe einer kürzeren oder längeren Zeit unmerklich langsam in die Ruhestellung zurück.

In beiden Zuständen ist die Hautoberfläche anästhetisch, die Hautreflexe sind gehemmt, während die Sehnenreflexe erhalten, oft sogar gesteigert sind. Ob die Ursache der fast stets erweiterten, häufig wechselnd differenten Pupillen auf einen Reizzustand des Sympathicus zurückgeführt werden darf, steht noch dahin. Wenn die engen Pupillen der Paralytiker Reizungssymptome seitens des Oculomotorius sind, so liegt kein Grund vor, in diesem tonischen Krampfstadium der Attonität eine Lähmung der die circulären Fasern des Ciliarmuskels versorgenden Nerven anzunehmen. Eine Reizung des Sympathicus liegt um so näher, als auch der in der Stupescenz so sehr vermehrte Speichelfluß auf dieselbe Quelle zurückweisen muß. Denn gerade in diesen Fällen ist es der zähe, Faden ziehende Sympathicusspeichel, der den hockenden, kauernden, oder mit vorübergebeugtem Haupte dastehenden Kranken zwischen den kaum geöffneten Lippen hervorquillt, im Gegensatze zu der Salivation in andern psychischen Reizzuständen, in denen eine copiöse Menge schaumigen, flüssigen Speichels entleert wird.

Von der absoluten Schweigsamkeit während dieser Starre ist oben schon gesprochen worden. Sie hat in der That etwas krampfhaft Gezwungenes, sodaß die Anschauung Kahlbaum's, daß im Gegensatz zur Verbigeration während der Erregung jetzt ein gewisser tonischer Krampf oder ein Hemmungszustand im Sprachcentrum vorhanden, berechtigt erscheint. In leichteren Fällen ist die Stummheit häufig nur Reflex aus der dem Kranken gewidmeten Aufmerksamkeit. Sowie man sich abwendet, sieht man die Lippen sich bewegen, oder hört leise unverständliche Worte.

Nicht selten greift der tonische Krampf auf die Sphincteren von Blase und Mastdarm über, es kommt zur Urinretention und Koprostase. Häufig tritt auch dieser Krampf nur gewissermaßen reflexmäßig auf als Aeußerung des negativen Verhaltens der Kranken, indem sie zu Stuhl geführt, weder uriniren noch defäciren, auch wenn geduldig bei ihnen ausgeharrt wird, nur um unmittelbar nach der Zurückführung vom Closet Koth und Urin rücksichtslos unter sich zu lassen. Gelegentlich kommt es auch zu arger activer Kothschmiererei.

Dabei ist die Circulation verlangsamt, in den abhängigen Partien, zumal in Händen und Füßen, kommt es zu venöser Stauung und Oedemen, sodaß die kühlen, dicken, blauen Hände und Füße für diese Kranken charakteristisch sind.

Wie es im Gemüthe derartiger Statuen aussieht, ist bei der in diesem Zustande herrschenden absoluten Schweigsamkeit (Mutacisme der Franzosen) im Anfalle selbst nicht zu eruiren. Daß nicht lediglich, wie früher angenommen wurde, grauenhafte Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen die Kranken auf diese Weise „andon-

nern", dürfte aus dem gelegentlich in leisen Zügen wechselnden Mienenspiele derselben hervorgehen, das zumeist allerdings Schmerz und Furcht ausdrückt, aber gelegentlich auch in gewissermaßen verschmitztem Lächeln einen entgegengesetzten Gemüthszustand verräth. Der Erzählung der Kranken nach dem Aufwachen aus der Starre ist auch nicht zu sehr zu trauen. Bei der charakteristischen Benommenheit während des Anfalls und der geringen Erinnerung aus demselben ist den Genesenen gewöhnlich auch ihr Zustand während desselben dunkel und unerklärlich. Manche in der Literatur aufbewahrte weitschweifige Schilderung eines aus der Starre Erwachten trägt aber so sehr den Stempel der für die Erregungszeiten der Katatonen charakteristischen pathetischen Ueberschwenglichkeit, daß die Feststellung der Grenze zwischen Wahn und Wahrheit schwierig erscheint. Am meisten Glauben verdient noch immer der von Esquirol aufgehobene Ausspruch eines Genesenen: „Dieser Mangel an Activität kommt daher, weil meine Empfindungen zu schwach sind, um auf meinen Willen einen Einfluß auszuüben", ein Ausspruch, der nach der einen oder andern Seite modificirt überall wiederkehrt und in den Worten seinen schärfsten Ausdruck findet: „Ich kann nicht wollen".

In neuerer Zeit ist durch das Wiederauftauchen und das dadurch den physiologischen Sachverständigen ermöglichte Studium des Hypnotismus Gelegenheit gegeben, diese Erscheinungen der Attonität mit den Beobachtungen an Hypnotisirten in Parallele zu stellen. Die katalceptische Starre der Hypnotisirten gleicht dem katatonischen Anfalle in der That so auffällig, daß, wer eins gesehen hat, das andere kennt. Neuerdings hat Schüle im neuesten Heft des 31. Bandes der Allgemeinen Zeitschrift der Psychiatrie S. 287, gelegentlich eines Artikels „Dementia acuta und Stupor", auf diese Analogie hingewiesen. Allerdings fehlt, wie Schüle schon bemerkt, die „unbewußte Nachahmung" im katatonischen Anfalle, aber ein entsprechendes Correlat habe ich an einigen ausgesprochenen Katatonen dafür finden können. Während freundliche Ermahnungen und Belehrungen es niemals durchsetzen, die mechanisch eingerenkte Stellung zur Norm zurückzuführen, gelingt es in vielen Fällen einem kurzen militärischen Commando, sich Gehorsam zu verschaffen. Einen katatonisch Verwirrten haben wir in der Anstalt, der nur durch diese kurzen Commandoworte von allerlei charakteristischen Thorheiten angesichts der Aerzte, wie Niederknien, auch im schmuzigen Gartenwege u. s. w., abgehalten werden kann.

Diese Hypnotisirten nun beschreiben die Bewußtseinslage während der Hypnose als einen Traumzustand, in dem alle Sinneseindrücke abgeschwächt, wie aus weiter Ferne, zum Bewußtsein kommen. Möglich, daß in der Krankheit eine ähnliche Situation vorliegt, nur daß hier den Verhältnissen entsprechend neben den Sinneseindrücken noch Sinnestäuschungen, neben den Vorstellungen noch Wahnvorstellungen in das verschleierte Bewußtsein dringen.

Vielleicht daß eine der Hypnose ähnliche Bewußtseinslage auch unter physiologisch normalen Verhältnissen gelegentlich vorkommt. Ich möchte an die wahrscheinlich auch andern bekannten Zustände im Halbschlafe erinnern, in denen es vorkommen kann, daß man, halbwachend durch die halbgeschlossenen Augenlider die Gegenstände in der Umgebung wahrnehmend, den Willen hat, sich zu bewegen, ohne ihn sofort realisiren zu können. Es ist gewissermaßen ein Zeitunterschied zwischen dem Erwachen des Sensoriums und dem des Motoriums.

Die Verwechselung dieses stuporösen Zustandes mit secundärer Verblödung, dem Idiotisme Pinel's, wird heute kaum mehr zu befürchten sein; das, was jetzt noch als acute, heilbare Demenz beschrieben wird, soll weiter unten noch Erwähnung finden.

Abgesehen davon, daß diese Stadien stummer Starre mit Zeiten lebhafterer katatonischer Erregung wechseln können, kann es auch direct aus dieser Starre heraus zu blitzähnlichen Handlungen kommen, die ebenso häufig ihre Spitze gegen den Kranken selbst als gegen die Umgebung kehren. Wenn diese Kranken es sind, die in einem Moment der mangelnden Aufsicht im Handumdrehen ein oder mehrere Dutzend Fensterscheiben zertrümmern können, so sind sie es auch, denen man neben Selbstmordversuchen die grausamsten Selbstverstümmelungen zutrauen kann. Und seltsamerweise fehlt häufig bei diesen Selbstangriffen jede Spur einer gemüthlichen Erregung, sie gehen mit einer so ruhigen Kaltblütigkeit vor sich, daß der am Bette sitzende Wärter von dem, was heimlich unter der Decke geschieht, dem Gesichte des Kranken nichts anmerkt. So hatte ein unter meiner Beobachtung befindlicher Katatone, der steif und starr im Bette lag, mit den Nägeln den Hodensack zerrissen und den einen Hoden hervorgeholt, alles unter der Decke in Gegenwart des Wärters; erst die vergeblichen Bemühungen, den Samenstrang auf dieselbe Weise zu zerreißen, verriethen seine Manipulationen und veranlaßten den Wärter, der Onanie vermuthete, nachzusehen und Hülfe herbeizurufen. Derselbe Kranke saß einige Monate später, nachdem der Starrsuchtsanfall die erste Heftigkeit verloren hatte, noch immer stumm und steif mit seinen Leidensgenossen am Tische, während der Wärter die Suppe aufschöpfte. Niemand hatte bemerkt, daß er sich unter dem Tische den rechten Stiefel und Strumpf ausgezogen hatte. Wohl sah man, daß er, das seiner mangelnden Schärfe wegen ziemlich ungefährliche Tischmesser in der Hand, sich herabbog, als wollte er etwas vom Boden aufheben. Und in der That hatte er, als er mit der Hand auf den Tisch zurückkehrte, einen etwas blutigen Gegenstand zwischen den Fingern, den er neben seinen Teller hinlegte. Es war die kleine Zehe des rechten Fußes, die mittels eines geschickten Schnittes durch das Gelenk scharf exarticulirt war. Das Ganze war das Werk eines Augenblicks gewesen und der Kranke war schon wieder dabei, seine inzwischen aufgeschöpfte Suppe zu essen, als die Umgebung erst die Natur des blutigen Gegenstandes erkannte. Irgendeinen Grund dieser Selbstverstümmlung wußte unser Kranker auch später, als er wieder zu sprechen anfing, nicht anzugeben. Das Ganze macht den Eindruck einer einfach triebartigen, automatischen Handlung.

Noch deutlicher tragen diejenigen Bewegungen solcher

Kranken den Charakter der Automatik, die entweder während der tiefsten Starre, oder häufiger noch im späteren Stadium, wenn sich die Starre schon zu lösen beginnt, in constanter Wiederholung sich zeigen. Mitunter sind sie recht complicirt wie in folgendem Falle (Rudolf G. 22 Jahre alt, Schneiderlehrling, krank seit Anfang 1878, Katatonie. Notiz vom 30. Dec. 1879): „Seit etwa acht Tagen sind ganz eigenthümliche Zwangsbewegungen aufgetreten: stundenlang wiederholt sich mit Pausen von etwa einer Minute folgende Bewegung: er legt sich auf alle Viere auf die Erde, beugt dann die Stirn auf den Boden, richtet sich unbeholfen auf, hebt im Stehen das linke Knie, ergreift dann den linken Fuß und führt ihn dem sich beugenden Munde entgegen und küßt ihn!" Zumeist sind die Bewegungen aber einfacher, auf die Arme oder Hände beschränkt und auch mehr an frühere Gewohnheiten anlehnend. So machte eine Kranke Kahlbaum's im Sitzen eine Arm- und Handbewegung, die ganz ähnlich derjenigen beim Spinnen am Spinnrade ist. Eine andere Kranke hatte zu Zeiten die Manier, ein Stück Zeug wurstartig zusammenzudrehen und saß an den betreffenden Tagen stundenlang in dieser drehenden Bewegung („die Frau Baronin würstelt", eigener Ausdruck der Wärterin). Eine gegenwärtig in meiner Behandlung stehende junge Dame macht schon seit Wochen beim Herannahen eines jeden Menschen sofort Zahlbewegungen mit Daumen und Zeigefinger, gelegentlich dabei noch mit der Hand in die Tasche greifend, als ob sie neuen Vorrath hervorhole. Dabei bewegt sie leise die Lippen, ohne errathen zu lassen, was für Worte mit dieser Bewegung gemeint sind.

Ebenso gehören die schon bei dem Erregungsstadium erwähnten eigenthümlichen Grimassen, der Schnauzkrampf, der Ausdruck des Erstaunens, und andere auffällige Mienenspiele hierher.

Wie schon bemerkt, kommen diese bizarren Bewegungsstereotypen zumeist erst zur Beobachtung, wenn die Attonitätsstarre ihren Höhepunkt überschritten hat und der Lösung entgegengeht. Sie sind in diesem Stadium von ungünstig prognostischem Werthe und deuten an, daß die Lösung entweder in katatonische Verwirrtheit, resp. Verrücktheit oder in Terminalblödsinn überführen wird.

Geht es zur Besserung und weiterhin zur Genesung, so klärt sich langsam das Bewußtsein, die Benommenheit schwindet ebenso langsam, häufig unter Schwanken, auch die Starre, wobei eigenthümliche localisirte Beugetetanie noch bis zuletzt zurückbleiben kann. So konnten wir vor kurzem ein junges Mädchen genesen entlassen, das bis weit in die Reconvalescenz aus einer schweren, mit charakteristischen Erregungsanfällen wechselnden tetanischen Starre hinein nur mit Daumen und Zeige-, resp. Mittelfinger beider Hände Handarbeiten machen konnte, da die beiden letzten Finger noch krampfhaft fest in die Hohlhand eingeschlagen waren; ein Krampf (Fakirkrampf), der sich erst sehr spät löste, und der auf der Höhe der Starre auf die drei letzten Finger ausgedehnt gewesen war, während die Spitzen von Daumen und Zeigefinger ebenso fest gegeneinander gepreßt waren.

Geht die Starre in katatonische Verwirrtheit über, so persistirt der Hang zu Stellungen, zum Grimassiren, zu bizarren Gewohnheiten, während die Stummheit gelegentlich mit einem Hange zur Wiederholung nichtssagender Redensarten, kurz zu jener schon bei Schilderung der katatonischen Erregung beschriebenen Verbigeration wechselt. Die katatonische Verwirrtheit ist eben gewissermaßen ein Abklatsch der Einzelsymptome der katatonischen Erregung, nur daß die Erregung selbst und mit ihr der Affect und an erster Stelle das Pathos verloren gegangen ist.

Ist noch ein Rest von Pathos übriggeblieben und verrathen die Aeußerungen der Kranken noch einen gewissen, wenn auch durch Wahnvorstellungen und Sinnestäuschungen vermittelten Zusammenhang, so ist das Ende des ganzen Verlaufs in der katatonischen Verrücktheit gegeben. Die Kranken sind dann gern vertrauschte Kinder, stammen von hohen Aeltern ab und beweisen dies durch geheimnißvolle Zeichen und Deutungen, die zumeist aus der Zeit der Starre stammen. Ihr Pathos befähigt sie, auf die gewöhnlichen Erdenwandler in ihrer Umgebung stolz, doch mitleidig herabzusehen, und ihr Krankheitscharakter gibt ihnen in den barocken Stellungen und Grimassen die Mittel, diesem ihrem Gefühle einen kräftigen Ausdruck nach außen zu geben.

Wie nun unsere Katatonie nach kürzer oder länger anhaltender, schwächer oder stärker zum Ausdruck gelangender Gemüthsverstimmung sowol mit der Tobsucht als mit der Starre einsetzen kann, so kann, allerdings in selteneren Fällen, auch diese katatonische Verrücktheit den Reigen eröffnen. Verrückte Wahnvorstellungen, geheimnißvolle Andeutungen des Kranken über elektrischen, magnetischen Gedankenverkehr mit seinen Angehörigen und mit fremden Menschen, bedeutungsvolle Zeichen und Handlungen, die auf ein verborgenes, wenn noch nicht ganz ausgebildetes, so doch in Fixirung begriffenes Wahnsystem hinweisen, alles scheint uns zu berechtigen, hier das Resultat eines längere Zeit unter der Asche glimmenden Processes anzunehmen, und wir schütteln ungläubig den Kopf bei der Versicherung der Angehörigen, daß der Patient bis vor kurzem, bis vor einem oder zwei Monaten, noch völlig gesund gewesen und daß sich der jetzige Zustand ziemlich acut aus einer leichten gemüthlichen Verstimmung entwickelt hat. Aber doch ist es der Fall. Eines schönen Tages finden wir den Kranken seltsam steif in einer Ecke stehen, mit dem Gesichte nach dem Winkel. Wir heben seinen Arm hoch, er bleibt stehen, wir legen den Kranken in das Bett, er bleibt starr liegen, spricht nicht, ißt nicht, muß gefüttert werden. Dazwischen plötzliche Erregungsanfälle von kürzester Dauer, Kleiderzerreißen, Schreien im gleichen Tonfall, mit Wiederholung derselben Laute. Dann wieder geheimnißvolles Wesen, bedeutungsvolles Handeln, specifische Wahnvorstellungen, kurz alle Symptome der Verrücktheit. Der Wechsel kann sich noch einigemal wiederholen, allmählich lichtet sich der Schleier, die Benommenheit weicht, der Kranke wird klarer, gibt zu, krank gewesen zu sein, wenn auch alles ihm noch äußerst unklar und dunkel erscheint, was in-

zwischen mit ihm vorgegangen ist, und schließlich kann er genesen entlassen werden.

Wie man sieht, ist diese heilbare katatonische Verrücktheit von anderer Art als die aus der Starre sich herauskämpfende pathetische, secundäre Form. Sie bietet aber so viel Gelegenheit zur Verwechselung mit der primären nicht katatonischen Verrücktheit mit ihrer so sehr dubiösen Prognose, daß man der größten Vorsicht bedarf, um sich vor Täuschung zu bewahren. Den in der Literatur aufgeführten Fällen von geheilter primärer Verrücktheit gegenüber muß ich hervorheben, daß ich noch keinen Fall von wirklicher genuiner primärer Verrücktheit habe heilen sehen, wohl aber derartige katatonischer Verrücktheit, sodaß die Vermuthung nahe liegt, daß auch in jenen geheilten Fällen es sich um die unter dem Bilde der Verrücktheit auftretende Katatonie gehandelt hat.

Wie in Verwirrtheit oder Verrücktheit kann die Starre auch in Terminalblödsinn übergehen. Dieser Uebergang ist häufig so unmerklich, daß aus ihm sich der Streit früherer Jahre erklären läßt, ob die Melancholia stupida sive attonita wirklich noch Melancholie oder schon Blödsinn (Idiotisme Pinel's) ist. Im Anfange war sie das eine, am Ende wurde sie das andere, den Uebergang hat keiner bemerkt. Oft auch merkt man ihn an dem langsamen Entspannen der Muskelstarre. Die gespannten Mienen werden schlaffer, maskenartig, die Gliedmaßen liegen noch wie vorher, aber sie setzen der Bewegung nicht mehr den tetanischen Widerstand entgegen, sie bleiben nicht mehr kataleptisch in der gegebenen Stellung, sie fallen schlaff herab. Aus dem anfangs klonischen, dann tonischen Muskelkrampfe ist eine allgemeine Erschlaffung, Muskellähmung geworden. Dabei kann aber zeitweise in die schlaffen Muskeln wieder Spannung zurückkehren, auch behalten die Muskeln nach völliger Erschlaffung noch gern die Stellung aus der Starre bei. Deshalb sieht man die früher krampfhaft zusammengezogenen Kranken auch jetzt noch zu einem Klumpen geballt auf der Bank oder auf der Diele, gern auch unter dem Tische liegen. Aufgenommen lassen sie sich aber hinsetzen und lassen sich bei einiger Dressur zu normalerem Verhalten anhalten. Gefahr ist für solche Fälle aber vorhanden, wenn der jetzt noch ausgesprochenen Bettsucht durch Gewährenlassen nachgegeben wird. Im Laufe der Zeit nehmen die Gelenke die dauernde Beugung gewissermaßen als Normalstellung an, die Gelenkflächen schleifen sich aus, die Bänder verkürzen sich an den Beugeseiten, auch die Haut schrumpft zusammen, sodaß eine Streckung der gebeugten Glieder schließlich nicht mehr möglich ist. Ab und zu kommt noch immer aus einem abgelegenen Dorfe ein derartig verwahrloster Kranker in die Anstalt, dessen Beine in Hüft- und Kniegelenk soweit flectirt sind, daß an Hacke und Gesäß gegenseitig verursachter Decubitus entstanden ist. Daß zur Production einer solchen wenn auch weniger exorbitanten Contractur nicht so sehr lange Zeit, auch nicht immer ein abgelegenes Dorf nöthig ist, zeigte ein am 3. Jan. 1881 hier aufgenommener, 27 Jahre alter Fall von katatonischem Blödsinn. Der Kranke mußte getragen werden, da die Beine in Hüft- und Kniegelenk rechtwinkelig gebogen waren. Er kam aus dem Krankenhause einer mittlern Stadt Schlesiens, war noch im Sommer 1880 häufig draußen gewesen und erst als Herbstwetter eintrat, dauernd in seiner Zelle eingeschlossen gehalten worden, wo er seiner Unreinlichkeit und Zerstörungssucht wegen auf Stroh lag. Also in der kurzen Zeit von einem halben Jahre mußte die Contractur eingetreten sein. In der Anstalt gelang es geduldig wiederholten Streckversuchen, die, sobald es nur anging, durch Gehversuche des Kranken unterstützt wurden, die Beine wieder gerade und brauchbar zu machen.

Die Kranken sind auch in diesem Zustande der Erschlaffung noch willenlose Maschinen, aber dressurfähig, wenn auch nur auf Befriedigung der einfachsten Bedürfnisse. Während bei den aus anderer Grundkrankheit Verblödeten jetzt häufig erst die Arbeitsfähigkeit beginnt, und je nach den erhaltenen Resten mehr oder weniger weit entwickelt werden kann, bleiben die aus der Katatonie Verblödeten unfähig zu den einfachsten Arbeiten, weil es ihnen an eigenem Willen, an jeglicher Initiative mangelt. Sie sitzen, stehen oder liegen ziel- und zwecklos umher und gehen schließlich an intercurrenter Krankheit, zumeist an Lungenschwindsucht zu Grunde.

Wie jedes bisher beschriebene Stadium der Katatonie kann auch die katatonische Demenz nach kurzen melancholischen oder maniatischen Prodromen primär auftreten und zeigt dann das Bild der längst bekannten und häufig beschriebenen acuten, heilbaren Demenz der Autoren. In ihrer Erscheinung und in ihrem Verlaufe gleicht sie sehr der primär entstandenen Starre, nur daß eben diese, die Muskelstarre und -spannung fehlt und einer absoluten Muskelschlaffheit Platz gemacht hat. Gemeinsam ist beiden die tiefe Benommenheit, die bei der acuten Demenz womöglich noch stärker ausgesprochen ist, gemeinsam die Schweigsamkeit, die Nahrungsverweigerung, die Bettsucht, die Pupillenweite und der Speichelfluß. Mit der Muskelstarre fehlt aber auch der angst- oder schreckhaft verzerrte, gespannte Zug im Gesichte, die Koth- und Urinretention. Statt dessen tragen die Mienen den Ausdruck des tiefsten Blödsinns und geht Koth und Urin unfreiwillig ab.

Gemeinsam sind ferner in beiden Zuständen die unvermutheten blitzartigen Handlungen mit Angriffen gegen sich selbst und die Umgebung, gemeinsam der gelegentliche Wechsel mit Erregungszuständen. Nur fehlt in diesen Erregungsanfällen der acuten Demenz das Pathetisch-überspannte, es ist ein ziel- und zwecklos Herausdrängen, Umhertasten oder Suchen, mit Zerstörung dessen, was im Wege ist. Auffallend auch dabei die tiefe Betäubung.

Die Dauer der acuten Demenz ist verschieden; bekannt und zeitungsberühmt sind ja jene Fälle geworden, wo die Kranken in scheinbarem Schlafe Wochen und Monate zugebracht haben: der schlafende Ulan, das schlafende Mädchen, oder wie die Firma jedesmal heißt. Da von dieser acuten Demenz nicht selten Sträflinge in dem Einerlei der Haft, infolge der mangelhaften Ernährung, befallen werden, hat sie gelegentlich auch den Beigeschmack der Simulation nicht vermeiden können. Zumal war es auffallend, daß jene Schläfer mit dem Instinct der jungen

Vögel, die es zu vermeiden wissen, ihr Nest zu beschmutzen, bei eintretendem Bedürfnisse nach dem Fußende des Bettes hinabzurutschen verstanden, um hier über das Fußende hinüber Koth und Urin auf der Diele abzulegen. Auffallend war es zwar, da es aber die verschiedenen Fälle an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten gleichmäßig so machten, ohne daß es einer dem andern gesagt haben konnte, so muß es doch wol etwas der Krankheit Charakteristisches sein.

Ein Unterschied der acuten Demenz von dem katatonischen Stupor ist noch der, daß trotzdem bei beiden die Nahrungsverweigerung dieselbe, bei jener in vielen Fällen der Kräfteverfall weit rapider und bedrohlicher ist. Wie Schüle nachgewiesen hat, ist dies wol auf Fieberbewegungen mit Temperaturerhöhung zurückzuführen, die in der acuten Demenz im Beginn nicht selten nachzuweisen ist. Weiterhin tritt hier sowol wie beim Stupor Temperaturerniedrigung ein, die bis unter 35 im Mastdarme hinabgehen kann.

Wie der Name sagt, acute heilbare Demenz, kann die Krankheit, wie alle einzelnen Stadien der Katatonie, wenn sie primär verlaufen, in Genesung übergehen. Bei dem schwereren Kräfteverfall ist sie langsamer und schwieriger zu ertämpfen; das tief benommene Bewußtsein lichtet sich nur allmählich, die Kräfte kommen mühsam wieder, aber schließlich kommt es doch zur vollen geistigen Klarheit, aber auch hier ohne jede Erinnerung aus dem Anfalle.

Geht sie nicht in Genesung über, so verläuft die acute nicht anders als die secundäre katatonische Demenz; wenn die erste aus Nahrungsverweigerung, Kräfteverfall u. s. w. entsprungene unmittelbare Lebensgefahr überwunden, der Kranke wieder zum Selbstessen und vielleicht auch zur Reinlichkeit dressirt ist, sitzt und liegt er mit den andern Leidensgefährten umher, kann von ihnen zu unterscheiden, bis auch bei ihm in den meisten Fällen ein chronisches Lungenleiden das Leben endet.

Das Zugehören der primären acuten Demenz zum Bild der Katatonie könnte bestritten werden. Neuerdings noch hat Binswanger in den Charité-Annalen im Anschlusse an einen entsprechenden Fall jeden Zusammenhang der acuten heilbaren Demenz mit den verschiedenen Formen des Stupors mit Entschiedenheit geleugnet. Im letzten Hefte des 38. Bandes der allgemeinen Zeitschrift der Psychiatrie hat Schüle diese auf Grund eines einzigen, nicht einmal von Anfang an beobachteten Falles supponirte Isolirung der acuten Demenz, wie mir scheint, mit Recht zurückgewiesen. Er zeigt an einzelnen Beispielen, wie das classische Bild der acuten Demenz wiederholentlich wechselt mit ebenso charakteristischen katatonischen Symptomen, sodaß ein Herausreißen der acuten Demenz aus ihrem Zusammenhange mit gleichartigen Zuständen nicht motivirt erscheint. Auch weist er darauf hin, wie schwierig eine scharfe Grenze zwischen der von Binswanger unterschiedenen Aufhebung der intellectuellen Acte beim Stupor und der Vernichtung der intellectuellen Fähigkeiten bei der acuten Demenz in den vorkommenden Fällen zu ziehen sein wird.

Was die Aetiologie betrifft, so muß zunächst die Hereditär erwähnt werden. Kahlbaum war der Ansicht, daß die Katatonie mit der Paralysie der Irren das Schicksal theile, daß sie hereditär nicht belastete Individuen ebensogern befalle wie solche, die durch Abstammung zu geistiger Störung bereits prädisponirt seien. Die beiden von Pinel erwähnten Brüder, die von mir angeführten drei Schwestern lassen schon vermuthen, daß diese Ansicht der Correction bedürftig ist. Außer jenen drei Schwestern habe ich noch zwei Brüderpaare anzuführen. Eins ist seit Jahren in der Anstalt, der eine ist längst verblödet, während der andere an leider jetzt sich häufenden recurrirenden Tobsuchtsanfällen leidet, die ziemliche Musterbilder der Katatonie sind. In den freien Zeiten ist er klar und schreibt mit Erfolg im Bureau. Von dem zweiten Paare kam erst der ältere als Secundaner, $17\frac{1}{2}$ Jahre alt, in die Anstalt. Er zeigte charakteristischen Wechsel zwischen pathetisch renommistischen Erregungsanfällen und kataleptischer Starre, sodaß über die Diagnose kein Zweifel obwalten konnte. Er wurde gesund, ging von der Schule ab, wurde Kaufmann und ist gesund geblieben. Sieben Jahre später kam sein jüngerer Bruder unter ganz ähnlichen Erscheinungen in die Anstalt, er konnte leider nur gebessert entlassen werden und mußte vor kurzem wieder aufgenommen werden.

Außerdem ist ein katatonisch verwirrtes Mädchen in der Anstalt, deren Mutter einige Jahre vor ihrer Erkrankung als katatonisch blödsinnig ungeheilt entlassen worden war. Also directe Abstammung einer katatonisch Kranken von der andern. Wir werden wol nicht fehlgehen, wenn wir der Katatonie keine Ausnahmestellung in der Hereditätsfrage einräumen und mindestens für ein Drittel aller Fälle directe oder indirecte Erblichkeit annehmen.

Auch in Bezug auf die Altersklassen, die mit Vorliebe von der Krankheit befallen werden, kann ich mit Kahlbaum nicht ganz übereinstimmen. Ich habe aus meinen Beobachtungen den Eindruck gewonnen, daß sich progressive Paralysie und Katatonie gewissermaßen ausschließen. Wo das Alter der Paralysie anfängt, hört das Alter der Katatonie auf, und wie ein Paralytiker im Anfange der zwanziger Lebensjahre zur großen Seltenheit gehört, so habe ich frisch erkrankte Katatonen in Mitte der Vierziger und darüber hinaus nur vereinzelt beobachtet. Der Schwerpunkt der Katatonie liegt in den zwanziger Jahren, vom Pubertätsalter an, und sie kann, wie ein Vortrag Seligmüller's in der Section für Kinderheilkunde der Naturforscher-Versammlung in Salzburg (Deutsche medic. Wochenschrift, 1881, Nr. 43) „über Chorea magna und ihre Behandlung“ andeutet, schon im Kindesalter vorkommen. Seligmüller beobachtete „die hypnotische Form der Chorea magna“, die entschiedene Aehnlichkeit mit unserer Katatonie hat, bei einem elfjährigen Knaben. Ob ausgesprochene Fälle von Katatonie im Greisenalter vorkommen, will ich nicht entscheiden, ich selbst entsinne mich nicht, einen solchen Fall beobachtet zu haben.

Dagegen kann ich Kahlbaum zustimmen darin, daß

beide Geschlechter gleichmäßig den Erkrankungsgefahren unterworfen sind.

Ebenso macht die Religion keinen Unterschied. Ich habe ein katholisches Mädchen in der Anstalt behandelt, das in der Ekstase mit ihrem Vermögen in ein französisches Kloster gegangen war, um Nonne zu werden. Die Krankheit wurde bald erkannt und sie selbst zurückgesandt. Ebenso ist unter Juden die Krankheit nicht so selten.

Was Stand und Beschäftigung betrifft, so ist zweifellos, daß der Stand am leichtesten befallen wird, der durch seine Beschäftigung vorwiegend auf sitzende Lebensweise und auf das Zimmer angewiesen ist. Eigenthümlich ist dabei die Prävalenz der Lehrer, Lehrersöhne und der Theologen. Darauf hat Kahlbaum schon aufmerksam gemacht. Daneben ist die Katatonie die Schülerkrankheit. Ob hier die Belastung mit Schularbeiten an erster Stelle mitspielt, ist so ohne weiteres nicht zu entscheiden. Das lange Sitzen im Zimmer ist ja nicht ohne nachtheilige Bedeutung. In den meisten Krankengeschichten finden wir aber hervorgehoben, daß die Arbeiten den Schülern bis kurz vor Eintritt der Krankheit leicht geworden sind, daß sie zwar eifrig und mit Vergnügen gearbeitet, aber auch schnell mit der Arbeit fertig geworden, zu Ende gekommen sind. Erst zuletzt fingen die Kräfte an zu versagen, wurde die Arbeit lästig, mühsam und beanspruchte ungewöhnlich viele Zeit.

In solchen Fällen wird stets geschlechtliche Ueberreizung, zumal Onanie, und secundär häufige nächtliche Pollutionen nachzuweisen sein. Mit der Paralyse theilt die Katatonie das Causalmoment der geschlechtlichen Ausschweifung. Der Unterschied ist der, daß der Paralytiker auf natürlichem Wege, häufig sogar in der Ehe, sich sexuellen Excessen ergeben hat, während der Katatone der Onanie gefröhnt hat.

Daher die relative Seltenheit der Krankheit bei jungen Leuten vom Lande, Knechten u. s. w., die unter dem Einflusse einer natürlichen Sinnlichkeit in ihrer ganzen Umgebung Gelegenheit haben, offen und ehrlich zu sündigen; und die Häufigkeit in den Städten und unter den Jünglingen derjenigen Stände, in denen äußerer Anstand ein gewaltsames Zurückdrängen der durch das viele Sitzen noch gesteigerten Sexualgefühle bedingt und dadurch zu geheimen Sünden Anlaß gibt.

Bei der Onanie handelt es sich wesentlich um das männliche Geschlecht, aber auch in vielen Fällen der Krankheit bei jüngeren oder älteren Mädchen oder Witwen wird Masturbation zu constatiren sein, im übrigen sind beim weiblichen Geschlecht mehr die normalen Veränderungen der Sexualorgane bei Schwangerschaft und Wochenbett gelegentliche Krankheitserreger. Auch sind in der Literatur Fälle aufbewahrt, wo die prima nox mit ihren geistig und körperlich aufregenden Momenten direct die Krankheit veranlaßte. Ein krankes Mädchen in hiesiger Anstalt erkrankte in unmittelbarem Anschlusse an einen Nothzuchtsversuch.

Die Katatonie ist ferner die Gefängnißkrankheit. Auch hier ist die sitzende Lebensweise, Onanie und mangelhafte Ernährung wesentliche Ursache, wobei die deprimirenden Gemüthseindrücke einer längeren, vielleicht auch einsamen Haft, nicht zu unterschätzen sind.

Mangelhafte Ernährung, schwächliche Constitution, chlorotische, hydrämische oder anämische Blutbeschaffenheit, ungesunde Lebensweise, alles, was Körper und Geist widerstandsunfähiger macht, disponirt auch zur Katatonie. Wirken derartige Ursachen gleichmäßig auf eine größere Anzahl gleichgestellter und gleichalteriger Individuen ein, so kann es zu endemischem Ausbruche der Katatonie kommen, worauf Kahlbaum mit Recht aufmerksam macht. Er deutet die Erscheinungen der Convulsionäre in Frankreich, die Predigtsucht oder Predigerkrankheit in Schweden als Katatonie.

Bei vorhandener Disposition kann nun von psychischen Ursachen jeder Affect, jede Gemüthsbewegung die Krankheit auslösen. Vor Furcht und Schrecken erstarren auch Gesunde vorübergehend; daß ihre Wirkung bei Disponirten energischer ist, liegt nahe, aber auch Gram und Kummer, Aerger, gekränkte Ehre und verletzter Stolz können die Krankheit zum Ausbruch bringen.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß vereinzelte Fälle constatirt sind, wo Strangulationsversuche direct zu einem Anfalle acuter heilbarer Demenz geführt haben. Spielmann führt in seiner Diagnostik, S. 285, einen derartigen von Meding in Siebenhaar's Magazin veröffentlichten Fall an. Kahlbaum übernimmt den Fall in seine Katatonie und macht noch auf einen ähnlichen von Albers citirten König'schen Fall in Nasse's Zeitschrift für Anthropologie (1826) aufmerksam.

Die Prognose der Katatonie ist im allgemeinen eine relativ günstige. Wie bei allen Geistesstörungen richtet sich die Wahrscheinlichkeit der Genesung nach der Dauer der Krankheit, aber bei der Katatonie kann die Genesung noch nach Jahren eintreten, wo bei andern Psychosen längst die letzte Hoffnung geschwunden ist. Allerdings bleibt häufig, abgesehen von dem gewöhnlich mangelnden Krankheitsbewußtsein, ein gewisser Defect zurück. Aber dieser Defect hat nichts Progressives, er ist nicht wie bei so vielen andern Krankheiten der Punkt, von dem aus der ganze gesunde Rest allmählich aus den Angeln gehoben wird. Er kann verheimlicht, überwunden werden, sodaß die Entlassenen als völlig gesund gelten. Die von Kahlbaum unter Nr. 4 beschriebene Adolfine M. konnte nach sechsjähriger Krankheitsdauer nach mehr als fünfjährigem Anstaltsaufenthalte, während dessen Starre und Erregung dauernd wechselten, noch gebessert entlassen werden. Sie galt draußen für gesund, obwol ein Brief aus dem August 1881, drei Monate nach der Entlassung, folgenden Passus enthielt: „Wohl habe ich mich im ganzen bedeutend erholt, doch fühle ich mich leider oft noch schwach und angegriffen, wenn nur das ewige krampfhafte Zucken im Ohre (worüber sie schon in der Anstalt geklagt hatte und das so heftig war, daß sie meinte, ein anderer, der den Finger ins Ohr halte, müsse es mit ihr fühlen können) aufhören möchte, mich zu quälen, körperlich wäre es noch zu ertragen, aber geistig absorbirt es so furchtbar, denn ein

Accompagnement in Gedanken oder auch in gedachten Worten ist einmal davon unzertrennlich".

Diesen doch gewiß peinlichen Zustand, der nebenbei für die Theorie der Hallucinationen nicht ohne Interesse ist, konnte sie überwinden und draußen gesund erscheinen. Erst nach neun Jahren, im Juni 1878 trat im Anschlusse an schwere Rachendiphtherie ein neuer Krankheitsanfall ein, der die Kranke im December in die Anstalt zurückführte, wo sie seitdem dauernd im Zustande mäßiger katatonischer Erregung sich befindet.

Das relativ Günstige in der Prognose der Katatonie greift auch auf einzelne Krankheitssymptome über, die in andern Psychosen einen anerkannt übeln Leumund haben. Ich brauche nur an die epileptiformen Krampfanfälle im Beginne und in den Erregungsstadien der Krankheit zu erinnern. Ebenso ist der Speichelfluß, die Unreinlichkeit, selbst actives Schmieren nicht von so übler Vorbedeutung in der Katatonie wie anderswo.

Nicht anders ist es mit dem Krankheitsverlaufe. Auf die Genesungsaussicht, noch bei jahrelangem Bestehen der Krankheit ist oben gerücksichtigt worden; es verdient aber Erwähnung, daß dies meist die wechselnde, recurrirende Form der Katatonie war, die nach längerer Krankheitsdauer in Genesung überging. Wie ungünstig ist dem gegenüber die Prognose der Vesania typica, wenn nach Erholung aus dem der Melancholie folgenden Erregungsstadium sich plötzlich ein neuer Anfall meldet, wenn schließlich kein Zweifel mehr bleibt, daß die vermeintliche Typica nur ein Glied des circulären Irreseins gewesen ist! Krafft-Ebing hat deshalb für diese heilbaren Formen des circulären Irreseins den directen Namen: maniakalisch-stuporöses circuläres Irresein vorgeschlagen, und in der That haben die allermeisten Fälle von geheiltem circulärem Irresein in der Literatur diesen maniakalisch-stuporösen Charakter, sind eben lediglich Fälle von recurrirender Katatonie. Vorzüglich ist das Bild derselben in Krafft-Ebing's Beobachtungen 110 und 111 gezeichnet im 3. Band seines Lehrbuchs, S. 141. Daß die Krankheit bezüglich der Recidivirungsgefahr nicht so günstig ist, wie Kahlbaum annimmt, ist bereits erwähnt und durch verschiedene Fälle nachgewiesen.

Kahlbaum nennt diese mit Remissionen und Intermissionen verlaufende recurrirende Form die protrahirte Form der Katatonie, der er die einfache Melancholia attonica sive cum stupore, auch wenn sie noch von vereinzelten maniatischen Raptusanfällen unterbrochen wird, als Katatonia mitis, und die ausgebildete, durch länger dauernde Manie in schweren Stupor übergehende Krankheit als Katatonia gravis gegenüberstellte. Zweifellos ist diese letztere die prognostisch ungünstigste, zumal wenn sich aus der Starre das Stadium der katatonischen Verrücktheit mit fixirten Sinnestäuschungen und Wahnvorstellungen herausarbeitet oder wenn die Starre sich allmählich zur wirklichen Abulie, zur secundären katatonischen Demenz auflöst.

Dem gegenüber ist die günstigere Prognose der primären katatonischen Verrücktheit sowol wie der primären katatonischen Demenz bereits hervorgehoben.

Quoad vitam hält Kahlbaum die Prognose für ungünstig, da er der Ansicht ist, daß die Katatonie, wenn nicht geheilt, ähnlich der Paralysis progressiva an sich direct zum Tode führt. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß die Nahrungsverweigerung in der Erregung sowol wie in der Starre die größte Aufmerksamkeit und Fürsorge erfordert, um die Kranken nicht an Inanition zu Grunde gehen zu lassen. Wird aber rechtzeitig zur künstlichen Ernährung gegriffen, so wird diese Gefahr vermieden und die Katatonen können dann, falls sie nicht genesen oder gebessert werden und wenn nicht Complicationen eintreten, noch jahrelang leben, bis endlich das gewöhnliche Ende, die Lungenphthise mit oder ohne Tuberculose die Auflösung herbeiführt. Unter 12 Todesfällen von Katatonen, die unter einer Gesammtsumme von 387 Sectionen nur 3,1 % ausmachen, war nur ein einziges mal bei einer 40jährigen Frau, die nach zweijähriger Krankheitsdauer starb, die Krankheitsursache, eine Periencephalitis, gleichzeitig Todesursache. Bei zweien, einem Manne von 40 Jahren, sechs Jahre nach Eintritt der Krankheit, und einer Frau von 34 Jahren, die neun Monate nach Ausbruch der Krankheit starb, war ein allgemeiner Hydrops ohne Nierenveränderung Todesursache. Ein vierter, ein junger Referendar von 23 Jahren, erlag nach einjähriger Krankheitsdauer einer eiterigen Kniegelenksentzündung, die aus einer Verletzung des Knies vor der Erkrankung recidivirte; die übrigen acht, fünf Männer und drei Frauen, starben an Lungenschwindsucht.

Wenn mangelhafte Lungengymnastik überhaupt zu Stauungen in der Lunge und dadurch zu den chronisch entzündlichen Veränderungen, die unter den Sammelbegriff der Schwindsucht fallen, Veranlassung gibt, so ist es ja erklärlich, daß derartige Kranke, die zusammengekrümmt sitzen und kauern, ohne Bewegung, flach und oberflächlich athmend, an erster Stelle der Krankheit zum Opfer fallen müssen. Es ist also dieses tödliche Leiden eine Folge der ursprünglichen Krankheit, in dem Sinne würde Kahlbaum recht haben, aber der Vergleich mit der Paralysis progressiva, deren Krankheitsursache, die Hirnerkrankung, direct zum Tode führt, ist doch nicht stichhaltig.

Was die pathologische Anatomie der Katatonie anlangt, so tritt hier allerdings eine Aehnlichkeit mit der Paralyse hervor, die mir der Beachtung werth erscheint. Die allgemeine fortschreitende Paralyse geht in ihren Krankheitserscheinungen parallel mit einer fortschreitenden Atrophie des Gehirnmantels, die ursprünglich auf den Stirntheil beschränkt, allmählich den ganzen Mantel einnimmt. Das zeigen die Meynert'schen Theilwägungen des Gehirns zur Evidenz. Während das Durchschnittsgewicht von 132 Männerhirnen, incl. der Paralytiker, das ganze Encephalon in den weichen Häuten gerechnet, 1342 g ausmacht, ist das Durchschnittsgewicht von 59 Paralytikern nur 1320. Wird das Gehirn in Mantel, Stamm und Kleinhirn nach Meynert getheilt, wobei die weichen Häute noch darauf bleiben, weil sonst zu viele Paralytikergehirne in Abgang kommen würden der periencephalitischen Verwachsung wegen, so steht dem Theilge-

wichte von 1324 g von 209 Männerhirnen ein Gewicht von 1290 g von 82 Paralytikergehirnen gegenüber. Berechnen wir dieses Gesammttheilgewicht zu 1000, so kommen auf den Mantel bei 209 Gehirnen 781 g, bei 82 Paralytikern nur 774 g. Ziehen wir jetzt vom Mantel, soweit es geht, die Häute ab, und zertheilen ihn in Stirnhirn und Rest, so kommen auf 1000 g Mantelgewicht bei 206 Männern 411 g, bei 81 Paralytikern nur 403,5 Stirnhirngewicht. Bis zum dritten und vierten Lebensjahre der Paralyse nehmen nun diese Theilgewichte successive ab, das Mantelpromille bis auf 770, das Stirnhirnpromille bis auf 398, um bei längerer Lebensdauer der Paralytiker, während die Summe der Theilgewichte auf 1246 g hinuntergeht, diesem allgemeinen Hirnschwund gegenüber sich wieder auf 775 Mantelpromille und auf 412 Stirnhirnpromille auszugleichen.

Dem gegenüber ist das Mittel des Gesammthirngewichts bei vier männlichen Katatonen 1324 g, also nur 5 g mehr als das Mittel der Paralytiker, während vier weibliche Katatonen mit ihrem Mittelgewichte 1229 noch über das Mittel von 75 Frauen 1228 hinausgehen. Die Summe der Theilgewichte ist bei 7 Männern 1314 gegen 1324 Gesammtmittel und 1290 Paralytikermittel; bei 5 Frauen 1193 gegen 1219 g Mittel von 110 Frauen. Das Mantelpromille der Katatonen ist bei 7 Männern 779, bei 5 Frauen 774, gegen 781 Männer- und 783 Frauenmittel. Das Minimum erreicht ein 33jähriger Katatone nach 10jähriger Krankheitsdauer mit 756,5 und die an Periencephalitis gestorbene Frau mit 760. — Dagegen ist das Stirnhirnpromille bei den 7 Männern 424 gegen 411 der 206 Männer und 403,5 der 81 Paralytiker, also abnorm groß. Bei den 5 Frauen hingegen ist es im Mittel nur 398 gegen 412 der 110 Frauen. Abstrahiren wir von der Periencephalitis, die das Stirnpromille bei der vierzigjährigen Frau bis auf 350 herabgedrückt hatte, so haben die übrigen vier Frauen ein Stirnhirnpromille von 407. Also immer noch unter dem Mittel, während die Männer das Mittel so erheblich überragen. Bei den Männern scheint also der Mantelschwund, der in der Katatonie wie in der Paralyse vor sich geht, bei der Paralyse mit dem Stirn- oder motorischen Hirn, bei den Katatonen mit dem sensorischen Hirnrest zu beginnen, während bei den Frauen der ganze Mantel gleichmäßig von dem Schwund betroffen wird.

Was den übrigen Sectionsbefund des Kopfes bei der Katatonie betrifft, so findet sich bei sämmtlichen Sectionen der Vermerk: Anämia et oedema cerebri. Es entspricht das der Anschauung Schüle's, der in allen katatonischen Symptomencomplexen einen vornehmlich anämischen Gehirnzustand sehen will. Demnächst ein häufiger Befund ist Hyperostose des Schädels oder Knochenneubildung auf der Glastafel. Dies ist bei vier der fünf Frauen und bei drei Männern notirt. Bei einem derselben und bei einem dreiundzwanzigjährigen jungen Manne, der sonst keine Abnormität am Schädel darbot, waren die vordere Hälfte der Pfeilnaht und die mittleren Partien der Kranznaht frühzeitig verwachsen. Die Knochenneubildungen im Schädeldinnern waren bei zwei Frauen und einem Manne von Verwachsung der harten Hirnhaut mit dem Schädel vergesellschaftet, während bei zwei Männern Durafetzen im Schädel ohne Osteophyten notirt sind. Pachym. interna mit leichtem Hämatom findet sich nur zweimal, bei einem Manne und einer Frau. Der Gehirnanämie gegenüber besonders stark hervortretende Meningealhyperämie ist sechsmal hervorgehoben, bei ebenso viel Männern als Frauen. Chronische Meningitis, die einmal sich auf Gehirn und Rückenmark erstreckte, ist bei allen Männern und bei vier Frauen notirt, dabei ist bei einem Manne, der 14 Jahre krank, 30 Jahre alt gestorben war, Kahlbaum's Beobachtung entgegen, constatirt, daß die Basalmeningen relativ frei waren, während bei drei Männern und einer Frau hervorgehoben wird, daß die Basis beträchtlich stärker befallen ist als die Convexität. Das wäre also eine Bestätigung von Kahlbaum's Beobachtung. Ueberhaupt ist die Trübung und zumal die Verdickung der weichen Häute bei der Katatonie niemals eine sehr erhebliche, was auch daraus hervorgeht, daß unter unsern 12 Fällen nur zweimal, wovon der eine noch der periencephalitische Fall, die Häute ein Gewicht von 24, resp. 26 g erreichen, während bei allen übrigen nur 10 bis höchstens 17 g als Gewicht der abgezogenen Häute notirt ist. Demgemäß fand sich auch nur bei fünf Fällen, drei Männern und zwei Frauen, ein irgend erhebliches Oedem der weichen Häute vor, und niemals ohne entsprechende Flüssigkeitsansammlung in den Ventrikeln, die noch bei einem Manne und einer Frau allein, ohne Oedem der Häute, gefunden wurde. Bei einem Manne und zwei Frauen hatte die Erweiterung der Ventrikel auch die Hinterhörner, die ja sonst bei Geisteskranken häufiger verwachsen sind, ergriffen. Bei einem Manne und zwei Frauen ist noch die Erweiterung der perivasculären Räume an der Tänialgrenze des Linsenkerns erwähnt, ein relativ häufiger Befund bei Sectionen Geisteskranker. Als mehr zufälliger Befund muß endlich noch das zweimalige Vorkommen von hirsekorngroßen Tumoren, halb in der Rinde, halb in den Häuten, also ganz nach Art der Cysticerken, und eine Capillarapoplexie in der Orbitalfläche der mittlern linken Stirnwindung des 43jährigen Katatonen erwähnt werden. Von den Tumoren saß einer in einer Furche der obern linken Stirnwindung der einen, der andere in der linken perpendiculären Hinterhauptsfurche einer andern Frau. Spuren von Hakenkranzresten oder Saugnäpfen waren auch bei genauer mikroskopischer Musterung nicht zu finden.

Fassen wir die Sectionsbefunde zusammen, so erscheint die Katatonie als eine Krankheit, die im Beginn ihren Hauptsitz in den Meningen zu haben scheint. Hyperämie und chronische Entzündung der weichen Häute greifen in seltenen Fällen auf die Dura, häufiger mit oder ohne Schonung der Dura auf die knöcherne Schädelkapsel über. Dabei liegt der Schwerpunkt der Meningitis nicht selten an der Basis, niemals werden durch sie die weichen Häute in eine so derbe fulzig-ödematöse Masse verwandelt wie so häufig bei der Paralyse. Dem entsprechend ist auch das Uebergreifen der Entzündung auf die Rindenoberfläche des Gehirns nur äußerst selten.

Trotzdem kommt es im Laufe der Krankheit zum chronischen Schwund des Hirnmantels, bei den Männern vorwiegend im sensorischen Hirnrest mit Schonung des motorischen Stirnhirns, bei den Frauen, wenn die relativ geringe Zahl der Fälle beweiskräftig ist, in mehr gleichmäßiger Ausdehnung über den ganzen Mantel. Eine directe Ursache dieses Schwundes ist nicht zu eruiren. Als Befund im ganzen Hirn ist lediglich Anämie und Oedem zu constatiren, in den meisten Fällen als secundäre Folge des Schwundes, daneben Hydrops ventriculorum.

Was die Therapie betrifft, so geht die erste Regel aus den letzten Worten hervor. Trotz der oft beängstigenden Erscheinungen, die auf tiefere Hirncongestionen zu deuten scheinen, ist die Grundlage der Krankheit Anämie, Blutleere des Hirns. Wenn also überhaupt in der Therapie der Geisteskrankheiten die schwächenden Methoden, Blutentziehungen, Pockensalbe, Haarseile u. s. w. nur in den allerseltensten Fällen am Orte sind, so niemals in der Katatonie. Hier kann es sich nur um stärkende und kräftigende, roborirende Methoden handeln. Zuerst natürlich Sorge für ausreichende, womöglich auch kräftigende Nahrungsaufnahme, die bei der Nahrungsverweigerung in den frisch erkrankten Fällen nicht immer so leicht zu erzielen ist. Weiterhin ist abzuwarten und vorwiegend auf Abhaltung aller schädigenden Reize zu achten.

Selbstverständlich ist dies aber kaum in der Familie des Kranken möglich und deshalb eine möglichst frühe Ueberführung in die Anstalt erforderlich. In den meisten Fällen bedingt sie sich von selbst. Entweder die katatonische Erregung oder die den Angehörigen so sehr unheimliche Nahrungsverweigerung während der Starre zwingen zur Ueberführung in die Anstalt, die zumal auch in der Attonität zur ausreichenden Bewachung des Kranken vor Selbstbeschädigung dringend erforderlich ist.

In der Anstalt selbst ist der Kranke vor Schaden zu behüten. Am besten, sowol während der Erregung als während der Starre, im Bett. Bei der bestehenden Bettsucht bietet die Behandlung auch der erregten Kranken im Bett weniger Schwierigkeiten als bei der paralytischen oder der einfachen Tobsucht. Opiate wirken bei der Katatonie so gut wie gar nicht, weder das Opium selbst in der Starre noch das Morphium als schlafbringend in der Erregung. Nur als Zusatz zum Chloralhydrat ist das Morphium gelegentlich von Erfolg, wenn Chloral allein die nächtliche Ruhe nicht zu Wege bringt. Letzteres, zumal als Clysma applicirt, ist sonst gewöhnlich von erwünschter Wirkung. Wo es versagt, hilft vielleicht das Bromkalium nach der Meyer'schen Verordnung in größeren Dosen kurz vor Schlafenszeit. Von Hyoscyamin habe ich keinen Erfolg weder gegen die Schlaflosigkeit noch gegen das Reißen gesehen. Genauere Regeln und Vorschriften für diese verschiedenen lediglich symptomatischen Mittel lassen sich nicht aufstellen.

Kahlbaum versprach sich seiner Zeit, zumal zur Verhütung der secundären Lungenerkrankungen, Hülfe von der Elektricität, dem Galvanismus. Ob irgendwelche günstige Erfolge vorliegen, ist mir nicht bekannt geworden.

Daß die verschiedenen Versuche der Behandlung der Psychosen mittels des constanten oder des Inductionsstroms auch gelegentlich katatonisch Kranke getroffen haben, ist ja mehr als wahrscheinlich. Ich selbst habe keine eigenen Erfahrungen darin. Die Anwendung des elektrischen Pinsels, um die Oeffnung des Mundes zur Fütterung der Kranken zu erzwingen, wie Schüle sie gelegentlich beschreibt, erscheint mir persönlich grausamer als die einigermaßen geschickte Anwendung der Schlundsonde. Den Zug des Flehens in den sonst so starren Zügen, die bittend erhobenen Hände, die sonst so steif auf den Knien lagen, wie Schüle gelegentlich die Scene bei Annäherung des elektrischen Pinsels beschreibt, habe ich bei Anwendung der Schlundsonde nie beobachtet.

Sowie die katatonische Erregung im Abklingen begriffen, ist der Uebergang zu verständiger körperlicher Arbeit, am liebsten in der Landwirthschaft, das beste Mittel, um ruhigen Schlaf, eine normale Gemüthsstimmung und mindestens eine Hinausschiebung des nächsten Anfalles, in günstig verlaufenden Fällen ein Ausbleiben desselben zu erzielen.

Das ist das Bild der von Kahlbaum beschriebenen Katatonie. Wenn wir fragen, welchen Erfolg die Arbeit seit ihrer Veröffentlichung gehabt hat, so müssen wir uns gestehen, daß die Aufnahme derselben in Deutschland eine entschieden ablehnende gewesen ist. Sie theilt das Schicksal mit der ebenfalls aus Kahlbaum's Initiative hervorgegangenen Arbeit Hecker's über die Hebephrenie. Wenn die späteren auch das Bild der Katatonie nicht verleugnen können, so sträuben sie sich doch, es als Krankheit sui generis anzuerkennen und zerlegen es von ihren verschiedenen Gesichtspunkten aus in seine einzelnen Theile.

Am unparteiischsten verhält sich dabei der rein referirende Emminghaus, seinem Thema entsprechend, in seiner Allgemeinen Psychopathologie, Leipzig 1878, indem er S. 283 gelegentlich des Verlaufs der Psychosen den progressiven Verlauf sowol der Katatonie als der Hebephrenie constatirt. Krafft-Ebing reißt das klinische Krankheitsbild der Katatonie in seinem Lehrbuche je nach dem Wechsel ihrer Erscheinungen in Melancholia cum stupore, primäre heilbare Demenz und circuläres Irresein mit der Specialbezeichnung maniakalisch stuporöses circuläres Irresein auseinander und bringt zumal unter letzterer Bezeichnung in den oben schon angeführten Beobachtungen 110 und 111 ein paar classische Bilder der Katatonie.

In Schüle's Lehrbuch kommt S. 369 die Katatonie als zweite Untergruppe unter der Bezeichnung: organische Melancholie (attonita), organische (katatonische) Verrücktheit und organischer Blödsinn (primäre Demenz) der zweiten Hauptgruppe seines Systems der Cerebropsychosen vor. Als erste Untergruppe steht ihr die Manie und das Delirium acutum, als dritte die Dementia paralytica gegenüber. Er bringt damit die einzelnen Stadien der

Katatonie wenigstens wieder zusammen, opponirt aber doch bei aller Anerkennung Kahlbaum's gegen dessen Auffassung der Katatonie als einheitliches klinisches Krankheitsbild.

Meudel hat in seiner Monographie über die Manie Wien u. Leipzig 1881) die katatonische Manie nicht als besonders charakteristisch hervorgehoben, führt aber unter seinen Krankengeschichten manche an, in denen sich mehr oder weniger deutliche katatonische Symptome finden. So gleich die erste Beobachtung: der Kranke gesticulirt mit dem ganzen Körper, trampelt fortwährend mit den Füßen; — andauerndes Reden und Gesticuliren bei mäßiger Erregtheit; — zieht sich nackt aus, onanirt in schamloser Weise; — theatralisch gezierte Stellungen — dazu die eigenthümlich bizarren, pathetisch-barocken Schriftleistungen mit Weltsystemen u. s. w. — Die Krankheit der zweiten Beobachtung, mit ihrer andauernden Nahrungsverweigerung während der Erregung, ihrem von Augenrollen begleiteten Verbigeriren, dem Wechsel zwischen Erregung und apathischer Starre haben wir hier, wo sie zur Genesung kam, als Fall von Katatonie aufgefaßt. Auch in der dritten Beobachtung deuten das unaufhörliche Pflücken an den Kleidern, das pathetisch zurückhaltende Wesen, das Verbigeriren (sepp, lopp, tepp etc., die mittelweiten, häufig differenten Pupillen, das Gesticuliren, Grimassiren, das theatralische Wesen, dann das barock Schwülstige in Briefen und Reden, die wiederholt geklagte Benommenheit in der Reconvalescenz, die sich zu Hause zu einer gemüthlichen Depression mit Lebensüberdruß concentrirte, auf katatonische Elemente. Endlich scheint mir die Beobachtung 25, in der Genesung eintritt, nach langdauernder Krankheit, die zwischen Erregung und Stupor (Nahrungsverweigerung, Mutacismus, Bettsucht — später unmotivirtes Stehenbleiben beim Spazierengehen, negatives Verhalten) und neuer Erregung Trampeln mit Händen und Füßen) wechselt, ganz dem Bilde der Katatonie zu entsprechen.

Wer recht behalten wird in dieser Frage, ob Kahlbaum mit der Aufstellung des Krankheitsbildes oder die übrigen Autoren mit ihrer Negation desselben, wird die Zukunft zu entscheiden haben.* Vorläufig ist es von Interesse, zu constatiren, daß, während unserer deutschen Statistik noch mit Ausnahme der Dementia paralytica alle Krankheitsnamen fehlen und wir statistisch weder den primären Wahnsinn Snell's noch die originäre Verrücktheit Sander's kennen, die Amerikaner bereits Hebephrenie und Katatonie in ihre Statistik als Krankheitseinheiten aufgenommen haben. *(Jul. Jensen.)*

KATECHESE. Aus dem griechischen Substantivum κατήχησις, bezw. aus dem griechischen Verbum κατηχεῖν, welches antönen, anreden u. s. w. bedeutet, gebildet, bezeichnet das Wort gemäß dieser Etymologie die laute Anrede jemandes an einen andern oder an andere, wird indeß bei seiner Herübernahme in andere Sprachen, namentlich auch in die deutsche, nicht von jeder derartigen Rede, sondern ausschließlich von derjenigen gebraucht, mittels welcher einer den andern belehrt oder unterrichtet, mithin von dem mündlichen Unterrichte.*) Aber auch auf diesem Gebiete wiederum beschränkt sich der Sprachgebrauch ganz überwiegend auf die Belehrung oder den Unterricht in den Religionswahrheiten, mögen sie dogmatischer, ethischer, hymnologischer, historischer und anderer Natur sein. Und zwar hat es die Katechese der christlichen Religion und Kirche, von welcher in unserm Artikel allein die Rede ist, vorzugsweise mit dem Glauben und der Pflichtenlehre zu thun, sodaß sie sich wesentlich innerhalb desjenigen Bereiches hält, welches vom Katechismus in seiner specifischen Bedeutung umschlossen wird. Man rubricirt dieselbe, da sie es nicht mit der heuristisch-wissenschaftlichen Bearbeitung und systematisch-principiellen Darstellung von Objecten der Dogmatik, Ethik, Kirchengeschichte u. s. w., die sie als gegeben voraussetzt, zu thun hat, als eine praktische Verwendung derselben in der sogenannten praktischen Theologie, wohin auch alle mit dem ihrigen verwandten Begriffe gehören, wie Katechet, Katechetenschule, Katechetik, Katechetin, Katechisation, Katechisiren, Katechismus, Katechist, Katechistin u. s. w.

Im Neuen Testamente findet sich von allen diesen Wörtern nur κατηχεῖν, und zwar in der Bedeutung des Unterrichts und der Belehrung in mündlicher Weise, 1 Kor. 14, 19, oder eines Unterrichtes und einer Belehrung, welche mündlich wie schriftlich geschehen kann, Luk. 1, 4, Ap.-Gesch. 18, 25, Röm. 2, 18, Gal. 6, 6 (hier vorzugsweise mündlich), oder in dem Sinne von benachrichtigen, Ap.-Gesch. 21, 21 und 24. Oefter kommt es im N. T. nicht vor. Im weitern Verlaufe der christlichen Literatur bieten sich die κατηχήσεις des Bischofs Kyrillos von Jerusalem († 386) als schriftlich verfaßte Belehrungen über christlichen Glauben und christliches Leben dar, theils für die niedere, theils für die höhere Stufe der zu Belehrenden.

Wenn der neuere, resp. gegenwärtige (deutsche) theologisch-didaktische Sprachgebrauch unter der Katechese ebenfalls den religiösen Unterricht versteht, so geschieht dies fast ausschließlich in dem Sinne, daß als zu Unterrichtende Kinder oder Ungebildete, d. i. noch nicht oder wenig Belehrte, vorgestellt werden, und zwar auf dem Wege der Mündlichkeit. Ist das Pensum zu einem solchen Unterrichte, sei es für eine ganze Disciplin, sei es für einen größeren oder kleineren Theil derselben, schriftlich oder im Drucke abgefaßt, so heißt eine solche Ausarbeitung an sich ebenso eine Katechese wie die mündliche Ausführung von seiten eines Lehrers gegenüber seinen Schülern nach Inhalt und Form. In der Regel spricht man von „einer" Katechese in der Bedeutung eines nur einen engbegrenzten Inhalt umfassenden Unterrichtes, resp. einer auf einen einstündigen oder noch kürzeren Zeitraum beschränkten Unterredung, wie eine solche z. B. den Candidaten des Lehramts oder der Theologie zum Behuf einer Prüfung aufgegeben wird, welche den Zweck

*) Der Artikel wurde im November 1881 verfaßt. T. Red.

*) Nach griechisch-scholastischer Definition: ἀπὸ στόματος διδάσκειν τινα. — Dieser Unterricht könnte auch der dialogische genannt werden.

hat, nicht sowol das Können der Schüler als vielmehr des Lehrers zu ermitteln.

Wenn der religiöse Unterricht, welcher in den früheren Jahrhunderten als „Katechese“ bezeichnet und ertheilt wurde, sowol den bereits höher Vorgebildeten als auch den noch gar nicht oder wenig Geförderten, den νήπιοι des N. T., nach Princip und Praxis nicht immer und nicht nothwendig nach der Methode von Fragen und Antworten verlief, obwol dies den νήπιοι gegenüber sicherlich meist geschah, so ist seit Luther's Zeiten von einer Katechese ausschließlich nur in dem Sinne des Abfragens und Beantwortens die Rede, und zwar unter Beobachtung der Regeln der allgemeinen didaktischen Methode. Für die weitere Ausführung dieser und anderer Formen sowie für die geschichtliche Entwickelung der Katechese im Laufe der Zeit ist auf die Artikel „Katechetik“ und „Katechismus“ zu verweisen, in welchen — namentlich dem ersteren — die von κατηχεῖν hergeleiteten Begriffe, Thätigkeiten, Personen u. s. w. ihre nähere Darstellung im Zusammenhange finden.

Der Unterschied zwischen Katechese einerseits und Katechisiren und Katechisation (s. diesen Art.) andererseits ist, wenn streng begrifflich, dahin festzustellen, daß die Katechese den oben näher definirten Unterricht mit Einschluß des nicht zur praktischen Anwendung kommenden schriftlichen oder gedruckten Entwurfs, den Gegenstand in allen seinen Theilen, nach Inhalt, Form, Personen u. s. w., als Object an sich, das Katechisiren als subjective Thätigkeit des Lehrers (Katecheten), die Katechisation als diese substantivirte Thätigkeit bezeichnet. *(J. Hasemann.)*

KATECHET, der die Katechese ausübende Lehrer. Ein solches, von dem eigentlichen geistlichen, bezw. priesterlichen Amte unterschiedenes Religionslehramt, wenn auch nicht als officiell-gemeindliches, hierarchisch eingegliedertes, erscheint innerhalb der christlichen Kirche zuerst in den Clementinen, wo dergleichen Personen Nautologen genannt werden. Den Namen „Katecheten“ führten im besondern die Theologen, welche in der sogenannten Katechetenschule zu Alexandria (s. diesen Artikel) seit dem 2. Jahrh. nach wissenschaftlicher Methode den höheren christlichen Religionsunterricht ertheilten. Im deutschen Sprachgebrauche während des 18. und 19. Jahrhunderts bezeichnete man damit diejenigen Religionslehrer an deutschen protestantischen Elementarschulen, welche nicht zugleich Küster, resp. erst provisorisch angestellt waren. A. H. Niemeyer spricht von ihnen als von „angehenden Landschullehrern“. Oft findet man auch diejenigen Männer, welche den protestantischen Missionaren als Helfer im Anfangsunterrichte zur Seite stehen, als Katecheten bezeichnet. Ueber die Thätigkeit des Katecheten im allgemeinen und besondern nach begrifflicher und historischer Seite ist außerdem besonders der Artikel „Katechetik“ in dieser Encyklopädie zu vergleichen.

(J. Hasemann.)

KATECHETENSCHULE, die alexandrinische. In Alexandria (Aegypten), wo nach Christi Geburt, wie bereits vorher, ein reges Leben in Wissenschaft und Literatur als Nachblüte des altclassischen griechischen Geistes waltete, empfanden die leitenden Persönlichkeiten der christlichen Gemeinde das Bedürfniß, der griechischen Weisheit und dem Gnosticismus, zum Theil auch dem gelehrten Judenthume gegenüber ihre religiöse Anschauung wissenschaftlich zu rechtfertigen und zu begründen, und zwar nicht blos schriftlich-literarisch, wie es die christlichen Apologeten gethan, auf deren Vorgang man weiter baute, sondern auch durch eine förmliche Lehranstalt nach dem Vorbilde der griechischen Philosophenschulen. Als Stifter gilt Pantänus, von welchem keine Schriften überliefert sind, und dessen Gedächtniß uns besonders Clemens von Alexandria aufbewahrt hat[1], oder der noch frühere Apologet Athenagoras um die Mitte des 2. Jahrhunderts.[2] Als Leiter und zugleich Hauptlehrer an dieser ersten theologischen Facultät oder, wenn man will, freien Akademie der christlichen Kirche, welche unter der Aufsicht des dortigen Bischofs stand, traten nach Pantänus die berühmten Gelehrten Titus Flavius Clemens, etwa von 191—202, Origenes, dieser bereits in seinem 18. Lebensjahre (als „Katechet“), u. a. auf. Hieronymus nennt sie „κατηχήσεων magistri“. Die religiöse Kinderlehre ward unter Origenes und seiner Leitung von einem besondern „Katecheten“ besorgt. Die Anstalt dürfte das 3. Jahrhundert nicht überdauert haben.

Zur Literatur, außer den allgemeinen Werken über die christliche Kirchengeschichte: H. E. F. Guerike, De schola quae Alexandriae floruit catechetica, 2 Thle., Halle a. d. S. 1824 und 1825. — C. F. G. Hasselbach, De schola quae Alexandriae floruit catechetica, Part. I, Stettin 1826 (Schulprogramm). — Matter, Histoire de l'école d'Alexandrie, Paris 1820, dann wieder 1840. — Dazu Ritter, Geschichte der christlichen Philosophie, I. 421 fg. *(J. Hasemann.)*

KATECHETIK. Sie ist kurz gefaßt die Wissenschaft der Katechese, des Katechisirens, oder in ausführlicherer Definition die wissenschaftliche Darstellung der Kunstregeln für die Methode der Didaktik in den christlichen Religionswahrheiten und als solche ein Bestandtheil der sogenannten praktischen Theologie. Die Katechetik im allgemeinen könnte zwar auf jedes Unterrichtsobject bezogen werden, allein der Sprachgebrauch beschränkt sie auf die Gegenstände der christlichen (und jüdischen) Religion. Als solche umfaßt sie vorzugsweise die Dogmen und die Sittenvorschriften, sowie den Cultus, mithin das Gebiet des in gewöhnlichem Sinne aufgefaßten Katechismus, obgleich sie Kirchengeschichte, Bibelkunde, Hymnologie u. s. w. nicht nothwendig ausschließt. Und zwar hat sie es nach der gegenwärtigen, seit der deutschen Reformation ausgebildeten und recipirten Redeweise mit Anfängern in der Lehre, mit Kindern, bezw. Ungebildeten zu thun, weshalb sie sich als Erotematik, im Gegensatze zu der für Gebildetere passenderen Akroomatik, des docirenden Vortrages, wesentlich einer besondern Form, des Antwort heischenden Fragens durch den Leh-

1) J. C. L. Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte, 1. Bd. (3. Aufl. Bonn 1831), S. 251 fg. — 2) K. Hase, Kirchengeschichte (8. Aufl., Leipzig 1858), S. 106 fg.

rer (nicht durch den Schüler, wie es hier und da verkehrterweise gefordert worden ist), bedient. Unsere Ausführungen haben sich aber nicht blos an diejenige Lehrkunst zu halten, welche etwa der gegenwärtigen lehrhaften Theologie als das Ideal gilt; sie haben den Versuch zu machen, die Katechetik in ihrem geschichtlichen Verlaufe seit dem Beginn des Christenthums zu skizziren.

Im Neuen Testamente findet sich zwar der Unterschied zwischen νήπιοι (Unmündige), denen man γάλα (Milch) geben müsse, und τέλειοι (Vollkommene), denen βρῶμα (feste Speise) gebühre, aber eine specielle Lehrthätigkeit im Sinne der Katechese wird nicht erwähnt. Als Aemter in der Gemeinde werden Eph. 4, 11 die der ἀπόστολοι, προφῆται, εὐαγγελισταί, ποιμένες und διδάσκαλοι erwähnt, was nicht ausschließt, daß unter den zuletztgenannten auch κατηχῆται oder κατηχισταί waren. Jedenfalls wurde bald nach der ersten Pfingstzeit den Täuflingen vor der Taufe meist ein kurzer Unterricht ertheilt, welcher sich naturgemäß wenigstens theilweise katechetisch (in Fragen und Antworten) gestaltete.

Seit dem 2. Jahrhunderte findet sich in der christlichen Kirche als amtliche, hierarchische Thätigkeit in wachsender und umfassender Bedeutung der Unterricht der Proselyten, welche auch κατηχούμενοι hießen, zum Zweck der Aufnahme in die Kirche, resp. der Taufe und der Ablegung des Bekenntnisses nach verschiedenen, übereinandergeordneten Stufen ausgebildet. Es ist dies der Katechumenat, über welchen sich die ersten ausführlicheren Bestimmungen in den Clementinen und besonders in den späteren Apostolischen Constitutionen, VII, 39—41 (überhaupt II, VII und VIII) finden, wo auch den Katechesten ein bestimmter Lehrplan vorgeschrieben ist. Das Nähere über den Katechumenat s. in unserm Artikel über denselben in dieser Encyklopädie. Indeß bestand nicht überall eine scharfe, feste Gliederung der Katechumenen, wie denn z. B. Augustinus in seiner Schrift: De catechizandis rudibus, welche man als erste uns bekannte Katechetik im Sinne einer christlichen Religionsunterweisung für Kinder betrachten kann, obgleich sie ihre praktischen Rathschläge nicht systematisch aufstellt, als Antwort auf die Anfrage eines karthaginiensischen Diakonus diesem die Weisung gibt, den Religionsunterricht den rudes nach freiem Ermessen zu ertheilen.[1]) Andererseits fiel das Schwergewicht des Katechumenats nicht sowol in die Ausbildung der katechetischen Methode als vielmehr der aufsteigenden Gliederung der Proselyten für die Theilnahme am Gottesdienste der Gemeinde und für die stufenweise Mittheilung der Heilswahrheiten und Heilsgüter. Dabei waltete das Bestreben ob, in Analogie und Nachahmung der in dem heidnischen Cultus gepflegten esoterischen Mysterien den specifischen Inhalt der christlichen Dogmen und liturgischen Handlungen als disciplina arcani zu behandeln, zu welcher deshalb namentlich nicht die Zehn Gebote gehören, weil sie jüdischen Ursprungs waren. Zur Zeit des Bischofs Kyrillos von Jerusalem (gest. 386), von welchem wir 18 vorbereitende und 5 mhstagogische Katechesen haben, empfingen die Proselyten vor der traditio symboli Unterricht in dem Dekalog, in der Bibellesung, in der biblischen Geschichte u. s. w.; erst nachdem sie durch jene traditio in die Stufe der φωτιζόμενοι erhoben worden waren, führte man sie in die eigentlichen christlichen Lehrstücke vom Glauben, Vaterunser und Sakrament ein. — Der λόγος κατηχητικὸς ὁ μέγας des Gregorius von Nyssa (gest. 394) hat zwar die Belehrung über die christlichen Wahrheiten zum Inhalt, aber nicht in der Weise einer elementaren Kinderlehre. Je mehr die Kindertaufe in Aufnahme kam, desto mehr verfolgte der katechetische wie überhaupt der Religionsunterricht der Kinder den Zweck, dieselben auf die erste Communion vorzubereiten.[2])

In den nachfolgenden Jahrhunderten tritt, wie überhaupt das intellectuelle Moment, so besonders das Streben, den Religionsunterricht für Kinder und Ungebildete nach Inhalt und Methode zu vervollkommnen, gegen das hierarchische und äußere Cultusinteresse mehr und mehr in den Hintergrund; die auf uns gekommenen literarischen Arbeiten dieser Gattung, wie die lehrhafte Erklärung des Glaubensbekenntnisses und der Sieben Bitten durch den Mönch Kero von St.-Gallen aus dem 8. Jahrhundert sind nur sehr sporadisch vorhanden. Einen Lichtpunkt bietet die Regierung Karl's des Großen, welcher darauf drang, daß Kindern, erwachsenen Täuflingen und andern die Hauptstücke des christlichen Glaubens und der christlichen Moral nicht blos äußerlich gedächtnißmäßig beigebracht, sondern auch in ihrer Muttersprache für das Verständniß zugänglich gemacht würden. Eine solche populäre Erklärung hat namentlich Otfried von Weißenburg verfaßt. Den Erwachsenen fragte man bei der Ohrenbeichte, aber wol meist ohne eingehende Erörterung, das eine oder andere Hauptstück ab, besonders den Dekalog, welcher zu diesem Zwecke nicht selten durch Geistliche in literarischen Versuchen katechetisch bearbeitet wurde, wenn auch mehr für Erwachsene als für Kinder, welche im späteren Mittelalter meist ohne Religionsunterricht blieben.[3]) Bei der Taufe sagen die Täuflinge oder die Pathen das Vaterunser und den Glauben, nicht selten wol auch die Zehn Gebote auf; aber auch hierbei fand in der Regel kein erklärendes weiteres Abfragen und Antworten statt. Gerson's Abhandlung: De parvulis ad Christum trahendis ist nicht sowol eine methodische Katechetik als vielmehr eine kurze Darstellung und Rechtfertigung seines Beichtverfahrens mit jungen Leuten.[4])

Die vorreformatorischen Parteien, wie die Albigenser, Waldenser, Hieronymianer u. a., hatten in ihrer Opposition gegen die päpstliche Kirche, deren Wesen in das opus operatum, den Heiligendienst, die Mönscherei, den

1) Palmer, Katechetik, in Herzog's Real-Encyklopädie für prot. Theologie und Kirche, VII, 445.

2) Höfling, Sakrament der Taufe (1846; J. Mayer (Kath.), Geschichte des Katechumenats und der Katechese in den ersten sechs Jahrhunderten (Kempten 1868); von Zezschwitz, System der christlich-kirchlichen Katechetik (Leipzig 1863—1872).

3) Gefftken, Der Bilderkatechismus des 15. Jahrh., 1. Theil (Leipzig 1855). 4) Palmer, bei Herzog, S. 451.

Hierarchismus verfallen war, selbstverständlich ein hohes Interesse, das lehrhafte Wort zu sicherer Erkenntniß der aus der Heiligen Schrift geschöpften Heilswahrheiten auch der Jugend einzuprägen. Die heutigen Waldenser und einige ihrer Geschichtschreiber behaupten, daß ihre Vorfahren schon vor der deutschen Reformation die durchgehende Frageform für die religiösen Elementarlehrbücher eingeführt haben.[5]) Aehnliches wird von den Böhmischen Brüdern, Nachfolgern der Hussiten, für das Ende des 15. Jahrhunderts ausgesagt. Indeß ist mit Bestimmtheit etwas Näheres über die Form dieser Didaktik für den Elementarunterricht nicht zu ermitteln.

Zu umfassender Weise wurde die Katechetik durch die deutsche Reformation auf eine höhere Stufe erhoben, namentlich für den Unterricht der Kinder. Noch ehe Luther (1529) seine beiden Katechismen erscheinen ließ (s. den Artikel „Katechismus"), forderte er in seiner Deutschen Messe vom Jahre 1526, daß die Hauptstücke der christlichen Lehre nicht blos auswendig gelernt und uno tenore hergesagt, sondern durch Einzelfrage und entsprechende Antwort zur Aneignung gebracht werden sollten.[6]) Aber innerhalb der größeren Fragestücke hatte zu Luther's und noch auf längere Zeit der Katechet keine freie Bewegung für die Zergliederung in methodische Einzelfragen, für Nebenfragen zur Hebung von Zweifeln und Unklarheiten, zum Eingehen auf die eigentliche Kindesnatur, zur psychologischen Orientirung. Dieser freien didaktisch-subjectiven Durcharbeitung stand in der nach-Lutherischen Zeit auf lange hin der Druck der kirchlichen Orthodoxie entgegen. Man führte zwar Katechismuspredigten für Erwachsene ein, sowie Uebungen im Katechismus mit denselben, theils an bestimmten Sonntagen, theils für gewisse Abschnitte des Kirchenjahres, namentlich für die Fastenzeit, wo Examina im Katechismus abgehalten wurden; aber auch auf diesen Predigten und Prüfungen lastete der neue formale Scholasticismus der strengen Rechtgläubigkeit. Der religiöse Jugendunterricht gerieth nach Luther's Tode wieder in Verfall.[7]) Es erschienen zwar aus der Feder lutherischer Theologen Lehrbücher über Katechetik; aber sie boten fast nur theoretisch-dogmatische Gelehrsamkeit in schwerfälliger Form, wenig eigentliche katechetische Methodik; so z. B. Hyperius, De catechesi 1570; Dietrich, Institutio catechetica 1613; Heinrich Alsted, Theologia catechetica 1622. Die gewöhnliche damalige Art der Katechesen wird von Valentin Andreä (gest. 1654) in mehrern Schriften treffend und witzig gegeißelt; wie er selbst die Lehrmetode gestaltet wissen will, legt er in seinem Dialogus I. dar.[8])

Für die reformirte Kirche war der Heidelberger Katechismus (s. diesen Artikel), welcher 1563 erschien, epochemachend. Derselbe führt mehr wie der lutherische eine populär-wissenschaftliche, systematische, genetische Methode für das gesammte Material der Lehrobjecte in Einzelfragen und Antworten durch, hatte aber auch, wenngleich wol nicht die Absicht, so doch den Erfolg, daß die Lehrer (Katecheten) sich an den Gang so streng wie möglich gebunden erachteten und sich in der freien Bewegung, namentlich den Antworten gegenüber, welche den gedruckten nicht entsprachen, gehindert fühlten.[9]) — In beiden Kirchen, der lutherischen wie der reformirten, wurde bald eine große Zahl von katechetischen kirchlichen Lehranstalten begründet; viele Kirchenordnungen schreiben vor, wann, wie oft, von wem, aber nicht innerhalb welcher Grenze der freien subjectiven Bewegung des Lehrers, der Katechismus mit der Jugend getrieben werden sollte, so z. B. die wittenbergische von 1533, die würtembergische von 1553, ebenso die sächsischen Generalartikel von 1557.[10])

Auf diejenige Höhe, über welche sie im wesentlichen gegenwärtig noch nicht hinausgekommen ist, erhoben die elementare Religionsdidaktik P. J. Spener und mehrere seiner Schüler und Anhänger, namentlich die Hallenser A. H. Francke, Freylinghausen u. a., welche in ihrem Waisenhause und den damit verbundenen vielgestaltigen Schulen ein hierzu sehr geeignetes praktisches Feld vor sich hatten. Indem sich Spener von den starren orthodoxen Glaubensfesseln der kirchlichen Theologie zu einem glaubensinnigen, in gutem Sinne pietistischen, aber nicht theosophisch-quietistischen Christenthum emancipirte, wollte er dieses der Jugend nicht als ein anbefohlenes, auswendig gelerntes, sondern als ein auch durch Verständniß vermitteltes Eigenthum mitgetheilt wissen. Unter Verwerfung der blos oder überwiegend akroamatischen Methode forderte Spener die lebendig dialektische oder erotematische und begann dieselbe zu einer wirklichen, des Namens der Katechese würdigen auszubilden. Es sollte zwar der (lutherische) Katechismus nach wie vor für die Begrenzung des Stoffes und die Haupteintheilung bei der religiösen Elementarlehre die feste Grundlage bilden, aber der Katechet die im Katechismus zusammengefaßten Sätze zerlegen, dem Schüler durch Heranziehung der geeigneten Bibelstellen (Sprüche), durch parallele Analogien, durch psychologisches Eingehen auf halbrichtige oder unrichtige Antworten u. s. w. nahe bringen, sein Herzensinteresse daran erwecken, ihm Lust dazu machen, daher den Unterricht erleichtern. Dieses zuletzt genannte Erforderniß fand namentlich auf den Schulen der Francke'schen Stiftungen durch Lange u. a. überhaupt für alle Unterrichtszweige, beispielsweise für den lateinischen und griechischen Sprachunterricht — in den hallischen Grammatiken, welche für diesen Zweck ungemein geschickt abgefaßt waren — eine sehr glückliche und erfolgreiche praktische Durchführung. Dabei ging jedoch für Spener der Religionsunterricht nicht in die bloße Kunstformalität auf; sein Hauptzweck sollte eben die Religion und die Ethik sein; er sollte der Kirche, dem Bekenntniß, namentlich als Vorbereitung für die seit jener Zeit in der

5) Köcher, Katechetische Geschichte der Waldenser (1768). 6) Brüstlein, Luther's Einfluß auf das Volksschulwesen und den Religionsunterricht (Jena 1852). 7) Palmer, bei Herzog, S. 451. 452. 8) Derselbe S. 452.

9) Köcher, Katechetische Geschichte der reformirten Kirche (1756). 10) Palmer, a. a. O. S. 451.

lutherischen Kirche allgemein eingeführte Confirmation dienen.[11]) — In der ersten Zeit war die katechetische Richtung der Spener-Francke'schen Schule weniger auf theoretisch wissenschaftliche Auseinandersetzung, mehr auf praktische Anwendung bedacht. In diesem Sinne ist z. B. die Schrift von Hedinger verfaßt: „Christlich wohlgemeinte Erinnerungen, die Unterrichtung der lieben Jugend von der Gottseligkeit betreffend", Stuttgart 1700.[12]) Das Complement zu höherer, mehr systematisch wissenschaftlicher Ausbildung und Rechtfertigung thaten bald andere Männer hinzu, indem sie auf das Erforderniß, das psychologische Element zur Geltung zu bringen, den Verstand zu schärfen, ihn auf den Willen wirken zu lassen, kurze, runde Definitionen zu geben u. s. w., in ausführlicherer Entwickelung eingingen; so namentlich J. F. Rambach in seinem Buche: „Der wohlunterrichtete Katechet", Jena 1722, 10. Auflage Leipzig 1762, ferner der jüngere Seidel durch seine: „In der Erfahrung gegründete Anweisung, welches die wahre Methode zu katechesiren sei", 1742.

Die Erfolge der pietistischen Schule blieben nicht ohne Einfluß auf die altorthodoxe Richtung des Lutheranismus; wie denn z. B. Valentin Andreä, einer ihrer Vertreter, obgleich im übrigen ein Widersacher der Pietisten, seinerseits die Katechese methodischer und praktischer gestaltete und die Candidaten des Predigtamtes hierin eingehend anleitete.[13]) Mosheim (gest. 1755), welcher eine Mittelstellung zwischen der Orthodoxie und dem Pietismus einerseits und der Semler'schen kritischen Richtung andererseits einnahm, faßte für den elementaren Religionsunterricht wesentlich auf der psychologischen Methode, deducirte die Lehrform nicht sowol aus der im Katechismus gegebenen Glaubenssubstanz als vielmehr aus allgemeinen Principien, suchte mehr die abstracte, begriffliche, religiöse Bildung als die Heranbildung zur Aufnahme positiver Glaubenswahrheiten und zum kirchlichen Bekenntniß als Aufgabe hinzustellen. Von anderer Seite machte sich der Kantianismus und in seinem Gefolge der theologisch-kirchliche Rationalismus für die weitere Ausgestaltung des katechetischen Unterrichtes geltend. Stellte Kant das theoretische Erkenntnißmoment wie die psychologische Methode in den Vordergrund, woraus das Streben nach aprioristischer Entwickelung, resp. nach Deduction aus Principien sich ergab, so erklärte er doch ausdrücklich[14]), daß für Schulen mit zahlreichen Kindern das Sokratisiren, d. i. alles aus den Schülern Herausentwickeln und Herausfragenwollen, ungeeigner sei. Von den katechetischen Schriftstellern war es besonders Gräffe, welcher die Kant'schen Grundsätze zur Anwendung brachte und in diesem Sinne 1789—93 sein Katechetisches Magazin, 1793 sein Katechetisches Journal in 4 Theilen, 1795—99 sein vollständiges Lehrbuch der Katechetik in 3 Bänden, 1796 seinen Grundriß der allgemeinen Katechetik nach Kant'schen Grundsätzen herausgab. In dem vollständigen Lehrbuche ist ein weitläufiger Commentar über Kant's Lehre von den Seelenvermögen die Hauptsache, wie denn überhaupt seine Methode in ihrem Formalismus abstrus und unpraktisch war.

Es ist unrichtig, dem etwa gleichzeitig mit dem Kantianismus auftretenden, aber nicht allein auf dessen Verstandeskritik, sondern ebenso sehr auf der seit Semler zur Herrschaft gelangten Bibel- und historischen Kritik fußenden theologischen und kirchlichen Rationalismus den einseitigen Grundsatz zu imputiren, daß man bei dem Unterrichte nur an die im Kinde liegende natürliche Religion anknüpfen müsse, um sie durch die Hebammenkunst der Sokratik herauszufragen; die Rationalisten legten, gleich den Orthodoxen, auch vieles in das Kind hinein, wie es ja nicht anders sein konnte, wenn man sie das Positive im Christenthume, dessen Geschichte und Vorgeschichte, die Aussprüche Christi und der Apostel, thatsächlich lehrte. Allerdings gab es einseitig sokratisirende Rationalisten; aber andere erklärten sich entschieden gegen diese Einseitigkeit. Auch ist theologischer „Rationalismus" in der jetzigen Retroperjective bis etwa zur Mitte des 18. Jahrhunderts, von wo ab durch viele zusammenwirkende Kräfte, namentlich auf protestantischem deutschem Boden, die Katechetik erst zu einer wirklichen, wissenschaftlich dargestellten und praktisch geübten allgemeinen Kunst erhoben wurde, historisch und begrifflich etwa bis zu dem erst im 19. Jahrhundert unter diesem Namen auftretenden „Supranaturalismus" ein durchaus nicht einheitliches, identisches Wesen. Es war ein in dieser Periode allgemeines, eben aus dem Bedürfnisse einer wissenschaftlich verfahrenden Methode mit Nothwendigkeit hervorgehendes Streben, die Reihe der katechetischen Begriffe aus einem Urbegriffe abzuleiten, wie dies Schleiermacher's göttliche Causalität für die gesammte Theologie versuchte. Dieses formale Element wurde freilich für viele Katecheten zu einem formalistischen und somit zu der Tendenz, ihre subjective Kunstfertigkeit leuchten zu lassen.

Unter den Kantisch gebildeten Rationalisten ist vor allem G. F. Dinter zu nennen, welcher einerseits darauf aus war, die Unterrichtsobjecte dem Verstande so klar wie möglich zu machen, andererseits aber vermöge seines Taktes die Bibel, resp. den lutherischen Katechismus zu Grunde legte. Von seinen Werken, welche ein weitgreifendes Ansehen erlangten und denen seine persönliche praktische Tüchtigkeit im Katechisiren entsprach, nennen wir vorzugsweise die anfangs ohne seinen Namen erschienenen Unterredungen über die Hauptstücke des Katechismus, zum ersten mal 1800 fg., dann wieder in 4 Bänden Neustadt 1806—1808 und: Die vorzüglichsten Regeln der Katechetik, ebenda 1801, 7. Auflage 1829. Annähernd in seinem Geiste geschrieben ist F. W. Wolfrath's Versuch eines Lehrbuches der allgemeinen Katechetik und Didaktik, Lemgo 1807, sowie sein Versuch eines Lehrbuches der religiös-moralischen Katechetik und Didaktik, ebenda 1808. — A. H. Niemeyer erklärt sich in seinen Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts, 6. Auflage 1810, 3 Bände[15]), entschieden gegen das einseitige So-

11) Tholuck, Spener als Katechet. Berlin 1840. — 12) Baumer, bei Herzog, 5. 452. — 13) Derselbe S. 455. — 14) Tugendlehre, S. 295.

15) III, 479.

kratisiren, namentlich Kindern gegenüber, und für die Darreichung „positiven Wissens“ in der kirchlichen Fassung, im übrigen für deren verstandesmäßig deutliche Aneignung; man müsse das Material recht oft und bestimmt aufsagen lassen, den Schülern erst etwas geben und dann analysiren, gegen das Zweifeln und Raisonniren wirken. — Junker's Biblischer Katechismus für Volksschulen, 11. Auflage, Halle 1802, ist ein biblisches Spruchbuch zum Katechismus. — Es sei hier noch erinnert an M. J. Schmidt, Der Katechist 1784, J. P. Miller's Anweisung zur Katechisirkunst 1778, spätere Auflage 1788; J. G. Rosenmüller's Anweisung zum Katechisiren, Gießen 1783, 3. Auflage Leipzig 1793; G. F. Seiler's katechetisches Methodenbuch, Erlangen 1789; J. W. Schmidt's katechetisches Handbuch 1798[16]); H. Müller's Lehrbuch der Katechetik, Altona 1816, dann wieder 1822; Hartung's Katechetenschule 1827, Thierbach's Handbuch der Katechetik 1822—1823, dann wieder 1837 in 2 Bänden, sowie dessen Katechisirkunst, Nordhausen 1826 fg. in 5 Theilen und desselben Lehrbuch der Katechetik, Hannover 1830; A. Ludwig's Anweisung zum religiös-katechetischen Unterricht, Wolfenbüttel 1826; A. Mohrath's Versuch einer Methodik des Religionsunterrichtes, 1. Theil, Leipzig 1831; E. Hoppe's Anweisung zum christlichen Religionsunterricht, 1. Band, Leipzig 1835; Plato's Lehrbuch der Katechetik, 1854. Sie stehen meist auf rationalistischem Standpunkte und haben einen überwiegend formalistischen Charakter.

Dem Rationalismus gegenüber und schon früher behauptete sich namentlich in Würtemberg, wo ihr die biblisch-supranaturale Theologie Storr's zur Seite stand, eine mehr positive, das kirchliche Bekenntniß betonende katechetische Richtung. Hierher gehören besonders Oetinger mit: Etwas Ganzes vom Evangelio, 1739, und dem Historisch-moralischen Vorrath von katechetischen Unterweisungen, 1762, sowie Ph. D. Burk mit seinen Sammlungen zur Pastoraltheologie, Tübingen 1771 und 1773. Aus der Storr'schen Schule ist F. A. Dann hervorgegangen, welcher viele Jugend- und Confirmationsschriften veröffentlicht hat.[17])

Die Philanthropen, welche um die Mitte des 18. Jahrhunderts in Deutschland, dem classischen Lande der neueren didaktischen Wissenschaft, auftraten, namentlich ihr durch den Bilderunterricht von A. Comenius und Rousseau's epochemachenden Emil (1762) stark angeregter Gründer Basedow, sowie Salzmann, Guts Muths und andere Förderer eines verständigen Philanthropismus, wirken für eine naturgemäße Erziehung, eine das Lernen erleichternde Methode, Unterstützung desselben durch Veranschaulichung, halten aber für den religiösen Unterricht, den Basedow den Geistlichen entzogen wissen wollte, kein specielles Interesse und influiren auf ihn nur sehr mittelbar. Man kann hierher rechnen: Die Katechisirkunst J. C. F. Baumgarten's, welcher dem Standpunkte von Rochow's nahe steht, Köthen 1801—1805. — Pestalozzi zeigt sich zwar in religiös-frommer Stimmung, wandte sich aber auch nicht der besondern Ausbildung katechetischer Theorie und Praxis zu, wie sein 1801 gedrucktes Hauptwerk (Gertrud) beweist. Er eiferte gegen das damals übliche Katechisiren, wodurch ein unverstandenes Nachsprechen gefördert werde, und gegen Sokratisiren, namentlich bei Kindern, und drang vorzüglich auf eine ausgebildete Anschauung, welche sich auf die Religionskatechese nicht anwenden läßt, sokratisirte aber thatsächlich in mancherlei Weise.

Der speculativ-philosophischen, Kantisch gerichteten Theologie angehörend, ließ C. Daub 1801 sein Lehrbuch der Katechetik erscheinen. Er vermeidet den Kant'schen Formalismus Gräffe's, statuirt aber die das positive Christenthum gefährdende Unterscheidung von Zwangspflichten (Rechtskatechismus), Tugendpflichten (Tugendkatechismus) und Religionsbegriffen (Religionskatechismus) und stellt den bedenklichen Satz auf, daß der Lehrer sich anfangs dem Bewußtsein der Ungebildeten accommodiren müsse, um es zur wahren Ethik heranzubilden. — F. H. C. Schwarz, anfangs mehr kritisch freisinnig auf Kant'scher Grundlage, später mehr theologisch-mystisch, edirte in diesem Sinne aus einer umfassenden praktischen Thätigkeit heraus mehrere katechetische Werke, wie seine Erziehungslehre in 4 Bänden, Leipzig 1804—1813, dann wieder 1829—1830, sein Lehrbuch der Pädagogik und Didaktik, Heidelberg 1805, und seine Katechetik, 1818. Bemerkenswerth ist, daß er — in seiner früheren Periode — die katechetische Lehrweise der Pietisten als „die elendeste“ bezeichnete, wogegen sich z. B. H. A. Niemeyer in seinen „Grundsätzen“ wendete.[18])

Die durch Schleiermacher und besonders durch Neander, Tholuck, Hengstenberg und andere repräsentirte Reaction gegen den Rationalismus hatte wesentlich die Wirkung, die theoretische und praktische Katechetik zum Behikel für den Unterricht in einem mehr positiven Christenthume für den Zweck des kirchlichen Bekenntnisses zu machen und somit den Formalismus zurückzudrängen. Schleiermacher selbst hat sich zwar in seiner Praktischen Theologie, Auflage von 1812 (Berlin) selbstverständlich mit dem kirchlichen Religionsunterrichte der Jugend befaßt, aber unmittelbar weder selbst durch umfassendes Eingehen oder persönliche Thätigkeit für die Katechetik epochemachende Leistungen aufzuweisen. Auch die Bestrebungen und Schriften seines Schülers Rütenik, welcher populäre Darstellung mit theologischer Begründung zu verbinden suchte, und unter andern eine Christliche Lehre für Confirmanden, 1834 in 2. Auflage, sowie 1853 einen Entwurf zu einem Leitfaden für evangelische Geistliche herausgegeben hat, sind ohne Einfluß in weiten Kreisen geblieben. Ein weiteres Arbeitsfeld fand Nitzsch, welcher in seiner praktischen Theologie II, 1 die Katechetik nach Zweck, Stoff, Anordnung, Aneignung aufbaute und ihr besonders die Aufgabe zuwies, die Erziehung zum kirch-

16) Als historisch-literarischer Nachweis für die Zeit bis zum Beginn des 19. Jahrh. mag verglichen werden Schuler's Geschichte des katechetischen Religionsunterrichts unter den Protestanten (Halle 1802).

17) Palmer, bei Herzog, S. 453.

18) 6. Auflage (1810), II, 569.

lichen Leben zu fördern. — Sehr weitgreifend war die amtlich-praktische und literarische Wirksamkeit von W. Harnisch, welcher 1828 eine Anweisung zum Unterricht im Christenthume herausgab, worauf er 1834 fg. Entwürfe und Stoffe zu Unterredungen über Luther's kleinen Katechismus edirte, und annähernd von R. Stier, von welchem Martin Luther's Katechismus als Grundlage des Confirmationsunterrichtes 1839 (Berlin 4. Auflage erschien. Als tüchtigen und gewandten Katecheten erwies sich Möller (Erfurt), welcher indeß außer der vorzüglichen Gruppirung und Parallelisirung biblischen und andern Materials auch das Sokratisiren ausgiebig zur Anwendung brachte, wie dies ja alle vorzüglichen Katecheten nicht lassen mögen. Zu seinen katechetischen literarischen Leistungen gehört vorzüglich: Die Unterweisung in den heiligen Zehn Geboten Gottes, 1854.

Auf dem Standpunkte derjenigen neueren protestantischen Theologie, welche sich als eine christlich-wissenschaftliche bezeichnet und deren „tiefere" Begründung nach der einen Seite als die Ableitung aus allgemeinen, mit der christlichen Anschauung als identisch vorausgesetzten philosophischen Principien, mithin aus einer natürlichen Religion, charakterisirt werden kann, stehen mit Nitzsch mehr oder weniger auf einer Linie L. Kraussold, dessen von der Idee des Reiches Gottes ausgehende Katechetik 1843 erschien, nachdem seine: Kurze Erklärung des Katechismus Luther's (Kempten 1838 und 1839), erschienen war, sowie Palmer, welcher 1844 in erster, 1856 in vierter Auflage eine Evangelische Katechetik herausgab, ein Werk von autoritativer Bedeutung für weite Kreise, desgleichen Moll, welcher diese Disciplin in seinem 1853 edirten System der praktischen Theologie unter Einbeziehung des Erziehungsmoments behandelt. Weiter nach rechts hin auf der Linie der Restauration des lutherischen Positivismus rubricirt sich von Zezschwitz mit seinem System der christlich kirchlichen Katechetik in 2 Bänden, Leipzig 1863—1872. — Außerdem nennen wir die von einem Ungenannten für Schullehrer bearbeiteten, 1843 mit einem Vorworte von Wachler herausgegebene Katechetik, ferner H. Puchta's Handbuch der praktischen Katechese, 1854, sowie Curtmann's Elementarische Katechetik, Darmstadt 1856.

Für das Gebiet der reformirten wie der anglikanischen Kirche und der übrigen Religionsgemeinschaften in England und Nordamerika liegen aus der neueren Zeit keine Beweise einer regen wissenschaftlichen katechetischen Thätigkeit vor.

In der römisch-katholischen Kirche ließ das Gebundensein der Religionslehre an die hierarchisch-kirchlichen Autoritäten, namentlich an den Catechismus Romanus, eine freie, fruchtbare wissenschaftliche Bearbeitung nur wenig aufkommen. Von ihren katechetischen Lehrschriften, wie M. F. Schmidt's Katechist 1772 und 1785, und dessen Methodus 1796, J. J. Felbiger's Vorlesungen 1774 und öfter, K. Schwarzl's Praktischem Religionsunterricht 1796, H. Mücke's Versuch 1802, V. A. Winter's Katechetik 1811 und 1816, J. Weinkopf's Katechetik (wissenschaftliche und angewandte) 1824 und 1825, J. B. Graser's Erstem Kindesunterricht 1828 wie dessen Prüfung der Unterrichtsmethode 1831, A. Gruber's Praktischem Handbuche, 4. Auflage 1836 und 1837, A. Müller's Lehrbuche 1838 [19]), heben wir besonders J. B. Hirscher's Katechetik, Tübingen 1831 und 1832, dann wieder 1834 hervor, worin er die Aufgabe dieser Disciplin über die Didaktik hinaus bis tief in die kirchliche Pädagogik hinein ausdehnt; das Wort soll durch den Katecheten, aber ohne einseitiges Memoriren, Abfragen, Hersagen, nicht blos mitgetheilt, sondern auch in Vollzug gesetzt werden, sodaß seine Thätigkeit die gesammte seelsorgerische Einwirkung und Erziehung mit Einschluß des Gottesdienstes, der häuslichen Andacht u. s. w. umfaßt. [20])

Die griechisch-orientalische Kirche weist ein noch weit geringeres Maß in der praktischen, geschweige in der theoretischen Ausbildung des elementaren Religionsunterrichts auf. In Rußland wird die Verpflichtung und die Mühwaltung zum religiösen Unterricht der Kinder den Pathen, im übrigen den Aeltern auferlegt. Doch sind während der letzten Jahrzehnte auf dem Lande durch die Geistlichen zu haltende sogenannte Hausschulen eingerichtet worden, in welchen sich die Kinder wöchentlich einigemal für diesen Zweck versammeln sollen. Hier und da wird dieser Unterricht in den Gotteshäusern ertheilt, und können auch Erwachsene daran theilnehmen. Der Geistliche spricht hierbei die wichtigsten Gebete oder Lehrstücke vor, welche von den Anwesenden im Chore nachzusprechen sind, und gibt einige Erläuterungen dazu; ein durchgreifendes, organisch angelegtes Katechesiren findet nicht statt. Dasselbe ist der Fall in den zur Katechismuslehre für Erwachsene speciell bestimmten petersburger Kirchen. [21])

Zu den Nachweisungen aus der Literatur, soweit sie nicht schon im Obigen eine Stelle gefunden haben, gehören: der mit „Katechetik" bezeichnete Abschnitt in dem Handbuche der theologischen Literatur von G. B. Winer, 2. Bd., 3. Aufl. Leipzig 1840, S. 68 fg.; ferner in demselben Werke der 27. Abschnitt, ebenda S. 211 fg., über Religionslehrbücher, Katechisationen und Materialien für den religiösen Schulunterricht, denen wir Graf's (Kath.) Kritische Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der praktischen Theologie, in dem betreffenden Abschnitte, 1841, und Dithmar's Beiträge zur Geschichte des katechetischen Unterrichts, Marburg 1848, beifügen; ferner die Hand- und Lehrbücher über praktische Theologie; J. A. Dorner's Geschichte der protestantischen Theologie, besonders in Deutschland, München 1867; dazu die übrigen diesem Fache gewidmeten Werke; ferner die allgemeinen Schriften über Didaktik, Methodik und Pädagogik, resp. deren Methodik. — Im übrigen verweisen wir auf unsern Artikel „Katechetik" in dieser Encyklopädie.

(*J. Hasemann.*)

19) Die ausführlicheren Titel s. in G. B. Winer's Handbuch der theolog. Literatur, 3. Aufl. (Leipzig 1840), II, 70. 71. — Für die früheren Zeiten ist zu verweisen auf Köcher's Katechetische Geschichte der päpstlichen Kirche (1758). 20) Eine Uebersicht der katechetischen Literatur in der (neueren) katholischen Kirche gibt Moll in seiner Praktischen Theologie, §. 529. 21) Palmer, bei Herzog VII, 450, 451 und 459.

KATECHETIN (die). Die Lehrerin, resp. weibliche Person, welche die Katechese ausübt. Wie überhaupt bei den christlichen Völkern, abgesehen von gewissen Nonnen der katholischen Kirche, z. B. den Ursulinerinnen, bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts Lehrerinnen nur selten auftreten, so erscheint auch bisjetzt der Name und Begriff der Katechetin als Religionslehrerin für Kinder oder Ungebildete nur sehr vereinzelt. Im übrigen vergl. die Artikel „Katechet" und „Katechetik" in dieser Encyklopädie. *(J. Hasemann.)*

KATECHISATION (die). Von κατηχίζειν hergeleitet, was im wesentlichen mit κατηχεῖν gleichbedeutend ist, bezeichnet das Wort den substantivirten Begriff des Katechisirens. Wenn der Ausdruck „Katechese" sowol den schriftlichen (gedruckten) Entwurf oder Plan einer Unterredung über christliche Religionswahrheiten in elementarer, erotematischer Weise als auch die mündliche Ausführung derselben umfaßt, so pflegt man unter „Katechisation" nur die mündliche derartige Lehrthätigkeit, und zwar meist innerhalb eines begrenzten, einmaligen Actes, zu verstehen. Im besondern wird das Wort im deutschen Sprachgebrauche auf den kirchlichen Religionsunterricht der Confirmirten sowie der Erwachsenen durch den Geistlichen angewendet, und pflegt man in diesem Falle nicht von einer „Katechese", sondern von einer „Katechisation" zu reden. Dergleichen kirchenregimentlich vorgeschriebene Katechisationen mit Männern und Frauen in den Kirchen an bestimmten Sonntagen, gewöhnlich am Nachmittage, mit einem kurzen liturgischen Gottesdienste verbunden, besonders in protestantischen deutschen Landgemeinden, bestanden während der ersten zwei oder drei Jahrzehnte dieses Jahrhunderts noch an ziemlich vielen Orten; seit den vierziger Jahren kommen sie immer mehr in Verfall und haben jetzt meist ganz aufgehört, indem die dazu bestimmten „Hausväter" und „Hausmütter" nicht mehr erscheinen. Gleichzeitig sind, obgleich nicht so allgemein, auch die Katechisationen mit der confirmirten Jugend stark in Abnahme gerathen. Die kirchlichen Behörden, namentlich in der evangelischen Landeskirche Preußens seit den funfziger Jahren, sind zwar bisjetzt unausgesetzt bemüht gewesen, diesen Unterricht wieder zu heben, aber mit nur geringem Erfolge, da die Schüler und Schülerinnen sich entweder gar nicht, wie besonders in den großen Städten, oder nur sehr spärlich einstellen. Die Katechisationen mit den Erwachsenen in der orthodoxen-russischen Kirche finden in unserm Artikel „Katechetik" in dieser Encyklopädie Erwähnung.
(J. Hasemann.)

KATECHISIREN (Zeitwort). Auch „das" Katechisiren als die Thätigkeit des Katecheten, resp. der Katechetin. Faßt die Katechisation in ihren besondern concreten Act mit dem Katecheten und dessen Thun auch den Inhalt des Lehrens sowie die Lehrlinge zusammen, so verbindet sich mit dem Katechisiren vorwiegend der Begriff der allgemeinen formalen Thätigkeit des Lehrers, sofern er die katechetische Kunst und Function ausübt.
(J. Hasemann.)

KATECHISMUS, (der). Wie Katechisiren etymologisch den Charakter der verba iterativa auf -ίζειν trägt, so bestimmt sich der genetisch-sprachliche Begriff des Katechismus aus der Eigenthümlichkeit der Substantivendung -ισμος (-ασμος), welche ein wiederholtes, ein Gewohnheitsthun, einen darin begründeten habituellen Zustand, eine Methode wie ein System bezeichnet. Katechismus ist demnach die Gewohnheit, das System des wiederholten, durchgeführten κατηχεῖν, die katechetische Belehrung; aber in der Uebertragung auf die lateinische und andere Sprachen wird das Wort meist nicht in dieser allgemeinen, sondern nur in der speciellen Bedeutung einer schriftlichen Aufzeichnung, eines Buches angewendet, und zwar meist eines elementaren Religionslehrbuches, welches in kurzer, thesenartiger Fassung, in der katechetischen Weise von Fragen und Antworten das zum Wissen und Glauben Nothwendigste enthält, mithin hauptsächlich für Kinder, überhaupt für Ungebildete bestimmt ist. Bezeichnen sich derartige Darstellungen nicht immer als Katechismen, sondern z. B. auch als Confessiones, so ist es andererseits, namentlich im 19. Jahrhundert, üblich geworden, die kurzgefaßten Lehrbücher oder Leitfäden auch für andere als religiöse Gegenstände Katechismen zu nennen, wie man in diesem Sinne Katechismen der Turnkunst, der Gesundheitslehre u. s. w. hat. Elementare Religionslehrbücher, mit welchen wir es hier allein zu thun haben, und welche in der sogenannten praktischen Theologie rubricirt zu werden pflegen, Katechismen zu nennen, ist allgemein erst seit Luther Sprachgebrauch geworden.

Von den mannichfaltigen Definitionen eines Katechismus seien hier nur einige aufgeführt. Luther sagt, indem er mehr den Zweck und Inhalt als die Form im Auge hat, in der zweiten Vorrede zu seinem Großen Katechismus: Katechismus sei „die Kinderlehre (also in classisch-griechischem Sinne des Wortes: ein System, nicht blos ein Buch), die ein jeglicher Christ zur Noth wissen soll, also daß, wer solches nicht weiß, nicht könne unter die Christen gezählt und zu dem Sakrament zugelassen werden". Spener schreibt in seiner „Einfachen Erklärung der christlichen Lehre": Katechismus sei „ein kurzer Auszug der nöthigen Lehrstücke in der Schrift, jo einem Christen zu verstehen geziemen, in Frag' und Antwort gestellt, daß er durch lebendige Stimme vorgetragen würde". Nitzsch definirt in seinem Systeme christlicher Lehre unter einseitiger Hervorhebung des Bekenntnißinhaltes und Außerachtlassung der Form den Katechismus als einen „Text der öffentlichen Lehre und des öffentlichen Bekenntnisses, welchen die Kirchengemeinschaft anerkennt, eine Begründung des gemeinen Wissens vom Christenthume". Nach der Bearbeitung des lutherischen Katechismus von Stier ist — in einer wol einestheils zu weiten, andertheils zu engen Fassung — der Katechismus „ein Auszug der Hauptstücke aller Lehre aus der ganzen Heiligen Schrift zum Unterricht der Kinder". Alting sagt in seiner Bearbeitung des Heidelberger Katechismus: „Katechismus ist ein kurzer Unterricht der christlichen Lehre und nichts anderes als ein kurzer Begriff des Wortes Gottes", hebt

also zwar die Kürze, aber nicht die besondere katechetische Form hervor.

Was die Geschichte des christlichen Katechismus betrifft, so läßt sich die in dem Sacramentarium Gelasianum, welches in die Zeit bald nach den Constitutiones apostolicae fällt, enthaltene bündige, für liturgische Recitation bestimmte Erklärung des Symbolums und des Vaterunsers als der uns bekannte erste Anfang einer Art von Katechismus auffassen.[1] Ebenso kann man die Katechesen des Bischofs Kyrillos von Jerusalem einen rhetorischen Katechismus zur Erklärung der christlichen Hauptlehren, wenn auch ohne eigentliche katechetisch-erotematische Form, nennen. Indem Augustin in seinem Buche De fide et operibus, c. 13, schreibt: daß im Katechumenat (s. diesen Artikel) solche Leute, denen „vitia damnabilia apertis factis convinci redarguique non possunt", doch wenigstens „praeceptis et catechismis valedissime flagellantur", gebessert werden, versteht er unter catechismi wahrscheinlich Belehrungen oder Verhöre durch Abfragen. Man darf muthmaßen, daß der Augustiner Luther bei der Benennung seiner Katechismen den Namen dieser Stelle, in Verbindung mit dem Titel der Schrift des Kirchenvaters De catechizandis rudibus, entnommen hat.

Aus dem 8. Jahrhundert ist ein kurzgefaßter, schriftlicher Unterricht in der Religionslehre für Kinder von dem Mönch Kero in St.-Gallen vorhanden, welcher, ohne sich einen Katechismus zu nennen, das Credo und Paternoster in erklärender Bearbeitung umfaßt. Dasselbe gilt von zwei andern ähnlichen Versuchen, deren einer dem Otfried von Weißenburg (um 840), der andere dem Notker Labeo zugeschrieben wird. Da Karl der Große Sorge trug, daß den Täuflingen und ungebildeten Leuten die Hauptstücke des Christenthums in der Muttersprache nicht blos zum Auffagen eingeübt, sondern auch verdeutlicht würden, so kann man annehmen, daß diese Anordnung auch die Abfassung von erklärenden Elementarlehrbüchern zur Folge hatte, wie sie auch in der späteren Zeit der Kirche die zur deutschen Reformation zahlreich entworfen worden sind. Mit diesen oder ohne sie wurde im katholischen Mittelalter bei der Taufe von den Täuflingen oder Pathen das eine oder andere Hauptstück, in der Regel der Glaube mit dem Vaterunser, öfter auch der Dekalog hergesagt. Den letzteren trieb man, z. B. im 15. Jahrhundert, besonders auch im Beichtstuhle durch Fragen und Antworten, während den Kindern der christliche Religionsunterricht fast gänzlich gebrach.[2] Mit dem Namen des „Katechismus" bezeichnete man damals in der katholischen Kirche speciell diejenige Unterweisung, durch welche der Täufling zur Ablegung des Glaubensbekenntnisses bei der Taufe vorbereitet wurde, d. i. die Einübung der zu recitirenden Worte des Credo u. s. w., desgleichen die Recitation selbst und den Bekenntnißact; auch die Gevatterschaft nannte man Katechismus.[3] —

Diejenigen Schriften und ähnlichen Documente des christlichen Mittelalters, besonders im Abendlande, welche mehr oder weniger dem entsprechen, was man jetzt Katechismus nennt, sind von mehrern deutschen und andern Sprachforschern und Literarhistorikern gesammelt und durch den Druck veröffentlicht worden, so von den Gebrüdern Grimm in deren bekannten Werken, Maßmann in seinen deutschen Abschwörungs-, Glaubens-, Beicht- und Bekformeln 1839, R. von Raumer in seiner Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache 1845, Pischon in seinen Denkmälern der deutschen Sprache, Wackernagel in seinem Deutschen Lesebuche u. a. — Ueber das 16. Jahrhundert ist zu vergleichen das Werk von C. Mousang: Katholische Katechismen des 16. Jahrhunderts (Mainz 1881).

Für die vorreformatorischen Sekten der Albigenser, Waldenser u. a. machten sich die Nothwendigkeit und der Drang nach einer gründlicheren Religionsunterweisung der Jugend, als die herrschende Kirche dieselbe ertheilte, durch ihre oppositionelle Stellung zu derselben naturgemäß geltend; ob aber die Behauptung der Waldenser, sie hätten bereits um 1100 unter dem Namen eines Katechismus ein religiöses Elementarlehrbuch mit Fragen und Antworten besessen, begründet sei, ist nicht sicher zu erweisen.[4] Die Böhmischen Brüder schufen sich für den Zweck des religiösen Elementarunterrichtes zur Zeit der deutschen und schweizerischen Reformation einen Katechismus, welcher die drei altkirchlichen Hauptstücke, nämlich die zehn Gebote, das Vaterunser und den Glauben, enthielt, aber nicht als ausgeprägte Textgrundlage für das Lehrbuch.[5]

Erst Luther faßte den Gedanken, die Hauptstücke der christlichen Wahrheiten als ein zusammenhängendes Ganze aufzustellen, und brachte denselben in seiner kräftigen, populären Sprache zur Ausführung. Als er 1520 seine erste katechetische Hauptschrift unter dem Titel: Eine kurze Form, die zehn Gebote und den Glauben zu betrachten und das Vaterunser zu beten, herausgab, ließ er die Sakramente in derselben noch unerwähnt. Den Namen „Katechismus" für ein derartiges Lehrbuch brauchte er zum ersten mal in Briefen vom Jahre 1525. In demselben Jahre beauftragte der Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen die Theologen Justus Jonas und Johann Agricola mit der Abfassung eines Katechismus, welcher indeß in der beabsichtigten Form nicht zu Stande kam; doch erschienen derartige Lehrbücher anderwärts schon vor 1529 innerhalb der lutherischen Kreise. Die allgemeine kursächsische Kirchenvisitation von 1527 bis 1529, an welcher er persönlich theilnahm, wurde für Luther Veranlassung, noch im J. 1529 seine beiden Katechismen, zuerst den Großen und dann den Kleinen, zu schreiben und herauszugeben, und zwar in deutscher Sprache. Der seit 1525 entbrannte Streit über die Lehre vom Heiligen Abendmahle bestimmte ihn, den drei oben genannten Hauptstücken die beiden Sakramente hinzuzufügen, von welchen er in

1 Höfling, Das Sakrament der Taufe (1846), I, 242 fg. 2 Geffken, Der Bilderkatechismus des 15. Jahrh. (Leipzig 1855), 1. Theil. 3) Ebenda, nach Palmer (dem wir hier vorzugsweise gefolgt sind), in Herzog's Real-Encyklopädie für protest. Wissenschaft und Kirche, VII, 458.

4) Palmer a. a. O. S. 458. 5) Ebenda.

der Vorrede zum 4. Hauptstück des Großen Katechismus sagt, daß „ohne die Sakramente kein Christ sein kann, wiewohl man leider bisher nichts davon gelehret hat". Während der Große Katechismus für die Geistlichen und Lehrer zu deren Unterweisung bestimmt war, hatte der Kleine, welcher auch den Parallelnamen eines Enchiridion (Handbuch) trug, den Zweck, als elementares Lehrbuch zum Volks-, besonders Jugendunterricht zu dienen, namentlich in den Händen der Hausväter, wie das Vorwort sagt. Das Bedürfniß desselben spricht er in den bekannten Worten der Vorrede aus: „Diesen Katechismum oder christliche Lehre in solch kleine, schlechte, einfältige Form zu stellen, hat mich gezwungen und gedrungen die klägliche, elende Noth, so ich neulich erfahren habe, da ich auch ein Visitator war. Hilf, lieber Gott! Wie manchen Jammer habe ich gesehen, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehre, sonderlich auf den Dörfern, und leider viel Pfarrherren fast ungeschickt und untüchtig sind zu lehren; und sollen doch alle Christen heißen; können weder Vaterunser, noch den Glauben, oder Zehen Gebote; leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftigte Säue, und nun das Evangelium kommen ist, dennoch fein gelernet haben, aller Freyheit meisterlich zu misbrauchen. O, ihr Bischöfe, was wollt ihr doch Christo immermehr antworten, daß ihr das Volk so schändlich habt lassen hingehen, und euer Amt nicht einen Augenblick je beweiset!" — Das sogenannte 6. Hauptstück vom Amt der Schlüssel ist erst später dem Kleinen Katechismus beigefügt worden und rührt ebenso wenig von Luther her wie der Morgensegen und der Abendsegen, das Tischgebet, die Haustafel und die Fragestücke für Communicanten. Beide Katechismen erlangten in der lutherischen Kirche das Ansehen von Symbolen oder wurden als solche durch die Kirchenregimente hingestellt, obgleich eigentlich nur das Credo diese specifische Bedeutung haben kann.[6])

Die Wirkungen dieser Lehrschriften, besonders des Kleinen Katechismus, gestalteten sich bald als sehr weit- und tiefgreifend; die Hauptstücke mußten in vielen deutschen und andern lutherischen Ländern von den Nupturienten zum Zweck eines Brauteramens aufgesagt, durch die Geistlichen an bestimmten Tagen zum Gegenstand von Katechismuspredigten gemacht werden. Neben dem lutherischen, aber meist auf dessen Grundlage und im Anschlusse an ihn, erschien bald eine große Menge von ähnlichen Lehrbüchern, jedoch ohne freie katechetische Bewegung für den Gang des Unterrichtes. Als gemeinsames katechetisches Lehrbuch für die lutherische Kirche wurde Luther's Kleiner Katechismus zuerst von Heßhusius (gest. 1588) vorgeschlagen. Für Würtemberg erlangte, ebenfalls um die Mitte des 16. Jahrhunderts, der Katechismus von J. Brentz, einem Lutheraner, großes Ansehen. Neben den autorisirten Katechismen von Luther, Brentz u. a. wurden schon damals zahlreiche Erläuterungsschriften über dieselben gedruckt.[7])

Je mehr seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts, noch entschiedener in der zweiten Hälfte desselben, die lutherische Orthodoxie durch Aufklärung und Rationalismus verdrängt wurde, desto mehr nahm auch die dogmatische Autorität des lutherischen Katechismus ab; man erklärte ihn in seinem Sinne, benutzte ihn nur theilweise, namentlich von der moralischen Seite, brauchte ihn in den Schulen oft gar nicht, ersetzte ihn durch andere Leitfäden, obgleich eine kirchenregimentliche Beseitigung seiner Geltung als einer Bekenntnißschrift wol nirgends formell erfolgte. Eine sehr weite Verbreitung gewann beispielsweise das mild rationalistische Lehrbuch der Religion für höhere Schulen von H. A. Niemeyer. In den Gebieten, wo im Beginn des 19. Jahrhunderts die Union eingeführt wurde, kamen Unionskatechismen heraus.

Die von Männern wie Neander, Hengstenberg, Tholuck u. a. ausgehende supranaturale oder orthodoxe Reaction gegen den vielfach zur dürren, trockenen, formalen Verstandesmäßigkeit gewordenen Rationalismus hob wieder das Ansehen des lutherischen Katechismus und stellte den elementaren Religionsunterricht auf dessen confessionellen Boden mehr zurück, auch unter Anschluß an die lutherische Sprachform. In dieser Hinsicht sagt ein Aufsatz in Tholuck's Literarischem Anzeiger von 1841[8]): „Den Katechumenen muß kurz und rund und bündig, in plastischer Sprache, in fester, gleichmäßiger, immer wiederkehrender Form gesagt werden, was sie glauben und worauf sie leben und sterben sollen, und damit Basta! Wie Luther sprach, so lernet sprechen, und dann schreibet Katechismen. Die Sprache sei rythmisch wie in Luther's Erklärung der drei Artikel; der Gedanke schäle sich rein heraus wie das Ei aus der Schale; der Katechismus schließe sich von Anfang bis Ende in künstlerisch vollendeter Form rein ab, sodaß Ein Grundton sich durch das Ganze hindurchziehe und in entsprechender Wendung wie ein rother Faden wiederkehre; nicht nach der Logik, sondern nach der Mnemonik." [9]) Es ist nicht auszusprechen, wie sehr in dieser Beziehung gegen den Heiligen Geist in der Kirche und in den Kindern gesündigt wird, und das auch in solchen Lehrbüchern, denen man evangelischen Glauben im allgemeinen nicht absprechen kann."

Wie bereits in unserm Artikel „Katechetik" erwähnt worden ist, waren es namentlich W. Harnisch — vergl. dessen Entwürfe und Stoffe zu Unterredungen über Luther's Kleinen Katechismus, 1834 fg.; R. Stier — vergl. dessen Martin Luther's Katechismus als Grundlage des Confirmationsunterrichts, 4. Auflage 1839, autorisirt; L. Krauffold — vergl. dessen Kurze Erklärung des Kate-

6) Ueber die Geschichte der beiden Katechismen vergleiche man die Lehrbücher der Kirchengeschichte, im besondern die Memoria utriusque catechismi Lutheri von Chr. F. Illgen (Leipzig 1828 fg.), in 4 Theilen.

7) Die Katechismen und ähnliche Schriften der älteren deutsch-protestantischen, besonders lutherischen Kirche finden sich zusammengestellt in dem Werke von Hartmann: Aelteste katechetische Denkmale der evangelischen Kirche (Stuttgart 1844). 8) Nr. 11, S. 84. Nach Palmer bei Herzog. 9) Luther's Kleiner Katechismus lernt sich bekanntlich in manchen Theilen nicht leicht auswendig; im 3. Hauptstück unterscheiden sich das „Was ist das?" und das „Wie geschieht das?" nur schwer voneinander.

chismus Luther's, 1838 und 1839, autorisirt; sowie Palmer, welche den lutherischen Katechismus zu der Bedeutung des grundlegenden Elementarlehrbuches als kirchlicher Autorität und bezw. Confession zurückführten. Ein vorwiegendes Ansehen, namentlich auch in literarisch-wissenschaftlicher Hinsicht, behauptet bis auf die Gegenwart das Urtheil Palmer's, welcher die nachstehenden Thesen aufstellt.[10]) Es komme bei einem Katechismus darauf an, daß er 1) nach Inhalt und Form den Charakter eines kirchlichen Bekenntnisses trage; daß er 2) als solches dem gesammten Volke nicht nur zugänglich und bekannt, sondern vollkommen geläufig und daher, wo irgend im Leben ein Bekenntnißact vorgehe, als Grundtext des Bekenntnisses im Gebrauche sei; daß er 3) ebendeshalb auch die Grundlage des jugendlichen Unterrichtes bilde, da nur hierdurch das unter Nr. 2 Gesagte erreicht werden könne. Wenn hierin eine Ueberspannung des Bekenntnißmoments gesehen werden kann, so dürfte zu berücksichtigen sein, daß der Begriff des Bekennens nicht blos auf das 2. Hauptstück, sondern auch auf die übrigen ausgedehnt und somit als eine eigenthümliche Erweiterung der specifischen Bedeutung erscheint. Ein Katechismus, fügt Palmer hinzu, sei in Frage und Antwort abzufassen, aber nicht aus didaktisch-methodischen Gründen, sondern ebendeshalb, weil er ein Bekenntniß sei, besonders für Taufe und Confirmation, eine Argumentation, welche der bisher fast allgemein üblichen sich entgegenstellt. Das Verhältniß — so heißt es weiter — zwischen dem allgemein Christlichen und specifisch Kirchlichen recht zu treffen, das letztere nicht zu sehr zur Hauptsache zu machen, aber auch nicht zu einem bloßen Accidenz an jenem, das sei die schwierige Aufgabe bei einem Katechismus, wozu hohe theologische Bildung, kirchlicher Takt, Frömmigkeit, die Gabe der volksthümlichen Darstellung gehöre; übrigens müsse die Accentuirung der confessionellen Unterscheidungslehren und die Polemik gegen andere christliche Kirchen von ihm fern gehalten werden.

Hand in Hand mit dieser confessionellen Restauration des lutherischen Katechismus erschienen und erscheinen noch jetzt Erläuterungsschriften zu demselben in unzählbarer Menge. Bald nach 1848, besonders seit 1850, noch mehr seit 1853, ergriffen auch die landeskirchlichen Regimente Deutschlands entschiedene Maßregeln zur allgemeinen amtlichen Einführung oder Wiedereinführung der lutherischen Texte in den Schulunterricht, so namentlich in Preußen (vergl. die Regulative von Stiehl, 1854), im Königreiche Sachsen, Hannover und anderwärts. Im Jahre 1860 wurde im Großherzogthume Hessen unter dem Einflusse des Ministers von Dalwigk auf Befehl des Landesherrn der Kleine lutherische Katechismus als alleiniges Religionslehrbuch für die Schulen anbefohlen; das folgende Jahr brachte für Schwarzburg-Rudolstadt dieselbe Maßregel, gegen welche sich noch 1863 die Stadt Oberilm sträubte. Ein sehr aufregender Katechismusstreit entstand seit dem Juni 1862 im Königreiche Hannover, wo die landeskirchliche Behörde anordnete, daß der frühere rationalistisch geartete Katechismus durch den Kleinen von Luther zu ersetzen sei; in vielen Kreisen widerstrebten, zum Theil im Vereine mit ihren Geistlichen, Privatleute und ganze Gemeinden, indem sie sich namentlich an die Wiederherstellung der Schlüsselgewalt, noch mehr der Teufelsabrenuntiation stießen. Als am 7. Aug. in der Hauptstadt Pastor Bauerschmidt den Gang zu dem Consistorium antrat, wo er sich wegen seiner Opposition verantworten sollte, wurde eine großartige Volksdemonstration in Scene gesetzt; man legte seinen Widerwillen besonders gegen den orthodoxen Consistorialrath Niemann und seinen Gesinnungsgenossen, den Consistorialrath Uhlhorn, tumultuarisch an den Tag; Petitionen auf Petitionen gingen an die kirchlichen Behörden. Obgleich der König Georg noch im August desselben Jahres die zwangsweise Einführung aufhob, so setzten sich doch die früheren Auftritte fort und richteten sich namentlich gegen die orthodoxen Geistlichen, welche die Restauration durchzuführen suchten; auch im September 1862 und in den folgenden Monaten zeigte sich eine starke Aufregung, nicht blos im Bürgerstande, sondern auch im Bauernstande; man wachte vielfach mit Argusaugen darüber, daß der Katechismus von Geistlichen und Lehrern den Kindern nicht in irgendeiner Weise aufoctroyirt würde. Noch im März 1863 kam es wegen des Exorcismus bei der Taufe zu Widersetzlichkeiten von seiten der Aeltern und Pathen; am 7. Dec. desselben Jahres trat Professor H. Ewald von Göttingen in der Vorsynode entschieden gegen die fortgesetzten Maßregeln der reactionären Bestrebungen zur Durchführung des lutherischen Katechismus auf. Auch Lippe-Detmold hatte 1862 und 1863 seinen derartigen Katechismusstreit. Indessen hat gegenwärtig Luther's Buch in fast allen deutschen Landeskirchen seine normative Autorität für den Religionsunterricht, auch bei höheren Schulen, wieder erlangt. Für Gotha ist im protestantenvereinlichen Sinne der Grundriß der christlichen Lehre von dem jetzigen Generalsuperintendenten K. Schwarz eingeführt, und auf Grund desselben hat der dortige Seminarinspector C. Kehr 1867 einen erweiterten Lehrcursus herausgegeben als Christlichen Religionsunterricht in der Volksschule.[11])

In der reformirten Kirche, zunächst der Schweiz, wurden von mehrern Theologen, wie Oekolampadius, L. Judä, Bucer, Viret, elementare und höhere Religionslehrbücher verfaßt; aber sie blieben beschränkte Privatarbeiten. Aus denen von L. Judä 1553 und H. Bullinger 1559 entstand der Züricher Katechismus, welcher mit dem Heidelberger in Uebereinstimmung gesetzt und 1639 als symbolisches Buch aufgestellt wurde. J. Calvin schrieb 1536 in französischer Sprache einen kleinen Katechismus und gab ihn 1538 lateinisch heraus; 1541 erschien, ebenfalls französisch, sein großer Katechismus, welchen er 1545 in die lateinische Sprache übersetzte. Dieser wurde für Genf Symbol und von mehrern reformirten Synoden in Frankreich sowie einen kleinen Katechismus und gab ihn 1538 lateinisch heraus; 1541 erschien, ebenfalls französisch, sein großer Katechismus, welchen er 1545 in die lateinische Sprache übersetzte. Dieser wurde für Genf Symbol und von mehrern reformirten Synoden in Frankreich sowie anderwärts officiell recipirt. Die im übrigen sehr theologisch, nicht

10) Bei Herzog, S. 455.

11) Gotha.

elementar-populär gehaltene Arbeit behält die altkirchliche Eintheilung in die drei Hauptstücke vom Glauben, vom Gesetz (Dekalog) und Gebet bei.

Mit der Abfassung eines allgemeinen, zu amtlichem Gebrauche bestimmten Religionsleitfadens, welcher zugleich symbolisches Ansehen haben sollte, betraute für die reformirte Pfalz deren Kurfürst Friedrich III. die Theologen Zach. Ursinus und Kasp. Olevianus, welche die Arbeit deutsch herausgaben, während sie gleichzeitig von Josua Lagus und Lambert Ludolf Pithogäus in das Lateinische übertragen wurde. Bald fand sie auch Uebersetzung in andere Sprachen, selbst in die hebräische. Sie erschien 1563 als sogenannter Heidelberger Katechismus deutsch und lateinisch[12]), und heißt auch der Pfälzer Katechismus. Der Stoff ist hier in drei Hauptkapitel eingetheilt: 1) vom menschlichen Elende; 2) von der Erlösung (das Apostolicum und die 2 Sakramente der Taufe und des Abendmahles); 3) von der Dankbarkeit gegen Gott für die Erlösung (mit dem Dekalog und dem Vaterunser). Das von Luther willkürlich weggelassene Bilderverbot ist beibehalten; das 9. und 10. Gebot, welche Luther auseinanderhält, sind in Eins zusammengefaßt; das Vaterunser erscheint eigenthümlicherweise in der Gestalt von nur sechs Bitten. Den Vorzug des lutherischen Katechismus, welcher den biblischen Text für sich in seiner Geschlossenheit stark heraustreten läßt, theilt der Heidelberger nicht; er hat mehr den methodischen Zweck, die Hauptlehren zur Aneignung zu bringen, im Auge; er will mehr systematisch-wissenschaftlich verfahren. Doch ist er in der durchgehenden Fassung von Fragen und Antworten angelegt und in verständlicher Sprache gehalten unter Milderung der strengen calvinischen Lehre vom Heiligen Abendmahl und besonders von der Gnadenerwählung. Für Kirche und Schule in der Kurpfalz eingeführt, fand er als Bekenntniß auch bei den übrigen deutschen Reformirten Annahme. Nachdem ihn in den Niederlanden mehrere reformirte Synoden als Lehr- und Bekenntnißschrift sanctionirt hatten, wurde er von der dortrechter Synode in ihrer 17. Sitzung 1618 revidirt und als Bekenntniß proclamirt, gleichzeitig auch ein Auszug als kurzer Lehrbegriff der christlichen Religion für die Jugend veranstaltet.[13])

In England gab Wiclef einen kurzgefaßten christlichen Leitfaden zum Unterricht der Jugend und des Volkes heraus; derselbe umfaßt neben dem Glauben, dem Gebete des Herrn und den zehn Geboten noch einiges andere, was mit jenen drei Kapiteln zusammen von dem Verfasser der pauper rusticus genannt wird. Für die Anglikanische Kirche erlangte der Church Catechism, 1552 von Johann Poinet ursprünglich lateinisch geschrieben, von König Eduard VI. sanctionirt, 1553 in London gedruckt, eine große, aber nicht allgemeine Autorität. Den in ihm enthaltenen 24 Fragestücken, welchen eine Erklärung des Taufgelübdes und der Glaubensartikel, die zehn Gebote und das Vaterunser beigegeben sind, ließ 1572 König Jacob I. durch A. Rowel einen Unterricht über die Sakramente hinzufügen. Die Presbyterianer von England und Schottland gebrauchen gegenwärtig den in einer großen und einer kleinen Redaction gearbeiteten sogenannten Assembly Catechism, welcher muthmaßlich bald nach der Veröffentlichung des von der Synode zu Westminster 1648 festgestellten puritanischen Bekenntnisses verfaßt ist.

Für die Socinianer in Polen wurde unmittelbar nach dem 1604 erfolgten Tode ihres Hauptbegründers Faustus Socinus von dem rakauischen Prediger Petrus Statorius oder Stoinius, welcher 1605 mitten in der Arbeit starb, sowie Valentin Smalcius, dem Magnaten Hieronymus Moscorovius und Johann Volkelius, Rector in Wengrow, später Pastor in Smigla, der Rakauische Katechismus edirt, welcher zuerst 1605 in polnischer, dann von Moscorovius als Catechesis Ecclesiarum, quae in Regno Poloniae et Magno Ducatu Lithuaniae etc., lateinisch zu Rakau erschien. Eine neue, vermehrte Auflage, welche von Johann Crell und Jonas Schlichting besorgt wurde, kam 1665 heraus. Derselbe hat mehr den Charakter einer theologischen Bekenntniß- und Lehrschrift als eines Unterrichtsbuches für Elementarschulen.[14]) — Auch die den Socinianern ganz nahe verwandten Arminianer, sowie die Mennoniten, die Quäker und ähnliche kirchliche Gemeinschaften besitzen als approbirte Lehr- und Bekenntnißschriften ihre Katechismen, wenn auch nicht immer unter diesem Namen. — Bei denjenigen Brüdergemeinden, welche sich zur Augsburgischen Confession halten, ist meist: Der Hauptinhalt der Lehre Jesu, Barby 1778, im Gebrauch. — Im Anschlusse an den englischen Catechism or Instruction, London 1828, haben die Swedenborgianer einen Katechismus der Neuen Kirche aufgestellt, Tübingen 1830.

Für die Literatur der Katechismen und verwandten Werke in der protestantischen Kirche mag besonders verglichen werden: G. B. Winer, Handbuch der theologischen Literatur, 1. Bd. 1838, S. 326; 2. Bd. 1840, S. 211—243; dazu der Ergänzungsband 1842, S. 199—205, wobei der Unterschied der autorisirten und der nicht autorisirten hervorgehoben ist; ferner F. Ehrenfeuchter, Zur Geschichte des Katechismus, Göttingen 1857. Außerdem ist auf die Werke über die praktische Theologie, im besondern auf J. A. Dorner, Geschichte der protestantischen Theologie, besonders in Deutschland, München 1867, zu verweisen.

Die deutsche Reformation ist nicht ohne förderlichen Einfluß auf die römisch-katholische Kirche geblieben, wie dies auch von vorurtheilsfreien Mitgliedern derselben anerkannt wird, z. B. von Graf in Wetzer's und Welte's Kirchenlexikon.[15]) Dies zeigt sich namentlich in den beiden Katechismen des Jesuiten Petrus Canisius, welche

12) Vgl. H. S. van Alpen, Geschichte und Literatur des Heidelberger Katechismus (Frankfurt a. M. 1800). 13) Ueber den Lutherischen und Heidelberger Katechismus ist zu vergleichen J. Ch. W. Augusti, Historisch-kritische Einleitung in die beiden Hauptkatechismen der evangelischen Kirche (Elberfeld 1824).

14) J. A. Schmid, Progr. de catechesi Racoviensi (Helmstedt 1707). Nach Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte, III, 2 (1853), S. 81. 82. 15) Sub voce Katechetik, VI, 49.

bald ein sehr verbreitetes Ansehen erlangten. Das größere von beiden Werken erschien als Summa doctrinae et institutionis christianae zuerst 1564 (nach andern 1554, was wol unrichtig ist) in Köln; das kleinere als Institutiones christianae sive parvus catechismus zum ersten mal 1566 ebenda. Letzteres enthält in einer Sprache, welche es zu einer Art von Volksbuch geeignet macht, als für sich bestehende getrennte Kapitel oder Hauptstücke das Ave Maria, die fünf Gebote der Kirche, die Consilia evangelica, die drei theologischen und die vier Cardinaltugenden, die acht Seligkeiten, die sieben Todsünden, die vier letzten Dinge und anderes.

Im J. 1566 erschien zu Rom [16]) als eine von den römisch-katholischen Normalschriften, deren Abfassung und Herausgabe die Tridentinische Kirchenversammlung den Päpsten überlassen hatte, der sogenannte Catechismus Romanus unter dem lateinischen Titel [17]) eines Catechismus ex decreto Concilii Tridentini ad Parochos, Pii V. P. M. jussu editus. Noch von Papst Pius IV. wurden, unter der Aufsicht des Cardinals Carlo Borromeo, 1564 die drei Dominicaner Leonardus Marinus (Marino), archiepiscopus Lanicanensis, Aegidius Foscararius (Foscarari), episcopus Mutinensis, und Franciscus Forerius (Furreiro) aus Lissabon, denen man mehrere lateinische Stilisten beigab, mit der Abfassung beauftragt, worauf 1566 durch eine Commission von Theologen und Latinisten unter dem Vorsitze des Cardinals Sirletus eine Revision erfolgte. Später sehr oft wieder aufgelegt, kein Volksbuch, speciell für die Geistlichen als Religionslehrbuch in theologischer Sprache bestimmt, handelt er in vier Hauptabschnitten von dem apostolischen Glaubensbekenntnisse, von den Sakramenten, von den Zehn Geboten und von dem Gebete, und wurde bald überall als officielles Lehr- und Glaubensdocument angenommen. Als später zwischen den Dominicanern und Jesuiten sich ein Streit über die Gnade erhob, suchten diese den Katechismus als ein Werk jener in seinem Werthe zu beeinträchtigen und leugneten seine Verbindlichkeit für die römisch-katholische Kirche, indem sie dahin wirkten, daß er durch den Katechismus von Canisius ersetzt würde. Seitdem hat der Catechismus Romanus sein Ansehen nicht blos in den jesuitischen Kreisen, sondern vielfach auch in andern verloren oder herabgemindert sehen müssen. [18]) — Der 1603 unter dem Titel Dichiaratione piu copiosa della doctrina christiana, composta per ordine di Clemente VIII. zum ersten mal herausgegebene Katechismus des Cardinals R. Bellarmin ist in der Anlage und Durchführung dem von Canisius verfaßten ähnlich.

Den Geist der Freiheit der Gallikanischen Kirche und zugleich die Polemik gegen die parallele Schrift des protestantischen Predigers Ferri in Frankreich vertritt der Katechismus des Bischofs Bossuet (gest. 1704). Ihm in der Form nachgebildet ist der 1806 in Paris auf Befehl des Kaisers Napoleon I. herausgegebene Catéchisme à l'usage de toutes les églises de l'empire Français, welchen der päpstliche Nuntius gezwungen wurde, für die katholische Kirche zu approbiren, um auch sie dem kaiserlichen Servilismus im religiösen Jugendunterrichte zu unterwerfen. Er enthält im allgemeinen die Lehren der katholischen Kirche, im besondern einen Abschnitt über die Verpflichtung zum service militaire, zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, speciell gegen den Kaiser, von welchem es heißt: „Honorer et servir notre empereur est donc honorer et servir Dieu même"; diejenigen, welche die Pflicht gegen ihn verletzen würden, „se rendroient dignes de la damnation éternelle". — Der deutsch katholische Bischof J. B. Hirscher läßt in seiner zuerst 1831 erschienenen Katechetik die altkirchlichen Hauptstücke nicht ungetrennt beieinander, sondern vertheilt sie stückweise auf den Gang seines Systems. — Nachdem seit 1850 der ultramontane Geist des Jesuitismus fast die ganze römische Kirche durchdrungen, fand namentlich der Katechismus des Jesuiten de Harbe in Frankreich, Deutschland und anderwärts eine starke Verbreitung. — Dem sogenannten Oekumenischen Concil ward 1870 im Auftrage des Papstes Pius IX. das Schema zu einem Catechismus parvus vorgelegt, welcher den päpstlichen und jesuitischen Ultramontanismus z. B. auch insofern durchsetzen sollte, als er die staatliche Civilehe aus den noch mehrfach gebräuchlichen französischen Lehrbüchern ausmerzte. Am 4. Mai 1870 nahm zwar die Versammlung gegen 100 dissentirende Stimmen den Entwurf an; sie ging aber ohne eigentlichen Beschluß über eine definitive Redaction auseinander. Die Angelegenheit wurde von neuem einer Congregation (Commission) überwiesen; indeß ist etwas weiteres hierüber nicht bekannt geworden.

Um den alten traditionellen Glauben und seine Lehre namentlich gegen die von dem Katholicismus und Protestantismus drohenden Gefahren zu schützen, aber unter einiger Rücksichtnahme auf die bisher erfolgten Modificationen in Volksbewußtsein und Theologie, verfaßte für die russische Staatskirche der Erzbischof Petros Mogilas von Kiew 1642 die *Ὀρθόδοξος ὁμολογία τῆς πίστεως τῆς καθολικῆς ἀποστολικῆς ἐκκλησίας τῆς ἀνατολικῆς*. Das Werk wurde 1643 auch von der Synode zu Konstantinopel für das ottomanische Reich, bezw. von den Patriarchen zu Konstantinopel, Alexandria, Antiochia und Jerusalem angenommen, durch die Synode von Jerusalem 1672, durch Peter den Großen 1721 aufs neue sanctionirt. Auch der größere Katechismus der Russen genannt, ist es im eigentlichen, speciellen Sinne kein Katechismus, kein (katechetisches) Religionslehrbuch für Kinder und Ungebildete, vielmehr eine größere theologische Bekenntnißschrift, welche in drei Hauptabschnitten vom Glauben, von der Hoffnung und von der Liebe zu Gott und dem Nächsten, also von den sogenannten drei christlichen Tugenden, handelt. [19]) Peter der Große ließ aus ihr einen

16) Bei Paulus Manutius, in Folio. 17) Es kam gleichzeitig auch in italienischer Sprache heraus. 18) Vgl. unter andern Winer, Handbuch der theolog. Literatur, I. 319, und Gieseler, Lehrbuch der Kirchengesch., III. 2, S. 675.

19) Eine deutsche Ausgabe besorgte Frisch (Frankfurt und

Auszug machen. — Ebenfalls für die morgenländische rechtgläubige Kirche edirte Christodulos 1760—1772 eine Catechesis sacra, welche aber ebenfalls keinen Katechismus im gebräuchlichen Sinne, sondern, wie sie selbst sagt, eine sacrae divinaeque liturgiae explicatio et examen ordinandorum darstellt. Von den Katechismuseinübungen in den russischen Kirchen ist in unserm Artikel über Katechetik in dieser Encyklopädie die Rede gewesen. — Die armenische Kirche hat zwar religiöse Unterrichtsschriften hervorgebracht, besonders neuerdings durch die Mechitaristen in Venedig; aber unter ihnen befindet sich kein Volksbuch, welches man als Katechismus bezeichnen könnte.[20] — Auch die jetzige koptische Kirche ist ohne eigentlichen Katechismus.[21] (*J. Hasemann.*)

KATECHIST (der). Der das Katechisiren ausübende, speciell den Katechismus einübende Lehrer, mithin fast gleichbedeutend mit dem Katecheten. In der gegenwärtigen deutschen Sprache ist der Ausdruck „Katechist" weit weniger gebräuchlich als „Katechet". Vgl. die Artikel Katechese, Katechet, Katechetenschule, Katechetik und Katechismus in dieser Encyklopädie.

(*J. Hasemann.*)

KATECHISTIN (die). Die das Katechisiren ausübende, speciell den Katechismus einübende Lehrerin, mithin fast gleichbedeutend mit der Katechetin, deren Name in der gegenwärtigen deutschen Sprache weit weniger gebräuchlich ist als „Katechetin". Vgl. die Artikel Katechese, Katechet, Katechetik und Katechismus.

(*J. Hasemann.*)

KATECHUMENAT (der).[1] Der Stand eines Katechumenen oder einer Katechumenin, d. i. einer Person, welche durch Unterricht auf die heilige Handlung der Taufe, der Communion, der Confirmation vorbereitet wird. In der ältesten Zeit der christlichen Kirche hatte der Katechumenat vorzugsweise den Zweck, diejenigen, welche in die Gemeinschaft derselben aufgenommen werden wollten, mithin meist Erwachsene, für die Taufe vorzubereiten, mit welcher die erste Communion verbunden zu werden pflegte. Dieser Unterricht umfaßte im Apostolischen Zeitalter nur eine kurze Dauer, namentlich wenn er jüdischen Proselyten galt, da diese mit dem Alten Testamente, resp. den Zehn Geboten, den messianischen Weissagungen u. s. w. mehr vertraut waren als die Heiden, welche diese Stücke des christlichen Wissens erst kennen lernen mußten. Je größer später die Zahl der Proselyten aus dem Heidenthume wurde, desto mehr ergab sich die Nothwendigkeit und das Bedürfniß, mit der Vorbereitung vorsichtig und sorgsam zu verfahren; der Unterricht und die damit verbundene moralische Disciplin wie die vorläufige Theilnahme an liturgischen Acten wurde daher durch besondere Vorschriften geregelt und nahm nun eine längere Zeitdauer in Anspruch. Indeß war die hierauf gerichtete Praxis durchaus nicht überall gleichmäßig. Die ersten genaueren Nachrichten finden sich in den Apostolischen Constitutionen[2], deren damaliger Geltungsbereich sich freilich nicht sicher bestimmen läßt. Hier werden die als Katechumenen (*κατηχούμενοι*), mit welchen, wie es scheint, eine die rudes umfassende Vorstufe zu der ersten Hauptstufe verbunden ist, die audientes (*ἀκροώμενοι*), die genu flectentes (*γόνυ κλίνοντες*) und die competentes (nämlich baptisma) unterschieden, indem ihnen eine bestimmte Stellung zu der Gemeinde der Getauften angewiesen und zum Zweck ihres Unterrichts ein besonderer Lehrplan aufgestellt wird. An einer Stelle dieser Urkunde[3] werden als *κατηχούμενοι* die rudes, die audientes und die genu flectentes bezeichnet, mithin die competentes höher klassificirt. Die Zeitdauer, für welche die Synode von Elvira deren nur zwei fordert, ist hier auf drei Jahre bemessen.[4] Es wurden besondere Lehrer angestellt, welche man catechistae, *κατηχῆται*, doctores audientium u. s. w. nannte, welche indeß von den Katecheten der höheren Lehranstalten, namentlich in Alexandria, zu unterscheiden sind. An gewissen Orten fand, wie es scheint, der oben genannte strenge Stufenunterschied nicht statt, wie dies für den Episkopat des Augustin aus seiner Schrift „De catechizandis rudibus" hervorgehen dürfte. Auch werden sämmtliche drei oder vier Stufen in dem Namen der audientes zusammengefaßt.

Origenes[5] unterscheidet zwei Klassen der Katechumenen, nämlich diejenigen, welche zuerst privatim, *κατ' ἰδίαν*, unterrichtet werden, und diejenigen, welche bereits an den gottesdienstlichen Gemeindeversammlungen theilnahmen. Die allgemeine Unterscheidung nach den obigen drei (oder vier) Klassen gehört einer etwas späteren Zeit an. Von ihnen durften die audientes oder *ἀκροώμενοι* in den Cultusversammlungen nur die Vorlesung der Heiligen Schrift und deren Erklärung mit anhören, während die genu flectentes oder *γόνυ κλίνοντες* einem Theile der kirchlichen Gebete kniend anwohnten; die competentes oder *φωτιζόμενοι* waren diejenigen, welche unmittelbar auf die Taufe vorbereitet wurden. Immer mehr kam die schon von Origenes vertretene Ansicht auf, daß die specifisch christlichen Dogmen und Riten, wie der Glaube, die Taufe, das Heilige Abendmahl, Mysterien seien und als solche den Katechumenen bis zur Taufe, resp. bis zur Ablegung des Glaubensbekenntnisses und bis zur ersten Communion vorzuenthalten seien. Parallel hiermit ging die immer mehr zunehmende Gewohnheit, daß die Proselyten die Taufe so lange wie möglich aufschoben, oft bis kurz vor dem Tode, um der Vergebung aller Sünden theilhaft zu werden, wie man dies z. B. vom Kaiser Konstantin I. weiß. Dieser strenge Katechumenat entstand etwa am Ende des 3. Jahrhunderts, mußte aber gemildert und gekürzt werden, als die Zahl

Leipzig). — Vgl. K. Hase, Kirchengeschichte, 8. Aufl. (Leipzig 1858), S. 490.

20) Palmer, in Herzog's Real Encyklopädie, VII, 459.

21) Ebenda.

1) Da der entsprechende lateinische Ausdruck catechumenatus, Genit. us, ist, mithin generis masculini, so muß die früher übliche Sprach- und Schreibweise „das" Katechumenat verworfen werden.

2) II, VII und VIII. 3) VII, 39—41. 4) VIII, 32. 5) Contra Celsum III, 52.

der Proselyten eine gewisse Höhe erreichte. Der Bischof Kyrillos von Jerusalem (gest. 386) verweist in die oberste Stufe der Katechumenen die von ihm so genannten φωτιζόμενοι, die unmittelbar vor der Taufe stehenden; seine κατηχήσεις (μυσταγωγικαί) 6—18 geben hauptsächlich eine Erklärung des Glaubensbekenntnisses, dessen specieller Inhalt nach der eigentlichen Form den Proselyten vor dieser Stufe ebenso wenig mitgetheilt wurde wie diejenige des Vaterunser, der Zehn Gebote u. s. w., weil man eben, wie die Heiden bei ihren Mysterien, eine disciplina arcani treiben wollte. [6])

Uebrigens ist, wie bereits erwähnt, der Katechumenat der alten Kirche keineswegs allein, ja kaum vorwiegend, ein Lehrinstitut, am wenigsten ein modernes Schulehalten; er bezweckt hauptsächlich, den Proselyten eine bestimmte Stelle zu den Getauften, resp. den πιστοί und deren Gottesdienst anzuweisen, sowie dieselben in eine kirchliche Sittenzucht zu nehmen; die Katechumenen hatten sich aller pompa diaboli zu entziehen, im Falle der Verehelichung sich des geschlechtlichen Umgangs zu enthalten, einer geregelten anderweitigen Askese zu unterwerfen, sodaß sie nahezu einen Mönchsstand bildeten, nur ohne Clausur, hier mehr dort weniger streng. — Je mehr die Taufe der Christenkinder in Uebung kam, desto mehr hörte der alte Katechumenat auf oder verwandelte sich in eine andere Form. Es ist von ihm ferner bis tief in das Mittelalter hinein die Rede; aber man taufte je mehr und mehr ohne ausführlichen vorbereitenden Unterricht. Wenn der Erzbischof Isidorus von Hispalis (Sevilla) am Ende des 6. und im Anfange des 7. Jahrh. [7]) und Rhabanus Maurus (gest. 856) [8]) catechumeni erwähnen, so ist damit nur der Status der liturgischen Form kurz vor dem Uebertritte zum Christenthum und dieser selbst gemeint. Die Pflicht, den Getauften, beziehungsweise den getauften Kindern das Symbolum und das Pater Noster beizubringen, übertrug der Klerus den Pathen, welche damit schwerlich mehr als das bloße Hersagen erzielten. — Seitdem durch Spener und seine Richtung in der evangelisch-lutherischen Kirche die Confirmation aufkam, welche auch in der reformirten platzgriff, ging Hand in Hand damit der vorbereitende Unterricht der Confirmanden. In den protestantischen Kirchen Deutschlands, Skandinaviens und anderer Länder ist jetzt dieser Unterricht kirchenregimentlich fest vorgeschrieben und währt ein bis zwei Jahre. Die Schüler und Schülerinnen des letzten Jahres heißen in Deutschland speciell Confirmanden im Unterschiede von denen des ersten Jahres, welche in diesem Falle Katechumenen oder Vorbeter, Beibeter u. s. w. genannt werden; doch bezeichnet man auch beide Jahrgänge entweder als Confirmanden oder als Katechumenen.

Zur Literatur mögen außer den in den Noten gemachten, abgesehen von den allgemeinen kirchengeschichtlichen Werken, noch folgende Angaben dienen: T. Pfanner, De catechumenis antiquae ecclesiae (Frankfurt a. M., 1688); Gilbert, Historia catecheseos, Pars I, tres priores aetates complectens (Leipzig 1836); W. Höfling, Das Sakrament der Taufe (1. Theil, 1846); Harnack, Der christliche Gemeindegottesdienst im apostolischen und katholischen Zeitalter (Erlangen 1854); J. Mayer (kathol.), Geschichte des Katechumenats und der Katechese in den ersten sechs Jahrhunderten (Kempten 1868); von Zezschwitz, System der christlich-kirchlichen Katechetik (2 Bände, Leipzig 1863—1872). — Auch verweisen wir auf unsern Artikel „Katechetik" in dieser Encyklopädie. (*J. Hasemann.*)

KATECHUMENE (der). Im allgemeinen der, welcher den katechetischen, resp. Katechismus-Unterricht empfängt. Das Wort hat aber auch besondere Bedeutungen, indem es namentlich denjenigen bezeichnet, welcher den vorbereitenden Unterricht für die Taufe, die Confirmation u. s. w. empfängt, worüber der Artikel „Katechumenat" in dieser Encyklopädie zu vergleichen ist. (*J. Hasemann.*)

KATECHUMENIN (die). Im allgemeinen die, welche den katechetischen, resp. Katechismus-Unterricht empfängt. Das Wort hat aber auch besondere Bedeutungen, indem es namentlich diejenigen bezeichnet, welche den vorbereitenden Unterricht für die Taufe, die Confirmation u. s. w. empfängt, worüber der Artikel „Katechumenat" in dieser Encyklopädie zu vergleichen ist. (*J. Hasemann.*)

KATEGORIE. Die Lehre von den Kategorien bildet in der Entwickelung der Philosophie einen der bedeutsamsten Gegenstände; doch hat sich der Sinn derselben mit der Zeit wesentlich verschoben. Trendelenburg hat in seiner „Geschichte der Kategorienlehre" (Historische Beiträge zur Philosophie, Bd. I, Berlin 1846) das Material für das Verständniß der einzelnen Phasen dieser Geschichte sorgfältig zusammengesucht, dabei jedoch, vermöge seines hauptsächlich der Aristotelischen Lehre zugewendeten Interesses, auf die totale Veränderung, welche in der Bedeutung desjenigen, was man unter Kategorie versteht, namentlich in neuerer Zeit vorgegangen ist, nur in sehr unvollständiger Weise aufmerksam gemacht. Die Aristotelische und die Kantische Kategorienlehre haben so verschiedene Tendenz, daß zwischen ihnen wenig mehr als die Gleichheit des Wortes gemeinsam ist.

Bei Aristoteles gehört die Kategorienlehre zu dem ganzen System formal logischer Untersuchungen, welche sich von grammatischen Gesichtspunkten noch nicht völlig abgelöst haben. In der Lehre vom Urtheil wird die Frage nach den verschiedenen Arten der Prädicate aufgeworfen, und es wird darüber verhandelt, welches die „Arten der Aussage" seien. Diese höchsten Arten der Prädicate werden κατηγορίαι genannt, da bei Aristoteles das Wort κατηγορεῖν den Nebensinn des „Anklagens" oder des „tadelnd Aussagens" abgestreift und sich zum stehenden Terminus für „Prädiciren" ausgebildet hat. Die Kategorien sind also hier die Grundklassen, unter welche alle nur irgend denkbaren Vorstellungsinhalte subsumirt

6) Vgl. Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte I, 3. Aufl. (1831), S. 307. 308. Dazu Palmer in Herzog's Real Encyklopädie VI, 441. 442. 7) De offic. eccles., Lib. II, 20 und 21. 8) De institut. cleric. I, c. 26.

werden können, die höchsten Abstractionsbegriffe. Ueber ihnen steht nur noch der völlig inhaltslose Begriff des „Etwas" oder des „Vorgestellten" überhaupt: sie selbst enthalten die abstracten Schemata, denen sich alle Inhaltsbestimmungen der Vorstellung müssen einordnen lassen. Die bekannte Zehnzahl der Kategorien bei Aristoteles ist jedoch, wie oft hervorgehoben, weit davon entfernt, ein System zu sein: sie ist weder deductiv abgeleitet (was freilich, da der nächst höhere Begriff jenes inhaltslose „Etwas" ist, seine Schwierigkeiten gehabt haben würde), noch inductiv gewonnen. Kant meinte, die so zusammengestellten Kategorien seien „aufgerafft", Hegel, sie seien einfach „gesammelt". Trendelenburg hat es wahrscheinlich gemacht, daß bei dieser Aufstellung die Rücksicht auf die Satztheile und die verschiedene Rolle, welche dieselben im Urtheil spielen, maßgebend gewesen sei. Doch zeigt sich, wie wenig dadurch ein sicher geschlossenes System gegeben war, schon in dem Umstande, daß in mehrern Stellen der Aristotelischen Schriften, wo die Kategorien mit offenbarer Absicht der Vollständigkeit aufgezählt werden, einige (κεῖσθαι und ἔχειν) von denen fehlen, welche in der Schrift περὶ κατηγοριῶν genannt werden. Mag nun auch die Echtheit letzterer Schrift zweifelhaft und gar unwahrscheinlich sein, so ist es doch sicher, daß sie auf Aristotelischer Grundlage beruht. Wenn man endlich in der Reihenfolge der Kategorien den Fortschritt vom Dinge zu seinen Eigenschaften, zu seinen Zuständen und schließlich zu seinen Beziehungen auf andere Dinge verfolgen kann, so ist erstens das letztere ein so unbestimmter und vieldeutiger Gesichtspunkt, daß von ihm aus keine Gliederung der „Relationen" möglich erscheint, und zweitens steht jener Fortschritt merkwürdigerweise mit den Grundbegriffen der Aristotelischen Metaphysik nur im allerlockersten und schwächsten Zusammenhange. Die Frage, wie Aristoteles zur Zusammenraffung gerade dieser Kategorien gelangt ist, wird wahrscheinlich deshalb unlösbar bleiben, weil wir von den Vorarbeiten, welche er zu diesem Zwecke vorfand und welche in den Untersuchungen der Sophisten über die Redetheile ganz zweifellos vorhanden gewesen sind, nur ganz geringe Kenntnisse haben. Seit Trendelenburg haben namentlich Bonitz (in den Sitzungsberichten der wiener Akademie der Wissenschaften, histor.-philol. Klasse, X, 591 fg., 1853), Prantl (Geschichte der Logik im Abendlande I, 183 fg.) und Zeller in seiner „Philosophie der Griechen" zur Untersuchung der Frage beigetragen, kleinerer Arbeiten von Kersten (Berlin 1853), Schuppe (Berlin 1871) Lutte (Ruhrort 1874) u. s. w. nicht zu gedenken.

Welches aber auch der Ursprung der Aristotelischen Kategorienlehre gewesen sein möge, ihre gesammte Tendenz lief zunächst auf eine Eintheilung aller Begriffe in verschiedene Klassen hinaus, wodurch die Function, welche jeder einzelne Begriff im Urtheil einzunehmen vermöge, und die Beziehungen, in welche es gesetzt werden müsse, resp. dürfe, in systematischer Weise bestimmt werden sollten. Es handelte sich also nicht um eine inhaltliche Klassification oder Rubricirung, nicht um eine Eintheilung der Begriffe ihrem durch die Merkmale gegebenen Inhalte nach, sondern um ein System, welches den logischen Charakter jedes Begriffs deutlich zu bezeichnen beabsichtigt. Dabei ist eben die Analogie mit den sprachlichen Untersuchungen nicht zu verkennen; denn ein ähnliches Verhältniß sollte offenbar logisch gesucht werden, wie es sprachlich zwischen der Wortform und der Stellung derselben im Satze vorliegt. Insofern ist der Standpunkt der Aristotelischen Kategorien durchweg formal: die Kategorien sind die allgemeinsten Begriffsformen. Deshalb ist die von dem ursprünglichen Sinne am meisten abweichende Anwendung des Wortes Kategorie diejenige, welche etwa heutzutage in der populären Ausdrucksweise üblich ist, wo man unter Kategorien häufig die allgemeinsten Gattungsbegriffe innerhalb einer Gruppe von Gegenständen oder die einzelnen sachlichen Gesichtspunkte der Betrachtung versteht.

Bezeichnet man so die Tendenz der Aristotelischen Kategorienlehre als formal, so geschieht das nicht in dem Sinne, wie man etwa jetzt die formale Logik der erkenntnißtheoretischen gegenüberstellt. Umgekehrt vielmehr liegt es in dem ganzen Geiste der Logik des Aristoteles, daß ihm die Kategorien nicht nur Denkformen, sondern eben als solche zugleich auch Seinsformen sind. Die in den Kategorien ausgesprochenen Begriffsverhältnisse sind eo ipso auch die Verhältnisse der absoluten Realität, und wie bei den Urtheilsformen, so soll es auch bei den Kategorien gelten, daß die gedankliche Form das Abbild einer realen Beziehung ist. Die logische Function, welche einem Vorstellungsinhalt durch seine Unterordnung unter eine bestimmte Kategorie zugewiesen wird, ist zugleich der Ausdruck für die realen Functionen, in denen derselbe steht. Darum ist es eins der schwierigsten Probleme in der Auffassung des Aristotelismus, wie das Schema der Kategorien mit demjenigen der Metaphysik, wie namentlich die ganze Summe der Kategorien mit der Lehre von den vier Principien in Uebereinstimmung oder auch nur in Beziehung gebracht werden soll. Denn der Grundgegensatz von Stoff und Form ist in die Kategorientafel nur sehr künstlich hineinzudeuten; beide stehen sich fremd als ganz verschiedene Betrachtungsweisen gegenüber, während sie dieselbe Aufgabe lösen sollen: die Grundformen des Seienden zu bestimmen.

Die Auffassung des Aristoteles hat, wie in den meisten Dingen, so auch hinsichtlich der Kategorien die philosophische Betrachtungsweise von fast zwei Jahrtausenden bestimmt. Mochten auch die Stoiker in Opposition gegen die peripatetische Logik die Zahl der Kategorien mit einiger Umänderung der Terminologie auf vier reduciren (vgl. besonders Prantl a. a. O. S. 426 fg.), mochte auch Plotin in der Meinung, Aristotelische und stoische Kategorienlehre gleichmäßig zu bekämpfen, beiden sich accommodiren und seine wunderliche Scheidung zwischen den Kategorien des Intelligiblen und denjenigen des Sinnlichen mit phantastischer Symmetrie durchführen, mochten dabei die einen mehr die formal-logische, die andern mehr die metaphysische Seite der Sache im Auge haben — immer blieb die Aufgabe im Princip so gefaßt, wie sie Aristoteles gestellt hatte; und gerade weil in

dieser Fassung das logische und das metaphysische Interesse, obwol durchaus unausgeglichen, miteinander zusammentrafen, so verschwand das Problem der Kategorien aus dem Gesichtskreise der neueren Philosophie um so mehr, je weiter vor dem philosophischen Blick die Sphären der Subjectivität und der Objectivität auseinandertraten und zugleich Logik und Metaphysik sich gegenseitig entfremdeten.

Erst als bei Kant beide, zunächst in der Form der Aufhebung der Metaphysik zu Gunsten der Logik, sich wieder vereinigten, erschien auch eine neue, eine vollständig originelle, die zweite, die kritische Kategorienlehre. Indessen gab die Kritik der reinen Vernunft dem alten Namen einen ganz neuen Träger. Kant's Kategorienlehre erscheint im Zusammenhange mit seiner allgemeinen Untersuchung über die synthetischen Urtheile a priori. Es fragt sich, worauf die allgemeinen Sätze beruhen, welche die letzte Begründung aller menschlichen Erkenntnisse enthalten, ohne doch selbst irgendwie aus den besondern Urtheilen, denen sie schon zu Grunde liegen, begründet werden zu können. Bei dieser Untersuchung zeigt es sich, daß, wie die räumliche und zeitliche Synthesis der Empfindungen auf den Anschauungen a priori als den Gesetzen der sinnlichen Verknüpfung beruht, so die Verknüpfung der Vorstellungselemente zu „Gegenständen" nur durch die Anwendung gewisser „Regeln" des Denkens möglich ist, welche die Anordnung derselben zu verstandesmäßigen Vorstellungen bedingen. Diese Regeln des Denkens sind also, in abstracto aufgefaßt und aus den zufälligen, durch die Wahrnehmung gegebenen Inhaltsbestimmungen herausgelöst, begriffliche Beziehungen, durch welche der Verstand den gegebenen Inhalt in Zusammenhang bringt. Das verknüpfende Denken ist nur in der Gestalt gewisser Beziehungsformen möglich, welche auf gegebenen (empfundenen) Inhalt angewendet werden; jede dieser Formen ist, für sich betrachtet, ein „reiner Verstandesbegriff", und als solchen nennt ihn Kant eine Kategorie; jede läßt sich aber auch als ein allgemeiner Satz aussprechen, worin festgesetzt wird, daß diese begrifflichen Beziehungen auf die Verhältnisse aller Vorstellungen sich müssen anwenden lassen und für die Erkenntniß derselben als Axiome gelten; in diesem Sinne entwickelt sich aus den Kategorien ein „System der Grundsätze des reinen Verstandes".

Für Kant sind also die Kategorien nicht mehr Begriffsklassen, sondern die allgemeinen Beziehungsformen des Denkens, und es ist diese seine Lehre, wie hier nur angedeutet werden kann, geeignet, den traditionellen und im Grunde genommen nur sprachlich bedingten Unterschied, den die Logik zwischen Begriff und Urtheil zu machen pflegt, völlig über den Haufen zu werfen: denn dieselbe Form des beziehenden Denkens kann sich sprachlich sowol in Gestalt eines Begriffs als auch in derjenigen eines Urtheils, d. h. sowol in derjenigen eines Wortes als auch in derjenigen eines Satzes aussprechen. Nach der alten Terminologie aber bezeichnet Kant die Kategorien selbst als Begriffe und behauptet von ihnen, daß sie den Nerv der Urtheilsthätigkeit ausmachen, d. h. daß das logische Wesen jedes Urtheils darin bestehe, zwischen Subject und Prädicat eine dieser Beziehungsformen des Denkens zu statuiren.

Darum war es ganz richtig, daß Kant weiter schloß, es müsse soviel Formen des Urtheils geben als Kategorien, d. h. Beziehungsformen des Denkens vorhanden sind. Hätte er deshalb irgendein Princip gefunden, um ein System der Kategorien zu schaffen, so würde sich daraus eine neue Aufstellung der Formen des Urtheils haben ergeben müssen. So aber schlug Kant, da er keinen andern Ausweg fand, den umgekehrten Weg ein, indem er die Kategorien am „Leitfaden" der „Tafel der Urtheile" suchte, welche, von der Schullogik zusammengestellt, aus ganz andern Interessen hervorgegangen und von ihm selbst noch symmetrisch abgerundet, ihm als ein sicherer Ausgangspunkt erschien. Vgl. außer den größeren Gesammtdarstellungen der Kant'schen Philosophie hauptsächlich: Jacobson, Ueber die Beziehung zwischen Kategorien und Urtheilsformen (Königsberg 1877); Ueberhorst, Kant's Lehre vom Verhältniß der Kategorien zur Erfahrung (Göttingen 1877); Steckelmacher, Die formale Logik Kant's in ihren Beziehungen zur transscendentalen (Breslau 1878); Nathan, Kant's logische Ansichten und Leistungen (Jena 1878).

Statt also die formale Logik durch die transscendentale zu reformiren, verdarb Kant die von ihm geschaffene transscendentale durch die Anlehnung derselben an die formale Logik. Der Leitfaden, an den er sich hielt, war so unglücklich, daß er nur durch große Gedankensprünge aus je einer Urtheilsform je eine Kategorie ableiten konnte; und die berühmte Tafel der zwölf Kategorien, welche daraus hervorging, war wieder so unglücklich, daß sich nur durch sehr gewagte Combinationen und Deutungen daraus das System der Grundsätze entwickeln ließ, auf das es eigentlich abgesehen war. Der großartige Grundgedanke dieser Kategorienlehre fand eine völlig verunglückende Ausführung.

Es blieb zwar nicht aus, daß der Schulpedantismus wie bei dem Meister selbst, so auch bei den Schülern gerade an diesem symmetrischen Schema sein Gefallen und darin ein methodisches Netz fand, mit dem überall die Wahrheit in sauberer Ordnung eingefangen werden könnte. Aber bei allen bedeutenderen unter Kant's Nachfolgern machte sich doch die Einsicht geltend, daß auch bei ihm die Kategorien schließlich nur „aufgerafft" sind, und daß es die erste Aufgabe der Erkenntnißtheorie ist, das System derselben zu suchen.

In der Lösung dieser Aufgabe treten die charakteristischen Unterschiede der nach-Kant'schen Philosophie sehr deutlich hervor. Auf dem Boden des Kant'schen transscendentalen Idealismus waren die Kategorien eben als Formen des beziehenden Denkens oder der „transscendentalen Apperception" zugleich die gesetzgebenden Formen der nur durch sie möglichen Erscheinungswelt; ihr subjectiver Charakter fiel mit dem objectiven, dem Wesen des kritischen Idealismus gemäß, absolut zusammen. Indem nachher beide Elemente auseinandertraten, ergab sich, daß hauptsächlich zwei Betrachtungsweisen für die

Kategorien und zwei Methoden zur Construction des Systems derselben möglich sind: von der vorwiegend subjectiven Seite gesehen, werden die Kategorien in die Psychologie, von der objectiven Seite aufgefaßt, in die Metaphysik gewiesen.

Die psychologistische Methode, von Fries schon in angurirt, von Herbart und Beneke in verschiedenem Sinne ausgebildet, betrachtet die Kategorien als Resultate des Vorstellungsmechanismus und sucht dieselben an der Hand der Erfahrung aus dem Associationsprocesse abzuleiten. Sie unterliegt dabei fortwährend der Gefahr, die Veranlassungen, welche in der Entwickelung des empirischen Bewußtseins für die abstracte Auffassung der Kategorien vorliegen, für die Ursachen zu halten, durch welche die Kategorie erst erzeugt wird, während umgekehrt in dem Associationsprocesse die kategoriale Gesetzmäßigkeit schon von vornherein thätig ist. Dasselbe gilt von der unter dem Namen der Völkerpsychologie bekannten historischen Ergänzung des individual psychologischen Gesichtspunktes, wodurch die Erzeugung auch der Kategorien als ein Vorgang des socialen Lebens betrachtet und die Ausprägung der Denkformen als ein sprachlich-culturhistorischer Vorgang angesehen wird. Steinthal und nach ihm Glogau haben diese Behandlungsweise der Kategorien auch mit der entwickelungsgeschichtlichen Theorie in fruchtbare Beziehung gebracht.

Auf der andern Seite begann Fichte die metaphysische Construction des Systems der Kategorien durch die dialektische Methode, deren tiefsinniger Grundgedanke — bei aller Wunderlichkeit und Verschrobenheit der Ausführung — darin bestand, die Kategorien als die nothwendigen Handlungsweisen des Bewußtseins aus der Aufgabe desselben teleologisch zu deduciren. Nach dem schon hier sich metaphysisch gestaltenden transscendentalen Idealismus nahmen damit die Kategorien die Bedeutung der Formen und Typen des vernünftigen Weltlebens an: in dieser Bedeutung behandelte sie auch Schelling im „System des transscendentalen Idealismus", und in der Zusammenfassung aller Zweige des philosophischen Denkens, in der Systematisirung aller Gedanken der Culturgeschichte schuf schließlich Hegel seine „absolute" Logik als das System der Kategorien, d. h. nothwendigen Entwickelungsformen des absoluten Geistes, in denen die Gestalten der Wirklichkeit sich aus der Selbstentwickelung der Idee als die dialektisch nothwendigen Formen ihrer Verwirklichung darstellen sollten. Hier sind die Kategorien im objectiven Sinne die Formen der Vernunft: ihr System folgt als dialektische (nicht nur als historische) Reihe aus der sich selbst zerreißenden und wieder zur Harmonie zusammenfassenden Bewegung des Geistes.

Auf diese Grundformen lassen sich mit mehr oder minder bedeutenden Modificationen alle Behandlungen zurückführen, welche bisher die Kategorienlehre gefunden hat. Zweck und Raum dieser Darstellung nöthigte dazu, dieselbe auf diese Hervorhebung der principiellen Gesichtspunkte zu beschränken. Die Details der historischen Untersuchung hat bis in die Mitte dieses Jahrhunderts die Trendelenburg'sche Arbeit gegeben; aus der gegenwärtigen Philosophie heraus eine theoretische Untersuchung über die Kategorien anzustellen, das hieße nicht mehr und nicht weniger, als ein System der Erkenntnißtheorie schreiben.
(*W. Windelband.*)

KATEGORISCH. Die in der mittelalterlichen und der neueren Logik zu mehr oder minder großer Bedeutung erhobene Eintheilung der Urtheile in kategorische, hypothetische und disjunctive und die damit zusammenhängende Eintheilung der Syllogismen findet sich kaum dem Keime nach in der Aristotelischen Analytik vorbereitet. Die Veranlassung für diese Lehren lag in dem Bestreben der älteren Peripatetiker, besonders Theophrast's und Eudemos', die Lehre vom Syllogismus durch die Ausführung aller der Schlußarten zu erweitern, welche Aristoteles nach der Tendenz seiner Logik hatte beiseiteschieben müssen, derjenigen nämlich, in welchen die Prämissen nicht einfach behauptet werden, sondern durch irgendeine Bedingung eine Restriction erfahren, bei welcher also zu den Prämissen noch ein *μεταλαμβανόμενον* hinzutritt. Diese Syllogismen theilten dann die Peripatetiker in hypothetische und disjunctive ein, und mit Beziehung auf diese weit ausgesponnenen Untersuchungen haben dann erst die Stoiker als eigene Gattungen des Urtheils das hypothetische und das disjunctive der einfachen Behauptung, dem kategorischen Urtheil, gegenübergestellt. Dabei ergab sich aus den sprachlichen und grammatischen Interessen der antiken Logik, daß als hypothetisches Urtheil jeglicher Conditionalsatz, als disjunctives jedes Urtheil, welches ein Entweder-Oder enthielt, bezeichnet wurde. Namentlich in Betreff des hypothetischen Urtheils führte das zu rein formalistischen Unzuträglichkeiten; die große Menge von total verschiedenen Beziehungen, welche in der Sprache durch die conditionale Satzform ausgedrückt werden, erschien nun unterschiedslos derselben Urtheilsform angehörig. Im Gegensatze zu diesen beiden Urtheilsarten wird nun als kategorisch dasjenige Urtheil bezeichnet, welches seinem Subject das Prädicat schlechthin zuspricht, ohne dafür, wie das hypothetische, eine Bedingung zu stellen oder, wie das disjunctive, die Wahl zwischen mehrern Prädicaten offen zu lassen. Je nach dem Vorkommen nur kategorischer oder hypothetischer und disjunctiver Sätze in den Prämissen wurde dann gleichfalls zwischen kategorischen, kategorisch-hypothetischen, hypothetischen und disjunctiven Syllogismen unterschieden und die mittelalterliche Schullogik hat die Theorie der verschiedenen Formen derselben mit pedantischem Formalismus ausgebildet. Die besondern, oft sehr langweiligen oder auch sehr wunderlichen Wendungen dieser Lehren sind an den verschiedenen Stellen von Prantl's Geschichte der Logik genau analysirt. Man bezeichnet in der traditionellen formalen Logik, wie sie unter dem Einflusse Kant's in Deutschland noch besteht, die Eintheilung der Urtheile in kategorische, hypothetische und disjunctive als diejenige nach der Relation, und Kant brachte — künstlich genug — die kategorische Relation mit der Kategorie der Inhärenz, des Verhältnisses von Ding und Eigenschaft, in Verbindung. Wollte man aber nur diejenigen und andererseits alle diejenigen Urtheile als kategorisch bezeichnen, bei denen

die gedankliche Beziehung, in welche Subject und Prädicat gesetzt werden, das Verhältniß der Substanz zu den ihr inhärirenden Attributen bildet, so würde man weit von der Meinung der formalen Logik sich entfernen. Je mehr nun in der Gegenwart jene formale Logik nur noch ein weites Trümmerfeld bildet, auf welchem kaum die Anfänge eines festen Neubaues zu sehen sind, um so weniger kann man von einem bestimmten Begriffe sprechen, durch welchen man in allgemein anzuerkennender Weise das kategorische Urtheil im Gegensatz gegen die übrigen zu definiren vermöchte. Mehr und mehr ist, wie es in dieser Hinsicht besonders in Sigwart's Logik (Bd. I, Tübingen 1873) hervortritt, die Einsicht gewonnen worden, daß jene Unterscheidungen meist einem Haften am sprachlichen Ausdruck ihren Ursprung verdanken, der den logischen Sinn mehr zu verdecken als klar hinzustellen und höchstens ihn anzudeuten geeignet ist. So muß man sagen, daß, während die ursprüngliche Auffassung des Gegensatzes zwischen dem kategorischen und den übrigen Urtheilen veraltet ist, dieselbe bisher so wenig wie es bei andern logischen Fragen der Fall ist, einen vollkommenen Ersatz gefunden hat.

In der allgemeinen Ausdrucksweise hat sich für das Wort kategorisch die Bedeutung desjenigen festgesetzt, was keine Bedingungen offen und keine Wahl übrigläßt, was schlechthin gelten soll. So spricht man von kategorischen Behauptungen, Forderungen, Befehlen u. s. w. Den bekanntesten Gebrauch von dem Worte hat Kant in seiner Lehre vom Kategorischen Imperativ gemacht (vgl. Kant). Der bleibende Sinn dieser Lehre besteht darin, daß, wenn es überhaupt eine allgemeingültige ethische Beurtheilung geben soll, dies nur durch einen absoluten Zweck möglich ist, der nicht wieder selbst Mittel zu andern Zwecken sein kann, und daß die Realisirung dieses Zweckes kategorisch, d. h. ohne jede Bedingung und ohne jede Wahl als ein absolutes Gebot verlangt werden muß. Alles, was man an einzelnen Handlungen vom Menschen verlangt, ist insofern ein hypothetischer Imperativ, als es, ausgesprochen oder unausgesprochen, unter der Voraussetzung irgendeines Zweckes steht, um dessen willen eben die Handlung geschehen soll. In dieser teleologischen Kette muß es einen Abschluß in dem Begriffe von Etwas geben, was unter allen Umständen und lediglich um seiner selbst willen geschehen soll und um dessen willen alles Uebrige geschehen soll. Diesen Kategorischen Imperativ hat nun bekanntlich die kritische Philosophie nicht in einer inhaltlichen, sondern in einer rein formalen Bestimmung, in der Forderung der Pflichtmäßigkeit und der Gesetzmäßigkeit, in dem Verlangen gefunden, daß jeder so handle, als ob die Maxime seiner Handlung jederzeit zum Naturgesetz des Wollens werden könne. Die großen Schwierigkeiten, welche sich dieser Fassung des Kategorischen Imperativs entgegenstellen, bestehen darin, daß wieder nach einem Princip gesucht werden muß, wonach entschieden wird, ob eine Maxime geeignet sei, zum Naturgesetz des Wollens zu werden, und daß damit zuletzt immer wieder auf ein materielles Princip reducirt werden zu müssen scheint. Jedenfalls aber hängt alle Ethik von der Entscheidung dieser Frage ab, ob es im Kant'schen Sinne einen kategorischen Imperativ gibt, und wie er eventuell zu fassen ist. *(W. Windelband.)*

KATHARER ist der Name einer vom Ende des 10. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts in den meisten Ländern des südlichen und westlichen Europas verbreiteten Sekte.

Ihre Lehre können wir leider nur aus den Schriften ihrer katholischen Gegner schöpfen, da die Schriften der Katharer selbst mit ihnen untergegangen sind.[1]) Die Eigenthümlichkeit derselben besteht theoretisch in einem mehr oder weniger schroffen Dualismus, praktisch in strenger Ascese. Daraus folgt die heftige Opposition gegen die verweltlichte Kirche.

Betreffs des Dualismus zerfallen die Katharer in zwei Parteien; eine huldigt einem absoluten Dualismus, der zwei gleichewige Götter und zwei von ihnen geschaffene Welten lehrt, die andere einem gemäßigten, der die böse Macht als ein abgefallenes Geschöpf des guten Gottes betrachtet. Der absolute Dualismus erscheint als die älteste Lehre; der gemäßigte kam gegen Mitte des 12. Jahrhunderts zuerst in der Bulgarei auf, wahrscheinlich veranlaßt durch die Verbreitung der Bogomilen. Von hier drang die Spaltung nach Dalmatien und Italien, sodaß die Ordnung von Bulgarien und diejenige von Tragurium oder die Partei der Concorrezenser und Albanenser als Vertreter, resp. des milderen und des schrofferen Dualismus einander gegenüberstanden. Der Bischof Nicetas von Konstantinopel jedoch bekehrte ums J. 1167 den italienischen Bischof Marcus wieder zur älteren Anschauung und wußte die katharische Kirche Südfrankreichs vor dem Eindringen der Neuerung ganz zu bewahren, sodaß die Spaltung ihre Gefahr verlor.

Die Vertreter des absoluten Dualismus lehren, es gibt zwei gleichewige Götter, einen guten, das Princip des Lichts, einen bösen, das Princip der Finsterniß. Der gute Gott schuf die unsichtbare Welt der höheren Intelligenzen, wo alles gut und vollkommen ist. Sein Reich ist die ewige Stadt (Hebr. 13, 14), das himmlische Jerusalem, bevölkert von den himmlischen Menschen; diese bestehen aus einem spirituellen Leibe, aus einer Seele und aus einem Geiste, welcher der Seele als ihr besonderer Schutzgeist beigegeben ist. Dies ganze himmlische Volk ist auf einmal am Anfange der Dinge geschaffen und lebt mit Gott in seiner Herrlichkeit und Seligkeit. Der böse Gott hat die materiellen Elemente geschaffen und daraus alle sichtbaren, vergänglichen Dinge gebildet; er leitet und regiert auch diese Welt unumschränkt, um welche der gute Gott sich gar nicht kümmert. Zugleich ist er der Urheber des moralisch Bösen, denn er hat die Körper geschaffen, die Berührung mit dem Körper ist aber der Quell der Sünde. Seele konnte der böse Gott nicht schaffen, sondern um seine Körper zu beseelen, mußte er versuchen, von dem guten Gott ge-

1) Nur ein „Katharisches Rituale" hat E. Kunitz herausgegeben (Jena 1852).

schaffene Seelen in seine Gewalt zu bekommen. Zu diesem Zwecke drang er in der Gestalt eines Engels des Lichts in den Himmel ein, gewann einige der nichtsahnenden himmlischen Seelen für sich und überredete sie, ihm auf die Erde zu folgen. Dazu mußten sie ihre himmlischen Leiber ablegen, auch die himmlischen Schutzgeister vermochten ihnen nicht zu folgen, dagegen bannte sie der böse Gott in materielle Leiber und glaubte sie dadurch für immer an die Erde gefesselt. — Dieser Vorgang wird in verschiedener, mehr oder weniger mythologischer Weise vorgestellt. Beachtung jedoch verdient nur, daß Johannes de Luigo, ein hervorragender katharischer Lehrer aus Bergamo, im Anfange des 13. Jahrhunderts eine Spaltung der italienischen Katharer herbeiführte, indem er den Fall der himmlischen Seelen durch folgende Lehre begreiflicher zu machen suchte: Die Schöpfung ist nothwendig ebenso ewig wie der Schöpfer, deshalb waren wie die beiden Götter, so auch die beiden Welten von Ewigkeit her. Zwischen ihnen war ein steter Kampf, in welchem der gute Gott so weit unterlag, daß der böse einigen Seelen einen Keim zur Sünde einpflanzen konnte.

Die milderen Dualisten lehren, es ist nur Ein Gott, der von Ewigkeit war in unbeschränkter Vollkommenheit. Dieser schuf die Welt der Geister in sieben Himmeln und die vier Elemente; einer der Geister wollte Gott gleich sein, fiel durch diesen sündhaften Hochmuth, zog andere Geister mit sich und formte jetzt aus den bereits geschaffenen Elementen die materielle Welt, zu deren Herrn er sich machte. Dieser böse Dämon schuf auch die Körper des ersten Menschenpaares; der gute Gott gestattete, daß zwei himmlische Geister in dieselben hinabstiegen. Sie fielen, indem sie der geschlechtlichen Gemeinschaft sich hingaben, — denn diese war die verbotene Frucht des Paradieses — und von ihnen stammen nach der Theorie des Traducianismus alle übrigen menschlichen Seelen ab.

Dieser Unterschied betreffs der Stellung, welche der bösen Macht zugeschrieben wird, macht sich natürlich auch an einigen andern Lehren bemerklich; im ganzen jedoch stimmen die Katharer darin überein. Jeder der beiden Götter hat seine eigene Offenbarung, der böse im Alten, der gute im Neuen Testamente. Deshalb wird das Alte Testament, besonders das Mosaische Gesetz verworfen, doch verwerfen die Strengeren nur die historischen Bücher, nehmen dagegen die prophetischen an und deuten die Aussprüche der Propheten von den Dingen und Verhältnissen der himmlischen Welt. Das Neue Testament ward eifrig gelesen in der Landessprache, und zwar waren die Uebersetzungen nicht nach der Vulgata, sondern nach älteren griechischen Texten gefertigt. Die Auslegung war höchst willkürlich, bald wörtlich, bald allegorisch; daneben liefen apokryphische Schriften um, eine Vision des Jesajah, Fragen des heiligen Johannes an Jesum u. s. w. — Die Seelen sollen natürlich aus der ihrer Natur widerstreitenden Verbindung mit der Materie befreit werden und in die unsichtbare Welt des guten Gottes zurückkehren. Nach Ansicht der Strengeren kehren alle Seelen unausweichlich dahin zurück, indem sie so oft bei ihrem Tode in einen andern Körper eingeschlossen werden, bis sie jene Rückkehr bewerkstelligen; nach Ansicht der Milderen haben die Seelen nur dies Eine Leben, um kraft ihres freien Willens sich zu entscheiden, ob sie in die unsichtbare Welt des guten Gottes zurückkehren oder ewig in der Gewalt des bösen Gottes bleiben wollen. Diese Rückkehr geschieht allein durch den Eintritt in die Kirche der Katharer. Denselben vollzieht nur, wer ihre Ueberzeugung von dem Weltschöpfer als dem niedern bösen und einem von ihm unterschiedenen höheren, guten Gott theilt. Diese Einsicht zu verbreiten und damit den rechten Weg der Buße zu zeigen, war die Aufgabe Christi. Das Werk Christi geht also auf in der Lehre, während alles andere, auch der Tod, bedeutungslos ist. Seinem Wesen nach ist Christus ein himmlischer Geist, nach den Strengeren ein Geschöpf, nach den Milderen aus dem Wesen Gottes hervorgegangen, nach beiden dem Vater weit untergeordnet. Einen menschlichen Leib hat er nicht gehabt, sondern nur den himmlischen Körper, dessen er sich früher bediente; alles, was auf einen materiellen Körper deutet, war bloßer Schein, um den bösen Gott zu täuschen. Mit diesem ätherischen Leibe ist er durch Maria hindurchgegangen, ohne von ihr irgendetwas anzunehmen. Der Heilige Geist ist ebenfalls mit dem guten Gott nicht wesensgleich, sondern dem Vater wie dem Sohne untergeordnet, auch keine Person, sondern eine göttliche Kraft. Die absoluten Dualisten denken jedoch, wenn sie vom Heiligen Geiste reden, meist nicht an dieses Haupt der himmlischen Geister, sondern an den Schutzgeist der einzelnen Seelen, welcher bei deren Falle im Himmel zurückblieb. Sie behaupten auch, der Täufer sei ein vom bösen Gott gesandter Dämon, welcher das Heilswerk Christi dadurch zu stören suchte, daß er dessen Geistestaufe die Wassertaufe entgegensetzte, die Jungfrau Maria sei kein menschliches Weib, sondern ein himmlischer Geist, der als Weib erschien.

Zur Kirche der Katharer gehören streng genommen nur die „Vollkommenen", oder diejenigen, welche durch den Empfang des „Consolamentum" feierlich in die Gemeinschaft aufgenommen sind. Die Wassertaufe wird verworfen, weil die Materie den Geist nicht übermitteln kann; statt dessen geschieht die Aufnahme nach vorausgegangener Vorbereitung, besonders dreitägigem strengem Fasten, durch Handauflegung. Dieselbe symbolisirt die Mittheilung des Heiligen Geistes, — des „Trösters", daher der Name — nach Lehre der Strengeren die Wiedervereinigung der Seele mit ihrem Schutzgeiste, der jetzt vom Himmel herabsteigt, nach Lehre der Milderen die Mittheilung des göttlichen Geistes an den gläubigen Menschen. Diese „Vollkommenen" genießen ein hohes Ansehen; sie sind verpflichtet, überall umherzuziehen, zu predigen, die Verhandlungen zu leiten, das „Consolamentum" an Würdige zu ertheilen und sich vor jeder Sünde zu hüten. Da als Sünde jede Berührung mit der Materie oder doch jede Unterordnung unter sie erscheint, so liegt ein Grund für die katholische Unterscheidung von läßlichen und Todsünden nicht vor. Dennoch erscheinen auch bei den Katharern sieben Sünden als besonders schwer, nämlich 1) der Besitz weltlicher Güter,

2) der Verkehr mit den Menschen der Welt außer in der Absicht, sie zu bekehren, 3) der Unglaube an die Wahrheit, 4) der Krieg und jeder Gebrauch der Waffen, 5) das Tödten eines Thieres außer den Reptilien, 6) der Genuß von Fleisch, 7) die geschlechtliche Gemeinschaft in oder außer der Ehe. Wer nach Empfang des Consolamentum eine dieser Sünden begeht, dessen Seele verfällt streng genommen für immer der Gewalt des Bösen, doch hat die mildere Praxis für solche Fälle die „Reconsolatio" eingeführt. Aus diesem Grunde wird der Empfang des „Consolamentum" gewöhnlich bis zur Todesstunde aufgeschoben und nachher, um jeden Rückfall unmöglich zu machen, der Tod häufig durch Hungern oder durch Anwendung von Gewalt herbeigeführt. Aus diesem Grunde hat die Zahl der „Vollkommenen" auch in der Blütezeit der Secte kaum 4000 betragen. — Den weiteren Kreis bildeten die „Gläubigen," welche allerdings die Wahrheit der katharischen Lehren anerkannten, aber das Consolamentum noch nicht erhalten hatten. Sie durften Güter besitzen, Krieg führen, heirathen und Fleisch essen. Nur durften sie, um gerettet zu werden, nicht sterben ohne jenes magische Consolamentum. — Einen noch weiteren Kreis bildeten die sogenannten „Hörer".

In der Praxis artete das Consolamentum häufig genug aus zu einem magisch wirkenden Mittel, der Seele die Rückkehr in die himmlische Welt zu eröffnen. Dieser Ausartung ward von ernsten Männern mehrfach entgegengetreten und in Erinnerung gebracht, daß der Ritus nur die Aufnahme des Gläubigen in die Gemeinschaft bedeute, daß dagegen die Vergebung der Sünde nur durch eine gründliche Buße, durch einen völligen Wechsel des Lebens, nämlich durch streng durchgeführte Lossagung von allem Materiellen erlangt werde. Wer dieselbe vollbringt, deßen Seele kehrt wieder ein in das himmlische Jerusalem, nach den Strengeren sofort mit dem Tode des Körpers, — sie lehren deshalb keine Wiederkunft Christi und kein Jüngstes Gericht, — nach den Milderen, wenn Christus im Jüngsten Gericht die Scheidung vornimmt zwischen Guten und Bösen. Ein Fegfeuer sowie Stufen der Seligkeit und der Verdammung und eine Auferstehung der Leiber werden abgelehnt. Manche nennen jedoch die Wiedervereinigung der Seelen mit den himmlischen Leibern, welche sie beim Fall abgelegt haben, eine „Auferstehung des Körpers".

Eine ähnliche Buße wie von dem Einzelnen verlangten die Katharer auch von der Kirche, denn auch ihr ist die Gemeinschaft mit der materiellen Welt zum Verderben ausgeschlagen. Im Gegensatze zur äußern Pracht und Macht ihrer Zeit wollten sie die Kirche zurückführen zu apostolischer Einfachheit. Keine künstlich gegliederte Hierarchie, sondern nur Bischöfe und Diakonen, — auch der weitgreifende Einfluß, den der Bischof von Konstantinopel Nicetas (ums Jahr 1160) unzweifelhaft besaß, beruhte nur auf persönlichem Ansehen — keine weltliche Macht und glänzende Dotationen, kein üppig ausschweifendes Leben des Klerus, sondern ein Muster und Vorbild an Sittenreinheit und Enthaltsamkeit; keine prunkenden Gottesdienste in Prachtbauten, sondern Zusammenkünfte an jedem beliebigen Orte zu einfacher Ansprache und gemeinsamem Gebete in der Landessprache, keine Bilder und Reliquien, aber fleißiges Lesen des Neuen Testaments, kein wöchentlicher Sonntag und daneben ein Cyklus von Festen, sondern außer den drei Hauptfesten nur die tägliche Andacht. Taufe und Abendmahl wurden verworfen, jedoch zur Nachahmung der apostolischen Agapen in den gottesdienstlichen Versammlungen ein Brot gesegnet und vertheilt.

Die Anhänger dieser Anschauungen trugen verschiedene Namen. Katharer, d. h. *Katagoi*, die Reinen, nannten sie sich selbst. Daraus ist durch Vermittelung des lombardischen „Gazzari" das deutsche „Ketzer" entstanden. Wegen der Verwandtschaft ihres Dualismus mit dem älteren Manichäismus werden sie öfter als „Manichäer" bezeichnet, wegen des Ausgangs von der Bulgarei als „Bulgaren", woraus das französische Schimpfwort „bougre" entstand, ferner in Italien als Patarener oder Patariner, Publicaner oder Popelitaner, in den Niederlanden als Piphles.

Ihre Spuren begegnen uns zuerst gegen Ende des 10. Jahrhunderts unter den slawischen Völkern der Balkanhalbinsel, näher der Bulgarei. Auf der Balkanhalbinsel selbst fanden sie um so raschere Verbreitung, als hier noch mancherlei Reste von gnostisch-manichäischem Dualismus sich finden mochten, auch weder das Ansehen des päpstlichen Stuhles noch die Macht der weltlichen Herrscher fest genug gegründet war, um ihnen kräftig entgegenzutreten. So vermochten sie überall ein wohlorganisirtes Kirchenwesen zu begründen mit selbständigen Bischöfen in den Hauptorten. Gegen diesen Herd der Krankheit richtete deshalb auch Papst Innocenz III. (1198—1216) zuerst seinen Angriff, als er den Vernichtungskrieg gegen die verhaßte Ketzerei unternahm. Lange widerstand sie den Schrecken wiederholter Kreuzzüge und dem Wüthen der Inquisition und konnte erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts vernichtet werden. Aber auch nach Westen hin dehnte sie sich aus. In Dalmatien ward Trogir oder Tragurium, ein lebhafter Hafenort am Adriatischen Meere, ihr Hauptsitz, günstig gelegen für das weitere Vordringen nach Westen. Schon die gewöhnlichen Handelsbeziehungen führten sie in die Lombardei, deren Kirche sich lange eine bedeutende Selbständigkeit Rom gegenüber gewahrt hatte und unter den Kämpfen, welche die aufblühenden Städte bald gegen den Papst, bald gegen den Kaiser zum Schutz ihrer Freiheit führten, stark litt. In den Jahren 1030—1035 tritt die Secte in der Lombardei zuerst öffentlich hervor, gewann aber immer mehr Einfluß, sodaß von wenigstens drei lombardischen Bischöfen berichtet wird. Mailand war ihr Hauptsitz, ums Jahr 1160 zählte es mehr Katharer unter seinen Bewohnern als Katholiken, und die Magistrate sämmtlicher lombardischer Städte begünstigten die Ketzer. Auch weiter nach dem Süden drangen sie vor; am 13. April 1173 ward in Florenz der katholische Gottesdienst um der Patarener willen suspendirt; einzelne Spuren der Häresie werden uns sogar aus der Heiligen Stadt selbst sowie aus Neapel und Sicilien

berichtet. Auch hier nahm Innocenz III. den Kampf auf, aber trotz seiner Drohung, einen Kreuzzug gegen sie predigen zu lassen, waren die lombardischen Städte höchst lässig in der Durchführung der blutigen Maßregeln, welche der Heilige Vater zur Rettung der Kirche verordnete. Doch erließ er auf dem glänzenden Lateranconcile des Jahres 1215 einen strengen Kanon gegen die Häretiker und Kaiser Friedrich II. erhob denselben zum Reichsgesetz. Dann freilich mußte er es erleben, daß der Papst selbst die Ketzer beschützte, während ihn trotz seines energischen Einschreitens gegen die katharische Häresie der Bann traf. Vernichtet ward die katharische Kirche in Italien erst im 14. Jahrhundert nach langer Blutarbeit der Inquisition.

Ihren Hauptsitz hatten die Katharer in Frankreich, besonders in dessen Süden. Hier fanden sie Anhang bei dem Volke, Unterstützung bei den Fürsten und Großen, welche ihre Schlösser ebenso bereitwillig für die ernsten Bußreden der „Vollkommenen“ als für die lustigen Gesänge der Troubadours einräumten. Schon um 1020 hatten sie sich in und um Toulouse festgesetzt, ihrer Verbreitung trat kein ernstliches Hinderniß entgegen und in der Mitte des 12. Jahrhunderts war das ganze mittlere Frankreich in mehrere Bisthümer geordnet: Toulouse, Albi, Carcassonne u. a. Das Concil zu Tours vom J. 1163 befahl den Geistlichen, gegen sie einzuschreiten, aber gegen den Willen der weltlichen Machthaber ließ sich nichts ausrichten. Im J. 1165 fand auf dem Schlosse Lombres eine freie Disputation zwischen Katholiken und Katharern statt. Natürlich wurden letztere als Häretiker bezeichnet; darauf gaben sie Erklärungen über ihren Glauben ab, denen niemand etwas Häretisches anmerkte, nur den Eid darauf verweigerten sie als wider die Schrift. Im J. 1167 hielten die Katharer eine große Synode zu Saint-Felix de Caraman in der Nähe von Toulouse. Die Versammlungen leitete der Bischof Nicetas aus Konstantinopel und verhinderte, daß die Spaltung der Katharer in absolute und gemilderte Dualisten auch in Frankreich Platz griff. Diese Versammlung ist ein Beweis des Gefühls der Gemeinschaft, welche die katharischen Gemeinden von Konstantinopel bis Toulouse verband und zugleich ein Zeichen der Sicherheit, daß es nicht mehr nöthig schien, sich im Verborgenen zu halten, sondern daß man wagte, der Kirche der falschen Priester offen als die Kirche der Reinen entgegenzutreten. Hier in Frankreich war daher auch der Kampf am heftigsten und ein zwanzigjähriger blutiger Krieg gehörte dazu, um die Kraft der Katharer zu brechen. (Vergl. d. Art. Albigenser.) Ihre völlige Vernichtung ward erst im 14. Jahrhundert erreicht.

Nur vereinzelte Anhänger fanden die Katharer in den nördlichen Gegenden Spaniens, in England und in Deutschland. Hier war es eigentlich nur die Rheingegend, wo versprengte Anhänger der Sekte aus Flandern sich festzusetzen suchten, aber durch kräftigen Widerstand bald davon abgebracht wurden.

Der Ursprung der Katharer ist in ein Dunkel gehüllt, das die historische Forschung zur Zeit noch nicht aufhellen konnte. Gewiß sind von dualistischen Anschauungen der älteren Zeit, sowol gnostischen als manichäischen, mancherlei Reste im Verborgenen erhalten geblieben[2]), aber die Lehre der Katharer stimmt mit keiner derselben so weit überein, daß sie als ihre bloße Fortsetzung könnte betrachtet werden. Nach C. Schmidt[3]) ging die katharische Bewegung aus von einem griechisch-slawischen Kloster, dessen Mönche, gereizt durch das Verbot der Landessprache im Gottesdienste, sich dualistischen Speculationen und strenger Ascese hingaben. Um den Charakter dieser Speculationen zu erklären, muß aber Schmidt selbst auf die Reste des Paulicianismus und des Manichäismus zurückgreifen. Mit Recht erinnert H. Reuter[4]) daran, daß die katharische Häresie uns im Grunde nur „das verdüsterte Gegenbild“ der katholischen Kirche jener Zeit zeigt. „Der polarische Gegensatz ist ebenso unzweifelhaft als das Bestehen irgendwelchen Zusammenhanges. Es sind die Verirrungen der katholischen Kirche selbst, welche diese häretischen verschuldet haben“. Reicht aber dieser Umstand, der für die Verbreitung der Sekte ohne Frage von großer Bedeutung war, auch aus, um ihre Entstehung zu erklären? *(Bernhard Pungs.)*

KATHARINA ist der Name mehrerer Heiligen der römischen Kirche. Die wichtigsten derselben sind nach chronologischer Reihenfolge:

1) Katharina von Alexandrien, von den Griechen Hekaterine genannt (d. h. Ἑκατερίνη verderbt aus Ἁγιαθεαρινέ, die Allzeitreine), gehört zu den gefeiertsten Heiligen der ganzen Christenheit. Schon Baronius (Annales eccl. ad an. 307) identificirt sie mit der durch Bildung, Reichthum und edles Geschlecht ausgezeichneten Christin aus Alexandrien, welche nach dem Zeugnisse des Eusebius (H. E. III, 14, 15) durch ihre seltene Schönheit das Gelüste des Kaisers Maximinus erregte und da sie ihm nicht zu Willen sein wollte, ihrer Güter beraubt und verbannt wurde. Dem Einwande, daß diese Christin nach Rufinus' Angabe (H. E. VIII, 17) Dorothea hieß und daher mit jener Katharina nicht identisch sein könne, hält Baronius die Hypothese entgegen, sie habe den heidnischen Namen Dorothea bei der Taufe mit dem christlichen Katharina vertauscht, doch sei jener der bekanntere geblieben und deshalb von Rufinus beibehalten. Wie dem nun sein mag, die spätere Legende, ausgeschmückt mit einer Fülle von Unwahrscheinlichkeiten und Ueberschwenglichkeiten, erzählt von der Heiligen Katharina im wesentlichen Folgendes: Sie war eine achtzehnjährige Jungfrau aus königlichem Geschlechte von außerordentlicher Weisheit und Schönheit. Auf Befehl des Kaisers Maximinus (oder des Maxentius) mußte eine Anzahl heidnischer Philosophen mit ihr über die Wahrheit des Götzendienstes disputiren, aber statt von der Wahrheit des Heidenthums überzeugt zu werden, bekehrte sie sämmt-

2) Gieseler in den Theolog. Studien und Kritiken (1837); G. Steude in der Zeitschrift für Kirchengeschichte (1881). 3) Histoire et doctrine de la secte des Cathares ou Albigeois, Tom. I. II. (Paris 1848—1849). 4) Geschichte Alexander's III. und der Kirche seiner Zeit (3 Bde., Leipzig 1845—1864).

liche Philosophen, und zwar so entschieden, daß dieselben auch in den Flammen des Scheiterhaufens ihren neuen Glauben standhaft bekannten. Ebenso bekehrte sie im Kerker die Gemahlin Maximin's, den Heerführer Porphyrius, der sie begleitete, und dessen 200 Soldaten; sie alle wurden ihres christlichen Glaubens wegen enthauptet. Katharina selbst widerstand allen Schmeichelreden und Drohungen des Kaisers, darauf ward sie auf einen Wagen mit spitzigen Stacheln gelegt, aber wie derselbe sich in Bewegung setzte, zerbrachen die Räder und sie blieb unverletzt. Schließlich wurde sie enthauptet. Engel brachten ihren Leichnam nach dem Berge Sinai, wo Kaiser Justinian I. das nach ihr benannte Kloster gründete und wo im 8. Jahrhundert ägyptische Mönche ihre Gebeine auffanden. Im 11. Jahrhundert soll der Sinai-Mönch Symeon einen Theil derselben nach Rouen in der Normandie gebracht haben. — Die philosophische Facultät der pariser Universität wählte sich die Heilige Katharina zu ihrer Schutzpatronin. Von der mittelalterlichen Kunst ist sie sehr häufig verherrlicht worden. Ihr Gedächtnißtag ist der 25. Nov. oder, wie meist im Abendlande, der 5. März. Vergl. Acta Sanctorum ad 5. Mart. Baronius ad an. 307.

2) Katharina von Schweden, das vierte Kind und zwar die zweite Tochter der Heiligen Birgitta (oder Brigitta; vergl. diesen Art.), ward 1331 oder 1332 geboren. Von früh an war sie durch ihren stillen, nach innen gekehrten Sinn das Abbild der Mutter. Im Kloster Riefseberg erzogen, der Welt und deren Interessen früh entfremdet, liebte sie nichts mehr, als mit der Mutter Arme und Kranke zu besuchen oder in stiller Zelle dem Gebete und frommer Betrachtung zu leben. Dem Wunsche der Aeltern nachgebend verlobte sich Katharina im Alter von 12—13 Jahren einem jungen Edelmanne Eggart von Kürnen, dem Sprößlinge einer aus Deutschland eingewanderten, durch Macht und Reichthum ausgezeichneten Familie. Doch haben beide nie als Eheleute miteinander gelebt, vielmehr vermochte Katharina ihren gleichgesinnten Gatten in der Brautnacht zu dem Gelübde lebenslänglicher Enthaltsamkeit, — und dieses Gelübde wurde, entsprechend dem Geiste jener Zeit, streng gehalten. Ihr Mann lebte noch, als Katharina nebst ihrem Bruder Birger ihre Mutter auf der Pilgerfahrt nach Rom begleitete; die Rückkehr, zu der heftiges Heimweh sie antrieb, unterblieb, als die Nachricht von Eggart's Tode eintraf. Jetzt blieb Katharina stets der Mutter zur Seite; als nordische Schönheit zu Rom vielfach bewundert und in edler wie unedler Absicht belästigt, begleitete sie unerschrocken ihre Mutter auf den Pilgerreisen nach Neapel, Cypern, Jerusalem und pflegte sie mit hingebender Treue bis zum Tode, der am 23. Juli 1373 eintrat. Jetzt galt es, der Mutter Werk zu vollenden. Zunächst sorgte sie dafür, daß ihrer Mutter Gebeine in die Heimat zurückgebracht und im Kloster Wadstena beigesetzt wurden (5. Juli 1374). Sie übernahm auch das Amt einer einstweiligen Vorsteherin des Klosters, das jedoch erst am Tage des Heiligen Severin 1384 eröffnet ward. Im folgenden Jahre begab sich Katharina wieder nach Rom, um die Bestätigung der Regel des Birgittenordens und die Heiligsprechung der Mutter zu betreiben. Jene erreichte sie leicht von Gregor XI. (1377) und Urban VI. (1379). Unter letzterem scheint sie auch in allgemeinere Angelegenheiten sich gemischt zu haben, wenigstens hatte Urban den (unausgeführt gebliebenen) Plan, sie mit ihrer Namensschwester von Siena an den Hof von Neapel zu senden, um die Königin Johanna dem Gegenpapste Clemens VII. abwendig zu machen. Die Heiligsprechung der Mutter (welche am 7. Oct. 1391 erfolgte) erforderte so viele Vorbereitungen und Untersuchungen, daß Katharina, als sie die Sache in gutem Gange sah, nach fünfjährigem Aufenthalte zu Rom in ihre Heimat zurückkehrte. Hier starb sie am 24. März 1381 und ward in der Wadstena-Kapelle beigesetzt. Im J. 1474 ward sie heilig gesprochen und ihr Gedächtnißtag auf den 22. März festgesetzt. Katharina hinterließ eine Erbauungsschrift, der „Seelentrost", (Siélinna Troëst) in mildem Geiste verfaßt, aber ohne die Genialität und poetische Begabung ihrer Mutter. Es enthält eine aus allerlei Büchern gesammelte Auswahl des Wahren und Schönen und handelt von den zehn Geboten, den sieben Seligpreisungen, den sieben Freuden Mariä, den sieben Gaben des Heiligen Geistes und den sieben Todsünden. — Vgl. Acta Sanctorum. T. III. Mart. p. 503. Hammerich, St.-Birgitta, die nordische Prophetin. Gotha 1872.

3) Katharina von Siena, oder wie sie mit ihrem Familiennamen heißt, Katharina Benincasa, ward zu Siena 1347 geboren, nach alter Ueberlieferung am Palmsonntage, den 25. März. Ihre Mutter hieß Lapa, ihr Vater Jacomo und war ein Färbermeister in guten bürgerlichen Verhältnissen. Katharina war das 23. Kind ihrer Aeltern; eine Zwillingsschwester starb bald nach der Geburt. Heiter und lebendig, durch keinerlei Unterricht beschwert, wuchs Katharina in diesem Kreise heran, bis ihr im Alter von sechs Jahren über der nahen Dominicanerkirche plötzlich der Heiland erschien, sitzend auf einem prächtigen Throne, angethan mit dem hohenpriesterlichen Gewande, die dreifache Krone auf dem Haupte, umgeben von den Apostelfürsten Petrus und Paulus und dem Evangelisten Johannes. Seit dieser Vision mied sie die Freuden und Spiele der Kinder, aß kein Fleisch und geißelte sich mit einem Stricke. Im siebenten Jahre gelobte sie der Heiligen Jungfrau, nie einen Bräutigam zu haben als ihren süßen Sohn; daher, als die Aeltern sie einem Jünglinge verloben wollten, sie sich entschieden weigerte; doch erst nachdem eine Blatternkrankheit die frühere Schönheit der Funfzehnjährigen zerstört hatte, durfte Katharina unter die Mantellaten oder Brüder und Schwestern der Buße, Tertiarier des Dominicanerordens, eintreten. In einer engen Kammer des älterlichen Hauses, welche sie während der ersten drei Jahre nach ihrer Einkleidung kaum anders verließ, als um die Messe zu hören, unterwarf sich Katharina den ärgsten Kasteiungen. Als Lagerstatt diente ihr ein Kopfkissen von Holz zwischen engen Bretern, die ebensowol ihren Sarg vorstellen konnten; ihre Nahrung bestand in rohem Kraute, Aal, altem Käse u. dergl., die sie jedoch nur kaute und

den Saft verschluckte, oft aß sie längere Zeit gar nicht, soll sie doch einmal die 40 Tage vom Ostersonntage bis zu Himmelfahrt nur von der Communion gelebt haben. Dreimal täglich geißelte sich Katharina, einmal für sich selbst, einmal für die Lebenden, einmal für die Todten, und nicht selten rann ihr das Blut vom entblößten Rücken herab bis auf die Füße; unter dem Kleide trug sie ein härenes Hemd oder eine eiserne Kette um die Hüften. Für solche Qualen jedoch ward sie reichlich entschädigt durch häufige Visionen: wiederholt erschien ihr Jesus, bisweilen mit seiner Mutter, mit dem Heiligen Dominicus, mit Maria Magdalena, dem Evangelisten Johannes oder dem Apostel Paulus, jedoch meist Jesus allein, und sie sprachen miteinander oder lasen das Brevier, gingen nebeneinander im Zimmer hin und her, die Horen haltend oder die Psalmen singend wie zwei Kleriker. Ja, in noch innigerer Weise vereinigt sich der Heiland mit ihr. Eines Tages verlobt der Eingeborene Gottes sich ihr im Glauben, einen goldenen Ring mit einem Demant, umgeben von vier Perlen, an ihren Finger steckend, sichtbar freilich nur für sie selbst. Und als sie einst gebetet: „Schaffe in mir Gott ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist!" erschien ihr himmlischer Bräutigam, öffnete ihre linke Seite und nahm ihr Herz heraus; erst nach einigen Tagen erschien er wieder, in den Händen ein rothes, leuchtendes Herz, öffnete abermals ihre Seite und setzte dies Herz hinein, das seinige. Damit freilich vereinigt sich schwer das dritte Ereigniß: nachdenkend über das Leiden des Herrn, ward ihr das Herz von so überschwenglicher Liebe erfüllt, daß es dieselbe nicht fassen konnte, sondern zerbarst von oben bis unten und sie gestorben schien. Am 18. Aug. 1370 ward ihr zunächst das Nägelmal an der rechten Hand eingeprägt, einige Jahre später auch die übrigen Wundenmale, sodaß sie an allen 5 Stellen Schmerz empfand, doch waren die Wundenmale nicht äußerlich sichtbar.

Nach einigen Jahren verließ Katharina ihre enge Kammer und trat in einen Wirkungskreis ein, der sich von Jahr zu Jahr mehr erweiterte. Zunächst widmete sie nur der eigenen Familie ihre hingebenden Dienste; dann, besonders während der großen Pest von 1374, übte sie in Häusern und Spitälern aufopfernde Krankenpflege; damit verband sie eine verschwenderische Wohlthätigkeit, welche die Aeltern gewähren ließen, obgleich sie dem Wohlstande der Familie gefährlich ward. Rasch bildete sich um sie ein Kreis von Genossen, zunächst gleichgesinnte Frauen, dann auch Männer, denen Katharina durch ernste Bußpredigt und verständnißvolle Seelsorge der Anstoß geworden zu einem neuen Leben, — eine geistliche Familie, Katharina deren geistliche Mutter. Ihr stehen zur Seite drei Beichtväter, alle vom Predigerorden: Tommaso della Fonte, ein einfacher Mann, der ihren ersten Ueberschwenglichkeiten wol öfter entgegengetreten ist, zog sich zurück, als Katharina's Wanderungen häufiger wurden; Raimund von Capua, ein gelehrter, weltkundiger Mann, ward ihr Geschichtschreiber; Bartolommo di Domenico achtete es für das Glück seines Lebens, die Geheimnisse dieser gotterfüllten Seele in sich aufnehmen zu dürfen.

Nachdem Ansehen und Einfluß gewachsen war, ward Katharina auch in die politisch-kirchlichen Händel ihres Vaterlandes hineingezogen, und mit Energie ist sie eingetreten für das dreifache Ziel, dem sie zustrebte: Versöhnung der italienischen Städte mit dem Papste und dessen Rückkehr nach Rom, Eroberung des Heiligen Landes durch einen Kreuzzug, Reformation der Kirche. Zunächst waren es einzelne Adelsfamilien Toscanas, welche der Heiligen die Schlichtung ihrer Händel übertrugen; daher finden wir Katharina 1375 in Pisa, auf dem Salimbenischen Schlosse Bossa u. s. w. Dadurch ermuthigt, versucht sie durch briefliche Vorstellungen Florenz zur Nachgiebigkeit gegen den Papst zu bewegen; vergeblich, aber die mit dem Interdicte belegte Stadt bittet sie, nach Avignon zu ziehen, um den Frieden zu vermitteln. Von einem Gefolge von 21 Personen begleitet, macht sich Katharina auf den Weg (1376), und wird von Papst Gregor XI. höchst ehrenvoll empfangen. Der Friede freilich scheitert an der Treulosigkeit der Florentiner, aber dem unablässigen Drängen Katharina's nachgebend, entschließt sich der schwankende Papst, nach Italien zurückzukehren. Am 17. Jan. 1377 zieht Gregor XI. in Rom ein; Katharina ist still nach Siena zurückgekehrt, aber in ihren Briefen an den Papst erhebt sie immer wieder dieselben Forderungen: Friede mit seinen rebellischen Söhnen, Reformation der Kirche und ein Kreuzzug nach dem Heiligen Lande. Bei einem neuen Aufenthalte zu Florenz, der ihr fast durch einen Pöbelaufruhr das Leben gekostet hätte, gelingt es ihr auch, die Stadt mit dem Papste zu versöhnen. Das Schisma, das nach Gregor's XI. Tode (27. März 1378) zwischen Urban VI. in Rom und Clemens VII. in Avignon ausbrach, gab Katharina Anlaß zu neuer Thätigkeit. Unbedingt an Urban als dem rechtmäßigen Papste festhaltend, tadelt sie die Cardinäle wegen ihres Abfalls und sucht die italienischen Staaten, besonders die junge Königin Johanna von Neapel von dem Gegenpapste abzuziehen; ebenso unablässig ermahnt sie den Heiligen Vater, die von Sünden befleckte Kirche durch eine durchgreifende Reformation zu reinigen. Urban beschied sie zu sich nach Rom, wo sie hoch geehrt am 29. April 1380 starb. Sie ward auf dem Gottesacker der Minerva-Kirche der Dominicaner zu Rom begraben, 1385 die Leiche in eine Kapelle der Kirche versetzt, der Schädel an die Dominicanerkirche zu Siena abgegeben. Früh schon geschahen Wunder an ihrem Grabe, doch hat erst Pius II. sie am 28. Juni 1461 heilig gesprochen; Urban VIII. verlegte ihr Fest auf den 30. April.

Die nachgelassenen Schriften der Katharina wurden zuerst herausgegeben von Aldo Manuzio, Venedig 1500, später mit werthvollen Erläuterungen des Jesuiten Burlamacchi von Girolamo Gigli: L'opere della serafica Santa Caterina da Siena. 5 T. Siena 1707—1726. Sie enthalten vor allem ihre Briefe, 373 an der Zahl, an die verschiedensten Personen gerichtet, unmittelbare

Ergüsse ihres Gemüthslebens, häufig im Zustande der Ekstase ihren Genossen dictirt. Die beste Ausgabe, soweit möglich chronologisch geordnet, besorgte der florentinische Geschichtschreiber Nicolo Tommaseo: Le lettere di S. Caterina da Siena ridotte a miglior lezione etc. Florenz 1860. 4 T. Dazu kommen 26 von Personen ihrer Umgebung aufgezeichnete Gebete und einige Aufzeichnungen aus ihrer letzten Krankheit, welche die Heilige in ihrem unmittelbaren Verkehre mit Gott zeigen. Das Hauptwerk ist der Dialog (Il Dialogo della serafica Cat. da Siena), das Gespräch einer geängstigten Seele mit Gott, in den ältesten Handschriften das Buch von der göttlichen Lehre genannt (Libro della Divina Dottrina, data per la persona di Dio Padre, parlando allo intelletto della gloriosa e santa vergine Cat. da Siena). Der spätere Herausgeber theilt ihn in vier Tractate: von der religiösen Weisheit, vom Gebet, von der göttlichen Vorsehung, vom Gehorsam. Im Zustande der Ekstase dictirt (1378) gibt er ohne alle dialogische Kunst Beobachtungen und Ermahnungen aus der Tiefe eines gottergebenen Gemüths. — Die älteren Biographien, von denen die werthvollste diejenige von ihrem Beichtvater, dem späteren Dominicaner-Ordensgeneral Raimund von Capua (gest. 1399), sind zusammengestellt in den Acta Sanctorum T. III. April. Von den neueren Darstellungen ist die bedeutendste von Karl Hase: Caterina von Siena. Ein Heiligenbild. Leipzig 1864.

4) Katharina von Bologna (Catharina Bononiensis) ward als Sproß einer vornehmen Familie im J. 1413 zu Bologna geboren. Im Alter von 12 Jahren kam sie an den Hof des Nikolaus von Este, Herzogs von Ferrara, und trat zwei Jahre später, als dessen Tochter Margaretha sich verheirathete, in die weibliche Abtheilung der Tertiarier des Franciscanerordens, welche bald eine selbständige Gemeinschaft des Clarissinnenordens bildete. Als später zu Bologna ein neues Kloster der Clarissinnen begründet ward, begehrte man allgemein Katharina zur ersten Aebtissin, und nach längerer Weigerung nahm sie dies Amt an. Sie verwaltete es bis zu ihrem Tode den 9. März 1463. Hatte sie schon zu Lebzeiten wegen wiederholter Offenbarungen den Ruf einer Heiligen genossen, so trat doch das Hauptwunder erst nach ihrem Tode ein. Ihr Leichnam erwies sich als unverwestlich, behielt eine schöne, frische Farbe, wechselnd zwischen roth und blaß, blutete mehrfach und strömte einen angenehmen Duft aus. Sie ward deshalb wiederholt öffentlich zur Schau gestellt, und noch im vorigen Jahrhunderte ward sie in der Clarissinnenkirche zu Bologna gezeigt, „einer Lebenden ähnlich, nur daß die der Luft ausgesetzten Theile gebräunt erdunkeln" (vgl. J. Görres, Die christliche Mystik. Bd. II. S. 55—59.) Nachdem Clemens VIII. sie 1592 ins Martyrologium Romanum aufgenommen hatte, ward sie durch Benedict XIII. im J. 1724 heilig gesprochen. Ihr Gedächtnißtag ist der 9. März. Von ihren Schriften ist die wichtigste: Revelationes s. de septem armis spiritualibus (Venedig 1511 und öfter). Vergl. Acta Sanctorum ad Mart.

5) Katharina von Genua (C. Fliscа Arduna vidua Genuensis), Tochter des Robert Fieschi, Vicekönigs von Neapel, ward 1447 zu Genua geboren. Trotz ihrer frühen Neigung zu einem klösterlichen Leben mußte sie, dem Drängen der Aeltern nachgebend, einen vornehmen Edelmann ihrer Vaterstadt, Giuliano Adorno, heirathen. Derselbe starb 1474 als Franciscaner-Tertiarier, nachdem er sein ganzes Vermögen verschwendet hatte. Als Witwe hat dann Katharina 36 Jahre lang bis zu ihrem Tode den 14. Sept. 1510 ein frommes Leben geführt, ausgezeichnet durch aufopferungsvolle Krankenpflege, besonders während der verheerenden Pest 1497 und 1501, wie durch strenge Ascese. Besonders im Fasten soll Katharina Unglaubliches geleistet, nämlich 23 volle Oster- und 23 volle Adventsfasten ohne irgendwelche Nahrung zugebracht haben. Auch von einer merkwürdigen Wärme des Leibes wird uns berichtet, sodaß, „wenn sie bisweilen die Hände oder Füße in das kälteste Wasser steckte, dies heiß, ja kochend wurde" (J. Görres, Die christliche Mystik. Bd. I. S. 476 fg. Bd. II. S. 28.) Clemens XII. hat sie im J. 1737 heilig gesprochen; ihr Gedächtnißtag ist der 14. Sept. Von ihren Schriften verdienen Erwähnung ihre Offenbarungen über das Fegfeuer (Demonstratio Purgatorii oder Tractatus de Purgatorio. München 1766) und der Dialog zwischen Seele und Leib, Selbstliebe und Gottesliebe (Dialogus animam inter et corpus, amorem proprium, spiritum, humanitatem ac Deum). Vergl. Acta Sanctorum ad XIV. Sept.

(Bernhard Pünjer.)

KATHARINA (Maria von Medici), Königin von Frankreich. Am 13. April 1519 im Palazzo Riccardi der Via Larga zu Florenz als einziges Kind Lorenzo's von Medici, Herzogs von Urbino, und Magdalena's de la Tour d'Auvergne geboren, verlor Katharina infolge ihrer Geburt schon am 28. April die Mutter, welcher der Vater am 4. Mai ins Grab folgte, sodaß Katharina die alleinige legitime Branche der Medici repräsentirte, als sie in der Wiege lag. Die junge „Herzogin von Urbino", welches Land ihrem Vater von Leo X. verliehen, aber nie an ihn gelangt war, kam unter die Obhut des Cardinals Giulio von Medici, ihres Vetters, und ihrer Großmutter Alfonsina Orsini, wurde bereits am 16. April getauft und im October zu Papst Leo X. nach Rom gebracht, der sie nach Alfonsina's Tode der Gemahlin Filippo Strozzi's, Clarissa von Medici, übergab. Unter der Aufsicht des Cardinals von Cortona sandte sie Papst Clemens VII., wie jetzt Giulio hieß, mit ihrem natürlichen Bruder Alessandro im Frühjahre 1525 wieder nach Florenz, wo sie in ihrem Geburtshause wohnte. In den Wirren, die Florenz erregten, wurde sie von der Volkspartei in das Kloster Santa-Lucia gebracht, wo Clarissa zu ihr kam, siedelte von da ins Kloster der heiligen Katharina von Siena und als die Pest ausbrach, unter dem Schutze des französischen Gesandten am 7. Nov. 1527 ins Benedictinerinnenkloster bei Murate über, dem sie 1583 aus Dankbarkeit großen Landbesitz im Val d'Elsa kaufte. Sie lebte gern bei diesen Nonnen, die ihr liebreich begegneten, aber Clemens VII.

wollte sie nicht dort lassen, und von ihm angeregt, forderte König Franz I. ihre Auslieferung nach Frankreich, welche die Volkspartei kurzweg ablehnte. Katharina erhielt den üblichen, auf religiöse Formgerechtigkeit und feines Benehmen berechneten Unterricht ohne Tiefe und Innerlichkeit, und niemand verstand es lebenslang besser, mit der Religion zu kokettiren und die vollendetste Liebenswürdigkeit und fesselndste Unterhaltungsgabe zu entfalten. Mehrfach besuchte sie auf Befehl Franz' I. der Vicomte Turenne und rieth Franz, sie nach Frankreich zu nehmen und zu verheirathen; ihr mütterlicher Oheim John Stuart, Herzog von Albany, suchte die Florentiner in demselben Sinne zu bestimmen; im Januar 1530 forderte Franz I. durch de Clermont abermals umsonst ihre Auslieferung, ja König wie Papst dachten an ihre Entführung. Die Signoria erfuhr von der Bedrohung ihrer Sicherheit im Kloster bei Murate und brachte sie trotz ihrer Weigerung im Juli 1530 in das sicherer gelegene Kloster Santa-Lucia zurück; sie hatte gefürchtet, zum Tode geführt zu werden, aber eine ungewöhnliche Energie entwickelt. Ihre Lage war sehr gefährdet, einer der Fanatiker rieth sogar, sie in ein Bordell zu thun, damit der Papst sie nie an einen Vornehmen verheirathen könne, oder sie auf den Wällen den Kugeln auszusetzen. Mit Jubel begrüßte sie den 12. Aug., an dem Florenz an die Kaiserlichen capitulirte, und kehrte zu den Murate zurück. Hier blieb sie bis September, wo Clemens VII. sie durch Ottaviano de'Medici zu sich nach Rom bringen ließ. Ebenso verhaßt wie ihr Alessandro de'Medici (s. oben) war, gefiel ihr sein Vetter, der jugendliche Cardinal Ippolito, der ihr Vertrauen erwiderte, sodaß man sogar von der Möglichkeit seines Austritts aus der Kirche und einer Ehe mit ihr flüsterte. Katharina war stattlich erblüht, ohne je eine Schönheit zu werden. Von allen Seiten meldeten sich Bewerber um die Hand der letzten echten Mediceerin, deren reiche Besitzungen in Frankreich ihr Oheim Albany (s. oben) administrirte; Jakob V. von Schottland, Philibert von Châlon, Fürst von Orange, Hercules von Este, Federigo Gonzaga, Herzog von Mantua, Guidubaldo della Rovere, Herzog von Urbino, der Katharina den herzoglichen Titel streitig machte, Francesco Sforza, Herzog von Mailand, die Herzoge von Vaudémont, Richmond, Orléans u. A. warben mit mehr oder weniger Eifer um sie; am meisten Chance hatten Sforza und Herzog Heinrich von Orleans, der zweite Sohn Königs Franz I., und letzterem war der Papst am entschiedensten zugeneigt. Aber er wollte Katharina nicht nach Frankreich lassen, ehe die Heirath vollzogen werde, da er Intriguen aller Art befürchtete, die mit Schimpf und Schande für Katharina enden könnten. König Franz unterzeichnete im April 1531 auf Schloß Anet, welches Heinrich's von Orleans früherer Maitresse Diana von Poitiers gehörte, den Ehecontract Heinrich's mit Katharina, worin er ihr ein Witthum von jährlich 10,000 Livres und ein möblirtes Schloß zusicherte und die Zuversicht aussprach, Clemens VII. werde seine Cousine so ausstatten, daß sie des Eintritts in das Königshaus würdig sei. In geheimen Artikeln versprach der Papst dem Könige Livorno, Modena, Reggio, seine Hülfe zur Wiedereinnahme Genuas und Mailands u. s. w. Lange wurde zwischen Papst und König verhandelt und obgleich Franz I. bereits den Verlobungsring Katharina's dem Papste gesandt hatte, schob dieser besonders aus Furcht vor Karl V. die Verlobung stets hinaus. Sehr wohlthätig wäre der Einfluß ihrer Damen, Maria Salviati, Witwe Giovanni's de'Medici, und der Herzogin von Camerino auf die Jungfrau gewesen, hätte nicht Clemens VII., dem sie ungemein theuer war, mit seinem trockenen, kalten und heuchlerischen Charakter den mächtigsten Eindruck auf ihr Gemüth geübt; die ihm eigene schwankende, charakterlose und wetterwendische Haltung übertrug sich mehr und mehr auf Katharina; früh lernte sie Verstellung, Lüge, Hinterlist und eignete sich ein schwankendes, unzuverlässiges Wesen an; gleichzeitig aber entfaltete sich auch ihr klarer, durchdringender Verstand, ihr über ihre Jahre reifes Urtheil. Ihre Neigung zu Ippolito de'Medici (s. oben) konnte Clemens VII. nicht behagen, da sie seine Politik zu kreuzen drohte, darum entfernte er Katharina im April 1532 nach Florenz, wo Maria Salviati ihre Pflege bis zur Abreise nach Frankreich übernahm. Im Sommer 1533 reiste sie der natürlichen Tochter Kaiser Karl's V., Margaretha, welche Katharina's natürlichen Bruder Alessandro, den Herzog von Florenz, heirathen sollte, nach Cafaggiolo entgegen, und sah Karl V., als er Florenz passirte; ihre Vaterstadt blieb in ihrer Erinnerung untrennbar verknüpft mit der Vorstellung herrlicher, durch Kunst und Wissenschaft gekrönter Feste; nach einem glänzenden Abschiedsfeste am 1. Sept. 1533 für die vornehmsten Florentinerinnen verließ sie die Stätte ihrer Geburt auf ewig und französische Galeren unter Albany's Führung brachten sie am 12. Sept. nach Nizza. Nachdem Clemens VII. am 12. Oct. in Marseille eingetroffen war, wohin sich Franz I. mit seiner Familie begeben hatte, zog Katharina hier am 23. ein und am 27. wurde der Ehecontract unterzeichnet. Clemens versprach, Katharina 130,000 Goldkronen nach französischer Werthung als Mitgift zu zahlen; hierzu kamen die auf 10,000 Dukaten jährlichen Ertrag berechnete mütterliche Erbschaft und das bewegliche väterliche Eigenthum; von den 130,000 Kronen sollten 30,000 als Werth des vom Vater ererbten unbeweglichen Eigenthums ausgezahlt werden, wofür Katharina auf letzteres an Clemens verzichtete. Die 130,000 sollten in drei Raten im Laufe eines Jahres nach Ratification des Contracts gezahlt werden, und Clemens mußte, um seinen Verpflichtungen nachkommen zu können, die Hülfe des Bankhauses Strozzi in Anspruch nehmen. Er machte Franz I. ferner Hoffnung auf die Herzogthümer Urbino, Parma und Modena, und in frecher Prahlerei rief einer aus seinem Gefolge, Katharina bringe in ihrem Hochzeitskorbe drei unschätzbare Kleinodien mit, Genua, Mailand und Neapel, während Clemens zu schlau war, um irgendeine positive Verbindlichkeit gegen den gefürchteten Kaiser zu übernehmen. Katharina erhielt eine über die maßen kostbare Ausstattung, wobei herrliche Kunstwerke waren, und am 28. Oct. segnete Clemens selbst die Ehe ein; Katharina war im 15. Jahre ihres Alters, Heinrich ein

Jahr älter. Während Fest auf Fest folgte, freute sich Frankreich der Ehe nicht, sondern fürchtete einen neuen italienischen Krieg als ihr Ergebniß und hielt den König für den Dupirten des Papstes. Letzterer starb schon im nächsten Herbste. Katharina behielt viel Interesse an der Heimat: 1538 verwandte sie sich nach bestem Vermögen bei dem Kaiser für den verhafteten Filippo Strozzi, doch mußte er bis zum Tode in Haft bleiben; als der apostolische Protonotar Pietro Carnesecchi wegen reformatorischer Ansichten von der Inquisition verfolgt wurde, erwirkte sie die Niederschlagung seines Processes, konnte ihn aber nicht für die Dauer retten und Papst Pius V. ließ ihn 1567 enthaupten; wo sie konnte, begünstigte sie die Familie Strozzi (s. v. Reumont, Geschichte Toscanas seit dem Ende des florentinischen Freistaates, Gotha 1876).

Schlau, durchaus gemüthlos, ohne alles moralische Gefühl, einzig auf ihren Vortheil bedacht, gründlich verschlagen, betrat die jugendliche Mediceerin den corrumpirten Hof Franz' I., an dem sie vorerst keine Rolle spielen durfte; sie hielt sich in kalter Reserve und voll Verstellung im Hintergrunde und beobachtete stumm aus ihrem sichern Verstecke; man schenkte ihr wenig Beachtung, nur Kaiser Karl V. ließ sie nicht aus den Augen. Durch den Tod des Erstgeborenen des Königs wurde ihr Gemahl, der sich sehr wenig um sie kümmerte, am 10. Aug. 1536 Dauphin, ihr strahlte eine Krone aus der Zukunft Schos entgegen. Da sie durch den Tod Clemens' VII. ohne Stütze auf fremdem Boden stand und tausend Intriguen sich um sie kreuzten, so suchte sie vor allem die Gunst ihres Schwiegervaters, des Königs, zu gewinnen und ihre äußerst unbequeme Stellung zwischen seiner allvermögenden Maitresse, der Herzogin von Etampes, und der Maitresse ihres Gemahls, Diana von Poitiers, zu verbessern. Sie war so glücklich, durch scheinbare Ergebenheit die Herzogin von Etampes zu bestechen, und auch Franz' einflußreiche Schwester, Königin Margaretha von Navarra, erwies ihr Gunst, aber die Heinrich beherrschende Diana trat ihr überall in den Weg; obgleich zwanzig Jahre älter als Katharina, verdrängte sie diese völlig bei dem jungen Dauphin, und Katharina mußte ihrer Herrschkunst Stillschweigen gebieten; beide Frauen haßten sich von Herzensgrunde, während sie scheinbar friedlich nebeneinander lebten. Da Franz I. Kunst und Wissenschaft liebte, so konnte nichts die Dauphine besser bei ihm empfehlen als die gleiche Neigung; sie warf sich aufs Studium, lernte selbst griechisch, ließ aus Italien die seltensten Manuscripte aus allen Sprachen kommen und wies ihnen das Schloß Saint Maur bei Paris als würdigste Stätte an. Franz liebte ihre Gesellschaft außerordentlich, sie war beständig um ihn und begleitete ihn auf allen Jagden. Ihr Gemahl hielt sich scheu von ihr zurück, da sie ihm keine Kinder gebar und körperliche Uebel ihr dies unmöglich zu machen schienen; Diana dachte daran, sie verstoßen zu lassen, und alle Liebenswürdigkeit Katharina's verfehlte ihre Wirkung auf den Dauphin, bis sie nach zehnjähriger Ehe am 19. Jan. 1543 einem Prinzen das Leben gab; in rascher Folge gebar sie Heinrich dann noch vier Söhne, deren einer, Ludwig, nur ein Jahr alt wurde, und fünf Töchter, von denen Victoria und Johanna in zartester Jugend starben. Mit Verzweiflung sah Katharina Franz sterben und ihren Gemahl, der ihr keine andere Rolle als die einer Mutter zugestand, als Heinrich II. am 31. März 1547 den Thron besteigen. Unter ihm herrschte unumschränkt Diana, zur Herzogin von Valentinois ernannt, weit mehr Königin als Katharina, und neben ihr mußte Katharina eine Reihe flüchtiger Liebschaften des Königs geduldig hinnehmen, obgleich derselbe wiederum ihren Kindern der zärtlichste Vater war; am Hofe wuchs auch Maria Stuart auf, die nie sympathisch mit Katharina fühlte, und die Herzogin Diana reizte sie auf gegen „die Kaufmannstochter", welches Wort Katharina Maria nie verzieh.

Am 10. Juni 1549 wurde Katharina in Saint-Denis vom Cardinal von Bourbon gesalbt und gekrönt, aber ihre Stellung neben Heinrich II. blieb die alte, und Katharina that alles Erdenkliche, um ihm zu gefallen, seine Liebe und sein Vertrauen zu erringen. Als der König 1552 ins Feld zog, wurde sie zur Regentin bestellt, aber ihre Autorität ungemein eingeschränkt, worüber sie sich lebhaft beklagte. Ihre bemerkenswertheste Handlung als Regentin war die Verhaftung zweier Prediger, die von der Kanzel gegen die Allianz des Königs mit den deutschen Protestanten donnerten. Nach der Niederlage bei Saint-Quentin unter Coligny und Montmorency trat Katharina in schönster Weise hervor, begab sich, während panische Furcht alle Welt ergriff, aus eigenstem Antriebe auf das pariser Rathhaus, appellirte an den Patriotismus und sprach hier so beredt, so gefühlvoll, daß durch Acclamation Subsidien bewilligt wurden, die Notabeln von Paris 300,000 Livres darboten und die Versammlung über Katharina's Haltung zu Thränen gerührt ward. Seitdem schenkte ihr Heinrich mehr Vertrauen und Herzlichkeit; ein glänzender Hof, an dem die Künste eine hervorragende Stätte fanden, scharte sich um sie; neben ihr, Maria Stuart, Elisabeth von Oesterreich, Margaretha von Valois, der Herzogin von Guise u. a. traten hier Zierden der Kunst und Wissenschaft auf; sie kaufte, ohne freilich je zu bezahlen, Pietro Strozzi's Bibliothek und überhäufte die Künstler mit Geschenken; diese und die Dichter vergalten ihr mit endlosen Lobpreisungen, sie gewann die Huld der öffentlichen Meinung.

Da starb Heinrich II. an den Folgen einer im Tourniere erhaltenen Wunde am 10. Juli 1559, sie überließ sich unbändigem Kummer, trug seitdem nur Trauer, die sie vortrefflich kleidete, und nahm zur Devise „Lacrymae hinc, hinc dolor", um eine gebrochene Lanze angebracht. Ihr ältester Sohn, Franz II., bestieg den Thron, und sofort wandten sich alle Augen nach ihr: jedermann glaubte, die bisher Zurückgedrängte werde die Zügel des Staates an sich raffen. Die Herrschaft Dianens war vorbei, Katharina vertrieb sie sofort vom Hofe, zwang sie zur Herausgabe der Kronjuwelen und zum Austausch des Schlosses Chenonceaux-sur-Cher gegen Schloß Chaumont-sur-Loire, stand aber von weiterer Rache aus Furcht vor dem mächtigen Hause Guise ab, mit dem sich die schlaue Buhlerin verschwägert hatte. Katharina's scharfe

Witterung verrieth ihr rasch, daß ihre Zeit noch nicht gekommen sei, sondern unter Franz II. seine Gemahlin Maria Stuart die erste Rolle spielen würde und sie dankbar dafür sein müßte, wenn man ihr einen secundären Einfluß auf König und Staat gestattete. Die Guises erwiesen Katharina der Form nach die tiefste Ergebenheit, rissen aber, durch Maria's Verwandtschaft doppelt einflußreich, alle Macht an sich und hielten Katharina davon fern. Dem für königliche Witwen üblichen Brauche entgegen folgte Katharina ihrem Sohne Franz II. nach dem Louvre und Saint-Germain, wo die Guises der „Königin-Mutter" dem Namen nach die Generalaufsicht der Regierung übertrugen, während Herzog und Cardinal die wirklichen Geschäfte unter sich vertheilten: sie wohnte der Krönung in Rheims bei und unterstützte die Guises, als sie dem Connetable Herzoge von Montmorency die Obersthofmeisterwürde entwandten; sie veranlaßte sie zur Entlassung des verhaßten Siegelbewahrers Bertrandi und zur Wiederberufung des Kanzlers Olivier, rieth mit ihnen dem Könige von der Berufung der Reichsstände ab, spielte aber ein ihrem Charakter eigenes Doppelspiel: während sie sich stellte, als habe sie mit den gehäßigen Maßregeln der Guises gegen die Bourbons und mit den Verfolgungen der Hugenotten nichts zu thun, und manchen der Ketzerei Verdächtigen um sich litt, spornte sie ihren Schwiegersohn, Philipp II. von Spanien, gegen die Bourbons und die Berufung der Reichsstände an und erklärte ihm, der, wie sie am besten wußte, bedeutungslose König Anton von Navarra und seine Familie wollten Franz II. und ihr alle Autorität nehmen. Sobald die Guises von der Verschwörung La Renaudie's vernahmen, wandten sie sich an Katharina, die alsbald den Admiral Coligny und die beiden andern Chatillons nach Amboise entbot. Hier begann eigentlich ihre politische Rolle. Als einziges Mittel zur Beruhigung der Geister erkannte sie ein milderes Verfahren gegen die Hugenotten und im Bunde mit Coligny und Olivier schuf sie das den Guises verhaßte Religionsedict von Amboise am 8. März 1560. Sehr gegen ihre Neigung mußte sie die Ernennung des Herzogs von Guise zum Generallieutenant mit unbegrenzten Vollmachten hinnehmen; die Krone schien ihr zu Gunsten der Guises abzudanken.

Von allen Seiten belauert, verschaffte sie sich mit ihrem Scharfblicke einen vorzüglichen Alliirten in Michel de l'Hôpital, dem sie zur Kanzlerwürde verhalf und dessen einzige Leidenschaft die Vaterlandsliebe war; aus egoistischen Motiven schloß sie ein Bündniß mit seiner unbestechlichen Geradheit und unterstützte seine Politik der Versöhnlichkeit und Friedensliebe. Frankreich blieb vor der Inquisition bewahrt, das Edict von Romorantin erschien, in Fontainebleau traten die Notabeln zusammen, Katharina wohnte der Versammlung an. Durch einen Brief Katharina's beruhigt, schickten Anton von Navarra und der Prinz von Conde ihr großes bewaffnetes Gefolge zurück und trafen am 31. Oct. in Orleans ein, wo der Reichstag abgehalten werden sollte; Katharina lockte sie in die Falle und wußte den schwachen Anton leicht zu begütigen. Die unheilbare Erkrankung des Monarchen im 17. Lebensjahre beschäftigte sie Tag und Nacht, sie wich nicht von seinem Lager; die Guises, welche erkannten, daß mit dem Tode Franz' II. ihre Macht zu Ende sei, wenn sie sich nicht Katharina unterordneten, boten ihr für die Zukunft ihre eifrigsten Dienste an und forderten sie auf, Anton und Condé aus dem Wege zu räumen, um absolut herrschen zu können. Aber Katharina glaubte nicht an die Opferwilligkeit der Guises, fürchtete sie mehr als die Bourbons, denen sie freilich auch keine große Rolle zudachte, und lauschte den Rathschlägen de l'Hôpital's; sie sicherte sich die Wege zur Regentschaft, hielt die Parteien der Guises und der Bourbons durch einander im Gleichgewichte, wandte den Bürgerkrieg ab und verschaffte den Hugenotten eine gesicherte Stellung, ohne sich ihnen irgend zu verpflichten; sie rief den Connétable Montmorency, der unter Franz allen Einfluß verloren hatte, herbei, tadelte Anton und Condé heftig wegen ihrer Complote gegen die Regierung und schüchterte den König von Navarra derart ein, daß er sich mit den Guises aussöhnte, auf den Anspruch an die Regentschaft verzichtete und sich mit der Stelle des Generalstatthalters des Reiches begnügte. Als Franz II. am 5. Dec. 1560 starb und der zehnjährige Karl IX. ihm folgte, „hielt sich Katharina nicht lange damit auf, den verstorbenen Sohn zu beklagen" (Ranke); Karl, mit dem sie im Kronrathe erschien, wies diesen auf ihre Befehle hin.

Mit wahrem Heißhunger riß Katharina von Medici die Zügel der Herrschaft an sich, während die Großen sich auf Tod und Leben befehdeten und das Volk der Religion wegen im Zustande der Empörung war. Besaß die Königin-Mutter ungewöhnlich viel Verstand, Emsigkeit und Thatendrang, so fehlte ihr hingegen durchaus Herz und Charakter und sie blieb weit hinter ihrem Berufe zurück (Martin). Anton von Navarra hielt sein erzwungenes Versprechen, begnügte sich mit der Statthalterwürde und hatte keine Macht als die ihm von Katharina gestattete (Brief Katharina's vom 19. Dec. 1560 an ihre Tochter Elisabeth von Spanien). Condé wurde entfernt, ehe der Reichstag begann; an Stelle des Herzogs von Guise übernahm Montmorency die Leitung des Militärwesens, an Stelle des Cardinals von Lothringen der geheime Rath die der Finanzen, doch blieben die Guises im Kronrathe; die Chatillons wurden mit großer Auszeichnung behandelt; Katharina schaffte viele unnöthige Aemter bei Hofe ab und verminderte viele Gehalte, was eine Ersparniß von 2,300,000 Livres erzielte, wohnte dem Reichstage in Orleans mit ihrem königlichen Sohne bei und wurde als Regentin bestätigt. Blieb sie während des Reichstages in der Reserve, so schloß sie sich nach demselben der versöhnlichen Politik des Kanzlers offen an, sprach für die Ordonnanz vom 31. Jan. 1561, so gleichgültig ihr die religiösen Interessen im Reiche sein mochten, liebäugelte aber gleichzeitig mit Spanien, um anstatt Maria Stuart's ihre Tochter Margaretha mit Don Carlos zu verheirathen und sich einen festen Halt an Philipp II. zu schaffen. Als König Anton widerhaarig zu werden drohte, besänftigte ihn die in der Kuppe-

lei erfahrene Mediceerin, indem sie ihm eine Geliebte ihrer Wahl, de Rouet, gab; sie war stets von „einer fliegenden Schwadron" gefälliger Schönheiten umgeben, die ihrer Politik willig dienten; die Freundschaft zwischen Katharina und Anton wurde officiell erneuert. Jetzt bildeten der Herzog von Guise, der Connétable Montmorency und der Marschall von Saint-André am 6. April ihr „Triumvirat" zur Vertheidigung des Katholicismus, zur Bekämpfung des Einflusses der Châtillons und Bourbons, zur Einschüchterung Katharina's und zur Beherrschung Karl's IX., während Katharina und l'Hôpital die wilden Zwistigkeiten der Katholiken und Protestanten vermeiden wollten und das Edict vom 19. April ins Leben riefen. Katharina schlug sich auf die Seite der Bourbons und Châtillons, weshalb die Prediger gegen sie wütheten und sie mit Jesabel verglichen, gleich der sie den Hunden vorgeworfen werden sollte, und Saint-André insgeheim im Triumvirate vorschlug, sie in einen Sack zu nähen und zu ersäufen. Das Parlament, die Gesandten Spaniens und des Papstes waren entrüstet über das Edict vom 19. April, und da Katharina den lebhaften Unwillen der Katholiken bemerkte, lenkte sie sofort ein, forderte Philipp II. auf, mit den Häuptern der katholischen Partei zu unterhandeln, ließ sich von Guise nochmals seiner Treue gegen sie und Karl IX. vergewissern und erließ am 31. Juli das den Hugenotten feindliche Edict, während sie Guise und Condé zum Schein versöhnte; sie erwartete, wie sie selbst gestand, vom Juli-Edict keine durchschlagende Wirkung. Ein Reichstag trat in Pontoise zusammen, gleichzeitig tagte eine Synode in Poissy. Sie sollte die Krone aus den dringendsten Geldnöthen retten, bot in der That große Summen an, die Katharina und l'Hôpital anfangs nicht genügend dünkten, dann aber gern angenommen wurden, um nicht an die geistlichen Güter die Hand legen und größte Misstimmung hervorrufen zu müssen. Das Colloquium von Poissy zwischen Katholiken und Hugenotten führte zu keinem Resultate, auch ihm wohnte Katharina an, nahm reges Interesse an den Verhandlungen und sah voll Unzufriedenheit das Scheitern eines modus vivendi der Confessionen, indessen ihr Verhalten in Madrid und Rom großen Anstoß und viel Mistrauen erregte. Ihr Augenmerk war mehr auf die Herrschaft als auf die Religion gerichtet, wie dies ihr kühler Skepticismus bedingte. Sie erzeigte sich aus Politik den Hugenotten gnädig, ging wieder auf l'Hôpital's Pläne ein und infolge der Versammlung von Saint-Germain wurde das Toleranzedict vom 17. Jan. 1562 erlassen. Hingegen gelang es den Häuptern der Katholiken, König Anton von der protestantischen Seite abzuziehen und zum Katholicismus zurückzuführen, und sie forderten von Katharina den Widerruf des neuen Edicts. Die von Philipp II. verabscheuten Châtillons verließen den Hof, der Marschall von Saint-André hingegen weigerte sich, in die Provinz zu gehen, so gern ihn Katharina beseitigt hätte, und Guise veranstaltete das Blutbad von Vassy. Hugenottische Abgesandte forderten von Katharina in Monceaux Gerechtigkeit, der Prinz von Condé unterstützte ihr Begehren, bot im Namen der Hugenotten Katharina 50,000 Soldaten an und Katharina besprach sich häufig mit ihm. Sie rief den Herzog von Guise nach Monceaux, er aber zog feierlich in Paris ein, und Katharina wurde es immer ängstlicher zu Muthe. Um Orléans näher zu sein, ging sie mit Karl IX. nach Melun, in einer Reihe Briefe flehte sie Condé an, ihre Kinder, sie und das Reich gegen die zu schützen, welche alles zu Grunde richten wollten; noch aber war sie unentschieden, was sie beginnen sollte. Die Pariser baten sie zurückzukehren, sie aber ging mit Karl IX. nach Fontainebleau, die abermalige Herrschaft der Guises fürchtend. Das Triumvirat und König Anton liefen jedoch Condé den Rang ab und nöthigten Katharina, trotzdem sie anfangs opponirte, mit Karl IX. nach Melun, dann nach Vincennes und am 6. April in das Louvre zu gehen. Der Sieg des Triumvirats auf Katharina's Unkosten wurde durch freche Verletzung des Toleranzedicts vom 17. Jan. gefeiert. Von Melun aus hatte Katharina zu entfliehen gesucht, war aber durch Vorsichtsmaßregeln verhindert worden. Solange sie zur Aufrechthaltung der Religion die Hand biete, erklärten ihr die Sieger, dürfte sie ihren Antheil an der Regierung behalten; sie fügte sich in das Unvermeidliche und schaute nach allen Seiten aus, um sich dem Zwange zu entziehen; ihr und des Königs Name verlieh der katholischen Partei Autorität. Condé erklärte, er wolle sie und Karl aus der Gefangenschaft der Triumvirn befreien und Katharina sei zu nur gezwungen auf der Seite der Katholiken. Der Religionskrieg brach mit allen Greueln aus und verwüstete Frankreich; Katharina spielte die Vermittlerin zwischen den Parteien und ihre Boten waren beständig unterwegs, sie wollte die Ausführung des Toleranzedicts und den Rücktritt der Triumvirn. Auf ihre Veranstaltung sahen sich Anton und Condé in Thoury en Beauce, doch konnten sie sich nicht einigen; neue Unterhandlungen mit Condé hatten gleichen Misserfolg; er wollte sich nicht ihrer Gnade übergeben und das Triumvirat dachte nicht daran, völlig zurückzutreten. Im Gegentheile rief es Katharina und den König zum Heer nach Bourges; beide folgten dem Heere und vor Rouen fiel Anton. Hierauf verlangte Condé die Generalstatthalterschaft, trat abermals in Unterhandlungen mit Katharina, die mit gespanntem Auge auf Elisabeth von England und ihre Einmischung in die französischen Händel blickte, kam aber zu keiner Abmachung. Während Katharina das Tridentiner Concil beschickte, unterhandelte sie andererseits unter der Hand mit deutschen protestantischen Fürsten wegen eines Religionsgesprächs. Nach Condé's Gefangennahme bei Dreux war ihr erster Gedanke, um jeden Preis den Frieden herbeizuführen; von Blois aus suchte sie Condé und Guise auszusöhnen, während sie alle Zurüstungen traf, um zur Fortführung des Krieges befähigt zu sein, und durch die Prinzessin von Condé begann sie den Prinzen zum Frieden zu bearbeiten. Als Guise ermordet wurde, beklagte sie geziemend seinen Tod; bald aber meinte sie, es wäre für Frankreichs Heil besser gewesen, hätte der Herzog früher den Tod gefunden. Auch Saint-André

lebte nicht mehr und Montmorency war der Gefangene Coligny's; so war das von Katharina gefürchtete Triumvirat aufgelöst, der Cardinal von Lothringen Frankreich fern in Trient. Katharina hatte wieder die Macht in Händen und benutzte die Erschöpfung der Parteien, um endlich zum Frieden zu gelangen. Die Prinzessin von Condé arbeitete in ihrem Interesse, Condé und Montmorency ließen sich durch ihre Verheißungen verführen und machten sich im Namen der beiden Religionen Zugeständnisse auf einer Loire-Insel bei Orléans, wo sie äußerst gewandt intervenirte, und mit l'Hôpital's Hülfe erließ sie das am 19. März 1563 publicirte Religionsedict von Amboise, womit der erste Religionskrieg endete; sie hielt nur an der einen Ausnahme fest, daß in Paris und seinem Bezirke die Ausübung der reformirten Religion verboten blieb; sonst sollte Toleranz herrschen. Leider gefiel das Edict keiner Partei und führte nur zu einem Waffenstillstande, wie Katharina selbst früh einsah; es bewilligte den einen zu wenig, den andern zu viel. Zu dem erhabenen Verdienste, den Bürgerkrieg zu beenden, fügte Katharina das weitere hinzu, die neuvereinigten Kräfte Frankreichs gegen die Engländer zu führen, und Havre de Grâce fiel wieder in die Gewalt der Franzosen.

Um jeder Einrede bei der Handhabung der Gewalt enthoben zu sein, ließ Katharina den vierzehnjährigen Monarchen in Rouen am 17. Aug. 1563 für volljährig erklären, wobei das Edict von Amboise bestätigt wurde; sie kniete vor Karl nieder, übergab ihm, wie sie sagte, mit Freuden die Verwaltung seines Reiches und erhielt unter herzlicher Umarmung die Antwort, sie solle mehr als je herrschen. Große Feste wurden veranstaltet, Katharina's Ehrenfräulein entfalteten ihre Reize, aber wie Wetterleuchten zuckte es bald da, bald dort in den Parteien; wahre Versöhnung war unerreichbar. Katharina erfüllte die Parteien bald mit Hoffnungen, bald mit Besorgnissen, handelte ganz nach der Eingebung der Umstände und mit schlauer Ueberlegung. Sie vertheilte die Aemter Guise's unter seine Verwandten, war den Montmorency's gnädig und empfing Condé voll Huld in Fontainebleau.

Katharina hielt sich von allen extremen Richtungen fern, was natürlich zu keiner Uebereinstimmung mit dem Cardinal von Lothringen führte, der sich, dessen bewußt, nach seiner Rückkehr von Trient vom Hofe fern hielt. Wie sie dachte der Kanzler de l'Hôpital. Katharina suchte eine auswärtige Allianz, um ihre Autorität in Frankreich zu befestigen, schwankte einige Zeit zwischen Elisabeth von England und Philipp II. von Spanien und neigte sich schließlich Philipp zu. L'Hôpital's Pläne erschienen ihr, deren Gott der Erfolg war, unerreichbar; so viel sie auch von Gott sprach, so wenig kannte sie Frömmigkeit, sie war die größte Schauspielerin ihres Jahrhunderts. Die Hugenotten schienen einen Staat im Staate bilden zu wollen, die Châtillons und Condés waren starke Naturen, von denen Katharina Gefahr befürchtete; hingegen ließ sich die katholische Partei leichter leiten und die Massen der Nation hielten zu ihr; darum stellte Katharina sich und ihren Sohn in das Vordertreffen des Katholicismus, trachtete nach Wiederherstellung der Einheit im Reiche und nach der Vernichtung des Protestantismus, wollte aber, wie es in ihrer schleichenden und scheuen Natur lag, nicht mit brutaler Gewalt und fremden Soldaten dieses Ziel erreichen, sondern langsam den Calvinismus unterwühlen, allmählich die ihm bewilligten Concessionen zurücknehmen und alle Schliche florentinischer Staatslist gegen die biedern Bekenner reformirter Religion in Scene setzen. Sie änderte den Charakter der Erziehung ihrer Söhne; war diese bisher nichts weniger als katholisch gewesen, so nahm sie nun einen orthodoxen Anstrich an; Moral blieb ihrer Erziehung stets fremd, ihr Gemüth und Herz wurden nie ausgebildet; neben scheinheiliger Devotion überließen sie sich den tollsten Ausschweifungen und Katharina begünstigte diese, um die Söhne lebenslang auf ihre Theilnahme an der Regierung anzuweisen und den Drang der Unabhängigkeit zu ersticken. Im März 1564 trat sie mit Karl IX. eine Rundreise durch sein Reich an, in Troyes schloß sie mit England den Frankreich nothwendigen Frieden, in Lothringen verschaffte sie sich das Versprechen der Neutralität Badens und Sachsens für den Fall des Wiederausbruches des Religionskrieges in Frankreich, in Burgund kräftigte sie die katholische Richtung, überall handelte sie für letztere, hütete sich aber noch, die Hugenotten zur Verzweiflung zu treiben, und ließ Pius IV. vorstellen, sie müsse temporisiren, um desto sicherer zu siegen, weshalb er auch mit der Einführung der Beschlüsse des Tridentiner Concils in Frankreich warten müsse. Vergebens suchte sie in Pracht und Festen und mit Hülfe ihrer Hofschönheiten die Leidenschaften der hadernden Parteien zu beschwichtigen. Zu Paris brach die bitterste Fehde zwischen den Guises und den Montmorency's aus, Katharina handelte mit Entschlossenheit, untersagte den Guises und den Châtillons den Aufenthalt in Paris, wohin der Marschall Montmorency letztere gerufen hatte, verpflichtete am 18. März 1565 alle Großen eidlich darauf, ohne königliche Erlaubniß niemals Waffen zu tragen, zog den Streit des Cardinals von Lothringen und des Marschalls Montmorency vor den Rath und ruhte nicht, bis nach ihrer Rückkehr von der Rundreise derselbe wenigstens äußerlich beigelegt ward. Katharina war Maria Stuart nie gewogen, es fiel ihr nicht ein, den Guises zuliebe den schottischen Angelegenheiten viel Interesse zu schenken, sie hintertrieb jede persönliche Begegnung wie jede Aussöhnung Maria's mit Elisabeth von England, bekämpfte mit Aufgebot aller Mittel das Project der Vermählung Maria's mit Don Carlos, den sie selbst zum Schwiegersohn wünschte, stimmte sogar den Cardinal von Lothringen für eine Heirath Maria's nach Wien, war gegen ihre Ehe mit Darnley und ließ ihr den Herzog von Ferrara vorschlagen, rieth ihr nach der Vermählung mit Darnley, sie möge sich mit ihren insurgirten Unterthanen aussöhnen, was Maria kurz abwies, und ließ ihr durch den Erzbischof Beaton von einem gegen Darnley geplanten Attentate Nachricht geben. Sehr kühl urtheilte sie über Darnley's Ermordung (s. Chérnel, Marie Stuart et Cathe-

rine de Médicis. Paris 1856; mit denselben Gefühlen nahm sie Bothwell's Ehe mit Maria auf, sie sah übrigens seinen baldigen Untergang voraus; um den französischen Einfluß in Schottland nicht zu verlieren, wollte sie die Verschworenen gegen Maria und Bothwell unterstützen, ihr Gesandter weigerte sich, Bothwell als Gemahl Maria's anzuerkennen. Nach Maria's Gefangennahme strebte sie um die Wette mit Elisabeth danach, den Prinzen Jakob unter ihre Obhut zu bringen; während Karl IX. Maria gern befreit hätte, verhinderten ihn Katharina und der Connetable daran, etwas für sie zu thun; Katharina bot dem Regenten Murray die lockendsten Erwerbungen, selbst Schottlands Krone, wenn er ein Bündniß mit Frankreich eingehe, er aber lehnte ab und bat, zur Rettung Maria's beizutragen: Katharina wies alle Vorschläge der katholischen Partei, in Schottland zu interveniren, decidirt zurück, „da man so manches andere Eisen im Feuer habe" Gachedc, Maria Stuart, Heidelberg 1874); vergebens bestürmte Maria sie aus Lochleven, sie aus ihrer Haft zu befreien.

Daneben dachte Katharina an enge Beziehungen mit England, wollte Elisabeth von einer österreichischen Heirath abhalten und sie mit ihrem Sohne Karl IX., dann mit dessen Bruder Heinrich vermählen und sie von der Unterstützung der Hugenotten ablenken. Trotzdem verlangte sie nach einer Begegnung und engen Verbindung mit Philipp II. und scheute sich nicht, die ärgsten Befürchtungen der Hugenotten wach zu rufen. Philipp kam nicht, aber seine Gemahlin und der Herzog von Alba trafen Katharina an der Bidassoa am 14. Juni 1565 und verlebten längere Zeit mit ihr und Karl IX. in Bayonne. Alba versuchte alles, um Karl IX. und Katharina zu kräftiger Verfolgung der Hugenotten anzuspornen, einige Franzosen stimmten ihm begeistert bei; Karl IX. „hatte seine Lection gut gelernt" und verwarf neue Gewaltthaten, Katharina verweigerte energisch die Entlassung de l'Hôpital's, beklagte sich über das Mistrauen Philipp's und sprach nochmals von einer kirchlichen Nationalversammlung, auf der die Annehmbarkeit der Tridentiner Beschlüsse geprüft werden sollte. Sie schlug den Spaniern eine Heirath ihrer Tochter Margaretha mit Don Carlos und ihres Sohnes Heinrich mit der Prinzessin von Portugal oder einer andern Verwandten Philipp's vor, fand aber keinen Anklang. Sehr kalt schieden die Fürstlichkeiten voneinander, das gegenseitige Mistrauen der Höfe stieg zusehens, Philipp war erbittert darüber, daß Katharina nicht Alba's Bahnen verfolgen und mit Blut und Eisen den Protestantismus ausrotten wollte, und argwöhnte eine Ligue Frankreichs mit dem Papste, Venedig und Florenz gegen ihn, um Mailand für Katharina's Lieblingssohn Heinrich zu erobern. Katharina erneuerte ihre Ehecanträge bei Philipp, erklärte sich zu einer großen Ligue gegen die Türken bereit, stieß aber auf Kälte. Im December war die große Rundreise zu Ende, und auf den Rath Katharina's und l'Hôpital's berief Karl IX. im Januar 1566 die Versammlung von Moulins. Ihr nächstes Ziel war die Verhütung neuer Wirren. Katharina veranlaßte den Cardinal von Lothringen und den Marschall Monmorency, sich zu versöhnen, und nachdem Admiral Coligny vor dem geheimen Rathe geschworen hatte, er sei frei von aller Mitschuld an der Ermordung des Herzogs von Guise, wurde er für schuldlos erklärt; der Cardinal und die Herzogin-Witwe gaben ihm den Friedenskuß, aber die Herzoge von Guise und Aumale verhehlten ihre ihm feindseligen Gesinnungen nicht, und viele Anzeigen verkündeten, daß kein Friede erwachsen sollte. Den weisen Reformen, die l'Hôpital in der Ordonnanz von Moulins traf, pflichtete Katharina bei. Als die Unruhen in den Niederlanden ausbrachen, pries sie Frankreich glücklich, das solche Uebel nicht erfahre, und wünschte friedliche Zustände in Frankreich zu erhalten. Durch einseitige Verfügungen beschränkte sie alle Concessionen an die Reformirten und nahm auf die bestmotivirten Beschwerden derselben keine Rücksicht; die Reformirten sahen, vor Wuth knirschend, wie der Cardinal von Lothringen bei Katharina neuen Einfluß gewann, und fürchteten einen neuen Bürgerkrieg. Katharina traf Vorbereitungen, um keinenfalls von Philipp II. überrascht zu werden, erneuerte im Gegensatze zu ihm den Bund mit den Schweizern, ließ 1567 bei diesen Werbungen machen und befestigte ihre Stellung, wo sie konnte; mit Kaiser Maximilian II. wünschte sie in ein Bündniß zu treten, welches ihr als Gegengewicht gegen Philipp dienen könnte, und leitete Unterhandlungen zu einer Vermählung des Königs, ihres Sohnes, mit einer kaiserlichen Prinzessin ein, die Philipp geschickt kreuzte. Katharina that nichts, um Alba's Schreckensregiment in den Niederlanden zu hemmen, lieferte ihm sogar Lebensmittel und Munition; die Hugenotten sahen sich überall verletzt und gefährdet, Karl IX. sprach höchst unfreundlich gegen sie, sein Bruder, Herzog Heinrich von Anjou, Katharina's verzärtelter Liebling, gerieth in hitzigen Zwist mit Condé, während Katharina ihm den Oberbefehl aller Streitkräfte des Reichs zuwenden wollte; die Hugenotten mußten das Schlimmste vom Hofe befürchten und brachen darum Ende September 1567 allenthalben los, um den Hof in Monceaux zu überrumpeln und sich Katharina's nebst ihren Söhnen zu bemächtigen. Noch rechtzeitig gewarnt, zog sich Katharina mit den Söhnen am 25. Sept. nach Meaux und unter dem Schutze der Schweizer Truppen nach Paris zurück. Das Complot war völlig gescheitert, nur verließ der Cardinal von Lothringen den Hof. Katharina und Karl verziehen es den Hugenotten nie, daß sie vor ihnen geflohen waren, während der Cardinal sich Spanien anschloß (s. bei ihm).

Der Krieg verwüstete Frankreich, die Hugenotten stellten Forderungen zu ihrer Sicherung an die Regierung, aber Katharina und Karl verweigerten jedes Zugeständniß; sie behandelten sie kurzweg als Rebellen, verließen sich auf den Beistand der rechtgläubigen Hauptstadt, auf den Klerus, der große Beisteuern versprach, auf Alba's Thaten in den Niederlanden und seine Bereitwilligkeit, ein Heer nach Frankreich zu führen, und auf den fanatischen Papst Pius V. Vergebens suchte der greise Connetable Montmorency die Châtillons und Condés Katharina und Karl IX. zu nähern, sie stießen sich schroff ab,

Montmorency brach mit ihnen, was Katharina eine große Genugthuung bereitete, und griff das protestantische Heer bei Saint-Denis an, wo er siegte, aber tödlich verwundet wurde. Der Krieg dauerte fort. Katharina, froh, des wenig gefügigen Connétable überhoben zu sein, besetzte sein Amt nicht wieder und ließ ihrem Sohne Heinrich den Oberbefehl aller Truppen als Generallieutenant des Königreichs übertragen; sie hielt Karl IX. davon ab, selbst das Obercommando zu führen und selbständig zu handeln. Karl, der manchmal gegen sie auftreten wollte, war ihr nie sympathisch, erweckte ihr stets Unruhe, Heinrich war ihre Creatur und ihrem Herzen am liebsten von allen Kindern, weil er das verderbteste war. Alba sandte ihr Truppen, während es ihr gelang, die lutherischen Fürsten Deutschlands von der Unterstützung der Hugenotten abzuhalten; den letzteren kamen hingegen pfälzische Truppen unter Johann Kasimir zu Hülfe und Chartres war bereits von ihnen bedroht, als die Dinge sich zum Frieden wendeten. Katharina bebte vor dem Gedanken zurück, große spanische Hülfstruppen unter Alba nach Frankreich zu ziehen und sich von ihm Gesetze geben zu lassen, und im Einvernehmen mit l'Hôpital bot sie den Hugenotten die Friedenshand; am 27. März 1568 registrirte das pariser Parlament den ihnen sehr günstigen Frieden von Longjumeau ein, der aber bald als hinkender Friede gehöhnt wurde und dessen Garantie der Hof in sehr verdächtiger Weise verweigerte. Die Protestanten und die Deutschen zogen in die Heimat, indessen abermals die katholische Richtung bei Katharina mächtigen Einfluß gewann; sie versicherte den Katholiken heimlich, ihre Gesinnungen hätten sich nicht im mindesten geändert. Wollten die Gemäßigten im Kronrathe den Frieden halten, so fand hingegen der Cardinal von Lothringen von neuem Anhalt bei Katharina, die den Hugenotten das Jahr 1567 nicht verzieh und in dem Cardinal die beste Hülfe zur Erlangung von Geldern sah; Philipp II. stellte sich ihr völlig zu Diensten, Pius V. tadelte heftig die Uebereinkunft mit den Ketzern. Der Friede blieb auf dem Papiere stehen, überall loderte die Leidenschaft fort, eine Gewaltthat folgte der andern und die Katholiken hatten bei weitem das Uebergewicht im Reiche wie im Kronrathe.

L'Hôpital's Stellung war untergraben, die entscheidenden Stimmen im Rathe besaßen Katharina, der Cardinal von Lothringen und Katharina's gefährlichster und genauester Vertrauter, der Milanese Birago (Biragues). Sie wollten die Häupter der Hugenotten in der Provinz voneinander getrennt halten und von der Masse derselben lösen, forderten von ihnen geradezu Geld, um zu ihrer Ausrottung verwendet zu werden, und Katharina traf alle Anstalten, um die Hugenotten meuchlings zu überrumpeln. Sie beauftragte den starr katholischen Gouverneur Burgunds, Tavannes, den Prinzen von Condé in seinem Schlosse Noyers mit Admiral Coligny aufzuheben, Tavannes aber gab ihnen selbst Nachricht und sie entflohen nach La-Rochelle, der Burg des Protestantismus; der Cardinal von Châtillon, Coligny's Bruder, eilte nach England, wo ihn Elisabeth gütig aufnahm. Allem Anscheine nach würden die Führer der Hugenotten hingerichtet worden sein, wenn sie in die Gewalt Karl's IX. gefallen wären; die Krone griff zu Alba's Rathschlägen von Bayonne, Katharina warf die Maske ab, brach mit l'Hôpital, den sie ihrem Sohne als verkappten Hugenotten hinstellte, und erreichte seine Entlassung am 7. Oct. 1568, worauf Birago den Kronrath leitete und der Florentiner Alberto Gondi dem jungen Monarchen ultramontane Fürstenspiegel vor Augen hielt. Katharina schrieb an Philipp II., die Religionsfreiheit werde widerrufen, und nichts hindere, die militärischen Operationen in den Niederlanden und Frankreich zu combiniren; es ergingen die grausamen Septembereidicte zur Vernichtung der reformirten Lehre, die Regierung verfolgte unter dem Beifalle des fanatischen Papstes ultramontane Wege. Der Religionskrieg brach überall von neuem aus, Katharina's Sohn Heinrich führte mit Marschall von Tavannes die Katholiken, Condé fiel bei Jarnac, Katharina und Karl IX. stießen im Februar 1569 bei Metz zum Heer; Karl und Heinrich geriethen bald in heftigen Streit, Katharina und der Cardinal von Lothringen riefen beständig spanische Hülfe an, Coligny und die Seinen wurden zum Tode verurtheilt und Katharina jubelte über seine Niederlage bei Moncontour; von neuem ging sie mit Karl IX. zum Heer. Aber der Krieg erschöpfte beide Parteien und Katharina sah Frankreich täglich mehr in spanische Abhängigkeit gerathen; die Fortsetzung des Krieges schien allein Philipp II. Nutzen bringen zu können, dessen grenzenlosen Ehrgeiz die staatskluge Frau nicht noch nähren wollte. Ihre Tochter, seine Gemahlin Elisabeth, war im October 1568 gestorben, Familienbande verknüpften sie nicht mehr, sie wünschte nicht die von ihm vorgeschlagene Vermählung seiner Schwester, der alten Prinzessin-Witwe Johanna von Portugal, mit Karl IX., dem sie in Wien eine Gattin suchte, war nicht gesonnen, Alba zu ihrer Hülfe nach Frankreich zu rufen, und begann sich den Hugenotten wieder zu nähern; diplomatische Intriguen behagten ihr mehr als Gewaltacte, die ihr ohnehin nichts nützten, wie sie erfahren hatte; sie begann Unterhandlungen mit Königin Johanna von Navarra, der Bannerträgerin des Hugenottenthums, und blieb auf diesem Wege; in den wohlwollendsten Ausdrücken schrieb sie an Coligny, voll Betrübniß sah sie, wie Karl IX. seinen Bruder Heinrich nicht zu der Macht gelangen ließ, die sie dem Lieblinge zuertheilen wollte, und wiederum war sie es, die Karl dazu bestimmte, am 8. Aug. 1570 den den Protestanten sehr vortheilhaften Frieden von Saint-Germain-en-Laye abzuschließen, gegen den Pius V. vergebens wetterte. Sie war völlig entmuthigt und zu den größten Zugeständnissen geneigt, um wie bisher im günstigen Augenblicke doch wieder zur Politik der freien Hand zu greifen. Jetzt wollte sie die Parteien balanciren, durch Intriguen den Ausbruch wilder Leidenschaft niederhalten und ihre Kinder möglichst politisch verheirathen; nahm Philipp II. zu ihrem großen Aerger ihre Tochter Margaretha nicht und zeigte offen seine Geringschätzung Katharina's, worin ihn sein Gesandter in Paris nahezu überbot, so strebte sie nach engeren Beziehungen zu Elisa-

beth von England und zum Kaiser. Karl heirathete Elisabeth von Oesterreich, Heinrich sollte Elisabeth von England heimführen, was der Cardinal von Châtillon (s. oben) ihr eingegeben und ihr Mutterherz sofort mit Inbrunst aufgegriffen hatte. Mehr und mehr näherte sie sich England, den Hugenotten und den deutschen Protestanten, sich von Spanien entfernend, dessen Machthaber sich herbe über sie beklagten und ihr sogar ein sträfliches Verhältniß mit dem Cardinal von Lothringen und heimliche Betheiligung an der französischen, mit den Wassergeusen verbundenen Piraterie nachsagten. Gelegentliche Schwankungen nach der andern Seite hin konnten bei ihrem Charakter nicht verwundern, sie war der Leitung Frankreichs in so stürmischen Zeiten nicht gewachsen, wurde von persönlichen Interessen und Empfindungen hierhin und dorthin getrieben und „machte den oft widerspruchsvollen Anforderungen der Lage, welche sie nie eigentlich beherrschte, ebenso widersprechende Concessionen“ (Baumgarten). Zu ihrem Kummer weigerte sich ihr Sohn Heinrich, Elisabeth von England zu heirathen; er war fanatischer Papist, wollte den Oberbefehl einer christlichen Weltarmee gegen die Türken führen und Maria Stuart zur Gemahlin nehmen. Katharina unterhandelte nun in England für Elisabeth's Hand, um sie in die ihres jüngsten Sohnes, Herzogs Franz von Alençon, zu legen, und versprach ihrem Gesandten, wenn er die Ehe zu Stande bringe, großartigen Lohn. Gleichzeitig suchte sie mit den deutschen Protestanten, an die sie Kaspar von Schomberg sandte, anzuknüpfen und in Allianz mit ihren Fürsten zu treten, und auf den Rath des Marschalls von Montmorency die Ehe ihrer Tochter Margaretha mit Heinrich von Bourbon, dem Erben Navarras, einzufädeln, worin sie ein vorzügliches Mittel religiöser und politischer Pacification fand. Sie kam den Hugenotten vielfach freundlich entgegen, ohne l'Hôpital wieder ins Amt zu ziehen und Birago zu entlassen, freudig reichten ihr die Hugenotten die Hand; Graf Ludwig von Nassau erschien im Juli 1571 am Hofe Karl's IX., um mit ihm und Katharina wegen Unterstützung der Niederlande gegen Spanien zu unterhandeln. Katharina setzte große Hoffnungen auf die Aussöhnung mit Admiral Coligny, bat den Großherzog Cosimo von Toscana um Verwendung bei dem Papste, damit dieser die für die Eintracht Frankreichs nöthige Rückkehr Coligny's an den Hof gutheiße, sicherte Coligny ihre Gnade und ihren Schutz sowie strenge Beobachtung des Friedensvertrages zu und traf in einer Reihe von Artikeln mit ihm ein förmliches Abkommen. Trotz aller Warnungen seiner besorgten Freunde traf der Held allein am 12. Sept. in Blois ein und wurde von Katharina und Karl sehr freundlich empfangen. Schon in wenigen Tagen besaß Coligny eine sehr einflußreiche Stellung bei Hofe und Karl IX. widmete ihm kindliche Verehrung; Katharina betrieb die Heirath Margaretha's mit Heinrich von Bourbon, während die englischen Heirathspläne sich trübten; alle Wühlereien der katholischen Hofpartei, der Gesandten Spaniens und des Papstes gegen Coligny blieben erfolglos und Spanien verlor trotz zuvorkommender Artigkeit gegen Katharina allen Boden am Hofe; der große Sieg von Lepanto fand wenig Widerhall bei Katharina und Karl. Katharina, die ihren Sohn Heinrich durchaus verheirathen wollte, sah sich jetzt nach einer polnischen Prinzessin um, die Stellung zu England wurde eine andere, der französische Hof betonte wieder mehr die Verwandtschaft mit Maria Stuart. Mit dem Papste rang Katharina förmlich um den Dispens zur Ehe Margaretha's mit Heinrich von Bourbon, von dessen Mutter, Königin Johanna von Navarra, sie nur mit großer Mühe die Einwilligung erlangte; Katharina dachte Heinrich's rasch Meister zu werden und ihn zum katholischen Glauben zurückzuführen, Johanna fürchtete nichts so sehr als dies, denn sie war ebenso fromm wie Katharina ungläubig. Von neuem bemühte sich die französische Regierung um ein Bündniß mit England, während sie den Krieg mit Spanien vermied; Katharina warb eifrig für Alençon um Elisabeth's Hand, wurde aber von ihr hingehalten, da es Elisabeth nie Ernst mit der französischen Ehe war; hingegen kam trotz aller Intriguen katholischerseits in Blois im April 1572 eine gegen Spanien gerichtete Defensivallianz zu Stande und Katharina überließ Maria Stuart ihrem Schicksale. Ihr furchtsamer Charakter bebte vor offenem Bruche mit Spanien zurück, ohne daß sie je spanisch gesinnt war; Karl IX., der weit weniger die halben Maßregeln liebte und auf Coligny lauschte, drohte ihrer Autorität zu entschlüpfen, es kam zwischen Mutter und Sohn zu Zwisten und die französische Politik schwankte haltlos hin und her; war doch Katharina die Lüge selbst und verlor sich im Abgrunde ihrer Falschheit. Spanien setzte sich, ihren Freundschaftsgelübden mistrauend, in Bereitschaft, eine französische Invasion abzuschlagen, und England unterstützte Frankreichs niederländische Pläne nicht, so sehr auch Coligny dahin arbeitete. Täglich erlitt die französische Politik Schwankungen, allmählich neigte sie sich jedoch Spanien zu; Cosimo von Toscana lieh Alba Geld, um den Hugenotten besser entgegenwirken zu können, und wenn der französische Hof dies misbilligte, so wurde er dadurch gleichzeitig von einem spanischen Kriege noch mehr abgehalten. Mit England wie mit den deutschen Protestanten unter Kursachsen ließ sich nichts erzielen; eine Allianz mit der Pforte gegen Spanien kam nicht zu Stande. Heinrich, König von Navarra, und der Prinz von Condé waren in Paris, wo die Heirath des ersteren bald stattfinden sollte, als die Nachricht von der Niederlage der in die Niederlande eingebrochenen französischen Hugenotten unter Genlis bei Mons eintraf und bei den Katholiken grenzenlosen Jubel hervorrief. Katharina kam die Niederlage äußerst erwünscht, Karl IX. hingegen ließ sich durch Coligny von neuem zum Kriege mit Spanien stimmen, während Katharina bei ihrer erkrankten Tochter, der Herzogin Claudia von Lothringen, in Châlons weilte. Jetzt eilte sie mit dem festen Entschlusse nach Paris, den Krieg zu verhüten, warf die Pläne Coligny's um, es kam zu stürmischen Rathssitzungen, Coligny unterlag völlig und sprach die Befürchtung aus, es könne ein Bürgerkrieg Frankreich zerfleischen. Karl beugte sich mit innerm Widerwillen Katharina's Politik und Coligny war willens,

auf eigene Faust dem Prinzen von Oranien Hülfe zu bringen, da er es versprochen habe. Katharina sah in ihm nicht nur ihren Feind und gefährlichsten Rivalen auf Karl's Entschlüsse, einen Mann von fast unabhängiger Machtstellung, sondern sie haßte ihn glühend und sann darauf, ihn aus ihrem Wege zu räumen. Auf katholischer Seite wurde jetzt alles aufgeboten, um Frankreich im katholischen Sinne zu bestimmen, von allen Seiten hetzten die katholischen Höfe gegen die Hugenotten. Am 18. Aug. fand die Trauung Margaretha's mit Heinrich von Navarra statt, zu der die Hugenotten zahlreich nach Paris strömten. Coligny durfte nicht länger leben, Katharina bei Karl IX. verdrängen, sie von der Beherrschung Heinrich's von Navarra zurückhalten und die Hugenotten schirmen; mit ihrem Sohne Heinrich, der rachsüchtigen Witwe des Herzogs Franz von Guise, Herzogin Anna von Nemours, und deren Sohne, Herzog Heinrich von Guise, verabredete sie seine Ermordung, wovon ihr Verwandter, der Nuntius Salviati, ebenfalls erfuhr. Der Schuß auf Coligny fiel am 22., verwundete ihn aber nur. Katharina blieb sehr ruhig, als infolge des Attentats die furchtbarste Aufregung im Schlosse herrschte, besuchte Coligny mit ihren Söhnen, kürzte eine geheime Unterredung des Kranken mit Karl IX. mit sichtlicher Angst ab und schickte ihm einen Chirurgen, den er zurückwies. Sie ruhte nicht, bis ihr Karl die geheime Unterredung mitgetheilt, die Warnungen vor ihrer Lenkung enthielt. Da der Schuß fehlgegangen war, die Hugenotten drohend Rache forderten und sie für sich selbst fürchten mußte, suchte sie Rettung in einer allgemeinen Metzelei; ihre Umgebung, Birago, Gondi, Nevers, Tavannes, ihr Sohn Heinrich, der Bastard Angoulême riethen ihr gleichfalls dazu, und durch teuflische Verführung gelang es ihr, den schwachen König zur Einwilligung zu bringen, worauf die Greuel der Bartholomäusnacht in Paris erfolgten und im ganzen Reiche Nachahmung fanden. Trotz dieser Frevelthaten, die Katharina den Fluch der Weltgeschichte zuziehen, glaubte sie vermittelnd auftreten zu können. Sie wollte sich weder den Guises noch Spanien überliefern, eine unversöhnliche Reaction gegen die Hugenotten widerstrebte ihrer Schaukelpolitik; sie suchte England und die deutschen Protestanten zu überzeugen, der Schuß auf Coligny sei das Werk der Guises und die Verfolgung der Hugenotten nur verzweifelte Nothwehr, und betheuerte, auch nach den letzten Vorgängen bleibe die französische Politik die alte. Vergebens versuchte sie, nachdem sie das Signal zum Gemetzel gegeben, ihm Einhalt zu gebieten, vergebens bei den protestantischen Höfen die Schuld von sich auf die Guises abzuwälzen, während sie bei den katholischen sich der mit That brüstete; die öffentlichen Erklärungen der Krone, die sich aufs grellste widersprachen, zerstörten den letzten Rest von Achtung vor solchem Sündenregimente; Katharina sträubte sich vergebens gegen die unvermeidlichen Folgen ihres Verbrechens. Triumphirend sah sie, wie Heinrich von Navarra und Condé ihren Glauben abschworen. Alle Wohlgesinnten warfen auf sie den glühendsten Haß und die schnödeste Verachtung, die Hugenotten erhoben sich zu neuem Kampfe gegen die feige Mörderin, die abermals Karl IX. ganz in ihre Gewalt gebracht hatte; in La-Rochelle schien Katharina's Staatskunst scheitern zu sollen, hier nützten weder Waffen noch Verlockungen, und es blieb nichts übrig, als im Juli 1573 den Hugenotten ein ziemlich günstiges Edict zu bewilligen. Nach außen hielt Katharina an der gemäßigten Haltung der letzten Monate fest, und nur durch sie wurde es den geschickten Diplomaten Katharina's möglich, ihrem Sohne Heinrich 1573 den polnischen Thron zu verschaffen. Trotzdem sah sie ihren Liebling mit derselben Trauer scheiden, wie Karl IX. darüber Freude empfand, und begleitete ihn bis Blamont in Lothringen. Sie träumte davon, ihn auch noch zum Protector der Niederlande berufen zu sehen, griff zu Coligny's niederländischen Plänen zurück und erörterte ihre freundlichen Absichten Ludwig von Nassau. Ein Jahr nach der Bartholomäusnacht erhoben die Hugenotten die entschiedene Forderung voller Freiheit zur Ausübung ihrer Religion; Katharina war verblüfft, hielt aber an sich und suchte wieder auf Schleichwegen Herrin der Lage zu bleiben. Die Großen des Reiches erkannten immer mehr, daß es Katharina um ihre Vernichtung zu thun sei und sie durch einander aufgerieben werden sollten, und arbeiteten an einer Allianz der Partei der sogenannten Politiker mit den Hugenotten gegen die Königin-Mutter und die Guises; sie wollten Frankreich Katharina um jeden Preis entziehen. Eine Flut von Pamphleten ergoß sich gegen sie. Katharina ließ in allen Provinzen die Stimmung sondiren und versprach die Berufung von Reichsständen, suchte aber denselben auszuweichen und beauftragte Biron, La-Rochelle zu überrumpeln; als dies mißglückte, leugnete sie ihre Theilnahme an diesem Friedensbruche. Der Herzog Franz von Alençon, Katharina's jüngster Sohn, beanspruchte, seitdem Heinrich in Polen war, dessen bevorzugte Stellung als Generalstatthalter des Reiches; Katharina und Karl IX. gewährten sie ihm nicht und er begann, offen Widerstand zu leisten. Er war durchaus unzufrieden mit Mutter und Bruder, und die Politiker unter den Montmorencys und dem Marschall von Cossé dachten daran, ihn an ihre Spitze zu stellen. Man überredete ihn, Katharina, die ihn hasse, habe den Papst und Philipp II. darüber befragt, ob man ihm das Los des Don Carlos bereiten solle. Heinrich von Navarra traute ihr ebenfalls das Schlimmste zu, fürchtete wiederholt für sein Leben ihr und den Guises gegenüber und trat zu Alençon, den bereits Spione seiner argwöhnischen Mutter umringten. Die Verschwörung scheiterte, ein Günstling Alençon's, La Môle, verrieth sie Katharina. Der Herzog wurde beschuldigt, er habe seine Mutter vergiften oder umbringen wollen; er gestand das ganze Complot, opferte seine Genossen feige und wurde mit König Heinrich zu Vincennes in engem Gewahrsam gehalten; die Marschälle Montmorency und Cossé kamen in die Bastille, andere wurden mit dem Tode bestraft, unter ihnen La Môle und Coconas. Der Hof hatte sich nach Vincennes geflüchtet und bot der Rebellion im Lande energischen Widerstand, auch sandte Katharina Mörder gegen hervorragende Feinde aus, die

aber nichts ausrichteten, der Prinz von Condé entrann ihrer Gewalt. Da starb Karl IX., zuletzt den Mordplänen Katharina's gegen Alençon und Navarra sich versagend; er befahl am 29. Mai 1574 den Provinzialgouverneuren, seiner Mutter bis zur Ankunft seines Nachfolgers aus Polen zu gehorchen, und übertrug ihr am 30. Mai die Regentschaft; sein letztes Wort war der Fluch seines Lebens, „meine Mutter"; von ihr hatte er sich nie emancipiren können.

Katharina wurde durch den frühen Hintritt des dritten Sohnes nicht im mindesten erschüttert; jetzt bestieg ja ihr Liebling, der nichtswürdige Heinrich III., den Thron.

Katharina hatte sich um die Marine und den Seehandel Frankreichs bedeutende Verdienste erworben, Industrie und Gewerbe gefördert, dabei aber das Prohibitivsystem in aller Strenge durchgeführt, was manchen Schaden verursachte; sie pflegte den Seidenbau. Unermüdlich und ewig arbeitsam, beschäftigte sie sich mit Vorliebe mit Bauten, deren sie meist mehrere gleichzeitig in Angriff nahm, und hielt den edeln Charakter der Renaissance, so lange sie waltete, rein aufrecht. Dem großen Bildhauer Germain Pilon schenkte sie besondere Gunst, Philibert Delorme pries sie wegen ihrer Neigung zur Architektur und begann mit Jean Bullant 1564 die Tuilerien, die sie durch eine enorme Galerie mit dem Louvre verbinden wollte; Pierre Lescot erbaute für sie das Hôtel-Soissons, wo sie ihre astrologischen Beobachtungen machte (sie glaubte an Astrologie und Eingebungen der Geisterwelt, trug wundersame Amulete und behauptete, die Kraft des Zweiten Gesichts zu besitzen). Die schönen Künste blühten noch, waren aber in der furchtbaren Corruption der Sitten bereits im Niedergange begriffen. Viele republikanische Schriften wurden gegen den blutigen Thron der letzten Valois geschleudert; du Bartas, d'Aubigné, Bodin, Hotman, Languet traten auf die Bühne, Montaigne begann seine große Laufbahn. Katharina bereicherte die königliche Bibliothek mit den griechischen Handschriften, die ihr Urgroßvater Lorenzo der Prächtige nach der Eroberung Konstantinopels gekauft hatte, pflegte die Wissenschaften als echte Mediceerin, schuf herrliche Bauten in den Provinzen und bedauerte nur, nicht genug Mittel zu neuen Schöpfungen zu besitzen.

Vor allem verlangte Katharina von Heinrich III., der Polen wie ein Deserteur verließ, um in Frankreich zu herrschen, strengste Bestrafung der letzten Verschwörung und hielt Navarra nebst Alençon in genauer Aufsicht, während der Krieg im Lande fortdauerte, die Hugenotten sich zu einem neuen Bunde scharten und den Marschall von Damville für sich gewannen, Heinrich aber seine Regierung mit der Abtretung Pignerols, Perusas und Saviglianos an Savoyen schimpflich einleitete. Noch ehe Heinrich die französische Grenze überschritten, ließ sich Katharina von ihm versprechen, daß er die Montmorenchs wie die Hugenotten vernichten werde, rieth ihm, Damville zu verhaften, als er sich ihm vertrauensvoll nahte, welcher Gefahr der Marschall entrann, sandte ihm ihre Gefangenen Heinrich von Navarra und Franz von Alençon entgegen, die sich bei ihm rechtfertigten, trotzdem aber genau beobachtet blieben, umarmte ihn selbst in Bourgoin und zog mit ihm im September 1574 in Lyon ein. Im Vereine mit dem Cardinal von Lothringen, der bald darauf starb und ihr durch seinen Tod eine viel beargwöhnte Allianz entzog, bestimmte sie Heinrich III., das politische Erbe seines Bruders anzunehmen, keine von der katholischen abweichende Religionsübung zu dulden und nur denen Frieden zu gewähren, welche die Waffen niederlegten und sich ihm unterwürfen. Der allgemeine Haß gegen Katharina traf bald zugleich den König, dessen Bruder Alençon von neuem complotirte und die Anarchie im Reiche vermehrte. Von Heinrich III. am Leben gefährdet, entwich Alençon und machte alle Klagen der Misvergnügten zu den seinigen. Ein neuer „Krieg zum öffentlichen Wohl" begann, England und Deutschland sandten den Religionsverwandten Gelder und Truppen. Katharina und Heinrich waren voll Schrecken; Gift und Dolch schienen ihre Herrschaft nicht befestigen zu können; so lenkte Katharina bald ein, entließ Montmorency und Cossé aus der Bastille und suchte den Frieden herzustellen. Das Mistrauen gegen sie war unbegrenzt, selbst Heinrich III. ließ sich von seinen Mignons gegen sie einnehmen, kehrte aber bald aus Furcht vor ihrer Rache zu ihr zurück. Am 21. Nov. 1575 kam ein Waffenstillstand zu Stande, der Alençon und Condé in eine dem Königthume gefährliche Stellung versetzte und Heinrich große Summen an den Pfalzgrafen Johann Kasimir kostete. Heinrich war nicht gesonnen, die Abmachungen zu halten, wie es Katharina hingegen wünschte, es kam zum Bruche der Waffenruhe, Heinrich von Navarra entwich und kehrte zum reformirten Glauben zurück; es blieb Katharina und Heinrich nichts übrig, als im Mai 1576 das fünfte Pacificationsedict, von allen das vortheilhafteste für die Hugenotten, zu erlassen. Katharina hoffte, nach demselben die Politiker und die Hugenotten dauernd trennen zu können, Alençon, der zum Herzog von Anjou, Touraine und Berry erhoben wurde und eine fast unabhängige Stellung erhielt, ganz zu gewinnen, sich mit den Montmorenchs auszusöhnen und nur die Hugenotten sich gegenüber zu haben. Die eifrigen Katholiken verwünschten Katharina wegen des neuen Edicts, und der Same zur Ligue wurde jetzt in Frankreichs Erde gelegt; bereits auf dem Reichstage in Blois im December traten die liguistischen Anschauungen deutlich zu Tage: es sollte nur eine Religion in Frankreich geduldet werden. Katharina besprach sich mit den Deputirten und billigte den Wunsch nach einer Religion. Dann trat sie, „leicht beweglich wie sie war und in ihrer jedesmaligen Richtung entschieden", zu den Gemäßigten, und in der großen Berathung vom 28. Febr. 1577 sprach sie, im Hinblicke auf den trostlosen Finanzzustand, dafür, den Religionskrieg zu vermeiden, den Staat und den König zu wahren. Aber der Krieg brach aus, Herzog Franz von Anjou befehligte das königliche Hauptheer, was ihn in offenen Widerspruch mit seinen bisherigen hugenottischen Verbindungen setzen mußte, während Damville sich von den Hugenotten löste. Die Königlichen waren vom Erfolge gekrönt, Anjou wurde als Heros gefeiert. Trotz

dieser Siege hielt es Katharina, die nach wie vor die entscheidende Stimme führte, geboten, abermals Frieden zu schließen; es kam zum Vertrage von Bergerac und zum Edicte von Poitiers im September 1577, die Philipp II. und Herzog Heinrich von Guise bitter tadelten, welcher letztere Heinrich III. täglich gefährlicher erschien. Vergebens suchte Katharina die Parteien zu beruhigen, begab sich in die am meisten verwüsteten Provinzen und suchte Heinrich von Navarra, dem sie im Februar 1579 in Nérac zu Gunsten der Hugenotten neue Concessionen machen mußte, zum Katholicismus zurückzuführen. Es kam zu neuem Kriege, der auf der Basis von Bergerac und Nérac im November 1580 zu Fleix endete. Mittlerweile mischte sich Katharina's Sohn Franz in die niederländischen Händel, was sie um so mehr billigte, als ihr Astrologen prophezeit hatten, jeder ihrer Söhne werde eine Krone tragen; sie war hierin im Widerspruche mit Heinrich III., der den Bruder haßte und seine Unternehmungen entschieden verwarf. Elisabeth von England knüpfte wieder mit Franz an, ohne je an die Heirath zu denken, er übernahm 1581 die Souveränetät der Niederlande, während Philipp II. ihrer verlustig erklärt ward, hatte aber außer mit Spanien mit seiner Lage beständig zu kämpfen. Nach dem Tode des Königs Cardinals Heinrich von Portugal erhob Katharina 1580 als Descendentin Robert's von Boulogne, des ältesten Sohns Königs Alfonso III., von der Mutterseite her Ansprüche auf den Thron, und als Philipp II. von Spanien Portugal annectirte, unterstützte sie gegen den Willen Heinrich's III. den nach Frankreich geflüchteten Prätendenten Don Antonio mehrere Jahre lang mit Geld, Mannschaft und Schiffen, ohne aber Spanien um den Besitz Portugals bringen zu können. Ihr Sohn Franz fand nach seinen niederländischen Miserfolgen im Juni 1584 ein frühes Ende; Katharina blieb von allen Söhnen nur Heinrich, der kinderlos war; sie sah ins offene Grab der Dynastie. Der Himmel hatte sie schwer gezüchtigt; nach ihren Söhnen mußte der Ketzer Heinrich von Navarra, den sie verabscheute, oder Heinrich von Guise, dem sie die gleichen Gefühle widmete, den Thron besteigen. Katharina soll daran gedacht haben, beides zu verhüten, indem sie das Salische Gesetz in Frankreich beseitigte und dem Sohne ihrer verstorbenen Tochter Claudia, Herzog Heinrich von Lothringen, den Thron vererbe. Liebte sie dessen Schwester Christine, die an ihrem Hofe erzogen worden, über alles und hinterließ ihr nachmals ihre Ansprüche auf das Herzogthum Urbino, so sagte sie zu ihm, er solle der Stab ihres Alters werden. Der Herzog von Guise war noch schlauer als die große Intriguantin, wußte sie für die von ihm geleitete Ligue günstiger zu stimmen, indem er ihrem Gedanken an die lothringische Erbfolge scheinbar Beifall schenkte, konnte sie aber nicht für seinen Patron, Philipp II., einnehmen; sie dachte an offenen Krieg mit Spanien und bemächtigte sich Cambrays als Garantie für ihre portugiesischen Ansprüche. Jetzt schloß die Ligue den Vertrag von Joinville zur Vernichtung der Hugenotten, am 31. März 1585 publicirte sie ihr Manifest in Péronne und von neuem brach der Religionskrieg mit aller Wuth aus. Anstatt muthigen Widerstand zu leisten, verlor Heinrich III. allen Halt und schloß lieber mit dem Feinde einen Vertrag, als sich mit ihm zu schlagen. In ihrem Manifeste hatten die Guises an die Weisheit Katharina's appellirt, ohne die das Reich längst zertrümmert wäre, sie zu ihrer Hülfe aufgefordert und angedeutet, sie habe nicht mehr den gebührenden Antheil an den Geschäften; sie schien ihnen persona grata, darum übertrug ihr der Sohn die Verhandlung mit ihnen. Sie begann sie in Epernay, wohin sie trotz Gicht und Husten eilte; sie zitterte vor der Thronfolge Navarra's und fürchtete, er könne seine treulose Frau umbringen lassen; weit schwerer als die religiösen Forderungen ließen sich die persönlichen Ansprüche der Liguisten befriedigen und Metz ihnen vorenthalten; übrigens mußten ihnen sehr große Concessionen am 7. Juli 1585 im Vertrage von Nemours gemacht werden, in dem ferneres Bekenntniß und Ausübung jeder andern als der katholischen Religion bei Todesstrafe und Güterconfiscation verboten wurde. Das Königthum war in der Gewalt der Guises, seit der Vertrag und das Religionsedict am 18. Juli vom Parlamente einregistrirt worden. Trotzdem begann Katharina Unterhandlungen mit Heinrich von Navarra, der Krieg gegen die Hugenotten fing abermals an und die Guises warnten Katharina, sich nicht an den Abgrund der Excommunication zu wagen, indem sie mit dem gebannten Navarreser verhandle; sie trauten ihr nicht, als sie ihnen versicherte, sie halte ihren Schwiegersohn nur zum besten, und fürchteten, sie und Heinrich III. würden plötzlich wieder mit den Hugenotten eine Bahn wandeln; ebenso wenig traute ihr der kluge Navarreser. Der Tod Maria Stuart's ließ ihre alte Feindin kalt, doch neigte sie sich immer mehr zu den Guises und hätte selbst eine ernstliche Unternehmung gegen Heinrich von Navarra gebilligt; ihr Sohn war aber entschieden dagegen, entzweite sich sogar mit ihr darüber, warf ihr den schlechten Erfolg ihrer früheren Rathschläge vor und wünschte, sie mische sich nicht mehr in seine Angelegenheiten. Trotz ihrer Hinneigung zu den Guises beargwöhnte sie mit lauerndem Sinne den Ehrgeiz dieses Hauses und ließ den Herzog Heinrich nicht aus den Augen. Zwischen diesem und Heinrich III. brach in der That der heftigste Streit aus, der Herzog stellte Forderungen, die seinem Hause und seiner Partei ein unerträgliches Uebergewicht zu geben drohten, und erschien trotz königlichen Verbots am 9. Mai 1588 in Paris, wo er bei der verblüfften Katharina abstieg. Hatte sie auch alles gethan, den Kecken zu ermuthigen, so erschrak sie nicht wenig, als er unerwartet eintraf, und führte ihn, obgleich krank, zum König, nachdem sie diesen rasch vom Besuche benachrichtigt hatte. Der allgemein beliebte Herzog wurde bald Herr von Paris, Katharina und Königin Louise, Heinrich's III. Gemahlin, beschworen letzteren, keine Schlacht in den Straßen liefern zu lassen, Katharina unterhandelte mit dem Herzoge, mußte aber die härtesten Bedingungen vernehmen, und während sie für ihren Sohn die Verhandlungen fortsetzte, entfloh dieser am 13. Mai nach Char-

tres. Katharina blieb in Paris, was der Sache Guise's einen gewissen legalen Charakter verlieh, man glaubte darum nicht an seinen ewigen Bruch mit Heinrich III. Sie belauerte jeden Schritt des stolzen Herzogs, der sich in Paris mehr und mehr befestigte, näherte sich der Bürgerschaft, suchte Furcht und Unruhe zu mindern und die Rückkehr des Monarchen zu ebnen; sie reiste zu diesem, um ihn nach Paris zu holen, er aber blieb in Chartres, und eine Parlamentsdeputation, die sie nach ihrer Rückkehr an ihn veranlaßte, hatte denselben Mißerfolg. Hingegen willigte der elende König in die exorbitanten Forderungen des Herzogs und entließ den letzteren, Katharina und dem Minister Villeroi verhaßten Günstling, Herzog von Epernon; der 15. Juli war geradezu ein Tag der Entehrung für ihn, und vergebens hatte Katharina versucht, die Bedingungen zu mäßigen. Trotz ihrer Bitten kehrte der König nicht nach Paris heim, wo Guise die Autorität eines Connétable ausübte, aber empfing ihn auf ihre Veranstaltung mit erheuchelter Herzlichkeit in Chartres; am 1. Sept. bezog er mit Katharina und Guise Blois, wohin er die Stände berief. Er wollte mit ihrer Hülfe wieder zur Macht gelangen, zu welchem Zwecke er auch ohne Vorwissen seiner Mutter und des Herzogs sein Ministerium plötzlich wechselte. Katharina wohnte der Ständeversammlung an, die ihr Sohn mit einer Lobrede auf sie eröffnete. Am 18. Dec. wurde bei ihr die Vermählung ihrer Enkelin Christine von Lothringen (s. oben) mit dem Großherzoge Ferdinand I. von Toscana gefeiert, gewissermaßen eine neue Bluthochzeit, da der König am 23. d. M. den Herzog und den Cardinal von Guise in Blois ermorden ließ.

Katharina wußte nichts von dem neuen Verbrechen ihres Sohnes. Sie lag auf dem Sterbebette, als er triumphirend vor sie hintrat und sich rühmte, jetzt sei er König. Bestürzt rief sie aus: „Walte Gott, daß dieser Tod nicht die Ursache sei, daß Sie König von nichts werden! es ist gut abgeschnitten, könnten Sie es aber wieder zunähen?“ Mit Heinrich nicht einverstanden, raffte sie ihre letzten Kräfte zusammen und schleppte sich zu dem gefangen genommenen Cardinal von Bourbon. Dieser jedoch brach in heftige Anklagen gegen sie aus, schleuderte ihr die Schuld an allem Elende ins Gesicht und warf ihr vor, sie habe die Guises auf die Schlachtbank geliefert. Unter dem Eindrucke seiner Worte und angesichts der unvermeidlichen Gefahren, denen ihr Sohn entgegenging, verschied sie an der Gicht, siebzig Jahre alt, in Blois am 5. Jan. 1589. Sie hatte dreißig Jahre Frankreich unter drei Königen beherrscht, aber immer mehr war ihr die Macht entsunken, alle Welt verachtete und haßte sie, selbst ihr Heinrich. Sie schwand ziemlich unbemerkt von der Bühne, auf die sie Gift und Corruption ohne gleichen gebracht hatte; ihre princip- und gewissenlose Politik hatte den Staat unterwühlt und ihre Erbschaft war mit 8 Millionen Frcs. Schulden belastet.

Vgl. Discours merveilleux de la Vie, Actions et Deportemens de Catherine de Médicis Royne Mere (Paris 1649); Brantôme, Vie de Catherine de Médici; E. Alberi, Vita di Caterina de'Medici sagio storico (Florenz 1838); A. v. Reumont, Die Jugend Caterinas de Medici (2. Aufl., Berlin 1856), ins Französische übertragen von A. Baschet (Paris 1866); A. Trollope, The girlhood of Catherine de'Medici (London 1856); H. Baumgarten, Vor der Bartholomäusnacht (Straßburg 1882); J. de Croze, Les Guises, les Valois et Philippe II. (2 Bde., Paris 1866); H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789 (4. Aufl., Bde. VIII., IX. und X., Paris 1865); L. v. Ranke, Sämmtliche Werke, Bd. VIII. (Französische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, Bd. I., 4. Aufl. Leipzig 1876); Graf Hector de la Ferrière, Lettres de Catherine de Médicis (Bd. I., 1533—1563), in der Collection de documents inédits sur l'histoire de France (Paris 1880).

(Arthur Kleinschmidt.)

KATHARINA (von Valois), Königin von England, genannt „die Schöne“. Als zehntes Kind König Karl's VI. von Frankreich und Isabeau's von Baiern-Ingolstadt im Hôtel-Saint-Pol zu Paris am 27. Oct. 1401 geboren, verlebte Katharina eine entsetzliche und entbehrungsreiche Jugend, da ihr Vater wahnsinnig war und ihre gewissenlose Mutter sich nicht um ihre Kinder kümmerte. Als sich Isabeau 1408 mit ihrem Freunde, dem Herzoge von Orleans, nach Melun begab, ließ sie ihre Kinder Ludwig, Johann, Karl, Michaela und Katharina durch ihren Bruder, Herzog Ludwig von Baiern, auch dahin bringen, doch holten burgundische Truppen sie in Juvisy ein und führten sie nach Paris zurück. Nach der Verweisung Isabeau's nach Tours wurde Katharina ihrem verderblichen Umgange entzogen und wahrscheinlich im Kloster Poissy unterrichtet. Heinrich V. von England, der sich umsonst um ihre ältere Schwester Isabella beworben hatte, warf sein Auge auf Katharina und traf frühe Anstalten, ihre Hand zu gewinnen. Er wollte nicht nur Provinzen Frankreichs, auf die er als Sprosse Eduard's III. Ansprüche erhob, sondern auch die Hand Katharina's mit zwei Millionen Kronen Mitgift. Karl VI. wollte ihm keine Provinzen abtreten und Katharina nur 450,000 Kronen mitgeben, was Heinrich höhnend verwarf. Heinrich rüstete zum Kriege, um die Provinzen, Katharina und die verlangten Gelder zusammen zu erobern; die Verhandlungen gingen hin und her, bis Heinrich zum Schwert griff und Frankreich in der glorreichen Schlacht von Azincourt 1415 besiegte. Nach London zurückgekehrt, entsagte er seinen Plänen auf Katharina und dachte an eine aragonesische Heirath. In den Wirren Frankreichs verschaffte sich Katharina's Mutter 1417 die Freiheit und warf sich, im Einvernehmen mit Herzog Johann von Burgund, zur Regentin für den wahnsinnigen Monarchen auf. Katharina kam wieder unter ihre Obhut, und Isabeau concentrirte seitdem alle Mutterliebe einzig auf sie, entzog sie allen andern Kindern und gestattete Katharina großen Einfluß auf ihre Entschließungen. Katharina wollte Königin von England werden, ihre Mutter hatte für sie denselben Wunsch und sandte ihr Bild an Heinrich V. nach Rouen. Der König war über ihre blendende Schönheit entzückt, wollte aber nicht einen

Zoll breit von seinen enormen Forderungen weichen. Nach dem Falle von Rouen und der Einleitung eines Waffenstillstands suchten Isabeau und Johann von Burgund Heinrich V. durch eine persönliche Begegnung milder zu stimmen und kamen, von Katharina begleitet, am 29. Mai 1419 in Meulan mit ihm zusammen. Heinrich begrüßte die Damen sehr artig, küßte Katharina auf die Wange und zeigte sich von ihren Reizen bezaubert. Da er aber trotzdem von seinen Forderungen nicht abstand, so brachte Isabeau Katharina zu den weiteren Conferenzen nicht mehr mit, was Heinrich in hohem Grade beklagte, da sie tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Die Conferenzen endeten ergebnißlos und Heinrich war außer sich über die Abreise der französischen Herrschaften, aber mehr als je gewillt, Katharina's Gemahl zu werden, wie er in schroffster Weise dem Herzoge von Burgund kundgab. Heinrich's fortwährende Siege führten neue Unterhandlungen mit Karl VI. und Isabeau herbei, und im Frieden mit ihm zu Rouen, am 25. Dec. 1419, verhieß er, Katharina endlich zu heirathen. Katharina gab Heinrich durch den Bischof von Arras die heimliche Versicherung ihrer Gunst. Isabeau beschloß, ihren verhaßten Sohn, den Dauphin Karl, seiner Erbfolgerechte zu berauben und sie allem Herkommen zuwider auf Katharina zu übertragen; der geistesschwache Karl VI. willigte ein und enterbte am 9. April 1420 den Dauphin. Seit einiger Zeit weilten das Königspaar und Katharina in Troyes und hier traf Heinrich V. am 20. Mai 1420 ein, um am 21. in der St.-Johanniskirche als Sohn und Erbe von Frankreich vom alten Königspaare feierlich anerkannt zu werden. Er nahm den Titel eines Regenten von Frankreich an und Katharina erröthete nicht, ihrem Bruder das Thronrecht zu rauben, um eines Königs Gemahlin werden zu können; sie glich ihrer Mutter. Am 2. Juni 1420 fand in der St.-Johanniskirche die Trauung statt und Katharina begleitete ihren Gemahl auf dem Feldzuge, verließ mit ihm am 27. Dec. Paris und landete am 3. Febr. 1421 in Dover. Für ihr unglückliches Vaterland legte sie nie ein Wort bei Heinrich ein. Ihre Mitgift betrug 40,000 Kronen: ein gewaltiger Unterschied von Heinrich's einstiger Forderung. Am 14. Febr. zog sie feierlich in London ein, am 24. wurde sie mit größtem Prunke vom Erzbischofe Chicheley in der Westminster-Abtei gekrönt, nahm am Festmahle theil, bereiste mit Heinrich im März und April Nordengland, besuchte die Wallfahrtsorte und kehrte im Mai nach Westminster zurück. Als Heinrich nach Frankreich ging, um von neuem Krieg zu führen, wünschte er, Katharina solle ihre Niederkunft nicht in Windsor abhalten, gegen das er astrologische Bedenken hegte, Katharina aber fragte nichts danach, begab sich nach Windsor und gebar hier am 6. Dec. den unglückseligen Heinrich VI. Bei ihr lebte damals die durch ihre wechselvollen Schicksale bekannte Jakoba von Baiern, Gräfin von Holland, die ihren Schwager, den Herzog Humphrey von Gloucester, 1422 heirathete, wofür Katharina sehr thätig eintrat. Auf Katharina's Wunsch rief Heinrich sie zu sich nach Frankreich, sie landete am 21. Mai 1422 in Harfleur, begleitet vom Herzoge von Bedford und einem Heere von 20,000 Mann, und traf in Vincennes mit Heinrich und ihren Aeltern zusammen, um am 30. Mai feierlich in Paris einzuziehen und hier Pfingsten zu feiern. Das Volk zeigte ihr den größten Widerwillen. Sie begab sich nach Senlis, während Heinrich V. todkrank nach Vincennes gebracht wurde, um am 31. Aug. 1422 zu sterben. In seinen letzten Stunden war sie ihm fern, ihre Liebe war früh erkaltet. Als man sie von seinem Tode benachrichtigte, folgte sie mit ihrem Hofstaate in der Entfernung einer Meile dem großartigen Leichenzuge, in Calais wurden Heinrich's Reste eingeschifft, um in der Westminster-Abtei beigesetzt zu werden; Katharina verließ mit ihnen am 5. Oct. Frankreich. Sie ließ Heinrich ein prachtvolles Denkmal in der Westminster-Abtei errichten. Sie lebte nun auf verschiedenen Schlössern, wohnte großen Staatsacten mit dem Königsknaben auf dem Schoße an und genoß die Rente ihrer 40,000 Kronen, die auf Grundstücke in allen Theilen Englands angewiesen waren.

Man hielt Katharina eifersüchtig von allem Antheile an der Regierung fern, während ihr Bruder, König Karl VII., auf Tod und Leben bekämpft wurde. Sie verliebte sich in einen Gardisten ihres Sohnes, den Walliser Owen ap Meredith ap Tudor; der schöne Mann wurde ihr trotz seiner niedern Herkunft und Stellung theuer, und sie verrieth ihre Gefühle für ihn, als er, vor dem Hofe tanzend, unvorsichtig ausglitt und in ihren Schos fiel. Wann und wo die Heirath stattfand, ist unbekannt; im sechsten Regierungsjahre ihres Sohnes Heinrich VI. schöpfte der Herzog von Gloucester Verdacht, Katharina könne sich zu einer unpassenden Ehe entschließen, und veranlaßte, während er ihre Verheirathung mit Edmund Beaufort verhindert zu haben scheint, eine Parlamentsacte, worin demjenigen mit den ärgsten Strafen gedroht wurde, der es wage, ohne Einwilligung des Königs und seines Raths eine Königin-Witwe zu heirathen. Erst nach Katharina's Tode nahm man Notiz von der Ehe und den Kindern aus derselben. Katharina starb in der Priorei von Bormondsey, wo sie seit 1436 lebte, am 3. Jan. 1437 und wurde in der Westminster-Abtei im Februar d. J. bestattet, wo ihr Heinrich VI. ein Denkmal setzte. Bald nach ihrem Ableben wurde Owen vor den jungen König beschieden, da man Prätensionen auf Abstammung vom erloschenen Fürstenhause von Wales vermuthet zu haben scheint und diese, zumal infolge seiner Ehe, Bedenken erregt haben mögen. Er wurde in Newgate eingesperrt, obgleich ihm sicheres Geleit garantirt worden war, befreite sich aber im Februar 1438 gewaltsam; ebenso erging es ihm ein zweites mal und schließlich begnadigte ihn Heinrich VI. Unter Eduard IV. wurde er in Hereford 1461 enthauptet.

Der älteste Sohn zweiter Ehe, Edmund Tudor, heirathete Margaretha Beaufort, wurde Graf von Richmond und sein Sohn bestieg als Heinrich VII. (s. d.) den englischen Thron; von seinem Geburtsorte nannte man ihn Edmund von Hadham; der zweite, Jasper, starb als Graf von Pembroke am 21. Dec. 1496, der dritte, Owen, 1501 als Mönch von Westminster, Margaretha als Kind 1436.

Vgl. H. Martin, Histoire de France depuis les temps les plus reculés jusqu'en 1789, 4. Aufl., Band VI. (London 1865); R. Pauli, Geschichte von England, Band V. (Gotha 1858); Vallet de Viriville, Histoire de Charles VII. roi de France et de son époque 1403—1461, Bd. I. (Paris 1862); Agnes Strickland, Lives of the queens of England, from the Norman conquest, neue Aufl., Bd. I. (London 1869).

(Arthur Kleinschmidt.)

KATHARINA (von Aragonien), Königin von England. Am 16. Dec. 1485 in Alcala de Henares als fünftes Kind König Ferdinand's II. des Katholischen von Aragonien und der Königin Isabella von Castilien geboren, wuchs Katharina in stürmischer Zeit auf und lernte früh trübe Eindrücke kennen. Seit Beginn seiner Regierung dachte König Heinrich VII. von England an eine Verschwägerung des neuen Hauses Tudor mit dem uralten spanischen und persönliche Neigung zog ihn zu Katharina's Vater hin. Schon 1488 erklärten seine Commissare den spanischen Gesandten Puebla und Sepulveda, Katharina solle, wenn sie nach England heirathe, 200,000 Goldkronen Mitgift mitbringen; die Hälfte sei bei ihrer Landung, die Hälfte am Hochzeitstage zu zahlen; Ferdinand müsse Katharina auf seine Kosten und reich ausgestattet nach England liefern. Ferdinand war sehr wenig von diesen Forderungen erbaut. Im J. 1489 wurde Katharina den englischen Gesandten in Medina del Campo gezeigt und ihre Aeltern willigten am 28. März darin ein, daß sie den Prinzen Arthur von Wales, sobald er das erforderliche Alter habe, heirathen sollte; Arthur, Heinrich's Erstgeborener, war zehn Monate jünger als sie. England und Spanien traten in freundschaftliche Beziehungen, deren Pfand Katharina wurde. Längere Zeit verlebte Katharina in der Alhambra von Granada; sie sah Scheiterhaufen für Juden und Mauren, im Namen der christlichen Religion beging man um sie herum Greuel auf Greuel; nur die Natur sprach liebreich zu ihren Sinnen. Sie empfing sehr dürftigen Unterricht und wurde hauptsächlich auf Andachtsübungen beschränkt; Cardinal Ximenez nahm sie in den Franciscaner-Orden auf und nahm ihr die üblichen Gelübde ab, ohne daß sie je daran dachte, sie zu halten. Mit zehn Jahren konnte sie noch kein Wort englisch und französisch, was Heinrich VII. um so mehr verdroß, als die spanische Sprache in England fast ganz unbekannt war. Am 22. Sept. 1496 fertigte er den Bischof von London, Thomas Savage, als seinen Botschafter nach Spanien ab; „die Könige" Ferdinand und Isabella bevollmächtigten am 30. Jan. 1497 Don Rodrigo Gonzalez de Puebla; man kam über die Heirath überein und Heinrich VII. unterzeichnete am 18. Juli 1497 das Abkommen; sobald Arthur das 14. Jahr erreicht und wegen seiner Minorennität päpstlichen Dispens erlangt habe, sollte er die Infantin Katharina heirathen; diese müßte auf Kosten ihrer Aeltern nach England geschafft werden und 200,000 Kronen (à 4 Shillings 2 Pence Sterling gerechnet) Mitgift erhalten; die eventuelle Thronfolge in den spanischen Reichen sollte ihr zustehen; ein Drittel der Einkünfte des Prinzen von Wales und, falls sie Königin werde, Einkünfte im Betrage eines Drittels der Kronrevenuen sollten ihr zugesichert werden. Trotzdem hielten ihre Aeltern Katharina mehrere Jahre über den Vertrag in Spanien, zumal Arthur noch zu jung war. Papst Alexander VI. willigte in ihre Ehe ein und am 19. Mai 1499 wurde Arthur, Prinz von Wales, in der Kapelle von Bewdley in Herefordshire durch Procuration Katharina angetraut, welche durch Puebla vertreten war; Katharina ratificirte diese Eheschließung in Granada am 20. Dec. 1500 als „Prinzessin von Wales". Der jugendliche Thronerbe erweckte die glänzendsten Hoffnungen, und als er vierzehn Jahre zählte, nahm Katharina von ihren Aeltern in Granada Abschied und schiffte sich zu La Coruña ein; nach äußerst stürmischer Fahrt landete sie am 2. Oct. 1501 in Plymouth, wohin rasch Beamte und der Hof zu ihrem Empfange strömten. Das Volk begrüßte sie mit Jubel und die Regierung hoffte, ihre nahe Verwandtschaft mit dem burgundischen Hause werde ein gutes Einvernehmen mit den Niederlanden herbeiführen. Mit steifster Etikette hatte ihr Vater Katharina umgeben, sie sollte bis zur Hochzeit öffentlich nur verschleiert erscheinen und selbst dem Könige erklärte der Protonotar von Spanien, vor der Hochzeit dürfe niemand zu Katharina oder mit ihr irgend verkehren, denn der argwöhnische Ferdinand fürchtete, noch im letzten Augenblicke könne er von Heinrich betrogen werden. Aber Heinrich, der Katharina entgegenreiste, erwiderte, er sei in seinem Reiche und Katharina's Gefolge sei seiner Verpflichtungen entbunden, suchte in Dogmersfield (Hampshire) mit Arthur die Braut am 6. Nov. auf, mußte die Conversation durch den Bischof lateinisch vermitteln lassen und nachdem er die Hände des Paares, welches sich nur mit Blicken und durch Dolmetscher verständigen konnte, vereinigt hatte, vergnügte man sich mit Spiel und Tanz. Einige Tage vergingen, Arthur war entzückt von Katharina, am 12. Nov. wurde sie mit den üblichen Feierlichkeiten in London eingeführt und ihre liebliche Schönheit gefiel allgemein. Am 14. Nov. fand in der St.-Pauls-Kirche London's die Trauung mit enormem Pompe statt, worauf ihr der Gemahl ein Drittel seiner Einkünfte auswarf. In den nächsten Wochen reihte sich Fest an Fest und die spanischen Gesandten zahlten 100,000 Kronen an Heinrich, da sie die Ehe für vollzogen hielten. Das Paar begab sich am 21. Dec. nach Schloß Ludlow in Wales, wo Arthur schon am 2. April 1502 starb. Katharina stand einsam auf fremdem Boden.

Ihre egoistischen Aeltern nahmen an ihrem Jammer wenig Antheil, nur waren sie entsetzt darüber, daß sie die englische Krone nicht tragen sollte, und bedurften zu ihrer Politik der englischen Allianz; darum regten sie alsbald durch einen Gesandten bei Heinrich den Gedanken an, seinen letzten Sohn Heinrich, nunmehr Prinzen von Wales, mit Katharina zu verheirathen. Sie spielten ein doppeltes Spiel, um dies neue Ziel zu erreichen, und verstanden es, die Frage offen zu lassen, ob die Ehe Arthur's vollzogen worden sei; bald wurde dies behauptet, bald geleugnet, während Heinrich VII. um keinen Preis auf Katharina's reiche Mitgift verzichten wollte, von der

erst die Hälfte gezahlt worden war. Widerwärtiges Markten und Feilschen beschäftigte beide Königshöfe. Katharina wurde nach London geführt, sie bezog Durham-House und als Landaufenthalt wurde ihr Croydonpark in Surrey angewiesen; ihre Schwiegermutter war sehr liebevoll gegen sie, starb aber schon im Februar 1503. Am 23. Juni 1503 verständigten sich spanische und englische Bevollmächtigte vorläufig, wobei die Geldfrage die Hauptrolle spielte: Ferdinand wollte die bezahlten 100,000 Kronen nicht einbüßen, Heinrich sie und die zweite Zahlung in gleicher Höhe einstreichen. Darum sollte Katharina mit dem sechs Jahre jüngeren Prinzen Heinrich verlobt werden, sobald der Papst den Dispens zur Ehe mit dem Schwager ertheilt habe, und die Heirath sollte im 15. Jahre Heinrich's vollzogen werden, nachdem zehn Tage vorher die rückständigen 100,000 Kronen ausgezahlt worden seien. Ferdinand und Isabella ratificirten diese Uebereinkunft in Barcelona am 24. Sept. 1503. Von Spanien und von England aus wurde Papst Julius II. um den nöthigen Dispens angegangen; er zögerte. Am 26. Dec. 1503 entwarf er die Dispensbulle in Rom und ließ sie doppelt ausfertigen; obgleich Katharina's Ehe mit Arthur vielleicht vollzogen worden sei, gestattete er die Vermählung mit dem Schwager und erklärte ihre eventuelle Descendenz für völlig legitim. Aber noch unterblieb die Ausfertigung und Versendung einer definitiven Bulle, da Heinrich aus schlauer Berechnung die Artikel vom 23. Juni 1503 noch nicht ratificirt hatte. Dies that er erst im März 1504, als Ferdinand der Katholische neue Siege erfochten und seine Allianz hochwichtig gemacht hatte. Katharina wurde mittlerweile als Prinzessin von Wales behandelt. Der Papst siegelte endlich die Bulle, publicirte sie aber aus Bedenken nicht, legte sie beiseite, theilte sie nur unter der Bedingung tiefsten Geheimnisses der sterbenden Mutter Katharina's mit, und nun brach der spanische Hof sein Wort; am 16. Nov. 1504 proclamirten „die Könige" in Medina del Campo die Bulle, deren Copie sie nach London sandten. Katharina's Leben war sehr einförmig, so lebenslustig und feurig ihre Natur auch sein mochte; sie diente zum Spielball der Politik und Intrigue, stand auf unsicherstem Boden in fragwürdiger Stellung und durfte niemand trauen; die einen sagten ihr, sie sei Witwe, die andern, sie sei nie vermählt gewesen; wie konnte die junge Frau diese Widersprüche von Theologen, Juristen und Höflingen verstehen? In Salisbury-Court war eine Art Verlobung Katharina's mit Heinrich, Prinzen von Wales, erfolgt, und sie hatte sich sterblich in ihn verliebt; er aber war keineswegs gebunden, ihr Gemahl zu werden, und so blieb alles unentschieden. Am 27. Juni 1505, dem Tage vor seinem funfzehnten Geburtsfeste, erschien der Prinz, ohne daß ihn sein Vater daran gehindert hätte, vor dem Bischofe Fox von Winchester, dem ersten Minister, und sechs Würdenträgern in Richmond und gab die feierliche Erklärung zu Protokoll, er sei nicht willens, das während seiner Minderjährigkeit geschlossene Verlöbniß zu vollziehen, und halte es für null und nichtig. Katharina's Lage war noch schlimmer geworden, ihr Verlobter hatte sie verschmäht, ihr stolzes Herz drohte zu brechen; sie mußte fühlen, daß Heinrich VII. mit ihr spielte. Und doch mußte sie ihn um Gelder für ihren Unterhalt angehen, da sie Schulden hatte machen müssen, und an ihm einen Halt suchen, da ihr Vater nichts für sie that; sie begann, an Intriguen theilzunehmen, da alles um sie intriguirte. Heinrich VII. hielt Katharina in England, um ihre Mitgift nicht herauszugeben; er vollzog die Ehe nicht, um sich mit Frankreich nicht zu entzweien, und brach die Sache nicht ganz ab, um nicht mit Spanien in Krieg zu kommen, versicherte darum Ferdinand, sein Sohn werde Katharina einst doch heirathen, und sein Gesandter in Spanien bot alles auf, Ferdinand zu begütigen. Im J. 1506 war Katharina, die sich täglich unbehaglicher in England fühlte, so glücklich, ihre Schwester, Königin Johanna von Castilien, in England begrüßen zu dürfen; als sie 1507 verwitwete, trat Katharina für ihre Verheirathung mit Heinrich VII. freilich vergebens ein. Heinrich benutzte dies, um Katharina's Vater zu neuen Zahlungen zu veranlassen; er vermochte Ferdinand, die rückständigen 100,000 Kronen in vier halbjährigen Raten zu zahlen, und versprach, bei Empfang der letzten Rate Katharina mit Heinrich von Wales zu vermählen; vor Eingang der dritten Rate starb er. Das würdige Benehmen der vielgeprüften Katharina flößte dem Prinzen Heinrich große Achtung ein und gegen seine Neigung hielt man ihn von der seine Liebe suchenden Schwägerin fern.

Ebenso sehr aus politischen Gründen wie aus Liebe beschloß Heinrich VIII., sobald er 1509 König geworden, sie zu heirathen; sie stand in ihrer Blüte, war liebenswürdig, sanft und von edler Haltung des Charakters. Am 11. Juni 1509 fand in der Franciscaner-Kirche zu Greenwich endlich die Vermählung in heimlicher Weise statt, und am 14. verzichtete Katharina auf ihre gesammte Mitgift; Heinrich setzte ihr Güter und Renten in über dreißig englischen Landschaften aus. Mit Heinrich wurde sie in der Westminster-Abtei im Juli zur Königin gekrönt; wiederum reihte sich Fest an Fest und das junge Paar war grenzenlos glücklich miteinander; solange Heinrich sie liebte, hatte niemand etwas an der Legalität der Ehe Katharina's auszustellen. Dem in Heinrich auftauchenden romantischen Gedanken eines Zuges gegen die Ungläubigen gab die strenge Papistin Nahrung, oft sprachen sie davon; Katharina war außerdem die schöne Mittlerin zwischen Heinrich und ihrem Vater und erhielt zwischen ihnen Frieden und gutes Einvernehmen. Aber früh fanden sich genug Leute, die Katharina's Ehe als eine sündliche, illegale ansahen und der spanischen Partei, die sich um sie scharte, entgegentraten; auf der Bischofsbank erklärten nur die Bischöfe Fox und Fisher, ihre Ehe sei über alle Debatte erhaben; hingegen suchte Katharina Stütze bei den Bettelorden, zumal sie selbst Franciscanerin war, und fand in ihnen treue Bundesgenossen fürs Leben, während sie ihnen den größten Einfluß auf ihre Handlungen einräumte; besonders die Franciscaner Forest und Peto waren stets um sie. Sie war überglücklich, als sie ihrer Niederkunft entgegen sehen durfte, Heinrich bedurfte eines Sohnes und

Erben; aber am 31. Jan. 1510 gebar sie ein todtes Mädchen. Sie litt entsetzlich darunter und mußte ihren Schmerz vor aller Welt verbergen, durfte Heinrich nicht mit Klagen langweilen, mußte an Tanz und Spiel, an tausend Lustbarkeiten theilnehmen. Im tiefsten Geheimnisse lebte sie abermals der Hoffnung auf Nachkommenschaft, abermals gebar sie 1510 ein todtes Mädchen, und ihr Schmerz wurde durch gelegentliche Untreue Heinrich's gesteigert, obwol derselbe stets zu ihr zurückkehrte. Mit Jubel begrüßten das Königspaar und ganz England am 1. Jan. 1511 die Geburt eines Prinzen Heinrich von Wales, der aber schon am 22. Febr. starb. Katharina's Schmerz war grenzenlos, sie fühlte weit tiefer als Heinrich. Während er in Nordfrankreich im Felde stand, führte Katharina 1513 die Regentschaft; sie war in ihn gedrungen, selbst in den Krieg zu ziehen und Lorbern zu ernten, und hatte ihm bei dem Abschiede zugeflüstert, sie erwarte seinen Erben. Ihre Regentschaft war mehr nominell als thatsächlich, denn ihre Feinde, Graf Surrey, (nachmals Herzog von Norfolk), und der Erzbischof Warham von Canterbury, führten die Hauptgeschäfte; an ihnen und Katharina brachen sich die Wogen der schottischen Invasion, in denen Jakob IV. den Tod fand. In aller Stille gebar Katharina im October 1513 einen Sohn, der nach wenigen Tagen verschied, und kummervoll schloß sie den heimkehrenden Gemahl in die Arme, der in ihrem hinterlistigen Vater seinen ärgsten Feind entdeckte. Die antispanische Partei unter dem neuen Herzoge von Norfolk stieg zu hohem Ansehen empor, während die spanische zusammenbrach, Norfolk und seine Gemahlin waren Katharina entschieden feindlich und betrachteten sie als Heinrich's Concubine, und Heinrich näherte sich Frankreich, so ungern es Katharina sah; die eben am Hofe auftretende Anna Boleyn (s. d.) sah wie so viele Katharina als Maitresse Heinrich's, nicht als seine legitime Gemahlin an, hielt ihn für unverheirathet und hörte am französischen Hofe in Blois dasselbe Urtheil und den Wunsch einer französischen Ehe Heinrich's; in dem frühen Tode seiner Kinder sah sie wie zahllose andere des Himmels Strafe für die verbotene Liebe zur Schwägerin. Ein zu frühgeborener dritter Sohn Katharina's starb sofort im December 1514 und Heinrich ließ in seiner Liebe nach; vergebens suchte sie, seine Schwester, die verwittwete Königin von Frankreich, mit ihrem Neffen Karl von Spanien zu verheirathen, um das englisch spanische Bündniß zu befestigen, diese zog den Herzog von Suffolk vor; 1515 gebar Katharina ihr sechstes todtes Kind.

Endlich erblickte ein lebensfähiges Kind das Licht, Maria, am 18. Febr. 1516; Heinrich war betrübt, daß es kein Sohn war, gab aber bei der Jugend von Katharina und ihm die Hoffnung auf einen solchen nicht auf. Aber 1518 starb abermals ein Mädchen in der Geburt. Ihre Tochter Maria wurde von Heinrich sehr geliebt und Katharina dachte schon in ihrer Wiege an ihre Verheirathung mit ihrem Neffen, Kaiser Karl V., eine französische Heirath erschien ihr gefährlich und mit allen Kräften strebte sie nach Stärkung der spanischen Partei in Hof und Staat. Die beständigen Fehlgeburten Katharina's erschienen Heinrich wie ein Fluch, der auf seiner Ehe ruhte; obgleich er Katharina liebreich zu behandeln fortfuhr und die spanische Richtung der Gefühlspolitik bei seiner „Käthe" ganz natürlich, sie selbst aus würdigste Königin fand, war er ihr nicht treu und 1525 gebar ihm seine Maitresse Elisabeth Blount einen Sohn Henry Fitzroy, den er abgöttisch liebte. Katharina begann zu altern und zu kränkeln, war manchmal grämlich, wozu ihr das Leben Anlaß genug gab, und wurde durch ihre Sittenstrenge und spanische Orthodoxie ihrem lebenslustigen Gemahle allmählich unbequem; ihre Wallfahrten von einem Gnadenschreine zum andern langweilten ihn, oft mußte sie von ihm getrennt ihrer gebrochenen Gesundheit leben und genoß die Landluft in Eltham, Ampthill oder Fotheringhay mit Vorliebe. Heinrich hörte von den Zweifeln an der Legalität seiner Ehe, besprach sich mit Bischöfen und nur Fisher von Rochester trat für die unbestreitbare Legalität ein.

Heinrich erkaltete mehr und mehr, Katharina bereitete ihm heftige Scenen, die ihn nur weiter von ihr entfernten, und sah mit Ingrimm auf seine Liebe zu seinem Bastard, den er zum Herzog von Richmond erhoben hatte und in dem ihr ängstliches Mutterauge bald den Nebenbuhler ihrer Tochter Maria nicht nur um des Vaters Huld, sondern selbst um die Thronfolge sah. Sie mußte sich Heinrich's Willen unterwerfen, den sie nicht mehr nach ihrer Neigung lenken konnte; bisher hatte sie, keineswegs theilnahmlos für Politik und öffentliches Leben, in schwierigen Fragen mit Mitgliedern des Geheimen Raths Unterhandlung gepflogen und war stets im spanisch-kaiserlichen Interesse thätig gewesen; jetzt legte ihr Feind, der gewaltige Cardinal Wolsey, der mit Karl V. einen Krieg auf Leben und Tod begann, ihren ganzen Einfluß lahm. Sie hatte ihn persönlich beleidigt, indem sie ihm sein anmaßendes und leichtfertiges Wesen, seine unpriesterlichen Ausschweifungen verübelte und den hochmüthigen Hierarchen mit königlicher Würde und empörter Moral drohend zurechtwies, und er machte es zu seiner Lebensaufgabe, sie dafür büßen zu lassen. Er wollte ihre Ehe auflösen und Heinrich nach Frankreich verheirathen, ihr Einfluß durfte nicht länger seine Politik kreuzen. Katharina erfuhr, daß in Rom angefragt worden sei, wie es mit ihrer Ehe und der Legitimität ihrer Tochter stehe, und rüstete sich zum Kampf gegen ihre täglich zunehmenden Feinde; sie erklärte kategorisch, Arthur's Gemahlin nur nominell gewesen zu sein und in legaler Ehe mit dem Könige zu leben; trotz der päpstlichen Bulle von 1503, worin ihre Ehe mit Arthur als vielleicht vollzogen bezeichnet war, blieb sie dabei, sie habe sie nie vollzogen, und berief sich auf ein in Spanien befindliches Breve Julius' II., welches man nicht fand. Heinrich folgte mittlerweile den Spuren Anna Boleyn's, die sich sorgsam vor seinen Netzen hütete, obwol sie ihn liebte, und die Katharina, deren Ehrenfräulein sie geworden, sehr lieb gewann. Heinrich's Beichtvater, der Bischof von Lincoln, legte ihm den Tod seiner Kinder „den mosaischen Satzungen" entsprechend als Strafe des Himmels für die Ehe mit der Schwägerin aus; Aberglaube, Rechtgläubigkeit, politische

Beweggründe und die Liebe zu Anna wirkten zusammen, um Heinrich nach der Auflösung seiner Ehe verlangen zu lassen. Katharina wandte sich durch einen geheimen Boten an Karl V., damit er ihre Verdrängung vom Throne verhindere, und Karl forderte vom Papste Clemens VII. Unterstützung der Rechte seiner Tante. Wolsey stellte es Heinrich als leicht vor, den Papst zur Zurücknahme des von seinem Vorgänger erlassenen Ehedispenses zu vermögen, und so ungeheuerlich diese Zumuthung bei dem infallibelen Charakter der Curie war, schien der von Karl V. schwer bedrängte Clemens nicht abgeneigt und übertrug den Cardinälen Wolsey und Campeggio 1528 den Auftrag, in England die Angelegenheit gründlich zu untersuchen. Aber Wolsey's Triumph war kurz, denn neue Siege des Kaisers in Italien benahmen Clemens die Lust, ihn unversöhnlich zu machen, indem er die Scheidung seiner Tante allzu sehr betreibe, und die päpstliche Commission erlahmte. Es wurden Versuche gemacht, Katharina zum freiwilligen Eintritt in ein Kloster zu bestimmen, auch sprach man in Rom von der Vermählung ihrer Tochter mit Heinrich's Bastard Richmond; Katharina verwarf jeden Antrag, sie erwartete ihr Heil von Karl und Clemens. Am 18. Juni 1529 erschienen König und Königin in Blackfriars vor der päpstlichen Commission, jeder brachte seine ersten Anwälte mit; sie warf sich Heinrich zu Füßen und beschwor ihn, sie nicht zu verstoßen, sondern ihr Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; dann verließ sie den Saal und ließ sich nicht bewegen, zurückzukehren; Heinrich aber betheuerte, nur seines Seelenheils wegen wolle er von diesem herrlichen Weibe geschieden werden. Es war ein falsches Spiel nach allen Seiten hin. Karl V. schloß jetzt Frieden mit Clemens VII. und dem Könige von Frankreich; die päpstliche Commission machte allerhand Schwierigkeiten und Vorwände, um das Endurtheil hinauszuschieben, Heinrich's Vertrauen in Wolsey erlitt einen unheilbaren Bruch, und als Clemens durch ein Breve am 15. Aug. die Commission widerrief und die Scheidungsfrage vor sein Forum in Rom zog, entschied sich der König zum Bruch mit Rom, appellirte an den nationalen Stolz und rief ein Parlament ein, um im Vereine mit seinem Volke gegen Rom zu kämpfen. Anna's Stern stieg in dem Maße, in dem der Katharina's sank; in Woodstock ließ Heinrich Katharina zurück und ritt mit Anna und ihren Aeltern nach Grafton. Karl V. und Katharina ließen genau Anna's Betragen überwachen; der schlaue kaiserliche Gesandte, Eustach Chapuys, belauerte sie durch Spione, konnte aber nichts Unziemliches in ihrem Wandel finden und beutete den Ehrgeiz des Herzogs von Norfolk aus, der auf die Hand von Katharina's Tochter Maria für seinen Sohn speculirte. Während Bischof Fisher heimlich ein Buch gegen die Scheidung schrieb, das in Alcala gedruckt wurde, und alle Missionen an Kaiser und Papst wegen der Scheidung erfolglos blieben, wurde Wolsey gestürzt und die bedeutendsten deutschen, italienischen, französischen und englischen Universitäten sprachen sich für die Lösung der Ehe mit Katharina aus; Thomas Cromwell rieth Heinrich, seinem Lande eine Nationalkirche zu geben, und die Convocation von England erkannte ihn am 11. Febr. 1531 als deren Oberhaupt an. Trotz alledem wich die Königin nicht vom Platze und verließ das Haus Heinrich's nicht, der sich ihr möglichst entzog, sie aber öffentlich mit Auszeichnung behandelte; großen Unwillen äußerte er darüber, daß sie durch ihre Intriguen den Papst verleitet habe, ihn zum Hohn für seinen Rang nach Rom vorzuladen; sie aber suchte um jeden Preis Anna zu verdrängen. Nach dem Ausspruche der Gelehrten Junggesell, verließ Heinrich Katharina am 14. Juli 1531 in Windsor und verbot ihr, ihm zu folgen. Sie sahen sich nie wieder, aber Katharina, die Wolsey's Palast More bezog, weigerte sich abermals, den Schleier zu nehmen, und rief aus: „Ich bin sein Weib.“ Anna galt nun als auserwählte Königin; der Versuch, das londoner Volk für Katharina und den Papst aufzuwiegeln, mißglückte ebenso wie die Aufstände in Irland und Schottland und die zahlreichen Complote an Katharina's Hofe, auf den alle Unzufriedenen hoffnungsvolle Blicke richteten. Von den Kanzeln und im Verkehre hetzten die Scharen der Bettelmönche zu Katharina's Gunsten alle Welt auf. Heinrich heirathete Anna und proclamirte seine Ehe. Die Convocationen der Kirchenprovinzen in York und Canterbury erklärten die päpstliche Erlaubniß von 1503 zur Ehe für unzulässig; in ein Comité von Theologen und eins von kanonischen Rechtslehrern getheilt, verneinte die Convocation in Canterbury mit 66 gegen 19 Stimmen die Frage, ob ein Papst die Erlaubniß zur Ehe mit der Schwägerin ertheilen könne, und 38 Lehrer des Kanonischen Rechts erklärten gegen 6, es sei erwiesen, daß Katharina Arthur's Ehefrau gewesen sei; sie logen wissentlich, denn Katharina hatte gewiß die Wahrheit gesprochen, als sie dies in Abrede stellte. Am 8. Mai 1533 hielt der Primas Cranmer, Erzbischof von Canterbury, in der Kapelle der Priorei zu Dunstable sein Tribunal und citirte Katharina vor dasselbe. Sie aber kam nicht von Ampthill, wurde für widerspenstig erklärt und in contumaciam verurtheilt; am 23. Mai sprach der Primas unter alleiniger Berufung auf die Bibel die Nichtigkeit der Ehe der „Prinzessin-Witwe von Wales“ mit ihrem Schwager und ihre von Beginn an währende Ungültigkeit aus und bestätigte die Ehe mit Anna am 28. Mai. Für England war Katharina Heinrich's Concubine gewesen, für Rom war es Anna; der Papst bedrohte den König am 11. Juli mit der Excommunication, wenn er Anna nicht bis September verlasse, und am 23. März 1534 entschied das Cardinalconsistorium in Rom, Katharina's Ehe mit Heinrich sei vollkommen rechtmäßig, ihre Kinder seien legitim erzeugt und Maria vollberechtigt. Aus seiner Reserve heraustretend, erklärte der Papst Katharina's Ehe für rechtskräftig und kanonisch, befahl Heinrich, sie als sein Eheweib wieder zu sich zu nehmen und die Concubine zu entlassen, und Ende 1533 bannte er ihn und Anna, was Paul III. 1534 wiederholte. Schon im November 1533 konnte man von der Erkaltung der Liebe Heinrich's zu Königin Anna reden, die ihm anstatt eines Sohnes eine Tochter geboren hatte, und Katharina, die niemals daran dachte, ihren Rechten auf den Thron zu entsagen, durfte sich

freuen. Ob das Parlament ihr den Königstitel nahm, war der Spanierin gleichgültig; die Parlamente, so sagte sie, hatten sie nicht verheirathet und konnten sie nicht scheiden. Sie und ihre gleichgeartete Tochter fühlten sich an das englische Recht nicht gebunden. Maria stieß Anna, die ihr liebreich nahte, zurück und Katharina setzte in unbändigem Hasse alles in Feuer und Flammen gegen die glücklichere Nebenbuhlerin. Für sie tobten die Bettelmönche, für sie erhielt eine verschmitzte Bäuerin, „das heilige Mädchen von Kent", Briefe der heiligen Magdalena, für sie regte es sich in Schottland und Irland. Nach einem Aufenthalte in Woburn Abbey und Buckden nahm sie im October 1535 Wohnung in Kimbolton, Fotheringhay als einst Arthur gehörig ausschlagend. Sie hatte nur wenig englisch gelernt und ihre Umgebung sprach darum spanisch. Sie hatte freie Verfügung über ihr Silbergeschirr und ihre Juwelen und jährlich 5000 Pfund Einkünfte. Sie blieb unbeugsam bis zum Tode und wich nie von ihrem Rechte, weigerte sich, den Königstitel abzulegen, und ermahnte ihre Tochter Maria, an ihrem prinzlichen Range unentwegt festzuhalten. Mit demselben Staunen wie Unwillen wiederholte Katharina, „sie sei nicht in kaufmännischen Geschäften auf gut Glück nach England gekommen, sondern nach dem Willen des verehrungswürdigen verstorbenen Königs; nach der Entscheidung des heiligen Vaters zu Rom sei sie mit dem Könige Heinrich vermählt worden, sie sei die gesalbte und gekrönte Königin von England; würde sie ihren Titel aufgeben, so wäre sie 24 Jahre ein Kebsweib gewesen und ihre Tochter wäre ein Bastard; sie würde ihr Gewissen und ihre Seele verrathen, ihr Beichtvater würde sie nicht absolviren können". Obgleich von fürstlichem Glanze umgeben, betrachtete sich Katharina in Kimbolton als Gefangene und Märtyrerin ihrer Kirche; ihr englisches Gefolge wollte sie nicht um sich, nur Spanier und Mönche bildeten ihre Umgebung und nährten ihre nie ersterbenden Hoffnungen auf eine Wandlung ihres Geschicks durch päpstlichen Machtspruch. Mehr und mehr ergab sie sich bigoter und fanatischer Ausübung ihrer Religion; bald nach Mitternacht ging sie zur Messe, zweimal wöchentlich beichtete, zwei Tage jeder Woche fastete sie; unter ihrem Gewande trug sie den Habit der dritten Ordnung der Franciscaner; ihre Lektüre bildeten die Heiligenlegenden. Sie blieb gänzlich unberührt von den England umgestaltenden kirchlich-politischen Satzungen. Ihre Tochter wurde sorgsam von ihr fern gehalten, während der kaiserliche Gesandte Chapuys sie ab und zu besuchte. Sterbend dictirte sie ein Lebewohl an ihren „vielgeliebten Herrn, König und Ehemann", als dessen wahre Frau sie sich allein ansah, verzieh ihm alle Schuld, empfahl Maria seiner Liebe und ihre Diener seiner Freigebigkeit. Sie nahm die Sterbesakramente und verschied in den Armen der treuen Maria de Rojas, Lady Willoughby, am 7. Jan. 1536. Spanische Lügner, voran Chapuys, verdächtigten Königin Anna der Giftmischerei und wiesen auf die geöffnete Leiche hin, deren Herz schwarz war. Heinrich, der Anna's überdrüßig zu werden begann, war über den Tod „seiner wackern alten Käthe" und ihre Abschiedsgrüße bewegt, es sollen ihm Thränen in die Augen getreten sein, was ihn aber nicht hinderte, Jane Seymour nachzustellen. Er entwarf das Programm des Begräbnisses, welches in der Kathedrale von Peterborough mit großem Prunke stattfand, und ließ seinen Hof Trauer anlegen.

Vgl. W. H. Dixon, History of two queens, 2. Aufl., 4 Bände (London 1873—74); R. Pauli, Geschichte von England, Band V. (Gotha 1858); Derselbe, Aufsätze zur englischen Geschichte (Leipzig 1869); L. von Ranke, Englische Geschichte vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, Band I. (Berlin 1859); Turner, History of Henry the Eighth. neue Aufl., 2 Bde. (London 1828); J. A. Froude, History of England from the fall of Wolsey to the death of Elizabeth, Bde. I. und II. (Leipzig 1861). (*Arthur Kleinschmidt.*)

KATHARINA I. (Alexejewna), Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen. Litauischen Ursprungs war die nach Livland übergesiedelte Familie Skawronski, der Katharina am 15. April 1684 zu Ringen als Tochter eines Bauern entsproß; ihr Geburtsname war Martha und sie war katholisch. Nach des Vaters Tode nahm sie ein Küster auf, bald kam sie ins Haus des Propstes Glück zu Marienburg in Livland, bei dem sie halb als Pflegekind, halb als Magd lebte und manche geistige wie gemüthliche Anregung fand, mit seinen Kindern aufwachsend. Im J. 1701 wurde sie, wie es heißt, einem schwedischen Unteroffizier angetraut, der 1702 gegen die Russen zu Felde ziehen mußte; gewiß fiel sie bei der Einnahme Marienburgs durch General Bauer am 3. Sept. 1702 den Russen in die Hände und wurde die Geliebte des berühmten Feldmarschalls Boris Petrowitsch Scheremetew; ihm entriß sie der Günstling des Zaren Peter, Fürst Alexander Danilowitsch Menschikow, lebte mit ihr und hatte große Freude an ihren Fähigkeiten wie an ihrem geschmeidigen, sich den Launen anderer anpassenden Wesen. Bei Menschikow sah sie der Zar, gemüthlich sprach er mit ihr, ihre treffenden Antworten, ihr aufgeweckter Sinn, ihr Temperament und ihre körperliche Schönheit zogen ihn mächtig an, Menschikow nährte sein Wohlgefallen nach Kräften, um durch Martha die ihm verhaßte Anna Mons aus Peter's Herzen zu verdrängen, und auf seinen Wunsch trat Menschikow sie seinem Gebieter ab. Bald wurde sie ihm unentbehrlich; war er ihr untreu, so hütete sie sich, eifersüchtig zu erscheinen; war er zornig bis zur Wuth, so wartete sie erst den rechten Augenblick ab, um ihn wieder zu besänftigen; stets blieb sie schmiegsam und unterwürfig. Früh gab ihr Peter die Titulatur „Gnädigste Frau", und mit großer Gewandtheit fand sie sich in die neuen Verhältnisse. Ohne das Esthnische und das Deutsche zu vergessen, erlernte sie Russisch, nie aber Lesen und Schreiben. Im J. 1703 nahm sie die griechische Religion an und hieß nun, da der Zarewitsch Alexei Petrowitsch ihr Taufpathe war, Katharina Alexejewna. In den Jahren 1706, 1708 und 1709 gebar sie dem Zaren Töchter, Katharina, Anna und Elisabeth Petrowna, und im Januar 1706 soll sie heimlich mit ihm getraut worden sein; am 30. Sept. 1710

gab er ihr den Titel „Hoheit“. Am 17. März 1711 erklärte er sie als Katharina Alexejewna formell zu seiner rechtmäßigen Gemahlin. Zwischen ihnen herrschte echte und wirkliche Neigung, durch ihre liebenswürdigen Eigenschaften und ihre natürlichen Anlagen gewann Katharina einen dauernden Einfluß auf das Leben und Walten des leicht aufbrausenden Mannes, ihr sanftes Wesen beruhigte ihn am ehesten. Sie wurde seine treue Gefährtin und seine Begleiterin auf manchem Feldzuge wie auf mancher Reise; „wie eine kühne Offiziersfrau“ theilte sie die Entbehrungen des Lagers mit dem Gemahle. So begleitete sie 1711 Peter in den Türkenkrieg, wo sie in der kritischen Lage des Heeres am Pruth sich im Juli große Verdienste erwarb; ob sie darauf aufmerksam gemacht hat, der Großvezier werde sich wol bestechen lassen, bleibt dahingestellt; jedenfalls glückte dem gewandten Schaffirow die Bestechung; Peter rühmte nachmals Katharina's Verdienste am Pruth, und Heer wie Volk schrieben ihr in erster Linie die Ehre des Friedens zu. In ihrem Wagen rettete sie den zu Rußland übergelaufenen Fürsten Cantemir, Hospodaren der Moldau, vor dem Zorne der Türken über die Grenze. Am 19. Febr. 1712 ließ sich der Zar in St.-Petersburg in der Isaak-Kirche mit ihr öffentlich trauen, und nun gebar sie ihm bis 1718 noch drei Töchter, Natalie, Margarethe und Natalie Petrowna, und zwei Söhne, Peter und Paul Petrowitsch, die aber alle in jungen Jahren starben, einzig die zweite Natalie wenige Wochen nach dem Vater, die andern vor ihm. Als Peter am 25. Nov. 1714, Katharina's Namenstage, den St.-Katharinen-Orden stiftete, ernannte er sie zum ersten Ritter. War Peter ohne sie auf Reisen, so unterhielt er mit ihr den eifrigsten Briefwechsel und die Correspondenz wird alljährlich wärmer; seit 1711 nennt er sie meist „Katharinuschka, mein Freund“; tiefes Gemüth, herzliche Freundlichkeit athmen seine ganzen Schreiben und ohne Phrasen spricht sich die Sehnsucht nach ihr aus. Katharina war nicht nur bei Peter wie bei seinen Unterthanen allgemein beliebt und genoß allgemeine Hochachtung, sondern verstand es auch, trotz ihrer Herkunft mit Würde Hof zu halten, die Gesellschaft um sich zu gruppiren, den von Peter veranstalteten Festen Reiz zu verleihen, und hätte Peter seinen Absehen vor aller überflüssigen Pracht gehabt, so würde ihr Hofstaat noch glänzender gewesen sein. Sie liebte nicht die alten in Rußland früher übermächtigen Adelsgeschlechter, wie die Dolgoruki, Galitzin, Narischkin und Apraxin, und hatte hierin dieselbe Empfindung wie ihr einstiger Gebieter Menschikow. Diesem sprach sie fortwährend das Wort bei Peter, wofür sie von ihm oft ansehnliche Geschenke empfing; sie war in hohem Maße interessirt und nahm gern. Peter ließ ihr das Schloß Katharinenthal bei Reval bauen und nahm sie 1716—1717 auf seine große westeuropäische Reise mit. Sie war ebenso genußfähig und leichtlebig wie er, hatte wie er Sinn für Prachtbauten und Gartenanlagen (z. B. in Peterhof), stets stand ein vollständiges Orchester ihr zur Verfügung, bei Hofe wurde Theater gespielt und große Eleganz entfaltet. Nicht selten milderte Katharina durch ihre Fürsprache harte Urtheilssprüche des Zaren, namentlich beschwichtigte sie wiederholt seinen Unmuth über Menschikow's Unterschleife und Bestechlichkeit. Doch scheint sie keinen regelmäßigen Antheil an den Regierungsgeschäften Peter's gehabt zu haben, wenn sie auch die Hauptereignisse kannte und in ihrer Bedeutung zu würdigen verstand, sich ganz in Peter's Interessen einlebte und an all seinen Sorgen den innigsten Antheil nahm. Sie war ihm geistesverwandt, seine Mitarbeiterin und sein guter Kamerad und empfand für ihn eine unbegrenzte Bewunderung. Mit derselben Liebe hegten die Gatten ihre Kinder und ihr gemeinsamer Liebling war der 1715 geborene Peter Petrowitsch. Die nur aphoristischen Andeutungen, die wir über Katharina's Haltung im Processe ihres Stiefsohnes, des unseligen Zarewitsch Alexei Petrowitsch, besitzen, lassen in keiner Weise vermuthen, daß sie zu seinem Untergange beigetragen habe, obgleich letzterer ihrem Sohne Peter die präsumtive Thronfolge verschaffte. Zum grenzenlosen Jammer der Aeltern starb aber dieser Knabe, seit 3. Febr. 1718 an Alexei's Stelle Zarewitsch, schon am 25. April 1719, nachdem sein Brüderchen Paul 1717 am Geburtstage sofort verschieden war; von allen Kindern Peter's mit Katharina blieben nur Anna, Elisabeth und Natalie am Leben. Ob Peter nun ernstlich daran dachte, Katharina solle ihm auf dem Throne folgen, ist nicht zu ergründen; zunächst blieb die Thronfolgefrage offen und im Thronfolgegesetze wurde nichts über Katharina bestimmt. Etwas später als der Zar erhielt sie den Titel Kaiserin (1722) und 1723 tauchte der Plan auf, sie feierlich krönen zu lassen; im Manifeste über dieses Vorhaben hob der Kaiser ihre Theilnahme an manchen Feldzügen hervor und betonte, sie habe ihm Hülfe geleistet, insbesondere in der verzweifelten Lage am Pruth, wo sie — wie das Heer und das ganze Reich wisse — nicht wie ein schwaches Weib, sondern mit männlicher Unerschrockenheit aufgetreten sei. Als unerhörte Neuerung mußte ihre am 7. Mai 1724 in Moskau durch Peter erfolgte Krönung und die Salbung durch den Erzbischof Theophanes angesehen werden; doch dachte Peter nicht, ihr mit dieser Ceremonie die Krone nach seinem Tode zuzuweisen; er ahnte nicht, wie wenig Zeit ihm nur noch vergönnt sei. Viele aber glaubten, er wolle Katharina den Thron vererben; es äußerte sich Unwille darüber, hier und da verweigerte man den Eid, der bei der Publicirung des Thronfolgegesetzes eingefordert wurde. Im Mai 1722 zog Katharina mit Peter in den Krieg gegen Persien; im December kehrte sie mit ihm zurück. Vielfach wird von einem Zerwürfnisse Peter's mit Katharina kurz vor seiner letzten Krankheit berichtet; gewiß war die eventuelle Spannung nur vorübergehend; wenn als Grund eine Liebelei, ja Ehebruch Katharina's mit ihrem Kammerherrn Mons bezeichnet wird, so liegt keinerlei Beweis dafür vor und Katharina wird wol vom Verdachte der Untreue gegen ihren Wohlthäter freizusprechen sein; hingegen wird sie wahrscheinlich die Hinrichtung des als bestechlich und unehrlich entlarvten Mons misbilligt haben. Katharina und Menschikow waren und blieben Peter's „Herzenskinder“ und er konnte beruhigt

in der Erwartung sterben, beide würden Rußland auf der von ihm eingeschlagenen Bahn weiterführen; sie waren seine vertrautesten Mitarbeiter gewesen. Als es mit Peter zu Ende ging, war Menschikow wieder wegen Erpressungen und Diebereien in Ungnade, Katharina aber erwirkte ihm noch in den letzten Tagen Begnadigung. Sie wich nicht von dem Sterbenden und schloß ihm am 8. Febr. 1725 die Augen. Daß sie mit Menschikow seinen Tod beschleunigt habe, da beide sein Vertrauen eingebüßt und für sich gefürchtet hätten, dürfte Fabel sein, wie so vieles in ihrer Geschichte.

Noch rang Peter mit dem Tode, als sich zwei große Parteien bereits die Erbschaft des größten Herrschers von Rußland streitig machten. Die Altrussen, lauter unversöhnliche Feinde Menschikow's, geleitet von den Golizin, Dolgoruki, Soltykow, Lapuchin, Narischkin und andern vornehmen Familien, scharten sich um den Sohn des unglücklichen Zarewitsch Alexei, Peter Alexejewitsch, wollten ihn zum Kaiser erheben, die homines novi stürzen und die ehemalige Bojarenwirthschaft wiederherstellen, doch fehlte ihnen aller politische Takt und rasche Entschlossenheit. Diese Vorzüge und eine ungemeine Rührigkeit entfaltete hingegen die andere Partei, die der homines novi und Ausländer; an ihrer Spitze standen Menschikow, der Generalprocurator des Senats, Polizeiminister und Generallieutenant Jagusinski, der Oberstlieutenant des wichtigen Preobrashenskischen Garderegiments Buturlin und der holsteinische Gesandte Geheimrath von Bassewitz. Sie traten für Katharina's Thronfolge ein, denn niemand dachte an die Töchter von Peter's des Großen Bruder, Zar Iwan V., handelten voll Energie und Schnelligkeit, stützten sich auf beide Garderegimenter — Menschikow war Generalfeldmarschall und Befehlshaber des 1. Garderegiments —, beriefen die vornehmsten Offiziere derselben und einige gewonnene Männer von Einfluß in den Palast und führten Katharina vom Todtenbette weg in ihre Mitte. Katharina betonte hier ihr Kronrecht auf ihre Krönung und Salbung hin und versicherte, sie denke nicht daran, Alexei's Sohn Peter von der Krone auszuschließen, sondern sie ihm einst zu hinterlassen. Mit übervollen Händen streute sie Erhöhungen, Kostbarkeiten, Gelder aus und warb zahlreiche Anhänger. Von der höchsten Wichtigkeit aber war es, daß sich der feile und in Alexei's Proceß mitthätige Erzbischof Theodosius von Nowgorod, das Haupt des Klerus, durch Katharina bestechen ließ, wobei er auf die Wiedererwerbung geistlicher Machtfülle unter ihrer Regierung rechnete. Nachdem er geschworen, die gekrönte Witwe Peter's des Großen auf dem Throne halten zu wollen, folgte die übrige Versammlung seinem Vorbilde. Katharina versicherte sich nun des Reichsschatzes und der Citadelle; der Heilige Synod und die kaiserliche Leibwache, eine Reihe Großer traten auf ihre Seite; die beiden Garderegimenter umzingelten den Palast, die Trommeln wurden gerührt, und der Kriegsminister Generalfeldmarschall Fürst Repnin versuchte vergebens Menschikow's Treiben zu kreuzen, er sah sich macht- und creditlos. Vom Herzoge von Holstein, ihrem Schwiegersohne, begleitet, erklärte Katharina den Versammelten, sie sei entschlossen, den Rest ihrer Tage der schweren Sorge der Regierung zu widmen und ihren Stiefenkel, Peter Alexejewitsch, zu einem würdigen Kaiser heranzubilden. In der über ihre Erklärung berathenden Versammlung, die gänzlich von Menschikow abhing, äußerte der Cabinetssecretär Makarow, es gebe kein Testament Peter's, der gleichwol unstreitig Katharina zur Thronfolgerin bestimmt habe, und der Erzbischof von Nowgorod pflichtete ihm entschieden bei, Peter habe sie durch die Krönung als seine Nachfolgerin bezeichnet. In gebieterischem Tone schnitt hierauf Menschikow jede weitere Erwägung ab, proclamirte Katharina zur Selbstherrscherin aller Reußen, und alle Welt drinnen und draußen huldigte ihr. Menschikow hatte seiner einstigen Concubine mit reichen Zinsen die Dienste vergolten, die sie ihm bei Peter I. geleistet hatte, und sie würdigte sein Naturgenie, indem sie ihm den größten Antheil an ihrer Regierung ließ. Vor allem suchte sie Adel und Heer zu gewinnen und zu trennen, erließ ein Jahr den achten Theil der Steuern, berief mehrere Verbannte zurück, gab Zurückgesetzten Avancement, ließ sofort unter die Garderegimenter 50,000 Rubel aus ihrem Schatze vertheilen und befahl, dem ganzen Heere den rückständigen Sold auszuzahlen, konnte aber den alten Adel nicht für sich einnehmen. Der Hochmuth des holsteiner Hofs in St.-Petersburg wurde von Menschikow mit dem äußersten Widerwillen ertragen; Menschikow regierte ganz despotisch im Namen Katharina's, unbeirrt durch einen Peter den Großen und darum durch und durch willkürlich und gesetzlos; er leitete das Riesenreich, raubte, was er nur erreichen konnte, und verletzte durch Hoffart Minister und Räthe, die zwar vor ihm im Staube lagen, ihn aber innerlich verwünschten. Der schon unter Peter einflußreiche Graf Tolstoi zeigte dem Fürsten Menschikow die höchste Ergebenheit, um an seiner Herrschaft theilnehmen zu dürfen; Jagusinski, längst Menschikow's Feind, buhlte um seine und Tolstoi's Gunst, sie verachteten ihn, heuchelten ihm aber die herzlichste Freundschaft; auch der staatskluge, von Katharina zurückberufene Baron Schaffirow beugte sich vor seinem Feinde Menschikow und vor Tolstoi, allen Widerstand aufgebend. Ohne seine Unzufriedenheit offen kundzugeben, sah der alte Adel unwillig diese Zustände mit an und sammelte seine Kräfte, um bei günstigerer Gelegenheit die Fahne des Widerstandes zu erheben; einstweilen fügte er sich scheinbar, um im Besitze seiner wichtigen Aemter zu bleiben. Der Erzbischof Theodosius von Nowgorod hatte sich hingegen gründlich verrechnet; sein zur Schau gestellter Priesterdünkel wurde ihm zum Verderben, man zieh ihn hochverrätherischer Worte und Handlungen, er wurde aus besonderer Gnade nicht hingerichtet, sondern im Mai auf Lebenszeit in ein entlegenes Kloster verwiesen, worauf der sehr gefügige Theophanes ihm als Erzbischof folgte. Die unglückliche Ehe ihrer Tochter Anna mit dem Herzoge von Holstein, der mit der ärgsten Rücksichtslosigkeit selbst gegen Katharina auftrat und überall der entscheidende Factor sein wollte, bereitete der Kaiserin herben Kummer und lähmte ihre Kraft. Cabalen und Intriguen

erfüllten den Hof und erzeugten allgemeine Unzufriedenheit; auf allen Gebieten wucherte Fahrlässigkeit empor; nur wer mit Geld oder durch fortwährende Verleugnung seines Ehrgefühls die Gunst des mächtigeren Vorgesetzten erkaufte, behauptete sich im Amte und stieg; unter den Großen herrschten die schroffsten Zerwürfnisse, sehr oft zum empfindlichen Nachtheil des Staats. Alles drohte aus den Fugen zu gehen, da der Stützpunkt des Staatsgebäudes, Peter I., hinweggenommen worden, und die Befürchtungen, seine Schöpfungen seien nur an ihn gebunden, traten immer offener hervor. Um im Reiche die politische Ruhe zu erhalten, beschwichtigte Katharina die unzufriedenen Dnjepr-Kosaken; General Graf Weisbach überbrachte ihnen die Versicherung, sie sollten in dem Genusse ihrer alten Verfassungsrechte restituirt werden und nur Häupter aus ihrer eigenen Nation bekommen; hiermit beugte man ihrem Aufstande vor, und sie duldeten, daß unter dem Vorwande tatarischer Streifzüge in ihrem Lande am Dnjepr-Gestade mehrere Forts errichtet wurden. Im J. 1725 gab sich Alexander Semikow, ein Soldat des Preobraschenskischen Grenadierregiments, im Städtchen Potschep, für den verstorbenen Zarewitsch Alexei Petrowitsch aus; gleichzeitig trat als solcher ein Trossknecht des astrachanischen Grenadierregiments, Sohn eines sibirischen Bauern, in Astrachan auf; Katharina ließ beide am 22. Nov. 1725 enthaupten. Die oberste Leitung der Regierungsgeschäfte ging nicht unmittelbar vom Senate, sondern von einigen vom Staatsoberhaupte betrauten Personen aus; diesen wünschte Katharina auch der Form nach die Stellung einer eigenen höchsten Behörde zu geben, und errichtete am 18. Febr. 1726 den Höchsten geheimen Rath unter ihrem Vorsitze, den jedoch meist Menschikow in ihrer Vertretung führte; alle andern Collegien wurden diesem Rathe untergeordnet und der Senat durfte sich nicht mehr der dirigirende oder regierende, sondern nur der hohe nennen. In dem neuen Rathe geberdete sich der Herzog von Holstein alsbald so hoffärtig, daß die Urtheilsfähigen auf ihn ihren speciellen Groll warfen, und der im Mai 1726 gemachte Vergiftungsversuch Katharina's schien besonders darauf berechnet, dem Herzoge ihre Unterstützung zu entziehen: Holstein war allgemein verhaßt, und jemehr er das Vertrauen Katharina's verlor, desto ungetheilter überließ sie Menschikow die Zügel des Regiments; Menschikow aber rastete nicht, bis sich der Herzog selbst vor ihm beugte, er wollte allein regieren; jetzt warf er sein Auge auf Kurland und trat hier mit einer so unerhörten Frechheit auf, daß Katharina nicht umhin konnte, ihn auf Bitten der Herzogin-Witwe Anna Iwanowna vor eine Untersuchungscommission zu stellen; bei seiner Allgewalt ging er natürlich straflos aus; Katharina, die ihm alles überließ und die unzweideutigsten Beweise familiärster Gunst gab, verlieh ihm den sonst nur Frauen ertheilten St.-Katharinen-Orden; er aber sann darauf, wie er seine Macht permanent gestalten und auch unter Katharina's Nachfolger ungeschmälert behaupten könne, und suchte sich von allen Seiten sicherzustellen. Dabei unterstützte er die bei Katharina immer stärker werdende Trunkliebe, um desto ungestörter herrschen zu können. — Unter Katharina wurde das erste Silberbergwerk in Rußland angelegt, sie ließ die von ihrem Gemahle gestiftete Akademie der Wissenschaften ins Leben treten, die sich aber keiner Beliebtheit erfreuen durfte, und beschränkte mehrfach die Macht des Klerus. Peter's Eroberungen am Kaspischen Meere wurden erweitert, was aber schwere Opfer an Mannschaft und Geld kostete; der gefährlichste Feind der Russen waren nicht die Tataren, sondern das mörderische Klima; darum nützten die Siege den Eroberern wenig; der wichtigste Erwerb war im September 1725 die Einnahme von Tarku. Der Gesandte in Polen, Fürst Dolgoruki, mußte sich im Auftrage der kaiserlichen Regierung der durch das thorner Blutgericht heimgesuchten Dissidenten im Königreiche annehmen, Katharina ließ den Nachbarstaaten erklären, sie wolle gemeinschaftlich mit ihnen zum Besten der Dissidenten einschreiten, und hielt lange unter diesem Vorwande Truppen in Kurland bereit. Sie schloß mit Preußen ein Bündniß gegen Polen, weil König August Kurland dem Grafen Moritz von Sachsen zuwenden wollte, Menschikow aber selbst danach verlangte. Um die Zollfreiheit im Sunde und die Zurückgabe Schleswigs an den Herzog von Holstein von Dänemark zu erzwingen, das Cabinet wenigstens in steter Furcht zu halten, nahm die russische Flotte in der Ostsee dauernd Stellung. Uebrigens vermied Katharina den Krieg und dachte nicht an eine eroberude Politik, zumal das Heer wenig Lust zum Felddienst zeigte. Die Staatsverträge, welche sie mit fremden Mächten schloß, dienten weit weniger den Interessen Rußlands als denen Menschikow's oder des Herzogs von Holstein, den ersterer für sich zu gewinnen suchte, um sich bequemer der Person des Großfürsten Peter Alexejewitsch zu bemächtigen. Der Deutsche Kaiser war am 16. April 1726 dem russisch-schwedischen Bündnisse von 1724 beigetreten und hatte sich verpflichtet, die Maßregeln zur Restituirung des Herzogs von Holstein in Schleswig zu unterstützen, aber eine britische Flotte unter Admiral Wager legte sich am 9. Juni vor die Insel Nargen und zwang die russische Flotte, unthätig zu bleiben. Durch Bündniß vom 6. Aug. mit dem Kaiser trat Katharina zu Rußlands großem Nachtheile dem zwischen Karl VI. und dem König von Spanien 1725 abgeschlossenen Friedensvertrage bei; sie verband sich, ihm mit 30,000 Mann zu Hülfe zu kommen, falls er angegriffen oder geschädigt würde, wogegen er dieselbe Zusicherung machte; Menschikow erhielt zum Lohn für diesen Vertrag von Wien das heimliche Versprechen, die Bewerbung seiner Tochter um die Hand des jungen Großfürsten unterstützen zu wollen. Als der Tod der Kaiserin in Aussicht stand, ließ Menschikow eine lange Reihe hochgestellter Gegner verhaften und unter allen möglichen Vorwänden zu harten Strafen verurtheilen; wer sich ihm widersetzte, war selbstverständlich ein Hochverräther. Der Fürst ließ es zwar zu, daß über die Erbfolge berathen wurde, seine Meinung aber, sie dem Großfürsten Peter Alexejewitsch zuzuwenden, war natürlich Gesetz; er erfand dann mit Bassewitz ein Testament Katharina's, wie es seinen Zielen diente. Die

Trunksucht beschleunigte Katharina's Ende, sie starb an einem Brustgeschwüre und der Wassersucht in St.-Petersburg am 17. Mai 1727, und ihr Stiefenkel bestieg als Peter II. (s. d.) den Thron. Am 27. Mai wurde sie in St.-Petersburg beigesetzt.

Vgl. Mémoires du règne de Catherine, impératrice de la Russie (Haag 1728); Mottley, History of the life and reign of Catherine I. (2 Bde., London 1744); Arsenjew, Die Kaiserin Katharina I. (russisch, St.-Petersburg 1856); E. Herrmann, Geschichte des russischen Staates (Bd. IV., Hamburg 1849); Derselbe, Zeitgenössische Berichte zur Geschichte Rußlands (Bde. I und II, Leipzig 1872 und 1880); A. Brückner, Peter der Große (Berlin 1879); Derselbe, Peter's des Großen Briefwechsel mit Katharina (in Historisches Taschenbuch, 5. Folge, 10. Jahrgang, Leipzig 1880); Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels (Kassel 1877); Solowiew, Histoire de la Russie (Paris).

(*Arthur Kleinschmidt.*)

KATHARINA II. (Alexejewna, früher Sophie Auguste Friederike), Kaiserin und Selbstherrscherin aller Reußen. Als älteste Tochter des Fürsten Christian August von Anhalt-Zerbst, preußischen Gouverneurs zu Stettin und nachmaligen Generalfeldmarschalls, und der Johanna Elisabeth von Holstein-Gottorp am 2. Mai (21. April) 1729 in Stettin geboren, wurde Katharina in Hamburg bei ihrer mütterlichen Großmutter Albertine, der Witwe des Fürstbischofs von Lübeck und Administrators von Holstein-Gottorp, erzogen. Bei einem Besuche in Berlin sah sie Friedrich II. von Preußen, der ihren Vater in hohem Grade schätzte, und ihr Bildniß von Pesne's Meisterhand gefiel ebenso sehr der Kaiserin Elisabeth von Rußland, die sich für sie als Nichte ihres verstorbenen Verlobten, des Fürstbischofs Karl August von Lübeck, warm interessirte, wie ihrem ernannten Thronfolger, dem Großfürsten Peter Feodorowitsch, Katharina's Vetter. Letzterer sollte eine sächsische Prinzessin heirathen, aber Friedrich dem Großen behagte nichts weniger als eine russisch-polnisch-sächsische Familienallianz, die natürlich Preußen in erster Linie bedrohen mußte; auf die Tochter seines Feldmarschalls hingegen hoffte er beständig Einfluß üben zu können. Der Oberhofmarschall Peter's, von Brümmer, bestimmte Elisabeth von Rußland ebenfalls für Katharina; trotz der nahen Verwandtschaft Katharina's und Peter's ließ der Heilige Synod die Verbindung zu, die bedeutungslose Stellung des zerbster Hauses konnte keine Befürchtungen in der russischen Nation erwecken, und der preußische Gesandte von Mardefeld sparte in St.-Petersburg und Moskau das Gold nicht, um mit Hülfe Brümmer's und des Günstlings Grafen L'Estocq die Wahl Katharina's durchzusetzen. Am 9. Febr. 1744 traf Katharina mit ihrer Mutter in Moskau ein, wo der kindische und trunksüchtige Großfürst-Thronfolger über ihre Ankunft sehr glücklich schien. Katharina besaß große natürliche Anlagen, ihr Charakter war leidenschaftlich, stolz und doch unendlich geschmeidig; sie konnte sich fügen und schicken, ebenso gut aber kalt und abweisend auftreten; ihre Mutter war eine geborene Intriguantin und mit einer Reihe der unangenehmsten Eigenschaften ausgestattet, was Katharina oft herbe empfinden mußte. Noch nicht funfzehn Jahre alt, als sie nach Rußland kam, erschien sie der Gesellschaft am Hofe unbedeutend, niemand schien Gewicht auf sie zu legen. Sie aber begriff mit genialem Blicke ihre Stellung, ließ es sich im Gegensatze zu Peter, der offenkundig die Russen verachtete, angelegen sein, ihre Sprache zu erlernen und ihre Sitten anzunehmen, um ihren fremden Ursprung vergessen zu machen. Semen Feodorski unterrichtete sie in der griechisch-katholischen Religion, Wassily Adadurow, der Heroldmeister, im Russischen, und sie lernte mit Feuereifer, um rasch als Russin zu erscheinen. Der Sturz des französischen Gesandten Marquis de la Chétardie und die Erhebung des Grafen Bestushew-Rjumin zum Großkanzler schienen die ganze Ehefrage zweifelhaft zu machen, doch ging diese Gefahr vorüber; Katharina lag nichts an Peter, aber wie sie selbst gestand, desto mehr an Rußlands Krone. So ungern auch ihr eifrig lutherischer Vater es sah, bekannte sie sich am 9. Juli 1744 öffentlich zur griechischen Kirche, nahm den Namen Katharina Alexejewna an und am 10. Juli fand ihre Verlobung in St.-Petersburg statt. Sie suchte sich völlig in die Launen und Eigenheiten der Kaiserin einzuleben, lauschte ihr ihre Schwächen rasch ab und wußte ihr mit dem besten Erfolge zu schmeicheln; spätere Zerwürfnisse glichen sich durch ihre schlaue Schmiegsamkeit und Kenntniß von Elisabeth's Charakter rasch zu Gunsten Katharina's aus. Mit ihrem Verlobten fand sich fast keine Uebereinstimmung, sie überragte ihn um Haupteslänge an Charakter, Verstand und Wissen, verachtete ihn frühe und konnte nie Liebe für ihn empfinden. Durch ernste Lektüre, das Studium historischer, philosophischer und staatswissenschaftlicher Werke schulte sie ihren Geist und erwarb sich Kenntnisse, die ihr einst als Kaiserin glänzende Dienste leisteten; auf den Rath des Grafen Gyllenborg las sie schon mit funfzehn Jahren Plutarch's Biographien, einiges von Cicero und Plato; späterhin griff sie zu Montesquieu's Considerations sur les causes de la grandeur et de la décadence des Romains, zu den Briefen der Frau von Sévigné und zu Voltaire, und zu Ende der Regierung Elisabeth's legte sie bereits in tagebuchartigen Notizen die Frucht reger und vielseitiger Studien nieder, äußerte sich aphoristisch und mit der ihr ewig eigenen optimistischen Weltanschauung über die Nützlichkeit der Errichtung höherer Frauenschulen, über Mißbräuche der Verwaltung, über die Bedeutung des Adels im Staate, über die Nothwendigkeit der Bauernemancipation, über einzelne Administrationsfragen, über die Schwierigkeiten der Gesetzgebung u. s. w., lauter Dinge, von denen Peter nichts verstand und nichts hielt. Während sie las und sich über Probleme des öffentlichen Lebens unterrichtete, trank er oder spielte Soldaten. Am 1. Sept. 1745 fand Katharina's Vermählung mit Peter in St. Petersburg mit großem Prunke statt, worauf Bestu-

schew-Rjumin die ihm widerwärtige Mutter Katharina's alsbald aus Rußland entfernte und den jungen Hof möglichst unter seine Aufsicht zu stellen suchte.

Katharina legte den höchsten Werth darauf, sich die Liebe und Achtung der Russen zu erwerben, vollzog mit größter Gewissenhaftigkeit die Vorschriften der griechischen Kirche und galt rasch als gut orthodox; meisterhaft schmeichelte sie allen Ständen und Personen, mit denen sie in Berührung trat, wußte Gegner zu Freunden zu machen, enthielt sich der Einmischung in politische Angelegenheiten, zeigte stets ein offenes, heiteres Gesicht und stach auf das vortheilhafteste von Peter ab. Vorerst hielt sie sich bescheiden zurück, als wolle sie nicht bemerkt werden, bis sie völlig das Terrain kennen gelernt hatte. Ihre Stellung war peinvoll, sie schien eine Gefangene in ihrem Palaste neben dem unreifen Gatten und der sie belauernden Kaiserin, die ihr 1747 verbot, ihren Vater, da er kein König gewesen sei, länger als eine Woche zu betrauern, und die ihre vertrauten Dienerinnen stets zu entfernen pflegte, damit Katharina allein stehe. Peter stieß die ihm überlegene Frau mit steigendem Widerwillen zurück, „sie hüllte sich in desto stillere Demuth und Unterwürfigkeit, nahm aber mit sicherer Hand einen Faden nach dem andern auf, um Rußland zu sich herüberzuziehen". Ihr grenzenloser Ehrgeiz verbarg sich unter der Maske der Gleichgültigkeit und Gefügigkeit; hingegen trat früh ihre große Sinnlichkeit unverkennbar hervor. Katharina lernte es, sich über Peter's Roheit und Kaltsinn hinwegzusetzen, fühlte die Nothwendigkeit, einen modus vivendi mit ihm zu suchen, der die Strafe seiner Tollheiten von ihr fern hielt, und brachte seinen Willen, ohne daß er es bemerkte, ganz allmählich in ihre Gewalt, lenkte und regierte ihn; Peter vertraute ihr alles an und verschwieg nichts, was für Katharina besonders dem herrschsüchtigen und lauernden Großkanzler Bestuschew gegenüber von eminentem Werthe war. Katharina ging darauf aus, sich diesen zum Freund zu machen, und Bestuschew begann einzusehen, ein Bündniß mit ihr sei für ihn am besten; er arbeitete darauf hin, daß Katharina die Last der Regierung Holsteins mit Peter theile, der zum Herrscher keinerlei Beruf zeigte, wollte sie vorbereiten, einst Rußland selbst regieren zu können, und unterstützte, da Peter bisher kinderlos geblieben war, die Liebschaft der üppigen Katharina mit dem schönen Kammerherrn Sergei Soltykow; wenngleich im tiefsten Geheimnisse, that Katharina nichts ohne Bestuschew's Rath und Zustimmung, mit seiner Hülfe durfte sie es wagen, wieder heimlich mit ihrer Mutter zu correspondiren. Bestuschew erstrebte die volle Lostrennung Holsteins von Rußland und den Austausch der holsteinischen Lande, deren Regierung Katharina anstatt Peter's führen sollte, gegen Delmenhorst und Oldenburg; bekanntlich ging dieser Gedanke erst in ihren späteren Regierungsjahren in Erfüllung. Peter übertrug Katharina im März 1755 alle Geschäfte in Betreff Holsteins. Als sie am 1. Oct. 1754 einen Sohn, Paul Petrowitsch gebar, flüsterte der Hof von Soltykow's Vaterschaft; an ihre Tugend glaubte niemand, und der liederliche Hof fand es begreiflich, daß sich die blühende Gestalt nach fremder Liebe sehnte, da Peter sie von sich wies und anderwärts Liebe spendete. Da aber Bestuschew in Soltykow einen gefährlichen Intriguanten erkannte, der ihm hinderlich werden konnte, entfernte er ihn ins Ausland, wo er bis zum Tode Elisabeth's blieb. Katharina fühlte sich durch ihren Sohn derart mit der russischen Nation verknüpft, daß sie höchst gleichgültig auf die Zukunft ihres Gemahls sah und immer eifiger gegen ihn wurde. Die Gatten führten ein ganz getrenntes Leben, besuchten sich täglich, wenn sie an einem Orte lebten, und hingen ihren sehr verschiedenen Liebhabereien nach. Katharina legte im Bezirke von Oranienbaum einen Garten und kleinen Palast an, verbrachte hier die schöne Jahreszeit und trieb eifrig das Studium der französischen Literatur. Früh mischte sie sich auch in politische Angelegenheiten, mit ungewöhnlichem Geschicke zur Intrigue begabt, und am Hofe fand sie reichen Boden für Ränke und Machinationen, während sie durch den britischen Gesandten Sir Hanbury Williams mit dem schönen Polen Stanislaus Poniatowski bekannt wurde und in das innigste Liebesverhältniß trat. Als Katharina am 20. Dec. 1757 eine Tochter Anna Petrowna bekam, schrieb man Poniatowski die Vaterschaft zu und Peter selbst that Aeußerungen in diesem Sinne. Katharina stand auf der Seite Bestuschew's, der ihr Privatleben begünstigte, und obgleich sie Friedrich dem Großen ihre Stellung verdankte und seine Leistungen bewunderte, sagte sie darum 1755 in meisterhafter Heuchelei zu Williams, Friedrich habe das allerschlechteste Herz und sei sowol der natürliche wie auch der gefährlichste Feind Rußlands. Sie sprach von ihrer großen Anhänglichkeit an Georg II., war sehr unzufrieden über die Unterhandlungen der Kaiserin mit Frankreich und forderte von Williams, um thätig mitwirken zu können, 20,000 Dukaten; sie erhielt sie zwar vom britischen Ministerium am 8. Aug. 1756, nachdem sie schon früher Gelder von dort bezogen hatte, doch nützte dies England nichts; Elisabeth haßte die britische Regierung, die Bestuschew besoldete, als die in Westminster gewonnene Freundin des ihr tödlich verfeindeten Königs von Preußen; der wiener Einfluß in St.-Petersburg überwog den londoner und die britische Regierung kam um ihr Geld, während Maria Theresia sich factisch von ihr löste und zu Ludwig XV. trat. Katharina verbrauchte das britische Geld zu ihren eigenen Zwecken, misbilligte aber Maria Theresia's Verhalten gegenüber Georg II. und erklärte Williams im September 1756, nur ein Bündniß zwischen Großbritannien, Rußland, den Generalstaaten, Preußen und einigen deutschen Ständen könne Europa retten; dabei vermied sie es sorgfältig, nach Art ihres Gemahls die Sympathie für Preußen zur Schau zu tragen. Sie sah ihre Gegner in der kaiserlichen und der französischen Diplomatie und ihrem Anhange, den Schuwalow u. a., wollte beiden Höfen Streiche spielen und schloß sich immer enger an Bestuschew an.

Von Grund aus unehrlich und schlecht, ein geschwo-

rener Feind Peter's, reizte Bestuschew Katharina immerfort gegen ihn auf, schmeichelte und huldigte ihrer Sinnlichkeit, dachte an die Ausschließung Peter's vom Throne und an ihre einstige Erhebung auf denselben, da er als ihr Gläubiger auf die Herrschaft im Reiche hoffen zu dürfen glaubte, und verbündete sich und sie mit Kyrill Razumowski, Stepan Apraxin und andern einflußreichen Männern. Während des Feldzugs von 1757 fuhr der Großkanzler fort, mit ihr zu conspiriren, und versprach, sobald die kränkelnde Kaiserin Elisabeth sterbe, ihr oder ihrem Sohne Paul den Thron zu verschaffen. Als Elisabeth ernstlicher erkrankte, rief er den Feldmarschall Apraxin vom Kriegsschauplatze zurück; aber zu seinem Schrecken genas die Kaiserin und stürzte ihn und Apraxin im Februar 1758. Katharina war durch Bestuschew in unmittelbare Correspondenz mit Apraxin getreten, die jetzt ans Licht kam. Elisabeth war außer sich über Katharina, Peter behandelte sie voll Verachtung. Katharina setzte allen Anklagen unerschütterlichen Stolz entgegen, vermied es, öffentlich zu erscheinen und Elisabeth zu begegnen, und wartete, bis sich der heftigste Sturm gelegt hatte. Dann suchte sie wirkungsvolle Fürsprecher, wandte sich in erster Reihe an den bei Elisabeth allgewaltigen Feind Bestuschew's, Iwan Iwanowitsch Schuwalow, und schrieb an Elisabeth einen hochst pathetischen Brief, worin sie ihr in rührenden Worten für alle Güte dankte, beklagte, ihren Zorn und Peter's Haß auf sich gezogen zu haben, sie um die Erlaubniß bat, zu den Ihren zurückkehren zu dürfen, und es Peter freistellte, eine andere Frau zu heirathen. Elisabeth ließ sie vor, Katharina fiel ihr zu Füßen, spielte die reuige Sünderin, betheuerte ihre Besserung und begünstigte die von Schuwalow bearbeitete Zarin, die von ihrer Heimsendung nichts hören wollte, während Peter fest darauf gebaut hatte, um Elisabeth Woronzow, seine Maitresse, zu heirathen. Am 21. Mai 1758 durfte Katharina neben Peter wieder bei Hofe erscheinen. So ging die Strafe für die erstmalige Theilnahme an einer Verschwörung an ihr vorüber; Poniatowski wurde, da seine Beziehungen zu ihr zu eclatant waren, von St.-Petersburg entfernt.

Der Tod Elisabeth's und die Thronbesteigung Peter's III. machten Katharina am 5. Jan. 1762 zur Kaiserin, an welchem Titel sie sich genügen lassen sollte. Ihr Liebesverhältniß zu dem schönen Artillerieoffizier, Grigorj Grigorjewitsch Orlow, versprach Folgen, sie hielt sich von der Oeffentlichkeit möglichst zurück und gebar am 29. April einen Alexei getauften Sohn, den späteren Grafen Bobrinski. Seit ihrem ersten Fehltritte hatte sie allmählich die Scheu und Scham abgestreift und gab sich schwach ihren Lüsten hin, ohne jedoch ihren Geistesflug lähmen zu lassen; im Gegentheil wuchs ihr Ehrgeiz zusehends.

Peter machte sich allgemein verhaßt, indem er die offenste Verachtung alles Russischen zeigte und unvernünftig das Fremde bevorzugte, sich als Holsteiner und Verehrer preußischer Einrichtungen geberdete, sich mit den in Rußland eine Prätorianerrolle spielenden Garden verfeindete, den Klerus vor den Kopf stieß und die Gebräuche der griechischen Kirche laut verhöhnte, Adel und Volk beleidigte. Katharina hingegen unterließ nichts, um allen Ständen und Schichten der Nation zu schmeicheln, sich überall Freunde und ergebene Anhänger zu gewinnen und öffentlich als die ergriffenste Verehrerin griechischer Religion und als begeisterte Russin aufzutreten. Von Peter wegwerfend behandelt und bedroht, ins Kloster gesperrt und geschoren zu werden, gezwungen, Elisabeth Woronzow neben sich zu dulden und sogar auszuzeichnen, wußte sie die öffentliche Theilnahme zu erwerben und sich als verfolgte Unglückliche dem Mitleiden der Nation nahe zu bringen. Peter glaubte sie nur mit der ihm verhaßten französischen Literatur beschäftigt und mied ihre Cirkel, um nicht beständig durch ihre geistige Ueberlegenheit geschlagen und beschämt zu werden. Sie aber sann auf seinen Sturz und auf ihre Thronbesteigung; ihre Liebe zu ihrem ersten Sohne Paul war nicht groß genug, sich mit der Regentschaft für diesen begnügen zu wollen. Seit dem Sturze Bestuschew's vorsichtiger in ihren Machinationen und von den Schuwalow vernachlässigt, war Katharina längere Zeit ohne Verbindung mit den Großen am Hofe und auf die Gebrüder Orlow angewiesen, bis ihr die Güte des Geschicks in der jugendlichen Fürstin Daschkow, der Schwester von Peter's Maitresse Woronzow, eine der gewandtesten Intriguantinnen zur Seite stellte (j. meinen Aufsatz: „Die Fürstin Daschkow" in der Revue „Auf der Höhe" Bd. 4, Heft 2, August 1882). Die Fürstin führte ihr den Oberstthofmeister des Thronfolgers Paul, Nikita Iwanowitsch Panin, Kyrill Razumowski, den wegen des Ismailow'schen Garderegiments hochwichtigen Hetman, zu, gewann Bestuschew's Neffen, Fürst Wolkonski u. a. Auch der Erzbischof von Nowgorod schloß sich ihnen wegen der antikirchlichen Haltung Peter's bereitwilligst an und seine Mönche wühlten im Volke und in den Kasernen gegen den ketzerischen Kaiser. Freilich hatten die Verschworenen, die in wenig Beziehungen zueinander standen, sehr verschiedene Pläne für die Zukunft und wol die meisten glaubten, Katharina werde Regentin für ihren Sohn und nichts weiter werden. Katharina und die Daschkow gewannen noch eine lange Reihe Verschworener, die Orlow zogen ihre Freunde herbei; Katharina ließ es sich viel Geld kosten, ihren Anhang zu vergrößern, und als ihr Staatsstreich geglückt war, fuhr sie fort, zu beschenken und zu bestechen, um die Geworbenen in der käuflichen Treue zu befestigen; große Summen dienten diesem Zwecke. Die Verschwörung war nahe daran zu scheitern, als der brutale Offizier Passek, ein Haupttheilnehmer, verhaftet wurde, und nun zauderten die Verschworenen nicht länger. In der Nacht zum 9. Juli 1762 vom dreistesten aller Verschworenen, Alexei Grigorjewitsch Orlow, auf ein Schreiben der Fürstin Daschkow von Peterhof abgeholt und mit Windeseile nach St.-Petersburg kutschirt, wurde Katharina hier von ihrem Geliebten, Grigorj G. Orlow, am 9. Juli in Empfang genommen und fuhr nach den Kasernen des erkauften Ismailow'schen Regiments; Katharina redete letzteres an, bat es um Schutz gegen Peter III. und versicherte, er habe sie und

ihren Sohn Paul ermorden wollen. Das Regiment gelobte, mit seinem Leben für sie einzutreten, das Semenow'sche Garderegiment trat ebenfalls zu ihr über, die Regimentspopen ließen es ihr Treue schwören, und gefolgt vom Hetman, zahllosem Volke und den Garden, fuhr Katharina zur Kasanschen Kathedrale. Hier segnete sie der Erzbischof von Nowgorod als Regentin ein, aber vor der Kirche rief Alexei G. Orlow sie als Selbstherrscherin aus, und Panin's Zukunftspläne zerstoben. Katharina fuhr in die kaiserlichen Paläste; der Hof, der Senat, der Heilige Synod huldigten ihr wie die Garden, einer um den andern verließ den Kaiser, den man nicht für fähig hielt, ritterlichen Widerstand gegen seine rebellische Gemahlin zu wagen. Die französische und die kaiserlich-deutsche Gesandtschaft feierten ihren Sieg mit, indem sie dem Volke und Militär Branntwein spendeten. Um sich völlig zu rechtfertigen, ließ Katharina aussprengen, Peter III. habe einen Vergiftungsversuch gegen sie gemacht. Sie traf alle Vorbereitungen, um den Staatsstreich auszubeuten und vor einem Umschlage zu bewahren, und erließ ein auf die Nation wohlberechnetes, gegen Peter äußerst gehässiges Thronbesteigungs-Manifest, welches im Reiche verbreitet wurde. Sie ertheilte dem Feldmarschall Grafen Soltykow sofort Befehl, ein wachsames Auge auf die Provinz Preußen zu haben, in der er alsbald den Gebieter spielte, befahl dem General Peter J. Panin, an Rumanzow's Stelle das Commando in Pommern zu übernehmen, und rief das Corps des Generals Grafen Zachar G. Tschernischew, welches sich mit dem preußischen Heere vereinigt hatte, zurück; bekanntlich wagte es Tschernischew, diesen Befehl Friedrich dem Großen zu Liebe auf einige Tage zu ignoriren und erst nach dessen Siege bei Burkersdorf am 21. Juli abzuziehen, und Katharina vergab ihm. Mit der Fürstin Daschkow ritt Katharina in altrussisch-zugeschnittener Uniform, strahlend von imposanter Schönheit und mächtiger Erregung, an der Spitze der Truppen, die sich nach Oranienbaum wendeten, wo Peter in völliger Rathlosigkeit weilte. Seine Leute fielen von ihm ab, selbst die Vertrauten wurden Deserteure, er verwarf Münnich's tapfere Rathschläge, begann feige mit Katharina zu unterhandeln, überließ sich ihrer Gnade, begab sich der Krone und bat demüthig, sich mit seiner Geliebten und seinem Freunde Gudowitsch nach Holstein zurückziehen zu dürfen; der Verräther Kammerherr Ismailow arretirte ihn in Oranienbaum am 10. Juli, zwang ihn zu schimpflicher Abdankung, überlieferte das Document hierüber Grigorj G. Orlow und dem Fürsten Galizin und brachte den Entthronten nach Peterhof, von da nach Ropscha. Katharina ließ ihn nicht vor sich, nahm gnädig die Huldigungen der Ueberläufer an und hielt in St.-Petersburg einen Triumpheinzug. Grigorj G. Orlow, der an ihrer Seite ritt, zeigte sich bereits bei der Abendcour als erklärter Favorit und erhielt in allen kaiserlichen Palästen St.-Petersburgs Wohnung. Die Theilnehmer an der Revolution wurden nach Wichtigkeit und Leistung reich belohnt und besonders ergoß sich das Füllhorn der Huld über die Orlow. Aufs entehrendste behandelt, endete Peter III. durch Mörderhand am 17. Juli. Ohne den Mord direct anzuordnen, hieß ihn Katharina im innersten Herzen gut, war den Mördern dankbar, erheuchelte aber bei der officiellen Kundgabe des plötzlichen Todes grenzenlosen Schmerz und that alles, was der Anstand von der Witwe erfordern konnte, vergab und vergaß Peter alle Sünden; sie suchte in raffinirter Heuchelei ihresgleichen in der Welt. Jetzt aber fühlte sie sich frei von allen Ketten als Rußlands unumschränkte Monarchin, an ihren Sohn dachte sie nicht. „Ihr ganzes Wesen setzte sich aus Contrasten zusammen: sie war wohlwollend und unbarmherzig, ausschweifend und arbeitsam, besonnen und ungestüm; aber alle Widersprüche hohen sich in dem Emporwachsen eines kolossalen Ehrgeizes, eines weltumfassenden Herrscherssinnes. Die meisten Menschen, die in ihre persönliche Nähe traten, wurden unwiderstehlich von ihr gefesselt... Von Anfang an zeigte sie sich in den Geschäften unermüdlich, scharfsichtig, kenntnißreich. Man bemerkte, daß sie frauenhafte Sorgsamkeit mit staatsmännischem Ueberblicke verbinde, Menschen und Zustände mit zutreffender Feinheit beurtheile, ihren Ministern fortdauernd selbst die lenkenden Antriebe und schöpferischen Entwürfe gebe... Mit vorwärts drängender Begierde trat sie die Erbschaft Peter's des Großen an, und was in dessen unbändigem Geiste jemals an Macht- und Kriegsgedanken angeklungen war, das alles vereinigte diese Frau zu einem großen, verarbeiteten, bleibenden Systeme. Wenn man in den Kreis ihrer Eroberungspläne eintritt, so fühlt man sich wieder, wie bei ihren Ausschweifungen und Vergeudungen, inmitten des Orients; alles ist hier riesenhaft und gewaltig, hoch über dem Maße des Europäischen und tief unter der Linie des Menschlichen. So mild und klug ihr Walten in ihrer persönlichen Nähe sich zeigte, so entsetzlich trat nun ihre Herrschaft in ihrer weiteren Wirksamkeit auf. Hier hemmte sie kein entgegenstehendes Recht, durch keine Verheißung fühlte sie sich gebunden, kein Mittel war ihr zu abscheulich; und während sie mit Voltaire Lobschriften über Freiheit und Menschenrechte austauschte, hob sie sich zu einer Selbstvergötterung empor, die ihr die Abhängigkeit zweier Welttheile als das einzig mögliche Fußgestell ihres Ruhmes erscheinen ließ. Wie sie aber, vielleicht die einzige ihres Geschlechts, nicht blos Kaiserin, sondern zugleich Courtisane und Hausfrau zu sein verstand, so ragte sie nicht minder hoch unter den Welteroberern dadurch hervor, daß sie bei allem Uebermuthe ihrer Entwürfe bis an ihr Ende sich behutsame Kälte und Besonnenheit erhielt. Während sie mit glühender Phantasie ihre Wünsche in das Schrankenlose steigerte, hielt sie in ihrem Handeln stets an der Grenze des praktisch Erreichbaren inne; sie hatte die Kraft, unendliche Leidenschaften unaufhörlich zu befriedigen und zu zügeln, in Sinnlichkeit und Ehrgier gleich beispiellos zu schwelgen, und dabei ohne Unterbrechung ihre Umgebung und sich selbst zu beherrschen" (H. von Sybel, Geschichte der Revolutionszeit, Bd. II.) Sie ließ ihre Macht nicht aristokratisch beschränken, wie Graf Nikita J. Panin gehofft hatte, sondern herrschte unbedingt und unbeschränkt; dem Adel gab sie Beschäftigung

in den Aemtern und in den Heeren, fesselte ihn durch Ehren an ihren Hof, vermehrte die Zahl der Orden, um ihn zu schmücken, und schuf, um ihn zu entwerthen, eine lange Reihe neuer Geschlechter; jeder politischen Macht wußte sie ihn zu entkleiden; hingegen sorgte sie für eine bessere Erziehung der adeligen Jugend, um der überhandnehmenden Versumpfung und Corruption zu steuern, und die Söhne des Adels wuchsen in militärischer Zucht, die Töchter in adeligen Erziehungshäusern auf. Um von Mit- und Nachwelt dauernd als schöpferischer Geist und große Herrscherin bewundert zu werden, wollte die Antihalinerin Civilisation in Rußland verbreiten und, wo sich keine wirkliche Cultur durchführen ließ, wenigstens den Schein und die Tünche derselben hervorbringen; dabei hatte sie jahrelang emsig zu sorgen und zu arbeiten, um sich auf dem usurpirten Throne zu befestigen und jeden Gedanken an Widersetzlichkeit auszutilgen. Mit außerordentlichem Scharfblicke fand sie die Fähigsten aller Farben und Parteiungen aus, zog sie an sich, machte sie zu Vollstreckern ihres Willens und unterwarf sie sich; mit vollendeter Herzenskälte ließ sie die treuesten Rathgeber fallen, sobald es ihren Intentionen diente; als Meisterin der Lüge verbarg sie ihre Pläne und versprach oft das Gegentheil dessen, was sie im Sinne hatte. Indem sie das Andenken Peter's III. nach Kräften beschimpfte, nahm sie manche seiner verunglückten Reformen in die klügere Hand, um sie durchzuführen, und die Kirche lieh ihr Schirm und Weihe, während Katharina nur an die Unterwerfung des Altars unter den Thron dachte. Mit äußerster Härte schaffte sie die holsteinischen Truppen aus dem Lande; Prinz Georg Ludwig von Holstein, Peter's Vetter, mußte seiner Hoffnung auf Kurland entsagen, wurde aber durch eine Pension und die Statthalterschaft Holsteins für Katharina's Sohn Paul entschädigt; Katharina beseitigte den ganzen fremden Anhang Peter's, umgab sich, um immer mehr Russin zu scheinen, mit fast lauter Russen und wählte aus ihnen ihre Favoriten; ihr großes Verdienst bestand darin, „mit zwingendem Gebot durch gute und vernünftige Einrichtungen der Nation allmählich durch die Macht der Gewohnheit das Gute und Vernünftige annehmlich zu machen" (Herrmann). Ihr wie einst Peter I. setzte die russische bornirte Roheit zähen Widerstand entgegen und es bedurfte schwerer Arbeit, um zu siegen.

Katharina mußte besonders bedacht sein, die auswärtigen Verhältnisse zu klären; sie gab dem Könige von Dänemark, den Peter III. hatte bekämpfen wollen, friedfertige Versicherungen, rief ihre Truppen aus Mecklenburg ab und veranlaßte König Friedrich V., seinen Gelüsten nach Mitvormundschaft Paul's in Holstein zu entsagen. Zwar sah der Staatsminister Graf J. H. E. Bernstorff in Rußland den natürlichen Feind Dänemarks und fürchtete seine wachsende Macht; doch hielt er es für rathsam, sich mit Katharina freundlich zu stellen, und Katharina hielt seit Ende 1763 beständig darauf, in gutem Einvernehmen mit Dänemark zu leben (Correspondance ministérielle du comte J. H. E. Bernstorff, 2 Bde., Kopenhagen 1882), wobei immer wieder der projectirte Austausch von Oldenburg und Delmenhorst gegen die gottorpschen Gebiete mitspielte; Rußland gewann einen gewaltigen Einfluß in Kopenhagen. Rasch verständigte sich Katharina mit Friedrich dem Großen; lange hatte sie ihn für ihren Erzfeind und Peter's III. Aufheber gegen sie gehalten; aus seiner Correspondenz mit Peter ersah sie jetzt, daß er im Gegentheile ihm häufig zum Ausgleich mit ihr gerathen habe. Sie rief zwar ihre Truppen von denen Friedrich's zurück (s. oben), bestätigte aber den von Peter mit ihm geschlossenen Frieden und ließ Preußen räumen (August 1762); Preußen schien ihr vorzüglich geeignet, als ihr Alliirter den übrigen Großmächten, besonders dem Kaiser von Deutschland gegenüber, den Ausschlag zu Gunsten Rußlands zu erzielen; darum arbeitete sie auf ein enges Bündniß mit Preußen hin, dessen Spitze sich bald gegen Polen wendete, und wie sie war Panin für Preußen.

Katharina nützte die Eifersucht der Partei Panin's gegen die Familie Orlow und umgekehrt aus, um beide zu beherrschen. Umsonst versuchte Panin nochmals, sie für eine aristokratisch gebundene Regierungsform zu gewinnen, und schlug ihr die Errichtung eines Reichsraths nach schwedischem Muster vor; auf ihre Unumschränktheit sehr eifersüchtig, verwarf Katharina den Entwurf, den Panin nun fallen ließ; er gab sich zufrieden, da er die Leitung des auswärtigen Amts erhielt. Die Fürstin Daschkow hingegen fühlte sich nicht so anerkannt, wie sie es für die Julirevolution, ihr Werk, erwartete, sah mit Unwillen das Steigen der Orlow u. a. und trat zu allerlei Umtrieben gegen Katharina in Beziehung. Es lag nicht in Katharina's selbständigem Charakter, das Weib Grigorj G. Orlow's werden zu wollen, aber Orlow strebte hiernach, um mit ihr die Krone zu tragen, und der aus dem Exil zurückgekehrte Bestushew-Rjumin (s. oben) unterstützte mit seinen Schlichen Orlow's plumpes Spiel. Er rieth Katharina, sich mit dem treuen Diener zu vermählen, verfaßte sogar „im Namen der Nation" eine Bittschrift an sie in diesem Sinne; in entschiedenster Weise widersprachen diesem Plane Graf Panin, Graf Tschernischew, der Großkanzler Graf Woronzow, Oheim der Daschkow, der Hetman Graf Rasumowski u. a., und Katharina war klug genug, ein für allemal dem Eheproject abzusagen. Das Gerücht eines solchen hatte schon genügt, im August 1762 eine Verschwörung gegen Katharina im Semenow'schen Garderegiment hervorzurufen, die aber rasch erstickt wurde; vor eine Commission unter dem Hetman gestellt, wurden die Officiere Chruschtschow und Guriew zum Tode verurtheilt, aber zur Cassation und Verbannung nach Sibirien begnadigt, die Gemeinen in der Stille getödtet. Katharina mußte rasche und stramme Maßregeln zu ihrer Sicherung ergreifen, nur Entschlossenheit konnte ihr dienen, unnöthige Grausamkeit bei Verhör und Proceß wünschte sie vermieden zu sehen, übertriebene Härte geseh ihr nicht im Kampfe mit ihren Gegnern. Am 3. Oct. fand die Krönung Katharina's in Moskau statt. Der junge Officier Chitrow wagte hier drohende Aeußerungen wegen des Orlow'schen Eheprojects, erinnerte daran, Katharina sei

überhaupt nur zur Regentschaft für ihren minorennen Sohn berechtigt, und bezeichnete als für sie angemessenen Gemahl einen Bruder des in Schlüsselburg schmachtenden Kaisers Iwan VI.; er berief sich auf die Bundesgenossenschaft der Fürstin Daschkow, Panin's, des Generalprocurators des Senats Glebow u. a., wurde wegen seiner Unvorsichtigkeit sehr bald arretirt und in Untersuchung gezogen; mit leidenschaftsloser Behutsamkeit vermied Katharina allzu gründliche Nachforschungen, und obgleich sie den gegründetsten Verdacht gegen die Fürstin, Panin und Glebow hatte, unterließ sie offenen Kampf mit ihnen. Sie schrieb der Fürstin, sie möge ihr mittheilen, was sie vom Complot Chitrow's wisse, erhielt eine impertinente Antwort und begnügte sich, die Fürstin vorübergehend nach Riga zu verweisen; schon im December 1763 kam sie nach Petersburg zurück, wo sie unter Katharina's Augen viel unschädlicher schien als in Moskau, dem hergebrachten Schmollwinkel des unzufriedenen Adels; Katharina haßte die Allürte von 1762 und glaubte sie in jede Verschwörung gegen sie verwickelt. Chitrow, sein Bruder und einige Gardeoffiziere wurden einfach des Dienstes entlassen, durften nicht in Moskau und Petersburg leben und mußten schwören, ewig über das Complot zu schweigen. Wo sie es durfte, ohne dem Rückschritte Zugeständnisse zu machen, schmeichelte sie dem Nationalgefühle der Russen; konnte sie auch nicht nach dem Wunsche der Reactionäre in die Bahn Elisabeth's zurücklenken, mußte sie manchmal das directe Gegentheil dessen thun, was alte Würdenträger von ihr forderten, so stellte sie doch an alle hervorragenden Plätze Russen und bisweilen, wenn diese ihr zu unfähig schienen, hinter sie Ausländer als wenig bemerkbare und doch hauptsächliche Arbeitskräfte. Da sie aber nach dem Beifalle Europas verlangte, mußte sie suchen, die Wortführer der europäischen Literatur zu gewinnen, und setzte sich mit den auf diesem Gebiete allvermögenden Dichtern und Gelehrten Frankreichs sofort nach ihrer Thronbesteigung in Beziehung. Als die Encyklopädie in Frankreich verboten wurde, benutzte sie die Gelegenheit und in ihrem Auftrage mußte Graf Andrej Petrowitsch Schuwalow, der sie oft in literarischen Dingen berieth, an Diderot und Voltaire schreiben (September 1762): in Riga sollte die Encyklopädie fortgesetzt werden. Diese Auswanderung unterblieb, denn die französische Regierung besann sich eines bessern und ließ das Werk unbeirrt weiterführen. Aber Katharina hatte erlangt, daß die französischen Koryphäen ihr Lob anstimmten und die öffentliche Meinung in Europa ihnen nachplapperte. Sie galt jetzt für solidarisch verbunden mit Diderot, d'Alembert, Voltaire und andern Genossen des Liberalismus, der Toleranz und Humanität, für eine Verehrerin und Jüngerin der Aufklärung. Neben dem blendenden Scheine liebte sie aber auch das Sein, neben der Predigt liberaler und humaner Ideen ihre Anwendung; freilich „artete die französische sensualistische Richtung dieser mit ihren frivolen Neigungen sich verbindenden Aufklärung doch sehr bald in ihr, himmelweit verschieden von der Selbstbeherrschung Friedrich's des Großen, in eine gewissenlose Selbstvergötterung des eigenen Subjects aus, in der ihr philosophischer alter Lehrmeister (Voltaire) höfisch niedrig schmeichelnd sie nur zu sehr bestärkte. Der alte Spruch: vulgus vult decipi, ergo decipiatur, schien für sie erfunden zu sein" (Herrmann.) Mit warmem Eifer beförderte Katharina alle gemeinnützigen Unternehmungen, und neue Entdeckungen von wahrem Werthe durften ihrer Anerkennung und Ausnützung gewiß sein. Durch den Quäker-Arzt Sir Thomas Dimsdale ließ sie am 24. Oct. 1768 sich, am 2. Nov. d. J. ihren Sohn Paul impfen, in allen Gouvernements entstanden Pockenhäuser, von wo die Impfung sich über ihr Reich verbreitete. Lernbegierig und lernfähig, war sie beständig bemüht, bedeutende Gelehrte aller Zweige des Wissens nach Rußland zu ziehen, um hier westeuropäische Intelligenz anzupflanzen. Eine eifrige Forscherin in den Werken Montesquieu's, Buffon's und des Juristen Blackstone, forderte sie durch Graf Schuwalow d'Alembert auf, die Erziehung Paul's zu übernehmen, erhielt aber eine abschlägige Antwort; vergebens suchte sie, die Tortur aufhebend, den ruhmvollen Bekämpfer der Tortur, Cesare Beccaria, zur Uebersiedelung aus Italien zu verlocken; hingegen durfte sie sich darüber freuen, daß der große Mathematiker Euler 1766 aus Berlin nach Petersburg dauernd zurückkehrte. Es gelang ihr nicht, 1765 den Geographen Büsching in Rußland zu halten, so sehr sie ihn auch bat. Katharina trug Senac de Meilhan auf, eine Geschichte Rußlands zu schreiben, durch Pallas, Falk, Georgi, Gmelin, Güldenstädt und Rytschkow ließ sie die physische und geographische Beschaffenheit der unerforschten Gebiete des Südens und Ostens Rußlands untersuchen und beschreiben. Zum Lohn für Uebersendung werthvoller anatomischer Präparate und chirurgischer Instrumente übermachte sie dem hochangesehenen Morand eine Sammlung russischer Gold- und Silbermünzen; fast alle pariser Gelehrten und Künstler wurden durch ihre Huld ausgezeichnet und freigebig belohnt, um sie zu ihren Apelles und Homeren zu machen. Sie genoß bei allen literarischen Celebritäten die größte Hochachtung und stand in regster Correspondenz mit Voltaire, der ihr als der Semiramis des Nordens schmeichelte und zurief: „C'est du Nord aujourd'hui que nous vient la lumière!", mit Baron Grimm, mit Zimmermann, d'Alembert, Diderot u. a. Als sie erfuhr, Diderot habe kein Vermögen und wolle, um seine einzige Tochter auszustatten, seine Bibliothek verkaufen, erstand sie letztere, ließ ihm aber den lebenslänglichen Gebrauch und setzte ihm als Aufseher derselben ein Jahrgehalt aus. Als Diderot und Grimm 1773 nach Petersburg kamen, überhäufte Katharina sie mit Aufmerksamkeiten und unterhielt sich mit ihnen in ihren Mußestunden von Literatur, Philosophie, Gesetzgebung, Nationalökonomie, Staatswissenschaft, Völkerglück und Freiheit, handelte aber oft im ausgesprochensten Gegensatze zu ihren Lehren und meinte: „Diderot ist in vieler Hinsicht hundert Jahre alt, in mancher aber erst zehn." Aus den zahllosen Briefen Katharina's spricht oft „nicht blos feiner Weltton, weibliche Anmuth und literarische Begabung, sondern auch ein weiches Gemüth, ein wahrhaft liebenswürdiges Temperament, eine durch

und durch gutgeartete Natur" (Brückner). Sie verwandte sehr viel Zeit auf das Briefschreiben und ihre Briefe bieten einen tiefen Einblick in ihr Geistes- und Gemüthsleben. „Mit vollem, rückhaltslosem Genusse schwelgte die Kaiserin in diesem langathmigen Ideenaustausche mit den hervorragendsten Zeitgenossen; die Kunst des Briefschreibens war ihr Selbstzweck; sie gönnte sich die Freude an dem geistreichen Spiele als eine Erholung von der großen Arbeitslast der Regierungsgeschäfte; es war ihr Ehrgeiz, in der Kunst des Briefschreibens es den Besten ihrer Zeit gleichzuthun." Ihr Briefwechsel diente ihr auch, gehässige oder entstellte Nachrichten über sie, ihre Regierung u. s. w. zu corrigiren, ihre humanen und völkerbeglückenden Absichten zu manifestiren, und der Weihrauch ihrer Adressanten wurde ihr zum Bedürfniß. Sehr lebhaft war ihr Interesse am Theater, sie schrieb eine lange Reihe bedeutungsloser Dramen und Lustspiele, die meist im engeren Hofkreise zur Darstellung kamen und theils Stoffe aus der ältesten russischen Geschichte behandelten; an Shakspeare machte sie viel Studien, wiederholt versuchte sie, seine Eigenart zu imitiren. Da in ihren Stücken meist viel gesungen wurde, so hatten Cimarosa, Sarti und Martini vollauf zu thun, um die gewöhnlich mit Hülfe des Geheimschreibers Chrapowitzki gereimten Libretto's Katharina's in Musik zu setzen. Ihre Stücke wurden als: „Recueil des pièces données au théâtre de l'Erémitage" gedruckt. Katharina las sehr viel und liebte historische Werke, arbeitete später gern an Streitschriften gegen Gustav III. von Schweden, trieb fleißig russische Geschichte und wagte es, als Geschichtschreiberin ihres Reichs aufzutreten; 1787—1793 erschien ihre russische Geschichte in 5 Bänden in Petersburg im Drucke. Auch an der bildenden Kunst hatte sie viel Freude. Gern beschäftigte sie sich mit linguistischen Fragen; von bewundernswerther Strebsamkeit zeugen ihre dilettantischen Versuche der Sprachvergleichung; sie trat mit vielen Fachgelehrten des In- und Auslands in Verkehr und veranlaßte „Das Wörterbuch aller Sprachen und Dialekte", dessen 1. Band 1787 in Petersburg erschien(Näheres bei: „F. Adelung, Katharina's der Großen Verdienste um die vergleichende Sprachenkunde", 1815; J. Grot, Die philologischen Studien der Kaiserin Katharina II., Moskau 1877.) Baron Grimm, für den Katharina „l'impératrice de tous les coeurs comme de toutes les Russies" war und der an der „Nord-Minerven-Krankheit" zu leiden vorgab, erklärte Katharina für „einen ganzen Kerl", vermittelte für sie den Ankauf von Kunstwerken und die Auszeichnungen an Gelehrte und Künstler des Auslands, sandte ihr neu erschienene Bücher von hervorragender Bedeutung und schrieb für sie Bulletins über neue französische Werke.

Da sich das russische Volk, welches in Moskau bei Katharina's Krönung ganz anders als in dem internationalen Petersburg zur Geltung kam, eher ablehnend als herzlich gegen sie erwies, ihren Sohn jubelnd, sie schweigend empfing, bestärkte dies Katharina in ihrem längstgefaßten Plane, die politische Bedeutung der Kirche zu brechen, in der sie die Führerin des Altrussenthums erkannte. Wie Peter III. erschien ihr der große Grundbesitz der Kirche gefährlich und sie that, was ihm zum Verbrechen angerechnet worden war: im Frühjahre 1764 wurde der Kirche ihr ganzer Grundbesitz unwiderruflich entzogen und der Verwaltung einer weltlichen Behörde übergeben; der Klerus kam nun in finanzielle Abhängigkeit von der ihn auslöhnenden Regierung und verlor alle politische Macht. Diese durchgreifende Umgestaltung vollzog sich ohne Widerstand, da Katharina die vornehmsten Geistlichen mit Geld gewonnen hatte; besonders willfährig war der Erzbischof von Nowgorod, der früher so eigenwillig aufgepocht hatte. Aber viele Geistliche waren wüthend über die Säcularisation und schürten bei Volk und Heer gegen Katharina, ohne einem genau bestimmten Plane zu folgen; manche mögen auch an den Kaiserknaben Iwan VI. erinnert haben. Die Steigerung einiger Abgaben und der grenzenlose Dünkel der Brüder Orlow vermehrten die allgemeine Unzufriedenheit. Um den Cultus vom Aberglauben zu reinigen, wollte Katharina den Bilderdienst verringern, und um einen freieren Geist in die Lehre der Kirche zu bringen, schickte sie junge Theologen nach England, wo sie Religionsgeschichte und Philosophie studiren sollten; die junge Geistlichkeit mußte ihrer Ansicht nach der westeuropäischen Cultur mehr und mehr genähert werden, aber der Volksgeist hielt zähe am Alten fest und verschanzte sich gegen diese Reformen des Kirchenlebens. Von unbekannter Seite wurde jetzt versucht, die allgemeine Aufmerksamkeit von Paul ab auf den im Kerker zu Schlüsselburg schmachtenden Kaiser Iwan VI. abzulenken, von dessen Blödsinne die wenigsten wußten und den die Nation für einen fähigen Mann von 24 Jahren hielt. Katharina fürchtete, er könne ihr einst gefährlich werden, und erneuerte einen Befehl, ihn bei einem Befreiungsversuche zu tödten, was jedem seiner öfter wechselnden Wächter eingeschärft wurde. Unter der Hand cursirte jetzt ein angeblich von dem Schurken Staatsrath Wolkow in Peter's III. letzten Tagen auf seinen Befehl verfaßtes Manifest, worin „die Verbrechen" der Kaiserin schonungslos aufgedeckt waren und Peter ihren Sohn Paul als unecht von der Erbfolge ausschloß. Die kaiserliche Geheimpolizei kam rasch den Umtrieben auf die Spur; Glebow, Passek und Teplow blieben die Urheber nicht verborgen; eine Bekanntmachung Katharina's verbot den Gardesoldaten, sich ohne besondere Ordre ihrer Offiziere zu versammeln, die verwegensten unter ihnen wurden geknutet und nach Sibirien verschickt. Als der Lieutenant Mirowitsch einen Versuch zu Iwan's Befreiung in Schlüsselburg wagte, wurde dieser von seinen Wächtern am 16. Juli 1764 im Schlafe überfallen und ermordet; Mirowitsch, der vielleicht auf Anstiften anderer — die Fürstin Daschkow wußte sich von jedem Verdachte zu reinigen — gehandelt hatte, wurde hingerichtet; „in Rußland blieb die Vorstellung herrschend, daß Katharina selbst das Gaukelspiel veranstaltet habe, das mit Iwan's Tode enden sollte und mußte" (Bernhardi), und die erboste Geistlichkeit nährte diese Ansicht im stillen. Der Erzbischof von Rostow, Arssenij Mazejewitsch, protestirte in schneidendem Tone gegen die Einziehung der Kirchengüter und die Selbst-

herrschaft der Zarin; diese bestrafte ihn als Staatsverbrecher und hätte ihn gern auch als falschen Propheten verdammt, was ihr nicht gelang; im Gegensatze zu andern Fällen trat sie 1765 gegen Arssenij mit großer Härte und Rachsucht auf und verbot Besluschew-Rjumin, für ihn einzutreten, so werth ihr sonst der alte Lehrmeister der Intrigue war.

Katharina beschränkte die Macht des Senats und entkleidete ihn aller politischen Bedeutung, theilte ihn in sechs Departements mit bestimmtem Geschäftskreise und degradirte ihn zur Behörde zweiter Ordnung; sie schuf das Cabinet für ihre Privatangelegenheiten und entzog zu seinen Gunsten viele Angelegenheiten der Kenntniß und Autorität des Senats; sie errichtete den Geheimen Staatsrath unter ihrem Vorsitze und mit der Oberaufsicht über alle Angelegenheiten des Reichs, hier wurden fortan alle wichtigen Angelegenheiten berathen und entschieden, alle Regierungszweige wurden von hier aus besser organisirt. Vergebens suchte des Ministers Panin Bruder, der Feldmarschall, dem Senate eine mächtigere Rolle zu retten: Katharina ignorirte seine Bemühungen; den Bruch mit den Panin vermied sie, da sie ihr Gegengewicht gegen die tyrannische Willkür der Orlow bildeten. Ihrer persönlichen Sicherheit wegen erschien ihr die Geheimpolizei unerläßlich und wenn sie auch die Beseitigung der geheimen Kanzlei am 19. Oct. 1762 bestätigte, so bildete sie doch das geheime Polizei- und Spionirsystem ungewöhnlich aus, denn alles Wesentliche sollte in ihrer centralisirten Administration zu ihrer persönlichen Kenntniß gelangen. Sie kannte sehr wohl die in allen Verwaltungszweigen herrschende Unredlichkeit, Bestechlichkeit und Raubsucht der Beamten, schritt energisch gegen Misbräuche, Betrügereien und Erpressungen hoher und niederer Beamten ein, studirte eingehend jeden Proceß gegen solche und strebte ehrlich nach der Einführung eines besseren Rechtszustands; sie beobachtete scharf, tadelte schneidend und strafte hart.

Mit der Volkserziehung beschäftigte sich Katharina vorerst nicht; um aber den Bauern Arbeitsamkeit und Ordnung einzupflanzen, zog sie deutsche Colonisten nach Rußland und räumte ihnen bedeutende Privilegien ein; in den wüsten Landstrecken an der Wolga und Samara, in Ingermanland und Livland entstanden Colonien der Ausländer (meist Deutscher); aber der russische Bauer nahm sich kein Vorbild am Fleiße der Einwanderer. In Sibirien ging die Colonisation im alten Stile weiter und brachte besonders dem Tobolskischen Gouvernement Segen. Katharina verbesserte die höheren Unterrichts- und wissenschaftlichen Anstalten, errichtete 1778 das Oberschulcollegium zur Leitung der im ganzen Reiche eröffneten Volksschulen, vermehrte und verbesserte die Seminarien, stiftete 1764 an der Akademie der Künste eine Erziehungsschule, 1762 ein Ingenieur- und Artillerie-Cadetencorps, 1764 die „japanesische" Navigationsschule mit Rücksicht auf den asiatisch-amerikanischen Handel, Findel- und Erziehungshäuser, 1764 das reichsmedicinische Collegium und bei dem Senate eine Landmessungscommission, legte über 200 Städte an und stiftete 1783 die Akademie zur Vervollkommnung der russischen Sprache. Im J. 1766 erneuerte und erweiterte sie den Handelsvertrag mit England, sie gab der Kaufmannschaft neue Rechte und erließ 1785 ein neues Seerecht nebst einer Schiffahrtsordnung; von Graf Sievers berathen, ließ sie zur Belebung des Handels zahlreiche Kanäle graben; auch der Bergbau hob sich. Durch ihre zahlreichen weisen und allmählich reformirenden Verfügungen stiegen unter Katharina die Staatseinkünfte von dreißig auf sechzig Millionen Rubel; die Landmacht mehrte sich auf 450,000 Mann und die in Verfall gerathene Flotte auf 45 Linienschiffe. Seit Peter III. lastete die Leibeigenschaft besonders schwer auf dem kleinen Manne und hielt ihn in Sklaverei. Katharina beschäftigte jahrelang der Gedanke an Aufhebung der Leibeigenschaft, um Europa neuen Grund zur Bewunderung zu bieten. Sobald sie denselben nur andeutete, stieß sie aber auf einen so einmüthigen Widerstand des Adels, auf eine solche „Tigerwuth" (Bernhardi), daß sie erschreckt zurückprallte. Nur der reichste Privatmann, Graf Nikolai Petrowitsch Scheremetew, der von seinen 120,000 Bauern jährlich 600,000 Rubel Einkünfte zog, erklärte 1767 edelsinnig, er wolle seine Leibeigenen freigeben, wenn Katharina die Aufhebung der Leibeigenschaft durchsetzen könne. Katharina forderte anonym die auf Grigorj G. Orlow's Anlaß 1765 in Petersburg gegründete und von ihr freigebig unterstützte „Freie ökonomische Gesellschaft" auf, eine Preisfrage über die Lösung der Leibeigenschaftsangelegenheit auszuschreiben; ihr Wunsch wurde ignorirt, und erst als sie ihn erneuerte und tausend Dukaten zum Preis setzte, erfüllt. Zahlreiche Schriften liefen ein und die gemäßigteste eines Aacheners Berte wurde prämiirt; als aber Katharina sie ins Russische übersetzen und drucken lassen wollte, erhob sich entschiedener Widerstand und der Generalprocurator des Senats Fürst Wiasemski legte Protest ein; trotzdem ließ Katharina die Schrift übersetzen und drucken; da aber niemand für deren Verbreitung sorgte, blieb sie fast unbekannt. Auf der Gesetzgebenden Versammlung wurde in Petersburg im Mai 1768 die Frage von der Leibeigenschaft auch berührt und führte zu den erregtesten Scenen. Katharina konnte ihr Vorhaben nie durchführen, selbst von Milderung des Loses der Leibeigenen war keine Rede, und schließlich ließ Katharina nicht nur ihre Pläne fallen, sondern führte unter Potemkin's Beeinflussung 1783 die Leibeigenschaft in Kleinrußland für $1^1/_2$ Millionen bisher Freie ein.

Rußland bedurfte eines modernen Gesetzbuchs umfassender und erschöpfender Natur und Katharina wollte ihre Regierung damit schmücken, um den Ruhm einer Gesetzgeberin zu ernten; sie rechnete auf das Lob der liberalen Welt und wollte alle im Reiche vorhandene Intelligenz zur Erfüllung ihres Wunsches verwerthen, ihr Volk glücklich zu sehen. Zwei Jahre arbeitete die Kaiserin an einer Instruction für die zu berufende Gesetzgebende Commission, besprach manche Abschnitte mit Fürst Orlow, Graf Nikita J. Panin u. a., und am 14. Dec. 1766 erschien ihr Manifest, welches ihren Entschluß verkündete, eine Gesetzgebende Versammlung einzuberufen. Deputirte

aus Senat und Synod, aus den Collegien und Kanzleien, aus allen Kreisen und Städten des Reichs sollten nach Moskau kommen, um ihre localen Anliegen mitzutheilen und am neuen Gesetzbuche mitzuarbeiten. In den nächsten Monaten fanden die Wahlen der Deputirten statt, 564 wurden gewählt und Katharina traf am 13. Febr. 1767 in Moskau ein. Während sie als Repräsentantin der allgemeinen Menschenrechte das Princip der Gleichheit predigte, traten ihr in vielen Cahiers der Deputirten locale berechtigte Eigenthümlichkeiten, Sonderrechte und Privilegien entgegen; aber auf das gründlichste wurde sie durch die Cahiers über die Bedürfnisse aller Unterthanen orientirt. Die weitläufige Instruction Katharina's enthielt lange Auszüge aus Montesquieu und Beccaria, die sie unendlich verehrte, und zeugte überall von der französischen Aufklärungsphilosophie und der Einwirkung westeuropäischer Publicistik; in Frankreich setzte sie Choiseul auf den Index, während Friedrich der Große in Lobpreisung sich selbst überbot und die Berliner Akademie Katharina 1768 zum Mitglied ernannte. Katharina dachte nicht entfernt daran, ihre autokratische und schrankenlose Gewalt aus philanthropischen Rücksichten zu Gunsten des Volks beschneiden zu wollen. Für den Gang der Verhandlungen der gesetzgebenden „großen Commission" wurden sehr mangelhafte Anordnungen getroffen und erst nach monatelanger Berathung erhielt sie am 8. April 1768 eine Richtschnur für die gesetzgeberischen Arbeiten; nun erst konnten neben der großen Commission eine Anzahl Specialcommissionen gebildet werden, denen die eigentliche gesetzgeberische Arbeit vorbehalten blieb. Unter den Deputirten herrschte parlamentarische Disciplin und ruhiger Anstand, ihre Bildungsstufe war im Durchschnitte eine viel höhere, als meist behauptet wurde; aber es fehlte an parlamentarischer Erfahrung, an genauer Gliederung der zu discutirenden Stoffe und an strammer Leitung, sodaß manches unglaublich scheinende Intermezzo erfolgte. Am 31. Juli 1767 begann die Gesetzgebende Versammlung im Kreml ihre Sitzungen und schon am 12. Aug. trug sie Katharina als Zeichen der Dankbarkeit ihrer Unterthanen die Titel „der Großen, der Weisesten und der Mutter des Vaterlands" an, deren letzten allein Katharina annahm. Am 14. Dec. schlossen die Sitzungen in Moskau ab, wurden am 18. Febr. 1768 im Winterpalais von Petersburg fortgesetzt, fanden allmählich seltener und immer seltener statt und wurden am 18. Dec. 1768 abgeschlossen, wie es hieß des Türkenkriegs wegen; die Specialcommissionen blieben noch zusammen und setzten ihre Arbeiten fort. Wahrscheinlich war der Regierung die Fortsetzung der Gesetzgebungscommission nicht opportun, erschien ihr überflüssig, ja gefährlich; sie hielt die größte Vorsicht bei allen Reformen für geboten, und Katharina folgte den conservativen Rathschlägen ihrer Umgebung. Alles war und blieb Torso. Die Specialcommissionen wurden erst durch Ukas vom 4. Dec. 1774 geschlossen. Keineswegs aber war das ganze Unternehmen eine Farce gewesen, die ohne Abschluß gebliebene Arbeit der Gesetzgebenden Versammlung warf ihre Schatten auf Katharina's ganze legislatorische Thätigkeit.

Das Volk konnte keine Neigung für sie gewinnen, begrüßte aber, zumal in Moskau, ihren Sohn Paul als legitimen Kaiser überall mit beleidigendem Enthusiasmus. Ein Vetter der Kaiserin Elisabeth, der Offizier Tschegtokow, plante ein Attentat auf Katharina's Leben, um Paul auf den Thron zu setzen, wurde aber im Februar 1768 nach Sibirien verbannt; trotz aller Gereiztheit unterließ Katharina eine genaue Untersuchung.

Unter Panin's Einfluß begann Katharina ihre auswärtige Politik mit dem Frieden mit Preußen, bald aber mischte sie sich in die polnischen Angelegenheiten. Indem sie sich als Oberherrin Kurlands geberdete, befahl sie, ohne Rücksicht auf den neuen Herzog Karl aus dem Kurhause Sachsen, am 20. Juli 1762 dem aus Sibirien zurückgekehrten Biron, sich wieder in sein Herzogthum zu begeben, hörte nicht auf die Proteste des Königs August III. von Polen und der kurischen Stände, restituirte den in Kurland Verhaßten durch die Gewalt russischer Bajonnete am 10. Febr. 1763 in Mitau, zwang Karl zur Flucht und nöthigte 1769, als die Klagen über Biron's Tyrannei zu heftig wurden, ihn zur Abdankung an seinen Sohn Peter, der noch willkürlicher herrschte. Katharina benutzte den Tod August's III., um ihren Einfluß in Polen zu vermehren und zu erweitern. Mit Friedrich dem Großen traf sie Verabredungen wegen der Thronbesetzung. Beide waren gegen die Wahl eines Erzherzogs, des Prinzen Conti und des Herzogs Xaver von Sachsen, hingegen für einen Piasten; gleichzeitig orientirte sich Katharina genau über die Stimmung der Höfe von Wien und Versailles wegen Polens, und verfolgte mit Panin den Gedanken eines nordischen Bundes unter russischer Führung. Katharina empfahl Friedrich als bestgeeigneten Thronconcandidaten ihren einstigen Geliebten Stanislaus Poniatowski, dessen absolute Bedeutungslosigkeit niemand genauer kannte. Sie wollte, daß die Krone Polens nicht erblich werde, die unselige Verfassung fortbestehe, auf den Reichstagen nach wie vor das liberum veto und Stimmeneinheit in Geltung bleibe und die bewaffnete Macht nicht vermehrt werde, und hielt einen großen Theil der russischen Truppen an der Grenze zum Einrücken bereit, erheuchelte aber größte Friedensliebe. Graf Keyserlingk und Fürst Repnin wurden nach Warschau entsandt und Katharina erklärte: falls die Thronfrage sich nicht nach ihrem Wunsche entscheiden wolle, werde sie alle Kräfte anwenden, „die ihr die Vorsehung in die Hand gegeben habe". Von Stanislaus forderte sie, er müsse das russische Interesse stets als das seine ansehen; sie wollte durch ihn ebenso in Warschau herrschen wie durch Biron in Mitau. Die russischen Minister versicherten feierlich, Katharina denke nicht an Theilung Polens und werde keine solche dulden, wer sie auch versuchen wollte; die Gesandten Rußlands und Preußens verbürgten dasselbe am 27. Dec. 1763 dem Primas. Beide Höfe steuerten aber auf ein enges Bündniß hin, welches am 11. April 1764 abgeschlossen wurde, um gemeinsam in Polen einzuwirken. Katharina sandte Truppen nach Polen und unter deren Drucke wurde Stanislaus zum König gewählt; Katharina's Bestechung that unter den Großen Wunder; der Reichstag hieß auch ihre Ver-

gewaltigung Kurlands gut und erkannte ihren Kaisertitel an, wofür Katharina sich erbot, die polnischen Gebiete zu garantiren und gegen jeden Angreifer zu schützen. Als Schützerin der Dissidenten gewann Katharina immer größeren Einfluß auf Polen; Friedrich der Große schlug denselben Weg ein; beide verhinderten jede Erstarkung und Reform Polens, Polen sollte elend bleiben, und alle reformatorischen Bemühungen des Hauses Czartoryski wurden paralysirt. Katharina's Gesandten in Warschau erlaubten sich jede Brutalität gegen die patriotischen Gegner Rußlands, während Katharina und der Oesterreich und Frankreich feindliche Panin an dem nordischen Bunde gegen diese Mächte arbeiteten und allerwärts Theilnehmer daran ausfindig zu machen suchten. Am 4. Mai 1767 schlossen Katharina und Friedrich II. von Preußen einen neuen gegen Oesterreich und die Türkei gerichteten Vertrag und Katharina bekam immer freiere Bahn für ihre polnischen Pläne. Sie ließ abermals Truppen in Polen einmarschiren, brachte die litauische Generalconföderation unter Fürst Karl Radziwill ganz in ihre Abhängigkeit, gebot über eine lange Reihe anderer polnischer Conföderationen und spielte immer ungescheuter die Gesetzgeberin Polens; unglaublich unpolitisch liefen die Polen in ihr Netz. Aber die Aufgeklärten im Lande sahen mit Abscheu auf die aufgenöthigte russische Vormundschaft und reizten die Pforte zum Kriege mit Rußland an. Während Rußland und Preußen den Dissidenten ihre früheren Rechte meistentheils wieder verschafften, Stanislaus sich ganz nach Katharina richtete, Polen durch den „Freundschaftstractat" vom 28. Febr. 1768 völlig unter Rußlands Vormundschaft trat und Preußen wie Rußland das neue Staatsgrundgesetz garantirten, bildeten sich, unter der Aegide von Graf Franz Potocki und von Oesterreich, Frankreich und Türkei bearbeitet, die Conföderationen von Bar, Lublin, Halicz und Krakau gegen den russischen Einfluß und die neue Verfassung Polens, konnten sich aber im Felde nicht gegen die russischen Truppen halten. Als Haidamaken und Zaporogische Kosacken die tatarische Stadt Balta geplündert und verbrannt hatten, entstand eine heftige Spannung mit der Pforte und diese erklärte im October 1768 Katharina den Krieg. Katharina war hierauf nicht nur gefaßt, sondern begrüßte den Krieg als Anlaß, Ruhm zu erwerben, und wollte ihn mit aller Energie führen; es fehlte ihr auch nicht an Geld, da die Finanzen Rußlands sich gehoben hatten; aber vergebens suchte sie Preußen zur Theilnahme am Kriege zu beschwatzen und die Czartoryski zu einem Vergleiche zu bestimmen. Die Entscheidung von Polens Schicksal wurde vom Ausgange des Türkenkriegs abhängig gemacht. Gleichzeitig befestigte Katharina ihren Einfluß in Schweden auf Unkosten der Königsgewalt, was Frankreichs Feindseligkeit gegen sie erhöhte, und wurde dabei von Friedrich dem Großen unterstützt. Mit Dänemark hingegen stand Katharina im besten Einvernehmen; 1765 erneuerte sie die Defensivallianz, 1767 wurde im Princip der Tausch der großfürstlichen Gebiete in Holstein gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst angenommen und 1769 die Basis zu einem Familienpacte zwischen dem Könige von Dänemark und Katharina resp. ihrem Sohne Paul) gelegt.

Friedrich der Große und Joseph II. näherten sich einander, aber Katharina brauchte darüber nicht in Sorge zu sein; Friedrich strebte nach Erneuerung seines Bündnisses mit ihr und sandte den Plan einer Theilung Polens, den sogenannten Lynar'schen Plan vom 2. Febr. 1769, nach Petersburg, ließ ihn aber fallen, als er Panin's Bemerkungen vernahm. Friedrich erneuerte sein Bündniß mit Rußland, welches letzterer Macht besonders vortheilhaft war, bis zum Jahr 1780.

Im J. 1769 rückten zwei Heere unter Fürst Galitzin und Graf Rumanzow gegen die Türken, Alexei G. Orlow erschien mit einer Flotte im Archipel, Choczim wurde genommen, Moldau und Walachei rasch ohne Widerstand erobert und Rußlands Botmäßigkeit unterworfen. Am 7. Dec. 1769 stiftete Katharina den St.-Georgs-Orden. So sehr auch Stanislaus in sie drang, seine Stellung zu erleichtern und Polen glücklich zu machen, paralysirte sie seine Macht beständig und arbeitete gegen die wohlmeinende Politik der Czartoryski. Preußen wirkte in Petersburg auf Frieden mit der Pforte hin, aber Katharina ließ sich im Siegeslaufe nicht aufhalten. Hingegen sah sie besorgt auf die neue Begegnung Friedrich's und Joseph's und lud den Bruder Friedrich's, Heinrich, nach Rußland ein, wo sie ihn mit vollendeter Liebenswürdigkeit unterhielt. Unterdessen hatte sich ein Heer unter Graf Peter J. Panin von der Ukraine gegen den Dnjestr gewendet, um Bender zu erobern, Rumanzow als Oberbefehlshaber des Hauptheers die großen Siege am Kalmassu, an der Larga und am Kaghul errungen und den Weg bis zur Donau gefunden; Alexei Orlow eröffnete den Mainoten vage Hoffnungen und veranlaßte ihre Erhebung gegen die Pforte, die sie dafür furchtbar entgelten ließ; einzig dem Verdienste der Briten Elphinstone, Greigh und Dugdale und des Viceadmirals Spiridow hatte er den Seesieg bei Tschesme und die Verbrennung der türkischen Flotte zu verdanken, Katharina aber feierte ihn, der ihr sehr theuer war, unverdient als „Tschesmenski"; der ganze Archipel erklärte sich für Rußland. General Tottleben war siegreich an das Schwarze Meer vorgedrungen, General von Medem hatte die Kabardei wieder unterworfen, die Gebirgsvölker des Kaukasus, die Fürsten von Mingrelien und Georgien, die Montenegriner standen gegen die Pforte auf. Durch Vertrag vom 17. Aug. 1770 brachte General Panin die Tataren von Jedissan und Budjak zur Unterwerfung unter Rußland, am 27. Sept. eroberte er Bender, besetzte Bessarabien, wo ihn Fürst Dolgoruki ablöste, und Akjerman wie Braila fielen in russische Gewalt. Unter dem Fürsten Wolkonski drangen die Russen immer tiefer in Polen ein, dessen Festungen sie fast sämmtlich nahmen; die Gegner Rußlands zogen beständig den kürzern. Katharina wollte noch nicht in Frieden mit den Türken treten, aber Frankreich und Oesterreich voneinander trennen, die beide letzteren freundlich waren. Sie schraubte ihre Friedensbedingungen an die Pforte sehr hoch, womit Friedrich II. unzufrieden war, da er einen europäischen Krieg aus der

Siegestrunkenheit Katharina's entstehen sah; er wollte nicht, daß Katharina sich ausbreite, ohne selbst eine Erwerbung zu machen. Im Juli 1770 hatte Maria Theresia die Zips besetzen lassen, Kaunitz suchte Friedrich II. zu bestimmen, daß er gegen den Erwerb Kurlands und Semgallens im Vereine mit den Kaiserlichen die Russen aus Polen jage, während Katharina dem Prinzen Heinrich von Preußen sagte, es scheine, man brauche sich in Polen nur zu bücken, um ein Stück Land aufzuheben. Panin von einer Zerstückelung Polens nichts wissen wollte und ganz Polen davonzutragen strebte. Als Friedrich II. jetzt eine Theilung Polens in Petersburg vorschlug, äußerte sich die dortige Regierung sehr günstig und nahm den Lynar'schen Plan (s. oben) an. Oesterreich drohte, Katharina bei ihrem Siegeszuge gegen die Türken in den Weg zu treten, und sie mußte, wenn sie nicht um den Siegespreis betrogen werden wollte, entweder die kaiserliche Regierung gewinnen oder durch Preußen in Schach halten. Ohne Katharina's Einwilligung hätte Friedrich niemals die Theilung Polens unternehmen können. Oesterreich sprach gegen dieselbe und verwarf Katharina's Friedensbedingungen an die Türken, mit denen es am 6. Juli 1771 heimlich ein Bündniß schloß. Die russischen Waffen waren fortgesetzt glücklich, und von Rußland geschickt inscenirte Aufstände in Georgien und Aegypten vermehrten die Noth der Pforte; das ganze linke Donauufer und die Krim fielen in russische Gewalt und am 1. Juli erkannten durch Vertrag die tatarischen Mursen Rußlands Oberhoheit an. Friedrich rieth in Petersburg, nicht zu sehr auf das Glück zu bauen, sondern Mäßigung in den Aufsprüchen walten zu lassen, und hielt gleichzeitig durch seine feste Haltung Oesterreich davon ab, den Krieg mit Rußland zu versuchen. Nach langen Verhandlungen der Höfe, in denen Katharina ihre Schlauheit und Unbedenklichkeit im Gebrauche der Mittel zum Zweck bekundete, lenkte Oesterreich ein und trat dem Gedanken der Theilung bei. Am 17. Febr. 1772 schlossen Rußland und Preußen den ersten Theilungsvertrag, Oesterreich trat am 4. März bei. Katharina hätte lieber gesehen, wenn Oesterreich sich hauptsächlich türkische Gebiete ausgesucht und von polnischen Abstand genommen hätte, denn um jeden Preis wollte sie die Türkei schwächen. Am 5. Aug. 1772 wurde die erste Theilungsacte von Panin, Graf Solms und Fürst Lobkowitz in Petersburg unterzeichnet, russische Truppen besetzten die von Katharina gewählten Gebiete Polens, das ohnmächtig der Vergewaltigung zufah. Rußland erhielt die Wojewodschaften Witebsk und Miecislaw, die halbe Wojewodschaft Polock und einige Landschaften längs des Dnjepr, etwa 2200□ Meilen mit 1½ Millionen Seelen. Da erfolgte die schwedische Revolution, Gustav III. brach, von Frankreich unterstützt, die Adelsherrschaft; Katharina durfte vertragsmäßig Preußens Hülfe zur Wiederherstellung derselben anrufen, Friedrich II. aber wollte Gustav retten. Katharina gerieth, mit dem Türkenkriege und mit Polen genug beschäftigt, in große Verlegenheit und man fürchtete, bei einem schwedischen Angriffe könne Petersburg fallen. Für den Augenblick ruhten freilich die russischen Waffen; durch preußisch-österreichische Vermittelung wurde im Juni 1772 ein Waffenstillstand mit der Pforte geschlossen und am 19. Aug. begannen Verhandlungen wegen des Friedens in Fokschani. Katharina wünschte jetzt Frieden und eine russisch-preußisch-österreichische Tripleallianz. Grigori G. Orlow, den bereits neue Geliebte mehrfach aus ihrem wandelbaren Herzen entfernt hatten, trat als Plenipotentiarius in Fokschani mit wahrhaft kaiserlichem Pompe auf, benahm sich gegen die Türken mit empörender Insolenz und hemmte jeden Vergleich; der Generalfeldmarschall Graf Rumanzow, der an seine Stelle kam, sah mit Betrübniß die Friedenshoffnungen verschwinden, da Katharina zu harte Forderungen an Mustapha III. stellte; andererseits zeigten die Ulemas großen Starrsinn. Der Waffenstillstand wurde verlängert, in Bukarest am 20. Nov. ein neuer Congreß eröffnet, der ergebnißlos endete. Trotz aller Bitten Rumanzow's, das entkräftete Heer nicht länger unter den Waffen zu halten, befahl ihm Katharina, im Juni 1773 über die Donau zu gehen; er aber erreichte nichts, mußte mit großem Verluste wieder über den Strom zurück und leitete neue Unterhandlungen mit dem Großvezier ein. Auch zur See geschah nichts von Bedeutung, indessen die Krimschen Tataren, Rußlands müde, der Pforte, der die Beruhigung Aegyptens auch gelang, ihre Unterwerfung anboten. Preußen und Großbritannien wirkten in Betreff Schwedens begütigend und beruhigend auf Katharina ein, die hingegen Danzig und Thorn Friedrich II. nicht gönnte. Von Polen wurde durch Rußland, Preußen und Oesterreich ein Reichstag erzwungen, auf dem die Brandschatzung Polens gutgeheißen werden sollte; militärischer Druck, Bestechung und Drohung wurden nicht gespart, um die Opposition zu entkräften, Stanislaus war absolut machtlos, am 30. Sept. 1773 nahm der Reichstag die Theilungsverträge an und Stanislaus ratificirte sie, am 19. Nov. wurden die Ratificationen ausgetauscht. Weder Rußland noch Preußen kümmerten sich mehr um die Dissidenten und überließen sie der Willkür des Reichstags. Oesterreich und Preußen erweiterten unberechtigt ihren Erwerb in Polen, Katharina mahnte sie davon ab, wurde aber nicht erhört. Im Mai 1774 begann von neuem der Feldzug in der Türkei, diesmal lächelte das Glück dem tapfern Rumanzow und er zwang den Großvezier zum Frieden von Kutschuk-Kainardschi am 21. Juli 1774. Die Pforte erkannte die vollkommene politische Freiheit und Unabhängigkeit der Tataren der Krim, des Kuban und Budjak an, deren geistliches Oberhaupt jedoch der Sultan blieb, trat Kertsch, Jenikale, Asow, Kinburn, die beiden Kabardeien an Rußland ab, gestattete den russischen Handelsschiffen die freie Fahrt auf ihren Meeren und zahlte 4½ Millionen Rubel Kriegskosten an Rußland; letzteres gab seine andern Eroberungen zurück, versprach, sich nicht mehr in die Angelegenheiten Georgiens und Mingreliens zu mischen und Truppen wie Flotte in einigen Monaten zurückzurufen. Aus dem Friedensinstrument leitete Rußland später das Schutzrecht der griechischen Confession im ganzen türkischen Reiche ab, sodaß man mit Recht den 21. Juli den Geburtstag der orientalischen Frage genannt hat. Der

Friede war einer der vortheilhaftesten, die Rußland je schloß, und Thugut rief aus: „Jetzt ist die Zarin Befehlshaberin in Stambul und der Sultan ist daselbst nur ein Miethsmann, dem, sobald man will, zum Ausziehen aufgesagt werden kann." Vergebens suchte die Pforte von Katharina Milderung der Friedensbedingungen zu erhalten, vergebens vermittelte Preußen in diesem Sinne, und am 24. Jan. 1775 wurde der Friede ratificirt. Katharina garantirte den Polen ihre neue sie einschnürende Verfassung und die Integrität der als Königreich fortbestehenden Gebiete, und der beständige Reichsrath von Vierzig wurde ein Instrument in ihrer intriguelustigen Hand. Friedrich II. betrachtete es als nothwendig, das russische Bündniß warm zu halten, und auf Katharina's Einladung erschien Prinz Heinrich im April 1776 in Petersburg, wo er dem Günstlinge Potemkin den Schwarzen Adler-Orden überreichte und eine würtembergische Heirath des Thronfolgers einfädelte; er sollte die polnische Gebietsfrage mit Katharina lösen, reiste aber, da sie der Affaire auswich, unverrichteter Dinge ab. Friedrich ermäßigte seine Forderungen an Polen, welches von Katharina scheinbar geschont wurde, um hier entscheidenden Einfluß und den Weg zu Türkenkriegen zu behalten (Näheres über die erste Theilung Polens bei Reimann, Neuere Geschichte des preußischen Staates vom Hubertsburger Frieden bis zum Wiener Congreß, Bd. I., Gotha 1882). Ein furchtbarer Aufstand hatte Rußland vor kurzem erschüttert. Der Bauer Pugatschew hatte sich für Peter III. ausgegeben, Raskolniks und Bauern an sich gezogen, sein Heer war auf 15—16,000 Mann gewachsen, Städte und kleine Festungen waren zu ihm 1773 und 1774 übergegangen, das Landvolk war ihm zugeströmt und der Adel geflohen; er hatte Baschkiren, Wotjäken, Permier, Kirgisen und andere Tataren für sich gewonnen, Kasan erobert, die Wolga überschritten und den Weg nach Moskau eingeschlagen; mehrere Generale hatten nichts gegen ihn vermocht, dann aber war es Michelson und Suworow gelungen, das Rebellenheer zu theilen, Pugatschew war ihnen von seinen Genossen ausgeliefert worden und Katharina ließ ihn in Moskau am 21. Jan. 1775 hinrichten.

Mittlerweile beschäftigte sich die unermüdliche Kaiserin mit weiterer Organisation ihres Reichs. Schon im November 1764 entzog sie dem Grafen Kyrill Razumowski, der die Hetmanswürde der Kosacken in seinem Hause erblich zu machen gedachte, dieselbe, hob, um der Unordnung bei den Kosacken ein Ende zu machen, ihre Verfassung auf, ließ die Hetmansstelle unbesetzt und machte die Ukraine zur einfachen Provinz, deren Civilverwaltung an kaiserliche Behörden überging; die kleinrussischen Verhältnisse wurden völlig umgestaltet. Im J. 1770—1771 wüthete die Pest grauenhaft in Moskau und der Umgegend; Katharina, die Grigorj G. Orlow's überdrüssig zu werden und seine Hofmeisterei bisweilen widerwärtig zu finden begann, sandte ihn in die alte Hauptstadt, um den Excessen des fanatischen Volks zu steuern und kräftige Mittel gegen die Seuche zu ergreifen; Orlow bewies Muth und Geschick, stellte die Ruhe wieder her und wurde von Katharina mit neuer Liebe und großen Gnadenbeweisen belohnt. Im J. 1771 wurde der Aufstand der Kosacken am Jaik, denen sich die Kalmyken anschlossen, rasch überwunden. Siegreich trotzte Katharina wiederholten Verschwörungen und beseitigte die Schuldigen (z. B. Smolin). Im J. 1774 errichtete sie ein Handelsgericht, 1775 gab sie Gesetze gegen den Luxus; auf den Rath des Grafen J. J. Sievers gab sie die neue Statthalterschaftsverfassung, eine systematische Provinzialorganisation und ebenso glänzende wie förderliche Verwaltungsreform. Die von Katharina besonders während des kostspieligen Türkenkriegs ergriffenen Finanzmaßregeln waren verderblich für Handel und Wandel, sie machte das Kronmonopol des Branntweinverkaufs zum Verderben des Volks für ihre Kassen ergiebiger, und es kam eine Zeit, wo die Monopolpächter für die Erlaubniß, die Trunksucht der Russen auszubeuten, ihr jährlich kaum weniger als $^1/_3$ der gesammten Staatseinkünfte zahlten. Seit 1768 wurde Papiergeld ausgegeben, dasselbe war unfundirt und allmählich wurde das Reich gewissen- und sinnlos damit überflutet; die Banknotenpresse wurde zur Haupthülfsquelle der Krone und Kupfer anstatt Silber und Gold zur legalen Valuta gemacht. Die Steigerung der Kopfsteuer um die Hälfte (1769) erregte viel Unzufriedenheit, steigerte aber die Einkünfte auf 24 Millionen, und die durch die vielen Kriege Katharina's nöthigen drückenden Rekrutirungen riefen oft heftige Erbitterung hervor; 1769—1774 verlor Rußland nahezu $^1/_{10}$ seiner arbeitenden männlichen Bevölkerung (Bernhardi), und zwar allein in Alt-Großrußland.

Mit fortgesetztem Argwohne betrachtete sie ihren Sohn Paul, dessen Recht auf des Vaters Thron ihr Bangen erweckte, und für den stets Anhänger bereit schienen, sie, „die Fremde", zu stürzen. Intriguen aufkommender oder abgedankter Favoriten beschäftigten Hof und Kaiserin; die Günstlingsstelle wurde zum Hofamte, berechtigte zu einer gewissen Wohnung, gewissen Ehren, Würden und Einnahmen und legte gewisse Verpflichtungen auf. Auf Orlow folgte der Offizier Wissotzki, diesem der Garde-Unterlieutenant Alexander Wassiltschikow (1772—1774), den Grigorj Alexandrowitsch Potemkin, ein ehrsüchtiger Intriguant, ersetzte. Katharina opferte alles seiner Ehrsucht, überhäufte ihn mit Gnaden, machte ihn zu ihrem leitenden Minister und Rathe, so mäßig auch seine Fähigkeiten waren, und er schritt wie ein böser Geist neben ihr her, behandelte sie brutal, was sie trotz ihrer geistigen Superiorität ertrug, entfremdete ihr Herz immer mehr ihrem Sohne Paul, riß alle Geschäfte an sich, ohne sie erledigen zu können, und suchte sich Katharina unentbehrlich zu machen, indem er sich als ihr Schutzengel gegen Verschwörungen geberdete; während ihn Joseph II. zum Reichsfürsten erhob, trachtete er nach der Hand Katharina's, die sie ihm jedoch nicht bewilligte, und bald nach Polens, bald nach Kurlands Krone. Auch als er Katharina's Sinne nicht mehr fesselte, schmeichelte er ihrer Phantasie durch Bilder kriegerischer Eroberungslust und abenteuernden Unternehmungsgeistes und blieb lebenslang ihr Rathgeber, beherrschte sie und lenkte

ihre Politik; er suchte ihre Liebhaber aus und beseitigte sie durch neue, sobald sie ihm zu einflußreich dünkten. Auf den Generalmajor Zawadowski (im November 1776) ließ Potemkin im Juli 1777 den Serben Zorits als Geliebten folgen, löste ihn im Juni 1778 durch den geistlosen Flügeladjutanten Korsakow-Rimskoi (bis October 1779) ab, gab ihm seinen schönen Adjutanten Alexander Dimitrijewitsch Lanskoi zum Nachfolger, dessen Tod im Juni 1784 Katharina mit an Verzweiflung grenzendem Schmerze beweinte, um noch in demselben Jahre der Liebe Freuden mit einem andern Adjutanten Potemkin's, Alexander Jermolow, zu genießen, dem im Juli 1786 der Kapitänlieutenant Alexander Dmitriew-Mamonow und endlich im Juli 1789 der zweiundzwanzigjährige Gardelieutenant Platon Alexandrowitsch Subow im Herzen der nordischen Semiramis folgte.

Im J. 1777 ließ Katharina Perekop widerrechtlich besetzen und wie sie in Schweden beständig durch ihren mit Geld nicht sparenden Gesandten Gustav III. entgegenarbeitete und seine Feinde unterstützte, so kreuzte ihr Einfluß in der Krim fortwährend den türkischen. Als die Tataren ihren Khan Schahin Girai vertrieben, suchte er bei Katharina Hülfe und wurde wieder eingesetzt, die Krim kam allmählich in russische Gewalt. Die Hinrichtung des russisch gesinnten Hospodaren der Moldau, Gregor Ghika, 1777, mehrte die Spannung mit der Pforte, aber der Krieg unterblieb, zumeist auf französische Vermittelung hin, und in der Convention von Ainali Kawak am 21. März 1779 wurde der Friede von Kutschuk-Kainardschi erneuert und den Türken ein Landstrich bei Oschakow überlassen. Der Plan einer russisch-türkisch preußischen Tripleallianz scheiterte 1779. Als der Baiarische Erbfolgekrieg ausgebrochen war, übte Katharina mit Ludwig XVI. eine Pression zu Gunsten des Friedensschlusses auf Joseph II., Maria Theresia und Friedrich II.; ihr Gesandter in Wien forderte schon am 27. Nov. 1778 in ihrem Auftrage Frieden, widrigenfalls sie laut Verträgen genöthigt sei, Friedrich II. Subsidialtruppen zu stellen; dies machte Eindruck, und auf dem Teschener Friedenscongresse vermittelte Fürst Repnin mit Baron Breteuil; Rußland garantirte am 13. Mai 1779 den Teschener Frieden und geberdete sich seitdem im Reiche als Garant des in Teschen erneuerten Westfälischen Friedens. Gegen die britische Herrschaft auf dem Meere richtete sich Katharina's selbstbewußter Charakter. Obgleich Großbritannien dem Fürsten Potemkin 50,000 Pf. Sterl. gab und seine fünf einflußreichen Nichten nahezu in Brillanten faßte, damit Rußland der bewaffneten Neutralität nicht beitreten möge, sprach er sich 1780 für diese aus und Graf Panin lehnte die britische Allianz ab. Als Spanien ein holländisches in Archangel befrachtetes und ein russisches Schiff in seinem Kriege mit den Briten wegnahm, ließ Katharina sofort ein Geschwader rüsten und benutzte auf Panin's Rath die gute Gelegenheit, für die Dauer eines Seekriegs die Grundsätze des Handels der neutralen Mächte festzustellen; es wurde den kriegführenden Mächten kundgethan, daß Schiffen mit neutraler Flagge der Handel mit kriegführenden Mächten, ausgenommen mit Kriegsbedürfnissen, erlaubt sein sollte. Großbritannien sah dies höchst ungern; anstatt sich auf seine Seite zu stellen, ergriff Katharina die Partei der Neutralen, und nachdem Spanien Satisfaction gegeben hatte, stiftete sie 1780 die bewaffnete Seeneutralität, der Dänemark, Schweden, Preußen, Portugal, Oesterreich u. s. w. beitraten. Katharina imponirte den Briten durch ihre Haltung, ließ sich durch keine Verlockungen zum Verlassen ihres unabhängigen Standpunkts verleiten und hielt die britische Diplomatie so in der Schwebe, daß sie von ihr keine Störung ihrer Orientpläne erfuhr. Potemkin steuerte auf einen neuen Türkenkrieg los, um seine phantastischen Pläne ins Leben zu führen, und Katharina stand ganz unter seinem Banne, zumal ihr Ideal der Sturz des osmanischen Reichs, die Eroberung Konstantinopels und die Errichtung eines griechischen Kaiserthums daselbst unter ihrem Enkel Konstantin (s. d.) war, während Potemkin für sich auf einen Staat Dacien rechnete. Man wußte in Petersburg, daß Preußen die Last eines europäischen Kriegs nicht auf sich nehmen wolle, und suchte sich Oesterreich zu nähern, um sich über gemeinsame Eroberungen auf der Balkanhalbinsel zu einigen; Joseph II. steuerte gleichfalls auf einen Anschluß an Rußland hin, dachte an Preisgabe der alten Politik der Erhaltung der Türkei und strebte nach inniger Allianz mit Katharina, bei der Friedrich der Große um sein Bündniß mit Rußland betrogen werden sollte. Katharina legte längst keinen Werth mehr auf letzteres und begann Friedrich zu hassen, weil er nicht ihr Diener, sondern ihr Freund sein wollte und vernünftige Vorstellungen blinden Schmeicheleien vorzog. Joseph veranlaßte eine Zusammenkunft mit Katharina in Mohilew, stellte hier im Mai 1780 die alte Freundschaft der Kaiserhöfe auf Unkosten Preußens und der Türkei her, reiste nach Moskau und Petersburg, wo er als Gast glänzend gefeiert wurde. In den orientalischen Plänen lebend, erwartete Katharina für diese Joseph's Unterstützung und lenkte seine Ländergier auf Italien ab, sprach von der Zweitheilung Europas in ein östliches und westliches Kaiserreich mit den Hauptstädten Konstantinopel und Rom. Joseph durchschaute wohl die trüben Verhältnisse Rußlands trotz der schimmernden Decke und fürchtete nicht allzu sehr die russische Macht, während er Katharina's phantastischen Träumereien verbindlich lauschte; Katharina freute sich des vortheilhaften Eindrucks, den sie auf Joseph machte, und widmete ihm bis zu seinem Tode herzliche Zuneigung und Achtung. Ein wirkliches Bündniß beider Höfe unterblieb, da die stolze Katharina Gleichstellung mit dem deutschen Kaiser beanspruchte, und in der Form von Briefen der Herrscher wurden die Abmachungen über eine Defensivallianz getroffen. Am 18. Mai 1781 versprach Joseph, die Pforte zur Erfüllung ihrer Verträge anzuhalten; wenn sie aber den Frieden brechen und eine Invasion nach Rußland versuchen sollte, ihr den Krieg zu erklären und ebenso viel Truppen wie Katharina marschiren zu lassen; bei gleichen Anstrengungen rechnete er dann auch auf gleiche Entschädigung; sollte eine andere Macht Rußland während des Kriegs angrei-

fen, so verpflichtete sich Joseph, mit seiner ganzen Macht Rußland beizuspringen und nur nach gemeinsamer Verständigung Frieden oder Waffenstillstand zu schließen. Katharina gab dieselben Versicherungen. Panin und die ganze preußische Partei in Petersburg waren betroffen, der Prinz von Preußen kam im September 1780 nach Petersburg, wurde aber sehr lau empfangen und reiste im October heim, ohne daß die Allianz mit Preußen erneuert wurde. Von Potemkin um allen Einfluß gebracht, trat Panin im September 1781 ab, ohne daß ein offener Bruch mit Preußen erfolgte. Als Großfürst Paul Europa bereiste, durfte er 1782 Berlin nicht besuchen, mußte aber einen längeren Aufenthalt in Wien nehmen, um die innige Allianz recht augenfällig zu machen. Katharina unterstützte die Wahl des Erzherzogs Maximilian zum Coadjutor in Köln und Joseph fädelte die Heirath seines Neffen Franz, des nachmaligen deutschen Kaisers, mit der Schwester von Paul's Gemahlin, Elisabeth von Württemberg, ein. Von Rußland geschürt, brach in der Krim ein Tatarenaufstand aus, Katharina schritt ein und baute auf des Kaisers Mitwirkung. Mit Freuden war Joseph bereit, und Katharina, welche die Errichtung eines griechischen Kaiserthums für unbestreitbar hielt, schrieb ihm am 21. Sept. 1782, um ihm die Gefahrlosigkeit eines Türkenkriegs und ihre Beschwerden gegen die Pforte darzulegen; sie erwartete seine Unterstützung, sobald im Divan ihre berechtigten Forderungen zurückgewiesen würden, und wünschte eine geheime Convention zur Fixirung der in der Türkei zu machenden Gebietserwerbungen. Vor allem sollte ein für immer unabhängiger Staat Dacien, bestehend aus Moldau, Walachei und Bessarabien, gebildet und einem griechisch-katholischen Fürsten übergeben werden, Katharina dachte nur an Potemkin; die Grenze zwischen Oesterreich und der Pforte sollte Joseph bestimmen. Für sich beanspruchte Katharina nur Otschakow und den Landstrich zwischen Bug und Dnjestr nebst ein bis zwei Inseln im Archipel zur Sicherheit des russischen Handels; sobald aber Europa von den Türken befreit werden könnte, erwartete sie vom Kaiser Mithülfe hierzu wie zur Wiederherstellung des griechischen Kaiserthums unter ihrem Enkel Konstantin, der niemals zugleich die russische und griechische Krone tragen dürfte. Joseph stellte in seiner Antwort für sich große Forderungen auf, die seine Ländergier illustrirten und in Petersburg unangenehm berührten. Katharina zog aus den Differenzen mit der verhaßten Pforte den Nutzen, sich der Krim und Kubans zu bemächtigen; Joseph griff nicht zu ihrer Hülfe zum Schwerte, ließ aber ihre Forderungen in Konstantinopel unterstützen und zur Abtretung der Krim rathen. Der Khan der Krim wurde durch russische Intriguen bewogen, gegen ein Jahrgeld die Krim, Kuban und die Halbinsel Taman an Katharina am 8. April 1783 abzutreten, und unter barbarischem Gemetzel zwang der feige Potemkin die Tataren, sich zu fügen. Durch russische Intriguen bethört, unterwarfen sich 1783 auch die georgischen Fürstenthümer Kacheti und Karthli der Kaiserin. Auf die Eroberung der Krim hin rüstete Abdul-Hamid I., aber Frankreich, Oesterreich und Preußen bestimmten ihn, vom Kriege abzustehen, Rußland blieb unentwegt und am 8. Jan. 1784 mußte die Pforte trotz allen Widerwillens die Abtretung der Krim, Kubans und Tamans bestätigen; hieraus bildete Katharina das Gouvernement Taurien; Rußland erhielt dadurch die Herrschaft auf dem Schwarzen Meere und freie Fahrt auf allen Flüssen des türkischen Reichs, die Pforte erneuerte den Frieden mit Rußland. Katharina unterstützte Joseph's Projecte auf die Erwerbung Baierns, rieth den Generalstaaten 1784 vom Kriege gegen ihn ab und sah sehr ungern den Fürstenbund Friedrich's des Großen, da sie keine Einigung deutscher Interessen wollte. Schon längere Zeit bereitete Katharina eine großartige Reise nach Kiew, Cherson, der Krim und dem Schwarzen Meere vor, wobei sie sich von der Administration Potemkin's, gegen den viel Anfeindung und üble Nachrede thätig war, überzeugen wollte; sie lud Joseph II. nach Cherson, der neuen Schöpfung Potemkin's, ein. Potemkin wünschte lebhaft die Reise, um über seine Ankläger zu triumphiren, bestellte alles dazu trefflich und ließ es nur in Kiew an allem fehlen, um seinen Feind Rumanzow, der dort befehligte, zu stürzen; er wollte als genialer Administrator blenden und zugleich durch Entfaltung russischer Macht die Türken schrecken. Joseph und Katharina redeten wenig von Geschäften, Katharina war beständig im Gedanken eines Türkenkriegs befangen, Joseph hoffte, die Pforte nachgiebig zu stimmen; aber Potemkin rastete nicht, bis der Türkenkrieg ausbrach, und hetzte den Gesandten am Divan beständig auf. Durch lauter Blendwerke (Potemkinaden) brachte Potemkin, unter dessen gewissenloser Waltung Flotte und Heer ganz zerfielen, Katharina den Glauben bei, er habe das bisher öde Land mit Zauberschnelle cultivirt, und täuschte sie so schmählich, daß sie ihm voll Entzücken über seine Leistungen im Juni 1787 in Charkow den Beinamen „Tawritschecki" verlieh. Da Stanislaus von Polen ein Bündniß mit Katharina wünschte, war die Begegnung mit ihr im April 1787 in Kanew von Wichtigkeit; es kam zu einem Vertragsentwurfe, doch wurde kein förmlicher Vertrag geschlossen, und Stanislaus kehrte unverrichteter Dinge um. Am 28. Juni traf Katharina in Moskau ein. Joseph nannte die ganze Reise eine Hallucination und in der That war ein ungeheuerer Widerspruch zwischen Schein und Sein in Rußland. Dies bewies eclatant der trotz Potemkin's Drängen elend vorbereitete Türkenkrieg. Zahllose Kränkungen und Intriguen veranlaßten schließlich die Pforte, den russischen Gesandten einzukerkern und an Katharina am 27. Aug. 1787 den Krieg zu erklären; Joseph II. fühlte sich vertragsmäßig verpflichtet, ebenfalls die Türken zu bekriegen, und erklärte ihnen am 9. Febr. 1788 den Krieg. Die russischen Heere, die in die Moldau und auf Otschakow vorrückten, richteten nichts aus, erst im December fiel Otschakow in Potemkin's Gewalt, während die Flotte im Juni bedeutende Vortheile über die türkische errang. Längst durch die Intriguen und Einmischungen Rußlands schwer gereizt, benutzte Gustav III. von Schweden Katharina's gefährdete Lage, alliirte sich im Januar 1788 mit der Pforte und erklärte Katharina den Krieg. Katharina war außer sich, bezeichnete Gustav, der ihr

nie sympathisch war, als verrückt und blödsinnig sie griff ihn und er sie in maßlosen Manifesten an; sie machte ihn zum Caricaturhelden einer komischen Oper „Gore-Bogatyr" und zog geschickt Vortheil aus seinen Zwistigkeiten mit seinen Gegnern in Schweden; mit Dänemark schloß sie ein Bündniß gegen Schweden und über Preußens Haltung war sie sehr erbost, wie sie überhaupt Friedrich Wilhelm II. nicht ausstehen konnte. Graf Mussin-Puschkin brachte mit größter Mühe 16,000 Mann in Finland zusammen, vermochte aber nichts gegen die Schweden. Der Feldzug von 1789 gegen die Pforte war für die Russen günstiger, sie nahmen Galacz, Akjerman, Bender und siegten glänzend bei Fokschani und Martineschti unter Suworow, vereint mit den Kaiserlichen unter Prinz Koburg. Preußen trat auf die türkische Seite, über die Siege Rußlands und des Kaisers eifersüchtig, wandte sich gegen letztere und alliirte sich im Juni 1790 mit Selim III. Die russischen Fortschritte veranlaßten Großbritannien, die Generalstaaten, Preußen und den neuen Kaiser Leopold II. am 27. Juli 1790 zur Reichenbacher Convention zum Zweck der Erhaltung des türkischen Reichs, Suworow zog sich hierauf nach Kilia zurück und der Großvezier schloß mit Prinz Koburg am 19. Sept. in Giurgewo einen neunmonatlichen Waffenstillstand, während die russische Flotte gegen die türkische glücklich war. Vergebens suchten die Schweden 1789 Fredrikshamn zu nehmen, ein Seegefecht am 26. Juli 1789 blieb unentschieden, aber der russische Admiral Prinz von Nassau-Siegen errang bei Fredrikshamn und bei Högfors am 24. Aug. und 1. Sept. den Sieg über die feindliche Scheerenflotte; 1790 überschritt General von Buxhöwden die schwedische Grenze, schlug die Corps Meyerfeld und Hamilton und entsetzte das abermals angegriffene Fredrikshamn nebst Wiborg; der Herzog von Södermanland erlitt am 14. Mai vor Reval eine Schlappe, Nassau-Siegen schloß die schwedische Flotte im Wiborger Sunde ein, sie aber schlug sich unter enormen Verlusten am 3. Juli durch und zerstörte 9—10. Juli im Swenskasund die ganze russische Flotte. Petersburg war in großer Gefahr, es fehlten Katharina die Mittel, den schwedischen Krieg fortzusetzen, und so schloß sie mit Gustav III. am 14. Aug. 1790 den Frieden von Werelä auf dem status quo ante bellum ab. Kilia und Ismail wurden Ende 1790 von den Russen erobert, sie waren auch im Kuban und Kaukasus, nicht aber in den griechischen Meeren glücklich. Der Kaiser trat im August 1791 vom Türkenkriege zurück und schloß den Frieden von Sistowa, Katharina verwarf den ihr angebotenen Frieden. Ihre Heere siegten bei Babada, Matschin und Anapa, ihre Flotte vernichtete nahezu die türkische bei Kaleri-Burnu. Das türkische Volk rief gebieterisch nach Frieden, am 11. Aug. 1791 erfolgten die Friedenspräliminarien mit Rußland in Galacz und am 9. Jan. 1792 der Friede in Jassy: Rußland gewann Otschakow und den öden Landstrich zwischen Bug und Dnjestr, der Dnjestr bildete von nun an die russisch-türkische Grenze, die Abtretung der Krim wurde nochmals bestätigt.

Als sich Polen aus seiner Zerfahrenheit erholte und Stanislaus, in Hoffnung auf preußische Hülfe, die Verfassung vom 3. Mai 1791 beschwor (s. Polen, Geschichte), betrachtete Katharina dies als eine Kriegserklärung, die russische Partei in Polen schloß gegen die Verfassung die Conföderation von Targowica am 14. Mai 1792, Katharina sandte letzterer Truppen zu Hülfe, die in Polen vordrangen. Preußen, der Kaiser und der Sultan thaten nichts für die unglücklichen Patrioten, Stanislaus zitterte und bat Katharina am 22. Juni um Frieden, den er unter der Bedingung erhielt, der Verfassung von 1791 abzusagen und am 23. Juli der Conföderation von Targowica beizutreten, Katharina löste den Reichstag auf und berief einen nur aus Russisch-Gesinnten bestehenden Reichstag nach Grodno; ihr Gesandter Sievers, dann Jgelström war der eigentliche Herr in Polen. Mit Preußen und dem Kaiser wurde seitens Rußlands am 23. Jan. 1793 eine zweite Theilung Polens verabredet und trotz aller Bemühungen der Patrioten durchgeführt. Am 7. und 9. April 1793 nahm Rußland die Ukraine, Podolien, die Osthälfte Volhyniens, die Hälfte der Wojewodschaften Nowogrodek und Brzesk, den Rest von Polock und Minsk, 4553 □Meilen mit 3,011,688 Seelen, an sich, was der Grodnoer Reichstag, nachdem Sievers den Saal mit Soldaten umringt hatte, am 3. Sept. bestätigte. Bald aber kam es zur allgemeinen Erhebung des geknechteten Volks unter Kosciuszko (s. d.) und zu neuem furchtbaren Kriege mit Rußland (s. Polen), den die Erstürmung Pragas und die Einnahme von Warschau 4—8. Nov. 1794 beendete. Ganz Polen war gebändigt. Am 3. Jan. 1795 schlossen Kaiser Franz II. und Katharina einen geheimen Bund gegen die Pforte und Preußen und theilten den Rest Polens, Stanislaus siedelte nach Grodno über, wo er am 25. Nov. 1795 abdicirte und dafür ein Jahrgehalt von 200,000 Dukaten von Rußland empfing. Zu Anfang 1795 besetzten die Russen Litauen, im April Kurland, und bei der dritten Theilung Polens, die Katharina und Baron Thugut entwarfen und die Preußen gutheißen mußte, erhielt Rußland 2085 □Meilen mit 1,176,000 Seelen. Bei den drei Theilungen war Katharina der Löwenantheil zugefallen: die Wojewodschaften längs des Dnjepr, Livland, Kurland, der größte Theil von Großpolen und Litauen, die Ukraine, der größte Theil von Samogitien und ganz Volhynien, über 8500 □Meilen mit 4½ Millionen Seelen; Katharina machte daraus mehrere Gouvernements. In Kurland waren beständige Fehden zwischen Adel und Bürgerstand, beide Theile und Herzog Peter suchten bald in Warschau, bald in Petersburg Schutz, Katharina trieb ein geheimes Spiel in Mitau, das damit endete, daß am 18. März 1795 der kurische Landtag die Unterwerfung Kurlands unter Rußland beschloß; Katharina beschied Peter nach Petersburg, nöthigte ihn hier, diesen Beschluß zu bestätigen, und erwirkte am 28. März 1795 gegen jährlich 25,000 Dukaten für sich und seine Töchter Peter's Verzicht auf Kurland und Semgallen, die Rußland einverleibt wurden; die Linie Biron-Wartenberg verzichtete ebenfalls auf das Herzogthum gegen 36,000 Thaler jährlicher Rente.

Friedrich Wilhelm II. von Preußen war ein entschiedener Gegner Katharina's und des Europa bedroh-

lichen Wachsthums ihrer Macht, unterstützte heimlich ihre Feinde, und auch Franz II. war nicht gesonnen, Katharina zu bewundern wie sein Oheim Joseph; die Beziehungen zwischen Wien und Petersburg kühlten sich sehr ab, obwol Katharina's letzter Geliebter Platon Subow noch 1796 von Franz zum Reichsfürsten erhoben wurde.

Katharina vermochte nicht, sich über die Losreißung der nordamerikanischen Colonien von Großbritannien zu freuen, und hatte ein Vorurtheil gegen Franklin. Mit großem Interesse folgte sie den Vorgängen in Frankreich seit dem Halsbandprocesse: sie lobte Necker, an dessen Uebernahme in russische Dienste sie bei seinem Falle dachte, erschrak, während sie für sich keine Furcht kannte, für Ludwig XVI. bei der Einnahme der Bastille, prophezeite ihm das Los Karl's I. von England im October 1789, war unzufrieden mit der allgemeinen Gleichheit, die in Frankreich Einzug hielt, und nahm immer entschiedener die Partei des Monarchen und der Emigranten. Sie rief alle Russen aus Frankreich ab, tadelte die Schwäche Ludwig's und jammerte über seine Hinrichtung; während der Schreckenszeit trat sie für die Emigranten ein. Die Anarchie in Frankreich schien ihr gefährlich für Rußland und ganz Europa. Französische Emigranten fanden bei ihr freundliche Aufnahme, Graf Artois selbst erschien und gab sich Mühe, den Erzieher von Katharina's Enkeln, den Freigeist Laharpe, zu stürzen. Katharina hütete sich aber, je mit voller Energie für die Emigration zu arbeiten und sie thatkräftig zu unterstützen: sie erkannte ihre Schwächen und opferte weder einen Rubel noch einen Soldaten zum Kreuzzug gegen die Revolution, während sie Oesterreich und Preußen unablässig zum Krieg dagegen anspornte, um in ihrem Rücken Polen dem Untergange entgegenzuführen; eine ihrer würdige macchiavellistische Politik! Sie schloß mit Gustav III. von Schweden eine Allianz gegen Frankreich und bewilligte ihm Summen, um seinen unruhigen Sinn in französischen Angelegenheiten zu beschäftigen. Von Gefühlspolitik konnte bei ihr nie die Rede sein. Der Handelsvertrag mit Frankreich wurde von ihr aufgehoben.

Eine neue Adelsverschwörung gegen Katharina in Moskau und ein Aufstand der donischen Kosacken wurden rasch unterdrückt. Sorgfältig beobachtete Katharina die römisch-katholische Kirche und die Jesuiten in Rußland; letztere schmeichelten ihr und ihren Günstlingen in verächtlichem Maße, um ihre Schwächen auszunützen, und erwirkten von Katharina den Befehl, auch nach der Aufhebung des Ordens durch den Papst zusammenzubleiben. Trefflich organisirte Katharina die römische Kirche in ihrem Reiche, unbekümmert um die Proteste des Papstes, stellte alle römisch-katholischen Mönchsorden unter den Erzbischof von Mohilew und löste sie ganz vom Papste und den Ordensgeneralen in Rom, ignorirte das Dasein eines Papstes und suchte die Römisch-Katholischen einfach zu ihren Unterthanen zu machen; ebenso organisirte sie die griechisch-unirte Kirche im Hinblicke auf ihre künftige Wiedervereinigung mit der griechisch-orthodoxen.

Das Verhältniß Katharina's zu ihrem ungeliebten Sohne Paul wurde immer frostiger und feindseliger; sie bereitete ihm stete Demüthigungen und entzog ihm selbst das Recht der Erziehung seiner Kinder. Sie griff zum Lehramt und schrieb für ihre Enkel kleine sentimentale Schriften, um in ihnen menschenfreundliche Gefühle wach zu rufen. Eine fast überspannte Liebe zog sie zu ihrem Enkel Alexander Pawlowitsch, den sie, was bald zum öffentlichen Geheimniß wurde, zum Thronerben an seines Vaters Statt einsetzen wollte. Ebenso leidenschaftlich wie sie Paul haßte, wurde sie von ihm, der seinen Vater liebte, verachtet. Sie suchte Alexander früh Elisabeth von Baden als Gemahlin, ging überhaupt darauf aus, wie Stein sagte, „eine Stutterei" in Deutschland anzulegen, d. h. deutsche Prinzessinnen mit den Großfürsten zu verheirathen, was ihren Einfluß an den deutschen Höfen eminent steigern mußte. Alexander ging nie auf die Absichten Katharina's ein, ihm den Thron zu vererben, wurde aber von Paul beständig belauert. Katharina faßte Papiere ab, die auf die Ausschließung Paul's hinausliefen, und übergab sie der Obhut des Vicekanzlers Grafen Bezborodko, der sie nach ihrem Tode sofort Paul auslieferte.

Im J. 1796 versprach Katharina, den Kaiser mit einem Heere zu unterstützen, und begann auf wesenlosen Anlaß hin einen Krieg mit dem Schah von Persien zur Vertheidigung der Gebiete jenseit des Kaukasus, deren Fürsten von ihm bedroht waren. Wahrscheinlich wollte sie diese Fürstenthümer Rußland unterwerfen und Konstantinopel damit einen Schritt näher rücken; ob sie an die Eroberung Persiens und an die Vernichtung der britischen Herrschaft in Indien dachte, ist zweifelhafter, so sehr sie sich auch, besonders unter Potemkin's Einfluß, an Abenteuer und phantastische Pläne gewöhnt hatte, dem Scheine huldigte und auf Blut und Wohlstand ihrer Völker wenig Gewicht legte. Graf Valerian Subow, der Bruder des unfähigen Günstlings und Katharina sehr theuer, führte als Oberbefehlshaber ein starkes Corps über den Kaukasus, verbreitete überall Schrecken, passirte ungehindert die Kaspischen Pässe, eroberte Derbend, nahm die Westküste des Kaspischen Meeres, ging über den Aras, und ganz Aderbeidschan lag vor ihm offen, als der Tod Katharina's den Krieg beendete. Unter ihr hatte Rußland über 10,000 □Meilen zugenommen.

Um Schweden ganz an die russische Politik zu knüpfen, fädelte Katharina die Bewerbung Gustav's IV. Adolf um ihre Enkelin Alexandra Pawlowna ein; der König kam nach Petersburg und verliebte sich in die Großfürstin, der eitle Geheimrath Graf Markow leitete die Unterhandlungen. Am 21. Sept. 1796 überbrachte er Gustav IV. den Ehecontract zur Unterschrift, während Katharina mit der Braut und dem Hofe im höchsten Prunke zur kirchlichen Verlobung versammelt war; der König aber verweigerte seine Unterschrift, weil er nicht zugeben konnte, daß Alexandra in Schweden der griechischen Religion öffentlich angehöre; vergebens beschwor ihn Bezborodko, nachzugeben; der König blieb standhaft und verließ sofort Petersburg. Sprachlos vernahm Katharina den ihr angethanen Schimpf, der ihren Tod, wie

man annahm, rasch herbeiführte. Sie starb an einem Gehirnschlage in Petersburg am 17. Nov. 1796. Während ihres Waltens nie besonders beliebt, wurde die große Frau nach ihrem Tode der Liebling der Nation. Katharina ruht in Petersburg; Denkmäler von ihr stehen in Petersburg, Jekaterinenstadt und Jekaterinoslaw. Am 4. Oct. 1782 hatte sie den Orden des Heiligen Wladimir gestiftet. Am 16. Oct. 1773 hatte sie für Paul von Dänemark für die Besitzungen des Gottorp'schen Hauses die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst eingetauscht, die sie am 10. Dec. d. J. dem Fürstbischofe von Lübeck, Friedrich August, abtrat (Abtretungsacte von Peterhof schon am 12. Juli 1773), nur den Titel „Herzog von Holstein-Gottorp" Paul und seinen Descendenten vorbehaltend. Am 3. März 1793 war ihr als letztem Gliede des Hauses Anhalt Zerbst die Herrschaft Jever durch den Tod ihres Bruders, des letzten Fürsten, zugefallen, welche sie zu lebenslänglichem Besitze und Nießbrauche der Witwe des Fürsten überließ.

Vgl. (Fürst von Ligne) La cour de la Russie il y a cent ans, 1725—1783 (Berlin 1858); Derselbe, Portrait de S. M. Cathérine II. (Dresden 1797); Castéra, Histoire de Cathérine II., impératrice de Russie (3 Bde., Paris 1799—1800); von Schlözer, Katharina II. und Friedrich der Große (Berlin 1859); Jauffret, Cathérine II. et son règne (2 Bde., Paris 1860); Capefigue, La grande Cathérine (Paris 1862); (Masson) Mémoires secrets sur la Russie et particulièrement sur la fin du règne de Cathérine II. et le commencement de celui de Paul I. (3 Bde., Paris 1800—1802); A. Herzen, Memoirs of the Empress Catherine II. written by herself, translated from the French (London 1859); Herrmann, Geschichte des russischen Staates (9 Bde. V—VII, Hamburg und Gotha 1853—1866); Ustrialow, Die Geschichte Rußlands, Bd. II, übersetzt von C. W. (Stuttgart und Tübingen 1843); Solowiew, Histoire de la Russie; von Bernhardi, Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—1831 (Thl. II. Abth. II. Leipzig 1875); Kleinschmidt, Rußlands Geschichte und Politik, dargestellt in der Geschichte des russischen hohen Adels (Kassel 1877); Russische Revue, Monatsschrift für die Kunde Rußlands, bisjetzt 20 Bände, herausgeg. von C. Röttger (Petersburg 1873 fg.). Der Minister des Innern, Graf Dimitri Tolstoi, schreibt jetzt an einer Geschichte Katharina's, Brückner sammelt ebenfalls Stoff zu ihrer Beurtheilung. *(Arthur Kleinschmidt.)*

KATHARINABERG, Schutz- und Bergstadt, gelegen am Kamme des böhmischen Erzgebirges hart an der sächsischen Grenze, ist dermalen nach dem Verfalle des früher lebhaft betriebenen Bergbaues ein armer Ort mit 1676 Einwohnern, (Zählung vom 31. Dec. 1880), die sich dürftig von Ackerbau (Flachs-, Spielwaarenerzeugung, Strumpfwirkerei und Waldarbeiten ernähren. Die Stadt besitzt als Vorort des Katharinaberger Gerichtsbezirkes ein k. k. Bezirksgericht, ferner eine Pfarrei, eine Volksschule und ein Brauhaus. Das Vereinswesen wird durch einen Feuerwehr- und einen Militärveteranenverein repräsentirt. — Zur Stadt wurde der Ort im J. 1528 durch Ferdinand I. auf Ansuchen des damaligen Besitzers Sebastian von Weitmühl erhoben. Als spätere Besitzer erscheinen die Herren von Wityhum, von Karlowitz und von Lobkowitz. Im J. 1594 gelangte die Bergstadt direct unter die königliche Kammer, ging aber 1605 an die Herrschaft Rothenhaus über. Der Bergbau auf Silber war im 16. Jahrhundert ein ziemlich ergiebiger, fand aber seinen völligen Untergang durch den Dreißigjährigen Krieg. Die bis dahin protestantischen Bergleute wurden durch den Jesuiten Friedrich Hunecken theilweise katholisch gemacht; die Mehrzahl wanderte aus. Alle Versuche in unserm Jahrhundert, den Bergbau wieder zu beleben, scheiterten an den unzureichenden Mitteln der Unternehmer. *(L. Schlesinger.)*

Katharinenarchipel, s. Aleutische Inseln.

Katharinenburg, russ. Stadt, s. Jekaterinburg.

KATHARINENFELD, eine der Hauptcolonien der 1816—1818 ausgewanderten Schwaben im russischen Gouvernement Tiflis in Kaukasien, 62 Kilom. südwestlich von Tiflis, unter dem 41° 27' nördl. Br. und 62° 15' östl. L. an dem Flusse Dshawala oder Machavera. Die im würtembergischen Stile erbauten Häuser der Colonisten sind mit Wein- und Fruchtgärten umgeben und bieten einen ungemein malerischen Anblick dar. Die Colonie zählt gegenwärtig über 800 Bewohner, die sich mit Acker-, Wein- und Gemüsebau beschäftigen und ihre Producte in Tiflis absetzen. Fast alle Einwohner zeichnen sich durch einen gewissen Wohlstand aus und haben noch treu die Sitten und Gebräuche der Heimat bewahrt. *(A. von Wald.)*

KATHARINENKANAL in St.-Petersburg, wurde von der Kaiserin Katharina II. angelegt, um die Moika (von der Theaterbrücke aus) mit der Fontanka zu verbinden (bei der kleinen Kalinkinen-Brücke.) Seine Länge beträgt fast 6 Kilom. Die Wände des Kanals bestehen aus großen finländischen Granitquadern, ebenso wie die Trottoirs an den Seiten desselben, die zu Spaziergängen dienen.

Katharinenkanal, der nördliche, im europäisch-russischen Gouvernement Wologda, verbindet die nördliche Keltma, einen Nebenfluß der Wytschegda, mit dem Dhuritsch, einem Nebenflusse der südlichen Keltma, die sich in die Kama ergießt. Seit 1838 ist jedoch der Kanal geschlossen und überhaupt hat der obere Lauf der Kama jede Bedeutung für den Handel verloren. *(A. von Wald.)*

KATHARINEN-ORDEN. Dieser russische Orden, früher der Orden der Befreiung, jetzt der Heiligen Märtyrerin Katharina genannt, ist durch Kaiser Peter I. zu Ehren und zum Andenken seiner tapfern Gemahlin, der Kaiserin Katharina, für den im J. 1711 bewiesenen Muth in der Schlacht gegen die Türken am Pruth gestiftet. Am Namenstage der Kaiserin, am 24. Nov. 1714, legte ihr der Kaiser diesen Orden an, welchen bei seinen Lebzeiten keine andern Personen erhielten, den aber nach seinem Ableben sowol die Kaiserin Katharina I. als ihre Nachfolger mehrfach verliehen. Durch Manifest des

Kaisers Paul I. vom 5. April 1797 wurden die Statuten reorganisirt und darin Folgendes festgesetzt: Der nur für Damen vom höchsten Range bestimmte Orden wurde in zwei Klassen, Großkreuz und Kleinkreuz, getheilt. Das Großkreuz, mit Brillanten besetzt, wird an einem breiten, hochrothen Bande mit silberner Kante, von der rechten Schulter nach der linken Seite getragen, ist weiß, ruht in der Hand der heiligen Katharina und in der Mitte ist ein anderes kleines Kreuz mit Strahlen und den Buchstaben D. S. F. R. (Domine salvum fac regem). Auf dem Bande sind die Worte

„Für Liebe und Vaterland"

in russischer Schrift in Silber gestickt. Die Kehrseite des Ordenszeichens zeigt ein Nest voll junger Adler auf der Höhe eines alten Thurmes, an dessen Fuße zwei alte Adler, die mit den Schnäbeln Schlangen gepackt haben und damit zu den Jungen auffliegen wollen. Ueber diesem Bilde stehen die Worte:

Aequat munia comparis.

Der auf der linken Seite zu tragende Stern ist in Silber mit einem Kreuze von demselben Metall in einem rothen Felde, umgeben von der Ordensdevise in goldenen Buchstaben. Das Ordenszeichen der zweiten Klasse wird an einer Schleife auf dem linken Busen des Kleides getragen.

Der Hut ist von grünem Sammt, auf dem Rande mit Silber gestickt. Die Kaiserin, deren Hut mit Diamanten besetzt ist, trägt noch einen grünen Sammtmantel mit Hermelin gefüttert.

Das Großkreuz können neben den Prinzessinnen der kaiserlichen Familie nur 12 Damen vom höchsten Adel erhalten. In die zweite Klasse können auch Fremde von hohem Range aufgenommen werden, doch gewöhnlich besteht sie nur aus Hofdamen der Kaiserin, im ganzen aus 94 adeligen Mitgliedern. Die Decoration der letzteren unterscheidet sich hauptsächlich durch die Größe und Zahl der Diamanten von der der ersten Klasse.

Das Amt der Ordensdiakonissin wird von der höchstgestellten Person der kaiserlichen Familie, also der regierenden Kaiserin bekleidet, wenn das der Großmeisterin des Ordens noch durch die Kaiserin-Witwe besetzt ist.

(*J. Graf von Oeynhausen.*)

KATHARINENSTADT, deutsche Hauptcolonie im Jekaterinenschen Colonialbezirke des russisch-europäischen Gouvernements Samara, gehört zum Nikolajewskischen Kreise und liegt 187 Kilom. im Westsüdwesten von der Kreisstadt Nikolajewsk nahe dem linken Wolgaufer. Die Colonie, im J. 1765 von dem holländischen Auswanderer Baron Beauregard gegründet (weshalb sie auch bis heute die „Baronsche" genannt wird), ist die bedeutendste aller deutschen Colonien an der Wolga. Sie enthält 427 Häuser mit 4850 Einwohnern, drei Kirchen (eine lutherische, eine katholische und eine griechisch-orthodoxe), zwei Schulen und ein Bezirksgericht. Auf dem Marktplatze steht auf einem Granitsockel die eherne Statue der Kaiserin Katharina II., die nach einem Modelle des Barons Klodt gegossen ist. Der Katerinenstädtische Bezirk umfaßt den südwestlichen Theil des Nikolajewskischen Kreises und grenzt im Westen an die Wolga, im Süden an den Nowy-Uenskischen Kreis. Der Bezirk besteht aus den Colonien Katerinenstadt, Beauregard, Bojaro, Obermanjsha, Orlowskaja, Paul, Fillensfeldt und Ernestinendorf und zählte im J. 1870 über 20,000 Einwohner. Der Boden ist von vorzüglicher Güte und eignet sich trefflich für den Acker- und Tabacksbau. Jährlich werden ca. 150,000 Pud Taback gewonnen, die einen Werth von ca. 320,000 Rubel repräsentiren. Vom Getreide wird hauptsächlich Weizen gebaut. Bei der Colonie Katerinenstadt liegt ein ziemlich geräumiger Hafen mit 200 Waarenmagazinen. (*A. von Wald.*)

KATHARINENTHAL, kaiserliches Lustschloß und berühmtestes Seebad der russischen Ostseeprovinzen im Gouvernement Estland. Dieses auf der Ostseite der Stadt Reval an einem Abhange des Laaksberges gelegene Schloß wurde von Peter dem Großen für seine Gemahlin Katharina I. gebaut und mit einem schönen Parke umgeben, dessen schattige Alleen zum Gestade hinableiten. Katharinenthal bildet zur Sommerszeit den vornehmsten Vergnügungsort der Revalenser wie der Fremden, die in großer Anzahl das hiesige Seebad besuchen. Auf dem Laaksberge befinden sich zwei Leuchtthürme in einer Entfernung von $1^1/_2$ Kilom. voneinander. Der nördliche achteckige Leuchtthurm ist von Holz erbaut und nur 20 Fuß hoch. Sein Feuer ist ein beständiges und hat eine Höhe von 160 Fuß über dem Meeresspiegel. Der südliche, ebenfalls hölzerne Leuchtthurm ist 114 Fuß hoch, sein Feuer ebenfalls beständig und 258 Fuß über dem Meeresspiegel. Beide Leuchtthürme dienen dazu, den Schiffen das Einlaufen in den Revalschen Hafen zu erleichtern. (*A. von Wald.*)

Katharinoslaw, russ. Stadt, s. Jekaterinoslaw.

KATHARTIN, KATHARTINSÄURE nennt man einen glykosidartigen Körper, welcher hauptsächlich die abführende Wirkung der Sennesblätter (Cassia laxativa) bedingt, in denen derselbe zum Theil frei, größtentheils aber an Calcium und Magnesium gebunden vorkommt. Die Kathartinsäure besitzt einen etwas zusammenziehenden deutlich sauern Geschmack und bewirkt schon in kleinen Gaben Leibschmerzen und Durchfall. Sie scheint in das Blut und von hier aus in die Secrete überzugehen, da die Milch säugender Frauen nach Verabreichung von Senna abführend auf den Säugling wirkt. Sie hat die Zusammensetzung $C_{128}H_{58}O_{36}N_2S$ und zerfällt beim Kochen in Traubenzucker und die Kathartogeninsäure, welche gleichfalls leichtabführende Wirkung besitzt.

Therapeutische Verwendung findet das Acidum kathartinicum, welches aus den Sennablättern als Kalk- und Magnesiasalz mit einem Aschengehalte von 4% als ein in Wasser leicht lösliches geschmackloses Pulver dargestellt worden ist. Dasselbe wirkt sicher und ohne üble Nebenerscheinungen abführend.

Die Kathartinsäure ist ferner das die abführende Wirkung der Faulbaumrinde (Cortex Frangulae) bedingende Princip, sowie auch der amorphe Stoff, welcher als das abführende Princip des Rheum (Rhabarber) zu betrachten ist, eine der Kathartinsäure höchst ähnliche und chemisch analoge Säure darstellt. (*A. Winter.*)

KATHEDERSOCIALISTEN war ein in dem Streite zwischen der freihändlerischen und der socialpolitischen Richtung der deutschen Volkswirthe aufgetauchter Spottname für solche akademische Docenten, die zum Socialismus hinneigten. Die Bezeichnung wurde zuerst von J. B. Oppenheim gebraucht, als im J. 1872 in Eisenach ein „Verein für Socialpolitik" zusammentrat, der von einer Anzahl deutscher Professoren berufen war, und als dessen hervorragendste Mitglieder Schmoller, Adolf Wagner, Brentano, Schäffle, Samter, Adolf Held, Schönberg, von Scheel u. a. zu nennen sind. Sie selbst nannten sich die „realistische Schule", weil sie nicht von vornherein fertigen Principien huldigen, sondern vor allem die wirthschaftlichen Thatsachen untersuchen wollten. Der Katheder-Socialismus ging von der Ueberzeugung aus, daß die Gesetzgebung mit dem Rechtsbewußtsein des Volkes in Einklang stehen müsse, weshalb er schon zur Zeit des Gründungsschwindels namentlich auf eine Revision der Actiengesetzgebung drang; er hielt die Neubegründung eines zeitgemäßen, hinlänglich garantirten Lehrlingsverhältnisses für unvermeidlich und befürwortete im Gegensatze zur „abstracten Schule" den sogenannten „Manchestermännern") das Recht des Staates, in den Interessenkämpfen der Gesellschaft zu vermitteln und zu entscheiden. Des fernern heben die Katheder-socialisten nachdrücklich den wesentlichen Unterschied zwischen der menschlichen Arbeitskraft und allen übrigen Waaren des wirthschaftlichen Verkehrs hervor, ein Unterschied, auf den sie dann die Forderung basirten, daß in allen Fragen der Socialpolitik nicht blos die allgemeinen wirthschaftlichen Principien, sondern auch höhere, die sittliche Bestimmung des Individuums wie des ganzen Volkes berücksichtigende Motive eine entscheidende Geltung haben müßten. Die Nothwendigkeit oder Entbehrlichkeit einer Freiheitsbeschränkung wollten die Katheder-socialisten nicht a priori feststellen, sondern je nach den concreten Verhältnissen ermittelt wissen, weshalb sie das freihändlerische Dogma von der alleinseligmachenden Kraft der individuellen Freiheit (das laissez faire, laissez passer) bestritten und eine Mitwirkung des Staates für die nothwendige Reform der Volkswirthschaft forderten. Infolge der neueren deutschen Entwickelung haben die Katheder-socialisten manche Punkte ihres Programms in Erfüllung gehen sehen; zugleich aber ist der eigenthümliche Charakter der Partei seit der im J. 1879 erfolgten Inangriffnahme der socialpolitischen Reformen seitens der deutschen Reichsregierung mehr und mehr in den Hintergrund getreten und sind ihre früheren Mitglieder zum überwiegenden Theil im weiteren Kreise der Staatssocialisten aufgegangen. *(Albrecht Just.)*

KATHEDRALE, die Kirche eines Erzbischofs oder Bischofs. Der Name kommt her von „Kathedra", dem um 7—11 Stufen erhöhten Bischofsstuhle in den alten Basiliken, welcher mitten in der Apsis stand; daher Basilica cathedralis. Kathedra bedeutet zuerst bei Gregor von Nazianz den Bischofssitz, welcher sonst immer „Thron" (θρόνος) heißt, bei Eusebius und Sokrates kommt „Kathedra" auch gleichbedeutend mit „Exedra" vor. In germanischen Ländern kommt mehr der Ausdruck „Dom" (domus sc. dominica) vor, in romanischen überwiegt die Bezeichnung „Kathedrale". „Münster" ist ursprünglich der Name für eine Kloster- oder Stiftskirche, später auch für Kathedralen und selbst für Pfarrkirchen. Mit allen drei Bezeichnungen soll nur der Rang, nicht die Bauart oder gar das Material der betreffenden Kirchen bezeichnet werden. Die berühmtesten Kathedralen finden sich in: Amiens, Auxerre, Avignon, Barcelona, Beauvais, Bologna, Bordeaux, Bourges, Brüssel, Burgos, Caën, Canterbury, Chalons s. M., Clermont, Exeter, Gloucester, Granada, Huesca, Lausanne, Leon, Lyon, Malaga, Narbonne, Norwich, Palermo, Pamplona, Rheims, Rouen, Salisbury, Santiago de Compostela, Sens, Soissons, Toledo, Troyes, Trient, Valencia, York, Zamora. *(G. Portig.)*

KATHETE (ἡ κάθετος) bezeichnet allgemein in der Geometrie des Euklid eine gerade Linie, welche normal (senkrecht) steht zu einer andern; insbesondere also jede der beiden Seiten in einem rechtwinkeligen Dreiecke, welche die Schenkel des rechten Winkels bilden. Die diesem Winkel gegenüberliegende Seite heißt die Hypotenuse (ὑποτείνουσα, subtendens); letztere Bezeichnung wird in der Geometrie der Alten überhaupt für die einem beliebigen Winkel gegenüberliegende Seite gebraucht. Ueber die Relation zwischen den Längen der Katheten und der Hypotenuse siehe Pythagoräischen Lehrsatz unter Pythagoras. In einem sphärischen Dreiecke können alle drei Seiten zueinander normal, also Katheten werden, wenn diese Bezeichnung auch auf krumme Linien übertragen wird. *(Axel Harnack.)*

KATHETER. Mit dem Worte Katheter (von καθίημι, hinablassen) bezeichnet man in der Chirurgie eine cylindrische Röhre, welche in Kanäle und Höhlen des Körpers eingeführt wird, theils um letztere zu sondiren, theils um Flüssigkeiten aus denselben zu entfernen, bez. zu therapeutischen Zwecken in dieselben einzuführen. In der Hauptsache sind es zwei Körperhöhlen, bei welchen das Katheterisiren geübt wird: die Paukenhöhle des Ohres mit der zu ihm führenden Eustachischen Röhre (Tuba Eustachii) und die Harnblase nebst Harnröhre (Urethra). Am gebräuchlichsten und am meisten bekannt sind daher der Ohrkatheter und der Blasenkatheter, aber auch aus der Magen und Mastdarmhöhle kann mittels katheterartiger Instrumente der Inhalt entfernt (Vergiftungen), bez. die betreffende Höhle ausgespült, oder es können Nähr- oder Arzneimittel in dieselben eingeführt werden. Endlich verwendet man auch Katheter, um Flüssigkeiten aus den obern Luftwegen (Luftröhre) zu entfernen (bei Ertrunkenen) oder Luft einzublasen (bei Asphyktischen). In neuester Zeit hat man, und zwar mit überraschend günstigem Erfolge, versucht, durch Verbindung eines solchen katheterähnlichen Instruments mit einem Beleuchtungsapparate, die innern Körperhöhlen zu beleuchten und sich somit einen directen Einblick in die Beschaffenheit der selben zu verschaffen (Endoskopie).

Die Katheter sind entweder aus Metall — Silber, Neusilber, Zinn — oder aus Kautschuk gefertigt und bilden eine gerade, oder je nach der Form des zu kathe

terisirenden Kanals gekrümmte Röhre von verschiedenem Durchmesser, deren Krümmung bei den aus Kautschuk gefertigten Katheter durch einen in sie gesteckten gebogenen Draht (Leitsonde, Mandrin) vermittelt wird. Alle Katheter sind an ihrem obern Ende offen, das untere Ende ist je nach dem Zwecke, zu welchem sie verwendet werden, entweder gleichfalls offen, oder rundlich abgeschlossen, jedoch mit einer oder mehrern ovalen Seitenöffnungen versehen, durch welche die abzulassende Flüssigkeit zunächst in die Röhre eintritt, um dann in der der letzteren gegebenen Richtung nach außen abzufließen.

Der Ohrkatheter ist 14 Ctm. lang, raben- bis gänsefederdick, von durchgehend gleichem Kaliber, nach hinten trichterartig erweitert, um das Rohr eines Ballons oder einer Injectionsspritze aufnehmen zu können, und mit einem oder zwei Ringen versehen, um die Richtung der in verschiedenem Grade gebogenen Spitze beurtheilen zu können. Die Ohrkatheter besitzen eine verschiedene Weite (nicht über $1\frac{1}{2}$ Linien, ca. 3 Millim.), und die Einführung derselben erfolgt in der Regel durch das Nasenloch derjenigen Seite, wo das zu untersuchende Ohr liegt; ist dieses verstopft oder durch pathologische Processe sonstwie undurchgängig, so wird der Katheter durch das andere Nasenloch, eventuell auch durch die Mundhöhle applicirt. — Der Zweck des Katheterisirens des Ohres ist die Erkennung von Krankheiten der Eustachischen Röhre und des Mittelohrs, Injicirung von Flüssigkeiten, Luft oder Dämpfen in dasselbe, sowie Application von chemischen oder dynamischen Mitteln zur Heilung von Verengerungen — Stricturen — der Tuba.

Der Harnröhren-, bez. Blasenkatheter ist, je nachdem er bei Mann oder Weib applicirt werden soll, in Form und Größe verschieden. Der männliche ist länger, enger und in seinem untern Drittheil gebogen, der weibliche kürzer, etwas weiter im Lumen und nur am untersten Ende leicht gekrümmt. Die Einführung desselben erfordert stets eine gehörige Kenntniß der anatomischen Verhältnisse, eine geübte sichere Hand; ja sie gehört in manchen Fällen zu den schwierigsten Aufgaben, da bei gewaltsamer Ausführung leicht Perforationen der Gewebe der Harnröhre, des Mittelfleisches, sogenannte falsche Wege entstehen. Durch Uebung können jedoch männliche Kranke die nöthige Gewandtheit erlangen, um sich den Katheter selbst zu appliciren im Stande zu sein, sodaß z. B. namentlich Männer, welche mit irgendwelchen Blasenleiden behaftet sind, sich bald die nöthige Geschicklichkeit, denselben selbst zu appliciren, aneignen, während bei Frauen, wo der Tastsinn wenigstens in der Mehrzahl der Fälle nicht durch den Gesichtssinn unterstützt werden darf, neben der nöthigen Decenz immerhin eine sichere Hand und reichliche Uebung vom Arzte gefordert wird.

Das Katheterisiren der Harnröhre und Blase geschieht entweder, und zwar in den bei weitem meisten Fällen, um die Blase von ihrem Inhalte zu entleeren, oder Flüssigkeiten in dieselbe einzuführen, nächstdem, um die durch krankhafte Processe — Stricturen — verengte Harnröhre allmählich und methodisch wieder zu erweitern, endlich aber auch zur Sondirung der Blase auf etwa vorhandene Fremdkörper, Concremente oder Neubildungen. Vgl. auch den Artikel Sonde. *(Alfred Krug.)*

KATHETOMETER. Der Kathetometer ist ein physikalisches Meßinstrument, welches zur Messung der Höhe von Flüssigkeitssäulen in Barometern, Thermometern, bei Absorption von Gasen in mit Flüssigkeit gesperrten Röhren u. s. w. dient. Seine Hauptheile sind eine mit genauem Maßstabe versehene verticale Säule von Stahl oder Messing und ein an dieser verschiebbares horizontales Fernrohr mit Visirfaden. Die Säule wird von einem schweren, auf drei Stellschrauben ruhenden, metallenen Dreifuße getragen und muß vor dem Gebrauche durch diese Schrauben in genau verticale Stellung gebracht werden. Ob dies der Fall, erkennt man an einer am Fernrohre mit dessen Axe parallel befestigten Libelle. Die Führung des Fernrohrs an der Säule ist mit einer Klemmschraube versehen, um dasselbe in jeder Höhe der Säule feststellen zu können; außerdem trägt diese Führung eine Marke, deren Stellung an dem Maßstabe der Säule durch ein Mikroskop abgelesen die Ablesung der zu messenden Höhe gibt. *(H. A. Weske.)*

KATHIAWAR oder SURASCHTRA ist eine Halbinsel an der Westseite Vorderindiens oder ein Theil des Staates Guzirat oder Gutscharat, gelegen zwischen 20° 41′ und 23° 8′ nördl. Br. und zwischen den Meridianen 86° 36′ und 90° östl. Lg. v. F.; zwischen dem Rann von Katsch und dem Cambay-Golf wird sie im Süden vom Indischen Ocean begrenzt. Bei den Alten hieß sie Saurastrene; die Mohammedaner nannten sie mit dem Prakrit-Namen Sorath, und so heißt noch jetzt ein breiter, 160 Kil. langer District im Südwesten. Ein anderer ebenso breiter im Osten der Mitte ist lange als Kathiawar bekannt gewesen, weil ihn die im 13. und 14. Jahrhundert von Katsch her eingedrungenen Kathis eingenommen hatten; im 15. Jahrhundert wurde der ganze Stamm aus Katsch ausgetrieben, und er eroberte in diesem und dem folgenden Jahrhunderte eine beträchtliche Länderstrecke. Die Mahratten kamen mit ihnen in Berührung und wurden zuweilen mit Erfolg zurückgeschlagen; sie dehnten den Namen Kathiawar auf die ganze Provinz aus, und danach gebrauchen wir ihn in ähnlicher Weise; von den Brahmanen und Eingeborenen wird das Land im allgemeinen Suräschtra genannt. Die Länge der Halbinsel ist bis 48 geogr. Meilen, ihre Breite bis 36 geogr. Meilen, ihre Fläche 1035 geogr. □Meilen (um 100 weniger als Ost- und Westpreußen). Sie zerfällt in 188 verschiedene Staaten, von welchen 13 keinen Tribut zahlen, 95 aber den Briten tributär sind, 70 der Regierung des Gackwar, als dem Repräsentanten der Mahratten, während 132 der letzteren drei Klassen eine Zortalabi genannte Abgabe an den Nawab von Junagarh zahlen. Die Staaten sind nach sieben Klassen geordnet, mit verschiedener Criminal- und Civilgewalt. Die Häuptlinge erster und zweiter Klasse haben seit 1863 volle Civil- und Criminal-Jurisdiction; die richterliche Gewalt der kleineren nimmt nach unten allmählich ab; die übrige Jurisdiction liegt in den Händen von vier britischen Beamten, deren jeder einer Gruppe von Staaten vorsteht.

Die politischen Agenten controliren das Ganze. Als Regel findet von der Entscheidung eines Häuptlings kein Appell statt; aber bei vermuthlicher Misewaltung kann sein Vorgehen revidirt werden. In Bezug auf Verwaltungszwecke zerfällt Kathiawar in vier Prants oder Districte: Jhalawar, Hallar, Soráth und Gohelwar; aber der alten Territorial Prants sind zehn: Jhalawar im Norden mit 50 Staaten; Hallar im Nordwesten mit 26 Staaten; Okhamandal im äußersten Westen, zu Barada gehörig; Barada oder Jaitwar längs der südwestlichen Küste, auch als Porbandar bekannt; Soráth, im Süden; Babriawar, ein Bergland im Südosten; Kathiawar, ein großer District nahe der Mitte; Und-Sarvija, längs des Satrunji-Flusses; Gohelwar, im Osten, längs der Cambaygolf-Küste, nach den Gohel-Radschputen benannt, welche dort die herrschende Rasse sind (es umfaßt den zum Ahmedabad-Collectorat gehörenden Gogha-District); Bhaunagar, wahrscheinlich der vornehmste Staat in Kathiawar, und viele andere.

Im allgemeinen ist die Oberfläche wellenförmig, mit niedrigen Höhenzügen, die unregelmäßig nach allen Richtungen verlaufen; mit Ausnahme der Tangha- und Mandhav-Berge im Westen von Jhalawar und einiger unbedeutender Berge in Hallar ist der Norden flach; aber im Süden läuft etwa von Gogha die Gir-Kette fast parallel mit der Küste in etwa 32 Kil. Entfernung von derselben, längs der Nordseite von Babriawar und Sorath, bis zur Nähe des Girnar. Dem letzteren Berge gegenüber steht der vereinzelte Osam, und dann folgt noch weiter nach Westen die Barada-Gruppe zwischen Hallar und Barada, die von Norden nach Süden etwa 32 Kilom. weit von Gumti nach Kanawan zieht. Der Girnar-Bergstock ist eine wichtige Granitmasse, deren höchster Gipfel 1060 Meter Höhe erreicht. Der Hauptfluß ist der Bhadar, in den Mandhav-Bergen entspringend und südwestlich fließend; er mündet in Barada bei Navi-Bandar nach einem Laufe von 25 geogr. Meilen, und ihn begleiten überall hochcultivirte Landstriche. Ebendaher kommt der in den Cambay-Golf fließende Bhadar. Andere Flüsse sind der Aji, Machhu und Satrunschi, letzterer bemerkenswerth wegen seiner wildromantischen Landschaften. Vier alte Volksstämme, der Dschatiwas, Churasamas, Solunkis und Walas, waren die Eigenthümer des Bodens vor Einwanderung der Jhalas, Dscharejas, Purmars, Kathis, Gohels, Dschats, Mohammedaner und Mahratten, zwischen denen das Land jetzt hauptsächlich vertheilt ist.

Ohne Zweifel kam Surashtra schon sehr früh unter den Einfluß brahmanischer Civilisation, und es war, da es an der Küste lag, dem Einflusse von Westen leicht zugänglich. Die Verordnungen Asokas (265—229 v. Chr.) waren von diesem Herrscher in einen mächtigen Granitblock zwischen Junagarh und Girnar eingegraben. Es ist wahrscheinlich Strabo's Saraostos; und wenn dem so ist, so war die Insel in den Eroberungen der indo skythischen Könige (um 190—144 v. Chr.) miteinbegriffen. Von der früheren Geschichte des Landes ist uns sehr wenig bekannt. Erwähnt sei, daß im J. 1528 die Portugiesen die Küste bedrohten; später wurde ihnen erlaubt, auf Diu eine Factorei zu gründen, und aus dieser machten sie 1536 ein Fort, das sie noch jetzt besitzen. Im J. 1705 drangen die Mahratten in Guzirat ein und 1760 hatten sie dort ihre Herrschaft fest begründet. Im J. 1803 erbaten einige der kleinen Herrscher den Schutz der britischen Compagnie und 1807 drang diese, nebst dem Gaekwar, in Kathiawar vor, und die Häuptlinge verpflichteten sich, einen Tribut zu zahlen und im Lande Frieden und Ordnung zu erhalten. Dafür sollten sie geschützt werden gegen die Besuche der räuberischen Horde der Mulk-giri, welche zur Erntezeit ihre Plünderungen zu unternehmen pflegten. Im J. 1817 trat der Peschwa seinen Antheil an dem Tribut den Briten ab und seit 1820 gestattete der Gaekwar, daß die Briten seinen Antheil für ihn eintrieben. Von 1822 an erhielt der britische politische Agent die höchste Gewalt allein und ward unter die Regierung von Bombay gestellt. Im J. 1831 ward ein Criminalgerichtshof eingesetzt. Infolge der 1865 eingeführten Reformen geschahen die Fortschritte schnell; Gesetz und Recht kamen zur Geltung; auch der Unterricht entwickelte sich gut. Im J. 1878 gab es 488 Schulen mit 28,171 Zöglingen; 3 höhere Schulen bestehen und in Radschkumar ein College; Straßen und eine Eisenbahn sind gebaut.

Die Provinz ist reich, der Boden schön und gut bewässert. Die jährlich ausgeführte Baumwolle macht $^1/_6$ der von Bombay ins Ausland exportirten aus, und Geld oder Korn gelangt dafür ins Land. Der Tribut, im Ganzen 10 Lakh oder 1,000,000 Rupien oder 2 Mill. Mark, ist nur 4 Procent vom Werthe der Exporte. Die zahlreichen kleinen Höfe und deren Anhang bilden eine große Körperschaft reicher Grundbesitzer, die ihre Einkünfte auf ihren Gütern verzehren; die Minister, Beamten und Landleute von verschiedener Stellung und Reichthum verursachen alle eine frische Lebendigkeit im Fortschritte und allgemeines Wohlsein im Lande. Ein bedeutender Theil der öffentlichen Geschäfte von Kathiawar wird durch die Darbars und auf deren Kosten besorgt, sodaß in einer Provinz von etwa dem Umfange von Audh und einer Bevölkerung wie der von Ceylon ein politischer Agent und 5 Assistenten den Verwaltungsstab bilden. Die größten Flüsse werden bereits überbrückt, in den bedeutendsten Städten sind städtische Gebäude und Hospitäler errichtet, Teiche und Brunnen sind gegraben worden. Bhaunagar hat unter diesen Staaten die Führung in der materiellen Entwickelung der Hülfsquellen übernommen und ist der erste Staat in Ostindien, welcher eine Eisenbahn auf eigene Kosten und Gefahr ins Werk gesetzt hat.

Die Hauptproducte des Landes sind Baumwolle, Baschra und Dschoar, in manchen Theilen Zuckerrohr, Turmarik und wilder Indigo, welch letzterer mit Vortheil im großen gebaut werden könnte. Pferde, früher von ausgezeichnetem Rufe, werden in Menge gezogen; die Zahl der Schafe ist in manchen Theilen groß, und deren Wolle bildet nebst Korn und Baumwolle einen Hauptausfuhrartikel. Eingeführt werden namentlich Baumwollwaaren, Metalle und Zucker. Eisen findet sich in manchen

Theilen von Barada und Hallar. Beim Dorfe Bakharla, im Staate Porbandar, finden sich viele Eisengruben, aber sie sind wegen Mangels an Brennmaterial aufgegeben. Wild leben hier: Löwen in den Gir-Bergen, Panther, Tschitah, rothe Antilopen, Wildschweine, Hyänen, Wölfe, Schakal, wilde Katzen, Füchse, Stachelschweine u. s. w. Das Jahr 1814 bis 1815 hieß das Rattenjahr wegen der Verwüstungen, welche die Ratten damals veranlaßt haben; sie erschienen urplötzlich in unzählbaren Heeren und verschwanden ebenso plötzlich.

Aus dem Felsen gehauene buddhistische Höhlen und Tempel sind zu Junagarh, schon im 7. Jahrhundert genannt, schöne Tschaintempel am Girnar-Berge und zu Palitana; bei der ehemaligen Hauptstadt von Tschaitwar, Ghumli, sind ausgedehnte Ruinen. — Hauptsächliche Städte sind Dschamnagar, Bhaunagar, Dschunaghar, Radschkot (die Sitze der politischen Agenten), Porbandar und Mangrol; beide letztere, sowie Verawol, sind lebhafte Seeplätze; mit solchen, wie auch mit Ankerplätzen, scheint Kathiawar wohl versehen, indem bereits 60 aufgeführt sind. 11 Küstenfeuer sind vorhanden. (Hunter.)

(G. A. von Klöden.)

KATHOLICISMUS bezeichnet eine bestimmte Erscheinungsform des Christenthums. Für die Protestanten tritt der Gegensatz gegen die römische Papstkirche so sehr in den Vordergrund, daß sie sich gewöhnt haben, die Bezeichnung „Katholicismus" ausschließlich auf diejenige Gestalt des Christenthums anzuwenden, welche unter der Herrschaft des römischen Papstes steht und im Gegensatze zum Protestantismus vor allem auf der Synode zu Trient eigenthümliche Bestimmungen über Lehre, Verfassung und Cultus aufgestellt hat. Aber neben dem römischen Katholicismus steht der griechische, und die katholische Kirche reicht viel weiter hinauf als bis zur Reformation. Daher, wenn wir den Katholicismus zunächst als geschichtliche Erscheinung betrachten, so haben wir nacheinander ins Auge zu fassen: 1) das Werden des Katholicismus, oder den Uebergang der apostolischen zur katholischen Kirche; 2) den einheitlichen Katholicismus bis zur Trennung der griechisch-katholischen und der römisch-katholischen Kirche, nebst den späteren Versuchen der Wiedervereinigung; 3) den griechischen Katholicismus; 4) den römischen Katholicismus, und zwar diesen a) bis zur Reformation, b) von der Reformation bis zur Gegenwart (Deutschkatholicismus, Altkatholicismus).[1]) Danach wird es dann gelten, das eigenthümliche, religiös-kirchliche Princip herauszustellen, welches dieser geschichtlichen Erscheinung zu Grunde liegt.

„Katholicismus", gebildet aus dem griechischen *κατ' ὅλον*, bezeichnet die Richtung auf das Allgemeine, auf das Ganze. Daher, auf die Kirche angewandt, zunächst nach außen das Prädicat der Katholicität die Kirche als die allgemeine, allumfassende kennzeichnet, wobei an beides zu denken ist, sowol an die Verheißung, daß in Zukunft alle Völker sich dem Christenthume zuwenden werden, als an die Thatsache, daß in der Gegenwart die Gläubigen aus allen Völkern sich zu Einer Gemeinschaft zusammenschließen. Diese äußere Einheit läßt sich aber nur behaupten, wenn die Kirche zugleich im Besitze der Wahrheit ist, welche von Christo ausging, von den Aposteln überliefert, von den Gemeinden, genauer vom Klerus bewahrt und weitergebildet ward. Das innere Merkmal des alleinigen Besitzes der ganzen und vollen göttlichen Wahrheit ist ebenso nothwendig wie jenes äußere der Einheit und Allgemeinheit, und beide stehen, wie die Geschichte uns lehren wird, zueinander in nothwendiger Wechselwirkung. Daher zerfallen auch die Gegner des katholischen Christenthums in zwei durchaus verschiedene Klassen: die Schismatiker wenden sich gegen die Einheit, gegen den geschlossenen Organismus der Kirche, die Häretiker gegen die Wahrheit ihrer Lehre.

Aus begreiflichen Gründen ist der Katholicismus zu allen Zeiten bemüht gewesen, die Meinung zu verbreiten, er sei so alt wie das Christenthum selbst, oder die christliche Kirche habe von der Apostel Zeiten her in dieser imponirenden Einheit der Verfassung und der Lehre bestanden. Lange genug hat diese Meinung auch geherrscht, und erst der protestantischen Theologie unsers Jahrhunderts, besonders F. Chr. Baur und der durch ihn begründeten jüngeren Tübinger Schule, ist es vorbehalten gewesen, über die Anfänge der christlichen Kirche eine richtigere Kenntniß zu verbreiten. Danach ist der Katholicismus durchaus nicht die ursprüngliche und anfängliche Form des Christenthums, sondern hat sich nach mancherlei Kämpfen erst gegen Ende des 2. Jahrh. ganz allmählich entwickelt. Weder äußerlich nach Seite der Verfassung, noch innerlich nach Seite der Lehre war die apostolische Kirche eine katholische.

Wie in der Wirksamkeit Jesu selbst eine gewisse Doppelseitigkeit unleugbar ist, daß seine Lehre anknüpft an die Vorstellungen des Judenthums und doch über die engen Grenzen desselben hinausweist, daß sein eigenes Wirken auf die Genossen seines Volkes sich beschränkt und doch der Blick bisweilen gerichtet wird auf die empfänglicheren Heiden — so konnte auch der Gemeinde seiner Jünger ein Zwiespalt nicht erspart bleiben, als neben den Juden auch Heiden in dieselbe eintraten. Anfangs überwogen jene; ihnen gehörten die Jünger an, aus ihnen — und einigen zum Fest erschienenen Proselyten — sammelte sich die erste Gemeinde zu Jerusalem. Festhaltend am Mosaischen Gesetze, theilnehmend am väterlichen Gottesdienste im Tempel, unterschied sie sich von den übrigen Juden wesentlich nur dadurch, daß ihr als der erwartete Messias Jesus von Nazareth galt, der bereits einmal da gewesen sei in Niedrigkeit, aber nach ruhmvoller Auferstehung aus schmachvollem Tode in Bälde wiederkommen werde in Herrlichkeit. Diese Gemeinschaft der „Galiläer" oder „Nazarener", an deren Spitze noch um die Mitte des 1. Jahrh. Petrus, Johannes und

1) Um neben den ausführlichen Artikeln „Griechische Kirche" und „Papstthum" allzu starke Wiederholungen zu vermeiden, müssen wir auf eine gleichmäßige Darstellung der Geschichte verzichten; meist mit dem Hinweis auf die wichtigsten Thatsachen uns begnügend, werden wir besonders das 19. Jahrh. eingehend behandeln.

Jakobus standen als „die Säulen der Kirche", später Jakobus der Gerechte, der Bruder des Herrn, galt daher nur als jüdische Sekte. Auch als sich außerhalb Jerusalems Gemeinden bildeten, ward überall das Gesetz unverbrüchlich gehalten und galt das Christenthum nur als vollendetes Judenthum. — Durch Paulus ward zuerst eine größere Anzahl von Heiden dem neuen Glauben gewonnen, und obgleich von ihnen das jüdische Gesetz nicht gehalten ward, erkannten die Apostel zu Jerusalem (um 51) sie als Brüder an. Für die Bedürfnisse der von ihm begründeten meist heiden-christlichen Gemeinden hat dann Paulus seine ersten Briefe geschrieben, die zuverlässigsten Urkunden seiner eigenartigen Auffassung des Christenthums. Das Mosaische Gesetz hat keine bleibende, sondern nur eine vorübergehende Bedeutung; wäre es nothwendig zum Heil, so wäre Christus vergeblich gestorben. Das Gesetz kann der Mensch seiner natürlichen Beschaffenheit nach nicht erfüllen, daher kann auch das Gesetz nicht zur Rechtfertigung führen, sondern allein zur Verdammniß. Rechtfertigen kann allein die freie Gnade Gottes, die sich uns darbietet in der Sendung und dem Opfertode Jesu, die ergriffen wird im Glauben als der vollen Hingabe des Herzens an ihn. Das Gesetz dient nur dazu, das Bewußtsein der Sünde und der eigenen Ohnmacht zu steigern und dadurch den Menschen geneigt zu machen, im Glauben das Verdienst Christi zu ergreifen; wer aber im Glauben Christo verbunden ist, der wird und muß auch mit ihm der Sünde absterben und in seiner Kraft ein neues Leben führen in fortschreitender Heiligung. Nicht eine jüdische Sekte, sondern eine neue, die ganze Menschheit, Heiden und Juden in gleicher Weise umfassende Gemeinschaft unter ihrem himmlischen Haupte, dem erhöhten Christus, wollte Paulus begründen. Seine Anhänger wurden wahrscheinlich zu Antiochien zuerst „Christianer" genannt.[2])

Der Gegensatz dieser Richtungen ist unverkennbar, und die altchristliche Literatur, kanonische wie außerkanonische, bezeugt unwiderleglich, daß sie sich heftig bekämpft haben. Aber die Gemeinschaft des innern Geistes überwog, und so kam es, begünstigt durch äußere Umstände, mit der Zeit zu einem Ausgleich. Während die heiden-christliche Partei an Zahl und Bedeutung gewann durch die immer mehr zunehmende Ausbreitung des neuen Glaubens gerade unter den Heiden, verlor die streng juden-christliche Richtung ihren festen Halt durch die Zerstörung Jerusalems (im J. 70) und die darauffolgenden politischen Wirren (bis zum Bar-Cochba-Aufstand im J. 135); während auf der einen Seite auch nach der Lossagung vom Mosaischen Gesetz durch den historischen Zusammenhang wie durch den fortgehenden Gebrauch des Alten Testaments das jüdische Element in Gottesdienst und Verfassung überwog, erwies es sich auf der andern Seite als unmöglich, die universellen Gedanken des Christenthums dauernd in den Schranken einer jüdischen Sekte zu fesseln. Bei dem allmählichen Ausgleich siegten materiell die heiden-christlichen Anschauungen, nahmen aber selbst wieder die juden-christliche Form eines Gesetzes an, d. h. die Beobachtung des Mosaischen Gesetzes und die Auffassung Jesu als blos jüdischen Messias ward aufgegeben, aber der Glaube an die freie Gnade Gottes in Christo ward aus einem Act vertrauensvoller Hingabe des Herzens an den erhöhten Herrn zur Leistung eines vorgeschriebenen Werkes veräußerlicht. Erst mit dieser Ausbildung einer gemeinsamchristlichen Wahrheit ward die älteste Auffassung des Christenthums als bloße Vollendung des Judenthums zur Häresie; die „Nazaräer" oder „Ebjoniten", als Ketzer von der Kirche ausgeschlossen[3]), verschwinden allmählich. Damit war die Gefahr vermieden, den Geist der neuen Religion durch zu ängstliches Festhalten der geschichtlichen Form zu verkümmern; die entgegengesetzte Gefahr, das Geschichtliche des Christenthums völlig zu verflüchtigen in philosophischen Speculationen, drohte von der Gnosis (welche trotz aller heidnischen, vor allem orientalischen Einflüsse eine wesentlich christliche Erscheinung ist). Im Kampfe gegen diesen hartnäckigen und vielgestaltigen Feind in Glaube und Lehre die kirchliche Wahrheit zu behaupten, war vor allem die Aufgabe der Wissenschaft (und zwar ward dieser Kampf besonders von den Kirchenvätern geführt, während die Apologeten die Angriffe jüdischer und heidnischer Gegner abwiesen). Doch zeigte gerade dieser Kampf, daß die Einheit und Wahrheit der Lehre von der Kirche nur durch das Mittel einer einheitlichen und umfassenden Organisation bewahrt werden könne.

Wenn auch die endgültige Feststellung des Neutestamentlichen Kanons (s. d.) erst recht spät erfolgte, so war man doch schon früh in der christlichen Gemeinde über eine Reihe von Schriften übereingekommen, welche, von einigem Schwanken im Einzelnen abgesehen, allgemein als sichere Quellen der christlichen Erkenntniß betrachtet wurden. Die Gnostiker pflegten nur einen Theil dieser Schriften anzuerkennen oder einen eigenthümlich gestalteten Text derselben vorzulegen, oder eine von der gewöhnlichen abweichende Auslegung vorzutragen oder gar sich auf geheime Traditionen neben diesen Schriften zu berufen. Um dagegen streiten zu können, mußte auch die Kirche zur Tradition greifen, um die Auswahl der Heiligen Schriften, ihren Text und ihre Auslegung zu rechtfertigen und Lehren zu stützen, welche vielleicht in ihr nur schwach begründet waren. Diese wahre Tradition der Kirche (ihrem wesentlichen Inhalte nach in wenig wechselnden Formen zum Ausdruck gebracht in der „Glaubensregel") ward der falschen Tradition der Häretiker gegenübergestellt; als Merkmale galten das Alter, die directe Herleitung von den Aposteln und die all-

2) R. A. Lipsius, Ursprung und ältester Gebrauch des Christennamens (Jena 1873).

3) Justin (c. Tryph. c. 47) unterscheidet unter den Judenchristen diejenigen, welche nur ihrerseits das Gesetz beobachten, von denen, welche es als zum Heil nothwendig von allen fordern; jene will er noch als Brüder anerkennen, diesen spricht er das Heil ab. Irenäus (adv. haer. I. 26) bezeichnet die Ebjoniten ohne Unterschied als Häretiker.

gemeine Geltung. Um diese Merkmale behaupten zu können, bedurfte man einer Organisation, und so führte das Bedürfniß, das innere Moment der Katholicität, die Einheit und Wahrheit der Lehre zu wahren, mit innerer Nothwendigkeit auf das äußere, auf eine einheitliche Gemeindeverfassung.[4])

Anfänglich fehlte jede hierarchische Ordnung, war sie doch durch die Anerkennung des allgemeinen Priesterthums aller Gläubigen ausgeschlossen. Auch wurden die ersten Gemeindeämter nicht für die Lehre begründet, sondern für den praktischen Dienst der Armenpflege (daher διάκονοι), dann folgten Aelteste (πρεσβύτεροι) oder Aufseher (ἐπίσκοποι). Es sind zwei Namen für dasselbe Amt, und wie ihrer mehrere waren, verschieden je nach der Größe der Gemeinde, so war auch ihre amtliche Stellung, wenn auch einzelne durch persönlichen Einfluß hervorragten. Die Gemeinde wählte sie oder gab doch ihre Zustimmung und die Weihe durch Handauflegung empfingen sie bald durch die Gemeinde, bald durch angesehene Lehrer. Im 2. Jahrhundert erhält der Klerus immer mehr das Ansehen eines besondern Standes, dem das Mittleramt übertragen ist zwischen Christus und dem Volk. Wie die Leitung des Gottesdienstes in Predigt und Sakramentspendung ihm allein übertragen wird, so wächst auch sein Einfluß auf die Angelegenheiten der Gemeinde in fortgehendem Kampfe gegen deren Rechte. Der Klerus aber erhält seine Spitze im Episkopat. Schon früh mag persönliches Uebergewicht einen der Presbyter thatsächlich zum Leiter der Gemeinde gemacht haben; dieses Verhältniß allgemein zu machen, indem man den Gemeindeleiter durch den Namen Episkopos auszeichnete, ward durch das Streben nach kirchlicher Einheit begünstigt und dadurch motivirt, daß der Bischof stellvertretend das unsichtbare Haupt der Gemeinde, Christum, repräsentire. So lesen wir bei Ignatius (Ad Trall. c. 3. Ad Smyrn. c. 8). Ein wesentlich neues Moment kommt bei Cyprian (De unitate eccl. c. 4) hinzu. Hier erscheint der Bischof vor allem als Nachfolger der Apostel und daher als Träger der von ihnen ausgehenden Ueberlieferung. Zugleich sind die Bischöfe Träger des Heiligen Geistes, und wie der Geist nur Einer ist, so bildet auch die Kirche in den Bischöfen ein engverbundenes Ganzes. Indem nun die Metropoliten, sei es blos durch die Größe ihres Sprengels, sei es auch durch die apostolische Gründung ihrer Gemeinde ausgezeichnet, die Bischöfe ihrer Provinz bestätigen und weihen und mit ihnen auf den Synoden bindende Beschlüsse fassen über streitige Fragen des Glaubens und der Verfassung, — da ist das nöthige Organ gefunden, um die Wahrheit der kirchlichen Lehre festzustellen und ihre Einheit durch Ausschluß aller Ketzer zu wahren. „Hiermit war der Uebergang der apostolischen zur altkatholischen Kirche geschehen: die Versammlung aller Gläubigen um den Thron des Gottessohnes auf dem Grunde der Glaubensregel, wie sie allmählich sich festgestellt hat gegen Häretiker aller Art; die Betrachtung des Christenthums als ein neues Gesetz frommer Werke und die Kirche als äußerliche Heilsanstalt mit ihren gnadespendenden Mysterien unter der Herrschaft des Episkopats; die Entartung und doch zugleich die geschichtliche Entwickelung des Urchristenthums“ (Hase, K.-Gesch. 10. Aufl. S. 119).

In wesentlich neue Verhältnisse trat der Katholicismus ein durch seine Erhebung zur Staatsreligion unter Konstantin dem Großen. Trotz Julian's Bemühungen verschwand jetzt das Heidenthum sehr rasch, und nach außen hin gesichert, mußte der Katholicismus sein Augenmerk vor allem auf die Feststellung der Lehre richten. Dabei galt es jedoch nicht mehr, das eigenthümlich Christliche vor zu weit gehenden Nachwirkungen des Judenthums und Heidenthums sicherzustellen, sondern unter verschiedenen Auffassungen und lehrhaften Ausprägungen des Christlichen diejenige auszuwählen, welche als christlich gelten und daher in der Kirche zugelassen werden solle. Als Organ für Feststellung der kirchlichen Wahrheit galt die Versammlung der Bischöfe, aber das fortgehende Streben nach Katholicität, d. h. nach Einheit und Allgemeinheit, forderte, daß den Provinzialsynoden nur Fragen der kirchlichen Gesetzgebung und Gerichtsbarkeit überlassen blieben, daß dagegen zur Entscheidung von Glaubensstreitigkeiten Abgeordnete der ganzen Kirche, d. h. die Bischöfe der Reichskirche, sich versammelten. Diese Versammlungen erhielten gegen Ende des 4. Jahrhunderts die Bezeichnung „ökumenische“, doch hing die Anerkennung einer Synode als ökumenischer weniger von der Art ihrer Zusammensetzung ab, als von der Haltbarkeit ihrer Beschlüsse gegenüber den jeweiligen politischen Verhältnissen und der Stimmung des Volkes. Sieben Synoden wurden gleichmäßig als ökumenische geehrt, zu denen dann noch im Abendlande diejenigen zu Sardica, im Morgenlande die zweite trullanische hinzu kam. Seit dem 6. Jahrhundert fand die Theorie allgemeinen Anklang, daß die Synode als Versammlung der Bischöfe, denen in besonderer Weise der Heilige Geist verliehen sei, auf unfehlbare Weise die ihnen anvertraute apostolische Ueberlieferung für die Kirche als ewige Wahrheit ausspreche. In Wahrheit bemühte sich jede der streitenden Parteien, die Majorität der Versammlung mit allen möglichen, nicht immer blos geistigen Mitteln für ihre Meinung zu gewinnen; sobald die Majoritätsbeschlüsse durch kaiserliche Bestätigung als Reichsgesetze sanctionirt waren, blieb der Minorität nichts übrig, als sich zu unterwerfen oder aus der Kirche auszuscheiden. In dieser Weise wurden im Morgenlande die großen christologischen und trinitarischen Streitigkeiten behandelt. Wurde dadurch auch die Einheit der innerhalb der katholischen Kirche als Wahrheit anerkannten Lehre gewahrt — sodaß z. B. Theodosius der Große verordnen konnte, ein katholischer Christ heiße nur, wer nach Vorschrift der Apostel an die einige Gottheit des Vaters, Sohnes und Geistes in gleicher Erhabenheit und Dreieinigkeit glaube, — so ließ es sich doch nicht verhindern, daß eine Reihe von Minoritäten aus der Reichskirche ausschied, neben ihr selbständige Gemeinschaften bildete und damit das andere Merkmal des Katholicismus, die Allgemeinheit,

4) Das Nähere über diesen Punkt s. im Art. Kirche.

illusorisch machte. In arianischer Fassung kam das Christenthum zu den Gothen, als sie 376 auf ihrer Flucht vor den Hunnen in den römischen Provinzen Aufnahme fanden, sie übertrugen es auf andere deutsche Stämme, die Westgothen brachten den Arianismus nach Spanien, die Ostgothen und Longobarden nach Italien, die Vandalen nach Afrika, und nur die Ungunst der politischen Verhältnisse machte der anfangs so blühenden arianischen Kirche bereits im 8. Jahrhundert ein Ende. Als die dritte Oekumenische Synode (431 zu Ephesus) des Nestorius Lehre von zwei Naturen in Christo als eine Zerreißung seiner einheitlichen Person verdammte, sammelten sich seine Anhänger zunächst um die Schule zu Edessa, dann um die Schule zu Nisibis, bis 498 auf der Synode zu Seleucia die ganze persische Kirche von der orthodoxen Kirche sich lossagte. Ebenso führte die Verdammung des Eutyches (auf der vierten ökumenischen Synode zu Chalcedon 451) zur Bildung selbständiger monophysitischer Gemeinschaften in der koptischen, abessinischen und armenischen Kirche. Und als Kaiser Constanz II. durch den Typos (vom J. 648) die zehn Jahre früher (durch die Ekthesis des Kaisers Heraclius vom J. 638) befohlene monotheletische Lehre wieder aufhob, sonderte sich eine kleine Gemeinschaft von der Reichskirche ab und sammelte sich unter einem eigenen Patriarchen um das Kloster des Heiligen Maro am Libanon. Nach demselben heißen sie Maroniten. Alle Versuche, diese Gemeinschaften, welche von dem großen Körper der katholischen Kirche sich losgelöst haben, zu derselben zurückzuführen, sind bisher von geringem Erfolg gewesen.

Dieselbe äußerlich-gesetzliche Regelung wie die Lehre erfuhr auch der Cultus und die kirchliche Sitte. Die Ausbildung des Cultus charakterisiren besonders zwei Momente. Durch die Erhebung der Märtyrer und Heiligen zu einer himmlischen Hierarchie sowie durch die zunehmende Verehrung der Bilder und Reliquien veräußerlichte der Gottesdienst in heidnischer Weise. Indem die Zahl der Sakramente zunahm und sie immer mehr nach Art der alten Mysterien mit dem Nimbus des Geheimnißvollen umhüllt wurden, erhielten die gottesdienstlichen Handlungen allmählich die Bedeutung einer durch den Priester vermittelten zauberischen Uebertragung göttlicher Gnadengaben. — Das sittliche Leben zeigte vor allem, wie wenig das Christenthum zur innerlich bestimmenden Macht des Volkslebens geworden war. Wie die Sätze des wahren Glaubens, so wurden auch die Gebote des guten Handelns von der Kirche vorgeschrieben und auf ihre Autorität hin angenommen; sie reduciren sich überdies auf die äußern Werke des Gebets, des Fastens und der Almosen, welche an sich als verdienstlich gelten. Dieser niedern Sittlichkeit tritt dann freilich eine höhere gegenüber, welche vom Klerus und vom Mönchsstande gefordert wird, aber auch sie bleibt an diesem äußerlich-gesetzlichen Charakter einzelner an sich verdienstlicher Leistungen hängen.

Das Bisherige deutet schon darauf hin, daß auch die innere Organisation im Verlauf der weitern Entwickelung des Katholicismus manche Veränderung erfuhr. Die Scheidung von Klerus und Laien vollzog sich immer mehr; der Klerus erscheint immer mehr als der von Gott eingesetzte und autorisirte Stand, um die göttliche Heilsgnade den Laien zu übermitteln; die Laien verlieren allen Einfluß auf die Besetzung der Kirchenämter, vom allgemeinen Priesterthum ganz zu schweigen. Nur bei der Wahl des Bischofs machte das Volk bisweilen noch seinen alten Einfluß geltend, der Bischof hatte aber dann die Wahl des übrigen Klerus völlig in Händen. Und wie die Bischöfe die absoluten Gesetzgeber der Laien waren in Glaubenssachen, so waren die Priester, in deren Hand die Verwaltung der Sakramente und die Handhabung der Bußdisciplin lag, für sie die Vermittler des Heils. Dem Staate gegenüber erhielt das Christenthum durch seine Erhebung zur Staatsreligion eine immer freiere Stellung, besonders durch Erweiterung des kirchlichen Besitzes und durch Verleihung eigener Gerichtsbarkeit und des Asylrechts. Das alles hing jedoch vom Wohlwollen des Staates ab, dessen Oberhoheit über die Kirche unbestritten anerkannt wurde. Wie im alten heidnischen Rom der Kaiser als pontifex maximus auch in religiösen Dingen die höchste Autorität gewesen war, so nahm er dieselbe Stellung auch gegenüber dem zur Staatsreligion erhobenen Christenthum für sich in Anspruch. Der Kaiser gewann Einfluß auf die Ernennung der Bischöfe, besonders der Metropoliten, nahm Appellationen an gegen bischöfliche Gerichte, berief die allgemeinen Kirchenversammlungen, leitete sie durch seine Gesandten, und erst wenn er ihre Beschlüsse als Reichsgesetze verkündigt hatte, hatten sie auch kirchliche Geltung. Im Streite der Parteien entschied somit häufig der Kaiser, wer rechtgläubig und daher katholisch sei, und nur zu oft buhlten Bischöfe um die Gunst des Kaisers oder seines Hofes, um kirchliche Fragen nach ihrem Sinne entschieden zu sehen. Doch erfordert die Gerechtigkeit das Zugeständniß, daß kaiserliche Entscheidungen nur dann von Bestand waren, wenn das Ansehen der Kirche und die allgemeine Zustimmung der Gläubigen sie stützte. An diesem Verhältniß der kaiserlichen Oberhoheit wurde auch dadurch nichts geändert, daß bisweilen ein kraftvoller Bischof die strafende Macht der Kirche auch einem Kaiser gegenüber zur Geltung brachte, wie z. B. der Bischof Ambrosius von Mailand den Kaiser Theodosius I. zwang, wegen der von seinen Soldaten in einem Aufstande zu Thessalonich im J. 390 verübten Grausamkeiten öffentlich Kirchenbuße zu thun. Aber der später zum Ausbruch gekommene Conflict bereitet sich jetzt schon vor in dem Streben, der kirchlichen Hierarchie eine monarchische Spitze zu geben.

Zunächst hatte die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion zur Folge, daß die Bischöfe von den übrigen Gliedern des Klerus sich absonderten, denn alle Rechte und Privilegien, welche der Kirche vom Staate überwiesen wurden, kamen in erster Linie den Bischöfen zu gute. Die Bischöfe allein waren stimmberechtigt auf den Oekumenischen Synoden, die Bischöfe verwalteten das Kirchenvermögen, die Bischöfe allein durften gewisse kirchliche Handlungen verrichten (z. B. verbot Innocenz I.

schon 416 den Presbytern die Salbung mit dem Chrisma bei der Taufe). Anfänglich standen alle Bischöfe einander gleich, aber schon die Antiochenische Synode vom J. 341 erhob den Metropoliten, d. h. den Bischof in der Hauptstadt der Provinz, förmlich zum kirchlichen Oberhaupt der ganzen Provinz. Die natürliche Veranlassung dazu war die politische Bedeutung ihrer Sitze. Und so machte es sich ebenfalls ganz natürlich, daß, wie die drei Städte Rom, Alexandrien, Antiochien die hervorragendsten Mittelpunkte des Reiches waren, auch ihre Bischöfe einen Vorrang hatten unter den Metropoliten. Zu ihnen kam als vierter der Bischof von Konstantinopel als der kaiserlichen Residenz (schon das zweite ökumenische Concil vom J. 381 bestimmte, daß er den Ehrenrang gleich nach dem Bischof von Rom haben solle, da Konstantinopel Neu-Rom sei), als fünfter der Bischof von Jerusalem. Diesen fünfen ward im 5. Jahrhundert, um sie vor den Metropoliten auszuzeichnen, die Würde eines Patriarchen übertragen. Der Patriarch sollte die Metropoliten weihen, die Synoden der ganzen Diöcese berufen und größere Rechtsfragen in letzter Instanz entscheiden. Obgleich dem Range nach gleich, waren die fünf Patriarchen doch von sehr verschiedener Bedeutung. Jerusalem kam wegen Kleinheit der Diöcese kaum in Betracht, gegen Alexandrien und Antiochien machte Rom geltend, jenes sei durch Markus, den Schüler des Petrus, dieses freilich von Petrus selbst, aber nur bei vorübergehendem Aufenthalt gegründet, beide müßten also gegen Rom, die eigentliche cathedra Petri, zurückstehen. Von mehr Bedeutung war, daß alle drei morgenländischen Patriarchate durch Häresien befleckt waren und später, als der Islam seinen Eroberungszug begann, der Kirche verloren gingen. Für den Wettkampf um die einheitlich-monarchische Leitung der Christenheit kamen also nur Rom und Konstantinopel in Betracht, und in dieser Rivalität liegt der eigentlich treibende Grund der allmählich sich vollziehenden Spaltung des Katholicismus in einen Römischen und einen Griechischen. [5])

Daß der Bischof von Neu-Rom den Anspruch auf Weltherrschaft erhob, zeigte sich auch äußerlich, als Johannes Jejunator sich im J. 587 den Titel eines ökumenischen Patriarchen beilegte; Gregor der Große nannte diese Bezeichnung unchristlich und wollte lieber Knecht der Knechte Gottes heißen, doch fügten seine Nachfolger bald den Titel eines allgemeinen Bischofs hinzu. Das Ziel ihres Strebens war dasselbe, verschieden aber war die Begründung ihrer Ansprüche. Der Patriarch von Konstantinopel stützte sich auf die weltliche Macht und hatte durch die Gunst des Kaisers thatsächlich meist die Gewalt in Händen, war aber dafür abhängig von der Willkür des Kaisers und der wechselnden Stimmung des Hofes. Der Patriarch von Rom stützte sich auf das geistliche Ansehen, das Rom gebühre als derjenigen Gemeinde, die — nach damals allgemein herrschender Ansicht — von den beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus begründet, von Petrus 25 Jahre lang als Bischof geleitet, die nie durch eine Häresie befleckt und deren Bischöfe in unmittelbarer Succession von Petrus hergekommen seien. Wegen seiner politischen Unabhängigkeit konnte Rom mehrfach für die zeitweilig unterdrückte Rechtgläubigkeit eintreten, und es vermehrte nur sein Ansehen auch im Morgenlande, daß fast immer diejenige Partei siegte, der Rom beitrat; im Abendlande war Rom nicht blos die weltbeherrschende Stadt und der einzige apostolische Sitz, auch die Christianisirung der meisten Völker ging von ihm aus. So übertrug denn schon die Synode zu Sardica im J. 347 dem römischen Bischofe Julius eine richterliche Entscheidung über die Annahme bischöflicher Appellationen und seine Nachfolger beanspruchten für sein Amt, was zunächst nur seiner Person zugestanden war. Die Afrikanische Kirche freilich bedrohte im J. 417 jede überseeische Appellation mit Excommunication, aber die fortwährenden Kämpfe, welche zu Konstantinopel die Patriarchen miteinander oder mit dem Hofe führten, ließen sie die Freundschaft des römischen Bischofs um schwere Zugeständnisse erkaufen. Infolge dessen sprach schon Innocenz I. (402—416) die Ueberzeugung aus, daß auf dem ganzen christlichen Erdkreise ohne Kenntnißnahme des Römischen Stuhles nichts zu entscheiden sei und zumal in Sachen des Glaubens alle Bischöfe sich an den heiligen Petrus zu wenden hätten. Leo der Große (440—461) hat zuerst die Macht des Römischen Stuhles mit klarem Bewußtsein begründet. Wie der heilige Petrus der Fels ist, auf dem die Kirche ruht, so ist der römische Bischof kraft seiner Nachfolge das Haupt, welches auf Grund göttlicher Einsetzung für die ganze Kirche sorgt. Auf Leo's Veranlassung gab Valentinian III. im J. 445 ein Gesetz, wonach allen Bischöfen der Provinz als Gesetz gelten sollte, was der Apostolische Stuhl verordnet habe oder verordnen werde. Freilich galt es nur fürs Abendland und wurde auch hier nicht beachtet, aber es war ein werthvoller Rechtstitel, den man unter günstigeren Umständen wieder aufnehmen konnte. Die Vernichtung des römischen Kaiserthums im Abendlande im J. 476 machte den römischen Bischof noch unabhängiger und im J. 502 durfte er erklären, jede Einmischung von Laien in Angelegenheiten der Kirche sei ihrer Natur nach ungültig und der Nachfolger Petri könne nur von Gott gerichtet werden. Auch die Wiedereroberung Italiens unter Justinian I. änderte daran wenig und Gregor der Große (590—604) war mit Erfolg bestrebt, die Selbständigkeit des päpstlichen Stuhles gegenüber dem Kaiser und den Primat des Apostels Petrus gegenüber dem Patriarchen von Konstantinopel zur Geltung zu bringen.

Je höher Rom stieg, desto tiefer sank Konstantinopel, zum Theil infolge der allgemeinen politischen Verhältnisse, zum Theil aus Anlaß der fortwährenden kirchlichen Streitigkeiten. Schon während der monophysitischen Streitigkeiten war vorübergehend (im J. 484) die Kirchengemeinschaft zwischen Rom und Konstantinopel aufgehoben. Als der Reichsverweser Bardas den ihm unbequemen Pa-

5) Vgl. darüber vor allen A. Pichler, Geschichte der kirchlichen Trennung zwischen dem Orient und Occident von den ersten Anfängen bis zur jüngsten Gegenwart (2 Bde., München 1864—1865).

triarchen Ignatius durch Einsetzung des Photius (im J. 858) glaubte beseitigen zu können und dazu die Mitwirkung des römischen Bischofs Nikolaus I. begehrte, entstand ein neuer, durch den Streit um die kirchliche Oberhoheit über Bulgarien verschärfter Conflict (s. den Art. Photius). Der längst vorbereitete Bruch, zu dem jetzt auch glücklich ein dogmatischer Vorwand gefunden war in der Verschiedenheit einiger Riten und der abendländischen Einfügung des filioque ins Symbolum, vollzog sich, als am 16. Juli 1054 die päpstlichen Legaten den Bannfluch gegen den Patriarchen Michael Cerularius auf den Altar der Sophienkirche niederlegten. Die späteren Unionsverhandlungen konnten zu keinem Ziele führen, da die römischen Päpste vor allem Anerkennung ihres Primats forderten, die Griechen nur Hülfe gegen die Ungläubigen wünschten. Auch die feierlichen Versöhnungen zu Lyon im J. 1274 und zu Florenz im J. 1439 waren ohne bleibende Bedeutung. Die griechische Kirche isolirte sich immer mehr und erstarrte in todtem Formalismus. (Ausführlicheres gibt der Art. Griechische Kirche.)

Für die monarchische Stellung des römischen Bischofs im Abendlande waren die politischen Verhältnisse, vor allem die Beseitigung des römischen Kaiserreichs durch die germanischen Völker von größtem Einfluß. Viele derselben wurden erst von Rom aus christianisirt, andere wurden doch nachträglich für Rom gewonnen (wie Britannien, Deutschland und zum Theil Frankreich) und als im 8. Jahrhundert der Arianismus sein Ende fand, war die geistliche Herrschaft Roms im Abendlande fest begründet. Für die weltliche Herrschaft des Papstes war von Bedeutung, daß er durch die Schenkung Pipin's vom J. 754, bestätigt durch Karl den Großen, am Christfeste 800 aufhörte, Unterthan des byzantinischen Kaisers zu sein, und selbständiger Herr ward über Land und Leute, wenn auch die fränkischen Könige als Lehnsherren anerkannt und in Zeiten der Noth um Schutz angegangen wurden.[6]) (Als die Erinnerung daran unbequem ward, entstand die Legende, der große Konstantin habe bei seiner Taufe den Papst Sylvester mit Italien beschenkt und deshalb seinen Sitz nach Konstantinopel verlegt, erzählt zuerst von Hinkmar von Rheims; bestritten ward diese Legende zuerst von Laurentius Valla.) An demselben Christfeste 800 setzte der Papst Karl dem Großen die römische Kaiserkrone aufs Haupt und obgleich dieser unzweifelhaft gewillt war, mit der Weltherrschaft der römischen Kaiser auch deren Oberherrlichkeit über die Kirche zu übernehmen, konnte es doch unter günstigeren Umständen so gedeutet werden, als habe der Papst dem Kaiser die Krone und damit auch die weltliche Macht verliehen. Und durch kluge Benutzung der äußern Umstände ward es erreicht, daß Karl der Kahle bei seiner Kaiserkrönung im J. 875 es anerkannte, das Kaiserthum werde von den Aposteln Petrus und Paulus durch ihren Stellvertreter verliehen, daß Gregor VII. (1073—1085) offen den Grundsatz aussprechen konnte, wie der Mond sein Licht von der Sonne, so erhalte der Kaiser seine Macht vom Papste, und daß bis auf Bonifacius VIII. (1284—1303) wiederholt Päpste diesem Grundsatze gemäß Fürsten ein- und absetzten. Dann freilich erfuhren sie, daß gegen einen mit seinem Volke einigen Fürsten der Papst nichts vermöge, und das Exil von Avignon sowie das große Schisma beraubten sie vollends ihres Ansehens. (Die äußere Geschichte des Katholicismus während des Mittelalters fällt mit derjenigen des Papstthums völlig zusammen, daher verweisen wir wegen des Näheren auf diesen Artikel.)

Nach innen konnte das Papstthum als die monarchische Spitze der einheitlichen Weltkirche, welche, übergreifend über die Schranken der Nationalität, die Gläubigen aus allen Völkern sammelt, nur auf Kosten der Metropolitangewalt anerkannt werden. In deren Bekämpfung traf also zunächst das Interesse des Papstes zusammen mit demjenigen der Bischöfe, welche möglichste Selbständigkeit erstrebten. Nur daraus erklärt sich die Entstehung und rasche Aufnahme der Pseudo-Isidorischen Decretalen (s. diesen Art.). Eingegeben von dem Interesse, den Klerus gegen alle Ein- und Uebergriffe der weltlichen Macht sicherzustellen, bestimmen sie, daß die Bischöfe, die Gesandten Gottes, die Stellvertreter Christi, die Nachfolger der Apostel, denen der Herr die Macht gegeben hat, zu binden und zu lösen, in keiner Weise dürfen von Laien gerichtet werden, sondern nur von den Mitbischöfen ihrer Provinz. Damit ihnen auch hier kein Unrecht geschieht, kann der Papst als episcopus universalis ecclesiae alle Appellationen annehmen und muß jede Provinzialsynode berufen und ihre Beschlüsse bestätigen, sollen dieselben gültig sein. Diese, seit 868 von Nikolaus I. in dem Streite zwischen Hinkmar von Rheims und Rothad von Soissons angewandten, längst als gefälscht erkannten Decretale bilden die Rechtsgrundlage für die immer mehr gesteigerten Ansprüche der Päpste, die freilich hier und da, am meisten in Frankreich, auf Widerstand stießen. Je mehr das Papstthum stieg, desto mehr erscheinen die Bischöfe als diejenigen, welche nicht auf Grund göttlicher Anordnung, sondern nur kraft päpstlichen Auftrages ihr Amt verwalten. Während der Papst vom Stellvertreter Petri zum Stellvertreter Gottes oder Jesu Christi erhoben wird, dem deshalb ein coeleste arbitrium oder das Attribut der Unfehlbarkeit zukommt, sinkt der Bischof zum bloßen Vasallen oder Beamten des Papstes herab. In allgemein verbindlicher Weise ausgesprochen ist diese Auffassung freilich nicht, aber wenn Innocenz III. und IV. Synodalbeschlüsse erlassen mit der einleitenden Formel: sacro approbante concilio oder sacro praesente concilio, so ist darin die Superiorität des Papstes auch über die Versammlung von Bischöfen stillschweigend vorausgesetzt. Erst die großen Reformationsconcilien zu Konstanz und Basel haben den Grundsatz des Episkopalsystems offen ausgesprochen, daß eine allgemeine Kirchenversammlung als vollkommenste Repräsentantin der ganzen Kirche über dem Papste stehe.

Der Klerus erschien immer mehr als der höhere,

---

6) Ueber die eigentliche Bedeutung dieser Schenkung vgl. das interessante Werk von Wilhelm Martens, Die Römische Frage unter Papst und Karl dem Großen (Stuttgart 1881).

gottgeordnete Stand, durch dessen Vermittelung allein den Laien das Heil könne übertragen werden. Auf der einen Seite hob das kanonische Leben und der Cölibat auch äußerlich den Klerus als besonders heiligen Stand hervor, andererseits verflocht der Reichthum der Kirche an Grundbesitz vor allem die höhere Geistlichkeit aufs engste in das ganze Getriebe weltlicher Wirren und Kämpfe. Daneben ward die Abhängigkeit der Laien vom Klerus durch Ausbildung der Bußdisciplin, der Ehegesetze u. s. w. immer mehr gesteigert. — In Lehre, Gottesdienst und Leben zeigt sich am unmittelbarsten das Streben, das Christenthum dem Verständniß der uncultivirten Völker durch eine starke Veräußerlichung näher zu bringen, indem man das Göttliche unmittelbar in das Sinnliche herabzieht. Das Dogma war auf den Concilien des 3.—5. Jahrhunderts wesentlich abgeschlossen, es galt also nur, das Gegebene festzuhalten, das Vereinzelte zur Einheit eines streng geschlossenen Systems zusammenzufügen, das auf Grund göttlicher Offenbarung und kirchlicher Autorität als unzweifelhafte Wahrheit Anerkannte durch die Mittel menschlichen Denkens uns möglichst begreiflich zu machen. Das ist der allgemeine Charakter der Scholastik (s. d.). Innerhalb dieses Rahmens war für mancherlei Verschiedenheit der Auffassung Raum, nur ein Zweifel, der die Wahrheit der überlieferten Lehre selbst in Frage stellte, und eine Mystik, welche ohne diese Vermittelung das Göttliche unmittelbar zu erfassen strebte, galten der Kirche als unzulässig. — Der Cultus mit den vielen Zugeständnissen an den alten Volksglauben, mit dem vergeblich bekämpften Bilderdienste und der immer weiter ausgedehnten Heiligen- und Reliquienverehrung, vor allem mit dem auf Grund der Lehre von der Transsubstantiation sich immer mehr ausbildenden Meßopfer, sank geradezu ins Heidenthum zurück. Die Predigt verschwand fast völlig, und der ganze Gottesdienst ward um so mehr zu einem todten Mechanismus, als für die Liturgie der Gebrauch der Landessprache nicht gestattet, sondern überall das Lateinische eingeführt ward. — Betreffs des Lebens führte der mittelalterliche Katholicismus über äußere Zucht und Sittlichkeit nicht hinaus. Einzelne Werke und Leistungen gelten als verdienstlich und zwar vorzugsweise solche, welche der Kirche zugute kommen, Schenkungen an die Kirche, Wallfahrten u. s. w., die ganze Bußdisciplin wird in dieser Richtung ausgebildet bis zum Ablaßhandel hin.

Tritt im Mittelalter der Charakter des Katholicismus als äußerlicher Objectivität am schroffsten zu Tage, so erklärt sich dies aus dem Umstande, daß das Christenthum, nachdem es in der hochgebildeten griechisch römischen Welt allseitig ausgestaltet war, auf die uncultivirten germanischen Völker als fertiges überging. Aber nachdem diese Völker zur Geistesfreiheit herangereift waren, mußten sie nothwendig eine innigere subjective Aneignung und Durchdringung der Religion erstreben, zumal das officielle Kirchenthum immer mehr verweltlichte. Eine Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern erwies sich als undurchführbar, und so erfolgte im 16. Jahrhundert eine zweite große Kirchenspaltung, indem die Evangelischen als selbständige Gemeinschaft sich constituirten.

Diese Trennung übte naturgemäß eine bedeutende Rückwirkung aus auf den Katholicismus, und zwar führte der Gegensatz dazu, daß die bisher in mancher Beziehung geduldete Unbestimmtheit einer schärferen Zusammenfassung Platz machen mußte. Dazu diente vor allem das Concil von Trient, 1545—1563 (s. diesen Art.).

Dasselbe war von vornherein in den Händen des Papstes. Die Protestanten nämlich hatten die Beschickung abgelehnt, dem vorsitzenden Legaten waren durch die Geschäftsordnung große Befugnisse eingeräumt, die Abstimmung erfolgte nicht nach Nationen, sondern nach Köpfen und die Italiener waren zahlreicher als die andern zusammen — unter diesen Umständen wurde die Opposition der spanischen und französischen Bischöfe sowie die Reformforderungen des Königs von Frankreich und des Kaisers völlig abgewiesen. Von einer Verhandlung mit den Protestanten als gleichberechtigter Partei behufs einer Vereinbarung war so wenig die Rede, daß gleich in den ersten Sessionen die Tradition der Heiligen Schrift, die apokryphischen Bücher den kanonischen, die Vulgata dem Urtexte gleichgestellt und die protestantische Lehre von der Erbsünde, der Rechtfertigung und den Sakramenten verdammt ward. Die Revision des Lehrbegriffs geschah in der Weise, daß die Dogmenbildung des Mittelalters bestätigt und dadurch die bisher noch herrschende relative Freiheit beseitigt wurde; mußten doch seither alle Lehrer an Kirche und Schule sich auf die Tridentinischen Beschlüsse, auf die professio fidei Tridentinae und auf den in Gemäßheit derselben erlassenen Catechismus Romanus verpflichten. Nur dadurch erhielten die Bestimmungen des Concils zum Theil etwas Schwankendes, daß dieses häufig nicht wagte, wo die Meinungen der Schulen, besonders der Thomisten und der Skotisten auseinandergingen, die Entscheidung zu treffen, sondern sich mit Aufstellung einer mehrdeutigen Formel begnügte. In den Reformdecreten ist für die äußere Ordnung der Kirche manches Heilsame verordnet, aber theils blieb die Ausführung hinter der Anordnung weit zurück, theils wurden wirklich durchgreifende Anordnungen, wie die geforderte Freigebung der Priesterehe, des Laienkelches u. dergl. m. abgelehnt. Ueber die Stellung des Papstes gingen die Meinungen weit auseinander; der Jesuitengeneral Lainez wollte ihm die Unfehlbarkeit zusprechen, die Majorität behauptete, daß die Bischöfe ihre Würde nicht von Christus, sondern von Gott hätten, die Opposition beanspruchte, das Concil stehe über dem Papst. Eine Erörterung der Frage wurde klugerweise vermieden, aber die Art, wie der Papst das Concil thatsächlich beherrschte, wie das Concil selbst ihn um Bestätigung seiner Beschlüsse bat, ihm die Auslegung derselben und die Abfassung eines Katechismus übertrug, konnte nur dazu dienen, das Ansehen des Papstthums zu steigern.

Der somit nach Lehre, Verfassung und Gottesdienst gegen den Protestantismus streng abgegrenzte Katholicismus erhielt sein eigenthümliches Gepräge durch den

neugegründeten Jesuitenorden (siehe diesen Art.). Hatten die ältesten Mönchsorden ihre Aufgabe in der Weltflucht gefunden, waren die Bettelmönche des Mittelalters bereits zum Leben in der Welt zurückgekehrt, so wollten die Jesuiten in alle weltlichen Verhältnisse eingehen zum Zweck der Weltbeherrschung. Sie fügten daher den allgemeinen Mönchspflichten der Armuth, der Keuschheit und des Gehorsams diese neue hinzu, vom Heiligen Vater jedes Ziel ihrer Wirksamkeit mit gläubigem Gehorsam zu empfangen. Unbedingter Gehorsam gegen die Obern ist des Jesuiten höchste Pflicht, sodaß der Einzelne ohne eigenen Willen wie ein Leichnam deren Befehle vollführen muß, für dieses Opfer nur entschädigt durch die Ueberzeugung, gerade an den Ort gestellt zu werden, wo seine eigenthümliche Begabung dem Ganzen am meisten nütze. Schon unter seinem zweiten General kam der Orden zum Bewußtsein seiner eigentlichen Aufgabe: die Sache der Hierarchie zu vertreten gegen allen Protestantismus, innerhalb wie außerhalb. Die Superiorität der Kirche über den Staat, speciell des Papstes über die Fürsten wird durch die neue Theorie der Volkssouveränetät gestützt. Die Fürsten haben ihre Gewalt nur vom Volke, daher hat das Volk das Recht, sie ihnen wieder zu nehmen, der Fürst darf wegen Vernachlässigung seiner Pflicht, besonders wegen Verletzung der Religion, abgesetzt, ja getödtet werden. Die Jesuiten freilich ziehen es vor, als Beichtväter und Gewissensräthe der Fürsten, oder als Lehrer und Erzieher der Prinzen die weltlichen Fürsten zu beherrschen und den Zwecken der Kirche dienstbar zu machen. Um auf die Massen zu wirken, nahmen sie sich mit Eifer und Geschick des niedern wie des höheren Unterrichtes an, drängten sich überhaupt in alle Verhältnisse des öffentlichen und privaten Lebens ein. Die Kirche und zwar der Katholicismus in seiner hierarchischen Gestalt ist ihnen das unbedingt Höchste; ihm gegenüber hört sogar die absolute Verpflichtung des Sittlichen auf. Nur von hier aus begreift man die Moral der Jesuiten, die im Grunde nichts anderes ist als völlige Aufhebung aller Moral.

Nach außen zeigte sich der jesuitische Geist in erfolgreichen Bemühungen, den Protestantismus zu beschränken. In Frankreich führten sie 1572 zur Bartholomäusnacht und nach vorübergehend besseren Zeiten zur Aufhebung des Edicts von Nantes im J. 1685. In Deutschland, wo im J. 1558 kaum der zehnte Theil der Einwohner dem Katholicismus angehörte, haben die Jesuiten mit Erfolg die sogenannte Gegenreformation eingeleitet. Da durch besonders wurden die Verhältnisse so unhaltbar, daß im Dreißigjährigen Kriege der Versuch gemacht wurde, den Protestantismus ganz zu vernichten. Der Westfälische Friede brachte freilich den Fürsten und Ständen beider Religionen vollkommene Religionsfreiheit und Rechtsgleichheit, führte sogar zur Säcularisation mancher Kirchengüter, aber Deutschlands Kraft war für lange gebrochen.

Nach innen war es der jesuitische Einfluß, welcher die Kirche immer unduldsamer machte gegen jede freie Regung des Gedankens. Hatte man früher auch die weltlichen Wissenschaften gepflegt und in der Theologie abweichende Anschauungen geduldet, solange sie in den Schranken der Schule blieben, wurde man jetzt nach beiden Richtungen hin unduldsam. Galilei mußte die Bewegung der Erde um die Sonne als häretisch abschwören; die Humanisten verfielen der Inquisition, das Studium der classischen Schriftsteller ward von den Schulen ausgeschlossen oder doch durch Benutzung verstümmelter Ausgaben beeinträchtigt, der Index librorum prohibitorum, zu Trient begonnen, ward alljährlich vermehrt. Louis de Leon schmachtete fünf Jahre in den Kerkern der spanischen Inquisition, weil er den hebräischen Text des Alten Testaments über die Vulgata stellte; als Michael Bajus sich in der Lehre von der Sünde und Gnade mehr an Augustin als an die Scholastiker hielt, wurden im J. 1563 76 seiner Sätze verdammt; die Erneuerung der Augustinischen Lehre gegen den jesuitischen Semipelagianismus durch die Schrift des verstorbenen Corn. Jansen (s. d.) im J. 1640 erregte den langwierigen Streit gegen die Jansenisten (s. d.). In Frankreich wurden sie durch staatliche Gewaltmaßregeln unterdrückt, in den Niederlanden haben sie unter einem Erzbischofe von Utrecht eine eigene, von Rom unabhängige katholische Kirchengemeinschaft begründet. Auch hervorragende Vertreter der Mystik verfielen der päpstlichen Censur. Kurz, jeder Versuch, von dem äußerlichen Formalismus des kirchlich fixirten Lehrsystems auf ein tieferes Gefühl zurückzugehen, wurde unbarmherzig niedergehalten.

Allmählich verloren die religiös-kirchlichen Interessen ihre alles beherrschende Stellung im Bewußtsein der Völker, und besonders das 18. Jahrhundert mit dem Erwachen national-politischen Lebens und dem allgemeinen Streben nach Aufklärung wirkte in dieser Richtung. Auch der Katholicismus hat sich dieser Strömung nicht ganz entziehen können. Zunächst ward das Ansehen des Papstthums erschüttert, und zwar beides gegenüber der weltlichen Macht des Staates wie gegenüber den Bischöfen. Freilich wiederholte Paul IV. die mittelalterlichen Ansprüche auf Weltherrschaft, und Pius V. modificirte in der Bulle In coena Domini die alte Fluchbulle über die Ketzer in einer Weise, daß dadurch die Fürsten ihrer unmittelbaren Landesrechte beraubt und der geistlichen Gewalt untergeordnet wurden, aber selbst katholische Fürsten gaben ihre Verkündigung nicht zu und Ludwig XIV., obgleich sonst den Jesuiten ergeben, erzwang 1682 die Anerkennung der gallikanischen Freiheiten. Der päpstliche Protest gegen die Erhebung Brandenburgs zum Königthum im J. 1701 fand keine Beachtung und im Utrechter Frieden im J. 1713 ward die spanische Erbfolge geregelt ohne Zulassung des päpstlichen Legaten. Italienische Staaten, Neapel und Toscana, erlaubten sich zuerst, auch kirchliche Angelegenheiten durch landesherrliche Verordnungen zu regeln. Kaiser Joseph II. gewährte seinen akatholischen Unterthanen freie Religionsübung und führte, ohne mit dem Papste zu verhandeln, durchgreifende kirchliche Reformen ein, wodurch vor allem der päpstliche Einfluß in weltlichen Dingen beseitigt ward. Der trierische Weihbischof Nik. von Hontheim sprach unter

dem Namen Justinus Febronius in der Schrift: De statu ecclesiae den Grundsatz aus, der Papst sei der Kirche untergeordnet, als gemeinsames Oberhaupt habe er über die Kirche die Aufsicht zu führen, aber ohne die Rechte der weltlichen Fürsten und der Concilien zu beschränken. In diesem Sinne vereinigten sich die drei rheinischen Erzbischöfe und der Erzbischof von Salzburg im J. 1789 in der Emser Punctation dahin: Der römische Papst sei Primas der ganzen Kirche, aber ohne diejenigen Vorrechte, welche erst aus den untergeschobenen Isidor'schen Decretalen hergeleitet seien; vielmehr seien die Bischöfe befugt, unter dem Schutze des Kaisers in die von Gott ihnen verliehene Macht sich wieder einzusetzen. Der Kaiser unterstützte die Erzbischöfe, aber die Bischöfe traten für die Rechte des Papstes ein und fanden Unterstützung bei Pfalzbaiern, das dem Kaiser gegenüber seine Souveränetätsrechte wahren wollte. Deshalb geschah nichts.

Mancherlei Wechsel brachte die Französische Revolution. Hier sei nur an die Hauptpunkte erinnert. Am 10. Nov. 1793 ward die christliche Religion feierlich aufgehoben und die Kirche Notre-Dame in einen Tempel der Vernunft umgewandelt; am 7. Mai 1794 beschloß der Convent, es solle künftig wieder ein höchstes Wesen und die Unsterblichkeit der Seele geglaubt und ein Fest des höchsten Wesens gefeiert werden. Im J. 1799 ward Rom zur Republik erklärt und Pius VI. gefangen nach Frankreich gebracht, wo er bald starb. Ihm folgte Pius VII., der im Juli 1800 feierlich in Rom einzog. Mit ihm schloß Napoleon am 15. Juli 1801 ein Concordat ab. Danach ward der Katholicismus als die Religion der Mehrheit anerkannt, der Staat übernahm die Dotation der Kirche, erhielt aber das Recht, die Erzbischöfe und Bischöfe zu ernennen, die sich den Landesgesetzen ohne Rückhalt unterwerfen mußten. Im J. 1809 ward der Kirchenstaat dem französischen Kaiserreiche einverleibt und der Papst, weil er nicht auf denselben verzichten wollte, als Gefangener nach Frankreich gebracht. Erst nach Napoleon's Sturze kehrte er am 24. Mai 1814 nach Rom zurück. Auch für die Stellung des Katholicismus in Deutschland hatten diese politischen Verhältnisse Folgen. Als im Luneviller Frieden das linke Rheinufer an Frankreich abgetreten ward, wurden den weltlichen Fürsten als Entschädigung Güter kirchlicher Würdenträger überwiesen, und durch den Reichsdeputationsrecess vom 25. Febr. 1803 verloren alle geistlichen Fürsten ihren Grundbesitz mit alleiniger Ausnahme des Fürst-Primas Dalberg, der jedoch 1809 weltlicher Großherzog von Frankfurt a. M. wurde. Dadurch kamen viele katholische Unterthanen an protestantische Fürsten, was zur nothwendigen Folge hatte, daß Katholiken und Protestanten die gleichen bürgerlichen Rechte erhielten.

Am heftigsten richtete sich der allgemeine Unwille gegen die Jesuiten, welche durch ihre ganze Organisation die bürgerliche Gesellschaft gefährdeten und durch systematische Pflege des Aberglaubens und der Intoleranz der Aufklärung entgegenarbeiteten. Nachdem sie aus Portugal durch königliches Decret von 3. Sept. 1759 als offenbare Rebellen und Verräther verbannt, in Frankreich 1762, weil gegen alle geistliche und weltliche Macht, aufgehoben, aus Spanien und Neapel 1767 sämmtlich mit Gewalt forttransportirt waren, wurden sie durch Clemens XIV. 1773 allgemein aufgehoben. Im geheimen freilich bestand der Orden fort und ward alles bereit gehalten für die gehoffte Wiederherstellung.

Auch im Innern, in Lehre und Gottesdienst, konnte der Katholicismus, besonders in Deutschland, den Einwirkungen der Aufklärung sich nicht ganz entziehen. Das Mönchswesen ward mehrfach beschränkt und reformirt, für den Gottesdienst wenigstens zum Theil der Gebrauch der Landessprache gestattet, Processionen und Wallfahrten beschränkt und manche der Religion und Sittlichkeit nachtheilige Gebräuche beseitigt. In der theologischen Wissenschaft ward durch Männer wie Dalberg und Wessenberg, Hug und Jahn ein freierer Geist wahrhaft wissenschaftlicher Forschung vertreten und der schroffe Gegensatz der Confessionen machte vielfach einer gegenseitigen freundschaftlichen Anerkennung Platz.

Es ist begreiflich, daß nach den gewaltigen Erschütterungen der Revolution das Streben nach möglichster Restauration des Alten mit Macht sich geltend machte. Als Mittelpunkt dieser reactionären Bestrebungen diente bis zum J. 1830 die apostolische Congregation. Da jedoch daneben die freiheitlichen Bestrebungen nicht einfach verschwanden, so ist immerfort zunehmende Schärfung der Gegensätze der allgemeine Charakter des 19. Jahrhunderts und auch des Katholicismus in ihm.

Nach außen freilich, wenigstens im Hinblick auf die weltliche Machtstellung seines Oberhauptes, zeigt er einen bedeutenden Verfall. Durch den Wiener Congreß ward der Kirchenstaat wiederhergestellt, aber die Proteste des päpstlichen Legaten Consalvi wegen Verkleinerung des Gebietes blieben unbeachtet. Der Druck einer rein geistlichen Verwaltung ward den Römern immer unerträglicher, und während der Unruhen des Jahres 1830 konnte nur österreichische und französische Besatzung es hindern, daß der Kirchenstaat in eine römische Republik verwandelt ward. Pius IX., dessen Wahl im J. 1846 mit Jubel begrüßt ward, versuchte durch weitgehende politische Reformen die Wünsche der Italiener zu befriedigen; als diese aber forderten, er solle der Einheit Italiens das Patrimonium Petri zum Opfer bringen, floh er unter energischen Protesten gegen die Revolution im J. 1848 nach Gaëta. Im April 1850 kehrte Pius in die Ewige Stadt zurück und führte unter dem Schutze österreichischer und französischer Truppen im Kirchenstaate ein schrankenloses Priesterregiment durch. Der österreichisch-französische Krieg vom J. 1859 hatte zur Folge, daß ein großer Theil der Provinzen sich losriß und die päpstliche Herrschaft auf das ursprüngliche Patrimonium Petri beschränkt ward. Hier hielt sie sich, bis infolge des Deutsch-Französischen Krieges vom J. 1870 Frankreich seine Truppen zurückziehen mußte. Da ging auch Rom in den Besitz des einigen Italiens über und ward bald darauf seine Residenzstadt. Das Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 sichert dem Papste für seine Paläste Vatican, Lateran und Villa San-Gandolfo volle Immunität, gestattet ihm,

als souveräner Herr Gesandte zu schicken und zu empfangen sowie eine Leibwache zu halten, und gewährt ihm eine Jahresrente von $2^1/_4$ Millionen Franken. Pius IX. wie auch sein Nachfolger Leo XIII. haben den Verlust des Kirchenstaates als einen Raub bezeichnet, begangen an dem unsichtbaren Haupte der Kirche, sie haben deshalb die Annahme jener Rente verweigert, eine förmliche Gefangenschaft im Vatican fingirt, und die Wiederherstellung der weltlichen Macht wiederholt gefordert. In Wahrheit ist der Papst mächtiger geworden als je, indem er nicht mehr die politischen Rücksichten eines kleinen Fürstenthums zu nehmen braucht.

Um die Hierarchie in ihrem alten Glanze wieder aufzurichten, hat Pius VII. am 7. Aug. 1814 durch die Bulle Sollicitudo omnium ecclesiarum den Jesuitenorden für die ganze katholische Welt feierlich wieder hergestellt, mit seiner früheren Verfassung und allen alten Privilegien, aber nur vorübergehend vermochten sie ihren alten Einfluß wieder zu gewinnen. In Italien wurden sie sehr begünstigt, ebenso in Spanien, wo sogar die Inquisition wieder eingeführt wurde. In Frankreich drangen sie rasch in alle Stände und Verhältnisse ein, wirkten auch nach ihrer Vertreibung im J. 1830 im geheimen weiter, von der Regierung gegen die bestehenden Gesetze geduldet, sogar vielfach begünstigt, bis erst die jetzige Republik ihnen die Unterrichtsanstalten entzog und sie des Landes verwies. In der Schweiz führte ihr zunehmender Einfluß zum Sonderbundkrieg vom J. 1847, dessen Ausgang gegen sie entschied. In Deutschland wurden die Jesuiten unter dem Schutze der allgemeinen Reaction geduldet, hier und dort sogar gefördert; das Jahr 1848 rechnete ihre Austreibung mit zu den Grundrechten, aber seit 1850 durchzogen Jesuiten-Missionen das Land bis in ausschließlich protestantische Gegenden. Erst das Gesetz vom 24. Juni 1872 hat sie vom Deutschen Reiche ausgeschlossen.

Am unmittelbarsten mußte der Widerstreit mittelalterlicher Ansprüche mit den veränderten Verhältnissen der Gegenwart auf dem Gebiete des Staates hervortreten. In Spanien trat Ferdinand VII. unbedingt in den Dienst der Reaction, aber nach erbitterten Kämpfe kamen die Liberalen zur Herrschaft. Unter den Wirren häufiger Regierungswechsel, bald von der politischen Macht gestützt, bald von ihr bekämpft, verlor der Katholicismus Kirchengüter und Klöster und konnte die gesetzliche Freilassung fremder Culte nicht hindern. Belgien erhielt bei seiner Lostrennung von Holland im J. 1830 durch die unnatürliche Verbindung der Ultramontanen und Liberalen eine möglichst durchgeführte Trennung von Kirche und Staat, vor allem Freiheit des Unterrichtes. Auf dieser Rechtsgrundlage hat der Katholicismus einen Einfluß gewonnen, daß von den Gegnern geklagt wird, Belgien sei die Kapuzinerherberge für ganz Europa. Daneben hat aber auch der Liberalismus gerade hier eine bedenklich extreme Wendung genommen. In Frankreich ward der Katholicismus von den nach den Erschütterungen der Revolution und des Kaiserreiches auf den Thron zurückgekehrten Bourbonen naturgemäß sehr begünstigt, aber die Jesuiten übertrieben ihre Forderungen, indem sie die alten Freiheiten der Gallikanischen Kirche für ketzerisch erklärten, die Duldung akatholischer Gottesdienste für atheistisch. Sie ertrotzten die Aufhebung des Concordates vom J. 1801 und Erneuerung dessen vom J. 1816 sowie das Sacrilegiumsgesetz vom J. 1825, durch welches jede Verletzung der Staatskirche mit furchtbaren Strafen bedroht wurde. Durch die Revolution vom J. 1830 verlor der Katholicismus das Privilegium als Staatsreligion, aber das bürgerliche Königthum Orleans glaubte seine eigene Stellung zu befestigen durch den Bund mit der Hierarchie, und diese gelangte zu großer Macht. Aber immer schärfer ward der Gegensatz der Kirche gegen alle Errungenschaften der Zeit und immer größer die Kluft zwischen dem katholischen und dem weltlichen Frankreich. Der Republik vom J. 1848 war die katholische Geistlichkeit günstig gesinnt, denn ward auch jedem Glauben Freiheit versprochen, so erhielten doch die vom Staate anerkannten Culte staatliche Unterstützung und durch das Unterrichtsgesetz vom J. 1850 kam die Schule immer mehr in die Hände der geistlichen Genossenschaften. Dennoch hat der Klerus das Aufkommen Napoleon's III. begünstigt, der im ganzen den Katholicismus unterstützte, aber einzelnen Uebergriffen entgegentrat. Nach seinem Sturze hat in der Republik die radicale Richtung immer mehr an Boden gewonnen. Im J. 1875 ward der Geistlichkeit im Namen der Freiheit gestattet, katholische Universitäten zu begründen mit dem Recht, akademische Grade zu ertheilen; als aber als Resultat die gänzliche Abhängigkeit der Wissenschaft von der katholischen Lehre zu Tage trat, ward dieses Recht ihnen genommen und damit ihre Wirksamkeit gehindert. Die Congregationen wurden aufgelöst, der Kirche die Staatsdotation entzogen, die Schule allein dem Staate unterstellt mit der Bestimmung (März 1882), daß ein Religionsunterricht nicht einmal in der allgemeinen Form als Lehre von „Pflichten gegen Gott" ertheilt, und den Kirchen für den Religionsunterricht die Schulgebäude nicht eingeräumt werden sollen. Während dem herrschenden Radicalismus so weitgehende Zugeständnisse gemacht werden, wird das Volk durch das Mittel kirchlicher Vereine aller Art von der Geistlichkeit beherrscht, sodaß eine äußerliche Kirchlichkeit blüht und allerlei Aberglaube, wie Wunderheilungen und Madonnenerscheinungen, in weiten Kreisen Anklang findet.

In Deutschland lehnte der Wiener Congreß den Vorschlag Wessenberg's ab, eine deutsche Nationalkirche zu begründen. Daher der Papst mit den einzelnen Staaten Verträge abschloß, Concordate genannt, durch welche die beiderseitigen Rechte gegeneinander abgegrenzt wurden. Nur Sachsen hat zuerst die kirchlichen Verhältnisse der Katholiken im J. 1823 einseitig durch Landesgesetz geregelt; die Curie hat protestirt, aber es sich gefallen lassen. Am entgegenkommendsten zeigte sich Baiern im Concordat vom J. 1817, für Preußen wurde der Vertrag vollzogen durch die Bulle De salute animarum vom J. 1821, mehrere kleinere, besonders süddeutsche Staaten vereinigten sich nach manchen Verhandlungen im J. 1827 zu der ober-

rheinischen Kirchenprovinz unter dem Erzbisthume Freiburg. In Preußen bot zuerst der Streit über die gemischten Ehen Gelegenheit zu einem Versuch, die Rechte des Staates zu beschränken. Gemischte Ehen sind nach den Grundsätzen des Katholicismus unzulässig, aber schon im J. 1741 hatte Benedict XIV. für die Niederlande den Priestern die Schließung derselben durch sogenannte passive Assistenz gestattet und in Preußen hatte sich das Gewohnheitsrecht gebildet, daß die Kinder der Religion des Vaters folgten. Dies wollte eine Cabinetsordre vom J. 1825 auch für die Rheinprovinz und Westfalen einführen, indem sie den Geistlichen verbot, als Bedingung der Trauung das Versprechen katholischer Kindererziehung zu fordern; ebenso in Ost- und Westpreußen. Darauf verweigerten die katholischen Geistlichen die Trauung. Pius VIII. in einem Breve vom 25. März 1830 erlaubte die katholische Einsegnung gemischter Ehen nur auf Grund des Versprechens der katholischen Erziehung aller Kinder, sonst nur die passive Assistenz. Die Regierung traf jedoch im Juni 1834 mit dem Erzbischof von Köln eine geheime Uebereinkunft, wonach in der Regel die kirchliche Einsegnung erfolgen sollte. Diese Uebereinkunft ward im J. 1836 durch ein reuiges Schreiben des sterbenden Bischofs von Trier in Rom bekannt. Im J. 1835 war der Weihbischof Clemens Droste zu Vischering Erzbischof von Köln geworden, nachdem er versprochen hatte, jene Uebereinkunft zu beobachten.[7]) Als Erzbischof verbot er die kirchliche Trauung ohne das Versprechen katholischer Kindererziehung und ward infolge dessen als wortbrüchig gefangen genommen und auf die Festung Minden gebracht. Jetzt verordnete auch der Erzbischof Dunin von Gnesen und Posen in einem Hirtenbriefe vom Februar 1838, daß jeder Priester suspendirt werde, der eine gemischte Ehe einsegne ohne das Versprechen der katholischen Erziehung sämmtlicher Kinder. Der Erzbischof ward April 1839 wegen Ungehorsams zu halbjähriger Festungshaft verurtheilt, freilich vom Könige begnadigt, aber als er Berlin ohne Erlaubniß verließ, nach Kolberg gebracht. Friedrich Wilhelm IV. legte den Streit bei durch Nachgeben. Er erlaubte dem Erzbischofe Dunin die Rückkehr, entließ den Erzbischof Droste seiner Haft, sprach ihn von der Theilnahme an revolutionären Umtrieben frei und erreichte nur, daß ihm der Bischof von Speier, Johann von Geissel, zum Coadjutor und Nachfolger gesetzt ward. Außerdem errichtete der König eine katholische Abtheilung im Cultusministerium, verzichtete auf das Placet in Sachen der Lehre und gab den Verkehr der Bischöfe mit dem Päpstlichen Stuhle frei. Dieser Sieg steigerte das Selbstgefühl des Katholicismus natürlich in hohem Grade. Während der Bewegung des Jahres 1848 begann man zur Unterstützung der hierarchischen Forderungen Laienvereine zu gründen und eine Conferenz der deutschen Bischöfe zu Würzburg im November 1848 sprach im Einzelnen aus, was nach ihrer Meinung zur vollen Selbständigkeit der Kirche gehöre. In Preußen erhielt der Katholicismus theils durch das Staatsgrundgesetz vom J. 1850, theils durch die Gunst der Regierung ein Zugeständniß nach dem andern.

Andere Erfahrungen machten die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz. In einer Denkschrift vom März 1851 forderten sie freien Verkehr mit Rom, Aufhebung des Placet, Ausbildung der Priester in bischöflichen Seminarien statt auf der Universität, Prüfung derselben nur durch den Bischof, Besetzung der geistlichen Stellen durch den Bischof, freie Verwaltung des Kirchengutes, ungehinderte Ausübung der Kirchenzucht ohne Appellation an die Staatsgewalt. Hessen gab nach, dagegen erregten in Baden und Würtemberg die auf Grund dieser Forderungen abgeschlossenen Concordate einen so heftigen Widerspruch, daß die Kammern die Genehmigung verweigerten und durch einseitige Landesgesetze, in Würtemberg vom 8. April 1857, in Baden vom 8. Oct. 1860, die Verhältnisse der katholischen Kirche regelten. — In Preußen wurde die Begründung eines deutschen Kaiserreiches unter protestantischen Fürsten der Anlaß zu neuem Conflict. Das Centrum vertrat die mittelalterliche Lehre von der Unterwerfung des Staates unter die Kirche, der moderne Staat muß von sich aus die Grenzen der Kirche bestimmen. Die katholische Abtheilung im Cultusministerium ward aufgehoben (8. Juli 1871), der Missbrauch der Kanzel zu Aufhetzungen gegen das Reich ward mit Gefängnißstrafe bedroht (10. Dec. 1871), die Schulinspection wurde in Preußen der Kirche genommen (Februar 1872). Die Jesuiten und verwandte Orden wurden aus dem Deutschen Reiche ausgeschlossen (24. Juni 1872). Die preußischen Gesetze vom Mai 1873 regelten die Grenzen kirchlicher Straf- und Zuchtmittel, die kirchliche Disciplinargewalt, die Vorbildung und Anstellung der Geistlichen, den Austritt aus der Kirche. Es folgte die Einführung der Civilehe; die Einstellung der Leistungen aus Staatsmitteln für renitente katholische Geistliche und Bischöfe, und die Ausschließung aller Orden, mit Ausnahme derer, welche sich ausschließlich der Krankenpflege widmen. Die Kirche verweigerte den Gehorsam, und so kam es zur Absetzung von Bischöfen, zur Verwaisung zahlreicher Pfarreien, zur Bestrafung von Priestern, welche ohne staatliche Erlaubniß kirchliche Handlungen verrichteten. Dabei sind Uebergriffe in das rein kirchliche Gebiet nicht ausgeblieben, vor allem aber sind die staatlichen Maßregeln nur zu oft durch das pietätlose Vorgehen der ausführenden Organe nutzlos verschärft; überdies war die katholische Presse unaufhörlich bemüht, den Haß des Volkes gegen die Regierung zu schüren. Kurz, der „Culturkampf" führte immer mehr zu unhaltbaren Zuständen, und der Papst würde wol auch für Preußen zugestanden haben, was in andern Staaten längst zugestanden ist, wenn er nicht vorausgesehen hätte, daß ein Wechsel in der preußischen Politik sich vorbereite. Als Fürst Bismarck für die Aenderung seiner innern Politik in socialistisch-schutzzöllnerischer Richtung bei den liberalen Parteien kein Verständniß und keine Unterstützung fand,

7) Vgl. C. Hase, Die beiden Erzbischöfe (Leipzig 1839). Personen und Zustände aus den kirchlich-politischen Wirren in Preußen (Leipzig 1840). W. Maurenbrecher, Die preußische Kirchenpolitik und der kölner Kirchenstreit (Stuttgart 1881).

sah er sich genöthigt, der Coalition Centrum-Conservative weitgehende Zugeständnisse in der kirchlichen Frage zu machen. Falk mußte im Juli 1879 vom Ministerium zurücktreten; ihm folgte von Puttkamer und diesem im Juni 1881 von Goßler. Beide suchten zunächst durch mildere Handhabung der bestehenden Gesetze, alsdann auf Grund discretionärer Vollmachten den Frieden mit der katholischen Kirche herzustellen. Umsonst. Da kam im März 1882 im preußischen Abgeordnetenhause ein Gesetzentwurf zu Stande, welcher der geforderten Aufhebung der Maigesetze fast gleichkommt. Ist es schon eine Schmach, daß die Volksvertretung eines protestantischen Staates sich in solcher Weise vor Rom beugen kann, so ist leider wenig Aussicht vorhanden, daß die Regierung diesen Schaden bessern wird.

Gewinnt es somit zur Zeit wirklich den Anschein, als ob im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts der mächtigste deutsche Staat im Kampfe gegen die hierarchischen Anmaßungen des römischen Katholicismus unterliegen und die Ultramontanen auch nach außen den Sieg gewinnen werden, so haben sie denselben nach innen bereits errungen. Bis gegen die Mitte des Jahrhunderts waren freiere Ansichten unter dem deutschen Klerus gangbar bis zu Versuchen, den Cölibat zu beseitigen. Aber immer mehr ward die Ausbildung der Priester von den Universitäten verdrängt in die Seminarien, und wie die Jesuiten Pius IX. dazu fortdrängten, seine Unfehlbarkeit zu erklären, so wurde durch sie auch jede freiere Richtung des Denkens außerhalb wie innerhalb der Kirche mit dem Anathem belegt. Als Pius VII. zuerst im J. 1817 die Bibelgesellschaften als eine Pest bezeichnete, erregte das Verwunderung. Gregor XVI. bezeichnete in seiner Epistola encyclica vom 26. Mai 1832 ganz offen die Wissenschaft als die Ursache des weitverbreiteten Unglaubens. Mit rücksichtslosester Offenheit hat dann Pius IX. in dem bekannten Syllabus vom 8. Dec. 1864 jeden Fortschritt, jede freiheitliche Regung der neueren Cultur verdammt. In der Kirche ward Hermes gemaßregelt, weil er den Versuch machte, die Wahrheit des katholischen Glaubens durch das Mittel des vernünftigen Denkens zu erweisen, Bautain, weil er behauptete, in Sachen des Glaubens vermöge die menschliche Vernunft nichts, sondern erst durch den Glauben kommen wir zur Erkenntniß Gottes. Die Philosophie Günther's erschien als unkatholisch und auch diejenige Baader's war verdächtig, also Grund genug, daß Leo XIII. durch die Encyclica Aeterni patris vom 12. Aug. 1879 die Philosophie des Heiligen Thomas als die allein zulässige erklärte. In dieser ganzen Entwickelung liegt nur die zunehmende Befestigung des römischen Katholicismus in den ihm eigenthümlichen Anschauungen. Zweimal ist es in unserm Jahrhundert vorzüglich in Deutschland versucht worden, dieser Entwickelung durch innere Reform ein Halt zu gebieten, im Deutschkatholicismus und im Altkatholicismus. Da aber beide male statt einer durchgreifenden Reform nur die Ausscheidung einer Anzahl weitherziger Männer erfolgt ist, haben auch sie diesen Proceß nur befördert.

Der Deutschkatholicismus.[8]) Als die unzeitige Nachgiebigkeit des preußischen Staates in dem Streite über die gemischten Ehen dem Katholicismus zu einem großen Siege verholfen hatte, hielt der Bischof Arnoldi von Trier die Zeit gekommen für eine neue Ausstellung des Heiligen Rockes. Nach der Legende hat nämlich Maria dem Jesuskinde einen Rock gewebt, welcher mit demselben groß wuchs; dies ist der ungenähte Rock, über den die Kriegsknechte das Los warfen. Helena, die Mutter Konstantin's, hat diesen Rock in Palästina aufgefunden und durch den Heiligen Apricius nach Trier gesandt, wo er seit dem J. 328 im Dome verwahrt wird. Diese Legende ist bereits in die Gesta Trevirorum (geschrieben zwischen den J. 1106 und 1124) aufgenommen. Später wird berichtet: Erzbischof Johann fand den Rock in der Krypte des Nikolausaltars und legte ihn im J. 1196 unter dem Petrusaltar nieder, als er diesen zum Hochaltar weihte. Hier ruhte er unbeachtet, bis Kaiser Maximilian auf einer Fürstenversammlung zu Trier im J. 1512 ihn hervorsuchen ließ. Um für die Verschönerung des Domes Geld zu gewinnen, verordnete eine Bulle Leo's X. im J. 1514 die öffentliche Ausstellung des Rockes in jedem siebenten Jahre, und versprach jedem reumüthigen und Opfer spendenden Pilger vollkommenen Ablaß. Wirklich ausgestellt ward der Rock jedoch nur im J. 1585 nach der Restauration des Katholicismus am Rhein, im J. 1655 nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges, im J. 1810, als der Heilige Rock, vor der Französischen Revolution geflüchtet, von Augsburg nach Trier zurückgebracht war.

Vom 18. Aug. bis 6. Oct. 1844 war der Heilige Rock für die Andächtigen ausgestellt und mehr als eine Million Pilger zog an ihm vorüber. Auch Wunder blieben nicht aus. Nachdem die junge Gräfin von Droste-Vischering, die seit drei Jahren wegen einer schmerzhaften skrophulösen Geschwulst an Krücken gehen mußte, am 30. Aug. morgens nach inbrünstigem Gebete vor der Reliquie sich plötzlich geheilt gefühlt und vor den Augen der Menge am Arme ihrer Großmutter den Dom verlassen hatte, zogen Kranke aller Art nach Trier und baten um die Erlaubniß, den Heiligen Rock berühren zu dürfen. Je nach Umständen ward dieselbe gewährt und ein Theil ward wirklich geheilt.[9]) Protestantische Gelehrte führten den Nachweis, daß der Sache die geschichtliche Beglaubigung fehle; der Heilige Rock könne schon aus archäologischen Gründen nicht der Rock Christi sein; bis zum J. 1100 fehle jede sichere historische Kunde von der Reliquie; überdies zeige man eine ganze Reihe ungenähter Röcke Christi.[10]) Derartige Untersuchungen

8) Eine vorzügliche Quelle für die Geschichte der deutschkatholischen Bewegung ist die Besprechung von 200 auf dieselbe bezüglichen Flugblättern und Broschüren in der „Neuen Jenaischen Allgemeinen Literatur Zeitung" (Jahrgang 1846—1848). 9) Vgl. B. Hansen, Actenmäßige Darstellung wunderbarer Heilungen, welche bei der Ausstellung des heil. Rockes zu Trier im J. 1844 sich ereignet (Trier 1845). H. Zimmermann, Worte eines Arztes gegen den Dr. Hansen (Saarbrücken 1845). 10) Vgl. J. Gildemeister und H. von Sybel, Der heil. Rock

blieben jedoch völlig unbeachtet in den weiteren Kreisen des Volkes; diese mußten in anderer Weise angefaßt werden, und das ist Ronge's Verdienst.

Die „Sächsischen Vaterlandsblätter" vom 16. Oct. 1844 brachten einen Brief an den Bischof Arnoldi, der dann auch als Flugblatt die weiteste Verbreitung fand.[11]) Er richtete sich nicht gegen die Echtheit des Rockes, sondern allgemein gegen das Götzenfest zu Trier: Christus habe uns nicht seinen Rock, sondern seinen Geist hinterlassen, der Rock gehöre seinen Henkern. Auch ist der Widerspruch nicht aus der Tiefe des religiösen Gemüths geschöpft, sondern nur nebensächliche Momente werden ins Feld geführt: die Kosten der Reise und des Opfers, die Vernachlässigung des Gewerbes und Hauswesens, die Gefährdung der Sittsamkeit u. s. w. Der Bischof aber, der die leichtgläubige Menge irreleitet, von den Armen des Volkes das Opfergeld nimmt und die deutsche Nation dem Spotte des Auslandes preisgibt, soll sich nicht täuschen lassen durch die Hunderttausende, welche ihm zulaufen; ihnen gegenüber stehen Millionen, welche das unwürdige Schauspiel mit Grauen und Entrüstung erfüllt. — Was diesem Briefe so allgemeinen Beifall eintrug, war nicht sein bedeutungsvoller Inhalt, aber er sprach aus, was die Herzen vieler bewegte, und war geschrieben von einem katholischen Priester.

Johannes Ronge[12]), am 16. Oct. 1813 zu Bischofswalde in Schlesien geboren, auf dem Gymnasium zu Neisse vorgebildet, aber weniger von den alten Sprachen angezogen als von der Aufklärung eines Rotteck, studirt seit 1836 auf der Universität Breslau Theologie, weniger aus innerm Drange, als um seine Aeltern bald unterstützen zu können. Schon auf dem Priesterseminare zu Breslau zerfällt er innerlich mit dem Katholicismus; besonders der Despotismus der römischen Hierarchie „glotzt ihn an wie ein Ungeheuer, das Gruben gräbt, worin Jünglinge lebendig begraben werden". Seit 1841 Hülfspriester zu Grottkau, tröstet ihn der Gedanke, seiner Gemeinde „die Fahne der Humanität und Civilisation vorzutragen". In einem anonymen Artikel der Sächsischen Vaterlandsblätter vom J. 1842 „Rom und das Domkapitel" führt er die Verzögerung der Ernennung des erwählten Fürstbischofs Knauer zum Bischof von Breslau auf die Intriguen einer selbstsüchtigen, unvaterländisch gesinnten Partei im Domkapitel zurück. Die bischöfliche Behörde beschließt, den erkannten Verfasser zur Untersuchung zu ziehen, eventualiter zu suspendiren und ins Alumnat ad exercitia kommen zu lassen, aber Ronge entzieht sich der Untersuchung, wie er sagt, „weil ich meine freie sittliche Würde, die Ehre meiner Nation, die Rechte des gesammten niedern Klerus durch ein feiges Unterziehen unter die ungerechte und infamirende Strafe verletzt haben würde". Er verläßt Grottkau und übernimmt den Unterricht der Kinder protestantischer Bergleute in der Laurahütte, nahe der russischen Grenze. Von hier aus ist jener Brief geschrieben. Als er sich weigert, öffentlich Widerruf zu leisten, wird er am 4. Dec. 1844 excommunicirt. Dafür entschädigt ihn aber der Beifall, den er in weiten Kreisen, besonders unter Protestanten findet. In Zeitungsartikeln und Adressen wird er als zweiter Luther begrüßt, dessen Auftreten eine Bewegung hervorrufen werde, ähnlich der Reformation des 16. Jahrhunderts. Aber Ronge war weder an Geist noch an Thatkraft einem Luther vergleichbar, und vor allem fehlte ihm die religiöse Tiefe und Innerlichkeit, aus der allein eine kirchliche Reform geboren werden kann. Für den Gang seines Werkes war es wie eine Prophezeiung, daß die erste protestantische Kundgebung für ihn ausging von dem leipziger Theatersecretär Robert Blum.[13]) Nach mancherlei Schriftenwechsel von hüben und drüben schritt man fort zur Gemeindebildung.

Eine solche war anderswo bereits erfolgt, freilich aus anderm Anlaß und in anderm Geiste. Johannes Czerski, am 12. Mai 1813 zu Warlubien unweit Neuenburg in Westpreußen von armen Aeltern geboren, im Alumnat des Mariengymnasiums und im erzbischöflichen Seminar zu Posen gebildet, ward im J. 1842 zum Priester geweiht und als Vicar an der Domkirche zu Posen angestellt. Hier ward er durch Lesen der Bibel an den Vorrechten des priesterlichen Standes und am Cölibat irre, und schloß mit einem polnischen Landmädchen Marianna Gutowska vor Zeugen eine Gewissensehe. Deshalb nach Wiry und im März 1844 nach dem Städtchen Schneidemühl versetzt, ward Czerski wegen Bruchs des Cölibats zur Untersuchung gezogen und von seinem Amte suspendirt. Aus der Gemeinde ging eine Bittschrift an das Consistorium in Posen, ihn im Amte zu lassen und ihm das Heirathen zu gestatten. In contumaciam zu einer vierwöchigen Pönitenzhaft verurtheilt, erklärte Czerski seinen Austritt aus der römischen Kirche (am 22. Aug. 1844), aber „ich bleibe katholischer Christ, katholischer Priester, aber nach den Worten der Schrift, nach den Geboten Christi und seiner Apostel". Von der Gemeinde hielten zunächst nur 24 an ihm fest, von denen ein alter Ackerbürger Namens Sänger, ein verständiger und thatkräftiger Mann, auf den weichen und gefügigen Czerski großen Einfluß gewann. Man beschloß, eine selbständige Gemeinde zu gründen. Dies geschah am 19. Oct. 1844 durch Annahme des „Offenen Glaubensbekenntnisses der christlich-apostolisch-katholischen Gemeinde zu Schneidemühl in ihren Unterscheidungslehren von der Römisch-katholischen Kirche, d. h. der Hierarchie". In demselben werden zunächst neun Lehren und Gebräuche der Römischen Kirche als mit der Schrift nicht übereinstimmend zurückgewiesen, nämlich die Entziehung des Kelches, die Heiligsprechung, die Anrufung der Heiligen, die Vergebung der Sünden durch den Priester mit Ohrenbeichte und Ablaß, das Fasten, der Gebrauch des Latein im Gottesdienst, der

11) Urtheil eines katholischen Priesters über den heil. Rock. Von Joh. Ronge. 12) Vgl. Joh Ronge. Rechtfertigung (Leipzig 1845).

13) Kampf des Lichtes mit der Finsterniß i. „Sächsische Vaterlandsblätter" vom 3. Dec. 1844.

Cölibat, die Verdammung der gemischten Ehen und die Verehrung des Papstes als Statthalters Christi. Darauf folgt das Apostolicum ohne die Höllenfahrt; die Heilige Schrift wird als „die einzig sichere Quelle des christlichen Glaubens" anerkannt, „und zwar in dem Sinne, wie er einem jeden erleuchteten frommen Christen zugänglich ist", die sieben Sakramente werden beibehalten als „wahre und eigentliche Heilsmittel", welche „die Gnade mittheilen", der Nutzen der Messe für Lebende und Todte, und die Verwandlung der Abendmahlselemente in den wahren Leib und das wahre Blut Christi gelehrt, aber die Austheilung unter beiderlei Gestalt gefordert. Ein Fegefeuer im römischen Sinne wird abgelehnt, „wohl aber gibt es in dem Hause unsers himmlischen Vaters viele Wohnungen, gleichsam Stufen zu der vollkommenen Anschauung Gottes". Durch sie muß hindurchgehen, wer hier dieser vollkommenen Anschauung sich noch nicht würdig gemacht hat, daher „den Verstorbenen unser Gebet nützlich sein kann, nicht aber umgekehrt". „Wir bekennen, daß die Priester das Sakrament der Ehe nicht nur empfangen können, sondern, um würdige Muster für das Volk zu sein, der Heiligen Schrift gemäß sogar empfangen sollen." — Dieses Glaubensbekenntniß ward am 27. Oct. der königlichen Regierung zu Bromberg übersandt mit der Bitte, die Gemeinde als christlich-katholische anzuerkennen und gegen Angriffe der Römischen zu schützen. Die Regierung antwortete nicht, hinderte es aber auch nicht, daß die kleine Gemeinde in der Wohnung ihres Priesters Czerski ein Zimmer zur Kapelle herrichtete, wo dieser in deutscher Sprache die Messe las und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilte. Am 17. Febr. 1845 ward er „als hartnäckiger Irrlehrer und frevelhafter Verräther der Kirche" von Rom excommunicirt, am 21. Febr. von einem evangelischen Geistlichen getraut.

Die Gemeinde Schneidemühl, ohne Ronge entstanden, wäre wol ohne ihn unbeachtet geblieben, und andererseits erhielt Ronge's Aufruf, sich von dem durch Aberglauben verderbten Rom loszusagen, an Schneidemühl ein greifbares Vorbild. Im November 1844 war Ronge in Laurahütte durch Eröffnung der evangelischen Schule überflüssig geworden; er begab sich nach Breslau und fand hier unter den unabhängigen Bürgern zahlreiche Anhänger und einen gelehrten Rathgeber an dem Professor des Kanonischen Rechtes, Domherrn Dr. Regenbrecht, der sich von der Römischen Kirche lossagte, deren Bestrebungen er mit dem Geiste Jesu nicht vereinigen könne.[14]) Am 22. Jan. 1845 fand die erste Versammlung derjenigen statt, welche um Johann Ronge als Seelsorger eine besondere Gemeinschaft bilden wollten. Am 13. Febr. einigte man sich über die „Grundzüge der Glaubenslehre, des Gottesdienstes und der Verfassung der allgemeinen (katholischen) christlichen Gemeinde zu Breslau". Sie zeigen einen wesentlich andern Geist als das schneidemühler Bekenntniß. Es wird völlige Gewissensfreiheit behauptet und jeder Glaubenszwang verabscheut; der Aufstellung der Schrift als einziger Grundlage des christlichen Glaubens wird die Erklärung hinzugefügt: „Die freie Forschung und Auslegung darf durch keine äußere Autorität beschränkt werden"; das Apostolicum wird stark modernisirt, z. B. der zweite Artikel: „Ich glaube an Jesum Christum, unsern Heiland, der uns durch seine Lehre, sein Leben und seinen Tod von der Knechtschaft der Sünde erlöset hat"; die Sakramente werden auf Taufe und Abendmahl beschränkt und letzteres als „das sühnende Gedächtnißmahl an das Leiden und den Tod unsers Herrn Jesu Christi" bestimmt; für die erste Pflicht der Christen wird erklärt, „den Glauben durch Werke christlicher Liebe zu bethätigen". Die Protestationen gegen römische Irrthümer sind ziemlich dieselben. — Am 9. März fand der erste Gottesdienst der breslauer Gemeinde statt, welche Ronge zu ihrem Geistlichen wählte. In ähnlicher Weise entstanden im Frühjahre 1845 in etwa 20 norddeutschen Städten deutschkatholische Gemeinden, besonders dort, wo einzelne Katholiken unter Protestanten verstreut lebten, z. B. in Dortmund, Dresden, Offenbach, Elberfeld, Stettin, Leipzig u. a. Die meisten nahmen das breslauer Bekenntniß an mit mehr oder weniger Aenderungen. Leipzig z. B. nahm das Apostolicum an, Dresden stellte an die Spitze den Satz: „Die Grundlage des christlichen Glaubens soll uns einzig und allein die Heilige Schrift und die von der christlichen Idee durchdrungene und bewegte Vernunft sein", bezeichnete die Taufe als das Zeichen der Aufnahme in den Christenbund, das Abendmahl als Mittel der Erinnerung an Christum und als Zeichen des Bruderbundes aller Menschen u. dergl. m.

Unter solchen Umständen zeigte sich bald das Bedürfniß, auf einer Versammlung von Abgeordneten der verschiedenen Gemeinden wenn möglich ein gemeinsames Glaubensbekenntniß festzustellen, das der Freiheit der einzelnen Gemeinde Raum lasse, aber doch die nothwendige Grundlage bilde für eine größere Gemeinschaft. Auf Robert Blum's Antrag mit unverkennbarer Uebereilung zusammenberufen, ward die erste Kirchenversammlung des Deutschkatholicismus am ersten Ostertage, den 23. März 1845, zu Leipzig im Hotel Stadt Rom eröffnet und hielt in vier Tagen fünf Sitzungen.[15]) Eine Einigung betreffs der vielfach verschiedenen Glaubensbekenntnisse herbeizuführen war um so schwieriger, als die vollkommene Selbständigkeit der einzelnen deutsch-katholischen, oder — wie sie aus Rücksicht auf den nationalen Gegensatz der Deutschen und Polen sich auch nannten, — der christ-katholischen Gemeinden ausdrücklich anerkannt ward. Czerski forderte mit Entschiedenheit die Anerkennung der Gottheit Christi, aber der breslau-dresdener Rationalismus hatte die Majorität für sich.

14) Vgl. Erklärung des Professors des kanon. Rechts an der hiesigen Universität Dr. Regenbrecht an den Bisthumsverweser Dr Latussek über sein Ausscheiden aus der Römisch katholischen Kirche (Breslau 1845).

15) Vgl. die erste allgemeine Kirchenversammlung der Deutschkatholischen Kirche. Authentischer Bericht. Im Auftrage der Kirchenversammlung herausgegeben von Robert Blum und Franz Wigand (Leipzig 1845).

Als Grundsatz ward aufgestellt: „Die Grundlage des christlichen Glaubens soll uns einzig die Heilige Schrift sein, deren Auffassung und Auslegung der von der christlichen Idee durchdrungenen und bewegten Vernunft freigegeben ist"; als Symbol: „Ich glaube an Gott den Vater, der durch sein allmächtiges Wort die Welt geschaffen hat und sie in Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe regiert. Ich glaube an Jesum Christum, unsern Heiland. Ich glaube an den Heiligen Geist, eine heilige, allgemeine christliche Kirche, Vergebung der Sünden und ein ewiges Leben. Amen." Pflicht der Kirche und des Einzelnen sei es, sich den Inhalt der Glaubenslehren zu lebendiger, dem Zeitbewußtsein entsprechender Erkenntniß zu bringen; die Verschiedenheit in der Auffassung derselben sei kein Grund zur Absonderung und Verdammniß, dagegen sei höchste Pflicht des Christen, den Glauben durch Werke der Liebe zu bethätigen. Ausdrücklich wird hervorgehoben, daß sie nicht aus der katholischen Kirche ausgeschieden sind, vielmehr „die römisch-katholische Hierarchie für unchristlich und akatholisch halten müssen und der festen Ueberzeugung sind, daß die deutsch-katholische Kirche den wahren katholischen Standpunkt erfaßt habe, die Mitglieder dieser Kirche demnach echte Katholiken sind" u. s. w. Damit schien das Werk der Einigung gelungen, aber es schien nur so und bald erfolgte die Spaltung.

Nothwendig freilich war sie nicht, da dieses leipziger Bekenntniß als die allgemeinste Formel gemeint war, innerhalb deren jede Gemeinde ihrer besondern Auffassung Ausdruck geben konnte. Aber der Antagonismus der Führer war zu groß. Während Ronge auf seinen Rundreisen durch Deutschland bei Zweckessen und öffentlichen Aufzügen als zweiter Luther, als Held und Vorkämpfer der Denkfreiheit und der Menschenrechte gefeiert ward, erklärte er in hochtönenden Phrasen [16]), Czerski habe den Geist der Reformation des 19. Jahrhunderts verleugnet, er (Ronge) „betrachte die schneidemühler Reformation blos als den Schleier, dessen sich der Geist, der die Geschichte lenkt, bediente, um hinter demselben ungestört die große Reformation des 19. Jahrhunderts geboren werden zu lassen, und um sie den Blicken der Feinde zu verhüllen". Der wichtigste Punkt, an dem die Reformation des 19. Jahrhunderts über diejenige des 16. Jahrhunderts hinausgehen müsse, sei der, daß Christus nicht mehr als außerweltlicher Gott, sondern als unser Bruder betrachtet werde. Czerski, der die leipziger Formel nicht selbst unterschrieben, aber auch nicht protestirt hatte, als Sänger im Namen der schneidemühler Gemeinde sie unterschrieb, gab, wahrscheinlich den Vorstellungen von positiv-protestantischer Seite nachgebend, seiner abweichenden Ueberzeugung später um so entschiedeneren Ausdruck. [17]) Mit Recht, sagt er, nimmt man Anstoß an einem Bekenntniß, das gerade dasjenige, weswegen es ein christliches heißen könnte, mit Stillschweigen übergeht, nämlich Christum selbst. Wer die in der Schrift so deutlich und so häufig bezeugte Gottheit Christi aufgibt und ihn für einen bloßen Sittenlehrer hält, hat das Christenthum aufgegeben und ist ins Heidenthum zurückgesunken. — Dieser Zwist der Führer ergriff auch die Gemeinden. An mehr als Einem Orte kam es zur Trennung in zwei Parteien, derer, welche das Apostolicum und derer, welche das leipziger Bekenntniß festhielten. Die Gefahr, welche daraus für den Fortgang der Bewegung erwuchs, machte die Führer einer Versöhnung geneigter. Sie kamen am 3. Febr. 1846 in Rawicz zusammen. Hernach erklärte Ronge, sie hätten sich die Bruderhand gereicht, unter denselben Bedingungen wie in Leipzig, Czerski und seine Gemeinde blieben freilich auf dem früheren Standpunkte, wollten aber keine Verdammung Andersdenkender. Auch Czerski erklärte [18]), sie hätten sich als solche erkannt, die im Glauben nicht so fern voneinander ständen, als es wegen der Abweichung im Bekenntniß den Anschein gehabt hätte. Ronge selbst habe versprochen, auf der nächsten Synode auf Vervollständigung des leipziger Bekenntnisses zu dringen; dies sei in der wenn auch irrigen so doch guten Meinung geschehen, der christlichen Gemeinschaft ein weites Feld zu gewinnen und sie den Richtungen der Zeit anzupassen. — Aber auch diese Versöhnung war nicht von langem Bestand.

Zunächst waren die Gemeinden bemüht, ihre Angelegenheiten besser zu ordnen. Die Schlesischen Gemeinden schlossen sich zu einem Provinzialverbande zusammen, und die Provinzialsynode zu Breslau am 15. und 16. Aug. 1845, auf der 38 Gemeinden vertreten waren, entwarf Grundzüge der Lehre, des Cultus und der Verfassung. [19]) Das künftige Symbol soll nur die wesentlichsten Glaubenslehren enthalten, welche auf klaren Aussprüchen der Schrift beruhen und vernünftigerweise nicht bezweifelt werden können; genauere Bestimmungen über die Person Christi, als daß er sei der alleinige Mittler zwischen Gott und Mensch, werden abgelehnt. Die Verfassung ruht auf der unbeschränkten Selbständigkeit der Einzel-Gemeinde, in welcher die Frauen unbeschränktes (auch passives) Stimmrecht erhalten. Zur Provinzialsynode wählt jede Gemeinde einen weltlichen und je zehn Gemeinden zusammen einen geistlichen Abgeordneten. Der Geistliche wird von der Gemeinde gewählt, vom Vorstande ordinirt. Der Gottesdienst soll aus Belehrung und Erbauung bestehen, die Liturgie den jetzigen Zeitbedürfnissen gemäß geordnet werden, die Messe den Mittelpunkt der Feier bilden. — Die zahlreichen Schriften, welche für die Zwecke des Gemeindegottesdienstes und der häuslichen Erbauung erschienen, zeigen geringe theologische Bildung und noch geringere religiöse Wärme, dagegen eine erschreckende Herrschaft der Phrasen von Freiheit, allgemeiner Menschlichkeit und Liebe. Diesem Mangel schien abgeholfen, als Anton Theiner (s. d.) im Juli 1845 aus der Römi-

16) Joh. Ronge, Neue und doch alte Feinde (Dessau 1845).
17) Joh. Czerski, Sendschreiben an alle christ-katholischen Gemeinden des apostolischen Glaubensbekenntnisses (Thorn 1845).
18) Zweites Sendschreiben an alle christ-katholischen Gemeinden mit Rücksicht auf die Versammlung zu Rawicz; von Joh. Czerski (Bromberg 1846).
19) Grundzüge der Glaubenslehre, des Gottesdienstes und der Verfassung der christ-katholischen Kirche. Geprüft und genehmigt von der Synode zu Breslau (Breslau 1845).

schen Kirche austrat und sich nach Breslau begab. Auf jener Zusammenkunft zu Nowicz war er Ronge's theologischer Berather, aber schon am 19. Febr. 1846 legte er sein geistliches Amt an der breslauer Gemeinde nieder. Er hat es abgelehnt, die Gründe seines Rücktritts öffentlich darzulegen, aber was er anderswo[20]) über Ronge äußert — der Brief an Arnoldi sei nicht von Ronge verfaßt, sondern nur unterzeichnet; Ronge sei ohne geistlichen Beruf und ohne wissenschaftliche Bildung, Briefe von seiner Hand seien nicht einmal orthographisch richtig geschrieben; vom Beifall der Menge geblendet, habe er sich selbst für einen großen Geist und Reformator der Kirche gehalten, mit maßloser Keckheit und Roheit den christlichen Offenbarungsglauben verworfen, immer nur seine Schlagworte von Licht, Liebe und Freiheit wiederholend — das zeigt klar genug, daß der entschieden reformatorisch gesinnte, aber wissenschaftlich gebildete und religiös tief empfindende Theiner mit dem aufklärerisch seichten Ronge zusammenstieß, daß aber des letzteren Einfluß in der Gemeinde überwog.

Das Verhältniß der Staatsgewalt zur neuen Gemeinschaft gestaltete sich verschieden. Katholische Staaten konnten sie nicht dulden, daher Baiern im J. 1845 erklärte, die neue Sekte sei nicht eine Religion, sondern Radicalismus und Communismus, deshalb die Theilnahme als Hochverrath zu behandeln, Oesterreich sogar den Namen Deutschkatholicismus und jede öffentliche Erwähnung der Ronge'schen Sekte verbot. In Preußen wies die Cabinetsordre vom 30. April 1845 die Behörden an, nichts zu thun, was fördernd oder hemmend in den Gang der neuen Bewegung eingreifen könne. Die Hinneigung zum Rationalismus veranlaßte die Ministerialverfügung vom 17. Mai 1845, welche gegenüber der allerorten sich zeigenden Bereitwilligkeit der evangelischen Gemeinden, den Deutschkatholiken die Mitbenutzung der Kirchen zu gestatten, erklärte: das Eigenthumsrecht der Gemeinden an ihren Kirchen gehe nicht so weit, daß sie dieselben ohne Genehmigung der Kirchenbehörde einem fremden Cultus leihen könnten; überdies sei die Ueberlassung derselben an die Deutschkatholiken deshalb nicht statthaft, weil darin eine Anerkennung der katholischen Dissidenten als eigener Religionsgesellschaft enthalten sei. Eine zweite Cabinetsordre vom 8. Juli 1845 ermäßigte diese Verfügung dahin: wo es bisher geschehen sei oder wo in Zukunft das Bedürfniß sich herausstellen sollte, könne, wenn Patron, Pfarrer und Kirchenvorstand einverstanden seien, der Oberpräsident im Einvernehmen mit dem Consistorium die Mitbenutzung der evangelischen Kirche einstweilen gestatten. In Baden und Sachsen trat die Kammer lebhaft für den Deutschkatholicismus ein, die Regierung zeigte sich zurückhaltender; einige kleinere Staaten ließen ihn einfach gewähren. Unter solchen Umständen gewannen die Deutschkatholiken bis Ende 1846 wol gegen hunderttausend Mitglieder, etwa zur Hälfte in Schlesien.

Die politische Bewegung des J. 1848 brachte ihnen gesetzliche Anerkennung und infolge dessen einigen Zuwachs, zumal auch in rein katholischen Ländern, in Wien und München, Gemeinden begründet wurden. Zugleich aber trat das religiöse Interesse immer mehr zurück und radical politische und sociale Tendenzen gewannen die Oberhand. Ronge als Abgeordneter demokratischer Vereine unterzeichnete ein Manifest gegen die Wahl eines unverantwortlichen Reichsverwesers als volksverrätherisch, Dowiat erklärte die religiöse Bewegung für bloßes Mittel der politischen Agitation, die schlesische Provinzialsynode ließ im Mai 1848 ein Manifest ausgehen, in dem sie dagegen protestirt, den Deutschkatholicismus mit gleichzeitigen Bewegungen im politischen und socialen Leben zusammenzuwerfen, aber doch erklärt, sie erhebe die Bestrebungen der Socialisten und die Grundsätze der Demokratie zur Religion, weil die Selbstbestimmung des Menschen, die Freiheit des Willens von seiner Würde nicht getrennt werden können. Darin trat die Verwandtschaft des Deutschkatholicismus mit den von der protestantischen Kirche ausgegangenen freien Gemeinden zu Tage, und im Mai 1850 ward von dem dritten deutsch-katholischen Concil und von der freigemeindlichen Tagsatzung zu Leipzig Köthen die Vereinigung zu einer „Religionsgesellschaft freier Gemeinden" beschlossen mit der Bestimmung, daß beide Theile einig seien in den Grundsätzen, übrigens jede Gemeinde ihren Namen wie ihre Selbständigkeit beibehalten könne.

Die Reaction der funfziger Jahre brachte auch den Deutschkatholiken schwere Bedrückung. In Oesterreich und Baiern wurden ihre Gemeinden aufgelöst, in Preußen polizeilich überwacht als politische Vereine, welche den Umsturz der bürgerlichen und socialen Ordnung fördern. Das Jahr 1858 brachte einige Erleichterung, aber am 16. und 17. Juni 1859 verschmolz der Deutschkatholicismus völlig mit den Freien Gemeinden zu einem „Bunde freireligiöser Gemeinden", um auf der Grundlage „freier Selbstbestimmung in allen kirchlichen Angelegenheiten das religiöse Leben zu fördern". Damit hat er vollends darauf verzichtet, eine Reform des Katholicismus herbeizuführen.

Der Altkatholicismus.[21]) Am 18. Juli 1870 ward durch die Bulle Pastor aeternus die Unfehlbarkeit des Papstes als kirchliches Dogma verkündet. Damit war eine Jahrhunderte alte Streitfrage entschieden und dem hierarchischen Gebäude des römischen Katholicismus die letzte Spitze aufgesetzt. Obgleich das nothwendige Ziel der bisherigen Entwickelung und der allein consequente Ausdruck des römischen Geistes, hatte die

20) Anton Theiner, Die reformatorischen Bestrebungen in der katholischen Kirche. Ein Sendschreiben zunächst an die Gemeinden zu Posonitz, Gnissau und Hundsfeld u. s. w. 1. Heft. 1845. Mein Austritt aus der Römisch-katholischen Kirche und die vom Herrn Melchior, Fürstbischof von Breslau, über mich verhängte Excommunication. 2. Heft, Altenburg 1846.

21) Vgl. Th. Förster, Der Altkatholicismus. Eine geschichtliche Studie (Gotha 1879). Bühler, Der Altkatholicismus Leyden 1880. E. Friedberg, Actenstücke, die altkatholische Bewegung betreffend (Tübingen 1876).

Definition des neuen Dogmas großen Widerstand gefunden. Die einen erklärten es für unkatholisch, die andern nur für unzeitgemäß. Fünfundfunfzig Bischöfe der Opposition hatten kurz vor dem 18. Juli Rom verlassen mit dem gegenseitigen Versprechen, weitere Schritte nur auf Grund gemeinsamer Berathung zu thun. Zu dieser versammelten sich die meisten deutschen Bischöfe am Grabe des Heiligen Bonifacius zu Fulda, und auch die wenigen fehlenden, zuletzt Bischof Hefele von Rottenburg, schlossen sich später den fuldaer Beschlüssen an. Infolge dessen erließen sie unterm 10. Sept. 1870 einen gemeinsamen Hirtenbrief des Inhaltes: „Das unselbare Lehramt der Kirche hat entschieden, und alle müssen seine Entscheidungen als göttlich geoffenbarte Wahrheit mit festem Glauben annehmen und mit freudigem Herzen erfassen und bekennen. Wir erklären, daß das Concil keine neue Lehre aufgestellt, sondern lediglich die alte, in der Hinterlage des Glaubens enthaltene und treu gehütete Wahrheit entwickelt, erklärt und den Irrthümern der Zeit gegenüber ausdrücklich zu glauben vorgestellt hat, indem wir mit vollem und rückhaltslosem Glauben den Beschlüssen des Concils beistimmen." Auch die französischen Bischöfe Darboy und Dupanloup erklärten ihre Zustimmung und verkündeten den Gemeinden die neue Lehre.

Diese nachträgliche Unterwerfung ist den Bischöfen der Opposition fast allgemein als verächtliche Charakterschwäche ausgelegt. Das ist eine völlige Verkennung des katholischen Standpunktes. Nach katholischer Lehre und Praxis, wie sie jahrhundertelang geübt ist, darf vor der Entscheidung des Concils über eine Frage so oder anders gelehrt werden, sobald aber das Concil gesprochen hat, gilt es zu gehorchen. Oder macht man geltend, das Vaticanische Concil sei kein ökumenisches oder kein freies gewesen, so vergißt man, daß der Einzelne nicht das Recht hat, darüber zu entscheiden. Auch war es thatsächlich ein ökumenisches Concil und ein freies nicht weniger als viele frühere, deren Beschlüsse gelten. Ueberdies entspricht die Erklärung der päpstlichen Unfehlbarkeit so sehr dem römischen Geiste, daß, wie auch die altkatholische Bewegung trotz aller Zurückhaltung zeigt, nachdem sie erfolgt war, der Widerspruch gegen sie nothwendig weiter führen mußte.

Anfangs schien es auch, als ob das neue Dogma würde ruhig hingenommen werden. Die Regierungen, welche in verhängnißvoller Kurzsichtigkeit trotz der Aufforderung des bairischen Ministerpräsidenten Hohenlohe der Meinung des Fürsten Bismarck folgend es abgelehnt hatten, vor der Definition des neuen Dogmas die Bischöfe der Opposition des staatlichen Schutzes zu versichern, verhielten sich auch jetzt abwartend. Das Volk war theils der geistlichen Führung zu blind ergeben, theils gegen religiös-kirchliche Fragen zu gleichgültig, als daß es Widerstand geleistet hätte. Nur aus Universitätskreisen erhob sich Widerspruch. Als der erste erklärte Professor Michelis in Braunsberg in offener Anklage Pius IX. für einen Häretiker und Verwüster der Kirche. In München erklärte der gelehrte Döllinger, der vorher so nachdrücklich vor dem neuen Dogma gewarnt hatte, als Christ, Theolog, Historiker und Bürger müsse er das Vaticanum, mit welchem nur die Räubersynode verglichen werden könne, abweisen. Ihm schloß sich Professor Friedrich an, der in seinem „Tagebuch vom Concil" uns interessante Blicke in die Entstehungsgeschichte des neuen Dogmas thun läßt. Unter ihrer Führung erhoben 44 Professoren der Universität München Protest gegen das Vaticanische Concil und seine Beschlüsse; es folgten von Schulte in Prag, Reinkens in Breslau, Langen, Knoodt, Hilgers und Reusch in Bonn, Lutterbeck in Gießen. Am 25. Aug. traten die theologischen Führer der Bewegung in Nürnberg zu einer Berathung zusammen und von hier an kann man die Entstehung des Altkatholicismus datiren. Der Name erscheint zum ersten mal in der Schrift „Zwiegespräche mit Bischöfen der vaticanischen Mehrheit über unsere kirchliche Lage. Von einem Altkatholiken" (München 1870).

Von den Mitgliedern der katholisch-theologischen Facultäten forderten die Bischöfe die Ausstellung von Reversen, daß sie den Beschlüssen des Concils sich unterwürfen. Haneberg in München und Dieringer in Bonn fügten sich; gegen die Widerstrebenden wurden kirchliche Strafmittel angewandt, bis zur Excommunication. Ebenso gegen einige Pfarrer und Religionslehrer, aber die Regierungen schützten die Gemaßregelten in ihren Aemtern und der excommunicirte Döllinger ward in demonstrativer Weise zum Rector der Universität gewählt. Die Laien hielten sich immer noch fern, nur in Königswinter am Rhein ward am 14. Aug. 1870 eine gut besuchte Laienversammlung gehalten und in München erschien ein „Protest der Altkatholiken", unterzeichnet von Männern in hervorragender Stellung. In Bonn und München bildeten sich altkatholische Centralcomités. Die ersten Gemeinden entstanden, als der Priester Renkle in Mehring in der Diöcese Augsburg und der Priester Kaminski in Kattowitz in Schlesien trotz der Excommunication die Mehrzahl der Gemeinde auf ihrer Seite hatten und der Staat sie schützte.

Vorbereitet durch eine Delegirtenversammlung zu Heidelberg am 5. und 6. Aug. ward der erste Altkatholiken-Congreß vom 20.—24. Sept. 1871 zu München abgehalten. Schon hier zeigte sich, was die weitere Entwickelung deutlicher gezeigt hat, daß man trotz des ängstlichen Festhaltens am vorvaticanischen Katholicismus zu weitern Reformen gedrängt werde und daß es schwer sei, die mehr conservativ und die mehr reformatorisch Gesinnten dauernd zusammenzuhalten. Nach längern Verhandlungen einigte man sich über 7 Punkte; 1) Festhalten am alten Glauben und Cultus, blos mit Verwerfung der vaticanischen Neuerungen. 2) Ein Concil darf keine völlig neue Lehre erfinden, sondern nur aussprechen, was von alters her und überall von der Kirche geglaubt ist, seine Beschlüsse müssen sich bewahrheiten an der Uebereinstimmung mit dem Glaubensbewußtsein des katholischen Volkes und mit der theologischen Wissenschaft. 3) Einig mit der Kirche von Utrecht, hofft die Versammlung auf eine Wiedervereinigung mit der Griechischen Kirche und erwartet eine Verständigung mit der Prote-

stantischen und Bischöflichen Kirche. 4) Die Priester sollen nicht in Seminarien erzogen werden, sondern eine wissenschaftliche und patriotische Bildung erhalten. 5) Die bürgerliche Freiheit und Humanität soll gegen die Machtfülle des unfehlbaren Papstes geschützt werden. 6) Der Jesuitenorden soll wegen seiner staatsgefährlichen, antinationalen und unsittlichen Haltung beseitigt werden. 7) Die Altkatholiken beanspruchen die Theilnahme an den Gütern und Besitztiteln der Katholischen Kirche. Gegen das Votum Döllinger's, der ein Schisma fürchtete, ward besonders auf Schulte's Vorschlag beschlossen, überall, wo die Verhältnisse es erheischen, mit der Bildung selbständiger Gemeinden und der Einrichtung eigener Gottesdienste vorzugehen.

Infolge dieser Beschlüsse bildete sich eine Reihe neuer Gemeinden, z. B. in Passau, München, Straubing, Kempten, Kaiserslautern, Köln, Bonn, Elberfeld, Heidelberg, Freiburg u. s. w. Die Regierungen begünstigten sie als Bundesgenossen im beginnenden Kampfe gegen Rom, wenn auch die gesetzliche Regelung ihrer Verhältnisse auf sich warten ließ. Im Frühjahre 1872 suchten Döllinger, Michelis, Reinkens, Friedrich und Huber durch öffentliche Vorträge weitere Kreise der Laien für die Bewegung zu gewinnen. Im Juli 1872 machte der greise Erzbischof von Utrecht, Heinrich Loos, eine Firmungsreise durch Deutschland. Der zweite Altkatholiken-Congreß tagte vom 20.—24. Sept. 1872 im Gürzenich zu Köln; auch er vertagte die tiefer einschneidenden Anträge auf Aufhebung des Cölibats, des Beichtzwanges, der lateinischen Messe, Einschränkung des Ordenswesens u. s. w. auf später, erkannte aber doch, daß man bei bloßer Verwerfung des Vaticanum nicht stehen bleiben könne, sondern eine allgemeine Reform anbahnen müsse. Das Wichtigste war die Niedersetzung eines aus Priestern und Laien gebildeten Ausschusses, welcher am 4. Juni 1873 zu Köln den Professor Reinkens zum altkatholischen Bischof wählte. Derselbe ward, um die apostolische Succession zu wahren, am 11. Aug. vom Jansenistischen Bischof Heykamp zu Deventer geweiht, und von Preußen, Baden und Hessen anerkannt. Baiern lehnte die Anerkennung ab, hat aber seine bischöflichen Handlungen nicht gehindert.

Der dritte Altkatholiken-Congreß vom 11.—14. Sept. 1873 zu Konstanz berieth die Grundlagen der künftigen Organisation. Hier lag die Schwierigkeit vor, das moderne Princip der Laienvertretung mit der katholischen Anschauung von der Stellung des Klerus zu vereinigen. Die Gesetzgebung und höchste Entscheidung liegt bei der Synode. Diese versammelt sich jährlich — diese Bestimmung ward 1879 aufgehoben — und besteht aus sämmtlichen Priestern und aus gewählten Laiendelegirten, je einem auf 200 selbständige männliche Mitglieder. Die Leitung der Synode hat der von ihr gewählte Bischof. Ihm zur Seite steht die Synodalrepräsentanz, gebildet aus vier Laien und fünf Geistlichen. Er hat das Recht, zu seiner Vertretung einen Generalvicar zu bestellen — dies ward Professor Reusch aus Bonn. Jede Gemeinde steht betreffs der geistlichen Angelegenheiten unter dem freigewählten Pfarrer, betreffs der weltlichen unter dem Kirchenvorstand und der Gemeindeversammlung. — Auf Grund dieser Vorschläge trat am 27.—29. Mai 1874 die erste altkatholische Synode zu Bonn zusammen und bestätigte sie. Auch mit der allgemeinen kirchlichen Reform wurde hier in zurückhaltender Weise der Anfang gemacht. Die Ohrenbeichte wurde dem Bedürfniß des Einzelnen freigegeben, die Absolution ohne Reue für werthlos erklärt, die bisherige Fastenpraxis beseitigt und die Einführung der deutschen Sprache in den Gottesdienst vorbereitet durch den Beschluß, einen Katechismus, eine biblische Geschichte und ein Rituale herauszugeben.[22]) — Die von Döllinger mit Vorliebe gepflegten Unionsverhandlungen, zunächst mit der Griechischen und Anglikanischen Kirche, wurden wieder aufgenommen, führten aber schließlich auf unfruchtbare dogmatische Subtilitäten.[23]) — Das Jahr 1874 brachte auch das erste Altkatholikengesetz, nämlich in Baden, wodurch ihnen völlige Gleichberechtigung, das Recht der Gemeindebildung, der selbständigen Verwaltung und die Theilnahme am Kirchenvermögen zugesichert wurde. Preußen folgte nach, indem auf Antrag des Abgeordneten Petri am 4. Juli 1875 das sogenannte Altkatholikengesetz angenommen ward, wodurch in jeder Gemeinde für eine erhebliche Anzahl von Altkatholiken der Mitgebrauch der Kirche und des Kirchhofes sowie die Theilnahme am Kirchenvermögen gesichert wird.

Seitdem ist alljährlich, mit Ausnahme des J. 1880, um die Pfingstzeit zu Bonn die altkatholische Synode abgehalten worden. Nebenher gingen, meist im Herbst, als freiere Versammlungen die Altkatholiken-Congresse in einer Stadt Süd- oder Norddeutschlands. Von den Synodalbeschlüssen seien die wichtigsten erwähnt. Die Einführung der deutschen Sprache in den Gottesdienst wurde allmählich vollzogen, die Kinderbeichte abgeschafft, die Zahl der Feiertage beschränkt, die Processionen außerhalb der kirchlichen Gebäude verworfen, die ärgsten Mißbräuche der Messe beseitigt, indem man darauf hinwies, daß bei der Messe in erster Linie für die gesammte Kirche, besonders für die Anwesenden gebetet werde, und daß man sich der Gnade des Meßopfers am meisten durch die Communion theilhaftig mache. Die fünfte Synode vom J. 1878 konnte einer Entscheidung über die von Jahr zu Jahr angeregte Frage wegen Aufhebung des Cölibats nicht länger ausweichen. Nach erregter Debatte wurde mit 75 gegen 22 Stimmen die Beseitigung desselben beschlossen. Es ist nur vereinzelt von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht worden, und es scheint, als ob der anfänglich deshalb drohende Zwist — Utrecht war entschieden gegen diese Neuerung, Friedrich, Reusch, Langen und Menzel sagten sich von der bonner Leitung

22) Katechismus der Altkatholiken (Bonn 1875). Katholisches Rituale nach den Beschlüssen der Altkatholiken des Deutschen Reichs (2. Aufl., Bonn 1876). 23) Näheres darüber gibt Reusch, Bericht der bonner Unionsconferenz 1874 (Bonn 1874). Vgl. auch J. J. Overbeck, Die bonner Unionsconferenz im Verhältniß zur Orthodoxie (Halle 1876).

des Altkatholicismus los — keine bedrohliche Ausdehnung annehmen wird.

Und die Aussichten des Altkatholicismus? Sie erscheinen uns gering. Ohne tiefgreifendes, religiöses Princip, gegen den Protestantismus ebenso ablehnend wie gegen das Vaticanum, wird es ihm schwerlich gelingen, die Massen für sich zu gewinnen. Unter der Sonne der Staatsgunst hat er es in Deutschland auf circa 120 Gemeinden mit höchstens 60,000 Seelen gebracht, hat aber in den zwölf Jahren seines Bestehens den Mangel an Geistlichen nicht verwinden können. Seit 1878 macht sich ein stetiger Rückgang in der Mitgliederzahl geltend, und selbst wenn Preußen in seinem Kampfe mit der katholischen Kirche nicht den einstigen Bundesgenossen preisgibt, ist doch wenig Aussicht, daß er jemals über eine unbedeutende Sekte hinauskommt. Das freilich hat er bewirkt, daß die besten und freisinnigsten Kräfte dem römischen Katholicismus entzogen sind und dieser noch mehr als bisher in sich erstarrt.

Günstiger entwickelte sich der Altkatholicismus in der Schweiz. Zwei Umstände mögen dazu besonders mitgewirkt haben; der religiös-kirchliche Indifferentismus ist in der Schweiz weit geringer als in Deutschland, und die Schweizer Altkatholiken sind in der Reform der Kirche energischer vorgegangen. Schon im August 1870 erklärte in Aargau eine große Anzahl von Katholiken die Unerläßlichkeit einer Reform und auf einem Feste zu Langenthal protestirten 10,000 katholische Männer gegen das Vaticanum, wollten aber festhalten am alten katholischen Glauben. Der Pfarrer Egli in Luzern erklärte öffentlich im Gottesdienste, es sei gegen sein Gewissen, etwas mit dem Munde zu bekennen, was er im Herzen nicht glaube, deshalb müsse er gegen die Aufnöthigung des neuen Dogmas protestiren. Er wurde excommunicirt und seines Amtes entlassen. Auch gegen den Pfarrer Gschwind in Starrkirch wollte der Bischof von Basel in dieser Weise vorgehen, aber die Gemeinde hielt zu ihm und die Regierung schützte ihn. Professor Herzog zu Luzern dagegen mußte sein Amt aufgeben. Um diese drei Männer gruppirte sich die Bewegung in der Schweiz, welche durch die Landesversammlungen zu Solothurn (Herbst 1871) und Olten (December 1872) auch im Volke Anhang gewann. Sogleich schritt man dazu, die ärgsten Misbräuche abzustellen, und da die Theilnahme stetig wuchs, besonders im Aargau und Solothurn, wurde auf einer Versammlung zu Olten am 21. Sept. 1874 die Verfassung der „christlich-katholischen Kirche" festgestellt. Sie ist derjenigen des deutschen Altkatholicismus nachgebildet und erhielt die Bestätigung des Bundesrathes. Im Herbst 1874 trat an der Universität Bern eine christkatholisch-theologische Facultät in Wirksamkeit. Am 14. Juni 1875 wurde in Olten die erste Synode abgehalten, welche die neue Verfassung annahm und die Wahl eines Bischofs vorbereitete. Infolge der hier geführten Verhandlungen erklärte der Synodalrath schon am 1. Sept. 1875 die Ohrenbeichte für facultativ, die Landessprache im Gottesdienste gestattet und die Verheirathung nicht als Hinderniß der priesterlichen Stellung. Die zweite Synode zu Olten, am 7. und 8. Juni 1876, wählte darauf den Professor Herzog in Bern zum Bischof, der am 8. Sept. in der Kirche zu Rheinfelden vom Bischof Reinkens geweiht ward. Seitdem nahm der Altkatholicismus in der deutschen wie in der französischen Schweiz stetig zu, obgleich der Wechsel der bernerischen Politik im Jura einigen Rückgang veranlaßt und der Austritt einiger unwürdiger Priester sein Ansehen etwas geschädigt hat. Er zählt bereits gegen 60 Gemeinden mit reichlich 80,000 Seelen. Neuerdings droht die zwischen dem Bischof Herzog und seinem Coadjutor Michaud hervorgetretene Meinungsverschiedenheit über die Stellung zur Anglikanischen Kirche einen Zwist zu veranlassen, dessen Folgen sich noch nicht absehen lassen.[24])

In andern Ländern scheint der Altkatholicismus wenig Anklang zu finden. In Paris hat sich um Pater Hyacinthe eine Gemeinde gesammelt, in Wien trat eine solche bereits am 11. Febr. 1872 zusammen unter dem Pfarrer Al. Anton, in Rom besteht seit dem 8. Mai 1872 ein Altkatholikencomité, aber von nennenswerthen Erfolgen erfährt man weder hier noch dort.

Fragen wir jetzt nach dem religiös-kirchlichen Princip, welches der geschichtlichen Erscheinung des Katholicismus zu Grunde liegt. Dabei können wir die Griechische Kirche als eine in der Entwickelung stehen gebliebene, unter dem Drucke äußerer Umstände erstarrte betrachten und nur den römischen Katholicismus als die volle Ausgestaltung des zu Grunde liegenden Wesens. Es ist natürlich, daß diese Frage zuerst gestellt worden ist von der protestantischen Wissenschaft, welche das Bedürfniß fühlte, die Trennung beider Kirchen zu rechtfertigen. Anfangs freilich gedieh auf beiden Seiten nur die Polemik, welche, überzeugt von der alleinigen Wahrheit der eigenen Lehre, dem Gegner nur seine Abweichungen von dieser Wahrheit vorhält; erst ein wesentlicher Umschwung des Denkens konnte zu einer historischen Betrachtung hinführen, welche in jeder Confession eine eigenartige und in ihrer Eigenart relativ berechtigte Darstellung der christlichen Wahrheit anerkennt. Daher diese Frage wie die ganze Disciplin, welcher sie angehört, die Symbolik (s. d.), erst jüngeren Datums ist.

Da es sich um eine Gestalt der christlichen Kirche handelt, wird das Eigenthümliche des Katholicismus am unmittelbarsten in seiner Auffassung der Kirche zu Tage treten. Die Kirche ist ihm nicht die Gemeinschaft derer, welche das Heil ergriffen haben, sondern die göttliche Anstalt, welche das Heil besitzt und dem sündigen Menschen vermittelt, oder (Hase, „Polemik"): „Die vom Gottmenschen für alle Völker gestiftete und dem unter der Leitung seines Geistes ununterbrochen fortbestehenden Apostolat übergebene Anstalt zur religiösen Zucht aller Getauften, zur jenseitigen Beseligung aller Gehorsamen." Nur deshalb vermag er der Kirche diejenigen Eigenschaften beizulegen, welche zusammen das Ehrenprädicat der Katholicität ausmachen, nämlich die Einheit und die

24) Vgl. Herzog, Gemeinschaft mit der angio-amerikanischen Kirche. Beobachtungen und Mittheilungen (Bern 1881).

Unfehlbarkeit. Daraus folgt dann sofort der Unterschied, wie ihn Schleiermacher formulirt hat, daß der Katholicismus das Verhältniß des einzelnen zu Christo abhängig mache von seinem Verhältniß zur Kirche, dagegen der Protestantismus das Verhältniß des einzelnen zur Kirche abhängig mache von seinem Verhältniß zu Christo. Auch der Unterschied, daß der Katholicismus das Princip der Objectivität, der Protestantismus dasjenige der Subjectivität vertrete, folgt erst hieraus. Auch ist diese Formulirung deshalb unlich, weil sie auf ein unbestimmtes Mehr oder Weniger hinausläuft, denn auch der Katholicismus verlangt die subjective Aneignung der göttlichen Gnade und auch der Protestantismus erkennt in der Erlösungsthat Christi und ihrer Bezeugung in der Schrift ein Objectives, dem der Gläubige sich einfach unterzuordnen hat.

Diese Auffassung der Kirche als äußerer Heilsanstalt zeigt sich am unmittelbarsten in der Hierarchie, als auf ihrem Grunde beruhend auf dem Primat des Petrus und der apostolischen Succession der Bischöfe, wie in ihre Spitze auslaufend in den unfehlbaren Papst. Dieser hierarchisch geordnete Klerus ist die eigentliche Kirche, die ecclesia repraesentativa; er handelt nicht etwa im Dienst und Auftrag der gläubigen Gemeinde, er bildet vielmehr einen eigenartigen, höheren, von Gott ausgesonderten und mit besondern Gnaden ausgerüsteten Stand, welcher der sündigen Laienwelt das Heil vermittelt. Ohne die Kirche, d. h. ohne den Priester, das Heil zu erlangen ist einfach unmöglich, denn diesem kommt die unbedingte Macht zu zu binden und zu lösen. Alle kirchlichen Handlungen erhalten dadurch etwas Magisches, Zauberisches, indem wenig gefragt wird nach dem Glauben des empfangenden Laien, desto mehr nach der ordnungsmäßigen Verrichtung durch den Priester. Nur daraus erklärt sich im Gottesdienst das Zurücktreten der Predigt, das hartnäckige Festhalten am Gebrauch der lateinischen Sprache und die Behauptung, die Sakramente wirken ex opere operato, d. h. sobald richtig verwaltet, wird ihre Gnadenwirkung, ganz abgesehen von der subjectiven Beschaffenheit des Empfängers jedem zutheil, der nur nicht widerstrebt. Deshalb wird auch das ganze Leben von einem reichen Kranz von Sakramenten eingefaßt, deren jedes an seinem Orte eingreift.

Dem entspricht die schroffe Entgegensetzung des Kirchlichen und des Weltlichen. Die Welt ist das Niedere, der Sünde verfallen und nichtig, die Kirche als das Göttliche ist das unbedingt Höhere, welches die Welt nicht blos verklärend durchdringen, sondern beherrschen und möglichst beseitigen soll. Nur daher erklärt sich die Feindschaft gegen alles, was einen rein menschlichen Ursprung hat, wie der Staat, alle weltliche Wissenschaft und Cultur. Die Kirche allein ist zum Herrschen berechtigt, der Staat muß ihr dienen und wenn in Zeiten der Noth seiner Macht ein vorübergehendes Zugeständniß gemacht ist, die Kirche ist an derartige Verträge nicht mehr gebunden, sobald ihre Macht ausreicht, sie zu brechen; Wissenschaft und Kunst, kurz die ganze Cultur ist eine Wirkung des Bösen, die nur in strengster Unterordnung unter das kirchliche Gebot geduldet werden darf. Nur daraus erklärt sich, daß jedes Handeln wider die Natur, jede Verachtung oder Bekämpfung des Natürlich-Weltlichen als an sich gut und vor allem sittlich werthvoll erscheint: Weltflucht besser als ein thätiges Leben in der Welt, Kasteiung besser als Arbeit, Fasten besser als ein verständiger Gebrauch der Speisen, Ehelosigkeit besser als ein sittlich-frommes Familienleben. Und weil die Welt darüber zu Grunde gehen würde, wenn diese Regel allgemein befolgt würde, so muß man sich helfen mit der Unterscheidung einer höheren und einer niedern Sittlichkeit, jene für Geistliche und Mönche, diese für Laien.

Die Kirche hat die Wahrheit, und zwar nicht blos, sofern ihr die göttliche Offenbarung in der Schrift anvertraut ist, sondern sofern der Heilige Geist immerfort in ihr wirkt. Daher ist jeder Ausspruch der Kirche als unmittelbar göttlich, oder als unfehlbare Wahrheit anzuerkennen. Deshalb kann auch die göttliche Offenbarung in der Schrift nicht abgeschlossen sein, sondern der Schrift tritt die Tradition zur Seite, theils sie ergänzend, theils ihre richtige Auslegung verbürgend, also in Wahrheit wichtiger als sie. Diese Wahrheit auszusprechen war früher Sache der zu einem Oekumenischen Concil versammelten Bischöfe, jetzt ist es das Vorrecht des unfehlbaren Papstes. Dieselbe Unfehlbarkeit hat die Kirche in Fragen der Disciplin, daher Vorschriften der kirchlichen Disciplin ebenso verbindlich sind wie die Forderungen des Sittengesetzes, oder gar höher stehen, da die Kirche dem Sittengesetze gegenüber das Recht der Auslegung und der Dispensation hat.

Diese Wahrheit hat die Kirche als äußere Anstalt, daher Unterwerfung unter ihre Autorität, Gehorsam gegen die Kirche des Katholiken höchste Pflicht ist. Zunächst für das Gebiet der Erkenntniß: daher verliert der Glaube im Katholicismus seine tiefinnerliche, ethische Bedeutung, welche er bei Paulus und danach im Protestantismus hat und wird entleert zum bloßen assensus, zur bloßen Zustimmung zu dem, was die Kirche lehrt. Auf der einen Seite wird damit der Glaube so erleichtert, daß vom Laien eine genaue Kenntniß der einzelnen Lehren nicht gefordert, sondern die fides implicita, d. h. die Zustimmung zu allem, was die Kirche sonst etwa noch lehren möge, für genügend erklärt wird; auf der andern Seite wird selbst vom gelehrten Theologen verlangt, daß er vom Buchstaben der einmal fixirten Kirchenlehre nicht abweiche. So bestimmt, kann natürlich der Glaube nicht als genügend erachtet werden für die Aneignung des Heils, daher müssen zu ihm nothwendig die Werke hinzutreten, aber nicht als etwas, das durch den Glauben mit innerer Nothwendigkeit gewirkt wird, — wie der Protestantismus bei seiner tieferen Fassung des Glaubens behauptet — sondern als etwas durchaus Selbständiges. Das zeigt sich vor allem darin, daß der sittliche Werth der Werke nicht bemessen wird nach der Gesinnung, aus welcher sie hervorgehen, sondern nach der äußern Leistung, welche sie repräsentiren. Kann der Mensch gute Werke thun, so muß er Freiheit des Willens besitzen und trotz der Erbsünde noch eine gewisse Fähigkeit zum Guten haben;

dann kann auch die Bekehrung nicht ausschließlich Gottes Werk sein und das sittliche Streben des Wiedergeborenen kann zu vollkommener Heiligkeit hinführen. Kurz, hier liegt der Schlüssel zu dem Semipelagianismus, der trotz des Pelagius Verdammung und des Augustinus Verehrung das System des römischen Katholicismus durchdringt. Als Betonung des sittlichen Strebens ist er häufig als Vorzug des Katholicismus aufgefaßt, und besonders Möhler[25]) hat es verstanden, von hier aus den Katholicismus möglichst günstig darzustellen. Der Protestantismus, sagt er, hat ein starkes Sündenbewußtsein, aber er übertreibt es so sehr, daß es zur Verteufelung des Menschen wird, welche die Erlösungsfähigkeit und jedes sittliche Streben aufhebt. Zuzugeben ist, daß der Protestantismus das religiöse Interesse einseitig zum Ausdruck gebracht hat; der Katholicismus aber hat es aufgegeben. Daß der Werkdienst zum bloßen Beobachten kirchlicher Leistungen, wie Fasten, Wallfahrten u. dergl. oder gar zum bloßen Geldzahlen ausartete, liegt nicht im Princip des Katholicismus begründet, lag aber nahe bei fortschreitender Verweltlichung. Ebenso lag die Erhebung besonders frommer Männer zu Heiligen, ihre Anrufung und die Verwendung ihres Verdienstes zur Rettung der im Fegfeuer schmachtenden Seelen sehr nahe, zumal die Herrschaft der Kirche über die Laien dadurch nur gewinnen konnte.

Ueberall tritt uns eine Veräußerlichung der Religion entgegen, ein Streben, das Göttliche unmittelbar sinnlich zu fassen, daher der Papst der sichtbare Stellvertreter Christi, das Sakrament der sichtbare Träger der Gnade, die Messe das sichtbare Opfer Christi, die Bilder und Reliquien sinnlich-sichtbare Objecte der religiösen Verehrung. Dies mag uns Protestanten dem Christenthum als der wahrhaft geistigen Religion und dem zu geistiger Freiheit herangereiften Menschen in gleicher Weise zu widersprechen scheinen, wir dürfen nicht vergessen, daß der Katholicismus das, was er ist, vor allem ward, als der Lauf der Geschichte ihm die Erziehung unculturirter Völker übertrug, und daß auch jetzt noch manches Volk die Religion nur in der sinnlichen Form einer äußern Autorität zu erfassen vermag. *(Bernhard Pünjer.)*

KATHOLISCHE BRIEFE heißen seit der Zeit kurz vor Eusebius von Cäsarea (um 325) die sieben Briefe des Neuen Testaments, welche die Namen des Jakobus, Petrus, Johannes und Judas tragen.

I. **Wie sie dazu gekommen, unter diesem Namen zusammengefaßt zu werden, und was der-**

25) Vgl. A. Möhler, Symbolik oder Darstellung der dogmatischen Gegensätze der Katholiken und Protestanten nach ihren öffentlichen Bekenntnißschriften (Mainz 1832). Von den Gegenschriften ist die bedeutendste die von F. Chr. Baur, Der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus nach den Principien und Hauptdogmen der beiden Lehrbegriffe. Mit besonderer Rücksicht auf Herrn Dr. Möhler's Symbolik (Tübingen 1834). Die Antwort darauf gibt A. Möhler, Neue Untersuchungen der Lehrgegensätze zwischen den Katholiken und Protestanten. Eine Vertheidigung meiner Symbolik gegen die Kritik des Herrn Prof. Dr. Baur in Tübingen (Mainz 1834).

selbe bedeute, war lange streitig. Die zu erklärenden Thatsachen sind folgende: a) Apollonius (um 180—200) sagt (bei *Euseb.* Hist. eccles. V, 18, 5) von dem Montanisten Themison: *ἐτόλμησε μιμούμενος τὸν ἀπόστολον καθολικήν τινα συνταξάμενος ἐπιστολὴν κατηχεῖν . . . τοὺς ἀμείνον αὐτοῦ πεπιστευκότας* (die Glieder der rechtgläubigen Kirche). b) Wenn unter dem nachgeahmten „Apostel" Johannes gemeint ist, so wäre für dessen 1. Brief (s. d) der Name eines katholischen schon dem Apollonius geläufig gewesen. c) Clemens Alexandrinus nennt um 200 das Schreiben der Gemeinde zu Jerusalem an die Christen zu Antiochien, Syrien und Cilicien, welches Apostelgesch. 15, 24—29 vorliegt, *τὴν ἐπιστολὴν τὴν καθολικὴν τῶν ἀποστόλων ἁπάντων* (Strom. IV, 15 med.). d) Bei Origenes (gest. 254) heißt katholisch der 1. Petrusbrief (in Joannem tom. VI, 18 und bei *Euseb.* Hist. eccles. VI, 25, 8), der ihm zugleich (ibid. 25, 8) einzig als sicher echt gilt, während der 2. Brief *ἀμφιβάλλεται*; ferner der 1. Johannesbrief (in Matth. XVII, 19 ex.; in Joann. I, 23 med.; II, 18 in.; XX, 13 in.; de orat. 22 ex.; hom. in Jerem. IX ex.). e) der Judasbrief (comm. ad Rom.[1]) V, 11), welchen er als *ἀμφιβαλλόμενον* betrachtet; aber auch f) der Barnabasbrief (contra Cels. I, 63). g) Dionysius von Alexandrien (gest. 265) bei *Euseb.* Hist. eccl. VII, 25, 7. 10 fg. stellt der *καθολικὴ ἐπιστολὴ* des Johannes entgegen die *δευτέρα φερομένη Ἰωάννου καὶ τρίτη*. h) Eusebius (um 325) berichtet Hist. eccl. IV, 23, 1 über den Bischof Dionysius von Korinth (seit 170): *οὐ μόνους τοὺς ὑπ' αὐτὸν, ἀλλ' ἤδη καὶ τοῖς ἐπὶ τῆς ἀλλοδαπῆς ἀφθόνως ἐκοινώνει, χρησιμώτατον ἅπασιν ἑαυτὸν καθιστὰς ἐν αἷς ὑπετυπώσατο καθολικαῖς πρὸς τὰς ἐκκλησίας ἐπιστολαῖς*, nämlich an die Gemeinden zu Lacedämon, Athen, Gortyna sammt dem übrigen Kreta, Amastris sammt dem übrigen Pontus u. s. w. i) Eusebius erklärt ferner (Hist. eccl. III, 3, 1 fg.), von Petrus sei ein Brief anerkannt, der andere nicht im Kanon, aber trotzdem wegen seines Nutzens mit den andern Schriften Gegenstand eifriger Beschäftigung; des Petrus sogenannte Apostelgeschichte, Evangelium, Predigt und Apokalypse dagegen *οὐδ' ὅλως ἐν καθολικαῖς* (scil. *γραφαῖς*) *ὅμως παραδεδομένα*. k) Endlich braucht Eusebius (Hist. eccl. II, 23, 24 fg.; VI, 14, 1) als schon bekannt den Ausdruck *καθολικαὶ ἐπιστολαί* von der späteren Siebenzahl (*αἱ ἑπτὰ λεγόμεναι καθολικαί*), während er doch nur den 1. Petrus- und den 1. Johannesbrief zu den allgemein anerkannten Schriften rechnet, die 5 andern zu den bezweifelten (vgl. d. Art. Kanon S. 327 fg.). l) Im Abendlande wurde statt catholicae epistolae sehr beliebt der Ausdruck canonicae. Er findet sich zuerst, was gewöhnlich ignorirt wird, in dem officiellen Bibelindex des Damasus (366—384) und des Hormisdas (514—523), während

1) Erhalten jedoch nur in der lateinischen Uebersetzung, über welche zu vergleichen Art. Kanon S. 311 bei Anm. 22. — „Katholisch" heißt der Judasbrief übrigens auch in den ebenfalls nur lateinisch vorliegenden adumbrationes des Clemens Alexandrinus (ed. Pott. p. 1007 ex.), deren Echtheit jedoch nicht ganz sicher ist.

die nach Gelasius (492—496) benannte Recension dafür (neben epistolae Pauli!) „apostolicae epistolae" bietet (s. den Art. Kanon S. 329 Anm. 55 fg.). Ferner bezeichnet Kassiodor (gest. um 562) De institutione divinarum scripturarum 8 zunächst sämmtliche neutestamentliche Briefe, dann aber speciell die sieben als canonicae, ebenso nicht lange vor ihm Junilius (De partibus divinae legis I, 6) zuerst alle unbedingt echten biblischen Bücher, dann die 5 von ihm angezweifelten (s. Kanon S. 331 in.) katholischen Briefe (quae apostolorum canonicae nuncupantur).

Von den zahlreichen älteren Ansichten hierüber[2]) verdienen heute nur wenige noch Erwähnung.

1) Es ist klar, daß der Name eine Zusammenfassung aller nicht auf Paulus zurückgeführten Briefe des Kanons[3]) bietet (s. o. k. l). Dies rechtfertigt aber noch nicht die Meinung, sie sollten durch denselben nur als die übrigen Briefe überhaupt (*αἱ λοιπαὶ καθόλου*) bezeichnet werden, da dies weder etymologisch für irgendeine Zeit noch insbesondere historisch für die Anfangszeit zutrifft (a, c. d, f, g).

2) Allgemeine Anerkennung als echt und kanonisch liegt im Namen offenbar in den Fällen unter i und l (abgesehen hier von den anfänglichen Schwankungen), anscheinend auch unter g, möglicherweise auch unter b, d und sogar unter f, da der Barnabasbrief zu des Origenes Zeiten wirklich Anerkennung genoß (s. Kanon S. 327). Sie ist aber sicher nicht das Ursprüngliche, da bis zu und nach des Eusebius Zeit nur der 1. Petrus- und der 1. Johannesbrief allgemeine Anerkennung gefunden hatten, während die andern entweder gar nicht in Betracht kamen (a, h; c) oder in ihrer Echtheit aufs stärkste angefochten waren (e, k; vgl. Kanon S. 327 bei Anm. 44; S. 328 in.). Aber auch die sehr bestechende Auskunft, daß der Name ursprünglich nur für jene zwei Briefe aufgekommen und auf die andern erst beim Durchdringen ihrer Anerkennung übertragen worden sei, ist ganz unmöglich (k). Ueberdies ist auf keine Weise abzusehen, wie hierin ein unterscheidendes Merkmal gegenüber den paulinischen Briefen hätte liegen sollen.

3) Ein der katholischen Kirche angemessener Inhalt, gleichviel ob der Brief allgemein anerkannt ist oder nicht, kann besonders unter h den Grund der Benennung bilden, zur Noth auch unter c; b, d, g; e sowie unter f, weniger leicht unter i (s. *παραδεδομένα*) und k. Die Entstehung des Namens darf hier aber auf keinen Fall gesucht werden, da es sich mit a durchaus nicht vereinigen läßt und vor allem keine Unterscheidung von den paulinischen Briefen enthalten würde.[4])

4) Bestimmung für die ganze Kirche oder mindestens für einen größeren Kreis in ihr ist das Einzige, was sowol sprachlich als auch sachlich die Entstehung des Namens befriedigend erklärt. So schon Leontius von Byzanz De sectis 2 (um 600): *καθολικαὶ ἐκλήθησαν, ἐπειδὴ οὐ πρὸς ἕν ἔθνος ἐγράφησαν. ἀλλὰ καθόλου πρὸς πάντα*, und Oekumenius (um 990) an der Spitze seines Commentars: *καθολικαὶ λέγονται αὗται οἱονεὶ ἐγκύκλιοι· οὐ γὰρ ἀφωρισμένος ἔθνει ἐνὶ ἢ πόλει . . , ἀλλὰ καθόλου τοῖς πιστοῖς*. Und dies paßt auf die Beispiele a, b, d, e, f, auch c, insofern auch dieser Brief trotz beschränkter Adresse doch in der ganzen Kirche beachtet werden sollte; wahrscheinlich auch auf g (s. u.). Völlige Unbeschränktheit der Adresse allerdings darf man nicht verlangen, da der 1. Petrusbrief sie nicht besitzt. Dagegen ist leicht zu sehen, daß Eusebius die Briefe des Dionysius (h) nur deshalb katholisch nennt, weil sie sich, wo nicht ausdrücklich, doch wenigstens sachlich an die ganze Kirche richten. Damit stützt er sich aber genau genommen ebenso sehr auf ihren katholischen Inhalt (s. 3); und in der That würde es irrig sein, wenn man mit der katholischen Adresse alles erklärt zu haben glaubte. Vielmehr liegt auch in jeder der vorhergehenden Erklärungsweisen ein Wahrheitsmoment, welches aber, wie eben gezeigt und noch weiter zu zeigen ist, erst im späteren Verlaufe der Entwicklung sich geltend machte. Das Streben nämlich, in dem bereits fertigen Namen zugleich eine Unterscheidung zwischen den paulinischen und den nichtpaulinischen im Kanon befindlichen oder für denselben prädestinirten Briefen zu haben (1), ließ nicht nur die mehr oder weniger katholische Adresse der Briefe an die Korinther, Galater, Epheser und Hebräer (s. Anm. 3) übersehen, welche sämmtlich ihren festen Platz bereits in der paulinischen Sammlung hatten und deshalb nie als Instanz gegen die Herleitung des Namens der nichtpaulinischen Briefe aus der allgemeinen Adresse hätten geltend gemacht werden sollen, sondern es führte auch dazu, daß die Bezeichnung unter a, c und f in Vergessenheit gerieth und die unter h unsers Wissens vereinzelt blieb, während sich der Name andererseits auch auf den 2. und 3. Johannesbrief mit ihrer ganz individuellen Adresse an eine Kyria (s. jedoch u. II, 6) und einen Gajus ausdehnte, von denen der alexandrinische Dionysius (g) noch recht gut gewußt, warum er ihnen diese dem 1. Briefe beigelegte Benennung vorenthielt (denn daß in seinen gegensätzlichen Bezeichnungen *καθολικός* und *φερόμενος* nicht nothwendig Anerkennung und Verwerfung liegt, was unter 2 noch als wahrscheinlich erschien, zeigt sich darin, daß von Eusebius Hist. eccl. III, 25, 2 auch der 1. Johannesbrief *φερομένη*, d. h. also: „unter des Johannes Namen verbreitet", genannt wird). Doch ist zu bedenken, daß wenigstens die Kyria des 2. Briefes bereits von Clemens Alexandrinus[5]) auf die Kirche gedeutet wurde, sodaß die Regel: a potiori

---

2) Am vollständigsten bei Pott in Keppe's Nov. Test. illustratum IX, 1 (2. Aufl. 1799), 23—32; Augusti, Kath. Briefe I (1801), 15—19; Mayerhoff, Einleit. in die petrin. Schriften (1835) 31—42. 3) Wegen des Hebräerbriefs vgl. Kanon S. 327. 4) Denn Harnack's Behauptung, das Muratori'sche Fragment befinde sich mit seinem Nachweis katholischen Inhalts der paulinischen Briefe im Gegensatze zu der herrschenden Meinung, ist durch Overbeck widerlegt; vgl. Kanon S. 325.

5) Adumbr. in 2. Joann. epist. (ed. Pott. p. 1011), doch s. Anm. 1 und Lipsius, Apokryphische Apostelgeschichten I (1883), 512—514.

fit denominatio nur noch für den 3. in Anwendung zu kommen brauchte. Besonders leicht konnte dies geschehen, wenn er mit den andern in einem Commentar wie bei Clemens (s. *Euseb.* Hist. eccl. VI, 14, 1) oder etwa in einer Handschrift vereinigt war. Diese Zusammenfassung der sieben Briefe mit urapostolischen Namen (daß man auch Jakobus und Judas für die Apostel gleichen Namens hielt, s. Kanon S. 328 Anm. 47) und die Reservirung des Ausdrucks „katholisch" für sie allein (1) trotz ihrer noch gänzlich mangelnden allgemeinen Anerkennung bildete sich in dem richtigen Vorgefühl, daß sie ausschließlich, aber auch vollzählig in den Kanon Aufnahme erlangen würden, und arbeitete der durch Eusebius vollzogenen Scheidung der Mittelklasse halb anerkannter, halb verworfener Schriften (s. Kanon S. 328) sehr wesentlich vor; sie vergißt bereits die Entstehung des Namens und geht zu der Deutung auf katholischen Inhalt (3), mit der Zeit immer mehr auch auf katholische Anerkennung (2) über.[6] Zu des Eusebius Zeit ist jene Ausdrucksweise (1) freilich noch so wenig fest, daß er neben derselben (k) das Wort anstandslos auch in zwei andern Bedeutungen (h, i) gebraucht. Voll liegt die katholische Anerkennung vor in dem späteren Sinne des Ausdrucks canonicae (l). Indeß ist die Aeuderung des Wortes und die darin genau genommen liegende Herabsetzung der paulinischen Briefe, sowie die anfangs dabei herrschende Begriffsverwirrung (s. o.) doch so merkwürdig, daß Lücke (Theolog. Studien und Krit. 1836, 648—650) versucht hat, sie aus einer reinen Verwechselung zu erklären, insofern auf anderm Gebiete die im Art. Kanon S. 311 bei Anm. 21 erwähnten „kanonischen" Reise-Legitimationsbriefe für die ganze katholische Kirche Geltung hatten und auch durch ihre lateinische Bezeichnung als epistolae formatae oder formales ihr Name als synonym mit dem lateinisch ebenso wiedergegebenen der späteren „katholischen" oder encyklischen Schreiben zur Bekanntmachung von Synodalbeschlüssen erscheinen konnte.

II. Die Einheit, zu welcher die sieben Briefe als Sendschreiben mit katholischer Adresse zusammengefaßt werden, ist also die ganz äußerliche, daß sie zu der höchst eigenthümlichen Literaturgattung von Briefen mit eigentlich unbrieflichem Charakter gehören. Zur Würdigung ihres Ursprungs, Inhalts und Zwecks bedarf es daher noch einer etwas genaueren Charakteristik der einzelnen (jedoch nur zur Weiterführung der darüber in diesem Werke schon vorhandenen eigenen Artikel[7]) aus den Jahren 1837—1847). Denn auch der Umstand, daß sie die sämmtlichen kanonisch gewordenen Briefe urchristlichen Namens sind, rechtfertigt leider nicht die naheliegende Hoffnung, in ihnen die ersehnten Documente des vorpaulinischen oder überhaupt eines ungetrübten Judenchristenthums zu finden. Vielmehr bilden die Johannesbriefe eine Gruppe ganz eigener Entwickelung für sich, eine ebenso selbständige der Judas- und der ihn fast ganz ausschreibende 2. Petrusbrief, und von ihnen wie unter sich sehr verschieden sind der 1. Petrus- und der Jakobusbrief, welche das Verhalten des späteren Judenchristenthums zum Paulinismus in freundlichem Anschlusse und in schroffer Ablehnung (neben vielfacher Beeinflussung) zur Darstellung bringen. Aber auch darin vereinigen sich diese Briefe nicht sämmtlich, der Herstellung der Einheit der katholischen Kirche zu dienen. Noch weniger will es besagen, daß der unter I, 2 und 3 besprochene Sinn ihrer Benennung ganz auf dem Begriffe der katholischen Kirche ruht, obgleich es nicht uninteressant ist, daß auch die ursprüngliche Bedeutung (I, 4) wenigstens für uns fast gleichzeitig mit dem Namen der letzteren (s. Kanon S. 321 fg.) auftaucht. Das wichtigste Gemeinsame ist schließlich das Moment aus der Geschichte des Kanons, daß die katholischen Briefe diejenige Gruppe der neutestamentlichen Schriften bilden, welche (mit Recht) am längsten ohne Anerkennung geblieben und zuletzt nur unter dem stärksten Widerspruche aufgenommen worden ist (s. Kanon S. 327—329; 331). Bei welchen kirchlichen Schriftstellern ihre Existenz vorausgesetzt und ihre Echtheit behauptet wird, ist an den im Artikel Kanon S. 318, Anm. 8) citirten Orten zu finden; der Werth dieser „Zeugnisse" ist aber nach den ebendaselbst S. 329 fg. gegebenen Ausführungen zu beurtheilen. In der That ist diese kläglich mangelhafte Bezeugung höchstens beim 2. und 3. Johannesbriefe, falls sie wirklich lange nur in den Händen von Privatpersonen waren (aber s. u. 6), und bei dem Briefe eines nichtapostolischen Mannes wie Judas einigermaßen zu entschuldigen; bei einem katholischen Schreiben von Petrus, Johannes und Jakobus, selbst wenn letzteres lange nur in Syrien bekannt blieb, wird sie zu einem starken Verdachtsgrunde gegen die Echtheit. Dazu kommen aber die gewichtigsten innern Gründe, welche die ausnahmslose Unechtheit aller sieben Briefe zur höchsten Wahrscheinlichkeit erheben.

1) Der Darstellung über den 2. Petrusbrief in Sect. III, Thl. 19, S. 365—369 braucht hier nichts hinzugefügt zu werden, als daß er wegen seines Urtheils über die paulinischen Briefe (3, 15 fg.) gewiß erst nach der Mitte des 2. Jahrh. entstanden ist (s. Kanon S. 322).[8] Aber auch

2) der Judasbrief führt mit dem „den Heiligen einmal überlieferten" „allerheiligsten Glauben" (V. 3; 20)

6) Faßt ganz so schon Bertholdt, Einleit. in das Alte und Neue Test. I (1812), 216—230; H. A. Schott, Isagoge (1830), 371—374. 7) Ueber den Jakobusbrief Sect. II, Thl. 14, S. 23—49, über die Johannesbriefe II, 22, 69—76 und 78 fg., über den Judasbrief II, 26, 411—420, über die Petrusbriefe III, 19, 364—369.

8) An Specialschriften seit 1844 vgl.: Daumas, Introduction u. s. w. (Straßburg 1845); Weiß, Theol. Studien und Krit. 1866, 255—308; Morich, Petr. Leben und Lehre (1874), und die Commentare von Dietlein (1851), Th. Schott (zusammen mit dem Judasbriefe 1863), Steinfaß (1863) und Ewald (7 Sendschreiben, 1870). Außerdem vgl. hier und im Folgenden die betreffenden Artikel in Schenkel's Bibellexikon und Herzog's Realencyklopädie.

und mit der Verweisung auf die früheren Worte der Apostel an die Leser (*ἐμὲ* 17 fg.) in das nachapostolische Zeitalter, und die von ihm bekämpften Irrlehrer sind entschieden Gnostiker[9]), welche nach Hegesippus (bei *Euseb.* Hist. eccl. III, 32, 8) vor Trajan's Zeiten nicht auftraten, und tragen nicht einmal mehr judaistischen, sondern schon libertinistischen Charakter (vgl. Anm. 28).[10])

3) In Bezug auf den Jakobusbrief ist besonders irreführend die Annahme, daß er vor den paulinischen Briefen verfaßt sei, wodurch allerdings seine fatale Polemik gegen Paulus (2, 14—26, vgl. Art. Jacobus S. 36) und den Hebräerbrief (2, 25. 21, vgl. Hebr. 11, 31. 17) sofort aus der Welt geschafft wäre. Eine falsch auf den Glauben pochende vorpaulinische Richtung im Judenchristenthume oder schon im Judenthume läßt sich durch Matth. 3, 8 fg.; 7, 21—23; Röm. 2, 17—24; Justin dial. 141 med. nicht belegen, da es sich hier nicht eigentlich um Glauben handelt; und daß sie die paulinischen Gedanken, ja die paulinischen Formeln (s. Jacobus S. 36) rein aus sich habe hervorbringen können, ist nicht erweisbar. Ebenso wenig primitive innerjüdische Gemeindezustände. Die Synagoge 2, 2 ist keine jüdische, zu welcher die Christen sich noch halten, sondern letztere sind es, welche in ihr die Plätze anweisen (2, 3); für die christliche Gemeindeversammlung aber findet sich der Name noch jahrhundertelang auch außerhalb des Judenchristenthums.[11]) Ebenso der der Presbyter[12]) (5, 14 fg.); und hier speciell weist die ihnen offenbar in höherem Grade als andern Gemeindegliedern (5, 16) eignende, gewissermaßen officielle magische Heilkraft gerade auf ziemlich vorgeschrittene Verhältnisse. Die meisten der zu rügenden Mißstände sind allerdings charakteristisch für wesentlich jüdische Nationalität der Leser (4, 13—17; 5, 12; 3, 9; 4, 1—4), welche denn auch durchaus wahrscheinlich ist, aber gar nicht für frühe Zeit; die sociale Abhängigkeit der meist armen (1, 9; 2, 5; 15; 5, 4; 6; anders 4, 13—17; 1—4) Christen von reichen Juden (2, 2—7; 5, 1—6; 1, 10 fg.) ist in einer überwiegend jüdischen Bevölkerung auch spät noch möglich. Die Adresse „an die 12 Stämme in der Zerstreuung", d. h. an alle Judenchristen außerhalb Palästinas, harmonirt mit den theilweise recht localen Beziehungen des Briefes (2, 1—7; 5, 4; 8; 4, 1—4) allerdings nur dann, wenn die christusgläubige Diaspora noch sehr eng, etwa auf Syrien, begrenzt war; da aber alle andern Momente dagegen entscheiden, so kann sie nur als eine Fiction begriffen werden, welche mit der Autorschaft des Kirchenhaupts von Jerusalem (Gal. 1, 19; 2, 9) — denn daß kein anderer Jakobus gemeint ist, gilt als ausgemacht — fast nothwendig gegeben war.

Letztere ist aber eben selbst fingirt. Schon die glatte griechische Sprache rührt doch schwerlich von dem Jakobus her, welcher immer in Palästina geblieben war, während der Apokalyptiker trotz längeren Aufenthalts in Kleinasien *ἀπὸ ὁ ὢν καὶ ὁ ἦν καὶ ὁ ἐρχόμενος* (1, 4) schreibt und die Apposition zu jedem beliebigen Casus in den Nominativ setzt u. s. w.[13]) Vor allem wissen wir aber aus Gal. 2, 12, daß der historische Jakobus für geborene Judenchristen das Gesetz auch fernerhin für verbindlich hielt[14]), und sein strenger Judaismus ist aus der im übrigen übertreibenden Darstellung des Hegesippus (bei *Euseb.* Hist. eccl. II, 23, 4—12) gewiß glaubhaft. Statt dessen hält der Jakobusbrief gar nicht mehr am mosaischen Gesetze fest, wie es nach 2, 10 scheinen könnte, sondern nur an einem neuen christlichen, dem Gesetze der Freiheit (1, 25; 2, 12); er fordert nur Liebe, Barmherzigkeit u. s. w. (2, 8; 13; 1, 27; 3, 17); von einem Unterschiede zwischen Juden- und Heidenchristen ist keine Spur mehr zu entdecken. Die von ihm verlangten Werke sind dem entsprechend gar nicht die Werke des mosaischen Gesetzes, welche Paulus als zur Rechtfertigung untauglich bekämpft hatte, sondern einfach Werke der Sittlichkeit. Umgekehrt würde Paulus auf einen so wenig innerlichen Glauben, wie ihn der Jakobusbrief voraussetzt, niemals die Rechtfertigung begründet haben. Diese Wahrnehmung berechtigt aber keineswegs dazu, die Polemik des Jakobusbriefs gegen des Paulus Grundthesen zu leugnen, da sie eben offenkundig ist; jedoch trifft sie gar nicht den echten Paulus, sondern nur eine Verschiebung des Paulinismus, kann aber auch deswegen nicht leicht von dem historischen Jakobus herrühren, welcher schon vor Paulus (im J. 62) starb. Der Verfasser kennt ja auch nicht blos die Lehre, sondern sogar die Briefe des Paulus (4, 1; 1, 2 fg. und sonst). Die Abfassung des Briefs kann daher, da auch Verfolgungen in den *περασμοί* 1, 2; 12 fg. nicht sicher zu erkennen und die Processe 2, 6; 5, 6 eher auf Mein und Dein als auf die Zugehörigkeit zur christlichen Religion zu beziehen sind, nur zwischen den Hebräerbrief (s. d. Art. Sect. II, Thl. 3, S. 336) und den 1. Petrusbrief, welcher ihn benutzt[15]), gesetzt werden, also frühestens 66, spätestens 112—117 (s. 4 ex.). Statt der aussichtslosen Bemühungen um das Doctorbaret Luther's, welches dieser dem aufzusetzen versprochen, der Jakobus und Paulus zusammenreimen könne, und statt der über alle maßen ungerechten Geringschätzung der „strohernen Epistel" durch Luther und seine Nach-

9) V. 4; 8; 10; 19. Hier heißen sie „Dualisten" (Ewald), welche die Menschheit in Pneumatiker und Psychiker scheiden, nach des Verfassers Meinung aber selbst zu den letzteren gehören. 10) Specialschriften seit 1847: Arnaud, Recherches u. s. w. (1851), Ritschl, Stud. und Krit. 1861, 103—113; Volkmar, Mose Prophetie und Himmelfahrt (Handbuch zu den Apokryphen III. 1867), 90—93; Delétra, Introduction u. s. w. (Genf 1875); Straatman, Theol. Tijdschrift 1879, 102—117, und die Commentare von Rampi (1854), Fb. Schott und Ewald (s. Anm. 8). 11) Harnack zu Hermas mand. 11, 9 (patr. apost. III) und Zeitschr. für wissenschaftl. Theol. 1876, 103—109. 12) Derselbe zu Clem. Rom. ad Cor. I, 1, 3 (patr. apost. I, 1); Weingarten in Sybel's Histor. Zeitschr. 1881, 451—459.

13) Winer, Gramm. des neutest. Sprachidioms (7. Aufl. 1867), § 59, 11. 14) Genaueres hierüber im Artikel Lucas. 15) Nicht umgekehrt (so W. Brückner, Zeitschr. für wiss. Theol. 1874, 533—536, und Holtzmann, ebendas. 1882, 295 fg.). Vgl. besonders die Ueberladung der Sätze durch *διασπορᾷ* 1 Petr. 1, 1 und *δοκίμιον* 1, 7, sowie das Zaf. 4, 7 logische, 1 Petr. 5, 8

folger (s. Kanon S. 332) bis auf die Gegenwart herab [16]) hat insbesondere die auf die paulinische Lehre von der Rechtfertigung aus dem Glauben begründete protestantische Theologie die Aufgabe, ihn wegen der großartigen Tiefe seines praktischen Christenthums, aber auch nach der theoretischen Seite als ein werthvolles Gegengewicht gegen einseitigen Pauliniſmus immer mehr schätzen zu lernen. [17])

4) Noch sicherer unrichtig ist es, den 1. Petrusbrief vor den paulinischen Briefen entstanden zu denken. Denn seine Uebereinstimmung mit den letztern, besonders mit Röm. 12 fg. [18]), ist so stark, daß Weiß sich genöthigt sah, auf seiten des Paulus die literarische Abhängigkeit anzuerkennen [19]), eine Ansicht, welche, sowol an sich höchst unwahrscheinlich, als auch besonders deshalb ausschlusslos, weil die Gedankenwelt des 1. Petrusbriefs keine irgend selbständige vorpaulinische, sondern eine durch den Pauliniſmus hindurchgegangene und erst von ihm aus ins Gemeinchristliche umgebogene ist [20]), an der Vergleichung der einzelnen Stellen völlig scheitern muß. — Die Adressirung z. B. nach Galatien und dem proconsularischen Asien, deren Apostel Paulus war, würde sich allerdings angesichts der auf dem sogenannten Apostelconvente (Gal. 2, 9) festgesetzten Theilung der Missionsgebiete am leichtesten vor der dortigen Wirksamkeit des Paulus begreifen; allein dann hätte Paulus durch seine spätere dreijährige Thätigkeit in Asia entgegen seinen Grundsätzen II Kor. 10, 15 fg. und Röm. 15, 20 in fremdes Arbeitsfeld eingegriffen, und umgekehrt können, da Markus auf der ersten, Silvanus auf der zweiten, gerade auch nach Galatien ausgedehnten Missionsreise Begleiter des Paulus war (Apostelgesch. 13, 5; 15, 37—40; 18, 5; II Kor. 1, 19; I Thess. 1, 1; II, 1, 1), beide zusammen, wie es I Petr. 5, 12 fg. verlangt wird, bei Petrus erst zu einer Zeit (um 54) gewesen sein, wo dessen Brief in jenen Gegenden bereits paulinische Gemeinden antraf. Und gesetzt auch, es hätten neben ihnen judenchristliche bestanden, so kennzeichnet doch der Brief selbst seine Leser ausdrücklich und unleugbar als Heidenchristen (1, 14; 18; 21; 2, 9 fg.; 4, 2 fg.).

Muß man aber hiernach durchaus bis zur definitiven Entfernung des Paulus aus seinem kleinasiatischen Missionsgebiete (58—59) herabgehen, so fällt der Brief auch erst in die Neronische Verfolgung (64); denn daß die Leser nicht blos Schmähungen (so 4, 4; 14), sondern infolge von Verleumdungen (2, 12; 3, 16) förmliche Bestrafungen von seiten der Obrigkeit zu erdulden hatten, so gut wie Mörder oder Diebe (4, 15 fg. vgl. 5, 8; 3, 14; 17 fg.), ist fast allgemein anerkannt. Soll nun Petrus in dieser Verfolgung zu Rom den Tod gefunden haben, so ist es bei ihrer kurzen Dauer kaum möglich, daß er noch während derselben in Babylon (5, 13) die Nachricht aus Rom erhalten und die Reise dorthin vollbracht habe, ganz abgesehen davon, wie er am Euphrat den erst aus der Gefangenschaft des Paulus geschriebenen Epheserbrief [21]) bekam, mit welchem der seinige in der auffälligsten Weise zusammentrifft. [22]) Sollte aber unter Babylon Rom gemeint sein, wie Apok. 18, 10; 17, 18; 6; 9, was jedoch sicher erst aus Anlaß der Neronischen Verfolgung auftam und außerdem mit der von Osten beginnenden Reihenfolge der Provinzen 1, 1 streitet (vgl. Art. Petrus S. 357), so wäre entweder ein Gruß an die Leser von ihrem damals ebenfalls in Rom weilenden Apostel Paulus so gut wie von Markus (5, 13) oder aber ein Wort über seinen so kurz vorher erfolgten Tod mit Sicherheit zu erwarten, da von einem gespannten Verhältnisse des Petrus zu Paulus, welches solche Mittheilungen etwa hätte ausschließen können, in dem Briefe keine Spur zu entdecken ist (im Gegentheil vgl. 1, 12; 25). Jedoch wenn die kirchliche Tradition unrecht hat (s. Petrus S. 359—364), so kann Petrus die Neronische Verfolgung auch überlebt haben; doch kämen nach derselben seine Mahnungen zum rechten Verhalten in ihr entschieden zu spät.

Zu allen den Momenten, welche die Ansetzung des Briefes im Leben des Petrus als undurchführbar erscheinen lassen, tritt aber vorzüglich noch dies, daß der Brief eine Verfolgung über den ganzen Erdkreis (5, 9) und speciell über Kleinasien (1, 1) voraussetzt, während die unter Nero sich nach allem, was wir wissen, auf Rom beschränkte. Und nun erst kann man dem Umstande ge-

---

unlogische οὖν. — Die Berührungen mit dem 1. Clemensbrief (vgl. über ihn Kanon S. 319, Anm. 96) geben schwerlich eine Entscheidung.

16) Z. B. Ströbel, Zeitschrift für lutherische Theologie 1857, 363—365; 1860, 162—165; 1869, 557—559. 17) Specialliteratur seit 1857: Shauman, Commentatio u. s. w. (Lund 1840); Pfeiffer, Studien und Kritiken 1850, 163—180; 1852, 95—124; Löffler, Études u. s. w. (Straßburg 1850); Weiß, Deutsche Zeitschr. für christl. Wissenſ. 1854, 407—415; Baur, Paulus u. s. w. (Breslau 1845); Lindsors, De epist. Jacobi adversaria (Lund 1864); Palmer, Jahrbücher für deutsche Theologie 1865, 3—36; Hengstenberg, Evangel. Kirchenzeitung 1866, Nr. 91—94; Wohlwerth, Etude u. s. w. (Straßburg 1868); Blom, De brief van Jacobus, 1869; Derselbe in Theol. Tijdschrift 1872, 241—272; 1881, 439—449; dazu Jungius, ebendas. 1871, 454—485; 497—500; Wold. Schmidt, Lehrgehalt u. s. w. (1869); Grimm, Zeitschr. für wiss. Theol. 1870, 377—394; Hilgenfeld, ebendas. 1873, 1—33; 1878, 87—107; Werner, Tübinger theol. Quartalschrift 1872, 246—279; Gaß, Protest. Kirchenzeitung 1873, Nr. 42—44; Gans, Gedankengang u. s. w. (1874); Beyschlag, Stud. und Krit. 1874, 105—166; Holtzmann, Zeitschr. für wiss. Theol. 1882, 292—310 (ebendas. 1880, 198—221 über die neuest. Personen namens Jakobus); von Soden, Jahrbücher für protest. Theol. 1884, 137—192., und die Commentare von Kern (1838); Bouman (holländisch, 1865); Ewald (zusammen mit dem Hebräerbrief, 1870); Michelsens (Akadem. Vorlesungen I, 1875); Erdmann (1881); Weissenbach über 2, 14—26, (1871). 18) Am besten, wenn auch öfters zu weitgehend, dargestellt von Seufert, Zeitschr. für wiss. Theol. 1874, 360—388. 19) Der Petrin. Lehrbegriff (1855), 374—425. Weniger zuversichtlich in den Stud. und Krit. 1865, 652—657. 20) Pfleiderer, Der Pauliniſmus (1873), 417—431.

21) Ueber denselben s. den Art. Kolossae. Daß die Abhängigkeit möglicherweise auf seiner Seite ist, bleibt offen bei Annahme seiner Unechtheit, welche aber für die Vertreter der hier erwähnten Ansicht natürlich nicht in Betracht kommt. 22) Weiß, Petrin. Lehrbegriff (1855), 425—434; Holtzmann, Kritik der Epheser- und Kolosserbriefe (1872), 259—266; am eingehendsten Seufert, Zeitschr. für wiss. Theol. 1881, 178—197; 332—380; 512.

recht werden, daß 4, 15 unter den groben Verbrechern auch die ἀλλοτριοεπίσκοποι erscheinen, in welchen Hilgenfeld die als solche erst von Trajan unter Criminalstrafe gestellten (*Plin.* min. panegyr. 34 fg.) Delatoren erkannt hat, und vor allem, daß die Christen um ihres bloßen Christseins willen criminell bestraft werden (4, 16), was erst seit dem berühmten Edict des Trajan an Plinius, den Statthalter von Bithynien (in dessen Epist. X, 97) geschah, während dieser noch hatte anfragen müssen, nomen ipsum, si flagitiis careat, an flagitia cohaerentia nomini puniantur (ebendas. 96). Und da die Verfolgung eben erst im Beginne war (4, 12; 3, 14; 17; 2, 14, vgl. 1, 6; 5, 10), so kann der Brief mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit in das J. 112—113[23]) gesetzt werden. Jedenfalls ist kein Grund vorhanden, in die Zeit nach Trajan's Tod (117) herabzugehen, in welcher die Verfolgungen kein Ende nahmen (vgl. Kanon S. 329 Anm. 61). Daß gegen eine so späte Ansetzung nicht die Erwartung der baldigen Wiederkehr Christi (4, 7) geltend gemacht werden darf, lehrt deren Vorkommen bis zum Ende des 2. Jahrh. (s. Kanon S. 319 Anm. 88); und Neubekehrte (2, 2; 9; 25; 1, 12; 14; 25; 4, 3) gab es, wenn nach Plinius die heidnischen Tempel fast verödet waren, genug. Der praktische Grundgedanke des Briefs, daß der Christ, auch einer irrenden Obrigkeit gehorsam (2, 13—18), nur durch wahrhaft sittlichen Wandel seiner Religion Anerkennung erwirken solle (2, 12; 4, 16) — denn nicht Union zwischen Paulinismus und Judenchristenthum ist der Zweck des Verfassers — und seine Zurückführung aller dahin zielenden Mahnungen auf das Vorbild Jesu (2, 21—24 und oft) verlieren durch den Nachweis seiner Unechtheit von ihrer Erhabenheit und ihrem für alle Zeiten gültigen Werthe nicht das Geringste.[24])

5) Das Urtheil über den 1. Johannesbrief hängt aufs engste zusammen mit dem über das johanneische Evangelium. In diesem wesentlich liegen die Momente, welche für Echtheit des ganzen Literaturzweigs (mit Einschluß auch des 2. und 3. Briefs) sprechen. Allein trotz heftigen Widerspruchs gegen die Behauptung der Unechtheit wird doch immer allgemeiner, ja bis tief in die Reihen der conservativen Theologie hinein[25]) anerkannt, daß das Evangelium nicht sowol ein Geschichtswerk ist als vielmehr eine Lehrschrift (20, 30 fg.) mit dem Zwecke, durch Erzählungen aus dem Leben Jesu diesen als den von Ewigkeit existirenden und jetzt ins Fleisch gekommenen Logos Gottes (1, 1—18) zu erweisen. Die Logosidee aber, welche mit Nothwendigkeit das Hervortreten der göttlichen Eigenschaften Christi, z. B. seiner Allwissenheit (1, 48; 2, 24 fg.; 4, 16—18; 6, 64 u. s. w.) und Wundermacht (ihr zu Liebe sogar die absichtliche Verzögerung der Reise zu dem kranken Lazarus bis nach dessen Tode 11, 3—6; 11—15), und die Zurückdrängung aller wahrhaft menschlichen Züge seines Lebens, der innern Entwickelung, der Taufe (1, 32 fg.), der Versuchung, des Bedürfnisses des Gebets (11, 42 διὰ τὸν ὄχλον), des Seelenkampfes in Gethsemane (statt dessen 12, 27 fg.), der Gottverlassenheit wie der Körperqualen am Kreuze (das „mich dürstet" 19, 28 nur „zur Erfüllung der Schrift") zur Folge hat, stammt nicht aus dem ursprünglichen Christenthume, besonders nicht aus der in den drei ersten Evangelien vorliegenden Selbstbeurtheilung Jesu, auch nicht rein aus der gesteigerten Christologie der übrigen neutestamentlichen Schriftsteller oder aus alttestamentlichen Gedanken (I Mose 1, 3; Ps. 33, 6; Hiob 28, 12—28; Spr. 8, 22—31), nicht einmal bei Hinzunahme der Apokryphen (Baruch 3, 28—38; Sir. 1, 1—10; 24, 1—12; Weish. 7, 22—30) oder der aramäischen Uebersetzung des Alten Testaments mit ihrem Ausdruck „Wort" für die Offenbarungsseite an Gott — welche beiden letzteren Quellen übrigens der so sehr ersehnten übernatürlichen Offenbarungsgrundlage gerade nach dem Urtheil der conservativen Theologie nicht minder ermangeln als jede gewöhnliche menschliche Weisheit — sondern sie stammt aus der alexandrinischen Religionsphilosophie (s. den Art. Philon Judaeus, Sect. III, Thl. 23, S. 446—448), wenn sie auch bei ihrer Herübernahme ins Christenthum natürlich eine wesentliche Umgestaltung aus dem Philosophischen ins Religiöse und (durch den Gedanken der Menschwerdung) aus dem Uebersinnlichen ins Historische erfuhr.

Je mehr man nun zugeben muß, daß die ihr angepaßten Reden Jesu, welche nicht wie in den andern Evangelien in kernigen Sprüchen und volksthümlichen Gleichnissen vom Reiche Gottes und den Bedingungen zum Eintritt in dasselbe, sondern in monotonen Deductionen ganz überwiegend von Jesu eigener Göttlichkeit handeln (s. den Art. Johannes S. 46 fg.; S. 48 Anm. 28) und mit den Reden des Täufers und den eigenen Ausführungen des Evangelisten bis zur Ununterscheidbarkeit sich decken, unmöglich treu überliefert (ebendas. S. 48 Anm. 29 und S. 51), ja durch und durch unhistorisch sind, desto weniger kann man die scheinbar auf so bestechend genauer Detailkenntniß (ebendas. S. 51 fg.) beruhenden großartigen Abweichungen in der Schilderung des äußern Lebensganges Jesu (ebendas. S. 44—46) auf Erinnerungen eines Augenzeugen zurückführen, besonders da als wirklicher Grund ihrer Gestaltung in allen Hauptsachen der dogmatische und schriftstellerisch-künstlerische Zweck des Verfassers mit steigender Sicherheit nachgewiesen wird.[26]) So ruht die Verlegung des Todestages Jesu

23) Die Zeit des Plinius nach Mommsen in: Hermes III (1869), 55—59 und Dierauer in Büdinger's Untersuchungen zur römischen Kaisergeschichte I (1868), 113, 1. 24) An specieller Literatur seit 1844 vgl. außerdem: Baur, Tübinger theologische Jahrbücher 1856, 193—240; Davaine, Étude (Straßburg 1867); Blom, De brief van Jacobus (1869), 208—243 und 290 fg.; Derselbe in Theol. Tijdschrift 1876, 166—172; Jungius, ebendas. 1871, 485—497; Grimm, Stud. und Krit. 1872, 657—694; Hilgenfeld, Zeitschr. für wiss. Theol. 1873, 465—498; Morich (s. Anm. 8); van Rhijn, De jongste bezwaren tegen de echtheid u. s. w. (Utrecht 1875); Reyß, 1. épitre u. s. w. (Genf 1880); von Soden, Jahrbücher für protest. Theol. 1883, 461—508, und die Commentare von Th. Schott (1861), Ewald und Wichelhaus (s. Anm. 8 und 17). — Die Literatur über die Frage, ob Petrus nach Rom gekommen, s. bei Lipsius, Jahrbücher für protest. Theol. 1876, 561—645. 25) Holtzmann, Protest. Kirchenzeitung 1883, Nr. 5—7.

26) Von Baur, Theol. Jahrb. 1844, 1—191; 397—475;

vom 15. auf den 14. Nisan, den Tag des Passamahls, (13, 1; 29; 18, 28; 19, 14; 31 gegen Mark. 14, 12; 14), und die Unterdrückung der Einsetzung des Abendmahls (statt dessen einerseits 13, 1—30, andererseits 6, 4—13; 26—58), die Verrückung der Kreuzigungsstunde (19, 14 gegen Mark. 15, 25) wie des Salbungstages (12, 1 gegen Mark. 14, 1), die Unterlassung des Beinbrechens am Gekreuzigten (19, 31—33; 36) und der Lanzenstich (19, 34; 37) lediglich auf der aus I Kor. 5, 7 weiterentwickelten Idee, daß Jesus als das wahre Passaopfer auch in allen Einzelheiten das gesetzlichen Schicksale des jüdischen Passalammes (II Mose 12, 3; 6 fg.; 46) an sich erfahren müsse. Hiernach vermag auch die durchaus wahrscheinliche Annahme, daß eine Reihe abweichender Angaben auf verlorene schriftliche Quellen oder eine mündliche Tradition zurückgehe, dem Erzählungsinhalte höchstens in untergeordneten, nicht aber in den eigentlich entscheidenden Punkten, wie der Auferweckung des bereits vier Tage todten Lazarus (11, 39) und vielen andern, eine größere Glaubwürdigkeit zu vindiciren. Insbesondere aber kann jene Verlegung des letzten Mahles Jesu auf den 14. Nisan, selbst wenn sie auf richtiger Erinnerung beruhte, nicht von dem Johannes, dem Vorsteher der kleinasiatischen Kirche, herrühren, welchen in den Passastreitigkeiten um 155—200 sein Schüler Polykarp (nach einem Fragment des Irenäus bei Eusebius (Hist. eccl. V, 24, 16) und alle seine Anhänger als den Hauptgewährsmann ihrer Sitte anführten, am 14. Nisan das Gedächtniß der Einsetzung des Abendmahls zu begehen. Denn daß sie nicht dieses, sondern Christi Todestag gefeiert, was mit der Zeitrechnung des 4. Evangeliums allerdings ausgezeichnet stimmen würde, ist widerlegt[27]), und daß sie unbekümmert um die Chronologie der Leidenswoche rein dem jüdischen Gesetz folgten und sich erst nachträglich auf die drei ersten Evangelien beriefen, hat sehr wenig Wahrscheinlichkeit. Nur durch die Lützelberger'sche Hypothese (s. u.) würde dieses Argument an Kraft verlieren.

Dazu kommt weiter, daß die ganze Grundidee von dem fleischgewordenen Logos im Evangelium stillschweigend (1, 14; 19, 34; 20, 20; 27, vgl. Art. Johannes S. 63), im 1. Briefe ausdrücklich (4, 1—3; 3, 7; 2, 18—26, vgl. Johannes S. 71 fg.) der Polemik gegen eine bereits fortgeschrittene doketische (4, 2; 5, 6; 2, 22; 1, 1—4) und dabei nicht mehr wie bei Kerinth judaistische, sondern antinomistische (1, 8; 10; 3, 4) Gnosis (2, 4 ἔγνωκα; 3, 6; 4, 8) dient[28]), mit welcher der Verfasser andererseits in der Prätension der wahren Gnosis (I, 2, 13 fg.; 20 fg.; 27; 4, 7), eines göttlichen Samens (I, 3, 9 der gnostische Schulausdruck σπέρμα) und sogar der Unsündlichkeit (I, 3, 9; 5, 18; vgl. 1, 8 und 10!) für sich und seine kirchlichen Anhänger wie in seinem schroffen metaphysischen Dualismus zwischen dem Reiche Gottes und der Welt (8, 23; 15, 19; 17, 14; 16; I, 2, 16; 4, 5 fg.) oder Gottes und des Teufels (8, 44; 47; I, 3, 8; 10; 4, 4), des Lichtes und der Finsterniß (Ev. 3, 19—21; I, 4 fg.), der Wahrheit und der Lüge (18, 37; 8, 44; I, 2, 21; 4, 6) und in der nur theilweise (Ev. 3, 18—17; 1, 17; 29; 12, 47; I, 2, 2; 4, 14; 5, 8) durchbrochenen Unmöglichkeit, daß ein durch Geburt der „Welt" Angehöriger zur Seligkeit gelange (14, 17; 17, 9; 3, 3; 5; 27; 8, 43; 12, 37—40; I, 5, 19), aufs bedenklichste verwandt ist. Und wenn die auch im Wortschatz so scharf ausgeprägte (s. Johannes S. 61 johanneische Theologie mit der Reinheit ihrer Auffassung Gottes als Geist (Ev. 4, 21—24) und Liebe (I, 4, 16; 7—10; 3, 20), mit der Tiefe ihrer Mystik (17, 23; 15, 4—7; 14, 23; I, 3, 24; 4, 12 fg.), mit ihrer centralen Stellung der Bruderliebe (I, 4, 7—21; 3, 14; 23; Ev. 13, 34 fg.), mit ihrer nicht mehr wie bei Paulus mühsam erkämpften oder durch die Idee des Proselytenthums wie bei den Judenchristen vermittelten Universalismus des Heils (10, 16; 11, 52; 3, 16 fg.; I, 2, 2; 4, 14), mit ihrer über alle neutestamentliche Christologie hinausgehenden Logoslehre, mit ihrer Verlegung des Centrums der Erlösung aus dem Tode (hierfür I, 1, 7; 2, 2; 4, 10; Ev. I, 29, auch 11, 50—52; 17, 19) in die Menschwerdung Christi (Ev. 1, 9—13; 8, 12; 17, 4—8), mit ihrer Umdeutung der urchristlichen sinnlichen Begriffe des Weltgerichts (so noch 5, 28 fg.; 12, 48; I, 4, 17) in eine innergeschichtliche Scheidung der Menschheit durch Anerkennung oder Verwerfung des Logos (eine „Krisis" im modernen Sinne des Worts: 3, 18 fg.; 5, 24; 15, 22—24), der Auferstehung nach dem Tode (diese noch 6, 39 fg.; 44; 54; I, 3, 2) in ein schon auf Erden beginnendes und nie mehr zu unterbrechendes innerlich ewiges Leben (Ev. 5, 24; 8, 51; 11, 25 fg.; I, 3, 14; 5, 11—13), der sichtbaren Wiederkunft Jesu vom Himmel (noch I, 2, 28; auch Ev. 14, 3; 21; 16, 16; 22?) in eine Ausbreitung seines Geistes unter der Menschheit (14, 16—18; 16, 7; 13; I, 3, 24; 2, 20; 27; χρῖσμα), des seinem Kommen vorangehenden persönlichen Antichrists (II Thess. 2, 3—12; Apok. 13; 17, 7—17, worauf I, 2, 18; 4, 3 angespielt wird) in die geistige Macht der Leugnung seiner Messianität (I, 2, 18; 22; 4, 1—3), ja mit ihrer leisen Zurückstellung des auf Wunder sich stützenden Glaubens (20, 29; 2, 23 fg.) und der äußern Institution der Taufe (3, 3—8) und des Abendmahls (6, 53; 48—51a gegenüber 51b—58) fast allgemein als die letzte und reifste, aber auch von der Urgestalt am weitesten abweichende Frucht der neutestamentlichen theologischen Entwickelung anerkannt ist, so wird es geradezu zur Unmöglichkeit, daß sie im Geiste des hochbetagten Mannes entstand, der in seinen besten Jahren mit Jakobus und Petrus als Säule der judenchristlichen Kirche zu Jerusalem erscheint (Gal. 2, 9). Wäre der Säulenapostel zugleich Verfasser der Apokalypse, wie die älteste Tradition (s. Kanon S. 327) und die Tübinger Schule behauptet,

615—700 (auch in seinen Krit. Untersuchungen über die kanon. Evang. 1847) bis zu Hönig, Zeitschr. für wiss. Theol. 1883, 216—234 und später. Die Literatur hier und bei Holtmann, ebendas. 1881, 257—290; dazu Montijn, De jongste hypothesen aangaande den bouw van het 4. evangelie (Utrecht 1878).

27) Hilgenfeld, Der Paschastreit (1860); Schürer, De controversiis paschalibus (1869), deutsch in Zeitschr. für histor. Theol. 1870, 182—284. 28) Vgl. die Artikel Gnosticismus, Sect. I, Tbl. 71 (speciell über Kerinth S. 286 fg.; 257 fg.; 245; 271), und Kanon S. 323; Lipsius in Schenkel's Bibellexikon s. v. „Gnosis" 1869 II, 501—504).

dann wäre die Abfassung auch des Evangeliums und der Briefe durch ihn noch undenkbarer (vgl. Johannes S. 90 fg.); allein diese Annahme verliert immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Dadurch gewinnt aber nicht etwa die Echtheit des Evangeliums und der Briefe; denn auch wenn die im Artikel Johannes S. 6—10 bekämpfte Hypothese von Lützelberger, daß das berühmte Kirchenhaupt von Ephesus, auf welches Apokalypse wie Evangelium und Briefe in der Tradition zurückgehen, gar nicht der Apostel, sondern ein anderer Johannes, der sogenannte Presbyter (s. Sect. II, Thl. 22, S. 217—219) gewesen, trotz ihrer Neubegründung, beziehentlich Modification durch Keim[29], Scholten[30]) und andere sich nicht bewährt, so protestiren doch neben allem schon Angeführten, besonders den äußern Zeugnissen, welche nach richtiger Betrachtung bis um 150 vollständige Unbekanntheit, von da bis um 170 nur zurückhaltende Benutzung ohne Anerkennung apostolischen Ursprungs aufweisen, nicht nur das glatte Griechisch (s. Johannes S. 61 und oben bei Anm. 13) und einige immerhin bedenkliche archäologische Anstöße (s. Johannes S. 38 fg.), sondern vorzüglich auch der fremde und verächtliche Ton gegenüber den Juden (ebendas. S. 36 fg.) und die unerträglich anmaßende Selbstbezeichnung des Johannes als des Jüngers, welchen der Herr κατ' ἐξοχήν lieb hatte (13, 23; 19, 26; 20, 2, vgl. 21, 7; 20; 24), so energisch gegen seine Autorschaft, daß das Festhalten an ihr seine stärkste Stütze wol nicht in kritischen Gründen, sondern in der Erhabenheit des Inhalts dieser Schriften hat, die doch eine völlige und ungetrübte Würdigung gerade erst dann finden kann, wenn man die Echtheit preisgibt.

Bisher scheint vorausgesetzt, daß das Evangelium und der 1. Brief von derselben Hand herrühren, und dies galt in der That lange als unbestreitbar. Aber das Gesagte paßt vollkommen auch bei der Annahme von zwei geistesverwandten Verfassern, für welche gewichtige Gründe geltend gemacht worden sind.[31]) Neben sprachlichen Differenzen bei aller sonstigen sprachlichen Uebereinstimmung (Holtzmann 129—139) hat man wahrgenommen, daß der 1. Brief die theologische Tiefe des Evangeliums nicht ganz erreicht, sondern mehrfach bei volksthümlicheren religiösen Vorstellungen stehen bleibt. Die erlösende Thätigkeit Christi liegt hier noch ganz überwiegend in seinem Tode (s. oben); vor allem aber tritt die vollkommene Mittelstellung des Logos im Evangelium, nach welcher Gott sich zu Christus verhält wie Christus zu den Gläubigen (15, 9 fg.; 10, 14 fg.; 14, 20; 17, 8), und das Heil direct nicht diesen (so fast nur 3, 16; 17, 23; 14, 21—23; 16, 26 fg.), sondern nur Christo schenkt, Christus der einzige Weg zu Gott ist (14, 6; 10, 7; 9; 15, 5; anders I. 3, 21), er das Licht (1, 4; anders I, 1, 5), er der Gesetzgeber (13, 34; 15, 12; anders I, 3, 23), er das Subject oder wenigstens sein Name die Bürgschaft der Gebetserhörung (14, 13 fg.; 15, 16; 16, 23 fg.; 26; anders I, 5, 14) u. s. w., im Briefe fast gänzlich[32]) zurück zu Gunsten einer Ansicht, welche wie der im 2. Jahrh. herrschende Monarchianismus die Einheit in Gott nicht durch das Bestehen einer zweiten göttlichen Persönlichkeit neben dem Vater gefährdete.

Hiernach hat man den Brief für den minder entwickelten Vorläufer des Evangeliums gehalten.[33]) Aber das ist undurchführbar angesichts der deutlichen Rückweisung auf das Evangelium durch dreimaliges ἔγραψα neben dreimaligem γράφω (2, 12—14). Hierdurch bekommt auch die Bezugnahme auf Ev. 13, 34 in I, 2, 7 fg. Beweiskraft, und die zahllosen andern Berührungen sind nunmehr als Nachklänge des Evangeliums zu fassen. Zugleich verbieten sie die Annahme, daß der Brief ohne Rücksicht auf das Evangelium geschrieben sei; vielmehr muß sein Zweck mit Bestimmtheit darein gesetzt werden, den Gedanken des Evangeliums in anderer Form Eingang zu verschaffen und ihre polemische Seite gegen die häretische Gnosis hervorzukehren, mag er im übrigen gleichzeitig mit dem Evangelium oder später ausgegangen sein. Der Verfasser des Evangeliums nun kann den minder speculativen Standpunkt des Briefes höchstens früher, schwerlich aber später aus eigener Ueberzeugung, im letzteren Falle vielmehr wol nur in bewußter Herabstimmung seines hohen Gedankenflugs auf ein volksthümlicheres Niveau eingenommen haben. Dann wäre der Brief ein sprechender Beweis für die oben schon aus den äußern Zeugnissen erschlossene Thatsache, daß das johanneische Evangelium — theils wegen der bereits herrschenden Autorität der drei andern, theils wegen der Bedenken gegen seine Verwandtschaft mit dem immer deutlicher als kirchenzerstörend erkannten Gnosticismus — sich nur sehr langsam Anerkennung erringen konnte. Dies bleibt aber bestehen auch bei der leichteren Annahme, daß ein Mann aus dem gleichen (jedenfalls kleinasiatischen) Kreise alexandrinisch gebildeten Christenthums die Gedanken seines noch tiefer philosophischen Genossen in Gestalt eines Briefes desselben doch nicht mit vollem Muth beim Namen genannten Lieblingsjüngers Jesu (1, 1; 3; 5; 2, 12—14; 4, 14, vgl. Ev. 19, 35) zur Geltung zu bringen suchte, dessen angebliche Darstellung der evangelischen Geschichte sich zur Zeit nicht als die richtige Form erwiesen hatte, diesen der drohenden Auflösung der Kirche gegenüber als einzige Rettung erkannten Ideen zum Durchbruch zu verhelfen. Von manchen wird er dabei zugleich für den

29) Geschichte Jesu von Nazara I (1867), 160—167. 30) Der Apostel Johannes in Kleinasien (1872), übersetzt aus Theol. Tijdschrift 1871, 597—691; 1872, 325—330. 31) Nächst dem Art. Johannes S. 69 fg vgl. Baur, Theol. Jahrbücher 1848, 293—337; 1857, 315—331, und mehrere seiner Nachfolger, neuerdings besonders Hoekstra, Theol. Tijdschrift 1867, 137—188, und Holtzmann, Jahrb. für protest. Theol. 1881, 690—712; 1882, 128—152; 316—342; 460—485.

32) Nur hierin liegt die Beweiskraft. Auszunehmen ist nur die nach Röm. 8, 34; Hebr. 7, 25 gemeinchristliche Idee der Fürbitte Christi im Himmel (2, 1) und etwa 5, 12 (doch s. V. 11), kaum aber 1, 3; 3, 6; 5, 20. 33) Zeller, Theol. Jahrb. 1845, 78; 508 fg.; 1847, 137; Hilgenfeld, Das Evang. und die Briefe Joh. 1849, 322—355; Tübinger theol. Jahrb. 1855, 471—526; Zeitschr. für wiss. Theol. 1859, 426—448; 1870, 256—263; Pfleiderer, ebendas. 1869, 419—421, u. and.

Verfasser des dem Evangelium zu seiner Beglaubigung angehängten 21. Kapitels (vgl. besonders V. 23 fg.) gehalten.[34]) Die Abstreifung der dogmatischen Spitzen des Evangeliums ist übrigens so wenig wie die im 1. Petrusbriefe gegenüber dem Paulinismus (s. 4) durchaus ein Mangel, sondern sie hat den Erfolg gehabt, daß heute eine Theologie, welcher die Logosidee mit ihrer Verkümmerung des wahrhaft menschlichen und geschichtlichen Wesens Jesu unannehmbar ist, die durch sie trotzdem gewonnenen erhabensten Ideen des Christenthums aus dem ersten johanneischen Briefe mit noch unmittelbarerer Freudigkeit schöpfen kann als aus dem Evangelium.[35])

6) Den 2. und 3. Johannesbrief konnte man, wo man das Evangelium und den 1. Brief für echt hält, wegen ihres Abstandes von diesen vielfach dem in den Ueberschriften anscheinend genannten, nach der Tradition neben dem Apostel in Ephesus lebenden Presbyter Johannes (über ihn s. Sect. II, Thl. 22, S. 217—219), bei ihrem Mangel an bestimmt ausgeprägter Eigenthümlichkeit aber auch leicht ebenfalls dem Apostel zuschreiben. In der That erscheinen sie mit den andern johanneischen Schriften in Sprache und Ideenkreis trotz mehrfacher Abweichungen so eng verknüpft (II, 1 fg.; 4—7; 9; 12; III, 3 fg.; 8; 11 fg. Vgl. ferner Johannes S. 74 fg.), daß sie ohne Frage als Glieder dieses Literaturzweigs zu betrachten, bei dessen sonstiger Unechtheit aber ebendeshalb für den Apostel auf keine Weise zu retten sind. Nun bezwecken sie wie der 1. Brief Bestärkung der Leser in der Wahrheit und der Liebe (II, 1 fg.; 4—6; III, 3 fg.; 6; 8) und Warnung vor den „fortschrittlichen" Gnostikern (II, 9; 7; III, 11), zugleich aber die Empfehlung der Gastfreundschaft gegen rechtgläubige reisende Christen (III, 5—8), wie der Versagung derselben gegenüber den Häretikern (II, 10 fg.), welche ihrerseits schon bis zu Excommunicationen geschritten waren (III, 10). In den letzteren, kirchenpolitischen Zielen können sie eine eigene Entstehungsursache haben; mit den ersteren reihen sie sich dem 1. Briefe an und zwar entweder als Nachklänge[36]) oder als Vorläufer. In diesem zweiten Falle erblickt man in ihnen die ersten tastenden Versuche, sei es das schon existirende Evangelium weiteren Kreisen zu empfehlen[37]), sei es nur überhaupt seine Ideenwelt, letzteres zunächst unter der Autorität des zweiten ephesinischen Johannes, an dessen Stelle man erst später mit kühnerem Griffe den Apostel selbst setzte.[38]) Zu beiden Ansichten stimmt es, daß die Adressatin des 2. Briefs offenbar nicht eine einzelne Frau ist[39]), freilich auch nicht die gesammte Kirche (hiergegen II, 13), sondern eine Einzelgemeinde, unter welcher sich aber doch eine jede und somit die ganze Kirche verstehen konnte und vielleicht verstanden war. Dem entsprechend ist Gajus (III, 1) gewiß nicht eine der drei I Kor. 1, 14 und Röm. 16, 23; Apostelgesch. 19, 29; 20, 4 genannten Personen, sondern eine höchstens dem korinthischen Gastfreund nachgebildete typische Figur. Aehnliches muß dann von Diotrephes (III, 9) und Demetrius, anscheinend dem Ueberbringer des Briefs (III, 12) gelten, obgleich für deren Namen bisjetzt weder eine derartige Anknüpfung noch eine etymologische Deutung gefunden ist.

Wie weit der Leserkreis zu denken sei, hängt schließlich noch mit von der Bezeichnung des Verfassers ab. Als πρεσβύτερος ohne Namensnennung bekannt und geachtet kann in engem Kreise auch ein sonst minder berühmter Mann, z. B. nach Thoma der damals nur als Haupt einer esoterischen Schule geehrte Verfasser des 4. Evangeliums gewesen sein; aber wenn auch nicht das angeblich apostolische Selbstbewußtsein (III, 12), so spricht doch der kirchliche Einfluß, welchen der Verfasser in Anspruch nimmt, mehr für das Haupt Kleinasiens, und der Name zunächst für den Presbyter. Unter dieser Voraussetzung besteht nun die abstracte Möglichkeit, daß die Briefe echt sind. Doch sie hat wenig Werth. Ausgeschlossen wäre sie sofort, wenn der Presbyter als Verfasser der Apokalypse zu denken wäre (s. Johannes S.

34) Scholten, Das Evangelium nach Joh. 1867 (aus dem Holländischen von 1864), S. 68; Hausrath, Neutestamentliche Zeitgeschichte III (1874), 624 fg.; Thoma, Die Genesis des Joh.-Evangeliums (1882), 807—814. 35) Die Literatur der johanneischen Frage ist verzeichnet bei Luthardt, Der johanneische Ursprung des 4. Evangeliums (1874) 6—19 und 222 fg., mit kaum zu übertreffender Vollständigkeit in der englischen Uebersetzung dieses Werkes von Gregory (Edinburg 1875). Als zusammenfassend sei außer demselben auf apologetischer Seite hervorgehoben nur Beyschlag, Zur johann. Frage, 1876 (auch in Stud. und Krit. 1874, 607—723; 1875, 235—287 und 413—479) und die Commentare von Luthardt (1875 fg.), Weiß (6. Aufl. des Meyer'schen Handbuchs, 1880) und Keil (1881), auf kritischer nur Scholten und Thoma (s. Anm. 34) und wegen Kürze und Gemeinverständlichkeit Wolff, Das Evang. Joh. (1870). — An Specialliteratur über den 1. Brief, abgesehen von dem schon Angeführten, vgl. seit 1843: Grimm, Stud. und Krit. 1847, 171—187; 1849, 269—303; Erdmann, Argumentum u. s. w. (1855); Luthardt, De compositione u. s. w. (1860); Stricker, Introduction u. s. w. (Straßburg 1862); Riemens, De beteekenis van den 1. brief . . . in het . . . onderzoek naar . . . het 4. evangelie (Utrecht 1869); Stockmeyer, Structur u. s. w. (1873); Huther, Jahrb. für deutsche Theol. 1873, 584—630; Roos, Theol. Studien aus Würtemberg 1881, 186 fg., und die Commentare von Haupt (1869) und Rothe (1878). — Zugleich über den 2. und 3. Brief (abgesehen von dem unter 6 noch Anzuführenden) handeln: Ewald, Jahrbücher der bibl. Wissensch. III (1851) 174—183, und die Commentare von Mayer (1851), Sander (1851), Düsterdieck (1852—1856), Ewald (die johann. Schriften I, 429—516, 1861) und Wolf (1881).

36) Baur, Theol. Jahrb. 1848, 328—337, und zwar nach ihm von einem dritten Pseudo-Johannes; Hilgenfeld, ebendas. 1855, 498—502; 520—522. 37) Nach Thoma 790—793 durch dessen Verfasser selbst, nach Coenen (Zeitschr. für wiss. Theol. 1872, 264—271) speciell mittels Abfassung von Briefen, welche an dasselbe anklingen und doch zugleich ihren aus den Zuständen der apostolischen Zeit heraus (nach Korinth) schreibenden Verfasser als den historischen Johannes erscheinen lassen (vgl. I Kor. 1, 14 u. s. w.). 38) Lüdemann, Jahrb. für protest. Theol. 1879, 565—576. Er behauptet dabei schriftstellerische Anlehnung an Papias, welcher den Presbyter Johannes als einen Hauptgewährsmann für seine den neuen Ideen möglichst fremden Traditionen aufgeführt hatte (bei *Euseb.* Hist. eccl. III. 39, 3 fg.; 14). 39) Vgl. II, 13 und den Wechsel des Numerus in V. 4 fg., sowie die erste Person statt der zweiten in V. 2 und 4b, dazu III, 9, wo vielleicht der 2. Brief citirt wird.

90 fg. : aber auch abgesehen hiervon ist es ganz unwahrscheinlich, daß eine der Lieblingsautoritäten (s. Anm. 38) des so stark judaistisch und chiliastisch gerichteten Papias (s. Kabon S. 321 und 330) ein Vertreter jenes vergeistigtsten Christenthums gewesen sei — übrigens gewiß nicht auf dessen Höhepunkt, welchem das Evangelium und der 1. Brief entstammen, da er als directer Schüler Jesu (s. Euseb. a. a. O.) doch höchstens die ersten Decennien des 2. Jahrh. erlebt haben kann. Es wird ein Späterer gewesen sein, welcher ihm — möglicherweise aber auch dem Apostel, für den ja der Ehrenname πρεσβύτερος ebenfalls denkbar ist — diese kleinen Briefe beigelegt hat, deren nähere Entstehungsverhältnisse sich uns wol nie ganz aufhellen werden. *(Paul Wilh. Schmiedel.)*

KATÎF (el Chatîf), Hauptort der arabischen Provinz el Hasa oder Bahrein, am Persischen Meerbusen, zählt ungefähr 6000 Einwohner. Die Stadt ist im Niedergange begriffen; den Mittelpunkt des Verkehrs und namentlich der in diesen Gegenden sehr schwunghaft betriebenen Perlenfischerei bildet die Insel Bahrein, insbesondere deren Hauptort Manama.

(Richard Oberländer.)

KATMANDU, richtiger Khatmandu, ist die Hauptstadt des im südlichen Himalaja gelegenen, den Briten nicht unterworfenen Staates der Eingeborenen Nepál, Nipal oder Naipal. Sie liegt an der Ostseite des Bischnumati bei seiner Vereinigung mit dem Baghmati, in 27° 36′ nördl. Br. und 103° 4′ östl. L. von F. Man schätzt die Zahl der Eingeborenen auf 50,000, die der Häuser auf 5000; letztere sind 2—4 Stockwerke hoch, aus Ziegeln gebaut und mit Ziegeln und (in den Vorstädten) mit Stroh gedeckt; manche besitzen große vorspringende hölzerne Fenster oder Balkone, oft reich geschnitzt. Viele kleine offene Plätze in verschiedenen Theilen der Stadt sind, wie die Straßen, gepflastert; darauf wird Markt gehalten, und Wright (1877) berichtet, daß diese Plätze am Morgen mit ihren Blumen, Früchten und Gemüsen sehr freundlich erscheinen. Die Stadt soll im J. 723 von dem Radscha Gunakámadeva gegründet worden sein.

Mitten in der Stadt steht der fürstliche Palast, ein ungeheures, plumpes, phantastisches Gebäude. Ein Theil desselben ist sehr alt, wie eine Pagode gebaut, und mit sorgfältigem, grotesken Bildhauerwerk bedeckt; andere Theile, wie das Darbar Zimmer, sind erst innerhalb des letzten Decenniums gebaut, und dasselbe hat, was in Nepál selten ist, Glasfenster. Gegenüber vom Palais am Platze stehen zahlreiche hübsche Tempel, viele pagodenartig aus mehrern Stockwerken bestehend und reich mit Reliefs, Gemälden und Vergoldung bedeckt. An manchen ist das Dach ganz aus Messing oder vergoldetem Kupfer, und längs der Rinnen der verschiedenen Stockwerke hängen zahlreiche kleine Glocken, welche im Winde erklingen. An manchen Thorwegen stehen große steinerne Löwen oder Greife mit gutgekräuselten Mähnen, welche auffallend an die in Ninive gefundenen erinnern. Eine andere Art von Tempeln ist aus Steinen gebaut, mit Pfeilern und einer Kuppel. Obwol weniger verziert und weniger malerisch, ist diese Bauweise doch weit anmuthiger als die erstere. Dicht am Palais erhebt sich an der Nordseite der Tempel des Taleju, eine der größten Pagoden; sie soll im J. 1549 vom Radscha Mahendra Malla erbaut sein, und ist ausschließlich für den Gebrauch der königlichen Familie bestimmt. Gegenüber von manchen der Tempel stehen große Monolithe, manche überragt von Figuren alter Fürsten, welche die Tempel gegründet, andere von der geflügelten Gestalt des Garur. Oft haben diese Figuren eine kniende Stellung und blicken den Tempel an; gewöhnlich hängt über ihnen eine eherne Schlange, auf deren Kopf ein kleiner Vogel sitzt. Nicht weit vom Palais und dicht an einem der Tempel hängt eine gewaltige Glocke an einem steinernen Pfeiler; und an einem andern Bauwerke befinden sich zwei Trommeln von etwa 2½ Met. Durchmesser. Die Glocke wird geläutet, indem man den Klöppel schwingt, aber das Geläute entspricht keineswegs dem, was man von der Größe erwarten müßte. Hier stehen auch verschiedene große und häßliche Figuren von Hindu-Göttern und Göttinnen, welche an Festtagen in üblicher Weise bekleidet und verziert werden.

Etwa 180 Met. vom Palais steht ein großes halbeuropäisches Gebäude, genannt das Kot, welches berühmt ist als die Stelle, wo 1846 das Blutbad fast aller der leitenden Männer des Landes stattfand, durch welchen Vorgang der verstorbene Premier-Minister Sir Jang Bahadur zur Gewalt gelangte. Außer den genannten Tempeln findet man noch andere in jeder Straße, sodaß auf den ersten Blick die Stadt in der That fast nur aus Tempeln zu bestehen scheint. Ihre Größe wechselt von der großen Pagode von Taleju bis zu einer aus einem Steine gehauenen kleinen Kapelle, in der Mitte mit einem Bilde von wenigen Zoll Höhe. Viele erscheinen höchst abschreckend, indem sie mit dem Blute von Hähnen, Enten, Ziegen und Büffeln bespritzt sind, welche vor ihnen geopfert worden sind.

Die Straßen von Katmandu sind sehr enge, wirklich bloße Gänge, und die ganze Stadt ist sehr schmuzig. In jeder Gasse findet man eine stehende Pfütze voll stinkenden Schlamms, und nie wird ein Versuch gemacht, sie gründlich zu reinigen. Die Straßen werden freilich in der Mitte gefegt und ein Theil des Schmuzes wird von den Dünger-Verkäufern fortgefahren; aber die Rinnen zu reinigen würde jetzt unmöglich sein, ohne die ganze Stadt niederzuwerfen, da der ganze Boden von Schmuz getränkt ist. Die Häuser sind meist in Gestalt von hohlen Vierecken gebaut, die sich durch niedrige Thorwege gegen die Straßen öffnen, und diese Mittelhöfe sind nur zu oft der Sammelplatz für Unrath jeder Art. Kurz, in sanitärischer Beziehung kann man sagen, daß Katmandu auf einem Düngerhaufen mitten zwischen Latrinen gebaut ist.

Wenn man die Stadt durch das Nordost-Thor verläßt und sich südlich wendet, so gewahrt man zunächst einen großen Tank oder Teich, den Ranipukhari. Ihn umgibt eine Mauer und in der Mitte steht ein Tempel, der durch eine lange schmale Ziegelbrücke mit der Westseite in Verbindung steht. Auf der Südseite sieht man

die große Figur eines Elefanten, aus Stein gebaut, der die Figur des Radscha Pratapa Malla trägt, welcher den Teich hergestellt, und seiner Rani. Etwas weiter südlich läuft die Straße durch eine Allee von Bakajun Bäumen, welche die Stadt mit dem großen Paradefelde oder Tudithel verbindet. Dies ist ein offener weiter Platz, mit schönem Grashwuchs bedeckt, und hier werden die Truppen täglich einexercirt. In der Mitte erhebt sich ein etwa 10 Met. hohes, viereckiges Gebäude aus Stein, welches Sir Jang Bahadur nach seiner Rückkehr aus England 1851 errichten ließ. Darauf stand bis unlängst eine Statue von Jang Bahádur, welche ein Schwert in der einen Hand und eine Rolle in der andern hielt, und an den vier Ecken befanden sich greuliche eherne Drachen. Alles dies ist aber nach einem neuen Tempel geschafft worden, welchen Jang Bahadur am Ufer des Baghmati erbaut hat. Westlich vom Paradeplatze steht ein schönerer Gegenstand, nämlich das Daréra oder die Säule, welche ein früherer Premier-Minister, der General Bhimaneja Thapa, aufgerichtet hat. Diese Säule ist schön proportionirt, steht auf einer steinernen Basis, und erhebt sich 76 Met. hoch. Eine früher von ihm errichtete warf 1833 ein heftiges Erdbeben um. Die jetzige traf 1856 der Blitz und spaltete sie auf einer Seite von oben bis unten. Sie ist indeß 1869 ausgebessert worden und erscheint nun wie neu. Innen befindet sich eine gute Wendeltreppe, und aus den Fenstern auf der Höhe genießt man einen schönen Ueberblick über die Stadt und ihre Umgebungen.

Etwas weiter südlich liegt das Arsenal, und östlich vom Paradeplatze befinden sich Magazine für Munition, Kanonen u. s. w. und eine Kanonengießerei und -bohrerei. Etwa 6,5 Kilom. südlich von der Stadt ist an einem schmalen Flusse, dem Nutku, bei Schaubahal, eine neue Werkstatt in größerem Maßstabe neuerlich erbaut worden.

Die Straße wendet sich nun nach Osten, und etwa 1,5 Kilom. südöstlich von Katmandu erreicht man Thápatali, die Residenz des verstorbenen Sir Jang Bahadur. Dies ist ein gewaltiges Gebäude oder vielmehr eine Reihe von Gebäuden dicht an dem Nordufer des Baghmati, gerade wo eine Brücke nach Patan hinüberführt.

Ein britischer Gesandter mit kleinem Stabe und einer Escorte ist in Katmandu stationirt. Er wohnt etwa 1,5 Kilom. nördlich von der Stadt an einer Stelle, die Dr. Wright (welcher der Gesandtschaftsarzt gewesen ist) als eine der bestbewaldeten und schönsten im ganzen Thale beschreibt, obwol sie ursprünglich als Wohnstätte angewiesen war, „weil dort Wassermangel herrschte, es ein öder Fleck war, der für sehr ungesund und als Aufenthalt von bösen Geistern galt“ (Wright).

(*G. A. von Klöden.*)

KATONA (Joseph), hervorragender ungarischer Dramatiker, geb. 11. Nov. 1792 in Kecskemét, als Sohn eines bürgerlichen Webers, der den talentvollen Knaben studiren ließ. Nachdem Katona das Gymnasium in Pest und Szegedin absolvirt hatte, begann er im J. 1809 in Pest seine juristischen Studien, welche er fleißig, aber ohne innern Beruf absolvirte. Denn seine Neigung zog ihn zum Theater, dem er leidenschaftlich anhing. Eben damals begann das ungarische Schauspiel in der Hauptstadt festen Fuß zu fassen; eine ungarische Gesellschaft unter der Direction Ladislaus Vida's gab regelmäßig Vorstellungen, welche sich in der vorwiegend deutschen Stadt allmählich großen Beifalls und Zuspruchs zu erfreuen hatten. Katona schloß sich der Gesellschaft als dilettirender Schauspieler an, wirkte sogar einige Zeit als Regisseur derselben und verfaßte oder bearbeitete für das noch arme ungarische Repertoire zahlreiche Stücke. Aber das ungarische Theater konnte sich in Pest neben der blühenden und glänzenden deutschen Bühne nicht halten[1]), die ungarische Gesellschaft löste sich auf und Katona, den auch das Drängen der besorgten Aeltern dem zweifelhaften Los des ungarischen Schauspiels abwendig machte, legte im J. 1816 die Advocaten-Prüfung ab und riß sich von der Bühne auf immer los.

Während seiner Wirksamkeit bei der Vida'schen Gesellschaft übersetzte oder bearbeitete Katona folgende Dramen, die, sofern sie sich erhalten haben, alle erst jüngst im Drucke erschienen sind: 1) Ziegler's „Jolanthe, Königin von Jerusalem“, 1812. — 2) Frau Weißenthurn's „Erstürmung von Smolensk“, 1812. — 3) Iffland's „Der Komet“, 1812. — 4) „Die Faschingsreise“, Lustspiel in fünf Aufzügen, 1812, dessen Original nicht bekannt ist. — 5) „Albrecht der Bär“, dessen Original ebenfalls nicht bekannt ist, 1813. Diese fünf Stücke sind verloren gegangen. Ob die Uebersetzungen von Jünger's Lustspiel „Die Komödie aus dem Stegreif“ und von Ziegler's Ritterdrama „Parteiwuth“, die ihm vielfach zugeschrieben werden, wirklich Arbeiten Katona's waren, ist nicht genügend bestätigt. Beide Stücke waren in den ersten Decennien des Jahrhunderts auf den ungarischen Bühnen sehr beliebt, doch haben sich die angeblich Katona'schen Uebersetzungen derselben nicht erhalten. Dagegen rührt die noch vorhandene ungarische Uebersetzung des Schauspiels in drei Acten 6) „Die Grafen von Montbelli, nach einem französischen Original deutsch bearbeitet von Haussereck“ von Katona her.

Erhalten haben sich, außer der letztgenannten Uebersetzung, folgende Dramen Katona's, welche alle als Originalstücke bezeichnet werden, aber, trotzdem nur für ein Stück das Original erwiesen ist, wol insgesammt mehr oder weniger freie Bearbeitungen deutscher Ritterstücke sind: 1) „Monostori Veronika (Veronika von Monostor), Drama in 5 Acten“, 1812. — 2) „Lucza széke karácsony éjszakájan (Luciens Stuhl in der Weihnacht), Drama in 3 Acten“, 1812. — 3) „István, a magyarok elsö királya (Stephan, der erste König der Magyaren), Ritterschauspiel in 4 Acten“, 1813.[2])

1) Besonders seit das prachtvolle neue deutsche Schauspielhaus (eröffnet am 9. Febr. 1812), das im J. 1848 abbrannte, bestand.

2) Blos für dieses Stück ist das Original jüngst von Gustav Heinrich nachgewiesen worden: „Stephan I., König der Hungarn. Ein Schauspiel in sechs Aufzügen von Xavier Girzit, Mitglied der bocharäftlich-Unwerth'schen deutschen Operngesellschaft in Ofen und Pest (Pest 1792, bei Joh. Mich. Landerer, 184 S.“ Katona's

5 und 6) „Ziska (Ziska oder der erste Aufstand der Hussiten in Böhmen), zwei Schauspiele zu je 4 Acten", 1813. — 7) „Clementine d'Aubigny oder der Religionskrieg in Frankreich unter Heinrich IV. Ritterstück in 4 Acten", 1813. Die Aufführung dieses Stückes wurde von der Censur verboten, doch gelangte es später in einer durchaus magyarisirten Bearbeitung (die Handlung war in die Zeit königs Andreas III. von Ungarn verlegt) als „Cäcilie von Hédervár, die ungarische Amazone, oder die Erstürmung Hédervárs" auf die Bühne und erhielt sich lange auf derselben. — 8) „A borzasztó torony (Der schreckliche Thurm oder der böse Findling), Schauspiel in 5 Acten", 1814. — 9) „Jerusalem pusztulasa (Die Zerstörung Jerusalems), Ritter-Trauerspiel in 5 Acten" (angeblich aus den Schriften des Josephus Flavius), 1814.

Verloren sind folgende Original-Dramen Katona's: 1) „Die Burg Dobota", wol Schauspiel aus der ungarischen Geschichte. — 2) „Die Zigeuner von Nagyida" Lustspiel aus der ungarischen Geschichte.[3]) — 3) „Comumna", Drama aus der römischen Geschichte. — 4) „Rosa oder die unerfahrene Fliege unter den Spinnen", ein Lustspiel, dessen Gegenstand ein ungünstig verlaufenes Liebesabenteuer der schönen und gefeierten Sängerin Frau Déry bildete, für die der Dichter früher selbst in leidenschaftlicher Liebe entbrannt war. Frau Déry wußte deshalb auch die Vorstellung des Stückes zu hintertreiben, alle übrigen Stücke Katona's dagegen wurden wiederholt mit großem Beifalle gegeben und erhielten sich bis in die dreißiger Jahre auf den Bretern, in der Provinz sind mehrere auch noch in jüngster Zeit beliebt gewesen.

Die erhaltenen Stücke Katona's aus den Jahren 1812—1814 zeigen den Dichter unter dem Einflusse des deutschen Ritterschauspiels, welches zu dieser Zeit und noch später das meist nachgeahmte Muster der ungarischen Dramatiker war. Seine Selbständigkeit ist gering, dagegen seine Bühnenkenntniß anerkennenswerth und Sprache und Stil seiner Stücke markiger und dramatischer als in den deutschen Vorbildern. Der Dichter selbst maß diesen Jugendleistungen keine Bedeutung bei, ließ keins derselben drucken und verleugnete sie später, als er seine Bank-Tragödie als sein „erstes" Stück bezeichnete. Endlich im J. 1814 raffte er sich zu einer ganz selbständigen Dichtung von größerer Conception auf. In diesem Jahre wurden in Siebenbürgen zwei Preise von 700 und von 300 Gulden für ein Trauerspiel ausgeschrieben und Katona verfaßte sein Drama „Bankbán"[4]. Die Entscheidung der Preisrichter verschleppte sich bis zum Jahre 1818. Nicht Katona's Drama, sondern Johann Tokody's (verlorenes) Stück „Parteiglut" und Wolfgang Bolyai's, des berühmten Mathematikers, „Fünf Schauspiele" (Hermannstadt 1817) erhielten den Preis. Katona's Tragödie wurde gar nicht beachtet, was ihn tief schmerzte, aber sein Selbstbewußtsein nicht demüthigte. Als im J. 1819 die stuhlweißenburger Gesellschaft in der Hauptstadt spielte, reichte Katona sein Drama zur Darstellung ein; die Censur verbot jedoch die beabsichtigte Aufführung des Stückes. Da ließ der Dichter das Drama, welches er theilweise umgearbeitet hatte, im Drucke erscheinen, Pest 1821, und widmete es dem Magistrate seiner Vaterstadt Kecskemét, welche ihm für diese Huldigung ein Ehren-Honorar von hundert Gulden anweisen ließ und ihn am 2. Nov. 1820 zum städtischen Fiscal wählte. Diese Stelle trat Katona sofort an und verblieb in derselben bis zu seinem am 16. April 1830 im Alter von erst 38 Jahren erfolgten frühen Tode. Unmuth über den Mangel aller Anerkennung und den vollständigen Schiffbruch seiner dichterischen Träume verbitterten das Leben des verkannten Mannes und beschleunigten sein Ende.

Katona's Drama (deutsch: „Der Bank-Ban. Drama in fünf Acten von Joseph Katona. Aus dem Ungarischen metrisch übersetzt von Adolf Dux. Leipzig 1856") ist die bedeutendste ungarische Tragödie. Der Stoff ist der ungarischen Geschichte des 13. Jahrh. entnommen: die Ermordung der Königin Gertrud von Meran, der Gemahlin König Andreas II. von Ungarn, am 28. Sept. 1213, bildet den Mittelpunkt der Handlung. Nach der Ueberlieferung, deren historische Grundlage sehr unsicher ist, hätte der Banus Bánk, der Statthalter Ungarns während der Abwesenheit des Königs in Galizien, die Königin eigenhändig und zwar deshalb ermordet, weil sie seine fromme und tugendhafte Gemahlin ihrem lasterhaften, ausschweifenden Bruder in die Hände gespielt. Katona's Drama ist durch die tief psychologische Charakteristik der Personen, die echttragische Auffassung des Helden und seiner That, die überraschend lebensvolle Zeichnung der Zeit, die groß angelegte Composition und den echt dramatischen Stil ausgezeichnet und überragt bei weitem alle früheren und späteren Bearbeitungen desselben Stoffes[4]),

---

Drama ist eine freie, mit Bühnengeschick verfaßte Bearbeitung dieses Schauspiels.

3) Diesen Stoff hat später Johann Arany in einem komischen Epos bearbeitet.

4) Gustav Heinrich hat in einer literarhistorischen Studie: „Bankbán a német költeszetben" (Bankbanus in der deutschen Poesie, Budapest 1875, folgende ältere deutsche Bearbeitungen des Stoffes nachgewiesen: 1) Eine Tragödie, mit zwölf Personen zu spielen. Andreas der ungarische König mit Bankbano seinem getreuen Statthalter, von Hans Sachs (1561). — 2) „Leitbeld, ein Fragment aus der Geschichte fürstlicher Leidenschaften", Roman, Wien 1782 (ungarisch von Peter Cserv, Pest 1822). Diesen Roman kannte Katona. — 3) „Bankban", Ballade von Heinrich L. Nicolay, um 1795. — 4) „Der gerechte Andreas", Gedicht von J. F. Ernst Albrecht (in „Trümmer der Vergangenheit, aus ihren Ruinen ans Licht gebracht", Hamburg 1796). — Noch mag erwähnt werden, daß ein begeisterter Verehrer Schiller's, Eduard Lassalvy aus Oedenburg, im J. 1793 Schiller selbst aufforderte, ein Drama aus der ungarischen Geschichte zu schreiben und ihm unter andern Stoffen auch die Geschichte des Banus Bank empfahl. Der Brief ist in Heinrich's Buche mitgetheilt. — Auch eine englische Bearbeitung des Bank-Stoffes ist bekannt geworden: „Emerich oder der Sieg der Wahrheit" von Georg Lillo (1739), in Lillo's Dramatic Works (London 1810), II. — Nach Katona's Drama schrieb, jedoch ohne das ungarische Trauerspiel zu kennen, Franz Grillparzer im J. 1826 seinen „Bankbanus, der treue Diener seines Herrn. Trauerspiel in fünf Acten", gedruckt 1830.

wie dies, Grillparzer gegenüber, auch von der deutschen Kritik, welche Katona's Drama noch bei weitem nicht gerecht geworden ist, zugestanden wird.[5]) Das Stück ist seit 1835, da es zum ersten mal in Ofen gegeben wurde[6]), ein Lieblingsstück des ungarischen Publikums und übt von der Bühne eine noch weit gewaltigere Wirkung als bei der Lektüre.

Außer diesen dramatischen Dichtungen schrieb Katona noch einige nicht bedeutende lyrische Gedichte und gab zwei Abhandlungen heraus: „Wie kommt es, daß die ungarische dramatische Dichtkunst nicht aufblühen kann", in der angesehenen Zeitschrift „Tudományos Gyüjtemény, d. h. „Wissenschaftliche Sammlung" (1821, 4. Heft), und „Ueber die Puszten Kecskemét's", daselbst (1823, 4. Heft). Die letztere erschien in deutscher Uebersetzung in Hormayr's „Archiv" vom Jahre 1824. Seine unvollendet hinterlassene „Geschichte der Stadt Kecskemét" wurde von seinem Vater herausgegeben (Pest 1834).

Katona's „Sämmtliche Werke" (außer den prosaischen Arbeiten) hat Ludwig Abafi herausgegeben, Budapest 1880, 3 Bde. — Das Hauptwerk über Katona ist Paul Gyulai's vorzügliche Monographie: „Katona und seine Tragödie Bánkbanus" (Budapest 1883), die vollständige Umarbeitung einer akademischen Rede des Verfassers aus dem Jahre 1860. — Eine Schulausgabe der Katona'schen Tragödie mit erklärenden Anmerkungen von Eugen Péterfy erschien Budapest 1883.

Am 15. April 1883 hat die Stadt Kecskemét das Geburtshaus des Dichters mit einer Gedenktafel versehen.[7])

(Gustav Heinrich.)

KATONA (Stephan), gelehrter ungarischer Historiker, geb. 13. Dec. 1732 zu Bolyk im Neograder Comitat, besuchte die Schulen von Kaschau und Tyrnau und trat 1750, 18 Jahre alt, zu Trentschin in den Orden Jesu, legte aber erst 1761, da er die heiligen Weihen erhielt, Profeß ab. Er wirkte als Professor zu Komorn, Gyöngyös und Großwardein, seit 1774 zu Tyrnau und (seit 1777) an der Universität in Ofen, wo er Poesie, Rhetorik, Homiletik, allgemeine und ungarische Geschichte lehrte. Als Joseph II. die Universität nach Pest verlegte und die deutsche Vortragssprache einführte, legte Katona sein Amt nieder. Im J. 1790 wurde er Präfect der Bibliothek des Domkapitels in Kalocsa und trug gleichzeitig den Seminaristen die theologischen Wissenschaften vor. Im J. 1794 wurde er Kanonikus des Kalocsaer Domkapitels, 1799 Abt von Bodrog-Monostor. In diesen Stellungen und Würden starb er am 17. Aug. 1811 zu Kalocsa, 79 Jahre alt, im Lande und außerhalb desselben als einer der gelehrtesten Männer anerkannt. Sein Vermögen hinterließ er zu frommen Stiftungen un. zur Unterstützung studirender Jünglinge, besonders solcher, die sich dem geistlichen Stande widmeten.

Katona hat eine sehr große, überwiegend in das Gebiet der ungarischen Geschichte fallende schriftstellerische Thätigkeit entwickelt. Er schrieb meist in lateinischer, einiges auch in ungarischer Sprache. Seine selbständig erschienenen Werke sind in chronologischer Folge: Ladislai Thurotzii Hungaria suis cum regibus a P. Nicolao Schmidt aucta et ad nostra tempora continuata (Tyrnaviae 1768, 4.) — S. Josephus Calasanctius Scholarum Piarum institutor a Clemente XIII. inter sanctos relatus, nunc oratione panegyrica celebratus (daf. 1769, 4). [1]) — Synopsis chronologica historiarum ad sublevandam memoriam historiophilorum (2 Theile, daf. 1771 und 1775). — Historia critica primorum Hungariae ducum ex fide domesticorum et exterorum scriptorum concinnata (Pestini 1778). — Historia critica regum Hungariae ex fide domest. et exter. scriptor. Stirpis Arpadi, 6 Bde., daf. 1779—1782. — Dasselbe Stirpis mixtae, 12 Bde., daf. 1788—1793; und Anhang zu Band XI: Appendix de Singedon. et Taurun. contra Salagium (daf. 1793). — Dasselbe Stirpis Austriacae, 22 Bde., I. und II. (Claudiopoli), III und folgende (Budae 1794—1817). — Synopsis historiae Romanorum Imperatorum in usum academicorum Hungariae (Tyrnaviae et Budae 1782). — Historia pragmatica Hungariae (2 Bde., Budae 1782 und 1784).[2]) — Dissertatio de mansuetudine evangelica (daf. 1785). — Responsio ad epistolam commonitoriam M. Antonii Praepositi Brienicensis (daf. 1785). — Examen vetustissimi Moraviae situs cum vindiciis anonymi Belae regis notarii (Pestini 1786). — Amicum responsum ad Hypereriticon Georgii Szklenar (Budae 1788). — Szent István Magyarok első királyának dicsérete (Lobrede auf den h. Stephan, den ersten König der Ungarn, Wien 1788). — Vetus Moravia rursus ad suos limites reducta (Budae 1789). — Ad amicum Augustanae Confessionis amici catholici de pacificatione Viennensi et Lincensi epistolae tres (daf. 1790). — Vindiciae sacerdotum ex oratione Christophori Scheurl excerptae (ohne den Namen des Verfassers Pestini 1791). — Trenckii bilanx pondere vacua (daf. 1790). — Dissertatio critica in Commentarium Alexii Horányi de sacra Hungariae corona (Budae 1790).[3]) — Larva pseudo-catholico,

5) Vgl. Wilh. Scherer, Vorträge und Aufsätze zur Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland und Oesterreich (Berlin 1874), S. 247. — Emil Kuh, Zwei Dichter Oesterreichs: Franz Grillparzer und Adalbert Stifter (Pest 1872), S. 84. 6) Nach einer nicht hinlänglich verbürgten Nachricht wurde das Stück 1826 in Fünfkirchen und 1828 in Kaschau gegeben. Die erste verbürgte Aufführung desselben erfolgte 1834 in Klausenburg, ohne nachhaltigen Erfolg, da die darstellenden Kräfte ihrer schwierigen Aufgabe nicht gewachsen waren. 7) Vgl. „Magazin für die Literatur des Auslandes", 1883, Nr. 32.

1) Alle seine späteren Werke, außer der Chronologia, erschienen in 8. 2) Im J. 1784 erschienen in Pest die Epistolae exegeticae Georgii Pray, Stephani Katona et Danielis Cornides in disputationem Antonii Ganóczy, welche interessantes Material zur Geschichte der historischen Streitfragen am Schlusse des Jahrhunderts enthalten. 3) Gelegenheitsschriften, in denen Katona die über die ungarische Krone (welche nach Joseph's II. Tode nach Ungarn zurückgebracht worden war) in zahlreichen Schriften ausgesprochenen, großentheils irrigen Behauptungen einer gründlichen Kritik unterzog.

Antonio Abaffi scriptori virulento, detracta (daſ. 1791). — A magyar sz. koronáról D. Decsi Sámueltöl irt historiának megrostálása (Kritik der von Samuel Decsi verfaßten Geſchichte der ungariſchen Krone, daſ. 1793).[3]) — Epitome chronologica rerum hungaricarum, transylvanicarum et illyricarum ab anno 884 ad 1797 (3 Bde., Budae 1796—1798). Dazu: Appendix ad partem IIIam, Historia Francisci I., regis LI. S. l. et a. — Chronologia Regum Hungariae a S. Stephano usque ad Leopoldum II., s. l. et a. 4. — Historia metropolitanae Colocensis ecclesiae. Pars I. Archiepiscopi Colocenses ante cladem Mohatsiensem; pars II. Archiepiscopi post cladem illam cum Epilogo biographico de Colocensibus Canonicis et Parochis vivis et defunctis (Colocae 1800). — Orationes. Opus posthumum, erſchien nach Katona's Tode, Peſt 1813. — Außerdem zahlreiche handſchriftliche Abhandlungen und zwei große Werke über „die durch ihre Schulen berühmten Städte Ungarns" und über „die ungariſchen Schriftſteller aus der Geſellſchaft Jeſu", in den Bibliotheken des Roſenauer Domkapitels und des Budapeſter Nationalmuſeums.

Katona hat ſein ganzes langes Leben und ſeine reiche Muße dem kritiſchen Studium der ungariſchen Geſchichte, welche er mit eiſernem Fleiße durchforſchte, gewidmet und, abgeſehen von ſeinen hiſtoriſchen Monographien, in den 42 Bänden ſeiner Historia critica ein gewaltiges Werk von epochemachendem Charakter und von bleibendem Werthe hinterlaſſen. Es iſt das größte und inhaltreichſte Werk über ungariſche Geſchichte, die geſammte Vergangenheit des ungariſchen Volkes umfaſſend und die einzelnen Abſchnitte mit möglichſter Ausführlichkeit behandelnd. Katona iſt kein Hiſtoriker in großem Stile; hierzu fehlt es ihm an geiſtvoller Auffaſſung und an bedeutenden Geſichtspunkten.[4]) Ihn feſſelt nur das Detail als ſolches: die Auffaſſung einzelner Daten und Thatſachen iſt ihm die Hauptſache. Daher wendet er ſeine Aufmerkſamkeit beſonders den (gerade in der ungariſchen Geſchichte) zahlreichen chronologiſchen und genealogiſchen Problemen zu und leiſtet eben in der Behandlung dieſer Fragen ſehr Bedeutendes. Beſondern Werth erhält ſein Werk noch durch die Fülle des geſammelten Stoffes, indem er nicht nur die vorhandenen Urkunden benutzt und neue Documente mittheilt, ſondern auch die Anſichten älterer und zeitgenöſſiſcher Schriftſteller anführt und beſpricht. Das Werk erhält durch dieſe Methode einen halb muſiviſchen, halb encyklopädiſchen Charakter, iſt und bleibt aber eben hierdurch zugleich eine wichtige Fundgrube hiſtoriſchen und kritiſchen Materials. Aber über den Kreis des vorhandenen Materials hinaus, wo die erhaltenen Documente nicht ausreichen, ſondern tieferes Eindringen in den innern Zuſammenhang der Dinge nothwendig wird, erweiſt ſich Katona's Talent und Richtung als unzulänglich. Der Einfluß der Ideen auf den Gang der Geſchichte war ihm unbekannt oder gelangt doch in ſeinem Werke nicht zur Geltung, auch ließ ihn ſein confeſſioneller Standpunkt in kirchlichen Fragen ſelten zu wirklicher Objectivität gelangen. Doch mit dem Maßſtabe ſeiner Zeit gemeſſen hat ſich Katona auf dem Felde der ungariſchen Geſchichtsſchreibung unſtreitig unſterbliche Verdienſte erworben und ein Werk geſchaffen, das dem Hiſtoriker für alle Zeiten wichtig bleiben wird.

Hauptquellen: Georgius Fejér, Memoria St. Katonae (Peſt 1812). — Joan. Nep. Stöger, Scriptores Provinciae Austriacae Societatis Jesu, Wien 1856, S. 170. — Ueber Katona als Hiſtoriker ſ. Alexander Flegler's treffliche Charakteriſtik in Sybel's „Hiſtoriſcher Zeitſchrift", Bd. XVIII., 1867, S. 278—281.
(Gustav Heinrich.)

KATOPTRIK iſt die Lehre von der Zurückwerfung oder Reflexion des Lichtes an den Trennungsflächen optiſcher Mittel. Dieſe kann entweder, wie an den meiſten phyſiſchen Oberflächen, eine zerſtreute oder diffuſe Reflexion, oder auf polirten ebenen wie gekrümmten Flächen eine ganz regelmäßige Reflexion oder Spiegelung ſein. Der Effect beider Arten von Reflexion für das Auge iſt eine total verſchiedene. Durch die diffuſe Reflexion wird dem Beobachter nur die Geſtalt und Natur der reflectirenden Oberfläche offenbar, aber er erhält im ganzen keinen Aufſchluß über Lage und Geſtalt des das urſprüngliche Licht ausſendenden Körpers. Dahingegen bei der eigentlichen Spiegelung bleibt der Spiegel, inſofern er ein vollkommener iſt, dem Auge völlig unſichtbar, aber durch die bei dieſer Reflexion entſtehenden ſcheinbaren und wirklichen Durchſchnitte der Strahlen der ſogenannten optiſchen Bilder erhält man ein von Lage und Geſtalt des Spiegels abhängiges Bild des das urſprüngliche Licht ausſendenden Objects, und kann, wenn Lage und Geſtalt des Spiegels bekannt ſind, nach den Geſetzen der Spiegelung auch einen Schluß auf Lage und Geſtalt des Objects ziehen. Der eigentliche Gegenſtand der Katoptrik iſt demnach die Darſtellung der Geſetze der Spiegelung des Lichtes auf ebenen und gekrümmten Spiegeln. *(H. A. Weiske.)*

KATSCHARI-SPRACHE, auch Bodo genannt, gehört zum indo-chineſiſchen Sprachſtamm und dürfte zu den näheren Verwandten des Garo gehören. Von ſeinen zahlreichen Dialekten iſt nur das eigentliche Katſchari eingehender dargeſtellt, das Mec durch dürftige Wörter- und Phraſenſammlungen einigermaßen bekannt geworden.

Die Sprache beſitzt die fünf Vocale a, e, i, o, u mit ihren Längen und folgende Conſonanten:

k, k', g, g', ng
č, č', j, j'
t, t', d, d', n
p, p', b, b', m
h, s, š
r, l, y, w.

Wortaccente (Stimmbiegungen) ſcheinen zu fehlen.

Der Sprachbau iſt loſe agglutinirend, dem iſolirenden Monoſyllabismus noch nahe ſtehend, einfacher als der tibetiſche, an den er doch vielfach erinnert. Das

3) In dieſer Beziehung überragt ihn ſein Zeit- und Ordensgenoſſe Georg Pray (1723—1801), mit dem er übrigens viel Verwandtes hat.

Subject steht vor dem Prädicate, das Verbum hinter dem Objecte, Attribute treten nach, Postpositionen vertreten die Präpositionen.

Die Casus werden durch nachgefügte Hülfswörter ausgedrückt, der Genitiv durch ni, der Dativ durch no, der Accusativ durch k'o, der Locativ durch hä, au, nau.

Das Pluralsuffix ist p'ür, an welches die Casussuffixe antreten, z. B. hiwä no, dem Menschen, hiwä p'ür no, den Menschen (pl.).

Die persönlichen Fürwörter werden wie die Substantive declinirt; sie lauten:

äng, ich	jong, wir
nang, du	nang ĕür, ihr
bī, er, sie, es	biĕür, sie.

Die Zahlwörter scheinen nur von 1—7 zu reichen: 1 čē, 2 gne, 3 täm, 4 brē, 5 ba, 6 do, 7 simi. Sie treten hinter das Substantivum, zwischen beide aber werden sogenannte Numerativpartikel eingeschoben.

Der einfache Verbalstamm dient als Imperativ: täng, gehe! Die Zeiten werden durch Suffixe ausgedrückt: Präsens -go, Präteritum -ā. -syā, -bai, Futurum -nai u. s. w.

Eine Literatur besitzt die Sprache nicht. Eine reiche Wörtersammlung mit Abriß der Grammatik von B. H. Hodgson, Essay on the Koech, Bódo and D'himál Tribes (Calcutta 1847), ist abgedruckt in dessen Miscellaneous Essays relating to Indian subjects (London 1880), vol. I, pag. 1—160.

(*G. von der Gabelentz.*)

KATSCHER, preußische Stadt der Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Leobschütz, welche 7 Kilom. im Osten von Peterwitz in 234 Met. Höhe an der Troje liegt. Der Ort, mit zwei katholischen Kirchen, hat 3860 Einwohner, worunter 74 Evangelische und 179 Juden sind (in 230 Wohnhäusern), welche Wollweberei treiben und einen Gipsbruch bearbeiten. Die Stadt nebst dem Districte Katscher gehörte zum österreichischen Erzbisthum Olmütz, da sie früher ein Theil des Fürstenthums Teschen war; mit diesem kam sie 1289 unter böhmische Oberherrschaft, 1554 an das Erzbisthum Olmütz, und wurde bis 1742 als mährisches Gebiet betrachtet. Noch jetzt nennt man den District Preußisch Mähren.

(*G. A. von Klöden.*)

KATSCHINZEN (Katschynzen) sind in Mittelsibirien nomadisirende Tataren. Die Tataren werden in verschiedene Stämme getheilt, zerfallen aber thatsächlich, d. h. ihren Gesichtszügen nach, nur in die tobolsker und tomsker Tataren und in die uigurischen Tataren. Die letzteren nun nennen sich wiederum Abakanzer, Kizylzer, Tschulymer, Katschinzen u. s. w., gewöhnlich vom Flusse, häufig aber auch, wie die in der Barabasteppe hausenden Barabinzer von der Gegend, in welcher sie wohnen, oder wie die beiden zuerst genannten, von den Mittelpunkten ihrer Verwaltung Abakarsk, Kizylsk, die sogenannte Steppenverwaltungen (Stepnaja duma) sind. Wenn man also von Katschinzen, Tschulymer u. s. w. spricht, so heißt dies nur „die an der Katscha, am Tschulym u. s. w. nomadisirenden Tataren".

Die ganze Länge des Flüßchens Katscha beträgt nur 65 Kilom. Wenn man nun die Breite des Flüßchens und seines ganzen Flußgebietes auf höchstens 7 Kilom. veranschlagt, so erhalten wir einen Umfang von 455 Quadratkilom. Von dieser Fläche geht der Raum ab, den die Stadt Krasnojarsk und ihr Territorium, sowie das 7 Kilom. lange Dorf Essaulowska und das zu ihm gehörige Territorium einnehmen, sowie der Raum von 25 Kilom., welcher zwischen den beiden Ortschaften liegt. Wenn wir noch bedenken, daß der Rest sehr bewaldet und theilweise auch gebirgig ist, so sehen wir, daß kein großer Steppenraum übrigbleibt, auf dem sich große Heerden zahlreicher Katschinzen herumtummeln und ernähren könnten.

Ehedem war dies jedenfalls anders. In früheren Zeiten ungemein zahlreich, wagten sie es, zwischen den Jahren 1628 und 1641 zweimal, die russischen Eindringlinge aus ihren Stammesländereien zu vertreiben, wurden jedoch von dem Kosackenataman Kolzow, das zweite mal vom Wojwoden Kobilski in die Flucht geschlagen und genöthigt, sich in die dichten Wälder zurückzuziehen. Auch spätere Angriffe, namentlich auf die in ihrem Gebiete gegründete Stadt Krasnojarsk wurden mit großem Verluste ihrer Stammesangehörigen abgeschlagen, bis sie sich endlich im J. 1833 den Russen völlig zu unterwerfen und sich verbindlich zu machen hatten, dem Weißen Zaren hinfort einen Tribut (Jassak) zu zahlen, der meist aus Pelzwerk besteht. In Bezug auf ihre religiösen Anschauungen sind die Katschinzen, wie die uigurischen Tataren überhaupt, dem Namen nach zwar der griechisch-katholischen Kirche beigetreten, doch bei alledem noch immer von Herzen Bekenner des Schamanismus. Sie verehren einen guten Geist, dessen Bild die Sonne, das Licht, ist, doch glauben sie auch an einen bösen, schwarzen Gott, dem sie Opfer vom Blute geschlachteter Thiere darbringen. Dem guten Geiste werden ausschließlich weiße Thiere und Milch dargebracht, da derselbe andere Opfer verschmäht. Der böse Gott ist Richter der Dahingeschiedenen und wohnt tief unter der Erde, oder aber auf dem Boden eines gewissen großen Binnensees.

Im Gebiete der Katschinzen findet man Spuren von verschiedenen Metallfabrikationen der alten Bewohner, oft auch sehr reiche heidnische Grabhügel. Es ist schwer zu glauben, daß ihre Vorfahren, ebenfalls Nomaden, sich mit solchen Arbeiten beschäftigten, jedenfalls müssen dies also Ueberreste von noch älteren Bewohnern dieser Gegenden gewesen sein, namentlich von Mandschuren oder Dauren, welche in Daurien viele Spuren von ihren Metallarbeiten hinterlassen und Ackerbau getrieben haben.

Die Gräber dagegen schreiben die Katschinzen ihren Vorfahren zu, und sehen es deshalb sehr ungern, wenn eines derselben geöffnet oder gar geplündert werden soll. Die reichsten von diesen Gräbern befinden sich in der Nähe des Abakan und Tschernoi Fuß. Zuweilen findet man in denselben neben den Menschenknochen und -schädeln auch Pferdeschädel, Schafknochen, Verzierungen an Pferdezäumen, Steigbügel, Gürtel, Streitäxte, Lanzen, Pfeile,

Götzen, Urnen und andere Gegenstände, Ohrgehänge u. dergl. m., welche letztere bei einem Reichen aus Gold und Silber, bei Aermeren aus Eisen und rothem Kupfer sind.

Die eigentlichen Katschinzen theilen sich in 6 Geschlechter (Aimak) ein, deren jedes seinen Aeltesten (Baschlyk), meistens aus edeln Familien wählt. Die Baschlyks sammeln den Tribut (Jassak) ein und liefern denselben an die russischen Bevollmächtigten ab, bei welcher Gelegenheit sie von den Kronbeamten ein Pferd und etwas Branntwein zum Geschenk erhalten.

Sie nomadisiren im Sommer und Winter in Jurten, welche sie im Sommer mit Birkenrinde, im Winter aber mit Filzen bedecken. Hauptbeschäftigungen sind Viehzucht und Jagd, auch bauen sie, um Grütze daraus zu bereiten, etwas Gerste und sibirischen Buchweizen. Die Viehzucht beschränkt sich auf Pferde, Hornvieh und Schafe. Wegen des ihnen noch verbleibenden, wenig umfangreichen Weidedistricts können sie keine großen Heerden halten. Die Weiber spinnen Wolle und Nesselfasern, weben grobes Tuch und Leinwand und nähen Kleider. Die Männer kleiden sich tatarisch und die Tracht der Weiber ist der der Burjatinnen sehr ähnlich.

Die Katschinzen nehmen so viele Weiber, als sie ernähren und bezahlen können, jedoch selten mehr als deren vier. Der Brautpreis (Kalym) ist 5—50, auch wol 100 Stück Vieh. Arme Liebhaber verdienen ihre Bräute in drei bis fünf Jahren durch Hüten des Viehs, Jagen, Holzfahren u. s. w. Oft werden ihnen indessen die Bräute von Reicheren entführt, und sie bekommen dann für ihre Dienste nichts als eine geringe Entschädigung. Häufig ziehen die Werber indessen das kürzere Verfahren des Raubes der Braut vor, was meist mit Einwilligung der letzteren geschieht. Gelingt der Raub, so erscheint das junge Paar nach einigen Tagen in der Jurte der Aeltern der Braut, wo nun ein Schmaus, zu welchem Nachbarn und Freunde geladen werden, das Fest beschließt. Die Kosten des Schmauses trägt natürlich der Bräutigam. Die Mutter der Braut ertheilt den Scheidenden den Segen und schwingt bei dieser Gelegenheit einen Eimer und einen Schöpflöffel, was wol symbolisch den Wunsch ausdrücken soll, daß das junge Paar immer durch volle Eimer Milch erfreut werden, immer recht viel aus ihnen zu schöpfen haben soll.

Etwas anders gestalten sich die Sachen, wenn dem Bräutigam die Entführung nicht gelingt, wenn er von dem Vater der Braut und denen, die mit diesem Jagd auf das entflohene Paar machen, ergriffen war. Nun wird ihm die Braut abgenommen, und er hat an ihren Vater den Kalym zu zahlen. Wird der Kalym zurück gesendet, so ist die Bewerbung abgelehnt, andernfalls aber ist der Wunsch des jungen Mannes erhört. Die Jagd hinter dem entflohenen Paare ist meist nur Schein, und es wird nur ereilt, wenn es bei der Flucht ungeschickt zu Werke gegangen ist. Beim Ereilen findet oft ein Scheinkampf statt, der selten in wirklichen Kampf ausartet. Wenn der Räuber siegt, muß er doch dem Vater der Braut den Kalym geben. So verlangt es die Sitte.

Das Christenthum hat selbst bei denen, die es angenommen haben, noch so wenig Einfluß geübt, daß dem Neugeborenen der Name des ersten besten Gegenstandes, der sich bei der Geburt zufällig zeigt, oder einer Person, welche gerade in die Jurte kommt, gegeben wird.

Die Wiege des Kindes besteht aus Birkenrinde, ihr Boden ist ein netzartiges Geflecht aus Riemen, oder auch ein Leder, in welches Löcher geschnitten sind.

Unter den Katschinzen richten die Pocken zuweilen große Verwüstungen an. Die Todten begraben sie in Kleidern ohne Särge, auch geben sie ihnen einiges Geräth mit ins Grab, und auf dem Grabhügel lassen sie eine Trinkschale stehen, aus welcher bei den nach Verlauf eines Jahres daselbst anzustellenden Besuchen wacker gezecht wird. An Charakter sind die Katschinzen gutmüthig, phlegmatisch, gastfrei und dankbar für jede ihnen erwiesene Wohlthat und Hülfe, während sie gern und schnell jedes ihnen zugefügte Unrecht vergessen. Dagegen sind sie aber auch faul, unreinlich und zum Trunk geneigt. Noch wird ihnen große Ehrlichkeit nachgerühmt, sodaß sich selten einer findet, der sich fremdes Eigenthum, sei es durch Diebstahl oder Betrug, aneignet. Sie halten alles das für Sünde und Verbrechen, was dem Nächsten Schaden verursacht; dagegen sollen sie Blutschande nicht für ein Verbrechen halten, da ja hierdurch niemand geschädigt wird. Diese Ansicht herrscht auch bei den Mongolen. Selten findet man einen Katschinzen oder andere südsibirische Tataren wegen eines andern Verbrechens im Gefängnisse, es müßte denn sein, daß er während einer Prügelei, die den Schluß jedes Schmauses bildet, einen Andern gröblich mishandelt oder gar getödtet hätte.

(Richard Oberländer.)

KATTE (von Katte, Katt, auch Grafen von Katte). Dieses gräfliche Geschlecht gehörte zum Grafenstand des Königreichs Preußen (Diplom vom 6. Aug. 1740). Das Wappen: in Blau eine springende im Maul eine Maus haltende Katze. Die Kattes sind im Mittelalter aus den Niederlanden nach den Elbgegenden eingewandert und breiteten sich im Brandenburgischen, Magdeburgischen, Bremischen und in Schlesien aus; auch nach Dänemark und Schweden kamen sie. Das brandenburgisch-preußische Geschlecht theilte sich in die Häuser Wust und Zolchow (Güter im Kreise Jerichow II. des magdeburger Regierungsbezirkes).

I. Das Haus Wust.

Hans, herzoglich sachsen koburgischer Hofmarschall, am Ende des 17. Jahrh., hinterließ zwei Söhne: Heinrich Christoph und Hans Heinrich. Heinrich Christoph (gestorben 1760) wurde Wirklicher Geheimer Staats-Kriegsrath und hatte drei Söhne: Johann Friedrich (gestorben 1764 als Generallieutenant a. D.), Berndt Christoph (gestorben 1778 als Generalmajor a. D.), Karl Aemilius (gestorben 1757 als Oberst eines Dragonerregiments). — Hans Heinrich (geboren 1681, von Friedrich II. durch Diplom vom 6. Aug. 1740 in den Grafenstand erhoben, gestorben als preußischer Generalfeldmarschall im J. 1741) war in erster Ehe vermählt mit Dorothea Sophie, Tochter des preußischen Feldmar-

schalls Grafen Alexander von Wartensleben. Aus dieser Ehe stammte der durch sein trauriges Geschick bekannte Hans Hermann. Hans Heinrich war in zweiter Ehe mit Elisabeth von Bredow vermählt. Mit dem letzten Sohne aus dieser Ehe, der 1748 starb, erlosch der Mannsstamm der gräflichen Linie.

Hans Hermann von Katte hatte auf dem Pädagogium in Halle studirt und sollte sich nach der ursprünglichen Absicht des Vaters dem Rechtsfache widmen; da aber bei der stark ausgeprägten Neigung Friedrich Wilhelm's I. für das Militär nur der Dienst im Heere Aussicht auf eine glänzende Laufbahn bot, so wurde der ursprüngliche Plan aufgegeben und der junge Katte, der nach Beendigung seiner Studien noch einige Zeit auf Reisen geschickt worden war, trat in das Regiment Gensd'armes ein. Sein Aeußeres war wenig einnehmend. „Sein Gesicht war mehr abstoßend als anziehend", schreibt die Markgräfin von Baireuth, „ein Paar schwarze Augenbrauen hingen ihm fast über die Augen. Sein Blick hatte etwas Unheimliches, was ihm sein Schicksal prophezeite. Eine dunkle, von den Blattern gezeichnete Haut vermehrte seine Häßlichkeit."[1] Seine geistigen Fähigkeiten aber waren nicht unbedeutend. Er setzte beim Militär seine Studien fort, las und musicirte; und während im preußischen Offiziercorps im allgemeinen ein roher Wachtstubenton herrschte, suchte er durch Verkehr mit guter Gesellschaft seine Sitten zu bilden. Dabei war er aber unbesonnen, leichtfertig, um nicht zu sagen liederlich, eitel und ehrgeizig. Durch sein ausschweifendes Leben und wegen Insubordination zog er sich mehrfach Rügen zu. Kronprinz Friedrich, dessen Freund Keith nach Wesel versetzt worden war und dem es besonders darum zu thun war, bei Ausführung seiner geplanten Flucht einen zuverlässigen Menschen zu haben, fand Geschmack an dem Umgange mit dem jungen Offizier, schloß sich eng an ihn an und weihte ihn in seine Geheimnisse ein. Katte suchte die Pläne des Prinzen nach Kräften zu fördern. Er hat wol später beim Verhör den Versuch gemacht, sein Verhältniß zum Prinzen in einem andern Lichte darzustellen und sich zu rechtfertigen[2]; allein solchen Rechtfertigungsversuchen widersprechen die That sachen. Anfangs war geplant worden, von dem sächsischen Feldlager aus, wohin der König mit Gefolge Ende Mai 1730 abgegangen war, zu entweichen; Katte bat den sächsischen Minister Grafen von Hoym um Postpferde für Offiziere, die incognito nach Leipzig reisen wollten. Der Minister machte Schwierigkeiten, weil er Verdacht geschöpft hatte. Auch dem Oberstlieutenant von Rochow, dem die besondere Aufsicht über den Prinzen übertragen worden war, fiel dessen Benehmen auf und er argwöhnte einen Fluchtversuch. Er theilte Katte seinen Argwohn mit, dieser aber suchte ihn zu beruhigen. Ueber das Ziel der Flucht waren die Vertrauten noch nicht einig. Katte hatte ursprünglich vorgeschlagen, der Prinz sollte von Leipzig über Frankfurt a. M. nach Straßburg reisen und eine vorläufige Zuflucht auf einer der Besitzungen des Grafen von Rothenburg suchen, der früher französischer Gesandter am preußischen Hofe gewesen war. Des Prinzen Hoffnung aber war immer noch mehr auf England gerichtet, und da gerade der englische Legationssecretär Gui Dickens aus dem sächsischen Lager nach London reiste, so beauftragte er diesen, in London anzufragen, ob er dort auf Aufnahme und Schutz rechnen dürfte. Die Flucht nach Frankreich wurde aufgegeben und die Rückreise nach Berlin angetreten. Gui Dickens hatte nach seiner Rückkehr aus London eine Unterredung mit dem Prinzen eines Abends um 10 Uhr unter dem großen Portal des berliner Schlosses. Katte ging während derselben auf und ab, um Wache zu halten. Der Bescheid von König Georg II. lautete entschieden ablehnend: er wolle nicht den Schein auf sich laden, als ob er den Prinzen verführt hätte. Dieser aber gab die Hoffnung noch nicht auf. Katte sollte um die Erlaubniß nachsuchen, als Werbeoffizier ins Ausland zu gehen und dann nach London als Unterhändler für Friedrich reisen. Er war bereits im Besitze eines Beglaubigungsschreibens von diesem. Aber auch von diesem Plane wurde Abstand genommen und beschlossen, daß der Prinz vom Rhein aus, wohin er den König auf seiner Reise begleiten mußte, nach Frankreich entweichen sollte. Zur endgültigen Verabredung reiste Katte ohne Urlaub zum Prinzen nach Potsdam. Er nahm dessen Kostbarkeiten und Briefschaften an sich. Am 16. Juli reiste Friedrich ab; Katte sollte folgen, wenn er im Besitze des Werbepatents wäre. Das Gesuch um dasselbe wurde ihm jedoch abgeschlagen und er erhielt von seinem Obersten von Pannewitz, der, wie Katte an Friedrich schrieb, vielleicht von Herrn von Rochow gewarnt worden war, nicht einmal die Erlaubniß zu einer Reise nach Magdeburg. Friedrich benachrichtigte ihn, er sollte in Berlin bleiben, bis er hören würde, daß ihm seine Flucht gelungen wäre. Katte traf nun seine Vorbereitungen, sprach aber von den Absichten des Prinzen und seiner Verbindung mit ihm mit so leichtfertiger Offenheit, daß der beabsichtigte Fluchtversuch in Berlin offenes Geheimniß war. Der Fluchtversuch des Kronprinzen mislang und Katte wurde verhaftet. Er hätte sich noch retten können. Erst am 16. Aug. traf die officielle Nachricht von der Verhaftung des Prinzen und der Haftbefehl gegen Katte vom König ein. Der Minister von Grumbkow hatte schon am 15. Kenntniß von den Vorgängen während der Reise des Königs und theilte sie mehrern Freunden mit. Auch der dänische Gesandte, Herr von Löwenöre, hörte davon und rieth Katte, sich so bald als möglich in Sicherheit zu bringen. Oberst von Pannewitz zögerte drei Stunden mit der Vollstreckung

1) Im charlottenburger Schlosse befindet sich ein Porträt Katte's.
2) Schon früher ließ er der Königin, die über die Absichten ihres Sohnes besorgt war, die beruhigende Mittheilung machen, solange er beim Kronprinzen in Gnade stehe, werde er sich bemühen, alle unheilvollen Entschlüsse, welche dieser fassen könnte, abzuwenden; nur müsse er zuweilen den Schein annehmen, als ginge er in dessen Absichten ein, um ihn leichter davon abzubringen. Den Kronprinzen ließ er später durch den Feldprediger Müller daran erinnern, wie er ihm im sächsischen Lager und noch in der letzten Nacht in Potsdam wegen der Flucht bewegliche Vorstellungen gemacht habe.

des Haftbefehles, um Katte Zeit zur Flucht zu lassen. Dieser hatte einen Sattel bestellt, in welchem er Geld und Papiere bergen konnte. Der Sattel war aber nicht zur rechten Zeit fertig geworden, und als Katte endlich das Pferd besteigen wollte, erschien der Oberst von Pannewitz und nahm ihn fest. Am 27. Aug. kam der König nach Berlin zurück und Katte wurde sofort zum Verhör vor ihn gebracht. Sein Anblick erregte die höchste Wuth des Königs, der ihm das Johanniterkreuz vom Halse riß und ihn blutig schlug. Das Kriegsgericht über den Kronprinzen und seine Mitschuldigen trat zu Köpenick am 25. Oct. unter dem Vorsitze des Generallieutenants von der Schulenburg im dortigen Schlosse (jetzt Schullehrerseminar) zusammen. Es bestand aus drei Generalmajors (von Schwerin, von Dönhoff, von Linger), drei Obersten (von Derschau, von Stedingk, von Wonholtz), drei Oberstlieutenants (von Wether, von Schenck, von Milagsheim), drei Majors (von Einsiedel, von Lestwitz, von Lüderitz), drei Hauptleuten (von Itzenplitz, von Pudewels, von Jeetze). Am 27. wurde das Urtheil gefällt. Ueber Friedrich zu urtheilen, erklärte sich das Gericht für incompetent; der Spruch gegen Katte lautete so: „Da übrigens, was des Cron-Printzen vorgenommene Flucht anlanget, der Inquisit nicht nur, wie oberwehnet, davon völlige Wißenschafft gehabt, aber verschwiegen, sondern auch selbst dabey Anschläge gegeben, und zur praeparation durch Annehmung der Sachen, Verfertigung des Kleydes, und sonst, wie aus obigen Umständen erhellet, behülfflich gewesen, ja selbst geglaubet, daß er den Cron-Printzen dadurch, daß er Ihm Hoffnung gemacht, er, Inquisit, werde Uhrlaub zur Werbung bekommen, also unter diesen praetext das Dessein mit den Cron Printzen ausführen können, denselben in solchen Vorsatz gestärcket, und sich auf allerley Arth zur Ausführung der vorgehabten Flucht, auch so gar durch eine Reyse nach Engelland wollen gebrauchen laßen; Mithinn darinnen der vornehmste Vertraute des Cron-Printzen gewesen, und zugleich gewust, daß der Cron-Printz den Lieutenant von Kait (d. h. Keith) in solche Sache mitgezogen, und derselbe mitgehen wollen, aber auch dieses verschwiegen, und bey solcher cachirung der Sache geblieben, da Ihm so gar von dem Dähnischen Envoyé, General von Löwenohr, Vorhaltungen des auf Inquisiten fallenden Verdachts geschehen, und also hieraus nichts anders zu schließen, als daß es sein rechter ernster Vorsatz gewesen zu desertiren, und mit den Cron-Printz fortzugehen. Aus dieser Sache aber, da sie nicht zu Stande gekommen, sondern durch Gottes Schickung und Gnade gehindert worden, bereits S. K. M. und Dero Königl. Hauß und Lande in Unruhe und Betrübniß gesetzet worden, und wann es zu Werck gekommen wäre, noch andere Sviten daraus hätten entstehen können; Und daher der Inquisit einer harten Straffe werth ist: Jedoch aus deßfalls denen Rechten nach, und zu S. K. M. Erbarmung über ihn, zu erwegen ist, daß diese Entreprise zu keinen wirkl. Effect gekommen, viele Jugend Projecte mit untergelauffen, eine herzliche Reue von den Inquisiten, welcher es auch freywillig bekant hat, bezeuget, und des Königs Gnade mit sehr beweglicher Vorstellung gebethen wird, Als wird Inquisit Katte dieses seines Verbrechens wegen mit ewigen Vestungs Arrest billig bestraffet." Der König war mit diesem Urtheil nicht einverstanden. Er erließ am 30. von Wusterhausen aus folgenden Befehl: „Votum regis. Sie sollen recht sprechen, und nit mit dem Flederwisch darüber gehen, da Katte also wohl (unleserlich), soll daß Kriegsgerichte wieder zusammenkommen und (unleserlich) anders sprechen. F. W." Auf der Rückseite des Blattes stand: 5. Buch Mose, Kap. 17, V. 8—12. — 2. Buch Samuelis, Kap. 18, V. 10—12. — 2. Buch Croni, Kap. 19, V. 5. 6. 7. — Das Kriegsgericht trat sofort am 31. Oct. zusammen und blieb bei seiner Entscheidung. Da stieß der König eigenmächtig das Urtheil um. Am 2. Nov. wurde Katte von der Gensd'armeswache nach der Auditoriatsstube am Neuen Markt geführt, um sein Urtheil zu vernehmen. Nachdem ihm das kriegsgerichtliche Erkenntniß gegen ihn mitgetheilt war, wurde ihm ein Schreiben des Königs vorgelesen, dessen ihn betreffender Inhalt so lautete: „Was die Lieutenant Katten und deßen Verbrechen, auch die von dem Krieges-Recht deshalb gefällte Sentenz anbelanget, so seynd S. K. M. zwar nicht gewohnt, die Krieges-Rechte zu schärffen, sondern viel mehr, wo es möglich, zu mindern. Dieser Katte aber ist nicht nur in meinem Dienst Officier bei der Armée, sondern auch bey die Guarde Gens d'armes, Und da bey der gantzen Armée alle meine Officiers Mir getreu und hold seyn müßen, so muß solches um so viel mehr geschehen von den Officiers von solchen Regimentern, in dem bey solchen ein großer Unterschied ist, denn sie immediatement an S. K. M. Allerhöchsten Persohn und Dero Königlichen Hauße attachiret seyn, Schaden und Nachtheil zu verhüten, vermöge seines Eydes. Da aber dieser Katte mit der künfftigen Sonne tramiret zur Desertion, mit fremden Ministern und Gesandten allemahl durch einander gesteckt und er nicht davor gesetzet worden, mit den Cron-Printzen zu complottiren, au contraire es S. K. M. und Dero General Feld-Marschall von Natzmer hätte angeben sollen, so wißen S. K. M. nicht, was vor kahle raisons das Kriegs-Recht genommen, und ihm das Leben nicht abgesprochen hätten. S. K. M. werden auf die Arth Sich auf keinen Officier, noch Diener, die in Eydt und Pflicht seyn, sich verlaßen können, denn solche Sachen, die einmahl in der Weldt geschehen seyndt öffters geschehen können, es würden aber alßdann alle Thäter den praetext nehmen, wie es Katten wäre ergangen, und weil der so leicht und guth durchgekommen wäre, ihnen dergleichen geschehen müße; S. K. M. seynd in der Jugend auch die Schule durchgelauffen, und haben das lateinische Sprüchwort gelernet: fiat justitia et pereat mundus. Alßo wollen Sie hiermit, und zwar von Rechts wegen, daß der Katte, ob er schon nach denen Rechten verdienet gehabt, wegen des begangen crimen laesae Majestatis mit glüenden Zangen gerißen und auffgehänget zu werden, Er demnoch nur, in consideration seiner familie mit dem Schwerdt von leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegs-Recht dem Katten die Sentenz publiciert, soll ihm gesagt werden,

daß es S. K. M. leydt thäte, es wäre aber beßer, daß er stürbe, als daß die Justiz aus der Weldt kähme.

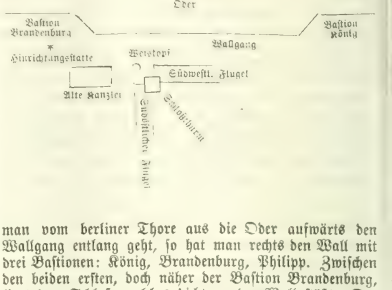
Wusterhausen, den 1. Nov. 1730. F. Wilhelm."

Die Execution sollte am 6. Nov. in Küstrin, und zwar, wie gewöhnlich angegeben wird, vor den Augen des Kronprinzen, der dort im Schlosse gefangen saß, vollzogen werden. Die Zeit bis zu seiner Abreise dorthin benutzte der Verurtheilte, um von seinen Angehörigen schriftlich Abschied zu nehmen; auch machte er noch einen Versuch, vom König Begnadigung zu erlangen. Er erhielt keine Antwort. Gleich erfolglos waren die Bitten seiner Aeltern und seines Großvaters, des Feldmarschalls von Wartensleben. Am 3. Nov. escortirte ein Commando von 30 Mann vom Regiment Gensd'armes, unter Führung des Majors von Schack, den Verurtheilten, der mit dem Feldprediger Müller in einer verschlossenen Kutsche saß, nach Küstrin. Ueber die letzten Stunden Katte's und seine Hinrichtung haben wir die Berichte des Majors von Schack und des küstriner Garnisonpredigers Beßer, der mit dem Feldprediger Müller den Katte auf seinem letzten Gange begleitete, an den Vater Katte's. Schack schreibt: „Wie wir nach zwei Uhr Nachmittage in die Stadt kamen, stund der Commandant an dem Thore, ließ uns da halten und aussteigen, nahm den seligen Herrn von Katte bei der Hand und führte ihn die Treppe zum Wall hinauf, allwo eine Stube über dem Thore mit zwei Betten, eines für ihn, das andere für den Prediger präpariret war. Der Commandant sagte mir, daß wir ihn daselbst ferner in unserer Verwahrung beyelten, und wies mir, wo ich unsere Posten setzen konnte. Den andern Tag (6. Nov. 1730) morgens um 7 Uhr sollte die Execution vor sich gehen, und ich sollte nach der Königl. Ordre, so er mir zeigte, mit dem ganzen Commando zu Fuß den seligen Herrn von Katte in den Kreis (so von 150 Mann von der Garnison gemacht wurde), hin bringen .... Das Commando nahm ihn in die Mitte; der eine Prediger ging zur Rechten, der andere zur Linken, beteten und sprachen ihm immer vor. Er hielt ganz frei und munter den Hut unterm Arm, nicht gezwungen noch affectirt, sondern ganz natürlich. Er ward ein paar hundert Schritt längs dem Wall geführt, allwo auf dem Wall der Kreis formiret war, und waren die Zugänge des Walls besetzt, so daß wenig Menschen oben waren. Im Kreise ward ihm nochmalen die Sentenz vorgelesen, ich kann aber hoch versichern, daß ich vor Betrübniß nichts gehört habe und wüßte nicht drei Worte zusammen zu bringen. Bei Verlesung der Sentenz stund er ganz frei; wie solches vorbei war, frug er nach den Offiziers von den Gensd'armes, ging ihnen entgegen und nahm Abschied von ihnen. Hernach ward er eingesegnet, darauf gab er die Perruque an meinen Kerl (Burschen), der ihm eine Mütze darreichte, ließ sich von meinem Kerl den Rock ausziehen, die Halsbinde aufmachen; riß sich selber das Hemd herunter ganz frei und munter, als wenn er sich sonst zu einer serieusen Affaire präpariren sollen, ging hin, kniete auf den Sand nieder, rückte sich die Mütze in die Augen, fing selbst laut an zu beten: Herr Jesu, Dir leb ich u. s. w. Weil er aber meinem Kerl gesagt, er solle ihm die Augen verbinden, sich aber hernach resolviret, die Mütze in die Augen zu ziehen, so mein Kerl nicht wußte, so wollte mein Kerl, so erschrecklich konsterniret war und nicht sah, daß er die Mütze in die Augen gezogen, noch immer verbinden, bis er mit der Hand winkte und den Kopf schüttelte. Darauf fing er nochmalen an zu beten: Herr Jesu u. s. w., welches noch nicht aus war, so flog der Kopf weg, welchen mein Kerl aufnahm und wieder an seinen Ort legte. .... Sein Sarg, worin er geleget worden, ist von Eichenholz mit schwarzen Leisten und sechs verzinneten Handgriffen gewesen, mit welscher Leinwand inwendig ausgeschlagen. Wie er durch hübsche Bürgersleute eingeleget worden, ist er mit einem von derselben Leinewand gemachten Sterbekittel bedeckt und bei dem Kinn herum fest gemacht worden. Nachgehends ist er durch die zwölf Bürgersleute auf einer Todtenbahre mit schwarzem Tuch behangen nach dem Armenkirchhof getragen und daselbst begraben worden, allwo bereits mehrere Offiziere von der Garnison liegen, so daselbst gestorben." — Beßer schildert zunächst die Standhaftigkeit Katte's und fährt dann fort: „Er erblickte endlich nach langem sehnlichen Umhersehen seinen geliebtesten Jonathan Ihro Königliche Hoheit den Kronprinzen am Fenster des Schlosses, von selbigem er mit höflichen und verbindlichen Worten in französischer Sprache Abschied nahm mit nicht geringer Wehmuth. Er hörte ferner seine abgefaßte Todessentenz durch den Herrn Geheimerath Gerbett unerschrocken vorlesen. Da solche geendiget, nahm er vollends Abschied von denen Herren Offiziers, besonders dem von Asseburg, Holzendorf und dem Kreise, empfing die letzte Absolution und priesterliche Einsegnung mit großer Devotion, entkleidete sich selbst bis aufs Hemde, entblößte sich den Hals, nahm seine Haartour vom Haupte, bedeckte sich mit einer weißen Mütze, welche er zuvor zu dem Ende bei sich gesteckt hatte, kniete nieder auf den Sandhaufen, rief: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf! und als er solcher Gestalt seine Seele in die Hände seines Vaters befohlen, ward indem das erlöste Haupt mit einem glücklich gerathenen Streich durch die Hand und Schwert des Scharfrichters Coblentz[3]) vom Leibe abgesondert $^1/_4$ auf 8 Uhr den 6. Nov. 1730. Ich nahm ferner nichts mehr wahr als einige Zuckungen des Körpers, so vom frischen Geblüt und Leben her rührten. Wenig zusammengelaufene Leute sah man außer dem Kreise auf dem Walle und in denen Fenstern, und noch weniger von Extraction waren zugegen, weil viele solches theils nicht geglaubet, theils nicht gewußt, theils es anzusehen Bedenken getragen. Der Körper und Haupt ward mit einem schwarzen Tuch bedecket, bis er von denen besten und vornehmsten Bürgern dieser Stadt aufgehoben, in einen beschlagenen Sarg geleget und auf hiesigem Gottesacker in der sogenannten kurzen Vorstadt neben einem andern Offizier von hiesiger Garnison, so

3) Preuß (Friedrich's Jugend S. 98) nennt den küstriner Scharfrichter Johann Peter Heul als Vollstrecker der Hinrichtung. Coblentz hieß der damalige berliner Scharfrichter.

nicht lange vorher beendigt ward, eingesenkt wurde Nachmittags um 2 Uhr." — Ein dritter wichtiger Bericht ist der des Obersten von Münchow, der ihn allerdings erst ungefähr 60 Jahre nach dem Ereigniß aufgezeichnet hat. Er war der jüngste Sohn des damaligen küstriner Kammerpräsidenten von Münchow und 1730 ungefähr sechs Jahre alt. Er schreibt (bei Gallus, Geschichte der Mark Brandenburg, 5. Bd., Anhang): „Ich habe mit meinen Augen das Blut von Katte's Enthauptung in die Höhe spritzen sehen; der Eindruck war in mir zu stark, um je in meinem Gedächtniß zu erlöschen ... Es ist in der Anekdotensammlung (Nikolai über Friedrich den Großen) falsch, wenn daselbst gesagt wird, der Kronprinz habe müssen die Enthauptung des Lieutenants von Katte mit ansehen. Er ist nicht aus dem Zimmer des Schlosses gekommen, welches mein Vater zu diesem Arrest abgetreten hatte. Aus diesem Zimmer aber konnte nicht der Richtplatz gesehen werden. Eine Mauer, welche den Graben, der das Schloß damals umgab, vom Walle trennte, verhinderte die Aussicht dahin. Katte ward durch eine militärische Wache zum Richtplatz auf den Wall geführt. Der Zug ging vor dem Schlosse vorüber. Der Prinz, in dessen Zimmer der Commandant General Löpel und mein Vater in diesem Augenblick, ich weiß nicht ob auf Befehl oder aus eigener Fürsorge, gegenwärtig waren, drängte sich zum Fenster, öffnete es, als der Zug ankam, und rufte laut diese Worte: pardonnez moi, mon cher Katte! Dieser antwortete: la mort est douce pour un si aimable Prince! Nun trat der Prinz vom Fenster mit thränenden Augen ab und setzte sich auf einen Lehnstuhl. Eine Ohnmacht wollte ihn anwandeln, mein Vater hatte sich mit Schlagwasser (Eau de Cologne) versehen, nöthigte ihn zum Einnehmen, und ehe dies vollzogen ward, lag Katte's Haupt schon vom Körper getrennt auf dem Sandhaufen, der von der Ecke des Schlosses oder des Prinzen Arrestzimmer etwa 30 bis 50 Schritt entfernt, aber durch eine alte hohe Mauer dergestalt separiret ward, daß er nicht gesehen werden konnte. Der Commandant verließ den Prinzen; mein Vater ließ sich mit verschließen, und ein Arzt und ein Feldscheer wurden den Tag über im Schlosse von meiner Mutter insgeheim gehalten. Mein Vater verließ den Prinzen erst tief in der Nacht, als derselbe eingeschlafen war. Wäre ein Befehl gewesen, daß der Prinz die Enthauptung ansehen sollte, so hätte es der oft benannte Commandant, der sehr pünktlich alle Befehle vollzog, um so gewisser gethan, da es sehr leicht war, denn aus dem Arrestzimmer ging eine Thür und Treppe nach einem am Schlosse zur Defension desselben angebauten erhabenen Orte, den man den Weiskopf nannte, und welcher ehemals unter dem Markgrafen Haus zu einem Richtplatze für Staatsverbrecher angelegt worden war. Er durfte ja Katten nur daselbst richten oder den Prinzen zum Zusehen dahin führen lassen. Ich selbst, der dies schreibet, habe von diesem sogenannten Weiskopf, den mir meine Aeltern zum Garten und Spielplatze erlaubet hatten, das Blut von Katte in die Höhe springen sehen."

Die Frage, wo Katte hingerichtet worden ist, und ob Friedrich der Hinrichtung selbst zugesehen hat, ist gründlich erörtert vom Divisionspfarrer Hoffbauer zu Küstrin (Jahresberichte und Mittheilungen des historisch-statistischen Vereins zu Frankfurt a. O., 1867, S. 49 fg.). Die in Betracht kommende Oertlichkeit ist folgende. Wenn



man vom berliner Thore aus die Oder aufwärts den Wallgang entlang geht, so hat man rechts den Wall mit drei Bastionen: König, Brandenburg, Philipp. Zwischen den beiden ersten, doch näher der Bastion Brandenburg, liegt das Schloß, welches dicht an den Wall stößt. Der südöstliche und südwestliche Flügel des Schlosses, welches ein Rechteck mit einem Hofe in der Mitte bildet, stoßen nur mit den innern Hoffronten zusammen, während die Außenfronten nicht so weit verlängert sind, daß sie sich schneiden. Die Lücke, die dadurch in der Außenfront an der Ecke entsteht, wird nur zum kleinen Theil ausgefüllt durch den Schloßthurm, sodaß beide Schloßflügel noch eine kleine Giebelfront haben. In der Giebelfront des südöstlichen Flügels, mit der Aussicht auf die Oder, liegt in der Belletage der Casinosaal des küstriner Offiziercorps. Das Eckfenster desselben gehörte früher dem Arrestzimmer Friedrich's. Vor dem Fenster an der Stelle, wo sich die verlängerten Außenfronten schneiden würden, liegt ein Rundbau mit einem Gartenhäuschen, in Münchow's Bericht der Weiskopf. Man gelangt vom Casinosaal durch eine Galerie nach demselben. Hier kann Katte nicht hingerichtet sein, wie einige angenommen haben, weil Münchow von hier aus nach der Hinrichtungsstätte, die nach seiner Angabe 30 bis 50 Schritt entfernt lag, hinübergesehen hat. Auch ist damit, abgesehen von der Enge des Raumes, die Annahme ausgeschlossen, daß die Hinrichtung unmittelbar unter dem Fenster Friedrich's stattgefunden habe. In einem gleichzeitigen Berichte (des Conrectors Georg Thieme, bei Seyffert, Annalen der Stadt und Festung Küstrin, 1801, S. 97) heißt es: Katte sei hinter der Kanzlei auf dem Walle hingerichtet. Die alte Kanzlei, das Dienstgebäude des neumärkischen Justizcollegiums, lag an der Stelle, wo heute das sogenannte Blockhaus und das Salzmagazin liegen, südlich vom Schlosse dicht bei Bastion Brandenburg, und hier zwischen der Kanzlei und dem Walle, wo

auch der Wallgang breiter war und hinlänglich Platz für die bei der Hinrichtung betheiligte Menschenmenge bot, ist der wahrscheinlichste Ort der Hinrichtung. Ob der König nun befohlen hat, daß Katte buchstäblich „vor den Augen" des Kronprinzen hingerichtet werden sollte, ist fraglich. Nach Münchow's Bericht ist dies nicht wahrscheinlich. Auf eine Anfrage hat das königliche Archiv den Bescheid ertheilt: Es habe erst in neuester Zeit eine Durchsicht der Processacten (Acta der Küstrinschen Inquisition de 1730) stattgefunden, es finde sich aber unter sämmtlichen Actenstücken kein Befehl des Königs vor, der dahin lautete. Nach Münchow's Bericht lag der Sandhaufen so, daß er von dem Arrestzimmer aus nicht gesehen werden konnte. Nach Besser erblickte Katte, der wußte, daß sich Friedrich im Schlosse befand, und der vom berliner Thore her zur Richtstätte schritt, „endlich nach langem sehnlichen Umhersehen" den Freund, d. h. am letzten Eckfenster. Friedrich konnte ihm noch ein Stück nachsehen; wollte er ihm aber bis zur Richtstätte selbst mit den Augen folgen, so hätte er sich mit dem ganzen Oberkörper hinauslegen müssen, und daß er dies nicht gethan haben wird, ist wol aus psychologischen Gründen anzunehmen. Heute, wo die alte Mauer, von der Münchow spricht, nicht mehr steht, hat man von dem Eckfenster eine bequeme Aussicht nach Bastion Brandenburg.

Der Vater Katte's erhielt vom Könige die Erlaubniß, den Leichnam des Sohnes in aller Stille nach seinem Gute Wust bei Jerichow zu bringen. Der König schrieb auf das Bittgesuch: gut Compliment. Der Sarg steht im Erbbegräbniß, das Skelett ist gut erhalten.

Außer den schon angeführten Schriften sind noch folgende Werke benutzt worden: Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine margrave de Baireith sœur de Frédéric le Grand depuis l'année 1706—42 (Braunschweig 1810; deutsch Tübingen 1810, II.); C. L. de Poellnitz, Mémoires pour servir à l'histoire des quatre derniers souverains de la maison de Brandenbourg (Berlin 1791, II.); Danneill, Vollständige Protokolle des Coepenicker Kriegsgerichts über Kronprinz Friedrich, Lieutenant von Katte, von Kait u. s. w. (Berlin 1863); Preuß, Friedrich der Große (Berlin 1832, I.); Preuß, Friedrich's des Großen Jugend und Thronbesteigung (Berlin 1840); Förster, Friedrich Wilhelm I. (Potsdam 1835, III.); Ranke, Zwölf Bücher preußischer Geschichte, III. (Sämmtliche Werke 27. Bd.) (Leipzig 1874).

Als Curiosa sind noch folgende hervorzuheben: 1) Der Tisch, auf welchem der König das Todesurtheil Katte's unterzeichnet hat, befindet sich im Hohenzollern-Museum zu Berlin (1883). — 2) Die Leiche soll heimlich ausgegraben und in einem Heuwagen versteckt nach Wust, dem Stammgute, gebracht worden sein. — 3) Der Kopf Katte's soll im J. 1806 von einem französischen Militärarzt aus dem Elsaß mitgenommen worden sein. — 4) Der Scharfrichter von Brüssow hat Anfang 1882 an das märkische Provinzial-Museum zu Berlin ein Richtschwert geschickt, mit welchem sein Großvater den Katte hingerichtet haben soll. Die Identität dieses Richtschwertes bleibt fraglich.

II. Das Haus Zolchow.

Aus dem Hause Zolchow stammt Friedrich Karl, geboren 1772. Im J. 1786 trat er in das Infanterie regiment 27 ein und machte bei demselben die Feldzüge am Rhein und in Holland gegen Frankreich mit. Nach der Schlacht von Jena zog er mit dem Blücher'schen Corps nach Lübeck, wo er in französische Gefangenschaft gerieth. Nach dem Frieden von Tilsit wurde er westfälischer Unterthan, blieb aber im Herzen Preuße. Als dann Ende 1808 die antifranzösische Bewegung in Norddeutschland begann, war er ein eifriger Förderer derselben und faßte den Plan, Deutschland durch ein kühnes Unternehmen von den Franzosen befreien zu helfen. Er hatte es darauf abgesehen, die Festung Magdeburg durch Verrath und Ueberrumpelung den Franzosen zu entreißen. Sein Vorhaben wurde aber verrathen. Katte begab sich nun zum Herzog von Braunschweig-Oels und machte dessen Zug durch Sachsen mit. Darauf wurde er von diesem mit einer Sendung an den Erzherzog Karl betraut, an dessen Seite er an den Schlachten von Aspern und Wagram theilnahm. Er kehrte dann zum Herzog zurück, mit dem er nach England entkam. Nach Beendigung des Krieges trat er in österreichische Dienste, erhielt Commandos in Wien, Ungarn, im Banat, in Siebenbürgen, machte eine Reise durch Griechenland, trat aber 1813 zur preußischen Armee über. Bei Laon erwarb er sich das Eiserne Kreuz erster Klasse. Er diente als Major im elften Husarenregiment bis 1826, schied als Oberstlieutenant mit Pension aus und starb auf seinem Gute Neuen-Klischen bei Genthin am 12. Jan. 1836. — Sein Bruder, Friedrich Wilhelm Gottfried von Katte, geb. 12. Oct. 1789, trat 1802 in die preußische Armee, machte die Feldzüge gegen Frankreich mit und avancirte hierauf bis 1844 zum Generalmajor. Im J. 1850 führte er die Avantgarde in Hessen und hatte am 8. Nov. die Affaire bei Bronnzell. Nachdem er 1852 als Generallieutenant aus dem activen Dienste getreten, lebte er zu Berlin, wo er am 6. März 1866 starb.

(Paul Schwartz.)

KATTEGAT, von kati, d. i. Boot oder Schiff, und gata, d. i. Straße, Weg, heißt der mit der Nordsee durch das 600 geogr. □Meilen (d. i. die Größe des Königreichs der Niederlande) Skager-Rack (von skagi, d. i. Vorgebirge, und rak, d. i. Fetzen, Sandbank) verbundene Meerestheil zwischen Jütland, Seeland und Schweden, südlich von einer Linie, welche Göteborg mit dem Skager-Rack verbindet. In diesem 467 geogr. □Meilen (Größe der Provinz Sachsen) großen Meerestheile liegt in der Mitte die 1 geogr. □Meile große dänische Insel Anholt (zum Stift Aarhuus gehörig), und in der nördlichen Hälfte die 2 geogr. □Meilen große Insel Läsö, zu Aalborg gehörig, beide von Sandbänken umgeben; letztere ist von Jütland durch die Läsö-Rinne getrennt, und südlich von dieser schneiden nach Westen in Jütland der Limfjord, der Mariager- und der Randersfjord ein.

Die schwedische Seite ist durch die Laholmsbucht und den Skelder-Wik eingeschnitten. Nach Süden hin ist die Küste von Seeland durch die Insel Samsö am mannichfaltigsten gestaltet, indem hier die Aarhuus-Bucht mit dem Kalö-Vig, der Samsö Belt, die Sleerö-Bucht, der Ise-Fjord und der Dere-Sund Einlaß ins Land gewähren.

(*G. A. von Klöden.*)

Katten, deutsches Volk, s. Chatten.

KATTOWITZ ist ein Kreis der Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, von 18,689 Hekt. = 3,39 geogr. □Meilen Größe, 1880 mit 97,224 Bewohnern in 2 Städten, 26 Landgemeinden und 26 Gutsbezirken, in 5084 Wohngebäuden, in denen 19,929 Haushaltungen mit 48,199 männl. und 49,025 weibl. Bewohnern. Eisen- und Zinkbergbau und Hüttenarbeit sowie Kohlengruben beschäftigen beide Städte Kattowitz und Myslowitz, 7386 Einwohner, und die Landgemeinden, von denen 15 mehr als 2000 Bewohner zählen, nämlich: Laurahütte, ein Gutsbezirk, 9194 Einwohner in 267 Wohnhäusern, 1933 Haushaltungen, bedeutende Eisenhohöfen, Puddlings- und Walzwerk, nebst Zinkwerk Georgshütte, und große Ziegelei; Bogutschütz, 5744 Einwohner, in 266 Wohnhäusern 1197 Haushaltungen, mit den Zinkhütten Fanny-Franz und Norma, Kohlenzeche Ferdinand, Zinkhütte Kunigunde mit der Kohlenzeche Susanne; Rosdzin, 5195 Einwohner, in 241 Wohnhäusern 1051 Haushaltungen, am Zalenzer Wasser, mit den Kohlenzechen Guter Traugott, Luisenglück, Elfriede, Giesche und Wildensteinssegen; Schoppinitz, 5041 Einwohner, in 141 Wohnhäusern 970 Haushaltungen, am Zalenzer Wasser, unweit der Brinitza, Knotenpunkt der Oberschlesischen und Rechten Oderufer-Bahn, mit dem großen Zinkwerke Wilhelminenhütte und der Kohlenzeche Morgenroth; Antonienhütte, ein Gutsbezirk, 4939 Einwohner, in 166 Wohnhäusern 1036 Haushaltungen, ein 1801 gegründetes großes Eisenwerk, mit den Zinkwerken Hugo- und Liebeshoffnungshütte, Thonwaarenfabrik, Chamotte- und Klinkerziegelei, Zinkweißfabrik, alles Besitzungen des Grafen Henckel von Donnersmarck-Siemianowitz; Thorzow, 1221 Einwohner, in 239 Häusern 910 Haushaltungen, nahe bei Königshütte, mit der Kohlenzeche Gräfin Laura und Eisengruben, dabei der Nedenberg mit einem Denkmale des Grafen Reden, des Begründers im J. 1781 des oberschlesischen Steinkohlenbergbaues; Siemianowitz, 3750 Einwohner, in 178 Wohnungen 803 Haushaltungen, in einer Herrschaft des Grafen Henckel, mit Schloß, Kesselfabrik, Gasanstalt u. s. w.; Zalenza, 3086 Einwohner, in 203 Wohnhäusern 654 Haushaltungen, mit der Zinkhütte Johanna und der Kohlenzeche Victor; Brzezinka, 2829 Einwohner, in 326 Wohnhäusern 581 Haushaltungen, unweit der Przemsa, mit den Kohlenzechen Leopoldine, Wanda, Neu-Przemsa, Karlsfegen und Glückauf; Klein-Dombrowka, 2750 Einwohner, in 156 Wohnhäusern 585 Haushaltungen, unweit der Brinitza und der russischen Grenze, mit den Kohlenzechen Abendstern und Morgenstern, der Zinkhütte Paul und der Blei- und Silberhütte Walter-Kroneck; Neudorf, 2680 Einwohner, in 170 Wohnhäusern 585 Haushaltungen, bei Antonienhütte an einem Bache, dabei die Kohlenzeche Gottessegen; Domb, 2440 Einwohner, in 165 Wohnhäusern 496 Haushaltungen, mit dem Eisenwerke Baildonhütte und der Kohlenzeche Waterloo; Kochlowitz, 2202 Einwohner, in 219 Wohnhäusern 453 Haushaltungen, fast am Ursprunge des Neudorfer Wassers; Hohenlohehütte, 2147 Einwohner, in 219 Wohnhäusern 453 Haushaltungen, in Ignatzdorf mit dem Eisenwerke Hohenlohehütte und dem Zinkwerke Augustahütte; Burowitz. Alle übrigen Ortschaften und überaus zahlreichen Werke haben weniger Einwohner.

Die Kreisstadt Kattowitz, am Zalenzer Wasser gelegen, seit 1865 eine Stadt, liegt 7 Kilom. im Südost von Königshütte und 8 Kilom. im Westnordwest von Myslowitz, in 272 Met. Höhe, und hatte 1880: 12,630 Einwohner (viel Polen und Juden), 6080 männl. und 6540 weibl. Geschlechts, in 415 Wohnhäusern 2542 Haushaltungen, eine schöne evangelische und eine katholische Kirche, seit 1871 ein Gymnasium. Es ist der schönste Ort des Kreises, hat breite Straßen mit geschmackvollen Häusern und Gärten und einen Park des Herrn von Tiele-Winkler. Hier befindet sich ein Hohofen, das Puddlings- und Walzwerk Marthahütte mit 600 Arbeitern, die Eisengießerei Jakobshütte, die Eisengießerei und Maschinenfabrik der Oberschlesischen Eisenbahn, mehrere andere Maschinenfabriken, das Zinkwerk Emmahütte und die Kohlenzechen Beate und Arkona. Es ist somit Mittelpunkt einer der großartigsten und ausgedehntesten Bergwerks- und Hüttenregionen des Continents.

(*G. A. von Klöden.*)

KATTUN (vom arabischen katon, Baumwolle, abstammend) ist, obwol dieser Name öfters auch für andere glatte Baumwollenzeuge angewendet wird, die gewöhnliche Benennung für aus ungefärbten Baumwollengarnen Nr. 16—30 leinwandartig gewebte Zeuge, die, fast durchgängig für den Druck bestimmt, meist etwas steif und glänzend appretirt, nur zum geringen Theil als Hemden- oder Futterzeug in weiß gebleichtem Zustande (für letztern Zweck auch einfarbig gefärbt) in den Handel kommen. Als die eigentlich charakteristische Behandlungsweise für die im engsten Sinn mit dem Namen Kattune bezeichneten Gewebe muß das Bedrucken gelten, obwol noch heute in Ostindien, der Heimat des Kattuns, neben bedruckten auch bemalte Stoffe dieser Art in den Handel gebracht werden. Um den Kattun für den Druck vorzubereiten, werden zunächst die auf der Zeugfläche hervorstehenden Faserenden, entweder durch Sengen (indem der Stoff mittels mechanischer Vorrichtungen über Flammen oder glühende Metallflächen hinweggezogen wird) oder durch Scheren (mittels der scheren- oder messerartig wirkenden Organe der Schermaschine) beseitigt. Vor dem Bleichen, durch welches der dem rohen Baumwollengewebe anhaftende röthliche oder gelbliche Firniß entfernt und die Faser zur Annahme des Farbstoffs geeignet gemacht werden soll, wird das Entschlichten vorgenommen, zu welchem Zwecke der Kattun in lauwarmem Wasser eingeweicht und hierauf die in Gärung übergegangene Schlichte ausgewaschen wird. Als Bleichmittel wird ge-

wöhnlich Chlorkalk angewendet. Zuweilen wird der Kattun noch besonders präparirt, indem er in einem hölzernen, mit Bleiplatten ausgelegten Behälter mittels einer Färbewinde durch Wasser, mit Weinsteinöl gemischt, hindurchgezogen wird. Das Spülen erfolgt in Maschinen, die den Stoff durch reines Wasser hindurchziehen, und ebenso wird das Auswinden durch maschinelle Vorrichtungen bewirkt. Das Trocknen geschieht theils in Trockenhäusern mit oder ohne künstliche Wärme, mit oder ohne Bewegung der trockenen Luft, theils auf Dampftrockenmaschinen mittels durch Dampf geheizter kupferner Cylinder, theils auf der Centrifugaltrockenmaschine, einer rotirenden Trommel mit siebartig durchlöcherter Wandung. Zum Mangen, Kalandern, Cylindriren bedient man sich der Kattunrolle, die aus einer zwischen zwei Papierwalzen liegenden Kupferwalze besteht, durch welche die Fäden des Gewebes plattgedrückt werden. Die Hauptoperation bei der Herstellung der Kattune bildet das Drucken, derjenige Proceß, durch welchen eine oder mehrere Farben, scharf abgegrenzt und systematisch geordnet, theils durch chemische Verbindung, theils mechanisch auf dem Gewebe befestigt werden. Beim Kattundruck kommen alle dem Zeugdrucke zur Verfügung stehenden Methoden in Anwendung, sodaß durch verständnißvolle Combination eine außerordentliche Mannichfaltigkeit der Zeichnung erreicht werden kann. Das Drucken kann entweder mit der Hand oder mit Hülfe von Maschinen geschehen. Das erstere Verfahren wird mittels flacher, mit erhabenem Muster versehener Formen, die in Holz geschnitten oder durch Abguß in leichtflüssigem Metall hergestellt sind, auf einer mit Tuch überzogenen Tischplatte ausgeführt, über welche der auf einer Walze glatt aufgewickelte Kattun gebreitet wird. Der neben dem Drucktische befindliche Farbentrog (Streichkasten) besteht aus dem eigentlichen Troge, der mit einer kleister- oder firnißartigen Masse (aufgelöstem Gummi, Leinsamenschleim u. s. w.) gefüllt ist, und einem rahmenartigen Gestell, das, einerseits mit Wachsleinwand, andererseits mit Tuch bespannt, mit diesen einen doppelten Boden bildenden Ueberzügen auf der schleimigen Masse liegt. Auf diese elastische Unterlage wird die Farbe, resp. Beize mittels einer Bürste oder eines Pinsels möglichst gleichmäßig gestrichen, sodaß die auf die Tuchfläche gepreßte Form sich mit derselben überzieht; durch die Wirkung zweier Hammerschläge wird hierauf die Farbe, resp. Beize von den der Zeichnung entsprechenden Stellen der Form auf das Gewebe übertragen. Der bedruckte Kattun wird über die an der Decke des Druckſaals befestigten Rollstäbe gezogen, von welchen er in mehrfachen, sich nicht berührenden Lagen herabhängt, bis er, hinreichend getrocknet, auf der neben dem Drucktische stehenden Bank zusammengelegt wird. Während zur Erzeugung einfarbiger Muster auf weißem Grunde, Patentkattun, nur eine Form erforderlich ist, wird bei vielfarbigen Mustern erst mit Vorformen der Umriß der Zeichnung in schwarzer oder dunkler Farbe aufgetragen, wonach die verschiedenen Farben mit sogenannten Passerformen eingedruckt werden. Farbiger Grund wird zuletzt gedruckt. Zur Herstellung punktirter Flächen werden die sogenannten Stippelformen angewendet, auf deren Oberfläche Drahtstifte eingeschlagen sind. Für den Maschinendruck wird jetzt nur noch selten die Plattendruckmaschine benutzt, in der meist entweder erhaben gearbeitete Holzplatten oder vertieft gravirte Kupferplatten in einer der Buchdruckerpresse ähnlichen Vorrichtung zur Anwendung kommen. Fast allgemein ist die Walzendruckmaschine in Gebrauch, bei welcher die meist vertiefte Zeichnung durch eine Messing- oder Kupferwalze übertragen wird, die durch die mit Tuch bekleidete Speise- oder Farbwalze beständig auf der einen Seite mit Farbe versehen wird, wobei ein genau abgerichtetes stählernes Lineal (Streicher, Schaber) die überflüssige Farbe entfernt, während auf der andern Seite eine dritte Walze das Gewebe gegen die sich drehende Druckwalze preßt und an derselben vorüberführt. In neuester Zeit sind Maschinen construirt worden, die sechs verschiedene Farben bei einmaligem Durchgange des Stoffs aufdrucken. Die bei der chemischen Operation des Druckens zur Anwendung kommenden Beizen sind je nach der Natur der benutzten Farbstoffe und nach der beabsichtigten Wirkung sehr verschiedener Art. Man unterscheidet Befestigungsbeizen, die dazu dienen, den Farbstoff auf bestimmten Stellen zu fixiren, Aetzbeizen, die denselben an bestimmten Stellen zerstören, und Reserve beizen, welche die betreffenden Stellen überdecken, um zu verhindern, daß sich hier der Farbstoff mit der Faser verbindet. Gewöhnlich wird der Beize, damit dieselbe nicht über die betreffende Stelle hinausfließt und so das Muster ineinanderläuft, ein Verdickungsmittel — Dextrin, Traganth, Senegal-Gummi, Eiweiß, Kleber, Thon, Leim oder Glycerin — zugesetzt. Sehr leicht und schnell, aber meist wenig haltbar, werden farbige Muster durch den Applications- oder Tafeldruck erzeugt, bei welchem der Farbstoff zugleich mit der verdickten Beize aufgedruckt wird. Noch vergänglicher sind die sogenannten falschen Applicationsfarben, da hier der Farbstoff nur mit einem Klebemittel auf der Faser befestigt wird. Schöner und echter werden die mit Tafelfarben gedruckten Kattune, wenn man sie in einem geschlossenen Behälter eine Zeit lang der Einwirkung von Wasserdämpfen aussetzt, indem durch Wärme und Feuchtigkeit einerseits die Wechselwirkung zwischen Beize und Farbe erleichtert, andererseits die Faser für den Farbstoff empfänglicher gemacht wird. Andernfalls wird zur Erzeugung farbiger Muster auf weißem Grunde zuerst die mit dem Verdickungsmittel gemischte Beize aufgedruckt und dann das Gewebe durch eine Lösung des betreffenden Farbstoffs gezogen, wobei sich dieser nur auf den bedruckten Stellen fixirt, oder man bedient sich, um weiße Muster auf farbigem Grunde zu erhalten, des umgekehrten Verfahrens, indem man eine Beize aufdruckt, welche die Fixirung des Farbstoffs hindert, sodaß das durch die Farbbrühe gezogene Gewebe die Farbe mit Ausnahme der bedruckten Stellen annimmt. Eine andere Methode besteht darin, daß das Gewebe mit Hülfe der Klotzmaschine, die durch den Druck zweier Walzen die Beize, resp. Farbflüssigkeit in das Zeug hineinpreßt, gleichmäßig gebeizt und gefärbt und hierauf das Muster mit einer Säure aufgedruckt wird, welche die den Farbstoff befestigende

Beize löst, od.r es werden, nachdem das ganze Gewebe mit einer Beize behandelt worden, durch Aufdrucken anderer Beizen verschiedenfarbige Figuren hervorgebracht, die sodann zugleich mit dem Grunde im Farbenbade entwickelt werden. Nach dem Drucken wird der Kattun mit Hülfe einer besondern Maschine, des Stärkekalanders, mit Weizenstärke getränkt, der man Seife, Stearinsäure, Gummi (bei der Appretur der **Möbelkattune** weißes Wachs, zur Erzielung eines bläulichen Schimmers bei weißen Kattunen Ultramarin, Smalte u. s. w.) zusetzt. In dieser Maschine hat das dem Stärketroge entnommene Gewebe zwei Quetschwalzen zu passiren, durch welche das Eindringen der Appreturmasse befördert und der überflüssige Theil derselben ausgedrückt wird. Nach dem Trocknen wird der Kattun auf der Einsprengmaschine durch eine in dem mit Wasser gefüllten Behälter rotirende Bürstenwalze angefeuchtet und, um Glätte und Glanz zu erhalten, kalandert oder gemangt. Hierauf wird der Stoff gemessen und zusammengelegt und schließlich wird das Pressen desselben zwischen sogenannten Preßspänen (einzelnen Bogen Glanzpappe), glatten Brettchen oder kupfernen Platten in Schrauben- oder hydraulischen Pressen vorgenommen. Die Gaufrirung, das Verfahren, in einer dem Kalander ähnlichen Maschine dem zwischen einer Papierwalze und einer mit Dessin gravirten Messingwalze hindurchgehenden Stoff eine Zeichnung aufzuprägen, dient zur Herstellung moirirter, geköperter und kleingemusterter **Futterkattune** (Sarsenet), sowie der mit allerlei Mustern versehenen **Buchbinderkattune**. Durch die Art der Pressung wird in manchen Fällen das Aussehen des gewebten Köpers, resp. gewebter Muster täuschend nachgeahmt, doch verliert sich diese Appretur sehr bald durch das Waschen, theilweise schon durch den Gebrauch. Die Buchbinderkattune, die einen besondern Grad der Steifheit und Glätte sowie starken Glanz erhalten müssen, werden vor dem Gaufrixen mit einem Anstriche von hellem Leimwasser versehen, getrocknet und auf der Glättmaschine behandelt, deren Hauptbestandtheil — ein abgerundetes und polirtes Stück Feuerstein, Glas oder Achat, das am untern Ende einer Stange befestigt ist — über dem auf einer Tischplatte durch Feder- oder Gewichtsdruck niedergehaltenen, mit Wachs angeriebenen Stoffe entweder aus freier Hand oder durch eine maschinelle Vorrichtung in hin- und hergehende Bewegung versetzt wird. Die feinern Sorten des Kattuns, welche fünf und mehr Farben auf weißem oder hellfarbigem Grunde enthalten, werden Zitz genannt. Calico heißen (nach Calcutta oder Calicut in Ostindien, von wo diese Gewebe eingeführt wurden) die in der Art des echten Nanking gewebten englischen Kattune; in Frankreich werden die bedruckten Kattune Indienne genannt.

Die Entwickelungsgeschichte des Kattundrucks, dieses hochwichtigen Zweiges der Baumwollenindustrie, reicht bis in das Alterthum zurück. Schon um das J. 140 v. Chr. soll Indien mit bedruckten Baumwollengeweben Handel nach China getrieben haben. Gegen das Ende des 17. Jahrh. fingen die Holländer an, die in Ostindien erzeugten weißen Gewebe zu bedrucken, und bald nachher versuchte man in denjenigen Ländern, in denen die Baumwollenindustrie am weitesten vorgeschritten war, die Kattune selbst zu weben. Zuerst gelangte diese Manufactur in England zur Blüte, wo schon 1690 bei Richmond eine Kattundruckerei angelegt worden sein soll. Von da an gewann der neue Industriezweig nicht nur in England und Schottland, sondern auch in Deutschland, Frankreich und der Schweiz immer mehr Verbreitung und es traten zahlreiche Verbesserungen des Verfahrens auf, als deren wesentlichste die Einführung der Walzen-Druckmaschine zu Anfang dieses Jahrhunderts zu bezeichnen ist. Obwol die Vorliebe unserer Zeit für wollene und gemischte Zeuge den Verbrauch namentlich der feinen, echten Kattune und somit den Kattundruck in dem Maße beschränkt hat, daß es jetzt zahlreiche Zeugdruckereien gibt, in denen viel weniger Kattune als wollene und halbwollene Mussseline bedruckt werden, stellt doch, dank dem technischen Fortschritte auf diesem Gebiete, die Fabrikation der Kattune speciell in den genannten Ländern einen Hauptfactor der industriellen Thätigkeit dar. Während noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts die indischen Kattune sowol hinsichtlich der Beschaffenheit der Gewebe als in der Schönheit und Haltbarkeit der Farben unerreicht genannt werden mußten, ist in neuester Zeit durch die Vervollkommnung aller mechanischen Hülfsmittel die europäische Production zu einer solchen Entwickelung gelangt, daß die durch Feinheit der Gewebe wie durch Lebhaftigkeit und Festigkeit der Farben ausgezeichneten englischen Kattune selbst in Indien die Erzeugnisse der Handarbeit nahezu verdrängt haben. Seit dem Anfange dieses Jahrhunderts sind in Frankreich und besonders im Elsaß die Methoden des Kattundrucks mehr und mehr verfeinert worden, sodaß die besten dort erzeugten Sorten durch geschmackvolle Dessins noch heute den Vorrang behaupten (mit Dampffarben bedruckte Kattune werden in vorzüglicher Güte und Schönheit in Mühlhausen i. E. producirt.) Von sehr dichtem Gewebe sind die auch um ihrer gefälligen Muster willen beliebten Schweizerkattune, die größtentheils in Kellern oder unterirdischen Räumen gewebt werden, wo der sich feucht haltende Faden fester geschlagen werden kann. Die deutschen Kattune, in denen alle Vorzüge der ausländischen Fabrikate erstrebt werden, sind besonders der sorgfältigen Wahl der Farben und Muster wegen geschätzt. In den letzten Jahrzehnten hat sich diese Industrie, deren kraftvoller Aufschwung aus der Zeit der Continentalsperre datirt, so bedeutend gehoben, daß gegenwärtig nur noch wenig englische und französische Kattune in Deutschland eingeführt werden. Berlin, Breslau, Augsburg (wo schon im J. 1720 eine Kattundruckerei bestand), Eilenburg, Elberfeld und Barmen, im sächsischen Erzgebirge Chemnitz und die Umgegend von Zittau besitzen viele und große Fabriken dieser Art.

In der Massenproduction sowie in der technischen Vollendung hat von Anfang an England die höchste Stufe erreicht, während die eigentlich künstlerische Entwickelung namentlich dem Elsaß und der Schweiz zu danken ist. *(W. H. Uhland.)*

KATUNJ, auf kalmückisch „die Königin", ein Fluß im asiatisch-russischen Gouvernement Tomsk, einer der beiden Hauptarme des Ob, entspringt aus dem Katunjschen Gletscher auf dem südlichen Abhange des Berges Bjelucha, strömt anfangs längs der Südseite der Katunjschen Säulen in der Richtung nach Westnordwest, biegt dann westlich um diese Gebirgsgruppe, in der er sich zuerst nach Norden, dann nach Osten und von der Mündung des Flusses Argut an nach Nordnordwest wendet und unmittelbar nach seinem Heraustreten aus den Altaischen Vorbergen sich mit dem Flusse Bia vereinigt, mit dem er zusammen den Fluß Ob bildet. Der Katunj hat eine Länge von 710 Kilom., eine Breite von 28—1050 Fuß und eine mittlere Tiefe von 3 14 Fuß. Die Strömung des Flusses ist in ihrer ganzen Länge äußerst reißend; sein Wasser hat in seinem obern Theile die den aus Gletschern entspringende eigenthümliche schmutzig-weiße Farbe; im weiteren Verlaufe aber wird es klar und nimmt eine dunkelgrüne Färbung an. Der Boden des Flusses ist steinig und an manchen Stellen sandig. Von seinem Ursprunge an strömt der Katunj zuerst durch das von den Katunjschen Säulen gebildete Gebirgsthal des Altai, welches in der Nähe der Gletscher eine Breite von 840—1120 Fuß hat und sich unterhalb der Mündung des Turgen-Su allmählich bis zur Breite von $1^1/_2$ Kilom. ausdehnt. Bis zur Mündung des Kuragan ist dies Thal waldlos, weiterhin aber treten in ihm kleine Waldungen auf. Unterhalb der Mündung des Flüßchens Oserna nimmt das Thal den Charakter einer Schlucht an und behält denselben bis zur Mündung der Flüsse Birjuksa, Bystruschka und Koslucha. Von der Mündung der Birjuksa an wendet sich der Katunj nach Nordwesten; sein Flußthal erweitert sich bis circa 8 Kilom. und ist reich an Salzseen und Waldungen. Von der Mündung des Koksun an nimmt der Katunj die Richtung nach Osten und fließt durch ein Längenthal, welches die Katunj'schen Säulen von der Nordseite umgeben. Dieses Thal ist über acht Kilom. breit und hat hohe, stellenweise steile und felsige, stellenweise abgeflachte und mit Wald bewachsene Wände. Das Thal ist reich an Salzseen und Weideriften; seine absolute Höhe beträgt bei dem Dorfe Uimons 3350 Fuß, infolge dessen das rauhe Klima es für den Ackerbau ungeeignet macht. Die vorherrschende Gebirgsart von dem Ursprunge des Flusses an bis zur Mündung des Argut und weiterhin bis zur Mündung des Sadshar ist der krystallinische Schiefer; stellenweise finden sich auch metamorphischer Urkalkstein und Porphyr vor. Von der Mündung des Argut an strömt der Katunj nach Norden, indem er sich zuerst durch wilde Schluchten eine Bahn bis zur Mündung des Sadshar bricht, von welcher an er in ein breites, von Granitbergen eingeschlossenes Thal tritt, in dem er bis zu seinem Austritte aus dem Altai verbleibt. Nur unterhalb der Mündung des Ursul besteht das linke Ufer des Katunj in beträchtlicher Ausdehnung aus Porphyrgestein. Die Vereinigung des Katunj mit der Bia findet in einer sehr malerischen Gegend in der Nähe des Dorfes Katunskaja an dem Fuße der Altaischen Vorberge statt. Wegen seiner reißenden Strömung und der zahlreichen Stromschnellen ist der Katunj zur Schiffahrt nicht geeignet. Selbst die Ueberfahrt über denselben auf Kähnen ist schwierig und mit Gefahr verbunden.

Vgl. Stuckenberg, Hydr. II, 329; Gebler, Ueber das Katunjthal; Erman, Archiv XVIII, 529.

(*A. von Wald.*)

KATUNJA-GEBIRGE, russisch Katunskie Bjelki oder Stolby (Säulen), die höchste der gemessenen Berggruppen des russischen Altai im biiskischen Kreise des Gouvernements Tomsk. Das Gebirge wird im Süden durch die obere Katunja begrenzt, die von Osten nach Westen fließt, ferner durch die Berela und die Koksa, einen linken Nebenfluß des Argut, im Norden aber von dem Theile des Katunj, der von Westen nach Osten strömt, und von dem untern Argut. Inmitten der Gebirgskette der Katunjschen Säulen, die eine Länge von über 220 Kilom. hat, erhebt sich an dem Orte, wo das Gebirge sich von Südosten nach Ostsüdost wendet, die Bjelucha, der höchste Berg des Altaigebirges, bis zur absoluten Höhe von 11,000 Fuß. Die Bjelucha theilt die Katunjschen Säulen in zwei Theile. Der westliche, der sich von der Bjelucha in der Richtung nach Nordwesten zieht, stellt keinen zusammenhängenden Gebirgsrücken dar und besteht aus von steilen Schluchten durchzogenen und mit Steingeröllen bedeckten Erhebungen. In der Nähe der Bjelucha sind diese Erhebungen von ziemlicher Höhe und erscheinen größtentheils in Gestalt von Felszacken und Mauern, die sich den Quellen des Flusses Kuragon zu allmählich verflachen. Im Westen von diesen Quellen erhebt sich der Gebirgsrücken von neuem mit ähnlichen Ausschnitten zwischen den Flüssen Skanowaja und Kasinicha. Von hier bis zu den Quellen der Mysuta und Sajatschicha hat das Gebirge keine Ausschnitte mehr und wird für unübersteigbar gehalten. Von den Quellen des Sajatschicha verflacht sich das Gebirge allmählich bis unter die Schneelinie und endet in der Nähe des Dorfes Koksunka in waldbedeckten Hügeln, die von dem Flusse Katunj umströmt werden. Der östliche Theil des Katunja-Gebirges erstreckt sich von der Bjelucha in der Richtung nach Ostsüdost, verflacht sich stark in der Nähe der Bjelucha, erhebt sich dann wieder und verflacht sich noch einmal bei den Quellen der Jamanuschka, eines Nebenflusses der Koksa. Von hier bis zu den Quellen des Aregom, ebenfalls eines Nebenflusses der Koksa, erhebt sich das Gebirge wieder und gipfelt in einem steilen, felsigen, von beiden Seiten mit ewigem Schnee bedeckten Kamme. Unterhalb der Mündung der Koksa in den Argut wird der Gebirgsrücken von einer steilen, durch das Flußbett des Argut gebildeten Schlucht durchschnitten, geht dann auf das linke Ufer des Flusses über, erhebt sich von neuem bis zur Schneelinie und bildet ebenso steile, zerklüftete und unzugängliche Felszacken und Grate, wie in der Nähe der Bjelucha. Von dem Orte des Zusammenflusses der beiden Arme des Argut, der Alacha und Japatera, sind die Schneegipfel des Katunja-Gebirges nicht mehr sichtbar, woraus man schließen kann, daß dasselbe sich hinter diesem Meridian verflacht

oder etwas gerader nach Osten verläuft, und in diesem Falle würden die nach der Bjelucha höchsten Gebirgsspitzen des Altai, der Alas-tu und Jik tu sich auf der Achse dieses Gebirges erheben. — Die Fortsetzung des Katunja-Gebirges hinter dem Argut haben einige Erforscher des Altai die Argutischen oder Architektischen Säulen genannt. Das ganze Katunja Gebirge besteht fast ausschließlich aus krystallinischem Schiefer, der sich in der Richtung von Westsüdwest nach Ostnordost steil erhebt. Der nördliche Abhang des Gebirges fällt ziemlich abschüssig in die Flußthäler des Katunj und des Argut in der Achse des Gebirges querlaufenden Verzweigungen hinab. Alle Berge, die sich hinter den Grenzen der Waldvegetation erheben, haben größtentheils leicht zugängliche, flache, selten sumpfige Spitzen, die mit einem reichen Teppich von Alpenkräutern bedeckt sind und herrliche Weideplätze darbieten. Einen herrlichen Anblick gewähren die kleinen Seen, die sich daselbst befinden, die malerischen Felsgruppen, aus denen Quellen des klarsten Wassers hervorsprudeln und die dazwischen eingesprengten blendend weißen Schneeflächen. Der nördliche steilere und felsigere Abhang des Gebirges ist mit Steingeröll und einer reichen Waldvegetation bedeckt; besonders waldreich sind die Berge, die längs dem Stromthale des Katunj liegen. Der westliche Abhang des Katunja-Gebirges, der von dem Flusse Katunj umströmt wird, ist steiler und kürzer, sodaß der größte der von demselben herabströmenden Flüsse nur eine Länge von 27 Kilom. hat. Die dieses Gebirge bildenden Berge haben eine flache, abgerundete Form; die Abhänge desselben sind nicht steil, sumpfig, mit Moos und Alpenkräutern überwachsen und reich an Nadelholz. Der südliche Abhang des Gebirges ist bei weitem steiler als der nördliche. Die von demselben abgetrennten Verzweigungen und Vorberge sind bis zum Buchtarminskischen Thale niedriger als die Schneelinie, obwol an einigen Punkten der nördlichen Abhänge des Gebirges der Schnee im Verlaufe des ganzen Sommers nicht schmilzt. Die Berge zwischen den Flüssen Koksa, Berelem und der Weißen Alacha sind höher als die übrigen und mit mehr oder minder beträchtlichen Schneemassen bedeckt. Ein bedeutender Gletscher erstreckt sich von dem südlichen Abhange der Bjelucha bis zu dem Flusse Katunj, dessen Quellen er bildet. Der Gletscher erstreckt sich in der Richtung nach Südwesten von der Schneelinie anfangs in zwei durch eine breite Felsenmauer getrennten Eisschichten. Weiterhin vereinigen sich diese Schichten bei dem Fuße der Felsenmauer und von da ab fällt der Gletscher schon nicht mehr so steil in das Stromthal des Katunj hinab, das er vollständig ausfüllt. Das Eis ist mit grauem Staub und Felsentrümmern bedeckt, welche dem Gletscher die demselben so eigenthümliche schmutzige Farbe geben; unter derselben ist das Eis in den obern Schichten klar und weiß und nur in einigen Spalten hat es eine meergrüne Färbung. Die Länge des Gletschers beträgt $2^1/_2$ – 3 Kilom., am Fuße der Felsenmauer ist er 2100 Fuß, am Ende derselben 840 Fuß breit. Der obere Theil des Gletschers ist unzugänglich: die Oberfläche desselben ist wellenartig und in der Mitte von vielen Querspalten durchschnitten. Stellenweise finden sich auf demselben große Massen körnigen Schnees und große Steine, die auf Eispiedestalen von circa 7 Fuß Höhe ruhen. Die Moräne senkt sich von der Felsenmauer anfangs in einem engen, nicht hohen Streifen hinab, dann aber erweitert sie sich und nimmt einen großen Theil des Gletschers ein. Sie besteht hauptsächlich aus Trümmern von krystallinischem Schiefer, sowie aus Stücken von Quarz, Granit, seltener aus Porphyr und Hornstein. Der untere Theil des Gletschers, der sich unter einem Winkel von 75° erhebt, hat eine Höhe von 28 und 35 Fuß und enthält ungeheure, bis 7 Fuß breite Spalten. Aus ihm entspringen die beiden Quellen des Flusses Katunj.

(*A. von Wald.*)

KATWYK. Mit diesem Namen werden zwei am Ausflusse des Rheins liegende Gemeinden in der Provinz Südholland bezeichnet, und zwar:

1) Katwyk aan den Ryn, auch Katwyk binnen, eine der ansehnlichsten Gemeinden von Rynland, wird vom Rhein durchschnitten, hatte früher viele bedeutende Tauschlägereien, die aber bis auf einige eingegangen sind. In dem von den früheren Herren von Katwyk bewohnten Hause befindet sich seit 1831 eine katholische Erziehungsanstalt, die jetzt vollständig in den Händen der Jesuiten ist. Katwyk, das eine protestantische und katholische Kirche besitzt, zählte 1880 5486 Einwohner, theils Protestanten, theils Katholiken.

2) Katwyk-aan-Zee, oder Katwyk beuten war früher eins der blühendsten Dörfer am holländischen Strande. Die Einwohner nähren sich hauptsächlich vom Fischfange. Katwyk besitzt ein Waisenhaus, hauptsächlich für die Kinder der auf dem Meere verunglückten Schiffer bestimmt, und ein Krankenhaus, das im J. 1481 gestiftet und seitdem bedeutend vergrößert worden ist. Katwyk hatte im Verlaufe der niederländischen Geschichte viel zu leiden. In den Jahren 1571 und 1572 wurde es von Spaniern und Wassergeusen zweimal gebrandschatzt und ausgeplündert; im J. 1600 wurden kurz nacheinander 70 und 79 Häuser vom Meere verschlungen. Am 8. Aug. 1653 fiel auf der Höhe von Katwyk an der holländischen Küste ein heftiges Seegefecht zwischen den Engländern unter Monk und den Niederländern unter Tromp vor; dasselbe währte bis nach Sonnenuntergang, blieb aber unentschieden, während der nach einigen Tagen von den Niederländern errungene Sieg auch Tromp das Leben kostete. Ueberhaupt haben die vielen Seekriege der Gemeinde Katwyk großen Schaden gethan. Im Kriege mit Frankreich von 1690—1695 hatte Katwyk besonders viel zu leiden, ebenso im Kriege mit England 1781 und 1782. Seitdem jedoch Katwyk ein von Jahr zu Jahr mehr beliebter Badeplatz, der namentlich viel von Deutschen besucht wird, geworden ist, hat sich der Wohlstand bedeutend gehoben. Katwyk hat eine protestantische Kirche und zählte 1880 5829 Einwohner, zum größeren Theil Protestanten.

(*Th. Wenzelburger.*)

KATZBACH (Schlacht an der). Am 20. Aug. 1813 war das schlesische Heer unter Blücher's Ober-

befehl bis an den Bober vorgedrungen, dessen rechtes Ufer der Feind geräumt hatte. Am 21. wollte Blücher den Fluß überschreiten, um den Feind weiter zu verfolgen, fand denselben aber damit beschäftigt, die Brücken wiederherzustellen. Bald lief durch einen Kundschafter die Meldung ein, daß Napoleon mit seinen Garden und dem Reitercorps Latour-Maubourg in Löwenberg eingetroffen sei und sofort die Offensive ergreifen wolle. Da Napoleon in der Uebermacht war, so wich Blücher, den Bestimmungen des trachenberger Kriegsplans folgend, dem ihm zugedachten Stoße aus und trat unverweilt den Rückzug an, der unter oft heftigen Gefechten bei der Nachhut bis hinter Jauer fortgesetzt wurde. An der Katzbach blieben die Franzosen stehen und verhielten sich am 24. und 25. ruhig; sie lagerten von Goldberg bis gegen Liegnitz hin. Der Grund für die Unterbrechung des Marsches lag darin, daß Napoleon schon am 23. mit den Garden, dem 6. Corps und dem 1. Cavalleriecorps nach Dresden aufgebrochen war, welches von dem böhmischen Hauptheere bedroht wurde. Den Oberbefehl über die Truppen in Schlesien hatte er dem Marschall Macdonald mit dem Auftrage übergeben, das schlesische Heer über Jauer hinaus zu werfen und dann zu verhindern, daß es einem der beiden andern verbündeten Heere Hülfe brächte. Diesem Auftrage gemäß setzte Macdonald am 26. seine Streitkräfte auf Jauer zu in Bewegung, indem er erwartete, vielleicht am 28. mit seinen vereinigten Corps in der Stärke von 80,000 Mann die Schlacht bei Jauer zu liefern. Die Division Puthod vom 5. Corps Lauriston sollte von Steinberg (südwestlich von Goldberg) am 26. auf Schönau, am 27. zusammen mit dem Gros auf der Straße nach Jauer marschiren; die andern Divisionen des 5. Corps Maison und Rochambeau schlugen die Hauptstraße von Goldberg über Seichau nach Jauer ein. Die Divisionen des 11. Corps Gerard und Charpentier und des 2. Cavalleriecorps Sebastiani überschritten die Katzbach bei Kroitzsch und sollten nach dem Uebergange über die Wüthende Neisse bei Nieder Crayn das Plateau ersteigen und auf demselben nach Jauer marschiren. Das 3. Corps Souham sollte die Katzbach nach der Mündung der Neisse zwischen Kroitzsch und Dohnau überschreiten und dann auf der Hauptstraße Liegnitz-Jauer vorrücken. Die Division Puthod brach erst um 1/4 1 Uhr auf und traf abends 7 Uhr in Schönau ein. Die Divisionen Maison und Rochambeau, bei ihnen Macdonald, setzten sich um 9 Uhr in Marsch, etwas später das 11. Corps und das 2. Cavalleriecorps in 2 Colonnen, alle mit der nordöstlichen Hauptrichtung auf Kroitzsch. Der Marsch war sehr schwierig; seit einigen Tagen war Regenwetter, seit dem frühen Morgen des 26. aber heftiger Landregen, der den Boden gründlich aufweichte und die Fernsicht benahm. Macdonald war der Meinung, das schlesische Heer sei noch auf dem Rückzuge begriffen und die feindlichen Truppen, die er auf dem linken Ufer der Katzbach antraf, die Arrièregarde, während es gerade umgekehrt die Avantgarde Blücher's war. Blücher hatte sich nämlich gleichfalls entschlossen, am 26. Aug. zum Angriff überzugehen. Die Truppen auf dem linken Ufer der Katzbach waren in offensiver Absicht von ihm vorgeschickt worden; noch im Laufe des Nachmittags sollte das ganze Heer den Fluß überschreiten. Es war ein Glück für Blücher, daß Macdonald ihm zuvorkam, sonst hätte ihn vielleicht dasselbe Geschick ereilt, welches er seinerseits nun den Franzosen bereiten konnte. Außerdem war Blücher dadurch im Vortheil, daß er auf eine Schlacht vorbereitet war, während Macdonald sie erst in einigen Tagen erwartete. Die Begegnung der beiden Heere fand auf dem rechten Ufer der Katzbach und auf beiden Ufern der Neisse statt. — Das Schlachtfeld befindet sich in einem Dreieck, dessen drei Spitzen die Städte Goldberg (im Südwesten), Liegnitz (im Norden), Jauer (im Südosten) bilden; die Katzbach von Goldberg bis Liegnitz ist die Basis dieses Dreiecks, die Neisse eine von Jauer aus in die Mitte der Basis gefällte Senkrechte. Die Straße von Goldberg nach Jauer führt über Seichau; westlich derselben zieht sich der Mönchswald hin. Hinter Seichau wird sie durchschnitten vom Pilsengrunde, sodann von dem tiefen Einschnitte des Silberflusses, an dem Hennersdorf liegt. Hinter Hennersdorf erheben sich östlich der Straße der Steinberg und Breite Berg, beide an die Neisse stoßend, und der Kirchberg, westlich der Weinberg. Eine andere Straße von Goldberg führt an dem linken Ufer der Katzbach bis Kroitzsch, überschreitet hier die Katzbach vor der Mündung der Neisse und führt auf dem linken Ufer dieses Flusses bis Nieder-Crayn (linkes Ufer), von wo mehrere Wege auf das Plateau am rechten Ufer der Neisse hinaufführen. Von Kroitzsch aus führt ein anderer Weg zunächst nach Wültsch und dann hinter der Mündung der Neisse über die Katzbach nach Dohnau, welches am Fuße des Plateaus liegt. Die Neisse aufwärts von Nieder-Crayn liegen Nieder- und Ober-Weinberg (r. U.), Schlauphof (l. U.) und Schlaupe (l. U.). Das Plateau rechts von der Neisse fällt nach dem Flusse zu steil ab in einer Höhe von 150 bis 200 Fuß. Von Jauer aus führt außer der Hauptstraße nach Liegnitz in nordöstlicher Richtung eine zweite in nördlicher Richtung über Brechtelshof und Bellwitzhof. Bald hinter letzterem Orte senkt sie sich zwischen dem Kreuzberg (l.) und den Kuhbergen (r.) in das Neissethal, führt über Ober- und Nieder-Weinberg nach Nieder-Crayn und von hier wieder auf das Plateau in östlicher Richtung auf Jänowitz. Südöstlich von Jänowitz liegt Klein-Tinz, südlich von diesem Eichholz, ungefähr in gleicher Höhe mit den Kuhbergen. Von Jänowitz gelangt man nördlich nach Dohnau, nordöstlich nach Klein Schweinitz, dem gegenüber am linken Ufer der Katzbach Schmogwitz liegt. — Den linken Flügel des schlesischen Heeres hatte Langeron auf dem linken Ufer der Neisse in einer festen Stellung; seine Avantgarde hatte Seichau besetzt, das Gros stand hinter dem Pilsengrunde, den linken Flügel an den Mönchswald, den rechten an die Neisse gelehnt. An Langeron schloß sich auf dem rechten Ufer der Neisse York's Corps als Centrum an. Es war um 5 Uhr morgens von Jauer aufgebrochen und hatte um 10 Uhr Stellung genommen in einer Senke zwischen Brechtelshof und Bellwitzhof. Den rechten Flügel nahm Sacken ein zwi

schen Eichholz und Klein-Tinz. Um ½ 11 Uhr erschien Blücher beim York'schen Corps und befahl, die Mannschaften sollten um 2 Uhr mit dem Abkochen fertig sein, um den Marsch über die Katzbach anzutreten. Nun aber liefen Meldungen von der Avantgarde und von Langeron über den Anmarsch der feindlichen Colonnen ein. Oberst Katzler hatte am Morgen die Cavalerie der Avantgarde auf das rechte Ufer der Katzbach zurückgezogen und auf dem linken nur einige Vedetten gelassen; die Infanterie der Avantgarde unter Major Hiller hatte Kroitzsch, Wüllsch, Nieder-Crayn, Nieder-Weinberg und Schlanphof besetzt, auf der Höhe des Weges von Nieder Crayn nach Jänowitz war eine sechspfündige Fußbatterie aufgefahren. Um ½ 11 Uhr griffen die Spitzen der französischen Colonnen die Feldwachen in Kroitzsch und Wüllsch an, die sich langsam fechtend zurückzogen. Katzler mit der Cavalerie ging etwas nach 11 Uhr über die Neisse zurück; die Infanterie blieb noch eine Weile und zog sich dann über die Brücke von Nieder-Crayn auf das rechte Ufer der Neisse, namentlich deshalb, weil durch das Zurückgehen von Langeron's Avantgarde ihre linke Flanke entblößt wurde. Die Franzosen folgten auf dem Fuße; ihre Infanterie ging über die Brücke, die Artillerie und Cavalerie durch eine Furt. Nach dem Uebergange theilten sie sich: ein Theil marschirte die Neisse abwärts und erstieg auf verschiedenen Wegen den Thalrand, ein anderer wandte sich nach Weinberg, um bei den Kuhbergen auf das Plateau zu gelangen. — Schon um ½ 10 Uhr war auch Langeron's Avantgarde in Seichau angegriffen worden; um 11 Uhr befahl er den Rückzug derselben hinter den Plinsengrund. Er nahm nun eine feste, vortheilhafte Stellung ein. Vor seiner Front lag das tief eingeschnittene Silberflüssel, und seine Stellung dehnte sich aus von Schlaupe über den Breiten Berg, den Kirchberg, den Weinberg bis an den Mönchswald. Leider fehlte ihm die nöthige Artillerie, da er in der Annahme, daß der Rückzug noch fortgesetzt werden würde, den größten Theil seiner Geschütze nach Jauer zurückgeschickt hatte. Im Hauptquartier war man zweifelhaft, ob das Vordringen der Franzosen nur eine Recognoscirung oder ein ernstlicher Angriff wäre. Deshalb wurde der für 2 Uhr angesetzte Abmarsch um eine Stunde verschoben, bis man sich über die Absichten des Feindes Gewißheit verschafft hätte. Als Langeron, der überhaupt nicht ans Avanciren dachte, die Aenderung der Disposition durch den Lieutenant von Gerlach mitgetheilt wurde, sagte er diesem: „Votre général est un bon sabreur, mais voilà tout", berief sich (auch mit Rücksicht auf den trachenberger Kriegsplan) auf geheime Instructionen von seinem Kaiser, die ihm den Unternehmungen Blücher's gegenüber Vorsicht anempfahlen, und fügte hinzu: „Il nous faut de la prudence, et vous m'avouerez, la prudence n'est pas la faute du général Gneisenau." Als gleich darauf die Franzosen von Seichau aus gegen den Plinsengrund vordrangen, zog er sofort seine Avantgarde zurück und ließ bereits Abtheilungen nach Jauer zurückmarschiren. — Inzwischen war General Gneisenau mit mehrern Offizieren nach dem Vorwerke Christianshöhe zwischen Bellwitzhof und Eichholz vorgeritten, wo gleichzeitig von der andern Seite Major Hiller mit der Infanterie anlangte. Er hatte sich fechtend, alle 100 Schritt Front machend, zurückgezogen. Nach einiger Zeit kam auch Oberst Katzler mit der Cavalerie und meldete, daß ihm der Feind auf dem Fuße folge. Vom Feinde aber war nichts zu sehen und zu hören. Oberst von Müffling ritt nun allein vor, zunächst nach den Kuhbergen. Als er nichts vom Feinde bemerkte, ritt er bis vor Jänowitz. Hier sah er plötzlich eine Cavalerielinie, welcher auf dem Wege von Nieder Crayn nach Jänowitz einige Batterien folgten; das Thal von Nieder-Weinberg herauf nach den Kuhbergen rückte eine Infanteriecolonne, deren Spitze beinahe auf dem Plateau angelangt war. Müffling sprengte zu Gneisenau zurück. Blücher wurde herbeigerufen und dann folgender Vorschlag Müffling's als Disposition zum Gefecht angenommen: mit den beiden Corps von York und Sacken ungesäumt dem Feinde entgegen zugehen, mit dem York'schen Corps zwischen Christians Höhe und Bellwitzhof, mit dem Sacken'schen an den Flügel anschließend, die rechte Schulter nach Klein-Tinz vor nehmend. Adjutanten wurden an York und Sacken geschickt. Der an York geschickte sollte diesem sagen: er möge so viel Feinde auf das Plateau heraufkommen lassen, als er glaube schlagen zu können. York, der über die bisherige Disposition schon gereizt war — Gneisenau hatte er zuvor erklärt: er werde eher seinen Degen zerbrechen als über die Katzbach gehen — erwiderte: „Reiten Sie hin und zählen Sie; ich kann bei dem Regen meine eigenen Finger nicht mehr zählen." Sacken sagte dem Adjutanten: „Antworten Sie dem General: Hurrah!" Ehe aber Blücher's Befehl an ihn gelangte, hatte bereits eine seiner Batterien auf dem Taubenberge bei Eichholz den Kampf eröffnet. Nach einigen Verwirrungen beim Aufmarsch des York'schen Corps stand die 7. Brigade (Horn) auf dem rechten, die 8. (Hünerbein) auf dem linken Flügel des 1. Treffens, die 2. (Prinz Karl von Mecklenburg) im 2. Treffen, die 1. (Steinmetz) in Reserve. York war im Begriff, die Brigade in Linie aufmarschiren zu lassen, als Müffling kam und sofortigen Vormarsch in Colonnen verlangte, da jeder Zeitverlust den Kampf mit den wachsenden Massen des Feindes auf dem Plateau schwerer machen würde. York erklärte, daß an Zeitgewinn nichts gelegen sei, wenn er mit dem Mangel an taktischer Sicherheit erkauft werde; er brauche sich auch nicht von Herrn von Müffling sagen zu lassen, wie er seine Bataillone an den Feind zu bringen habe. Müffling ritt „in Gift und Galle" weg und brachte einen Befehl Blücher's. „Der verdrießliche Feldherr", schreibt Müffling, „besann sich, gehorchte aber endlich mit wüthender Geberde." Als Major von Kroßigk, der mit einem Bataillon in Schlaupe stand, meldete, daß der Feind in zwei starken Colonnen gegen seine Stellung vordränge, gingen zwei Landwehrbataillone zu seiner Unterstützung ab, um die Verbindung mit Langeron zu sichern. Das Commando in Schlaupe übernahm General Hünerbein. Gleichzeitig ging Oberstlieutenant Schmidt mit Artillerie vor und fuhr in gleicher Höhe mit der russischen auf. Inzwischen hatte sich das

1. Treffen zum Angriff formirt. Blücher erschien vor der Front und forderte die Soldaten auf, sich nicht mit Schießen aufzuhalten, sondern mit dem Bajonnet dem Feinde auf den Leib zu gehen. Nachdem nun die Avantgarde aufgenommen war, die sich hinter der 7. Brigade wieder ordnete, begann der Vormarsch. Die 8. Brigade ging zuerst im Geschwindschritt längs des Thalrandes auf die Kuhberge vor. Unvermuthet erhielt sie links vom Kreuzberge her Kartätschenfeuer. Bei den feindlichen Geschützen — es waren 4 — befanden sich 3 Bataillone. Sofort ging das brandenburger Bataillon (Othegraven) im Sturmschritt vor. Zwei französische Bataillone zogen sich zurück, das 3. blieb stehen. Es kam zum Handgemenge. Nach viertelstündigem Gefecht waren 7 Offiziere und 167 Mann gefangen, die andern lagen todt auf dem Boden. Die Landwehrleute, die größtentheils barfuß gingen und keine Mäntel hatten, zogen den gefangenen und gefallenen Feinden als willkommene Beute die Stiefel aus und nahmen ihnen die Mäntel. Andere Landwehrbataillone warfen andere französische Infanterie und eroberten Geschütze. Gleich darauf löste sich die Schlacht in eine Reihe einzelner Cavalleriegefechte auf, denen die Infanterie, in Quarres formirt, muthätig zusehen mußte. Als die 8. Brigade einige Vortheile errungen hatte, ritt Major Graf Brandenburg zu der hinter den Batterien haltenden Cavalerie und meldete, daß der Feind weiche. Sofort setzte sich Oberst Jürgaß mit dem 1. westpreußischen, 2 Escadrons und der Jägerescadron des litauischen Dragonerregiments, sowie mit der 1. und 2. und der Jägerescadron des National-Cavallerieregiments in Bewegung. Noch aber hatte er nicht die Batterieen passirt, als die Meldung kam, daß feindliche Cavalerie und Artillerie von Nieder-Crayn und Weinberg her auf das Plateau vorrücke. Sofort schwenkten die 3 Escadrons des National-Regiments links ab und gelangten gerade an den Hohlweg, als 2 Escadrons Chasseurs und eine Batterie aus demselben hervorkamen. Die Chasseurs wurden geworfen; die Geschütze und Munitionswagen so verfahren oder zugerichtet, daß sie nicht transportirt werden konnten und der Hohlweg vollständig gesperrt war. Infanteriefeuer aus den Gebüschen nöthigte die Escadrons zum Rückzug. Nun aber erschien frische feindliche Cavalerie, welche sämmtliche Escadrons, die Jürgaß vorgeführt hatte, vor sich hertrieb und hinter die Infanterie jagte; eine halbe reitende Batterie ging an die Franzosen verloren. Es war ein bedenklicher Augenblick. Major Hiller ging mit 3 Bataillonen, unterstützt von 4 Bataillonen der Brigade Prinz Karl, mit dem Bajonnet auf die Cavalerie los, während Oberst Katzler mit den brandenburger Ulanen und einem russischen Husarenregiment einen Angriff in der Front und linken Flanke machte. Vor diesem Doppelstoße wich der Feind zurück. Als nun gleichzeitig Sacken bei Klein-Tinz die französische Cavalerie in Front und linker Flanke faßte, gab Blücher den Befehl zum allgemeinen Angriff. Jürgaß führte die wieder geordnete Cavalerie, dazu das 5. und 10. schlesische, das 1. neumärkische Landwehr-Cavalerie-Regiment, die ganze Brigade-Cavalerie und die brandenburger Ulanen vor, indem er sich mehr rechts auf Jänowitz zog, um sich den Russen anzuschließen. Die feindliche Cavalerie wurde nach lebhaftem Kampfe geworfen und mit der hinter ihr stehenden Infanterie in das Thal der Neisse hinabgestürzt. In diesem Augenblicke erschien die Division Souham von Dohnau her auf dem Plateau. Drei Cavalerie-Regimenter warfen sich auf die preußisch-russische Cavallerie, errangen einen kurzen Erfolg, wurden aber auch endlich über den Haufen geworfen. Die Franzosen waren nicht mehr in Ordnung zu bringen; sie ließen Geschütze, Munitionswagen und Equipagen stehen und eilten der Neisse und Katzbach zu, die inzwischen zu reißenden Flüssen geworden waren. Längs des Ufers von Weinberg bis Dohnau irrten die Flüchtlinge umher und suchten hinüberzukommen. Die Verwirrung wurde noch vermehrt durch das Feuer von 3 Batterien, die am Thalrande aufgefahren waren. „Es war ein gräßlicher Anblick", schreibt ein Augenzeuge, „denn das ganze Flußbett war von Wagen, Pferden und Menschen, die mit dem Ertrinken und untereinander selbst um die Rettung im Kampfe waren, wie gedämmt." Sacken rückte bis an die Katzbach vor und nahm Stellung zwischen Dohnau und Klein-Schweinitz. Vor letzterem Dorfe erschienen von Liegnitz her feindliche Massen, die Divisionen Albert und Riccard vom 3. Corps, die bei Schmogwitz die Katzbach überschritten hatten. Nach einer kurzen Kanonade zogen sie sich um 7½ Uhr wieder über den Fluß zurück und marschirten um 2 Uhr nachts zurück nach Hahnau. — Während so auf dem rechten Ufer der Neisse der beste Erfolg errungen wurde, stand es auf dem linken ziemlich bedenklich für die Verbündeten. Langeron hatte in unnöthiger Vorsicht Abtheilungen bereits zurückgesandt und dadurch seine Streitkräfte auf 20,000 Mann reducirt. Mit wachsendem Mismuth bemerkte Blücher und sein Stab von der Thalhöhe aus, wie die Franzosen gegen ihn infolge seiner schlaffen Vertheidigung bedenkliche Fortschritte machten. Vor 2 Uhr hatten sie den Plinsengrund überschritten und formirten sich zum Angriff auf Langeron's Hauptstellung. Um 2 Uhr gingen mehrere Colonnen über das Silberflüssel auf seinen linken Flügel los, konnten jedoch kein Terrain gewinnen. Als nun Langeron merkte, daß es auf dem rechten Ufer der Neisse gut ging, entschloß auch er sich zum Angriff, mußte aber sehen, wie die Franzosen ihm zuvorkamen und zu einem letzten entscheidenden Schlage ausholten. 40 feindliche Geschütze nahmen auf den Höhen zwischen Seichau und Hennersdorf Stellung und brachten die russischen am Weinberge zum Schweigen, welcher sodann durch einen Infanterieangriff genommen wurde. Die Franzosen drangen bis Schlaupe vor. In diesem Augenblicke traf Müffling, von Blücher gesandt, bei Langeron ein, der im Abziehen begriffen war, und die Brigade Steinmetz erhielt den Befehl, auf das linke Ufer der Neisse über Schlauphof zur Unterstützung Langeron's vorzugehen. Es entspann sich nun zwischen Müffling und Langeron folgendes Gespräch. Müffling: Au nom de Dieu, général, vous battez en retraite, pendant que nous avons remporté une

victoire brillante! Délivré de notre ennemi nos réserves sont en pleine marche, pour passer la Neisse et pour prendre en revers tout ce que vous avez devant vous. — Langeron: Colonel, vous êtes mon sauveur (umarmt ihn). — Müffling: Allons attaquons sur le champ, je resterai avec vous, il me faut être témoin de votre gloire, comme je l'ai été de celle du général Sacken. — Langeron: Est-ce que vous êtes sûr que le général en chef ne dispose de mon corps que pour couvrir sa retraite? (Das war die fixe Idee von ihm.) — Müffling: Je suis sûr, que le général en chef passera la Neisse, pour écraser l'ennemi qui vous attaque, ainsi il faut tenir ferme, il faut réparer les erreurs et intimider les présomptueux, les attaquant tambour battant. — Langeron war ziemlich betreten, als er vernahm, daß er durch sein Verhalten die Armee gefährdet hatte, erklärte, daß er mit sich selbst im höchsten Grade unzufrieden wäre, berief sich zu seiner Entschuldigung wieder auf geheime Instructionen, bemühte sich nun aber ernstlich, seine Fehler wieder gut zu machen. Die entsandten Abtheilungen wurden zurückgerufen, und während die Brigade Steinmetz über Schlaupe und Schlauphof vordrang, setzten sich die russischen Generale an die Spitze ihrer Truppen und eroberten den Weinberg und einen Theil von Hennersdorf zurück.

Die Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende und Macdonald trat den Rückzug an. Die erschöpften Sieger blieben zunächst da stehen und liegen, wo sie beim Einbruch der Dunkelheit sich befanden, sie betrieben die Verfolgung aber in den nächsten Tagen eifrig. Viele Krieger von der Landwehr hatten, wie schon bemerkt, keine Schuhe; Mäntel fehlten allen. Trotzdem war die Stimmung bei ihnen die beste. Am Abend wurde in den Bivuak's nach der Melodie des dessauer Marsches der improvisirte Vers gesungen:

So leben wir, so leben wir an der Neisse,
Da kamen die Franzosen in die — Tinte, juchhe!

Die Schlacht wurde aber nach der Katzbach und zwar Sacken zu Ehren benannt. Blücher schrieb an ihn am 30. Aug.: „Ich beehre mich Ew. Exc. zu benachrichtigen, daß wir diese Schlacht die Schlacht an der Katzbach, und zwar zu Ehren Ew. Exc. nennen werden, weil die unter Dero Befehl stehenden braven russischen Truppen in unausgesetztem Gefecht bis an dieses Wasser vorgedrungen sind." Der Verlust des schlesischen Heeres war verhältnißmäßig gering. York's Corps hatte 874, Sacken's 500, Langeron's 1400 Mann verloren. Den Franzosen brachte der Rückzug größere Verluste als die Schlacht. Ihr Gesammtverlust kann auf mehr als 30,000 Mann angenommen werden. Ueberhaupt war für die Sieger der Erfolg auf dem Schlachtfelde weniger groß als der bei der Verfolgung des weichenden Feindes; waren doch auf dem rechten Ufer der Neisse nur 8 französische Bataillone Infanterie und etwa 4000 Mann Cavalerie ins Gefecht gekommen. Die von Blücher befohlene energische Verfolgung wurde bis zum 1. Sept. fortgesetzt. In einem an diesem Tage erlassenen Tagesbefehle Blücher's heißt es: „103 Kanonen, 250 Munitionswagen, des Feindes Lazarethanstalten, Feldschmieden und Proviantkarren, 3 Generale, eine große Anzahl Oberste, Stabs- und andere Offiziere, 18,000 gefangene Soldaten, 2 Adler und andere Trophäen sind in euren Händen." — Am 29. Aug. traf bei Napoleon in Dresden folgende Depesche Macdonald's ein: Sire, votre armée du Bobre n'existe plus.

Literatur: Beitzke, Geschichte der deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. Bremen 1881 und 1882. — Bogdanowitsch, Geschichte des Krieges im Jahre 1813 für Deutschlands Unabhängigkeit. A. d. Russ. von A. S. St.-Petersburg und Leipzig 1863—69. — Henckel von Donnersmarck, Erinnerungen aus meinem Leben. Zerbst 1846. — J. G. Droysen, Das Leben des Feldmarschalls Grafen York von Wartenburg. Berlin 1871. — Förster, Geschichte der Befreiungskriege 1813, 14, 15. Berlin 1857—61. — Preußisches Militär Wochenblatt 1844 (März, April). — von Müffling, Aus meinem Leben. Berlin 1855. — C. von W. (von Müffling), zur Kriegsgeschichte der Jahre 1813—14. Berlin 1827. Varnhagen von Ense, Fürst Blücher von Walstatt. Berlin 1826.

(*Paul Schwartz.*)

KATZBACH-GEBIRGE nennt man den sudetischen Höhenzug, welcher sich im NO. des Riesengebirges, diesem etwa parallel, von SO. nach SW., östlich vom Bober an 70 Kilom. weit bald mehr bald weniger kammförmig hinerstreckt. Es ist nur zum Theil bewaldet, meist bebaut, bildet ein niedriges Seitengebirge der Sudeten mit Gipfeln bis zu 690 Met. Höhe und vielen vulkanischen Kegeln, bietet sehr schöne Aussichtspunkte und hübsche Thäler. Es ist eigentlich ein mit Höhen besetztes Plateau, das sich längs der Katzbach und des Bober allmählich nach NO. abdacht und nur in den Thauerschen Hohen, von Bolkenhayn nach Norden, gebirgsartig erscheint. Der südlichste Theil ist der Bühnwald, im Süden von Bolkenhayn (350 Met.), und der 682 Met. hohe Bleiberg, im Norden von Kupferberg. Die höchsten Gipfel trägt zwischen Kupferberg und Schönau das Kaufunger Gebirge an der Katzbach, mit seinen Marmor- und Säulenporphyrbrüchen und seinen Tropfsteinklüften. In demselben hat der Scholzen-Eisenberg bei Altenberg 712 Met., der Kitzel- und der Kammerberg bei Ober-Kaufung 667 und 735 Met., der Butterberg bei Tiefhartmannsdorf 715, der Kapellenberg 628 mit der schönsten Aussicht, die Blüchershöhe bei Berbisdorf 754 Met.; die eine schöne Aussicht bietende Hohe Gulge oder Hukulge zwischen Ludwigsdorf und Mittel-Kaufung 774 Met. Nach NW. hin folgt im NO. von Lähn der 581 Met. hohe Probsthainer Spitzberg und der 407 Met. hohe Grodtzberg, schon nahe der Grenze des Flachlandes. Im Westen von Jauer liegt der Mönchswald mit dem 414 Met. hohen Heßberge. (*G. A. von Klöden.*)

Kätzchen (amentum) in der beschreibenden Botanik, und Kätzchenträger, s. Amentaceae.

Katze, Katzengeschlecht, s. Felis.

KATZE oder Cavalier wird ein erhöhtes Festungswerk genannt, das bald auf dem Bastion, bald auf der Courtine liegt und den Zweck hat, das vorliegende Terrain zu überhöhen oder auch gegen die Einsicht von nahen Höhen zu schützen. In älterer Zeit wurden diese großen Erdmassen häufig verwendet, man hat ihren Gebrauch später aber verlassen, weil sie schon von weitem gesehen und beschossen werden können. Vauban legte sie nur noch in seinen vollen Bastionen, den Wall der Katze gleichlaufend mit dem Walle des Bastions, an. Bei kleinen Bastionen wurden der Raumersparniß halber statt der Erdböschungen Futtermauern angewendet. Cormontaigne sonderte den Wall der Katze durch einen 12 Fuß tiefen und 30 Fuß breiten Graben von dem Wallgange des Bastions ab und machte die Futtermauer ihrer Escarpe so niedrig, daß sie von feindlicher Feldartillerie nicht wohl eingeschlossen werden konnte. Die alten Kriegsbaumeister gaben den Katzen eine viereckige oder halbrunde Form, sodaß die Seiten zugleich als schräge Flanken zur Bestreichung der Bastionsfacen dienten. Man findet sie in dieser Form auf der Mitte der Courtine bei Tartalea, Marchi u. a. und auch Virgin schlug sie in seiner Défense des places mise en équilibre avec l'attaque furieuse d'aujourdhui (Stockholm 1780—81) vor, um vermittels ihrer die Außenwerke von allen Seiten mit Flanken und Rückenfeuer zu überschütten. — Bei den neueren polygonalen Befestigungen liegt die Katze wie das Bastion an den Ecken oder auf der Mitte langer Fronten; sie bildet einen Theil des Hauptwalles und markirt sich nur durch eine höhere Feuerlinie sowie durch kurze nach innen angehängte Brustwehren, welche zur flankirenden Bestreichung des nahen Vorterrains und als Traversen für den Wallgang dienen. *(von Löbell.)*

KATZE, ein in der englischen Marine früher gebräuchliches Prügel-Instrument mit 9 Riemen, welche an ihrer Spitze in einen Knoten endigten (neunschwänzige Katze). Dieselbe ist seit mehrern Jahren wie überhaupt die körperliche Züchtigung abgeschafft. Geschoßkatze ist am Bord des Schiffs ein Kettenflaschenzug, um die schweren Geschosse aus den Geschoßkammern bis in die Batterie zu heben und sie dann in derselben bis zu den verschiedenen Geschützen zu transportiren. Zu diesem Zwecke sind im Schiffe in der Längsrichtung an den Deckbalken der Batterie eiserne Schienen angebracht, auf denen zwei durch ein eisernes Dreieck verbundene Rollen laufen. In die untere Spitze dieses Dreiecks wird das in dem Flaschenzuge hängende Geschoß, das ein Gewicht von mehrern hundert Kilogramm erreichen kann, gehakt und dann leicht durch einen Mann an seinen Bestimmungsort gerollt. *(R. Werner.)*

KATZENAUGE nennt man eine grünliche, auch braune Varietät des Quarzes, die von zahlreichen, parallel gestellten Amiantfasern durchwachsen ist. Diese Fasern haben einen schönen Seidenglanz. Bei der Bewegung namentlich des in Form einer Kaffeebohne geschliffenen Stückes spielt das Licht nach Art des reflectirten Lichtes im Auge der Katzen. Fundort Ceylon, Ostindien, Hof, Treseburg. Wird zu Ring- und Nadelsteinen verwendet, in der neuesten Zeit wieder sehr beliebt; im Orient als Amulet getragen. Neuerdings verwendet man auch gern den farblosen oder grünlich- bis gelblich-grauen, zu feinfaserigen Aggregaten verwachsenen und daher schön seidenglänzenden Sillimanit als Katzenauge. Es ist dies ein zum Theil mit feinvertheiltem Quarz gemengter Faserkiesel. Die chemische Zusammensetzung des Sillimanit ist kieselsauere Thonerde, $Al_2SiO_5 = Al_2O_3SiO_2$. Sehr schöne Vorkommnisse liefert Nordamerika. *(E. Geinitz.)*

KATZENELNBOGEN ist zunächst der Name einer Burg, um die später ein Städtchen entstand, im ehemaligen Herzogthume Nassau, dem jetzigen Regierungsbezirke Wiesbaden, nach der sich das früher mächtige Geschlecht der Grafen von Katzenelnbogen benannt hatte und die schließlich auch auf ihre Territorien überging. — Die Grafen von Katzenelnbogen sind Abkömmlinge des im Ober-Rheingau bereits früh ansässigen hennebergischen Grafengeschlechts. Der erste, der unter dem Namen erwähnt wird, ist Herr Heinrich von Katzenelnbogen, dessen die Urkunden schon um das J. 1100 gedenken. Sein Sohn Heinrich nahm um das J. 1140 den Grafentitel an, der dem Hause bis zu seinem Niedergange verblieb. Um das J. 1250 nach dem Tode Diether's II. von Katzenelnbogen theilten dessen Söhne, Diether III. der Reiche, und Eberhard I. die Besitzungen des Hauses, oder vielmehr sie mutschirten, d. h. sie behielten das gemeinschaftliche Eigenthum der Hausgüter und Lehen und theilten ursprünglich nur die Nutznießung. Die ältere Linie, die Diether's III., erhielt ihre Einkünfte hauptsächlich in der Nieder-Grafschaft; die jüngere Linie, die Eberhard's I., aus der Ober-Grafschaft. Jene war im Besitze der Schlösser Alt-Katzenelnbogen (in Nassau), Zwingenberg (in der Großherzoglich-hessischen Provinz Starkenburg), Lichtenberg (im Odenwalde) und erbaute noch Rheinfels, Reichenberg, Burg-Schwalbach und Darmstadt; diese hatte das Schloß Auerberg und den größten Theil des Schlosses Dornberg (beide in der Provinz Starkenburg) nebst Zubehör inne. Damit werden auch die Territorien bezeichnet. Nach mehr als hundertjähriger Trennung, innerhalb welcher Zeit die Grafen beider Linien das Leben damaliger Herren mit allen üblichen Kämpfen geführt hatten, wurden die beiderseitigen Gebietstheile im J. 1393 wieder vereinigt durch die Heirath des Grafen Johannes III. von der jüngeren Linie mit Anna, Tochter des ritterlichen Grafen Eberhard V. und einziger Erbin aller Besitzungen der älteren Linie. Diese Vereinigung und noch mehr die Sparsamkeit der Grafen, insbesondere des Sohnes Johann's III., Philipp, hob den alten Glanz des Hauses gewaltig. Fast allen Fürsten und Herren der Gegend schoß er Geld vor und verhältnißmäßig groß waren die Gebiete, die er verschuldeten Besitzern abkaufte. In seiner Familie war er weniger glücklich. Dreimal verheirathet, blieb ihm nur eine einzige Tochter Anna, welche er mit dem Landgrafen Heinrich IV. von Hessen vermählte. Das katzenelnbogener Haus erlosch mit Philipp's im

3. 1479 erfolgtem Tode im Mannsstamme. Die ererbte, nunmehr wieder vereinigte Grafschaft ging nach Anna's Tode nach längeren Erbstreitigkeiten an ihren Sohn, Landgrafen Wilhelm III. von Hessen über, welcher im J. 1495 durch Kaiser Maximilian mit den katzenelnbogischen Landen belehnt wurde. Fünf Jahre nachher (1500) wurden durch Wilhelm's III. Tod — er starb kinderlos — sämmtliche hessischen Lande nach zweiundvierzigjähriger Trennung wieder vereinigt und Wilhelm II. von Niederhessen, der Vater Philipp's des Großmüthigen, übernahm mit den andern Besitzungen auch die katzenelnbogische Erbschaft. Sie bestand aus der Nieder-Grafschaft Katzenelnbogen mit folgenden Gebietstheilen: 1) Amt Rheinfels und Vogtei Pfalzfeld — Hauptort St.-Goar; 2) Amt Reichenberg; 3) Amt Hohenstein und 4) Amt Braubach mit dem Kirchspiele Katzenelnbogen, und aus der Ober-Grafschaft mit den Gebietstheilen: 1) Amt Darmstadt; 2) Amt Lichtenberg; 3) Amt Zwingenberg mit Jägersburg; 4) Amt Seeheim; 5) Amt Dornberg; 6) Amt Rüsselsheim und Kelsterbach; 7) Amt Wallau in der Herrschaft Eppstein; 8) der Gemeinschaft Umstadt. Nur kurze Zeit blieben beide Grafschaften unter hessischer Herrschaft vereinigt. Philipp der Großmüthige theilte bekanntlich sein Land unter seine vier Söhne. Der dritte Sohn, Philipp, erhielt bei dieser Theilung die Nieder-Grafschaft mit Rheinfels und St.-Goar, der vierte und jüngste Sohn, Georg, die Ober-Grafschaft Katzenelnbogen mit Darmstadt. Der erstere starb schon 1583 und es fiel die Nieder Grafschaft an Wilhelm von Hessen Kassel, den ältesten der Brüder. In dem berühmten Marburger Successionsstreite zwischen Hessen Kassel und Hessen-Darmstadt (Anfang des 17. Jahrh.) wurde sie von letzterem beansprucht und mit Waffengewalt zu erobern versucht, bis endlich im J. 1648 Landgraf Georg II. von Hessen Darmstadt die Nieder-Grafschaft „auf ewig" an Hessen-Kassel abtrat. Noch in demselben Jahre ging sie unter Vorbehalt der Landeshoheit an den Landgrafen Ernst, den Stifter der Linie Hessen-Rothenburg, einen jüngeren Sohn des Landgrafen Moritz von Hessen Kassel, über. In dem Besitze dieser Linie blieb die Nieder-Grafschaft, bis die Französische Revolution und die Napoleonischen Kriege sie nach mannichfachem Besitzwechsel schließlich an das Herzogthum Nassau brachten, mit dem sie im J. 1866 dem Königreiche Preußen einverleibt wurde. Die Ober-Grafschaft hatte solche Wandlungen nicht durchzumachen. Sie verblieb bei den Nachkommen des Sohnes Philipp's des Großmüthigen, des Landgrafen Georg I. von Hessen-Darmstadt, und gehört jetzt zu dem Großherzogthume Hessen, von dessen Provinz Starkenburg sie einen wesentlichen Theil ausmacht, während der frühere Hauptort Darmstadt eine ansehnliche Stadt und Residenz der Großherzoge von Hessen und bei Rhein geworden ist. Das Einzige, was noch jetzt an den früher so gefeierten Namen Katzenelnbogen erinnert, ist außer dem nassauischen Städtchen mit der alten Stammburg das von dem Landgrafen Georg I. von Hessen-Darmstadt codificirte Katzenelnbogener Landrecht, das namentlich auf dem Gebiete des Erbrechts und des ehelichen Güterrechts jetzt noch das herrschende Recht in den Landen der früheren Ober-Grafschaft ist, neben welchem das gemeine Recht nur subsidiär gilt. H. B. Wenck, Hessische Landesgeschichte I. (Geschichte der Grafen von Katzenelnbogen). (Dr. *Walther.*)

Katzengold und Katzenglimmer, s. Glimmer.

Katzenkraut, s. Teucrium.

Katzenpfötchen, s. Gnaphalium.

Katzenwedel, s. Equisetum.

KATZHÜTTE, Dorf im Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt, hart an der sondershauser Grenze, theils im Thale der Katz, theils in dem der Schwarza, von hohen mit Nadelholz bewachsenen Bergen umgeben, mit Poststation nebst Telegraphenamt, 23 Kilom. von Eisfeld, 40 Kilom. von Rudolstadt; (1880) 1365 Einwohner, darunter 1362 Evangelische und 2 Katholiken; Standesamt, Forstamt, Eisengießerei nebst Maschinenfabrik, die 51 Arbeiter beschäftigt (Specialität Mühlenbau), Porzellanfabrik mit 300 Arbeitern (in erster Linie Puppen, die hauptsächlich nach Nordamerika Absatz finden). Katzhütte ist historisch merkwürdig, weil hier 1759 die erste Porzellanfabrik Thüringens durch die Gebrüder Grimm aus Siegmundsburg gegründet wurde und die Porzellanfabrikation jetzt der bedeutendste Industriezweig Thüringens ist. Diese erste Fabrik wurde zwar 1764 nach Wallendorf verlegt, dagegen erhielt der Ort 1864, also hundert Jahre später, eine neue. Katzhütte dient wegen seiner geschützten Lage auch als Sommerfrische.

(*A. Schroot.*)

KAUER (Ferdinand), Componist, wurde am 8. Jan. 1751 zu Klein-Thaya in Mähren als der Sohn eines Schullehrers geboren und erhielt, nachdem er dem Unterrichte seines Vaters entwachsen war, seine höhere Schulbildung im Jesuitencollegium zu Znaim, woselbst er während seiner Studienzeit auch den Orgeldienst in der Anstalt versah. Nachdem er den nothwendigen Reifegrad erlangt hatte, begab er sich nach Thyrnau, um Medicin zu studiren, wandte sich aber später ganz der Musik zu und vollendete seine künstlerische Ausbildung in Wien. Dort studirte er zunächst unter Heydenreich Contrapunkt, und erwarb sich seinen Lebensunterhalt als Klavierlehrer, bis ihm im J. 1795 die Stelle eines Musikdirectors und ersten Violinisten der Marinelli'schen Kapelle und gleichzeitig die Leitung der Marinelli'schen Singschule übertragen wurde. Später fungirte er wechselsweise am leopoldstädter, gräzer und josephstädter Theater als Kapellmeister, gab jedoch seine Thätigkeit als Lehrer nicht auf und begann nun auch eine seltene Productivität als Componist zu entfalten.

Es dürfte kaum ein zu seiner Zeit gebräuchliches Instrument gegeben haben, für welches Kauer nicht geschrieben, keine musikalische Form zu nennen sein, in der er sich nicht versucht hätte. Unter der großen Anzahl von Werken aber, die Kauer zum Liebling des wiener Publikums gemacht, hat ihn nur sein Singspiel „Das Donauweibchen" überlebt. Dasselbe war dem neuerschlossenen Gebiete gesunder deutscher Komik eines Gaßmann, Dittersdorf und Wenzel Müller entwachsen, hatte sich

rasch allgemeine Beliebtheit erworben, Kauer's Popularität begründet und ist bis an unsere Zeit heran Repertoirestück kleinerer Bühnen geblieben.

Kauer hat gegen zweihundert Opern und Singspiele geschrieben, unter welchen außer dem „Donauweibchen" nur die „Sternenkönigin" weitere Verbreitung gefunden hat. Sein Oratorium „Die Sündflut", ein Tongemälde, „Nelson's große Seeschlacht", über zwanzig Messen und Requiems, desgleichen viele kleinere Formen kirchlicher Musik, seine Symphonien und zahlreichen Kammermusikwerke, Concerte für die verschiedensten Instrumente, Tänze und Märsche ohne Zahl sind heute so gut wie vergessen. Ebenso sind seine instructiven Werke, eine Gesangschule und Lehrbücher für Streich- und Blasinstrumente, kaum mehr dem Namen nach bekannt. Was nicht im Druck erschienen war, ist jedenfalls durch die große Ueberschwemmung mit zerstört worden, von der Wien im Frühlinge 1830 heimgesucht wurde und die auch Kauer seiner einzigen Habe — einer ansehnlichen musikalischen Bibliothek — beraubte.

Trotz seiner großen Productivität und rasch erlangten Popularität verlebte Kauer, während sein „Donauweibchen" den Theaterdirectionen Tausende eintrug, die letzten Jahre seines Lebens in äußerster Dürftigkeit als Bratschist am Leopoldstädter Theater und genoß schließlich dort das Gnadenbrot, bis er am 13. April 1831 starb.

(*A. Tottmann.*)

KAUERNIK, preußisches Städchen in der Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Löbau, 3 Kilom. südlich von Neumark und 19 Kilom. von Bischofswerder an der Drewenz gelegen: es hat 961 Einwohner, worunter 800 katholische Polen. Hier befand sich das Lager des Ordensheeres vor der Tannenberger Schlacht. (*G. A. von Klöden.*)

KAUF, KAUFVERTRAG. A. Nach Römischem Rechte.

1) Voraussetzungen. Der Kaufvertrag, emtio venditio, war bei den Römern derjenige schon durch bloße Willensübereinstimmung perfect werdende zweiseitige und entgeltliche Contract, vermöge dessen der eine Contrahent, Verkäufer, venditor, sich verpflichtet, dem andern, Käufer, emtor, einen gewissen Vermögensgegenstand zu gewähren, wogegen letzterer dafür einen Geldpreis, pretium, als Gegenleistung verspricht. Wesentlich ist also a) einerseits ein in Geld bestimmter Preis, wenn auch in Verbindung mit einer Nebenleistung anderer Art. Doch kann auch die Festsetzung des Preises von einem noch ungewissen oder unbekannten Umstande abhängig gemacht, insbesondere in das Ermessen eines bestimmten Dritten, wodurch dann der Kauf bedingt wird, ja auch unbestimmt in das billige Ermessen eines unparteiischen Sachverständigen, arbitratus boni viri, gestellt sein; b) andererseits ein Kaufgegenstand, welcher nicht blos eine körperliche Sache sein kann, sondern auch jedes andere überhaupt veräußerliche Vermögensobject, z. B. dingliche Rechte, Forderungen, selbst das bloße Besitzrecht, auch ein Vermögensinbegriff, desgleichen eine Mehrheit gleich- oder verschiedenartiger Sachen, endlich auch im voraus zukünftige, z. B. erst zu verfertigende und selbst noch ganz ungewisse Sachen. Der Gegenstand, welcher Object des Kaufs ist, kann sowol eine fremde als auch eine dem Verkäufer gehörige sein. Doch ist nichtig der Kauf einer gestohlenen Sache, wenn Käufer und Verkäufer darum wissen, nicht bindend für diesen, wenn blos jener darum weiß. Unwirksam ist auch, dafern sich der Käufer bezüglich dieser Eigenschaft der Sache nicht in entschuldbarem Irrthume befand, der Kauf einer res extra commercium, sodann einer Sache, deren Kauf oder Verkauf überhaupt oder wenigstens diesen Personen gesetzlich verboten ist. Geschlossen und der Regel nach sofort beiderseitig bindend ist der Kauf, sobald die Contrahenten über Gegenstand und Preis als gegenseitig zu gewährende Leistungen einig geworden sind, es müßte denn der Vertrag noch von einer Bedingung abhängig gemacht sein. Eine solche liegt darin, daß der Kauf unter Vorbehalt einer Prüfung und Billigung der Waare durch den Käufer abgeschlossen wird, in dessen Belieben dadurch die Vollendung des Vertrags gestellt ist, vorausgesetzt, daß nicht vielmehr die Auflösung des unbedingt geschlossenen Vertrags später zu erklärender Mißbilligung des Käufers überlassen sein soll. Unvollendet in gewissem Sinne als gleichsam bedingter ist der Kauf auch dann, wenn der Preis nach Maß, Gewicht oder Zahl des Gegenstandes festgesetzt, sowie auch wenn der Gegenstand selbst in solcher Weise bestimmt, also erst aus einem Ganzen auszuscheiden ist, solange, bis das Zumessen, Zuwägen oder Zuzählen vollzogen ist. Einer besondern Form bedarf es zur Abschließung des Kaufs regelmäßig nicht; ist schriftliche Abfassung verabredet worden, so ist der Regel nach die Vollendung des Vertrags durch Vollendung der betreffenden Urkunde bedingt. Uebrigens kann auch eine Verpflichtung zur Abschließung eines Kaufs bestehen, deren Nichterfüllung eine Klage auf Ersatz des Interesse erzeugen kann. So namentlich vermöge des sogenannten pactum de retrovendendo, wodurch sich der Käufer einer Sache zu deren Rückverkauf an den Verkäufer, oder des pactum de retrovemendo, wodurch sich der Verkäufer zum Rückkauf derselben Sache verpflichtet hat. Eine beschränkte Verpflichtung jener Art wird durch das einem andern zustehende Vorkaufsrecht, jus protimiseos, begründet, kraft dessen dieser, wenn der Verpflichtete verkaufen will, verlangen kann, daß derselbe vor andern ihm verkaufe.

2) Wirkungen. Der Kaufvertrag erzeugt gegenseitige Verbindlichkeiten des Käufers und Verkäufers, deren Erfüllung dieser durch die actio venditi, beziehentlich jener durch die actio emti erwirken kann. Die Verbindlichkeit des Verkäufers besteht zunächst darin, daß er die verkaufte Sache dem Käufer überliefere, sodaß letzterem der Besitz und Genuß derselben gesichert bleibe. Der Verkäufer hat mit der Hauptsache auch deren Zubehör, und was seit Abschluß des Kaufs als Zuwachs hinzugekommen, das sogenannte commodum rei, zu erstatten. Bis zur Ueberlieferung der Sache ist er zu aller

Sorgfalt betreffs derselben verpflichtet, und haftet überhaupt wegen des Schadens, den er in Beziehung auf das Geschäft durch dolus oder culpa dem Käufer verursacht. Letzterer dagegen ist verpflichtet, den Kaufpreis zu zahlen, nebst Zinsen von der Zeit an, da ihm die Sache überliefert worden, auch die seit Abschluß des Kaufs vom Verkäufer auf die Sache gemachten nothwendigen und nützlichen Verwendungen zu ersetzen. Diese Verbindlichkeiten hat der Käufer auch dann zu erfüllen, wenn seit dem Kaufe durch Zufall, d. h. ohne Verschulden des Verkäufers, die Sache zu Grunde gegangen oder verschlechtert, oder dieser sonst außer Stand gesetzt ist, dieselbe zu überliefern; mit andern Worten: der Käufer trägt die Gefahr der Sache. Bei bedingtem Kaufe jedoch trägt der Käufer zwar die Gefahr der Verschlechterung, nicht aber auch, solange die Bedingung schwebt, die Gefahr des Untergangs der Sache. Ist nach Maß, Zahl oder Gewicht verkauft worden, so trifft den Käufer selbst die Gefahr der Verschlechterung nicht bis die Zumessung geschehen, es sei denn diese durch seine Schuld verzögert worden. Auch ergibt sich bei dem Kaufe auf Billigung oder Besicht von selbst, daß der Käufer hier nicht die Gefahr der Verschlechterung zu tragen braucht. Uebrigens haftet auch der Käufer dem Verkäufer für dolus und culpa. — Der Verkäufer ist nun aber nicht nur verpflichtet, dem Käufer die Sache zu überliefern, sondern er haftet auch dafür, daß derselbe sie kraft des Kaufes haben und behalten könne (ut emtori rem habere liceat); er muß ihm daher Ersatz leisten, wenn sie ihm durch einen andern rechtlicherweise abgestritten (entwährt, evincirt) wird. Voraussetzung dieser Verbindlichkeit zur Evictionsleistung ist, daß dem Käufer der Gegenstand des Kaufes ganz oder zum Theil im Wege rechtmäßigen gerichtlichen Verfahrens vermöge eines in die Zeit des Kaufes zurückreichenden Rechtsgrundes abgestritten sei. Sie tritt nicht ein, wenn die Sache durch eine Verfügung der Staatsgewalt oder durch Gewaltthat oder durch ungerechten Richterspruch dem Käufer entzogen oder ohne richterliches Urtheil abgegeben oder vor der Entwährung zu Grunde gegangen ist, sowie auch, wenn jener durch seine Schuld den Rechtsstreit verloren, und insbesondere, wenn er ohne Entschuldigungsgrund es unterlassen hat, dem Verkäufer, beziehentlich dessen Erben, von dem erhobenen Rechtsstreite zu gehöriger Zeit Kunde zu geben (litem denunciare), außer er vermöchte darzuthun, daß dies für den Erfolg unerheblich gewesen wäre. Die Verbindlichkeit fällt außerdem weg, wenn der Verkauf zum Zweck des Spiels geschehen ist, um dazu dem Verkäufer Geld zu verschaffen, ferner wenn die Sache als eine der Gefahr der Entwährung unterworfene gekauft, oder endlich wenn die Haftung dafür durch besondere Verabredung (pactum de non praestanda evictione, welches jedoch nie von der Haftung für den dolus entbinden kann) ausgeschlossen ist. Der Inhalt der Leistung, welche wegen erlittener Entwährung schon nach der Natur des Vertrags durch die actio emti gefordert werden kann, bestimmt sich durch das Interesse des Käufers, unter Berücksichtigung einerseits der Werthminderung, andererseits der Accessionen und der Wertherhöhung der Sache, jedoch mit der Beschränkung, daß die letzte, abgesehen von den auf die Sache gemachten Verwendungen, nicht über das Doppelte des Kaufpreises berechnet werden soll. Es kann aber auch für den Fall der Entwährung eine bestimmte Summe versprochen werden, und zwar war es bei den Römern üblich, sich durch die sogenannte stipulatio duplae das Doppelte des Kaufpreises vertragsmäßig auszubedingen. Alsdann kann der Verkäufer vermöge des Versprechens, wenn die ganze Sache entwährt wird, auf Zahlung dieser Summe belangt werden, wenn aber nur ein Theil der Sache entwährt wird, nur auf Zahlung des entsprechenden Theiles der Summe, welcher bei Entwährung eines reellen Theiles der Sache nach dem Verhältniß von dessen Werthe zum Werth des Ganzen zur Zeit des Kaufes zu bemessen ist. — Aus der Natur des Kaufvertrags ergibt sich von selbst, daß der Verkäufer sowol wegen des Mangels ausdrücklich oder stillschweigend versprochener Eigenschaften als wegen des Vorhandenseins absichtlich verschwiegener Fehler der Sache hafte. Durch das Edict der Aedilen aber ist es Rechtssatz geworden, daß der Verkäufer überhaupt die Mängel der Sache dem Käufer anzeigen müsse, wenn sie nicht ohnehin offenbar sind. Im Falle späterer Entdeckung nicht erst später entstandener und nicht unerheblicher Mängel der Sache, sie mögen dem Verkäufer bekannt gewesen sein oder nicht, soll der Käufer die Wahl haben, entweder verhältnißmäßige Minderung des Kaufpreises oder auch Zurücknahme der Sache und Rückerstattung des schon gezahlten Preises mit Zinsen und Interessen zu verlangen; ersteres mittels der sogenannten Minderungsklage (actio quanti minoris, judicium aestimatorium), die mit Ablauf eines Jahres, letzteres durch die sogenannte Wandelklage (actio redhibitoria), die mit Ablauf von sechs Monaten verjährt. Zweck der letzteren Klage ist für beide Theile Wiederherstellung des Zustandes vor dem Verkaufe, jedoch nicht mit der Wirkung einer auflösenden Bedingung; aber auch die erstgedachte Klage kann denselben Erfolg haben, wenn der Fehler und daher die Preisminderung sehr bedeutend ist. Wegen verschiedener Fehler kann mehrmals geklagt werden, solange Redhibition nicht stattgefunden hat; durch den Verlust der Sache gehen die einmal begründeten Ansprüche nicht verloren. — Hat der Kauf etwas anderes als körperliche Sachen zum Gegenstand, so sind die Verbindlichkeiten des Käufers und Verkäufers nach Analogie der vorstehenden Regeln, soweit dieselben nach der besondern Natur des Gegenstandes anwendbar sind, zu bestimmen. So z. B. muß der Verkäufer eines dinglichen Rechts dem Käufer die gesicherte Ausübung dieses Rechts gewähren und wegen Abstreitung desselben evictionsmäßigen Ersatz leisten; auch kann wegen eines Mangels der Sache die Gewährleistung durch die Minderungs- und die Wandelklage gefordert werden, z. B. beim Verkauf des Nießbrauchs oder der Emphyteuse. Der Verkäufer einer Forderung haftet regelmäßig für wirksame Uebertragung derselben, d. h. für deren Dasein und Klagbarkeit, nicht auch für Zahlungsfähigkeit des

Schuldners. Der Verkäufer eines Vermögensinbegriffs, z. B. einer Erbschaft, hat dem Käufer den gesammten Vortheil des Vermögens zu überlassen, also alle dazu gehörenden Sachen und Rechte zu übertragen, gegen Uebernahme der darauf haftenden Verbindlichkeiten; er haftet auch evictionsmäßig, wenn dem Käufer das Vermögen als Ganzes oder ein aliquoter Theil desselben rechtlicherweise entzogen wird, nicht aber auch wegen Entwährung einzelner vermeintlich, und ebenso wenig wegen mangelhafter Beschaffenheit wirklich dazu gehörender Sachen, es sei denn wegen dolus oder vermöge besonderer Zusage. Beim Hoffnungskauf endlich ist der Verkäufer nur verpflichtet, zu thun, was von ihm erwartet werden mußte, damit die Hoffnung sich verwirklichen könne, und nichts zu deren Vereitelung zu unternehmen; dann aber kann er den Preis fordern, wenn auch die Hoffnung sich als eitle erweist.

3) Nebenverträge. Die regelmäßigen Wirkungen des Kaufvertrags können durch besondere Verabredung (pacta adjecta) der Contrahenten beliebig abgeändert werden, z. B. in Betreff der Ueberlieferung der Sache, der Zahlung oder Verzinsung des Kaufpreises, der Gefahr der Sache u. s. w., überall jedoch mit der Beschränkung, daß dadurch nicht die Unredlichkeit eines der Paciscenten im voraus genehmigt wird. Solche Nebenverträge, die vorzüglich beim Kauf vorkommen, sind die in diem addictio, wodurch dem Verkäufer gestattet wird, den Kauf aufzuheben, falls sich innerhalb einer bestimmten Zeit ein vortheilhafterer Käufer finden sollte; die lex commissoria, wodurch der Verkäufer berechtigt wird, den Kauf als nicht geschlossen zu behandeln, falls der Käufer den Kaufpreis nicht rechtzeitig bezahlen würde; das pactum reservati dominii, wodurch sich der Verkäufer bis zur Zahlung des Kaufpreises das Eigenthum der Sache, und das pactum hypothecae, wodurch er sich ein Pfandrecht daran vorbehält; die schon oben gedachten pacta protimiseos, sowie de retrovendendo et de retroemendo und andere mehr.

4) Aufhebung. Der abgeschlossene Kauf kann nicht nur durch beiderseitige Einwilligung, sondern, wie sich schon aus Vorstehendem ergibt, aus verschiedenen Gründen auch wider Willen des einen oder andern Contrahenten rückgängig gemacht werden. Insbesondere kann dies auch, und zwar mittels der actio emti oder venditi, geschehen, wenn der Käufer oder der Verkäufer durch eine Unredlichkeit des andern oder durch Zwang zur Abschließung des Kaufs vermocht worden ist. Dem Verkäufer aber ist auch ohne Voraussetzung einer Unredlichkeit des Käufers das Recht gegeben, schon deswegen, weil der Kaufpreis nicht einmal die Hälfte des wahren Werthes der Sache erreicht, d. i. wegen sogenannter laesio enormis oder ultra dimidium, die Aufhebung des Vertrags zu verlangen, falls nicht der Käufer bereit ist, den Kaufpreis bis zum wahren Werth zu erhöhen; letzteres eine römisch-rechtliche Bestimmung, die freilich im modernen Rechtsleben nur noch von sehr zweifelhaftem, im kaufmännischen Handelsverkehre von gar keinem praktischen Werthe mehr ist.

B. Nach Deutschem Rechte.

Die Lehre vom Kaufe hat sich von den darüber geltenden Bestimmungen des Römischen Rechts heutzutage wenig entfernt. Denn abgesehen von der durch die Reichspolizei-Ordnung von 1577 angeordneten Beschränkung des Kaufs der Früchte auf dem Halme, welcher nur gestattet wird, wenn der Kaufpreis dem zur Zeit des Contracts oder vierzehn Tage nach der Ernte geltenden Marktpreise gleichkommt, verändert das Deutsche Recht nur die Wandlungsklage, gemäß seinem dem ädilitischen Edicte gerade entgegengesetzten Princip. Hiernach trug der Käufer beim Kauf beweglicher Habe die heimlichen Mängel, sobald er den gekauften Gegenstand besehen und in seine Gewere gebracht hatte, der Verkäufer müßte denn den Schaden absichtlich verheimlicht haben („Augen für Geld"). Beim Kauf von Thieren dagegen wird noch jetzt der Käufer in dieser Beziehung auf der einen Seite darin begünstigt, daß er selbst nach abgeschlossenem Kaufe noch wandeln darf, wenn innerhalb einer bestimmten Frist (in der Regel 14 Tage) Mängel hervortreten, auf der andern Seite darin beschränkt, daß diese Befugniß nur wegen bestimmter Hauptmängel (bei Pferden Stetigkeit, Rotz, Staarblindheit, Hartschlägigkeit; bei Rindvieh Drüsenkrankheit, schwere Noth, Darmfäulniß; bei Schafen die Pocken; bei Schweinen die Finnen) gewährt wird. Die Minderungs- oder Würderungsklage wird daneben regelmäßig nicht zugelassen.

C. Im modernen Handelsverkehre.

So wenig nach dem unter B. Gesagten die Grundsätze des Kaufvertrags an sich wesentliche Veränderungen erlitten haben, so bedeutend sind doch für die juristische Beurtheilung die Einwirkungen der besondern Beziehungen des kaufmännischen Verkehrs, dessen hauptsächlichste Form dieses Geschäft bildet. Die Verwendung desselben zur Handelsspeculation erfordert an sich keine Veränderung der darüber geltenden Grundsätze des allgemeinen Rechts, sondern nur eine Ausbildung der durch diesen Zweck getroffenen Seiten des Vertrags. Das kaufmännische Leben hat in dieser Hinsicht vielerlei Combinationen gebildet, von denen einige hier zu erwähnen sind. Hierher gehört 1) der sogenannte Lieferungskauf (im Gegensatze des Tageskaufs), bei welchem die Lieferung der Waare später, als zur Zeit der Perfection des Vertrags, zu einem schon in diesem festgesetzten Preise geschehen soll. 2) Der Kauf nach Probe, bei welchem der Verkäufer sich verbindlich macht, Waaren zu liefern, welche einer dem Käufer vorgelegten Probe gleichkommen sollen. Das Geschäft ist ein unbedingtes und berechtigt im Falle einer nachtheiligen Differenz zwischen Waare und Probe zum Anspruch auf Schadenersatz, selbst dann, wenn der Käufer die nicht vertragsmäßige Leistung anzunehmen verweigert. Die Probe, deren Eigenthum nach der Intention der Parteien bald dem Verkäufer verbleibt, bald dem Käufer bestimmt wird, hat der letztere sorgfältig aufzubewahren, indem er im Falle ihrer Verwahrlosung den Beweis einer behaupteten Differenz zwischen ihr und der Waare zu führen hat; ihre Identität beweist er durch einfache

eidliche Versicherung. 3) Der Kauf auf Besicht oder auf Probe, bei welchem dem Käufer in willkürlicher Entscheidung die Befugniß zum Rücktritt zusteht. Er ist daher bald ein unter einer Suspensiv-, bald ein unter einer Resolutivbedingung geschlossener Kauf; im Zweifel ist eine Suspensivbedingung anzunehmen. Die Bedingtheit des Geschäfts wird durch die definitive Erklärung des Käufers gehoben, welche der Verkäufer zu fordern berechtigt ist. Außerdem enthält das Deutsche Handelsgesetzbuch, welches den Kauf in den Artikeln 337—359 bespricht, noch eine Reihe von Bestimmungen über verschiedene wichtige Punkte des Handelskaufs, insbesondere über den Erfüllungsort (342), über die Rechte und Pflichten des Verkäufers bei Säumniß des Käufers, die Waare zu empfangen (343), über die Tragung der Gefahr bei Versendung der Waare (345), über die Untersuchungspflicht des Käufers bei von auswärts übersandten Waaren als Bedingung der Geltendmachung der Ansprüche wegen ihrer mangelhaften Beschaffenheit (347 und 348), über die Verjährung des Regresses (349), endlich über das Rücktrittsrecht einer Partei für den Fall der Nichterfüllung seitens der andern (354 fg.). — Auch Staatspapiere, deren Curs- oder Tauschwerth nach dem Einflusse äußerer Umstände steigt oder fällt, sind Gegenstand der kaufmännischen Speculation; namentlich wird speculirt, indem nach einem bestimmten Curse gekauft wird, in der Hoffnung, daß nach einem höheren Curse verkauft, realisirt werden könne. Der Gegenstand der Speculation ist daher die Differenz zwischen dem Einkaufs- und Verkaufspreise, welche nicht immer der Differenz des Curses gleichkommt. Die Geschäfte, durch welche die Speculation vermittelt wird, sind der Tageskauf und ganz besonders der Kauf auf Lieferung. Wurde dem Geschäfte eine Erlöschungsclausel („am 1. April ist das Engagement erloschen"), oder ein genau bestimmter Tag der Erfüllung beigefügt, so kann der Käufer, wenn die Lieferung zur bestimmten Zeit nicht erfolgte, statt auf Erfüllung einfach auf die Preisdifferenz (nebst dem Ersatze des erweislich höheren Schadens) klagen. Es kann nun aber verabredet werden, daß überhaupt gar nicht materiell erfüllt, sondern nur die Differenz des Preises gezahlt werden solle, welchen eine Quantität Papiere zur Zeit des Abschlusses und zu einem späteren Termine hat; dieses Geschäft, sogenanntes Differenzgeschäft, ist kein Kauf auf Lieferung, sondern eine nicht verbotene Art der bedingten Verträge oder Sponsionen. Behält sich ein Speculant beim Lieferungskauf ein Wahlrecht zwischen Erfüllung und Nichterfüllung, also das Recht des Rücktritts vor, so verbessert er hierdurch seine Lage. Da aber hiermit eine Ungleichheit in der Stellung der Contrahenten entsteht, so wird diese ausgeglichen durch eine Prämie an denjenigen, welcher das Wahlrecht nicht hat, also ungünstiger gestellt ist. Sie ist im Zweifel eine Assecuranzprämie, welche für das Recht des Rücktritts, nicht für den gewählten Rücktritt gegeben wird. Das Prämiengeschäft kann ein einfaches und ein zusammengesetztes sein, z. B. Zweiprämiengeschäft (A kauft auf Lieferung von B und verkauft auf Lieferung an C mit Vorbehalt des Rücktritts bei beiden Geschäften gegen Prämie, oder A bewilligt umgekehrt dem B und C den Rücktritt gegen Prämie), oder zweischneidiges Prämiengeschäft (es verpflichtet sich jemand gegen Prämie, einem Dritten nach dessen Wahl entweder Papiere zu liefern oder von ihm zu beziehen, oder vom Vertrage zurückzutreten) oder Stellgeschäft (hier fällt die dritte Wahlbefugniß weg), ohne daß sich die rechtliche Beurtheilung verändert. Modificationen des Prämiengeschäfts sind: 1) der Schluß auf fest und offen, ein Lieferungskauf, bei welchem der Käufer einen Theil der Papiere fest kauft, in Betreff eines andern Theils sich gegen eine Prämie, die in der Gestalt einer Preiserhöhung der festgekauften Papiere erscheint, das Recht des Rücktritts vorbehält, ein Geschäft, welches den Namen Nochgeschäft führt, wenn man es als einen Lieferungskauf auffaßt, bei welchem der Käufer das Recht hat, außer den bestimmten Papieren noch eine Anzahl mehr zu kaufen; 2) das Wandelgeschäft, ein Lieferungskauf, bei welchem der Käufer gegen Prämie das Recht hat, die Lieferung früher als an dem bestimmten Tage zu fordern. — Bei Staatspapieren, welche den Charakter von Lotterielosen haben, dient häufig zur Speculation das Heuergeschäft, bei dem jemand einem andern gegen Prämie den Gewinn verspricht, welcher auf ein in jenem oder eines Dritten Eigenthum befindliches Los fallen werde.

Zum Schluß mögen hier noch folgende ergänzende Bemerkungen Platz finden. Während nach Römischem Rechte der Verkäufer dem Käufer blos das factische Haben und Behalten der Sache, das rem habere licere (s. oben), zu prästiren hat, muß er nach neueren Rechten vielfach das rechtliche Haben, also das Eigenthum der verkauften Sache gewähren. Außerdem ist von neueren Gesetzgebungen für manche Kaufverträge, vorzüglich für den Verkauf von Immobilien, die Form der schriftlichen Abfassung, beziehentlich der gerichtlichen oder notariellen Verbriefung als Bedingung der Gültigkeit vorgeschrieben worden.

Literatur: Treitschke, Der Kaufcontract in besonderer Beziehung auf den Waarenhandel (2. Aufl., Gera 1865). — Eck, Die Verpflichtung des Verkäufers zur Gewährung des Eigenthums (Halle 1874). — Bechmann, Der Kauf nach Gemeinem Rechte (Erlangen 1876). — Thöl, Das Handelsrecht (5. Aufl., Göttingen 1878).

Kauf bricht Miethe, ein deutsches Rechtssprichwort über den römisch-rechtlichen Grundsatz, daß ein abgeschlossener Mieth- oder Pachtcontract aufgehoben wird, wenn der Vermiether oder Verpachter die vermiethete oder verpachtete Sache an einen Dritten veräußert. Der Käufer ist nach Römischem und so auch nach Gemeinem Deutschen Rechte an den bestehenden Mieth- oder Pachtcontract nicht gebunden, sondern kann den Miether oder Pachter austreiben. Der Verkäufer bleibt jedoch insofern aus dem Miethcontract haftbar, als der ausgetriebene Miether oder Pachter ihn mittels der aus dem Miethvertrage entspringenden Klage auf Schadenersatz belangen

kann. Manche neuere Gesetzgebungen haben diesen römisch-rechtlichen Grundsatz fallen lassen und sich dem älteren Deutschen Rechte wieder genähert, wonach der Käufer einer Immobilie in den zwischen dem Verkäufer und einem Dritten bestehenden Mieth- oder Pachtcontract ohne weiteres eintreten, also den Vertrag mit allen seinen Consequenzen auf sich übernehmen muß. Indem hierdurch dem eigentlich nur persönlichen Rechte des Miethers oder Pachters nach dieser Richtung hin eine Art dinglicher Wirksamkeit beigelegt wird, müßte das entsprechende Deutsche Rechtssprichwort lauten: „Kauf bricht nicht Miethe." *(Albrecht Just.)*

KAUFBEUREN, bairische unmittelbare Stadt im Reg.-Bez. Schwaben und Neuburg, am linken Ufer der Wertach und an der Eisenbahnlinie Augsburg Lindau, bildet den Stadtbezirk des Amtsgerichts Kaufbeuren. Derselbe umfaßt 0,29 □Meile = 4719 Tagw. mit (1880) 6268 Seelen. Es hat ein katholisches Dekanat (Sitz des Dekans in Leugenfeld), 2 Pfarreien (1 katholische und 1 protestantische [Dekanat Kempten]), 3 Stiftungs-Priesterstellen, ein Kloster der Franciscanerinnen mit Unterrichtsanstalt, 2 Pfarrkirchen, 1 Hospital, 2 Krankenhäuser, die Kreisirrenanstalt für Schwaben, 1 Waisenhaus und viele wohlthätige Stiftungen; ein Bezirksamt (mit Landbezirk Kaufbeuren und dem Amtsgericht Buchloe, zusammen 30,522 Einwohner), Stadtcommissariat, Magistrat II. Klasse, 1 Rentamt, 1 Forstamt, eine Baubehörde, ein Zollamt (Haupt Zollamts Kempten), 1 Notar, 2 Advocaten; eine (isolirte) Lateinschule, eine Realschule, 2 katholische und 2 protestantische Volksschulen, Post- und Bahnverwaltung und eine Telegraphen-Zwischenstation.

Bemerkenswerth ist die im J. 1400 gothisirte Martinskirche, und namentlich die auf dem nahen Hügel prangende Blasiuskirche mit großartiger Reihe herrlicher Tafelbilder, prachtvollen Gemälden am Hochaltar und einem Flügelaltärchen in der Sakristei von hoher Schönheit. Auf dieser Anhöhe stand ehedem eine Burg. Kaufbeuren, wo seit 1626 die Jesuiten lehrten und seit 1754 eine vollständige katholische Lateinschule bestand, ist von fruchtbarem und freundlichem Hügellande umgeben, und es entfaltet sich dort eine große Fabrikations-, Handels- und Gewerbsthätigkeit.

Die älteste Geschichte der Stadt Kaufbeuren, Buron, Buiron (der Name Kufburem, Kaufpewren tritt erst im Anfang des 14. Jahrhunderts auf), sowie ihrer Besitzer liegt im Dunkel. Erst aus der Zeit von 1126 läßt sich ein Welfenzweig (Wolftrigel illustris vir de Buiron) anführen. Im J. 1191 fiel sie an die Herzoge von Schwaben aus dem Hause Hohenstaufen. In einer Urkunde vom J. 1240*) nennt Konrad IV. Kaufbeuren „unsere Stadt" (vnser stat ze Buoeron); 1249 wurde das Hospital von Bruder Albrecht Schlecher und von Heinrich Engles auf dem Gries außerhalb der Stadt errichtet und demselben ein Meister mit Barmherzigen Brüdern und Schwestern zur Pflege der Armen und Kranken vorgesetzt, welche 1261 vom Bischof Hartmann von Augsburg die Regel des Heiligen Augustinus erhielten. Neue Schenkungen und Vermächtnisse vermehrten und erhöhten später das Spitalvermögen.

Kaufbeurens Reichsunmittelbarkeit läßt sich erst vom J. 1286 an nachweisen und zwar durch eine Urkunde von König Rudolf I., worin er Kaufbeuren unsere und des Reiches Stadt Buiron nannte. Ihr wurde ein Ammann oder Reichsstadtvogt vorgesetzt, und diese Unmittelbarkeit von den nachfolgenden Kaisern ihr nicht nur bestätigt, sondern sogar erweitert. So erhielt sie von Kaiser Ludwig dem Baier 1339 die Rechte und Freiheiten der Stadt Memmingen. Im J. 1377 wurde sie vom Herzog Friedrich von Teck und 1388 von den bairischen Herzogen Friedrich und Stephan vergebens belagert. Im J. 1398 erhielt Kaufbeuren vom König Wenzel die Exemtion von fremden Gerichten und 1418 durch König Sigismund auch den Blutbann. Der erste städtische Ammann wurde im J. 1424 gewählt. Die folgenden Kaiser dehnten die Reichsfreiheiten der Stadt immer weiter aus, sodaß sie ein ganz selbständiges Regiment erlangte. Im 14. Jahrhundert war sie ein Mitglied des Städtebundes und im 15. und 16. Jahrhundert des großen Schwäbischen Bundes. Von allen Kaisern war ihr jedoch Maximilian I. am meisten zugethan, und zwischen 1494 und 1518 nahm er zehnmal Aufenthalt in seiner lieben und getreuen Stadt Kaufbeuren. Die Stadt brannte 1325 am St.-Margarethentage bis auf 7 Häuser ab.

Zur Zeit der Reformation trat ein Theil der Bürgerschaft Luther's Lehre bei. Auch Kaufbeuren hatte die Drangsale des Dreißigjährigen Krieges von beiden Seiten zu fühlen, denn bald wurde es von den Kaiserlichen, bald von den Schweden eingenommen und geplündert; am meisten aber hatte dasselbe in den Jahren 1632 bis 1635 und 1646 zu leiden. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts brachte der Stadt der französisch-bairische Einfall neues empfindliches Unglück, da die Franzosen sie lange besetzt hielten. Im J. 1803 hatte dann Kaufbeuren das Schicksal der meisten oberschwäbischen Reichsstädte, indem es mediatisirt und der Krone Baiern zugewiesen wurde. *(Ferdinand Maesch.)*

KAUFFAHRER oder KAUFFAHRTEI-SCHIFFE nennt man alle für den Handel und Waaren- oder Passagiertransport bestimmten seegehenden Schiffe. Die Kauffahrer sind Segel-, nie Dampfschiffe und führen je nach ihrer Größe, Bauart und Takelage verschiedene Namen. In früherer Zeit unterschied man alle möglichen Arten: Siagge, Bachen, Huken, Pinken, Galleoten, Schnauen u. s. w., jetzt dagegen hat man diese für das gewöhnliche Auge oft kaum bemerkbaren Unterschiede wesentlich vereinfacht. Schiffe mit 3 Masten sind Vollschiffe: Barken wie dreimastige Schooner, je nachdem sie an allen, an zwei Masten oder nur an Einem derselben (den oder dem vordersten) Raaen führen. Solche mit zwei Masten heißen Briggs oder Schooner, wenn sie an beiden oder nur an Einem Maste Raaen haben. Bei den Küstenfahrern hat man noch Kuffs und Tjalks, sehr breite vorn und hinten

*) Aelteste öffentliche deutsche Urkunde des Königl. bair. Reichsarchivs.

rund gebaute Fahrzeuge mit zwei, resp. einem Mast; Kutter, vorn sehr scharf und mit einem Mast, Jachten, Schlupen, Galeassen und andere mehr.

Der Bau der Kauffahrer und ihre Einrichtung hat sich im Laufe der Jahrhunderte vielfach verändert. In den frühesten Zeiten waren sie verhältnißmäßig klein, weil sie sich nur in der Nähe der Küsten bewegten, vorn und hinten rund gebaut, hatten einen Mast und ein Raasegel, konnten aber bei Windstillen auch durch Ruder fortbewegt werden. Man nannte sie im Gegensatze zu den langen und schmalen Kriegsschiffen kurze Schiffe. Zur Zeit der Punischen Kriege hatte die antike Schiffsbaukunst ihren Höhepunkt erreicht und die Kauffahrer waren bedeutend größer geworden. Mit der mehrhundertjährigen Ruhe im Mittelmeere während des römischen Kaiserreiches entwickelte sich der Seehandel und mit ihm die Zahl der Kauffahrer dort, in dem damaligen Centrum der Civilisation, bedeutend, bis die Völkerwanderung störend eingriff. Jahrhundertelang lag dann das Seewesen ganz danieder und erst die Kreuzzüge und die Erfindung des Kompasses gaben ihm einen neuen Aufschwung.

Seitdem ist der Bau der Kauffahrer stetig, zuerst nur langsam, in diesem Jahrhundert aber sehr schnell vorwärts geschritten und namentlich hat die Verwendung des Dampfes sehr viel zu seiner Vervollkommnung beigetragen, obwol die Segelschiffe jetzt immer mehr durch Dampfer verdrängt werden. Die modernen Dampfschiffe, welche mit 1000 und mehr Passagieren befrachtet, die Reise zwischen Deutschland und Nordamerika fast mit der Regelmäßigkeit der Post in 9—10 Tagen zurücklegen und dabei auf das schönste und bequemste eingerichtet sind, geben ein glänzendes Beispiel von dem Höhepunkte, auf dem der Schiffbau sich jetzt befindet. Aber auch die Segelschiffe haben sich eben so vervollkommnet, ihre Schnelligkeit gegen früher fast verdoppelt und an Größe um das 6—7fache zugenommen. Während zu Columbus' Zeiten die Kauffahrer durchschnittlich 250—300 Tonnen Raumgehalt hatten, findet man jetzt häufig Segelschiffe von 1800—2000 Tonnen (à 1000 Kg.). *(R. Werner.)*

Ende des vierunddreißigsten Theiles der zweiten Section.

Berichtigung.

Neben den im Artikel Kâserûn (Seite 201 dieses Bandes) genannten mohammedanischen Gelehrten ist noch zu erwähnen: Tâǵ eddin Mohammed ibn Mohammed ibn Ibrahim el-Kâserûni, genannt Ḥaǵǵ Horâs (Flügel) oder Ḥaǵǵ Cogelah (d'Herbelot), Verfasser einer persischen Ethik unter dem Titel bahr-i sâadet (Meer der Glückseligkeit), welches er im J. 901 d. H. (1495/6 Chr.) vollendete (Hâǵǵi Chalfa II, 18 Nr. 1663, vgl. VII, 641). *(A. Müller.)*

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Zweite Section.

H—N.

Herausgegeben von

August Leskien.

Fünfunddreißigster Theil.

KAUFMANN—KHÔRASÂN.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1884.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Zweite Section.

H—N.

Fünfunddreißigster Theil.

KAUFMANN—KHÒRASÂN.

K.

(Artikel, die unter K nicht stehen, suche man unter C.)

KAUFMANN, der Name einer Familie von ausgezeichneten Mechanikern und Akustikern, die in Dresden ihren Sitz hat, und unter der Firma „Akustisches Cabinet“ eine Ausstellung selbst erfundener und selbstgefertigter musikalischer selbstthätiger Kunstwerke veranstaltet. Der Begründer dieser Anstalt ist Johann Gottfried Kaufmann, geboren 1752 zu Siegmar bei Chemnitz von armen Aeltern, die ihn zu einem Strumpfwirker in Chemnitz in die Lehre gaben. Er verließ jedoch die Profession und ging zu einem Manne in Dresden, der sich mit Reparatur von Uhren und andern mechanischen Arbeiten beschäftigte. Hier entwickelte sich bei Kaufmann das Talent zu Construction neuer Uhren, und ohne musikalische Vorkenntnisse unternahm er die Anfertigung von Spieluhren und mechanischen Musikwerken, unter denen sich 1789 eins durch Vereinigung von Harfe und Flöte auszeichnete und vom damaligen Kurfürsten von Sachsen angekauft wurde, jetzt im Besitze des Königs Albert ist. Schon 1800 wurden ähnliche Instrumente von ihm nach Oesterreich, Italien und Rußland versandt und als Meisterwerke anerkannt. Anfang des 19. Jahrh. begann der mit musikalischem Talent ausgestattete Sohn des Vorigen, Friedrich Kaufmann, geboren 1786 und gestorben am 1. Dec. 1866 zu Dresden, seinen Vater bei dessen Arbeiten zu unterstützen; es gelang beiden im J. 1806, ein großes Musikwerk mit natürlichen Trompeten und Pauken unter dem Namen „Bellonion“ zu erbauen, welches als besonders zur Aufführung von Märschen, Chören und Fanfaren geeignet vom Könige von Preußen angekauft und im Schlosse zu Charlottenburg aufgestellt wurde. Es schließt sich hieran folgendes historische Curiosum. Nach der unglücklichen Schlacht bei Jena nahm Napoleon I. sein Hauptquartier im Charlottenburger Schlosse. Er hatte sich kaum zu Ruhe begeben, als durch die Stille der Nacht die preußische Cavalerie-Attake schmetterte. Napoleon fährt erschrocken von seinem Lager auf, glaubt sich überfallen und läßt Alarm schlagen. Allein bald zeigte es sich, daß die Töne aus dem Marmorsaale des Schlosses kamen, in welchem das mit zwölf Trompeten ausgestattete Bellonion aufgestellt, aber durch eine unvorsichtige Berührung eines Knöpfchens in Bewegung gesetzt war und so die preußische Cavalerie-Attake mit allen Trompeterstückchen herschmetterte. Friedrich Kaufmann kam sehr bald auf die Idee, alle Töne der Trompete auf einem einzigen Instrument hervorzubringen und construirte eine in altdeutscher Trompeterkleidung costümirte Figur, den Trompeten-Automat, welcher eine Trompete an den Mund setzt und mit fertigstem Zungenstoße alles bläst, was lebenden Trompetern zugänglich ist. Das „Harmonichord“ wurde 1812 von Kaufmann erfunden, ein Instrument in Form eines aufrecht stehenden Flügel-Fortepiano, dessen Saiten jedoch nicht durch Hammeranschlag, sondern durch Reibung eines mit Leder überzogenen und mit Kolophonium durcharbeiteten Cylinders zum Ertönen gebracht werden. Der Ton ist ölsharfenartig mit allen Nuancirungen von großer Tragweite. K. M. von Weber componirte für dieses Instrument ein besonderes Concert mit vollem Orchester. Noch später construirten Vater und Sohn das „Chordaumelodion“, eine Verbindung des Pianoforte mit Flöten und Piccolo, auf welchem ein Saiten-Flöten-Gesang hervorgebracht wird. J. G. Kaufmann starb 1818 in Frankfurt a. M.; sein Sohn Friedrich Kaufmann vollendete 1839 in Dresden ein neues, großes und selbstthätiges Musikwerk, von ihm „Symphonion“ genannt, welches Fortepiano, Clarinetten, Flöten, Piccolo, Schallstäbe und Pauken in sich vereinigt. Schafhäutel in München schrieb über dieses Instrument: „Das Spiel dieser Maschine ist entzückend, der Vortrag brillant, der Anschlag des Fortepiano frisch und rund.“ Dieser Friedrich Kaufmann unternahm mit seinem 1823 zu Dresden geborenen Sohne Friedrich Theodor Kaufmann große Kunstreisen durch Deutschland, Rußland, Schweden und Dänemark, auf welchen er seine Instrumente mitnahm und mit ihnen viele Auszeichnungen erlangte. Der jüngere Kaufmann verbesserte die bisherigen Instrumente und schuf 1851 ein vollständiges, selbstspielendes Orchesterwerk, das Orchestrion, welches Clarinetten, Flöten, Flageoletts, Hörner, Cornets, Trompeten, Fagotts, Tuba, Pauken, Trommeln, Triangel und Becken in sich vereinigt. Auch mit diesem Instrument unternahm er Kunstreisen und erregte namentlich auf der internationalen Industrie-

Ausstellung zu London 1851 große Sensation. Er starb am 5. Febr. 1872, das bisherige Akustische Cabinet ist aber als Kunstsalon geblieben und wird von der vierten Generation der Familie, dem am 4. Febr. 1861 geborenen Sohne Friedrich Kaufmann, durch Anfertigung musikalischer Instrumente, von denen sich das Harmonium und die Aeolsharfe auszeichnen, in Dresden mit Erfolg fortgesetzt. *(C. Reinwarth.)*

KAUFMANN (Konstantin Petrowitsch von), Kaiserlich Russischer Ingenieur-General und General-Gouverneur von Turkestan, ist am 19. Febr. 1818 (a. St.) zu Maidani geboren. In früher Jugend kam er nach Petersburg, wo er in die Nikolajewskische Ingenieur-Schule eintrat, 1837 die gleichnamige Akademie bezog und 1839 als Ingenieur-Lieutenant nach Neu-Georgien versetzt wurde. — Nach mehrfachem Wechsel der Garnisonen trat er 1843 als Stabs-Kapitän in die Adjutantur des Oberbefehlshabers der kaukasischen Armee und zeichnete sich in den Feldzügen gegen Schamyl (s. d. Art.) mehrfach aus. Der officielle Bericht erwähnt Kaufmann bei der Expedition gegen Salatawia, bei der Wegnahme der Terenguloskischen Position, bei der Eroberung von Burtunai und bei der Erstürmung von Asal. Im J. 1845 bei Dargo verwundet und zum Kapitän ernannt, erwarb er sich 1848 zu den früher erhaltenen Ehrenzeichen durch die Leitung der Belagerungsarbeiten bei Dergebil noch das Georgskreuz und den Majorsrang. Im J. 1849 abermals verwundet, wurde er mit der Befestigung des Samurthales beauftragt und löste diese Aufgabe mit vielem Geschick. — Nachdem er sich 1851 als Oberstlieutenant im Infanterie-Regiment Turkestan durch ein siegreiches Gefecht an den Gergebilischen Abhängen einen goldenen Ehrensäbel mit der Inschrift: „Für Tapferkeit" erworben hatte, trat er im Laufe des Krimkrieges an die Spitze der Sappeure der Belagerungs-Armee von Kars und wurde durch die heroische Tapferkeit, welche er bei dem mislungenen Sturme auf Thamasp-Tabia am 17. Sept. 1855 (a. St.) an den Tag legte, auch in weiteren Kreisen bekannt. Kaufmann's Ernennung zum Obersten war die unmittelbare Folge dieses für ihn so ruhmvollen Tages, auch den Wladimir-Orden erhielt er.

Im Mai 1856 wurde Kaufmann als Mitglied der Ingenieur- und Kriegs-Akademie nach Petersburg berufen. Rangerhöhungen und andere Beweise des kaiserlichen Wohlwollens folgten nun in kurzen Zwischenräumen. Schon im August desselben Jahres wurde Kaufmann zum Generalmajor befördert und mit der Befestigung der Landenge von Kertsch und des Bugthales betraut.

Bei seiner Rückkehr trat er zunächst an die Spitze eines Comité zur Verbesserung der Schulen der Kriegsabtheilung und wurde im April 1858, unter Versetzung in das kaiserliche Gefolge, zum Director der Kanzlei des Kriegsministeriums ernannt. Neben den Geschäften dieses Amtes hat sich Kaufmann durch seine anderweitige Thätigkeit dauernde Verdienste um die russische Armee erworben. So sind die in jener Zeit erfolgten Verbesserungen der Militärschulen, die Feststellung der Rechte und der Privilegien der Unteroffiziere, die Reformirung der militärischen Strafvollstreckung, sowie namentlich auch das neue „Kriegs-Kreissystem" unter seiner hervorragenden Mitwirkung durchgeführt worden. In Anerkennung seiner erfolgreichen Thätigkeit wurde Kaufmann im April 1864 zum Generallieutenant, Ende des Jahres zum General-Adjutanten des Kaisers und im Frühjahre 1865 zum Oberbefehlshaber der Truppen in den Gouvernements Wilna, Grodno, Minsk und Mohilew ernannt. Die strengen Maßregeln, welche er in dieser Stellung zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung ergriff, erfuhren in der Presse des Auslandes die schärfste Verurtheilung.

Im October 1866 erhielt Kaufmann zur Wiederherstellung seiner Gesundheit einen längeren Urlaub; nach Ablauf desselben wurde ihm das General-Gouvernement von Turkestan (s. d. Art.) übertragen. Als er im August 1867 in Taschkend eintraf, war weder eine geordnete Landesverwaltung vorhanden, noch waren die Beziehungen mit den Nachbarstaaten geregelt. Der Kaiser hatte ihm die ausgedehntesten Vollmachten verliehen. Die ganze Stellung trug mehr den Charakter eines Vice-Kaisers als den eines General-Gouverneurs. Da überdies die Sitten der Asiaten an Aeußerlichkeiten und Ceremoniell besonders hängen und eine gewisse persönliche Prachtentfaltung der Machthaber verlangen, wenn diese Respect und Hochachtung bei der Bevölkerung und den Nachbarstaaten genießen sollen, so war Kaufmann auch genöthigt, bei seinem öffentlichen Auftreten ein großes Gepränge zur Schau zu tragen; er hieß im Volksmunde der Asiaten nicht anders als der Jarim oder Pol-Padischah, d. h. Halb-Sultan oder Vice-Kaiser. Auf Grund der ihm ausdrücklich übertragenen Befugniß, mit den im Gebiet des Syr-Darja und den östlich des Kaspi-Sees gelegenen Khanaten in unmittelbare Verbindung zu treten, hatte Kaufmann die Gesandten dieser Staaten empfangen und eine Reihe ständiger Gesandtschaften in Taschkend eingerichtet, welche bei der Person des General-Gouverneurs beglaubigt waren. Die diplomatische Abtheilung seines Stabes fand bei solchen Verhältnissen sehr bald ein reiches Feld für ihre Thätigkeit; es kam zunächst darauf an, die Nachbarstaaten an die Beobachtung der internationalen Gebräuche zu gewöhnen, sie dem Einflusse Englands zu entziehen und dauernd an das russische Interesse zu fesseln.

In administrativer Beziehung hat Kaufmann während seiner funfzehnjährigen Wirksamkeit in Turkestan unverrückt das Ziel im Auge behalten, die Verwaltung des Landes nach dem Muster der im europäischen Rußland bestehenden Verhältnisse einzurichten; nur wenige, durch die abnormen asiatischen Verhältnisse bedingte Ausnahmen sollten statthaben. Großen Nachdruck legte er auf die dringende Nothwendigkeit, die Civil- und Militär-Gewalt dauernd in den Händen der Militär-Chefs zu concentriren. Die „Steppen-Commission" erklärte sich 1867 mit diesen Grundsätzen einverstanden, aber es fanden sich sehr bald erhebliche Bedenken gegen die Durchführung derselben, und der Kampf, welchen Kauf-

mann einerseits gegen die mistrauische Bevölkerung Turkestans und andererseits mit der Regierung in Petersburg zu führen hatte, zog sich bis in seine letzten Lebenstage hin. Der enge Rahmen dieser Biographie gestattet nicht, auf die administrativen Einrichtungen näher einzugehen, welche Kaufmann unter sorgsamster Schonung der traditionellen Volks- und Stammesrechte zum großen Segen des Landes durchgeführt hat. Gelang es ihm auch nicht, den Widerstand der fanatischen Geistlichkeit dauernd zu brechen, so erreichte er doch, daß die überwiegende Mehrzahl der Bewohner die Wohlthat einer geregelten Verwaltung anerkennt und der russischen Regierung treu ergeben ist. Sehr viel trug zu diesem Umschwunge der Gesinnungen der wachsende Einfluß bei, welchen Kaufmann durch die Besiegung der Nachbarstaaten in Central-Asien erlangte. Es ist ihm bei diesen Kriegen häufig der Vorwurf gemacht worden, daß er dieselben absichtlich herbeigeführt habe, um diese Länder dem russischen Reiche zu erwerben. Wer die Verhältnisse unbefangen beurtheilt, wird ihn von diesem Verdachte freisprechen; denn es waren im wesentlichen dieselben Ursachen, welche Rußland in Central-Asien auf den unabsehbaren Weg der Eroberungen drängten, welche England zur Ausbreitung seiner Macht in Ostindien zwangen und welche überall da, wo die Civilisation mit der Barbarei in Contact tritt, ähnliche Erscheinungen hervorrufen werden. — Die Veranlassung zu diesen Kriegen ist fast immer dieselbe. Rußland hatte die Pflicht, die eigenen Unterthanen gegen die Ueberfälle und ähnliche Gewaltthaten der unruhigen Nachbarstaaten zu schützen, während diese das von jeher geübte Recht der Raubzüge für sich in Anspruch nahmen und jede Genugthuung verweigerten. Dies war 1867 auch mit dem Emir von Buchara der Fall; er ließ die Friedens-Vorschläge Kaufmann's unbeantwortet und rüstete sich zum Kriege. Mit 8000 Mann stürmte Kaufmann am 1. Mai 1868 (a. St.) die feste Stellung der Bucharen auf den Höhen von Samarkand, schlug ein zweites Heer des Emirs am 2. Juni 1868 auf den Siratulakischen Höhen und züchtigte Samarkand, welches sich in seinem Rücken empört hatte, nach einem hartnäckigen Kampfe mit den zahllosen Horden, welche sich in der Stadt festgesetzt hatten. Zur Charakteristik der Kriegführung sei erwähnt, daß Kaufmann nach der Erstürmung der Stadt einen Theil der Empörer vor den Thüren ihrer eigenen Häuser aufhängen ließ. In dem Frieden vom 23. Juni 1868 (a. St.) trat der Emir von Buchara einen Theil seines Gebietes an Rußland ab. Der Kaiser verlieh Kaufmann für diesen Feldzug den Georgsorden III sowie den Weißen Adlerorden und errichtete in der Ingenieur-Akademie zu Petersburg eine Marmortafel mit der Inschrift: Kaufmann, Samarkand. 1868.

Ende 1872 war aus ähnlichen Ursachen der Krieg mit Chiwa unvermeidlich geworden und der Ausgang desselben hätte bei den gegenseitigen Machtverhältnissen nicht zweifelhaft sein können, wenn nicht die Natur der Wüste, welche bei einem Feldzuge gegen Chiwa durchschritten werden mußte, dem Vormarsche ein Hinderniß entgegengestellt hätte, an welchem bisher alle Expeditionen der Russen gescheitert waren. — Die Gesammtstärke der Armee Kaufmann's überstieg nicht 14,000 Mann und war in fünf Colonnen vertheilt; ein ungeheurer Troß, bei welchem sich allein 19,200 Kamele befanden, war zur Fortschaffung der Lebensmittel, der Munition und anderweitiger Armee-Bedürfnisse erforderlich. Kaufmann brach am 18. März 1873 (a. St.) von Dshisak auf, vereinigte sich mit einer zweiten von Kasalinsk abgegangenen Colonne, schlug feindliche Angriffe bei dem Brunnen Adam Kirilgan und Uetsch-Utschuk zurück, erzwang den Uebergang über den Amu-Darja und stand Ende Mai bei Hezaraſp, südlich von Chiwa. Hier erhielt er die Nachricht, daß die von Orenburg und der Kinderli Bucht abgerückten Colonnen vor dem Nordthore Chiwas angelangt seien. Nur die fünfte Colonne, welche unter dem Obersten Markossow von Tschykytschlar am Kaspi-See abgerückt war, hatte nach heroischen Anstrengungen, durch Wassermangel gezwungen, den Rückzug angetreten. Trotz dieses Mißgeschicks war der glückliche Ausgang des Feldzuges durch das Zusammenwirken der andern Colonnen gesichert. Am 29. Mai 1873 (a. St.) zog Kaufmann an der Spitze seiner Armee in Chiwa ein und dictirte den Frieden.

Der Kaiser verlieh ihm den Georgsorden II und ernannte ihn am 1. Jan. 1874 (a. St.) für besondere Verdienste zum Ingenieur-General.

Im Frühjahre 1875 führte ein Aufstand der Khokandzen, welcher ursprünglich nur gegen die Bedrückungen ihres eigenen Khans gerichtet war, aber schnell um sich gegriffen hatte und für die Stellung der Russen in Turkestan gefährlich werden konnte, zum Kriege mit Khokand. Infolge des Sieges, welchen Kaufmann am 22. Aug. 1875 bei Machram am obern Syr-Darja errang, wurde Khokand dem russischen Reiche einverleibt.

Zur Erinnerung an diesen Feldzug erhielt Kaufmann vom Kaiser einen reich geschmückten Degen mit entsprechender Inschrift.

Die kriegerische Thätigkeit Kaufmann's hatte hiermit ihr Ende erreicht und seine letzten Lebensjahre waren fast ausschließlich der Organisation und Verwaltung der unterworfenen Länder gewidmet. Wie bereits angedeutet, hatte das von Kaufmann entworfene Project der Landesadministration vielfache Anfechtungen erfahren. Die im J. 1874 eingesetzte Commission erklärte die Einrichtung einer europäischen Verwaltung für nicht dringlich und für viel zu kostspielig. Die Gelder, welche eine so umfangreiche Beamtenwirthschaft verschlingen würde, seien zweckmäßiger direct zur Hebung des Landeswohls zu verwenden. Ebenso wenig wurde die ausschließlich militärische Verwaltung in Rücksicht auf die inzwischen erfolgte Aenderung der politischen Lage für nothwendig erachtet. Obgleich Kaufmann mit seinen Vorschlägen vollständig abgewiesen und beauftragt wurde, einen neuen Verwaltungs-Plan auszuarbeiten, so ist eine wesentliche Veränderung in den Principien der Landesadministration bis zu seinem Tode nicht eingetreten, und die Regierung war um so mehr geneigt, Kaufmann freie Hand zu lassen, als der wachsende Wohlstand und eine geregelte Steuer-

erhebung ihn in den Stand setzten, auf die früher seitens des Mutterlandes gewährten Zuschüsse zu verzichten.

In richtiger Erkenntniß der Wichtigkeit von Afghanistan für die Machtstellung Rußlands in Central-Asien hatte Kaufmann im J. 1878 den englischen Einfluß daselbst beseitigt und die Zulassung einer russischen Mission in Kabul erwirkt, während gleichzeitig die Engländer in beleidigender Weise an den Grenzen des Landes zurückgewiesen wurden. Als Rußland sich bei den weiteren Verwickelungen darauf beschränkte, dem aus seinem Lande vertriebenen Khan von Afghanistan ein Asyl zu gewähren, soll Kaufmann um Enthebung von seinem Posten gebeten haben. Authentische Nachrichten sind darüber ebenso wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen, wie über die Gründe, welche ihn bestimmten, bis zu seinem Tode in seiner Stellung zu verbleiben. Er starb zu Taschkend am 4. Mai 1882.

Quellen: Russkij Invalid (Nr. 103. 1882). — Hugo Stumm, Der russische Feldzug nach Chiwa. Beihefte zum preußischen Militär-Wochenblatt 1873, 1881. *(Major Ulbrich.)*

KAUFMANN (Maria Angelika), Malerin und Künstlerin der Radirnadel, geb. 30. Oct. 1741 zu Chur, gest. 5. Nov. 1807 zu Rom. Ihre Geburt fällt in die Zeit, da die deutsche Kunst sich in tiefster Erniedrigung befand. Um so bemerkenswerther erscheint es, daß ihr Vater, ein sonst mittelmäßiger Maler, sein kleines Töchterchen, das ausgesprochenes Talent für die Kunst besaß, nach der Antike zeichnen und malen ließ, wodurch nicht allein ein feines Kunstgefühl geweckt, sondern auch die Leichtigkeit erworben wurde, nach lebenden Vorbildern sicher zu zeichnen. In frühester Jugend kam Angelika, wie sie in England gewöhnlich genannt wird, in die schöne Gegend von Como, dessen See und reizende Landschaft das jugendliche Herz entzückten. Ihre ersten Lebensjahre blieben ihr auch für ihr ganzes Leben eine frohe Erinnerung. Als elfjähriges Kind malte sie den greisen Bischof von Como. Unter Zeichnen, Sprach- und Musikunterricht floß ihr die Zeit angenehm dahin; mit einer vorzüglichen Stimme begabt, hätte sie eine glänzende Bühnenlaufbahn vor sich gehabt. Angelika entschied sich für die darstellende Kunst. Später hat sie sich selbst auf diesem Scheidewege zwischen Musik und Malerei dargestellt. Im J. 1754 kam sie mit den Aeltern nach Mailand, wo ihr in den Kirchen und Museen zum ersten mal die Herrlichkeit der Kunst in den Werken der besten Maler vor die Augen und die Seele trat. Drei Jahre darauf, als ihr Vater die Stadtkirche in Chur ausmalte, versuchte sie sich ebenda gleichfalls in der Frescomalerei. Die zwölf Apostel, die sie nach Piazetta malte, sind daselbst noch zu sehen. Darauf besuchte sie mit dem Vater Italien, bewunderte Correggio's Fresken in Parma, studirte nach Gemälden in den Sammlungen von Bologna und Florenz und kam als aufgeblühte Jungfrau nach Rom. Hier zeichnete sie sogleich nach der Antike; Winckelmann wurde ihr Rathgeber und später ihr Freund. Rafael Mengs, der die Wiederbelebung der Kunst inaugurirte, wurde ihr Vorbild. Um Stoffe für historische Compositionen zu gewinnen, las sie die besten Historiker und Dichter des Alterthums wie der Neuzeit. Die antike Welt und die Romantik sind die beiden Quellen, aus denen sie schöpfte. Wenn ihre griechischen Helden und Frauen sich von jenen der romantischen Dichtungen nicht unterscheiden und, im ganzen genommen, an einer gewissen Monotonie leiden, so ist daran der Zeitgeist mit schuld, dem sich auch der Beste nicht ganz entziehen konnte. Doch ist Reinheit des künstlerischen Ausdrucks wie ein poetisches Gemüth ihnen nicht abzusprechen. Wenn auch ihre historischen, allegorischen und mythologischen Compositionen vor der Kritik der Gegenwart nicht den Enthusiasmus wecken, den sie bei ihrem Erscheinen gefunden haben, einen kunsthistorischen Werth behalten sie doch. Besonders ihre vielen Porträts lassen sie als eine Künstlerin erscheinen, die es mit der Kunst immer ernst nahm. Als sie sich 1765 in Venedig aufhielt, erhielt sie einen Ruf nach England, den sie auch annahm. Am 22. Juni 1766 kam sie, mit vielen Empfehlungen versehen, in London an. Sie wurde mit Arbeiten wie mit Ehren überhäuft. Reynolds war ihr Bewunderer und Freund und bot der reizenden Künstlerin sogar die Hand an, jedoch vergeblich. Sie malte in London die Königin, den König Christian VII. von Dänemark und viele Große des Hofes. In diese Zeit ihrer Triumphe fällt eine Begebenheit, die ihr viel Kummer und Leid bereitete. Ein Schwindler, der sich Graf von Horn nannte, wußte ihr Mädchenherz zu bethören und zu einem geheimen Ehebunde zu überreden. Als der unbedachte Schritt gethan war, entlarvte sich der Mann als gemeiner Schwindler, der es nur auf das Geld seines Opfers abgesehen hatte. Mit 300 Pfund St. erkaufte sich endlich Angelika ihre Freiheit, ihre Ehe wurde 1768 annullirt. Sie fand bei hoch und niedrig aufrichtiges Bedauern. Dem Wunsche des Vaters gehorchend, gab sie 1781 ihre Hand dem Maler Antonio Zucchi und kehrte mit ihm und dem Vater nach Venedig zurück. Als der letztere das Jahr darauf gestorben war, besuchte sie mit dem Gatten Neapel, wo sie die königliche Familie malte, und siedelte sich darauf in Rom an, wo sie bis zu ihrem Tode blieb. Hier entfaltete sie eine wunderbare Thätigkeit. Neben vielen Bildnissen malte sie auch im Auftrage fürstlicher Personen historische Bilder, so für den Kaiser Joseph II., für die Kaiserin Katharina II. von Rußland. In Stunden der Muße war ihr Haus der Sammelplatz von Künstlern und Gelehrten. Goethe, der zu ihren Hausfreunden gehörte und, wie seine römische Correspondenz beweist, sich von der graziösen Erscheinung Angelika's angezogen fühlte, schildert sie und ihre Kunst mit warmen Worten. Im J. 1795 starb ihr Gatte. Um sich zu trösten, besuchte sie nochmals Como, wo sie nach ihren eigenen Worten „im glücklichsten Jugendalter die ersten Freudengenüsse des Lebens empfing". Zwölf Jahre später folgte sie dem Gatten nach und wurde in San-Andrea delle Fratte begraben. — Die besten Stecher ihrer Zeit beeilten sich, ihre Compositionen auf die Platte zu übertragen; man zählt über 300 Kupferstiche nach ihren Bildern und Zeichnungen. Ihr Eigenbildniß befindet sich

in den Ufficien zu Florenz, Goethe spendet ihm großes Lob; auch sonst noch finden sich in Sammlungen ihre Eigenbildnisse, so in Berlin. In freien Stunden beschäftigte sie sich auch mit der Radirnadel. Ihre Arbeiten erheben sich durch die freie und kräftige Behandlung durchweg über die Mittelmäßigkeit; besonders gelungen sind: ein Bildniß Winckelmann's, Venus und Adonis, Kalypso und Ulysses, Rinaldo und Armida, L'Allegra, La Penseroſa, die Zopfflechterin. Im Deutſchen Peintregraveur habe ich 36 ihrer Blätter beſchrieben. Wenn wir die Zeit, in welcher Angelika thätig war, und die Thätigkeit derſelben zuſammenfaſſen, werden wir auch bei hohen Anforderungen an die Kunſt zugeben müſſen, daß ſie ein nicht zu verachtendes Glied in der Kette der Kunſtentwickelung bildet und darum ein freundliches Beachten von ſeiten des Kunſthiſtorikers verdient.

Vgl. Weſſely in Dohme's Kunſt und Künſtler. — Andreſen, Deutſcher Peintregraveur, Bd. V.

(J. E. Wesselʏ.)

KAUFUNGEN (Kauffungen), eine alte adelige Familie in Meißen und Thüringen, deren Stammhaus gleichen Namens im Amte Borna liegt. Eine Linie in Böhmen und Schleſien führt auch den Namen Chlump. Volquin von Kauffungen wird bei einer Schenkung eines Herrn von Waldenburg an die Kirche zu Wolkenburg 1308 als Zeuge genannt. Hildebrand von Kauffungen auf Landsberg in Ober-Schleſien erſcheint 1435 als des Herzogs Heinrich zur Oelße Rath. Ein Heinrich von Kauffungen iſt 1489 Mannrechts-Beſitzer zu Glatz. Siegesmund von Kauffungen von Hummel aus der Grafſchaft Glatz ſagte 1522 der ganzen Krone Böhmen ab, zog viel Volks an ſich, wurde aber, nachdem er am 24. Aug. 1534 endlich gefangen, alsbald zu Wien enthauptet. In der Pfarrkirche zu Frankenſtein in Schleſien iſt das Grabmal des 1573 verſtorbenen Siegesmund von Kauffungen von Chlumb und ſeiner ihm 1578 gefolgten Gattin Apollonia geborenen von Aiſchatz. Der bekannteſte des ganzen Geſchlechts iſt der durch ſeinen Prinzenraub berüchtigte Ritter Kunz (Konrad) von Kauffungen. Anfangs am Hofe Friedrich's des Gütigen, Kurfürſten von Sachſen, in gutem Anſehen, auch von dieſem zum Vogte von Altenburg ernannt, hielt er getreu ſeines Herrn Partei in deſſen Kriege wider den eigenen Bruder, den Herzog Wilhelm. Letzterer nahm Kunz beim Entſatze von Gera gefangen und legte ihm ein Löſegeld von 4000 Gulden auf. Hierdurch ſowol an ſeinem Vermögen wie ſonſt durch die Kriegsläufe an ſeinen Gütern ſtark geſchädigt, räumte ihm Kurfürſt Friedrich zum Erſatz Apel von Vitzthum's Meißniſche Güter ein, da Vitzthum es mit Herzog Wilhelm hielt, ſtellte ihm aber die Bedingung, ſolche Güter bei eintretendem Frieden zurückſtellen zu müſſen. Der Friede wurde bereits 1450 zwiſchen den Brüdern zu Naumburg geſchloſſen, die gegenſeitigen Eroberungen ſollten zurückgegeben, ſo auch die Kauffungen'ſchen auf die Vitzthum'ſchen Güter eingetauſcht werden. Der Kurfürſt ſah ſich, da Kunz gutwillig zur Herausgabe nicht zu bewegen war, zur Gewalt gezwungen und zog des letzteren heftigſten Haß hierdurch auf ſich und ſein Haus. — Kunz erklärte offen, daß er ſich nicht an des Kurfürſten Land und Leuten, ſondern an deſſen Fleiſch und Blut zu rächen gedenke. Bald ſchritt er zur That. Des Landes verwieſen, erwarb er Schloß Iſenberg in Böhmen und ſammelte dort Unzufriedene von Adel und ſonſtige dem Kurfürſten Abgeneigte. Zur Ausführung ſeines lange vorbereiteten Planes bediente er ſich im altenburger Schloſſe als Kundſchafter eines Koches, Namens Schwalbe. Nachdem er von dieſem die Nachricht erhalten, der Kurfürſt habe eine Reiſe nach Leipzig gethan, kam Kunz am 7. Juli 1455 nachts mit zwei meißniſchen Edelleuten, Wilhelm von Moſen und Wilhelm von Schönfels, ſowie 36 andern Reitern vor das kurfürſtliche Schloß, erſtieg daſſelbe mit ſeinen beiden Geſellen mittels Leitern und bemächtigte ſich der Perſonen der beiden Prinzen Ernſt und Albrecht. Kauffungen eilte der Verabredung gemäß mit dem Prinzen Albrecht nach Böhmen, während Moſen und Schönfels mit dem Prinzen Ernſt den Weg nach Franken einſchlagen ſollten, damit, würde auch eine Partei ergriffen, die andere zu deren etwaiger Begnadigung einen Druck nach auszuüben in der Lage ſei. Alsbald machte man ſich von Altenburg aus auf die Verfolgung der frechen Räuber, die Sturmglocken klangen von Dorf zu Dorf, ſodaß Kunz gezwungen war, die unwegſamſten Pfade einzuſchlagen. Die Entdeckung des Kurprinzen dicht an der böhmiſchen Grenze und deſſen vielfach von der Sage umwobene Befreiung durch den Köhler Georg Schmidt (Stammvater der ſpäteren, ſeit 1592 Adelsfamilie Namens Triller, die noch heute, freilich in wenig adeligen Verhältniſſen blüht) iſt bekannt. Ritter Kunz wurde vorerſt mit dem befreiten Prinzen nach dem benachbarten Kloſter Grünhain in Verwahrung gebracht. Während deſſen hielten ſich Moſen und Schönfels tagelang unfern des Schloſſes Stein mit ihrem Prinzen in einer Höhle verſteckt, knüpften aber, da ſie an einem erfolgreichen Entkommen zweifelten, mit dem Amtshauptmann von Zwickau, Friedrich von Schönburg, Auslieferungs-Verhandlungen an, falls ihnen Straffreiheit zugeſichert würde. Dies geſchah und Prinz Ernſt wurde nach Schloß Hartenſtein abgeliefert. Kunz von Kauffungen büßte ſeinen Frevel bereits am 14. Juli deſſelben Jahres, indem er zu Freiberg öffentlich enthauptet wurde. Sein Leichnam ruhte anfangs dort in der St.-Petrikirche, wurde aber ſpäter nach Neukirch bei Freiberg überführt. Sein der Mitſchuld wie der Auflehnung gegen ſeinen Lehnsherrn überführter Bruder Dietrich erlitt die gleiche Strafe. — Es ſcheint, daß die Familie nach dem tragiſchen Ende dieſer Brüder nicht mehr zu rechter Bedeutung habe aufblühen können. Sie ſaß noch längere Zeit beſonders im Vogtlande, wo ſie die Güter Hirſcha, Langenwetzendorf und Böhmersdorf innehatte, auch eine Linie nach Oſtpreußen abſetzte, und hier erloſch ſie am 23. Mai 1860 im Manns-, im J. 1868 auch im Weibsſtamme, nachdem ſie mit landesherrlicher Genehmigung bereits im J. 1853 zur Erhaltung ihres alten Namens dieſen einer Familie „Brunn“ übertragen hatte. — Das einfache Wappen iſt von Gold über Roth durch eine ganze und

eine halbe Schrägspitze getheilt. Auf dem Helme erscheint ein geschlossener Adlerflug, der dem Schilde entsprechend gezeichnet ist. Decken: roth-gold.

(H. von Borwitz und Hartenstein.)

KAUKASIEN, russische Statthalterschaft im westlichen Asien. Unter diesem Namen versteht man das nach Schweizer 799,735 □Kilom. große Ländergebiet, welches zwischen dem Schwarzen und Kaspischen Meere liegt und das europäische Rußland mit Westasien verbindet. Historisch ist Kaukasien seit alter Zeit bekannt. Die armenischen und grusinischen Chroniken führen die Gründung des Armenischen und Kartalinischen Reiches auf mehr als zwanzig Jahrhunderte vor Christi Geburt zurück: schon in sehr früher Zeit war Armenien von den Eroberungsgelüsten der Babylonier bedroht und der am Schwarzen Meere gelegene Theil Transkaukasiens wurde früh von den Griechen besucht. Auf diese Weise war Kaukasien schon in den frühesten Zeiten der Zielpunkt von Eroberern theils wegen des Reichthums seiner Naturproducte, theils weil es eine der wichtigsten Straßen aus Asien nach Europa war. Armenien, das seine Unabhängigkeit von Babylonien erst nach dem Tode Sardanapal's in der Mitte des 8. Jahrhunderts v. Chr. wiedererhielt, wurde zusammen mit Kolchis im J. 558 die Beute des Perserkönigs Cyrus. Im 7. Jahrhundert v. Chr. gründeten die Griechen auf der kaukasischen Küste des Schwarzen Meeres viele blühende Colonien, wie Dioskuria u. a. Im J. 322 erscheint Armenien wieder als selbständiges Reich und im J. 302 auch Georgien unter der Regierung des Pharnabazes. Im J. 182 diente das freie Armenien dem flüchtigen Hannibal als Zufluchtsort, auf dessen Rath die Stadt Artaschad in der Nähe des Flusses Araxes erbaut wurde, die in der Folge die Hauptstadt von Armenien wurde. Welche Wichtigkeit schon zu jener Zeit Kaukasien für den internationalen Verkehr hatte, ersehen wir daraus, daß der iberische König Mirwan an dem Eingange der Darjalskischen Schlucht, durch welche die Hauptstraße führte, eine Festung anlegte. Im 1. Jahrhundert v. Chr. zeigten sich auch römische Legionen in Kaukasien. Im J. 67 wurde Kolchis von Pompejus zur römischen Provinz gemacht. Indem er längs dem Flusse Phasis bis zum Moschirstischen Gebirge vordrang, überschritt er 65 dieses Gebirge und bemächtigte sich Iberiens (Georgien und Imeretien) und Albaniens (Kachetien und die Gegend, die südlich vom Flusse Samur liegt). — Im J. 34 unterwarf Marc Anton Armenien; 56 nach Chr. Geburt zerstörten die Römer unter Nero die Hauptstadt Armeniens Artaschad und im J. 58 unternahm Trajan einen Kriegszug nach Armenien. Vom 2. Jahrhundert an begannen hier die Bewegungen der großen Völkerwanderung. Im J. 150 setzten sich die Gothen, nachdem sie die Alanen verdrängt hatten, an der Küste des Schwarzen Meeres fest. Im J. 204 brachen die Chazaren in Kaukasien ein und gelangten über den Kaukasischen Gebirgsrücken nach Georgien und Armenien. Erst im J. 300 wurden sie von dem Armenischen Könige Tiridates aus Armenien und Albanien verdrängt. Im J. 513 drangen die Hunnen in Armenien durch die Darjalskische Schlucht ein. Die Macht der Römer war zu dieser Zeit in Kaukasien schon sehr geschwächt, dennoch war Kolchis von Zeit zu Zeit noch immer Schauplatz von Kriegen zwischen den Römern und Persern, wie z. B. zwischen den Jahren 522 und 556. Im J. 558 brachen die Awaren in Kaukasien ein, die sich auf den Kaukasischen Bergen festsetzten; 640 die Ariwitanen, 683 die Chazaren, 697 wiederum die Ariwitanen, die 722 den Kaukasus überschritten. Die Russen sahen zum ersten mal das Kaukasus-Gebirge im Anfange des 10. Jahrhunderts. Im J. 914 und 943 bemächtigten sie sich der Festung Barda (jetzt ein Dorf im jelisawetpolschen Kreise) und machten von hier aus Einfälle dem Kaspischen Meere zu, namentlich nach Dshil, Dsheilan, Tabaristan, Abiskan und nach dem Naphthagebiet. Im J. 967 besiegte der Großfürst Swätoslaw am Fuße des Kaukasus die Jassen und Kossogen (die heutigen Osseten und Tscherkessen). Im 11. Jahrhundert führte Mstislaw Udaloi (d. h. der Verwegene), der auf der Halbinsel Taman das tmutarakanskische Fürstenthum gegründet hatte, einen glücklichen Krieg gegen die Kossogen. Mit der Schwächung des tmutarakanskischen Fürstenthums hörte zwar der Einfluß der Russen in Kaukasien auf, doch damit keineswegs der Verkehr zwischen Rußland und Kaukasien. So heirathete z. B. die verwitwete georgische Königin Tamara (1184—1222) den Sohn des Großfürsten Andreas Bogolubski, Georg. — Zur Zeit der Mongolenherrschaft in Rußland hörte der Verkehr zwischen Rußland und Kaukasien ganz auf, wurde aber nach der Befreiung vom Mongolenjoche wiederhergestellt. Um Schutz vor den häufigen Ueberfällen ihrer räuberischen Nachbarn zu suchen, sahen sich die schwachen Fürsten Kaukasiens und Transkaukasiens genöthigt, die Hülfe der moskowitischen Großfürsten in Anspruch zu nehmen. So suchte 1492 der Fürst Kachetiens, Alexander, den Schutz Johann's III. nach und im J. 1555 erkannten die Bewohner von Pätigorsk die Oberhoheit Rußlands an. Im J. 1567 erbauten die Russen an der Mündung des Terek die Festung Terki. Im J. 1586 erbat sich der kachetische Fürst Alexander II. den Schutz des Zaren Fedor Johannowitsch; 1604 unternahmen die Russen einen Kriegszug in das Gebiet des tarkowskischen Schamchal und eroberten Tarki. Von 1618—1650 nahmen verschiedene kaukasische Fürsten die Hülfe des Zaren Michael Fedorowitsch in Anspruch. Im J. 1718 nahm der knnuchskische Schamchal Adil-Girei die russische Unterthanschaft an. Im J. 1722 eroberte Peter I. Derbent und erbaute am Flusse Sudak die Festung des heiligen Kreuzes. Im J. 1723 bemächtigten sich die Russen der Stadt Baku, doch schon 1735 wurden sämmtliche russische Eroberungen an Persien abgetreten. Im J. 1770 überschritt ein russisches Heer zum ersten mal das Kaukasische Gebirge und eroberte Kutais. Im J. 1785 wurde aus den an der Nordseite des Kaukasus liegenden Ländern die kaukasische Statthalterschaft eingerichtet, die damals aus den jetzigen Kreisen: Jekaterinograd, Kisljarsk, Mosdok, Alexandrowsk und Stawropol bestand. Im J. 1796 unterwarf der russische General Graf Subow die am Kaspischen Meere liegenden Länder mit

den Städten Kuba, Derbent und Baku und 1801 wurde auch Georgien Rußland einverleibt. Im J. 1801 wurde Georgien ein besonderes Gouvernement; 1802 wurde Ossetien unterworfen, 1804 auch Mingrelien, 1810 Imeretien und im J. 1813 trat Persien an Rußland folgende Khanate ab: Karabach (der jetzige Schuschinskische Kreis), Ganschinsk (Kreis von Jelisawetpol), Schakinsk (der Nuchinskische Kreis), Schirwan (Schemachinskischer Kreis), Derbent, Kuba, Baku und Talyminsk (Lenkoranscher Kreis). So besaß Rußland schon im J. 1815 seine jetzigen Besitzungen in Transkaukasien mit Ausnahme des Achalzinskischen Kreises und des südlichen Theiles der Kreise Etschmiadsin, Eriwan, Nachitschewan und Ordubat, während die kaukasischen Gebirgsvölker ihre Unabhängigkeit bewahrten mit Ausnahme des Landstriches, der längs der georgischen Militärstraße das freie Tscherkessengebiet in zwei Hälften schied, die unter dem Namen der rechten und linken Flanke bekannt waren. Vom J. 1815 begann ein hartnäckiger Kampf gegen die freien Gebirgsvölker, der ungefähr ein halbes Jahrhundert fortdauerte. Die erste Periode desselben fiel in die J. 1815—1845. Während derselben gelang es nur, die Gebirgsvölker enger durch Befestigungswerke einzuschließen. Unterdessen hatte Persien im J. 1828 die Khanate Eriwan und Nachitschewan und ein Jahr darauf die Türken den jetzigen Achalzinskischen Kreis und die Festungen Anapa und Poti an Rußland abgetreten.

In der zweiten Periode (1846—1856) des Kaukasischen Krieges gingen die Russen schon systematischer zu Werke und erlitten auf ihren Expeditionen weniger große Verluste wie auf den früheren. Sie faßten auf dem Küstendistricte Daghestan festen Fuß und richteten die Lesghinische und Kankasische Linie ein, doch gelang es ihnen noch immer nicht, die freien Gebirgsbewohner zu unterwerfen. Erst in der letzten Periode (1856—1864), in welcher der Krieg mit Aufbietung aller Kräfte und nach einem vollkommen systematischen Plane geführt wurde, wurde die vollkommene Unterjochung der kaukasischen Gebirgsvölker zu Stande gebracht. Die Zahl der mit Rußland im Kampfe gewesenen Kaukasier wird auf 700—800,000 Seelen beiderlei Geschlechts geschätzt, von denen später mehr als 200,000 nach der Türkei auswanderten.

Die gesammten kaukasischen Länder zerfallen in ciskaukasische und transkaukasische, Armenien und das Transkaspische Gebiet, welche in militärischer Hinsicht unter einem zu Tiflis residirenden Statthalter (jetzt Generalgouverneur) vereinigt sind, während sie in administrativer Hinsicht einerseits organisirte Gouvernements, andererseits unter Militärbehörden stehende Bezirke und Gebiete bilden. Gegenwärtig besteht die kaukasische Statthalterschaft aus sechs Gouvernements: Tiflis, Kutais, Jelisawetpol, Eriwan, Baku, Stawropol; sechs Gebieten: Daghestan, Kuba, Ter, Kars, Batum und Transkaspien, und aus drei Bezirken: dem Tschernomorischen, Sakatalischen und Suchumschen Militärbezirke.

Ciskaukasien umfaßt: 1) das eigentliche Gouvernement Ciskaukasien oder Stawropol mit den vier Kreisen: Stawropol, Pätigorsk, Nowogeorgiewsk und Medwedjenskaja Stanitza, enthält auf 68,710 □Kilom. 475,051 Einwohner. Die Hauptstadt ist Stawropol mit 34,328 Einwohnern.

2) Den Kubanschen Oblast (Gebiet) mit den sieben Kreisen: Jekaterinodar, Jeisk, Temrjuk, Maikop, Batalpaschinsk, Sakubansk und Kawkask. Der Kubansche Oblast umfaßt die vom kubanschen Kosakenheer eingenommenen Landstriche zu beiden Seiten des Flusses Kuban, ferner die von tscherkessischen Stämmen (die beiden Pristawschaften des oberen und unteren Kuban, sowie die Bezirke der Schapsug, Abadschen und Bsheduchen) bewohnten Strecke, desgleichen auch die seit der Auswanderung einiger Tscherkessenstämme verödeten Küstenstriche an der Küste des Schwarzen Meeres zwischen den Flüssen Tuapsse und Mshmta, zusammen also ein Areal von 94,523 □Kilom. und 843,247 Einwohnern. Die Hauptstadt ist Jekaterinodar am rechten Ufer des Kuban mit 32,303 Einwohnern.

3) Den Tersche Oblast, vom Flusse Ter benannt, welcher in die Länder des Terschen Kosakenheeres und die sieben Bezirke: Wladikawkas, Kisljar, Grosny, Chassawjurt Mosdok, Argun und Weden zerfällt und auf 60,987 □Kilom. 530,980 Einwohner enthält. Die Hauptstadt ist Wladikawkas am Terek mit 23,766 Einwohnern.

Der oberste Militärbefehlshaber für alle ciskaukasischen Länder, die somit ein Areal von 224,221 □Kilom. mit 1,849,278 Einwohnern begreifen, hat seinen Sitz zu Stawropol.

Zu Transkaukasien mit der Hauptstadt Tiflis gehören zunächst die fünf organisirten Gouvernements: 1) Tiflis mit den acht Kreisen: Tiflis, Gory, Achalzych, Telaw, Signach, Duschet, Achalkalaki und Tioneti. Es enthält auf 40,345 □Kilom. 660,800 Einwohner. Die Hauptstadt ist Tiflis an den beiden Ufern der Kura mit 104,024 Einwohnern (s. Tiflis). 2) Kutais mit den sieben Kreisen: Kutais, Ossurgeti, Scharopan, Raischa, Letschgum, Senaki und Sugdidi, enthält auf 20,661 □Kilom. 570,691 Einwohner. Die Hauptstadt ist Kutais an beiden Seiten des Flusses Rion mit 12,165 Einwohnern. 3) Jelisawetpol mit den sieben Kreisen: Jelisawetpol, Schuscha, Nucha, Kasach, Dshewanschir, Areschd und Dshebrail, enthält auf 44,153 □Kilom. 593,784 Einwohner. Hauptstadt ist Jelisawetpol mit 16,167 Einwohnern. 4) Eriwan mit den sieben Kreisen: Eriwan, Alexandropol, Nowo-Bajaset, Etschmiadsin, Nachitschewan, Surmalin, Scharur-Daralagos, mit der Hauptstadt Eriwan (15,000 Einwohner), enthält 27,725 □Kilom. und 547,693 Einwohner. 5) Baku mit den sechs Kreisen: Baku Schemacha, Lenkoran, Kuba, Göktschai und Dshewad, enthält 40,187 □Kilom. und 540,773 Einwohner. Hauptstadt ist Baku an der Bucht gleichen Namens mit 15,480 Einwohnern. — Den Rest Transkaukasiens bildet das Gebiet Daghestan, 29,705 □Kilom. und 481,524 Einwohnern. Hauptstadt ist der Hafenort Derbent mit 15,191 Einwohnern. — Der Tschernomorische Bezirk mit den zwei Kreisen Anapa und Noworossijsk enthält 7313 □Kilom. und 15,735 Einwohnern. Der Suchumsche Militärbezirk, mit der Hauptstadt Suchum-Kale

am Schwarzen Meere (1612 Einwohner), enthält 8369 □Kilom. und 41,364 Einwohner. Der Sakatalsche Militärbezirk mit der Hauptstadt Sakataly enthält 4168 □Kilom. mit 68,830 Einwohnern. Ganz Transkaukasien umfaßt somit 222,625 □Kilom. mit 3,521,203 Einwohnern, die ganze Statthalterschaft 446,846 □Kilom. mit 5,370,481 Einwohnern. Hierzu kommt das Gebiet von Kars, 18,587 □Kilom., 95,086 Einw., mit der Hauptstadt Kars; es enthält die Kreise: Temir-Chan-Schura, Gunib, Kasikumuch, Andi, Awar, Kaitag-Tabassaran, Dargini, Kuri und Samur; ferner das Gebiet von Batum, 7233 □Kilom. mit 80,987 Einw., Hauptstadt Batum. Beide zusammen bilden das Gebiet von Armenien mit zusammen 25,820 □Kilom. und 176,073 Einwohnern. Zur Verwaltung Kaukasiens gehört auch das Transkaspische Gebiet mit der Hauptstadt Krasnowodsk, 327,069 □Kilom. und 203,000 Einwohner.

Die Bevölkerung Kaukasiens ist aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt. Die größere Hälfte derselben bekennt sich zur christlichen Religion, während die kleinere dem Mohammedanismus angehört. In der Zahl der Christen gibt es mehr als eine halbe Million Armenier, circa 8000 Protestanten und Katholiken (über 15 Colonien); der Rest gehört der griechisch-orthodoxen Kirche an. Außerdem leben hier 15,000 Juden und über 7000 Buddhisten (im Gouvernement Stawropol). Die Religion der übrigen Bewohner ist ein Gemisch von Heidenthum, Christenthum und Mohammedanismus. In Betreff der Abstammung dieser Bevölkerung sind die Angaben noch sehr unsicher. In erster Reihe stehen die Bewohner des kaukasischen Hauptgebirges, die kaukasischen Bergvölker, die Abchasen oder Afegavölker, von den Russen unter dem Namen Abisinzen zusammengefaßt, circa 150,000 Köpfe stark; die Tscherkessen oder Adighe am nördlichen und nordwestlichen Abhange des Kaukasus nach dem Schwarzen Meere zu oder in dem neu eingerichteten Kubanschen Oblast circa 291,000; die Suanen oder Suanethi, welche Glieder des iberischen Völker- und Sprachstammes sind (circa 6000); die Ubychen am Südabhange des Hauptgebirges zwischen den Flüssen Chosta und Sache, etwa 25,000 Köpfe stark; die Osseten, deren Sprache entschieden zu der iranischen Familie des indogermanischen Stammes gehört, mehr als 27,000 Köpfe stark; die Völker türkischen oder tatarischen Stammes, wie die unter Peter dem Großen am Kuban und Kuma angesiedelten Nogaier, die Karatschai am nordöstlichen Abhange des Gebirges, die Malkarzen an den Quellen der Flüsse Tschegem und Tscherek und die Kumyken im Osten der Tschetschnja (circa 45,000), zwischen den Flüssen Terek und Sulak; die Tschetschenzen, von den Georgiern „Khisten" genannt, circa 117,000 Köpfe stark; die erst zum kleinsten Theil bekannten Völker des sogenannten lesghischen Stammes in Daghestan und den südwestlich anliegenden Landschaften, circa 560,000; die Thuschino-Pschawo-Chewsuren, circa 71,000. — Nach den Gebirgsvölkern nehmen die Russen der Kopfzahl nach den ersten Platz ein (circa 900,000), die vorzugsweise im Gouvernement Tiflis, im Kubanschen und im Terschen Gebiete leben. Dann folgen die Georgier, die aus den eigentlichen Georgiern, den Imeretinzen, Mingreliern und Guriern bestehen und hauptsächlich in den Gouvernements Tiflis und Kutais leben (circa 830,000). Ihrer Kopfzahl nach die vierte Stelle nehmen die früheren Herren der südlichen Provinzen Transkaukasiens, die Türken und Perser, ein (circa 790,000), namentlich in den Gouvernements Baku und Eriwan, und theilweise auch in den Gouvernements Tiflis und Kutais. Den fünften Platz nehmen die Armenier ein (circa 520,000), die vorzugsweise in den Kreisen von Tiflis, Baku und Achalzych, sowie in den Gouvernements Stawropol und Kutais leben. Endlich gehören zu den Bewohnern Kaukasiens auch die tatarischen Steppenstämme des Stawropolschen Gouvernements, die Kurden und Kalmyken.

Kaukasien ist ein Gebirgsland, das seinen Namen dem Kaukasusgebirge verdankt, welches aus dem Kaukasischen Hauptgebirgsrücken und dem Transkaukasischen Gebirge (letzteres auch unter dem Namen „der Kleine Kaukasus" bekannt) besteht. Der Hauptgebirgsrücken erstreckt sich von der Mündung des Kuban in das Schwarze Meer bis zur Halbinsel Apscheron am Kaspischen Meere in der Richtung von WNW. nach OSO., hat eine ungefähre Länge von 1125 Kilom. und bedeckt nach Humboldt's Berechnung einen Flächenraum von 83,695 □Kilom. Der bequemeren Uebersicht wegen wird er von den Russen in 7 Theile oder Glieder eingetheilt, den Tschernomorischen Kaukasus, den Kubanschen, den Elbrusischen, den Terschen, den Daghestanischen, den Samurskischen und den Kaspischen oder Schemachinskischen Kaukasus. Die höchsten Gipfel des Gebirges sind: der Kasbek (5043 Met.), der Dychtau (5160 Met.), der Koschtantau (5219 Met.) und der Elbrus (5652 Met.). Eine Merkwürdigkeit des kaukasischen Gebirges sind die vielen Gebirgskessel, die von parallel zueinander laufenden Gebirgskämmen gebildet werden. So ist z. B. der ganze unter dem Namen Daghestan bekannte Landstrich weiter nichts als ein solcher ungeheurer Gebirgskessel, der circa 110,000 □Kilom. umfaßt und von den Andischischen und Anuchskischen Gebirgskämmen eingeschlossen wird.

Der sogenannte Kleine Kaukasus besteht aus einem Conglomerate von Hochebenen, Gebirgskesseln und Gebirgskämmen und erstreckt sich vom Berge Tschechatai (59° 37′ östl. Länge und 41° 49′ nördl. Br.) im Osurgetischen Kreise des Gouvernements Kutais bis zum Berge Bartas (64° 10′ östl. Länge und 38° 58′ nördl. Br.) im Ordubatskischen Kreise des Gouvernements Eriwan. Seine Länge beträgt circa 670 Kilom. Die höchsten Berge auf ihm sind der kleine Ararat auf der südlichen Grenze des Etschmiadsinskischen Kreises (62° 5′ östl. Länge und 39° 39′ nördl. Br.), der eine absolute Höhe von 3915 Met. hat, und westlich von diesem der große Ararat (61° 58′ östl. Länge und 39° 42′ nördl. Br.) 4890 Met. hoch.

Der Kaukasus ist zwar ohne eigentliche Vulkane, aber reich an vulkanischen Erscheinungen aller Art. Zahlreiche kalte und heiße Mineralquellen finden sich im Terschen Gebiete zwischen den Flüssen Terek und Sunscha, längs des ganzen kaukasischen Gebirgsrückens bis zur

Halbinsel Apscheron und an vielen Stellen des kleinen Kaukasus.

Kaukasien hat einen großen Reichthum an Mineralien, besonders Metallen, wie Eisen, Kupfer, Gold (jedoch nur in geringer Menge), Silber, Blei und Steinsalz; auch gibt es reiche Lager von Lignit und Brandschiefer hier. — Eine reiche und üppige Vegetation ist besonders auf den südlichen Abhängen des Gebirges vorhanden, wo alle Obstarten, Wein, Reis, Kastanien, Feigen, Mandeln, Maulbeeren, Baumwolle, Krapp, Safran und andere südliche Producte auf das vortrefflichste gedeihen. Herrliche Urwaldungen von Nußbäumen, Eichen, Ahorn und Buchen bedecken den Rücken des Tschernomorischen Kaukasus; dagegen ist Kaukasien arm an größeren Flüssen. Die bedeutendsten Flüsse sind der Kuban (Hypanis oder Vardanes der Alten), der an den nordwestlichen Bergen des Elborus entspringt und sich nach einem Laufe von 760 Kilom. theils in das Asowsche, theils in das Schwarze Meer ergießt, der Rion (Phasis der Alten), der bei Oni entspringt und nach einem Laufe von 230 Kilom. bei Poti in das Schwarze Meer mündet; die Kura (griech. ξύρος) in Transkaukasien, der auf den Armenischen Bergen entspringt, eine Länge von circa 1000 Kilom. hat und sich zwischen Baku und Lenkoran in das Schwarze Meer ergießt; der Terek, der aus den Gletschern der Berge Sürchu-Barsons, Siwera-uta und Silga-Choch entsteht und sich nach einem Laufe von 480 Kilom. in das Kaspische Meer ergießt, und die vier Flüsse Kroissu, von denen der Averskische und Andijskische Kaukasus bei ihrer Vereinigung den Fluß Sulak bilden.

Hinsichtlich der Bodenbeschaffenheit Kaukasiens ist zu bemerken, daß die nach Rowan zu sich vom Kaukasus erstreckende Gegend eben und fast ganz waldlos ist. Der Boden ist hier 1) im westlichen Theile theils lehmig-sandig oder sandig, theils Humuserde, stellenweise auch sumpfig und überhaupt fruchtbar. Das Klima ist hier unbeständig und häufigen Veränderungen unterworfen. 2) Der mittlere Theil enthält fruchtbare Felder und zeichnet sich durch ein vortreffliches Klima aus. 3) Der Norden ist größtentheils eine sandige, wasserlose Steppe. 4) Der östliche Theil ist gleichfalls eine ungeheure Steppe und nur in der Umgegend von Mosdok und Kisljar fruchtbar. Das Klima in demselben ist für die Gesundheit schädlich. 5) Der centrale Theil Kaukasiens von den Quellen des Kuban bis zum Flusse Sulak ist fast ganz mit dichten Wäldern bedeckt und hat eine wilde, düstere Physiognomie sowie einen sehr verschiedenartigen Boden. So ist z. B. die Kabardinische Ebene humusreich, während die kumytskische sandig ist. 6) Der im Süden vom Berge Ararat liegende Landstrich hat in seinem nordöstlichen Theile ein continentales Klima. Der Boden ist hier fast überall fruchtbar, Ackerbau wird jedoch nur stellenweise betrieben. Sehr verbreitet ist in dieser Gegend die Felderberieselung. Wein- und Gartenbau stehen besonders in den Kreisen von Telaw und Signach sowie in der Umgegend von Derbent im Flor. Viehzucht wird im Gouvernement Jelisawetpol, der Seidenbau besonders im Gouvernement Baku betrieben, welches auch eine große Quantität von Naphtha und Salz liefert. Auch die Bienenzucht gibt einen nicht unbedeutenden Ertrag. An verschiedenen Orten Kaukasiens wird Krapp, Indigo, Baumwolle, Safran, Taback und Reis mit Erfolg angebaut. Fischerei wird an der Küste des Kaspischen Meeres und auf dem Flusse Kura betrieben. (*A. von Wald.*)

KAUKASUS (geographisch). Der Kaukasus stellt ein typisches Kettengebirge dar, welches sich über einen Flächenraum von 83,695 □Kilom. (nach Humboldt's Berechnung) und in einer Länge von 150 d. Meilen (1100 Kilom.) in nordwest-südöstlicher Richtung auf der Grenze von Europa und Asien von der Halbinsel Taman bis zur Halbinsel Apscheron erstreckt. Diese Hochgebirgskette wird als „Großer Kaukasus" von dem armenischen Gebirgslande, dem „Kleinen Kaukasus", unterschieden. Stellt der erstere ein Kamm- und Kettengebirge dar, so repräsentirt in scharfem Gegensatze hierzu der letztere ein ausgedehntes Plateaugebirgsland. Auf jenes Kettengebirge allein pflegt der Name „Kaukasus" gewöhnlich angewandt zu werden. Derselbe wird mit dem sanskritischen kâç (glänzen) und grâvan (Fels) in Zusammenhang gebracht und bedeutet somit „glänzendes Gebirge". Von den Bewohnern der nordkaukasischen Gebiete wird das schneebedeckte Hochgebirge von den bewaldeten nördlichen Vorbergen unterschieden, und das erstere tatarisch als Kar-Daghlar = Schneeberge, die letzteren als Kara-Daghlar = schwarze Berge, russisch als Tschernyje Gory bezeichnet. [1])

Der Kaukasus wird im Norden durch die zum Theil unter dem Meeresspiegel liegenden flachen Ebenen des ponto-kaspischen Tieflandes begrenzt, und zwar im Westen durch den Unterlauf des Kuban, im Osten durch denjenigen des Terek. Nur in der Mitte des Isthmus breiten sich die Vorberge des Hochgebirges im Quellgebiete der Kuma, des Kalaus und des Jegorlyk in der Landschaft Stawropol bis über den 45. Parallelkreis nach Norden aus und bilden hier die Wasserscheide zwischen den genannten Zuflüssen des Kaspischen und Asowschen Meeres. Gegen Süden, also gegen das armenische Hochland bilden im Osten die mittlere und untere Thalstufe der Kura, im Westen das Becken des untern Rion die Grenzen des Kaukasus. Im Gegensatze zu dem letzteren, den reichbewaldeten, kolchischen Landschaften, stellt das untere Kuragebiet eine öde Steppe dar, in welcher die aus dem Gebirge heraustretenden Flüsse nach kurzem Laufe versiegen. Diesen Steppencharakter tragen auch die sich um die mittlere Kura ausbreitenden, durch Gebirgszüge und Bergketten mannichfach gestalteten Gebiete Grusiens, des früheren Königreichs Georgien. Auf der Scheide zwischen Kura- und Rionbecken verknüpft das im Mozechu 2260 Met. hoch aufragende meskische Gebirge den Kaukasus mit dem armenischen Hochlande. Ein etwa 1200 Met. hoher Paß bei Suram, über welchen gegenwärtig die wichtige transkaukasische Eisenbahn von Poti nach Baku führt, vermittelt die Verbindung der beiderseitigen Becken der Kura und des Rion. Während somit der Kaukasus nach der europäischen Seite hin durch

1) Egli, Etymologisch-geographisches Lexikon (Leipzig 1880).

die ponto-kaspischen Steppentiefländer scharf abgegrenzt ist, besteht im Süden in den genannten Gebirgslandschaften von Kutais und Tiflis ein unmittelbarer Zusammenhang des europäischen Grenzgebirges mit den asiatischen Erhebungssystemen.

Ueber die Reliefverhältnisse des Kaukasus haben erst die umfassenden Aufnahmen des russischen Großen Generalstabes in den J. 1847—1864 genauere Kenntniß verbreitet. Die Zahl der barometrischen und trigonometrischen Höhenmessungen beläuft sich in dem gesammten Kaukasusgebiete auf weit über 2000. Besondere Verdienste um die Erforschung des Hochgebirges, und zwar einmal seines orographischen Charakters und weiter namentlich seines geologischen Baues, hat sich der russische Akademiker von Abich erworben.[2])

Der Kaukasus fällt im allgemeinen nach Süden zu mit steilem, schroffem Absturz gegen die vorgelagerten Tief- und Berglandschaften Transkaukasiens ab. Auf europäischer Seite dagegen vermitteln die ausgedehnten Vorberge in Daghestan, in Stawropol und im kubanischen Landstriche einen allmähliceren Uebergang zu den angrenzenden Tiefebenen. Das Hochgebirge läßt sich in drei Abschnitte zergliedern, und zwar in ein schmales, aber am höchsten aufragendes Mittelstück, und zwei breitere, dabei aber minder hoch erhobene, seitlich angegliederte Theile, welche jenes Mittelstück nach Südosten und nach Nordwesten fortsetzen. Die Verschmälerung des mittleren Abschnittes, welcher gegen Südosten durch den Domvulkan des Kasbek, auf der andern Seite durch den Kegel des Elbrus begrenzt wird, ist dadurch bedingt, daß sich von Norden her das etwa 600—700 Met. hohe, vom obern Terek durchströmte Plateau von Wladikawkas bis an den Hauptkamm des Gebirges heranerstreckt. Wie erwähnt, stellt dieses Mittelstück den höchsten Theil des Gebirges dar und trägt in dem Kasbek (nach Abich 5043 Met.), dem Dych tau, Koschtan-tau (5220 Met.) und Elbrus (nach Abich 5632 Met.) die Culminationsspitzen des Gebirges.[3]) Der Elbrus wurde am 31. Juli 1868, der Kasbek am 1. Juli desselben Jahres zum ersten mal, und zwar von den Mitgliedern des Londoner Alpenclubs: D. W. Freshfield, A. W. Moore, C. C. Tucker und dem Alpenführer Fr. Devonassoud aus Chamounix[4]) erstiegen. Beide Gipfel sind vulkanischen Ursprungs, und zwar repräsentirt der Kasbek einen glockenförmigen Domvulkan, der Elbrus dagegen besitzt eine Kegelgestalt und läßt auf der Höhe einen deutlichen Krater erkennen.

Der mittlere Abschnitt des Gebirges besteht im wesentlichen aus einem Hauptkamme.[5]) Nur dem westlichen Theile desselben sind auf der Südseite einige Nebenketten parallel vorgelagert. Mehrere Querkämme gliedern sich von Norden und Süden her jenem Hauptkamme an. Auf ihnen erheben sich drei jener oben genannten Culminationsgipfel, vor allen der Elbrus und weiter nach Südosten der Dych-tau und Kasbek. Auf dem Hauptkamme selbst bilden die schroffen Felsgrate das Koschtan-tau die höchste nicht-vulkanische Spitze des Gebirges. In dem westlichen, vom Elbrusmassiv bis zur Kubanmündung sich erstreckenden Gebirgsabschnitte tritt eine Reihe von parallelen Nebenketten zu beiden Seiten des Hauptkammes hervor, so namentlich auf der Südseite, wo dieselben steil zu den Gestaden des Schwarzen Meeres abfallen und von den Thälern der an dem Hauptkamme entspringenden und dem Pontus zueilenden Gebirgsflüsse vielfach durchbrochen sind. Die höchsten Erhebungen in diesem Theile des Gebirges sind der Baltakaja, der Schugus, der Fisch-Dagh und Oschten. Diesem in mehrere Ketten gegliederten Westabschnitte steht das Gebirgsland von Daghestan gegenüber, welches sich vom Kasbek östlich bis zu dem Gestade des Kaspischen Meeres ausbreitet. In ihm treten Parallelketten in nur untergeordneter Weise auf, es stellt vielmehr ein durch zahlreiche Querthäler wild zerrissenes Bergland dar, welches sich aus zahlreichen einzelnen Berggruppen und nach den verschiedensten Richtungen hin verlaufenden, von steil und schroff abfallenden Felsgehängen umrandeten und dadurch tafelbergartig gestalteten Bergmassen zusammensetzt. Als bedeutende Erhebungen ragen in diesem Gebirgsabschnitte die beiden Schawildse, der Salawat, der Wyjyry, der Schach dagh und als Culminationsgipfel der Schebulos-mta, der Diklos-mta und im Osten der Basardjusi auf.

Die geologischen Verhältnisse des Kaukasus sind, wie erwähnt, hauptsächlich durch den russischen Akademiker von Abich aufgeklärt worden, welcher sich mehr als 40 Jahre in erfolgreichster Weise der Erforschung derselben gewidmet hat. Erst neuerdings haben sich auch andere Gelehrte an der letzteren betheiligt, so namentlich E. Favre, dessen in den J. 1868 und 1871 angestellte Untersuchungen vornehmlich auf die centralen Theile des Gebirges gerichtet waren.[6]) Diesen zufolge bilden krystallinische Gesteinsarten besonders in den mittlern und westlichen Abschnitten einen Hauptbestandtheil des Kaukasus. Die Centralaxe der Hochgebirgskette besteht im Meridian des Elbrus aus Granit, welchem sich auf beiden Seiten Gneise und krystallinische Schiefer, und zwar am Nordabhange in normaler Auflagerung, am südlichen Steilabsturze unter erheblichen Schichtenstörungen anreihen. Auf diesen azoischen Gesteinen lagern, wiederum unter starken Schichtenstörungen, versteinerungsarme Thonschiefer, welche Abich zur untern Juraformation, Favre dagegen zur paläozoischen Formationsgruppe rechnet; doch läßt er es unentschieden, ob diesen Schiefern devonisches oder silurisches

---

2) Die zahlreichen Arbeiten desselben finden sich in den Bulletins de l'Acad. imp. des sciences de St.-Petersbourg, sowie in den Bulletins de la Société des Naturalistes de Moscou.

3) Petermann's Mittheil. (1869) XV, 59. 4) Douglas W. Freshfield, Travels in the Central Caucasus etc. and ascents of Kasbek and Elbruz. With maps and numerous woodcuts. London 1869 (cf. auch Alpine Journal, 1868, p. 160—168).

5) Vgl. hierzu die vortreffliche Karte in Stieler's Handatlas, Osteuropa Nr. 6: Südrußland und Kaukasien von A. Petermann.

6) Vgl. Rötger's Russische Revue (1876) VIII, 252 fg. und Geographisches Jahrbuch (1880) VIII, 353.

Alter zuzuschreiben sei. Auf beiden Flanken des Gebirges schließen sich diesen älteren Ablagerungen Kalksteinschichten der Juraformation an, welche stellenweise Kohlenflöze führen und local eine Mächtigkeit von über 1000 Met. erreichen. Auf dem Nordabhange fallen diese Schichten wiederum regelmäßig nach Norden ein, während sie auf der Südseite des Gebirges starke Windungen und Faltungen erkennen lassen und von Spalten und Verwerfungsklüften durchsetzt sind, auf welchen mannichfaltige vulkanische Gesteine und zwar Melaphyre, Diabase, Augit Porphyre und Teschenite emporgedrungen sind.

In überaus mächtiger Entwickelung ruhen auf diesen Jurablagerungen die Schichten der Kreideformation, bestehend aus Kalksteinen, Mergeln, Sandsteinen und Dolomiten. Indessen weisen diese Kreidebildungen auf der Südseite des Gebirges einen andern Charakter auf als an der Nordflanke, wo sie eine Mächtigkeit von 500—600 Met. erreichen. Die Tertiärformation ist neben eocänen Nummulitenschichten und dem Alpen-Flysch entsprechenden Bildungen in Daghestan namentlich durch miocäne Ablagerungen vertreten. Dieselben gehören der sarmatischen Stufe an und beweisen durch ihre besonders am Südrande des Gebirges stark gestörte und steil aufgerichtete Schichtenstellung, daß die letzte Hebung des Kaukasus erst nach der Miocänzeit erfolgt ist. Jüngere, Petroleum und Ozokerit führende Ablagerungen der Pliocänzeit, welche am Nordabhange des Gebirges auftreten, ruhen in horizontaler Schichtenlage auf jenen älteren aufgerichteten Gebilden auf.

Gewaltige vulkanische Ausbrüche haben sich am Ende der Tertiär- und zu Anfang der Posttertiärzeit im Kaukasus vollzogen. Ihnen verdanken die Andesitkegel des Elbrus und Kasbek sowie die isolirte Trachyt-Porphyr-Masse des mit steilen und zackigen Felsgipfeln zwischen Terek und Kuban bis zu einer Höhe von 1400 Met. aufragenden Beschtau ihre Entstehung. Andere minder bedeutende Eruptionen haben an zahlreichen Stellen auf dem Südabhange des Gebirges stattgefunden.

Die Diluvialzeit kennzeichnet sich nach Favre, wie in andern Gebirgen der nördlichen Hemisphäre, so auch im Kaukasus durch eine mächtige Entwickelung der Gletscher.[7] Ungeheure Trümmeranhäufungen glacialen Ursprunges bedecken namentlich bei Naltschik und im Terekthale den Nordabhang bis zum Fuße des Gebirges hinab.

Der Kaukasus zeigt, wie aus vorstehenden Darlegungen erhellt, einen unsymmetrischen Bau. Auf der Nordseite besitzen die stufenweise aneinander gereihten Schichten der Jura-, Kreide- und Tertiärformation ein gleichmäßiges Einfallen gegen Norden; der Südabhang dagegen zeigt außerordentlich verwickelte Lagerungsverhältnisse, Faltenbildungen, Ueberkippungen und Verwerfungen umfassendster Art, auf welchen letzteren gewaltige Verschiebungen und Abbrüche ausgedehnter Schichtencomplexe stattfanden und auf deren Klüften und Spalten vulkanische Gesteine ihren Weg an die Erdoberfläche nahmen. Noch jetzt geben sich diese Lagerungsstörungen namentlich an dem südlichen Bruchrande des Gebirgslandes von Daghestan durch das Hervortreten heißer Quellen, durch Erderschütterungen und vulkanische Erscheinungen deutlich zu erkennen.[8] Im Einklange mit diesen geologischen Verschiedenheiten des Nord- und Südabhanges steht der unsymmetrische orographische Bau des Gebirges: auf der einen Seite der Steilabsturz gegen die Becken der Kura und des Rion, auf der andern Seite die sanfteren Abdachungen gegen das aralo-kaspische Tiefland.

Die Modellirung des Gebirges durch die Thalbildung unterscheidet sich wesentlich von derjenigen unserer Alpen. Herrschen in den letzteren infolge des Vorhandenseins zahlreicher Paralleletten Längsthäler erster Ordnung weitaus vor, so ist im Gegensatze dazu der Kaukasus durch Querthäler charakterisirt, welche, schluchtartig eingeschnitten und von steilen Felswänden umrandet, von dem Hauptkamme des Gebirges sich abzweigen. Dies gilt namentlich von dem Hochlande von Daghestan, welches von einer Reihe derartiger Querthäler durchfurcht ist und wo auch auf dem steilen Südabhange zahlreiche kurze Thäler rechtwinkelig zu der Hauptaxe des Gebirges gegen die vorgelagerte Tiefebene verlaufen. Westlich vom Adaichoch aber ändert sich mit dem Auftreten einer größeren Zahl von Nebenkämmen die Erscheinungsweise der Thäler. Hier durchströmen die Gebirgsflüsse in ihrem Oberlaufe zunächst die von jenen Paralleletten gebildeten Längsthäler, um alsdann umzubiegen und die Porketten in engen Querthälern zu durchbrechen. Besonders die Thäler des Rion, Tskenis-Tskali, des Ingur, Bsyb und der Mdshnita am Südabhange, der Pjelaja auf der Nordseite lassen diesen Charakter der Thalbildung erkennen. Aber nicht nur Porketten, sondern selbst die Hauptkette wird von solchen Querthälern durchfurcht, so durch diejenigen des Ardon und des Terek; beide Flüsse entspringen südlich vom Hauptkamme und durchbrechen denselben sodann auf ihrem nordwärts gerichteten Laufe in engen und finstern Felsschluchten. Durch dieses Querthal des Terek, die wilde Darjalschlucht, nordöstlich vom Kasbek, führt die wichtigste Kaukasuspassage, die große grusinische Heerstraße, durch das Gebirge hindurch. Von Mosdok verläuft dieselbe dem Terekflusse entlang nach Süden und überschreitet oberhalb der Darjalschlucht auf dem 2300 Met. hohen Paß von Wladikawkas die Wasserscheide zwischen Terek- und Kuragebiet, um sich sodann durch das Thal des Aragwi nach Tiflis hinabzuwinden. Außer dieser auch zum Theil nur durch Felssprengungen ermöglichten Hauptübergangsstraße, den sarmatischen Pforten der Alten, bietet nur noch im Osten am Ufer des Kaspischen Meeres die Straße von Derbent nach Baku, die porta Caspia oder Albania der Alten, eine leichter passirbare Verbindung zwischen Cis- und

7) Vgl. James Geikie, The Great ice age (London 1877), 2. Ed. p. 402.

8) Mémoires de l'Acad des sciences de St.-Pétersbourg (1863) VI, 43; vgl. Krümmel, Europäische Staatenkunde (1880) Bd. I, Abth. 1, S. 38.

Transkaukasien; abgesehen von diesen Stellen aber ist der Hauptkamm des Gebirges nur auf eis- und schneebedeckten Einschartungen, welche bis nach dem abachsischen Kaukasus hin nirgends unter 3000 Met. herabreichen, zu überschreiten.

In klimatischer Beziehung besitzt der Kaukasus dadurch eine große Bedeutung, daß er infolge seiner geschlossenen Massenerhebung einerseits den kalten, winterlichen Luftströmungen der kaspischen Steppen den Zugang zu den transkaukasischen Gebieten wehrt, andererseits aber den warmfeuchten südwestlichen Winden ihren Feuchtigkeitsgehalt in hohem Grade entzieht und dieselben als trockene und ausdörrende Luftströmungen in die dem Gebirge nördlich vorgelagerten Tiefländschaften gelangen läßt. Der Einfluß, welchen der Kaukasus als klimatische Scheide auf die Wärmevertheilung ausübt, ist aus folgenden Angaben der Mitteltemperaturen des Jahres und des wärmsten und kältesten Monats der drei Beobachtungsstationen Redut-Kale und Tiflis auf der Südseite, Astrachan im Norden des Gebirges ersichtlich:

	Jahr	Juli	Januar	Differenz
Redut-Kale . .	13,7	23,0	5,1	17,9
Tiflis 409 m .	12,5	24,3	—0,4	24,8
Astrachan . . .	9,5	24,5	—6,4	30,9

Der starke Unterschied in der Erwärmung der nach Süden gekehrten pontischen Gehänge des westlichen Kaukasus gegenüber den kälteren Nordabdachungen ist die Ursache für das Auftreten plötzlich und stoßweise losbrechender Bora-artiger Winde. Namentlich in Nowo-Rossijsk sind dieselben häufig beobachtet. Mit zerstörender Gewalt weht diese locale Bora oft mehrere Tage lang und hat häufig eine bedeutende Erniedrigung der Temperaturen zur Folge, sodaß die unter ihrem stürmischen Anprall aufspritzenden Wassermassen des Pontus gefrieren und das Verdeck und das Takelwerk der Schiffe mit Eis überziehen.[9]) Der Kaukasus bildet ferner die Scheide zwischen dem regenarmen Steppengebiete des pontokaspischen Tieflandes und den reich benetzten Landschaften des Rionbeckens. In letzterem hat Redut-Kale eine jährliche Niederschlagsmenge von 1601 Milm., Kutais eine solche von 1421,3 Milm. aufzuweisen. Nach Osten zu nimmt die Höhe der Niederschläge ab, sodaß jenseit des westlichen Gebirges bereits Tiflis an der mittlern Kura nur noch eine jährliche Regenmenge von 454,0 Milm. zeigt und den Gebieten des untern Kurabeckens noch spärlichere Niederschläge zutheilwerden. Dürre und Trockenheit herrschen hier gerade in den Sommermonaten, in welchen in den kolchischen Landschaften die Niederschläge am reichlichsten fallen. Der Kaukasus selbst erhält infolge seiner bedeutenden und geschlossenen Kettenerhebung überall bedeutende Niederschläge von über 1000 Milm. Nach Norden zu aber, also auf der Leeseite für die Feuchtigkeit spendenden Südwestwinde nehmen die Niederschläge rasch an Menge ab, bis sie in den ponto-kaspischen Steppenlandschaften zu dem geringsten Betrage in dem Gebiete des europäischen Continents herabsinken und z. B. in Astrachan im Jahresmittel nur noch 120 Milm. betragen. Dieser Vertheilung der Niederschläge entsprechend gestalten sich die Vegetationsverhältnisse des Kaukasus und seiner Umrandungen. Die sommerlichen Niederschläge des Rionbeckens lassen daselbst eine Reihe von Pflanzenformen Mitteleuropas Verbreitung finden. Gleichzeitig aber mischen sich begünstigt durch die hohen Sommertemperaturen zahlreiche Gewächse der Mediterranflora mit jenen mitteleuropäischen Formen. Gegen das Kaspische Meer hin nimmt, entsprechend der gesteigerten Trockenheit der Luft, die Vegetation mehr und mehr den Charakter einer reinen Steppenflora an. Es stoßen mithin hier an der Südseite des Kaukasus drei Klima- und Florengebiete zusammen: das europäische Waldgebiet, das Mediterrangebiet und das asiatische Steppengebiet.[10])

Am Gebirge selbst sind die tieferen Regionen durch einen Kranz von Laubwäldern bedeckt, welche hier und da noch einen vollkommenen Urwaldcharakter bewahrt haben, an manchen Stellen aber, und zwar namentlich auf der Südseite, auf ausgedehnte Strecken hin ohne Sorge für Nachwuchs gelichtet sind. An der Zusammensetzung derselben betheiligen sich hauptsächlich Baumformen des europäischen Waldgebietes, wie Buchen, Eichen, Birken, Linden, Ulmen, Erlen, Ahorn und Pappeln, ferner von Nadelhölzern die Kiefer und die Edeltanne. Dazu gesellen sich aus dem Mediterranfloragebiet die Kastanie, die behaarte Eiche (Q. pubescens) und ein Ahorn (A. Lobelii), sowie die breitblätterige Erle (A. cordifolia), endlich von orientalischen Baumformen die bis nach Indien reichende Platane, der Walnußbaum und mehrere Linden- und Eichenarten, sodaß also der Kaukasus die Waldregionen Europas mit denen Asiens verbindet.[11])

Die Baumgrenze verläuft in dem Hochgebirge in einer durchschnittlichen Höhe von 2000—2700 Met. Bereits bei etwa 1900 Met. verschwindet die Kiefer, höher hinauf reicht die Birke, welche noch am Fuße des Kasbek ein dürftiges, aber seit alten Zeiten als Heiligthum geschontes Wäldchen bildet. Darüber folgt die Region der alpinen Sträucher, Kräuter und Gräser, welche in ähnlicher Weise wie die Waldvegetation verwandtschaftliche Beziehungen einerseits zu den Alpen (Rhododendren und Genzianen), andererseits zu den asiatischen Hochgebirgen bis zum Altai und Himalaja hin erkennen läßt.

Getreidebau ist im Kaukasus fast bis zur Waldgrenze hinauf möglich; so reicht die Gerste bis nahezu 2700 Met. Meereshöhe, der Roggen bis 2600 Met., der Weizen bis über 2300 Met., ja selbst die auf der Nordseite fehlende Weinrebe gedeiht an dem Südabhange bis nahezu 1200 Met. hinauf. In den tieferen Regionen gedeihen ferner Reis, Maulbeeren, Kastanien, Feigen, Mandeln, Baumwolle, Krapp, Safran und andere südlichere Producte sowie mitteleuropäische Obstarten. Die Gunst des Kli-

9) Vgl. Theobald Fischer, Studien über das Klima der Mittelmeerländer. Ergänzungsheft Nr. 58 zu Petermann's Mittheil. (1879) S. 36.

10) Grisebach, Die Vegetation der Erde, I, 411. 11) Grisebach l. c. I, 485. 486.

mas, welche sich in dieser ausgedehnten Anbaumöglichkeit von Culturgewächsen zu erkennen gibt, findet ihren Ausdruck auch in der Bewohnbarkeit des Hochgebirges bis zu Regionen hinauf, welche in unsern Alpen bereits an die Schneegrenze hinanreichen. Die höchstgelegene, bewohnte Ortschaft im Kaukasus ist das Dorf Kurusch in Daghestan in einer Meereshöhe von nahezu 2700 Met., die zweithöchste das Dorf Kolata in Ossetien in einer Höhe von fast 2600 Met.[12])

Ueber der Region der Alpenkräuter und Gräser folgt endlich das Bereich des ewigen Schnees. In einer Länge von nahezu 315 Kilom. sind die höchsten Theile des Kaukasus von dem letztern bedeckt; und diese Gebiete sind es vor allen, welche mit ihren Schnee- und Eismassen, mit ihren steilabstürzenden Gletschern, mit ihren wildzerrissenen, jäh und schroff aufsteigenden Felsgipfeln das eigentliche kaukasische Alpenland darstellen, ein Hochgebirgsland, welches nach den Schilderungen aller Kaukasusreisenden an Großartigkeit der Gebirgsscenerien seinen europäischen Rivalen weit übertreffen soll.

Nach Favre[13]) liegt die Schneegrenze in den mittlern Theilen des Gebirges auf dem den feuchten südwestlichen Luftströmungen ausgesetzten Südabhange in einer Meereshöhe von 2900 Met., auf der Nordseite aber unter dem Einflusse der trockenen Steppenwinde um 300—450 Met. höher. Auch in der Längsrichtung des Gebirges verändert sich die Höhenlage der Schneegrenze. In dem westlichen Kaukasus senkt sich dieselbe nach Abich bis auf 2700 Met. hinab, um dann nach Osten zu allmählich anzusteigen, sodaß sie am Elbrus bereits in einer Höhe von 3300 Met., an den östlichen Gipfeln der Hauptkette sogar in einer solchen von 3700 Met. verläuft.[14])

Während noch Agassiz das Vorhandensein von Gletschern erster Ordnung im Kaukasus in Abrede stellte, haben die neueren Untersuchungen gezeigt, daß auch solche größere Gletscher diesem Hochgebirge nicht fehlen, wenn dieselben auch nicht die Ausdehnung unserer alpinen Eisströme erreichen. Der größte unter den Kaukasusgletschern, der Kaltschi-don, am Nordabhange des Adai-chod, besitzt nach Abich eine Breite von 450 Met. und reicht von allen am weitesten, nämlich bis 1740 Met. Meereshöhe hinab. Im Gegensatze zu der Lage der Schneegrenze senken sich die Gletscher auf dem Nordabhange bis in tiefere Regionen als auf der Südseite. Die Ursache dieser zunächst befremdenden Erscheinung liegt in dem orographischen Bau des Gebirges, indem der steile südliche Abfturz weniger geeignete Reservoirs für die Bildung des Firns bietet als der flacher abgedachte breitere Nordabhang.

Verleihen diese Schnee- und Eisregionen dem Kaukasus den Charakter eines Alpenlandes, so fehlt demselben dagegen vollständig der belebende Reiz der Seeflächen und Wasserfälle, wie diese unser europäisches Hochgebirge in so ausgezeichneter Weise zieren. Dagegen ist der Kaukasus reich an Quellen, und zwar namentlich an Thermen, deren Zahl sich auf mehr als 100 beläuft. Ein großer Theil derselben wird vom Volke zu Heilzwecken benutzt. Schon zur Zeit Peter's des Großen kannte man einzelne der Quellen des Sundsha-Terekplateaus, und aus dieser Zeit (dem J. 1717) stammen die ersten Untersuchungen der Thermalwasser. Das Auftreten derselben concentrirt sich hauptsächlich auf die Gegend von Pjätigorsk an der Nordseite des Gebirges im Gebiete des Beschtau. Eine zweite Gruppe findet sich in dem mittlern Theile des Terekgebietes in der sogenannten Tschetschna an der untern Sundsha. Unter ihnen sind die Quellen von Gorjatschewodsk die heißesten, welche der Kaukasus aufzuweisen hat. Dieselben besitzen an der Quellenmündung eine Temperatur von 71½° R. und strömen in solcher Fülle hervor, daß durch ihre Wassermasse unmittelbar unterhalb der Quellen bereits mehrere Mühlen getrieben werden. Erst weiter abwärts werden die auf dem Wege bis dahin auf 48° abgekühlten Gewässer zu Badezwecken benutzt. Die wichtigsten Bestandtheile sind kohlensaures und schwefelsaures Natron, sowie in geringer Menge Kochsalz und kohlensaurer Kalk. Letzterer scheint indessen in früheren Perioden in bedeutenderer Menge vorhanden gewesen zu sein; wenigstens deuten darauf die mächtigen Kalksinter-Ablagerungen hin, welche die Plateaufläche bedecken, auf welcher die Quellen in kleinen natürlichen, durch jenen Kalkabsatz gebildeten Bassins hervortreten. Die ausgezeichnete Heilkraft dieser Quellen wird hauptsächlich den Beimischungen von Gasen, und zwar von Schwefelwasserstoff, von Sauerstoff, von Kohlensäure, Kohlenwasserstoff Verbindungen und Stickstoff zugeschrieben. Nicht minder wichtig sind die Quellen von Michajlowka im Sundshagebiete, welche zu den schwefelwasserstoffreichen Halothermen gehören. Die Hauptquelle zeigt eine Temperatur von über 55° R., die zwei andern eine solche von 26° und 29°. Kochsalz, schwefelsaures Natron, Kalk- und Magnesia-Verbindungen repräsentiren die wichtigsten festen Bestandtheile; daneben sind Schwefelwasserstoff und Kohlensäure auch diesen Quellwassern beigemischt.

Die Thermen des Kaukasus stehen nach den Untersuchungen Abich's in keinem directen Zusammenhange mit den umfangreichen altvulkanischen Erscheinungen des Gebirges. Das Auftreten derselben knüpft sich vielmehr an das Vorhandensein von Bruch- und Verwerfungsspalten, welche bei der Hebung des Gebirges entstanden sind. Dadurch erklärt sich die nicht selten reihenförmige Anordnung dieser Quellen, wie sich dieselbe namentlich bei zahlreichen Säuerlingen am Südrande des Gebirges zu erkennen gibt.[15])

12) Vgl. Petermann's Mittheil. (1869) XV, 78; Grisebach l. c. S. 465. Besonders ausführlich ist die Vegetation des Kaukasus behandelt in Radde l. c. S. 18 fg. Vgl. auch Petermann's Mittheil. XIX, 118 (1873). 13) Rötiger's Russische Revue (1876) VIII, 532 fg. 14) Cf. Bulletin de l'Acad. des sciences de St.-Pétersbourg (1877) p. 258—288.

15) Vgl. Karte von Kaukasien von A. Petermann. Ergänzungsheft Nr. 36 zu Petermann's Mittheil. (1874) Taf. 1; sowie G. Radde l. c. S. 36 fg. 3. Vertrag: Die unorganische Welt im Kaukasus und ihre Benutzung durch den Menschen. Daselbst findet sich auch Näheres über die chemische Beschaffenheit und medicinische Verwendung der kaukasischen Bäder.

Von nutzbaren Mineralien sind in dem Kaukasus bisher namentlich Steinkohlen, Schwefel und silberhaltige Bleierze nachgewiesen. Die Steinkohlen sind seit Anfang der vierziger Jahre vom obern Riongebiete im kolchischen Berglande bekannt. Ein zweites Vorkommen findet sich auf der Nordseite des Gebirges am obern Kuban. Die kolchischen Steinkohlen sind u. a. von Abich untersucht worden. Sie besitzen nach den angestellten Versuchen eine ausgezeichnete Heizkraft und sind in wenige Zoll bis zu einem Meter mächtigen Flötzen den thonigen Sand und Kalksteinschichten des obern Riongebietes zwischengelagert. Nach neueren Berechnungen beträgt das Kohlenquantum dieses Lagers von Tkwibula 76,000,000 Pud. Indessen steht die Ausbeutung dieses für den Betrieb der Poti-Tiflis-Baku-Bahn besonders wichtigen Kohlenvorkommens zu dem Bedarf der letztern noch in keinem Verhältniß, sodaß nach wie vor die dadurch immer mehr gelichteten kolchischen Wälder die Hauptmasse des Heizmaterials liefern.

Ausgedehnte Torflager sind namentlich in Daghestan vertreten, und zwar hauptsächlich in der Region zwischen 2000—2500 Met. Die Ausbeute wird hier bereits jetzt in großartigem Maßstabe betrieben. An zwei Stellen allein wurden im J. 1870 gegen 11,000 Kubikfaden Torf gestochen.

Schwefelführende Gesteine treten auf der Nordseite des Gebirges in Daghestan auf, und zwar in der Nähe von Aul-Tschirkat. Den Erzählungen der Eingeborenen zufolge im Anfange dieses Jahrhunderts entdeckt, wurden diese Schwefelablagerungen von den Anwohnern, namentlich im Beginn der funfziger Jahre, abgebaut. Seitdem aber liegt die Schwefelproduction im Kaukasus, hauptsächlich wegen der Schwierigkeit des Absatzes, vollständig danieder. Nach den Untersuchungen von Abich und den Ingenieuren der kaukasischen Bergverwaltung finden sich die schwefelführenden, schiefrigen Thone zwischen den Dolomiten der untern Kreideformation und den Schichten des obern Jura dieser Gebiete.

Der Erzreichthum des Großen Kaukasus scheint den bisherigen Untersuchungen zufolge beträchtlich hinter demjenigen des Kleinen Kaukasus, also des armenischen Hochlandes, zurückzustehen. In ersterm sind hauptsächlich silberhaltige Bleierze südlich von Alagir in der Nähe von Wladikawkas seit alten Zeiten abgebaut worden. Der neuere Betrieb dieser Minen datirt von dem Jahre 1839, ohne daß sich derselbe aber bisher in einträglicher Weise entwickelt hätte. Gold findet sich in den Flußalluvionen der kolchischen Gebirgswasser inmitten von Schiefer- und Granit-Detritus. Die Ausbeute desselben hat sich indessen stets in engen Grenzen gehalten.

Eine ungleich größere Bedeutung besitzen die Kaukasusländer durch ihren Reichthum an Naphtha und Steinölquellen, deren Ausnutzung in neuerer Zeit namentlich einen großartigen Aufschwung genommen hat, seitdem die Naphthabrunnen durch Verkauf seitens der Regierung der freien Concurrenz zugängig gemacht worden sind. Auf weite Strecken hin ist das Gebirge von Naphtha-führenden Schichten umsäumt.[16] Das Vorkommen dieser Kohlenwasserstoff-Verbindungen concentrirt sich auf sieben Gebiete, von denen je zwei auf der Nord- und Südseite des Kaukasus besonders große Ausdehnung besitzen. In Transkaukasien breitet sich als weitaus wichtigstes und reichstes das Naphthagebiet von Baku, von der Nordseite der Halbinsel Apscheron über die südöstlichen Ausläufer des Kaukasus bis zum Südende des Kuradeltas aus. Eine zweite Naphtharegion erstreckt sich aus der Gegend von Tiflis in östlicher Richtung bis zu der Einmündung des Alasan in die Kura. Auf der Nordseite des Gebirges finden sich zahlreiche Naphthaquellen in einer schmalen Zone, welche sich von der Halbinsel Taman und der Straße von Kertsch in südöstlicher Richtung nahezu 35 d. Meilen dem Rande des Gebirges entlang ausbreitet. Weiter im Osten folgt die Naphtharegion des terekischen Landstriches südöstlich von Mosdok. Endlich tritt Naphtha in drei kleineren Gebieten bei Derbent, Petrowsk und an der Mündung des Ata-Tschai in der Nähe der Halbinsel Apscheron an dem Ufer des Kaspischen Meeres hervor. Wie durch zahlreiche Bohrungen und natürliche Aufschlüsse erwiesen ist, findet sich das Naphtha hauptsächlich in den Schichten der Flysch-Formation, also in jüngeren eocänen Ablagerungen und zwar namentlich da, wo dieselben eine gemischtfeste und klastische Ausbildungsform besitzen. Doch zeigt sich das Naphtha-Vorkommen nicht immer an die Gesteine einer und derselben Flysch-Facies gebunden. Nach Abich's Darlegungen schließt sich dasselbe auf der Nordseite des Gebirges einer durch Faltungs- und Verwerfungserscheinungen gekennzeichneten Bruchlinie an.[17] Auf solchen Klüften und Spalten tritt das Erdöl vielfach auf natürlichem Wege an die Erdoberfläche, an andern Stellen wird dasselbe durch Saugpumpen und Schachtbrunnen heraufbefördert, und zwar aus einer Tiefe von selten mehr als 30 Met. Das Gesammtareal der Naphtharegionen des Kaukasus beläuft sich auf 612 □Meilen. Im J. 1870 wurden mehr als 2,600,000 Eimer Erdöl gewonnen und in zahlreichen Etablissements verarbeitet. Die Hauptproduction concentrirt sich auf das Gebiet von Baku und der Halbinsel Apscheron.

In Zusammenhang mit dem Hervortreten dieser Mineralöle steht die Erscheinung der ewigen Feuer von Baku. Dienten dieselben ehedem den indischen Feueranbetern zu vielbesuchten Wallfahrtsstätten, so sind sie in neuer Zeit der Industrie nutzbar gemacht und werden zum Heizen der mächtigen Retorten der Naphtha-Raffinerien verwendet. Ebenfalls eine Folge des Emporquellens jener Kohlenwasserstoff-Verbindungen sind die zahlreichen Schlammvulkane (Salsen, Schlammsprudel, Macaluben), welche an den beiden Enden des Kaukasus, auf den Halbinseln Taman und Apscheron auftreten, und zwar in solcher Zahl und Großartigkeit, daß diese Gegenden hierin

16) Vgl. die Karte bei Radde l. c. Tafel 1. 17) Vgl. dazu Abich, Das Petroleum und die geologischen Bedingungen seines Erscheinens im Kaukasus. Verhandlungen der K. K. geologischen Reichsanstalt (Wien 1868), Nr. 8.

von keinen andern der Erde übertroffen werden. Einer der bekannteren Schlammvulkane ist der Arsena am Kaspischen Meere. Der Kegel desselben ist gegen 300 Met. hoch; auf seiner Höhe öffnet sich ein elliptisch gestalteter, nach innen zu steil abstürzender Krater, welcher fast $^2/_3$ der Größe des Vesuv-Kraters erreicht. An seinen tiefsten Stellen bilden sich Wasseranfammlungen, welche schwefelsaures Natron enthalten und Salzkrusten absetzen. Die Gewässer treten aus stark mit Kohlenwasserstoff-Gasen gemischten Quellen hervor. Mächtige Schlammströme nehmen von hier ihren Ausgang und bewegen sich an den Gehängen des Berges hinab.[18]) (*Rudolf Credner.*)

KAUKASUS (ethnographisch). Das kaukasische Gebirgsland bietet eine große Menge kleinerer und größerer Stämme, über deren ethnographische Gruppirung und sprachliche Verwandtschaft die Forschung nicht abgeschlossen ist, zum Theil noch in den Anfängen liegt. Von den versuchten Gruppirungen der eigentlich sogenannten Kaukasusvölker (abgesehen von Armeniern, Tataren u. s. w.) empfiehlt sich als die einfachste die Theilung in eine nördliche Völkerabtheilung (Gebirgsbewohner des nördlichen Kaukasus) und eine südliche (Bewohner des Südrandes). Zu der letztern gehören die sprachlich miteinander verwandten Völker: Grusier (Grusiner, Georgier), die sich selbst Karthuhli (Karthweli) nennen; Imerethier, mit den Grusiern gleichsprachig, aber durch andere ethnologische Merkmale stark von ihnen verschieden; Suanen oder Suanethen; Mingrelier; Lazen; die drei letztgenannten Völker sprachlich entfernter von den Grusiern. Diese ganze Gruppe faßt man auch als karthwelische oder iberische zusammen; dazu gerechnet werden noch die kleinen Stämme der Thuschinen, Pschawen und Chewsuren. Die Grusier im engeren Sinne bewohnen in einer Zahl von circa 300,000 den Strich von etwa Sakatally oder dem Unterlaufe des Alasan bis Achalzik; die Imerethier, circa 380,000, das Flußgebiet des Rion, von der Einmündung des Zchenis-zkali an jedoch nur dessen südlichen Theil; die Suanethen, circa 12,000, das Quellgebiet des Ingur und Zchenis-zkali; die Mingrelier, circa 197,000, das Gebiet zwischen Rion, Ingur und Zchenis-zkali, südwestlich von den Suanethen; die Lazen den Küstenstrich am Schwarzen Meere etwa von Batum bis Trebisond (Lazistan). Thuschinen, Pschawen und Chewsuren, deren Gesammtzahl auf 20,000 angegeben wird, wohnen nördlich vom Quellgebiet des Alasan und Aragwa (östlich und südöstlich vom Kasbek). — Die nördliche Abtheilung wird getheilt in eine westliche und östliche (von andern in eine westliche, mittlere und östliche) Gruppe. Zu der westlichen Gruppe gehören: 1) die Abchasen (Asega), in eine Menge kleinerer Stämme zerfallend (zu ihnen zählen auch die jetzt verschwundenen Ubychen und die fast verschwundenen Dschigeten); ihr Gebiet bildet der Küstenstrich vom Ingur bis über Suchumkale hinaus, ihre Zahl beträgt, nachdem die Mehrzahl des Volkes in die Türkei gewandert ist, nur circa 13,000; 2) die Tscherkessenstämme (Adyche, Adighe), einst ein großes Volk mit weitem Gebiete bildend, sind durch massenhafte Auswanderung nach der Türkei, Folge des russischen Vordringens, sehr zusammengeschmolzen; die Hauptmasse, circa 66,000, bilden jetzt die Kabardiner in der Großen Kabardah (zwischen den Flüssen Malka und Terek) und der Kleinen Kabardah (in dem Süd-Ost-Winkel des Terek); die im Kaukasus sonst noch vorhandenen Stämme, zum Theil auf einige hundert und weniger Volksgenossen reducirt, wohnen in größeren und kleineren Sprachinseln an den südlichen Zuflüssen des Kuban (an den beiden Selentschuk, am untern Urup, an Laba und Fars) und gehen westlich bis etwa Jekaterinodar am Kuban. — Die östliche Gruppe wird durch das von der Hauptkette des Kaukasus nordöstlich streichende andische Gebirge in zwei Untergruppen geschieden: 1) westlich vom andischen Gebirge bis an die Kleine Kabardah die Tschetschenzen (dies ist die russische Bezeichnung; der einheimische Name ist Nachtschuoi, die Georgier brauchen die Bezeichnung Khisten, die Lesghier Mizdscheghen), circa 164,000; sie zerfallen in mehrere Stämme (unter diesen die Thusch oder Mosok); 2) die Lesghier, deren Gebiet das Land Daghestan oder Lesghistan, das Dreieck zwischen dem andischen Gebirge, der Kaukasus-Hauptkette und dem Kaspischen Meere südöstlich etwa bis Kuba bildet; vom Kaspischen Meere sind sie jedoch bis auf einen kleinen Strich an der Samurmündung durch die Kumüken abgeschnitten; die Zahl der Lesghier beträgt ungefähr 500,000. Von ihren Stämmen mögen als die bedeutenderen genannt werden: Awaren am Awarskoi Koi-su, Kara-Koi-su und Sulak, circa 155,000, Andier, am Ostrande des andischen Gebirges, circa 35,000; Laken oder Kasi-Kumüken (nicht zu verwechseln mit den Kumüken) östlich vom Kara-Koi-su; Darginen, östlich und nordöstlich von den zuletztgenannten, östlich fast bis Derbent, circa 88,000; Küriner, zu beiden Seiten des Samur, circa 131,000; abgesondert von den übrigen Stämmen wohnen die Uden (Udiner) in zerstreuten Ansiedelungen, 10,000 an Zahl, am Südabhange des Kaukasus südöstlich von der Stadt Nucha. — Nach der oben erwähnten andern Gruppirung wurden die Tschetschenzen als die mittlere, die Lesghier als die östliche Abtheilung der Kaukasusvölker bezeichnet. — Gegen das Gebiet der genannten Kaukasusvölker dringt von Norden wie von Süden eine Reihe anderer Völker, die zum Theil schon tief in dasselbe einschneiden, so vor allem von Norden her die russische Colonisation, welche sich schon jetzt am ganzen Nordufer des Terek hinzieht, und zum Theil den vom Laufe des Terek gebildeten Winkel ausfüllt, außerdem das Land zwischen dem Kuban und dem Abfalle des Gebirges beherrscht. Von Norden her hat der tatarisch-türkische Stamm der Kumüken südlich vom untern Terek bis Derbent sich zwischen die lesghischen Stämme und das Kaspische Meer geschoben; nördlich an die Abchasen und Suanethen stoßen zu beiden Seiten des Elbrus ebenfalls kleinere tatarische Stämme (westlich vom Elbrus Karatschai, östlich sogenannte Berg-Kabardiner). — Von Süden her drangen armenische Ansiedelungen bis gegen

18) Vgl. Humboldt, Centralasien I, c. I, 476—478, 647—653. Sitzungsberichte der Königl. Baier. Akademie der Wissensch., mathem.-physik. Abtheil. (München 1879) Heft 2.

die mittlere Kura vor, in der Gegend von Tiflis darüber hinaus. Das Gebiet zwischen mittlerm Aras und Kura mit den Armeniern theilend, bewohnen das Kura-Thal von Tiflis bis zur Mündung die sogenannten aderbeidschanischen Tataren; von der Halbinsel Baku aus bis an das Gebiet der Küriner wohnen persische Einwanderer (Taten genannt; von ihnen durch besondere Mundart unterschieden die Talyschiner im Süden um Lenkoran); auch Kurden kommen in kleinen Partien nördlich bis Achalzik vor. Während aber diese iranischen Völker (Tat, Kurden) in neuerer Zeit nach Norden gerückt sind, besteht inmitten der eigentlich sogenannten Kaukasusvölker, fast im Centrum der Kaukasuskette eine alte Niederlassung eines iranischen Stammes, aus unbekannter Zeit, der Osseten (Iron, wie sie sich selbst nennen). Ihr Gebiet reicht von etwas nördlich Goris an der Kura bis nach Wladikawkas und Nikolajewsk am Terek, an der Westgrenze liegt der Adai Choch, an der Ostgrenze der Kasbek; über die Kura nach Süden haben die Osseten erst in neuster Zeit ihre Niederlassungen ausgedehnt. Die Gesammtzahl des Volkes beträgt circa 111,000. — R. von Seidlitz, Ethnographie des Kaukasus in Karte und Tabelle, Petermann's geographische Mittheilungen 26. Bd., 1880; Derselbe, Die Völker des Kaukasus nach ihrer Sprache und topographischen Verbreitung, Russische Revue herausgegeben von C. Röttger, XIX. Bd. (1881); vgl. Fr. Müller, Allgemeine Ethnographie (Wien 1873). *(R.)*

KAUKASISCHE SPRACHEN, Sprachen der kaukasischen Bergvölker. Die wissenschaftliche Erforschung derselben gehört zu den jüngsten Errungenschaften der Sprachwissenschaft. Abgesehen von den durchaus ungenügenden Sammlungen Klaproth's und Güldenstädt's ist das Studium dieser hochinteressanten Sprachenwelt erst so recht eigentlich durch die bahnbrechenden Untersuchungen Anton Schiefner's und des Barons Peter von Uslar begründet worden. Namentlich gebührt dem erstern das Verdienst, die in russischer Sprache lithographirt und nur in einer kleinen Anzahl von Exemplaren erschienenen, daher schwer zu erlangenden Arbeiten Uslar's durch seine vorzüglichen Bearbeitungen derselben der Wissenschaft zugänglich gemacht zu haben. Seit dem verfrühten Tode der beiden unermüdlichen Forscher hat dieser fruchtbare Boden, trotz der sichern Aussicht auf die reichste Ernte, brach gelegen, bis endlich erst in den letzten Jahren ein im Kaukasus lebender russischer Gelehrter, L. Zagurski, sich desselben angenommen hat.

Eine auf genauerer Bestimmung des Verwandtschaftsverhältnisses der einzelnen Sprachen untereinander beruhende Klassifikation dieses Sprachgebietes bleibt zur Zeit noch ein Problem, dessen Lösung erst durch eine viel umfassendere und zugleich mehr ins Einzelne gehende Erforschung sämmtlicher zugehöriger Sprachen ermöglicht werden wird. Alles, was bisher nach dieser Richtung geleistet worden ist, muß, solange eine festere Basis fehlt, lediglich als ein vorläufiger Nothbehelf betrachtet werden. Friedr. Müller, der die Sprachen der kaukasischen Bergvölker unter dem Namen „nordkaukasische Sprachen" zusammenfaßt, theilt dieselben in folgende drei Gruppen:

1) Lesghisch, Awarisch, Akuscha, Kasikumükisch, Kürinisch, Kubetschi, Udisch.

2) Abchasisch, Tscherkessisch.

3) Khistisch (Tschetschenzisch), Thusch. [1])

Bei Zagurski [2]) werden die in der ersten und dritten Gruppe enthaltenen Sprachen (mit Ausnahme des Lesghischen, welches eigentlich nur eine Gesammtbezeichnung für die daghestanischen Sprachen ist) als Sprachen der ostkaukasischen, das Abchasische und Tscherkessische als Sprachen der westkaukasischen Bergvölker unterschieden. Die letztere Eintheilung dürfte als eine provisorische den Vorzug verdienen, da sie sich an ein geographisches Moment hält und dadurch einer in Zukunft zu liefernden sprachlich begründeten Eintheilung in keiner Weise vorgreift.

Von den erwähnten Idiomen sind bisjetzt einer eingehenderen Untersuchung unterzogen worden: das Awarische, Hürkanische (Akuscha), Kasikumükische, Küriniche, Udische, Abchasische, Tschetschenzische und Thusch. Seinem Bau nach nimmt unter ihnen das Abchasische eine Sonderstellung ein. Das Tscherkessische, welches demselben gewöhnlich an die Seite gestellt wird, ist seiner Structur nach noch zu wenig bekannt, als daß sich über sein Verhältniß zu einer der übrigen Sprachen etwas annähernd Sicheres sagen ließe. Die Sprachen der ostkaukasischen Bergvölker hingegen haben bei aller Verschiedenheit doch so viele gemeinsame Merkmale, daß es zulässig erscheint, dieselben in der vorliegenden Skizze zusammenfassend darzustellen.

Um mit der lautlichen Seite zu beginnen, muß bemerkt werden, daß alle hier zu behandelnden Sprachen (mit Einschluß der westkaukasischen Gruppe) sich durch einen ungewöhnlich großen Consonanten-Reichthum auszeichnen. So besitzt z. B. das Abchasische allein nicht weniger als 23 Zischlaute, eine Zahl, welche auf den ersten Blick vielleicht unmöglich erscheinen mag, die indessen durch den Umstand erklärlich wird, daß mehrere dieser Laute in doppelter Weise gesprochen werden, nämlich entweder rein oder mit nachtonendem u oder w — eine Erscheinung, die Schiefner nicht unpassend der Mouillirung entgegenstellt. Diese Art parasitischer Labialismus, wie man ihn bezeichnen möchte, tritt allerdings von den bisher bekannt gewordenen Sprachen des Kaukasus nur im Abchasischen auf, beschränkt sich jedoch hier nicht allein auf die Zischlaute, sondern zeigt sich auch an einigen Gutturalen und Dentalen. Vier höchst eigenartige Consonanten-Verschmelzungen ganz anderer Art finden sich im Awarischen: davon sind zwei dental-lingual, eine guttural-lingual und eine sogar dental-guttural-lingual. Man kann dieselben annähernd durch tl, tll, xl (x = ch

1) Allgemeine Ethnographie, 2. Aufl. (Wien 1879), S. 27. Vgl. auch desselben Grundriß der Sprachwissenschaft I, 94. 2) L. P. Zagurskij, Zaméška ob izsledovanii kavkazskich jazykov (Notiz über die Erforschung der kaukasischen Sprachen Moskau 1880.) Nach ihm R. von Seidlitz, Die Völker des Kaukasus nach ihrer Sprache und topographischen Verbreitung (Russische Revue, X. Jahrgang, S. 97 fg.).

in „lachen") und tql bezeichnen. Diese Mischlaute mögen wol dem Klange nach den hottentottischen Schnalzlauten ähneln, unterscheiden sich jedoch dadurch sehr wesentlich von jenen, daß sie reine Explosivlaute sind. — Consonantenhäufungen sind ebenfalls ein charakteristisches Merkmal des kaukasischen Sprachtypus. Der Vocalismus bietet nichts Bemerkenswerthes dar.

Da es viel zu weit führen würde, auf alle Einzelheiten des Sprachbaues des nähern einzugehen, sollen in den folgenden Zeilen nur die Hauptmomente, durch welche derselbe in seiner Eigenartigkeit gekennzeichnet wird, Berücksichtigung finden. Als solche sind hervorzuheben: 1) die Wortkategorien, 2) die Bezeichnungsweisen für die Raumverhältnisse, 3) das Verbum. Es werden sich alsdann die übrigen grammatischen Erscheinungen mehr oder weniger von selbst um diese Hauptfactoren des Sprachbaues gruppiren.

Die meisten der zum ostkaukasischen Sprachkreise gehörenden Sprachen besitzen die Eigenthümlichkeit, einzelne Wörtergruppen nach gewissen Begriffs- oder Vorstellungskreisen unter entsprechende Kategorien zu vertheilen und dieselben lautlich zu charakterisiren. Weit entfernt, sich mit dem Begriffe des grammatischen Geschlechts zu decken (da sie denselben vielmehr in sich einschließen), bieten diese Kategorien doch manche Analogie zu jenem, so z. B. durch den Umstand, daß sie die Congruenz zur Folge haben (welche sich jedoch, beiläufig bemerkt, auf die Casus nicht erstreckt).

Im Kasikumükischen dienen die Laute u, d und b, welche sowol als Anlaute wie auch als Inlaute auftreten, zur Bezeichnung der Kategorien. Sie werden dabei in folgender Weise verwendet:

1) Die erste Kategorie erfordert im Sing. u, im Plur. b, z. B. adamina uri, der Mensch ist; arantal buri, die Menschen sind (arantal ist eine selbständige Pluralform zu adamina). Sie gilt nur für vernünftige Wesen männlichen Geschlechts.

2) Die zweite Kategorie umfaßt die vernünftigen Wesen weiblichen Geschlechts, und es entspricht hier dem Sing. d im Plur. b, z. B. ninu duri, die Mutter ist; ninuxlu buri, die Mütter sind.

3) Sing. b, Plur. b, z. B. ču buri, das Pferd ist; duċri buri, die Pferde sind (duċri ist ein unregelmäßiger Plural). Hierher gehören: a) die unvernünftigen belebten Wesen ohne Unterschied des Geschlechts, b) Gegenstände der äußern Natur, c) einige Stoffnamen, d) Theile des menschlichen oder Thierkörpers, e) Producte des Pflanzenreichs, f) Gegenstände der menschlichen Kunst.

4) Sing. d, Plur. d, z. B. us duri, der Stiefel ist; usru duri, die Stiefel sind. Auch diese Kategorie umfaßt Wörter, welche einer ganzen Reihe verschiedener Begriffskreise angehören: Gegenstände der äußern Natur und der menschlichen Kunst, Zeitbestimmungen, Stoffnamen, Körpertheile und alle Nomina verbalia auf -abu und -ibu.

Das Awarische braucht zur Bezeichnung vernünftiger Wesen männlichen Geschlechts w (dem im Auslaute u entspricht). Das weibliche Geschlecht wird durch j, resp. i, ausgedrückt, b dient zur Bezeichnung vernunftloser Wesen und unbelebter Gegenstände, und r entspricht (abgesehen von besondern Pluralendungen, die außerdem noch angewandt werden) dem Plural. So z. B. bedeutet waċi, jaċi, baċi, raċi Ankunft, je nachdem sich das Wort auf einen Mann, ein Weib, Thiere, Gegenstände oder eine Mehrheit bezieht. Aehnlich verhält sich die Artschi-Sprache, welche dem Awarischen verwandt zu sein scheint.

Im Kürkanischen dienen w und d zur Bezeichnung vernunftbegabter Wesen männlichen und weiblichen Geschlechts im Singular, und v wird für alle übrigen Wesen und Gegenstände im Singular und Plural gebraucht. Im Plural findet sich für das männliche und weibliche Geschlecht d, wenn sich die Gegenstände auf die erste und zweite Person beziehen, für die dritte Person aber v.

Das Tschetschenzische kennt sechs Kategorien mit vier charakteristischen Lauten: w, j, d, b. Da hier jedoch auch die Person von Einfluß auf die Wahl des Lautes ist, hat Uslar diese Kategorien an dem Verbum substantivum in Verbindung mit dem Personalpronomen durch folgende Tabelle dargestellt:

1.	2.	3.	4.
suo wu, ich bin	suo ju	suo ju	suo bu
ẋuo du, wir sind	ẋuo du	ẋuo ju	ẋuo du
izuš bu, sie sind	izuš bu	izuš ju	izuš du

5.	6.
suo du	suo bu
ẋuo	ẋuo bu
izuš du	i zuš bu

Die zweite und dritte Person Sing. werden der ersten Person Sing., die zweite Person Plur. wird der ersten Person Plur. gleich behandelt. Was die Vertheilung der Wörter unter diese Kategorien betrifft, so stimmt das Tschetschenzische darin, unbeschadet einzelner Abweichungen, mit dem ihm nahe verwandten Thusch im allgemeinen überein. In der fälschlich sogenannten Thusch-Sprache, einer thüsischen Mundart, welche in der Gemeinde Tsow geredet wird, lassen sich ebenfalls sechs Kategorien unterscheiden:

	1.	2.	3.	4.	5.	6.
Sing.	w	j	j	b	b	d
Plur.	b	d	j	j	b oder j	d

Die beiden ersten Kategorien beschränken sich auf lebende Wesen männlichen und weiblichen Geschlechts, z. B. waśo wa, der Bruder ist; Plur. waẑar ba; bstuino ja, das Weib ist; Plur. bstei da. Die dritte Kategorie gilt für unbelebte Gegenstände weiblichen Geschlechts; d und b dienen meist zur Bezeichnung von Gegenständen aus der Thier- und Pflanzenwelt; d vorzugsweise zur Bezeich-

nung geschlechtsloser Gegenstände (6). Im Plural der Wörter, welche im Singular b erfordern, tritt bei belebten Wesen j (4), bei unbelebten Gegenständen theils b, theils j ein (5): bstu ba, der Ochse ist, Plur. bstarè da; niq ba, der Weg ist, Plur. naqis ba; tark ba, der Finger ist, Plur. tarki ja.

Aus dieser gedrängten Darstellung ergeben sich als die für die Eintheilung in Kategorien maßgebenden Factoren: 1) das Geschlecht, 2) Belebtheit und Unbelebtheit, 3) die Begriffskategorie und 4) wol auch die grammatische Form (wenigstens ist das bei den Nomina verbalia auf -abu und -ibu im Kasikumükischen augenscheinlich der Fall). Von modificirendem Einflusse sind Numerus und Person — letztere, wie es scheint, nur im Hürkanischen und Tschetschenzischen. Zu beachten ist auch, daß sich dieselben Begriffskreise oft in mehrern verschiedenen Kategorien vertreten finden.

Es ist nicht leicht zu entscheiden, ob man in jenen charakteristischen Lauten Affixe oder aber ursprünglich im Worte vorhandene motionsfähige Laute zu erblicken habe. Schiefner scheint die erstere der beiden Annahmen zu adoptiren, und wo diese Laute im An- oder Auslaute vorkommen, wird man in der That vielleicht mit einigem Rechte Prä- und Suffixe voraussetzen dürfen, so z. B. in solchen Fällen, wo der reine Stamm neben dem durch beweglichen Anlaut erweiterten vorkommt: baq neben waq, jaq, baq, daq, s. Versuch über die Thusch-Sprache, §. 178; übrigens scheinen solche Fälle sehr selten zu sein). Indessen braucht die eine Annahme durch die andere keineswegs ausgeschlossen zu sein. Wenn in der awarischen Adjectivbildung die Auslaute: -au, -ai, -ab zur Bezeichnung der Geschlechter verwendet werden (z. B. kudijau, kudijai, kudijab, großer, -e, -es, und das davon durch Reduplication des Suffixes abgeleitete substantivische Adjectivum: kudijawau, kudijajai, kudijabab), so wird man wol nicht fehlgehen, wenn man darin das suffigirte Demonstrativpronomen au, ai, ab erblickt. Tritt hingegen die Motion im Inlaute auf, wie bei cewéxan (c lautet gleich dem deutschen z), Anführer, neben cejéxan, Anführerin, oder auch selbst im Anlaute bei Wörtern, wie wac, Brüder, neben jac, Schwester, was, Sohn, neben jas, Tochter, so liegt die Vermuthung wol nahe, daß in solchen Wörtern bereits ursprünglich einer der motionsfähigen Laute vorhanden gewesen sei und alsdann nach Analogie des Pronomens au, ai, ab zum Zweck der Geschlechtsbezeichnung umgemodelt wurde. Es muß überdies hervorgehoben werden, daß Präfixe, mit alleiniger Ausnahme der mit präfigirten Partikeln zusammengesetzten Verba, in den ostkaukasischen Sprachen nicht geduldet werden.

Diese Kategorienbezeichnung zieht gleich einem rothen Faden durch den ganzen Bau der Sprachen hindurch. Wie schon an den citirten Beispielen ersichtlich ist, beschränkt sich dieselbe keineswegs auf das Substantivum und Adjectivum, sondern tritt in gleicher Weise am Verbum, am Pronomen, auch am Zahlworte, selbst am Adverbium auf, z. B. cewé, cejé, cebé, Plur. ceré, vorn, wovon das oben erwähnte cewéxan, cejéxan abgeleitet ist, ferner: kiw, kii, kib, Plur. kir, wo? kiwe, kije, kibe, Plur. kire, wohin? roqówe. roqóje, roqóbe, nach Hause u. dgl. m. Ja sogar bis in die Interjectionen scheint sich die Kategorienbezeichnung verirrt zu haben, wenigstens findet sich die Angabe, daß im Awarischen der Ruf le! an Männer oder an mehrere Weiber, jo! ju! nur an Weiber gerichtet wird. Nicht alle motionsfähigen Sprachen sind in diesem Punkte von einer so großen Beweglichkeit wie das Awarische. Das Hürkanische läßt die Motion im Inlaute nicht zu, das Kasikumükische duldet dieselbe zwar im An- und Inlaute, nicht aber im Auslaute, und das Tschetschenzische und Thusch nur im Anlaute. Dem Kürinischen und Udischen sind derartige Kategorien überhaupt unbekannt; sie gehören zu den geschlechtslosen Sprachen.

Bemerkenswerth durch ihren Reichthum an Casusformen ist die Declination der ostkaukasischen Sprachen. Allein zum Ausdruck logischer Beziehungen gibt es hier außer dem Nominativ noch folgende Casus: Genitiv, Dativ, Instrumental, drei Aequative: einen quantitativen, einen qualitativen und einen modalen, ferner Comparativ, Causativ, Comitativ, Instructiv, Factiv, Affectiv, wobei jedoch hinzugefügt werden muß, daß diese Casus auf das ganze Sprachgebiet vertheilt sind und nicht etwa sich in einer Einzelsprache vollzählig vorfinden. Noch bei weitem zahlreicher und mannichfaltiger sind aber die Localcasus, wie denn überhaupt die verschiedenartigen Ausdrucksweisen für räumliche Verhältnisse eins der hervorstechendsten Merkmale dieser Sprachen sind. Zunächst wird am „Wo?", am Orte der Ruhe unterschieden, ob es sich um ein In, Auf, Unter, Bei, Um-herum (oder in der Gegend von ...) oder Hinter handelt; das Vor ist merkwürdigerweise in keiner der in Rede stehenden Sprachen durch einen besondern Casus vertreten. Auf diese Weise ergeben sich folgende locale Grundcasus: Inessiv, Superessiv, Subessiv, Adessiv I (bei oder neben), Adessiv II (um herum oder in der Gegend von ...) und Possessiv. Je nachdem nun ferner die Richtung nach dem Ruhepunkte hin oder von demselben her ins Auge gefaßt werden soll, läßt sich von jedem dieser Grundcasus je ein Illativ und ein Elativ bilden, und zwar geht das Kasikumükische hierin sogar noch weiter, indem es einen zweiten Elativ und einen sogenannten Conversiv bildet, durch welche, wie es scheint, neben der Richtung noch ganz besonders der Zielpunkt betont wird. Endlich gibt es noch für jede der genannten Grundformen einen Prosecutiv, welcher die eigentliche Bewegung längs etwas hin bezeichnet. Folgendes dem Kasikumükischen entnommene Beispiel mag das Gesagte veranschaulichen. Von dem Worte χata, Haus (χ ist ein rauher aspirirter Kehllaut und ţ ist ein verstärktes t) lassen sich folgende Localcasus ableiten:

Inessiv	χatlubu im Hause
Elativ I.	χatluba aus dem Hause
Elativ II.	χatlubatu aus dem Hause fort
Illativ	χatlubun in das Haus
Prosecutiv	χatlubux durch das Haus
Conversiv	χatlubunai in das Haus hinein

Inessiv	ɣatlulu unter dem Hause
Elativ I.	ɣatlula unter dem Hause her
Elativ II.	ɣatlulatu unter dem Hause her
Illativ	ɣatlulun unter das Haus
Prosecutiv	ɣatlulux unter dem Hause durch
Conversiv	ɣatlulunai unter das Haus hin
Inessiv	ɣatluç bei dem Hause
Elativ I.	ɣatluça von dem Hause
Elativ II.	ɣatluçatu von dem Hause
Illativ	ɣatluçun zum Hause
Prosecutiv	ɣatluçox neben dem Hause hin
Conversiv	ɣatluçunai zum Hause hin
Inessiv	ɣatlui auf dem Hause
Elativ I.	ɣatluja vom Hause her
Elativ II.	ɣatlujatu vom Hause her
Illativ	ɣatluin auf das Haus
Prosecutiv	ɣatluix über das Haus
Conversiv	ɣatluinai auf das Haus hinein
Inessiv	ɣatlux hinter dem Hause
Elativ I.	ɣatluxa hinter dem Hause her
Elativ II.	ɣatluxatu hinter dem Hause her
Illativ	ɣatluxun hinter das Haus
Prosecutiv	ɣatluxux hinter dem Hause entlang
Conversiv	ɣatluxunai hinter das Haus hin
Inessiv	ɣatluçä um das Haus
Elativ I.	fehlt
Elativ II.	ɣatluçätu von dem Hause
Illativ	ɣatluçän zum Hause
Prosecutiv	ɣatluçäx um das Haus herum
Conversiv	ɣatluçanai in der Richtung um das Haus herum.

Auch auf dem Gebiete der Localbezeichnungen gilt, was oben im Hinblick auf die Kategorien bemerkt wurde, daß nämlich nicht alle Sprachen sich hierin einander gleich verhalten, und das Hürkanische z. B. beweist, daß mit dem obigen Paradigma das Bereich möglicher Localbezeichnungen noch keineswegs erschöpft ist, indem dasselbe noch besondere Formen für die Richtungen hinauf und hinab besitzt. Von waçaliʒi, in den Wald, bildet es waçaliziwad, aus dem Walde hinauf, und waçaliziwḫad, aus dem Walde hinab, sowie auch analoge Formen aus waçaliçu, zum Walde, und waçali'i, in die Nähe des Waldes.

Uebrigens bleiben die Bezeichnungsweisen räumlicher Verhältnisse nicht auf die soeben besprochenen Casusformen beschränkt, sondern machen sich, von besondern Ortsadverbien und Postpositionen abgesehen, noch in ganz anderer, psychologisch interessanter Weise geltend. Das Awarische besitzt beispielsweise folgende einfache Demonstrativpronomina: dóu, áu, éu, góu und xlóu, die alle als Pronomina der dritten Person gebraucht werden, jedoch mit folgender Nuancirung: áu wird gebraucht, wenn von einem Anwesenden oder von einem Gegenstande, der vor unsern Augen ist, gesprochen wird; éu bezeichnet einen entfernten oder abwesenden Gegenstand, der nicht unmittelbar unsern Sinnen unterworfen ist, aber auch denjenigen, der dem Angeredeten näher steht als dem Redenden; góu bezieht sich auf denjenigen, der sich unterhalb des Sprechenden befindet; xlóu auf denjenigen, der sich oberhalb desselben befindet, endlich dóu auf denjenigen, der sich mit ihm auf derselben Ebene aufhält. Aehnliches findet sich im Hürkanischen, Kürinischen und Kasikumükischen. Hierher gehören ferner die hürkanischen Verba: liwra, tiwra, k'iwra, xiwra, šiwra und uwra, welche „sein, sich befinden" bedeuten und sich in folgender Weise unterscheiden: liwra bezeichnet ein fortgesetztes, dauerndes Sein; tiwra wird gebraucht, wenn der in Rede stehende Gegenstand mit dem Sprechenden in derselben Ebene ist; k'iwra, wenn er sich höher, xiwra, wenn er sich unterhalb, šiwra, wenn er sich oben, uwra, wenn er sich unten befindet. Offenbar stehen diese Verba in etymologischem Zusammenhange mit den entsprechenden Demonstrativpronomen hil, hit, hik', hix, hiš, ganz ähnlich, wie das Verbum substantivum saira, sarra, savra mit dem Pron. refl. sai, sari, savi (nach den drei Kategorien) zusammenhängt. Endlich mag an dieser Stelle ebenfalls erwähnt werden, daß das Pronomen der ersten Person im Tschetschenzischen, Thusch und Awarischen eine exclusive und eine inclusive Pluralform unterscheidet, erstere mit Ausschluß, letztere mit Einschluß des Angeredeten. Uebrigens wiederholt sich diese Erscheinung in einer ganzen Reihe von Sprachen, die sonst keinerlei Zusammenhang untereinander aufweisen.

Der Umstand, daß allen hier besprochenen Sprachen der Accusativ fehlt, charakterisirt zugleich das Verbum. Ein Verbum transitivum im eigentlichen Sinne gibt es nicht. Subject (als Urheber einer Handlung) und Object werden einfach als nähere Bestimmungen des Verbums, mithin in adverbialem Sinne aufgefaßt, sodaß der Instrumental sowol als Subjects- wie auch als Objectscasus vorkommt. Es scheint kein durchaus zwingender Grund vorzuliegen, mit Schiefner in solchen Fällen das Verbum als ein passives aufzufassen, wenn man nur im Stande ist, sich in die Anschauungsweise hineinzuversetzen, daß Subject und Object als adverbiale Bestimmungen verstanden werden können.

Das Verbum ist besonders im Awarischen höchst lehrreich, welches in dieser Hinsicht unstreitig unter den Sprachen der ostkaukasischen Bergvölker den ersten Platz einnimmt. Keine der übrigen Sprachen hat einen so staunenswerthen Reichthum an Verbalformen aufzuweisen wie das Awarische. Dasselbe unterscheidet zwei Conjugationen. Die Verba der ersten Conjugation bilden den Infinitiv auf -ne, die der zweiten auf -ze. Bei den einsilbigen Verbis unterliegt der Wurzelvocal der Ablautung, z. B. i-ne, gehen, hat im Präs. ú-na, im Präter. á-na, im Fut. í-na. Die zweisilbigen Stämme verändern nur den Vocal der zweiten Silbe, während der erste Vocal unverändert bleibt, z. B. wúkine, sein, Präs. wúkuna, Präter. wúkana, Fut. wúkina; hárize, bitten,

Präs. hárula, Präter. hárana, Fut. hárila; xoxóze, sterben, Präs. xoxóla, Prät. xoxóna oder xoxána, Fut. xoxéla. Die Ablautung richtet sich bei den zweisilbigen Verbis theils nach dem Vocal der zweiten Silbe, theils nach dem Consonanten, welcher demselben vorhergeht.

Ferner zerfallen die Verba in Iterativa, Frequentativa, Inchoativa, Interrogativa und Negativa, die theils durch Affixe, theils durch Reduplication, theils durch Zusammensetzung mit Hülfsverben gebildet werden. Vor allem aber zeichnet sich das awarische Verbum durch eine Ueberfülle modaler Formen aus. Neben den fünf Grundmodi: Indicativ, Conditional, Consecutiv, Optativ, Imperativ (und zwar unterscheidet es einen Conditional der wirklichen und der gedachten oder vorausgesetzten Bedingung) gibt es noch eine ganze Reihe anderweitiger modaler Bestimmungen, deren jede in einer zusammengesetzten Form ihren besondern Ausdruck gefunden hat, und bei denen temporale und modale Momente vielfach miteinander verflochten sind. Es verlohnt sich daher wol der Mühe, dieses psychologisch so überaus interessante Getriebe des awarischen Verbums an einem Beispiele zu veranschaulichen. Von dem Verbum substantivum wúkine, sein, lassen sich folgende Formen ableiten:

Indicativus.

Einfaches Präsens: wúgo, jigo, búgo, rúgo.
Unbestimmtes Präsens: wúkuna, jikuna u. s. w.
Präsens des Beginnens: wúkuna wúgo. [3])
Präsens des Sollens: wúkine wúgo.
Präsens der Absicht: wúkinexina wúgo.
Präsens der Absicht frequent.: wúkinexina wúkuna.
Einfaches Präteritum: wúgoan.
Einfaches Präter. der abgeschlossenen Handlung: wúkun wúgoan.
Einfaches Präter. des Beginnens: wúkuna wúgoan.
Einfaches Präter. des Sollens: wúkine wúgoan.
Einfaches Präter. der Absicht: wúkinexina wúgoan.
Präteritum perfectum: wúkana.
Indirectes Präter. perfectum: wúkun wúgo.
Prät. Perf. frequent.: wúkunaan.
Bestimmtes Präter. des Beginnens: wúkuna wúkana.
Indirectes bestimmtes Präter. des Beginnens: wúkuna wúkun wúgo.
Präteritum des Sollens: wúkine wúkana.
Indirectes Präter. des Sollens: wúkine wúkun wúgo.
Präteritum der Absicht: wúkinexina wúkana.
Indirectes Prät. der Absicht: wúkinexina wúkun wúgo.
Präteritum der Absicht frequent.: wúkinexina wúkunaan.
Bestimmtes Futurum: wúkina.

Das Verbum wúkine wird als Hülfsverbum verwendet, wodurch sich noch mehr Formen bilden lassen. Der Indicativ von xámize, jagen, lautet z. B. in seinen verschiedenen Formen folgendermaßen:

Unbestimmtes Präsens: xámula.
Bestimmtes Präsens: xámula wúgo.
Präsens frequent.: xámula wúkuna.

3) Die entsprechenden Kategorien ergeben sich von selbst.

Präsens des Sollens: xámize wúgo.
Präsens des Zulassens: xámize wúkuna.
Präsens des Zulassens und Beginnens: xámize wúkuna wúgo.
Präsens der Absicht: xámizexina wúgo.
Präsens der Absicht frequent.: xámizexina wúkuna.
Einfaches Präteritum perfectum: xámun wúgoan.
Einfaches Präteritum des Beginnens: xámula wúgoan.
Einfaches Präteritum des Sollens: xámize wúgoan.
Einfaches Präteritum der Absicht: xámizexina wúgoan.
Präteritum perfectum: xámuna.
Indirectes Präteritum perfectum: xámun wúgo.
Präteritum perfect. der Wiederholung: xámun wúkuna.
Präteritum perfectum frequentativum: xámulaan.
Bestimmtes Präteritum des Beginnens: xámula wúkana.
Indirectes bestimmtes Präter. des Beginnens: xámula wúkun wúgo.
Continuirliches Präteritum: xámula wúkunaan.
Präteritum des Sollens: xámize wúkana.
Indirectes Präter. des Sollens: xámize wúkun wúgo
Präteritum des Sollens und Zulassens frequentativum xámize wúkunaan.
Präteritum der Absicht: xámizexina wúkana.
Indirectes Präteritum der Absicht: xámizexina wúkun wúgo.
Präteritum der Absicht frequent.: xámizexina wúkunaan.
Plusquamperfectum: xámun wúkana.
Indirectes Plusquamperfectum: xámun wúkun wúgo.
Plusquamperfectum frequent.: xámun wúkunaan.
Bestimmtes Futurum: xámila.
Unbestimmtes Futurum: xámula wúkina.
Futurum des Zulassens: xámize wúkina.

Alsdann folgen die übrigen Modi mit einer ganzen Reihe von Formen, Participia und eine große Anzahl von Gerundien, bei denen überdies besondere Causalformen und Formen der Gleichzeitigkeit vertreten sind.

Obwol, wie gesagt, die übrigen hierher gehörigen Sprachen einen so großen Reichthum an Verbalformen nicht darbieten, so besitzen dieselben doch andererseits manche Formen, welche wiederum dem Awarischen abgehen. Dahin gehören beispielsweise im Hürkanischen die verschiedenartigen Gerundia zum Ausdruck unsers „auf daß, bis, obwol, zu der Zeit als, nachdem, seitdem, kaum", sowie die Unterscheidung einer Momentan- und Continuativform. Das Kasikumükische besitzt außer dem eigentlichen Präsens, Präteritum, Präteritum perfectum und Futurum noch eine besondere emphatische Form für jedes dieser Tempora, durch welche die Wirklichkeit oder Thatsächlichkeit der Handlung betont wird. Das Thusch bildet durch Einfügung eines b in den Verbalstamm sogenannte Pluralitätsverba; während sich z. B. die Verba doz, fallen, und fox, schlagen, auf einzelne Gegenstände beziehen, werden die mit infigirtem b versehenen Formen dobz und fobx in Hinblick auf eine Menge angewandt. Auch hinsichtlich der Personenbezeichnung herrscht große Mannichfaltigkeit. Das Awarische kennt keinen Unterschied der Person, ebenso wenig das Küriinische. Im Thusch ist die Personalbezeichnung „zwiefacher Art, entweder steht die

Person vor dem Zeitworte oder wird demselben nachgesetzt, in welchem Falle eine innigere Verschmelzung des Pronomens mit dem Verbalstamme eintreten kann. Dies kann aber nur mit dem Pronomen der ersten und zweiten Person stattfinden, welches entweder in der Nominativ- oder in der Instructivform nachfolgt. Im erstern Falle verlieren die Pronomina so, ich, und ho, du, ihren Auslautsvocal, z. B. was, ich bin, statt waso; wah, du bist, statt waho; oder falls sie an consonantisch auslautende Formen treten, so bleiben sie unverändert, werden jedoch durch einen Bindevocal a mit ihnen verbunden" (Schiefner, Versuch, §. 177). Das Tschetschenzische unterscheidet beim Imperativ die zweite Person von der dritten, beschränkt sich jedoch im übrigen auf die bei Gelegenheit der Kategorienbezeichnung besprochenen Personalunterschiede. Im Kasikumükischen richtet sich die Endung der Verba, welche eine transitive Natur haben, theils nach der Person, auf welche die Handlung gerichtet ist, theils nach der handelnden Person. Beim hürkanischen und udischen Verbum werden die Personen durchgehends unterschieden, und zwar im Hürkanischen durch besondere Endungen, die je nach dem Tempus verschieden sind, während die Personalbezeichnung im Udischen auf dreierlei Art stattfinden kann: entweder hinter dem Verbum oder zwischen den beiden Elementen des Compositums, oder aber es tritt das zum Verbum gehörige Personalpronomen enklitisch an ein vorhergehendes Wort.

Es würde zu weit führen, noch näher auf den Bau des kaukasischen Verbums einzugehen; daher genüge die Bemerkung, daß das Udische, ohnehin die formenärmste dieser Sprachen, auch an Verbalformen die wenigst reiche ist. Es besitzt vorwiegend zusammengesetzte Verba.

Wie aus dem Gesagten erhellt, geht die Wort- und Formenbildung zumeist auf dem Wege der Suffigirung und Infigirung vor sich. Präfigirung ist nur bei den (immerhin zweifelhaften) Kategorien-Präfixen und den mit präfigirten Partikeln zusammengesetzten Verben zu constatiren.

Das Abchasische nimmt, wie bereits bemerkt, seinem Baue nach eine Sonderstellung ein. Dasselbe steht morphologisch dem Baskischen und den einverleibenden Sprachen der Neuen Welt bei weitem näher als seinen nächsten Nachbarn, indem es vollkommen deutlich den Typus der einverleibenden Sprachen repräsentirt. Ob es ungeachtet seiner morphologischen Isolirtheit dennoch genealogisch mit den übrigen bisjetzt bekannten Sprachen der kaukasischen Bergvölker zusammenhängt, muß zunächst noch als eine offene Frage betrachtet werden. Desgleichen ist auch sein Verhältniß zum Tscherkessischen unsicher. Allerdings weist das Pronomen auf einen näheren Zusammenhang hin. Dasselbe lautet in den beiden Sprachen wie folgt:

	Abchasisch	Tscherkessisch (Nach Lhuillier)	Tscherkessisch (Nach Loewe)
Ich	sara	sere	sayray
Du (masc.)	uara	vuore	weyroo
Du (fem.)	bara		

	Abchasisch	Tscherkessisch (Nach Lhuillier)	Tscherkessisch (Nach Loewe)
Er	ui	i, ie, ma, ari	seeshä
Sie	ra		
Wir	hara	tere	teyroo
Ihr	ʃara	söre	söreeshér
Sie	urt	a, ma, aryx	áreeshér.

Das Verhältniß der Zahlwörter ergibt sich aus der weiter unten folgenden Uebersicht.

Gleich den meisten Sprachen der ostkaukasischen Gruppe unterscheidet auch das Abchasische zwischen männlichen und weiblichen sowie vernünftigen und vernunftlosen Wesen. Dem Charakter der einverleibenden Sprachen treu, hat es das Verbum zu seinem Mittelpunkt; das Verbum beherrscht den ganzen Bau der Sprache. Beziehungen, welche sonst durch Casus ausgedrückt werden, finden hier ihren Ausdruck durch besondere Verba. Das gilt vor allem von den Localbezeichnungen, für welche gewisse Verba, die einen Oertlichkeitsbegriff in sich schließen, Verwendung finden; doch gibt es außerdem eine bedeutende Anzahl localer Postpositionen. Es liegt auf der Hand, daß in einer Sprache, die sozusagen ganz in dem Verbum und durch dasselbe lebt, das Verbum einen sehr beträchtlichen Vorrath an Formen für alle irgend möglichen Verhältnisse und Aussageweisen besitzen muß, Es sind folgende Arten des Verbums zu unterscheiden: zunächst affirmative, negative und fragende Verba; ferner Activa (transitive und intransitive), Passiva, Factitiva, Reflexiva, Reciproca, Cooperativa und Verba commodi. Die Frageverba zerfallen ihrerseits in Interrogativa der Person, der Sache, des Orts und der Zeit, z. B. vom Verbum subst. qa, sein: iqouda, wer ist? iqowzi, was ist? sabaqou, wo bin ich? sambaqou, wann bin ich? Auch existiren besondere Verba der Art und Weise, der Bedingung und der Gleichzeitigkeit (während). Es ist ein beständiges In- und Durcheinanderziehen genereller, modaler und temporaler Bestimmungen. Die Modi sind: Indicativ, Conjunctiv, Conditional, Consecutiv, Optativ, Imaginativ (z. B. sqalázša, als wenn ich würde) und Imperativ. Neben den aus den übrigen kaukasischen Sprachen bekannten Temporibus gibt es noch ein Präteritum interruptum, impeditum und antecipativum. Es braucht kaum noch hinzugefügt zu werden, daß das Abchasische als eine echt einverleibende Sprache Subject und Object (sowol das directe wie das entferntere) am Verbum selbst zum Ausdruck bringt und zwar durch Pronominalpräfixe.

Das Nomen ist stets mit einem Pronominalaffix versehen, und zwar meist mit dem bestimmten oder unbestimmten Artikel. Der erstere ist ein Demonstrativpronomen, lautet a und wird präfigirt, der letztere lautet k (aus dem Zahlworte aky, eins, verkürzt) und wird suffigirt, z. B. apʃa, der Sohn, pʃak, ein Sohn. Aus jedem Nomen kann ohne weiteres eine Aussage gebildet werden, indem dasselbe mit einem Personalpräfix und dem Verbalsuffix -up verbunden wird, wobei das No-

men oft in verstümmelter Gestalt erscheint, z. B. aogy, der Mensch, sara syogup, ich bin ein Mensch.

Hinsichtlich des Zahlwortes muß erwähnt werden, daß es in dreierlei Gestalt auftritt: erstens in seiner ursprünglichen Gestalt, zweitens in besondern Formen, welche nur für vernünftige Wesen angewandt werden, und drittens, wenn es in Verbindung mit einem Nomen auftritt, in verkürzter Gestalt, als Präfix.

Als Ergänzung dieser kurzen Schilderung und zur Veranschaulichung des Verhältnisses, in welchem die besprochenen Idiome zueinander stehen, diene folgende Uebersicht der Zahlwörter in den bisher bekannt gewordenen Sprachen der kaukasischen Bergvölker.

Awarisch:

	Chunzach	Antsuch		Artschi
	Nach Schiefner-Uslar		Nach C. Graham	
1.	ćo	so	tzo, go oder ko	os
2.	kigo	kigo	gigo	k'ue
3.	xlabgo	tabgo	tlabgo	xlew
4.	unqo	unqo	onko	ewq
5.	šugo	šugo	šago	ho
6.	antllgo	antllgo	antlgo	dixl
7.	antqlgo	antqlgo	antltligo	uik'
8.	mitqlgo	mitqlgo	mitligo	meqe
9.	ićgo	ićgo	ićgo	uć
10.	ancgo	ancgo	anžgo	uic

Andi-Sprachen:

	Andi	Tschamalal	Achwach	Botlik
1.	seb	seb	ćebe	ćeb
2.	ćego	ćeda	kedabe	keda
3.	xlobgu	qabuda	xladoabe	habuda
4.	boqogu	buuda	boqodabe	buguda
5.	išdugu	išduda	išdudabe	išduda
6.	ontllugu	antllida	intllidabe	intllida
7.	hotqlogu	hatqluda	atqludabe	hatqluda
8.	bitqligu	betqlida	bitqlidabe	bitqlida
9.	hoćogu	haq'ada	apadabe	haçada
10.	hoçogu	hazada	aćadabe	haçada

Dido-Sprachen:

	Dido	Beshit		Dido	Beshit
1.	sis	hos	6.	itlno	itlna
2.	qeno	qono	7.	otllno	atllna
3.	xlono	xlana	8.	bitllno	betllna
4.	uino	o'qona	9.	oćino	oćina
5.	xleno	tlina	10.	oćino	açona

	Hürkanisch	Kasikumükisch
1.	ca	cawa, cara, caba
2.	k'wel	k'iwa, k'ira, k'iba
3.	háv al	šanwa (šama), šanda, šanba
4.	awál	muqwa (muqa), muqra, muqba
5.	šwal	x̌owa, x̌ora, x̌oba
6.	urigál	raxwa (raxa), raxaa, rax'ba
7.	werhál	arulwa (arula), arulda, arulba
8.	gahál	mäiwa (mäja), mäira, mäiba
9.	určimal	určwa (urča), určra, určba
10.	wiçal	açwa (aça), açra, açba

	Kürinisch	Udisch	Tschetschenzisch	Thusch
1.	sad	sa	ca'	ca
2.	qwed	pa	ši'	ši
3.	p'ud	xib	xuoa	xo
4.	qud	bip	dï' (wi', ji', bi')	dhew
5.	wad	xo	pxi'	p'xi
6.	rugúd	ux	jalx	jetx
7.	erid	wuǧ	wuorh	worl$_x$
8.	müžüd	mug	barh	barl$_x$
9.	k'üd	wui	is	iss
10.	çad	wiç	iï'	itt

Abchasisch:

Grundzahlwörter		Zahlwörter für vernünftige Wesen	
1.	aky	aʒy	(ʒ = ds mit nachklingendem u oder w)
2.	ǵba	ǵǯa	
3.	xṕa	xgy	
4.	p̌šba	p̌šǰy	
5.	xuba	xuǵy	
6.	fba	fǵy	
7.	bžba	bžǵy	
8.	âba	âǵy	
9.	ž̌ba	ž̌ǵy	
10.	žaba	žagy	

Präfigirte Zahlwörter [N. č'y, Pferd]
č'yk, 1 Pferd,
ǵč'yk, 2 Pferde u. s. w.
p̌šč'yk u. s. w.

Tscherkessisch:

	Nach Lhuilier, in russischer Umschreibung	Nach Loewe
1.	зёе	zee
2.	туу	ŏh
3.	шше	shee
4.	плэ	tley
5.	тфе	tpey
6.	хуэ	shoo
7.	бзе	dley
8.	ищ	yee
9.	—	booghoo
10.	—	tsey

Literatur: A. Schiefner, Versuch über das Awarische (Mémoires de l'Acad. Imp. d. Sciences de St.-Pétersbourg, VII. Série, Tom. V), Petersburg 1862. — Derſ., Ausführlicher Bericht über Baron P. von Uslar's Awarische Studien. Ebendaſ. Bd. XVIII (1872). — Derſ., Awarische Texte. Ebendaſ. Bd. XIX (1873). — Derſ., Ueber Baron Uslar's neuere linguistische Forſchungen (Mél. Asiatiques T. V, 78—85 = Bulletin VII, 99—104). — Cyril Graham, The Avâr Language. Journal of the R. As. Soc. N. S. Vol. XIII, Pt. III. — Schiefner, Ausführlicher Bericht über Baron P. von Uslar's kürkanische Studien. Mém. T. XVII (1871). — Derſ., Ausführlicher Bericht über Baron P. von Uslar's kasikumükische Stu-

dien. Mém. Tom. X (1866). — Derſ., Ausführlicher Bericht über Baron P. von Uslar's kürinische Studien. Mém. Tom. XX (1873). — Derſ., Versuch über die Sprache der Uden. Mém. Tom. VI (1863). — Derſ., Tschetschenzische Studien. Mém. Tom. VII (1864). — Derſ., Kurze Charakteristik der Thusch-Sprache. Mél. Asiatiques II, 402—426 = Bull. hist. phil. Tom. XII. — Derſ., Versuch über die Thusch-Sprache oder die thistische Mundart in Thuschetien. Mém. VI. Série, Sciences politiques, histoire, philologie Tom. IX (1856). — Derſ., Ausführlicher Bericht über des Generals Baron Peter von Uslar abchasische Studien. Mém. Tom. VI (1863). — Люлье, Леонтій, Словарь русско-черкесскій или адигскій, съ краткою грамматикою сего послѣдняго языка (Одесса 1846). — Lowe, Dr. V., A Dictionary of the Circassian Language. In two Parts: English-Circassian-Turkish, and Circassian-English-Turkish. Containing all the most necessary word for the Traveller, the Soldier, and the Sailor; with the exact Pronunciation of each word in the English Character (London 1854).

(*W. Grube.*)

KAUKONES (*Καύκωνες*), griechiſcher und kleinasiatiſcher Volksſtamm; KAUKON (*Καύκων*), griechiſcher Heros.[1]) Ausgedehntere Niederlaſſungen des in hiſtoriſcher Zeit verſchollenen (*Strabo* VII, p. 322, VIII, p. 355) Stammes der Kaukonen ſind nachzuweiſen im weſtlichen Peloponnes und nördlichen Kleinaſien. Die peloponneſiſchen Kaukonen werden zuerſt erwähnt *Hom.* Od. 3, 366.[2]) Nach einigen Forſchern, deren Anſichten Strabo (VIII, p. 342 sq.) mittheilt, ſollten ſie die ganze Weſtküſte des Peloponnes von Meſſenien bis Dyme bewohnt haben; andere, darunter Ariſtoteles, unterſchieden zwei Gruppen, eine ſüdliche in Triphylien zwiſchen Elea und Pylos[3]) und eine nördliche am Abhange des Stollisgebirges in der Gegend von Dyme, was in kaukoniſcher Zeit den Namen Paleia getragen haben ſoll (*Paus.* VII, 17, 6). Man wird wol mit Curtius (Pelop. I, 411) die an erſter Stelle erwähnte Tradition für die älteſte Zeit gelten laſſen dürfen, wie denn auch das meſſeniſche Pylos von H. D. Müller (I, 155) mit gutem Grunde für die Kaukonen in Anſpruch genommen iſt. Durch jüngere Einwanderer — Minyer (Deimling S. 137), Achäer, Aetoler und Dorier — wurde der Stamm vermuthlich zerſprengt und auf jene gebirgigen Grenzgebiete zurückgedrängt, wo ſich in der That die deutlichſten Spuren ſeiner Seßhaftigkeit — das *μνῆμα Καύκωνος* in der Lepreatis (*Strabo.* p. 345) und der Name des Flüßchens Kaukon bei Dyme (*Strabo* p. 342) — erhalten haben.

Die kleinaſiatiſchen Kaukonen[4]) erſcheinen als Bundesgenoſſen der Troer (Hom. X, 429, XX, 329). Sie waren Nachbarn der Paphlagonen (*Scholl.* z. St. und zu Od. 3, 366) und ſollten nach Kalliſthenes einſt zwiſchen dem Gebiete der Mariandyner und Kappadoker bei Tion und am Parthenios gewohnt haben (*Strabo* XIII, p. 594); dazu ſtimmt die Notiz bei *Steph. Byz.* s. v. *Ἀράβυζα· πόλις τῆς Καυκωνίδος, ἥ τις νῦν Πεσηνοῦς ὀνομάζεται*, wo man wol mit Recht *Πεσσινοῦς* gebeſſert hat.[5]) Reſte von ihnen, die Kaukoniten (*Καυκωνῖται*, vergl. *Steph. Byz.* s. v. *Καυκώνεια*), erhielten ſich, wie es ſcheint, bis in helleniſtiſche Zeit (*Strabo* XII, p. 542).

Auf die Frage nach der ethnographiſchen Stellung des Stammes iſt die gewöhnliche Antwort, ſie ſeien arkadiſche „Pelasger“ geweſen.[6]) Man beruft ſich dafür auf die Anknüpfung des Kaukon an Lykaon (als Sohn: *Apollodor.* III, 8, 1) und die Autorität des einen der von Strabo berückſichtigten Gewährsmänner. Doch werden auch ſtammfremde, nur zeitlich ſich ablöſende Völkerſchaften vom Mythus durch ein genealogiſches Band verknüpft; gerade bei der — jedenfalls ſpät und durch bewußte Erdichtung vollzogenen[7]) — Benennung der fünfzig Söhne des Lykaon liegt die Abſicht, möglichſt viele Stämme in den Bereich der achäiſchen Sage zu ziehen, klar am Tage, und ſo deutet denn auch ein ſtarker Bruchtheil jener Namen auf nicht peloponneſiſche, ja unhelleniſche Volkselemente.[8]) Ueberdies iſt mit jener Bezeichnung nicht viel gewonnen, denn der von den Alten in vager Allgemeinheit für die älteſte Bevölkerung des Landes angewandte Pelasgername iſt für den Ethnographen an und für ſich werthlos, da er ganz verſchiedenartige Stämme umfaſſen kann.[9]) Vielleicht können wir aber von der entgegengeſetzten Seite aus dem Ziele näher kommen. Mit Recht hat man für die Forſchung über prähiſtoriſche Völkerverhältniſſe den methodologiſchen Grundſatz aufgeſtellt: man ſolle, wenn irgendmöglich, die in hiſtoriſcher Zeit erhaltenen Reſte der Stämme als Ausgangspunkt nehmen.[10]) Nun berichtet uns Strabo (XII p. 542), *τοὺς δὲ Καύκωνας οὐς ἱστοροῦσι τὴν ἐφεξῆς οἰκῆσαι παραλίαν τοῖς Μαριανδυνοῖς . . . . οἱ μὲν Σκύθας*

1) Zur Orientirung: Clinton, Fast. Hell. p. 34 fg.; Burſian, Geogr. II, 272; Pretler in Pauli's Realencyclopädie; Abel, Maked. S. 70 fg.; Deimling, Leleger S. 41. 132 fg.; Giſeke, Thrak.-pelasg. Stämme S. 126 fg.; H. D. Müller, Mythol. I, 147—187. 2) Ueber die ſachlichen Schwierigkeiten dieſer Stelle (Scholl. und Strabo a. a. O.), vgl. O. Müller, Orchom. S. 365; Deimling S. 131; H. D. Müller S. 142. 3) Daher heißt Lepreon *Callim., Hymn. in Jov.* 39 *Καυκώνων πτολίεθρον*, Kaukon *Apl.* v. h. I, 24 Vater des Lepreos); ebenſo wird *Strabo* p. 345 Kypariſſos und der Matiſtos ausdrücklich als Sitz der Kaukonen bezeichnet.

4) Vgl. C. Kämmel, Heracleotica (Planen 1869) S. 10. 5) Freilich müßte man dabei annehmen, daß ſich das Gebiet der Kaukoniaten urſprünglich in das Innere des Landes hineinerſtreckt habe, wofür weitere Anhaltspunkte fehlen. 6) Vgl. Curtius, Pelop. I, 75 und Burſian a. a. O. Hemer proteſtirt ſtreng genommen dagegen, wenn er die kleinaſiatiſchen Kaukonen neben den Lelegern und Pelasgern (wol Tyrſenern) anführt. 7) Das Verzeichniß bei Apollodor ſcheint auf Akuſilaos zurückzugehen. 8) So Makareus, Makednos, Linos, Kanethos, Phineus u. a. m. 9) Hiſtoriſch erkennbar iſt nur der Stamm der böotiſch-attiſchen (tyrſeniſchen) Pelasger, deſſen Wanderungen ſich Schritt für Schritt verfolgen laſſen und dem der Kabirendienſt eigenthümlich war (vgl. den Art. Kabiren). Ueber den gewöhnlichen Mißbrauch des Pelasgernamens vgl. die treffenden Bemerkungen H. D. Müller's Philol. XIV S. 132 und Mythol. I S. 39, Anm. 2. 100. 296. 10) A. von Gutſchmid in der Recenſion von Deimling's Lelegern, Fleckeiſen's Jahrb. 89 S. 670.

φασίν (1). οἱ δὲ τῶν Μακεδόνων τινάς (2), οἱ δὲ τῶν Πελασγῶν (3) . . . . καὶ νῦν δ' ἔτι Καυκωνίτας εἶναί τινας περὶ τὸν Παφλαγόνιον. Während das dritte Zeugniß offenbar nichts ist als ein Versuch, die kleinasiatischen Kaukonen mit den peloponnesischen in Verbindung zu setzen, beruhen die beiden ersten allem Anschein nach auf Beobachtung. Sie widersprechen sich bei der allgemeinen Bedeutung, welche man dem Stythennamen oft genug vindiciren muß, nicht geradezu; man wird aus ihnen etwa folgern müssen, daß jene Kaukoniaten als nordische Halbbarbaren erschienen, als Verwandte der thrakischen Stämme (denen trotz Abel und Deimling auch die Makedonen nahe gestanden haben werden); und so erklärt es sich denn auch, wie sie die Ilias als Feinde der Hellenen hinstellen konnte. Schon hiernach würden wir die Kaukonen mit einiger Wahrscheinlichkeit als einen der vielen thrakischen Stämme bezeichnen können, welche vor und neben den später eingewanderten hellenischen Völkerschaften in Griechenland ansässig waren. Dazu stimmt zunächst ihr Name sehr wohl, auch wenn man ihn nicht wie O. Abel (Maked. S. 70 fg.) mit dem der Kikonen zu identificiren wagt[11]); ebenso der des kaukonischen Lykos und der Lykomiden, vgl. den von Lykos getödteten *Λύκον θρᾷκα* (*Paus.* I, 27, 6) und den eng verwandten thrakischen Lykurg. Einen weiteren Anhalt werden wir in der Religion des Stammes finden.

Das Bewußtsein kaukonischer Herkunft scheint in historischer Zeit einzig die Familientradition etlicher Adelsgeschlechter festgehalten zu haben. So nennt Herodot I, 147 (vgl. V, 65) die Neleiden, welche die Führer der jonischen Wanderung waren (vgl. *Strabo* XIV, p. 632) *Καύκωνας Πυλίους ἀπὸ Κύδρου τοῦ Μελάνθου*, und diesem Zeugniß gegenüber wird der mythische Bericht bei Pausanias IV, 36, 1, sie seien „Pelasger" aus Jolkos gewesen, zurückstehen müssen.[12]) Ebenso betrachteten sich die Lykomiden als kaukonisches Geschlecht, was insbesondere aus der engen Verbindung ihres Archegeten Lykos mit Kaukon, dem Eponymos des Stammes, hervorgeht (Preller, Dem. und Perseph. S. 148). Diese Nachrichten geben uns einen Anhalt, die religiösen Anschauungen der Kaukonen kennen zu lernen. Zwar wird man zunächst kein großes Gewicht darauf legen dürfen, daß Kaukon und die Lykomiden in enge Beziehung zu den chthonischen Culten zu Eleusis und Andania gesetzt werden.[13]) Dagegen legt schon die von H. D. Müller S. 158 nachgewiesene Beziehung sämmtlicher Namen des Neleidenstammbaumes — Neleus, Melanthos, Andropompos, Boros, Penthilos, Periklymenos, Chloris[14]) — auf Hades und Persephone die Vermuthung nahe, daß Hades der *θεὸς πατρῷος* des Geschlechts war. Ebenso heißt aber auch Kaukon (*Paus.* IV, 1, 4) Sohn des Kelainos[15]) (vgl. Melanthos), und nach derselben Richtung deutet der mehrern kaukonischen Städten gemeinsame Name Pylos, worin H. D. Müller S. 154 eine Anspielung auf den Unterweltseingang erkannt hat. Was aber den Ausschlag gibt: selbständiger Hadescult findet sich nur in dem alten Stammgebiete der Kaukonen, bei den Eleern[16]) und am Berge Minthes beim triphylischen Pylos, in der Nähe des Baches Acheron (*Strabo* VIII, p. 344) — eine Thatsache, deren Bedeutung Preller in Fleckeisen's Jahrb. 79, S. 184 vergebens wegzudisputiren versucht hat[17]) und die im Verein mit jenen andern Momenten mit Nothwendigkeit auf H. D. Müller's Annahme führt, daß Hades der Stammgott der elischen Kaukonen war.[18])

11) Man beachte vor allem die Endung *-ωνες*, die sich bei den Namen der sicher hellenischen Stämme (Achäer, Argiver, Dorier, Aeoler u. s. w.) nicht findet, während sie bei den thrakischen sehr gebräuchlich ist: *Ἀλιζῶνες Ὀλιζῶνες* (Suid.), *Ἤδωνες Ἠδῶνες Ἠδωνοί*, *Διβῶνες Δισθόνες*, *Βιστόνες*, *Ἰολίονες*, *Μυγδόνες*, *Ἰάονες*; auch die böotischen *Ἄονες* (thrakisch wegen ihres Aresdienstes, vgl. den Art. Kadmos Anm. 13 fg.), mit denen die *Ἰάονες* jedenfalls in nächster Beziehung stehen (Zumpt V, 24[1]), gehören hierher. Welcker zu den „Etym. Andeutungen" Schwenck's (dessen wüste Combinationen S. 100 undiscutirbar sind) leitet den Namen von *καίω* her (S. 305 Anm.), vom „herrschaftlichen Opferamt" (Kret. Kol. S. 29), ohne jedoch die nöthigen sprachlichen und sachlichen Analogien nachzuweisen; auch Beuseler's Anknüpfung an *κεύθω* (Becher) entbehrt jeder Wahrscheinlichkeit; besser geht H. D. Müller, „Indogerm. Sprachbau" S. 106 von *καυχάομαι* aus, vgl. die EN. *Καύχανος*, *Καύκας*, *Καύκων* u. ähnl. im C. J. Gr. 12) Ueber die Entstehung dieser Sage, in der das nachbarliche Verhältniß der eleischen Kaukonen und Minyer in die Urheimat der letztern zurückdatirt zu werden scheint, vgl. H. D. Müller I, 148. Eine Vermittelung beider Traditionen ermöglicht die Ansicht Gisele's (S. 126 fg.), daß die Kaukonen in der That, wie die Minyer, aus dem hohen Norden gekommen seien; doch bleibt auffällig, daß sich bei Jolkos keine Spur von ihnen vorfindet. Deimling S. 132, 134 hält die Neleiden nach der Tradition des Pausanias für ein zugewandertes Adelsgeschlecht, gibt aber S. 136 zu, daß sie mit den Kaukonen zu „einem Volke verschmolzen".

13) Vgl. Lobeck, Agaloph. S. 663. 983. 1252; Chr. Petersen, „Griech. Myth," Sect. 1, S. 82, 253, 268, und Sauppe's Publication der „Mysterieninschrift von Andania". 14) Die gleiche Beziehung ließe auch der Name *Κύδρος* zu (vgl. den Art.), wenn ihn Welcker mit Recht durch *κυδρός* erklärt hat; bal. Hades *Κλύμενος*. 15) Bei *Apd.* v. h. I, 24 heißt er freilich Sohn des Poseidon und der Alkyonia und wird so in den Kreis der mi nyeischen Heroen heribezogen (s. D. Müller S. 145). 16) *Paus.* VI, 22, 2 *ὃ δὲ ἱερὸς τοῦ Ἄιδου περίβολός τε καὶ ναός, ἔστι γὰρ δὴ Ἠλείοις καὶ Ἄιδου περίβολός τε καὶ ναός, ἀνοίγνυται μὲν ἅπαξ κατὰ ἔτος ἕκαστον . . . ἀνθρώπων δὲ ὧν ἔσω μὲν τιμῶσιν Ἄιδην Ἠλείοι κατὰ αἰτίαν τινά*: nun setzt die Sage, daß Hades *ἐχοντα ἐν τῇ Πύλῳ τιμὰς* den Eleern im Kampfe gegen Herakles und sein Heer (d. h. die Dorier) Beistand geleistet habe. 17) Unbegreiflich ist, wie Preller den unverkennbaren Sinn der Stelle wegleugnen, ja sogar Müller eines „argen Misverstandes" zeihen konnte (vgl. Welcker, Götterlehre II, 485 fg.). In der Folge schiebt Preller für den Stammgott Hades, neben den Müller S. 125 und öfter ausdrücklich mehrere wesensgleiche Gottheiten (Kronos, Ares, Trophonios u. s. w.) anerkannt hatte, den allgemeinen Begriff des „chthonischen Gottes" unter und zieht dann *πανσυδίᾳ* gegen diesen selbstgeschaffenen Unsinn zu Felde. 18) Ebenso halte ich Müller's Hypothese, daß durch die nachweislich an der Ausbildung der eleusinischen Mysterien betheiligten kaukonischen Familien Attikas (bei. die Lykomiden Hades und Persephone in jenen Dienst eingeführt seien, für hinlänglich gesichert (anders freilich Gisele S. 126 fg., der wieder von dem dunkeln Hintergrunde seiner thrakisch-pelasgischen Stämme aus operirt); der ältere Kern der eleusinischen Göttergruppe, Hermes und Demeter, ist in dem von Theben ausgegangenen Kabirendienste erhalten, vgl. den Art. Kabiren. — Auch die hervorragende Stellung des Hades bei Homer und in der Vulgärmythologie ist von Müller S. 153 wol mit Recht aus dem Einflusse der kaukonischen Königshäuser in Jonien hergeleitet.

Wir können nicht erwarten, in den kleinasiatischen Sitzen der Kaukonen, über die wir nur sehr unzulängliche Nachrichten haben, ähnliche Spuren aufzufinden. Um so merkwürdiger ist es, daß in der Sage jener Landschaft als Dämon des ersterbenden Naturlebens *Βῶμος*, in der mythischen Königsreihe der Mariandyner neben Daskylos *Αὐκος* erscheint[19]); Namen, die wol nicht zufällig an *Βῶρος* den Neleiden und *Αὐκος*, den Ahnherrn der Lykomiden, anklingen. Auch hatte man in der Nähe von Heraklea eine *κατάβασις εἰς Ἅιδου* und eine acherusische Quelle, gerade wie z. B. beim triphylischen Pylos; doch kann diese letztere Sage mit dem Herakles mythos durch die dorischen Besiedler von Heraklea eingeführt und localisirt worden sein.[20]) Immerhin haben wir für die Consequenz, daß auch bei den kleinasiatischen Kaukonen Hadesdienst bestand, einigen äußern Halt gewonnen.

Durch dieses Ergebniß erhält unsere ethnographische Fixirung des Stammes eine neue Bestätigung. Denn daß von den „mythischen" Thrakern die Vorstellungen vom Jenseits in das Centrum ihrer religiösen Anschauungen gestellt und zu besonders festen Formen von vorwiegend düsterm Charakter entwickelt wurden, wird von der Tradition unzweideutig und einstimmig berichtet und ist besonders von O. Müller und Gerhard (Myth. §. 400) anerkannt und geltend gemacht worden. Ein selbständiger Beweis dafür ist neuerdings geliefert durch H. D. Müller's Untersuchungen über das Wesen des sicher thrakischen Stämmen zugehörigen Ares, dessen mythische Eigenschaften und Verhältnisse fast durchweg aus seiner Beziehung zum Jenseits (als Todesgott) hervorgegangen sind.[21]) Dazu kommt, daß selbst bei den historischen Thrakern, die man von den mythischen nicht wird trennen dürfen, den griechischen Beobachtern das Vorherrschen ähnlicher Anschauungen auffiel.[22]) Andere Anhaltspunkte könnten die Mythen des Hades und der Hadesheroen liefern, deren Analyse jedoch zu weit führen würde. Hier mag nur noch hervorgehoben werden, daß das wichtigste Attribut des Hades[23]); seine *κυνέη*, auf griechischen Vasenbildern durchaus jenem Kopfschmucke ähnelt, durch den die barbarischen, besonders thrakisch-phrygischen, Könige charakterisirt zu werden pflegen.[24])

Ueber den Verlauf der ältesten Wanderungen des Stammes besitzen wir keinerlei Nachrichten. Gisefe's Vermuthung (S. 126 fg.), daß er im nördlichen Griechenland neben den Minyern gesessen habe, kann nicht einmal wahrscheinlich genannt werden, da die reiche Tradition jener Landschaften nichts von ihm zu berichten weiß.[25])

(O. Crusius.)

KAULBACH (Wilhelm von), berühmter Historienmaler der Neuzeit, geboren am 15. Oct. 1805 zu Arolsen im Fürstenthume Waldeck, gestorben 7. April 1874 als Director der Akademie zu München. Keine wohlthätige Fee lächelte dem Kinde in der Wiege zu, der Vater, ein geschickter Graveur, hatte durch eigenes Verschulden den Frieden der Familie zerstört und das Kind mußte unter so trüben Verhältnissen nothwendig leiden und der ihm angeborene sarkastische Zug reichliche Nahrung erhalten. Zwar erhielt er vom Vater den ersten Unterricht im Zeichnen, aber er war nicht genügend, das offen vortretende Talent zur Meisterschaft zu führen. Dabei wurde der Schulunterricht fast ganz vernachlässigt. Es war darum für den künftigen Künstler ein glücklicher Umstand, daß der Vater des Kindes reiche Begabung erkannte und den rechten Weg einschlug, sie zur vollen Reife zu bringen. Im Herbst 1821 kam Kaulbach nach Düsseldorf, vorerst um sich durch Malen den Lebensunterhalt zu erkämpfen, dann auch um sich in seiner Kunst weiter auszubilden. Hier wirkte Cornelius, dessen ernste und classische Auffassung der Kunst in den siebzehnjährigen Jüngling eine verwandte Saite berührt zu haben scheint. Dieser wurde Schüler des großen Meisters und bald galt er als der hervorragendste unter dessen Schülern, weshalb ihm auch viele und die besten Aufträge durch die Vermittelung des Meisters zufielen. Das Großartige der Conception, die stille Größe des künstlerischen Ausdrucks, die seinen Lehrer zu einem Meister der historischen Composition stempeln, hat sich der Jünger voll angeeignet, Beweis dafür, daß in ihm dieses Talent vorhanden war und nur der Anregung bedurfte, um durchzubrechen.

Keine künstlerische Thätigkeit, auch nicht des größten Meisters, ist frei vor Fehlgriffen oder Abschweifungen vom rechten Wege. Wenn diese nicht permanent, sondern durch rasche Umkehr corrigirt werden, bleiben sie nicht ohne Nutzen für die weitere Vervollkommnung. Wir finden Kaulbach auch in solchen Momenten, in denen sein Genius zu schlafen schien, aber ein kühnes Aufraffen bringt ihn gleich wieder auf die rechte Bahn. Zu seinen ersten Arbeiten gehören einige Engelsfiguren, die er in der Kapelle des

19) Kämmel, Heracleotica S. 15. 30 (dessen Auffassung ich nicht ganz theilen kann). Lykos war hier auch Flußname, wie Kaukon bei Tyme. 20) Kämmel a. a. O. S. 50 und über das acherusische Bergebirge S. 52 fg. Hauptzeugniß *Apoll. Rhod.* VI, 470 fg. mit *Scholl.* 21) Vgl. auch Tümpel in Fleckeisen's Jahrbüchern, Suppl. XI. 707; über Ares als Thraker Crusius ebend. Bd. 123, 296. 22) Vgl. von Gutschmid in Fleckeisen's Jahrbüchern 89, 668 fg. Sie waren Cramer nach Lagarde, Ges. Abhandlungen S. 281, alle den Griechen immerhin nahe verwandt. 23) Der Gott selbst wird sonst meist ganz nach griechischem Idealtypus gebildet, obgleich sich auch von seiner Auffassung als Barbar vereinzelte Spuren erhalten zu haben scheinen: Hermann, „Die Hadeskappe" S. 15 fg. Dasselbe gilt von Ares, der z. B. in der Gigantomachie in den „Monuments Grecs" 1875, 4, tab. 1. 2 durch die Form seines Helms wie durch sein langes Gewand deutlich als Thraker charakterisirt ist. 24) Vgl. Hermann, „Die Hadeskappe" (Göttingen 1853), bes. S. 11 fg., 20 fg., der ihn bei den Thrakern Phineus, Polymestor, Tereus, Orpheus, Thamyras (Anm. 62 fg.) nachweist; dazu kommt Ares in dem oben Anm. 23 angeführten Vasenbilde. Hermann findet übrigens S. 20 den Grund zu dieser Bildung der Hadeskappe in der Auffassung des Lebens nach dem Tode als Exil, was doch wol zu künstlich und gesucht ist; augenscheinlich haben wir hier ein Stück alter sacraler Tradition vor uns.

25) „Ebthenische" Culte in Böotien beweisen nichts, da selbstverständlich nicht diese Eigenthum des Kaukonenstammes sind, sondern nur die individuelle Figur des Hades. Ebenso wenig wird man die angebliche Einwanderung der Neleiden aus Jolkos geltend machen dürfen; vgl. Anmerkung 12.

Irrenhauses in Düsseldorf zu malen hatte. Bei dieser Gelegenheit lernte er die Anstalt selbst kennen und was er hier sah, mußte sein Innerstes gewaltig berühren. Der Uebergang war zu rasch, von der idealen Sphäre, in der sich die Engelsgestalten der Kapelle bewegen sollten, für welche die ganze Schule thätig war, in die Tiefe des geistigen Elends, in die räthselhaften Schatten des Irrsinns. Der gewonnene Eindruck mußte, psychologisch genommen, bei dem Künstler zum Bilde werden, Form und Gestalt gewinnen. So entstand die Composition des Irrenhauses, die aber erst in München 1829 vollendet wurde (gestochen von Mayr). Kaulbach stellt sich in derselben ganz auf den naturalistischen Standpunkt und schildert den Gesichtsausdruck, das Gebaren der Geisteskranken mit einer Anschaulichkeit, wie der beste Irrenarzt seine Kranken nicht treffender schildern könnte. Diese Composition begründete auch sogleich den Ruf des Künstlers. Und doch muß man dieses Kunstwerk als eine Verirrung ansehen, da die Kunst nicht die Aufgabe hat, Irrthum, Laster, physische oder geistige Gebrechen um ihrer selbst willen, ohne Beimischung eines erklärenden oder sühnenden Gedankens darzustellen. Hogarth hatte zwar auch das Innere eines Irrenhauses mit packender Wahrheit dargestellt (das 6. Blatt der Folge: Leben eines Liederlichen), aber hier ist das Bild nicht um des Gegenstandes willen aufgefaßt, sondern wird durch die vorhergehenden fünf Blätter, deren Schluß es als nothwendige Folge bildet, motivirt, der Irrsinn des Liederlichen als gerechte Strafe geschildert. Der Künstler hatte sich übrigens in dieser Zeit mit großer Vorliebe mit dem englischen Charakterzeichner beschäftigt. Eine Frucht dieser Studien war es wol, daß Kaulbach oft zur Wahl einer Folge griff, um einen Gedanken dramatisch zu bearbeiten.

Im J. 1826 wurde der Künstler von Cornelius, der das Jahr zuvor nach München übergesiedelt war, dahin berufen und sogleich für monumentale Arbeiten in Thätigkeit gesetzt. In den Arkaden des Hofgartens, an deren künstlerischer Ausschmückung verschiedene Maler beschäftigt waren, malte Kaulbach die allegorischen Figuren der Bavaria, der Donau, der Isar, des Rheins und des Mains. Sie gehören zu den schönsten Arbeiten des Künstlers; derselbe hat in der Allegorie einfach und treffend Land und Flüsse charakterisirt, das mangelhafte Colorit macht sich dabei freilich um so störender geltend. Bald nach diesen Arbeiten entstand das Deckenbild im Odeonsaale: Apollo mit den neun Musen; noch reichhaltiger sollte sich seine Kunst in dem von Klenze (s. d.) erbauten Palaste des Herzogs Maximilian von Baiern entfalten. Hier wurde ihm eine Aufgabe gestellt, wie er sich dieselbe nicht besser wünschen konnte. Er führte im Tanzsaale 16 Bilder aus, Darstellungen aus der Mythe des Amor und der Psyche.

Der kunstliebende König gab auch den Künstlern vielfache Beschäftigung. So wurde Kaulbach der Auftrag, den Salon der Königin mit einer Reihe Compositionen zu Wieland's Dichtungen zu zieren, die dann Ernst Förster auf der Wand ausführte. Ebenso entstanden für den Schlafsaal der Königin 36 Compositionen zu den Dichtungen Goethe's und im Thronsaale zu Klopstock's Gedichten. Der Künstler verstand es eben so gut in das antike wie das romantische Element des ihm vorgezeichneten Stoffes einzugehen. Ließ er seine Phantasie in allen erwähnten Arbeiten durch den Auftrag leiten, so sehnte er sich naturgemäß auch nach der Ausführung eines Kunstwerkes, dessen erste Idee wie Gestaltung seinem Geiste entstieg, sein ganzes Eigenthum war. Ohne Aussicht auf eine Verwerthung seiner Arbeit, ja auch ohne Aussicht, ob sein Entwurf je die vollendete Form eines als Bild ausgeführten Kunstwerkes finden werde, machte sich Kaulbach an die Arbeit und stellte im Frühjahre 1834 die in Bleistift in großem Maßstabe sorgfältig ausgeführte Zeichnung im münchener Kunstvereine aus. Einstimmig machte sich von derselben die Ansicht geltend, daß man es hier mit einem unsterblichen Meisterwerke zu thun habe. Die Composition führt den Titel: Die Hunnenschlacht; sie basirt auf der Sage, daß nach einer dreitägigen Schlacht zwischen den Römern und den Hunnen, den Scharen Attila's vor den Mauern Roms die Geister der Erschlagenen in der Nacht erwachen und in der Luft hoch oben den Kampf fortsetzen. Mit richtigem Instinct fand Kaulbach hier die für alle Zeiten der Menschengeschichte gültige Wahrheit heraus, daß der Kampf zwischen Civilisation und Barbarei keinen Abschluß finde. Wenn man nun auch geneigt wäre, hier nichts weiter als eine Allegorie zu sehen, so muß man doch wieder zugeben, daß der Inhalt der Composition von einer historischen Thatsache — der Hunnenschlacht — ausgehend, die Geschichte der Menschheit in allen Jahrhunderten schildert. Wenn irgendein Stoff, so ist dieser sicher ein eminent historischer. Hoch oben in der Luft wüthet der Kampf, unten auf der Erde erwachen allmählich die Erschlagenen aus ihrem Todesschlafe, um sich aufwärts zu erheben und Theil am Kampfe zu nehmen. Die Composition war, wie gesagt, ohne Bestellung ausgeführt worden: es war vorderhand auch keine Aussicht, daß sie als Wand- oder Galeriebild zur Vollendung gelange, da der Künstler beim König in Ungnade gefallen war. Der Ruf indeß, den sich der Carton in der Kunstwelt erobert hatte, führte den Kunstfreund Grafen Raczynski aus Berlin nach München und dieser bestellte ein Bild nach demselben und zwar Grau in Grau. Es wird dem reichen Mäcen nicht verborgen gewesen sein, daß das Colorit Kaulbach's schwache Seite war. Bei dieser Malweise konnte sich Kaulbach's Kunst frei ergehen, auch paßte sie ganz wohl für den Gegenstand, für die Darstellung eines Kampfes schemenhafter Wesen in fahler Nachtdämmerung.

Wie gewöhnliche Sterbliche war auch Kaulbach bei anstrengender, tiefernster Arbeit einer Erholung bedürftig. Aber seine Erholung war Schaffen zugleich. Ein Wechsel des Stoffes war ihm schon Erholung. Mußte der Schalk während der Bewältigung idealer Aufgaben schlafen, so war ihm dagegen in den Stunden der Ruhe die volle Herrschaft eingeräumt. So entstand der Reineke Fuchs, eine Illustrationsfolge zu Goethe's gleichnamigem Gedichte. Hier fand seine unerschöpfliche Laune, sein Witz, seine beißende Satire ein weites, offenes Feld als

Sammelplatz und wenn schon das Wort des Dichters die Welt gewann, so riß die bildliche Interpretation des Künstlers noch mehr dieselbe hin, um so mehr, als die Publication in eine politisch stark gärende Zeit so recht wie gerufen fiel. Daß Kaulbach so manchen köstlichen Einfall des Dichters durch seinen genialen Witz im Bilde noch potenzirte, greifbarer machte, ist im Charakter des Künstlers leicht begreiflich; es ist aber ebenso nicht zu verwundern, daß er mit seiner ätzenden Satire sich in vielen Kreisen auch Feinde machte. Die ausgeführten Stiche sind von Verschiedenen; wir finden sie aber weder dem Gegenstande noch dem Kunstcharakter Kaulbach's entsprechend; sie sind zu hart und der Grabstichel drängt sich zu viel vor.

Nach derartiger Ruhepause nahm Kaulbach wieder zu einer großen heroischen Composition den Anlauf; in den J. 1837 und 1838 war der Carton fertig und fand bei seiner Ausstellung abermals enthusiastischen Beifall. Kaulbach wählte zum Stoff seines Gemäldes die Zerstörung und Eroberung Jerusalems durch Titus. Niemand wird diesem Vorwurf einen eminent historischen Charakter absprechen. Die heilige Stadt liegt in Trümmern, der Tempel steht in Flammen, Titus zieht mit seinem Heere im Triumphe ein, bereits ist auf dem Heiligthume der römische Adler aufgepflanzt. In der Mitte des Bildes steht der letzte Hohepriester von den Leviten umgeben und gibt sich selbst mit dem Dolche den Tod. An die Schrecken der belagerten Stadt mahnt die Mutter aus Bethzob, die vom maßlosen Hunger gequält den eigenen Säugling ermordet, um sich mit dessen Fleische zu nähren. Links im Vordergrunde flieht der Ewige Jude aus der Stadt, aus der ihn Dämonen vertreiben. Rechts zieht eine Christenfamilie ohne Schaden aus der gefallenen Stadt; Engel begleiten dieselbe, um sie mit dem Gefäße der Gnade, dem heil. Graal, zu schirmen. Verwaiste Judenkinder bitten die Christen, sie mitzunehmen. Ueber Wolken erscheinen die vier größten Propheten der Vorzeit als Zeugen der Erfüllung jener Strafandrohungen, womit sie das Volk Israel vergebens zur Buße aufgerufen hatten. — Wir sehen, der Künstler hat einen reichhaltigen Apparat ins Treffen geführt; dieser ist so reich, daß man im ersten Augenblick nicht alles gleich übersehen kann; Kaulbach hat sich darum auch gezwungen gesehen, Erläuterungen zu der Composition drucken zu lassen, was immer, besonders bei einem im allgemeinen bekannten Thema, wie es die Zerstörung Jerusalems ist, mislich ist. Selbst wenn wir den Vorwurf, den man gegen das Herbeiziehen von Propheten und Engeln in eine historische Composition gemacht hatte, nicht theilen, da ja Rafael auch in seinem Gemälde Begegnung des Papstes Leo mit Attila die beiden Weltapostel als Schirmer des ersteren erscheinen ließ, so werden wir doch manches auszusetzen haben. Am meisten macht sich der Mangel einer Einheit der Handlung fühlbar; wir sehen mehrere für sich abgeschlossene Gruppen, die in keinem Wechselverhältniß zueinander stehen und die man sich leicht als für sich bestehende Bilder aus dem Rahmen der Composition herausschälen kann, wie auch der Kupferstecher Merz in der That die dem Publikum am meisten sympathische Gruppe der Christen als besondern Stich ausgeführt hat. Mit Recht wird auch die allzu theatralisch gegebene Gruppe des sich tödtenden Hohenpriesters und seiner Umgebung getadelt, da ihr im Bilde eine centrale Bedeutung gegeben wird, die sie im gegebenen Falle nicht haben kann. Ob das Herbeiziehen der Sage vom Ewigen Juden in eine historische Composition sich rechtfertigen lasse, wollen wir nicht weiter erörtern. Von dem großartigen Erfolge, den der Künstler mit dieser Schöpfung errang, kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß der König den Künstler wieder in Gnaden aufnahm und ihm ein großes Atelier einräumte, ihn auch zum Hofmaler ernannte. Kaulbach malte eine Oelskizze und begab sich sodann 1839 nach Rom, da ihm Kränklichkeit eine Reise nach dem Süden zur Nothwendigkeit machte. In der ewigen Stadt wurden nun fleißig Studien zu dem Bilde gemacht. Um die alte Kunst kümmerte sich Kaulbach wenig, wie er bekanntlich auch in München ein seltener Besucher der Pinakothek war. Zurückgekehrt, nahm er sogleich die Arbeit auf und hatte die Genugthuung, daß zwei Könige (von Preußen und Baiern) den Besitz der noch nicht vollendeten Bilder erstrebten. Um einen sehr hohen Preis gelangte es in den Besitz des letzteren, der es in der neuen Pinakothek aufstellen ließ. Dieser Ausgang war für Kaulbach doppelt günstig, da der König von Preußen beim Künstler für das Treppenhaus des Berliner Neuen Museums sechs große historische Compositionen bestellte.

Diese Bestellung fällt in das J. 1845; die Arbeit selbst zog sich bis 1863, fast zwanzig Jahre hin. Es dürfte bekannt sein, daß das Treppenhaus erst infolge dieser Bestellung gebaut wurde; es mußte für die Wandbilder der Platz geschaffen wurden. Wenn aber Wandgemälde den Zweck haben, einem Raume zur Ausschmückung zu dienen, so wird man einsehen, daß hier Zweck und Mittel vertauscht wurden, denn die Bilder sind hier Zweck und der Raum wurde zum Mittel. Dies zeigt sich auch besonders klar, als das Treppenhaus nie als Eingang zum Museum gedient hat. Daß die wechselnden Standpunkte für die Betrachtung der Bilder, wo man auch stehen mag, einen richtigen Ruheplatz nie bieten können, wird jeder Besucher des Museums leicht herausfinden. Zu diesem Raume wurden sechs Flächen, je drei an den Wänden, die keine Fenster haben, zur Aufnahme der Gemälde abgemessen. Kaulbach stellte sich die Aufgabe, wie sie seines Kunstgenies ganz würdig war, die Geschichte der Menschheit, die Entwickelung der Cultur in sechs Hauptmomenten zur Darstellung zu bringen. Man wird billig zweifeln müssen, daß der reiche Inhalt dieses Gedankens in sechs Bildern abgethan werden kann, selbst wenn man die wichtigsten Momente dieser Entwickelung festhält. Auch verlangt man von Wandgemälden, daß ihr Inhalt mit dem Zwecke des Gebäudes, das sie zieren sollen, in irgendeiner Beziehung stehe, was man bei dieser Bilderfolge vergebens suchen wird, es sei, daß Homer's Ankunft in Griechenland als eine leise Anspielung auf die Sammlungen der Antiken genommen werde. Kaulbach ordnete

sich den Stoff so zurecht: Der Thurmbau zu Babel — Die Blüte Griechenlands — Die Zerstörung Jerusalems — Die Hunnenschlacht — Die Kreuzfahrer vor Jerusalem und Das Zeitalter der Reformation. Wenn es schon mislich erscheint, daß zwei Compositionen frühere Zeit hier wiederholt werden, so ist überdies zu betonen, daß die Hunnenschlacht überhaupt nicht zu den wichtigen Momenten gehört, die hier in Frage kommen. Der Gegenstand des letzten Bildes ist erst durch einen hartnäckigen Kampf mit dem Generaldirector der Museen, von Olfers, durchgesetzt worden.

Kaulbach nahm die Arbeit mit allem Ernst und allem Fleiße auf; er stand jetzt im Zenith seines Kunstschaffens. Im J. 1847 konnte bereits mit der Ausmalung begonnen werden, zu welcher er sich seines Schülers Echter bediente. Ausgeführt wurden die Bilder nicht al fresco, sondern in der von Fuchs und Schlotthauer erfundenen Stereochromie. Die Farbenwirkung derselben ist eine tiefere und wärmere als bei Frescobildern, man glaubt fast Oelbilder vor sich zu haben.

Betrachten wir nun die Bilder selbst mit kritischem Auge. Im Thurmbau zu Babel schildert uns der Künstler die Scheidung der Sprachen und Rassen. Auf den Stufen des Thurmes, dessen Weiterbau durch die Sprachverwirrung gehindert wird, thront in ohnmächtigem Trotze König Nimrod; im Vordergrunde vollzieht sich die Scheidung der Völker nach der Sprache; das Auftreten der Arier als der bevorzugten Rasse, welcher der Drang nach Freiheit, das Gefühl für alles Schöne und Edle leicht abzusehen ist, wird wirkungsvoll dargestellt, während in der Familie des Cham, deren Angesicht sich bereits dunkler zu färben beginnt, die Sklaverei sein durch die Magd angedeutet wird, die den Kleidessaum des Familienhauptes küßt. Die Gruppe der ausziehenden Arier ist zugleich ein herrliches Seitenstück zu der Gruppe der ausziehenden Christen aus Jerusalem auf dem dritten Bilde. Haben wir bereits die Hunnenschlacht ein vollendetes Kunstwerk genannt, der Thurmbau ist es nicht minder, ja hier hat sich der Künstler noch übertroffen, da er ohne Zuhilfenahme allegorischer oder anderer überirdischer Gestalten bei der Sache selbst blieb und alle Gruppen zu einer malerischen Einheit verband. Die Erscheinung des zürnenden Gottes über den Wolken hat bei einem biblischen Bilde eine innere, zwingende Berechtigung. Wir kennen kein zweites Bild des großen Meisters, das in der Composition wie in der Farbe den Anforderungen der höchsten idealen Kunst so voll entspräche wie der Thurmbau zu Babel.

Das zweite Bild führt uns nach Griechenland. Vater Homer hat den griechischen Boden betreten und dem Volke, das seinen Gesängen aufmerksam lauscht, die neuen Götter und in seiner Ilias den Kanon der Gesittung gebracht. Der Gedanke ist ganz glücklich gewählt; Poesie und künstlerische Gestaltungskraft ist ihm nicht abzusprechen. Der Künstler hat ihn auch mit großer Genialität durchgearbeitet. Dennoch verliert das Bild neben dem nachbarlichen und leidet an einer gewissen Unruhe, die vielleicht am meisten durch das Colorit verschuldet wird. Störend wirkt der rechte Vordergrund; besonders der Rücken des mittlern an den drei im Wasser stehenden Mädchen, die dem wunderbaren Worte des Ankömmlings lauschen, ist stark verzeichnet und zu lang ausgefallen. Man stelle die Nymphe außerhalb des Wassers an das Ufer und man wird über die Monstrosität der Erscheinung erschrecken. Auch die in ekstatischer Bewunderung sich in die Luft erhebende Jungfrau rechts wirkt durch die unmotivirte gespenstische Bewegung, in der sie von den Tönen des Barden gleichsam magnetisch angezogen wird, nicht ästhetisch angenehm. Dagegen ist der feierliche Zug der Götter über dem Regenbogen meisterhaft gelungen; voran schweben die Grazien mit Amor, es folgt in siegreichem Schritte Apollo, die herrliche Gruppe der Musen anführend; rechts thront Zeus über dem Wolkenthrone in himmlischer Ruhe, im Geiste des Phidias aufgefaßt; neben ihm Hera und im Grunde seine hauptgeborene Tochter Pallas. Ein poetischer Rhythmus belebt das Reich der Götter; hier war Kaulbach vollkommen vom Geiste der classischen Kunst des Cinquecento beeinflußt worden.

Beim dritten Bilde, der Zerstörung von Jerusalem, brauchen wir uns nicht weiter aufzuhalten, da es eine genaue Replik des bereits obenbesprochenen Bildes ist. Dasselbe gilt von der Hunnenschlacht, die dem vorigen Bilde gegenüber angebracht ist und hier eine sehr gute Wirkung macht, da die Farben gedämpft sind und das Gespenstische des Kampfes in den Lüften zur rechten Geltung kommen lassen. In der Frauengestalt rechts unten, die sich emporrichtet und den Kopf träumerisch nach oben wendet, hat Kaulbach die Frau des Prof. Hermann in somnambulen Zustande als Modell benutzt. Die Gesichtszüge erscheinen denn auch gegen die andern individualisirt und markirt; der Ausdruck der Hellseherin, der so recht in diese Umgebung paßt, ist mit großer Naturtreue wiedergegeben; der Kopf ist der fesselndste von allen auf diesem Bilde.

In den Kreuzfahrern vor Jerusalem, dem fünften Bilde der Folge, begegnen wir einer neuen Composition. Der Gedanke und der demselben entsprungene Drang, die heil. Stadt und mit ihr das Grab des Erlösers aus den Händen der Ungläubigen zu befreien, hielt ganz Europa längere Zeit hindurch in Athem. Einen einzigen Glanzpunkt in der langen Reihe von Kreuzfahrern und ihren Kämpfen ist es möglich zu verzeichnen, es ist der Tag, wo das siegreiche Heer der bewaffneten Pilger vor der heil. Stadt erscheint und in ihrem Anblicke neuen Muth, neue Kraft gewinnt. Diesen Augenblick hat der Künstler zur Darstellung gewählt. Von einem Hochplateau gewahren die Kreuzfahrer zum ersten mal Jerusalem vor ihren Füßen. Der Moment der Entzückung, des Jubels ist glücklich gewählt und künstlerisch zum Ausdruck gebracht. Diakonen tragen ein kostbares Reliquiarium (wol mit der Kreuzpartikel), ihnen folgt Gottfried von Bouillon zu Pferde, Gott für den Sieg dankend und ihm die Krone zum Opfer darbringend. Ueber Wolken erscheint der Heiland, neben ihm kniend Maria und im Halbkreise von sechs Propheten umgeben. In dieser Gruppe verleugnet

der Künstler nicht im geringsten seine geistige Abstammung von Cornelius; sie erinnert unwillkürlich an eine ähnliche des großen Meisters auf der kolossalen Fresko des jüngsten Gerichts in der Allerheiligen-Kirche zu München (vollendet 1849). Unschön erscheint dagegen auf Kaulbach's Gemälde der vom Rücken sichtbare, in der Mitte vorn mit ausgebreiteten Händen kniende Einsiedler Peter von Amiens, der den ersten Impuls zu den Kreuzfahrten gegeben hat und es verdient hätte, daß man an Stelle seiner Glatze dessen Gesicht sehen könnte.

Wir kommen zum sechsten und letzten Gemälde, das uns das Zeitalter der Reformation vergegenwärtigen soll. Wir befinden uns in einer gothischen Kirche. Warum in einer gothischen? wäre für die neue Zeit, der geschichtlichen Entwickelung der Baukunst entsprechend, der Renaissancestil nicht angemessener gewesen? Zu beiden Seiten des Hintergrundes gewahrt man von der Mitte des Raumes durch Säulen geschiedene Räume nach Art von Seitenschiffen, die sich in Form von einer Apsis abschließen. Im Grunde des Mittelschiffes erblickt man den Chor mit der Orgel, besetzt von Meistern des Kirchengesanges; unter dem Chore sitzen im Halbkreise die Vorläufer der Reformation, Savonarola, Wiklef, Huß, Petrus Waldus, Arnold von Brescia u. a. Rechts in dem Seitenschiffe gewahrt man Dürer auf dem Gerüste, an einem Wandgemälde arbeitend, mehr vortretend Peter Vischer, Gutenberg u. a. In der Kapelle links entwirft Kopernicus an der Wand sein Weltsystem, Galilei, Kepler und Newton leisten ihm Gesellschaft. Der Mittelgrund zeigt uns Luther und seine Mitarbeiter am Werke der Reformation, die sie durch das Wort oder das Schwert verbreitet haben. Dieser Mittelgrund, der zur Aufnahme der genannten Persönlichkeiten bestimmt ist, erscheint gegen den Vordergrund um mehrere Stufen erhöht. Hier steht Luther, im kräftigsten Mannesalter aufgefaßt, in der Mitte, die offene Bibel emporhaltend; zu beiden Seiten des Reformators reichen Zwingli und Melanchthon den Abendmahlkelch knienden deutschen Fürsten dar, die sich zu Luther hielten. Links nähert sich die englische Königin Elisabeth mit englischen und niederländischen Protestanten dem Reformator, während rechts vor dem Pfeiler König Gustav Adolf mit gezogenem Schwerte, auch ein Pfeiler des Protestantismus, seinen Ehrenplatz erhielt.

Die lebendigste und ungezwungenste Gruppirung weist der Vordergrund nach. Links steht Columbus, die Rechte an den Globus stützend, den Martin Behaim, der berühmte Seefahrer aus Nürnberg, verfertigt hat und der hier zur Rechten des Columbus steht. Sebastian Frank, der Geschichtschreiber, der Arzt Paracelsus, der Kosmograph Münster und Baco von Verulam hören aufmerksam den Erklärungen des Columbus zu. Die gelungenste Gruppe ist aber rechts. Hier stehen in der Mitte Reuchlin und Erasmus von Rotterdam docirend; vor ihnen sitzen Shakespeare, Cervantes, Thomas Morus, Hutten u. a., die aufmerksam die Erörterungen der großen Gelehrten aufzunehmen scheinen; rechts zieht Petrarca aus einem antiken Sarkophag ein Manuscript des Homer ans Tageslicht. Um beide Gruppen des Vordergrundes unbekümmert, sitzt Hans Sachs, der nürnberger Schuster und Volksdichter, in der ungezwungensten Weise auf dem Erdboden und schreibt Verse in ein Buch ein, die er bedächtig mit der linken Hand scandirt. Das wäre der Inhalt der figurenreichen Composition. Wie wir rühmend den Aufbau der Gruppen hervorgehoben haben, so sei noch hinzugefügt, daß sich der Meister angelegen sein ließ, auch die Porträtähnlichkeit der Dargestellten zu wahren, wenn er auch dieselbe zu idealisiren bestrebt war. Eine Ausnahme macht Columbus, der als eine Idealfigur aufgefaßt ist. Es mag ihm ein echtes Porträt des Amerika-Entdeckers nicht vorgelegen haben.

Keins der sechs Bilder hat so zahlreiche Vorwürfe und so strenge Kritik gefunden wie gerade dieses. Wenn man alle Personen des Gemäldes einzeln, jede für sich betrachtet, so muß man jeder unbedingtes Lob spenden. Die herbe Kritik bezieht sich auch nicht auf die Einzelperson, sondern auf die Composition des Ganzen, und hierin ist der Künstler leider nicht immer im Recht.

Die Composition führt den Titel: Zeitalter der Reformation; es kann mit demselben Rechte Zeitalter der Renaissance genannt werden, da die vordern Gruppen — und auch die in den Nischen — Repräsentanten der geistigen Gärung vorführen, wie sie vor und während des Eintritts der Reformation in die Geschichte die Geister aller Länder aufregten. Will man diese vordern Gruppen als das Fundament nehmen, auf dem sich die Reformation aufbaute, dann ist die Hauptsache, diese letztere nämlich, zu weit in den Hintergrund zurückgedrängt. Die Hauptperson der Composition erscheint durch ihren Standpunkt im Grunde nicht als solche und wenn man die beiden Gruppen vorn genauer ansieht, so stehen sie in keiner Beziehung zum Reformator und bilden abgeschlossene Kreise für sich, die alles das, was sich hinten vollzieht, nicht im geringsten angeht und berührt. Um dieser Gleichgültigkeit willen, die der Vordergrund zur Schau trägt, erscheint die Handlung Luther's, der ihnen die Bibel zeigt, unmotivirt und der Witz hat eine gewisse Berechtigung, der in dem Reformator einen Auctionator erblickte, der irgendeine kostbare Incunabel der Bibel ausruft. Fassen wir das Bild schließlich als einen integrirenden Theil der Malereien des Treppenhauses auf, die den Zweck hatten, in historischen Gemälden die Entwickelung der Cultur zum künstlerischen Ausdruck zu bringen, so müssen wir einräumen, daß dieses sechste Bild, weil keine historische Composition, in diesen Rahmen nicht paßt. Man kann freilich, wenn man den Gesammtinhalt der Composition in sich aufgenommen hat, durch Reflexion sich die historische Entwickelung der Reformation klarlegen, aber dazu genügt die Lektüre eines Geschichtswerkes, für welches das Bild eine treffliche Illustration abgäbe.

Mit diesen sechs Bildern war Kaulbach's Thätigkeit im Treppenhause nicht erledigt. Zwischen den Bildern sind breite, pilasterartige Flächen, in deren oberer Hälfte die allegorischen Figuren Aegypten, Griechenland, Italien und Deutschland enthalten sind; darunter sind vier Gesetzgeber, Moses, Solon, Karl der Große und Friedrich der Große, angebracht. Daß sich diese historischen Ge

stalten mit den allegorischen über ihnen nicht durchweg decken, wird man leicht einsehen. Ueber den Bildern läuft als Abschluß gegen die Wandflächen ein langer Fries mit Kindergestalten, welche die Weltgeschichte im Spiegel der Parodie zur Darstellung bringen. Hier hat Kaulbach eine Fülle geistreicher und launiger Einfälle verwerthet. Noch blieben vier Wandflächen über den Thüren und ebenso viele an den Fensterwänden zur Aufnahme bildnerischen Schmuckes offen. Auf den erstern brachte der Künstler die allegorischen Figuren der Sage, der Geschichte, der Dichtkunst und der Wissenschaft an. Die erste Figur, die Sage, ist vortrefflich concipirt und gehört zu dem Besten, was Kaulbach erdacht hat. An den Fensterwänden sieht man schließlich die kolossalen schwebenden Gestalten (in pompejanischer Auffassung) der Baukunst, Bildnerei, Malerei und Kupferstecherkunst. Kaulbach wählte diese Figuren ohne Zweifel, um denn doch auf irgend eine Art der Forderung des Museums und seines Inhaltes gerecht zu werden.

Von allen Bildern des Treppenhauses existiren treffliche Stiche in Linienmanier sowie zahlreiche Photographien, denen wieder meistentheils die Stiche zu Grunde liegen.

Bei einem so großartigen Werke, wie die Gemälde des Treppenhauses im berliner Museum, sollte man glauben, daß des Künstler's Arbeitskraft lahm gelegt wurde. Menschlich betrachtet wäre es ganz natürlich. Aber schon während der Arbeiten für das berliner Museum nahm der Meister einen ungeschwächten Anlauf zu neuen großartigen Schöpfungen. König Max II. ließ für das von ihm erbaute Maximilianeum Gemälde ausführen, die hervorragende Momente der Weltgeschichte zum Gegenstand haben sollten. Auch Kaulbach's Kunst wurde in Thätigkeit gesetzt, die Schlacht von Salamis ihm als Vorwurf gegeben. Dieses entsprach vollkommen dem Kunstcharakter des Meisters. Freilich erzählt er uns nicht einfach den historischen Vorgang, sondern webt Sage und Mythologie mit der Geschichte zusammen, um letztere auf diese Art zu erklären. Gleichsam als angeschlossene Moral erscheint Poseidon und hält höhnend dem fliehenden Perserkönige die Kette entgegen, mit welcher dieser im Uebermuthe die Meereswellen, das Reich Poseidon's, züchtigen wollte.

Im Laufe der vierziger Jahre entstand noch eine andere monumentale Arbeit in München. Kaulbach erhielt vom Könige den Auftrag, die Außenwände der neuen Pinakothek mit Bildern zu verzieren, welche die Entwickelung der modernen Kunst seit Anfang dieses Jahrhunderts darstellen sollten. Insbesondere sollte die Thätigkeit der münchener Kunstschule während der Regierung des Königs ihren beredten Ausdruck finden. Kaulbach, der ja selbst persönlich sich im Kreise der darzustellenden Zeit bewegte, konnte der Versuchung nicht widerstehen, seinen Witz, seinen ätzenden Sarkasmus über Lebende und Todte strömen zu lassen, was ihm natürlich großes Mißfallen und Feindseligkeit von allen Seiten zuzog, um so mehr, als selbst Cornelius nicht verschont wurde. Das Wandgemälden im Freien ungünstige Klima des Nordens zieht aber unbarmherzig (oder vielmehr barmherzig) den Schleier der Verblassung über das Object hartnäckigen Kampfes.

Neben diesen umfangreichen Arbeiten entstanden in der ganzen Zeit noch viele kleinere, manche, deren Kenntniß sich ganz dem großen Publikum entzog, wie Bildnisse, die er in Oel oder in Kreide ausführte. Außerdem schüttete er nur so aus dem unerschöpflichen Füllhorn seiner Kunst eine Fülle von Zeichnungen und Illustrationen, wie für die Werke Shakespeare's, welche gestochen und für jene Goethe's und Schiller's, welche photographirt wurden und in zahllosen Exemplaren den Kunstmarkt bereicherten. In letzter Zeit seines Lebens (1866) wandte sich sein Zeichenstift auch den Opern Wagner's zu, aus denen er mehrere Motive componirte. Die Illustrationen zu Shakespeare sind nicht als durchweg gelungen zu nehmen; es ist Kaulbach, der sich hier vordrängt und den britischen Dichter zu sich zieht, statt daß der Illustrator sich pietätvoll an den Dichter angelehnt hätte.

Aus Goethe's Werken wählte er die Frauengestalten zur Darstellung, unter welchem Titel die Sammlung publicirt wurde. Jedenfalls sind die Frauen auf dem Blatte: Goethe auf dem Eise, nur nebensächliche Staffage. Dagegen ist „Lotte" vortrefflich aufgefaßt, auch längst jedermanns Liebling geworden. Schiller's Muse scheint dem Künstler verwandter zu sein, da sich beide, der Dichter wie der Zeichner, zum Schwunghaften oder Pathetischen hinneigen. Deshalb gelingt ihm Tell in der bekannten Scene, da dieser den Kahn durch die sturmbewegte See führen will und in welcher Kaulbach für die menschliche Leidenschaft in dem tobenden Element eine treffliche Folie gewinnt. Nicht minder ist Don Carlos und Maria Stuart gelungen. Wenn die Illustration der deutschen Dichter mehr Anklang fand als die des Shakespeare, so mag dazu das hier gewählte Reproductionsmittel wesentlich beigetragen haben, da die Photographie naturgetreuer Kaulbach's Kohlenzeichnung wiedergab als der ängstlich ausgeführte Stich der Shakespeare-Galerie, der sich hart und kalt ansieht. Man sollte es auch nicht unternehmen, eine breite, kühne Kohlenzeichnung durch enge und dünne Strichlagen wiedergeben zu wollen.

Wir müssen noch eines größeren Gemäldes Erwähnung thun, das der Künstler 1859 für die Kunsthalle in Nürnberg ausführte. „Kaiser Otto III. besucht die Leiche Karl's des Großen in der Gruft zu Aachen", ist der Gegenstand desselben. Kaulbach hat das große Wandgemälde mit staunenswerther Virtuosität ausgeführt; es wirkt um so ruhiger und tiefer, als sich der Meister hier streng an das Historische hielt und der Allegorie keine Zugeständnisse machte.

Man kann nicht gleiches Lob einer andern Composition spenden, wenngleich auch hier ein transscendentaler Apparat vermieden wurde. Es ist der 1869 componirte Ketzerrichter Don Pedro d'Arbues. Es ist bekannt, daß der Künstler, so scheu er sich vor seinen Collegen zurückzog, doch an den politischen und religiösen Kämpfen der Zeit den lebendigsten Antheil nahm. Als Arbues heilig gesprochen wurde (1868), da wurde bei dieser Nachricht das Innere des Künstlers gewaltig ergriffen, so gewaltig, daß selbst sein Witz verstummte und nur der Groll, der

Zorn sich seiner bemächtigte. In dieser Gemüthsaufregung ergriff er die Kohle und warf auf die Wand seines Ateliers das erschreckliche Bildniß des Ketzerrichters hin, wie sich seine im Zorn erhitzte Phantasie eben ein menschliches Scheusal dachte. Später entstand die volle Composition, indem er dem Arbues noch zwei Gehülfen in Dominikanertracht zugesellte und sie das blutige Gericht über die unglücklichen Opfer der Inquisition halten ließ. Den Helden der Composition selbst hat er mit einer solchen diabolischen Häßlichkeit ausgestattet, daß man sich mit Abscheu wegwendet, um so mehr, als in der Composition kein mildernder Ruhepunkt zu entdecken, kein versöhnender Accord angeschlagen wird. Das ist Tendenzkunst der schlimmsten Sorte; eine solche Predigt belehrt und versöhnt nicht. Wenn fliegende Blätter der Reformationszeit, wo die Geister aneinander platzten, solche Fratzen aufweisen, die man sich von beiden Lagern zuwarf, so liegt dies im Zeitgeiste, von dem doch der unserer Tage gottlob weit entfernt ist. Als Caricatur in einem Witzblatte hätte die Composition ihre Berechtigung, so aber entweihte sie die heilige Kunst.

Ein Jahr früher hatte er die „Charitas" gemalt. Es ist ein junges üppiges Weib, das einem halberwachsenen Jungen die Brust reicht. Von Liebe durchglüht ist die ganze Erscheinung, Liebe fordert ihr sinnlich-frivoler Blick, aber es ist nicht die „Charitas" die himmlische reine Liebe, wie sie Rafael an der Predella zur Grablegung Christi so ideal aufgefaßt hat. Wie viel mag der Urbinate für dieses Juwel der Kunst erhalten haben?

Kaulbach erhielt für seine „irdische Liebe" zwanzig tausend Gulden. Das Bild ging nach Boston. Ueberhaupt scheint der Meister der Darstellung der „irdischen Liebe" gern nahe getreten zu sein; wie er auf seinem Gemälde der Schlacht von Salamis mit scheinbarer Vorliebe der Gruppe des im Meere versinkenden Harems des Königs Xerxes eine besondere Sorgfalt zuwendet, so hat er auch einige Compositionen hinterlassen, die freilich nicht für das große Publikum bestimmt waren, aber dennoch, vielleicht eben deshalb, weite Verbreitung fanden. „Wer kauft Liebesgötter?" heißt eine derselben, und wer sie kennt, wird bei aller Genialität, mit der sie gezeichnet ist, gewiß bedauern, daß das reizende, naive, anmuthige Bild, das man in Pompeji fand und das denselben Namen hat, durch dieses Monument der Libertinage so arg beleidigt werde. Die Zeichnung trieb sich lange in Wien und Berlin herum, ohne einen Käufer zu finden. Der Preis und auch die Größe derselben mag den Ankauf erschwert haben.

An diese Arbeiten reihen wir gleich einige Zeichnungen an, die durch die Photographie vervielfältigt wurden und in das Kapitel der Todentänze gehören. Es war vorauszusehen, daß Kaulbach bei seinem Charakter sich weder an die Idee noch an die Form der alten Todentänze, wie sie durch Holbein, Manuel Deutsch u. a. in die Kunst eingeführt wurden, anschließen werde. Es sind vier Blätter erschienen. Auf einem erscheinen die Fürsten, um dem Sohne Napoleon's I. die Krone von Italien anzutragen und ihm zu huldigen. Der Tod, im Gewande des Nuntius, führt das Wort und setzt dem danach verlangenden Kinde die Krone, die aus Menschenknochen gebunden ist, auf. Auf dem zweiten packt der beflügelte Tod die Köpfe eines Dominikaners und eines protestantischen Geistlichen und stößt sie aneinander; auf dem dritten zeigt Papst Pius IX. die Himmelsschlüssel, während der Tod mit der Sense, mit der Freiheitsmütze und dem Rosenkranze (!) ihm das Stundenglas weist und ein zweiter Tod im Gewande eines Pastors an das Thor pocht. Renan's Leben Jesu und Kant's Kritik liegen zu seinen Füßen auf der Erde. Das vierte endlich zeigt uns Humboldt, dem der Tod, als Indianer costumirt, artig den Kosmos von der Schulter abnimmt und ihm das offene Grab zeigt. Vielleicht wird die Nachwelt viele geistreiche Erklärungen auf diese enigmatischen Darstellungen verschwenden; hier ist nicht der Ort, den Witz zu zergliedern, nur sei bemerkt, daß in den drei erstgenannten sich die Caricatur sehr breit macht und kein ästhetisches Behagen aufkommen läßt. Es ist immerhin traurig, wenn man die Gegenwart eilig in die hohe Kunst übertragen will, die man denn doch der Nachwelt und ihrem Urtheile überlassen sollte. Die Zeichnungen sind 1868 entstanden.

Diese kleineren Arbeiten fallen in die letzte Lebensperiode des Künstlers. Vor denselben aber hatte er noch ein Kunstwerk geschaffen, das zu seinen besten zu rechnen ist. Es ist sein „Nero", vollendet 1866, nachdem bereits zehn Jahre früher ihn der Gedanke anfing zu beschäftigen. Aus dem Kaiserpalaste ist der Imperator auf die Terrasse herausgetreten, von der eine Treppe herabführt; er erscheint als Apollo, um sich als improvisirender Dichter zu zeigen. Der zahlreiche Hofstaat bildet dessen Gefolge, halbnackte Römerinnen drängen sich durch die Palastgarde, um dem Kaiser, der sich zum Gott erhoben hat, Blumen zu streuen; Tigellinus, der Hofschmeichler Nero's, klatscht ihm Beifall zu. Den Hochmuth und die Schlemmerei des römischen Despoten hat der Künstler meisterhaft ausgedrückt; von üppigen Weibern umgeben hebt er den Weinpokal mit einer Hand empor, während die andere in die Saiten der Lyra greift, die ihm ein nackter Knabe vorhält. Sicher wollte der Künstler auf diese Weise die bekannte Trias Wein, Weib und Gesang betonen. In den schönen Knaben, die die Rolle von Mundschenken üben, ist leise eine andere Schattenseite des aus Griechenland ererbten römischen Sybaritismus angedeutet. Während uns die auf der Terrasse oben versammelte vornehme Gesellschaft die verrottete Wirthschaft der Neronischen Regierung zeigt, spielt sich auf der Ebene unten eine ganz andere Geschichte ab. Hier wird das Martyrium der beiden Weltapostel Petrus und Paulus dargestellt; links sieht man die Kreuzigung mehrerer Christen, denen in der Mitte auch Petrus zugesellt wird, rechts wird Paulus, der sich mit Abscheu von der sodomitischen Gesellschaft auf der Terrasse abgewendet hatte, gefangen weggeführt. Zu beiden Aposteln drängen sich Gläubige muthig hinzu, um Abschied zu nehmen oder sich offen als Christen zu bekennen, um mit den Märtyrern desselben Heldentodes zu sterben. Gerade die Schilderung dieser Scenen ist dem Meister in hohem Grade gelungen;

der Vordergrund böte ein ergreifendes Gemälde für sich, auch wenn dessen tiefe Bedeutung durch den Gegensatz, den der trunkene Cäsar mit seiner bachantischen Umgebung hervorruft, nicht noch greller beleuchtet wäre. Wie hängen nun beide Gruppen, die im Uebermuth jauchzende auf der Terrasse und die der Leidenden und Sterbenden unten, zusammen? Die rauchenden Lehmhütten Roms im Hintergrunde geben die Antwort. Nero will Paläste um sich haben, er selbst läßt das Feuer anlegen, die Schuld aber auf die Christen wälzen. So erreicht er zwei Zwecke zugleich. Der nie zu versöhnende Gegensatz von Heidenthum und Christenthum mußte die grausame Verfolgung des letzteren im Gefolge haben, denn ersteres war im Besitz der Macht. Dieser Gegensatz prägt sich im Bilde deutlich aus; der Machtbesitzer oben auf der Terrasse im Vollgenusse seiner Herrlichkeit, das Christenthum in seinen Hauptstützen erniedrigt, gefesselt, gemordet. Und doch ist die ganze Composition so durchsichtig, daß man in der Erscheinung des Paulus das bald siegreiche Princip erkennen kann, vor dem die Heidenwirthschaft oben in den Abgrund herabstürzen muß. So hat diese letzte größere Composition des Künstlers einen durch und durch historischen Charakter. Kaulbach hatte auch einzelne Episoden in das große Ganze einzuflechten verstanden, die ergreifend sind; so wenn die Gattin sich dem links am Feigenbaume gekreuzigten Gatten nähert und dem Sterbenden das Kind zum Abschiedskusse darhält, oder das an der Treppe des Palastes mit ihren zwei Kindern getödtete Christenweib, das fest noch das Kreuz an ihre Brust drückt.

Wenn wir die lange Reihe Arbeiten überblicken, die Kaulbach in seinem Leben vollendet hatte und dabei auf die vielen kolossalen Compositionen Rücksicht nehmen, die sich darunter finden, so müssen wir staunen über den Fleiß, die Arbeitsseligkeit und ungeschwächte Productivität seiner Phantasie. Darunter sind viele Werke, die unsterblich bleiben und auch seinem Namen die Unsterblichkeit sichern. Daß sich einem so reichen Lebenswerke auch Menschliches mit seinen Schwächen und Irrungen beimischt, wird uns nicht hindern, dem anerkannt Vollkommenen Anerkennung und Würdigung zu zollen. Seine Mitwelt hat ihm diese in reichem Maße entgegengebracht. Der König hatte ihm das Groß-Komthurkreuz des heil. Michael verliehen und ihn in den Adelstand erhoben, in Paris erhielt er die goldene Ehrenmedaille und das Offizierskreuz der Ehrenlegion, von Oesterreich das Commandeurkreuz des Franz-Joseph Ordens. Seit 1837 war er bairischer Hofmaler, Mitglied aller hervorragenden Kunstanstalten und seit 1849 Director der münchener Akademie, als welcher er am 7. April 1874 an der Cholera starb.

(*J. E. Wessely.*)

KAULBARSCH ist der verbreitetste Name einer Fischart aus der Familie der Barsche (Percoidei), welche in Deutschland noch die localen Namen Schroll, Pfaffenlaus, Rotzwolf, Rotzkahr, Autz (Basel), Kugelbarsch und Goldfisch (Schlesien) trägt. In Schweden heißt er Gorš, in Frankreich perche goujonnière oder Gremille, in England ruffe oder pope. Der Fisch gehört zur Gattung Acerina (*Cuvier*), welche von dem Flußbarsch (Perca) und Zander (Lucioperca), ihren Familiengenossen, durch den Mangel von Zähnen an Gaumenbeinen und Zunge, durch den bedornten Vordeckel, vom Sander noch durch die Vereinigung der bei diesem vorhandenen zwei getrennten Rückenflossen zu einer nur eingekerbten abweicht und besonders noch durch die Einsenkung der sogenannten Schleimkanäle am Kopfe in tiefe Gruben ausgezeichnet ist. Die mit dem Namen Kaulbarsch bezeichnete Art, A. cernua, weicht von der größeren, auf das Donaugebiet beschränkten Art, dem Schrätzer, durch die breite, rundliche, abgestumpfte Schnauze und überhaupt gedrungenere Gestalt und durch die geringere Zahl der Stachelstrahlen in der Rückenflosse (12—14, gegen 18—19 beim Schrätzer ab. Ihre Farbe ist am Rücken und an den Seiten olivengrün (nach unten heller), mit unregelmäßig zerstreuten dunkeln Punkten und Flecken, Rücken- und Schwanzflosse mit schwärzlichen Punkten. Sie ist durch ganz Mitteleuropa, England, Skandinavien, Rußland bis Sibirien verbreitet, ist in Norddeutschland häufiger als in Süddeutschland und fehlt in den Alpengewässern. Ihre Größe beträgt 20—25 Centim. Sie findet sich in schnell und langsam fließenden Wässern und nährt sich von Fischbrut, Insekten, Würmern, auch von Gras und Erde. Ihr Fleisch wird in manchen Gegenden sehr geschätzt. (*J. Victor Carus.*)

Kaulkopf, ſ. Cottus.

Kaulquappe, ſ. Batrachia.

KA-ULUNG, Stadt und Halbinsel an der Südküste Chinas in der Provinz Kuangtung, der seit 1841 den Engländern gehörenden Insel Hongkong gegenüber; die Engländer ließen sich hier, jenseit der Lei-i-mun-Passage, im J. 1861 diese Küstenstrecke von zwei deutschen □Meilen abtreten, weil dieselbe den Monsunen zugänglich und daher gesund ist. Man hat deshalb in Ka-ulung Sanitarien errichtet und dient dem im Aufblühen begriffenen Orte, namentlich den Bewohnern von Victoria, der Hauptstadt Hongkongs, als besuchter Sommeraufenthalt. (*Richard Oberländer.*)

KAUMUSKELN sind ein System von Muskeln, die den Unterkiefer gegen den Oberkiefer bewegen und so die Zerkleinerung der Speisen bewirken. Das System besteht beiderseits aus dem Musc. temporalis, masseter, pterygoideus internus und externus. Der M. temporalis, der größte von ihnen, entspringt vom Planum temporale (Schuppe des Schläfenbeins, großer Flügel des Keilbeins und anstoßender Theil des Stirn- und Scheitelbeins); seine Fasern convergiren nach dem Processus coronoideus des Unterkiefers hin, woselbst sie sich inseriren. Der M. masseter entspringt vom Jochbogen mit einer stärkeren, vordern und einer schwächeren hintern, tiefer gelegenen Portion. Die Fasern ziehen senkrecht und etwas schräg nach unten und inseriren sich an der äußern Fläche des Unterkieferastes. Der M. pterygoideus internus kommt aus der Fossa pterygoidea des Keilbeins, und geht nach abwärts zur innern Fläche des Unterkieferastes, woselbst seine Insertionsfläche genau der der vordern Portion des Messeter

entspricht. Der M. pterygoideus externus liegt in der Tiefe der Schläfengrube, entspringt vorzugsweise von der äußern Fläche der Lamina ext. des Processus pteryg., zieht mit seinen Fasern horizontal nach hinten und inserirt sich an der vordern und innern Seite des Unterkieferhalses.

Bei den Kaubewegungen concurriren die genannten Muskeln in der Weise, daß der Unterkiefer durch die gleichzeitige Contraction mehrerer von ihnen gehoben, vor-, rück- oder seitwärts bewegt wird. Das Heben des Kiefers — die eigentliche Beißbewegung — geschieht durch Tempor., Masset. und Pteryg. int.; die Vorwärtsbewegung durch den Pteryg. ext. und die vordere Portion des Masset.; die Rückwärtsbewegung durch die hintere Portion des Masset. und die fast horizontal verlaufenden hintern Fasern des Temporalis. Die seitlichen Verschiebungen endlich kommen zu Stande durch einseitige Wirkung des Pteryg. int. und ext.

Den genannten Muskeln reiht sich der M. biventer mandibulae an. Er entspringt mit seinem hintern Bauche von der Incisura mastoidea des Schläfenbeins; seine mittlere Sehne durchbohrt den M. stylohyoideus; sein vorderer Bauch setzt sich an den untern Rand des Unterkiefers an. Die Wirkung des M. biventer besteht in dem Herabziehen des Unterkiefers.

Die Innervation der Kiefermuskeln geschieht vom dritten Aste des Nerv. trigeminus aus und zwar durch die Fasern der sogenannten motorischen Wurzel des Trigeminus. Die Reizung dieser Wurzel bewirkt Beißbewegungen, ihre Durchschneidung vollständige Lähmung der Kiefermuskeln.

Kaumuskelkrampf ist meist Theilerscheinung eines allgemeinen Tetanus und tritt entweder als klonische oder als tonische Form auf. Beim tonischen Kaumuskelkrampf, Trismus, Kieferklemme sind die Kiefer gegeneinandergepreßt und ist das Oeffnen des Mundes, das Einführen von Speisen sowie das Kauen unmöglich; die fest contrahirten Kaumuskeln springen deutlich hervor und schmerzen lebhaft. Bei einseitigem Krampfe der Pterygoidei wird der Unterkiefer nach der entgegengesetzten Seite verschoben. Beim klonischen Kaumuskelkrampf wird der Unterkiefer entweder auf- und abwärts- oder seitlich hin- und herbewegt; so entstehen das Zähneklappern im Fieberfrost, das Zähnenknirschen bei vielen Gehirnkrankheiten, die krampfhaften Kaubewegungen bei epileptischen, hysterischen und andern Krampfanfällen.

Aetiologisch bedingt ist der Trismus am häufigsten durch Erkältungen, selten durch directe Reizzustände an den entsprechenden Nerven. Die klonische Form ist meist centralen Ursprungs. Selbständige, isolirte Formen des Kaumuskelkrampfs entstehen meist reflectorisch von verschiedenen Nervengebieten aus, am häufigsten vom dritten Aste des Trigeminus bei Affectionen der Zähne, des Zahnfleisches und des Unterkiefers. — Die Prognose ist günstiger bei den rheumatischen und reflectorischen Formen, zweifelhaft bei centralem Ursprunge.

Die Behandlung des Kaukrampfs wird sich nach der Art seines Ursprungs zu richten haben. Bei centralen Störungen und den allgemeinen Krampfformen wird die Therapie sich allgemein gegen diese richten. Bei den rheumatischen Formen empfiehlt sich energische Diaphorese, Ableitung auf die Haut, Jodkalium; bei den reflectorischen Formen die entsprechende Causalbehandlung. Die directe Behandlung des Kaukrampfs besteht in der Anwendung beider Arten des elektrischen Stromes, der Hautreize, in der innerlichen Darreichung der Narcotica, besonders des Opium und Morphium, der Cannabis indica, des Atropin; in hartnäckigen Fällen werden Arsen, Jodkalium, Zincum valerian. empfohlen.

Kaumuskellähmung kommt selten vor und zwar bei Erkrankungen der Schädelbasis, welche die motorische Portion des Trigeminus mitbetreffen oder bei Affectionen des Pons oder der Medulla oblongata. Der Unterkiefer hängt bei Kaumuskellähmung schlaff herab und die Muskeln können atrophiren oder durch secundäre Contractur den Unterkiefer heben. Nicht selten bestehen gleichzeitig Lähmungen benachbarter Gehirnnerven, z. B. der Augenmuskelnerven, des Facialis; häufiger ist gleichzeitige Anästhesie im Gebiete des Trigeminus, zuweilen nur auf den dritten Ast beschränkt. Gegen Kaumuskellähmung empfiehlt sich außer der causalen die örtliche elektrische Behandlung. (*Gustav Schütz.*)

KAUNITZ (Wenzel Anton, Fürst von), Graf von Rittberg, österreichischer Staatsmann. Kaunitz, einer der jüngeren Söhne des Grafen Max Ulbrich Kaunitz und der Gräfin Rittberg, Enkel des einflußreichen Staatsmanns Dominik Andreas Kaunitz, ward am 2. Febr. 1711 zu Wien geboren. Zunächst für den geistlichen Stand bestimmt, dann nach dem Tode der älteren Brüder für den Staatsdienst, studirte er auf den Universitäten zu Wien, Leipzig und Leyden, machte dann vielfache Reisen durch England, Frankreich und Italien, vermählte sich 1736 mit der Gräfin Marie von Starhemberg (gestorben 1749), trat 1737 als Mitglied in den Reichshofrath, fungirte als Commissar am Reichstage zu Regensburg und von 1740 in diplomatischen Missionen zu Florenz, Rom, Turin, bis er 1744—1746 als Beirath an der Seite des Statthalters der Niederlande seinen Platz fand, in welcher Thätigkeit er jedoch wiederholt um seine Entlassung bat, bis er im December 1747 den Botschafterposten in London erhielt, den er im Februar 1748 verließ, um an den Verhandlungen des Aachener Congresses Antheil zu nehmen. Maria Theresia hatte längst ihr Augenmerk auf den jungen, geschickten Diplomaten gerichtet und berief ihn als ihren Berather nach Wien, wo er als geringstes Conferenzmitglied in den Kreis ihrer Räthe eintrat. Neid und Eifersucht ließen ihn jedoch noch nicht in die Stelle einrücken, welche Maria Theresia ihm zugedacht hatte, und er ging 1751 nach Versailles, wo er als Gesandter eine vollständige Umwälzung in der traditionellen französischen Politik bewerkstelligte. Am 13. Mai 1753 wurde Uhlefeld zum Obersthofmeister der Kaiserin ernannt und Kaunitz rückte in seine Stelle als Hof- und Staatskanzler. Er organisirte die neue Staatskanzlei in der Weise, daß er von allen übrigen Ministern unabhängig war, und wählte Friedrich Freiherrn von Bin-

der (geboren 1708 zu Wetzlar) zu seinem Hülfsarbeiter und Vertrauten. Nach langen Verhandlungen mit Frankreich, welche er jedoch so führte, daß er sich auch nach England hin die Hände frei behielt, wurde im Mai 1756 der österreichisch-französische Allianzvertrag abgeschlossen. Gleichzeitig wurde Rußland in das österreichische Interesse gezogen und das deutsche Reich gegen Friedrich von Preußen aufgeboten, der gegen die große Coalition nun seinen siebenjährigen Kampf zu bestehen hatte. Wenn in dem Siebenjährigen Kriege die russischen Armeen ihre Schuldigkeit gethan hätten und Frankreich nicht im tiefsten Verfalle gewesen und die deutsche Reichsarmee nicht, wie man in Berlin mit Recht sie nannte, eine Reißausarmee gewesen wäre, unzweifelhaft wäre Friedrich, bei all seinem Heroismus, erlegen und die englische Hülfe, die ihm durch Pitt zutheil wurde, hätte gegenüber den Mitteln des vereinigten Europas wenig genutzt. Nachdem die Franzosen bei Roßbach schmählich erlegen waren, und die Zarin Elisabeth erkrankt war, hatte der französische Minister Bernis nicht übel Lust, Oesterreich im Stiche zu lassen und Frieden zu schließen, aber die Energie und Gewandtheit des Kanzlers Kaunitz hielt die gelockerte Allianz gegen Preußen fest, durch Choiseuil wurden neue Vereinbarungen getroffen und so der Krieg gegen Preußen fortgesetzt. Ebenso gelang es der diplomatischen Meisterschaft des Kaunitz gegenüber den Rhswiker Declarationen vom J. 1759, eine Contredeclaration Oesterreichs, Rußlands und Frankreichs durchzusetzen und in der Frage des Friedenscongresses Frankreich an der Seite Oesterreichs zu erhalten. Choiseuil's Abschluß des Bourbonischen Familienpactes mit Spanien hatte den Rücktritt des französischen Ministers, aber auch den Sturz des großen staatsmännischen Gegners von Kaunitz, nämlich des älteren Pitt in England, zur Folge. Friedrich von Preußen war jetzt ohne jegliche Hülfe, total erschöpft, als ihm plötzlich Hülfe ward durch den Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland (1762). Dieser Umstand brachte eine völlige Veränderung der Lage hervor. Der Thronfolger Peter III., der Verehrer des preußischen Königs, war dem Frieden geneigt, sogar einem Bunde mit Preußen, und bald wurde ein russischer Waffenstillstand mit Preußen geschlossen. Die Russen schwenkten sogar auf die Seite der Preußen hinüber und standen gegen Oesterreich, als Peter III. das Opfer einer Verschwörung wurde und Katharina II. den Thron der Zaren bestieg. Im J. 1762 wurden die Verhandlungen zwischen Frankreich und England eröffnet und so sah sich denn Kaunitz, um der Gefahr der Isolirung zu entgehen und ebenso einer lästigen Vermittelung Katharina's auszuweichen, zu Friedensverhandlungen mit Preußen genöthigt, als deren Frucht der Hubertsburger Friede erscheint, welcher den Siebenjährigen Krieg beendigt mit der Bestätigung des Statusquo, in seinen beiden geheimen Artikeln aber Preußen verpflichtet, seine Kurstimme dem Erzherzoge Joseph zuzuwenden und die Anerkennung der Succession eines österreichischen Erzherzogs in Modena zu fördern.

Unbestritten war das Ansehen Kaunitz' in Europa, den man sprichwörtlich den „Kutscher von Europa" nannte. Oesterreich wurde durch seine Staatskunst der Mittelpunkt der Allianzen. Nach außen hin war Kaunitz bestrebt, eine Politik des Friedens zu erhalten und dem aufstrebenden Machteinflusse Preußens Schach zu bieten. In der innern Staatsverwaltung ist er der Träger der centralistischen, germanisirenden Politik, der eigentliche Repräsentant des Systems vom aufgeklärten Absolutismus. Er suchte dem Staate einheitliche Institutionen zu geben, die verschiedenen Königreiche und Länder zu einem Staate zu vereinigen, die Macht der Kirche zu begrenzen, die landesfürstliche Autorität gegenüber der ständischen zu stärken — und in allen diesen Bestrebungen sah er sich von Maria Theresia wohl verstanden und unterstützt. Ihre Achtung vor seiner Weisheit, seinem Talent war unbegrenzt, wie ihre Anhänglichkeit an ihn und ihre Ueberzeugung von dessen Unentbehrlichkeit. Diese Meinung und die Empfindung der Kaiserin sprechen sich in den Bescheiden auf die wiederholten Entlassungsgesuche des Staatskanzlers aus. Durch den Staatsrath sicherte sich Kaunitz seinen Einfluß auf die Entscheidung in allen Angelegenheiten des Reiches. Bald nach dem Siebenjährigen Kriege beschäftigten die polnischen Angelegenheiten die Staatskunst des Fürsten Kaunitz und er suchte eine Verständigung mit Preußen über die schwebenden Fragen. Sie wurde angebahnt durch die erste Begegnung Joseph's mit Friedrich in Neisse am 25. Aug. 1769 und diente Kaunitz dazu, die österreichisch-ungarischen Ansprüche auf dreizehn Orte der polnischen Zips zu erheben und diesem Anspruche militärischen Nachdruck zu geben. Eine zweite Begegnung Friedrich's und Joseph's im Lager von Neustadt in Mähren (3.—7. Sept. 1770) führte Kaunitz mit Friedrich persönlich zusammen. Es wurde ihm nicht schwer, dem Könige von Preußen begreiflich zu machen, daß Rußland die polnische Beute für sich allein behalten wolle und daß Oesterreich die Erfolge Rußlands im Türkenkriege mit Recht beunruhigen. Für Oesterreich drohte nun ein Krieg mit Rußland und Kaunitz wollte sich in demselben vor allem der preußischen Neutralität versichern. Aus der Denkschrift Kaunitz' vom 25. Sept. 1771 sieht man, wie Oesterreich durch die Haltung Friedrich's immer mehr vorwärts geschoben wurde, und aus einer andern Denkschrift Kaunitz' vom 20. Jan. 1772 ersieht man, wie der auskunftsreiche Kaunitz die Vergrößerung Preußens und Rußlands in Polen gern zugeben wollte, wenn Oesterreich Bosnien und Serbien mit Belgrad und vor allem Theile von Schlesien wieder erhielt. Es folgt nun die Occupation Polens, die Tripleconvention vom August 1772, die Declaration vom 18. Sept. und Oesterreich gewinnt durch die Theilung Polens die polnische Zips, Rothrußland, die Hälfte des krakauer Palatinats, die Herzogthümer Zator und Auschwitz, Stücke von Podolien, Sandomir, Belz und Pokutien, ein Gebiet von 1300 □Meilen.

Bald darauf beschäftigte Kaunitz die Frage der Succession nach dem Erlöschen des Mannsstammes der baierischen Wittelsbacher. Er glaubte diese Frage um so günstiger lösen zu können, als durch die Vermählung der Maria Antonia mit dem Dauphin von Frankreich Louis

(später XVI) ihm Frankreich gewonnen war. Ganz Europa interessirte sich diplomatisch für den kurbairischen Erbstreit. Lange währten die Unterhandlungen, bis endlich der ehrgeizige Joseph an der Spitze dreier kaiserlicher Corps den Bairischen Erbfolgekrieg gegen Friedrich unternahm, der ohne eine Schlacht verlief, desto mehr aber von einem diplomatischen Feldzuge ersetzt werden mußte, in welchem Kaunitz sich als Muster erwies. Gegen Joseph's Willen verhandelte die Kaiserin Maria Theresia mit Friedrich und ein Friedenscongreß zu Teschen im J. 1779 brachte den Teschener Frieden zu Stande, in welchem Oesterreich auf die Erbfolge in Baiern verzichtet, hingegen das Innviertel von Baiern erhält. Eine weitere diplomatische Campagne führte Kaunitz in der kurkölnischen Angelegenheit, als der Erzherzog Maximilian entgegen dem preußischen Einflusse zum Erzbischof von Köln und Münster gewählt wurde. Der Theilung Polens parallel liefen die russisch-türkischen Kriege, die mit dem Frieden von Kutschuk-Kainardschi ihren Abschluß fanden. Inmitten dieser russisch-türkischen Streitfrage war Oesterreich's Haltung für beide Theile von großer Wichtigkeit. Im Bewußtsein dessen verlangte Kaunitz durch seinen tüchtigen Schüler Thugut eine Grenzabrundung und erhielt dieselbe durch die Besitzergreifung der Bukowina. Kaunitz hatte nun zum Stützpunkt seiner Politik die Freundschaft mit Rußland und hielt in seinen Schachzügen die Staatskunst Friedrich's fortwährend in Athem.

Mit dem Tode der Kaiserin Maria Theresia bricht für Kaunitz eine neue Epoche seiner Thätigkeit an. Er ist jetzt mehr und mehr beschränkt auf die Leitung der auswärtigen Politik. Er war mit Joseph häufig nicht übereinstimmend, doch einigten sie sich in den großen Fragen (1782 starb Freiherr von Binder, der Vertraute des Kanzlers, 1785 starb sein Sohn als Gesandter in Spanien). Der Besuch des Papstes Pius VI. bei Kaunitz in Wien in des Kanzlers Villa in Mariahilf zeigt ihn uns auf der Höhe seiner großen diplomatischen Macht. Vergebens suchte der Papst ihn für die Zurücknahme der Josephinischen Decrete zu gewinnen. In der Streitfrage mit Holland warnte er den Kaiser, die Sache auf die Spitze zu treiben. Als Holland die Barrieren räumte, verlangte Joseph die Aufhebung der Scheldesperre. Was Kaunitz besorgte, traf ein, die kaiserliche Brigantine wurde beschossen, zu seinem Erstaunen sah Kaiser Joseph die Westmächte und Preußen auf Hollands Seite treten und nur Kaunitz' Kunst des Temporisirens und diplomatische Geschicklichkeit verhinderten einen großen Krieg, der um so gefährlicher war, als der wiener Hof die Erbfolge in Baiern durch ein Tauschproject zu gewinnen suchte. Kaunitz machte große Anstrengungen, nachdem der Kurfürst von der Pfalz dafür gewonnen war, Baiern gegen die Niederlande, die der Kurfürst als König von Burgund erhalten sollte, Oesterreich zu übergeben, der preußischen Action entgegenzuwirken, England und Frankreich sowie Rußland zu gewinnen; aber Friedrich II. stellte Oesterreich den deutschen Fürstenbund vom 23. Juli 1785 entgegen, in welchem zum ersten mal Preußen an der Spitze von Deutschland erscheint. Diese letzte That Friedrich's machte den großen und geschickten Plan Kaunitz' zu Nichte. Bald darauf befreite der Tod Kaunitz von seinem Gegner und Kaunitz setzte sofort alles daran, den neuen König von Preußen Friedrich Wilhelm II. für Oesterreich zu gewinnen. Enger schloß er sich an Rußland an, als dieses gegen die Türkei losbrach. Aber der preußische Kanzler Herzberg arbeitete Kaunitz mit großer Geschicklichkeit entgegen, lehnte sich an die Pforte, sodaß der schwerkranke Joseph in seinen Correspondenzen mit Kaunitz das Ende der Dinge gekommen sah. In der That fehlte es dem österreichischen Feldherrn Lacy, der alle Kräfte zersplitterte, an jeglichem Erfolge. Als aber Laudon und der Prinz Josias von Koburg (bereinigt mit Suwarow) den Befehl erhielten, schlugen sie die Türken in mehrern Schlachten und Gefechten und Laudon gewann sogar Belgrad wieder. Joseph II. starb in jenen Tagen und auch unter seinem Nachfolger Leopold II. blieb Kaunitz an der Spitze der Staatskanzlei (an seiner Seite Graf Philipp Cobenzl und Freiherr von Spielmann). Am 26. April 1790 reichte Kaunitz seine Entlassung ein, als Leopold einen Frieden mit Preußen und damit eine neue Politik machen wollte. Doch bestimmte ihn der Kaiser zum Bleiben. Der Congreß von Reichenbach bringt gute Beziehungen mit Preußen, die deutsche Kaiserwahl Leopold's II. vollzieht sich in Ruhe und Graf Mercy gelingt es, die aufständischen Niederlande zu beruhigen. Die Französische Revolution, die es Oesterreich unmöglich machte, mit Frankreich alliirt zu bleiben, stürzte das Kaunitz'sche System. Die bewaffnete Coalition gegen Frankreich schloß sich zusammen, Oesterreich wurde von seinem Bündnisse mit der Zarin abgedrängt und die Pillnitzer Verhandlungen führten zu einer preußisch-österreichischen Allianz, die Leopold II. persönlich entwarf. Aber schon am 28. Febr. 1792 starb Kaiser Leopold II. und der greise Kaunitz überlebte auch diesen Herrscher und diente sogar noch als Kanzler dem Kaiser Franz II.

Er bat jedoch — inmitten dieser neuen Welt ganz fremd geworden — am 2. Aug. 1792 um seine Entlassung. Doch blieb seine Stimme noch immer von Gewicht, nominell stand er an der Spitze des Staates, in Wahrheit leitete von 1793 sein Schüler Thugut die auswärtige Politik Oesterreichs. Der nahm die antipreußische Politik Kaunitz' wieder auf und stellte das Bündniß mit Rußland wieder her.

Am 27. Juni 1794 starb Kaunitz in seinem Gartenhause zu Mariahilf in Wien; 54 J. lang hat er dem Staate gedient.

Er hinterließ als Erben seiner Güter den ältesten Sohn Ernst mit dem Fürstentitel. Sein zweiter Sohn Dominik hatte das Vermögen seiner Tante der Gräfin von Questenberg geerbt und nannte sich seit 1761 Graf Kaunitz-Rittberg-Questenberg. Er diente im Reichshofrath, war an mehrern Höfen Gesandter und trat dann in den Hofdienst. Ein dritter Sohn Joseph Clemens starb als Gesandter in Spanien. Der vierte Sohn Franz war General in der Armee. Nach dem frühen Tode seiner Frau führte seine Schwester, die verwitwete Gräfin Questenberg, den Haushalt des Kanzlers, dann die Gräfin

Clary und zuletzt die Frau von Burghausen. Seine Sonderbarkeiten haben einen ganzen Sagenkreis um seine Gestalt gewoben; seine Arbeitskraft war erstaunlich, seine Denkschriften sind Meisterwerke des Stils. Seine Bildung war eine vielseitige. Er stand ganz im Gedankenkreise Voltaire's und der Encyklopädisten. Seine Belesenheit setzte die Welt in Erstaunen. Eine Zeit lang hatte er Jean Jaques Rosseau zu seinem Secretär. An den Künsten hatte er lebhaftes Wohlgefallen und zeigte sich ihnen als freigebiger Mäcen. Groß ist die Zahl der ihm dedicirten Werke, Wieland widmete ihm seine Uebertragungen aus den römischen Classikern. Die Akademie der bildenden Künste in Wien, deren Protector er war, ward durch ihn mächtig gehoben sowol durch Berufungen als durch reiche Stiftungen und den Glanz, den ihr sein Name verlieh. Ungeheuer war der Reichthum an Bildern und Kunstgegenständen aller Art, die er hinterließ. Er war ein reicher, unabhängiger, feingebildeter Edelmann, besaß in Mähren 6 Güter, 1 Palast in Wien und 2 Landhäuser mit Gärten in den wiener Vorstädten.

Literatur: Die ältere Literatur über deutsche Staatengeschichte bei Weber, Literatur der deutschen Staatsgeschichte I: die einschlägige allgemeine Geschichte behandelt Schlosser, Geschichte des 18. Jahrh. (Heidelberg 1864—70); Arneth, Maria Theresia nach dem Erbfolgekriege (Wien 1870) als Hauptquelle zu betrachten, 5. und 6. Band des ganzen Werkes; A. Schäfer, Geschichte des Siebenjährigen Krieges (1867—1874); Friedrich des Großen Oeuvres (Histoire de la guerre de sept ans und Briefe b. 26. Bd., 1850—56); Adam Wolf, Aus dem Hofleben Maria Theresia's (Wien 1858) und für die spätere Zeit: Adam Wolf, Marie Christine, Erzherzogin von Oesterreich (Wien 1863). Für Kaunitz's Bedeutung in der innern Staatsverwaltung: Freiherr von Hock-Bidermann, Der Staatsrath (Wien 1868 u. fg.); Kaunitz, Denkschriften im Archiv für Kunde österreich. Geschichte (48. Bd.), enthaltend: Grundzüge für auswärtige Politik. In der Frage der Theilung Polens: Arneth, Maria Theresia und Joseph II. Ihre Correspondenz sammt Briefen Joseph's an seinen Bruder Leopold (Wien 1867); Beer, Die erste Theilung Polens (Wien 1873); Arneth, Maria Theresia's letzte Regierungsjahre (Wien 1877). Ueber den Bair. Erbfolgekrieg das bez. Werk von E. Reimann (Leipzig 1869); Beer, Joseph II., Leopold II. und Kaunitz — ihr Briefwechsel (Wien 1873); Ranke, Die deutschen Mächte I und II in der Zeit unter Joseph; Dohm, Denkwürdigkeiten, enthält wichtige preuß. Staatsschriften; E. Hermann, Geschichte Rußlands. Für die letzte Zeit sehr wichtig; Arneth, Marie Antoinette, Joseph II. und Leopold. Ihr Briefwechsel (Wien 1866); Alfred von Vivenoti, Die Politik des österr. Staatskanzlers Fürsten Kaunitz unter Kaiser Leopold II. bis zur französischen Kriegserklärung (Bd. I der Quellen zur Geschichte der deutschen Kaiserpolitik, Wien 1873); Beer, Leopold II., Franz II. und Katharina. Ihr Briefwechsel (Wien 1874), E. Hermann, Diplomatische Correspondenz aus der Revolutionszeit (Gotha 1867), und E. Hermann, Die österreichisch-preußische Allianz (Gotha 1861). Die Verträge in Recueil des traités par Leop. Neumann (Leipzig 1855—59, 6 Bde.), und Vesque von Püttlingen, Regesten zur diplomatischen Geschichte Oesterreichs (Wien 1868).

(H. M. Richter.)

Kaunos, Bruder und Geliebter der Byblis (s. d.).

KAUP (Johann Jakob), bedeutender Zoolog, besonders hervorragend auf dem Gebiete der Paläontologie, war geboren zu Darmstadt am 10. April 1803. Mit seinen Altersgenossen, dem Vater der neueren Chemie, Justus Liebig, und dem Geschichtschreiber der deutschen Literatur, Gervinus, besuchte er das damals heruntergekommene Gymnasium seiner Vaterstadt, jedoch mit so schlechtem Erfolge, daß er, kaum 14 Jahre alt, aus der Anstalt genommen wurde. Kaup warf sich nun, nachdem er mit Latein und Griechisch nicht mehr gequält wurde, mit um so größerem Eifer auf das Studium der Säugethiere und Vögel. Die zur Bestreitung seines Lebensunterhalts und der Kosten seiner Studien erforderlichen Mittel erwarb er sich nothdürftig durch Schreibstunden, die er gab, und durch Ausstopfen von Thieren. Im J. 1822 bezog er die Universität Göttingen, damals die erste Deutschlands. Indessen weder hier noch später in Heidelberg fand er das, was er suchte; seine Lehrer vermochten nicht, ihm zu genügen. Nun entschloß er sich, die bedeutendsten europäischen Sammlungen zu durchwandern und dort durch Selbststudium das zu erlangen, was er auf den Universitäten nicht hatte erlangen können. Zunächst war es das leidener Museum, das mit seinen großen Schätzen der europäischen und indischen Thierwelt ihn anzog. Mühselig, weil mit Geld gar knapp versehen, erreichte er Holland und fand bald eine Anstellung an den Sammlungen zu Leiden, dem damals der berühmte Temminck vorstand. Man wies ihm die Abtheilung der Amphibien und Fische zu und bald leistete er Hervorragendes. Doch das weckte die Eifersucht seiner Collegen, die ihm das Leben in Leiden und das Wirken am dortigen Museum dergestalt verleideten, daß er seine Stelle aufgab und mit reicher Ausbeute und der größten Erweiterung seiner zoologischen Kenntnisse nach der Heimat zurückkehrte. Hier übertrug man ihm die Leitung des Großherzoglichen Naturaliencabinets mit dem für heutige Begriffe kärglichen Gehalte von 600 Gulden. Die ungemeine Thätigkeit des Mannes entfaltete sich jetzt in der selbständigen, wenn auch anfangs mit den verschiedensten Schwierigkeiten, die er kämpfend beseitigen mußte, verknüpften Stellung. Fast jedes Jahr bringt ein neues Werk oder doch eine größere Abhandlung. Sein merkwürdigstes Buch aus dieser Periode ist seine „Skizzirte Entwickelungsgeschichte und natürliches System der europäischen Thierwelt" (Darmstadt 1827), ein Werk, worin der Gedanke einer Entwickelung höherer aus niederen Thiergattungen zum ersten mal systematisch auszuführen und an Beispielen zu erläutern versucht wurde. Seltsamerweise fand dieses Buch, das Kaup selbst in späteren Jahren als eine Jugendsünde bezeichnet, in der Gelehrtenwelt wenig Beachtung und dem Engländer Dar-

wiu blieb es vorbehalten, den Gedanken des deutschen Forschers, wenn auch in eigener Manier, zu behandeln und ihm zahlreiche Bewunderer zuzuführen. Trotzdem war Kaup kein Anhänger der Darwin'schen Lehre und der aus ihr von ihrem Entdecker gezogenen angeblichen Consequenzen, im Gegentheil, er bekämpfte die neue Lehre aufs heftigste. „Jede Zeile meines neuen Werkes", schreibt er später (es wurde leider nicht vollendet, da den Forscher der Tod ereilte, aber, soweit es fertig gearbeitet war, nach seinem Tode von seinem Freunde Prof. Röder in Heidelberg durch den Druck veröffentlicht), ist gegen den Unsinn von Darwin und seinen Nachbetern gerichtet. Die Natur war doch wahrlich eine solche Baumeisterin, daß sie nicht zuerst einen Viehstall entworfen hat, um diesen in einen Tempel umzuformen."

Das Bedeutendste leistete Kaup auf dem Gebiete der Paläontologie. Bereits 1829 veröffentlichte er eine Abhandlung über das Dynotherium giganteum, das damals in Rheinhessen aufgefunden wurde und jetzt eine Zierde des darmstädter Naturaliencabinets, nächst dem des British Museum das bedeutendste der Erde, bildet.

Daß ihm, dem würdigen Nachfolger des großen Cuvier, auch die äußere Anerkennung nicht versagt blieb, ist eine erfreuliche Thatsache. Er war Mitglied zahlreicher naturwissenschaftlicher Gesellschaften und Akademien und in Neuseeland benannte man sogar einen Berg nach ihm. Kaup starb am 4. Juli 1873 nach kurzer Krankheit. — Seine Werke sind: Beiträge zur näheren Kenntniß der urweltlichen Säugethiere (1—3, Darmstadt 1854). Klassification der Säugethiere und Vögel (Darmstadt 1844). Description d'Ossements fossiles de mammifères inconnus qui se trouvent au Museum de Darmstadt (Darmstadt 1832—1839, 5 Cahiers). Skizzirte Entwickelungs-Geschichte und natürliches System der europäischen Thierwelt I. (Darmstadt 1829). Grundriß zu einem System der Natur C. Röder (Wiesbaden 1877). Das Thierreich in seinen Hauptformen I—III. (Darmstadt 1835). (Dr. *Walther.*)

KAURI (engl. Cowrey, Plural Cowries). Verschiedene Arten der Schneckengattung Cypraea, Porzellanschnecke, Otter- oder Schlangenköpfchen, werden unter diesem aus dem Sanskrit stammenden Namen verstanden (Sanskrit kapardi, Mahratta-Dialekt kavari. Hindustani kewree, Gudjerati cori), besonders Cypraea moneta, von andern Arten noch C. annulus (beide zur Untergattung Aricia *(Gray* gehörig). Die Schalen von C. moneta sind oval, auf dem Rücken gewölbt, auf der Mundseite platt, Mundspalte eng linienförmig, die beiden Lippenränder gezahnt, außen weiß, nach innen blau; Größe bis zu 40 Millim. C. annulus ist größer, bläulich mit gelbem Ringe. Beide Arten werden im Indischen Ocean bis nach den Philippinen und noch östlich im pacifischen Ocean gefunden (Paumotu-, Gesellschafts-, Cooks-, Tongo-, Fidschi-, Kingsmill und Marquesas-Inseln). Der Hauptfundort von C. moneta war früher besonders die Küste von Malabar, Koromandel und die Malediven, von C. annulus die Ostküste von Afrika und spärlicher die Philippinen. Die Kauries sind seit vielen Jahrhunderten Zahlungsmittel bei Völkerschaften Asiens und Afrikas, früher vielleicht sogar auch Europas gewesen. Bei Ausgrabungen in Schweden hat man Kauries zusammen mit kufischen Münzen aus den Jahren 893—963 gefunden; ebenso fand man neben angelsächsischen Gegenständen in England, in den Gesichtsurnen Pomerellens, in heidnischen Gräbern in Litauen Kauries, welche indeß vielleicht ebenso wie die in den Ruinen von Ninive gefundenen als Schmuckgegenstände Verwendung gefunden haben dürften. Im 13. Jahrh. erwähnt Marco Polo ausdrücklich den Gebrauch der Kauries als Scheidemünze in Yünnan. Im 14. Jahrh. fand sie Ibn Batuta am Niger, und Cadamosto, welcher 1455 bis zum Grünen Vorgebirge kam, erwähnt „kleine weiße Muscheln, wie sie aus der Levante nach Venedig kommen", als Münze. Jetzt werden Kauries als Scheidemünze nur in dem Theile von West- und Mittelafrika benutzt, der vom Niger und Benur durchströmt wird, besonders in Segu, Timbuktu, Sokoto und Bornu. Nördlich und nordwestlich davon, nach Senegambien, ebenso in Bagirmi und Wadai hören sie auf, als Tausch- und Zahlungsmittel verwendbar zu sein. Außer in Afrika werden Kauries nur, wie es scheint, auf den Malediven und unter den Eingeborenen Bengalens als Scheidemünze verwendet. Als Schmuckgegenstände werden Kauries dagegen vielfach in Nord-, Mittel- und Ostafrika gebraucht, wie sie sich ja hier und da selbst im nördlichen Europa (durch den früheren Umweg ihrer Versendung dahin gelangt) als Schmuck an Ledergürteln, am Riemenzeug der Pferde u. s. f. fanden.

Früher hatten die Holländer, solange sie noch Ceylon besaßen, die Versorgung der afrikanischen Küste mit Kauries vermittelt, indem solche in Körben zu 12,000 Stück gepackt nach Holland und von dort nach Guinea gesandt wurden. An die Stelle der Holländer traten dann die Engländer, welche die von den Malediven nach Ceylon und Kalkutta gelangenden Kauries ebenso nach England und von da erst nach der Westküste von Afrika brachten. In den vierziger Jahren führten hamburger Rheder Kauries von den Malediven und von Zanzibar direct nach der afrikanischen Westküste. Das Aufhören des Sklavenhandels ließ den Bedarf vorübergehend bedeutend sinken; der fast gleichzeitig eintretende Aufschwung des Palmölhandels hob den Absatz wieder. Neuerdings ist infolge der durch Betheiligung mehrerer französischen Häuser entstandenen Concurrenz der afrikanische Markt so mit Kauries überführt worden, daß nur selten und gelegentlich kleine Quantitäten abgesetzt wurden.

Was den Werth der Kauries betrifft, so war derselbe wie der jedes Tauschmittels schwankend; doch stellte sich local und zeitweilig ein gewisser Mittelwerth fest, welcher zuweilen durch förmliche Coursnotirungen fixirt wurde. Beispielsweise sei erwähnt: der französische Reisende Mage theilt mit, daß in Segu 1000 Stück 3 Frcs. werth waren, daß als Werthbestimmung 20,000 Stück auf einen Sklaven gerechnet wurden (es wurde dann weiter der Werth eines Ochsen auf $1^1/_2$ Sklaven,

eines Pferdes auf 2—5 Sklaven u. s. w. festgestellt). Beckmann gibt dagegen an, daß (1794) 500 Sklaven um 120 Centner Kauries zu kaufen waren; da ein Centner weißer Maledíven Kauries etwa 45,000—48,000 Stück enthält, kostete also damals ein Sklave zwischen 11,000—12,000 Kauries. Nachtigall erwähnt, daß in Kuka (Bornu) 4000 Stück einen spanischen Thaler werth waren, also billiger als in Segu. Die als Schmuckgegenstände verwandten Kauries sind natürlich theurer, da hierzu ausgesuchte Schalen genommen werden und zu dem Werthe derselben als Tauschmittel noch der Liebhaberwerth hinzukommt. (Vgl. u. a. den Aufsatz von Herz, Ueber Verwendung und Verbreitung der Kaurimuschel, in den Mittheil. der Geograph. Gesellsch. in Hamburg, 1880—1881, 1. Heft, S. 14.) *J. Victor Carus.*)

KAUSLER (Franz von), Königl. würtembergischer Oberst, gehört zu den fruchtbarsten und hervorragendsten Militärschriftstellern der ersten Hälfte des 19. Jahrh. Am 28. Febr. 1794 als Sohn des Professors und Hofraths Ch. F. Kausler in Stuttgart geboren, erhielt er seine erste Bildung im Gymnasium und im Cadetten-Institute daselbst und wurde 1811 Lieutenant in der reitenden Artillerie. Als solcher nahm er am Feldzuge 1812 in Rußland theil und zeichnete sich namentlich in der Schlacht bei Mojaisk dergestalt aus, daß er zum Ritter des würtembergischen Militär-Verdienstordens ernannt wurde. In Moskau vom Nervenfieber befallen, wurde er doch so weit wiederhergestellt, daß er mit der Großen Armee den Rückzug ausführen und auch im J. 1813 beim 4. französischen Armeecorps dem Feldzuge in Sachsen beiwohnen konnte. Nach der Schlacht bei Leipzig wurde er von dem commandirenden General Grafen Franquemont zu Napoleon I. nach Erfurt gesendet, um die Rückkehr der würtembergischen Truppen in ihre Heimat zu erwirken. Ungeachtet mancher Schwierigkeiten gelang es ihm, sich seines Auftrags glücklich zu entledigen; er wurde Oberlieutenant, erhielt im Feldzuge von 1814 das Commando einer reitenden Batterie, erwarb sich auf dem Schlachtfelde von Brienne den Wladimirorden 4. Klasse und wurde bei Montereau gefährlich verwundet. Schon hatte man beschlossen, ihm das Bein abzunehmen, als er, zum Bewußtsein erwacht, sich nachdrücklichst dem Ausspruche der Aerzte widersetzte. Nach einem halben Jahre vollständig wiederhergestellt, wurde er dem Feldzeugmeister Cammerer als Adjutant zugetheilt und nahm am Feldzuge 1815 theil. Im J. 1817 wurde ihm der Unterricht in den Artilleriewissenschaften an der Offizier-Bildungsanstalt übertragen, 1819 wurde er zum Hauptmann befördert, 1821 zum General-Quartiermeisterstabe versetzt, 1829 Major, am 26. Sept. 1836 Oberstlieutenant und später Oberst. Er starb am 10. Dec. 1848, nachdem er 1843 verabschiedet worden war. Seine literarische Thätigkeit begann er schon früh. Er gab anfangs in Gemeinschaft mit dem würtembergischen Oberstlieutenant Breithaupt, später allein die Zeitschrift für Kriegswissenschaft (1819—1823) heraus, von der 18 Hefte erschienen sind. Dann publicirte er eine Uebersetzung von Dumas, Précis des événements militaires unter dem Titel: „Darstellung der militärischen Begebenheiten von 1799—1814 von Mathieu Dumas“ (5 Bde., Stuttgart 1820—1825), nachdem er eine „Darstellung des Feldzugs im Spätjahre 1813 in Deutschland vom Bruch des Waffenstillstandes bis zum Uebergang der französischen Armee über den Rhein“ (Stuttgart 1819) veröffentlicht hatte. Zu gleicher Zeit gab er dann drei Werke heraus: den „Versuch einer Kriegsgeschichte aller Völker nach den Quellen bearbeitet“, dessen 1. Band von dem Ursprunge der Völker bis zur Verschwörung des Catilina (Ulm 1825) reicht, während der 2. Band bis zum Untergang des Weströmischen Reiches (Ulm 1826), der 3. Band bis zum Anfang der Kreuzzüge (Ulm 1828) geführt ist, der 1. Theil des 4. Bandes die Kreuzzüge, die Kriegsgeschichte der geistlichen Ritterorden, der Byzantiner, der Deutschen innerhalb 1094—1494 und der 2. Theil des 4. Bandes die Kriegsgeschichte der Böhmen, Polen, Russen, Mauren von 1094—1494 (Ulm 1830) umfaßt. — 2) „Synchronistische Uebersichten der Kriegsgeschichte, der Fortschritte der Kriegskunst und der gleichzeitigen Quellen“, von denen 4 Hefte (Ulm 1825, 1826, 1829 und 1830) erschienen. — 3) Das „Wörterbuch der Schlachten, Belagerungen und Treffen aller Völker“, das sich in seiner Bandeintheilung dem Versuche einer Kriegsgeschichte aller Völker anschloß (1. Bd., Ulm 1825; 2. Bd. 1825; 3. Bd. 1826; 1. Thl. 4. Bd. 1829; 2. Thl. 4. Bd. 1833). Während das erste Werk in zusammenhängender Erzählung die politischen Veranlassungen und die strategischen Operationen der Kriege entwickelt, die einzelnen Kämpfe aber nur kurz berührt, werden letztere in dem dritten Werke in chronologischer Ordnung ausführlich dargelegt und in dem zweiten die gleichzeitigen Ereignisse der Kriege der verschiedenen Völker und die Fortschritte der Kriegskunst nebeneinandergestellt. Den drei sich einander ergänzenden, auf gründlichen Quellenforschungen beruhenden Werken folgte der „Atlas der merkwürdigsten Schlachten, Treffen und Belagerungen der alten, mittleren und neueren Zeit“ (Karlsruhe und Freiburg 1831—1837), der, mit deutschem und französischem Text versehen, auf 213 Blättern die Pläne zu 31 Kriegshandlungen der alten, 59 der mittleren und 154 der neueren Zeit enthält und sich die Anerkennung competenter Richter erworben hat. Vorher schon hatte Kausler „Napoleon's Grundsätze, Ansichten und Aeußerungen über Kriegskunst, Kriegsgeschichte und Kriegswesen“ (Leipzig 1827) zusammengestellt und zur Bearbeitung desselben sich fünf Monate lang in Paris aufgehalten, um Napoleon's Correspondenz zu excerpiren und manche literarische Verbindung anzuknüpfen. Während der Publication des Atlas folgte die Veröffentlichung des „Versuchs einer militärischen Recognoscirung des gesammten Gebietes der Donau von ihrer Quelle bis zu ihrer Mündung ins Schwarze Meer“ (Freiburg im Br. 1835). Diese Schrift war nach dem Mémorial topographique frei bearbeitet. Ebenfalls in Freiburg erschien 1838—1839 in 2 Bänden „Das Leben des Prinzen Eugen von Savoyen, hauptsächlich aus dem militärischen Gesichtspunkte. Mit Noten versehen von v. Bis-

marck". Den beiden letztgenannten Werken war ein „Chronologischer Abriß der Geschichte der europäischen Staaten" (Ludwigsburg 1834) vorangegangen. Ihnen folgte die in höherem Auftrage bearbeitete „Beschreibung der Kriegsübungen des 8. deutschen Armeecorps im September 1840 (Ludwigslust 1840, mit 1 Karte und 7 Plänen). Nachdem von Kausler dann des Generals Pairhans Werk: „Militärische Stärke und Schwäche Frankreichs. Ein Versuch über die Frage der Vertheidigung der Staaten und über den Defensivkrieg" (Stuttgart 1841) frei ins Deutsche übertragen hatte, gab er in Verbindung mit Professor S. E. Wört: „Die Kriege von 1792—1815 in Europa und Aegypten mit besonderer Rücksicht auf die Schlachten Napoleon's und seiner Zeit" (Karlsruhe und Freiburg 1842) heraus. An vielfachen Anerkennungen hat es einem dergestalt fruchtbaren literarischen Wirken nicht gefehlt. Im J. 1826 wurde Kausler infolge seiner Verdienste um die Kriegsgeschichte zum Mitglied der schwedischen Akademie der Kriegswissenschaften in Stockholm ernannt; bei einer zweiten Reise nach Paris zur Sammlung von Materialien für seinen Schlachtenatlas erhielt er 1833 das Kreuz der Ehrenlegion, das ihm schon 1813 nach der Schlacht von Bautzen zugedacht worden war. (*von Loebell.*)

Kaustik, s. Brennraum.

KAUTERISIREN. Die Kauterisation, das Aetzen, ist eine absichtliche Zerstörung von Geweben zu therapeutischen Zwecken. Die dabei zur Verwendung kommenden Mittel, die Kauterien, zerfallen in Brenn- und Aetzmittel; jene wirken durch hohe Hitzegrade, diese auf rein chemischem Wege; während erstere schon im Alterthum eine ausgedehnte und auf bestimmten Indicationen beruhende Verwendung hatten, kamen letztere erst in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters mehr und mehr in Aufnahme, finden aber gegenwärtig theils ihre Mannichfaltigkeit, theils ihrer sicherern und mitunter auch schmerzloseren Wirkung halber vorwiegend Verwendung. Die Wissenschaft bezeichnet letztere als Cauterium actuale, die chemisch wirkenden Aetzmittel als Cauterium potentiale.

Die Wirkung der Glühhitze ist eine absolutere, tiefer und gründlicher das Gewebe zerstörende — weil durch Verbrennen tödtende —, während die Aetzmittel zwar eine gleich tiefe Gewebsvernichtung bewirken können, man es aber bei ihnen mehr in der Hand hat, diese Wirkung zu moderiren, sodaß sie dann mehr als umstimmende, den Gewebsbildungsproceß erneuernde und auf sein normales Verhalten zurückführende örtliche Heilmittel wirken. Während jene daher noch heute zum Zweck der Vernichtung bösartiger Neubildungen, wie Polypen, Krebsgeschwülste, vielfach benutzt werden, bedient man sich in solchen Fällen, wo es sich um schlecht eiternde Geschwürsflächen, um perniciöse Ausschwitzungen oder Ablagerungen, um Stillung excessiver Blutungen handelt, der Aetzmittel.

Die Glühhitze, das Cauterium actuale, kann auf dreifache Art applicirt werden, und zwar erstens durch das Glüheisen, zweitens durch den Brennkegel — die sogenannte Moxa — und endlich drittens durch die Galvanokaustik. Das Glüheisen ist ein mit einem entweder kugeligen, konischen oder prismatischen Endstück versehener Stahlstab; beim Gebrauch wird dieses Endstück bis zum Glühen erhitzt, und je nach der beabsichtigten Wirkung entweder punktartig oder strichweise applicirt. Diese Wirkung ist je nach der Dauer der Application eine verschiedene; ist letztere nur eine momentane, so wirkt das Kauterium mehr als ein Reizmittel, indem die oberste Hautschicht — die Epidermis — zwar verbrennt und einen todten Brandschorf bildet, die darunterliegenden tieferen Gewebsschichten aber, namentlich deren Nerven- und Blutgefäße, zu einer gesteigerten Reaction angeregt werden, wie dies z. B. bei Lähmungen, bei Gelenkentzündungen, bei Knochenaffectionen u. a. geschieht, wo man das Glüheisen strichartig wirken läßt. Wesentlich anders ist der Erfolg bei länger dauernder Einwirkung; hierbei wird nicht blos ein oberflächlicher Brandschorf, sondern auch eine Zerstörung der tiefer gelegenen Gewebsschichten und einfache Abstoßung der necrotisirten Partien mit nachfolgender frischer Wundfläche erzielt. So hat man z. B. namentlich in früherer Zeit das Glüheisen vielfach zur Eröffnung von Abscessen, zur Zerstörung von Karfunkeln, carcinomatösen Geschwüren und bei Hospitalbrand benutzt.

Die Moxa ist ein aus Baumwollen-Watte oder sonstigem auffangungsfähigem Stoffe geformter Kegel, welchen man mit einer leicht brennbaren Flüssigkeit tränkt, auf den betreffenden Körpertheil setzt, dann anbrennt und ihn bis zur Haut niederbrennen läßt. Der Gebrauch der Moxa ist sehr alten Datums, sie wurde schon in uralten Zeiten von den Japanesen als Präservativ gegen Seuchen angewandt. In neuerer Zeit finden jedoch die Moxen fast nur noch in Fällen Verwendung, in denen es gilt, eine kräftige Ableitung von andern erkrankten Organen zu bewirken, oder eine örtliche Reizung hervorzurufen.

Will man mit der Glühhitze in die Tiefe wirken, so hat uns die Neuzeit in der Ignipunctur ein nach dieser Richtung hin sehr präcis wirkendes Verfahren kennen gelernt, welches im wesentlichen darin besteht, glühende Eisenstifte mehr oder weniger tief in die erkrankten Gewebe einzusenken. Dasselbe hat sich namentlich bei granulirenden Gelenkentzündungen, Knochenentzündungen und Lymphdrüsenanschwellungen, sowie auch bei Gefäßgeschwülsten und Sehnenscheidencysten — Unterbeinen — sehr erfolgreich bewiesen.

Daß hohe Hitzegrade in verschiedenster Form — als Heißwassereinspritzungen in Eiterhöhlen, Auftröpfeln brennenden Siegellacks zur Belebung Scheintodter und zur Entlarvung von Simulanten u. a. — von Aerzten benutzt werden, sei hier nur im Vorübergehen bemerkt.

Dagegen sind hier noch als werthvolle Erfindungen der Neuzeit anzuführen der Rélaton'sche Gasbrenner, der Pacquelin'sche Thermokanter und der Middeldorpff'sche — galvanokaustische — Porzellanbrenner.

Der Rélaton'sche Apparat besteht aus einem Gummiballon, der mit Gas gefüllt wird und in einen mit feiner durch einen cylinderförmigen Drahtmantel geschützten

Spitze versehenen Schlauch ausläuft. Wird das Gas durch Fingerdruck aus dem Ballon getrieben und ange zündet, so entsteht eine feine Flamme, welche an ihrer nicht leuchtenden Spitze einen hohen Hitzegrad entwickelt. Dieser Apparat hat vor dem Glüheisen den großen Vorzug, daß die Flamme mit großer Schnelligkeit eine tiefgreifende Verkohlung bewirkt, ihre Wirkung aber auf den Punkt beschränkt, auf den sie gerichtet ist. Dieser Apparat wurde bisher mit Vorliebe als blutstillendes Mittel bei frisch verletzten Gefäßen, sowie zur Zerstörung thierischer Gewebe benutzt, hat aber den Nachtheil, daß man mit ihm nicht in der Tiefe von Höhlen operiren kann, und außerdem das dazu nöthige Gas nicht immer da, wo man es braucht, zu haben sein dürfte.

Der Pacquelin'sche Platin Brennapparat besteht aus einem hohlen Platinbrenner mit durchbohrtem Griff, der seinerseits am obern Ende eines Gummischlauches angebracht ist, dessen anderes Ende durch ein gläsernes Doppelrohr in Verbindung mit einer Benzin enthaltenden Flasche steht, aus welcher die sich entwickelnden Dämpfe mittels eines am gläsernen Doppelrohr angebrachten Gummigebläses durch den erstgenannten Schlauch in den Platinbrenner getrieben werden. Sobald nun letzterer über einer Flamme bis zur Rothglühhitze erwärmt, das Gebläse in Gang gesetzt ist und die Benzindämpfe in die Platinhülse getrieben sind, entzünden sich diese und halten den Brenner für längere Zeit — bei ruhigem Blasen bis zu mehrern Stunden — hellrothglühend, während durch forcirtes Blasen bloße Weißglühhitze erzeugt werden kann. Der Vorzug dieses Brennens vor dem Glüheisen beruht hauptsächlich darin, daß er beliebig lange glühend erhalten werden kann.

Der galvanokaustische Porzellanbrenner Middeldorpff's endlich besteht aus einem auf zwei Messingstäben befestigten und spiralförmig mit einem Platindraht umwundenen Porzellankegel, dessen Drahthülle durch die Messingdrähte mit der Leitung in Verbindung steht. Bei Schluß der letzteren überträgt der in Glühhitze versetzte Draht diese auf den Porzellankegel, der auch nach Unterbrechung des Stromes noch kurze Zeit weiter glüht. Mittels dieses Apparats kann man auch an tiefgelegenen Theilen, welche dem Glüheisen und dem Thermokanter nicht mehr zugängig sind, mit Leichtigkeit operiren, da man ihn kalt ein und ausführen und so lange glühend erhalten kann, als man will.

Im Anschlusse an die zuletzt genannte Kauterisationsmethode Middeldorpff's mögen hier noch einige kurze Bemerkungen über Galvanokaustik im allgemeinen Platz finden, welche in den chirurgischen Arzneischatz eingeführt zu haben das große bleibende Verdienst des genannten Gelehrten ist.

Zur Erzeugung des für galvanokaustische Operationen erforderlichen constanten galvanischen Stroms benutzt man gewöhnlich eine Batterie mit möglichst großer auf wenige Elemente vertheilter wirksamer Oberfläche; die Grove'sche Batterie, aus Platin und Zink bestehend, ist zwar die für solche Zwecke geeignetste, aber bei ihrem hohen Preise und ihrer des großen Volumens wegen schweren Transportabilität nicht allgemein benutzbar. Man benutzt daher jetzt ziemlich allgemein die Stöhrer'schen Immersionsbatterien, welche lange Zeit gefüllt stehen können, ohne daß die dabei benutzten Metalle durch Zerfressen einen Schaden erleiden, und nebenbei jeden Augenblick in Thätigkeit gesetzt werden können. Der Stöhrer'sche Apparat besteht aus einem oder zwei Paaren großer Zink- und Kohlenplatten, die mittels Kurbelbewegung so auf und ab gedreht werden können, daß sie in die mit einer Mischung von chromsaurem Kali und Schwefelsäure gefüllten Glaströge mehr oder weniger tief oder auch gar nicht eintauchen. Die Leitungsdrähte, welche die Verbindung zwischen dem den galvanischen Strom erzeugenden Apparat und den galvanokaustischen Instrumenten herstellen, müssen von Kupfer oder Silber und hinreichend dick gearbeitet sein, während deren Länge von geringerer Bedeutung ist. Als eigentlich wirksamen und daher wesentlichen Theil haben die galvanokaustischen Instrumente eine Schlinge von Platindraht oder Platinblech, die vermöge ihres Leitungswiderstandes von dem galvanischen Strome in Glühhitze versetzt wird; die Enden dieser Schlinge müssen in dicken Kupferstäben befestigt sein, welche durch den aus einem Nichtleiter (Holz) gearbeiteten Handgriff isolirt voneinander verlaufen und in seitlich oder am Hintertheil des letzteren hervortretenden Fortsätzen endigen, die zum Anschrauben der Leitungsdrähte dienen. Ihrer Form nach entsprechen die galvanokaustischen Instrumente bald einem gewöhnlichen Glüheisen, bald einem Messer, einer Säge, einem Troikar, bald einem Ligatur- (Unterbindungs-) Werkzeuge, genannt Schneideschlinge. In Betreff der Wirksamkeit ist letztere dadurch ausgezeichnet, daß sie Ligatur mit Glühhitze combinirt, während alle übrigen analog dem Glüheisen wirken, nur mit dem Vorzuge, daß sie ihre Hitzquelle in sich selbst tragen, kalt eingelegt und beliebig lange im Glühzustande erhalten werden können. Ein weiterer Vorzug der Galvanokaustik ist die Möglichkeit, an Stellen zu operiren, welche dem Messer nicht zugänglich sind, sowie der Vortheil eines möglichst geringen Blutverlustes, weshalb sie auch vielfach als blutstillendes Mittel in Anwendung kommt; auch als antiseptisches — fäulnißwidriges — Mittel ist sie mannichfach empfohlen worden, doch steht sie nach Bardeleben's Ansicht in dieser Beziehung hinter andern Kaustica, namentlich dem Chlorzink, zurück.

Von der zweiten Hauptklasse der Kaustica, den chemischen Aetzmitteln, waren, wie schon erwähnt, im Alterthum nur wenige bekannt, welche meist nur als Blutstillungsmittel Verwendung fanden. Gegenwärtig ist jedoch ihre Zahl eine sehr erhebliche und sie finden theils in fester, theils in flüssiger Form bei den verschiedensten Krankheitsprocessen Verwendung, wo es gilt, Krankheitsproducte zu zerstören, reizend, alterirend, secretionsbefördernd oder beschränkend auf Wund- und Geschwürsflächen einzuwirken.

Als die bekanntesten nennen wir das Aetzkali, den Aetzkalk, den Höllenstein, den Kupfervitriol, den Sublimat, das Chlorzink, den weißen Arsenik, die Chromsäure, die Wiener Paste (5 Aetzkali, 6 Aetzkalk), die Schwefel-

säure, Salpetersäure, die Antimonbutter nebst verschiedenen andern in Pasten, Pflaster oder Salbenform benutzten Präparaten der genannten Mittel.

Dem Glüheisen gegenüber wirken die Aetzmittel langsamer, der Schmerz ist weniger heftig, hält aber länger an; der durch sie erzeugte Schorf ist weniger trocken und wird nur langsam abgestoßen; einzelne derselben (Arsen, Sublimat) können reforbirt werden und Intoxication veranlassen; alle irgend in die Tiefe dringenden Aetzungen bedingen Substanzverlust und oft entstellende Narbenbildung.

Zum Aetzen aus freier Hand bedient man sich der Aetzmittelträger, von denen namentlich die Emmert'sche Aetzpincette als praktisch zu empfehlen ist. Pulverförmige Aetzmittel werden mit dem Spatel aufgestaut oder mit dem Pinsel aufgepudert, Aetzpasten mit einem Holzspatel messerrückendick aufgetragen und mit einer Compresse bedeckt, pflaster- oder salbenförmige Mittel auf Leder oder Leinwand gestrichen und auf der Hand befestigt, bis die beabsichtigte Wirkung eingetreten ist. Flüssige Kauterien mit Holz- oder Glasstäbchen, am besten jedoch mit einem Asbestpinsel aufgeträufelt. Den nach der Aetzung längere Zeit zurückbleibenden, mitunter sehr peinlichen Schmerz kann man durch Auflegen von Eis oder kalten Compressen, im Nothfalle auch mittels einer Morphiuminjection oder einer Dosis Chloralhydrat lindern.

(Alfred Krug.)

Kautschuk. s. Caoutchouc.

Kauz, s. Strix.

KAVANAGH (Julia), englische Schriftstellerin, wurde am 7. Jan. 1824 zu Thurles in der irischen Grafschaft Tipperary geboren. Ihr Vater, Morgan Kavanagh, der sich durch einige linguistische und historische Schriften bekannt machte, brachte sie frühzeitig nach Paris, wo sie eine vortreffliche Erziehung erhielt. Im J. 1844 begab sie sich nach London, wo sie Mitarbeiterin an Chamber's Journal und andern Zeitschriften ward. Ihr erstes Buch war eine Weihnachtsschrift für die Jugend, „The Three Paths" (London 1847), in der sich alsbald die Vorzüge dieser begabten Erzählerin erkennen ließen. Darauf folgte der Roman „Madeleine" (1848), die Lebensbeschreibung eines frommen Landmädchens in der Auvergne, welches das Vorhaben faßt, in ihrem Geburtsdorfe ein Hospital zu gründen und dasselbe nach Ueberwindung aller Hindernisse schließlich ausführt. Mit dem nächsten Werke, dem Roman „Nathalie" (1851) trat Miß Kavanagh sofort in die Vorderreihe der Romandichterinnen. Es ist ein ebenso gehaltvolles wie geistvoll vorgetragenes Werk. Die Erzählung spielt wieder in Frankreich, dessen Norden vorwiegend teutonischer Abstammung mit dem Süden iberisch-celtisch griechisch-römischer Abstammung in scharfen Gegensatz gebracht wird, wobei infolge der celtischen Abstammung der Verfasserin der Süden in ein bei weitem vortheilhafteres Licht kommt.

„Women in France during the 18. century" (London 1851) enthält eine Reihe geistreicher biographischer Skizzen von Frauen, die im 18. Jahrhundert als beaux esprits im grand monde von Paris glänzten. Die Verfasserin hatte sich damit eine Aufgabe gestellt, die ihrem keuschen Wesen keineswegs genehm war, sodaß die Schilderungen nicht so lebhaft sind, wie man von ihrer Feder wol erwarten sollte. Die Biographien beginnen mit der Periode der Regence, welche in der Einleitung im allgemeinen geschildert wird, und endigt mit der Revolutionszeit.

„Women of Christianity, exemplary for Acts of Piety and Charity" (London 1852) war ein Thema, das sich Miß Kavanagh nach ihrer Beschäftigung mit den französischen Damen des vorigen Jahrhunderts als ein ihrer Gemüthsrichtung angemesseneres gewissermaßen wol von selbst empfehlen mußte. Sie beabsichtigte, in diese Folge alle Biographien von Frauen aufzunehmen, welche sich unter dem Einflusse des christlichen Glaubens, geduldig, wenn zu ertragen, heroisch, wenn zu handeln und zu dulden war, durch ihre Selbstverleugnung als Muster des Christenthums bewährt und bemerklich gemacht hatten. Es war dies jedoch eine zu umfassende Aufgabe, weshalb die Behandlung ungleich ausfiel, sodaß einige eingehend, andere skizzenhaft sind, während manche, die dem Plane nach hätten aufgenommen werden sollen, fehlen.

Mit dem Romane „Daisy Burns" (3 Bde., London 1853) betrat Miß Kavanagh englisches Terrain, wo sie aber bei weitem nicht so heimisch war wie auf dem französischen. Im Einzelnen bekundete die Verfasserin ihre große Kraft, namentlich ihr so zartes wie ergreifendes Pathos. Der Erzählung fehlt jedoch Wahrscheinlichkeit, und im ganzen bezeichnet das Werk einen Rückschritt.

Im J. 1853 und 1854 machte Miß Kavanagh eine Reise durch Frankreich, die Schweiz und Italien, welche sie in „A Summer and a Winter in the Two Sicilies" (London 1858) beschrieb.

„Grace Lee, a tale" (3 Bde., London 1855) hat die Vorzüge und Fehler des letzten Romans, anschaulichen Vortrag und mangelhafte Wahrscheinlichkeit.

„Adele, a Tale" (3 Bde., London 1858) ist gleichfalls ein im Einzelnen vorzüglicher, im Ganzen verfehlter Roman. Besonders ist die Charakterisirung sehr fein ausgearbeitet.

„French Women of Letters" (2 Bde., London 1862) enthält ausführliche Biographien der bedeutendsten französischen Romandichterinnen, indem Miß Kavanagh hier unter „Letters" ausschließlich den Roman versteht. Ihr Zweck bei diesem und dem nachfolgenden (English Women of Letters, 2 Bde., London 1862) war, darzulegen, wie weit Frauen zur Entwickelung des Romans „in den beiden größten Literaturen der Neuzeit, der englischen und französischen, beigetragen haben". Von sämmtlichen Romanen der angeführten Schriftstellerinnen sind ausführliche Résumés und eingehende Kritiken gegeben.

„Queen Mab, a Tale" (3 Bde., London 1863) ist ein vortrefflich geschürzter Roman, welcher eine ergreifende Folge von Conflicten der Leidenschaften und Pflichten mit großer Anschaulichkeit vorführt.

Miß Kavanagh schrieb sonst noch die Romane „Beatrice“ (London 1865), „Sybil's second lore“ (3 Bde., London 1867), „Dora“ (3 Bde., London 1868), „Silvia“ (3 Bde., London 1870).

Die geistreiche Frau ist jedenfalls eine der Spitzen der englischen belletristischen Literatur unserer Zeit. Während der letzten Jahre ihres Lebens wohnte sie mit ihrer Mutter in Nizza, woselbst sie am 28. Oct. 1877 plötzlich starb. (*W. Bentheim.*)

KAWALA, auch Kawalla mit Doppel-l, theils durch Einfluß des Italienischen, theils um die Oxytonie zu markiren, während die türkische officielle Schreibweise der zweiten Silbe ein gedehntes a und nur ein l gibt, ist der Name einer Hafenstadt am Aegeischen Meere und liegt innerhalb einer Bucht, welche die thracisch-macedonische Küste gegenüber der Insel Thasos beschreibt, an einem kleinen Vorgebirge. Mit seinen mehrstöckigen Häusern, Minarets, Moscheen, Cypressen und andern Ziergewächsen sich terrassenmäßig die Höhe hinanziehend und oben von den festungsähnlichen Trümmern einer alten Kaserne überragt, gewährt der Ort, welchem eine stattliche Wasserleitung von drei Bogen übereinander das Wasser zuführt, einen herrlichen Anblick; andererseits wird von den Balkons und Fenstern seiner Häuser aus der reizende Golf mit der durch kühne Bergformen sich auszeichnenden Insel Thasos überschaut. Kawála zählt ungefähr 3000 Einwohner und ist der Vorort der von dem Sandschak Drama abhängigen, zum Vilajet von Salonik gehörigen Districte Bereketli und Sarh-Schában, zugleich aber dient es als Stapelplatz für die an werthvollen Rohproducten reichen Gegenden von Seres und von Drama, sowie für einen großen Theil des Strymonthales. Der kostbare ostmacedonische Taback, welcher zum Theil auf dem eigenen Territorium von Kawála, hauptsächlich aber in dem Gebiet der benachbarten Binnenstadt Jenidsche gebaut wird, findet fast ausschließlich über Kawála seinen Weg nach Konstantinopel und den übrigen großen Handelsplätzen der Levante.

Die Vortheile der Lage von Kawála waren schon dem Alterthum nicht entgangen und schon früh wurde dieselbe als Wohnstätte benutzt. Ursprünglich eine Colonie der Thasier, kam der Ort im J. 464 unter die Herrschaft der Athenienser, welche sich das Mutterland unterworfen hatten. Dieselben erneuerten die Ansiedelung und nannten sie Neapolis, unter welchem Namen sie hier und da erwähnt wird, ohne zu historischer oder politischer Bedeutung gelangt zu sein. Bekannt ist, daß der Apostel Paulus, von Alexandria Troas kommend, in Neapolis anlandete, um sich den folgenden Tag nach dem (nur 12 M. P.) entfernten Philippi zu begeben (Act. 16, 11). Ueber den Untergang des Namens Neapolis und den Ursprung von Kawála ist Näheres nicht bekannt. Aus der byzantinischen Geschichte erfahren wir, daß, als Kaiser Michael II. den Aufstand des Thomas niedergeworfen und die rebellischen Land- und Seestädte Thraciens erobert, in der Rhodopegegend zwei Kastelle, Kawála (*Καβάλα*) und Saniana, sich noch hielten und endlich durch Bestechung der Besatzungen gewonnen wurden.*) Es ist zwar nicht gesagt, daß diese Kastelle am Meere lagen; da aber ihre Commandanten auf der Flucht nach Syrien ergriffen wurden, so ist dies anzunehmen und die Identität des Kastells (*φρούριον*) Kawála mit der heutigen Stadt wahrscheinlich. Bemerkenswerth ist die letztere dadurch, daß Mehemed-Ali Pascha, der Begründer des Vicekönigreichs Aegypten, im J. 1769 daselbst als der Neffe eines Mussellim das Licht der Welt erblickte und in dem Divan seines Oheims den Grund zu der praktischen Tüchtigkeit legte, welche ihn zu dem hervorragendsten Manne seiner Zeit im Orient machte. — Der den 3. März 1878 zu San-Stefano bei Konstantinopel zwischen Rußland und der Türkei abgeschlossene Friede würde, wenn er zur Ausführung gekommen wäre, Kawála dem geplanten Bulgarischen Reiche einverleibt haben. Der Congreß von Berlin, welcher Macedonien und das Rhodopegebirge der Pforte zusprach, befreite Europa von der Besorgniß, einen slawischen Hafen am Aegeischen Meere entstehen zu sehen. (*G. Rosen.*)

KAWASSEN nennt man in der Türkei eine Klasse von Unterbediensteten, welche, hochgestellten Staatsbeamten beigegeben, einerseits eine Sicherheits- und Ehrenwache dieser vorstellen und andererseits bei ihnen die Geschäfte einer militärischen Ordonnanz zu versehen haben. Der Kawas erhält seine Löhnung ausschließlich von seinem Dienstherrn, zu dessen Privatgefälle er insofern zählt, als der Staat von ihm keine Notiz nimmt. Wenn ihm nichtsdestoweniger eine gewisse Autorität (Polizeidiener-Befugniß um die Person seines im Publicum verkehrenden Gebieters sowie vor dem Eingange von dessen Wohnung, Eintrittsrecht bei den Landesbehörden zu Bestellungen aller Art u. dgl. m.) zugestanden wird, so kann dies nur als ein Ausfluß der amtlichen Stellung seines Herrn betrachtet werden. Wie sich hiernach von selbst versteht, gibt es auch keine eigene Kawassen-Uniform; ob und wie er durch besondere Kleidung ausgezeichnet wird, hängt lediglich vom Willen des Gebieters ab, welcher selber der localen Sitte Rechnung zu tragen pflegt. Ohne Seitengewehr und Pistolen erscheint indessen ein Kawas so gut wie nie in der Oeffentlichkeit, und meistens führt er als charakteristisches Abzeichen, wenn er seinem Gebieter voranschreitet, einen langen mit Silber beschlagenen Stab. — Ihre häufige Erwähnung in den Reiseberichten aus dem Orient verdanken die Kawassen dem Umstande, daß auch die fremden Gesandtschaften und Consulate in der Levante Bedienstete dieser Kategorie führen, welche außer den oben angegebenen auf den Dienstherrn bezüglichen Attributionen noch mit Amts-, Gerichts- und Polizeidienergeschäften unter die im Jurisdictionsbezirk der betreffenden diplomatischen Behörde sich aufhaltenden, nach dem Rechte der Exterritorialität der letzteren unterstehenden Conationalen und Schutzgenossen betraut sind und demnach die alltäglichen Berührungen, wie der Gesandtschaft, resp. des Consulats, so der fremden Unterthanen mit den Landesbehörden vielfach vermitteln. Durch fälsch-

*) Georg. Cedrenus II, 90.

liche Uebertragung dieser bei den fremden Vertretungen bestehenden Einrichtung auf die intimen türkischen Civilbehörden werden auch die Saptieh, die drei türkischen Polizeisoldaten, ein unsern Schutzleuten entsprechendes eigenes uniformirtes Corps, welchem, wie in Konstantinopel, so in den Provinzialhauptstädten der Türkei die Sorge für die öffentliche Sicherheit obliegt, von den Europäern gemeinhin Kawassen genannt. Andererseits findet man bei Franzosen, Engländern und Italienern noch häufig für die Gesandtschafts- und Consulatskawassen die Benennung Janitschar (Janissäre, Giauzzaro) als Reminiscenz der früheren Zeit, wo zu dem betreffenden Dienste nur Affiliirte des bis zu seiner Vernichtung (1826) vorwiegend privilegirten Truppenkörpers herangezogen wurden. Die Etymologie des Wortes Kawas ist nicht ganz klar; wahrscheinlich ist es von dem arabischen Kawwas, spr. Kauás, Bogenmacher, Bogenspanner herzuleiten. *(G. Rosen.)*

KAWÉRI, englisch Cauvery, *Χαβήρος* des Ptolemäus, ist ein großer Fluß im südlichen Indien, berühmt wegen seiner traditionellen Heiligkeit wie auch wegen seiner malerischen Landschaften und seiner Wichtigkeit für die Bewässerung. Sie entspringt im Kurg, mitten in den West-Ghats, in 12° 25′ nördl. Br. und 94° 10′ L.g. von Ferro, fließt in südöstlicher Richtung über das Plateau von Maijur, und ergießt sich durch zwei Hauptmündungen innerhalb des Madraedistricts von Tandschur in den Busen von Bengal. Sie ist etwa 103 □Meter lang und ihr Stromgebiet umfaßt 1317 □Meter. Der fromme Hindu nennt sie Dockshini-Ganga oder den Ganges des Südens, und ihr ganzer Lauf ist heiliger Boden. Nach einer in den Agneja- und Skanda-Puranas aufbewahrten Legende ist einst auf Erden ein Mädchen geboren worden, Namens Vishnumaja oder Lopamudra, eine Tochter Brahma's; ihr himmlischer Vater erlaubte ihr, als das Kind eines Sterblichen, des Kavera-muni, betrachtet zu werden. Um nun für ihren Adoptivvater die Seligkeit zu erlangen, beschloß sie, ein Fluß zu werden, dessen Wasser von allen Sünden reinigen sollte. Deshalb weilt einmal im Jahre die Heilige Ganga unterirdisch bei der Quelle der Kawéri, um sich von der Verunreinigung zu reinigen, welche sie durch die Menge der Sünder empfangen hat, die sich in ihrem Wasser gebadet haben. Bei Tala Kawéri, wo der Fluß entspringt, und bei Bhagamandala, wo sie den ersten Nebenfluß empfängt, stehen alte Tempel, die jährlich von einer Fülle von Pilgern im Monate Tulamajat (October und November) besucht werden. Der Lauf der Kawéri in Kurg ist sehr gewunden. Ihr Bett ist im allgemeinen felsig; ihre Ufer sind hoch und mit der üppigsten Vegetation bedeckt. In der trockenen Jahreszeit ist sie fast überall zu durchfurten; aber in der Regenzeit schwillt sie zu einem 7—10 Meter tiefen Strome an. In diesem Theile ihres Laufes empfängt sie viele Nebenflüsse: die Kakabe, Kadimur, Kumma-hole, Muttaramutta, Schikka-hole und Swarnati. Nahe der Grenze, an der Station Fraserpat, führt eine prachtvolle Steinbrücke von 157 Meter Länge hinüber. Beim Eintritt in Maijur läuft sie durch eine enge Schlucht, die aber gegenwärtig auf 275—366 Meter Breite erweitert ist. Ihr Bett bleibt felsig, sodaß keine Schiffahrt möglich ist; aber ihre Ufer sind hier von einem reichen Streifen frischer Vegetation eingefaßt. Auf ihrem Laufe durch Maijur wird ihr Bett durch nicht weniger als zwölf Anikats oder Dämme zur Bewässerung unterbrochen. Von dem wichtigsten derselben, dem bekannten Madadkatte, ist ein 20 g. Meter langer künstlicher Kanal abgeleitet, welcher eine Fläche von 4000 Hekt. (mit einem Einkommen von 7000 Pfd. St.) bewässert, und schließlich noch eine Wasserzufuhr zur Stadt Maijur bringt. In diesem Theile ihres Laufes bildet sie zwei Inseln, die von Saringapatam und von Siwasamudram, welche an Heiligkeit mit der Insel Srirangam, weiter unten im Tritschinopoli-Districte, wetteifern. Die Insel Siwasamudram umschließen die berühmten Wasserfälle der Kawéri, welche rücksichtlich ihrer romantischen Schönheit nicht ihres gleichen haben. Der Strom theilt sich hier in zwei Arme, deren jeder 44 geogr. Meilen weit in einer Aufeinanderfolge von Stromschnellen und gebrochenen Cascaden weiter herabfließt. Durch private Freigebigkeit eines Eingeborenen von Maijur ist die Scenerie den Beschauern zugänglich gemacht, indem er zwei rohe, aber feste Steinbrücken hat bauen lassen, welche von jedem Ufer zur Insel hinüberführen. Um diese malerische Stelle hat mehr als eine tragische Erzählung aus früheren Tagen sich gesammelt. — Die Nebenflüsse der Kawéri sind die Hemavati (die Goldene), die Lakschmantirtha, Lokapávani, Kabbani und Suvarnavati. Nachdem sie den Boden von Madras betreten, macht sie die Grenze zwischen den Districten Koimbatur und Salem auf eine ansehnliche Strecke, bis sie den Tritschinopoli-District betritt. Den historischen Fels von Tritschinopoli umfließend, theilt sie sich wieder in zwei Arme, und zwar bei der Insel Srirangam, welche zwischen sich das Delta von Tandschur, den Garten des südlichen Indiens, umschließen. Der nördliche dieser Arme heißt der Kolerum (Kolidam); aber der, welcher weiterhin den Lauf der Kawéri nach Osten fortsetzt, behält den Namen Kawéri. An der Seeseite des Delta befinden sich die Ankerplätze Negapatam und Franzosisch-Karikal. Nur auf einem Theile ihres Laufes befährt man sie in Booten aus Flechtwerk. In Madras sind die wichtigsten Nebenflüsse die Bhavani, Nojel und Amravati. Bei Erode kreuzt der Fluß die Hauptlinie der Madras-Eisenbahn mittels einer eisernen Brücke, 40,000 Rubel kostend, 468 Meter lang, mit 72 Spannungen auf Pfeilern, welche in den Fels eingelassen sind.

Obwol das Wasser der Kawéri in Maijur und im Koimbatur-Districte für den Ackerbau benutzt wird, so wird sein wahrer Werth für die Bewässerung doch erst im Delta ersichtlich. Bei Srirangam, gerade an der Theilungsstelle, wird die Flutaustadung auf 472,000 Fuß in der Secunde geschätzt. Mit der Aufgabe, diesen Agricultur-Reichthum nutzbar zu machen, hat sich zuerst ein vorhistorischer Hindu-König beschäftigt, welcher einen massiven Damm aus unbehauenen Steinen, 330 Meter lang und 12—18 Meter breit, quer über den Strom der

eigentlichen Kawi führen ließ. Dieser Damm, von dem man glaubt, daß er aus dem 4. Jahrhundert vor Chr. datire, ist noch trefflich im Stande, und hat den englischen Ingenieuren als typisches Muster gedient. Als im J. 1801 die Briten in Besitz des Tandjohrer Districts kamen, fand man, daß die große Wassermenge damals den Kolerum ungefähr durchlief, welcher jetzt nur ein Abzugscanal ist, während die eigentliche Kawari allmählich verwilderte, und die Bewässerungscanäle, welche von ihr ausgingen, trocken wurden. Der Hauptgegenstand der Ingenieurarbeiten, welche seitdem ausgeführt wurden, ist, diese fatale Tendenz zu beseitigen, und jenen der beiden Canäle zu veranlassen, das Maximum an Wasser zu führen, welches zur Verwendung kommen kann. Das neuere Hauptwerk ist der Damm und Aviduct quer über den Kolerum, welchen Sir Arthur Cotton zwischen 1836 und 1838 hat bauen lassen. Dieser Damm ist 686 Meter lang und zerfällt durch Inseln in drei Abtheilungen; der Körper besteht aus Ziegeln, ist aber mit gehauenen Steinen gedeckt. Seine Höhe ist 1,5 Meter und er ist an der Nordseite durch einen 6,5 Meter breiten gemauerten Schutz gestützt. Mittels eines mächtigen Systems von Schleusen, welche in den folgenden Jahren angelegt sind, ist die Ausladung beider Flüsse jetzt so geregelt, daß keiner von beiden durch Schlamm überladen wird, während der Wasserüberfluß beider durch eine Anzahl von Vertheilungsgräben für Bewässerung nutzbar gemacht wird. Die jetzt schon aus dieser Quelle bewässerte Fläche ist in den drei Districten Tandjohr, Tritschinopoli und Sau Arkot etwa 61,5 g. □Meter, welche eine Revenue von 3,500,000 Pfd. St. geben. (Hunter.) (G. A. von Klocke.)

KAWI-SPRACHE. Unter den Völkern malaiischen Stammes waren die Javanen wo nicht das erste, so doch sicher eins der ersten, zu welchen indische Cultur und Schrift gedrungen sind, und jedenfalls ist jetzt ihre Sprache innerhalb der ganzen Familie diejenige, welche die ältesten Literaturdenkmäler aufzuweisen hat. Es sind dies mehr oder minder getreue Uebertragungen oder Nachbildungen indischer Werke, zumal epischer und dramatischer, dann aber auch buddhistisch-religiöser. Wann diese Literatur ihren Anfang genommen, dürfte schwer festzustellen sein; jedenfalls läßt ihre Sprache auf ein verhältnißmäßig hohes Alter schließen.

Diese Sprache ist ihrem Grundwesen nach altjavanisch, aber bald stärker bald schwächer mit indischen, dem Sanskrit oder dem Pali angehörigen Culturwörtern versetzt. Die Mischungsverhältnisse sind in der That so schwankend, daß von einem Wortschatze des Kawi kaum die Rede sein kann. Der Fall liegt hier nicht wie im Englischen, wo ja auch der Schriftsteller so oft die Wahl hat, ob er den germanischen oder den romanischen Ausdruck wählen will: denn hier sind so und so viele romanische Wörter in der germanischen Sprache eingebürgert. Das Kawi dagegen scheint ganz willkürlich den Vorrath des Sanskrit als einen Theil seines eigenen zu behandeln und sich nur hier und da die fremden Laute mundgerecht zu machen. Das sogenannte Krama, die vornehme Sprache der heutigen Javanen, hat sich dann einen Theil dieser indischen Elemente wirklich einverwebt.

Man hat gestritten, ob sich die Sprachen des malaiischen Stammes in auf- oder absteigender Formentwickelung befinden, ob also die formenarmsten oder die formenreichsten Sprachen des Stammes den ursprünglicheren Typus darstellen. Eine grammatische Vergleichung des Kawi mit dem heutigen Javanisch spricht entschieden für die letztere Annahme. In Uebereinstimmung mit den hochentwickelten Philippinensprachen weist das Kawi noch morphologische Formen und grammatische Functionen auf, welche seitdem im Javanischen verschwunden sind.

Gleichwol liegt die Bedeutung jener Sprache nur zum geringsten Theil in ihr selbst; und auch ihre unselbständige Literatur kann nur von secundärem Werthe sein. Für die Geschichte der Sprachwissenschaft aber sollte sie geradezu epochemachend werden. Wilhelm von Humboldt's bedeutendstes Werk, Die Kawisprache auf der Insel Java, 3 Bde. (Berlin 1836 bis 1839), hat sie zum Mittelpunkt, und so knüpft sich an sie einmal die tiefsinnige Abhandlung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, und dann die eigentliche wissenschaftliche Entdeckung des großen malaio-polynesischen Sprachstammes, für dessen grammatische Vergleichung das Kawi-Werk noch heute mehr als eine grundlegenden Werth behauptet. (G. von der Gabelentz.)

KAYSER (Karl Philipp) gehört einer alten, in der hessischen Rheinpfalz angesehenen Familie an, aus der zahlreiche Geistliche und Schulmänner hervorgegangen sind. Er war am 18. Nov. 1773 in Enzisheim bei Alzei geboren, hatte seine Schulbildung in Grünstadt und Buchsweiler erhalten und dann in Göttingen studirt. Die Theilnahme an dem dortigen philologischen Seminare bestimmte die Richtung seiner Studien. Schon 1793 erlangte er die philosophische Doctorwürde. Die dazu herausgegebene Schrift: Philetae Coi fragmenta quae reperiuntur coll. et illustravit, kann zwar heutigen Ansprüchen in Bezug auf die Untersuchungen über die Lebensverhältnisse des Dichters, zur Anordnung und Verbesserung der Bruchstücke nicht mehr genügen, war aber doch damals immer beachtenswerth und erhielt durch die voraufgeschickte epistola Chr. G. Heyne ad J. G. Schlossernm eine besondere Empfehlung. Noch in demselben Jahre wurde er unter die rheinpfälzischen Candidaten aufgenommen und 1794 als dritter Schullehrer am reformirten Gymnasium in Heidelberg angestellt. An dieser Anstalt ist er bis zu seinem Tode thätig gewesen und nach der Erweiterung derselben einer der nach der Confession wechselnden Directoren gewesen, eifrig bemüht, die humanistische Entwickelung und Förderung der Schüler zu pflegen und zu sichern. Daneben hatte er sich an der Universität habilitirt, wurde schon 1804 als Gehülfe bei der Bibliothek ins Auge gefaßt, später zum Bibliothekar und zum außerordentlichen Professor ernannt. Mit dem 1804 berufenen Creuzer war er innig befreundet. Im J. 1805 hatte er sich mit Gertrud Reibel verheirathet, der Tochter eines reformirten Pfar-

reres in Mannheim, und dadurch eine energische und bedeutende Lebensgefährtin gewonnen, die fortan den Mittelpunkt eines ansehnlichen, durch Zöglinge besonders aus England und Frankreich erweiterten und durch ausgedehnten geselligen Verkehr belebten Hauses bildete. Durch Creuzer traten die Romantiker Tieck, Brentano und dessen Frau, Arnim, die Gebrüder Boisserée der Familie näher. Die reiche musikalische Begabung der Frau sammelte gute musikalische Kräfte, deren Vereinigung im Verein mit dem mehr der ältere Musik zugewendeten Thibaut'schen Kreise sich mehr der modernen Musik eines Händel, Gluck, Mozart, Beethoven u. a. widmete. Im J. 1822 war ein Weingut in Wachenheim erworben, wo im Frühjahre und noch mehr im Herbste zahlreiche Gäste sich einfanden und dessen reiche Erträge die Keller des geräumigen heidelberger Wohnhauses füllten.

Zu schriftstellerischer Thätigkeit fand er wenig Muße. Im J. 1805 ließ er als eine Art Uebungsbuch für die Anfänger lateinischer Lektüre „Interessante Erzählungen aus den römischen Annalen des Livius" in Erlangen erscheinen, welche 1824 abermals gedruckt wurden. Mureti institutio puerilis (1807) und desselben Scripta collecta (1809) sollen die Kenntniß des Latein fördern; bei Erasmi institutio hominis christiani (1815) war wol mehr der Inhalt ins Auge gefaßt. Von Schriftstellern hat er sich viel mit Cicero beschäftigt, aber nur ein kleines Programm „Einige Stellen des Cicero" (1827) und Beiträge zu Meier's Ausgabe von De divinatione et de fato sind uns überliefert. Diese 1828 erschienene Ausgabe ist gewidmet C. Ph. Kayser antiquae fidei amico suo von Creuzer und Moser mit der Bemerkung: Haec inscripseramus antiquae fidei amico valenti, gaudenti ille rente domo, ludo — nunc inscribenda τῷ ἀοιδίμῳ. — Nam eheu! cum uxori, liberis, amicis, literis urgente fato eripuit maligna febris ne cum undecim lustra emensum ipso die natali XIV Kalend. Dec. MDCCCXXVII. — Multis ille bonis flebilis occidit, nulli flebilior quam nobis.

Sieben Kinder gingen aus seiner Ehe hervor, zwei Söhne, Karl Ludwig, der nachher behandelte Philolog, und Ludwig, der als Diakonus und Vorstand der Schule in Gernsbach in der Blüte seiner Jahre gestorben ist, und fünf Töchter, von denen drei verheirathet waren. Der Kayser'schen Familie, besonders der Mutter, gedenkt Fr. Jacobs in den Personalien S. 292. Noch existirt von ihm sein sorgfältig geführtes Tagebuch, das in die Zeit des göttinger Aufenthalts zurückgeht und bis zum Tode 1827 fortgesetzt ist in einer Reihe von Bänden; nur die Jahre 1867—9 fehlen. Wie wichtig diese Aufzeichnungen für die Verhältnisse der heidelberger Universität und überhaupt für das geistige Leben in der Pfalz sind, ergeben die Mittheilungen des Geheimraths Bartsch in der Festrede über die Romantiker und über die germanistischen Studien 1882. (*F. A. Eckstein.*)

KAYSER (Karl Ludwig), Sohn Karl Philipp's, ist am 3. Febr. 1808 in Heidelberg geboren. Seine Erziehung erhielt er im älterlichen Hause unter der eingehendsten Leitung seines Vaters und der etwas unruhigen, immer neue Anforderungen an den Sohn stellenden Einwirkung der Mutter. Diese Einflüsse ergaben die Grundzüge seiner Jugendbildung, der humanistischen und der musikalischen; diese wurde überdies geweckt und gepflegt durch den Verein, der die Pflege moderner Musik sich angelegen sein ließ. Nachdem er im Mai 1822 confirmirt war, wurde er dem Musiklehrer Vollweyler in Frankfurt a. M. übergeben, um Theorie der Musik zu lernen, Klavierspiel eifrig zu üben, Mathematik zu treiben und daneben auch das Gymnasium zu besuchen, an welchem Vömel und Wilhelm Ernst Weber in früher Thätigkeit standen. Aber die Neigung zu Homer mußte unterdrückt, ja im December 1825 das Gymnasium verlassen werden, damit der Knabe seine ganze Zeit der Musik und der Mathematik widmen konnte. Da war von einem frohen Jugendleben, von Verkehr mit Altersgenossen nicht die Rede. Im April 1824 kehrte er in das älterliche Haus zurück und besuchte noch die obersten Klassen des heidelberger Lyceums, wie damals das Gymnasium hieß. Im Herbste 1825 wurde er aus diesem entlassen und begann seine theologischen und philologischen Studien unter Creuzer, Bähr und seinem Vater. Dem Historiker Schlosser blieb er fern, weil der nahe Freund seines Hauses und sein eigentlicher Lehrer Creuzer diesem fern stand und das Auftreten Schlosser's, seine ganze Behandlung der Geschichte ihm nicht zusagte. Er hatte für Creuzer große Pietät, wie ein Sohn für den Vater, und nur so läßt sich die Verbindung mit dem Symboliker bei der für verstandesmäßige Analyse angelegten Natur Kayser's erklären. Im Juli und August 1826 begleitete der achtzehnjährige Jüngling Creuzer nach Paris, zugleich mit Professor Bekker aus Löwen. Aber der Aufenthalt war zu kurz, weil Creuzer die Stadt rasch satt hatte, und blieb ohne Ertrag für die philologischen Studien, weil Kayser, der bis dahin viel Zeit auf musikalische Composition verwendet hatte, vor allem eine von ihm componirte Messe Cherubini überreichen wollte und das musikalische Interesse alles andere überwog. — Der Tod des Vaters 1827 veranlaßte eine gewaltige Aenderung der äußern Verhältnisse. Die rührige Mutter erweiterte das Pensionat und verband es mit einem Institut für Knaben, das in seinen fünf Klassen dem Gymnasium bedenkliche Concurrenz machte und wegen seiner Ausdehnung die Mitwirkung der ganzen Familie, auch der Töchter, beanspruchte. Auch unser Kayser fand sofort Verwerthung seiner Kenntnisse als Lehrer; später trat er wenigstens dem Namen nach als Director an die Spitze, dessen wahre Leitung immer die Mutter bis zu ihrem Tode 1843 behielt und das erst im Jahre 1846 ganz aufhörte.

An der Universität hatte er 1827 einen Preis gewonnen durch Bearbeitung der von der philosophischen Facultät gestellten Aufgabe exhibeatur elogium Jac. Gruteri, eius res exponantur et in rem litterariam cum nostram tum universam merita, die erste Anregung zur Bearbeitung der Geschichte der heidelberger Philologie, zu der er später noch einmal 1865 zurückgekehrt ist. Zum Druck dieser Preisschrift hat er sich

nicht entschließen können. Im Sommer 1830 bestand er in Karlsruhe die theologische und philologische Prüfung. Am 20. Dec. 1830 folgte die Doctorpromotion nach einem insigni cum laude bestandenen Examen. Am 22. Juni 1831 und zwar mit dem Abschlusse seiner Erstlingsarbeit beginnt sein Tagebuch, das anders als bei seinem Vater nur von seinen eigenen Studien und zahlreichen schriftstellerischen Arbeiten genaue Kunde gibt.[1] Ueber Lebensereignisse findet sich wenig. Er hat es gewissenhaft fortgeführt bis wenige Tage vor seinem Tode, bis zum 1. Mai 1872. Im Anfange 1833 habilitirte er sich an der Universität, am 12. Jan. hielt er seine Probevorlesung, am 19. Jan.[2] disputirte er ad facultatem docendi rite obtinendam über sieben Thesen, die sich auf seine späteren Studien wie vorbedeutend beziehen. Ostern 1833 begannen seine Vorlesungen. Seit 1835 nahm er freiwillig an der Leitung der Uebungen des philologischen Seminars theil, aber erst 1845 wurde seine Einwirkung auf dasselbe geregelt und officiell ausgesprochen. Im J. 1841 war er zum professor extraordinarius ernannt; an Gehalt glaubte man bei dem Instituts-Director nicht denken zu müssen; spärliche Remunerationen wurden später wol bewilligt, 1855 auch der erste feste Gehalt von 600 Gulden, der sich langsam steigerte und erst kurz vor seinem Tode auf das Dreifache sich erhob. Bei der Uebernahme der außerordentlichen Professur hat er die Abhandlung de interpolatore Homerico drucken lassen. Die Uebertragung einer ordentlichen Professur verzögerte sich bis 1863 und zwar, wie er mir einmal schrieb, „infolge ungünstiger Verhältnisse". Daß man den Propheten in seinem Vaterlande nicht gelten, daß man einen Lehrer an derselben Universität nicht aufkommen läßt und was sonst bei den Kleinlichkeiten des Universitätslebens in derartigen Fällen angeführt zu werden pflegt, konnte bei Kayser nicht der Grund sein. Auch das Knabeninstitut und die dadurch bedingte Arbeit konnte niemand vorrücken; es war 1846 aufgelöst. Seine wissenschaftlichen Leistungen konnten nicht geltend gemacht werden, da er Ansehen nach außen hin sicher genoß. Wohl fehlte es ihm an der Kunst sich geltend zu machen, Ansprüche für sich zu erheben, aber schlimmer wurde die mangelnde Gunst seiner unmittelbaren Amtsgenossen, die vielleicht durch den intriguirenden Einfluß eines Einzelnen[3] sich fortreißen ließen, die wohlverdiente Ehre und Anerkennung dem Collegen so lange vorzuenthalten. Als 1864 Mohlik nach Heidelberg berufen war, wurde auch das philologische Seminar seiner Leitung und alleinigen Verantwortlichkeit übergeben. Kayser hatte sich zu einer Mitwirkung bestimmen lassen, aus der ihm bei der Selbstherrlichkeit dieses Vorstehers viel Verdruß und mancher schwere Druck erwuchs. Besondere Freude machte ihm 1869 die Verleihung des Ritterkreuzes vom Zähringer Löwenorden, mit dem ihn sein Landesherr nach Vollendung der Ausgabe des Cicero auszeichnete. Schon 1851 war er auswärtiges Mitglied der Academie der Wissenschaften in München geworden.

Im März 1837 hatte er sich mit der Tochter seines frankfurter Lehrers Vollweyler verheirathet, aber das junge Paar trat in den Hausstand der Mutter ein und fand kein häusliches Glück, keine Selbständigkeit. Als das Knabeninstitut aufgelöst war und ein Ersatz für die Einnahmen geschafft werden mußte, gründete Frau Kayser ein Mädchenpensionat, das unsern Kayser nöthigte, sich immer mehr zurückzuziehen und auch sich 1852 von der Frau zu scheiden. Zehn Jahre später schloß er eine zweite Ehe mit Sophie Hilger aus Langenkandel und fand in ihr wahres Lebensglück, weil diese Frau nicht blos das Hauswesen umsichtig leitete, sondern auch Verständniß für seine wissenschaftlichen Studien besaß und die musikalischen sachkundig unterstützte. Die Hochzeitsreise führte ihn nach München und Regensburg, 1864 begleitete Kayser sie nach Norderney, 1865 nach der Insel Sylt, 1871 nach Brückenau. Dies waren durch Gesundheitsrücksichten veranlaßte Reisen, von denen er sonst der gelehrten Arbeit gegenüber nichts wissen wollte. Nur musikalische Aufführungen lockten ihn nach den benachbarten großen Städten, kleinere Ausflüge führten zu den Verwandten und Geschwistern, doch beschränkten diese sich in der Regel auf einen Tag. Dagegen hat er die Philologen-Versammlungen in Mannheim 1839, Gotha 1840, Bonn 1841, Darmstadt 1845, Frankfurt, Augsburg und natürlich Heidelberg besucht. An den Vorträgen und Debatten derselben hat er sich nie betheiligt, wohl aber Genuß gefunden in dem engeren Verkehre mit einzelnen Festtheilnehmern, die ihn besonders interessirten und die ihm angenehme Stunden bereiteten. Die Versammlungen der mittelrheinischen Gymnasiallehrer, welche in der Pfingstzeit gehalten werden, hat er selten besucht. Auch an den zahlreichen Vereinen Heidelbergs nahm er nicht theil, nur die 1864 gegründete Philosophisch-historische Gesellschaft machte eine Ausnahme; hier hat er selbst Vorträge gehalten, von denen einer, am 6. Juni 1863 gehalten, über Pindar nach seinem Tode gedruckt ist.[4] Bei solcher Neigung ist es erst recht erklärlich, daß er sich um die Weltereignisse nicht kümmerte; höchstens daß die badische Revolution 1849 und der Deutsch-französische Krieg einen früheren Schluß der Vorlesungen veranlaßt haben, findet in seinem Tagebuche eine Erwähnung.

In stiller, emsiger Thätigkeit vergingen ihm Jahr um Jahr. Er hatte sich in einem großen Gartensaale einquartiert mit seinen Büchern und Collectaneen, aber auch mit seinem Instrument. Hier hielt er seine Vorlesungen, hier sammelte er auch sonst die Studirenden um sich zu Uebungen und gemeinsamer Lektüre; daß die ihm näher stehenden auch auf Spaziergängen um ihn waren, ist

1) Die auf die Homerischen Studien bezüglichen Aufzeichnungen hat Usener S. XXVII fg. zusammengestellt. 2) Nicht Mai, wie Start sagt. 3) Usener S. XXV spricht sich offen darüber aus.

4) In Masius' Jahrb. für Pädagog. 1875 S. 530—542. Schon früher (1865) hatte er in der Festschrift zur Begrüßung der Philologen Versammlung die heidelberger Philologen des 16. Jahrh., besonders Xylander und Sylburg, behandelt.

selbstverständlich. Obschon seine Lehrthätigkeit im Institut viel in Anspruch genommen wurde, trat dieselbe doch an der Universität hervor, zumal hier viel gut zu machen war, was die Unfähigkeit der Collegen und die schwache Vorbildung der Studirenden verschuldet hatte. Eine lebhafte Schilderung davon hat als dankbarer Schüler Usener[5]) gegeben und besonders hervorgehoben, wie Kayser den häuslichen Fleiß in Bewegung gesetzt, wie er zum Denken, Prüfen und Urtheilen angeleitet habe. Seine Vorlesungen umfaßten ein weites Gebiet: Grammatik, wobei lateinische und griechische Schreibübungen regelmäßig veranstaltet wurden, Metrik, die er seit 1835 achtzehnmal gelesen und wiederholt umgearbeitet hat, griechische und römische Antiquitäten, Epigraphik, Geschichte der griechischen Poesie, einmal auch Archäologie. Nicht minder zahlreich waren die Schriftsteller, die er zu erklären pflegte, die classischen Dichter der Griechen, darunter besonders Pindar, Aeschylos, Sophokles und Aristophanes; die Redner, Aristoteles und sogar Pausanias; von den Lateinern Plautus, Terenz, die Satiriker und Elegiker, von den Prosaikern Cicero besonders in den rhetorischen Schriften, aber auch Quintilian und den Agricola des Tacitus. Eine Eigenthümlichkeit war es, daß er gegen Ende des Halbjahres mit den besten seiner Zuhörer an einem Nachmittage ein ganzes Stück des Sophokles oder Plautus las und daß er für die Metrik und die grammatischen Uebungen auf Sammlung von Beispielen drang, welche eingeliefert werden mußten. Die geringen Leistungen der Landesgymnasien nöthigten ihn sogar zu einer besondern Anweisung und Einprägung der griechischen Accentlehre.

Manche schriftstellerische Arbeit, die er früh geplant hatte, ist nicht zur Ausführung gekommen. So ein Werk über Homer, über griechische Literaturgeschichte, eine Geschichte der griechischen Poesie und Metrik, eine Geschichte der Grammatik, eine Vita Ciceronis. Einerseits nöthigten ihn die äußern Verhältnisse zu der Uebernahme zahlreicher Recensionen, die in den verschiedensten Zeitschriften sich finden und oft die Stelle selbständiger Aufsätze vertreten können, meist Vor- oder Ausläufer seiner größeren Arbeiten waren. Usener hat sich die Mühe gegeben, sie, 157 an der Zahl, zu verzeichnen; ebendersselbe hat auch die Ausgaben und Abhandlungen nach der Reihenfolge der Jahre zusammengestellt.[6]) Gelegenheitsschriften zu Creuzer's Geburtstage, 1841, über Hordeonius Lollianus oder zu dessen vierzigjährigem Professor-Jubiläum 1844 de pinacotheca quadam Neapolitana haben geringeren Umfang; auch die Mittheilungen aus Handschriften der heidelberger Bibliothek, die ihn sogar veranlaßten, in den Acta seminarii philologici Heidelbergensis 1839 darauf bezügliche Arbeiten der Seminaristen mit eigenen Anmerkungen zu einem ersten Hefte zusammenzustellen, denen jedoch ein zweites nicht gefolgt ist.

Eine ganze Reihe von Schriften bezieht sich auf Philostratos vom J. 1831—1871. Die Wahl dieses Schriftstellers war ohne Zweifel unter dem Einflusse Creuzer's und der Romantiker geschehen. Die Erstlingsschrift ist notae criticae in Philostrati vitas sophistarum; dann folgten 1838 vitae sophistarum mit großem kritischen Apparate und eingehenden Erklärungen, besonders aus der Geschichte der Sophisten[7]); 1840 liber de gymnastica, eigentlich nur Theile der Abhandlung, welche der Sophist *Γυμναστικός* betitelt hatte und deren Bruchstücke Kayser aus florentiner und münchener Handschriften mit sicherm Blicke entdeckte, zuerst herausgab und erklärte. Auf Villemain's Betrieb war 1840 Minoides Mynas zur Aufsuchung von Handschriften nach Griechenland und Konstantinopel geschickt und hatte auch den *γυμναστικός* mitgebracht, aber die Handschrift ist verschwunden (wahrscheinlich nach England verkauft wie Babrios), nur Abschriften von der Hand des Griechen sind vorhanden und danach zuerst von Mynas selbst sehr nachlässig, dann von Daremberg 1858 der vollständige Text herausgegeben und schließlich auch noch von Kayser in die leipziger Ausgabe 1871 aufgenommen und dabei die Arbeiten von Cobet, Guttmann und Volkmar benutzt. Im J. 1844 erschien die Gesammtausgabe des Philostratos in Zürich[8]), die 1853 einen neuen Titel als editio secunda erhalten hat; sie ist mit Recht Fr. Jacobs gewidmet. Wenn Kayser in dieser Widmung die Ausgabe als eine recensio Philostrati bezeichnet, so dürfen wir den Ausdruck nicht in dem Sinne fassen, in welchem nach dem Vorgange großer Meister die moderne philologische Kritik ihn faßt. Es ist allerdings mit großem Fleiße ein handschriftliches Material zusammengebracht und aus genauer Bekanntschaft mit der Darstellungsweise des Schriftstellers vieles verbessert, aber es fehlt die Sicherheit in der Schätzung der Handschriften und in der Handhabung diplomatische Kritik und daraus folgt die Mangelhaftigkeit, die Creuzer's Schule und selbst die Freundschaft eines L. Spengel nicht beseitigen konnte. Das tritt auch noch in der letzten Ausgabe (Leipzig 1870/1871, bei Teubner, 2 Bde.) hervor, so sehr man auch die unausgesetzte Arbeit an dieser Lebensaufgabe anerkennen muß.

Einen gleichen Abschluß haben die Homerischen Studien nicht gefunden. Wie wir jetzt durch Usener's Mittheilungen aus dem Tagebuche wissen, hat er sie im August 1831 begonnen, die Dichtungen immer wieder genau studirt, die einzelnen Theile derselben nach allen Seiten hin verglichen und doch haben wir außer zahlreichen Recensionen nur zwei kleine gehaltvolle Abhandlungen de diversa Homericorum carminum ori-

5) Homerische Abhandlungen S. XXII. 6) Homerische Abhandlungen S. XXXIV—XLVIII. Die Zweifel über die Plutarchea aus dem J. 1837 lösen sich; der Aufsatz steht im 5. Bande der Supplemente zu Jahn's Jahrbüchern S. 84—113.

7) Gründlich besprochen von Spengel in den Münchener Gel. Anz., 1838, Nr. 242—248 und von Bernhardy in der Hallischen Allg. Literaturzeitung 1839, Nr. 43 fg., gegen den er eine Antikritik verfaßt hat. Jahn's Symbolae ad emendandum Ph. librum de vitis sophist. hatte Kayser in der Zeitschr. für Alt. Wissensch., 1839, S. 211—219 recensirt. 8) Selbstanzeige in Heidelb. Jahrb. (1846) S. 774 und im Philol. XXI, 226. 395, von Preller in der Jenaer Allg. Literaturzeitung (1846) Nr. 116—118; Schanz im Rhein. Mus. (1883) S. 305.

gium (1845) und de interpolatore Homerico (1842), außerdem aus seinem jetzt in Karlsruhe befindlichen Nachlasse zwei Abhandlungen: Versuch einer Geschichte des Homerischen Epos (1843), Betrachtungen über *HΘK* (nicht *Γ*), welche Usener veröffentlicht hat in der Homerischen Abhandlung (Leipzig 1881), dann auch aus der Recension von Hoffmann's Quaestiones Homericae ein Aufsatz über die Anwendbarkeit prosodischer Beobachtungen zu Schlüssen über die Entstehung der Homerischen Epen hinzugefügt ist. Diese Zusammenstellung ist höchst verdienstlich, weil sie endlich die Selbständigkeit der Forschungen Kayser's in das rechte Licht stellt und in weiteren Kreisen verbreitet. Mag auch die Ansicht, daß *A—H*. 16 das älteste Stück der Ilias sei, keine Billigung finden, so werden wir in der Hypothese über die Diaskenase der Odyssee nicht blos eine Vorläuferin der Auffassung Kirchhoff's finden, sondern auch reichhaltigere und richtigere Beobachtungen über die Reihenfolge (Nostos, Telemachie und Rache). — Auf Pindar bezogen sich die lectiones Pindaricae (1840) und eingehende Recensionen; auf die Redner Aufsätze im Rheinischen Museum, in Fleckeisen's Jahrbüchern oder in den Münchener Gelehrten Anzeigen.

Das Zusammenleben mit dem seit 1841 nach Heidelberg berufenen und ihm schon vorher befreundeten L. Spengel führte in dem eifrigen *συμφιλολογεῖν* auch unsern Kayser zu neuen Studien, die dem Freunde näher lagen, zu den Philosophen, voran zu Aristoteles und zu den Rhetoren. Sie lasen Pausanias zusammen und Kayser gab kritische Beiträge im Rheinischen Museum und in mehrern Jahrgängen der Zeitschrift für A.-W., und mit Schubart, dem Herausgeber des Periegeten, stand er in eifrigem Briefwechsel. Ergebnisse für Sextus Empiricus liegen in einigen Zeitschriften; von Aristoteles beschäftigte ihn die Politik und die Rhetorik in Vorlesungen. Als 1854 Cornifici rhetoricorum ad C. Herennium libri IV. (Leipzig bei Teubner) erschienen[9]), widmete er sie Leonardo Spengel amico unice caro, dem er die Anregung verdankte. Die drei Dinge, welche bis dahin der Herstellung des Textes am meisten geschadet, incuria editorum in Bezug auf res, verba und codices, hat er hauptsächlich ins Auge gefaßt: bei den res sind die rhetorischen Erklärungen vorwiegend und hierin bieten die notae einen Reichthum technischer Aufschlüsse, der noch immer nicht genug beachtet ist, weil die Präcision der Fassung ein sorgfältiges Studium verlangt. Für die Herstellung des Textes hat Kayser einen reichen handschriftlichen Apparat zur Hand, den er sogar in Familien vertheilt hat, denn diese rhetorische Schrift ist zu allen Zeiten im Mittelalter viel gelesen und deshalb auch viel interpolirt. Eine Vereinfachung des Variantenwustes wird hier nichts schaden. Weil Kayser schon seit 1851 in den Münchener Gelehrten Anzeigen, bei Fleckeisen und in den Heidelberger Jahrbüchern bei der Anzeige von Cicero-Ausgaben vielfache Verbesserungen zu diesem Schriftsteller mitgetheilt hatte, erschien er besonders berufen bei der neuen Ausgabe, die in Tauchnitz' Verlage seit 1860 begonnen wurde, als Mitarbeiter zu Baiter hinzuzutreten. Beide Gelehrte sind an dem erst 1869 vollendeten Werke gemeinsam thätig gewesen. Von den 11 Bänden kommt der erste und zweite unter dem besondern Titel opera rhetorica, der dritte bis fünfte die orationes und im elften orationum fragmenta und orationes suppositiciae zunächst auf Kayser's Antheil. Jedem Bande ist eine adnotatio critica vorausgeschickt, in welcher über die Hülfsmittel und die einzelnen kritischen Beiträge genau berichtet wird. Im Cicero ist die Annahme von Interpolationen von Kayser zu weit getrieben. — Die gründliche Betrachtung der neueren Arbeiten über Plautus und Terenz hat ihn in kritischen Zeitschriften beschäftigt.

Der Gratulationsschrift über Hordeonius Lollianus 1841 liegt eine bis dahin noch nicht herausgegebene athenische Inschrift zu Grunde. Noch mehr hatten ihn Creuzer, die heidelberger Sammlungen und die dort immer neuen Entdeckungen auf römische Epigraphik geführt, über die er auch öfter gelesen hat. Aber der Stubengelehrte war ohne Empfänglichkeit für die Anschauung neuer Ausgrabungen und deren wissenschaftliche Regelung. Lehman erzählt, daß Kayser auch dem glänzenden Aufschwunge der neueren Sprachwissenschaft viel mehr als blos beobachtende Theilnahme gewidmet habe.

Aber der Philolog hatte neben seinen Büchern auch sein Klavier stehen und übte außerdem Musik in einem größeren Kreise von Damen und Herren und zwar selten gehörte größere Stücke von Händel, Gluck und Mozart. Kayser war hier mehr als Dilettant, er war auch auf diesem Gebiete Kenner und Kritiker auf der Unterlage unserer classischen Periode und deshalb auch in Widerspruch mit der anspruchsvollen Zukunftsmusik. So trefsen wir ihn in der Allgemeinen musikalischen Zeitung mit einem Aufsatze über die Aufführung der Oratorien Händel's, über desselben Passion, wobei Bach's Arbeiten in Vergleich gestellt werden, über Gluck's Orpheus und über Richard Wagner's Behandlung einer Gluck'schen Oper in Bezug auf die Interpolationen in der Iphigenia in Aulis. Auch Recensionen musikalischer Werke hat er öfter geschrieben.

Bei dem Musikfeste in Darmstadt 1868 trat plötzlich in einem starken Krampfanfalle die Nierenkrankheit auf, die fortan an seinem Leben zehrte. Er arbeitete ihr entgegen durch strenge Regelung seines täglichen Lebens und durch Vermeidung jeder Störung in demselben. Er war aber alt geworden, die Arbeitskraft nahm ab, Heiserkeit und leichte Neigung zur Grippe stellten sich ein. Dies nöthigte ihn, seine Vorlesungen im Winterhalbjahre früher als sonst abzubrechen. Am 4. Mai 1872, einem Sonnabend, hatte er vormittags sein Seminar und am Abend ein Doctor-Examen abgehalten, ohne daß die Anwesenden etwas Auffälliges an ihm bemerkten. Und so verging auch der Vormittag des folgenden Sonntags, 5. Mai, ohne Ahnung der bevorstehenden Scheidestunde. Gleich nach Tische ist er kaum in sein Studirzimmer zurückgekehrt, da wird er von heftigen Krämpfen ergriffen,

[9]) Spätere Kritik im Philol. XII, 271—279.

man ruft seinen Arzt, und der kommt nur, um die letzten Athemzüge des Sterbenden zu vernehmen. Am 7. Mai wurde er unter allgemeiner Betheiligung an dem Leichenzuge begraben; sein College Stark sprach am Grabe beredte Worte im Namen der Universität, auch einer seiner Schüler rief ihm Dankesworte in die Gruft nach.

Wer ihn persönlich gekannt hat, wird die edle milde Persönlichkeit, den stillen bescheidenen Mann, den Anachoreten mit dem humoristischen Anfluge nicht vergessen. Als Lehrer hat er reiche Saat gesäet, als Schriftsteller durch tüchtige Arbeiten seines Namens Gedächtniß für alle Zeiten gesichert.

Vgl. K. B. Stark, Erinnerung an Prof. Dr. K. L. Kayser (besonderer Abdruck aus den Heidelberger Jahrbüchern XXV) Nr. 26, 27, S. 401—422 (Heidelberg 1872). Das Schriftchen hat in Stark's Vorträgen und Aufsätzen keine Aufnahme gefunden, obwol Biographisches, das dort zusammensteht, mit Archäologie und Kunstgeschichte auch nicht zusammenhängt. Nekrolog in den Beilagen zur Allgemeinen Zeitung (1872, Nr. 15 von — fn. — d. h. Lefman). Ufener, vor den Homerischen Abhandlungen (S. III—XLVIII), hat mit Liebe und Treue zu einer gerechteren Würdigung Kayser's wesentlich beigetragen. *(F. A. Eckstein.)*

KAYSLER (Adalbert Bartholomäus), wurde am 24. Sept. 1769 in Landeck, dem in der Nähe von Glatz gelegenen Badeorte, geboren. Seine Schulbildung erhielt er auf dem aus einem Jesuitencollegium hervorgegangenen katholischen Gymnasium in Glatz, mit dem ein Convictorium verbunden war. Dann bezog er die Leopoldina in Breslau und zeichnete sich hier so aus, daß er bald an das Gymnasium in Sagan, das damals noch als eine zur Universität vorbereitende Anstalt bestand, und von da nach Oppeln versetzt wurde, wo ein Exjesuit Rector war. Auch hier blieb er nicht lange, weil er als ordentlicher Professor an die Universität Breslau berufen wurde. Diese Stelle legte er 1803 nieder und benutzte die Muße zu einem Aufenthalte in Göttingen und Berlin. Im J. 1804 habilitirte er sich in Halle mit Vertheidigung der Schrift „De philosophiae forma" und begann seine neue akademische Thätigkeit mit Vorlesungen über die Naturphilosophie Schelling's. Auf dieselbe bezogen sich auch die Schriften: „Beiträge zur kritischen Geschichte der neuen Philosophie" (Halle 1801) und „Ueber die Natur in Bestimmung des menschlichen Geistes" (Berlin 1804). Noch ein halbes Jahr lehrte mit ihm Steffens und wurde sein Freund. In Halle that er auch den Schritt, zu dem ihn seine innerste Ueberzeugung und gründliches Studium geführt und den er, wie sich aus den Verfolgungen der katholischen Geistlichkeit vermuthen läßt, schon länger vorbereitet hatte; er trat aus der Kirchengemeinschaft, in welcher er geboren und erzogen war und ging zur reformirten Kirche über.[1]) Unter dem Schutze der Behörden kehrte er 1806 nach Breslau zurück, allwo er zum Professor (diesen Titel führten die drei ersten Lehrer) und Directionsgehülfen der Friedrichsschule ernannt wurde, denn die Direction führte der erste Geistliche der reformirten oder Hofkirche. Die Schule, als Realschule gegründet, wurde durch Kayser's Bemühungen in ein Gymnasium verwandelt und 1812 als solches anerkannt. Zu gleicher Zeit wurde das Alumnat aufgehoben. Erst 1815 wurde Kayser alleiniger Director, der das große Glück hatte, tüchtige Mitarbeiter zu finden, unter denen Schaub, später Provinzial-Schulrath in Magdeburg, und der früh verstorbene Kephalides hervorzuheben sind. Die Schule gelangte rasch zu großer Blüte; eine Anerkennung zeigte das beim Reformationsfeste 1817 auf Kayser's Veranlassung gestiftete Schülerstipendium. Einzelne Schulprogramme hat er 1814 und 1820 (über Plato's und Goethe's Pädagogik) geschrieben, auch einige Schulreden veröffentlicht. Daneben hatte er bei der Vereinigung der Universitäten Frankfurt und Breslau eine ordentliche Professur in der philosophischen Facultät und die Leitung des pädagogischen Seminars übernommen. Auch seine literarische Thätigkeit hat neben diesem dreifachen Amte nicht geruht. Es erschien 1812 „Einleitung in das Studium der Philosophie" (Breslau), „Grundsätze der theoretischen und praktischen Philosophie" (Halle 1816), „Begriff der Ethik als Wissenschaft" (Breslau). War auch der speculative Philosoph manchen ungenießbar, so verschaffte doch sein edler Charakter und die strenge Reinheit ihm zahlreiche Freunde selbst in einer Zeit, wo die Parteiungen in Breslau leidenschaftlich hervortraten. Es drehte sich der Kampf hauptsächlich um das Turnen, das namentlich von Steffens als staatsgefährlich verdächtigt, von andern allzu hitzig mit allerlei Schwärmereien verfochten war. Steffens[2]) hat einen einseitigen Bericht über diese Turnstreitigkeiten gegeben, weil er sich rechtfertigen will. Auch Kaysler ergriff in dieser Fehde das Wort in der Schrift: „Würdigung der Turnkunst nach der Idee" (1818) und sprach sich entschieden gegen Steffens aus, ruhiger als Passow mit seinem „Turnziel", das dieser mit längerer Gefängnißstrafe büßen mußte. Kaysler hatte einen großen Kreis der wackersten Männer gewonnen, die sich seiner Freundschaft rühmten und zu seiner edeln und hohen Seele mit Anhänglichkeit aufschauten. Ueber seine Verheirathung kann ich nichts berichten, als daß sie am 2. März 1806 vollzogen war. Die Vielseitigkeit und Gründlichkeit seines Wissens haben alle anerkannt, auch die Studirenden, die gern bei ihm hörten. Eine langwierige Krankheit erschöpfte seine Kraft zu früh; er starb am 12. Dec. 1821 sanft und ruhig, oculis tabulae Redemptorem nostrum referenti infixis, absque cruciatu, absque angore deoque lubens reddidit animam, qua sanctiorem terrae non tulere. So sagt sein Freund[3]) Passow in der „Memoria", die er diesem Collegen in dem „Index scholarum" für das Sommerhalbjahr 1822 widmete. Sie ist in den „Opuscula academica" S. 330 abgedruckt. *(F. A. Eckstein.)*

1) Fr. Passow's Leben S. 240.

2) Was ich erlebte IX, 27 fg. Passow's Leben S. 250 fg.

3) Zeugnisse dieser Freundschaft bietet Passow's „Tagebuch aus dem Gefängnisse" auf jeder Seite.

KAZIKE, im Spanischen cacique, bezeichnet Häuptling, Oberhaupt, also dasselbe wie das französische chef, spanische jefe, arabische Scheich. Das Wort haben die Spanier der Sprache der ehemaligen Bewohner San Domingos entnommen, und es gelangte mit den Spaniern nach Mexico, den mittelamerikanischen Staaten und bis weit nach Südamerika hinein. Bei des Cortez Ankunft in Mexico führten angeblich aber schon die Ortsvorstände diesen Titel, und die durch die Azteken von einem Meere zum andern unterworfenen Länder hatten ihre angestammten Häuser als Kaziken behalten dürfen. Noch gegenwärtig führen in Mexico und Guatemala die Vorstände von Gemeinden, welche blos aus Indianern bestehen, officiell den Namen Kazike. — Oviedo sagt in seiner Historia de las Indias, Theil IV, 1855, p. 595: Cacique, Herr, absoluter Chef oder König in einer Provinz oder einem Staate. Jetzt gebraucht man das Wort nur bei einzelnen Volksstämmen im östlichen Cuba, um den Verwalter eines Ayuntamiento oder Bezirks zu bezeichnen. Man sagt auch Regidor cacique.

(G. A. von Klöden.)

KAZINCZY (Franz von), einflußreicher ungarischer Schriftsteller, der Sprosse einer alten ungarischen Adelsfamilie reformirter Confession, geb. am 27. Oct. 1759 in Ér-Semlyén im Biharer Comitate, erhielt seine erste Erziehung im älterlichen Hause, worauf er 1766 die Schule von Debreczin, 1768 (der deutschen Sprache wegen) die von Käsmark besuchte, und 1769—1779 seine Gymnasial- und akademischen Studien in Sárospatak absolvirte. Mit besonderer Vorliebe las er hier die lateinischen Dichter, die Lieder des Anakreon und deutsche und französische Dichter, sofern er derselben habhaft werden konnte, denn besonders deutsche Bücher waren in Sárospatak sehr selten. Außerdem beschäftigte er sich fleißig mit ungarischer Geschichte, als deren Hauptquelle ihm Georg Pray's lateinisch geschriebene „Annalen" zugänglich waren. Noch auf der Schule verfaßte und veröffentlichte er, 15 Jahre alt, sein erstes Buch: „Magyarország geographika azaz földi állapotjának Lerajzolása" (Geographie von Ungarn, d. h. Beschreibung seines Bodens, Kaschau 1775), eine übrigens ganz werthlose kleine Compilation; — dem bald ein zweites folgte, die Uebersetzung von Bessenyei's Deutsch geschriebener Erzählung „Die Amerikaner" unter dem Titel: „Az Amerikai podoc és Kazimir keresztyén vallásra való megtérése" (Die Bekehrung des amerikanischen Kasimir zum Christenthum, Kaschau 1776).[1] Nachdem er in Sárospatak seine juristischen und theologischen Studien beendet hatte, begab er sich 1779 nach Kaschau, um die juristische Praxis anzutreten, und von hier nach einem zweijährigen Aufenthalte zu demselben Zwecke nach Eperies, wo er ein Jahr blieb. Im J. 1782 kam er als Jurist nach Pest, wirkte einige Zeit im Dienste des Comitats Abauj und wurde im J. 1786, als die Regierung die Regelung des ungarischen Schulwesens in Angriff genommen, zum Schulrath ernannt. Sein District umfaßte die Comitate Zipsen, Sáros, Zemplin, Ung, Bereg, Gömör, Torna, Abauj, Borsod, Hewes, Jazygien und Klein-Kumanien.[2])

Während dieser Zeit setzte Kazinczy mit ruheloſem Fleiße und stets wachsender Begeisterung seine sprachlichen und literarischen Studien fort. Da er nun der deutschen Sprache vollständig mächtig war, begeisterten ihn besonders die neuesten Erzeugnisse der deutschen Literatur, welche er sich während seines wiederholten kurzen Aufenthalts in Pest und Wien zu verschaffen wußte, vor allem Geßner's Idyllen, Klopstock's Messias, Stolberg's Gedichte, Wieland's Musarion, Grazien und Diogenes von Synope u. a. Von den neuesten Erzeugnissen der ungarischen Literatur waren besonders Baróczy's Marmontel-Uebersetzung ihrer eleganten Sprache und Baróti's Gedichte durch ihre antiken Formen von nachhaltiger Wirkung auf seinen Geschmack.

Fünf Jahre (1786—1791) war Kazinczy Schulrath. Während dieser Zeit bereiste er wiederholt seinen Bezirk und knüpfte mit den hervorragendsten Männern seiner Zeit persönliche Verbindungen an. So gering die Muße war, welche ihm seine Amtsthätigkeit gestattete, so reich und vielseitig war Kazinczy's schriftstellerische Thätigkeit und die persönliche Einwirkung, welche er besonders durch seinen erstaunlich fleißigen und gehaltvollen Briefwechsel auf seine Zeitgenossen ausübte. Während seiner Amtszeit erschienen von ihm: Geßner's Idyllen übersetzt (Kaschau 1788), Bácsmezeinek összreszedett levelei (Bácsmezei's gesammelte Briefe, das. 1789), die freie Bearbeitung eines übrigens unbedeutenden deutschen Werther-romans („Adolf's gesammelte Briefe", Leipzig 1778), welche besonders durch die sorgfältig gefeilte Sprache und den eleganten Stil außerordentlichen Beifall fand[3]); und als Frucht seiner amtlichen Thätigkeit, in ungarischer und deutscher Sprache, die „Rede bei der Einsetzung der Königl. Nationalschulen-Visitatoren des kaschauer Literärbezirks in ihr Amt, den 20. Dec. 1789, Kaschau".

Im J. 1787 verband sich Kazinczy mit Baróti und Bacsanyi zur Herausgabe einer literarisch-kritischen Zeitschrift[4]), welche 1788 in Kaschau unter dem Titel: „Magyar Muzeum" (Ungarisches Museum) erschien. Da jedoch Bacsányi bei der Redaction des „Museum" mit großer Willkür vorging, zog sich Kazinczy im J. 1789 von demselben zurück[5]) und gründete im J. 1790 eine

1) Beide Bücher verdanken ihre Entstehung zunächst dem Wunsche der Aeltern, die, nach damaliger Sitte, eine Jugendschrift des begabten Knaben gedruckt zu veröffentlichen wünschten.

2) Sein Gehalt betrug anfangs 600 fl., seit 1789 1500 fl. Vier Gehilfen waren ihm untergeordnet. Kazinczy betont wiederholt, daß ihn nicht das Gehalt, sondern der große und wichtige Wirkungskreis des Amtes bewegen, dasselbe anzunehmen. Oberster Schulverweser des kaschauer Bezirks und als solcher Kazinczy's Chef war Graf Ludwig Török, dessen Tochter er später heirathete.

3) Neu herausgegeben mit einer literarhistorischen Einleitung von Gustav Heinrich (Budapest 1878). 4) Als Muster schwebte ihnen Nicolai's „Deutsche Bibliothek" vor. 5) In den ersten zwei Jahrgängen des „Museum" erschienen von Kazinczy Uebersetzungen aus Klopstock's Messias, aus Geßner's Idyllen und aus

eigene Zeitschrift: „Orpheus", welche er unter dem Pseudonym Vinzenz von Szephalom in Kaschau herausgab. Doch erschienen von dieser Zeitschrift blos acht Hefte in zwei Bänden, da die Theilnahme des Publikums eine sehr schwache war. [6])

Inzwischen hatte Kaiser Joseph's II. Tod wie im ganzen Lande so auch in Kazinczy's Leben wichtige Veränderungen im Gefolge. Am 12. April 1791 enthob die Statthalterei Kazinczy seines Amtes, weil er nicht katholisch war, vertröstete ihn aber auf die Zukunft. Kazinczy that jedoch keine Schritte, um ein neues Amt zu erlangen, sondern trat ins Privatleben zurück und widmete sich ganz der Schriftstellerei. Die Hebung der Literatur war das Hauptziel seiner rastlosen Wirksamkeit. Zu diesem Zwecke hielt er ein Doppeltes für dringend nothwendig: einmal sollte der Geschmack des Publikums geläutert und für die Würdigung wirklich classischer Schöpfungen empfänglich gemacht werden; dann aber war die ungarische Sprache, welche infolge langer Vernachlässigung ungelenk und ärmlich geworden war, stoffsich zu bereichern und formell zu bilden. Beide Ziele wähnte Kazinczy am sichersten und mit verhältnißmäßig geringeren Schwierigkeiten durch geschmackvolle und sorgfältig gearbeitete Uebersetzungen der classischen Schöpfungen des Auslandes zu erreichen. Deshalb widmete er selbst den größten Theil seiner literarischen Wirksamkeit der Uebersetzung ausländischer Dichtungen und spornte auch seine Zeitgenossen zu ähnlichen Leistungen an; deshalb verwendete er auch erstaunlich viel Fleiß und Sorgfalt auf diese Uebersetzungen [7]), bei denen er seinen eigenen hochgespannten Ansprüchen nur schwer zu genügen vermochte. Das Ziel, das ihm vorschwebte, hat Kazinczy mittels seiner literarischen Wirksamkeit vollständig erreicht: der Geschmack des Publikums hob sich sichtlich, die vorzüglichsten Schöpfungen des Auslandes wurden jedem Magyaren zugänglich, die ungarische Sprache entwickelte sich in rapider Umgestaltung zu einem vollständig entsprechenden Vehikel jedes schriftstellerischen, besonders auch jedes dichterischen Strebens.

Von 1790—1794 erschienen folgende Arbeiten Kazinczy's: Shakespeare's „Hamlet, wie er bei uns die Bretter zu betreten vermag", nach Schröder's deutscher Bearbeitung (Kaschau 1790). — „Helikoni virágok" („Blumen vom Helikon"), Almanach auf das Jahr 1791 (Preßburg), in Verbindung mit Anyos, Dayka, Péczeli, Verseghy u. a. — „Yanassa, Schauspiel in vier Acten von Lemierre", aus dem Deutschen (Kaschau 1793). — Herder's „Paramythien", übersetzt (Wien 1793). — Wieland's „Diogenes von Synope", übersetzt (Pest 1793). [8]) — Goethe's „Stella" und Veit Weber's „Blinder Sänger" (Preßburg 1794). — Vollendet waren, blieben aber vorläufig und theilweise auf immer ungedruckt, die Uebersetzungen folgender Werke: Klopstock's „Messias", Gesang I—X in Prosa und Gesang I in Jamben; Wieland's „Grazien"; Lessing's „Emilie Galotti"; Shakespeare's „Macbeth" und „Hamlet" in neuer Bearbeitung; Goethe's „Geschwister" und „Clavigo"; Molière's „Médecin malgré lui" und „Erzwungene Heirath"; Metastasio's „Themistokles"; Geßner's „Idyllen" in vollständig neuer Bearbeitung und „Die Oekonomie der Natur" nach einem damals ziemlich beliebten deutschen Original. [9])

Die Uebertragung zahlreicher Theaterstücke hängt mit den Tendenzen des merkwürdigen ungarischen Reichstags von 1790 zusammen, der die Förderung der Nationalsprache und des nationalen Theaters als eine Hauptaufgabe des Staates bezeichnete. In der Theaterfrage spielte Kazinczy in Verbindung mit Graf Paul Ráday die wichtigste Rolle, wenn auch seine Bemühungen zunächst ohne thatsächlichen Erfolg blieben.

Mitten in dieser reichen und fruchtbaren Wirksamkeit traf Kazinczy ein ebenso unvorhergesehener als schwerer Schlag: er wurde am 14. Dec. 1794 zu Regmecz (Comitat Abauj) im Hause seiner Mutter plötzlich verhaftet und der Theilnahme an der sogenannten Verschwörung des Bischofs Martinovics beschuldigt. Am 8. Mai des folgenden Jahres wegen Hochverraths zum Tode verurtheilt, wurden Kazinczy und einige seiner Mitangeklagten, in Anbetracht mildernder Umstände, zu Festungsstrafe von unbestimmter Dauer, „bis sie hinlängliche Beweise reuiger Besserung gegeben haben würden", begnadigt. Zur Abbüßung ihrer Strafe wurden die Verurtheilten auf den Spielberg (bei Brünn) gebracht, wo Kazinczy in einem unterirdischen feuchten Kerker bei schlechter Sträflingskost hinsiechte, bis ihm am 21. Dec. 1795 auf Intervention des Palatins Erzherzog Joseph eine erträglichere Behausung angewiesen und ihm gestattet wurde, Bücher zu lesen und schriftstellerische Arbeiten zu verfassen. Im J. 1796 kam Kazinczy in das ohrowitzer Strafhaus (bei Brünn), im J. 1799 nach Kufstein, 1800 nach Munkács, bis er endlich am 28. Juni 1801 seine Freiheit zurückerhielt. So hatte er $6^1/_2$ Jahr (2387 Tage) im Kerker zugebracht, ohne je ein anderes Verbrechen begangen zu haben, als daß er ein Exemplar des sogenannten Freiheitskatechismus besaß, das er, um nicht als Denunciant betrachtet zu werden, verabsäumt hatte, der Polizei zu übergeben. Mit Martinovics und dessen Genossen, deren „Verschwörung" überhaupt nicht ernst zu nehmen ist, hatte Kazinczy entweder in gar keinem oder in einem gegnerischen Verhältnisse gestanden.

Sofort nach seiner Freilassung wandte sich der 42 Jahre alte, aber durch die Leiden der Gefangenschaft stark

---

Young's Nachtgedanken, mehrere selbständige Gedichte und einige Kritiken.

6) Im „Orpheus" erschienen von ihm Uebersetzungen, Originaldichtungen, grammatisch-literarische Artikel und Kritiken. 7) So hat er z. B. Geßner's Idyllen, welche er sehr hoch hielt, fünfzehnmal ganz neu übersetzt und war auch mit der fünfzehnten Bearbeitung noch nicht zufrieden. 8) Die Uebersetzung war schon im J. 1790 vollendet, am 13. Juni 1794 wurde dieselbe verboten und gehört infolge dessen zu den seltneren ungarischen Büchern.

9) Diese Uebersetzungen befinden sich (sofern sie nicht im Druck erschienen sind) in der Handschriftensammlung des budapester Nationalmuseums.

gealterte Mann sofort wieder seinen literarischen Arbeiten zu, denen er auch im Kerker nicht vollständig entsagt hatte.[10]) Gefördert wurde seine Wirksamkeit durch das Glück des Familienlebens, welches er am 11. Nov. 1804 begründete, als er Gräfin Sophie Török, die Tochter seines frühern Chefs, zum Altar führte. Leider verbitterten ihm seine nächsten Verwandten mit Kränkungen aller Art, besonders seit dem Tode seiner Mutter (12. Nov. 1812), durch Vorenthalt seines Erbes manche Stunde seines Lebens, das infolge dessen wiederholt von Sorgen und Entbehrungen getrübt war. Sein Haus in Szephalom bei Sátoralja-Ujhely und ein kleiner Weingarten bei demselben war sein einziger reeller Besitz, da alles übrige, was ihm von Rechts wegen gebührte, fortwährend in endlosen Processen angefeindet wurde und ihm keinen Nutzen gewährte. Es war ein trübes, vom Schicksal überaus stiefmütterlich bedachtes Leben, das dem edeln, für die höchsten Ziele und schönsten Ideale der Menschheit und seines Volkes begeisterten und thatkräftig wirkenden Manne zutheil geworden war. Wohl konnte er in der allgemeinen Anerkennung und Hochschätzung, mit der ihn die Besten seiner Zeitgenossen auszeichneten, und in dem gewaltigen Aufschwunge der nationalen Literatur und des nationalen Geistes, an dem er so wesentlichen Antheil hatte, Trost finden für die Widerwärtigkeiten seines Privatlebens; die volle Entfaltung seines reichen Geistes war dennoch durch die ungünstige Lage behindert, in welcher er sich bis an seinen Tod befand, und Kazinczy ist der Nation nicht alles geworden, was er ihr seiner vielseitigen Begabung und seiner erstaunlichen Arbeitskraft zufolge hätte werden können.

Mit der Heimkehr Kazinczy's aus der Gefangenschaft beginnt die wichtigste Periode in seiner schriftstellerischen Laufbahn. Was er bisher nur furchtsam und gleichsam versuchsweise gewagt hatte: die Reform der ungarischen Sprache, das suchte er nun consequent und energisch durchzuführen. Gegenüber der beschränkten Orthologie, welche den Stoff und Bau der Sprache in keiner Beziehung zu berühren wagte, suchte Kazinczy — daher sein Standpunkt als Neologie bezeichnet wird — der Sprache sowol aus alten Quellen als auch aus der Volkssprache und mittels selbständiger Nachbildung fremder Sprachen neuen Stoff zuzuführen, um den beschränkten Wortschatz derselben zu bereichern; er ahmte die Wendungen und stilistischen Eigenthümlichkeiten fremder Sprachen möglichst nach und war bestrebt, die Vorzüge anderer Idiome seiner Muttersprache anzueignen; er versuchte es, bei der Uebertragung fremder Werke nicht nur deren Inhalt und äußere Form, sondern auch ihren Stil und Ton, ihr Colorit und sogar ihre Wortstellung im Magyarischen wiederzugeben. Auch seine hingebendsten Verehrer und treuesten Anhänger leugnen es heute nicht mehr, daß Kazinczy in diesem seinem Streben zuweilen über die Grenze des Erlaubten hinausging; daß er der Sprache nicht selten Gewalt anthat, daß er ihr oft einen fremdartigen, gemachten Charakter verlieh; aber auch seine erbittertsten Gegner, die ihn während seines Lebens mit den gemeinsten Angriffen und niederträchtigsten Verleumdungen verfolgten[11]), gestehen es heute, daß Kazinczy auf die Entwickelung der ungarischen Literatursprache sehr günstig einwirkte, daß der beispiellose Aufschwung dieser Sprache in den letzten funfzig Jahren ohne seine Wirksamkeit gar nicht denkbar wäre und daß überaus vieles von dem, was Kazinczy auf dem Felde der ungarischen Sprache geschaffen hat, zum unversiegbaren, werthvollen Besitze des Magyarischen geworden ist. Kazinczy's Auftreten und literarische Thätigkeit bezeichnet eine wichtige, entscheidende Epoche in der Entwickelung der ungarischen Sprache und Literatur.

Kazinczy's Schriften aus dieser Epoche seines Lebens sind die folgenden[12]): „Magyar Régiségek és Ritkaságok" (Ungarische Alterthümer und Curiosa; (Pest 1808), I. Bd., welcher Sylvester's ungarische Grammatik und die „Orthographia Vngarica" (Krakau 1549) enthält. — Uebersetzung von Marmontel's Erzählungen, Szephalom (Wien 1808).[13]) — Uebersetzung von Rochefoucauld's Maximen (Wien und Triest 1810, mit dem französischen Original und einer deutschen Uebersetzung von Schulz). — „Poetai Epistola Vitkovics Mihály barátomhoz" (Poetische Epistel an meinen Freund Michael Vitkovics), Szephalom (Ofen 1811). — „Tövisek és Virágok" (Dornen und Blumen) Szephalom (Sárospatak) 1811.[14]) — „Hat Sonett" (Sechs Sonette von Kazinczy und Szemere, herausgegeben von Stephan Horvát, Pest 1812). Die letzten drei Schriften gegen die Orthologen. — „Bossányi Zsuzsánna emlékezete" (Zur Erinnerung an seine Großmutter Susanne Bossányi, von ihrem ältesten Enkel Franz Kazinczy), Sárospatak 1813. — In demselben Jahre gab er die gesammelten Schriften der beiden ungarischen Dichter Gabriel Dayka (Pest 1813, mit einer Sammlung eigener Gedichte; „Poetai Berek",

10) Besonders in Munkács war er mit einer Uebersetzung Ossian's und Sallust's beschäftigt gewesen.

11) Besonders wurde er in einem anonymen Pamphlet („Mendelat", Beszprim 1813) in gemeinster Weise angegriffen, indem auch alle Verirrungen seiner Nachfolger und selbsterfundene Worterschöpfungen und Neuerungen ihm zum Vorwurf gemacht wurden. Eine würdige, ebenso gründliche als beißende Antwort auf jenes Pamphlet verfaßte Franz Kölcsey („Felelet", Pest 1815). Der Kampf endete mit dem vollständigen Siege Kazinczy's, dessen Verdienste auch bei der Revision der Acten jenes Kampfes in jüngster Zeit nichts eingebüßt haben. 12) Hierbei lassen wir seine zahlreichen Beiträge für Zeitschriften (auch für die Wiener „Annalen") und seine ebenfalls sehr zahlreichen kleineren Gelegenheitsschriften unerwähnt. Ein vollständiges Verzeichniß von Kazinczy's sämmtlichen literarischen Arbeiten (gedruckten und ungedruckten) gibt Franz Toldy, Magyar költök elete (Leben ungarischer Dichter), Pest 1871, II. 1—51. 13) In demselben Jahre schrieb er eine deutsche Schrift zur Beantwortung der Frage, ob die ungarische Sprache zur Verwaltungs- und Staatssprache erhoben werden könne. Auf diese Frage hatte Cotta, einer Anregung Baron Ladislaus Prónay's folgend, im J. 1808 in der „Allgemeinen Zeitung" (Beilage 10) einen Concurs ausgeschrieben. Die Preisfrage wurde nie entschieden und Kazinczy's Arbeit blieb Manuscript. 14) Mit dem Motto: „Werke des Geistes und der Kunst sind für den Pöbel nicht da. Goethe." Dieses Motto kann überhaupt als Devise von Kazinczy's gesammter schriftstellerischer Thätigkeit betrachtet werden.

Dichterhain, und Baróczy (Pest 1813—14, 8 Bde.) mit vortrefflichen Biographien heraus. Nun folgte die erste, bisher nicht vollständig gewordene Gesammtausgabe von Kazinczy's Werken unter dem Titel: „Kazinczy Ferencz Munkái. Szépliteratura" (Franz Kazinczy's Werke. Schöne Literatur. Pest 1814—16, 9 Bde.) mit folgendem Inhalte: Vol. I. Marmontel's „Erzählungen" und Herder's „Paramythien". II. III. Salomon Geßner's Werke mit dem Leben des Dichters. IV. Yorik's und Elise's „Briefwechsel". Sterne's „Empfindsame Reisen". Goethe, „Der römische Carneval". V. Goethe's „Stella, Clavigo und Geschwister". VI. VII. Ossian's sämmtliche Dichtungen. VIII. Wieland's „Salamandrin" und Goethe's „Egmont" IX. „Adolf's Gesammelte Briefe", Veit Weber's „Blinder Sänger", Herder's „Fliegender Wagen", Brydon's „Aetna", Lessing's „Fabeln in drei Büchern". — Die Fortsetzung der Ausgabe unterblieb aus Mangel an Theilnahme, sodaß Kazinczy's Originaldichtungen, welche den Inhalt der folgenden Bände bilden sollten, niemals gesammelt erschienen sind.[15])

Im J. 1816 unternahm Kazinczy eine Reise nach Siebenbürgen, es war dies ein wahrer Triumphzug des gefeierten Schriftstellers, und im J. 1831 einen Ausflug nach St.-Martinsberg bei Raab. Beide Reisen hat Kazinczy in meisterhaften Reisebriefen beschrieben: „Erdélyi Levelek" (Briefe aus Siebenbürgen in Bruchstücken 1817—31, vollständig nach seinem Tode 1839) und „Kazinczy utja Pannonhalmara" (Kazinczy's Reise nach Martinsberg, Gran und Waitzen), Pest 1831.

Noch ist seiner Uebersetzung von Sallust's Werken (Ofen 1836), welche er bereits vor zwölf Jahren in einer meisterhaften Vorrede zu einer Uebertragung des Sallust (Kaschau 1824) angekündigt hatte, von Cicero's ausgewählten Reden und Briefen, sammt Scipio's „Traum" (Ofen 1837), seiner Ausgabe von Nik. Zrinyi's sämmtlichen Werken (Pest 1817), seiner Uebersetzung von Pyrker's „Perlen der heiligen Vorzeit" (Ofen 1830), von Mailáth's „Ungarischen Volksmärchen" (Pest 1833), von Lessing's „Miß Sara Sampson" und „Minna von Barnhelm" (1834 und 1845) und vor allem seiner „Autobiographie" zu gedenken, welche er in mehrern, stofflich theilweise sehr divergirenden Fassungen ausgearbeitet, aber nur in Bruchstücken veröffentlicht hat.[16])

Kazinczy wurde ein Opfer der Cholera. Er starb nach der Heimkehr von Budapest, wo er in Angelegenheiten der Akademie, um deren Zustandekommen er die größten Verdienste hat, kurze Zeit verweilt hatte, am 22. Aug. 1831, 72 Jahre alt, auf seinem Gute Széphalom. Nach seinem Tode begannen seine Freunde Franz Schedel und Joseph Bajza eine Gesammtausgabe von Kazinczy's Originalwerken, von welcher aber nur zwei Bände erschienen (Ofen 1836 und 1839), welche seine kleineren Gedichte und seine Reisebriefe umfassen. Auch Kazinczy's überaus reicher und werthvoller Briefwechsel ist erst zum kleinen Theil veröffentlicht. Es erschien sein Briefwechsel mit Johann Kiß (Ofen 1842, 2 Bde.); mit Jos. Szentgyörgyi (Pest 1845); mit Paul Sipos (Leipzig 1846); mit Karl Kisfaludy (Pest 1860); mit Daniel Berzsenyi (Pest 1860); mit Graf Joseph Dessewffy (Pest 1860—64, 3 Bde.); mit Isidor Guzmics (Gran 1860), und einzelne Briefe in Zeitschriften. Eine vollständige, groß angelegte Biographie Kazinczy's hat Franz Toldy (Pest 1859) begonnen, aber nicht vollendet. Neuerdings hat die ungarische Akademie beschlossen, das Leben dieses ihres berühmten und einflußreichen Mitgliedes ausarbeiten zu lassen. Die Feier seines hundertjährigen Geburtstages im J. 1859 entfaltete sich zu einem großartigen Nationalfeste, dem die politische Stimmung der Zeit erhöhte Bedeutung verlieh.

Kazinczy gehört nicht zu jenen Schriftstellern, deren Bedeutung hauptsächlich auf ihren Schriften und keinenfalls auf dem absoluten Werthe ihrer Schriften beruht. Seine eigene dichterische Begabung war mehr anempfindend als schöpferisch. Sein Geschmack war durch das Studium der Meisterwerke der Weltliteratur geläutert, den Grundzug derselben aber bildete jener „deutsch-antike Idealismus", wie er besonders in den reifsten Werken der Goethe'schen Dichtung seine vollendete Gestalt erhalten. Goethe war für Kazinczy der größte aller Dichter; seine eigenen Dichtungen zeugen ebenso für den durchschlagenden Einfluß Goethe's wie seine theoretischen Grundsätze und seine ganze Lebensanschauung. Seine Gedichte gehören, und die besseren fast alle, den Gattungen des Epigramms, der Epistel[17]) und Ode an, also Gattungen, in denen die Reflexion eine größere Rolle spielt als die schöpferische Phantasie; seine Lieder und Sonette zeichnen sich besonders durch gewählte Sprache und künstlerisch vollendete Form aus. Alle seine Dichtungen haben aber mehr idealen als nationalen Charakter; sie wurzeln in seiner individuellen Bildung und Weltanschauung, welche mehr kosmopolitischen als nationalen Charakters war.

Aber, wie bemerkt, nicht in seinen Dichtungen wurzelt die epochale Bedeutung des Mannes, sondern in seiner Persönlichkeit und in seiner gesammten literarischen Betriebsamkeit. Kazinczy hat einen Einfluß ohne gleichen auf seine Zeit geübt und zwar nicht blos auf die überwiegende Menge seiner Zeitgenossen, die zu seiner Fahne schwuren, sondern auch auf jene Minderheit, die ihm gegnerisch gegenüberstand. Er hat nicht einzelne Werke hinterlassen, sondern, wie Baron Joseph Eötvös in seiner zur Säcularfeier von Kazinczy's Geburt gehaltenen Rede kurz und treffend sagte, „eine ganze Literatur, eine zu neuem Leben erwachte Nation". Das erste Viertel der Entwickelungsgeschichte der ungarischen Literatur dieses Jahrhunderts muß daher als „Kazinczy's Zeitalter" bezeichnet werden, als jene Epoche, welcher sein Geist, seine

15) Blos die kleineren (lyrischen) Gedichte Kazinczy's hat später Franz Toldy und jüngst Ludwig Abafi in drei Bänden herausgegeben. 16) Palyám emlékezete (Erinnerung an meine Laufbahn). Jüngst erschien eine Ausgabe (welche auf willkürlicher Combination der verschiedenen Fassungen beruht) von Ludwig Abafi (Budapest, ohne Jahr).

17) Doch sind seine überaus zahlreichen Briefe nicht nur inhaltlich, sondern auch formell weit bedeutender.

Ideale, seine Anregungen den Stempel aufgedrückt. Denn anregend, anspornend wirkte der rastlos Thätige auf alle, die mit ihm in Berührung kamen, und er suchte jeden auf, in dem er Talent und guten Willen erkannte. In den letzten Jahren seines Lebens stand er, ein echter Altmeister, an der Spitze des geistigen Lebens in Ungarn, von allen verehrt, von allen um Rath angesprochen, keinem Unternehmen fremd, jedem Bestreben mit thätigem Wohlwollen zugewandt. Denn auch das ist ein edler Zug in dem Charakter des Mannes, daß er die Fühlung mit seiner Zeit und das Verständniß für die Entwickelung der Dinge niemals verlor, daß er auch jüngere Kräfte, die über ihn hinausgingen, zu verstehen wußte, daß er sich vor den neuen Tendenzen neuer Generationen nicht verschloß. Daher blickten die Jüngsten mit eben solcher Hochachtung und Liebe zu ihm empor wie seine Altersgenossen, daher erfüllte sein Tod die ganze Nation mit aufrichtiger Trauer.

Besonders nachhaltig war Kazinczy's Wirksamkeit auf dem Gebiete der Sprache, die bei seinem Auftreten arm, ungelenk und pedantisch gewesen, und die hauptsächlich und in erster Reihe durch seine Wirksamkeit Fülle und Beweglichkeit, Wohlklang und Eleganz gewann. Nicht ohne Gewaltsamkeit und Irrthümer war diese „Sprachneuerung" durchgeführt und durchgedrungen; die fortschreitende Entwickelung der Sprache hat jedoch diese Auswüchse ausgeschieden. Daß heute die ungarische Sprache fähig ist, die größten Meisterwerke des Auslandes mit überraschender Treue und in tadelloser Schönheit wiederzugeben, daß sie jede Nuance in der Gefühls- und Gedankenwelt des Dichters und des Philosophen in vollendeter Klarheit und Schönheit zum Ausdruck zu bringen vermag, das ist zunächst das unsterbliche Verdienst Kazinczy's, welches ihm keine Zeit jemals streitig machen kann.

Hauptquellen: Kazinczy's autobiographische Schriften und Briefwechsel und Franz Toldy's literar-historische und biographische Werke. (*Gustav Heinrich.*)

KEAN (Edmund), berühmter englischer Schauspieler, wurde (nach den zuverlässigsten Angaben) am 4. Nov. 1787 im Gray's Inn in London geboren. Die Mutter, Ann Carey, eine Schauspielerin, war die Tochter des Dichters George Saville Carey und Enkelin des Dichters Henry Carey, stammte mithin von George Saville, Marquis von Halifax ab und war also stammverwandt mit einigen der ersten adeligen Familien Englands, den Dukes of Manchester u. a. George Saville, Marquis von Halifax (gest. 1695), hatte mit einer schönen Irin namens Carey den illegitimen Sohn Henry Carey, Dramatiker, Lyriker und Componist. Dieser schrieb eine überaus große Anzahl von Stücken für die Bühne, welche ihrerzeit mit Beifall aufgeführt wurden, jetzt freilich vergessen sind. Von seinen von ihm selbst in Musik gesetzten lyrischen Producten ist wenigstens eins noch gegenwärtig in aller Mund, das „Of all the girls that are so smart there is none like pretty Sally", auch wird ihm meistens das englische National-Anthem „God save the King" (Worte und Melodie) zugeschrieben. Henry Carey starb 1743 durch eigene Hand. George Saville Carey, Henry's Sohn, war gleichfalls Dichter, gleichfalls unglücklich und starb 1807. Derselbe hatte eine ungerathene Tochter, Ann Carey. Im Alter von 15 Jahren entlief sie ihrem Vater und ward Mitglied einer wandernden Schauspielertruppe. Ueber den Vater Kean's, Aaron Kean, nach einigen ein Zimmermann, nach andern Schneider, ist Näheres nicht bekannt, man weiß nur, daß er der Bruder des Moses Kean, Bauchredners und Mimikers, seines Zeichens gleichfalls ein Schneider, war. Der Vater verließ Ann bald nach der Geburt des Kindes, und es wurde seitdem nichts weiter von ihm vernommen. Als das Kind drei Monate alt war, wurde es von Ann Carey in der Nacht unter einem Thorweg ausgesetzt und von armen Leuten gefunden, welche es in Pflege nahmen. Nach drei Jahren forderte die Mutter, die inzwischen davon Kunde erhalten hatte, das Kind von diesen Leuten zurück.

Der kleine schöne Knabe mit den zierlich gebauten Gliedmaßen, den schwarzen glänzenden Augen und dem Lockenhaar mußte alsbald nicht nur seinen Unterhalt verdienen, sondern auch zu dem seiner Mutter behülflich sein, indem er als Figurant auf der Bühne verwandt wurde. Dem Posturmeister übergeben, erhielt er so biegsame Glieder, daß er die außerordentlichsten Verrenkungen anstellen konnte. Diese Schulung verursachte jedoch eine Verrenkung und ein Verwachsen der Glieder, welche die Anlegung schwerer eiserner Schienen und Bande erforderlich machte. Mit dieser Bürde mußte der Knabe seine Arbeit im Theater fortsetzen, um einen wesentlichen Theil der Unterhaltungskosten für sich, die Mutter und eine kleine Schwester beizusteuern. Der Schulunterricht wurde darüber gänzlich vernachlässigt. — Miß Tidswell, eine Schauspielerin, vertraute Freundin der Ann Carey, nahm sich des jungen Edmund thätigst an, sie bewog seinen Onkel, Moses Kean, und seine Tante, Mrs. Price, eine Schneiderin, Ann's Schwester, zusammen mit ihr das Schulgeld zu entrichten, und Eduard wurde, obgleich Ann sich heftig widersetzte, zur Schule gesandt. Miß Tidswell war es auch, die Kean die ersten Grundlagen der Schauspielkunst beibrachte. Sie studirte ihm die Rollen ein, indem sie ihm dieselben vorlas und sie dann von ihm mit dem gehörigen Ausdruck und in der gehörigen Stellung wiederholen ließ. Um ihn an die Unterredung mit Personen zu gewöhnen, stellte sie ein Porträt vor ihn, an das er seine Rede richten mußte. Ein anderer Freund ertheilte Edmund Unterricht in der Balletkunst und in der Fechtkunst.

Der strenge Schulzwang wollte dem bereits etwas verwilderten Knaben keineswegs behagen. Er entlief seiner Mutter und wanderte geradewegs nach Portsmouth, wo ein nach Madeira segelndes Schiff ihn als Kajütenjungen mitnahm. Die romantischen Reize des Seelebens waren bald verflogen, und um wieder wegzukommen, stellte er sich taub und lahm. Er wurde daraufhin in Madeira ans Land gesetzt, ins Hospital gebracht und dann nach Portsmouth zurückgesandt. Zu Portsmouth ans Land gebracht, tanzte der bisher Taub und Lahme den

Bockspfeifentanz (hornpipe), und ehe sich die Umstehenden von ihrem Erstaunen erholen konnten, war der Knabe in den Straßen der Stadt verschwunden. In London fast verhungert und gänzlich erschöpft angekommen, begab er sich zu Onkel Moses. Dieser hielt Edmund zu fleißiger Fortsetzung seiner Studien in der Schauspielkunst an, verschaffte ihm häufig freien Zutritt zum Drurylane-Theater, ließ ihn in Shakespeare-Rollen Proben machen, wobei Edmund sich aber dem gemessenen Vortrage seines Onkels nach der damals vorherrschenden Weise John Kemble's keineswegs fügen wollte, sondern hauptsächlich Gewicht auf den natürlichen Ausdruck legte, was immer sein leitender Grundsatz blieb. Edmund befand sich nun zeitweilig bei seinem Onkel und zeitweilig bei Miß Tidswell. Sein Hang zum unsteten Herumschweifen veranlaßte ihn wiederholt, das gastliche Dach des Onkels oder der Tante Tidswell, wie er diese nannte, zu verlassen und sich auf dem Lande umherzutreiben, wo er sich vom Ertrage akrobatischer Vorstellungen oder Recitationen ernährte, auch trat in er einem Vorstadttheater in Sheridan's „Pizarro" auf. Die Tidswell that alles, was sie konnte, diesem wilden Treiben zu steuern; sie bemühte sich, Edmund den akrobatischen Kunststücken, in denen er allerdings eine beträchtliche Fertigkeit erlangte, abwendig zu machen und ihn zur Fortsetzung seiner Studien der Shakespeare-Charaktere anzuhalten.

Der frühzeitige Tod des Onkels Moses Kean machte Edmund gänzlich von Miß Tidswell abhängig, welche ihm Unterhalt, Schule und weiteren Unterricht in der Schauspielkunst gewährte. Hierauf mußte Edmund die Mutter wieder eine Zeit lang bei deren Hökerei in den Straßen begleiten, um ihr die Waaren tragen zu helfen. Mrs. Clarke, eine wohlhabende Dame, pflegte der Ann Carey Parfümerien abzukaufen und fand so viel Wohlgefallen an deren damals zehn Jahre altem Sohne, daß sie ihn zu sich beschied, um Proben seiner Schauspielkunst, von der sie gehört hatte, abzulegen. Vor einer eigens zu dem Behufe eingeladenen Gesellschaft trug Edmund Scenen aus Hamlet, Richard dem Dritten und andere Recitationen vor, wobei der kleine Schauspieler Bewunderung und Geldgaben erntete. Hierauf nahm Mrs. Clarke mit Zustimmung der Mutter den Knaben ganz zu sich. Edmund erhielt bei Clarkes Unterricht zur weiteren Ausbildung in der Tanz- und der Fechtkunst sowie im Singen und setzte seine dramatischen Vorstellungen fort. Der fast verwilderte Knabe wurde hier wie ein Kind des Hauses behandelt und lernte ein geregeltes, anständiges Leben kennen. Nach zwei Jahren indeß brach wieder einmal der Hang zum Herumstreichen aus, und als er nach einem heimlichen Ausfluge aufs Land zurückkehren wollte, brach Mrs. Clarke das Verhältniß ganz ab. Edmund ward aus der Behausung der Ordnung, der feinen Lebensart, des Wohlstandes zurückgeworfen in die der wilden Roheit und des Elends. Es war ein Schlag, den er zeitlebens empfand.

Edmund Carey, wie er sich jetzt noch nannte, begab sich zuvörderst zu Miß Tidswell zurück und trat sodann mit der Mutter in Richardson's (Saunder's) wandernde Schauspielergesellschaft. Edmund spielte Rollen der verschiedensten Art und producirte sich als Akrobat wie als Kunstreiter. Als die Richardson-Truppe nach Windsor kam, mußte er vor König Georg III. und den zahlreich versammelten Hofleuten seine Recitationen, von denen der König gehört hatte, vortragen, wofür dieser dem Burschen, welcher damals vierzehn Jahre alt war, zwei Guineen verabreichen ließ. Weil Ann Carey jedoch auch das Geschäft der Wahrsagerei trieb, wurde sie von der Ortsobrigkeit ausgewiesen. Edmund verließ jetzt Richardson und begab sich zurück nach London zur Tidswell und zum Shakespeare. Er ging dann nach Portsmouth, wo seine Mutter sich bei einer Schauspielertruppe befand. Als er dort ankam, war sie inzwischen abgereist, und er befand sich in der Stadt geldlos, obdachlos, der äußersten Noth preisgegeben. Der Bursche ermannte sich jedoch, miethete ein Zimmer, trug seine Recitationen aus Hamlet, Richard, Jane Shore vor, producirte seine Kunststücke und „Master Carey of the Theatre Royal Drurylane", wie er auf dem Anschlagezettel genannt wurde, hatte nach Abzug der Kosten 3 Pfund Verdienst bei dem Unternehmen.

Nach seiner Rückkehr von Portsmouth trat Edmund Carey zum ersten mal in London auf, nämlich im Sadler's Wells-Theater in Clerkenwell (Nordlondon). Hier wurde Edmund vom Director eines Theaters in York, welcher ihn hörte, engagirt. Er spielte in York Hamlet, Hastings, Cato, den Hamlet mit einem Pathos, einer Wärme, die Eindruck machten. Man bewunderte eine so reiche Auffassung in einem so jungen Menschen. Seine Stellungen waren aber damals noch steif, der Gesichtsausdruck unstet.

Im J. 1803 hatte Kean ein Engagement in der Hafenstadt Sheerneß, wo er in allen Gattungen des Dramas, im Trauerspiel, Lustspiel, Oper, Pantomime bei einer Gage von 15 Schilling wöchentlich auftrat und besonders im Lustspiel, als Norval, als George Barnwell und als Harlekin entschiedenen Beifall hatte. Hierauf ging er mit Richardson's Truppe nach Windsor, wo er wieder in den verschiedensten Fächern verwandt wurde, und hielt hierauf in dieser Stadt Vorlesungen aus Shakespeare's Werken, wobei er durch Emphase, Pause, scharf charakterisirten Ausdruck sein durchdringendes Verständniß des Dichters bekundete.

Der gelehrte Dr. Drury, Director der Gelehrtenschule Harrow, faßte ein so lebhaftes Interesse für den vielversprechenden Jüngling, daß er ihn auf seine Kosten auf die berühmte Gelehrtenschule Eton sandte. Edmund konnte diese Gunst jedoch nicht vollständig benutzen, sondern ging bereits im März 1806 wieder von Eton ab. Er kam sofort als Komiker nach Dumfries und erhielt darauf ein Engagement zu Northallerton als komischer Sänger und für Nebenrollen im Schauspiel mit einer Gage von 15 Shilling wöchentlich, und sodann ein Engagement am Haymarket-Theater in London für untergeordnete Nebenrollen. Er fand es überaus schwierig, leitende Rollen zu erhalten und sich dadurch bemerklich zu machen, was der strebsame Jüngling sehr schmerzlich

empfand. — Er kam sodann nach Hoddesdon in der Grafschaft Hertford, wo er eine Zeit lang als Lehrer am dortigen Seminar eintrat, spielte dann in Birmingham, wo er keine Anerkennung fand, in Edinburgh, wo er günstig aufgenommen wurde.

Das J. 1807 brachte Kean nach Belfast in Irland, wo er die berühmte Mrs. Siddons traf und zusammen mit ihr auftrat. In der ersten Rolle, die er nicht hinlänglich einstudirt hatte, erregte er den Abscheu der großen Schauspielerin; in der zweiten, in der er sich besser zusammennahm, erhielt er ihren lebhaften Beifall. Sie war überrascht von dem lebhaften natürlichen Ausdruck des jungen Mannes, der von ihrem und ihres Bruders John Kemble getragenen Stile so wesentlich abwich, sowie von der Meisterschaft, mit der er seine Rolle durch Stellung und Gesichtsausdruck illustrirte.

Hierauf kam er nach Sheerneß zurück, wo er leitende Lustspielrollen mit Erfolg darstellte, dann nach Rochester und Dover. In Braintone in der Grafschaft Essex im Norden der Themse für einen Abend engagirt und keine Gelegenheit zum Uebersetzen vorfindend, durchschwamm er den Fluß.

In Gloucester bei Beverley's Truppe hatte Kean im Lustspiel Erfolg und trat auch als Harlekin auf, allein es war tiefe Ebbe in der Kasse. Hier lernte Kean Miß Chambers kennen, eine Schauspielerin von derselben Truppe. Die Truppe spielte darauf in Stroud in der Grafschaft Gloucester, wo Kean im Juli 1808 Miß Chambers heirathete, eine Ehe, die damals allem Anschein nach nur Glück versprach. Beide traten zu Welsall bei Watson's Truppe ein für eine Gage von 1 Guinee wöchentlich für jede Person. Sie gingen mit dieser Truppe nach Birmingham, wo Kean zu Stephen Kemble's (des berühmten John Kemble's Bruder) Lear den Edgar machte. Als Hotspur, John Kemble's besondere Lieblingsrolle, erhielt Kean Stephen's lebhaften Beifall. Stephen Kemble erbot sich, Kean ein londoner Engagement zu verschaffen, allein Kean lehnte es ab, weil er noch nicht reif für London sei. Noch sollte Kean fünf Jahre Mühsal und Noth als herumziehender Schauspieler — beim englischen Volke auf dem Lande gewöhnlich als ein Vagabund betrachtet — mit Frau und Familie bestehen. In Birmingham erhielt er eine Anstellung als Theater-Regisseur zu Swansea in Wales mit 25 Shilling wöchentlicher Gage. Da Kean aber kein Reisegeld hatte, mußten er und Frau den Weg von 150 Miles von Birmingham nach Swansea zu Fuß wandern. Die Frau war obendrein schwanger. In Swansea blieb Kean nicht lange. Er setzte nach Waterford in Irland über, wo er in tragischen Rollen, als komischer Sänger, als Seiltänzer und Akrobat auftrat, in einer Pantomime, „La Perouse" genannt, einen Chimpanse-Affen machte. Dann ging die Reise wieder hinüber nach Dumfries in Schottland, von dort nach Annam, dann nach Carlisle, überall wurde angepocht und nirgends Beschäftigung gefunden. In York kam das arme Paar matt, müde, fußwund an. Ein dortiger Tanzlehrer nahm sich der Familie an, indem er Kean seinen Tanzsalon zur Verfügung stellte, um theatralische Vorstellungen zu veranstalten. Von York ging dann die Fußwanderung nach London, wo Tante Price der Familie (Kean, Frau und zwei Kindern) ein Obdach gewähren mußte. Miß Tidswell weigerte sich diesmal. Kean erhielt jedoch zuletzt ein Engagement von Jack Hughes, seinem frühern Genossen in Beverley's Truppe, dermalen Director der Gesellschaft in Exeter, zu 2 Pfund die Woche. Ihm wurde Romeo zugetheilt, eine Rolle, gegen welche er einen besondern Widerwillen hegte — er pflegte den Romeo einen „abgeschmackten Liebhaber" zu nennen — weshalb er denn auch in der Rolle keinen Erfolg hatte. Als Zanga in Young's „Revenge", später eine seiner Glanzrollen, erhielt er entschiedenen, theilweise stürmischen Beifall; dagegen spielte er Shylock, Richard, Othello, später seine großen Rollen, vor leeren Bänken. Nur sein Harlekin zog, und er wurde sonst nur zu Nebenrollen verwandt. Auch wurde seine Gage von 2 auf 1 Pfund herabgesetzt. Ein Freund, ein Buchhändler in der Stadt, wollte Kean bewegen, sich als Fecht- und Tanzlehrer dort zu etabliren. In Guernsey, wohin er sich jetzt begab, hatte er eine äußerst ungünstige Aufnahme; sein Richard wurde verlacht und ein Sturm von Gezisch brach von allen Theilen des Hauses aus; Kean mußte mit Gewalt von der Bühne entfernt werden.

In Dorchester traf Kean seinen alten Gönner, den Dr. Drury, welcher sich in Verkehr mit dem Drurylane-Comité setzte, von welchem damals das englische Nationaltheater verwaltet wurde, und von dem der gelehrte Doctor selbst ein Mitglied war. Das Comité sandte den Regisseur Arnold nach Dorchester, um sich mit Kean's Spiel bekannt zu machen und ihn geeigneten-falls sofort zu engagiren. Arnold gefiel Kean's Spiel so wohl, daß er Kean für fünf Saisons engagirte. Als Kean darauf vor dem Comité erschien, wollte diesem seine Figur gar nicht gefallen. Es war nicht die apolloartige Figur, wie man sie für erste Heldenrollen wesentlich erforderlich erachtete. Der kleine Mann in dem schäbigen Rocke machte dem Comité große Bedenken. Er wurde von demselben mit Unhöflichkeit behandelt, von den andern Schauspielern sogar verhöhnt. Endlich am 22. Jan. 1814 trat der in der Geschichte des englischen Theaters denkwürdige Tag ein, an welchem Kean als Shylock im Drurylane-Theater debutirte. Es war überaus schlechtes Wetter, Thauwetter mit Regen; das Haus war nur schwach besetzt, die Logen leer. Kean hob besonders die gegen Shylock selbst und gegen seinen „heiligen Stamm", sein „altes Gesetz" begangene schwere Ungerechtigkeit hervor, und verlieh damit dem Charakter eine bedeutsam vertiefte Motivirung. Der ergreifende Ausdruck der Rede, begleitet von fortwährend wechselndem Ausdruck des glänzenden, durchdringenden Auges, der Stellung, die zärtlichen Töne gegen seine Tochter Jessica, seine wilde Angst bei ihrer Flucht, sein furchtbarer Zorn über die Christen, die seinen großen Schmerz verspotten, seine vertrauensvolle Anrufung der „Gerechtigkeit" des Gerichts, seine Taubheit gegen alles Flehen um Barmherzigkeit, sein Jauchzen, wenn die Gültigkeit der Verschreibung

anerkannt wird, der teuflische Ungestüm, mit dem er das Messer schleift, dann die plötzliche Verzagtheit, wenn er sein böses Erwarten vereitelt sieht, die Aengstlichkeit, mit der er wieder zu erlangen sucht, was er vorher verschmäht hatte, seine verbissene Wuth, wenn er sich in allen Stücken abgewiesen sieht, alles dieses stellte die Rolle mit solcher überwältigender Kraft und solcher Naturwahrheit dar, daß Kean von Anfang des Stücks das Haus für sich hatte und wiederholter Beifallssturm ausbrach. Es war ein entschiedener Erfolg. Die Einnahme am ersten Abend des Marchant of Venice betrug 164, am zweiten Abend 340 Pfund, Auf Lord Byron's, damaligen Mitgliedes des Comité, Anhalten sandte dasselbe jetzt den Regisseur zu Kean, um für die erwiesene Gleichgültigkeit sich zu entschuldigen und ihm ein Geschenk von 500 Guineen zu überbringen. Zugleich wurde seine Gage auf 20 Pfund wöchentlich erhöht. Nach der Vorstellung von Richard III. sandte das Comité ein ferneres Geschenk von 100 Pfund. Solche substantielle Zeichen der Anerkennung erfolgten auch von Privatpersonen.

Richard III. galt bisher nach Garrick's früheren Triumphen für eine besonders schwierige Rolle, von jetzt an wurde Kean's Ausführung als eine der großartigsten Leistungen im Tragischen anerkannt.

Am 12. März 1814 trat Kean als Hamlet auf. Dieser dem großen Publikum unverständliche Charakter wurde von Kean mit einer Zartheit, einer Innigkeit, einer Wärme dargestellt, welche den Adel des Charakters zur lebendigen Darstellung brachte, während John Kemble's Hamlet, welcher damals die Bühne beherrschte, nur ein harter, trockener, pedantischer, spitzfindiger Gelehrter war. Eine Schwierigkeit für die Rolle war Kean's kleine Figur, welche im Shylock der lange Rock des alten Juden unbemerklich machte und im Richard nur der Rolle angemessen schien, aber keineswegs für den Prinzen paßte, „the glass of fashion and the mould of form". Allein Kean's hinreißendes Spiel machte den Uebelstand unmerklich.

Kean's Hamlet entschied den Sturz der classischen oder John Kemble'schen Schule des Schauspiels in England.

Am 5. Mai 1814 trat Kean als Othello auf, eine Rolle, in welcher die überwältigende Macht seines Pathos das Haus stets in Triumph einnahm. Kean beseitigte die Schwierigkeit, welche bei dem früher für unerlaßlich erachteten Brauche entsteht, das Gesicht zu schwärzen, wobei das Mienenspiel, das bei Kean so wesentlich war, größtentheils wirkungslos wird.

Am 5. Nov. 1815 trat Kean im Drurylane-Theater als Macbeth auf, die Rolle, welche nach der Tradition der englischen Bühne vor allen das Eigenthum der großen Tragiker war, der Burbage, Betterton, Garrick, John Kemble, Kean's Rivale, hatte für die Rolle den Vorzug der stattlichen Figur, verdarb aber das Spiel der leidenschaftlichen Scene durch seinen kalten Declamations- und Predigerton. In Kean's Hand gewann die wunderbare Mischung von Kühnheit und Unentschlossenheit, Ehrgeiz und Demuth, Liebe und Tücke die Sympathie aller Herzen. Feierliche Stille herrschte im Hause, wenn er auf der Bühne war, rauschender Beifall folgte seinem Abgange. Es geschah auf Kean's Veranlassung, daß die Hexen, die bisher als grobkomische Figuren erschienen, mit dem ihnen gebührenden feierlichen Ernst eingeführt wurden.

Am 2. Jan. 1815 gab Kean den Romeo gegen seinen Willen, weil er gegen diese Rolle eine Abneigung hatte, Romeo einen abgeschmackten Liebhaber nannte. Er verdarb die Rolle durch sein leidenschaftliches Spiel, doch war einzelnes wirkungsvoll, wie die Scene mit Friar Lawrence, die Sterbescene.

Am 9. März 1815 wurde Richard II. aufgeführt. Dieses vortreffliche historische Schauspiel war vernachläßigt worden; Kean hatte auf seine Vorzüge als Bühnenstück aufmerksam gemacht.

Am 24. Mai 1815 gab er den Zanga in Edward Young's „Revenge", eine seiner vorzüglichsten Glanzrollen. Die Erwartungen des Publikums waren so gespannt und am Abend der Vorstellung das Theater so voll, daß auch regelmäßige Theaterbesucher sich mit Sitzen in den obern Rängen begnügen mußten.

Gleichzeitig gab er eine Probe seines Talents für das Lustspiel als Abel Drugger im „Tabacconist", einer drolligen, gemüthlichen, gemächlichen, behäbigen Figur. Am 20. Juni trat Kean sodann als Leon in Beaumont und Fletcher's Lustspiel „Rule a Wife and have a Wife" auf. Die scheinbar einfältige passive Unterwürfigkeit in den ersten Acten hatte eine mächtige komische Wirkung, z. B. wie er ihr den Fächer nachträgt, wie er ihr die Hand aufrecht hält u. s. w. Am 4. Juli gab Kean den Octavian in Colman's „Mountaineers", ein rührendes Bild verschmähter Liebe. Der schnelle Wechsel von Licht und Schatten im Gesichtsausdruck, von rasender Wuth zu trostloser Verzweiflung, von Betrübniß zu jauchzender Freude war erstaunlich.

Kean's Sir Giles Overreach in Massinger's „A New Way to pay Old Debts", zuerst am 12. Jan. 1816 aufgeführt, übertraf an gewaltiger Wirkung noch alle seine bisherigen großen Erfolge. Kean gab dem Charakter die schwärzeste Färbung. Sein Sir Giles war der Teufel der Erpressung, der abgefeimte, boshafte Geizhals und Unterdrücker, dabei von unbezwingbarem Muth. Es war ein Gemälde der schrecklichsten, unbezähmbarsten Leidenschaft.

Am 28. Sept. 1816 gab Kean den Timon von Athen. Der Timon galt und gilt auch jetzt als für die Bühne ungeeignet. Kean spielte die Titelrolle jedoch mit solcher Energie und Innigkeit, daß er einen nachhaltigen Eindruck machte. Die interessanteste Scene war die mit Alcibiades. — Am 1. Juni 1817 wurde „King John" aufgeführt und brachte Kean neue Erfolge.

Um Störungen und Unannehmlichkeiten mit Buck, dem Verfasser der vom Comité des Theaters angenommenen, aber dennoch nicht zur Aufführung gebrachten Tragödie „The Italians", hervorgerufen durch die Arroganz und Leichtfertigkeit der Miß Macauley, einer irischen Schauspielerin, auszuweichen, machte Kean mit

seiner Frau eine Tour auf dem Continent. In Paris wurde er von Talma mit hohen Ehren empfangen. Am 11. März 1819 zog Kean als „Hotspur“ ein volles Haus heran und gab eine anschauliche, anmuthige und feurige Darstellung des feurigen jungen Percy, seiner Tapferkeit, seiner Ausdauer, seines Ungestüms. Im April 1819 besuchte er Dumfries, Edinburgh und andere Städte in Schottland und trat dort überall mit dem gewohnten Erfolge auf. Besonders großartigen Erfolg hatte sein Macbeth in Edinburgh. Die Highland-Society ernannte Kean zum Mitglied, schenkte ihm ein Schwert. Am 26. Jan. 1820 trat Kean im Durylane-Theater als Coriolanus, eine der imposantesten, statuesken, aber seelenlosen Rollen John Kemble's, auf. Kean's Coriolanus war mit größerer historischer Richtigkeit ein rauher, barbarischer Krieger des ursprünglichen Roms, nicht die elegante, hochwürdige Persönlichkeit John Kemble's, die nur für die spätere Zeit paßte.

Am 24. April 1820 trat Kean als Lear auf. Er ward sowol in Zartheit wie in Gewaltigkeit dem großen Pathos dieser Rolle gerecht. Dem alten Schauspieler Bannister zufolge übertraf er Garrick.

Die Auflösung des Drurylane-Comité und die damit eintretende Veränderung in der Direction des Theaters veranlaßten Kean, eine Reise nach den Vereinigten Staaten zu unternehmen. Am 16. Sept. 1820 wurde Richard III. als Abschiedsvorstellung gegeben. Am Schlusse nach dem üblichen Beifall wurde Kean vom londoner Publikum mit einem dreifachen Hurrah entlassen. Am 29. Nov. trat er in Neuyork als Richard III. mit entschiedenem Erfolg auf. Am Schlusse erhob sich das gesammte Haus und gab seinen Beifall durch ein vielfach wiederholtes Bravo!, Hut- und Tuchschwenken kund, eine völlige Neuerung bei dem gewöhnlich sehr nüchternen neuyorker Publikum. Bei dieser und den folgenden Vorstellungen Kean's war das Haus gedrängt voll. Die Direction ließ die Billete für die Logen und die obern Ränge versteigern; der Preis für eine Loge stieg auf 18 Dollar. Die abendliche Einnahme betrug an 20,000 Dollar. Die Elite von Neuyork wetteiferte, den intelligenten englischen Mimen in ihre gefelligen Kreise zu ziehen. Am 28. Dec. wurde Kean von den „Freunden und Förderern der Bühne“ ein großes Festmahl im City Hotel gegeben. Aehnliche Erfolge hatte er hierauf in Philadelphia und dann in Boston, wo die Theaterbillete ebenfalls öffentlich versteigert wurden. Der ganze Weg war ein Triumphzug. Im Mai 1821 ging er zum zweiten mal nach Boston; allein um diese Zeit war hier die todte Saison. Am dritten Abend erschienen zu Richard III. nur zwanzig Personen im Theater. Kean weigerte sich aufzutreten, es entstand ein Tumult im Theater, und er reiste ohne weiteres ab. Als er sodann in Neuyork auftrat, erneuerte sich der Aufruhr. Kean versuchte vergeblich sich im National Advocate zu vertheidigen, und sah sich genöthigt, früher, als er beabsichtigt, nach England zurückzukehren.

Am 23. Juli 1821 erschien Kean wieder als Richard III. im Drurylane-Theater in London, wo er nun sein bisheriges Repertoire mit dem früheren Erfolge fortspielte.

Sein Verhältniß zur Frau des Alderman Cox verwickelte Kean in einen Proceß, in welchem er im Januar 1825 zu einer Buße von 800 Pfund verurtheilt wurde. Er wurde hierauf in Edinburgh und London von der Bühne gezischt. Kean begab sich deshalb im J. 1825 wieder nach den Vereinigten Staaten. Er wurde dort anfänglich überall mit stürmischem Ausdrucke des Mißfallens empfangen. Nachdem er jedoch öffentliche Abbitte gethan, konnte er wieder in Neuyork und Philadelphia, und zwar mit dem üblichen Erfolge spielen; in Boston und in Baltimore wurde ihm aber nicht gestattet aufzutreten. Um diese Zeit wurde er unter dem Namen Alantenonidet zum Häuptling der Tuscarora-Indianer erwählt.

Kean kehrte 1826 nach England zurück. Dem Trunke verfallen, verlor er rasch seine frühere Rüstigkeit. Es war ihm jetzt Stimulation unentbehrlich, um seine alten Rollen geben zu können. Neue Rollen vermochte er nicht mehr zu bemeistern. Das Gedächtniß war so geschwächt, daß er die Worte, die er sorgfältig einstudirt hatte, alsbald wieder vergaß. Im Februar 1833 sollte er zusammen mit seinem Sohne Charles im Othello auftreten. Am Abend der Aufführung gelang es ihm mit der äußersten Anstrengung die ersten zwei Acte des Stücks zu vollenden. Im dritten Acte fiel er bei den Worten „Villain, be sure!“ ohnmächtig in die Arme des Sohnes, welcher den Jago gab, und wurde von der Bühne getragen. Er trat nicht wieder auf und starb zu Richmond bei London den 15. Mai 1833.

Vgl. F. W. Hawkins, The Life of Edmund Kean (2 Bde., London 1869). — B. W. Procter, The Life of Edmund Kean (2 Bde., London 1835). — Mich. Kelly, Reminiscenses (2 Bde., London 1826). — G. Lotz, Leben des berühmten englischen Mimen Edmund Kean (Hamburg 1836). — W. Hazlitt, A View of the English stage (London 1821). (*W. Bentheim.*)

KEAN (Charles), englischer Schauspieler, Sohn des Edmund Kean, geboren am 28. Jan. 1811 zu Waterford in Irland, wurde an der berühmten Gelehrtenschule zu Eton erzogen, widmete sich aber, als er 16 Jahre alt war, der Schauspielkunst und debutirte 1827 im Drurylane-Theater in London, aber anfangs ohne besondern Eindruck. 1830 ging er nach den Vereinigten Staaten, kehrte 1833 nach England zurück und arbeitete sich allmählich zu einer hervorragenden Stellung an der englischen Bühne empor. 1839 ging er zum zweiten mal nach Amerika und kehrte im folgenden Jahre heim. 1842 heirathete er die ausgezeichnete Schauspielerin Ellen Tree (geb. 1805 zu London, gest. 20. Aug. 1880), mit welcher er dann 1843 abermals nach Amerika ging, wo sie zwei Jahre Gastrollen gaben. 1847 war das Künstlerpaar in den ersten Theatern Londons und der englischen Provinzialstädte engagirt, und 1850 ward er Mitinhaber des Princeß Theaters in London, wo er sich eine Reihe von Jahren durch überaus großartig ausgestattete Aufführungen (Restorations, wie sie genannt wurden),

wie Shakespeare's Macbeth, King John, Richard III., Richard II., von bemerklich machte, wobei jedoch mehr auf Pracht und historische Correctheit der Decorationen und Anzüge als auf Vortrefflichkeit des Spiels gesehen wurde. Byron's Sardanapal, 1833 producirt, übertraf an Pracht noch alle andern Restorations. Charles Kean war auch Director der im königl. Schlosse zu Windsor veranstalteten theatralischen Vorstellungen. 1865 machte er, wie gewöhnlich in Begleitung seiner Frau, eine professionelle Reise nach Australien, von wo er 1866 über Californien zurückkehrte. Er starb am 22. Jan. 1868 in Liverpool.

Charles Kean versuchte sich in den Rollen, in denen sein Vater glänzte, hatte aber beiweitem nicht dessen Erfolg. Moderne melodramatische Stücke sagten ihm mehr zu als die Shakespeare's, in denen er nicht sehr zu Hause war. (*W. Bentheim.*)

KEATS (John), englischer Dichter, geb. am 29. Oct. 1796 in London, verlor frühzeitig den Vater, von dem Näheres nicht bekannt ist. John erhielt in der Schule zu Enfield einigen classischen Unterricht und kam, nachdem er auch die Mutter verloren hatte, sodann zu einem Chirurgen in die Lehre. Er bestand das chirurgische Examen, war jedoch zu nervös bei Operationen, weshalb er schließlich die Chirurgie aufgab, zumal eine Erbschaft vom Großvater mütterlicherseits ihm ein unabhängiges Leben sicherte.

Angeregt durch die Lektüre von Spenser's „Fairy Queen" entschloß er sich, die literarische Laufbahn zu betreten. Einige Sonette, welche er zur Veröffentlichung in dem Examiner bestimmt, dessen Redacteur der einflußreiche Kritiker und Dichter Leigh Hunt war, erhielten Hunt's lebhaften Beifall und machten den vielversprechenden jungen Mann mit den leitenden Literaten in London bekannt: mit Shelley, Byron, Dilke, Hazlitt. 1817 veröffentlichte er einen ersten Band seiner Gedichte, 1818 den poetischen Roman „Endymion". Keats, als ein neues, reichbegabtes Mitglied der radicalen „Cockney-Schule" der Poeten den Tories verhaßt, wurde von deren Organen, dem Quarterly Review und Blackwood's Magazine, heftig angegriffen. Der überaus reizbare Jüngling gerieth dadurch in die äußerste Aufregung. Dennoch ließ er sich durch diese Recensionen nicht ernstlich stören und veröffentlichte einen neuen Band Dichtungen, enthaltend: „Lamia", „Ode to the Nightingale", „The Grecian Urn", „Hyperion" u. a. Diese neue Gedichtsammlung wurde von Lord Jeffrey im Edinburgh Review nachdrücklich belobt und im allgemeinen von der Presse sehr beifällig aufgenommen. Das Fragment „Hyperion" setzte selbst Keats' Feinde in Erstaunen und wurde von ihnen als großartig anerkannt. Byron sagte darüber: „This fragment of Hyperion seems actually inspired by the Titans and as sublime as Aeschylus".

Keats' Gesundheit wurde inzwischen immer hinfälliger. Als er von einer Reise zur Wiederherstellung der Gesundheit aus Schottland und Irland nach London zurückgekehrt war, gewannen seine Freunde die Ueberzeugung, daß er noch einen Winter in England nicht ertragen könne, und es wurde deshalb beschlossen, daß Keats eine Reise nach Italien unternehme. Er reiste Ende September 1820 ab, begleitet von seinem ergebenen Freunde Severn, einem jungen Maler, der in Rom seine Studien treiben wollte. Keats verweilte einige Monate in Neapel und Rom und erkrankte schwer an letzterem Orte. Treu gepflegt von Severn starb er am 27. Febr. 1821 im Alter von 25 Jahren und 4 Monaten. Er wurde auf dem protestantischen Kirchhofe zu Rom begraben. Keats' Grabstein erhielt die von ihm selbst gewählte Inschrift: „Here lies one whose name was writ in water." Englands größter Lyriker, Shelley, hat ihm in der seinen so frühen Tod beklagenden prächtigen Elegie „Adonais" ein Denkmal errichtet, das länger als Erz dauern wird. In der Zeit des großen Aufschwungs der lyrisch-epischen Poesie in England am Anfange des gegenwärtigen Jahrhunderts gehörten die Dichtungen des jungen Keats mit zu den interessantesten. Er hatte einen eigenstenGesang, der unmittelbar aus einem tieferregten Gemüthe drang und sich besonders in einer mächtigen Fülle von Bildern aussprach, die, überwuchernd wie der Pflanzenwuchs in der tropischen Waldung, scheinbar ohne unmittelbaren Zusammenhang von einem Gedanken zum andern springen, ein Bildergewirr, das auf ein sympathisch gestimmtes Gemüth vielfach anregend und reizend wirkt.

Vgl. R. Monckton Milnes (Lord Houghton), Life, Letters and Literary Remains of J. Keats (2 Bde., London 1848 und öfter). — H. B. Forman, J. Keats' Letters to Fanny Brawne, written in 1819 and 1820 and now given from the original manuscripts with introduction and notes (London 1878). — D. Masson, Wordsworth, Keats and Shelley (London 1874). — Percy Bysshee Shelley, Adonais, an Elegy on the death of Keats (Pisa 1821 und öfter).

(*W. Bentheim.*)

KEBES aus Theben war ein Schüler des Sokrates und außerdem des Philolaos (*Plato*, Phaed. 61 C). Er wird namentlich mit dem Thebaner Simmias, dessen Mitschüler er auch bei Philolaos war, zu jenen Schülern gerechnet, die mit Sokrates verkehrten, um gut und tüchtig zu werden und Hauswesen und Stadt gut verwalten zu lernen (*Xen.* Memor. I, 2, 48; III, 11, 17; *Plato*, Phaed. 59 C). Nach der Charakteristik, die Plato von ihm gegeben hat (Phaed. 63 A; 77 A.), der ihn zu einem der Theilnehmer im Dialog Phädon gemacht, war er schwer zu überzeugen und hegte bis zum letzten Augenblick Zweifel über einen Gegenstand, bevor er daran glaubte, sodaß er ein Skeptiker unter den Sokratikern war. Dieser Philosoph soll nun drei Dialoge geschrieben haben, Pinax, Hebdome und Phrynichos (*Diog. Laert.* II, 124; Suidas und Eudoc. v. *Κέβης*; vgl. meine Ausgabe des Hesychios S. 119), von denen uns der erstere nach der Ansicht der meisten früheren Philologen erhalten ist. Besonders Schweighäuser und Bähr (in Pauly's Realencyklopädie) zweifelten nicht an der Echtheit desselben. Die Schrift schien außerdem auch

im Alterthum viel gelesen worden zu sein, da sie nicht selten citirt wird, z. B. von Lucian an zwei Stellen (De merced. cond. 42; Rhetor. praec. 6), von Tertullian und Chalcidius in seinem Commentar zum Timäus (vgl. Menagius zu Diog. II, 124). Ein Verwandter des Tertullian scheint sogar diese Schrift zum Gebrauch für die Christen in Verse gebracht zu haben. Sie fesselte aber besonders die Neuzeit theils durch die Leichtigkeit und eine ihr nicht abzusprechende Eleganz der Darstellung, theils durch die einfache ethische Tendenz, daß wir nur im Besitz wahrer Bildung und im Bewußtsein der Tugend glücklich werden können (die Inhaltsangabe in Suidas ἔστι δὲ ἐν Ἅιδου διήγησις beruht offenbar auf einem Irrthume). Deshalb ist dies „Gemälde" des Kebes oder „Lebensgemälde", wie wir es richtiger bezeichnen können, nicht nur so oft herausgegeben wie selten ein classisches Werk, sondern es hat sich auch in allen Ländern einen eifrigen Leserkreis erworben und erhalten und ist deshalb in fast alle Sprachen Europas übersetzt worden, sogar ins Russische und Arabische; ins Französische schon im J. 1529, ins Italienische in den Jahren 1530, 1536, 1558, in deutsche Verse durch Hans Sachs im J. 1570, in Prosa durch Wilibald Pirkheimer (Nürnberg 1606). Dennoch steht heute fest, daß diese Schrift von dem Sokratiker Kebes nicht herrühren kann. Schon früher war man auf zwei Stellen darin aufmerksam, von denen die erste eine Erwähnung der Anhänger des Aristipp, der Peripatetiker und der Kritiker enthält (c. 13), während an der andern Stelle (c. 33) die Platonischen Gesetze citirt werden (Leg. VII, 808), woraus man freilich den seltsamen Schluß zog, daß diese Stellen von einem unwissenden (?) Abschreiber hinzugefügt seien (vgl. Menagius a. a. O.). Noch andere glaubten, daß nur eine Verwechselung der Namen vorgekommen sei, und der Stoiker Kebes von Kyzikos, ein Zeitgenosse Marc Aurel's (bei *Athen.* IV. 156 D), der wirkliche Verfasser sei. Wie wenig eine solche Annahme sich mit der Thatsache verträgt, daß die Schrift schon in der Lucianischen Zeit allgemein bekannt gewesen ist, liegt auf der Hand. Uebrigens wird noch ein dritter Kebes von Donat in der Vita des Vergil genannt.

Die Schrift kann also spätestens aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert oder aus dem Anfange des zweiten stammen, und dies ist die Ansicht von F. Dosithn in der Vorrede seiner Ausgabe und in seinem Programm über die Abfassungszeit dieses Pinax (Neustettin 1873), der annimmt, daß die Schrift zwischen Dio Chrysostomos, dem Zeitgenossen des Nerva und Domitian, und Lucian entstanden sei. Wenn jedoch der Stoiker Panätios aus Rhodos (geboren um 180 v. Chr.) mit seinem Zweifel über die Echtheit der meisten Schriften der Sokratiker (bei *Diog. Laert.* II, 64) auch an das „Gemälde" des Kebes denkt, was allerdings nicht nachweisbar ist, so muß diese Schrift von einem Stoiker oder Kyniker des 3. Jahrhunderts v. Chr. geschrieben sein, der den Sokratischen Ursprung und Namen fälschte. Daß demselben eine ältere, wirklich aus der Sokratischen Schule stammende Bearbeitung des Gegenstandes vorgelegen habe, war eine nicht zu erweisende Annahme von Klopfer, De Cebetis tabula (Zwickau 1818, 1820, 1822). Insofern ist noch keineswegs festgestellt, aus welcher Zeit das Büchlein stammt, ebenso wie es wol niemals gelingen wird, den wirklichen Verfasser herauszubekommen. Vgl. übrigens im allgemeinen Zeller, Gesch. d. Phil. d. Gr. II, 1², 205 fg. Wichtige Ausgaben: Editio princeps, gedruckt um 1490, doch ohne Jahreszahl und Druckort (wahrscheinlich Venedig), wird bereits im J. 1491 in einer Reisebeschreibung erwähnt; dann folgt Aldina vom J. 1494, bedeutendste Ausgaben von Johnson, London 1720 (nicht zu haben!), Schweighäuser, Hamburg 1806, von Ad. Korai (mit Epiktet), Paris 1826, von Dübner (Paris 1840); beste Textausgabe von Drosthn, (Leipzig, Teubner 1871). Uebersetzungen von K. Pfaff in Verbindung mit Aeschines (Stuttgart 1827) und in Verbindung mit Epiktet von Karl Conz (Stuttgart 1864).

Schulausgabe mit erklärenden Anmerkungen und Wortregister, von neuem von Büchling (Meißen 1796), bearbeitet von Wilh. Große (Meißen 1813).

(H. Flach.)

Keblah, s. Kiblah.

KEBLE (John), englischer Geistlicher und religiöser Dichter, geboren zu Fairford in der englischen Grafschaft Gloucester am 25. April 1792, gestorben zu Bournemouth in der englischen Grafschaft Hants (Hampshire) am 29. März 1866, studirte in Oxford, ging mit großer Auszeichnung 1810 von der Universität ab, verblieb noch einige Jahre in Oxford als Fellow der Universität, Docent und Examinator, wurde 1815 als Geistlicher ordinirt, erhielt 1823 die Unterpfarrei Eastbeach, Barthorpe und Southrop, zusammen von 100 Pf. Einkünften, schlug jedoch 1824 ein Archidiakonat in Westindien von 2000 Pf. Einkünften aus, ward 1825 Pfarrer zu Hursley, 1832 Professor der Poesie in Oxford und 1835 Rector (Oberpfarrer) zu Hursley, eine Stellung, die er dann zeitlebens innehatte. Keble war einer der Hauptrepräsentanten der sogenannten Hochkirchen- (High Church) oder Puseyiten-Partei in der Anglikanischen Kirche, gehörte mit zum ursprünglichen Bund der oxforder Theologen, welche die Puseyiten-Bewegung begannen, und war mit Dr. Pusey und Dr. Newman einer der thätigsten Mitarbeiter an den wohlbekannten Tracts for the Times (Oxford 1834—1836). Mehrfach besprochen wurde Keble's Tract „The value of Primitive Tradition in theology and its recognition by Scripture" (Tract 78). Eine Predigt, welche Keble im J. 1833 auf speciellen Auftrag während der Sommerassisen-Gerichtssitzung in Oxford hielt, wurde von Dr. Newman in der Apologia näher besprochen und als „der Anfang der religiösen Bewegung der gegenwärtigen Zeit" bezeichnet.

Das Hauptwerk unter Keble's Schriften ist: „The Christian Year: Thoughts in Verse for the Sundays and Holidays throughout the year" (2 Bde., Oxford 1827), eine Sammlung von Liedern, zunächst bestimmt als ein Begleitbuch für das Prayer-Book der englischen Kirche. Dieses Buch erlangte eine außerordentliche Verbreitung und ist schon als ein Ausdruck

der religiösen Gesinnungen einer zahlreichen Klasse in Großbritannien bemerkenswerth. Nach einer Angabe des londoner Verlegers vom J. 1854 waren damals von dem Buche bereits 44 Auflagen in über 108,000 Exemplaren erschienen. Als das Verlagsrecht 1873 erlosch, wurden innerhalb 5 Wochen 10 verschiedene Ausgaben von londoner Verlegern herausgegeben. Von dem pecuniären Ertrage des Buches erbaute der Verfasser anstatt der verfallenen Pfarrkirche zu Hursley eine neue, welche eine der prächtigsten Landpfarrkirchen in England ist. Das Buch ist durch und durch biblisch, sowol in den behandelten Gegenständen wie in Geist und Ausdruck. Es ist in fließenden Versen und edler Sprache geschrieben. Die überall innigen und sinnigen Lieder haben oft an sich beträchtlichen lyrischen Werth, besonders meisterhaft, anschaulich und lebendig sind die häufigen Beschreibungen der Vorkommnisse des Naturlebens. Man hat sonst noch von Keble „The Psalter or Psalms of David in English verse" (London 1839). — „Lyra Apostolica", (London 1836—1838). — „Praelectiones Academicae", (2 Bde. London 1840, die in Oxford über Poetik gehaltenen Vorlesungen.) — „Lyra Innocentium. Thoughts in verse on Children" (London 1846; Gedichte, nicht für, sondern über Kinder, zunächst für Mütter, Beschreibungen des Kinderlebens). — Life of Thomas Wilson, D.D. Lord Bishop of Sodor and Man (London 1850). Occasional Papers and Reviews, ed. with a preface by Dr. E. B. Pusey (Oxford 1877). — Verschiedene Bände Sermons. Er gab heraus „The complete Works of Richard Hooker, (4 Bde. London 1855). Froude's Remains (London 1837); in Gemeinschaft mit Dr. Newman und Dr. Pusey Library of the Fathers (Oxford 1838 fg.).

Vgl. The Right Hon Sir J. T. Coleridge, A Memoir of the Rev. John Keble, Vicar of Hursley (London 1868, 4. Auflage 1874). — A. T. Russell, Remarks upon the Rev. Prof. John Keble's, Visitation Sermon, entitled: Primitive Tradition recognized by Holy Scripture (London 1837). — C. Sharp (Prof. in St.-Andrews), An Essay on the Author of the Christian Year (Edinburg 1866). — (Miß) C. M. Yonge, Musings over the Christian Year (London 1871). *(W. Bentheim.)*

KECSKEMÉT (spr. Ketschkemeht), Stadt im ungarischen Comitat Pest-Pilis-Solt und Klein-Kumanien, 75 Kilom. südöstlich von Budapest, an der österreichischen Staatsbahn Wien-Bazias, inmitten der sog. Kecskeméter Heide (eine Sandsteppe, die sich von Pest an zwischen der Donau und Theiß 370 Kilom. weit erstreckt), zählt (1880) 44,887 Einwohner magyar. Stammes, darunter über ein Drittel Reformirte. Im J. 1870 hatte die Stadt eine Civilbevölkerung von 41,195 Seelen. Der Ort war vormals der größte Marktflecken Ungarns, er wurde aber 1857 zur Stadt mit eigener Jurisdiction und Verwaltung erhoben. Wie alle Ortschaften im ungarischen Alföld, so ist auch Kecskemét sehr weitläufig gebaut, mit großen Marktplätzen und breiten Gassen, die meistens mit Akazienbäumen bepflanzt sind. Die Privatgebäude sind in der Regel klein und ebenerdig; von den öffentlichen Gebäuden sind die merkwürdigsten: die katholische Pfarrkirche, die Kirche und das Kloster der Franciscaner und die der Piaristen, die Kirche der Reformirten, das Gebäude der reformirten Hochschule (Obergymnasium, theologische Facultät und Lehrerpräparandie), das Rathhaus. Die Kirche der Franciscaner diente ehedem sowol den Katholiken als auch den Reformirten zum Gottesdienst und war deshalb mittels einer Breterwand in zwei Theile getrennt. Später erhielten die Reformirten vom Grundherrn Grafen Stephan Kohary die Erlaubniß, eine eigene Kirche in der Nähe der Franciscanerkirche zu bauen, was sie 1681—1683 ausführten. Beide Kirchen waren mit Mauern und Gräben umgeben und dienten in Zeiten der Kriegsgefahr als befestigtes Bollwerk. Die reformirte Hochschule entstand im Anfange des 17. Jahrhunderts, im J. 1820—1830 wurde das zwei Stock hohe schöne Gebäude derselben erbaut, indem sie zur Hauptschule (Collegium) der Donauisperintendenz der Reformirten erhoben wurde. Seit 1836 war damit auch der juridische Curs verbunden. Die Ereignisse von 1848 und 1849 erschütterten die Lehranstalt und erst 1856 konnte das Obergymnasium nebst der theologischen Facultät und Präparandie wieder eröffnet und neu organisirt werden. Ferner bestehen in Kecskemét auch ein katholisches Obergymnasium und eine Realschule. In neuester Zeit wurden auch die Elementarschulen sowol in der Stadt selbst als auch auf den Prädien oder Pußten vermehrt. Kecskemét ist auch Sitz eines königlichen Gerichtshofes. Die Einwohner beschäftigen sich meistens mit Viehzucht, Wein- und Obstbau, besonders sind die Aepfel berühmt. Wichtig ist auch der Handel mit Vieh und Producten. Die Stadt gehörte einst mehrern Grundherren, sie hatte sich aber schon vor 1848 freigekauft. Sie besitzt ein sehr großes eigenes Territorium und außerdem noch mehrere Pußten, die zum Theil in meilenweiter Entfernung liegen, z. B. Agaseghyháza, Monostor, Bugacz, Kis-Alpár. Auf diesen Pußten sind viele zerstreut liegende Gehöfte (ungarisch tanya). Die ganze Gemarkung der Stadt beträgt über 14 □ Meilen, aber ein großer Theil derselben besteht aus magern Weideflächen und unfruchtbaren Sandstrichen. *(J. Hunfalvy.)*

KEDIRI, eine der 23 Residentien oder Provinzen der niederländischen Sunda-Insel Java in Insel-Indien, liegt zwischen 7° 20′ und 8° 21′ 40″ südl. Br. und zwischen 129° 15′ und 130° 10′ östl. L. v. F. Im Süden grenzt sie mit einer 90 Kilom. = 12,16 geogr. M. langen Küste an das Meer; nach Norden an die Residentien Rembang und Surabaja; nach Westen an Madium und Patjitan; nach Osten an Pasuruwan und Surabaja. Die Residentie besteht aus den Abtheilungen Kediri und Ngrowo; erstere umfaßt die Residentschaft Kediri, die in fünf Districte getheilt ist, und die Regentschaft Berbek, welche in acht Districte zerfällt. Die Abtheilung Ngrowo umfaßt die Regentschaft Ngrowo, die in fünf Districte getheilt ist, und die Regentschaft Trengalek, welche aus sieben Districten besteht. — Kediri wird regiert von einem Residenten mit vier Regenten und zwei Unterregenten; nur der von Kediri führt den Titel Radi-

Adipati, während die Regenten und Unterregenten blos Raden Ngabehi sind. Außerdem gibt es einen Assistenten für die Abtheilung Ngrowo, einen Hauptfiscal, einen Hauptpriester und ein Haupt der Chinesen. — Die Provinz mißt von Westen nach Osten 86,26, von Norden nach Süden 80 Kilom. = 10,3 geogr. M. Der Flächeninhalt beträgt 122,76 geogr. □M. = 6717,79 □Kilom. Im J. 1879 war die Zahl der Bewohner 726,808, und zwar zählte man 817 Europäer, 6445 Chinesen und 719,546 Javanen (1845: 235,243 Gesammt Bevölkerung).

Ein Theil des Landes ist gebirgig, aber schwach bevölkert, obwol es fruchtbare Strecken hat. Die Districte Blitar und Lodago sind ausgedehnte Wildnisse, unfruchtbar, sollen indeß ehemals eine ansehnliche Bevölkerung gehabt haben. Der District Ngrowo ist fruchtbar und sehr bevölkert. Die Grenzen ziehen sich auf den Gebirgen hin, namentlich auf den Süddbergen, dem Welis, dem Ngebel-Gebirge, dem Klut und dem Kawi. Der Klut (Kalut, Gelut) liegt im Osten auf der Grenze gegen Pasuruwang; er ist ein Vulkan von 1510 Met. Höhe, mit sehr gekerbtem Kraterrande. Seine Ausbrüche 1785, 1825 und 1848 sind sehr verwüstend gewesen; im Februar 1841 hatte er einen großen Wasserausbruch, dessen Gewässer ganze Waldstücke herabbrachten und in den Fluß Brantas warfen. Auch 1857 war er wieder sehr unruhig. — Der Kawi (Kaweh) wird zu 2865 Met. Höhe angegeben; er lehnt sich an der Nordseite an den Ardjuna an. — Die wichtigsten Flüsse sind: der Kediri oder Fluß von Surabaja, der zweitgrößte Fluß Javas; er kommt aus dem Sumpfsee Tranggul im District Tranggul, fließt nördlich nach Ngudjang, wo er den Namen Kali-brantas annimmt, und erlangt dann seine größte Breite, Bengawan-Kediri genannt. Nun ist er bis zur Mündung für große Schiffe fahrbar und hat ruhigen Lauf. Im District Surabaja heißt er Kali-maas, d. h. Goldfluß. Er mündet in fünf Armen; der östlichste heißt Panong; dann folgen Tangolangging, Sido-Keri, Kedong und Wono-Krone; letzterer geht mehrarmig durch die Stadt, und der nördlich von ihr mündende Arm heißt wieder Kali-maas. Bei dem genannten Ngudjang in der Regentschaft Ngrowo mündet in den Kediri der Kali-brantas. Derselbe entspringt unfern von Batu in der Regentschaft Malang in den südlichen Vorbergen des Ardjunagebirges, fließt nach Süden, dann um den Berg Kawi herum und dann nach Norden, wo er von Süden her namentlich den ansehnlichen Lesti aufnimmt, und zwar bei Sringat. Darauf fließt er nach Nordwesten zum Kediri. Er hat ein felsiges Bett voller Steine; eine 100 Met. lange Hängebrücke führt bei Ngudjang über ihn. Für die Bodenbewässerung wichtig sind: der vom Klut herabkommende Konto, welcher über Sringat fließt und sich in mehrern Armen bei Paza und Burwassi in den Bengawan-Kediri ergießt. Es ist wildes Gewässer. Der nach Osten zum Kediri strömende Trengalek ist in der Regenzeit bis Trengalek fahrbar. — Im südlichen Landestheile liegt ein ziemlich großer See, der Rawa-Bening, d. h. Klarer See, der ehemals mit dem Meere in Verbindung gestanden hat, und sehr tief und überaus fischreich ist. — Die mehr als 10 geogr. Meilen lange Südküste ist durch ihre senkrecht aufsteigenden Felsmassen unnahbar und erscheint wie ein langes Gebirge. Sie hat mehrere Buchten; die Segara-Wedi- oder Sand-Bai ist von der Gemak-Bai durch ein vortretendes Cap geschieden. Im ganzen machen fünf Baien Einschnitte in die Felsküste; die erstere der genannten hat eine enge Einfahrt, umschließt Inseln und ist 23 Faden tief; die andere ist offen und weniger gut. Die Sumbreng Bai ist riffig, offen und 26 Faden tief.

Am Berge Ngebel entspringt in 650 Met. Höhe die 63,2° C. warme Salzquelle Telaga Ngebel und in 150 Met. Höhe die 32,5° C. warme salzhaltige Quelle Praga. In demselben Gebirge finden sich mehrere 1 Met. tiefe Einsenkungen des Bodens, aus welchen tödliches kohlensaures Gas entweicht, also sogenannte Fumarolen.

Der einzige Wald von Bedeutung ist der von Besowo im District Sukoredjo, der sich nach Osten bis an den Klut erstreckt und von da nach Südsüdost in den Djambejan. Er liefert ausgezeichnete Holzarten; aber die neuesten Producte sind die gewöhnlichen javanischen, welche auf die Märkte gebracht werden. Man rechnet 217 □Kilom. Djati Wälder. — Der fruchtbare Boden von Kediri liefert Reis, Indigo, Kaffee, Zucker, Zimmt, Pfeffer, Baumwolle, Tabak und Kokosnüsse. Man gewinnt 82,000 Pikul Padi (Reis), 54,000 Pikul Kaffee, 13,500 Pikul Zucker, 43,000 Pfund Indigo, 7000 Pfund Zimmt und 97,500 Pfund Pfeffer. Auch die Viehzucht ist nicht unbedeutend; man zählte 58,600 Rinder und 14,000 Pferde. Die Waldwildnisse in den Gebirgen bergen sehr zahlreiche Tiger, indeß hat die ausgesetzte Prämirung für jeden getödteten Tiger doch die Zahl derselben schon gemindert. — Es gibt hier Gold-, Silber- und Eisenschmiede, Lohgerber, Kupferschläger, Töpfer u. s. w.; man macht Kris für die Inländer und Wasserkrüge zur Ausfuhr. Auch besteht eine Sägemühle. Beim Bening See wird viel Kalk gebrannt. Seit Uebernahme des Landes 1830 durch die niederländische Regierung sind die Wege im Lande wesentlich verbessert worden; früher verbanden nur Fußpfade die Ortschaften miteinander, die zu beiden Seiten mit Buschwerk eingefaßt waren, aus denen die Raubthiere hervorsprangen und sich der Wanderer bemächtigten. Von Kediri geht eine Straße nach Nordosten auf Surabaja, eine nach Norden auf Brebek, welche einen Theil der großen Poststraße nach Madium bildet, und eine nach Süden auf Ngrowo und zum Meere und dann längs der Küste durch die Regentschaften Kalangbret und Trengalek bis an die Grenze von Madium; eine von Ngrowo nach Osten über Watas, Sringat, Blitar, Tjandi Gambar und Antang in Pasuruwan; eine von Blitar nach Norden zur Grenze von Surabaja, gegenüber von Kartlosona; und von letzterem Orte nach Westen zur Grenze von Madium, und eine nach Süden auf Blitar.

Die Geschicke von Kediri sind in der Geschichte von Java nicht ohne Wichtigkeit. Die Mythe nennt an der Südküste das Reich Ludojo unter Bathara-Wisnu, dem Könige der Geister und Dämonen. Ebenso hat die Be-

herrscherin dieser Wesen, Njahi Gedé Segoro Kidul, hier einen hohen Ruf und die Javanen glauben an ihre Existenz noch gegenwärtig. Die Südostküste ist noch wüst und unbewohnt, als wenn dort noch jetzt die Geister hausten.

Im J. 701 war das Land Sitz und Mittelpunkt des Reiches Doho unter Djojo Bojo, einem prophetischen Fürsten, von welchem die Ueberlieferungen Absonderliches berichten. Später wurde der Sitz nach Purwotjarito in Bagelen verlegt, und Doho wurde eine bloße Provinz. Später wurde Doho durch ein Ausbrechen des feuerspeienden Klut verwüstet. — Seit dem Bestehen von Madja-Pahit war Doho eine Provinz dieses großen Reiches; und mit dem Untergange desselben im J. 1400 der javanischen Zeitrechnung verschwindet der Name Doho aus der Geschichte; 1400—1432 scheint Kediri theilweise unter der Herrschaft von Madium gestanden zu haben, darauf kam es unter Padjang und erkannte den Adipati von Surabaja als Stellvertreter des Sultans dieses Reiches an. Im J. 1525 eroberte Senopati I. von Mataram das Land, und von da ab theilte es die Geschicke von Modjokarto. — Zur Regierungszeit des Generalgouverneurs van Goens befand sich in Kediri einer der Reichsgroßen von Mataram, Truno Djaja genannt, welcher den Kaiserthron erstrebte; er fiel indeß 1679 den Niederländern in die Hände. Im J. 1688 kam das Land unter Senopati und blieb sein Besitz bis 1703. Im J. 1830 kam es unter niederländische Regierung.

Das Land hat mannichfaltige prächtige Ueberreste von Hindutempeln und ansehnlichen Städten. Etwa 2½ Kilom. westlich von der Hauptstadt befindet sich die Grotte von Sela mangleng am Fuße des Berges Klotok, der zum großen Welis-Gebirge gehört, sie besteht aus vier kleinen, aus dem Fels gehauenen Gemächern, einer sich ineinander öffnenden Reihe von Norden nach Süden. Die Wände der beiden mittleren größten Räume sind mit Sculpturen bedeckt. — Oestlich vom Hauptorte Kediri sind die Alterthümer von Sentul und von Prudung die merkwürdigsten. Sentul liegt in einem seit Jahrhunderten unberührten Walde. Das noch fast ganz erhaltene Hauptgebäude ist, so klein es an Umfang ist, doch so zierlich wie nur irgendeins auf Java. Die Javanen nennen es ein Tjunkup, d. h. einen Ruheplatz der Todten. Es ist fast quadratisch mit 12 Met. langen Seiten, ein fester, schwerer Bau, mit einem Innenraume und oben einem Betplatze, zu welchem an der Westseite eine Treppe hinaufführt. Alle Flächen sind durch Leisten getheilt und die Räume zwischen denselben mit zierlichem Bildwerk bedeckt, zum Theil von ausgezeichneter Arbeit. Auf der Höhe steht ein sehr zierliches Wasserbecken von ungewöhnlicher Größe. An der Südseite führt eine kleine Treppe zu einer Reihe von drei niedrigen Kellerräumen, einer immer tiefer liegend als der vorhergehende. Nahe dabei steht ein kleineres Gebäude von derselben Art, mit schönem Bildwerk verziert. Die Ebene ringsum weist Spuren davon auf, daß sie durch Mauern eingetheilt gewesen und das Ganze von einer Ziegelmauer umzogen gewesen ist. Uebrigens scheint sich eine ganze Reihe von Resten solcher alter Bauten bis zu den berühmten Alterthümern von Malang hinzuziehen. — Der Tjandi von Prudung liegt etwa 12 Kilom. im Südwesten von Sentul. Dieses ganz aus Ziegeln aufgeführte Gebäude übertrifft an Größe und Wichtigkeit alle andern ähnlichen Ziegelbauten. Zur Seite des Hauptgemaches, das den Eingang an der Westseite hat, enthält es zu ebener Erde nach Norden und Süden kleinere Gemächer. Die Treppen sind verfallen und man steigt mittels einer 7 Met. langen Leiter zum Innern des Tjandi hinauf. Die Größe der Verzierungen und Abbildungen an den Seiten ist in völliger Uebereinstimmung mit der Schwere des Bauwerkes, und die Sculpturen sind in einem erhabenen Stile gearbeitet. Nach Süden hin findet man in fast jedem Dorfe Götzenbilder, Wasserbecken, Reste von Gebäuden und Verzierungen. Der Tjandi Gedong, nahe bei Blitar, ist ein Ziegelbau, aber besser gearbeitet als die gewöhnlichen und zum Theil mit Sculpturen aus Stein. Hier finden sich auch die Mauerreste einer ehemaligen Hauptstadt. Nach Nordosten hin sind die Alterthümer von Penataram, der Größe und Arbeit nach zweiten Ranges, jetzt nur noch Trümmer, wo man aber aus den langen Mauerresten noch den Plan des Baues erkennt. Auch ein Tjandi, ähnlich dem von Sentul, steht darin u. s. w.

Ziemlich in der Mitte der Provinz liegt der Hauptort Kediri, links am Kediri, 6 geogr. M. von der Südküste, fast 14 geogr. M. von Surabaja. Die Stadt hat 2100 Einwohner, in 405 Häusern; die zu demselben Rechtsgebiete gehörenden 3000 Familien wohnen entfernter. Der Handel des Ortes ist von Wichtigkeit und durch die Lage am Flusse begünstigt. Die Chinesen haben einige bedeutende Bazars. Die schöne Moschee ist aus Ueberbleibseln von Buddha-Tempeln aufgebaut.

Literatur: A. J. van der Aa, Nederlands Oost-Indie (4 Bde. Breda 1857). — Roonda van Eysinga, Land en Volkenkunde van Nederlands Oost-Indie (4 Bde. 1836—1850). — Teenstra, Ned. Overz. Bezittingen. — Temminck, Possessions Neerlandaises (2 Bde.). — Handleiding tot de Aardrijkskunde van Ned. Oost-Ind.-Bezittingen. — Raffles, History of Java (1830). — Kuffendrage, Beschr. von Java. — Valentijn, Oud en Nieuw-Oost-Indie (4 Bde). — Müller, Beschreibung der Insel Java (1860).

(G. A. von Klöden.)

KEERE, von der (auch von der Kehr), ein altes fränkisches Adelsgeschlecht, das mit den Truchsess von Henneberg des gleichen Stammes und Wappens ist. Albrecht, ein nachgeborener Truchsess von Henneberg, erbaute auf dem Berge an der Keer zu Henneberg ein Schloß, von dem er und seine Nachkommen den Namen führten, während der Hauptzweig in seiner Erbamts-Stellung zu den henneberger Grafen fortblühte. Albrecht wird 1270 in einer Urkunde genannt, laut welcher er Roßheide vom Kloster Bildhausen um 46 Mark lautern Silbers erkaufte. Er hinterließ vier Söhne, die ebenso viele Linien stifteten. Diejenige des ältesten Sohnes Berthold (Hauptlinie Einhartshausen) erlosch mit Dietz von der Keer zu Einhartshausen, dessen Sohn Bartholomäus vor dem Vater starb und dessen Tochter Kunigunde

1477 mit Peter von Maßbach zu Maßbach und Madenhausen, Hochfürstlich Würzburgischem Rath und Ober-Schultheiß, vermählt war. Die Linie des zweiten Sohnes Seifried (Hauptlinie Keer) hielt den Stammsitz und erlosch nach 1400 mit Lamprecht von der Keer, dem von seiner Gattin Kunigunde von Buttlar aus dem Hause Brandenfels nur zwei Töchter Kunigunde und Margarethe geboren waren. Der Besitz fiel der vierten oder Roßheider Hauptlinie zu. Diese, gegründet von Heintz, spaltete sich unter seinen Enkeln (den zwei Söhnen seines Sohnes Hans), nachdem das Erbe der wie oben erwähnt früh ausgegangenen Keerer Linie angetreten war, in zwei Unterzweige. Der des Hans (Hans Roßheide) verblühte bereits in der vierten Generation mit Andreas von der Keer zu Roßheide bald nach 1541, der des Otto (ererbtes Haus Keer) gleichfalls in der vierten Geschlechtsfolge mit Sittig von der Keer zu Keer und schließlich auch zu Roßheide (vom andern Zweige ererbt). Dieses Sittig Tochter von seiner Gattin Elisabeth Faust von Stromberg, Namens Wandula, brachte Roßheide ihrem Gemahl Jakob von der Keer auf Schweickertshausen (aus der dritten Hauptlinie) zu. Diese dritte Hauptlinie (Frankenburg-Roßdorf), gegründet von Albrecht von der Keer, blühte am längsten. Seine vier Söhne setzten wiederum vier Zweige ab. Der des ältesten Berthold (Unterlinie Frankenburg) erlosch mit Kaspar von der Keer noch vor 1500, der des dritten Hans (Unterlinie Roßdorf) gleichfalls im 15. Jahrh. mit Kilian von der Keer zu Roßdorf, den eine mit seiner Gemahlin Barbara von Ehenheim genannt Grummat aus dem Hause Walmersbach erzeugte Tochter Margarethe überlebte; der des vierten Cuntz (Unterlinie Ellingshausen) ungefähr zur selben Zeit mit Hans von der Keer zu Ellingshausen, dessen Tochter Christine an Kaspar den Jüngern von Sternberg vermählt war. Es verblieb nur noch der Zweig des zweiten Sohnes Gobelius (Unterlinie Schweickertshausen), dessen Nachkomme Jakob, wie oben erwähnt, Roßheide von der vierten Hauptlinie erheirathete. Den Mannsstamm dieser Linie sowie des ganzen Geschlechts beschloß Reinhard von der Keer auf Schweickertshausen und Roßheide am 31. Juli 1570, von seiner Gattin Agnes von Hutten aus dem Hause Stockelberg eine Tochter Anna Dorothea hinterlassend.

Wappen: Im Silber über Schwarz getheilten Schilde eine Adlerklaue in verwechselten Tincturen. Auf dem Helme ein wachsender schwarzer Mannsrumpf zwischen offenem, je wie der Schild gezeichnetem Fluge. Helm decken: schwarz und Silber.

(H. von Borwitz und Hartenstein.)

KEES oder KES (das) ist die in Salzburg und Kärnten gebräuchliche Benennung der Gletscher und bedeutet ein selten oder nie ganz schmelzendes Eislager im Hochgebirge. Kes ist höchst wahrscheinlich ein eigener Wortstamm, der sich auf Kälte und Eis bezieht. Verkesen bedeutet: sich mit Gletschereis füllen, d. i. vergletschern. Keswasser = Gletscherwasser. *(Ferd. Grassauer.)*

KEF, el Kef (Sicca veneria oder Cirtha nova), nächst Tunis und Kairwan die wichtigste Stadt in Tunis, liegt am Abhange eines steilen Felsenhügels über einer bewaldeten Ebene, und ist der Mittelpunkt des Beled-el Dscherid, der Heimat der süßen, großen Dscheriddattel. Von der nach Sallust vom libyschen Herkules gegründeten früheren Hauptstadt des alten Numidien, die eine Zeit lang die Residenz Jugurtha's bildete, sind nur wenige Ruinen übrig, nur die numidischen Bäder lassen sich erkennen, in denen noch heute eine mineralische Quelle mit + 28 C. quillt.

Der größte und massivste Bau ist die Kasba oder Citadelle, in deren Hofraume zwei Moscheen stehen, um die man die meisten Ueberreste der einstigen römischen Stadt findet. Von diesem erhöhten Standpunkte aus hat man eine prachtvolle Aussicht auf äußerst malerische Gebirge, die jenseit der grünen Ebene liegen. Der Dschebl-el-Kef bedeckt sich im Winter mit Schnee.

Drei- bis viertausend Araber, vielfach mit Berbern vermengt, bewohnen den einst so blühenden Ort, indessen besitzen dieselben keinen geringen Reichthum in einem fruchtbaren Walde von etwa zweihunderttausend Stämmen der herrlichen Dscheriddattel, welche nicht nur ihnen selbst zur Nahrung dient, sondern auch weit und breit geschätzt und sogar in den Delicatessenhandlungen unserer Großstädte, in Kisten wohlverpackt, zu hohen Preisen verkauft wird. *(Richard Oberländer.)*

KEFERSTEIN (Christian), verdienter Geognost, geboren am 20. Jan. 1784 zu Halle, studirte daselbst die Rechte, war erst Auscultator beim Stadtgericht, unter der westfälischen Regierung 1809 Tribunalsprocurator, nach Wiederherstellung der preußischen Regierung 1815 Justizrath zu Halle, zog sich aber bald von allen Dienstgeschäften zurück und wendete sich vorzugsweise der Geognosie und Geologie zu. Er veröffentlichte: „Beiträge zur Geschichte und Kenntnis des Basaltes", mit Meineke (Halle 1819); „Geognostische Bemerkungen über die basaltischen Gebilde des westlichen Deutschland (1820); „Mineralogisches Taschenbuch für Deutschland" (1820); „Tabellen über die vergleichende Geognosie" (1825); „Teutschland, geognostisch-geologisch dargestellt" (7 Bde., 1821—1831); „Naturgeschichte des Erdkörpers" (2 Bde. 1834); „Geschichte und Literatur der Geognosie" (1840); „Mineralogia polyglotta" (1849); außerdem verschiedene Aufsätze in Schweigger's Journal, Karsten's Archiv, Oken's Isis u. a. O. Im J. 1821 gab er die erste allgemeine geognostische Karte von ganz Deutschland heraus. Keferstein starb am 26. Aug. 1866 zu Halle. *(E. Geinitz.)*

KEGEL (*Κῶνος*, conus) im weitesten Sinne ist eine Fläche, die von einer Geraden erzeugt wird, welche bei ihrer im übrigen willkürlichen Bewegung stets durch einen festen Punkt hindurchgeht. Die auf der Fläche gelegenen Geraden heißen die Erzeugenden oder Kanten, ihr gemeinschaftlicher Punkt die Spitze oder das Centrum des Kegels. Durch dieses Centrum wird die Fläche in zwei Felder, Kegel und Gegenkegel, getheilt. Nächst der Ebene, die als Kegel definirt werden kann, indem die Erzeugende bei ihrer Bewegung in dem festen Punkte zugleich längs einer andern festen Geraden (Leitcurve)

geführt wird, ist die einfachste Kegelfläche der Kreiskegel, auch schlechthin häufig Kegel genannt, bei welcher die Leitcurve ein Kreis ist. Die Verbindung der Spitze mit dem Mittelpunkte des Kreises heißt die Axe; steht diese senkrecht zur Ebene des Kreises, so ist der Kegel ein gerader; andern Falles ein schiefer. Die griechischen Geometer behandelten zuerst den geraden Kreiskegel, und definirten denselben als durch Umdrehung eines rechtwinkligen Dreieckes um eine Kathete entstanden. Sie unterschieden drei Arten, je nachdem die Umdrehungsaxe mit der Hypotenuse einen Winkel bildet, der kleiner, gleich oder größer ist als die Hälfte eines rechten Winkels. Eine durch die Axe gelegte Ebene schneidet den Kegel in einem Dreieck, bei welchem der Winkel an der Spitze ein spitzer, rechter oder stumpfer wird. Demnach werden auch die Kegel in spitzwinkelige, rechtwinkelige und stumpfwinkelige eingetheilt. Werden diese drei durch eine senkrecht zu einer Erzeugenden gelegte Ebene geschnitten, so entstehen die drei Arten von Kegelschnitten (Ellipse, Parabel, Hyperbel; siehe die bezüglichen Artikel). Es ist nicht festgestellt, wer zuerst die Identität der Kegelschnitte mit diesen drei Arten ebener Curven erkannt hat. Als erster, welcher diese Curven und zwar gelegentlich des Problemes der Würfelverdoppelung überhaupt behandelt hat, wird Menächmus (Platonische Schule) genannt, und zwar von Geminus, einem Mathematiker des letzten Jahrhunderts v. Chr. in einer von Proklus übermittelten Stelle (ed. Friedlein, S. 111) und von Eutokius (6. Jahrhundert n. Chr.) in seinem Commentar zu den Kegelschnitten des Apollonius und Archimedes. Pappus (ed. Hultsch, S. 672, 676) berichtet, daß Aristäus der Aeltere (c. 350 v. Chr.) in seinen nicht mehr erhaltenen fünf Büchern über die Kegelschnitte die Identität dieser Curven mit den ebenen Schnitten des Kegels festgestellt habe, desgleichen, daß die vier ersten Bücher des Apollonius von Pergä (c. 250—220 v. Chr.) nur eine Vervollständigung der vier ersten Bücher des Euklid über die Kegelschnitte, die gegenwärtig nicht mehr vorhanden sind, bilden. Selbst bei Archimedes (ed. Torelli, Oxford 1792; deutsche Ausgabe von Nizze, Stralsund 1824) läßt sich die vollständige Erkenntniß der Identität der Kegelschnitte mit den Curven des Menächmus nicht nachweisen, und so bilden die acht Bücher des Apollonius (ed. Halley, Oxford 1710) die älteste vollständige Theorie, die uns erhalten ist. Apollonius, bei welchem die Namen Ellipse, Parabel, Hyperbel zuerst auftreten, untersucht auch den schiefen Kreiskegel, und zeigt, wie an jedem derselben die drei Arten von Curven durch Schnitte senkrecht zum Axendreieck zu Stande kommen. Seine Schriften sind von Pappus, Eudokius und Hypatia commentirt worden; der letztgenannte Commentar ist nicht mehr vorhanden. Mit dem Werke des Pappus und einer jedenfalls noch älteren kleinen Schrift des Serenus (Anhang zur Halley'schen Ausgabe des Apollonius) findet die Theorie über die ebenen Schnitte des Kegels ihren Abschluß in der Geometrie der Alten, und erst Desargues (Brouillon projet d'une atteinte aux événements des rencontres du cône avec un plan, 1639) und fast gleichzeitig Pascal (Essai pour les coniques, 1640) betrachteten alle möglichen Stellungen der schneidenden Ebene, und erwiesen die Identität des schiefen Kreiskegels mit dem Kegel auf elliptischer, parabolischer oder hyperbolischer Basis. Aus der Theorie des Kegels und des Cylinders und ihrer Schnitte ist dann die descriptive und projective Geometrie hervorgegangen, als deren Begründer Monge (Traité de géométrie descriptive 1794), Poncelet (Traité des propriétés projectives des figures 1822) und Steiner (Systematische Entwickelung der Abhängigkeit geometrischer Gestalten 1832) zu nennen sind, und in Bezug auf deren Ausbildung und überaus reiche Literatur auf das Hauptwerk von Chasles verwiesen werden muß: „Aperçu historique sur l'origine et développement des méthodes en géométrie", 2. ed. 1875.

Die Cubatur des Kreiskegels ist zuerst von Eudoxus, einem Zeitgenossen Plato's, im Anschluß an die Cubatur der Pyramiden gelehrt worden durch den Satz, daß das Volumen des Kegels der dritte Theil des Volumens eines Cylinders von derselben Grundfläche und Höhe ist, wie Archimedes in der Einleitung zum ersten Buch von der Kugel und dem Cylinder berichtet (Nizze, S. 43). Die Mantelfläche eines geraden Kreiskegels, gleich dem halben Producte aus der Peripherie des Grundkreises mit der Seite, hat Archimedes (Kugel und Cylinder I, Satz 15—17) zugleich mit der Berechnung beliebiger Zonen bestimmt.

Die Berechnung der Oberfläche eines schiefen Kreiskegels führt auf ein elliptisches Integral und konnte erst nach Ausbildung der Infinitesimalrechnung mit Erfolg in Angriff genommen werden. Ein unzureichender Versuch ist von Richard Albius (Rom 1648), übermittelt in Kästner's Geschichte der Mathematik Th. 3, S. 218. Wichtiger ist der Aufsatz von de la Hire, Sur les quadratures des superficies cylindriques, qui ont des bases paraboliques, elliptiques et hyperboliques (Mém. de Paris 1707), in welchem der Satz von Pascal über die Fläche des Cylinders, welcher gebildet wird, indem man in den Punkten eines Kreises die Längen der zugehörigen Sinus vertical aufträgt, verallgemeinert wird. Das elliptische Differential entwickelte Varignon (Miscell. Berol. 1727 cont. secunda) und zeigte, wie das Integral durch die Länge einer transcendenten Curve sich ausdrücken läßt, deren Construction von der Quadratur des Kreises abhängt. Den in einem Anhange zu dieser Arbeit von Leibniz gemachten Versuch, eine algebraische Curve einzuführen, berichtigte und verallgemeinerte Euler (Nov. Comment. Acad. Petropol. T. I., 1750) durch eine ausführliche Transformation des elliptischen Differentiale; die für den Ellipsenbogen geltende einfachste Reihenentwickelung fand Euler im J. 1773 (Nov. Comment. Bd. 18). Die Reihenentwickelung für die Kegelfläche im J. 1785 (Nov. Acta Acad. Petrop. T. III), zugleich mit einer Methode der Abwickelung dieser Fläche. Fast gleichzeitig hat Kästner (Göttinger Societät Bd. 9) die Reihenentwickelung des elliptischen Integrals behandelt.

Für die Kegel als allgemeine Flächenfamilie hat

zuerst Monge die partielle Differentialgleichung ausführlich behandelt (Mém. présent. à l'Acad. d. Sc. Paris 1771, 1784); doch war ihm auch hierin schon Euler mit der allgemeinen Untersuchung über abwickelbare Flächen (Comment. nov. Acad. Petropol. T. XVI. a. 1771) vorangegangen. *(Ax. Harnack.)*

KEGEL (in der Geologie) nennt man mehr oder weniger regelmäßig kegelförmige, verschieden hohe und breite Berge oder Hügel, die entweder das Product der Erosion sind, Ueberreste von früher zusammenhängenden größeren durch das Wasser zerstörten Gesteinsmassen, oder Zusammenschwemmungsmassen darstellen, oder endlich in den meisten Fällen vulkanische Aufschüttungsmassen (s. Vulkane) sind. Je nach dem Eruptionsmaterial, welches die vulkanischen Kegel aufgebaut hat, unterscheidet man nach von Hochstetter Lavakegel, Tuffkegel, Schuttkegel und gemischte Kegel. Die Lavakegel sind aus geflossenen, geschmolzenen Gesteinsmassen aufgebaut, und zeigen infolge der Leichtflüssigkeit der Laven zum Theil sehr flache Böschungen, die gewöhnlich nur 3—10 Grad betragen; sie bestehen aus lauter einzelnen, wenig geneigten Lavabänken, die den jedesmaligen Lavagüssen entsprechen. Die großen Vulkane auf den Sandwichinseln, der Mauna-Loa und M.-Kea, beide gegen 4350 Met. hoch, sind solche Lavakegel von durchschnittlichem Neigungswinkel von 6—8 Grad. Andere Lavakegel, die aus zähflüssigerer Lava entstanden sind, können viel steilere Böschungen zeigen. Die Tuffkegel werden durch Anhäufung von breiartigem Tuffmassen oder mit heißem Wasser gemengten Lapilli, Sanden und Aschen gebildet und zeigen eine stärkere Neigung, 15—30 Grad. Die Schutt- und Aschenkegel werden durch Aufhäufung der aus dem Eruptionskanal emporgeschleuderten und in unmittelbare Umgebung des Kraters zurückfallenden losen vulkanischen Auswürflinge gebildet und bestehen aus Lavablöcken, Bomben, Lapilli, vulkanischen Sanden und Aschen. Ihre Neigungswinkel betragen 35—45 Grad. Kegel von gemischtem vulkanischem Material sind ohne Gesetzmäßigkeit aufgebaut; oft von Lavagängen seitlich durchsetzt, welche Nebenkegel, Nebenkrater liefern. Zur Klasse der gemischten Kegel gehören die meisten Stratovulkane, wie der Vesuv, der Aetna u. a. — Die Kegel können sehr verschiedene Höhe haben, von wenigen Fußen bis zur größten Höhe, welche Berge auf der Erde erreichen. *(E. Geinitz.)*

KEGELGEBIRGE (vulkanische Gebirge) sind Gebirge, die aus einer meist ordnungslosen Anhäufung einzelner (vulkanischer) Kegel oder Kuppen bestehen. Sie entstehen allmählich durch Nebeneinanderstellung einzelner Kegel von neu gebildeten Gesteinen; bei ihnen sind die einzelnen Berge die zuerst entstandenen Elemente, im Gegensatz zu den Massen- und Kettengebirgen, welche durch Ortsveränderung schon vorhandener Gesteine entstehen und bei denen das Gebirge das erste ist, die einzelnen Berge erst später durch Erosion herausmodellirt werden. *(E. Geinitz.)*

Kegelschnäbler, s. Conirostra.

Kegelschnecke, s. Conus.

KEGELSPIEL heißt ein Spiel mit Kugeln, die nach einer bestimmten, in einer gewissen Ordnung stehenden Anzahl von Kegeln gerollt werden. Es wird auch Kegelschieben, oder Kegeln, auch wol Kugeln genannt, in älteren Schriften finden sich hierfür noch die Ausdrücke Kegelen, Keigeln, Kögeln, Maken. Das Kegeln ist ein uraltes Spiel. Im Grimm'schen Wörterbuche V. 384 fg. wird es als ein bei den Opferfesten der alten Deutschen gebräuchliches Spiel hingestellt. Hierfür sind folgende Gründe maßgebend. Gewisse Knochen am vorderen Pferdeschenkel heißen Kegel. Das Pferd war bei den alten Germanen ein sehr hochgeschättes Thier und deshalb war unter allen Thieropfern das des Pferdes das vornehmste und feierlichste. Wuotan liebte Pferde- und Menschenopfer und deshalb liege nichts näher, als daß man von dem Opfer wie das Fleisch zum Opferschmaus so die Knochen zu den Spielen nahm und beides dadurch gleichsam heiligte. Weitere Begründung erhält nach Grimm diese Annahme durch die merkwürdige Angabe, die das Vocab. incipiens teut. ante lat. bringt: „Kegel, pirameda, est quoddam os in pede thibie et sure cum quo luditur". Mit pede thibie et sure kann nichts anderes gemeint sein als das Schien- und das Wadenbein, was zum Spiel genommen wurde. Weiter weiß das Volk an heiligen Orten, wo sonst die Fastnachtsfeuer ihre Stelle hatten, nebst allerlei Spielen und Leibesübungen, von gespenstigem Kegeln. Das Kegeln im Himmel, was das Volk im Donnern findet, gehört ja wol auch ursprünglich Wuotan an. Wer sich überzeugt hat, wie erstaunlich lange in solchen Redensarten Sitten fortleben, die längst verschollen und vergessen sind, der zaudert nicht, die Redensart als ein blos verblaßtes Zeugniß anzusehen, daß man einst wirklich aus dem Kegel im Knochengebäude einen Kegel zum Spiel machte. Ich stehe nicht an, sagt Grimm, dabei nicht blos an den Kegel des Pferdes zu denken, sondern auch an Menschen, wie eben das Zeugniß fordert. Grimm berichtet noch, daß ihm aus der leipziger Gegend mitgetheilt worden sei, daß man da auf dem Lande noch jetzt sich ein Kegelspiel aus den Unterschenkeln der Vorderfüße der Pferde selbst herstelle, indem man die Kugel, welche sich über dem Hufe befindet, nachdem sie vom Drechsler hergerichtet ist, zur Kugel gebraucht und den über der Kugel befindlichen Knochen, ebenfalls so hergerichtet, zum Kegel.

In den altdeutschen Göttersagen findet auch das Kegelspiel seine Erwähnung. Unter dem badischen Schlosse Hochberg sitzen zwölf Männer im Berge an einer Tafel oder spielen mit goldenen Kegeln und Kugeln. Die zwölf Männer (die zwölf Asen) sind in die Burg verwünscht, aber sie kommen, wenn Deutschland in großer Noth ist, wieder heraus und befreien es von seinen Feinden (Simrock, Deutsche Mythologie S. 195.) Der sogenannte pirnische Mönch Johann Lindner berichtet: „an die stet des abgotstempel, der czu Halberstadt czurüddet, wart auch in gots und sant Steffans ehr ein thumkirche erbawet, der czum gedechtnis sollen daselbst die thumherren jung und alt auf montag letare alle jar einen holzern Kegel an stat des abgots aufseczen und darnach allesamb

werfen", (Grimm, Deutsche Mythologie 4. Ausg., 1875, S. 653). Weiter wird berichtet: „Alle jahr, sonnabends nach laetare kommt auf den kleinen Hildesheimer domhof ein bauersmann sonderlich dazu bestellt, und bringt mit sich zwei hölzer, jegliches einer klafter lang, daneben zwei andere kleinere kegelförmig gespitzte. Die beiden großen setzt er gegeneinander in die erde, die kegel oben darauf. Bald und in der eile versammeln sich dahin allerlei buben und jung gesindlein und werfen mit steinen oder stöcken die kegel von den klötzen herab; andere setzen sie wieder auf und das abwerfen geht von neuem an." Unter diesen Kegeln sind die heidnischen, teuflischen Götzen zu verstehen, welche die christlich gewordenen Sachsen niedergeworfen haben (Grimm, Deutsche Mythologie S. 158.)

Das Kegelspiel wird schon in mittelhochdeutschen Gedichten erwähnt, so z. B. in der 1300 beendeten Dichtung „Der Renner" von Hugo von Trimberg. Vers 3727 heißt es:

Sin Kegel er nach gewinne stellet
Mit lustlicher behendikeit
Und wol ob' übel sie betreit (betrügt)
Vers 10,440: Riemensteher vnd Kegler
wurden nie so grozze trogner (Betrüger)
als leider valsch geistlich leute.

Swer spielen welle der Kegel
der sol gên üf den plaz,
da vindet er mangen vürsaz. (Gesammtabenteuer
49,1184 von der Hagen, Stuttgart 1850.)

Als Vorläufer des Kegelspiels ist das Steinstoßen und Steinwerfen anzusehen, das ja wol mit andern Kraftübungen als Wettspiel die Götterfesttage verherrlichen half. Schon Homer läßt in der Odyssee die Freier, die sehr üppigen, vor des Hauses doppelter Pfort' ihr Herz mit Steinschieben erfreuen. Von diesem Spiele gibt Athenäus (Bd. I, Kap. 29) eine allerdings nicht klare Beschreibung. Es läßt sich aus derselben doch aber so viel ersehen, daß dieses Spiel der Freier ein ähnliches gewesen ist, wie es noch heutigen Tages in Italien unter dem Namen Boccia gespielt wird. Die Freier, an der Zahl 108, stellten ebenso viele Steine in gleicher Anzahl gegeneinander, sodaß auf jeder Seite 54 standen. In der Mitte blieb ein kleiner leerer Raum, auf welchen ein Stein, den man nach der vielumworbenen Gattin des Odysseus „Penelope" nannte, gesetzt wurde. Nach diesem warf der Freier, den das Los bestimmt hatte, mit dem andern Steine. Traf er die Penelope und schnellte sie von der Stelle, so setzte er seinen Stein an die Stelle derselben. Sodann richtete er die Penelope da auf, wohin sie geschnellt war und warf nun mit ihr nach seinem in der Mitte stehenden Steine. Traf er nun, ohne einen von den übrigen Steinen zu berühren, so hatte er gesiegt und viel Hoffnung, die schöne Königin zu heirathen.

Daß man in früheren Zeiten die Kugeln beim Kegeln nicht rollte, sondern warf, ist nicht zu bezweifeln. In der Augsburger Chronik des 15. Jahrh. heißt es: „welcher in drei Würfen am meisten Kegel warf, der gewann das Best"; ferner bei Keller, Erzählungen aus altdeutschen Handschriften (Stuttgart 1855): „Kegelwerff und gampelspil". In der Bedeutung von werfen wird auch „schießen" gebraucht: „wer vor den Kegeln steht, der hat im sinn, er wölle alle Kegel umbschießen". Agricola, Sprich. (1582) 59. In einigen Theilen Süddeutschlands wirft man jetzt noch die Kugeln ein Stück in die Bahn hinein. Auch da, wo man zur Zeit die Kugeln regelmäßig in der Bahn hinausrollt, trifft man immer noch Ausdrücke an, die der früheren Spielweise, dem Werfen, entlehnt sind, z. B. „ich habe so und so viel Kegel geworfen", „ich habe einen guten Wurf gethan". Der jetzt zumeist beim Kegeln gebräuchliche Ausdruck „schieben" ist auch schon früher angewendet worden. In einem Fastnachtsspiele heißt es:

bet ich solcher Kegel neun
wolt umb ein Kleinot schieben lan.

Hier und da mag man in früheren Zeiten mit einer diskusartigen Scheibe nach den Kegeln geworfen haben, ja sogar mit Stäbchen. „Inn etlichen Landen (Pauli, Schimpf und Ernst Nr. 393) keglet man mit stecken, wie man in vnsern landen mit kugln keglet. Vn auff einmal da keglet man mit stecken, da wz ein blind' da, der wolt auch keglen, vnnd da er werffen solt, da traff er wer da stund, reich vnd arm, jung vn alt, es galt jhm gleich, wann er was blind."

Im Mittelalter durfte bei Kirchweihfesten und bei Büchsen- und Armbrustschießen neben andern Ergötzlichkeiten ein Kegelplatz nicht fehlen. In der Beschreibung des großen Herrenschießens zu Ulm 1556 findet sich Folgendes:

Dem Hahnenwerfen gang ich zu.
Der Hahn, der macht oft manchem heiß,
Mit Schranken macht man drum ein Kreis,
Daran stund der Welt ein große Zahl
Hinten und vorne, auch überall,
Es ist oft lächerlich zugangen
Beim Hahnen sah man Gewinneter hangen,
Kugel und Kegel war auch dabei (das heißt in der Nähe
des Hahnenplatzes)
Jetzt habt ihr g'hört all Handlung frei,
Was ich beim Schießen gesehen han.
(Scheible, Schaltjahr 5. Bd. S. 622).

Auf der prächtigen Zeichnung von Hans Beham, eine Kirchweih von 1530, wo der Künstler in kräftigen Strichen die Licht- und Schattenseiten dieses Festes zeigt (vgl. L. Nacke, Deutsche Geschichte, Bielefeld und Leipzig, 2. Bd. S. 171), findet sich auch das Kegelschieben dargestellt. Das Bild läßt ersehen, daß man damals bei Herrichtung eines Schubes keine besondere Sorgfalt obwalten ließ; denn eine besondere Bahn ist nicht ausgehoben, nur hinter den Kegeln ist ein Bret als Kugelfang angebracht, und da, wo der Kegler die Spitze des vordern Fußes beim Schieben hinstellt, ist ein Pflock in die Erde getrieben. Auf den meisten alten Zeichnungen von Schützenfesten sind die Kegelplätze mit Pfählen und Stangen abgegrenzt. Regelmäßig findet sich auch der Pflock vor, der den Standpunkt des Schiebers bestimmt. Weitere Vorrichtungen kannte man nicht. Die Kegel wurden auf Wiesen- oder den gewöhnlichen Erdboden gestellt. Aus

der Stellung des Schiebers in der Beham'schen Zeichnung ist zu ersehen, daß man damals die Kugeln in der jetzt meistens gebräuchlichen Weise nach den Kegeln rollte. Auf der erwähnten Zeichnung kommen nur 5 Kegel zur Darstellung. Möglich, daß wir es hier mit einer sogenannten künstlerischen Freiheit zu thun haben; denn schon in den ältesten Zeiten sind auch 9 Kegel beim Spiel gebräuchlich gewesen. Das schon oben angeführte Citat aus einem alten Fastnachtsspiele beweist dies; ferner heißt es in Rollenhagen's Froschmeuseler 2. Buch, 5. Kap.:

Denn mancher schauet das spiel mit an
Und verlachet nur jedermann,
Das sie so wenig kegel schießen;
Wenn sie ihm einen wurf zuließen,
All neun wolt er auf einmal fellen.
Soll es aber selbst ins werk stellen,
So wirft er fern vom ganzen platz
Und macht keinen neuen aufsatz.

Mit der letzten Bemerkung will der Dichter ausdrücken, daß der Prahler nicht einmal den Platz, wo die Kegel stehen, trifft und daher ein neues Aufstellen unnöthig macht.

Auf alten Zeichnungen finden sich Kegelplätze mit nur drei Kegeln, die alsdann, vom Werfer aus betrachtet, in einer Reihe hintereinander stehen. Finden sich neun Kegel vor, so ist die Aufstellung derselben keineswegs eine gleichmäßige oder der jetzt gebräuchlichen entsprechend. Auf einem Bilde aus dem 16. Jahrh. stehen die Kegel in drei Reihen zu je drei nebeneinander [· · ·]. Auf dem augsburger Schießplatze von 1567 waren die Kegel folgendermaßen aufgestellt: [· · · ·]. Diese Aufstellung erinnert schon sehr an die zur Zeit beliebte: [· · ·]. Als etwas ganz Ungewöhnliches muß das Kegelspiel angesehen werden, was J. Scheible, Die gute alte Zeit S. 570, auf einem Bilde mit Kinderspielen, das einem holländischen Buche von 1628 entnommen ist, wiedergibt. Hier spielen u. a. zwei Knaben Kegel, die sie auf gewöhnlichem Boden folgendermaßen aufgestellt haben:

Das Spiel mit 3 Kegeln muß früher ebenso beliebt gewesen sein als das mit 9; denn man sieht auf den Abbildungen von Schießplätzen auch wol zwei abgegrenzte Kegelplätze, den einen mit drei und den andern mit neun aufgestellten Kegeln, wie dies z. B. der Fall ist auf der „Contrafaktur Deß Schießplatz Der Auff Den Sechsten tag Octobris zu Augspurg Zugerichtet Unnd gezieret ist worden x. Anno Dominj 1567".

Daß beim Kegelspiel von altersher die Zahl der Kegel drei und neun ist, ist für Grimm ein weiterer Beweis dafür, daß das Kegelspiel bei den alten germanischen Opferfesten Anwendung fand; denn drei und neun waren heilige, beim Opfergebrauch bedeutungsvolle Zahlen.

Am Geld oder sonstige Gewinne zu kegeln ist von jeher gebräuchlich gewesen. Seb. Brant sagt im Narrenschiff 68, 8: „wer keiglen wil, der selb ufsetz", d. h. er muß Geld aufsetzen, wagen. Im Ambr. Liederbuch 229, 25 heißt es:

weil sie wöllen nun
ir Kegleu thun,
so müssen sie aufsetzen.

Von einem Freudenschießen im J. 1470 erzählt die Augsburger Chronik: „es waren auch aufgeworfen funf Klainater (d. i. Gewinne) darumb gemain gesellen kegelten, welcher in drei würfen an meisten Kegeln warf, der gewann das best (d. i. den ersten Preis) und ain Baur von Menchingen warf sieben Kegel in drei würfen".

In der Frankfurter Patrizier-Gesellschaft Limburg fand 1463 ein Kegelschieben statt, für welches ein Mitglied drei silberne Kleinode als Preis ausgesetzt hatte und bei dem jeder Spielende gegen einen Einsatz von drei Heller drei Würfe thun durfte (Dr. H. L. Kriegk, Deutsches Bürgerthum im Mittelalter.) Doch begnügte man sich auch oft mit einfachen Preisen. Hans Sachs schreibt von einem Hostuch, das bei einer Kirchweih bei Nürnberg im Kegeln zu gewinnen war:

ich gieng und schaut den kegelplatz,
da hieng ein reres hostuch bei
da setzten sie oft zwen an drei,
ich gedacht mir, ob diesem Kegeln
werden sie noch einander flegeln.

In einer dichterischen Beschreibung des nürnberger Armbrustschießens von 1579, auf welchem neben dem „Kugel- (d. h. Kegel-) platz" es auch zur Belustigung des Volkes kleine hölzerne Pferde gab, auf denen eine ausgestopfte Mannspuppe saß, heißt es:

Darnach (nach diesen Puppen) warff man ganz wolgemut
Je acht Wurff umb fünf Pfennig gut,
Wer ihn in acht Wurffen umbwerffen thett (d. h. den Reiter vom Pferdchen herabwarf)
Einen silbern pecher hett.
Daneben auch gebaut in gemein
Ein Kegelplatz groß und klein
Ein silbern pecher daß ihr west
Ist gewesen im Kugeln das pest (d. h. der Gewinn).
(J. Scheible, Die gute alte Zeit S. 580.)

Mit acht Handbällen gegen einen Einsatz von fünf Pfennigen warf man also nach den ausgestopften kleinen Reitern. Wie viel man bei dem Kegelwerfen einsetzen mußte, wie oft man werfen durfte, wie lang der große und der kleine Kegelplatz war, das ist nicht gesagt.

Im J. 1602 wurde in Zittau ein großes Landschießen gehalten, ebenfalls mit Volksvergnügungen und Gewinnsten. „Ingleichen (wurden gewonnen) zwei Ochsen, davon der Garkoch einen auf dem Kegelplatz, den andern aber Paul Kühn auf den Würfeln durch den Trichter mit 35 Augen auf dreimal (auf 3 Würfen) gewann." (J. Scheible, Das Schaltjahr, 5 Bd., S. 199).

Nicht immer scheint man in dem Aufsetzen von Preisen, wie das oben angeführte Beispiel zeigt, Maß gehalten zu haben. Es schritten deshalb die Behörden des Mittelalters gegen die Kegelspieler oft verbietend ein, weil sie stets auf Erhaltung der guten Sitte ängstlich bedacht waren

und bei jedem einzelnen Bürger einem sittlichen und finanziellen Schaden vorbeugen zu müssen glaubten. Dies ließ sich natürlich nicht unbedingt durchführen und deshalb kommt denn auch hierbei die Erscheinung vor, daß man nicht immer verbietend, sondern mehrmals blos beschränkend einschritt. In Frankfurt wurde den Schützen 1443 und 1447 das Kegelschieben verboten, 1468 dagegen erlaubte man es ihnen mit einem Einsatz von einem Heller, 1487 aber ohne Beschränkung (Dr. Kriegk, Deutsches Bürgerthum im Mittelalter.) In Beltheim herrschte 1482 folgender Brauch: „wann Kirwyhen sint in demselben gericht, was dan von spielen und kegelschieben geschehen will, das moiss mit der drier herren erlanbunge sament geschehen" (Weisth. 2, 208).

Das Kegelspiel war von altersher in Stadt und Land beliebt, selbst in den vornehmsten und höchsten Kreisen belustigte man sich am Kegelspiel, so z. B. vergnügte sich bei dem jährlichen Hirschessen der Frankfurter Rath auch mit Kegelschieben. Doch mag es auch Orte und Zeiten gegeben haben, in denen man das Kegeln, wenigstens für Geistliche, nicht für passend erachtete. In der 394. Erzählung von Pauli's Schimpf und Ernst spielt, springt und kegelt ein Priester mit den jungen Gesellen. Eine alte Frau fragt ihn, er sei wol nicht der, der des Morgens Gottesdienst gehalten habe, und des Nachmittags den „gauch" mit den jungen Gesellen triebe, und so selber thue, was er vor ein paar Stunden verboten.

Schon in den frühesten Zeiten gab es in manchen Orten stehende Kegelbahnen. Auch trieben manche Schützengesellschaften auf ihren Schießplätzen das Kegelspiel fortwährend. Eine solche Kegelbahn für die Schießgesellen befand sich z. B. im 15. Jahrh. auf dem Fischerfelde in Frankfurt. Auch hier kostete „ein Schieb" einen Heller, drei aber einen Weißpfennig. In der Stadt Memmingen wurden 1435 zwei Bäder vor der Stadt errichtet und dem pachtzahlenden Wirthe neben dem Weinschank von Spielen gestattet „das Brettspiel und das Kegeln, das damals Maken hieß" (J. Scheible, Die gute alte Zeit S. 1036.) Die stehenden Kegelbahnen waren immer in der Nähe der Wirthshäuser. Es findet sich daher der Kegel als Aushängeschild von Wirthshäusern vor, ja Kegel und Wirthshaus treten in eine so enge Beziehung, daß man für letzteres die Bezeichnung „Kegel", wie dies z. B. auch mit Krug der Fall ist, setzt:

„Wo werdet ihr denn Bier hernehmen"?
Sprach die alte Schwieger.
„Wo der Kegel hangt, in der Bierschank"
Sprach die Junge gleich wieder.
(Hofmann, Schles. Volkslieder 233.)

In manchen Orten gab es einen allgemeinen Kegelplatz. „Nach dem köstlichen ländlichen Mahl", erzählt Fischart biene 240b, „führte mich mein Wirth auf den allgemeinen Kegelplatz des Dorfes." Und Frisch 1,506c beschreibt einen solchen Platz folgendermaßen: „Ein viereckter oder runder Platz, wo man von allen Seiten aus einem gegebenen Ziel nach den in der Mitte stehenden Kegeln schieben kann."

Die Form der Kegel ist in den verschiedenen Zeiten eine verschiedene gewesen. Als sie dem Knochengerüste entnommen wurden, bestimmte natürlich die Form der benutzten Knochen auch das Aeußere der Kegel. Es scheint mehr als wahrscheinlich zu sein, daß man damals beim Kegeln die Kegel im Erdboden befestigte und nach denselben warf. Nach alten Zeichnungen haben die Kegel die Gestalt einer Pyramide. Diese Form läßt auch vermuthen, daß man nach solchen Kegeln nur mit der Kugel warf, um sie entweder blos zu treffen oder von ihren Standorten zu schleudern, wie dies z. B. in dem oben angeführten Spiele der Freier im Hause des Odysseus der Fall war. Weiter sind Kegel abgebildet, die langhalsigen, oben mit einem Köpfchen versehenen Flaschen gleichen, doch finden sich auch Kegel vor, denen das Köpfchen fehlt, oder es haben die Kegel die Aehnlichkeit schwacher Säulchen mit einer etwas breiten Basis. Mit den im Renner des Hugo von Trimberg angeführten „drei Kegelstebelin" im Frankfurter Druck von 1549 „Kügelhölzelein" genannt, die sich ein Schüler aus der Krambude aussuchte, sind die drei Kegel gemeint, welche in älterer Zeit ein Spiel Kegel ausmachten.

Zur Zeit sind die Kegel walzenförmig mit mehr oder weniger geschwungenem Aeußern, von dem sich oben deutlich ein kugelförmiger Kopf abhebt. Der König der Kegel hat außerdem über demselben noch eine knopfartige Verzierung. Die Kegel werden aus dem harten und dauerhaften Holze der Weißbuche (Carpinus), seltener aus dem der Rothbuche (Fagus) gefertigt. Sie sind gegen $0{,}_{40}$ Met. hoch, der König ist um 2—3 Centim. höher. Die Kugeln werden ebenfalls aus Weißbuchenholz gedreht, doch trifft man auch häufig Kugeln aus dem theuern, schweren und ungemein harten Holze des Buxbaums und des amerikanischen Guajakbaums an. Die Kugeln variiren zwischen $0{,}_{10}$ bis $0{,}_{15}$ Met. im Durchmesser, da bezüglich der Größe die Liebhaberei der Kegelschieber eine sehr verschiedene ist. In gewissen Gegenden des Rheins, der nördlichen Weser und Elbe findet man Kugeln bis $0{,}_{20}$ Met. im Durchmesser. Wegen dieser unhandlichen Größe sind an der Fläche der Kugel Vertiefungen für die Finger angebracht. Wo man solche große Kugeln liebt, da sind auch die Kegel größer, bis gegen $0{,}_{60}$ Met. sind sie anzutreffen.

Die Kegelbahn ist ganz eben und horizontal, entweder offen oder bedeckt, 12 bis 30 Met. lang und $1{,}_{40}$ bis $2{,}_{25}$ Met. breit. Da, wo bei Anlage des Kegelschubes der Platz beengt ist, z. B. in großen Städten wie Berlin, gibt man der Bahn eine geringe Steigung. In ärmeren Gegenden genügt es schon, wenn der Erdboden der Bahn festgestampft ist, dagegen da, wo man mehr Sorgfalt auf deren Herstellung verwendet, wird sie mit Lehm oder Thon ausgeschlagen und mit feinem Sand oder besser mit Hammerschlag bestreut. Neuerdings belegt man die Kegelbahnen vielfach mit Marmor, Cement, Fruchtschiefer und Asphalt. Am Anfange der Bahn ist ein ungefähr 2 Met. langes Bret zum Auflegen, d. h. bequemen Abrollen der Kugel aus der schwingenden Hand, eingelassen. Es gibt aber auch Bahnen, bei denen das

Mittelbret bis hinaus zu den Kegeln führt. An den Seiten der Bahn befestigt man aufrecht stehende Breter, Banden genannt, damit die Kugel nicht abweichen kann. Am hintern Ende versenkt man „übereck" in den Boden ein hölzernes mit einem Rahmen versehenes Kreuz, welches Leg heißt. Auf den 9 Kreuzungspunkten der Holztheile des Legs, die in der Regel noch durch eiserne Scheiben besonders markirt sind, kommen die Kegel zu stehen. Diese Scheiben sind von Mitte zu Mitte gegen 0,40 Met. voneinander entfernt. An der einen Seite der Bahn befindet sich zum Zurücklaufen der Kugeln eine hölzerne Rinne. Um Unglücksfälle beim Zurückprallen der Kugeln von der Hinterwand zu verhüten, hängt man in der Regel eine Matratze an derselben auf. Auch findet man als sehr empfehlenswerthen Kugelfang eine Reihe oben beweglich angehängter 5—7 Centim. starker Stangen.

In gegenwärtiger Zeit benutzt man beim Kegelschieben in der Regel neun Kegel, auch werden bei diesem Spiele nicht selten Wettspiele ausgemacht, bei welchen man einen, zwei oder drei bestimmte Kegel aufsetzt, die zu treffen die Wette gilt. Hierbei werden mitunter ganz nennenswerthe Beträge auf das Spiel gesetzt. Zumeist wird jedoch das Kegelschieben als Gesellschaftsspiel betrieben. Bestimmte Regeln stellen alsdann die Reihenfolge der Spieler, die Anzahl der hintereinander zu werfenden Kugeln, die Anzahl der abzuschiebenden Punkte, den Werth der geworfenen Kegel, den Modus der Bezahlung fest.

Das Kegelschieben ist in allen Kreisen gleich beliebt. Selbst der deutsche Kaiser Wilhelm I. verschmäht es nicht, zu seiner Erholung ein Spiel Kegel mitzuschieben. Vielfach sind in den einzelnen Orten Kegelschieber zusammengetreten und bilden Kegelgesellschaften, die meist den Zweck haben, neben den Freuden eines regelmäßigen Kegelschiebens, durch die Gewinngelder, durch besondere Steuern und Strafen eine Kasse zu bilden, um mit deren Zuhülfenahme ein Tanzvergnügen, ein Festessen, eine gemeinschaftliche Reise u. dgl. bewerkstelligen zu können.

Daß das deutsche Kegelspiel von überaus wohlthätigem Einfluß auf den menschlichen Organismus ist, bedarf wol kaum des besondern Nachweises.

Weniger werthvoll für die Gesundheitsverhältnisse ist das sogenannte amerikanische Kegelspiel. Hier hängt am Ende eines winkelartigen Gestells an einer Schnur eine Kugel und diese wird, nachdem die Schnur straff gezogen ist, in Bogenlinien nach den Kegeln geworfen. Die Stellung der Kegel und die Spielregeln sind wie beim deutschen Kegelspiel.

Ein Gleiches gilt auch von dem Spielen am Kegeltisch. Derselbe ist auf der einen Seite halbabgerundet und um den Rand geht ein langer Gang, die Kegelbahn, der am entgegengesetzten Ende gegenüber den Kegeln ausmündet. Die Kugel wird mit einem Stock, der zu diesem Behufe ein viereckiges breites Ende hat, fortgestoßen.

(*M. Zettler.*)

KEHDINGEN, Landschaft in der preußischen Provinz Hannover, Landdrostei Stade, bildet den von der Mündung der Schwinge bis zur Mündung der Oste reichenden Stader-Marschkreis, und zwar das Amt Freiburg und das Amt Jork. Der ganze Marschkreis hat eine Fläche von 7,45 geogr. □Meilen, wovon 2/3 auf das Amt Freiburg fallen. Von den 38,700 Bewohnern des Kreises kommen 20,638 auf eine Stadt und 35 Landgemeinden des Amtes Freiburg, und 18,062 auf 81 Landgemeinden des Amtes Jork; ersteres hat in 148 Wohnplätzen 3095 Haushaltungen, letzteres in 108 Wohnplätzen 2753 Haushaltungen. Katholiken sind in beiden Aemtern 27 und 17, Juden 40 und 5; ohne Kenntniß von Lesen und Schreiben 1453 und 1007; Blinde 19 und 12, Taubstumme 18 und 9, Blödsinnige 34 und 40. — H. Guthe sagt von diesem Ländchen: „Dieses 30 Kilom. lange und 4 bis 7,5 Kilom. breite Ländchen bildet in seinen baumlosen, fetten Weiden gegen das westlicher gelegene, mit Fruchtbäumen bedeckte Gebiet des Alten Landes einen mächtigen Gegensatz. Wir finden hier den fettesten Boden der gesammten Elbmarschen, weshalb denn auch wegen der Schwierigkeit des Pflügens der Ackerbau gegen die Viehzucht etwas zurücktritt.*) Auch die reinsächsische Bevölkerung von Kehdingen unterscheidet sich durch Tracht, Hausbau und Sitte wesentlich von ihren Nachbarn im Alten Lande. Früher als die übrigen Marschdistricte haben sich die Kehdinger dem Bremer Stuhle unterwerfen müssen. Erzbischof Hartwig, ein Bruder des letzten staderGrafen, baute in ihrem Gebiete 1154 die Burg Freiburg, die dem noch jetzt bestehenden Flecken (im Stande der Städte) Namen und Ursprung gab. Später haben sich die Kehdinger mehrfach, zuletzt im J. 1300, aber stets ohne Erfolg, gegen die Erzbischöfe erhoben, welche in dem eroberten Lande eine große Zahl adeliger Hofstellen einrichteten, deren Zahl jetzt freilich sehr zusammengeschmolzen ist. Aber trotzdem blieben die Gemeinden frei und bewahrten sich bis auf die neueste Zeit ihre eigenthümliche Verfassungs- und Gerichtsordnung. — Das Land zerfällt in den freiburger und den bützflether Theil; wo beide sich berühren im Kirchspiel Hamelwörden (1540 Einwohner), liegt ein freier Platz, der Schinkel genannt (9 Häuser mit 55 Bewohnern), wo am sogenannten Schinkeltage das Volk die Landeshauptleute wählte, und unter dem Thurme der hamelwörder Kirche wurde das Landgericht gehalten."

Freiburg, der Hauptort, gegenüber von Brockdorf an der Elbe, zubenannt an der Elbe oder in Hannover, ist mit der Elbe nur durch einen künstlichen Kanal, ein sogenanntes Tief verbunden, welches allmählich so versandet ist, daß der hauptsächlich auf Schiffsverkehr angewiesene Ort von der Elbe gänzlich abgeschnitten zu werden drohte. Die Regierung hat deshalb das Fahrwasser auf 2 Met. vertieft und begradigt, und eine Spülschleuse erbaut, um fernere Versandung zu verhüten. Seitdem hat sich der Verkehr des Ortes sehr gehoben. Oberhalb Freiburgs liegt die letzte größere Elb-Insel, des unbedeichte Krautsand, lange Zeit nur zur Weide gebraucht und von

*) Im Süden, gegen die Geest hin, geht der Marschboden in Moor über und bildet das fiscalische Kehdinger Moor.

zahlreichen Flußarmen durchzogen, bis im 17. Jahrh. sich hier Colonisten niederließen und eine eigene Gemeinde gründeten. — Der Flecken Freiburg hat 2455 Einwohner, wovon 1245 männl. Geschlechtes, in 373 Wohngebäuden mit 539 Haushaltungen. Von den übrigen 9 Landgemeinden haben Drochtersen 3503, Assel 2635, Balje 2315, Bützfleth 2265, Oederquart 2078 Einwohner. Im Amte Jork hat die Landgemeinde Borstel 2015 Einwohner, Jork 720 Einwohner in 89 Häusern, Königreich 440 Einwohner in 93 Häusern, Twielenfleth 430 Einwohner in 75 Häusern. — Die Kehdinger unterwarfen sich, um der Herrschaft des Erzstiftes Bremen zu entgehen, den Grafen von Oldenburg. Indeß wußten die Bremer doch in den Besitz der Landesfeste zu gelangen; denn Hartwig I., ein geborener Graf von Stade, hatte sie eine Zeit lang inne; sie wurde später von Heinrich dem Löwen zu Ende des 12. Jahrh. erobert und geschleift. Dennoch behaupteten die Kehdinger ihre Unabhängigkeit noch über 150 Jahre und unterwarfen sich Bremen erst nach schweren Kämpfen. *(G. A. von Klöden.)*

KEHL, Amtsstadt im badischen Kreise Offenburg, am Rhein und an der Kinzig gelegen, die unterhalb der Stadt in den Rhein mündet, mit 2067 Einwohnern (1880), während das südöstlich angrenzende gleichnamige Dorf 2931 Einwohner zählt. Stadt und Dorf bilden getrennte Gemeinden. Die Bewohner treiben Ackerbau, Viehzucht, Holzhandel. Auch finden sich einige Fabriken und größere Brauereien daselbst. Solange Kehl deutsche Grenzstadt war, herrschte ein reger Verkehr, namentlich mit dem gegenüberliegenden Straßburg, wohin eine Schiffbrücke führt, während die stehende Rheinbrücke nur dem Bahnverkehr dient. Diese Brücke ist in den J. 1858—1861 erbaut worden und hat eine Länge von 309 Met. Ueber die Brücke führt die Zweigbahn Appenweier-Straßburg, welche die badische Hauptbahn mit der Elsaß-Lothringischen Bahn verbindet. Neuerdings hebt sich Kehl wieder mehr und mehr, besonders seit im J. 1881 der Amtssitz von Kork dahin verlegt worden ist. Im gleichen Jahre ist das badische Pionnierbataillon nach Kehl verlegt worden. Auch dient die neu errichtete Trambahn nach Straßburg zur Hebung des Verkehrs. Militärisch ist Kehl dem Festungsgouvernement Straßburg unterstellt und gehört in den Festungsrayon, seitdem auf badischem Gebiete die detachirten Forts bei Sundheim, Neumühl und Auenheim errichtet worden sind.

Der Name Kehl wird von dem keltischen cai Weg und li oder lo (Wasser) abgeleitet und bedeutet also soviel als Wasserstraße. Im Mittelalter lautete der Name Kelle, Kaiele, Keele, im 17. Jahrh. gewöhnlich Kahl.

Das Dorf Kehl, älter als die Stadt, bestand früher aus zwei Theilen, Iringheim und Kehl, deren ersterer im 14. Jahrh. vom Rhein weggeschwemmt worden ist. Es gehörte ursprünglich dem Hause Geroldseck, später war es gemeinbann-herrlich und zwar stand ein Achtel Baden, ein Achtel Nassau, ein Viertel den Böcklin von Böcklinsau und die Hälfte dem Stifte Frauenhaus in Straßburg zu. Zuletzt fiel das Dorf an Baden, nachdem es namentlich in den J. 1796 und 1797 viel gelitten hatte.

Zum Schutz der Rheinbrücke hatte die Reichsstadt Straßburg beim Dorfe Kehl eine Schanze angelegt. Dieselbe wurde im J. 1678 von dem französischen General Montelas weggenommen und geschleift. Nach dem Raube Straßburgs legten die Franzosen am 1. Oct. 1681 den Grund zu der Festung Kehl, welche Ludwig XIV. als Stützpunkt für die Eroberungen dienen sollte, welche der länderg ierige König auf dem rechten Rheinufer beabsichtigte. Im Schutze der Festung bildete sich die Stadt, welche durch den Frieden zu Ryswik (1697) an das Reich kam und von dem Kaiser dem Markgrafen Ludwig von Baden „zu einiger Belohnung seiner dem Reiche und kaiserlicher Majestät geleisteten Dienste“ sammt der Stadt Offenburg geschenkt wurde. Im Falle des Aussterbens der badenbadenschen Linie sollte Kehl an Baden-Durlach kommen. Im J. 1702 eroberte der französische Marschall Villars die Festung Kehl, welche 1714 wieder an Deutschland abgetreten wurde. Doch suchten die Markgrafen von Baden die Unterhaltungskosten der Festung vergeblich von sich abzuschütteln und thaten wenig für dieselbe. Im J. 1734 von den Franzosen mit Sturm genommen, fiel Kehl 1736 an Baden zurück, das die Festungswerke verfallen ließ, obgleich es sich der Bedingung widersetzt hatte, daß die Stadt den Charakter als Festung verlieren sollte. Das Reich wollte zur Wiederherstellung der Festung nichts thun, und 1754 zog der schwäbische Kreis seine Besatzung weg. Auf Wall und Graben erhoben sich Häuser der Bürger, welche während des französischen Revolutionskrieges fast gänzlich zerstört wurden. Die schwäbischen Kreistruppen hatten Kehl abermals besetzt, bis sie im J. 1796 von den Franzosen überfallen und vertrieben wurden.

Der Waffenstillstand, welcher den Feldzug am Rhein (1795) beendet hatte, war Ende Mai 1796 abgelaufen, und die Franzosen hatten alle Vorkehrungen getroffen zum Wiederbeginn der Feindseligkeiten. Von Hüningen bis Saarbrücken stand die Rhein- und Moselarmee unter Moreau, 79,600 Mann stark. Ihm gegenüber befand sich die österreichische Oberrheinarmee unter Wurmser, 82,800 Mann stark, von denen jedoch nur 57,800 Mann unter Latour verblieben, da Wurmser am 31. Mai mit 25,000 Mann nach Italien abmarschiren mußte. In aller Stille traf Moreau die Vorbereitungen zum Rheinübergang bei Kehl, während er scheinbar die verschanzten Lager bei Mannheim und Mainz bedrohte. Um das Geheimniß zu bewahren, hatten die allmählich nach Straßburg abrückenden Brigaden die Weisung erhalten, sie seien für Italien bestimmt. Ueber die bei Straßburg sich sammelnden Truppen führte General Desaix den Befehl, und der Uebergang sollte in der Nacht auf den 24. Juni ausgeführt werden.

Nach dem Plane des französischen Obergenerals sollten gegen 12,000 Mann in der Gegend von Gambsheim und 16,000 Mann unmittelbar bei Kehl übergeschifft werden, worauf von Straßburg aus Brücken geschlagen werden sollten. Einige schwache Abtheilungen hatten den Zweck, durch falsche Angriffe den Feind zu täuschen und seine Aufmerksamkeit zu theilen. Zugleich wollte man

ihn durch heftiges Geschützfeuer ober- und unterhalb der Uebergangsstelle beunruhigen. Am Nachmittage des 23. Juni wurden die Thore von Straßburg geschlossen, damit das Geheimniß sicherer bewahrt bleibe. Zum günstigen Erfolg des Unternehmens trug auch besonders die verzettelte Aufstellung der Oesterreicher bei, die eben deshalb nichts deckten, weil sie alles decken wollten.

Zwar scheiterte der Versuch der Franzosen, bei Gambsheim überzusetzen, an Naturhindernissen; auch wurde ein Rheinangriff bei Ichenheim zurückgeschlagen; aber der Uebergang bei Kehl gelang vollkommen. Zwischen 1 und 2 Uhr Nachts waren die ersten 3500 Mann mit 4 Geschützen eingeschifft, fuhren in dem todten Arme des Rheins aufwärts und dann im eigentlichen Rheinstrome etwas herab, bis sie gegen 3 Uhr auf den Inseln oberhalb Kehls am rechten Ufer landeten; die schwäbischen Posten wurden überrascht, sodaß ihnen keine Zeit blieb, die kleinen Brücken abzuwerfen, welche von den Inseln auf das rechte Ufer führten. Zwei Uferbatterien fielen nach wenigen unwirksamen Schüssen in die Gewalt der Franzosen, ebenso eine Redoute mit 3 Geschützen auf der Insel Erlenkopf. Die Transportschiffe setzten neue Truppen über, und gleichzeitig ward eine fliegende Brücke begonnen, welche morgens 6 Uhr fertiggestellt war. Nach Ankunft der ersten Verstärkungen drang der Feind gegen Kehl vor, die dabei liegende Redoute wurde erobert und die schwäbischen Truppen nach einigem Widerstande vertrieben.

Die österreichische Reserve, welche bei Willstätt stand, hatte um 4 Uhr die Nachricht erhalten, daß die Franzosen an verschiedenen Punkten den Uebergang versuchten; da man aber den wirklichen Uebergangspunkt nicht kannte, brachen die Truppen erst um 7 Uhr gegen Kehl auf.

Inzwischen waren die feindlichen Streitkräfte so sehr gewachsen, daß die Oesterreicher nichts mehr ausrichten konnten. Sie wurden bei Sundheim mit einem Verluste von 37 Offizieren, 693 Mann und 14 Geschützen zurückgeworfen. Im Laufe des Tages wurden noch mehr französische Truppen übergesetzt; der Infanterie folgte am Nachmittage die Artillerie und Cavalerie, sodaß bald 27,000 Mann Franzosen auf dem rechten Rheinufer beisammen waren.

Bis zum 29. Juni hatte Moreau, der inzwischen von Mannheim eingetroffen war, seine ganze Armee übergesetzt und war damit seinen Gegnern so überlegen, daß er nach allen Richtungen vordringen konnte. Die Oesterreicher wurden ins Renchthal zurückgedrängt, die schwäbischen Reichstruppen befanden sich auf dem Rückzuge in so trauriger Verfassung, daß sie durch die Oesterreicher gedeckt werden mußten.

Moreau drang bekanntlich siegreich bis Baiern vor, wurde aber am 3. Sept. durch Erzherzog Karl bei Würzburg zum Rückzug genöthigt. Dadurch wurde Kehl ein entscheidender Punkt, von dessen Besitz der Erfolg des Feldzuges zum großen Theil abhing. Erzherzog Karl hatte deshalb alsbald 11 Schwadronen unter dem Obersten Merveldt nach Mannheim abgesandt und dem General Petrasch befohlen, mit diesen Schwadronen und 9 Bataillonen rheinaufwärts zu marschiren und sich Kehls zu bemächtigen. Am 16. Sept. langte Petrasch in Rheinbischofsheim an und beschloß in der Nacht vom 17.—18. Sept. Kehl anzugreifen, welches nur schwach besetzt war. Mit 3 Bataillonen und 2 Schwadronen griff Petrasch an und jagte den überraschten Feind aus Kehl, der in wilder Flucht über die Rheinbrücke eilte. Da die Sieger aber sich der Plünderung und dem Trunke überließen, so wurde es dem französischen General Scheel, der Petrasch gefolgt war, nicht schwer, den Oesterreichern die kehler Schanze zu entreißen, zumal dieselbe nur von 200 Mann besetzt war. Gleichzeitig hatte der Commandant von Straßburg einige in der Eile zusammengerafften Truppen über den Rhein gesandt — die Oesterreicher hatten die Brücke nicht zerstört — und so wurde Petrasch zum Rückzug gezwungen.

Die Franzosen behielten Kehl bis zum Anfang des J. 1799. Nach den Schlachten bei Emmerdingen (19. Oct.) und bei Schliengen (24. Oct.) war Moreau bei Hüningen und Breisach auf das linke Rheinufer zurückgegangen und hatte die Brückenköpfe bei Hüningen und Kehl stark besetzt. Gegen letzteres rückte Erzherzog Karl vor und beschloß, die durch General Desaix vertheidigte Festung zu belagern. Die Belagerungsgeschütze wurden aus Mainz, Mannheim und Philippsburg herbeigeschafft.

Man begann am 10. Nov. eine aus 15 Schanzen mit Courtinen bestehende Contravallationslinie aufzuwerfen und eröffnete in der Nacht zum 22. Nov. die Laufgräben. Die Franzosen machten am Morgen des 22. einen Ausfall mit 18 Bataillonen und 12 Schwadronen. Von einem dichten Nebel begünstigt erfolgte der Angriff in 3 Colonnen. Die erste Colonne eroberte die beiden Redouten des linken Flügels, die beiden andern rückten gegen Sundheim und die dortigen Redouten vor. Das Dorf wurde von der dritten Colonne erobert, aber 10 österreichische Bataillone vertrieben den Feind, und auch die zweite Colonne sah sich durch Flankenfeuer zum Rückzug genöthigt. Da die französische Reserve keine Anstalt machte, das Gefecht wiederherzustellen, zog sich auch die erste Colonne zurück. Der Verlust der Belagerer betrug 29 Offiziere und 371 Mann an Todten und Verwundeten, 15 Offiziere und 741 Mann wurden gefangen, 8 Geschütze erobert. Die Franzosen hingegen zählten nach ihrem eigenen Geständniß 3000 Mann Todte und Verwundete, und ihre Truppen zeigten fortan großen Widerwillen gegen Ausfälle. Ungeachtet des heftigen Frostes und der im December durch Platzregen vermehrten Ueberschwemmung der Laufgräben hatten sich die Oesterreicher bis zum 6. Jan. 1797 in Besitz aller vorgeschobenen Werke gesetzt und konnten nun durch ihr Feuer die Rheinbrücke erreichen, welche sehr beschädigt wurde. Unter diesen Umständen machte Moreau am 9. Jan. Vorschläge zur Capitulation, laut welcher die Franzosen am 10. Jan. den Platz zu räumen hatten. Durch außerordentliche Anstrengungen brachten sie in der kurzen Zeit ihr Material über den Rhein und retteten alle Geschütze.

Von Straßburg aus nahmen die Franzosen schon im April 1799 das schwach besetzte Kehl mit leichter Mühe

wieder und behielten es bis zum Frieden von Luneville, durch welchen der fast zerstörte Ort an Baden zurückfiel, um 1808 abermals mit Frankreich vereinigt zu werden. Das Dorf Kehl, welches während der Belagerung fast vollständig zerstört worden war, blieb bei Baden. Die Franzosen stellten die Festungswerke wieder her, aber nach dem Sturze Napoleon's wurden sie geschleift. Ein badischer Offizier blieb Commandant einer kleinen Grenzbesatzung, die seit Errichtung der stehenden Brücke ein kleines Vorwerk zum Schutz des Rheinüberganges bewachte. Während des Deutsch-Französischen Krieges wurde der dem badischen Ufer zunächst gelegene Pfeiler der Brücke durch badische Truppen gesprengt (22. Juli 1870) und Stadt und Dorf hatten während der Beschießung Straßburgs abermals viel zu leiden. Am 19. und 24. Aug. wurde die Stadt beschossen, wobei der dem Rheine am nächsten liegende Theil fast völlig zerstört wurde. Nach dem Frankfurter Frieden wurde die Brücke wiederhergestellt, und zum ersten mal erhielten Stadt und Dorf reiche Entschädigung für die Verwüstungen während des Krieges, sodaß der Aufbau der Häuser rasch erfolgen konnte. Da Straßburg auch wieder deutsch geworden, hoffen die Bewohner Kehls und mit ihnen alle Deutschen, daß sie von nun an vor einer Wiederholung der früheren Heimsuchungen verschont bleiben. (Prof. *Höchstetter.*)

KEHLE (in der Baukunst) nennt man den Zusammenstoß zweier Dachflächen unter einem Winkel, wie er sich bei zusammengesetzten Grundformen von Gebäuden ergibt. Den Gegensatz hierzu bildet der Grat, bei welchem zwei Dachflächen in einer Kante zusammenstoßen. Den einfachsten Fall einer zusammengesetzten Grundform bildet die sogenannte Wiederkehr, d. h. zwei in einem (rechten) Winkel aneinanderstoßende Gebäudeflügel, wobei in der Dachform sich einerseits ein Grat, andererseits eine Kehle bildet. Während nun bei den Dachgraten das Regenwasser nach beiden Seiten rechtwinkelig gegen die Fronten zu abgeleitet wird, der Grat mithin gewissermaßen die Wasserscheide bildet, fließt das Wasser bei der Kehle von den anstoßenden Dachflächen zusammen und läuft in derselben entlang der Dachrinne zu. Da nun überdies die Kehlen, wie auch die Grate, stets eine flachere Neigung haben als die Dachflächen selbst, so ist es namentlich bei geringen Dachneigungen schwierig, die Kehlen dicht zu halten; sie müssen bei Schiefer- und Ziegeldächern mit breiten Kehlblechen von Zink-, Weiß- oder Kupferblech eingedeckt werden, welche möglichst weit unter die anstoßenden Schiefer oder Ziegel reichen. Man kann zwar Kehlen auch ganz von Ziegeln und gewährt selten die erforderliche Dichtheit. Die bei der Dachconstruction oder dem Dachgespärre an den Kehlen sich vereinigenden Schiftsparren (Aufschifter, Reitersparren) erhalten ihren Stützpunkt und ihre Befestigung an dem Kehlsparren, der, wie der Gratsparren, von größerer Stärke als die übrigen Sparren und auf seiner obern Fläche rinnenartig vertieft oder ausgekehlt sein muß. Um dieses kostspielige Auskehlen der Kehlsparren zu vermeiden, legt man den rechteckig belassenen Kehlsparren etwas tiefer als die Schiftsparren und läßt die letztern mit ihren Enden sich auf den Kehlsparren etwas aufklauen, sodaß ihre zugeschärften Enden auf der Mittellinie der Kehlsparren-Oberseite zusammentreffen. Man nennt diese schrägen Klauen der Schiftsparren die Reiterschmiege.

Ferner nennt man bei den Dachgerüsten auch den von zwei Sparren an der Dachspitze gebildeten Winkel die Kehle, und dem zufolge den zwischen die Sparren eingezapften Balken Kehlbalken. Alle Dächer, bei denen die Stützung der Sparren durch Kehlbalken erfolgt, heißen Kehlbalkendächer. Sie besitzen eine Kehlbalkenlage, welche einen Dachboden bildet, und stehen sonach im Gegensatz zu den einen freien Bodenraum gewährenden Pfettendächern. Die Stützung der Kehlbalken selbst, wenn eine solche bei größerer freier Länge sich nöthig macht, erfolgt durch sogenannte (stehende oder liegende) Dachstühle, wonach sich die Bezeichnung: stehendes oder liegendes Kehlbalkenstuhldach ergibt. Die Stärke der Kehlbalken ist wegen geringerer Länge und Belastung nicht so groß als die der Stockwerksbalken; ihre Verbindung mit den Sparren erfolgt entweder durch Verzapfung, oder durch schwalbenschwanzförmige Verplattung und Dübelung.

Die Kehle bildet endlich ein häufig vorkommendes architektonisches Glied, das zur Vermittelung des Ueberganges von horizontalen zu verticalen Flächen dient und sowol bei Hauptgesimsen wie Zwischen- und Fußgesimsen vorkommt, sowol am Aeußern wie im Innern der Gebäude. In ersterer Beziehung sei an die bei fast allen ägyptischen Bauwerken als Hauptgesims vorkommende Hohlkehle erinnert, die durch einen unterhalb befindlichen Rundstab oder Wulst an die schräg ansteigende Wandfläche geknüpft erscheint und mit den charakteristischen Sculpturen der geflügelten Sonnenscheibe u. s. w. verziert ist.

Auch in den Gliederungen der Gothik spielt die Kehle eine große Rolle, sei es, daß sie als trennendes Glied der Rund- und Birnstäbe an den Bündelpfeilern und den Einfassungen der Fenster und Portale auftritt oder an den Gewölbrippen und dem Maßwerke in Verbindung mit Plättchen und Rundstäben erscheint.

Im Innern der Gebäude finden wir die Kehle bei geraden Decken als Uebergang von der Wand- zur Deckenfläche entweder in Form eines einfachen Viertelkreises oder in reicherer Ausbildung und gestreckter Form mit Anfangs- und Endgliederungen, die sich einerseits der Wand-, andererseits der Deckenfläche anschließen. In diesem Falle führt sie speciell den Namen Hohlkehle. In Hinsicht ihrer Färbung soll die Hohlkehle ebenfalls den Uebergang vom Wand- zum Deckenton vermitteln oder sich neutral verhalten. Bei gewölbten Decken tritt die Kehle namentlich bei sogenannten Spiegelgewölben oder Spiegeldecken auf (s. Gewölbe), wo sie den Uebergang des horizontalen Deckenfeldes (Spiegel) zur Wand in Form eines großen Viertelkreises (voute) vermittelt. Da, wo der Uebergang von der Wand zur Decke in einem scharfen rechten Winkel erfolgt, wird die Kehle durch Ma-

lerei nachgeahmt. Bei den Gliederungen an Sockel-, Zwischen- und Hauptgesimsen ist die Kehle in Form eines Viertelkreises entweder als Ablauf tragendes oder bekrönendes Glied verwendet, und im ersteren Falle entweder stützend (Ablauf) oder hängend (Kehle), d. h. entweder ihre Unterkante oder ihre Oberkante vorspringend. Demgemäß werden die Kehlen auch entsprechend ornamentirt. An Säulenbasen, Gefäßen u. s. w. kommt die Doppelkehle häufig vor, d. h. eine Verbindung von Kehle mit Ablauf. In verticaler Richtung treten solche Kehlen bei den Canellirungen der Säulenschäfte auf, außerdem kommen sie bei den Kanälen der Voluten des Jonischen Säulencapitäls vor.

Wegen des häufigen Vorkommens der Kehle bei allen Ziergliedern, namentlich an Holzconstructionen, wie Thüren, Fenstern, Verkleidungen aller Art u. s. w. werden letztere überhaupt Kehlleisten, gekehlte Leisten, auch Kehlstöße oder Kehlungen genannt. Sie dienen besonders zur Abgrenzung von Rahmenholz und Füllungen bei Tischlerarbeiten; je nachdem sie direct an das erstere angehobelt oder aus besonders aufgesetzten oder eingeschobenen gegliederten Leisten gebildet werden, unterscheidet man angehobelte und aufgesetzte, beziehungsweise eingeschobene Kehlstöße. Die Kehlung oder Profilirung wird mittels des Kehlhobels, dessen Eisen (Kehleisen) das umgekehrte Profil der Kehle zeigt, hervorgebracht. (*A. Gottschaldt.*)

KEHLFLOSSER (oder Halsflosser), Jugulares, nannte Linné diejenigen Knochenfische, deren Bauchflossen vor den infolge der festen Verbindung des Schultergürtels mit dem Schädel in ihrer Stellung fixirten Brustflossen standen. Die neuere Systematik der Fische hat auf dieses Merkmal nur in ganz untergeordneter Weise Rücksicht genommen. Cuvier unterschied noch unter seinen Weichflossern, Malacopterygii, solche, welche er der Stellung der Bauchflossen wegen Subbrachii nannte; doch ist selbst diese Unterabtheilung neuerdings aufgegeben und in die einzelnen natürlichen Familien vertheilt worden. (*J. Victor Carus.*)

KEHLKOPF, das Organ für die Stimmbildung, hat seinen Sitz an der vordern Seite des Halses unter der Zungenwurzel und bildet den obern Theil der Luftröhre, die Einmündung der ausschließlich für den Durchgang der Luft zu und aus den Lungen bestimmten Wege in den für Luft- und Speiseweg gemeinsamen Theil des Schlundes. Den Eingang in den Kehlkopf von oben her bildet der von oben nach unten zu sich an beiden Seiten verengende, ungefähr dreieckige obere Kehlkopfraum. Der mittlere Raum enthält das eigentliche Stimmorgan, die Stimmbänder, zwei von vorn nach hinten verlaufende schmale, oben flache, nach unten zu schräg gegen die Seitenwand abfallende, auf dem Querschnitte dreieckig erscheinende bandartige Massen, die die Ränder der Stimmritze bilden; über den Stimmbändern befinden sich mit ihnen in gleicher Richtung verlaufende Einbuchtungen oder Höhlen in den seitlichen Kehlkopfwänden, die Morgagni'schen Ventrikel, die von oben her schräg dachartig überdeckt, aber nicht verschlossen werden von den Taschenbändern, auch falsche oder obere Stimmbänder genannt; die obere Fläche dieser letztern bildet die Abgrenzung des obern Kehlkopfraums. Der untere Kehlkopfraum hat in seinem obern, von den schräg nach den Seiten hin abfallenden untern Flächen der Stimmbänder gebildeten Theile die Form einer nach unten zu sich erweiternden Spalte, in seinem untern, in die Luftröhre übergehenden Theile ist sein Lumen rund. Die Stimmbänder, deren hintere Enden nach den Seiten zu beweglich sind, können an diesen hintern Enden einander genähert werden, wodurch die beim gewöhnlichen Athmen die Gestalt eines spitzen gleichschenkeligen Dreiecks (mit der Basis nach hinten zu) bildende Glottis geschlossen und linienförmig wird.

Die Grundlage des Kehlkopfs bildet ein hohles, aus beweglich untereinander verbundenen Knorpeln bestehendes Gerüst, das nach oben zu durch Weichtheile mit den Rachenwandungen und der Zungenwurzel in Verbindung steht, nach unten auf der Luftröhre aufsitzt. Die Basis dieses Knorpelgerüstes bildet der Ringknorpel (Cartilago cricoidea); er gleicht ungefähr einem Siegelringe, dessen Platte sich nur nach einer Seite hin, nach oben, ausbreitet; der schmale Bogen ist nach vorn, die Platte nach hinten gerichtet, die innere Fläche dieser Platte bildet zum größten Theil die hintere Wand des Kehlkopfs. Den größten Theil des Kehlkopfgerüstes bildet der Schildknorpel (Cartilago thyreoidea); er besteht aus zwei nach vorn zu in einem Winkel miteinander verbundenen unregelmäßig viereckigen Seitenplatten, an deren hinterm Theile nach oben zu längere, nach unten zu kürzere Fortsätze abgehen. Die obern stehen durch Bandmassen mit den Hörnern des wagrecht an der Zungenwurzel angehefteten, hufeisenförmigen, aus einem nach vorn gelegenen Mittelstücke (Körper) und zwei seitlich davon nach hinten zu abgehenden Hörnern bestehenden Zungenbeins (Os hyoideum) in Verbindung, die untern umfassen den Ringknorpel, an dessen Seitentheilen sie durch kurze Bandmassen befestigt sind. Der obere Rand des Schildknorpels hat an seinem Vereinigungswinkel, der bei Männern stärker vorspringt (Adamsapfel) als bei Weibern, einen tiefen Einschnitt (Incisura thyreoidea), der untere Rand hat am Vereinigungswinkel eine flache stumpfe Spitze und an jeder Seite eine flache Einbuchtung. Der Schildknorpel bildet den vordern und seitlichen Theil des Kehlkopflumens. Auf dem obern Rande der Ringknorpelplatte sind die beiden Gießkannenknorpel (Cartilagines arytaenoideae, auch Stimmknorpel, Stellknorpel genannt) nebeneinander beweglich aufgeheftet. Sie haben ungefähr die Gestalt von dreiseitigen, nach hinten und außen zu etwas gekrümmten Pyramiden, an der vordern Ecke ihrer Basis befindet sich ein Fortsatz zur Anheftung der Stimmbänder (Processus vocalis), an der äußern ein Fortsatz für Muskeln (Processus muscularis), die ausgehöhlte Basis der Gießkannenknorpel reitet gleichsam auf den entsprechenden Gelenkflächen des Ringknorpels und die Construction dieses Gelenks läßt Bewegungen der Gießkannenknorpel nach allen Richtungen zu. An den Spitzen der Gießkannenknorpel sind durch elastische Bandmassen kleine dreieckige Knorpelknöpfchen, die Santorini'schen Knorpel (Cartilagines Santorini) angeheftet, an

der vordern Kante dieser letztern die Wrisberg'schen Knorpel, kleine Knorpelknöpfchen. An der innern Fläche des Vereinigungswinkels beider Schildknorpelplatten, nach oben zu, ist der Kehldeckel (Epiglottis), eine dünne, herzförmige und sattelförmig gekrümmte Knorpelplatte, mit ihrem etwas dickeren Stiele angeheftet, der Kehldeckel steht dicht unter dem Zungenbeine hinter der Zungenwurzel schräg nach aufwärts, mit nach oben und hinten zu gerichteter Basis, deren etwas ausgeschnittener freier Rand nach außen in geringem Grade umgebogen ist.

Diese einzelnen Knorpel des Kehlkopfs sind durch Bänder mit den umgebenden Theilen und untereinander verbunden. Die Verbindung mit dem Zungenbeine bewirken drei Bänder, ein nach vorn gelegenes, vom Körper des Zungenbeins nach der Incisura thyreoidea verlaufendes (Ligamentum hyo-thyreoideum medium) und zwei seitliche, von den Hörnern des Zungenbeins nach den obern Hörnern des Schildknorpels gehende (Ligg. hyothyr. lateralia); der von diesen drei Bändern übriggelassene Raum zwischen Zungenbein und Schildknorpel wird von der flachen und dünnen Membrana hyo-thyreoidea ausgefüllt. Der Kehldeckel wird mit den benachbarten Theilen, dem Zungenbeine, der Zungenwurzel und den Seitenwänden des Schlundkopfs, nicht durch wahre Bänder, sondern durch elastische, sehr dehnbare Lamellen verbunden, die an verschiedenen Stellen vorspringende gespannte Falten bilden. Zwischen Kehldeckel und Zungenwurzel finden sich drei solche Falten, eine in der Mitte (Lig. glosso-epiglotticum medium) und zwei an den Seiten (Ligg. glosso-epigl. later.); sie begrenzen zwei zwischen ihnen gelegene Vertiefungen (Fossae glosso-epigl. oder Valleculae). Ferner ziehen sich auch solche Falten zwischen dem Kehldeckel und dem Gaumen hin (Plicae epiglott.-palatinae) und nach den Spitzen der Gießkannenknorpel (Plicae ary-epiglotticae). Von der hintern concaven Seite des Zungenbeinkörpers nach der Spitze der Epiglottis geht das Lig. hyo-epiglotticum. Die Verbindung des Kehlkopfs mit der Luftröhre bewirken zwei Bänder, zwischen dem vordern Theile des ersten Luftröhrenringes und dem Bogen des Ringknorpels und zwischen dem hintern Theile des ersten Luftröhrenringes und der Platte des Ringknorpels (Lig. crico-tracheale anticum und posticum).

Gewissermaßen als Ergänzung des die Grundlage der Kehlkopfhöhle bildenden Knorpelgerüstes ist zwischen dem obern Rande des Ringknorpelbogens, dem medialen Rande der Gießkannenknorpel und der Basis ihrer Stimmfortsätze, dem Rande des Kehldeckels und dem Winkel des Schildknorpels auf jeder Seite die Membrana laryngis elastica ausgespannt; der untere, dickere Theil dieser Membran nimmt Antheil an der Bildung der Stimmbänder, der mittlere Theil bildet die Grundlage der Morgagni'schen Ventrikel, der obere die der Plicae ary-epiglotticae. Zwischen Schildknorpel und Ringknorpel bestehen drei Bänder, ein mittleres und zwei seitliche; das Lig. hyo-thyreoideum medium s. conoideum füllt den Raum zwischen dem untern Rande des Schildknorpels und dem obern Rande des Ringknorpelbogens aus, die Ligg. crico-thyreoidea lateralia verbinden die untern Schildknorpelhörner mit den Seiten des Ringknorpels. Zwischen der hintern Fläche des Schildknorpelwinkels am obern Theile derselben und der Spitze der Epiglottis wird die Verbindung gebildet durch das Lig. thyreo-epiglotticum. Die Gießkannenknorpel werden mit der Platte des Ringknorpels durch die Ligg. crico-arytaenoidea verbunden und in ihrer Lage gehalten; die Santorini'schen Knorpel sind durch die Ligg. ary-Santoriniana beweglich mit den Gießkannenknorpeln verbunden, untereinander und mit dem Ringknorpel durch die Ligg. crico-Santoriniana, einen Bandapparat, der von jedem der beiden Santorinikknorpel einen Strang aussschickt, die sich beide an einem in der Mitte zwischen den beiden Gießkannenknorpeln liegenden Sesamknorpelchen (Cartil. interarytaenoidea) vereinigen und in einem gemeinsamen Strange nach der Mitte des obern Ringknorpelplattenrandes gehen. Die Ligg. thyreo-arytaenoidea superiora liegen zunächst unter dem Kehldeckel und gehen von der innern Fläche des Schildknorpelwinkels zur Mitte des vordern Randes der Gießkannenknorpel, sie bilden die Grundlage der Morgagni'schen Ventrikel nach oben und innen begrenzenden, noch mit drüsiger Einlagerung und Schleimhaut überzogenen Taschenbänder. Die Ligg. thyreo-aryt. inferiora, ziemlich parallel mit den vorigen verlaufend, nehmen theil an der Bildung der Stimmbänder.

Von den Muskeln, die sich am Kehlkopfe ansetzen, verändern folgende die Lage des ganzen Organs. Der Musculus sternothyreoideus, vom Brustbein auf beiden Seiten nach den beiden Seitenplatten des Schildknorpels gehend, zieht den Kehlkopf nach abwärts, der Musculus thyreo-hyoideus, von den Seitenplatten des Schildknorpels nach den Hörnern des Schildknorpels gehend, zieht ihn in die Höhe, der Musculus genio-epiglotticus, vom Kinn nach dem Kehldeckel gehend, hebt den letztern. Von den Muskeln, welche die Lage der einzelnen Kehlkopfknorpel gegeneinander verändern, bewirken die folgenden die Veränderungen der Stimmritze. Der Constrictor s. Sphincter rimae glottidis besteht aus zwei Haupttheilen, den ersten bildet ein Muskel, der zweite besteht aus zwei besondern Muskeln auf jeder Seite des Kehlkopfs. Der Musculus arytaenoideus transversus geht quer vom äußern Rande des einen nach dem äußern Rande des andern Gießkannenknorpels und bewirkt (für sich allein) eine Hebung und schraubenförmige Drehung dieser Knorpel, sodaß die medialen Ränder derselben einander genähert werden, die Stimmfortsätze dagegen auseinanderweichen. Der Musculus thyreo-arytaenoideus, der eigentliche Stimmbandmuskel, bedingt wesentlich die auf dem Querschnitte dreieckige Gestalt des Stimmbandes, an dessen äußerer Seite er liegt, er bewirkt Annäherung der Stimmbänder aneinander. Der Musculus crico-arytaenoideus lateralis geht vom seitlichen Theile des obern Randes und der äußern Fläche des Ringknorpelbogens nach dem Proc. muscularis des Gießkannenknorpels und nähert die Stimmfortsätze einander. Schildknorpel und Ringknorpel werden einander genähert durch die Mm. crico-thyreoidei,

die von der Außenfläche des Ringknorpelbogens nach der innern Fläche der Schildknorpelplatten gehen. Der Musculus crico-arytaenoideus posticus, von der Hinterfläche der Ringknorpelplatte an beiden Seiten nach dem hintern Rande des Proc. vocalis des entsprechenden Gießkannenknorpels gehend, zieht den letztern nach außen und erweitert dadurch die Stimmritze. — Die Bewegungen des Kehlkopfeinganges werden durch folgende Muskeln bewirkt. Der Constrictor vestibuli laryngis (Musculus ary-epiglotticus), bestehend aus mehrern Muskelbündeln, die, vom Muskelfortsatz des einen Gießkannenknorpels entspringend, um das obere Ende des andern Gießkannenknorpels sich herumschlagen und nach dem Kehldeckel hin verlaufen, verengen den Kehlkopfeingang. Der Dilatator vestibuli laryngis (Musculus thyreo-epiglotticus), der den Kehlkopfeingang erweiternde Muskel, entspringt an der innern Fläche des Schildknorpels und strahlt gegen den Kehldeckel hin aus.

Die Arterien des Kehlkopfes stammen aus den Arteriae thyreoidei; es sind drei an jeder Seite, die durch mehrfache Anastomosen miteinander in Verbindung stehen. Die Arteria laryngea superior entspringt aus der Thyreoidea superior, manchmal auch aus der Carotis externa; sie verläuft zwischen dem großen Horne des Zungenbeins und dem obern Schildknorpelrande, gibt Zweige nach dem Kehldeckel und der seitlichen Kehlkopfwand ab und bildet eine Anastomose mit der untern Kehlkopfarterie. Die Arteria laryngea media entspringt aus einem Aste der Thyreoidea superior und verläuft im wesentlichen schräg nach vorn, seitlich vom Schildknorpel. Die Arteria laryngea inferior entspringt aus der Thyreoidea inferior und steigt unter der Articulatio crico-thyreoidea in die Höhe. Die Venen begleiten die Arterien, die Lymphgefäße ergießen sich in die tiefen Halsdrüsen.

Von Nerven besitzt der Kehlkopf zwei Stämme. Der Nervus laryngeus superior entspringt vom Vagus, sein Ramus externus s. crico-thyreoideus versorgt vorzugsweise den Musculus crico-thyreoideus, der Ramus internus schickt Zweige nach dem Pharynx und nach dem hintern Theile des Larynx. Der Nervus laryngeus inferior besteht aus einer Fortsetzung des Nervus recurrens, steigt an der Verbindungslinie des untern Schildknorpelhornes mit dem Ringknorpel zum Kehlkopf in die Höhe und versorgt alle dem Larynx eigenen Muskeln mit Ausnahme des Musculus crico-thyreoideus.

Die das Innere des Kehlkopfs überall auskleidende Schleimhaut ist eine Fortsetzung der Rachenschleimhaut und geht nach unten zu auf die Luftröhre über. Drüsen finden sich in ihr zahlreich an der hintern obern Fläche des Kehlkopfs und an der vordern Fläche der Gießkannenknorpel, sowie am vordern Winkel des Kehlkopfeinganges und in den Morgagni'schen Ventrikeln. Von der Zungenwurzel aus tritt die Schleimhaut an die vordere Fläche des Kehldeckels, die drei Plicae glosso-epiglott. bildend, überzieht den Kehldeckel und geht theils von dessen Rändern in Gestalt von zwei Falten (Plicae ary-epigl.) schräg nach hinten zu den Santorini-Knorpeln und Gießkannenknorpeln, theils von der hintern Fläche des Kehldeckels über die Taschenbänder, den Morgagni'schen Ventrikel auskleidend, zu den Stimmbändern, über diese hinweg, bekleidet die innere Fläche des untern Kehlkopfabschnittes und geht auf die Luftröhre über. Die Farbe der normalen Kehlkopfschleimhaut ist überall gleichmäßig gelbröthlich, nur an den Stimmbändern gelblich weiß.

Der wesentliche Theil des Kehlkopfes als Stimmorgan sind die Stimmbänder nebst den zu ihrer Bewegung und Spannung dienenden Organen. Die Stimmritze wird in ihrem vordern Theile bis zu den Stimmfortsätzen der Gießkannenknorpel (etwa $\frac{2}{3}$ ihrer ganzen Länge) von den Stimmbändern begrenzt und deshalb Glottis ligamentosa genannt, ihr hinteres Drittel, das von den innern Rändern der Gießkannenknorpel begrenzt wird, heißt die Glottis cartilaginea, die zwischen den Grundflächen der Gießkannenknorpel liegenden Weichtheile bilden die hintere Glottiswand.

Beim ruhigen Athmen ist die Stimmritze mäßig erweitert in Gestalt eines spitzwinkeligen gleichseitigen Dreiecks, das an seiner nach hinten gerichteten Basis abgerundet ist. Die Erweiterung der Stimmritze wird hauptsächlich durch die Musculi crico-arytaenoidei postici bewirkt, welche die Gießkannenknorpel so um ihre Längsachse drehen, daß die Stimmfortsätze derselben und mit ihnen die hintern Enden der Stimmbänder voneinander entfernt werden. Der Verschluß der Glottis, der durch den als Constrictor rimae glottidis bezeichneten Muskelapparat bewirkt wird mittels Annäherung der Stimmfortsätze der Gießkannenknorpel und mit ihnen der Stimmbänder gegeneinander, geschieht in mehr oder weniger vollständiger Weise behufs der Tonbildung, bei Hustenstößen oder behufs der Abwehr mit dem Luftstrome eindringender fremder Substanzen. Bei vollständigem Verschluß der Glottis ist sowol die Glottis ligamentosa als auch die Glottis cartilaginea geschlossen, bei unvollständigem Verschluß bleibt entweder die Glottis cartilaginea offen oder die Stimmbänder sind nicht bis zu vollständiger Berührung einander genähert.

Dadurch, daß eine Luftsäule durch die geschlossene Glottis hindurchgetrieben wird und die Stimmbänder in Schwingungen versetzt, entsteht die Tonbildung. Der Ton ist verschieden nach dem Spannungsgrade und der Länge der Stimmbänder, der Dichtigkeit des Glottisverschlusses und dem Spannungsgrade der die Schwingungen hervorrufenden Luftsäule. Beim ruhigen Sprechen stehen die die Tonbildung bedingenden Factoren in einem gewissen Gleichgewichte zueinander, worauf die mittlere Tonlage beruht, die zunächst von den Dimensionsverhältnissen der Stimmbänder und Kehlkopfknorpel bedingt wird. Hierauf beruht der Unterschied der verschiedenen Stimmlagen (Sopran, Alt, Tenor, Baß). Die Spannung der Stimmbänder einschließlich des Stimmbandmuskels geschieht in longitudinaler und in transversaler Richtung. Bei Erhöhung der Längsspannung wird auch die Tonstufe erhöht, wobei es gleichgültig ist, ob die quere Spannung mit erhöht wird oder nicht,

die Längsspannung und Verlängerung der Stimmbänder wird durch die Musculi crico-thyreoidei bewirkt, die den Schildknorpel gegen den Bogen des Ringknorpels anziehen. Die transversale Spannung der Stimmbänder entsteht durch Zusammenziehung des Stimmbandmuskels mit Aneinanderpressen der Stimmfortsätze, die transversale Spannung ist am stärksten bei gleichzeitiger longitudinaler Spannung der Stimmbänder, die höchsten und kräftigsten Brusttöne werden auf diese Art gebildet, bloße Längsspannung ohne gleichzeitige Transversalspannung besteht beim Erzeugen des Falsettones. Die Stärkegrade erhält der Ton zunächst durch die Quantität der dazu verwendeten Luft, die Intensität durch die Compression derselben bei festgeschlossener Glottis, durch den entsprechenden Druck, den die Glottiswände von der Seite her auf die Luftsäule ausüben, die Klangfarbe durch das Verhalten der oberhalb der Glottis und des Kehlkopfs befindlichen Theile und Höhlen.

Die Morgagni'schen Ventrikel haben nicht, wie man früher geglaubt hat, die Bestimmung, die Schallwellen zu verdichten, sondern sie haben blos die Bedeutung von Schleimhautfalten, die verschwinden, wenn der Kehlkopf gewisse Stellungen einnimmt, wie bei stark anlautenden Tönen und beim Falset. Die Unterschiede in der Stimme bei verschiedenen Individuen beruhen im wesentlichen in Verschiedenheiten des Baues des Kehlkopfs. Bei Männern ist er im allgemeinen größer, kräftiger, mit schärfer ausgeprägten Formen (daher das Vorspringen des Adamsapfels bei Männern), bei Weibern kleiner, zarter und abgerundeter. Die Stimmbänder haben bei Männern im allgemeinen eine größere Länge und Stärke. Bei Neugeborenen ist der Kehlkopf im Verhältniß zu dem übrigen Körper ziemlich groß, aber unentwickelt, die Knorpel sind dünn und elastisch, seine Gestalt ist von vorn nach hinten platt gedrückt. Bei kleinen Kindern ist der Kehlkopf mehr rundlich und plump, die Dimension von einer Seite zur andern überwiegt noch über die von vorn nach hinten, die beiden Schildknorpelplatten stoßen vorn noch nicht in einem spitzen Winkel, sondern in Form eines Bogens zusammen, das Pomum Adami ist fast gar nicht bemerklich. Die Stimmbänder sind kurz, aber verhältnißmäßig dick und wulstig, die Glottis cartilaginea ist fast ebenso lang als die Glottis ligamentosa, die Knorpel sind weich und elastisch. Um das 6. Lebensjahr ist der Kehlkopf schon ziemlich entwickelt, die Stimmbänder haben an Dicke abgenommen. Vom 6. bis 15. Lebensjahre scheint sich der Kehlkopf in seinen gröberen Dimensionen wenig zu verändern. Bis dahin ist zwischen dem Kehlkopfe der Knaben und dem der Mädchen wenig Unterschied. Von da an (von der Zeit der Entwickelung der Mannbarkeit) aber verändert sich beim männlichen Geschlecht Gestalt und Größe wesentlich, es treten die Eigenthümlichkeiten des Kehlkopfs hervor, welche den Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Stimme bedingen (Mutation), namentlich werden die Stimmbänder länger und stärker, was gewöhnlich binnen sehr kurzer Zeit unter den Erscheinungen einer Hyperämie mit ihren Begleiterscheinungen vor sich geht; daher kommt die Heiserkeit und Rauhigkeit der Stimme während des Mutirens. Auch bei Mädchen findet zur Zeit des Eintritts der Pubertät eine analoge Veränderung statt, sie ist aber weniger eingreifend, der Kehlkopf wächst mehr in die Länge und bleibt zarter, die Stimmbänder bleiben kürzer und dünner. Bei Castraten, die vor Beginn der Geschlechtsentwickelung entmannt werden, sind die Größenverhältnisse des Kehlkopfes denen des weiblichen sehr ähnlich, doch sind die Stimmbänder etwas länger als beim Weibe, die Glottis cartilaginea ist so ziemlich der des Mannes gleich. Die Mutation ist bei ihnen nicht eingetreten, die Stimme behält ihre hohe Lage und ist sogar höher wie die Frauenstimme im allgemeinen. Im Mannesalter beginnen die Kehlkopfknorpel zu verknöchern, zuerst der Ringknorpel an den Stellen, an welchen er den Schildknorpel trägt, und von da aus nach dem Bogen und nach der Platte zu; der Schildknorpel verknöchert zuerst am hintern Rande und an den Hörnern, dann bilden sich Knochenkerne in den Platten, von denen aus die Verknöcherung weiter um sich greift; an den Gießkannenknorpeln geht die Verknöcherung von den hintern Fortsätzen aus.

Die Lage des Kehlkopfes als Ganzes verändert sich unter verschiedenen Verhältnissen. Bei ruhigem Athemholen ist kaum eine Bewegung des Kehlkopfes wahrnehmbar; wenn die Respiration tiefer wird, sinkt er etwas bei der Inspiration und steigt bei der Exspiration, ebenso steigt er stufenweise in die Höhe bei der Erzeugung immer höherer Töne und senkt sich herab bei der Erzeugung tieferer Töne. Beim Schlucken hebt er sich in einem raschen Ruck in die Höhe gegen die Zungenwurzel, sobald der Bissen oder Schluck über seine hintere Fläche hinabgleiten soll; hierbei legt sich der Kehldeckel über die obere Apertur hinweg. Daß der Kehldeckel zum Abschluß des Kehlkopfeinganges beim Schlucken nicht unbedingt nöthig ist, beweist der Umstand, daß Leute, bei denen der Kehldeckel infolge von zerstörenden Krankheitsprocessen verloren gegangen ist, trotzdem schlucken können; der Verschluß geschieht hier durch die Zungenwurzel.

Die Schleimbildung im Kehlkopfe, die im normalen Zustande nur gering ist, wird durch Reize vermehrt. Der Schleim sammelt sich im Kehlkopfe an verschiedenen Stellen in zusammengeballten oder flachen ausgebreiteten Klümpchen, namentlich im untern Kehlkopfabschnitte, wird durch Flimmerbewegung immer weiter nach oben befördert, schwingt sich über die freien Ränder der Stimmbänder hinweg, verweilt mehr oder weniger lange auf ihrer obern Fläche, ballt sich bei Intonationsbewegungen der Stimmbänder zusammen und spannt sich zwischen ihnen mitunter brückenförmig aus, wenn sie auseinandergehen. Die Schleimbildung ist im normalen Zustande wahrscheinlich nicht continuirlich vorhanden, sondern eine einmal abgesonderte Schleimschicht scheint durch Abhaltung der Reize auf die weitere Schleimabsonderung hemmend einzuwirken oder sie wenigstens zu verlangsamen, bis die obere Schleimschicht entfernt ist; dann produciren sich durch fortgesetzte Reizung neue Schleimmassen. Die

Schleimabsonderung in den Respirationswegen hat den Zweck, diese stets feucht zu erhalten und vor Austrocknung und consecutiver Entzündung zu schützen, wobei im normalen Zustande nicht mehr Schleim abgesondert wird, als gerade zu diesem Zwecke nöthig ist; ferner hat sie auch den Zweck, die eingeathmeten und schädlichen Substanzen aufzufangen und festzuhalten. Die Ausscheidung einer unnöthig großen Menge von Schleim verhütet der auf die Oberfläche ergossene Schleim; alle Momente, welche diesen auszutrocknen vermögen, dienen gleichzeitig als Reize zur Schleimsecretion, größere Staubmengen, die für den Organismus schädlich wirken würden, rufen eine vermehrte Secretion von Schleim hervor, der sie ihrerseits wieder einhüllt und unschädlich macht. Kältereize, die auf die äußere Haut einwirken, können ebenfalls eine vermehrte Schleimsecretion hervorrufen (Erkältung). Der massenhaft ergossene und dadurch dünnere Schleim wird durch vermehrte Flimmerbewegung nach oben und nach außen befördert.

Wesentlich fördernd auf die Kenntniß der physiologischen Vorgänge im Kehlkopfe und für die Kenntniß von den Krankheiten dieses Organs geradezu bahnbrechend und Grund legend, hat die Erfindung gewirkt, den Kehlkopf mittels des Kehlkopfspiegels zu untersuchen, die Laryngoskopie.

Nachdem im J. 1806 Bozzini in Frankfurt a. M. die Untersuchung der Nasenrachenhöhle mittels eines Spiegels versucht hatte, kam im J. 1825 Caignac de Latour auf die Idee, den Kehlkopf mittels eines Spiegels zu untersuchen, erzielte aber damit keine entschiedenen Erfolge; im J. 1827 machte Senn in Genf dieselben Versuche. Im J. 1829 empfahl Benjamin Guy Babington ein dem jetzigen Laryngoskop ähnliches Instrument, 1832 verfertigte der Mechaniker Selligues ein solches, das aus zwei Röhren bestand. Im J. 1836 wiederholten Trousseau und Belloc diese Versuche, um 1838 untersuchte Baumes in Lyon, 1840 Liston den Kehlkopf mittels eines Spiegels, 1844 Warden. Im J. 1854 verwandte der spanische Gesanglehrer Garcia den Spiegel, um Untersuchungen über die menschliche Stimme nach directer Beobachtung anzustellen, und veröffentlichte seine Versuche im J. 1855. Bis dahin waren die Versuche immer nur vereinzelt geblieben und hatten sehr wenig Beachtung gefunden, irgendwelche weitere Verwerthung und Verbreitung fand der Kehlkopfspiegel nicht, trotzdem daß Babington und Baumes ihre Instrumente vor ärztlichen Gesellschaften demonstrirten und Liston eingehend auf diese Untersuchungsmethode hinwies. Man zweifelte an der allgemeinen Anwendbarkeit und ließ sich vielleicht durch mislungene Versuche abschrecken, dieselben zu wiederholen. Wirklich bahnbrechend für die laryngoskopische Untersuchung wurden erst die Versuche, die Ludwig Türck in Wien im Sommer 1857 zuerst anstellte. Türck, der zuerst den Kehlkopfspiegel methodisch als Hülfsmittel zur Erkennung und Behandlung der Kehlkopfkrankheiten anwandte, ist als der eigentliche Begründer der wissenschaftlichen Laryngoskopie zu betrachten. Kurz nach Türck, durch Türck's Versuche angeregt, begann Johann Czermak, damals Professor der Physiologie in Krakau, während eines längeren Aufenthaltes in Wien Anfang 1858 seine Untersuchungen; er ging bald auf Reisen und gab laryngoskopische Demonstrationen in den großen Städten Deutschlands, Englands und Frankreichs und verschaffte auf diese Weise der neuen Untersuchungsmethode rasche Verbreitung. In den Jahren 1858 und 1859 wurde die laryngoskopische Untersuchung gefördert und praktisch verwerthet von Semeleder und Störk in Wien, C. Gerhardt, damals in Jena, und C. L. Merkel in Leipzig, 1860 von G. Lewin in Berlin. Im J. 1862 vollbrachte Prof. Victor von Bruns in Tübingen die erste Ausrottung eines Kehlkopfpolypen unter Beihülfe des Kehlkopfspiegels und in demselben Jahre wurde diese Operation wiederholt von Störk in Wien. Seitdem hat sich die Laryngoskopie immer weiter verbreitet und hat immer mehr Anwendung und auch Ausbildung erlangt.

Der laryngoskopische Apparat besteht im wesentlichen aus einem kleinen einige Centimeter im Durchmesser haltenden Spiegel von verschiedener Form, entweder ganz abgerundet oder mit abgerundeten Ecken, der, an einem Stiele in einem Winkel von ungefähr 120 bis 125 Grad befestigt, in den Rachen eingeführt wird, sodaß er an die Uvula zu stehen kommt und das Bild des darunterliegenden Kehlkopfeinganges unter demselben Winkel reflectirt, unter dem es auf seine Fläche auffällt, sodaß das vor dem geöffneten Munde befindliche Auge die ungefähr in senkrechter Richtung nach oben zu in den Kehlkopfspiegel einfallenden Strahlen des Kehlkopfbildes in horizontaler Richtung austreten sieht. Um den Kehlkopf selbst zu einer genauen Unternehmung hinreichend zu beleuchten, benutzt man entweder das Sonnenlicht oder durch Concentration (Hohlspiegel, Linsen) intensiver gemachtes künstliches Licht. Das Sonnenlicht wird entweder direct oder durch einen Planspiegel aufgefangen, in den geöffneten Mund eingeleitet; die erstere Methode hat indessen den großen Nachtheil, daß der Untersuchende es schwer vermeiden kann, mit seinem Kopfe sich selbst das Gesichtsfeld zu beschatten; ein anderer Nachtheil der Sonnenbeleuchtung ist natürlich der, daß sie nicht immer zugänglich ist und, wenn dies der Fall ist, auch der Stand der Sonne nicht gleichgültig ist. Behufs der künstlichen Beleuchtung wird eine möglichst helle und ruhige Flamme durch Hohlspiegel oder Linsensysteme concentrirt. Das durch den Mund in den in seiner Stellung am Zäpfchen befindlichen Kehlkopfspiegel einfallende Licht wird von diesem nach unten zu geworfen und auf die zu beobachtenden Theile geleitet; während dies aber bei Sonnenlicht, das mit parallelen Strahlen in den Kehlkopfspiegel einfällt und von diesem in derselben Weise ausgeworfen wird, nichts weiter erfordert als eine Stellung des Kehlkopfspiegels, in der die eingeleiteten Lichtstrahlen unter dem richtigen Winkel auffallen, um auch wirklich die zu untersuchenden Theile vollkommen zu beleuchten, ist bei concentrirtem künstlichem Lichte noch zu beachten, daß der Brennpunkt oder der Punkt, an welchem sich die Strahlen des Lichtkegels vereinigen, in eine genügende Entfernung hinter den Kehlkopfspiegel fällt, um noch eine vollstän-

dige Beleuchtung der Spiegelfläche zu gestatten. Den Reflector (den die Sonnenstrahlen ablenkenden Planspiegel oder bei der künstlichen Beleuchtung den die Strahlen concentrirenden Hohlspiegel) kann man entweder auf einem Stativ befestigen oder mittels verschiedener Vorrichtungen an der Lichtquelle (Lampe), oder man kann ihn in der Hand halten oder am Kopf (an der Stirn) befestigen. Den Vorzug verdient immer diejenige Art, die es am leichtesten gestattet, etwaigen Bewegungen des zu Untersuchenden am raschesten und mit möglichst einfachen Bewegungen zu folgen. Eine der beliebtesten und verbreitetsten Arten ist die Befestigung des Reflectors vor der Stirn mittels eines Stirnbandes, sodaß die Augen des Untersuchenden neben dem untern Spiegelrande vorsehen. Durch ein in der Mitte des Hohlspiegels angebrachtes Loch hindurchzusehen bietet zwar den Vortheil, daß die Strahlen des Bildes in dieselben Ebenen mit denen des einfallenden Lichtes fallen, aber es ist nicht für jedes Auge passend und hat auch den Nachtheil, daß man nur mit Einem Auge sehen kann. Der concave Reflexspiegel hat am besten einen Durchmesser von 8 bis 10 Centimetern und eine Brennweite von etwa zwischen 20 und 30 Centimetern. Außer Hohlspiegeln sind zur Concentration der Beleuchtungsstrahlen noch Linsen, Linsensysteme und mit angesäuertem Wasser gefüllte Glaskugeln (Schusterkugeln) verwendet worden. Die Untersuchung im Dunkeln, wobei nur das Sehfeld beleuchtet ist, bietet den Vortheil, daß störende Lichteffecte fern gehalten werden. Es ist auch versucht worden, das Licht (Sonnenlicht oder concentrirtes künstliches Licht) nicht durch den Mund auf den Kehlkopfspiegel fallen zu lassen, sondern auf den Kehlkopf selbst von außen, auf das Pomum Adami (Durchleuchtung), eine Methode, die unter Umständen auch Verwendung finden kann.

Zur Beobachtung an sich selbst (Autolaryngoskopie) bedarf man außer dem erwähnten Apparate noch eines Beobachtungsspiegels, der in geeigneter Weise angebracht sein muß, um darin den Kehlkopfspiegel und das von diesem reflectirte Bild deutlich sehen zu können.

Zum Gelingen einer laryngoskopischen Untersuchung ist das Haupterforderniß, daß das zur Beleuchtung nöthige Licht ungehindert einfallen kann und das zu beobachtende Bild nicht von vorspringenden Theilen bedeckt wird; zu diesem Behufe muß die Zunge, die in dieser Beziehung die meiste Störung macht, zweckmäßig gehalten werden, d. h. möglichst weit nach vorn gezogen (wobei der Kehldeckel, der den Einblick in den Kehlkopf am meisten erschweren kann, gehoben wird) und möglichst platt am Mundboden liegend, wodurch der Einblick und das Einfallen des Lichtes erleichtert wird. Manche Menschen haben ihre Zunge genügend in der Gewalt, um ihr diese Lage freiwillig zu geben, meist aber muß dadurch nachgeholfen werden, daß die Zunge vorgezogen und dabei gleichzeitig mit einem Spatel niedergedrückt wird. Um auch der übrigen Mundhöhle die genügende Weite zu geben, läßt man einen Vocal (ein mehr dem a sich nähernden ä) articuliren und setzt dann den Kehlkopfspiegel an seine Stelle. Der eingeführte Kehlkopfspiegel erregt (bei verschiedenen Menschen und in verschiedenen Verhältnissen verschieden) mehr oder weniger Würgbewegungen, man gewöhnt sich aber meist ziemlich leicht daran, den Spiegel zu vertragen, namentlich wenn der Untersuchende eine geübte und sichere Hand hat.

Das Bild, das der Kehlkopfspiegel umgekehrt wiedergibt, wird nach vorn (im Spiegel nach oben) begrenzt von der Zungenwurzel, nach den Seiten und nach hinten (im Spiegel unten) von den seitlichen Rachenwänden und der hintern Rachenwand. Dicht unter der Zungenwurzel sieht man die Epiglottis und vor ihr, wenn sie etwas nach rückwärts geneigt ist, die von den drei Plicae glosso-epiglotticae begrenzten Valleculae glosso-epiglotticae, von den Seiten des Kehldeckels gehen die Ligamenta ary-epiglottica in flachen Bogen nach hinten (im Spiegel unten) und innen, einander sich an ihrem untern Ende nähernd, ab; am hintern Ende gehen sie in zwei kleine Anschwellungen, die Wrisberg'schen und Santorini'schen Knorpel über und hinten schließen die beiden Gießkannenknorpel und die zwischen ihnen gelegene Schleimhautfalte den Rahmen des eigentlichen Kehlkopfbildes ab. Bei gehobenem Kehldeckel sind die beiden Valleculae nicht sichtbar, sondern nur der freie Rand der Epiglottis und hinter (im Spiegel unter) demselben in der Tiefe der Epiglottiswulst. Zu beiden Seiten von diesem erstrecken sich nach den Gießkannenknorpeln hin die beiden Taschenbänder und unter ihnen, ungefähr parallel mit ihnen, verlaufen die beiden Stimmbänder, an denen bei weit geöffneter Glottis ihre Anheftung an die Stimmfortsätze als eine schwache Einknickung zu erkennen ist, welche die Grenze zwischen Glottis cartilaginea und ligamentosa bezeichnet. Unterhalb der Stimmbänder sieht man bei gerader Haltung des Spiegels die vordere Wand der Luftröhre, an der man die einzelnen Knorpelringe als quer verlaufende Streifen erkennen kann. Bei verschiedenen Drehungen des Spiegels kann man die seitlichen Theile des Kehlkopfinnern, sowie dessen vordere und hintere Wand, die seitlichen Rachentheile, den Eingang in den Oesophagus sichtbar machen.

Beim ruhigen Athmen ist die Glottis halb geöffnet. Beim Einsetzen eines Tones bewegen sich die nach oben gekehrten Spitzen und die Stimmfortsätze der Gießkannenknorpel sowie die Stimmbänder gegeneinander, die Glottis wird geschlossen und ist linienförmig, die beiden Taschenbänder nähern sich auch etwas, jedoch stehen dabei ihre hintern Enden weit voneinander; alle Theile des Kehlkopfeingangs bewegen sich seitlich gegeneinander und der Umfang des obern Kehlkopfraums erscheint verengt, nur der Boden des obern Kehlkopfabschnitts, den jetzt die Stimmbänder bilden, kommt in seiner ganzen Breite und Länge zum Vorschein. Zwischen den Stimmbändern zeigt eine feine enge Spalte die Oeffnung an, durch welche sich der den Ton erzeugende Luftstrom hindurchdrängt. Diese Spalte ist von verschiedener Weite und an verschiedenen Stellen der Glottis sichtbar, je nach den Modificationen der Tonbildung, nach der die Erscheinungen an der Glottis überhaupt variiren. Beim völlig tonlosen Flüstern ist die Glottis ligamentosa nur leicht geschlossen, die Glot-

tis cartilaginea offen, bei hauchender Flüsterstimme findet etwas festerer Glottisschluß statt, die Glottis cartilaginea ist enger, die Stimmbänder berühren einander in ihrem hintern Theile leicht, im mittlern zeigt sich eine in lange Spitzen ausgezogene Spalte. Beim festen Toneinsatz wird Glottis ligamentosa und cartilaginea luftdicht geschlossen, die Taschenbänder fahren mit großer Schnelligkeit gegeneinander, der Kehldeckel wird etwas nach unten und hinten gerückt, namentlich springt der Kehldeckelwulst stark nach innen und abwärts, die Spitzen der Gießkannenknorpel bewegen sich etwas nach vorn. Sobald die Tonbildung mit den Stimmbandschwingungen beginnt, werden die Taschenbänder in auffallendem Grade verschoben, die Oberfläche der tönenden Stimmbänder wird frei, der Kehldeckel steigt wieder aufwärts, die Gießkannenknorpel bewegen sich wieder rückwärts. Bei Brusttönen in hoher Lage ist Glottis ligamentosa und cartilaginea in ganzer Länge geschlossen, die Stimmbänder schwingen in ihrer ganzen Länge, die verschieden ist nach der Höhe der Töne; je tiefer der Ton wird, desto mehr verkürzen sich die Stimmbänder, desto mehr deckt der bei hohen Tönen aufrecht stehende und die Stimmbänder in ihrer ganzen Länge zeigende Kehldeckel den vordern Theil der Glottis, bei der tiefen Lage öffnet sich die Glottis cartilaginea und ist erst schmal spaltförmig, immer weiter werdend, je tiefer die Töne werden. Beim Falset ist die Glottis cartilaginea stets geschlossen und je höher die Töne steigen, desto weiter bleibt der hintere Theil der Glottis ligamentosa geschlossen und desto weiter nach vorn rückt die den Durchtritt der Luftsäule bezeichnende Spalte, die Stimmbänder, auf deren Ränder die Schwingungen beschränkt sind, geben dabei dem von unten kommenden Luftdrucke leicht nach und erscheinen infolge dessen leicht convex nach oben. — Beim Husten wird zuerst die Glottis geschlossen, der Kehldeckel vollständig auf den Kehlkopfeingang gedrückt und dann wird die Luft mit einem Ruck hervorgestoßen, wobei die Stimmritze, namentlich die knorpelige, sich in geringem Maße öffnet und der Kehldeckel, ohne seine Neigung zu ändern, mit seinem Stieltheile etwas in die Höhe und nach hinten geschoben.

Die allgemeinen Erscheinungen von Erkrankung des Kehlkopfs bestehen bald in abnormen Empfindungen (Stechen, Drücken, Kratzen, Brennen, Spannen, Zusammenziehen, Gefühl von Trockenheit, Rauheit, selten heftige Schmerzen) im Kehlkopfe selbst, bald in Veränderungen der Stimme (die belegt, rauh, heiser, tonlos, lispelnd oder pfeifend sein kann), oder in Beschwerden beim Schlingen (namentlich bei Erkrankungen des Kehldeckels oder der Gießkannenknorpel) oder in Anomalien der Athmung (scharfes, rauhes, zischendes, pfeifendes, rasselndes, erschwertes Athmen), vermehrter oder verminderter Schleimabsonderung, Veränderungen im Auswurf, häufigerem Räuspern und Husten. Anomalien der Stimme, soweit sie nur den Klang und die Resonanz betreffen, können entweder im Kehlkopfe selbst oder in dem oberhalb des Kehlkopfs gelegenen Ansatzrohre (Rachen-, Nasen-, Mundhöhle) ihren Grund haben. Belegtheit, Heiserkeit, rauhe Stimme und Stimmlosigkeit haben indessen meist ihren Sitz am Orte der Stimmbildung selbst, in den Stimmbändern, je nachdem diese mit Schleim belegt, entzündet und verdickt, in ihrer Schlußfähigkeit oder ihren Bewegungen und ihrer Spannung gestört sind. Eine sehr selten vorkommende, eigenthümliche Störung der Stimme ist die Doppeltönigkeit (Diphthonie), gleichzeitiges Zustandekommen von Tönen verschiedener Höhe bei der Phonation. Sie entsteht entweder dadurch, daß Geschwülste oder vorspringende Geschwürsränder an dem einen Stimmbande sich bei der Phonation an das andere anlegen und dadurch die Glottis in einen vordern und einen hintern Abschnitt theilen, in deren jedem ein eigener Ton gebildet wird, oder infolge von ungleicher Spannung der beiden Stimmbänder bei einseitigen Lähmungszuständen. Der Husten, eine Reflexbewegung, welche durch Reizung der Kehlkopfschleimhaut, hauptsächlich zwischen den Gießkannenknorpeln und an der hintern Kehlkopfwand, hervorgerufen wird, kann kurz, hoch, tief, grob, rauh, bellend, pfeifend, zischend, trocken oder locker, mit Auswurf verbunden sein. Der aus dem Kehlkopfe stammende Auswurf ist gewöhnlich kleinklumpig oder wenigstens nicht umfangreich, weil größere Mengen selten erzeugt und durch den Husten sehr bald ausgeworfen werden. Der Kehlkopfauswurf enthält gewöhnlich nur wenige Luftblasen.

Von den einzelnen speciellen Krankheitszuständen des Kehlkopfs kann hier nur eine allgemeine Skizze gegeben werden, wobei die Behandlung nur ausnahmsweise Berücksichtigung finden kann.

Anämie des Kehlkopfs ist Folge allgemeiner Anämie, sie kann aber auch bei gesunden, frisch aussehenden Individuen, namentlich weiblichen Geschlechts, vorkommen, sowie beim Beginn der Lungenschwindsucht. Kehlkopfschmerz, Kitzel und Hustenreiz, Krampfhusten, Empfindlichkeit gegen Temperaturwechsel sind Folge localer Ernährungsstörungen.

Hyperämie ist meist Folge mechanischer Reizung, passive Hyperämie entsteht durch starke Hustenparoxysmen. Die Symptome der Hyperämie sind Heiserkeit, Trockenheit und leichter stechender Schmerz im Kehlkopfe; sie können unter geringer Schleimsecretion binnen wenigen Stunden wieder verschwinden, wenn der Reiz aufhört und der Kehlkopf die nöthige Ruhe hat, bei öfterer Wiederkehr des Reizes und Vernachlässigung der Schonung geht die Hyperämie in Katarrh über; der Uebergang in katarrhalische Entzündung ist ein ganz unmerklicher.

Blutungen kommen nach Verletzungen, bei Geschwüren, aber auch schon bei lebhafter Entzündung mitunter vor; die Menge des entleerten Blutes ist meist gering, gewöhnlich zeigt es sich nur in Form von Streifen an dem katarrhalischen Auswurfe; stärkere Blutungen werden nur selten beobachtet außer bei Verletzungen des Kehlkopfs. Blutinfiltrationen (Erguß in das Zellgewebe unter der Schleimhaut) kommen bei manchen krankhaften Zuständen und Verletzungen vor, namentlich beim Skorbut.

Cyanose des Kehlkopfs ist bei Lungenödem und allgemeiner Cyanose, Icterus des Kehlkopfs bei allgemeinem Icterus beobachtet worden.

Acuter Katarrh (katarrhalische Entzündung) des Kehlkopfs ist am häufigsten Folge von Erkältung, aber auch alle diejenigen Schädlichkeiten, welche Hyperämie erzeugen, können zum acuten Katarrh führen, besonders Witterungseinflüsse; specifische Infectionsreize werden bei Grippe und dem das Heufieber begleitenden Katarrh angenommen. Auch bei verschiedenen Infectionskrankheiten kommt Kehlkopfkatarrh als Begleiterscheinung vor. Die Symptome bestehen in leichteren Fällen nur in unbedeutenden Empfindungen von Reiz oder Kitzel im Kehlkopfe, leichter Belegtheit der Stimme, die sich bei angestrengtem Reden zu Heiserkeit steigert, bei höherem Grade der Erkrankung kommen noch hinzu Gefühl von Trockenheit, Spannung, mitunter auch Stechen. Außerdem besteht geringe Absonderung von zähem Schleim, der Husten ist rauh, kurz, bellend; das anfangs rein schleimige und spärliche Secret wird im weiteren Verlaufe reichlicher, consistenter und gelber. Schlingbeschwerden sind nur dann vorhanden, wenn der Kehldeckel, die hintere Fläche der Gießkannenknorpel und die Plicae arye-piglotticae besonders stark afficirt sind. Bei der Untersuchung mit dem Kehlkopfspiegel findet sich rosige Injection, hauptsächlich im hintern Theile des Kehlkopfeinganges. Bei mittelschweren Fällen sind die erwähnten Symptome in gesteigertem Maße vorhanden, die Heiserkeit mitunter bis zur vollständigen Stimmlosigkeit (Aphonie), dazu kommt brennender Schmerz oder störender Kitzel, Reiz zum Räuspern, ohne daß erhebliche Schleimmengen herausbefördert werden oder die Stimme reiner wird, mitunter auch Schmerz bei Druck auf den Kehlkopf. Athemnoth kommt fast nur bei Kindern vor, meist in der Nacht. Es besteht stärkere Entzündung, Röthung und Schwellung der Schleimhaut, namentlich im Kehlkopfeingange und besonders nach hinten zu. Die schwerste Form der acuten katarrhalischen Entzündung, die auch bei Erwachsenen die Erscheinungen der Glottisverengung und sogar ein tödliches Ende herbeiführen kann, ist im allgemeinen sehr selten. Laryngitis acutissima mit Ausgang im Kehlkopfödem kann bei einfachem acutem Katarrh, wenn neue Schädlichkeiten einwirken, unter Steigerung der Symptome zu schweren Erscheinungen der Kehlkopfverengung führen. Wenn die Injection der Kehlkopfschleimhaut übermäßig stark ist, kann es zu Blutaustritt auf die freie Fläche der Kehlkopfschleimhaut kommen, durch welche sich die Erscheinungen der Stenose vorübergehend mildern, oder zu blutiger Infiltration der Schleimhaut und des submukösen Gewebes. Zu den schweren Formen der acuten katarrhalischen Laryngitis gehört auch die bei Infectionskrankheiten, die namentlich bei Masern oft sehr heftig auftritt. Die Diagnose der acuten katarrhalischen Laryngitis bietet in den meisten Fällen keine Schwierigkeit und ist oft auch ohne laryngoskopische Untersuchung sicher zu stellen, doch darf diese trotzdem nicht versäumt werden, namentlich bei Kindern, bei denen übrigens die Diagnose mehr Schwierigkeit bietet, und dann, wenn es sich um die Differentialdiagnose von andern Affectionen handelt. Schwieriger ist die Diagnose bei rasch wachsenden Stenosenerscheinungen, welche die Laryngoskopie erschweren, ja unmöglich machen können. Die Dauer der Krankheit beträgt von wenigen Tagen bis zu mehrern Wochen. Die Behandlung besteht zunächst in Abhaltung der Reize (namentlich ist der Reiz durch Sprechen möglichst zu vermeiden und der durch die Witterungseinflüsse bedingte zu verhüten), Anwendung von schweißbefördernden Mitteln (Prießnitz'sche Umschläge um den Hals, Fliederthee), Verminderung des Hustenreizes durch Thee, warmes Zuckerwasser, heiße Milch mit Selterswasser zu gleichen Theilen, Inhalationen mit Kochsalzlösung. Unter Umständen hat heißer Grog, kurz vor dem Schlafengehen getrunken, eine sehr gute Wirkung, auch die Massage (Streichungen zu beiden Seiten des Halses von den Unterkieferwinkeln nach dem Brustbein zu) hat eine sehr vortheilhafte Wirkung, namentlich durch Regelung der Circulation. Im weitern Verlaufe sind Expectorantia (den Auswurf befördernde Mittel) anzuwenden (Salmiak, Liquor ammonii anisatus). In schweren Fällen sind kalte Umschläge (wenn diese nicht vertragen werden, heiße Umschläge, in heißes Wasser getauchte Schwämme), Blutegel anzuwenden, auch Senfteige auf den Hals können gut wirken; zur Inhalation ist Kochsalzlösung oder Lösung und Bepinselung mit narkotischen Mitteln anzuwenden, Adstringentia (Höllenstein, Tannin, Alaun) sind im acuten Stadium nicht zu empfehlen, noch weniger Aetzungen. Als innerliche Mittel sind Narcotica und Abführmittel (bei Kindern jedoch nur mit Vorsicht) anzuwenden. Bei Stenosenerscheinungen ist die Anwendung eines Brechmittels indicirt, bei Oedem im Larynxeingange sind Scarificationen vorzunehmen.

Der chronische Katarrh (die chronische katarrhalische Entzündung) des Kehlkopfs entwickelt sich am häufigsten aus vernachlässigtem acutem Katarrh und infolge fortdauernder Einwirkung von Reizen, wie sie den acuten Katarrh hervorbringen, oder nach wiederholten Recidiven des acuten Katarrhs; er tritt auch zu andern chronischen Affectionen des Kehlkopfs (bei Phthisis, Typhus, Syphilis, Lupus, Polypen, Krebs und Perichondritis) und des Rachens hinzu. Die Symptome bestehen in Trockenheit, Reizgefühl, Kitzel und Hustenreiz, namentlich früh, die Stimme ist entweder für gewöhnlich rein, wird aber durch Sprechen und Ansammlung von Schleim leicht gestört, oder auch andauernd klanglos und heiser; bei höheren Graden ist sie beständig heiser, rauh und tief. Das Secret ist vermehrt, graulich, nach längerem Bestehen der Erkrankung gelblich und Eiterzellen enthaltend. Im Kehlkopfe besteht Röthung und Schwellung von verschiedener Intensität und Ausdehnung, manchmal kommt es zu partiellen Verdickungen der Schleimhaut im Kehlkopfeingange. Die Stimmbänder zeigen gewöhnlich nur leichte Röthung und Injection, in verschleppten Fällen werden sie uneben durch Verdickungen in der Schleimhaut. Hypertrophie der Drüsen kann eine granulöse Beschaffenheit der Schleimhaut hervorrufen, nicht selten wird sehr vernachlässigter chronischer Katarrh der Ausgangspunkt von Wucherungen und Polypen, in sehr seltenen Fällen entsteht Hypertrophie des Bindegewebes an der untern Fläche der Stimmbänder (Chorditis vocalis inferior

hypertrophica), die zu Stenose führen kann. Mitunter kommt es auch zur Bildung von oberflächlichen Geschwürchen. — Der Verlauf ist immer langwierig, bei schlechter Haltung treten leicht Verschlimmerungen ein; vollständige und dauernde Heilung ist indessen bei zweckmäßiger Haltung und Behandlung nicht selten. — Die Behandlung besteht außer in Vermeidung der Schädlichkeiten in Inhalationen mit adstringirenden Mitteln (Tannin), bei großer Reizbarkeit mit Kali- und Natronsalzen, auch Bromkalium. In schweren Fällen sind Aetzungen mit Höllenstein anzuwenden oder Bepinselung mit Jodglycerin. Einspritzung der adstringirenden Lösungen mit einer Spritze oder die Application von Adstringentien in Pulverform ist nicht zu empfehlen. Anwendung von gelind abführenden Mitteln ist namentlich bei Plethorischen zur Unterstützung der Behandlung nützlich, ebenso Regulirung der Diät, namentlich Beschränkung der stickstoffhaltigen Nahrungsmittel und Vermeidung der Alcoholica. Hautreize sind bei der localen Behandlung unnöthig. Von Trinkcuren sind namentlich die Glaubersalzwässer bei Plethorischen nützlich, besonders Marienbader Kreuzbrunnen und die kühleren Quellen von Karlsbad; die warmen Natron-Kochsalz-Quellen von Ems, sowie die Soolquellen von Reichenhall eignen sich mehr bei Reizbarkeit der Respirationsschleimhaut.

Vom Katarrh zu unterscheiden ist die chronische Blennorrhöe des Kehlkopfs, die von der Nase ausgeht und sich abwärts auf die Respirationswege ausbreitet. Infolge von Ansammlung des reichlichen eitrigen Secrets im vordern Winkel des Kehlkopfs kommt es zu Erosionen und infolge davon zu Verschmelzung der Stimmbänder, die indessen nicht als Verlöthung, sondern als Folge einer Wucherung an den Kanten der Stimmbänder aufzufassen ist. Mit Syphilis hat die Affection nichts zu thun. Sie kommt endemisch in Galizien, Polen, der Walachei und Bessarabien vor.

Die croupöse Kehlkopfentzündung kommt primär fast nur bei Kindern vor, secundär als Complication bei acuten Infectionskrankheiten, allgemeinen constitutionellen Erkrankungen, pyämischen Processen und andern acuten oder chronischen Krankheiten, besonders bei Masern, Scharlach, Diphtheritis, auch bei Pocken. Auf der Oberfläche der Schleimhaut sondert sich ein fibrinöses Exsudat ab in Form von Pseudomembranen, die gewöhnlich das Lumen des Kehlkopfs in seinem ganzen Umfange umgeben. Manchmal ist der Croup mit Katarrh complicirt und neben croupösen finden sich katarrhalisch afficirte Stellen. Der Verlauf ist stets acut, fieberhaft und sehr häufig tödlich.

Vom Keuchhusten sei hier nur erwähnt, daß der Sitz des Hustenreizes an der hintern Kehlkopfwand gesucht worden ist.

Die phlegmonöse oder submuköse Entzündung des Kehlkopfs, bei der außer der Schleimhaut gleichzeitig das unter derselben befindliche Zellgewebe mit entzündet ist, führt je nach dem Grade der Schwellung der Schleimhaut die Symptome der katarrhalischen oder der croupösen Kehlkopfentzündung oder auch des Glottisödems mit sich. Ihre Ausgänge sind je nach der Natur und der Umwandlung des Exsudates Oedem, Abscessbildung, Verschwärung und Brand oder, infolge der Organisation des Faserstoffexsudates schwielige Verdickung der Schleimhaut mit Missgestaltung und Verengung der Stimmritze. Die chronische submuköse Kehlkopfentzündung, das chronische Oedem, ist fast immer auf gewisse Theile beschränkt und gesellt sich zu langsam fortschreitenden Verschwärungsprocessen; ihr Lieblingssitz sind die Theile des Kehlkopfeinganges. Die umschriebene Form der phlegmonösen Laryngitis, welche zur Abscessbildung führt, verläuft bald ganz acut binnen wenigen Tagen, bald langsamer. Die genaue Diagnose ist nur mittels des Kehlkopfspiegels möglich. Der Ausgang der phlegmonösen Laryngitis kann bei leichteren Graden günstig sein, bei höheren Graden entwickelt sich, wenn nicht zeitig Kunsthülfe eingreift, durch die submuköse Infiltration Kehlkopfstenose.

Abscesse im Kehlkopfe sind sehr selten primär, in der bei weitem überwiegenden Mehrzahl der Fälle sind sie Folge der phlegmonösen Entzündung oder von Perichondritis oder einer allgemeinen Krankheit.

Entzündung des Perichondriums der Kehlkopfknorpel kommt häufig bei Männern um das 30. Jahr herum vor und betrifft vorzugsweise den Ringknorpel, seltener primär und idiopathisch als secundär bei andern Kehlkopfkrankheiten. Die Ausgänge sind Vereiterung und Verschwärung der Weichtheile mit Nekrose des Knorpels oder schwielige Verdickung des Perichondriums mit Knorpel- und Knochenneubildung. Perichondritis der Gießkannenknorpel kommt vorzüglich durch phthisische Geschwüre an der hintern Kehlkopfwand zu Stande. Die Perichondritis des Ringknorpels betrifft meistens die Platte und ist, namentlich bei phthisischen Geschwüren, oft mit Nekrose der Gießkannenknorpel verbunden, deren Bewegungen dann infolge der Affection der Gelenkflächen gestört werden. Perichondritis des Schildknorpels kann sich auf die Innenfläche beschränken und durch Vorwölbung der Abscesswand und Oedem des umgebenden Gewebes zur Kehlkopfstenose führen; nicht selten aber betrifft sie auch die äußere Fläche und endet mit Durchbruch des Abscesses nach außen.

Die Chondritis laryngea, die Entzündung der Knorpel selbst, betrifft meist die Epiglottis, obwol auch die andern Knorpel durch Entzündungsproducte benachbarter Theile zerstört werden können. Entzündung der Epiglottis tritt am häufigsten infolge von Mandelentzündung und Syphilis auf, ein Hauptsymptom ist neben dem Schmerze hinter der Zungenwurzel das sehr erschwerte Schlingen, besonders von Flüssigkeiten, und das häufige Verschlucken.

Entzündung des den Kehlkopf umgebenden Zellgewebes, Perilaryngitis, hat ihren Sitz bald an der Seite des Schild- und Ringknorpels, bald vor und zwischen diesen Knorpeln. Der Ausgang ist gewöhnlich Eiterung, seltener schwielige Verhärtung.

Die Kehlkopfschwindsucht kann anscheinend primär vorkommen, wenn die Erkrankung der Lungen noch latent ist, am häufigsten aber ist sie eine Begleiterscheinung der

Lungenschwindsucht. Sie besteht in Geschwürsbildung und oberflächlichen Substanzverlusten, meist an denjenigen Stellen, die bei der Phonation und Deglutition am meisten Reizen ausgesetzt sind, an der Schleimhaut an den Stimmfortsätzen der Gießkannenknorpel, zwischen den Gießkannenknorpeln, an den Stimmbändern, den Santorini'schen Knorpeln und an den Plicae ary-epiglotticae. Die Geschwüre sind vielfach für rein katarrhalische angesehen worden, aber sowol ihr Aussehen als ihr ganzes Verhalten spricht gegen diese Annahme und dafür, daß sie specifischen Ursprungs sind. Sie können sich über die ganze Schleimhaut des Kehlkopfs, auch am untern Theile desselben, sowie in die Trachea ausdehnen und zugleich durch die Betheiligung der Muskeln, der Knorpel und der Gelenke und durch ödematöse Schwellung des submukösen Gewebes die Function des Kehlkopfs in hohem Grade beeinträchtigen. Heilung ist bei den chronisch verlaufenden Geschwüren zweifellos möglich, allein sie ist jedenfalls sehr selten und gewöhnlich entwickeln sich in der Folge neue Geschwüre, sodaß die Heilung eines einzelnen Geschwürs für die Prognose nur eine sehr geringe Bedeutung hat. Der Geschwürsbildung geht als Vorläufer Entzündung und Anschwellung, namentlich an den genannten, für die Einwirkung von Reizen besonders zugänglichen Stellen, voraus, mit Empfindlichkeit des Kehlkopfs, Klanglosigkeit und leichter Ermüdung der Stimme, Heiserkeit nach leichten Erkältungen. Diese katarrhalischen Zustände treten immer häufiger auf und werden zuletzt permanent, dann entwickeln sich die Geschwüre. Der Husten ist, soweit er nur von der Kehlkopfaffection und nicht von der Lungenerkrankung abhängt, nicht bedeutend; auch der Schmerz ist meist gering und fehlt oft ganz, wenn aber die Verschwärung weiter um sich greift, besteht gewöhnlich Schmerz, der durch alle Reize vermehrt wird; der Husten wird dann heftiger und quälender.

Lupus des Kehlkopfs ist im ganzen eine seltene Erkrankung; er besteht in Wucherungen aus knötchenförmigen Gebilden mit theilweiser Geschwürsbildung. Der Verlauf ist chronisch mit fortlaufender Zerstörung der ergriffenen Theile, spontane Begrenzung der Neubildung scheint zweifelhaft.

Auch bei Lepra (Knotenaussatz, Elephantiasis Graecorum) kann knotige Granulation der Kehlkopfschleimhaut eintreten, die in Ulceration übergehen und zu ausgedehnten Defecten führen kann.

Bei Rotz tritt ebenfalls nicht selten eine Infiltration der Kehlkopfschleimhaut auf, die bei höheren Graden zur Entwickelung von Stenose führen kann.

Syphilitische Erkrankungen des Kehlkopfs sind häufig; oft tritt Erkrankung des Kehlkopfs noch ein, wenn schon längst, vielleicht schon seit Jahren, jedes Symptom der Syphilis verschwunden war. Die auf Syphilis beruhenden Veränderungen im Kehlkopfe kommen vor als einfache Katarrhe, Condylome oder Schleimpapeln, als Gummaknoten und Geschwüre. Der syphilitische Katarrh bietet nichts Besonderes dar, er zeigt die Symptome und die Veränderungen, wie sie beim einfachen Kehlkopfkatarrh gefunden werden. Die Condylome erscheinen meist als flache, warzenähnliche Papeln mit dickem, weißgrauem Belag, ihr Sitz ist an den Stimmbändern, an der hintern Kehlkopfwand und an den Taschenbändern; sie beeinträchtigen infolge ihres Sitzes die Stimmbildung in der Regel beträchtlich. Die Gummata, die übrigens nicht häufig vorkommen, sind Anschwellungen von der Farbe der Schleimhaut, die ziemlich rasch zur Verschwärung führen können, zum Theil wol infolge der mechanischen Reizungen, denen die Infiltrate am Kehldeckel, an den Stimmbändern, an den Taschenbändern und an der hintern Kehlkopfwand ausgesetzt sind. Die Zerstörungen, die der syphilitische Verschwärungsproceß herbeiführt, können, wenn nicht zeitig durch geeignete Behandlung eingegriffen wird, außerordentlich ausgebreitet sein und Verlust des Kehldeckels, der Gießkannenknorpel, der Stimmbänder nach sich ziehen und den ganzen Kehlkopfeingang in eine unkenntliche Masse verwandeln und das Kehlkopflumen derart verengen, daß zur Verhütung der Erstickung die operative Eröffnung der Luftwege nöthig wird. Besonders zeigen die Narben nach Verheilung der syphilitischen Ulcerationen große Neigung, sich zusammenzuziehen, und diese Zusammenziehung kann, namentlich bei größerer Ausdehnung der Narben, zur Stenose des Kehlkopfs führen.

Stenosen des Kehlkopfs, Verengungen des Kehlkopflumens, können entweder acut oder chronisch sein. Sie können ihren Grund haben in Verstopfung durch fremde Körper, croupöses Exsudat, nekrotische oder gebrochene und dislocirte Knorpelstückchen, Blutgerinnsel, Hydatiden, oder in krampfhafter Contraction oder in Lähmung der die Glottis erweiternden Muskeln oder in Anschwellung der Schleimhaut und der Knorpelhaut bei verschiedenen Entzündungs- und Verschwärungsprocessen, bei Abscessen und Oedem im Kehlkopfe oder an demselben, bei Hypertrophie der Schleimhaut, oder in Geschwulstbildungen verschiedener Art, in Zusammenziehung von Narben oder schwieliger Zusammenziehung nach verschiedenen Affectionen oder auch in Druck von außen durch die vergrößerte Schilddrüse oder andere Geschwülste. Die Symptome sind Erschwerung der Respiration und Athemnoth, oft bis zur Erstickungsgefahr gesteigert und selbst zur Erstickung führend, anhaltend oder auch anfallsweise auftretend, manchmal, aber nicht immer, mit abnormen Empfindungen und Schmerzen an der verengten Stelle, mit oder ohne Husten, in der Regel geräuschvolles, pfeifendes, keuchendes Athmen. Bei fortgesetzter Verengung des Kehlkopfs bildet sich sehr bald Lungenemphysem aus. Das sogenannte Glottisödem, Oedem des Kehlkopfeingangs, besteht in Hyperämie mit seröser Exsudation in die Schleimhaut und das submuköse Zellgewebe, welche sehr acut infolge von acuten Kehlkopfentzündungen und heftigen Reizzuständen, mehr chronisch als Begleiter von Ulcerationsprocessen im Kehlkopfe auftritt. Die Symptome sind keuchendes und pfeifendes Athmen (besonders beim Einathmen), Stimmlosigkeit, Athemnoth, Angst, Gefühl eines fremden Körpers in der Kehle, Erstickungsanfälle. Es betrifft namentlich die Plicae ary-epiglotticae und Taschenbänder, seltener die Stimmbänder selbst. Polypöse Neubildungen, namentlich wenn sie gestielt und

beweglich sind, können ebenfalls, oft ganz unerwartet, ganz ähnliche Erscheinungen hervorrufen wie das Glottisödem, jedoch sind bei ihnen die Erstickungsanfälle in ihrem Erscheinen und Verschwinden plötzlicher. Chronisches Oedem betrifft meist nur einzelne Theile des Kehlkopfeinganges. Durch Narben bedingter Stenose des Kehlkopfs liegen am häufigsten syphilitische Geschwüre zu Grunde, seltener lupöse, typhöse, diphtheritische Processe oder Verletzungen. Die narbige Stenose kann am Eingange des Kehlkopfs, an den seitlichen Falten desselben oder an den Taschenbändern, aber auch mitten im Kehlkopfe in der Gegend der Stimmbänder, an diesen selbst oder unterhalb derselben ihren Sitz haben. Wenn wegen zu beträchtlicher Ausdehnung des Narbengewebes eine Operation (entweder durch schneidende Instrumente oder durch Erweiterung mittels Sonden, die allmählich von immer dickerem Volumen angewendet werden) nicht ausführbar ist, bleibt bei Erstickungsgefahr nur die Eröffnung der Luftwege zur Rettung des Lebens übrig.

Die nervösen Affectionen des Kehlkopfs bestehen entweder in Störungen der Sensibilität oder der Bewegungen. Echte Neuralgien des Kehlkopfs sind sehr selten, dagegen kommen Störungen der Sensibilität bei verschiedenen andern Affectionen des Kehlkopfs vor. Hyperästhesie der Kehlkopfnerven ist äußerst selten als reines, selbständiges Nervenleiden, sondern meist ist sie eine Begleiterscheinung anderer, allgemeiner Nervenkrankheiten, namentlich der Hysterie und Hypochondrie; gewöhnlich bestehen dabei auch Erscheinungen im Rachen. Hyperalgesie (abnorme Steigerung des Schmerzgefühls) kommt am häufigsten bei entzündlichen und geschwürigen Affectionen des Kehlkopfs vor. Anästhesie des Kehlkopfs kommt nur sehr selten vor, und zwar bei Diphtherie, Hysterie, Cholera, allgemeinen Lähmungen. Bei Lähmung des Nervus laryngeus superior besteht gänzlicher Mangel der Berührungs- und Schmerzempfindung im obern und mittlern Theile der Kehlkopfhöhle. Die früher häufig als Dysphonia clericorum bezeichnete Schwäche der Stimme, die oft bei Kanzelrednern, Schullehrern und Rednern beobachtet wird, beruht wahrscheinlich zum Theil auf einem durch Ueberreizung bedingten Schwächezustande der Muskeln und Nerven des Kehlkopfs; gleichzeitig sind bei diesem Zustande die Erscheinungen des chronischen Katarrhs vorhanden.

Lähmung der den Kehlkopf versorgenden Nerven kann entweder ihre Ursache in einer Erkrankung des centralen Nervensystems haben oder die die Function störende Ursache kann den Nerven in seinem Verlaufe treffen, entweder den Nervenstamm selbst oder nur Zweige desselben, sie kann in langwierigen Katarrhen, Einathmung intensiv kalter Luft, übermäßiger Anstrengung des Stimmapparats, Einwirkung traumatischer Reize oder Druck von Geschwülsten oder Anschwellungen in der Umgebung des Nerven bestehen. Bei Lähmung des Nervus laryngeus superior besteht außer der erwähnten Anästhesie nach Lähmung der Musculi cricothyreoidei und infolge davon rauhe, tiefe Stimme, mit der Unmöglichkeit, hohe Töne zu erzeugen bei mangelnder Annäherung des Ringknorpels an den Schildknorpel. Bei Lähmung des Nervus recurrens auf der einen Seite steht das betreffende Stimmband bei Inspiration und Exspiration sowie bei der Phonation still und zwar der Mittellinie näher als das andere gesunde Stimmband bei der Inspiration; bei der Phonation entsteht der Glottisschluß dadurch, daß das gesunde Stimmband die Mittellinie überschreitet und sich an das unbeweglich stehende anschließt. Bei längere Zeit bestehender Lähmung des Nervus recurrens wird das unbewegliche Stimmband atrophisch Bei Lähmung des Nervus recurrens auf beiden Seiten stehen beide Stimmbänder unbeweglich zwischen der Mittellinie und der Inspirationsstellung, es ist weder Schluß, noch größere Erweiterung der Glottis möglich und deshalb vollständige Stimmlosigkeit vorhanden, sowie Unvermögen zu husten und zu expectoriren. Bei Lähmung des Musculus crico-arytaenoideus posticus steht, wenn dieselbe einseitig ist, das betreffende Stimmband in der Mittellinie fest, während das andere sich bewegt; wenn die Lähmung auf beiden Seiten vorhanden ist, stehen beide Stimmbänder in der Mittellinie fest, die Glottis bildet eine schmale Spalte, die sich bei der Inspiration noch mehr verengt, die Inspirationsluft muß sich durch sie hindurchdrängen und erzeugt dabei tönende Schwingungen der Stimmbänder, während die Exspiration weniger behindert vor sich geht. Die dadurch bedingte Athemnoth kann gefährlich werden und zu Erstickung führen. Lähmung des Musculus thyreo-arytaenoideus internus, des eigentlichen Stimmbandmuskels raubt dem betreffenden Stimmbande die Fähigkeit der Spannung, es bleibt beim Glottisschluß bogenförmig geschweift mit der Concavität nach der Mittellinie zu; wenn die Lähmung auf beiden Seiten vorhanden ist, stellt die geschlossene Glottis eine spindelförmig ausgeschweifte Spalte vor. Bei Lähmung des Musculus arytaenoideus transversus bleibt die Glottis cartilaginea beim Glottisschluß als ein dreieckiger Spalt offen, durch den Nebenluft bei der Phonation entweicht. Wenn dabei gleichzeitig Lähmung des Stimmbandmuskels vorhanden ist, bleibt die ganze Glottis klaffend und wird nur an der Grenze der Glottis ligamentosa und cartilaginea durch die vorspringenden Stimmfortsätze eingeengt. — Die Lähmungen die Kehlkopfmuskulatur können rasch in Heilung übergehen, sie können aber auch, selbst in solchen Fällen, in denen heilbare Störungen zu Grunde liegen, der Behandlung hartnäckig widerstehen; namentlich die hysterischen Lähmungen weichen bald der Behandlung wunderbar rasch, bald widerstehen sie ihr äußerst hartnäckig. Bei der Behandlung ist das wirksamste Mittel die Elektricität, die entweder von außen (Aufsetzen der Elektroden an entsprechenden Stellen auf die Haut am Halse) angewendet wird oder im Innern des Kehlkopfs selbst unter Beihülfe des Kehlkopfspiegels.

Der sogenannte Stimmritzenkrampf (Spasmus glottidis), der bei verschiedenen Krankheiten und Reizzuständen des Kehlkopfs, auch bei andern nervösen Zuständen, namentlich bei Hysterie, auftreten kann, besteht in einem Verschluß des Kehlkopfs, entweder durch krampfhaften Verschluß der Glottis selbst oder des Kehlkopfeinganges

infolge von Annäherung der Taschenbänder aneinander oder durch Annäherung der Gießkannenknorpel gegen den Kehldeckelwulst hin, kann auch durch den herabgezogenen Kehldeckel oder die Zungenwurzel entstehen. Bei Kindern, die wegen der Enge ihres Kehlkopfes besonders dazu geneigt sind, kommt Glottiskrampf in leichtem Grade als sogenanntes Ausbleiben vor, in höherem Grade ist er mit verschiedenen andern Krankheiten verbunden, namentlich mit nervösen Reizzuständen und mit Rhachitis. Er stellt sich ohne Vorboten oder nach leichten katarrhalischen Erscheinungen ein, in Anfällen von verschiedener Dauer und Intensität, die einige Secunden bis höchstens zwei Minuten dauern und durchschnittlich eine kürzere Dauer haben, je leichter sie sind, doch können auch kurze Anfälle schnell eine Gefahr drohende Höhe erreichen. Je älter die Kinder werden, um so seltener pflegt sich Glottiskrampf zu entwickeln, er ist dann auch gewöhnlich weniger heftig und gefährlich, weil der Kehlkopf nicht mehr so eng ist. Bei Erwachsenen tritt Glottiskrampf im ganzen selten auf; er ist dann entweder Folge einer krankhaft gesteigerten Erregbarkeit des Nervensystems oder örtlicher Reizzustände im Kehlkopfe.

Geschwülste und Neubildungen kommen im Kehlkopfe von verschiedener Art vor, theils gutartige, theils bösartige; bei der Entstehung der gutartigen steht unter den Ursachen chronischer Katarrh oben an. Die häufigste Art der Neubildungen im Kehlkopfe sind die Papillome, die am häufigsten an den Stimmbändern vorkommen. Sie stellen entweder röthliche, mit mehr oder weniger deutlich bemerkbaren Erhabenheiten besetzte, oder weißlich graue, mit breiter Basis an den Stimmbändern aufsitzende, oder große röthliche, trauben-, maulbeer- oder blumenkohlähnliche Geschwülste dar, die den Kehlkopfeingang mehr oder weniger ausfüllen, rasch wachsen und nach der Exstirpation leicht wiederkehren. Die Fibrome oder fibrösen Polypen des Kehlkopfs gehören ebenfalls zu den häufigen Neubildungen, sind aber nicht so häufig wie die Papillome. Am häufigsten kommen sie an den Stimmbändern vor, sind mehr oder weniger gestielt und mehr oder weniger beweglich. Recidive scheinen nach der Exstirpation von Fibromen nicht vorzukommen. Schleimpolypen und Cystengeschwülste sind nicht gerade häufig; sie wurzeln vorzüglich im Morgagni'schen Ventrikel mit breiter Basis und können sich, allmählich wachsend, weit in das Lumen der obern Kehlkopfhöhle vorwölben; sie wachsen, wie es scheint, langsam und erreichen selten eine erhebliche Größe. — Krebsgeschwülste sind verhältnißmäßig ziemlich häufig. Sie beginnen entweder von vornherein als umschriebene Geschwulst oder erscheinen als diffuse Infiltration des submukösen Gewebes, als gleichmäßige knollige Anschwellung der Weichtheile. Sie können eine sehr bedeutende Ausdehnung erlangen und tiefgreifende Zerstörung der Gewebe bedingen. Nach vollständiger oder theilweiser Exstirpation tritt mit ziemlicher Sicherheit sehr bald Recidiv ein. Drüsengeschwülste und Gefäßgeschwülste sowie Knorpelgeschwülste kommen im Kehlkopfe nur selten vor. — Was die Behandlung der Geschwülste im Kehlkopfe betrifft, so kann Aetzung nur bei kleinen und weichen Polypen zum Ziel führen, bei allen größeren und resistenteren Geschwülsten ist die Exstirpation unumgänglich, die entweder mit schneidenden, messerförmigen oder scherenförmiger Instrumente geschieht oder mit Drahtschlingen oder durch Abreißen mittels Quetschvorrichtungen oder zangenförmiger Instrumente oder mittels der galvanokaustischen Schneideschlinge. Auch die Elektrolyse (Einstechen einer mit dem negativen Pole einer galvanischen Batterie in Verbindung stehenden spitzen Nadel in die Geschwulst und Aufsetzen des andern Pols auf eine beliebige Körperstelle, wobei Schorfbildung in der Umgebung der eingestochenen Nadel entsteht) ist mit Vortheil versucht worden.

Verletzungen im Kehlkopfe können entweder von außen her durch Schnitt-, Hieb-, Stich- und Schußwaffen oder stumpf wirkende Gewalten oder von innen her durch fremde Körper hervorgebracht werden. Die Schnittwunden sind am häufigsten infolge von Selbstmordversuchen entstanden und haben infolge dessen eine ziemlich übereinstimmende Richtung, sie verlaufen quer und befinden sich meist oberhalb des Kehlkopfes. Schnittwunden zwischen Zungenbein und Schildknorpel, wo sich nur Weichtheile befinden, gehen öfters bis tief in den Pharynx. Schnittwunden, die den Schildknorpel treffen, gehen, da dieser größeren Widerstand bietet, namentlich wenn er verknöchert ist, selten so tief als in den häutigen Zwischenräumen. Bei penetrirenden Wunden dringt sogleich die Luft ein und aus. Wenn Blutung aus einem großen Gefäße stattfindet, so kann das Blut in die tieferen Luftwege eindringen und den Tod durch Erstickung herbeiführen. Bei gleichzeitiger Durchtrennung der Speiseröhre dringen verschluckte Flüssigkeiten aus der Wunde und gelangen theilweise in die Luftwege. Schußwunden und Stichwunden sind seltener als die Schnittwunden. Stichwunden führen öfters zu Emphysem, indem die Luft in das Bindegewebe sich verbreitet und mehr oder weniger bedeutende Schwellung herbeiführt; namentlich kommt solche Luftgeschwulst nach Zerreißung vor, die infolge plötzlicher heftiger Bewegungen an membranösen Theilen zu Stande kommen können, wie z. B. in einem Falle Zerreißung der Stimmbänder durch heftiges Schreien beobachtet worden ist. Contusionen kommen nicht selten vor; sie können von Fractur der Kehlkopfknorpel begleitet sein und den Anstoß zu nachfolgenden Krankheiten geben.

Fisteln am Kehlkopfe sind zuweilen Folge von Kehlkopfabscessen, am häufigsten aber von Wunden mit Substanzverlust, zumal wenn dabei Knorpelstücke verloren gegangen sind, vorwiegend finden sie sich zwischen Zungenbein und Kehlkopf. Wenn ihr Umfang gering ist, verursachen sie nur wenig Störung, bei großen Oeffnungen wird nur durch diese geathmet und Tonbildung ist (vorausgesetzt, daß der Kehlkopf durchgängig ist) nur bei Zuhalten der Fistel möglich. Bei Fisteln zwischen Zungenbein und Schildknorpel ist der durch sie hindurchgehende Luftstrom stets schwächer, aber Mundschleim und Getränke dringen zum Theil aus der Fistel heraus.

Fracturen kommen nur an den größeren Kehlkopfknorpeln vor, am häufigsten am Schildknorpel; seltener

am Ringknorpel; begünstigt wird das Entstehen von Fracturen durch Verknöcherung der Knorpel, wodurch sie an Elasticität verlieren. Die Erscheinungen, welche die Fracturen hervorrufen, können unter Umständen geringfügig sein, meist aber wird durch die Lageveränderung der gebrochenen Knorpel und durch Blutextravasate der Raum im Kehlkopfe mehr oder weniger beschränkt, besonders wenn in der Folge noch entzündliche Anschwellung dazu eintritt, sodaß Erstickung, manchmal sofort nach der Verletzung, nicht selten die Folge ist; Heilung derartiger Brüche ist indessen doch auch möglich.

Von den Gelenkaffectionen am Kehlkopfe haben nur die des Gelenks zwischen Ringknorpel und Gießkannenknorpeln Bedeutung, an ihnen kann durch Erkrankung des Gelenks selbst oder seiner Umgebung Luxation und Ankylose (mehr oder weniger vollständige Aufhebung der Bewegungsfähigkeit) zu Stande kommen, durch die Störungen der Stimmbildung und Athmung bedingt werden.

Fremde Körper (verschiedener Art, sehr häufig Knochenstücke), die in die Luftwege gelangen, können oberhalb der Glottis stecken bleiben, namentlich wenn ihre Größe den Durchgang durch dieselbe nicht gestattet. Die dadurch bedingte Verschließung der Glottis kann, wenn der fremde Körper nicht ausgehustet wird, Erstickung zur Folge haben, ebenso verhält es sich bei Einkeilung von fremden Körpern in die Stimmritze. Wenn der fremde Körper im Morgagni'schen Ventrikel sitzt, bewirkt er permanente Reizung mit Hustenanfällen und größeren oder geringeren Athembeschwerden, die sich ebenfalls zu Erstickungsanfällen steigern können.

Die künstliche Eröffnung der Luftwege am Kehlkopfe (die Laryngotomie) wird meist in Form von Spaltung desselben am Schildknorpel (Thyreotomie, Laryngofission) ausgeführt zur Entfernung von fremden Körpern, die im Kehlkopfe sitzen, oder von Geschwülsten, wenn die Entfernung derselben auf dem natürlichen Wege nicht ausführbar ist; oft wird zu diesem Zwecke auch die Oeffnung oberhalb des Schildknorpels zwischen diesem und dem Zungenbeine angebracht (Pharyngotomia subhyoidea). Die totale oder theilweise Exstirpation oder Resection des Kehlkopfs ist wiederholt mit Erfolg ausgeführt worden bei ausgebreiteten, die Kehlkopfshöhle ausfüllenden Wucherungen, hauptsächlich krebsiger Natur, die auf andere Weise nicht zu beseitigen waren. Da nach Exstirpation des Kehlkopfs natürlich vollständige Stimmlosigkeit besteht, hat man, um eine deutlich vernehmbare Sprache zu erzielen, mit der Trachealkanüle in Verbindung stehende Vorrichtungen (sogen. künstlicher Kehlkopf) construirt. Mit der Tracheotomiekanüle steht ein nach oben zu gerichtetes Rohr in Verbindung, in welchem eine tönende Zunge angebracht ist, die durch die Exspirationsluft in Schwingungen geräth und tönt, wenn die Oeffnung in der Trachealkanüle geschlossen ist. Natürlich ist eine Veränderung des Tones nicht möglich und die Sprache hat einen monotonen, fremdartigen Klang.

Künstliche Kehlköpfe, die den Mechanismus der Stimmbildung veranschaulichen sollen, sind verschiedentlich construirt worden, doch sind alle derartige Apparate immer mehr oder weniger unvollkommen.

(Walter Berger.)

KEHREIN (Joseph), Pädagog, Sprachforscher und Literarhistoriker, wurde am 20. Oct. 1808 zu Heidesheim bei Mainz, als Sohn schlichter Landleute, welche in sehr beschränkten Vermögensverhältnissen lebten, geboren. Nachdem er den ersten Unterricht in seinem Geburtsorte erhalten hatte, besuchte er seit Herbst 1823 die Schule des bischöflichen Seminars zu Mainz und nach deren Aufhebung seit Herbst 1829 noch anderthalb Jahre das dortige Gymnasium. An der Seminarschule unterrichteten ihn Ludwig (später Pfarrer in Dieburg), M. A. Nickel (später Regens des bischöflichen Seminars) und Dr. Lüft (später Oberschulrath in Darmstadt), dessen Geschichtsunterricht ihn sehr anzog und dem er ein besonders dankbares Andenken bewahrte. An dem Gymnasium war es Professor F. Baur, der ihn mit Liebe für die deutsche Poesie erfüllte, der Gymnasialdirector J. B. Steinmetz, der ihn in die Dichtungen des Horaz einführte, und der ihm stets unvergeßliche G. Braun[1]), der ihm den Geist des Sophokles und der griechischen Elegiker erschloß. Zu Ostern 1831 bezog er die Universität Gießen und widmete sich unter der tüchtigen Leitung des gelehrten Friedrich Osann dem Studium der Philologie, besuchte auch die geistvollen Vorträge Hillebrand's über Aesthetik und Literaturgeschichte, Schmitthenner's, in dessen Hause er eine besonders liebevolle Aufnahme fand, über Geschichte, und wurde durch Dr. Adrian auch zur Bekanntschaft mit der italienischen und englischen Literatur (Ariost, Tasso, Shakespeare) angeleitet. Durch die Beschränktheit seiner Vermögensverhältnisse den Vergnügungen des Studentenlebens zu entsagen genöthigt, pflog er nur mit wenigen Freunden Umgang, mit welchen er sich zu Privatstudien und gemeinschaftlicher Lektüre vereinigte. Nach Beendigung seines akademischen Triennium wurde er Hofmeister des einzigen Sohnes des Freiherrn von Weichs in Darmstadt und am 31. Oct. 1835 als Accessist an dem dortigen Gymnasium angestellt. Am 18. Febr. 1837 wurde er in gleicher Eigenschaft an das Gymnasium zu Mainz versetzt und am 22. Nov. 1839 zum ordentlichen Lehrer an demselben ernannt.

Aus dieser Stellung wurde Kehrein durch Vermittelung des Geheimen Regierungsraths Dr. Seebode, damaligen Schulreferenten bei der Herzoglich-Nassauischen Landesregierung, am 12. März 1845 als Prorector an das Gymnasium zu Hadamar berufen und am 1. April 1846

1) Georg Christian Braun, Professor der griechischen und lateinischen Sprache am Gymnasium zu Mainz, verfaßte das treffliche Werk: „Die Weisen von Hellas oder Blumen griechischer Lyrik, Elegie und ethischer Dichtkunst, aus Bruchstücken verlorener Werke übersetzt und erläutert" (Mainz 1822), welches Fragmente des Tyrtäus und Kallinus, des Solon, Mimnermus, Archilochus, Stesichorus, Alkman, der Sappho, des Alcäus, Ibykus, Simonides, Bacchylides, des Kleanthes und anderer Hymnendichter, das goldene Lehrgedicht des Pythagoras, Sprüche, Fragmente aus einigen Komikern und anderes enthält. Von seinem seiner Lehrer sprach Kehrein mit solcher Begeisterung wie von dem Professor Braun.

zum Professor an demselben ernannt. Zehn Jahre widmete er dieser, kurz vor seiner Berufung an dieselbe aus einem Pädagogium zu einem vollständigen Gymnasium erhobenen Anstalt, welcher damals der Regierungsrath Matthäus Kreizner als Director vorstand, seine Lehrthätigkeit, bei welcher er sich besonders die Förderung des Studiums der historischen Grammatik und der altdeutschen Literatur angelegen sein ließ. Am 13. Jan. 1855 wurde er zum Director des katholischen Schullehrerseminars zu Montabaur ernannt, neben welchem Amte ihm zugleich die Inspection über die Elementarschulen der Stadt Montabaur und einiger Dörfer der Umgegend übertragen wurde. In dieser Stellung, welche ihm in der ersten Zeit besonders dadurch sehr erschwert wurde, daß er seither nur in dem Amte eines Gymnasiallehrers, für welches er sich ausgebildet hatte, thätig gewesen war, mit dem Elementarschulwesen aber sich niemals beschäftigt hatte, blieb er bis zu seinem Tode, der am 25. März 1876 erfolgte.

Kehrein hat sich durch seine gründlichen und vielseitigen Kenntnisse in gleichem Grade Achtung wie durch seine persönlichen Eigenschaften Liebe erworben. Er war ein offener, biederer Charakter, ein treuer Freund, ein liebevoller und sorgsamer Familienvater, verband mit aufrichtiger Religiosität die größte Duldsamkeit und Milde und war wegen seiner Unterhaltungsgabe und seines heitern Humors auch in geselligen Kreisen eine gern gesehene Erscheinung. Bei einer eifrigen und gewissenhaften amtlichen Wirksamkeit hat er zu einer sehr großen literarischen Thätigkeit, welche er schon auf der Universität begonnen und bis zu seinem Tode ununterbrochen fortgesetzt hat, Muße gefunden. Die meisten seiner Schriften können, da sie nur der Förderung von Schulzwecken gewidmet sind, nur eine mehr oder weniger vorübergehende Bedeutung in Anspruch nehmen, viele aber haben einen bleibenden wissenschaftlichen Werth, und es gereicht ihm zum besondern Verdienste, zum historischen Studium der Muttersprache vielfach angeregt und die Ergebnisse der Forschungen Jakob Grimm's auf dem Gebiete der deutschen Grammatik und Mythologie in weiten Kreisen verbreitet zu haben.

Seine Schriften sind: Amor und Psyche. Freie metrische Bearbeitung nach dem Lateinischen des Apulejus. (Gießen, 1834). — Beispielsammlung zu der Lehre von den Figuren und Tropen in Theodor Heinsius' Teut (Berlin 1839). — Sammlung deutscher Musterreden zum Gebrauche bei dem rhetorischen Unterrichte (Mainz 1840—1844, 2 Hefte). — Lateinische Anthologie aus den christlichen Dichtern des Mittelalters. Für Gymnasien und Lyceen herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet, Thl. I: die acht ersten christlichen Jahrhunderte (Frankfurt a. M. 1840). — Die dramatische Poesie der Deutschen. Versuch einer Entwickelung derselben von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart (2 Bde., Leipzig 1840). — Grammatik der neuhochdeutschen Sprache nach Jakob Grimm's deutscher Grammatik (Leipzig 1842—1852, 4 Abth.). — Leben der Heiligen. Die ältesten Originallegenden, gesammelt und mit besonderer Beziehung auf die Culturgeschichte bearbeitet von zwei Katholiken, Bd. 9 und 11, 13. Jahrh. und 12. Jahrh. erste Hälfte (Regensburg 1842). — Geschichte der katholischen Kanzelberedsamkeit der Deutschen von der ältesten bis zur neuesten Zeit, 2 Bde. (Regensburg, 1843). Der erste Band enthält die Geschichte, der zweite Proben und Exemplificationen. — Das hohe Lied Frauenlob's übersetzt (Mainz 1843, kam nicht in den Buchhandel). — Die Beredsamkeit der Kirchenväter. Nach J. A. Weißenbach übersetzt und bearbeitet von M. A. Nickel und Kehrein (Regensburg, 1844—1846, 4 Bde.); (1. Bd. Homiletik, 2. Bd. Beiträge zur Moral und Dogmatik, 3. Bd. das Festjahr der katholischen Kirche, 4. Bd. Patrologie.)[2] — Gymnasialblätter unter Mitwirkung hessischer Gelehrten herausgegeben von Fr. Baur und Kehrein, 1. (einziger) Bd. (Mainz 1845). — Die weltliche Beredsamkeit der Deutschen von der ältesten bis zur neuesten Zeit. Aus den Gymnasialblättern besonders abgedruckt (Mainz 1846). — Scenen aus dem Nibelungenliede zum Gebrauch bei dem Unterrichte in der mittelhochdeutschen Sprache, mit Anmerkungen und Wörterbuch (Wiesbaden 1846). — Onomatisches Wörterbuch, zugleich ein Beitrag zu einem auf die Sprache der classischen Schriftsteller gegründeten Wörterbuche der neuhochdeutschen Sprache (Wiesbaden 1847—1853, 2 Bde., 2. Aufl., 1862). — Tabellen der gothischen, althochdeutschen, mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Declinationen und Conjugationen, zunächst für seine Schüler zusammengestellt (Wiesbaden 1848). — Kurze Lebensbeschreibungen der Dichter und Prosaiker, aus deren Werken Proben in den besseren deutschen Lesebüchern sich finden (Weilburg 1848). — Ueberblick der deutschen Mythologie. Auszug aus J. Grimm's deutscher Mythologie, besonders für die studirende Jugend bearbeitet (Göttingen 1848). — Proben der deutschen Poesie und Prosa vom 4. bis in die erste Hälfte des 18. Jahrh., 1. Thl. 4.—15. Jahrh. Proben im Original mit neuhochdeutscher Uebersetzung und sprachlichen Anmerkungen (Jena 1849, 2. Aufl., 1851; 2. Thl. 16.—18. Jahrh. Proben im Original mit sprachlichen Anmerkungen, daselbst 1850). — Deutsches Lesebuch mit sachlichen und sprachlichen Erklärungen, nebst vielfachen Andeutungen zu einem praktischen Unterricht in der deutschen Sprache (Leipzig 1850). Seit der 3. Aufl. 1852 in 2 Bden. mit dem Beisatze: Für Gymnasien, Seminarien, Realschulen, Untere Lehrstufe 4. Aufl. 1856, 5. Aufl. 1868. Obere Lehrstufe 4. Aufl. 1863. (Der „Unteren Lehrstufe" ist ein „Ueberblick der deutschen Grammatik", der „Oberen Lehrstufe" ein „Geschichtl. Ueberblick der deutschen Verskunst", ein „Ueberblick der Dichtungsarten", ein „Ueberblick der Figuren und Tropen" beigegeben.) — Kleine

2) Nach Uebereinkunft wollte Kehrein den 1. und 2. (nun 4.) Bd., Nickel die beiden andern Bde. bearbeiten. Als der 1. Bd. gedruckt und der 2. (4.) im Manuscript fast vollendet war, zeigte es sich, daß der 2. Bd. der 4. werden mußte, und da Nickel mit andern Arbeiten beschäftigt war, so bearbeitete Kehrein das Ganze, indem er nur in zweifelhaften Fällen, besonders wo es sich um kirchliche Ausdrücke handelte, seinen früheren Mitarbeiter zu Rathe zog.

deutsche Schulgrammatik (Leipzig 1852, 3. Aufl. 1858) (besonderer Abdruck des „Ueberblicks“ in der „Unteren Lehrstufe“ des Lesebuchs). — Zur Geschichte der deutschen Bibelübersetzung vor Luther nebst 34 verschiedenen deutschen Uebersetzungen des 5. Kapitels aus dem Evangelium des heil. Matthäus (Stuttgart 1851). — Kirchen- und religiöse Lieder aus dem 12.—15. Jahrh. Theils Uebersetzungen lateinischer Kirchenhymnen (mit dem lateinischen Text), theils Originallieder, aus Handschriften der K. K. Hofbibliothek zu Wien zum ersten mal herausgegeben. Mit Wörterbuch (Paderborn 1853). — Entwürfe zu deutschen Aufsätzen und Reden, nebst einer Einleitung, enthaltend das Wichtigste aus der Stilistik und Rhetorik, für Gymnasien, Seminarien, Realschulen und zum Selbstunterricht (Paderborn 1854), 4. Aufl. mit Proben zu den einzelnen Gattungen der prosaischen Darstellung (1865; 5. Aufl. 1868). — Grammatik der deutschen Sprache des 15.—17. Jahrh. (Leipzig 1854—1856, 3 Bde.; 1. Bd. Laut- und Flexionslehre, 2. Bd. Wortbildungslehre, 3. Bd. Syntax). — Handbuch deutscher Prosa für Schule und Haus. Mit erläuternden Anmerkungen und einem Anhange: Kurze Lebensbeschreibungen der Verfasser der Stücke und der in denselben vorkommenden Personen (Leipzig 1855, 2 Bde., 2. Aufl. 1859; 1. Bd. Histor. Prosa, 2. Bd. Rhetorische und Poetische Prosa). — Auswahl dramatischer Declamationsstücke, 1. Bd. (Koblenz 1856). — Schulgrammatik der deutschen Sprache (Leipzig 1856), 3. Aufl. mit besonderer Berücksichtigung der Classiker des 18. und 19. Jahrh., 1865. — Laienbrevier für katholische Frauen und Jungfrauen (Leipzig 1856, 2. Aufl. 1859). — Aufgaben zu deutschen Sprach- und Stilübungen in den Oberklassen der Elementarschule (Hadamar 1858). — Anhang zum Lesebuch für die obern Klassen der Elementarschulen des Herzogthums Nassau, enthaltend Lebensbeschreibungen der Verfasser der Lesestücke und der in denselben erwähnten Personen (Hadamar 1858). — Katholische Kirchenlieder, Hymnen, Psalmen aus den älteren deutschen gedruckten Gesang- und Gebetbüchern zusammengestellt (Würzburg 1859—1865, 3 Bde.). — Kurze Geschichte des deutschen katholischen Kirchenliedes von seinen ersten Anfängen bis zum 3. 1631. Besonderer Abdruck aus dem vorhergehenden Werke (Würzburg 1858). — Ebenfalls als besonderer Abdruck des genannten Werkes erschien: „Das deutsche katholische Kirchenlied in seiner Entwickelung“ (Würzburg 1874). — Aelterneuhochdeutsches Wörterbuch. Beitrag zur deutschen Lexikographie. Besonderer Abdruck aus dem vorhergehenden Werke (Würzburg 1865). — Volkssprache und Volkssitte im Herzogthume Nassau, 2 Bde. (Weilburg 1860—1864). Der 1. Bd. enthält die Volkssprache und zwar 1) Lautverhältnisse, 2) Wörterbuch; der 2. Bd. enthält die Volkssitten und zwar: Sprachproben, Kinderliedchen, Märchen, Räthsel, Sprichwörter, Volkswitze, Sprüche beim Losen oder Auszählen, Kinderspiele und dabei vorkommende Liedchen, Gebräuche, Aberglauben, Mythologisches. Dieses Werk zeugt von dem bewunderungswerthen Sammelfleiße des Verfassers, der demselben auch schätzbare Anmerkungen und Erläuterungen beigefügt hat. — Nassauisches Namenbuch, enthaltend alle Personen-, Orts- und Gemarkungsnamen des Herzogthums Nassau (Weilburg 1864). — Wörterverzeichniß zur Einübung der deutschen Rechtschreibung, zunächst für Elementar- und Realschulen (Leipzig 1861, 2. Aufl. 1868). — Sammlung alt- und mitteldeutscher Wörter aus lateinischen Urkunden. Zugleich eine Ergänzung der lexikalischen Werke von Graff, Müller-Zarncke, Förstemann (Nordhausen 1863). — Hülfsbüchlein zur Erklärung kirchlicher Ausdrücke für jedermann, namentlich für den katholischen Elementarlehrerstand (Paderborn 1864). — Deutsches Stilbuch. Zum Gebrauch für Schüler in Volks-, Real- und Fortbildungsschulen und in den mittlern Klassen der Gymnasien (Paderborn 1864). — Hülfsbuch zum deutschen Sprachunterricht in allen Klassen der Elementarschule (Paderborn 1865). — Das Annolied. Genauer Abdruck des Opitz-Textes mit Anmerkungen und Wörterbuch (Frankfurt 1865). — Pater Noster und Ave Maria in deutschen Uebersetzungen. Nebst einem Anhange: Die altdeutschen Namen Gottes und Maria's (Frankfurt 1865). — Lateinische Sequenzen des Mittelalters (1873). Die beiden folgenden Schriften Kehrein's sind nach seinem Tode in neuen, von andern bearbeiteten Auflagen erschienen: Handbuch der Erziehung und des Unterrichts, zunächst für Seminarzöglinge und Elementarlehrer (Paderborn 1876), 3. Aufl. nach des Verfassers Tode bearbeitet von Dr. A. Keller, Seminarlehrer in Montabaur (Paderborn 1878). — Ueberblick der Geschichte der Erziehung und des Unterrichts für Zöglinge der Lehrerseminare und zur Vorbereitung auf die in den Allgemeinen Bestimmungen angeordneten Prüfungen (Paderborn 1873). Neubearbeitet von Dr. Joh. Kayser, Schulrath (in Danzig), 6. Aufl. (Paderborn 1880). — Zu erwähnen ist noch, daß Kehrein das im Auftrage des Historischen Vereins für Nassau von Dr. Karl Rossel herausgegebene Urkundenbuch der Abtei Eberbach im Rheingau (Wiesbaden, Bd. I, 1862, Bd. II. Abth. 1. 1865, Abth. 2. 1870) mit einem ausgiebigen und mit größter Sorgfalt ausgearbeiteten Register ausgestattet und dadurch den Gebrauch des genannten Werkes für die Specialforschungen wesentlich erleichtert hat.

Benutzt sind bei vorstehendem Artikel: Scriba, Biogr.-liter. Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen im 19. Jahrh. (Darmstadt 1843), 2. Abth., S. 368 fg. und das von Kehrein verfaßte: „Biographisch-literarische Lexikon der katholischen deutschen Dichter, Volks- und Jugendschriftsteller im 19. Jahrh. (Zürich, Stuttgart und Würzburg 1868), Bd. I, S. 185 fg. An letzterer Stelle sind auch die von Kehrein verfaßten Programme, Poesien und Gelegenheitsgedichte sowie die zahlreichen Zeitschriften und Encyklopädien angeführt, für welche der unermüdlich thätige Mann gearbeitet hat. Kehrein's sprachwissenschaftliche Forschungen auf dem Gebiete des Altdeutschen und die Verdienste, welche er sich durch werthvolle Mittheilungen aus dem Sprachschatze der mittelalterlichen religiösen Prosa und Poesie erwarb, sind von Dr. Karl Werner in seiner „Geschichte der katholischen Theologie“ (München 1866), S. 524, 562 und 596 mit gebührendem Lobe hervorgehoben worden.

Schließlich bemerken wir noch, daß es seiner Wirksamkeit auch an äußerer Anerkennung nicht gefehlt hat; er war seit 1845 correspondirendes Mitglied des Vereins zur Erforschung der rheinischen Geschichte und Alterthümer in Mainz, ebenfalls seit 1845 auswärtiges Mitglied der Gesellschaft für deutsche Sprache zu Berlin, seit 1853 ordentliches Mitglied der Königlich-Deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen, seit 1857 Ehrenmitglied des historischen Vereins für den Niederrhein, insbesondere die alte Erzdiöcese Köln, durch Breve vom 31. März 1865 Ritter des päpstlichen St.-Gregoriusordens, seit dem 10. Dec. 1865 Inhaber des Ordenskreuzes IV. Klasse des Militär- und Civil-Verdienstordens Adolf's von Nassau.

Die „Allgemeine Deutsche Biographie" enthält (Bd. XV, S. 527) einen von Professor Dr. Reusch verfaßten Artikel über Kehrein, bei welchem auf dessen Biograph.-liter. Lexikon S. 186 sowie auf die Liter. Rundschau 1876, S. 173 und den Liter. Handweiser 1876, S. 235 hingewiesen wird. *(C. Schwartz.)*

KEHREN (Joseph), Historienmaler der Neuzeit, geb. am 30. Mai 1817 zu Hülchrath bei Düsseldorf, sollte, was sein Vater war, Gärtner werden. Die in der Schule seines Heimatsortes ausgeführten Zeichnungen erregten aber Aufmerksamkeit, und so zog er, durch Gönner unterstützt, 1834 zum Besuch der Akademie nach Düsseldorf, wo er an W. von Schadow eine Stütze fand. Zuerst zeichnete er für diesen die Cartons, 1839 aber trat er mit seiner ersten Composition, die heil. Agnes, Altarbild für die Schloßkapelle des Grafen Trips, hervor. Bald folgten andere Gemälde, deren Stoff der Bibel oder Heiligenlegende entlehnt war: 1841 der heil. Hubertus, 1842 eine Madonna mit dem Christkind und andere kleinere Bilder, von denen einzelne den Zweck hatten, Kirchenfahnen zu schmücken. Für die Kirche zu Glottau entstanden zwei Altarbilder, 1844 Christus und Petrus in der Scene, wo letzterer zum Heiland sagt: „Zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens", und 1852 Christus mit den beiden Jüngern in Emmaus. In der Zwischenzeit, wo diese beiden Bilder entstanden, fand Kehren Gelegenheit, sich in einer neuen Ausdrucksweise der Kunst, dem Fresco, auszubilden. H. Stilke, der das Schloß Stolzenfels am Rhein mit Frescomalereien verzierte, berief nämlich 1846 unsern Künstler zur Theilnahme an der Arbeit. Nach Vollendung derselben führte Kehren in der Apollinariskirche zu Remagen kleine Wandbilder grau in grau nach O. Müller's Entwürfen aus. Diese Vorarbeiten kamen ihm sehr gut zu statten, als ihn Rethel, der 1846 den Kaisersaal in Aachen auszumalen begann, zu sich berief, um ihm einen Theil der Ausführung zu übertragen. Als Rethel vier Bilder vollendet hatte, wurde er 1859 in der Blüte des Lebens durch den Tod der Kunst geraubt. Der Carton zur Taufe Wittekind's blieb nach ihm zurück. Kehren, dem die Fortsetzung der Arbeit nun übertragen wurde, führte gewissenhaft nach dem Carton das Gemälde und außerdem noch drei andere aus, zu denen Rethel kleine Skizzen hinterlassen hatte, nämlich die Kaiserkrönung Karl's durch Leo III., die Erbauung des Münsters zu Aachen und die Ernennung Ludwig's des Frommen zu Karl's Nachfolger. Diese Arbeiten waren 1862 vollendet, in welchem Jahre Kehren nach Düsseldorf zurückkehrte. Hier erwartete ihn eine neue Aufgabe, das Cultusministerium gab ihm den Auftrag, ein großes Bild, die Justitia, für den Schwurgerichtssaal in Marienwerder zu malen. Für einen Historienmaler, der concrete Menschencharaktere schildert, ist eine Allegorie, die Personificirung einer Idee immerhin kein anlockender Vorwurf; der Künstler löste aber seine Aufgabe zur Zufriedenheit der Auftraggeber. In diese Zeit dürfte auch seine erste Composition des Saulus zu versetzen sein. Diese befand sich neben andern Arbeiten, Studien und Schriften in Kehren's Atelier, als bekanntlich im Akademiegebäude am 19. März 1872 Feuer ausbrach und auch sein Atelier mit dem ganzen Inhalte vernichtet wurde. Ein solcher Verlust ist unersetzlich und kann einen schwachen Geist zur Verzweiflung bringen. Unser Künstler fühlte wol die ganze Schwere des Schicksals, das ihn so plötzlich getroffen hatte, aber er verlor den Muth nicht, der wol durch einen großen Auftrag der preußischen Regierung neu belebt ward. Es wurde ihm die Aufgabe, in Verbindung mit F. Commans die künstlerische Ausschmückung der Aula des Lehrerseminars in Mörs zu übernehmen. Es sollten in einem friesförmig geordneten Cyklus die Hauptmomente der Weltgeschichte zur Darstellung gebracht werden. Kehren malte die Ereignisse bis zur Geburt Christi und dann von dessen Grablegung bis zur Erneuerung des Kaiserthums durch Karl den Großen. Commans malte das Leben Jesu und der Rest wurde P. Janssen übertragen. Jede Geschichtsstation ist durch möglichst wenige Figuren zum Ausdruck gebracht, aber Kehren verstand es, in diesem engen Kreise die besten Gedanken in würdiger Auffassung und klarer Gliederung zu verkörpern. Es erübrigt noch, einige seiner Einzel-Compositionen hervorzuheben. Im Rheinlands-Album, das zur Silbernen Hochzeit des Prinzen von Preußen (jetzigen Kaisers) entstand, befindet sich von ihm eine schwungvolle Composition als Zeichnung: Chlodwig bekehrt sich in der Schlacht bei Zülpich zum Christenthum. Weiter zeichnete er die Compositionen des aachener Kaisersaales auf Holz, die dann vom Kunstvereine für die Rheinlande vervielfältigt wurden. Zu seinen besten Bildern gehört Joseph, der sich seinen Brüdern zu erkennen gibt. Hier sind noch zwei Entwürfe zu nennen, die als Prolog und Epilog zur Geschichte Karl's des Großen und als Abschluß der Fresken von Rethel zu nehmen sind: Karl als Verbreiter des Christenthums und die Wallfahrt zu Aachens Heiligthümern. Sein Gemälde: Christus am Kreuz mit Maria und Magdalena (Consummatum est) wurde von Nik. Barthelmeß gestochen, ein anderes mit dem guten Hirten wählte sich A. G. Glaser zum Stich aus. Vom J. 1872 datirt seine Composition: Mater dolorosa, die Marterwerkzeuge ihres Sohnes betrachtend. Daß ihn das Unglück des Brandes nicht völlig niederdrücken konnte, beweist der Umstand, daß er den verbrannten Carton wieder neu zeichnete. Es ist die Scene der Steinigung des Protomartyrs Stephanus. Alles hat bereits den Richtplatz verlassen,

nur einer der Feinde des Blutzeugen Christi ist noch, von geheimnißvoller Macht festgehalten, zurückgeblieben. Es ist der frühere Freund und Jugendgenosse des Erschlagenen, Saulus, dessen erbitterter Feind, als Stephanus Christ wurde. Noch einen Blick wirft er auf den Todten, der in verklärter Ruhe daliegt, aber dieser Blick blieb wie ein fruchtbares Samenkorn fest in seiner Brust haften und aus ihm entwickelte sich, als die Gnade von oben es befruchtete, die Umwandlung des Saulus in einen Paulus. Der Künstler verstand es, diese schwere Aufgabe glücklich zu lösen; im Blick des Saulus ist die Morgenröthe seiner Bekehrung bereits deutlich wahrzunehmen. Der Carton war in Düsseldorf 1874 ausgestellt, wurde aber leider nicht gemalt. Der Künstler besaß eine lebhafte Phantasie, die aber von dem Bestreben, scharf zu individualisiren, in Zaum gehalten wurde. Die Farbe besitzt Kraft und die Zusammenstellung der Farben wirkt harmonisch. In seinen Compositionen religiöser Richtung ist er sehr maßvoll, Zeichnung und Ausführung sind einfach und natürlich, und ein idealer Ernst verleiht denselben die entsprechende Weihe. Am 12. Mai 1880 starb der Künstler. *(J. E. Wessely.)*

KEI, oder Grosser Kei, Fluß an der Ostgrenze der britischen Capcolonie, kommt, durch äußerst zahlreiche Quellströme genährt, von der zweiten, höheren Gebirgsstufe herab und durchfließt die Karoo. Sein Lauf ist vielfach gewunden, bei trockenem Wetter ist er wasserarm, zu zeiten versiegt er völlig und läßt nur eine Reihe von Lagunen zurück. Nach heftigem Regen dagegen schwillt er plötzlich an und unterbricht den Verkehr. Der Keifluß bildete lange Zeit die Grenze zwischen dem jetzt unter britischer Herrschaft vereinigten Britisch-Kaffraria und dem sogenannten eigentlichen Kaffraria; aus den Gegenden am Keifluße kamen die Kafferhorden, welche in langen, blutigen Kriegen den Engländern die Herrschaft streitig machten. *(Richard Oberländer.)*

KEIGHLEY (spr. Kihle), Stadt im West-Riding der englischen Grafschaft York, am Flusse Aire, am Liverpool- und Leeds-Kanal und an der Preston- und Leeds-Eisenbahn, 25 Kilom. nordwestlich von Leeds, hat Papier-, Leinwand-, Woll- und Baumwollfabriken und 19,775 Einwohner. *(W. Bentheim.)*

KEIL (Christian August Karl) ist geboren am 17. Mai 1812 in Weißenfels an der Saale. Nach einer Vorbereitung in der Stadtschule fand er am 22. April 1824 Aufnahme in der Landesschule Schulpforte. Noch stand Ilgen an der Spitze der Anstalt, aber bald folgte diesem A. Lange; dieser und von den jungen Lehrern Naue und Steinhart übten besonders Einfluß auf den strebsamen und begabten Schüler. Auch fehlte es ihm nicht an Schulgenossen, die in gleicher Liebe die classischen Studien pflegten, wie Lepsius (in Berlin), Stürenburg, Adler, Wunderlich. Am 9. Sept. 1829 verließ er die Schule und ging mit der Absicht Philologie zu studiren nach Leipzig. Drei Jahre hatte er hier das Glück, G. Hermann zu hören und in dem Verkehr mit gleichstrebenden Freunden eine glückliche Zeit zu verleben. Er war natürlich nicht blos im Philologischen Seminar, sondern auch in der Griechischen Gesellschaft. Aber die grammatisch-kritische Richtung, die man in Leipzig pflegte, genügte ihm nicht; er ging 1832 nach Berlin, wo Böckh und Lachmann vorzüglich Einfluß auf ihn gewannen, auch Zumpt gehört wurde. Er konnte nie genug rühmen die anregende und herzliche Freundlichkeit Böckh's, der auch seinen wissenschaftlichen Studien eine bestimmte Richtung gab und ihn für das Schulamt vorbereitete. Denn Keil wurde nach glücklich bestandener Candidatenprüfung zugleich mit dem leider verunglückten Friedrich Vater Ostern 1834 Mitglied des Seminars für gelehrte Schulen und als solches verpflichtet, wöchentlich sechs bis acht Lehrstunden zu geben (er that dies am Joachimsthal'schen Gymnasium) und außerdem an den wissenschaftlichen Arbeiten der Seminaristen (Anfertigung und Beurtheilung von gelehrten Aufsätzen) sich zu betheiligen. Dadurch trat er Böckh näher, der mit sicherm Blick in ihm den geeigneten Mann zur Anfertigung der Register für das große griechische Inschriftenwerk erkannte. Er hat bis an sein Lebensende daran gearbeitet und die Register zum ersten Band vollendet. Die preußische Unterrichtsbehörde, immer bemüht, ausgezeichnete Lehrer für Pforta zu gewinnen, bestimmte ihn im Januar 1837 für die vierte Adjunctur; er trat an die Stelle von F. Hase und wurde am 23. Jan. von dem Rector Kirchner in sein Amt eingeführt. Johannis 1840 rückte er in die dritte Adjunctur auf, Michaelis 1841 in die zweite. Um ihn der Anstalt zu erhalten, wurde er am 28. Febr. 1843 zum Professor ernannt, eine Gehaltszulage und zugleich die Erlaubniß gewährt, einen eigenen Hausstand zu begründen. So ist er allmählich bis zur vierten Professur aufgerückt. Er trat in einen Kreis von Collegen, die er zum Theil als Lehrer gehabt hatte und ein jüngeres Geschlecht (Grubitz, Fickert, Dietrich u. a.) schloß sich an. Seine Lehrthätigkeit bezog sich zunächst auf Französisch und Geschichte, nur wenig auf die beiden alten Sprachen, aber diese traten immer mehr in den Vordergrund und brachten ihn in die oberste Klasse. Seine Schüler haben seinen Unterricht nicht frisch und anregend gefunden. Bei der Erklärung der Schriftsteller hatte er aus dem Schatze seiner vielseitigen Belesenheit eine Masse von Citaten und Belegstellen zur Hand, mit denen die Schüler nicht verschont wurden, und nur selten wurde die Monotonie seines Vortrags durch einen trockenen Witz unterbrochen. Die Aufsätze corrigirte er mit unglaublicher Sorgfalt, weil er häufig Zeile für Zeile ausstrich und seine eigenen Worte darüber schrieb. Eine außerordentliche Gewandtheit besaß er in der lateinischen Versification, mit der er den Schülern besonders imponirte. Bei solcher Schularbeit dürfen wir uns nicht wundern, daß er über Mangel an Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit klagt, zumal in Pforta die erzieherische Thätigkeit viel Zeit von dem Lehrer als Berather und Tutor beanspruchte und darum die silentia noctis von dem fleißigen Arbeiter benutzt werden mußten. Den Mangel einer großen Bibliothek scheint er weniger gespürt zu haben, wenn man die Fülle von Citaten in seinen Schriften sieht. Die Zahl derselben ist nicht gering, aber die be-

vorzugte Epigraphik bedingte auch den geringen Umfang derselben. Denn auf diese Wissenschaft, die damals noch im Entstehen war, beziehen sich die meisten und auf die damit in Verbindung gesetzte griechische Namenkunde. Im J. 1840 erschien das „Specimen onomatologi graeci", A. Böckh gewidmet zum 54. Geburtstag; 1842 „Analecta epigraphica et onomatologica", 1845 und 1866 in pförtner Schulprogrammen die „Sylloge inscriptionum Boeoticarum und „Schedae epigraphicae". Zu der Festschrift bei dem Jubiläum der Schule 1843 lieferte er das „Scholion Arateum" und in demselben Jahre die Gratulationsschrift zu der Säcularfeier der Schwesteranstalt in Meißen, der er als Deputirter beiwohnte, „Vindiciae onomatologicae". In gleicher Absicht war im Namen des Lehrer-Collegiums 1869 die Gratulationsschrift für Rector Nobbe in Leipzig „De inscriptione Attica commentariolus" verfaßt. Andere Ergebnisse dieser epigraphischen Studien liegen in Zeitschriften zerstreut, wie im Rheinischen Museum (zum C. J. Gr. im 14., 18., 19., 20. Bde.; Gr. Inschriften in Spanien Bd. 17, aus Delphi Bd. 18, auch Onomatologisches der Griechen Bd. 19 und für Römer Bd. 16), in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft, in den Archäologischen Beigaben zur Hallischen Literaturzeitung, in den Jahrbüchern für classische Philologie (1858 Epigraphische Excurse und 1864 zur Sylloge inscriptionum Boeoticarum), in den Mélanges gréco-romains der kaiserlichen Akademie zu Petersburg (1856 zur griechischen Anthologie, 1858 Epigraphische Beiträge). Durch diese Arbeiten war er in freundschaftlichen Verkehr mit L. Roß in Halle getreten, dessen archäologische Aufsätze er in zwei Sammlungen 1855 und 1861 zusammenstellte und einen Nekrolog des Freundes hinzufügte. Ueber seinen Antheil an der fünften Bearbeitung des Passow'schen Wörterbuchs fehlen mir genauere Nachrichten. Den ausgezeichneten Arbeiten hat die Anerkennung nicht gefehlt. Die philosophische Facultät der Universität Bonn ertheilte ihm bei der Jubelfeier der Universität ihre Doctorwürde honoris causa, die Akademien zu Petersburg und zu Berlin ernannten ihn zum correspondirenden Mitglied, ebenso das Archäologische Institut in Rom. Körperliche Leiden hatten ihn in der Erfüllung seines Berufes niemals gestört, er hatte alle seine Obliegenheiten unausgesetzt und mit gewohnter Pünktlichkeit bis zum 8. Dec. 1865 erfüllt. An diesem Tage legte er sich mit Widerstreben aufs Krankenbett, von dem er nicht wieder aufstehen sollte. Er starb am 15. Dec. Am 17. Dec. fand sein feierliches Begräbniß statt, am Abend desselben Tages hielt Rector Peter ihm nach pförtner Sitte das Ecce. Eben dieser hat ihn in dem Programm von 1866 also charakterisirt: „Er war ein Mann ebenso vielseitiger als gründlicher Gelehrsamkeit und von seltener Berufstreue, der als Lehrer seine ganze Kraft und Zeit seinen wissenschaftlichen Studien und den Pflichten seines Amtes widmete, ein uns allen freundlich zugethaner, stets zur Hülfe durch Rath und That bereiter College, ein gewissenhafter und fürsorglicher Lehrer und Berather seiner Schüler, ein warmer Freund und Anhänger der Pforta, der der Anstalt die seit seiner Schülerzeit tief in ihn gepflanzte Dankbarkeit stets bewahrt und ihr das Empfangene durch die ihr im Laufe seiner 28jährigen Lehrerwirksamkeit geleisteten Dienste reichlich vergolten hat." *(F. A. Eckstein.)*

KEIL (Ernst), einer der hervorragendsten Repräsentanten des deutschen Buchhandels und durch die Gründung und langjährige Leitung der Zeitschrift „Die Gartenlaube" hochverdient um die deutsche Volksbildung. Geboren am 6. Dec. 1816 in Langensalza als Sohn eines preußischen Gerichtsdirectors, genoß er in dem angesehenen Aelternhause, dem der Glanz der Wohlhabenheit zwar gebrach, das aber vom Geiste feiner Sitte und edler Bildung durchweht war, eine sorgfältig überwachte Erziehung. Später besuchte er das Gymnasium in Mühlhausen, wo er, im schroffsten Gegensatze zu dem, was er als Jüngling und Mann erstrebte, in den alten Sprachen und in der Religion sich besonders hervorthat, ein Factum, auf das er in späteren Lebensjahren, als die Welt ihn als rücksichtslosen Kämpfer gegen den Zopf des Classicismus und den Ungeist der Kirche genugsam kennen gelernt, mit lächelnder Selbstironie hinzudeuten liebte. Bei fehlenden Mitteln zum Studium, dem er sich so gern gewidmet hätte, entschloß sich der Schüler von Mühlhausen, Buchhändler zu werden; stellte ihm dieser Beruf doch reichliche Nahrung zur Stillung seiner Neigung für Literatur und Poesie in Aussicht. Man darf es wol als einen besondern Glückszufall bezeichnen, daß der junge Keil in dem geistig so regen Weimar, über dem noch das scheidende Abendroth unserer classischen Literaturperiode lag, seine buchhändlerische Laufbahn beginnen durfte. In dem alten Cranachhause am weimarschen Marktplatze fand er eine Stellung als Lehrling der Hoffmann'schen Hofbuchhandlung. Goethe lebte noch. Der Altmeister bezog seine Bücher durch die Hoffmann'sche Firma, und der Lehrling Keil zählte es zu seinen Obliegenheiten, dem Dichterfürsten allwöchentlich die literarischen Novitäten zur Einsichtnahme ins Arbeitszimmer zu tragen. Goethe hatte sein Wohlgefallen an dem schmucken blondlockigen Knaben und sah ihn gern bei sich eintreten. Aber nicht vorwiegend an der classischen Sonne Goethe's erwärmte sich der junge Buchhändlerasspirant. Die jungdeutsche Literaturbewegung war es in erster Reihe, die ihn hier, zwischen den Regalen des Hoffmann'schen Buchladens, mächtig ergriff, und diese Inspiration ist entscheidend geblieben für sein Leben. Nach Beendigung seiner Lehrzeit wandte sich Keil nach Erfurt, um seiner preußischen Militärpflicht als Freiwilliger zu genügen, und dort, so recht in der Vollkraft jugendlicher Blüte, genoß er im „Rock des Königs" die fröhlichste und sorgenloseste Zeit seines Lebens, pflegte aber dabei die von Weimar her liebgewonnene jungdeutsche Lektüre aufs eifrigste. Im engsten Zusammenhange mit dieser geistigen Richtung des jungen Mannes stand auch sein im J. 1837 erfolgter Eintritt als Gehülfe in die Weygand'sche Buchhandlung in Leipzig, welche den journalistischen Mittelpunkt der jungdeutschen Bewegung bildete. Das war die beste Schule für den nunmehr Einundzwanzigjährigen, der sich mit allen Gedanken und Empfindungen seines lebhaften

Naturells zur journalistischen Bethätigung hingezogen fühlte. Er widmete in jener Zeit seine ganze Muße schriftstellerischen Arbeiten; er lieferte für Zeitschriften und Zeitungen kritische und raisonnirende Aufsätze und documentirte namentlich in der novellistischen Skizze mit lyrisch-sentimentalem Anhauch, wie jene Zeit sie liebte, ein warmblütiges und feinsinniges Talent. Eine Sammlung solcher Keil'scher Skizzen erschien 1845 unter dem Titel „Melancholie" (Bautzen, Schlüssel). Es waren wol namentlich seine kritischen Arbeiten, welche ihm bald die allgemeine Aufmerksamkeit zuwandten und Veranlassung wurden, daß man ihm schon im J. 1838 die Redaction des Journals „Unser Planet" (später „Wandelstern") übertrug. Mit jugendlicher Frische leitete er das ihm anvertraute Blatt — es war Eigenthum des Philipp'schen Verlags in Grimma — und wußte es durch Fleiß und Geschick schnell zu einem der gelesensten unter den damaligen Journalen emporzuheben. Aber mitten in seiner schönsten Blüte wurde das keck und freimüthig der Wahrheit huldigende Blatt von einem engherzigen polizeilichen Verbot ereilt; es wurde zu Grabe getragen, und keine Auferstehung blühte ihm. Von nun ab war Keil's unablässiges Sinnen auf die Gründung eines neuen Journals gerichtet; denn das flotte Schwimmen auf der Welle der Zeit, wie es das journalistische Leben mit sich bringt, ein Wirken in der ewig an- und aufregenden Welt der Publicistik war ihm geistiges Bedürfniß geworden. Inzwischen hatte er sich, nachdem er eine Zeit lang als Geschäftsführer der Firma Naumburg u. Comp. in Leipzig fungirt, im J. 1845 selbständig etablirt. Es war kein kleines Kunststück, aus nichts etwas zu schaffen; die Firma Ernst Keil fing im strengsten Sinne des Wortes mit nichts an: ohne alle Geldmittel. Und zu wie hohem Ansehen, zu wie reichen materiellen Ernten hat sie es im Laufe der Jahre gebracht! Schon ein Jahr nach ihrer Gründung erschien in ihrem Verlage das von Keil selbst redigirte Monatsblatt „Der Leuchtthurm" — ein Unternehmen, das, seinem Namen entsprechend, wirklich ein Pharus wurde, der in dem Meere der freiheitlichen Bestrebungen der vormärzlichen Zeit leuchtend emporragte und den Mitstrebenden die Bahn wies. „Der Leuchtthurm" war auf socialem und literarischem, auf religiösem und politischem Gebiet das erste deutsche Organ, welches in volksthümlicher Weise den liberalen und revolutionären Ideen jener Tage zum Ausdruck verhalf; Keil hat sich durch diese publicistische Schöpfung das große Verdienst erworben, zuerst die Massen in Deutschland aus dem Schlafe aufgerüttelt zu haben, in den die Schergen des Metternich'schen Systems sie eingewiegt; als Gründer des „Leuchtthurms" gehört Keil zu den eigentlichen Schöpfern einer öffentlichen Meinung in unserm Vaterlande; mit seinem stets schlagfertigen Organe half er den Schulmeister und Pastor, den Junker und Beamten, die bisher den deutschen Kleinbürger und Bauer im geistigen Joche hielten, aus dem Felde schlagen; tapfer, wenn auch nicht immer ohne politische Fehlgriffe und ästhetischen Dilettantismus, hat er mittels seiner bald weithin verbreiteten Monatsschrift dazu beigetragen, daß der vom Bureaukratismus und Absolutismus unterjochte Volksgeist in Deutschland zu selbständigerem Denken und freierem Empfinden sich aufraffte, und die besten und ehrlichsten Volksmänner jener Zeit standen ihm dabei zur Seite: Johann Jacoby, Robert Blum, Uhlich u. a. wurden Mitarbeiter des „Leuchtthurms". Aber es war kein leichtes Ding, das kühn und energisch geschaffene Werk nun auch klug und umsichtig zu erhalten und zu stützen. Es war eine Kette hoher und allerhöchster Verfolgungen, mit denen „Der Leuchtthurm" unaufhörlich zu kämpfen hatte. Polizei und Censur hatten sich gegen ihn verschworen. Der Verlagsort mußte fortwährend gewechselt werden, sechsmal in zwei Jahren: heute Leipzig, morgen Zeitz, nun Halle und Magdeburg, dann Dessau und Bremen, endlich Braunschweig! Erst die mit den Märztagen von 1848 geschaffene Preßfreiheit machte dieser Hetze von Pontius zu Pilatus ein Ende, und das Blatt, nunmehr in eine Wochenschrift verwandelt, fand jetzt in Leipzig eine dauernde Stätte. Während des Revolutionsjahres focht „Der Leuchtthurm" im Vordertreffen der Bewegung, und manche seiner Wochennummern erregen durch ihre Kühnheit und Schlagfertigkeit unser Erstaunen. Aber kaum lag die Revolution am Boden, so begann für den „Leuchtthurm" aufs neue die alte Misere der Flucht von einem Orte zum andern, und im J. 1851 hatte die Reaction das Keil'sche Blatt glücklich todt gemacht. Es war erdrückt, erstickt — es hörte auf zu erscheinen. Der verhaßte Herausgeber eines so rücksichtslos für die Interessen des Volkes eintretenden Blattes war inzwischen in die ernstesten Preßprocesse verwickelt worden, und im April 1852 mußte er als Staatsverbrecher eine neunmonatliche Gefängnißhaft in Hubertusburg antreten. In der Stille der engen Zelle reifte eines Abends dem Gefangenen ein Gedanke, den er beim spärlichen Lichte der Cigarre — nach acht Uhr war den Inhaftirten der Gebrauch der Lampe nicht gestattet — zu Papier brachte, ein Gedanke, der das spätere Lebensglück Keil's begründete: er faßte den Plan zu einem illustrirten Volks- und Familienblatte mit belehrend-unterhaltender Tendenz; so wurde Hubertusburg die Wiege der „Gartenlaube". Mit richtigem Instinct fühlte Keil heraus, daß man in Deutschland der von der Presse bis dahin in allen möglichen und unmöglichen Tonarten behandelten und mishandelten Politik herzlich müde sei und daß ein neuer Lesestoff an die Stelle der socialen Polemik und der zeitgeschichtlichen Debatte zu treten habe, wenn man das Publikum fesseln wolle. Das Saatkorn, das Keil aus dem Gefängnisse heim brachte, ging zu reicher Ernte auf: vom 1. Jan. 1853 ab erschien das neue Blatt. Die Tendenz der „Gartenlaube" war von vornherein eine entschieden liberale und polemische, polemisch in dem Sinne, als die Bekämpfung aller dem gesunden und frei aufstrebenden Volksleben gefährlichen und verderblichen Elemente eine Hauptaufgabe des Keil'schen Journals wurde. Servilismus und Orthodoxismus, Dunkelseligkeit und Knechtssinn, geistiger und materieller Schwindel standen permanent auf der Proscriptionsliste der „Gartenlaube"; das positive Bestreben des Blattes dagegen war von An-

fang an gerichtet auf die Erweckung und Förderung gesunden Denkens, auf die Pflege aller humanitären Bestrebungen, vor allem aber auf die Wacherhaltung des Freiheitssinnes dem Staate und der Kirche gegenüber, wie auf die Pflege des patriotischen Empfindens im Volke. Sorgte für die würdige Lösung dieser Aufgaben eine Reihe von stets kernhaft und frisch geschriebenen Artikeln aus den besten Federn der Zeit, so wurde das ausschließlich unterhaltende Gebiet der „Gartenlaube" durch Cultivirung der Familiennovelle und der Lyrik wie durch belletristische Beiträge verschiedenen Genres eifrig gepflegt, indem auch für diese Seite des Blattes erste und beste Kräfte gewonnen und andauernd an das Unternehmen gefesselt wurden. Die ungemein glückliche Verbindung dieser beiden Elemente, des Belehrenden und Polemischen einerseits, mit dem Unterhaltenden und Anmuthigen andererseits, eine Verbindung, zu welcher als dritter Factor die einsichtsvolle Pflege der illustrativen Ausstattung des Blattes kam — dieses glückliche Zusammenwirken verschiedener Elemente, denen man sonst im deutschen Journalismus nur getrennt zu begegnen gewohnt war, erklärt wol zu einem großen Theile die in Deutschland bisher ungekannte gewaltige Verbreitung dieser Wochenschrift. Zwei Elemente, die in Ernst Keil's Charakter das Hervorstechende und eigentlich Significirende sind, übertrugen sich von dem Schöpfer des Blattes auf das Blatt selbst: eine auf ehrliche Ueberzeugung gegründete durchgreifende Energie und eine gewisse von einem leisen Anfluge der Sentimentalität nicht ganz freie Weichheit des Gemüths. Diese zwei an sich so heterogenen, hier aber wunderbar harmonisch verbundenen Elemente machten das Blatt volksthümlich: die Energie der Keil'schen Kampfweise gewann die Herzen der Männer, der warme Gemüthston dagegen, der aus jeder Zeile der „Gartenlaube" sprach, eroberte dem jungen Unternehmen die Sympathie der Frauen. In wahrhaft beispiellosen Progressionen wuchsen die Abonnenten des Blattes: 1863 bereits, also nach nur zehnjährigem Bestehen, hatte die „Gartenlaube" 157,000 Abonnements zu verzeichnen, und 1876 mußte die Druckerei des Blattes wöchentlich 390,000 Exemplare liefern. Das ist in der That ein Erfolg, auf den Keil mit gerechtem Stolze und freudiger Genugthuung blicken durfte. Ein schwerer Schlag für den rastlos seinem Werke dienenden Mann war der Ende December 1871 zu Kairo erfolgte Tod seines einzigen hoffnungsvollen Sohnes, der um jene Zeit eine wissenschaftliche Reise nach dem nördlichen Afrika unternommen hatte. Dieses schmerzliche Ereigniß warf einen dauernden Schatten auf die letzten Lebensjahre Keil's, und es war wol dieser Schmerz, welcher ihn einem vorzeitigen Tode entgegenführte. Ernst Keil starb am 23. März 1878 infolge eines Gallenleidens. Die Führung der „Gartenlaube" übernahm nunmehr der unterzeichnete Verfasser dieser biographischen Skizze, legte sie aber im Winter 1883 nieder. Am 1. Januar 1884 ging die „Gartenlaube" nebst dem übrigen Verlage Keil's an Gebrüder Kröner in Stuttgart über und wird von jenen unter der Firma „Ernst Keil's Nachfolger" in Leipzig fortgeführt. *(Ernst Ziel.)*

KEIL (Franz), ausgezeichneter Geograph und, wie er sich selbst nennt, Geoplastiker, geb. am 22. Juni 1822 zu Graslitz im böhmischen Erzgebirge, studirte am Gymnasium in Eger, mußte aber, bald verwaist, seine Gymnasialstudien unterbrechen und sich einer praktischen Berufssphäre zuwenden; er kam als Apothekerlehrling nach Königsberg und Falkenau im nördlichen Theile Böhmens und beschäftigte sich fleißig mit naturwissenschaftlichen Studien; er conditionirte sodann in Schlan und Teplitz und während seiner pharmaceutischen Studien in Prag. Hier lernte der bekannte Botaniker und Professor an der Universität in Prag Kostelecky den strebsamen jungen Mann als Botaniker schätzen und nahm ihn zu seinem Assistenten. Die lehramtliche Thätigkeit wurde durch das J. 1848 unterbrochen. Keil zog nach Wien und Graz und ging, nachdem er kurze Zeit in Wildbad-Gastein an der Apotheke servirt, 1850 nach Lienz im Pusterthal als Provisor an der dortigen Apotheke. Der großartige Eindruck der Alpenwelt ergriff ihn hier mit aller Macht; er orientirte sich bald in seinem neuen Aufenthaltsorte und durchforschte, mit soliden Kenntnissen in der Botanik, Mineralogie und Geologie ausgerüstet, als rüstiger Tourist und Bergsteiger die Alpen seiner Umgebung; besonders die atmosphärischen und meteorologischen Erscheinungen interessirten ihn, er wurde der Begründer der meteorologischen Station in Lienz und machte zahlreiche Höhenmessungen und andere Beobachtungen. In Lienz traf er mit dem verdienstvollen Geologen Dionys Stur zusammen, der 1853 und 1854 mit der geologischen Aufnahme von Lienz beschäftigt war. In inniger Freundschaft mit Stur wurde fleißig an den Höhenmessungen weiter gearbeitet (sie finden sich gedruckt im 7. Jahrgange des Jahrbuches der k. k. geologischen Reichsanstalt in Wien 1856, III. Vierteljahr S. 459.) — Im Jahrbuche des Ferdinandeums in Innsbruck finden sich seine meteorologischen und phänomenologischen Beobachtungen in Osttirol (1858), in den Sitzungsberichten der Akademie der Wissenschaften in Wien (1859, Bd. XXXVII, S. 393) eine physikalisch-geographische Skizze der Kreuzkofelgruppe, in den Abhandlungen des Zoologisch-botanischen Vereins in Wien (1859) eine Abhandlung über Fauna und Flora derselben.

Keil's erste Glocknerbesteigung (1855) gab seinen Studien eine neue Richtung. Es entstand in ihm die Idee, die Alpenwelt plastisch in Form einer Reliefkarte darzustellen. Er begann mit einem Relief der Umgebung des Großglockners, dann mit dem Relief der Kreuzkofelgruppe und zeigte ein solches Geschick, daß das österreichische Ministerium des Unterrichtes diese Arbeiten unterstützte. Durch unablässiges Studium und die anstrengende Arbeit der Eigenforschung war Keil reif geworden zur Herstellung eines großen Relief-Werkes über die deutschen Alpen; Keil wollte einen Durchschnitt der deutschen Alpen geben, der einem Flächenraume von 110 □Meilen entspricht und fast alle Bodenformen in seinem Rahmen umschließt, die in den Alpen vorkommen. Vierzehn Sectionen waren beabsichtigt. Keil begab sich nach Salzburg und vollendete im Sommer 1861 das Minia-

turbild der Berchtesgadener Gebirgsgruppe. Interessant ist der Prospect des ganzen Werkes 1862, worin Keil seine durchaus richtigen und klaren Anschauungen über Geoplastik entwickelt; bis Ende 1862 vollendete er weitere 12 Sectionen. Die Colorirung wurde nach dem landschaftlichen Charakter geregelt und Begleittexten dazu herausgegeben. Diese Arbeiten sind anerkannt von hohem Werth für die darstellende Geographie und die bedeutendsten geographischen Autoritäten haben sich lobend und nach jeder Richtung anerkennend über dieselben ausgesprochen. Im J. 1864 arbeitete Keil, seine bisherigen Arbeiten unterbrechend, das Relief der Umgebung von Reichenau für S. Kais. Hoheit den Kronprinzen Rudolf aus und erhielt für dieses Werk die goldene Medaille pro litteris et artibus. Der riesige Aufwand von Kraft im Dienste der Wissenschaft, die Entbehrungen aller Art im Hochgebirge zogen dem unermüdlichen Manne ein Rückenmarksleiden zu, das seinen Bestrebungen für immer ein Ziel setzte. Umsonst suchte er Heilung in Reichenau; er siedelte nach Marburg in Steiermark, über, wo er am 10. März 1876 seinem Leiden erlag, keineswegs von Hülfe verlassen, sondern von treuen Freunden gepflegt. Die beste Würdigung seiner geoplastischen Arbeiten gibt Professor Karl Aberle (Salzburg 1867) in seiner Schrift über Franz Keil's geoplastisch-colorirte topographische Relief-Karte des größten Theils der Salzburger Alpen; vgl. auch die lobende Anerkennung in Petermann's Geographischen Mittheilungen 1861, Heft IX. S. 444. Es fehlte Keil nicht an äußerer Anerkennung. Im J. 1862 erhielt er die Ehrenmedaille bei der Londoner Industrieausstellung, er war Correspondent der Geologischen Reichsanstalt in Wien, Ehrenmitglied des Ferdinandeums in Innsbruck u. s. w. Ein warmer Nachruf findet sich in der Bohemia (Prag 1876, Nr. 87) und in den Mittheilungen des Deutsch-historischen Vereins (Prag 1882, Heft 1) eine genauere Würdigung von Keil's Verdiensten und richtige Angaben über seine Lebensverhältnisse. Am 29. Juni 1882 wurde von der dankbaren Mitbürgerschaft zum Angedenken an Keil an dessen Geburtshause in Graslitz eine Gedenktafel errichtet.

(L. Schlesinger.)

KEIL ist in der Mechanik ein meist aus Eisen, Stahl oder Holz hergestelltes, häufig in eine scharfe Schneide endigendes dreiseitiges Prisma. Man verwendet Keile zum Spalten von Holz, für welchen Zweck sie nicht selten mit einem Holzstiel armirt sind, der durch einen eisernen Ring verstärkt bestimmt ist, die Schläge aufzunehmen, mittels deren in diesem Falle der Keil eingetrieben zu werden pflegt. Außerdem dienen Keile zur Hervorbringung einer starken Pressung, z. B. bei den zum Auspressen des Oelsamens bestimmten Pressen; zur Erzielung langsamer, genauer Bewegungen (Bewegungskeile), in welchem Falle der Keil als schiefe Ebene wirkt; zur Hebung großer Lasten, wobei die Wirkung des Keils dieselbe ist wie bei der vorstehend genannten Anwendung; zur Verbindung, resp. Befestigung von Riemenscheiben, Schwungrädern, sonstigen Rädern und Kuppelungen auf Achsen und Wellen. Im letztern Falle entbehren die Keile der Schneide und sind nur wenig verjüngt; dieselben liegen einerseits in einer Nuth der Welle, andererseits in einer Nuth der Nabe des zu befestigenden Rades. Man unterscheidet Federkeile, die in der Nuth der Welle unwandelbar befestigt sind und auf welche das betreffende Rad oder die Riemenscheibe aufgetrieben wird, und Nasenkeile, welche in die Nuthen eingetrieben werden und mit einer vorspringenden Nase versehen sind, die zum bequemen Lösen des Keils dient. Falls für die Nase kein Raum bleibt, wie dies beispielsweise bei den aufeinanderzuschraubenden Kuppelungen vorkommt, läßt man dieselbe fort, resp. meißelt sie nach dem definitiven Eintreiben des Keils ab; alsdann muß bei einem später etwa nothwendig werdenden Lösen der Kuppelung der Keil mittels des Keiltreibers — eines aus Stahl hergestellten, flachen, von der andern Seite dem Keil entgegengetriebenen, rechteckigen Werkzeuges — entfernt werden. *(W. H. Uhland.)*

KEILBEIN (Os sphenoideum) ist einer der acht eigentlichen Schädelknochen und bildet den mittlern Theil des Bodens und der Seitenwand der Schädelhöhle; es liegt hinter dem Stirn- und Siebbein und vor dem Hinterhauptbein, mit dem es im Mannesalter verwächst; seitlich lagern sich die beiden Schläfenbeine an; nach unten zu tritt es mit Gesichtsknochen, besonders dem Oberkiefer- und Gaumenbeine in Verbindung. Das Keilbein hat ein keilförmiges, hohles Mittelstück, den Körper, und sechs Fortsätze, nämlich die beiden großen Flügel, die mit einem Theile ihrer Oberfläche die Augenhöhle und Schläfengrube bilden helfen, die beiden kleinen Flügel und die beiden flügelförmigen Fortsätze, welche den hintersten Theil des Gesichtsschädels bilden helfen. Das Keilbein ist an seiner Schädelhöhlenfläche von der harten Hirnhaut bedeckt, darüber trägt es die großen Blutgefäße der Hirnbasis und von Hirntheilen die Sehnervenkreuzung, den Hirnanhang, sowie die vordern Theile der Schläfenlappen. Das Keilbein ist von einigen Kanälen durchsetzt, in denen Gehirnnerven, unter andern der Sehnerv, das Schädelinnere verlassen, oder ernährende Blutgefäße in die Schädelhöhle eintreten.

Keilbeine (Ossa cuneiformia) heißen die drei kleinen Fußwurzelknochen, welche an dem innern Fußrande vor dem Kahnbein liegen und nach vorn zu mit den Mittelfußknochen der ersten, zweiten und dritten Zehe in Verbindung stehen. Das dritte Keilbein berührt das am äußern Fußrande liegende Würfelbein, welches ebenfalls zur Fußwurzel gehört. Die Keilbeine stehen untereinander und mit den genannten andern Knochen in sehr straffer Gelenkverbindung, welche nur eine geringe Verschiebung aneinander zuläßt. *(Karl Schütz.)*

KEILBERG (der), der höchste Punkt des Sächsisch-böhmischen Erzgebirges, erhebt sich 1243 Met. über die Nordsee (nach früheren Messungen 672 Klafter nach David, 654 Klafter nach Hallaschka) an der böhmisch-sächsischen Grenze in der Nähe der alten Bergstädte Gottesgab und Wiesenthal. Er bildet mit den ihn umgebenden Höhen einen Gebirgsknoten, von dem aus das Erzgebirge sich einerseits nordöstlich bis zur Elbe, andererseits südwestlich bis zu den Ausläufern des Fichtelgebirges hinzieht. Der

Gebirgsstock des Keilberges, der nach einer westlichen Kuppe auch den Namen Sonnenwirbel (zugleich Ansiedelung von drei Häusern) trägt, hat fast das Ansehen eines Hochgebirges, da sich eine größere Anzahl von bedeutenderen Anhöhen eng aneinander gruppiren. Auf sächsischer Seite lagert sich der mit einem steinernen Aussichtsthurme gezierte Fichtelberg, am nördlichen Abhange des Keilberges erheben sich die isolirten Kuppen des Gattersberges, des Hofberges, des Riegelberges, der Wolfsberge und des Blasiusberges, östlich am Hauptkamme steigen der Wirbelstein und Eisenkopf, nordöstlich der Buchberg empor, und an der Südseite fügen sich die Hohe Wiese, der Schuberträcken, westlich davon der Hohe Berg und der Graue Stein an. Das Joch des Keilberges wird gebildet durch den steilen südlichen Abfall des Gebirgsstockes selbst, an dessen Fuß unmittelbar die Thalebene grenzt. Westlich zieht sich das Hauptjoch bis zu dem tiefeingeschnittenen Weseritzthal, in welches einige enge, von steilen Gehängen umgebene Seitenthäler einmünden. — Granit, Glimmerschiefer und im Osten Gneis bilden die herrschenden Gesteinsarten des Keilberges; am Gipfel desselben befindet sich ein kleiner Stock von Quarzfels. Die Vegetation ist die dem Erzgebirge eigenthümliche; Wald-, besonders Fichtenbestände ziehen sich bis zum Gipfel der Kuppe. Die Umgebung hat das rauhe Klima und wird mit dem Namen des „böhmischen Sibiriens" bezeichnet. In der Regel liegt der Schnee vom October bis Mai, stellenweise bis Juni. Die Besteigung des Keilberges, die am besten von Sächsisch-Wiesenthal oder von Gottesgab in Böhmen vorgenommen wird, ist nicht beschwerlich, wegen der imposanten Aussicht aber äußerst lohnend. Es erschließt sich dem Blicke nach Süden ein großer Theil des fruchtbaren städtereichen nördlichen Böhmen im weiten Bogen vom Fichtelgebirge und Böhmerwalde bis zum Riesengebirge. Die Basalttegel des böhmischen Mittelgebirges heben sich scharf ab, und weit hinter ihnen erreicht das bewaffnete Auge die Höhen des Weißen Berges bei Prag. Dermalen befindet sich auf dem Gipfel des Berges ein 21 Fuß hohes Aussichtsgerüst aus Holz; doch strebt der rührige Erzgebirgsverein von Joachimsthal im Vereine mit den andern böhmischen Erzgebirgsvereinen die Errichtung eines steinernen massiven Thurmes mit Restauration an, welches Project alle Aussicht hat, in nächster Zukunft zur Durchführung zu gelangen. *(L. Schlesinger.)*

KEILHAU, Dörfchen mit 200 Einwohnern, im Fürstenthume Schwarzburg-Rudolstadt, 6 Kilom. westlich von Rudolstadt, bemerkenswerth durch die dort bestehende weitberühmte, nach Pestalozzi'schen Grundsätzen geleitete, 1817 durch Friedrich Fröbel in Verbindung mit einigen Freunden gegründete Erziehungsanstalt. *(A. Schroot.)*

KEILHAU (Balthasar Matthias), berühmter norwegischer Geolog, geboren am 2. Nov. 1797 zu Birid in dem Gebirgslande nördlich von Christiania. Sein Vater, der Pfarrer war, war aus Holstein dorthin gekommen; es stammte die Familie ursprünglich aus Sachsen. Keilhau besuchte die gelehrte Schule in Christiania, wurde 1816 Student und machte im J. 1821 das theoretische Bergamtsexamen an der Universität, wonach er sich nach Kongsberg begab, wo er 1823 die praktische Prüfung bestand. Nachdem Keilhau auf Staatskosten eine Reise ins Ausland unternommen hatte, wurde er 1826 zum Lector (außerordentlichen Professor) der Bergwissenschaften an der Universität von Christiania ernannt. Er erhielt dabei die Verpflichtung, „wissenschaftliche Reisen in die weniger erforschten Gegenden des Vaterlandes zu unternehmen, solange dies nützlich und nothwendig erachtet würde". Als Hauptziel setzte sich Keilhau das Zustandebringen einer Karte, welche die großen geognostischen Abtheilungen, die das Land zeigt, angeben sollte. Zu diesem Zwecke fing Keilhau mit den entferntesten Gegenden an; im J. 1827 begab er sich nach Finnmarken, wo er zuerst die Gegend bei Vadsöe und Vardöe besuchte, er machte bei dieser Gelegenheit einen mehrwöchentlichen Ausflug nach Beeren-Eiland und Spitzbergen, wodurch er in den Stand gesetzt wurde, neues Licht über die geologischen Formationen von Finnmarken zu werfen. In den J. 1828 und 1829 bereiste er die Nordlande, später andere Theile Norwegens zu geognostischen Untersuchungen des Landes. Die von Keilhau ausgearbeiteten geognostischen Karten wurden allgemein als werthvolle Arbeiten anerkannt und haben als Grundlage für spätere geognostische Arbeiten gedient. Als Universitätslehrer hielt Keilhau zuerst Vorlesungen über die Geognosie Norwegens, später über verschiedene Theile der Bergwissenschaften. Im J. 1834 wurde Keilhau zum Professor der Mineralogie befördert, ohne daß dies jedoch seine Stellung an der Universität und seine übrige Wirksamkeit veränderte. Auch für nicht ausschließlich wissenschaftliche Fragen wurde Keilhau in Anspruch genommen, 1833 als Mitglied der Silberwerkscommission, 1834 als Consulent des Finanzdepartements in Bergwerksangelegenheiten und 1837 als Mitglied der Berggesetzgebungscommission. Die erstgenannte Commission hatte sich über die Frage des Betriebes der Silbergrube von Kongsberg zu äußern; Keilhau verfocht dabei die Ansicht, daß der Staat das Silberwerk betreiben solle, eine Ansicht, die auch schließlich zur Geltung kam. Im J. 1838 fing Keilhau an, unter Mitwirkung von mehrern Verfassern in deutscher Sprache eine besondere Publication für die Geognosie Norwegens unter dem Titel „Gaea Norwegica" herauszugeben. Die erste Lieferung erschien 1838 und befand sich darin vom Herausgeber eine mit einer großen Karte und mehrern kleinen Tafeln ausgestattete Abhandlung: „Christiania's Uebergangs-Territorium"; die zweite Lieferung erschien 1844 und enthielt vom Herausgeber: „Ueber den Bau der Felsenmasse Norwegens" (erste Abtheilung) mit einer Karte unter dem Titel „Erster Versuch einer geognostischen Karte von Norwegen, erstes Blatt"; schließlich erschien die dritte und letzte Lieferung 1850 und enthielt die Fortsetzung und den Schluß von „Ueber den Bau der Felsenmasse Norwegens" mit dem Reste der oben erwähnten Karte. Im „Magazin for Naturvidenskaberne", dessen Redacteur Keilhau einige Jahre hindurch war, publicirte er mehrere wichtige Abhandlungen. So erschienen unter andern die zweite und dritte Suite der skandinavischen Formationen; Nach-

richten von Erdbeben in Norwegen, Theorie des Granits und der übrigen sogenannten massiven Gebirgsarten sowie der krystallinischen Schiefer; Untersuchungen darüber, inwiefern in Norwegen sowie in Schweden sich Zeichen des Steigens des Landes in der neueren und neuesten geologischen Zeit finden; einige Verhandlungsgegenstände für die Geologen bei der Versammlung der skandinavischen Naturforscher in Christiania 1844. Im J. 1840 wurde Keilhau zum Mitglied der Direction der königlichen Zeichen- und Kunstschule in Christiania gewählt, in welcher Function er bis zum J. 1853 verblieb. Die letzten Jahre seines Lebens litt Keilhau an einer Krankheit, die seine Arbeitskraft beeinträchtigte und ihn verhinderte, eine Menge eingesammelter Beobachtungen über die Geognosie von Norwegen zu bearbeiten. Keilhau starb in Christiania am 1. Jan. 1858. Eine Selbstbiographie, die wir für obige Schilderung benutzt haben, erschien in dem Jahre vor seinem Tode. *(O. Printzsköld.)*

KEILSCHRIFT. Mit dem Namen Keilschrift[1]) bezeichnet man alle diejenigen Schriftarten, deren graphischer Grundbestandtheil ein sogenannter Keil ist, das heißt ein geradliniger Strich, welcher von einem dreikantig vertieften oder, wie es sich dem Auge darstellt, dreieckigen Kopfende ausläuft, die eine Seite des scheinbaren Dreiecks verlängernd. Zu diesem Keil, welcher seinerseits wesentlich[2]) in vier Stellungen vorkommt, nämlich als wagerechter (𐎡), senkrechter (𐎣) und schräger (𐎤, 𐎥) Keil, gesellt sich dann noch der sogenannte Winkelhaken (𐎦), welcher seinem im babylonisch-assyrischen Schriftsystem noch klar erkennbaren Ursprung zufolge theils ein einfacher abwärts gehender schräger Keil mit nach oben hin verlängerter oberer Kante, theils das Ergebniß einer Verschmelzung zweier mit ihrem Kopfende unter einem Winkel sich berührender schräger Keile (𐎧), beziehungsweise Linien (𐎨) ist. Sämmtliche Keilschriftarten sind rechtsläufig. Sämmtlich sind sie auch auf der Stufe der Wort- und Silbenschrift stehen geblieben, mit alleiniger Ausnahme der altpersischen Keilschrift, welche Buchstabenschrift ist. Die Keilschrift ist eine Erfindung der ältesten, nichtsemitischen Bevölkerung Babyloniens, welche man mit dem Namen sumerisch oder akkadisch oder sumerisch-akkadisch zu benennen pflegt; die Semiten Babyloniens machten sich diese Erfindung ihrer in der Civilisation schon beträchtlich vorgeschrittenen Landsleute zu eigen; die Assyrer nahmen sie mit in ihre neue Heimat und verbreiteten sie späterhin zu den Armeniern am Van-See; von Babylonien selbst aus kam sie zu den Elamiten nach Susa und erhielten sie die Meder aus der Hand der Semiten; daß endlich ebendort, nämlich in Babylonien, auch die altpersische Keilschrift, deren sich die Achämenidenkönige bedienten, im letzten Grunde ihren Ursprung hat, ist wenigstens in hohem Grade wahrscheinlich. Natürlich mußte dieses Schriftsystem, wie es seine Erfinder nach und nach herausgebildet hatten, bei seiner Wanderung nach West, Nord und Ost, bei seiner Entlehnung seitens anderer Völker für so verschiedene Sprachen und zu so verschiedenen Zeiten und durch so verschiedene Vermittelung zum Theil große Umgestaltungen erfahren, und so unterscheiden wir denn geradezu sechs Keilschriftgattungen, nämlich die nichtsemitisch babylonische, die semitisch babylonisch-assyrische, die elamitische, die sog. medische, die armenische und die altpersische Keilschrift. Von diesen spielt die altpersische in der Geschichte der Keilschriftentzifferung die erste Rolle, nimmt dagegen zur Zeit die babylonisch-assyrische durch die Massenhaftigkeit der in ihr geschriebenen, aus den Trümmerhügeln der Euphrat- und Tigrisebene zu Tage geförderten Literatur, durch die weittragende Bedeutsamkeit der Sprache und des Inhalts ebendieser Texte, endlich durch die Länge der Zeit, während deren sie in Gebrauch gewesen — nicht weniger als vier Jahrtausende sind jetzt sicher nachweisbar[3]) — weitaus die wichtigste Stelle ein. Wir beginnen daher mit der semitisch babylonisch-assyrischen Keilschrift und werden damit zugleich, da diese nur in engster Verbindung mit der nichtsemitisch babylonischen oder sumerischen Schrift behandelt werden kann, zu dem Ursprunge aller Keilschrift zurückgeführt.

Die babylonisch-assyrische Keilschrift ist, wie bereits bemerkt wurde, Wort- und Silbenschrift: die einzelnen Schriftcharaktere bezeichnen theils ganze Wörter (Gegenstände, Begriffe) — Ideogramme; theils einzelne Silben, einfache (*ia, ni, nu, mê*; *an, in, un, ên*) und zusammengesetzte (*nam, nim, num*) — Silbenzeichen; theils beides, Wörter und Silben zugleich; und zwar kann ein und dasselbe Schriftzeichen nicht etwa nur Ein Wort und Eine Silbe, sondern mehrere Wörter und mehrere Silben bezeichnen — Polyphonie der assyrischen Schriftzeichen. Dieses auf den ersten Blick unbegreifliche Schriftsystem wird verständlich durch Betrachtung seines Ursprungs und der verschiedenen Stufen seiner Entwickelung. Die babylonisch-assyrische Keilschrift ist, wie zuerst Oppert mit genialem Blicke erkannt hat und wie jetzt über allen Zweifel erhaben ist[4]), eine Erfindung

1) Die griechischen Schriftsteller erwähnen die Keilschrift unter den Namen *γράμματα ἀσσύρια* und *γράμματα περσικά*. So erzählt Herodot (IV, 87), daß Darius zwei Säulen aus weißem Marmor am Bosporus errichtet habe, *ἐνταμὼν γράμματα ἐς μὲν τὴν Ἀσσύριον, ἐς δὲ τὴν Ἑλληνικά*: gemeint ist die altpersische Keilschrift. Strabo (XIV, 5) unterscheidet zwischen *γράμματα ἀσσύρια* und *γράμματα περσικά*. — Dyhrsen, Grotefend u. a. nannten die Keilinschriften inscriptiones cuneatae; die Franzosen nennen die Keilschrift écriture cunéiforme (..traits en forme de coin, de clou ou de tête de flèche"), die Engländer arrow-headed scripture, cuneiform writing, auch wedge-writing.

2) In einigen wenigen Zeichen, wie z. B. in den neubabylonischen für *ki* und *di*, findet sich auch 𐎪.

3) Dies durch einen 1882 von Rassam in Abu Habba, das ist Sepharwaim, ausgegrabenen Thoncylinder des letzten babylonischen Königs Nabonid, welcher constatirt, daß Naram-Sin, der Sohn des altbabylonischen Königs Sargon I., 3200 Jahre vor Nabonid regiert hat, wodurch für Sargon I. etwa das Jahr 3800 v. Chr. fest bestimmt ist. 4) Die Hypothese Halévy's, daß es ein sumerisch-akkadisches oder nichtsemitisches Volk so wenig wie eine sumerisch-akkadische Sprache jemals in Babylonien gegeben habe, daß jene vermeintliche Sprache vielmehr nur ein von den

des nichtsemitischen Volks Babyloniens und war ursprünglich lineare Bilderschrift. Wohl sind die ursprünglichen Bilder, welche die zu veranschaulichenden Gegenstände in flüchtigen, vorzugsweise geradlinigen Umrissen malten, schon auf den ältesten uns erhaltenen, nichtsemitischen wie semitischen (sogenannt hieratischen) Schriftdenkmälern, deren Schriftzeichen noch unverkürzt den ältesten vollen Formen sich nähern und in denen noch die Linie ausschließlich oder doch überwiegend gebraucht ist, sowie in den späteren nichtsemitischen, in den altbabylonischen und altassyrischen Texten, in welchen Linien und Keile sich mischen, meist nur schwer noch zu erkennen, und sind in der neubabylonischen und altassyrischen Schrift, in welcher die Linie fast völlig dem Keil gewichen ist und die Schriftzeichen selbst infolge des immer allgemeiner gewordenen Schriftgebrauchs systematischer Vereinfachung verfallen sind, vollends unkenntlich geworden. [5]) Trotzdem liegt bei einer Reihe von Schriftzeichen, z. B. für Sonne, Hand, Herz (Mitte), Wage, Rohr, Fisch, Stier, in deren ältesten erreichbaren Form das ursprüngliche Bild noch klar genug zu Tage, um den hieroglyphischen Ursprung der Keilschrift außer Zweifel zu setzen, wozu obendrein kommt, daß die einheimischen Gelehrten selbst solchen Ursprung ausdrücklich bezeugen und auf Tafeln veranschaulicht haben. [6]) Durch Vereinigung zweier oder mehrerer solcher einfacher Bilderzeichen oder Ideogramme sei es zu Einem geschlossenen Zeichen oder aber zu einer Zeichengruppe wurde dann weiter die graphische Wiedergabe einer neuen Reihe von Gegenständen, vor allem auch von Begriffen ermöglicht; so ergab z. B. die Combination von Mund und Wasser „trinken", von Tag und dreißig „Monat", von Wasser und Himmel „Regen, regnen", von Wasser und Auge „Thräne, weinen". Alle diese Bilder wurden nun natürlich mit dem Namen gelesen, den das betreffende Ding bei dem nichtsemitischen Volke hatte: der Fisch *ǵa*, die Hand *šu*, die Sonne *babbar*, das Rind *gud*; nicht minder selbstverständlich konnte auch Ein Bild zum Ausdruck mehrerer Wörter dienen, sofern diese gleiche oder doch verwandte Bedeutung besaßen: der Stern konnte gleichzeitig auch Himmel und Gott symbolisiren, das Zeichen für Auge gleichzeitig auch sehen, schauen, blicken bedeuten. Die Schrifterfinder thaten nun aber noch einen Schritt weiter, einen Schritt, der geradezu nothwendig war, sollte die Erfindung nicht eine ziemlich müßige sein. Mit allen ihren Ideogrammen, von denen uns jetzt etwa 450 bekannt sind, konnten sie ja doch nur Begriffswurzeln wiedergeben, die Formbestandtheile eines Wortes konnten gar nicht oder, unter Hinzunahme vielleicht von allerlei symbolischen Zeichen, nur höchst mangelhaft ausgedrückt werden. So wählten sie denn, in klarer, durch den agglutinirenden Charakter ihrer Sprache erleichterter Erkenntniß des Unterschiedes von Wurzel und Formbestandtheilen, zur graphischen Wiedergabe dieser letzteren Ideogramme mit einsilbiger Wortbedeutung aus und verwendeten sie als Silbenzeichen schlechthin, z. B. *ǵa* Fisch auch für die Silbe *ǵa*, *an* Himmel auch für die Silbe *an*. Bis jetzt lassen sich etwa 50 solcher Silbenzeichen für die nichtsemitisch babylonische Keilschrift nachweisen.

Von den Nichtsemiten überkamen die semitischen Babylonier und Assyrer die Schrift. Sie behielten die Ideogramme mit allen ihren Sinnwerthen bei, diese natürlich durch die entsprechenden Wörter ihrer eigenen, semitischen Sprache ersetzend, sie verwandten also z. B. das Ideogramm *ǵa* für *nūnu* „Fisch", das Ideogramm *babbar* für *šamšu* „Sonne" und *ūmu* „Tag", das Ideogramm *gud* für *alpu* „Rind". Sie nahmen ferner die jenen Ideogrammen entsprechenden nichtsemitischen Wörter, sofern diese einsilbig waren, herüber und verwandten sie als Silbenzeichen, benutzten also die Ideogramme *ǵa* (Fisch), *an* (Himmel), nicht minder auch das Ideogramm mit den Bedeutungen *sil* (schneiden), *kud* (abhauen), *tar* (entscheiden) für die Silben *ǵa*; *an*; *sil*, *kud*, *tar*. So also erklärt sich der ebensowol ideographische als syllabische Charakter der assyrischen Keilschrift, desgleichen die Polyphonie so vieler assyrischer Schriftzeichen. Der der Lesung assyrischer Wörter und Texte hiernach scheinbar gestattete bedenklich weite Spielraum erweist sich übri-

semitischen Babyloniern ausgekllügeltes Schriftsystem sei, kann, nachdem für das Sumerische ein jüngerer Dialekt sprachwissenschaftlich festgestellt ist, nachdem die Ausgrabungen de Sarzec's in Tello einsprachige sumerische Königsinschriften zu Tage gefördert haben, nachdem endlich ein Thoncylinder des babylonischen Königs Samas-šum-ukin gefunden worden ist, welcher den nämlichen Text links in der Sprache des Dialekts, rechts in dem gewöhnlichen semitischen Babylonisch enthält, jetzt in erhöhtem Grade als für immer beseitigt gelten.

5) Es mag hier nochmals betont werden, daß der Keil als solcher keine wesentliche Eigenthümlichkeit der sogenannten Keilschriftsysteme ist. Es gibt lange Texte, in welchen die Schrift noch reine Linearschrift ist. Inschriften auf hartem Stein, deren sich jetzt etliche im Britischen Museum finden, scheinen neben den Linien auch eingebohrte kreisförmige Höhlungen als Schriftzeichen aufzuweisen. Daß man anfangs auf hartes Material zu schreiben pflegte, scheint aus dem vorzugsweise geradlinigen Charakter der ältesten babylonischen Bilderschrift zu erhellen. Linien waren natürlich auch für anderes Schreibmaterial, wie Papyrus, Holz, Baumrinde, sehr passend. Erst mit der Verwendung weichen Thons als Schreibmaterials und des drei- oder vierkantigen (hölzernen) Schreibgriffels kam das keilförmige Ende der früher einfachen Linien in Aufnahme; die Schriftzüge wurden dadurch, was auf Thon durchaus nothwendig war, klarer, bestimmter, regelmäßiger, und diesen keilförmigen Einsatz behielt man dann auch für hartes Material, wenn er gleich hier eingemeißelt werden mußte, um so lieber bei, als sich diese Keilschriftzüge gerade zu Monumentalschrift ganz vorzüglich eigneten. — Die Unterscheidung eines alt- und neubabylonischen, alt- und neuassyrischen Schriftstils läßt sich im allgemeinen nach Zeit und nach Ort, wie die Namen besagen, wohl durchführen; immerhin ist zu beachten, daß die babylonischen wie die assyrischen Tafelschreiber (*dupsarrê*) nachweislich in jedem dieser Stile erfahren waren und oft, größerer Künstelei halber, auch in jüngeren Zeiten die älteren Schriftcharaktere anwendeten, wie andererseits z. B. die Texte des assyrischen Königs Sargon ein stark babylonisches Gepräge tragen. 6) Siehe die Abbildung einer „Assyrian Tablet inscribed with early hieroglyphic forms of cuneiform characters and their hieratic equivalents. From the South-East Palace Nimrod" in William Houghton's interessantem Aufsatze: „On the hieroglyphic or Picture Origin of the characters of the Assyrian Syllabary: Transactions of the Society of Biblical Archaeology, vol. VI, 1879, pag. 454 seq.

gens in den meisten Einzelfällen ziemlich beschränkt, bald durch das folgende Zeichen, bald durch den Zwang des Zusammenhangs und der semitischen Lautgesetze, bald durch die zahllosen Varianten (ein Zeichen z. B. in dem einen Texte sowol *mis* als *šit* als *lak* lesbar, ist in dem wörtlich gleichlautenden Paralleltexte *la-ak* geschrieben) — auf alles das näher einzugehen ist hier nicht der Ort. Ebenso wenig sollen hier die Nothbehelfe erörtert werden, welche für die Wiedergabe der dem Nichtsemitischen fehlenden Laute, vor allem der emphatischen Consonanten des Semitischen, beschafft werden mußten; es genüge zu sagen, daß auch diese und ähnliche Mängel präciser Consonantenbezeichnung für die Lesung assyrischer Texte jetzt nur noch von geringer Bedeutung sind: wer nur einigermaßen die umfangreiche Literatur überschaut, wird durch die vielen auf den gleichen Stamm zurückgehenden verwandten Formen im Verein mit den Varianten über die etymologisch allein berechtigte Lesung auf die Dauer nicht in Zweifel bleiben. Eine große Erleichterung für das Verständniß assyrischer Texte sind die sogenannten Determinative, d. i. Keilschriftzeichen, welche fast ausnahmslos den Götternamen, männlichen und weiblichen Personennamen, Länder-, Städte-, Berg-, Fluß-, Holz- und Steinnamen vortreten. Einen Wortrenner kennt die assyrische Schrift nicht, ebenso wenig, im allgemeinen wenigstens, einen Satztrenner; dagegen findet sich das Gesetz, jede Zeile mit dem Wortende zu schließen, mit äußerster Strenge befolgt.

Von den Achämenideninschriften sogenannter dritter Gattung, von der Felseninschrift Tiglathpileser's I. an den Quellen des Subnatflusses, der sechzigzeiligen Sanherib-Inschrift am Bergabhange von Bawian und wenigen andern Inschriften abgesehen, verdanken wir den Besitz der babylonisch-assyrischen Keilschriftliteratur, wie sie jetzt vorzugsweise in den Museen von London und Paris aufbewahrt wird, ausschließlich der Ausgrabung. Das Ergebniß dieser Ausgrabungsarbeiten auf den Trümmerhügeln Mesopotamiens, welche von Emil Botta (1842—1845) begonnen, von Austen Henry Layard (1845—1847; 1849—1851), Victor Place (1852), Hormuzd Rassam (1852—1854), George Smith (1873—1876) fortgesetzt, neuerdings abermals von Hormuzd Rassam (1877—1883) aufgenommen und von all diesen hochverdienten Männern mit Geschick, Energie, aber auch unerwartetem Erfolge betrieben wurden, ist nicht allein die Wiederauffindung der vier assyrischen Hauptstädte: Assur, Kelach, Ninewe und Dûr-Sarrukin, die Entdeckung und topographische Erforschung der babylonischen Städte Babylon, Borsippa, Ur, Erech, Nippur, Kutha und Sepharwaim, sondern zugleich eine schier unabsehbare Menge von Literaturdenkmälern aus der Zeit des altbabylonischen, assyrischen und neubabylonischen Weltreiches und weiter herab bis auf „Antiochus, König von Babylon, Sohn des Seleucus, König der Macedonier" (*Anti'akus šar Bâbili apal Silukku šar Makkadunâ'a*). Der Inhalt dieser ältesten uns erhaltenen semitischen Literatur, die wir jetzt bis weit über 3000 v. Chr. zurückzuverfolgen vermögen, ist ein außerordentlich mannichfaltiger: Königsannalen und chronologische Listen, Gebete, Psalmen, Götterlegenden, Texte astronomischen und astrologischen Inhalts, grammatisch-lexikalische, mathematische Arbeiten, dazu eine Unzahl von Privaturkunden, Kauf- und Heirathsverträge, Steuerquittungen, Briefe, Berichterstattungen u. s. w. — es sind zum Theil ganze Bibliotheken und Tempelarchive alter und ältester Zeit, die nach Jahrtausenden wohlerhalten dem Erdboden entrissen worden sind und noch fortdauernd entrissen werden. Alle diese Texte sind in semitisch babylonisch-assyrischer Keilschrift geschrieben. Für das Sumerisch-Akkadische war man bis vor kurzem, was Schrift sowol als Sprache anlangte, fast ausschließlich auf semitische Abschriften angewiesen; erst neuerdings treten durch die von dem französischen Consul de Sarzec auf dem Trümmerhügel Tello, der Stätte der altbabylonischen Stadt Zirgula, ebenfalls erfolgreichst begonnenen Nachgrabungen (1875—1881) einsprachige sumerische Keilinschriften in größerer Anzahl und Ausdehnung in unsern Gesichtskreis.

Die übrigen Keilschriftsysteme, das elamitische, sog. medische, armenische und altpersische, zu denen wir nunmehr übergehen, können weit kürzer behandelt werden; die beiden ersteren müssen es schon deshalb, weil ihre wissenschaftliche Erforschung nur erst begonnen hat.

In elamitischer Keilschrift sind die elamitischen oder susischen Inschriften geschrieben, vor allem also jene von dem englischen Reisenden William Kenneth Loftus in den Trümmern von Susa gefundenen Backsteine, welche von Königen der einheimischen elamitischen Dynastie aus dem 8. und 7. Jahrh. v. Chr., von Sutruk-Nachunte, Kudur-Nachunte u. a. herrühren, wahrscheinlich auch die einen einfacheren Schriftstil aufweisenden, von Layard copirten Felseninschriften von Kul Faraun und Schikafti Suleiman bei Mal Amir in Susiana. Die Schriftcharaktere sind wesentlich die babylonischen, die mit ihnen verbundenen Silbenwerthe ebenfalls die gleichen wie in Babylonien. Wie im Babylonisch-Assyrischen werden Silben wie z. B. *nak* bald durch Ein besonderes Zeichen wiedergegeben, bald in *na-ak* zertheilt. Auch die Determinative vor männlichen Personen- und vor Götternamen sind in Gebrauch; nur die Anwendung von Ideogrammen scheint äußerst beschränkt gewesen zu sein. Aeußerlich ist der elamitischen Keilschrift eigenthümlich, daß sie fast durchweg den im Babylonisch-Assyrischen wagerechten Keilen eine schräge, nach rechts sich neigende Lage gibt; indeß finden sich auch hierzu Analogien in der babylonischen Keilschrift. Ueber manche wichtige Frage, z. B. wann wol die Elamiten diese Schriftart angenommen haben mögen, ist man zur Zeit noch im Dunkeln.

Gleich der elamitischen kann auch die sog. medische Keilschrift, welche bisjetzt nur in den Achämenideninschriften sogenannter zweiter Gattung erhalten ist, ihren babylonischen Ursprung nicht verleugnen. Fast sämmtliche zur Zeit bekannte medische Schriftzeichen, etwa 110 an Zahl, sowol die für die einfachen und zusammengesetzten Silben als auch die Ideogramme, lassen sich auf babylonische völlig gleichen oder doch nahe verwandten Werthes zurückführen, wie bereits Norris und Oppert

vor vielen Jahren erkannten; der Stil ähnelt stark dem elamitischen der Felseninschriften von Mal Amir. Ein einziges Zeichen wie z. B. das für *rab*, das genau dem babylonischen Ideogramm für *rabû* „groß" entspricht, genügt, um den semitisch-babylonischen Ursprung der medischen Keilschrift außer Zweifel zu setzen. Ein großes Hinderniß für Lesung und Erklärung des Medischen bildet die außerordentliche Unvollkommenheit seiner Schrift, welche Silben wie *da* und *ta*; *di* und *ti*; *du* und *tu* nur durch je Ein Zeichen wiedergibt, überhaupt die verschiedenen Unterarten der einzelnen Consonantenzeichen, also z. B. *k, g, gh*; *p, b, f*, in Ein Zeichen zusammengemengt. Offenbar hat sich in diesen wie in andern Mängeln die alte Unvollkommenheit der sumerisch-akkadischen Keilschrift fortgeerbt, welche, wie im Auslaut einfacher und zusammengesetzter Silben, auch im Anlaut der zusammengesetzten Silben die Härtegrade der Consonanten nicht zu scharfer Unterscheidung gebracht hat. Die babylonisch-assyrische Schrift leidet ja auch ihrerseits unter diesen Mängeln; der Unterschied ist nur, daß dieselben hier infolge der ausgedehnten Literatur und der Menge von Paralleltexten-, -stellen und -schreibungen sich uns jetzt kaum mehr fühlbar machen, dagegen bei dem so geringen Umfange der medischen Schriftstücke das tiefere und feinere Sprachverständniß gewaltig beeinträchtigen.

Die armenische Keilschrift kam zu den Anwohnern des Van-Sees wie zu den Armeniern überhaupt durch die Vermittelung der Assyrer, und zwar war sie, wie schon der Schriftstil vermuthen läßt und die in den Inschriften vorkommenden Königsnamen beweisen, auf der Scheide des 9. und 8. vorchristlichen Jahrhunderts aldort in Gebrauch. Die Schriftzeichen sind die neuassyrischen, wie sie zur Zeit Asurnazirpal's und Salmanassar's II. üblich waren; bisjetzt sind 60 Zeichen für Vocale und offene Silben (*ba, bi, bu*), 18 für geschlossene (*ab, ib, al, il, ul*), 18 für zusammengesetzte (*bad, bar*), dazu gegen 40 (einfache) Ideogramme nachgewiesen. Die Härtegrade der Consonanten (*da* und *ta*; *ga, ka, ka*) werden unterschieden. Interessant ist, daß, um den Vocal noch klarer zur Geltung zu bringen, man nach dem betreffenden Silbenzeichen gewöhnlich auch noch den Vocal schrieb, also z. B. *ba-a*; eine verwandte Erscheinung siehe unten bei der altpersischen Keilschrift, doch finden sich Ansätze zu solcher an das Alphabetische streifenden Schreibart auch im Babylonisch-Assyrischen. Eine äußere Eigenthümlichkeit der armenischen Keilschrift, wenigstens ihrer jüngeren Denkmäler, besteht darin, daß, wenn ein wagerechter Keil einen andern senkrechten einfach zu kreuzen, zu durchschneiden hätte, der armenische Schreiber diesseit dieses senkrechten Keils absetzt und jenseit desselben mit einem neuen keilförmigen Meißeleinsatz beginnt, was augenscheinlich durch das Material der Steine und Felsen veranlaßt war. Von armenischen Inschriften, welche in Van und Umgegend, aber auch in Palu, bei Malatijeh, Erzerum und Edschmiadzin, zumeist von Fr. Ed. Schulz, dann aber auch von Walpole, Layard, Sir Henry Rawlinson, Rassam und andern gefunden und abgeschrieben wurden, sind zur Zeit mehr denn sechzig bekannt.

Von allen bisher besprochenen Keilschriftsystemen (den anarischen, wie sie Oppert früher nannte) unterscheidet sich die (arische) altpersische Keilschrift dadurch, daß sie kein Syllabar, sondern ein Alphabet darstellt. Zugleich ist sie von allen die einfachste Keilschriftgattung, indem sie nur über 40 Zeichen verfügt. Sie könnte noch einfacher sein, wären nicht für etliche Consonanten zwei, ja sogar drei Zeichen in Gebrauch, je nachdem ein *a* oder *i* oder *u* folgt. Es ist dies eine ganz befriedigend noch nicht erklärte Erscheinung; die gewöhnliche, allerdings auch nächstliegende Annahme ist, daß die altpersische Keilschrift ursprünglich ebenfalls Silbenschrift gewesen, später jedoch, obwol nicht ganz consequent, zur Buchstabenschrift vereinfacht worden sei. Daß gleich allen übrigen Keilschriftsystemen auch das altpersische trotz aller von den Persern selbst vorgenommenen Aenderungen im letzten Grunde doch auch auf Babylonien als seine Heimat zurückgehe, wurde schon im Eingange als höchst wahrscheinlich bezeichnet. Es zu beweisen, hat bisjetzt allein Oppert versucht:[7] er nimmt an, daß Cyrus selbst, im Anschlusse an die babylonische Schrift, die altpersische erfunden habe, indem er 36 Worte auswählte, für welche es babylonische Ideogramme gab, und dann jedes dieser Ideogramme, welches gleichzeitig eine planmäßige Vereinfachung sich gefallen lassen mußte, zu dem Lautwerthe des Buchstabens stempelte, mit welchem das ihm entsprechende persische Wort anfing. Wir würden dieser sehr scharfsinnigen Hypothese gern zustimmen, unterlägen nicht bei einer ganzen Reihe dieser Ideogramme die ihnen beigelegten babylonischen Wortbedeutungen allerhand schweren Bedenken. Die altpersische Keilschrift verfügt auch über einen Worttrenner, einen einfachen schrägen Keil, welcher jedes einzelne Wort vom andern scheidet. Ursprünglich freilich war dieser Keil, wie Oppert gezeigt hat, dazu bestimmt, vor das Wort zu treten, und in dieser seiner Function stellt ihm das Babylonisch-Assyrische mit dem Gebrauche seines einfachen senkrechten Keils in den lexikalischen Arbeiten der babylonischen Gelehrten eine sehr ähnliche Erscheinung zur Seite. Bedient haben sich dieser jüngsten Keilschriftgattung die Achämenidenkönige von Darius (vielleicht sogar schon von Cyrus) bis auf Artaxerxes III. Die meisten dieser Achämenideninschriften stammen aus Persien im engeren Sinne: aus Murghâb, von den Palästen zu Persepolis, vom Berge Rakschi-i-Rustam; indessen wurden deren auch in Susa, in Medien, Van, ja selbst in Aegypten auf dem Isthmus von Suez gefunden, ja gerade die umfangreichste und werthvollste von ihnen allen ist auf altmedischem Gebiete in die Felsenwand von Behistân oder Behistûn (unfern der modernen Stadt Kermanschâh) eingehauen. Die unvergleichliche Bedeutsamkeit ebendieser Achämenideninschriften beruht darin, daß sie fast sämmtlich neben dem altpersischen Grundtexte auch dessen Uebersetzung in die Sprache der Meder und der Babylonier darbieten,

7) In einer kleinen Abhandlung des Journal Asiatique 1874, pag. 238—245.

daß sie die nämliche Inschrift fast durchweg in drei Sprachen[8]) und damit in drei Schriften, wie wir jetzt wissen, der altpersischen, sog. medischen und babylonischen Keilschrift, wiedergeben; war demnach die eine enträthselt, so konnte auch die Entzifferung der beiden andern nur eine Frage der Zeit sein.

Diese Entzifferung der Keilschrift begann mit dem Altpersischen.

Schon im Anfange des 17. Jahrhunderts war durch englische und französische Kaufleute, welche Persien des Handels wegen besucht hatten, die Kunde von seltsamen Inschriften auf den Ruinen von Persepolis und anderwärts nach Europa gekommen. Als dann später durch den Franzosen Chardin und den Deutschen Kämpfer Abzeichnungen jener Inschriften veröffentlicht wurden, begann auch das Streben nach Entzifferung. Aber die Schriftart war eine so schlechthin neue Erscheinung, daß die Texte zwei Jahrhunderte hindurch ein todter Buchstabe blieben. Einige und gar nicht ungelehrte Männer hielten diese Schriftzeichen sogar für ungeschickte Versuche eines persischen Künstlers, Verzierungen an Thüren und Fenstern anzubringen, für zufällige Risse in den Felsen, oder gar für die Arbeit nagender Würmer. Als jedoch gegen Ende des 18. Jahrhunderts, vor allem durch den bekannten Reisenden Carsten Niebuhr, welcher 1765 vier Wochen in Persepolis weilte, neue zuverlässigere Zeichnungen nach Europa gelangten, nahm die Forschung, von einer Reihe abermals nutz- und werthloser Versuche abgesehen, einen neuen glücklicheren Anlauf, und am 14. Sept. 1802 veröffentlichte der Hannoveraner Georg Friedrich Grotefend, damals Collaborator am Gymnasium in Göttingen und erst 27 Jahre alt, die erste Uebersetzung eines Keilschrifttextes, nämlich einer altpersischen Achämenideninschrift, vor der göttinger Akademie der Wissenschaften. Schon Niebuhr war es beim Abschreiben der Inschriften von Persepolis aufgefallen, daß immer drei derselben zusammengehörten, daß jede von ihnen ein verschiedenes Alphabet besitze, auch daß diese Schriftarten immer in einer gewissen Rangordnung eingehauen waren. Tychsen sowol wie Münter hatten ferner auch schon den Worttrenner entdeckt und eben damit das Wesen der einfachsten Keilschriftgattung als einer Buchstabenschrift (denn bei einer Silbenschrift hätte man ja „wahre Wortungeheuer" vor sich gehabt). Grotefend zeigte nun aber nicht allein die Bestandtheile auf, aus denen alle Keilschrift gebildet wird, nämlich den Keil und den Winkelhaken, und bewies nicht nur aus deren Richtung, daß die Keilschrift von links nach rechts zu lesen sei, sondern er fing auch an die Inschriften selbst zu lesen. Er wählte zwei ganz kurze Inschriften in der wenigst verwickelten Schriftgattung aus, welche beide über den Häuptern von Königsbildern angebracht waren (die eine, von Niebuhr mit B bezeichnet, an der Thürpfoste eines Gebäudes auf der zweiten Palastterrasse, die andere, mit G bezeichnet, an der Mauer eines Baues auf der dritten Terrasse von Persepolis). Die alten Schriftsteller sagten ihm, daß die Paläste von Persepolis von Achämenidenkönigen erbaut waren, und indem er weiter von einer Vermuthung Münter's, daß ein gewisses in den Inschriften auffällig oft sich wiederholendes Wort „König" bedeuten müsse, Gebrauch machte, stellten sich ihm jene beiden Inschriften etwa in folgender Gestalt dar:

I.: A König ——— C —.
II.: B König ——— A König —.

Grotefend sah nun unmittelbar, daß diese Zeichengruppen A, B und C Eigennamen enthielten, welche in genealogischem Verhältnisse zueinander ständen: B musste der Sohn des A, A der von C sein; C aber konnte, gemäß dem ständigen Fehlen des Königstitels nach seinem Namen, nicht König, geborener König gewesen sein. Sonach war A Gründer einer Dynastie. Hier war nun, da es sich um Achämenidenkönige handelte, nur zweierlei möglich: entweder enthielt A den Namen Cyrus oder Darius. Aber die erstere Möglichkeit kam sofort in Wegfall; denn dann wäre ja B Kambbyses gewesen, sein Name hätte also den nämlichen Anfangsbuchstaben haben müssen; sodann hätten B und A, da ja Vater wie Sohn des Cyrus Kambyses hieß, gleich sein müssen, und überdies war das Wort A für Cyrus auch zu lang. Somit blieb für A nur Darius übrig, und Grotefend las nun, an die bekannten persischen, griechischen und hebräischen Namensformen anknüpfend,

A: D-a-r-h-w-u-sch
B: Kh-sch-h-a-r-sch-a
C: V-i-sch-t-a-s-p.

Die folgenden Forschungen bestätigten, daß er wirklich richtig gelesen; irrig war nur das h, das sich als j herausstellte.[9])

Obwol nun aber die Keilschriftforschung durch diese wahrhaft genialen Blicke Grotefend's auf sichern Boden gestellt war, nahm sie doch zunächst keinen weiteren Fortgang. Kannte man doch zu Anfang unsers Jahrhunderts in Europa weder das Sanskrit noch das Zend, also gerade die beiden der Sprache der Achämeniden nächstverwandten Idiome. Die Sache ruhte daher scheinbar von 1802—1836; nur eine einzige Entdeckung ist aus dieser langen Zeit zu verzeichnen, nämlich die Erkenntniß der in der Endung des Gen. Pl. enthaltenen Buchstaben *n* und *m* durch den dänischen Sprachforscher Rask. Plötzlich gewannen aber diese Studien eine entscheidende Ausdehnung. Während des Jahres 1836 vervollständigten nämlich drei Gelehrte durch gleichzeitige und unabhängige

8) Die Inschriften von Suez haben auch noch eine vierte, ägyptische, Uebersetzung.

9) Grotefend's eigenen Bericht über den Gang und das Ziel seiner Untersuchungen siehe im Anhange zu Heeren's Ideen Bd. I (Göttingen 1815). — Die Richtigkeit seiner Entzifferung wurde bald nachher durch eine im Medaillen-Cabinet zu Paris aufbewahrte Vase über allen Zweifel erhoben. Auf dieser befindet sich nämlich eine viersprachige Inschrift: die erste in Hieroglyphen wurde von Champollion als der Name des Königs Xerxes entziffert; die drei andern waren mit Keilschriftcharakteren geschrieben, und siehe da! die erste von ihnen, die altpersische, bestand aus eben den Schriftzeichen, welche Grotefend auf den Denkmälern von Persepolis als Xerxes gedeutet hatte.

Arbeiten das von Grotefend begonnene altpersische Alphabet — diese Forscher waren Christian Lassen in Bonn, Eugène Burnouf in Paris, und Henry Rawlinson, damals in Persien. Vor allem war es Lassen, dessen glänzende Arbeit[10]) sehr wichtige Fortschritte brachte: er erkannte scharfsinnig in der mit J bezeichneten Darius-Inschrift ein Völkerverzeichniß und gewann dadurch ein beträchtlich größeres Material für die Erkenntniß der einzelnen Buchstabenwerthe, er bewies aber auch ferner, daß der *a*-Vocal nur initial geschrieben werde, dagegen in der Mitte eines Wortes allen Consonanten inhärire, wenn er nicht durch ein anderes Vocalzeichen ausgeschlossen werde. Mit diesem so wesentlich vervollkommneten Alphabete war es nun bereits möglich, die Inschriften auch philologisch zu erklären; man konnte neben immer schärferer Feststellung der Schriftzeichen (Beer, Jaquet) an den grammatischen und lexikalischen Ausbau der altpersischen Sprache gehen (Lassen, Westergaard, Holtzmann). Freilich zog die Kürze der damals bekannten Denkmäler dem Fortschritte leidige Schranken; dieser war durch Erlangung neueren umfänglicheren Materials bedingt. Solches zu entdecken war nun aber inzwischen Henry Rawlinson geglückt. Auf der Grenze des alten Mediens unweit der Stadt Kermanschâh erhebt sich jäh und steil ein ungefähr 1700 Fuß hoher Berg aus der Ebene. In die Felsenwand dieses Berges mit Namen Behistun findet sich, 300 Fuß hoch über dem Boden, eine große vierhundertzeilige Inschrift des Königs Darius, des Sohnes des Hystaïpes, mit wunderbarer Sorgfalt eingemeißelt, zur Zeit freilich theilweise durch einen Bach beschädigt, welcher sich seit lange von oben herab seinen Weg über die Inschrift gebahnt hat. Diese Inschrift hatte Rawlinson, allen Schwierigkeiten trotzend, 1837 copirt, nachdem er zuerst 1835 den altpersischen Studien seine Aufmerksamkeit zugewandt und durchaus unabhängig von Grotefend zu gleichen, ja noch weiter gehenden Resultaten gelangt war. Es versteht sich von selbst, daß dieser umfangreiche Text der Entzifferung der Schrift wie dem Verständniß der Sprache neue Erkenntnisse zuführte, welche weiterfend von Rawlinson wie von Hincks und Oppert ausgebeutet wurden. Seit 1846, aus welchem Jahre auch Rawlinson's Erklärung der Behistun-Inschrift datirt, kann das Altpersische als sicher entziffert gelten: das Schriftsystem liegt abgeschlossen vor uns, auch die Sprache selbst, deren Kenntniß seitdem durch die werthvollen Arbeiten Benfey's (1847), Oppert's (1851) Spiegel's (1860) und anderer immer mehr erweitert, vertieft und gesichert wurde, ist wohl bestimmt und analysirt, in Grammatik und Wörterbuch zusammengefaßt und, als dem Zend und Sanskrit nächst verwandt, der großen indogermanischen Sprachfamilie definitiv eingegliedert.

Mit der Entzifferung des altpersischen Grundtextes war die seiner beiden Uebersetzungen im Princip gegeben. Anfangs zwar schien die Beschäftigung mit diesen beiden complicirten Keilschriftgattungen wenig lohnend, da die in ihnen geschriebenen Texte ja doch nur Uebersetzungen waren und deshalb nicht viel neue Belehrung versprachen. Als nun aber auf einmal die kaum begonnenen Ausgrabungen in den Trümmerhügeln Assyriens und Babyloniens Inschriften zu Tage förderten, deren Schriftsystem durch aufmerksame Beobachtung als mit der dritten Gattung der Achämenideninschriften übereinstimmend erkannt wurde (Botta, de Longpérier), und beider Entzifferung sich als unauflöslich miteinander verbunden herausstellte, da warf sich die Forschung mit gesteigertem Eifer auf die babylonische Keilschrift. Was der Stein von Rosette durch seinen griechischen Text dem Entzifferer der ägyptischen Hieroglyphen gewesen, wurden hier, nur in noch ausgiebigerer Weise, die altpersischen Denkmäler. Mit Hülfe von etwa 90 phonetisch bestimmten Eigennamen der altpersischen Originale mußte das Lesen auch der dritten Keilschriftgattung gelingen und zwar um so leichter und sicherer, als man wahrnahm, daß sämmtliche Personen-, Länder-, Städte- und Götternamen je durch ein bestimmtes, ihnen vorstehendes Zeichen, ein sog. Determinativ, kenntlich gemacht waren. Die Lesung dieser Eigennamen ermöglichte die Feststellung einer ganzen Reihe von Schriftzeichen wenigstens nach ihren ungefähren Werthen. Im J. 1849 erkannte de Saulcy, daß die Sprache dieser babylonischen Keilschrift eine semitische sei, und er bewies sie als solche in seinen beiden Memoiren vom 14. Sept. und 27. Nov. 1849, welche Lesung, Analyse und Erklärung sämmtlicher damals bekannter babylonisch-persischer Texte enthielten und für Genus, Numerus, Pronomina und etliche Verbalformen sichere, seitdem nie umgestoßene Aufstellungen darboten.[11]) Ihm folgte Sir Henry Rawlinson, welcher 1851 Text und Uebersetzung des babylonischen Theils der Behistun-Inschrift veröffentlichte und dabei die Polyphonie der Schriftzeichen constatirte; es folgten weiter die ausgezeichneten Arbeiten des Irländers Dr. Hincks, welcher zuerst den syllabischen Charakter der assyrischen Schrift nachwies und zuerst in systematischer Weise die Elemente der Grammatik feststellte, sowie die Arbeiten Oppert's, der zum ersten mal einen assyrischen Text übersetzt und erklärt, auch die assyrische Grammatik zusammenhängend dargestellt hat. Die verhältnißmäßig sehr raschen und sichern Fortschritte, welche die babylonische Keilschriftentzifferung trotz des außerordentlich verwickelten Schriftcharakters und trotz der „Chicanen" von Homophonie, von Polyphonie und von gemischter ideographischer und phonetischer Schreibung machte, sind freilich zu einem guten Theil mit ein Verdienst der assyrischen Gelehrten, nämlich der uns überkommenen unschätzbaren Hülfsmittel der sog. Syllabare, welche die Zeichen für zusammengesetzte Silben, wie *kal*, *lip*, *muk*, durch solche für einfache, *ka-al*, *li-ip*, *mu-uk*, erklären und die Ideogramme in übersichtlicher Zusammen-

10) Die altpersischen Keilinschriften von Persepolis. Entzifferung des Alphabets und Erklärung des Inhalts. Nebst geographischen Untersuchungen über die Lage der im Herodoteischen Satrapien-Verzeichnisse und in einer Inschrift erwähnten altpersischen Völker von Dr. Christian Lassen (Bonn 1836).

11) Recherches sur l'écriture cunéiforme du système assyrien. Mémoires autographiés par M. F. de Saulcy (Paris 1849).

stellung durch das oder die jedesmal entsprechenden assyrischen Aequivalente übersetzen. So kann auch die Entzifferung der babylonisch-assyrischen Keilschrift schon seit geraumer Zeit nicht nur als fest begründet, sondern so gut wie vollendet gelten. Vgl. Schrader, Die assyrisch-babylonischen Keilinschriften. Kritische Untersuchung der Grundlagen ihrer Entzifferung: ZDMG. XXVI, 1872. Von ausführlicheren Darstellungen der Geschichte der Entzifferung, sei es der altpersischen Keilschrift allein oder der babylonischen zugleich, seien erwähnt: Friedrich Spiegel, Geschichte der Entzifferung der Keilschrift: Ausland, 6. Mai 1865, S. 409—420. Derſ., Die altpersischen Keilinschriften. Zweite vermehrte Auflage, Leipzig 1881, S. 133—148 (Kurze Geschichte der Entzifferung). Oppert, Expédition scientifique en Mésopotamie. Tome II, Paris 1859, p. 1 fg. Joachim Ménant, Les écritures cunéiformes. Exposé des travaux qui ont préparé la lecture et l'interprétation des inscriptions de la Perse et de l'Assyrie. 2e édit., Paris 1864. Derſ., Leçons d'épigraphie assyrienne. Paris 1873, p. 4—10.

Die Entzifferung der zweiten Gattung der Achämenideninschriften oder der sog. medischen Keilschrift, an welcher sich Westergaard und de Saulcy, auch Hincks, Holtzmann und Mordtmann mit mehr oder weniger Glück versuchten, welche aber wesentlich Norris (Memoirs on the Scythic Version of the Behistun Inscription: IRAS, XV, 1853) zu verdanken ist, ging natürlich ebenfalls von den Eigennamen aus; das Verdienſt Oppert's ist es, das auch von Norris erkannte Princip der Gleichheit der babylonischen und der medischen Schriftzeichen für schärfere Faſſung einer Reihe medischer Keilschriftcharaktere verwerthet zu haben. Siehe betreffs des Medischen überhaupt Oppert, Le peuple et la langue des Mèdes, Paris 1859, XI, 296 pp. Daß das Elamitische und das Armenische, was ihre Schrift anbelangt, nicht erst entziffert zu werden brauchten, wurde bereits oben bemerkt. Der elamitischen Sprache widmete Oppert eine Abhandlung, Les inscriptions en langue susienne. Essai d'interprétation: Extrait no. 13 des Mémoires du Congrès international des Orientalistes, t. II. (Paris 1873). Mit dem Armenischen beſchäftigten sich erfolgreich Hincks, Lenormant, Guyard, vor allem aber Sayce; siehe des letzteren erst jüngst erschienene, höchst verdienstvolle Schrift: The Cuneiform Inscriptions of Van, deciphered and translated: IRAS. Vol. XIV. Part. 3 and 4, p. 377—732. *(Friedrich Delitzsch.)*

KEIM nennt man die Grundlage, aus welcher sich jedes organische Geſchöpf unter den dazu erforderlichen Bedingungen allmählich entwickelt. Insbesondere spricht man aber vom Keim der Pflanzen und versteht darunter die Knospen (Augen) am Wurzelstocke oder an anderen Stengeltheilen ausdauernder Gewächse, vorzugsweise aber bei den Blütenpflanzen (Phanerogamen) den wesentlichsten Theil des Samens, die nach der Befruchtung hervorgegangene Anlage zu einer neuen Pflanze. In seiner einfachsten Gestalt stellt der Keim oder Keimling (Embryo) ein Zellkörperchen ohne jede Gliederung dar, wie bei den Orchideen, bei Cuscuta, Pirola u. a., in der Regel lassen sich aber an demselben schon das Würzelchen (radicula), das Stengelchen oder die embryonale Achse (cauliculus) mit dem Endknöspchen oder Federchen (plumula) und die Keimblätter (cotyledones), mithin ein vollständig angelegtes Pflänzchen, unterscheiden. Die beginnende Entfaltung des Keims aus dem Samen nennt man das Keimen oder die Keimung. Bei dieser dehnt sich das Würzelchen nach unten zur Wurzel aus, während das Stengelchen sich nach oben verlängert und zum Stengel oder Stamm der Pflanze wird. Am Stengelchen stehen die Keimblätter (Cotyledonen, auch Samenlappen oder Keimlappen genannt), welche die Bestimmung haben, dem jungen Keimlinge während des Keimens Nahrung zuzuführen, die bald in den Keimblättern selbst, bald in einem sogenannten Eiweißkörper (Sameneiweiß, Endosperm, albumen) aufgespeichert ist. In Bezug auf diesen Eiweißträger unterscheidet man beim Keim verschiedene Vorkommnisse; letzterer kann nämlich vom Eiweißträger umgeben sein, wie bei den Umbelliferen, Euphorbiaceen und vielen andern Pflanzenfamilien, oder er kann denselben umschließen (embryo periphericus), wie bei den Caryophylleen, Chenopodeen und den verwandten Familien, oder er kann außerhalb des Eiweißes liegen, wie bei den Gramineen, Cyperaceen, Polygoneen u. a. Betrachtet man den Keim für sich allein, ohne auf den Eiweißkörper Rücksicht zu nehmen, so hat man zunächst darauf zu achten, ob er gerade, gekrümmt oder spiralig eingerollt ist, und in Bezug auf seine Richtung, ob sein Grund dem Nabel zugewandt ist, in welchem Falle man ihn als aufrecht bezeichnet, oder ob dies mit seiner Spitze stattfindet, wo er umgekehrt (inversus) genannt wird. In der Regel ist in jedem Samen nur ein Keim vorhanden, es kommen jedoch bei einigen Pflanzen fast immer 2 oder 3 Keime vor, so bei Viscum album, Citrus, Funkia u. a. Vor der Keimung bedarf der Same der meisten Pflanzen einer kürzeren oder längeren Ruhezeit, doch gibt es auch Gewächse, welche fast unmittelbar nach der Reife keimen oder ihre Keimkraft sehr bald verlieren. Die Zeit, in welcher der Same seine Keimkraft einbüßt, ist bei den Pflanzen sehr verschieden. Während dieselbe bei einigen Arten nach sorgfältigen Beobachtungen mehrere Jahre und Jahrzehnte dauert, erlischt sie bei andern schon nach Tagen. Ganz unrichtig ist die Ansicht, daß der Same sich Jahrtausende keimfähig erhalte, wie man dies früher von dem sogenannten Mumienweizen behauptete, wo aber absichtliche Täuschung vorlag. Ueberhaupt können die Versuche mit angeblich aus alten Gräbern stammenden Samen nicht sorgfältig genug angestellt werden. In den meisten Fällen entfaltet sich der Keim erst nach der Trennung des Samens von der Mutterpflanze, wenn letzterer einen zur Keimung günstigen Boden gefunden hat. Es gibt jedoch auch Beispiele, wo der Keim sich schon zu entfalten beginnt, wann der Same noch in der auf der Mutterpflanze befindlichen Frucht eingeschlossen ist. Das merkwürdigste Beispiel dieser Art bietet Rhizophora. — Da bei den Kryptogamen kein Same, also auch kein Keim vorhanden ist, wie bei den Phanerogamen, so kann auch

nicht von einer Keimung die Rede sein, obgleich man bisweilen von der Keimung der Sporen spricht, weil sie durch verschiedene Umgestaltung entweder unmittelbar ein neues Pflanzenindividuum entwickeln oder einen sogenannten Vorkeim (prothallium) bilden, aus dem später eine neue Pflanze hervorgeht. *(Garcke.)*

KEIM (Theodor), hervorragender protestantischer Theolog, ward am 17. Dec. 1825 zu Stuttgart geboren. Als Sohn eines Oberpräceptors am dortigen Gymnasium erhielt er eine ernste Erziehung und wurde von Jugend auf zu unausgesetztem Fleiß angehalten. Zu Stuttgart vorgebildet, studirte Keim 1843—1848 zu Tübingen als Zögling des Stiftes. Mit besonderm Eifer widmete Keim sich unter Ewald orientalischen und unter Baur kirchengeschichtlichen Studien, doch bewahrte er auch gegenüber letzterem so große Selbständigkeit des Urtheils, daß darüber gestritten worden ist, ob er der Tübinger Schule angehöre. — Im Winter 1847—1848 bearbeitete und löste er die Preisaufgabe der Theologischen Facultät über „Das Verhältniß der Christen zum römischen Reich in den drei ersten Jahrhunderten". Vom August 1848 bis Juni 1850 lebte Keim als Hauslehrer im Hause des Gouverneurs von Ulm, des Grafen Sontheim, und benutzte seine Mußestunden zu eifrigen Quellenstudien zur schwäbischen Reformationsgeschichte. Nach einem kurzen Besuche der Universität Bonn wirkte Keim 1851—1855 als Repetent in Tübingen, ward darauf Stadtvicar in Stuttgart und 1857 Diakonus in Eßlingen, wo er bis 1860 als ungewöhnlich beliebter Prediger wirkte. Obgleich bisher ausschließlich mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt, widmete er sich mit ganzer Hingabe dem praktischen Amte. Ueber seine Predigtweise sagt er selbst: „Die lebendige Vermittelung des alten Schriftwortes mit der Gegenwart, das war der Grundton meiner Predigten. Diese Vermittelung suchte ich nicht blos in der steten Beziehung des Schriftwortes auf die Lagen und Schäden der Gegenwart, auch des ganzen großen deutschen Vaterlandes, welches mit Fug und Recht an den Prediger die Forderung stellt, auf der Kanzel ein Patriot für Himmel und Erde zu sein; mein Wunsch war auch, der Bildung, der Aufklärung im edelsten Sinne, dem Fortschritte des Jahrhunderts gerecht zu sein und anerkennend und abwehrend durch die Gänge dieser Bildung die ewige, jugendfrische Wahrheit des christlichen Glaubens den Gemüthern und den Geistern fühlbar zu machen."

Nach langen Verhandlungen und wiederholtem Schwanken entschloß sich Keim, 1860 als Professor der Theologie, und zwar für die neutestamentlichen Fächer, nach Zürich zu gehen. Hier verlebte er 13 Jahre der fleißigsten Arbeit, geehrt von seinen Schülern, geliebt von seinen Collegen, geachtet von jedermann. Allerdings fehlte es nicht an Anfechtung; als Mann der Mitte war Keim berufen, aber dann machten beide Parteien, von rechts und von links, ihm einen Vorwurf daraus, daß er von allen kirchlichen Parteikämpfen sich fern hielt; empfindlich und reizbar, litt Keim schwer unter der häuslichen Einsamkeit und mancherlei wissenschaftlichen Anfeindungen. Mit Freuden folgte er deshalb 1873 einem Rufe nach Gießen, empfand aber nur zu bald, daß damit nichts gewonnen sei. Freilich hatte er jetzt das ganze Gebiet der Kirchengeschichte zu behandeln, aber die Lehrthätigkeit war an enge Grenzen gebunden und ein langjähriges Gehirnleiden, das schon früher durch Kopfschmerz und Nervosität lästig geworden war, trat immer stärker hervor. Die letzten Jahre seines Lebens wurden ihm überdies dadurch verbittert, daß er von der Regierung zu Darmstadt genöthigt wurde, sich wider seinen Willen pensioniren zu lassen. Nach langem Leiden beendete der Tod am 17. Nov. 1878 ein Leben, reich an entsagungsvoller, aber fruchtbarer Arbeit im Dienste der Wissenschaft.

Keim war ein Charakter, in dem strenge Wahrheitsliebe und persönliche Frömmigkeit in seltener Weise vereinigt waren. Daher zeigen auch seine Arbeiten auf der einen Seite ein gewissenhaftes Forschen, ein sorgfältiges peinlich genaues Verhör der Quellen, auf der andern Seite ein starkes religiöses Pathos, ein tiefes Durchdrungensein von der Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion. Seine Arbeiten gehören sämmtlich dem Gebiete der Kirchengeschichte an, und zwar sind es hier zwei weit voneinander entfernte Zeitabschnitte, deren Kenntniß durch sie wesentlich gefördert worden ist. Der schwäbischen Reformationsgeschichte sind die ersten selbständigen Schriften gewidmet. Hier hat Keim ein reiches handschriftliches Material zugänglich gemacht und vor allem in den biographischen Arbeiten gezeigt, daß er als Historiker zugleich Künstler war. Künstler nämlich in der anschaulichen, abgerundeten Schilderung von Personen und Verhältnissen. Mit der Berufung nach Zürich kehrte Keim wieder zu den Studien zurück, welche ihn schon in Tübingen beschäftigt hatten, zur Erforschung des Urchristenthums. Vorbereitet durch mehrere kürzere Darstellungen erschien als die reife Frucht langjähriger mühsamer Studien die dreibändige „Geschichte Jesu von Nazara". Gibt es überhaupt wenige wissenschaftliche Werke, in welchen eine bis ins Kleinste und Entlegenste gehende Detailforschung mit großen leitenden Gesichtspunkten so glücklich verbunden ist, so ist ohne Frage unter den zahlreichen Bearbeitungen des Lebens Jesu keine, welche unparteiische Erforschung der Quellen zur Klarstellung der menschlichen Entwickelung Jesu und warmes Verständniß für seine religiöse Größe in so fruchtbarer Vereinigung zeigt. Als er den Tod bereits herannahen fühlte, gab Keim, verzichtend auf die zusammenhängende Darstellung der Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte, unter dem Titel „Aus dem Urchristenthum" eine Reihe einzelner Abhandlungen heraus, um „dem Leben in seiner Weise noch einige Früchte abzuringen". Erwähnt seien davon diejenigen über „Die Präconisation des Markus" und über „Das Todesjahr Polykarp's". Hier tritt er der von Waddington aufgestellten und von manchen deutschen Gelehrten adoptirten Bestimmung des Jahres von Polykarp's Martyrium entgegen, dort vertheidigt er gegen die Annahme, das Markus-Evangelium sei das älteste und ursprünglichste, die Bevorzugung des Matthäus, frei-

lich mit dem Zugeständniß, daß er auf Grund erneuerter Studien „der Theorie der Redequelle und Geschichtsquelle sich nicht mehr unbedingt in den Weg stelle". Das Opus posthumum zeigt leider starke Spuren des Unvollendetseins.

Chronologisches Verzeichniß der Schriften und wichtigsten Abhandlungen Keim's (nicht aufgenommen sind die Artikel in Herzog's Real-Encyklopädie, in Schenkel's Bibellexikon und in der Protestantischen Kirchenzeitung):

1) Die Reformation der Reichsstadt Ulm. Ein Beitrag zur schwäbischen und deutschen Reformationsgeschichte, XVI, 420 S. (Stuttgart, Belser'sche Buchhandlung 1851). 2) Die römischen Toleranzedicte für das Christenthum (311—313) und ihr geschichtlicher Werth. In den Theologischen Jahrbüchern von Baur und Zeller (Jahrgang 1852, S. 207—258). 3) Wolfgang Richard, der Ulmer Arzt, ein Bild aus der Reformationszeit (Ebda. 1853, S. 307—373). 4) Ein Wort über Reuchlin's Bruch mit Luther und Melanchthon (Ebda. 1854, S. 288—294). 5) Die Stellung der schwäbischen Kirche zur zwingli-lutherischen Spaltung vom kirchlichen und politischen Gesichtspunkte (Ebda. 1854, S. 536—584, 1855, S. 169—226, S. 356—411). 6) Schwäbische Reformationsgeschichte bis zum Augsburger Reichstag. Mit vorzüglicher Rücksicht auf die entscheidenden Schlußjahre 1528—1531. Zum ersten mal aus den Quellen dargestellt. Mit einem Anhang ungedruckter Reformationsbriefe (XX, 308 S. Tübingen, L. F. Fues 1855). 7) Bedenken gegen die Echtheit des Hadrianischen Christen-Rescriptes. Theologische Jahrbücher 1856 (S. 387—400). 8) Ludwig Hetzer. Ein Beitrag zur Charakteristik der Sektenbewegungen in der Reformationszeit. Jahrbücher für deutsche Theologie (1856, S. 215—288). 9) Das Nachtmahl im Sinne des Stifters. (Ebda. 1859, S. 63—116). 10) Ambrosius Blarer, der schwäbische Reformator. Aus den Quellen übersichtlich dargestellt (156 S. Stuttgart, Belser 1860). 11) Reformationsblätter der Reichsstadt Eßlingen. Aus den Quellen (VII. 167 S. Eßlingen, Weychardt, 1860). 12) Die menschliche Entwickelung Jesu. Akademische Antrittsrede (17. Dec. 1860) 44 S. (Zürich. Orell, Füßli u. Co. 1861). 13) Freundesworte zur Gemeinde. Eine Sammlung Predigten aus den Jahren 1857—1860. Erste Hälfte, XII. 339 S. Zweite Hälfte, VIII. 351 S. (Stuttgart, Lindemann 1861, 1862). 14) Der Uebertritt Constantin des Großen zum Christenthum. Akademischer Vortrag, gehalten am 12. Dec. 1861 im Großrathssaal in Zürich, nebst geschichtlichem Nachweis. VIII. 106 S. (Zürich, Orell, Füßli u. Co. 1862). 15) Die geschichtliche Würde Jesu. Eine Charakteristik in zwei Vorträgen mit chronologischem Anhang. X. 58 S. (Ebda. 1864). 16) Der geschichtliche Christus. Drei Reden mit Rücksicht auf die neuesten Werke und mit literarischen Beigaben. Zweite vielfach umgearbeitete Auflage der Schriften „Die menschliche Entwickelung Jesu" und „Die geschichtliche Würde Jesu". 146 S. (Ebda. 1865). 17) Dasselbe. Eine Reihe von Vorträgen mit Quellenbeweis und Chronologie des Lebens Jesu. Dritte, vielfach erweiterte Auflage, mit einer Schlußabhandlung über die religiöse Bedeutung der evangelischen Grundthatsachen. XXIV. 241 S. (Ebda. 1866). 18) Geschichte Jesu von Nazara in ihrer Verkettung mit dem Gesammtleben seines Volkes frei untersucht und ausführlich erzählt. I. Bd. der Rüsttag, XII, 646 S. (Ebda. 1867). II. Bd. das galiläische Lehrjahr. 1. Abtheilung, der galiläische Frühling. VIII. S. 1—333 (1871). 2. Abtheilung, die galiläischen Stürme. S. 335—618 (1871). III. Bd. das Jerusalemische Todesostern. 1. Abtheilung. Der Messiaszug. S. 1—290 (1871). Der Jerusalemische Messiastod. XI. S. 291—674 (Ebda. 1872). 19) Geschichte Jesu, nach den Ergebnissen heutiger Wissenschaft für weitere Kreise übersichtlich erzählt. Dritte Bearbeitung. VIII. 378 S. (Ebda. 1873). Zweite vielfach veränderte, mit kritischem Schlußworte vermehrte Auflage. XII. 398 S. (Ebda. 1874). 20) Celsus' wahres Wort. Aelteste Streitschrift antiker Weltanschauung gegen das Christenthum vom J. 178 n. Chr. wiederhergestellt, aus dem Griechischen übersetzt, untersucht und erläutert, mit Lucian und Minucius Felix verglichen. XV. 293 S. (Ebda. 1873). 21) Aus dem Urchristenthum. Geschichtliche Untersuchungen in zwangloser Folge. I. Bd. XII. 229 S. (Ebda. 1878). 22) Rom und das Christenthum. Eine Darstellung des Kampfes zwischen dem alten und dem neuen Glauben im römischen Reiche während der beiden ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. Aus Theodor Keim's handschriftlichem Nachlaß herausgegeben von H. Ziegler, Pastor prim. an St.-Peter-Paul in Liegnitz (Berlin, G. Reimer 1881). *(Bernhard Pünjer.)*

Keimblatt, s. Bryophyllum.

KEISER (Reinhard) war nicht nur einer der allerersten deutschen, sondern auch wol der productivsten sämmtlicher Operncomponisten und hat außerdem das hohe Verdienst gehabt, den weltlichen deutschen Kunstgesang neu zu beleben und wesentlich zu verbessern. Er wurde im 3. 1673 auf einer Reise seiner Aeltern von Leipzig nach Weißenfels geboren, urkundliche Nachrichten über Ort und Datum der Geburt sind jedoch nicht zu erlangen gewesen. Sein Vater, ein tüchtiger Musiker und Componist, lebte in freier Stellung und ertheilte musikalischen Unterricht, wobei er öfter seinen Aufenthaltsort wechselte, indem er zeitweilig in Hamburg, Lübeck, Leipzig und in andern Städten lebte. Derselbe widmete seinem mit musikalischem Talent begabten Sohne besondere Sorgfalt, nicht sowol in dessen musikalischer Ausbildung, sondern auch in der höheren wissenschaftlichen Durchbildung desselben, indem er ihn die Thomasschule und Universität zu Leipzig besuchen ließ. Hier kamen dem jungen Keiser Opern und Concerte zu Gehör und so geschah es, daß sich derselbe mit besonderer Vorliebe den musikalischen Studien hingab und sich namentlich der Composition zuwandte und zwar letzteres mit solchem Erfolg, daß er als Componist bald bekannt und schon im J. 1692 — also kaum 19 Jahre alt — einen Ruf an den braunschweigischen Hof nach Wolfenbüttel und daselbst

den Auftrag erhielt, das Schäferspiel „Jömene“ und das Jahr darauf die Oper „Basilios“ zu componiren, zwei Werke, welche dazu beitrugen, seinen Ruf als Componist rascher und immer weiter zu verbreiten. So kam es, daß er schon im J. 1694 die letztgenannte Oper in Hamburg zur Aufführung bringen konnte. Dort war bereits im J. 1678 ein eigenes Opernhaus errichtet und eine ständige Oper mit reicher Ausstattung gegründet worden. Angefeuert von seinen Erfolgen fuhr er in Operncompositionen, deren Sujets er meist der antiken Mythologie entnahm, mit seltener Schaffenskraft fort und brachte so von 1697 an eine Reihe weiterer Werke, so namentlich die Opern „Adonis“, „Irene“, „Janus“, „Almira“ und andere zur dortigen Aufführung. Die allgemeine Beliebtheit derselben brachte es mit sich, daß sie oft wiederholt gegeben werden mußten und daß sich so Keiser immer mehr die Gunst des musikliebenden Publikums erwarb und schließlich der Mittelpunkt der musikalischen Bestrebungen auf der Bühne und im Concertsaal wurde. In dieser Stellung behauptete er sich fast vierzig Jahre hindurch und bewirkte durch sein unermüdliches Schaffen, daß Hamburg in jener Zeit den weitverbreiteten Ruf genoß, die einzige gute deutsche Oper zu besitzen. Dies sein Verdienst erstreckte sich aber, wie schon gesagt, auch auf den Concertsaal, denn er veranstaltete schon im J. 1700 in Gemeinschaft mit dem damaligen ersten Tenoristen an der hamburger Oper C. L. Mattheson, einen Cyklus von Winterconcerten, welche den ungetheiltesten Beifall fanden und durch ihre reizende Gestaltung allgemeines Entzücken hervorriefen. Unaufhaltsam schritt Keiser auf der betretenen Bahn weiter und übernahm im J. 1703 in Gemeinschaft mit einem hamburger Gelehrten Drüsike die Oper von der Eigenthümerin, einer Witwe Schott, in Pacht und Selbstverwaltung und zwar mit solchem Glück, daß ihm dieselbe mit seinen Compositionen eine reiche Einnahme brachte und das Geld in seinen Händen überfloß, ihn aber auch zu einem verschwenderischen Leben hinriß. Unerwähnt kann hier nicht bleiben, daß damals, also im nämlichen Jahre, der nachmalige Heros der Tonkunst, Georg Friedrich Händel, in die Kapelle als Violinist bei Keiser eintrat, wol ein untrüglicher Beweis dafür, daß dieselbe unter Keiser's Directorium einen weitverbreiteten Ruf genoß. In dieser Stellung begann Händel seine ersten Compositionen. — Doch schon 1706 endete Keiser's Thätigkeit als Operndirigent, nachdem Drüsike ausgeschieden und Keiser sich außer Stande sah, allein sein Unternehmen aufrecht zu erhalten. Verschwendung und Mangel einsichtsvoller Benutzung der ihm gebotenen Vortheile waren die Ursache, welche diesen Nothstand herbeigeführt hatte. Von Schulden erdrückt und von seinen Gläubigern hart heimgesucht, kehrte er seiner Ruhmesstätte den Rücken, erst wieder dahin zurückkehrend, als er im J. 1709 wieder mit neuen Opern hervortreten konnte. Wieder verschafften ihm diese und zwar: „Helena“, „Heliates und Olympia“, „Desiderius“, „Orpheus“ und andere den alten ungetheilten Beifall und er stieg so rasch wieder in der allgemeinen Gunst, daß sich seiner Verheirathung mit der Tochter eines reichen Patriciers, des Rathsmusikus Oldenburg, kein Hinderniß in den Weg stellte, diese ihn vielmehr wieder in den Stand setzte, sein ehemaliges opulentes Leben von neuem zu beginnen. Wiederum nahm er mit Mattheson im J. 1716 die Veranstaltung von Concerten auf, besuchte auch 1722 Kopenhagen. Dort componirte er Instrumentalwerke und wurde zum königlichen Kapellmeister ernannt. Nach Hamburg zurückgekehrt, bekleidete er an der dortigen Katharinenkirche von 1728 an die Stelle eines Cantors und Kanonikus, schrieb als solcher auch einige geistliche Compositionen, bei deren Aufführung seine Gattin, eine vortreffliche Sängerin, mitwirkte; damit trat die bis dahin in Hamburg ungewohnte Erscheinung der Frauen bei Aufführung von Kirchenchören ein. Von 1729 bis 1730 soll dann Keiser auch als Opernkapellmeister nach Moskau und Petersburg gegangen sein, doch findet sich hierüber keine zuverlässige Quelle. Im J. 1735, in welchem er seine Gattin durch den Tod verlor, begab sich Keiser wiederum nach Kopenhagen zu seiner Tochter, welche daselbst Hofsängerin war, und starb dort unter deren Pflege am 12. Sept. 1739.

Wie oben schon hervorgehoben worden, war Keiser einer der productivsten sämmtlicher Operncomponisten, dafür spricht auch, daß er, wie angenommen zu werden pflegt, 116 bis 120 Opern geschrieben habe, diejenigen ausgenommen, an denen er nur als Mitarbeiter betheiligt gewesen und zu denen vorzugsweise „Parthenope“ (1733) und „Circe“ (1734) zählen. Ein vollständiges Verzeichniß aller Keiser'schen Opern hat E. O. Lindner auf Grund der Operntextbücher, welche sich in den Bibliotheken in Berlin und Weimar befinden, in seinem Werke: „Die erste stehende deutsche Oper“ (Berlin 1855) zusammengestellt. Den Opern reihen sich Compositionen anderer Art, so Cantaten, Serenaden und Instrumentalwerke an, welche ebenfalls im Druck erschienen sind. Besonders bemerkenswerth ist sein durch den Reichthum an lieblichen und tiefempfundenen Melodien weit und breit bekannt gewordenes und gesuchtes, in Hamburg im J. 1714 im Druck erschienenes Werk: „Musikalische Landluft“, welches an Melodienfülle wol unübertroffen dastehen dürfte, was auch Händel und Hasse ausdrücklich anerkannt haben. Letzterer, ein berühmter und gefeierter Operncomponist und Sänger, war aus seinem Geburtsorte Bergedorf nach Hamburg übergesiedelt, um seine musikalische Ausbildung fortzusetzen, und hatte so als Schüler Keiser's in Gesang, Klavierspiel und Tonsatz aus nächster Nähe Gelegenheit, die Vortrefflichkeit seines Meisters zu erkennen und ein begeisterter Jünger desselben zu werden. Auch der Componist und Musikschriftsteller Johann Friedrich Reichardt, Kapellmeister der königl. italienischen Oper in Berlin, rühmt, wie hochbedeutend Keiser für die Entwickelung des deutschen Liedes gewesen und wie derselbe namentlich den rechten Ton für die Goethe'sche Lyrik angeschlagen habe. Außerdem preisen auch Mattheson, welcher sich auch als musikalischer Schriftsteller hervorthat und als solcher die culturgeschichtliche Bedeutung eines Chronisten seiner Zeit besitzt, und Johann Adolf Scheibe, ein ebenfalls bedeutender Theore-

titer damaliger Zeit, ihren Freund und Zeitgenossen Keiser als den ersten Operncomponisten der Welt. Alles in allem zusammengefaßt, kann als unbestreitbare Wahrheit hingestellt werden, daß Keiser nicht nur ein genialer Schöpfer der Oper, sondern auch der Förderer und Besserer des weltlichen deutschen Kunstgesangs gewesen ist und daß er das bedeutsame Verdienst gehabt hat, darin überall, namentlich auch in der Cantate und dem Oratorium, das lyrisch-dramatische zur vollen Geltung gebracht zu haben. (*Eduard Langenhan.*)

KEITH (George), ein durch die Freundschaft Friedrich's des Großen bekannt gewordener Diplomat und Führer der Jakobiten, ist am 2. April 1685 zu Kinkardine in der gleichnamigen schottischen Grafschaft geboren. Von der in seiner Familie erblichen Würde eines Marschalls von Schottland nannte er sich gewöhnlich Lord Marischal.

In früher Jugend widmete er sich dem Kriegsdienste, machte 1712 den Feldzug in Flandern unter Marlborough mit und trat dann als Kapitän in die Leibgarde der Königin Anna (s. d. Art.) Beim Tode derselben wandte er sich nach kurzem Schwanken zwischen den Parteien der Sache des Prätendenten (Jakob III., s. d. Art.) zu und gehörte zu den eifrigsten Förderern des Aufstandes von 1715. Er befehligte in der Schlacht zwischen Dumblaine und Sherifmoor am 22. Nov. 1715 den rechten Flügel der schottischen Armee und errang einige Vortheile, die jedoch durch die Niederlage der andern Heerestheile wieder verloren gingen. Nach der Auflösung der Armee hielt er sich eine Zeit lang in den Hochlanden und später auf einer kleinen zur Hebridengruppe gehörigen Insel verborgen. Im J. 1716 durch Parlamentsbeschluß unter Verlust seiner Güter und Würden zum Tode verurtheilt, rettete er sich auf einem vom Prätendenten gesandten Schiffe nach Frankreich und trat 1719 als maréchal de camp (Generalmajor) in spanische Dienste. In dieser Stellung landete er im März desselben Jahres zur Unterstützung der Jakobiten mit 2 Fregatten und 6 Compagnien Fußvolk in der Bucht von Stornoway. Die Uneinigkeit der Führer, das Mißgeschick der Flotte und die geringe Betheiligung der Schotten an der ganzen Unternehmung waren die Ursachen, daß die Armee sich nach wenigen Wochen auflöste. Die spanischen Hülfstruppen gaben sich gefangen, aber Lord Marischal, welcher nicht darauf rechnen durfte, als Kriegsgefangener behandelt zu werden, zog es vor, bei seinen Freunden in den Hochlanden eine Zuflucht zu suchen; einige Monate später entkam er nach Holland und versuchte von hier aus auf dem Landwege nach Spanien zu gelangen. In Toulouse wurde er jedoch bei dem Versuche, ohne Legitimation die Grenze zu überschreiten, verhaftet, sechs Monate im Gefängniß behalten und dann nach Italien ausgewiesen. Nach kurzem Aufenthalte am Hofe des Prätendenten in Rom begab sich Lord Marischal nach Spanien und gerieth während der Reise in die Gefahr, den Engländern ausgeliefert zu werden. Durch die Unterstützung einflußreicher Freunde gelang es ihm, in Madrid seine Wiederanstellung als Generallieutenant im Dienst des Königs von Spanien zu bewirken; seine Besoldung war indessen sehr kärglich bemessen und wurde ihm nicht regelmäßig ausgezahlt. Mit Ausnahme eines Feldzuges gegen die Mauren, wo Lord Marischal die Expedition 1732 als Generalstabsoffizier begleitete, trat derselbe nie in Function, sondern lebte als Privatmann abwechselnd in Avignon und Valencia.

Im J. 1738 begab sich Lord Marischal infolge der schweren Verwundung seines Bruders Jakob Keith (s. den folg. Art.) nach der Ukraine und begleitete denselben auf den Reisen nach Petersburg und Paris. Auf der Durchreise hatte Lord Marischal in Berlin die Ehre, bei Gelegenheit einer Audienz, welche der König seinem Bruder gewährte, dem damaligen Kronprinzen und späteren Könige Friedrich dem Großen vorgestellt zu werden. Diese flüchtige Begegnung bildet den Anfangspunkt der intimen Beziehungen, in welche Lord Marischal einige Jahre später zu demselben trat.

Im J. 1740 reiste er unter dem Schutze seines Bruders Jakob nach England, wo es ihm gelang einige Trümmer seines Vermögens zu retten, und kehrte darauf wieder nach Valencia zurück.

Im J. 1744 vom Prinzen Karl Eduard (Le chevalier de St. George (s. d. Art.), zur Uebernahme eines Commandos nach Dünkirchen berufen, entzweite sich Lord Marischal mit den Führern der Expedition und nahm seine Entlassung aus allen Dienstverhältnissen. Nachdem er unter Einschränkungen und Entbehrungen aller Art in Venedig gelebt hatte, reiste er 1746 nach Rußland, in der Hoffnung, dort mit Hülfe seines Bruders eine Anstellung zu finden; er wurde jedoch infolge seiner Betheiligung an den jakobitischen Erhebungen auf Betreiben des englischen Gesandten an der Grenze zurückgewiesen und kehrte nach einer Unterredung mit seinem Bruder ohne Aufenthalt nach Venedig zurück. Einer Einladung Friedrich's des Großen folgend, siedelte er 1748 nach Potsdam über, wo er, geehrt durch die Freundschaft des Königs, im Umgange mit seinem Bruder und einigen andern ausgezeichneten Männern jener Zeit, die glücklichsten Jahre seines Lebens verlebte. Im J. 1750 verlieh ihm der König den Schwarzen Adlerorden und ernannte ihn zum Gesandten in Paris, von wo er 1753 als Gouverneur nach Neufchatel versetzt wurde. Im J. 1759 bat Lord Marischal in Rücksicht auf die daselbst ausgebrochenen religiösen Streitigkeiten um Enthebung von seinem Posten. Friedrich der Große sträubte sich lange, dieses Gesuch ernsthaft zu behandeln, da es sich lediglich um eine theologische Streitfrage über die Dauer der Höllenstrafen und die Mitwirkung des Teufels dabei handelte, und entschloß sich erst dann dazu, Lord Marischal einen Nachfolger zu geben, als die Aufregung der Bevölkerung in offene Empörung überzugehen drohte. Die Geistlichkeit von Neufchatel, welche den Streit geschürt und sich bei dem Könige beschwert hatte, erhielt den Bescheid: „que puisqu'-ils avaient si fort à coeur d'être damnés éternellement, il y donnait volontiers les mains et trouvait très-bon que le diable ne s'en fit faute“. Gleichzeitig erhielt Lord Marischal den Auftrag, sich als Gesandter des Königs nach Madrid zu begeben und seine Bemü-

hungen darauf zu richten, die spanische Regierung für einen allgemeinen Frieden günstig zu stimmen. Die Verhältnisse am spanischen Hofe waren jedoch der Art, daß Lord Marischal sich sehr bald von der völligen Aussichtslosigkeit seiner Bestrebungen überzeugte, und er bat nun um so dringender um Enthebung von seinem Posten, als er inzwischen durch die Vermittelung Friedrich's des Großen von Georg II. amnestirt worden war. Aus dem preußischen Dienst entlassen, begab sich Lord Marischal zunächst nach England, wo er bei Hofe mit allen Ehren empfangen wurde Eine Erbschaft von 30,000 Livres Renten setzte ihn in den Stand, seine confiscirten Güter wieder zu erwerben, und, den Bitten seiner Landsleute nachgebend, beschloß er, dauernd seinen Wohnsitz in Schottland zu nehmen. Dieser Entschluß wurde jedoch durch einen Besuch, welchen Lord Marischal 1762 Friedrich dem Großen in Potsdam abstattete, stark erschüttert; er kehrte zwar noch einmal nach Schottland zurück, gab jedoch sehr bald den wiederholten Einladungen seines königlichen Freundes nach und siedelte für immer nach Potsdam über, wo er bis zu seinem Tode eine Zierde jenes Kreises geistreicher Männer bildete, welche der große König seines vertrauteren Umganges würdigte.

Lord Marischal starb am 25. Mai 1778 und wurde seinem letzten Willen gemäß ohne jede Ceremonie in der einfachsten Weise von seinen Dienern auf dem Friedhofe in Potsdam bestattet.

Die Zeitgenossen erkennen einstimmig die Reinheit seines Charakters und die Schärfe seines Geistes an.

Quellen: D'Alembert, Éloge de Milord Maréchal (Berlin 1779); Varnhagen von Ense, Leben des Feldmarschalls Jakob Keith (Berlin 1844).

(Ulbrich.)

KEITH (Jakob), Bruder des Vorigen, preußischer General-Feldmarschall, ist nach Douglas, Peerage of Scotland, am 11. Juni 1696 zu Inverugie-Castle in Schottland geboren; andere Quellen nennen Freteressa und Dennottar ebendaselbst. Im älterlichen Hause von dem spätern Bischofe Robert Keith sorgfältig unterrichtet, studirte Keith 1714 in Edinburgh, ergriff die Partei der Jakobiten und theilte die Schicksale seines Bruders (s. den vorhergehenden Art.) bei den Aufständen von 1715 und 1719. Nachdem er seine Studien in Frankreich vollendet hatte, trat er nach vergeblichen Bemühungen, in andern Armeen eine Anstellung zu erhalten, 1728 auf die Empfehlung des spanischen Gesandten in Petersburg als Generalmajor in russische Dienste und wurde 1730 zum Commandeur des Ismailowschen Garde-Regiments ernannt. Im J. 1733 führte Keith anläßlich der Wahl Stanislaus Leszczynski's (s. d. Art.) ein Corps von 6000 Mann nach Polen, trat jedoch ebenso wenig damit in Action wie im folgenden Jahre, wo er unter Lascy mit 20,000 Mann an den Rhein rückte und infolge des inzwischen eingetretenen Friedens nach Kiew zurückbeordert wurde.

In den Türkenkriegen commandirte er 1736 unter Münnich ein Corps bei der Belagerung von Asow und wurde 1737 beim Sturm auf Oczakow schwer verwundet. Auf Veranlassung seines aus Valencia herbeigeeilten Bruders (s. den v. Art.) wurde Keith zu seiner Wiederherstellung zunächst nach Petersburg und später nach Paris transportirt. Bei Keith's Ankunft in Berlin wünschte der König von Preußen ihn kennen zu lernen und ließ ihn, da er selbst krank daniederlag, in einem Sessel vor sein Bett bringen. Von dieser eigenthümlichen Audienz datiren die freundlichen Beziehungen Keith's und seines Bruders zu Friedrich dem Großen, welcher damals als Kronprinz dieser Unterredung beigewohnt hatte.

In Paris empfahl sich Keith nach Heilung seiner Wunde der Zarin durch diplomatische Dienste und wurde 1740 als Gesandter Rußlands nach England geschickt, von wo er nach Erledigung seines Auftrages nach Rußland zurückkehrte und die Statthalterschaft der Ukraine übernahm.

Im J. 1741 errang Keith in dem Kriege gegen die Schweden am 3. Sept. einen glänzenden Sieg bei Wilmanstrand und vertrieb den Feind auch von den Alandsinseln. — Nach dem Frieden von Abo ging Keith 1743 als außerordentlicher Gesandte nach Stockholm, erwarb sich in einer überaus schwierigen Stellung das Vertrauen aller Parteien und kehrte 1744, mit Ehrenbezeigungen überhäuft, nach Rußland zurück. Die Kaiserin belohnte Keith in der freigebigsten Weise; zu dem ihm schon früher verliehenen Alexander-Newsky-Orden fügte sie den Andreas-Orden, vermehrte Keith's Einkünfte, überließ ihm ein Gut in Livland zum lebenslänglichen Nießbrauch und schenkte ihm einen auf 8000 Rubel geschätzten Ehrendegen. Gleichwol wurde Keith's Stellung in Rußland durch die Feindschaft des Vicekanzlers Bestuschew, welchen er durch seine Berichte aus Stockholm bloßgestellt hatte, unerträglich und Keith bat, nachdem seinem Bruder (s. d. v. Art.) der Eintritt in die russischen Staaten versagt und ihm selbst unter einem nichtigen Vorwande der bereits übertragene Oberbefehl über die bei Narwa zusammengezogenen Truppen wieder entzogen wurde, um seinen Abschied, der ihm im August 1747 unter der Verpflichtung gewährt wurde, nie gegen Rußland Dienste zu nehmen. Von Kopenhagen, wohin er sich zunächst begab, schrieb Keith an Friedrich den Großen und bot dem Könige seine Dienste an; eine überaus huldvolle Antwort desselben erwartete ihn bei seiner Landung in Hamburg. Ohne Aufenthalt eilte er nach Potsdam und empfing am 18. Sept. 1747 aus den Händen des Monarchen sein Patent als Generalfeldmarschall der preußischen Armee. Im J. 1749 wurde Keith zum Gouverneur von Berlin und zum Ritter des Schwarzen Adlerordens ernannt; sein jährliches Einkommen stieg auf 12,000 Thaler. Die Akademie wählte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede.

Beim Beginn des Siebenjährigen Krieges rückte Keith in der Umgebung des Königs in Sachsen ein und wurde zur Erfüllung der formellen Höflichkeiten verwandt, welche Friedrich der Große namentlich gegen die Königin von Polen nicht außer Acht lassen wollte. Die über ihn verbreitete Verleumdung, daß er bei Eröffnung des „Geheimen Archivs", welches die Königin in Person vertei-

digte, bis zu persönlicher Gewaltthätigkeit gegen dieselbe geschritten sei, widerlegt sich durch die Thatsache, daß die Königin ihn auch später wiederholt empfing.

Im September 1756 rückte er an der Spitze eines Corps in Böhmen ein, schlug bei Außig eine Brücke über die Elbe, nahm das feste Schloß Teischen und concentrirte die Armee im Lager von Johnsdorf, wo der König den Befehl übernahm. Nach der Schlacht bei Lowositz (1. Oct. 1756) führte Keith die Armee in die Winterquartiere an der sächsischen Grenze.

In dem Feldzuge von 1757 begleitete Keith den König auf seinem Zuge gegen Prag, nahm jedoch an der Schlacht keinen directen Antheil, da er mit 26 Bataillonen und 38 Schwadronen nach dem linken Moldauufer gesandt wurde, um den Rückzug des Feindes nach dieser Seite zu verhindern. Während der Belagerung von Prag schlug Keith die Ausfälle der Oesterreicher am 24. und 28. Mai glänzend zurück und erwarb sich nach der Niederlage von Kollin durch die Ausführung des Rückzuges nach Sachsen, sowie im October dieses Jahres durch seine Operationen an der Saale und durch die Behauptung von Leipzig die volle Anerkennung des Königs.

Nach der Schlacht bei Roßbach (am 5. Nov.) erhielt Keith den Befehl, mit 4000 Mann in Böhmen einzufallen, um dem Könige den Marsch durch die Lausitz zu erleichtern. Der Zweck dieser Diversion wurde vollständig erreicht; Keith erbeutete ansehnliche Kriegsvorräthe des Feindes und kehrte ohne Verluste nach Sachsen zurück. Bei der Eröffnung des Feldzuges von 1758 wurde Keith die Belagerung von Olmütz übertragen. Die Festung war gut verproviantirt, hatte 10,000 Mann Besatzung und wurde zweckmäßig vertheidigt. Dem nur 6000 Mann starken Belagerungs-Corps fehlte es dagegen an Proviant, an Artillerie und vor allem an Munition. Der Angriff gerieth bald ins Stocken und mußte ganz aufgegeben werden, als die von dem Könige gesandte Zufuhr am 30. Juni bei Domstädtl den Oesterreichern in die Hände fiel. Den Rückzug nach der Grafschaft Glatz führte Keith wiederum zur vollständigen Zufriedenheit des Königs aus. Während Friedrich der Große den Russen nach Cüstrin entgegenrückte, blieb Keith unthätig in Schlesien zurück. Krankheit und vielleicht auch der Wunsch, nicht gegen Rußland zu kämpfen, mögen ihn dazu veranlaßt haben; aber schon Ende August führte er dem Könige sein Corps von Grüssau aus nach Sachsen entgegen und vereinigte sich am 10. Oct. mit ihm in dem Lager bei Hochkirch. Es ist bekannt, daß Keith beim Anblick dieser herausfordernden Stellung gesagt hat: „Convenez, Sire, que si les généraux autrichiens nous laissent tranquilles dans les camp que nous occupons, ils méritent d'être pendus.“ Der König erwiderte scherzend darauf: „Il faut espérer qu'ils auront moins peur de la potence que de nous autres.“ Dagegen findet sich in einem Briefe Keith's vom 12. Oct. an seinen Bruder keine Andeutung einer Besorgniß; er sagt im Gegentheil: „Man sieht daraus deutlich, daß es Daun's Absicht nicht ist, eine Schlacht zu liefern.“ Der König theilte diesen verhängnißvollen Irrthum.

Keith hatte sein Quartier in Rodewitz genommen und wurde am Morgen des 14. Oct. durch den Donner der Kanonen geweckt. Er eilte sofort auf den Kampfplatz, sammelte die Flüchtigen und stellte sich an die Spitze des Regiments von Kannacher, um die große Batterie, welche den rechten Flügel des preußischen Lagers gedeckt hatte, wieder zu gewinnen. Die Reiterei, welche aus dem zweiten Treffen heransprengte, schaffte Luft, und es gelang Keith die Höhe zu erreichen. Hier stockte der Angriff, und das stark gelichtete Häuflein war augenblicklich umzingelt. Keith saß noch fest im Sattel, obgleich er schon beim Beginn des Sturmes einen Schuß in den Unterleib erhalten hatte. Von allen Seiten drängten die Feinde, aber die preußischen Bajonnete schafften Raum und der Rückzug nach Hochkirch konnte angetreten werden. In diesem Augenblicke traf Keith eine Flintenkugel mitten in die Brust und er sank in die Arme seines Läufers Thebay, der ihm freiwillig ins Gefecht gefolgt war. Vergebens bemühte sich dieser, ihn wieder aufs Pferd zu heben. Keith glitt zu Boden; die allgemeine Flucht trennte ihn von seiner Umgebung, und die dichte Masse von Freund und Feind wälzte sich über den Sterbenden hinweg. Die weiteren Schicksale Keith's sind in Dunkel gehüllt. Nach der Schlacht fand man seine Leiche, geplündert und vollständig entkleidet, zwischen Todten und Verwundeten in der Kirche von Hochkirch. Recognoscirt wurde die Leiche nur durch den österreichischen General Lascy, welcher Keith in Rußland kennen gelernt hatte. Auf dieses Zeugniß hin ließ Daun den gefallenen Helden mit allen seinem Range gebührenden Ehren bestatten. Im J. 1759 wurde Keith's Leiche nach Berlin gebracht und mit großer Feierlichkeit in der Garnisonkirche daselbst beigesetzt. Die Marmorstatue auf dem Wilhelms-Platze in Berlin ließ Friedrich der Große 1786 errichten. Auch in Hochkirch erinnert ein Denkmal an seinen Tod.

Keith starb im 63. Lebensjahre; er war vorzeitig gealtert, und seine Zeitgenossen schildern ihn als einen liebenswürdigen Greis. In der Armee war er nicht beliebt und bei aller Anerkennung seiner Rechtschaffenheit und guten militärischen Eigenschaften theilten seine Offiziere keineswegs das große Vertrauen, welches ihm der König immer bewahrt hat.

Quellen: A Fragment of a memoir of fieldmarshal James Keith, written by himself 1714—1734. Presented to the Spalding Club by Thomas Constable (Edinburgh 1843). — Varnhagen von Ense, Leben des Feldmarschalls Jakob Keith (Berlin 1844).

(Ulbrich.)

KEITH (George Elphinstone), Viscount, englischer Admiral, geboren zu Elphinstone in der schottischen Grafschaft East-Lothian am 12. Jan. 1746, war der jüngste Sohn des zehnten Lords (Baron) Elphinstone. Seine Mutter, geborene Clementine Fleming, war eine Nichte des George Keith, des letzten Earl-Marshall von Schottland, sowie auch des Feldmarschalls Keith. George Elphinstone wurde in Glasgow erzogen und trat 1762

in den britischen Seedienst. Er diente auf verschiedenen Fregatten, begleitete seinen Bruder William Elphinstone nach China, ging 1769 mit Commodore Lindsey nach Indien und wurde, vom Commodore mit Depeschen nach England gesandt, Lieutenant, dann 1772 Commandeur und, obgleich er 1774 zum Mitglied des Unterhauses für die Grafschaft Dumbarton erwählt worden war, ein Sitz, für welchen er auch 1780 und 1786 wieder erwählt wurde, ward er bereits im März 1775 zum Kapitän ernannt. Er hatte zuerst den Befehl des Marlborough von 74 Kanonen, dann des Pearl und dann des Perseus, auf welchem er unter Lord Howe und Admiral Arbuthnot an der Küste von Amerika diente. Bei der Einnahme von Charleston befehligte Kapitän Elphinstone ein Detachement Mariner, welche ans Land gesetzt wurden. Er war ebenfalls thätig bei dem englischen Angriffe auf Mud-Island am 15. Nov. 1777 und erhielt sodann das Commando des Warwick von 50 Kanonen, auf dem Prinz William Henry, später Herzog von Clarence und dann König William IV. von Großbritannien, seine Lehrjahre als Seemann bestand. Im J. 1781 im Januar nahm Kapitän Elphinstone nach kurzem Kampfe das holländische Kriegsschiff Rotterdam von 50 Kanonen und 300 Mann Besatzung. Am 11. Sept. 1782 nahm er auf der Höhe des Delaware die französische Fregatte Aigle von 40 Kanonen, commandirt vom Comte de la Touche, welcher sich nebst Baron de Bioménil und andern Offizieren den Fluß hinauf flüchtete. Während des ganzen amerikanischen Freiheitskrieges war Kapitän Elphinstone an der amerikanischen Küste unter Admiral Digby als Kapitän des Warwick beschäftigt. Georg III. ernannte den Kapitän im J. 1783 zum Secretär und Kämmerer des Königreichs Schottland. Im J. 1789 heirathete er Miß Jane Mercer, welche jedoch bereits 1797 starb.

Im Befehle des Robust diente Kapitän Elphinstone hierauf unter Admiral Hood im Mittelländischen Meere und war 1793 bei der Einnahme von Toulon betheiligt. Bei der englischen Vertheidigung des Platzes gegen die französische Republik hatte er den Befehl des Forts la Malque, vermochte aber nicht sich gegen die von Bonaparte commandirte Artillerie zu halten. Nach der Uebergabe des Platzes erhielt der Kapitän Elphinstone den Auftrag, die französischen Royalisten einzuschiffen, vermochte aber nicht den Auftrag auszuführen und zu verhindern, daß der größte Theil jener Unglücklichen der Wuth der Republikaner anheimfiel. Nach seiner Rückkehr nach England erhielt Elphinstone den Bath-Orden, ward Contre-Admiral vom Blauen Geschwader am 12. April 1794 und bereits am folgenden 4. Juli Contre-Admiral vom Weißen Geschwader. Nach Ausbruch des Krieges zwischen Holland und Großbritannien ging der Contre-Admiral im Januar 1795 mit seinem Geschwader und Truppen unter General Clarke ab, um die holländische Colonie des Caps der guten Hoffnung in Besitz zu nehmen. Capstadt wurde am 16. Sept. besetzt und die Colonie unter die britische Flagge gebracht, worauf der Admiral nach dem holländischen Ostindien fuhr und Ceylon, Cochin, Malacca, die Molukken in Besitz nahm und dann 1796 sich in der Seldanha-Bai der holländischen Flotte, 2 Linienschiffe, 5 Fregatten, 3 Corvetten, bemächtigte. Im J. 1797 ward Elphinstone zum Peer des Königreichs Irland unter dem Titel Baron Keith of Stonehaven Marischal erhoben und erhielt 1798 das Commando im Mittelländischen Meere unter dem Earl St.-Vincent, dem Kapitän Jervis, unter dem George Elphinstone zuerst in den Dienst der Flotte trat, und als der Earl sich bald darauf wegen Kränklichkeit zurückzog, erhielt Lord Keith das Commando en chef. In Cooperation mit dem österreichischen General Melas blokirte Lord Keith Genua und zwar so scharf, daß dem Platze alle Zufuhr abgeschnitten wurde, und daß Massena trotz seiner tapfern Vertheidigung, vom Hunger bewältigt, sich ergeben mußte (5. Juni 1800). Hierauf ergab sich auch Malta einer Abtheilung von Keith's Flotte.

Am 5. Oct. 1801 erschien Keith vor Cadix mit 2 Linienschiffen und 27 Fregatten, 94 Transportschiffe escortirend, welche 20,000 Mann unter dem Befehle des Sir Ralph Abercrombie führten. Cadix war damals vom Gelben Fieber heimgesucht. Don Thomas di Morla, der spanische Commandant, sandte Lord Keith eine Zuschrift mit der inständigen Bitte, unter obwaltenden Umständen die Belagerung auszusetzen, indem er ihn auf die traurigen Folgen aufmerksam machte, welche auch für die Belagerer aus einem Angriffe entstehen müßten. Lord Keith antwortete, es werde ihm genehm sein abzusegeln, wenn die Spanier ihm ihre gesammte Kriegsflotte auslieferten; Don Morla verwarf diesen Antrag aber mit Entrüstung. Am 6. Oct. versuchte Keith eine Landung; allein die Vertheidigung, wenn nicht die Furcht vor Ansteckung, veranlaßten ihn, seine Leute wieder einzuschiffen. Es gelang Keith jedoch, die Vereinigung der spanischen Flotte mit der französischen zu verhindern. Die spanische Flotte enthielt 22 Linienschiffe. Er verfolgte die französische, 24 Linienschiffe unter Admiral Breux, bis Brest.

Keith nahm nun seinen Curs nach Aegypten und deckte mit großem Geschick die Landung der Armee Abercrombie's bei Abukir, wofür er den Dank beider Häuser des Parlaments erhielt und zum Baron (Peer) des Vereinigten Königreichs erhoben wurde. Lord Keith verweigerte die Ratification des von Sir Sidney Smith mit den Franzosen abgeschlossenen Vertrags von el Arish, laut dessen Kleber sich anheischig machte, das Land zu räumen unter der Bedingung, daß seine Truppen mit Waffen und Gepäck nach Frankreich befördert würden. Kleber hatte die Convention bereits theilweise ausgeführt, bereits Oberägypten, auch Damiette geräumt, als Lord Keith die Ratification der Convention verweigerte und verlangte, daß die Franzosen die Waffen niederlegen und sich als Kriegsgefangene ergeben sollten. Kleber erklärte aber in der Proclamation, welche er hierauf an seine Armee erließ: „Soldats, on ne répond à de telles insolences que par la victoire, préparez vous à combattre“.

Im J. 1803 erhielt Keith den Oberbefehl in der Ostsee, 1805 ward er Admiral vom Weißen Geschwader. Er vermochte aber nicht die Einnahme Königsbergs durch

die Franzosen (10. Juni 1807) zu verhindern. Ein Corps, welches Keith ausschiffte, dem Platze zu Hülfe zu kommen, wurde von den französischen Generalen Lefebvre, Desnouettes und du Muy vernichtet. Wegen dieses Unfalls wurde er nach England zurückberufen, wo er seine zweite Ehe einging und im Januar 1808 Miß Thrale, die Tochter eines Mitgliedes des Unterhauses, heirathete. Im Mai 1814 wurde Lord Keith zum Viscount erhoben. Es war infolge seiner sorgsamen Aufstellung der Kreuzer, daß die Gefangennahme Napoleon's auf dessen Flucht von Waterloo erfolgte. Viscount Keith wurde hierauf vom Prinz-Regenten beauftragt, Napoleon, als er sich auf dem Bellerophon befand, die zwischen England, Rußland, Preußen und Oesterreich vereinbarte Beschlußnahme mitzutheilen, welche Napoleon zum Gefangenen erklärte. Im folgenden Jahre heirathete Viscount Keith's einzige Tochter Margaretha Maria den Comte de Flahaut, Napoleon's getreuen Aide de Camp. Keith hatte keine Söhne, seine Titel vererbten sich durch seine Tochter auf den Comte Flahaut de la Barladerie. Viscount Keith genoß noch eine Reihe ruhiger Friedensjahre und starb auf seinem Stammsitze zu Tulfallan-House in der schottischen Grafschaft Perth am 10. März 1823. (*W. Bentheim.*)

KEITHIA, eine von Bentham aufgestellte Gattung der Labiaten mit folgenden Merkmalen: Kelch röhrig, meist 13nervig, mit gleicher oder schiefer Mündung, 5 fast gleichlangen Zähnen und unbehaartem oder wolligem Schlunde. Die Kronröhre ragt aus dem Kelche hervor, ist gerade, nach oben zu ein wenig erweitert, innen nackt, der Kronsaum ist 2lippig mit aufrechter, fast flacher ausgerandeter hinterer und abstehender, dreispaltiger vorderer Lippe, deren Lappen entweder flach und fast gleich groß sind oder einen breiten ausgerandeten Mittellappen besitzen. Von Staubgefäßen sind nur die beiden vordern vorhanden, welche entweder aus der Blumenkrone hervorragen oder in derselben eingeschlossen sind, ihre Beutel sind zweifächerig mit auseinandertretenden, durch ein breites Mittelband getrennten Fächern. Der Griffel ist an der Spitze 2spaltig, entweder mit fast gleich langen Zipfeln oder einem flachen andern, welcher den sehr kurzen hintern am Grunde umfaßt. Die Nüßchen sind eiförmig, glatt.

Zu dieser Gattung gehören Kräuter, Halbsträucher oder seltener Sträucher mit theils kurzen beblätterten, theils langen, ruthenförmigen, fast nackten Zweigen, kleinen ganzrandigen Blättern und wenigblütigen, bald achselständigen und voneinander entfernten, bald zu endständigen Aehren vereinigten Scheinquirlen. Die bisher bekannten acht Arten wachsen sämmtlich in Brasilien.

A. Eriothymus *Bentham.*

Zweige abstehend, beblättert; Scheinquirle achselständig; Kelchschlund innen wollig.

1) Keithia rubiacea *Bentham.* Ein mehrere Fuß hoher Strauch. Blätter fast sitzend, eiförmig, stumpf, fast kahl; Scheinquirle gestielt, wenigblütig, sehr wollig; Kelche kurz gezähnt.

B. Gymnocalyx *Bentham.*

Scheinquirle achselständig, wenigblütig; Kelchschlund innen nackt.

2) Keithia scutellarioides *Bentham.* Eine krautartige, niederliegende Pflanze mit langen, kahlen, nur an den Kanten weichhaarigen Zweigen, fast sitzenden, kahlen, eiförmig-lanzettlichen, stumpfen, am Grunde herzförmigen Blättern, 2—6blütigen Scheinquirlen, fast sitzenden Blüten, purpurrothen, den Kelch um das Doppelte überragenden Blumenkronen und spitzen, ungleichlangen Kelchzähnen.

Als Abart gehört hierher Keithia pilosa *Bentham* mit langen weißen Haaren am Stengel und an den Blättern, lang hervortretender Kronröhre und fast doppelt längerem Kelche. Früher betrachtete Bentham diese Varietät als selbständige Art.

3) Keithia nitida *Bentham.* Zweige verlängert, beblättert, weißbehaart; Blätter kurzgestielt, eiförmig-lanzettlich oder länglich, stumpf, oberseits ganz kahl, unterseits ein wenig behaart; Blüten fast sitzend; Blumenkrone mehr als doppelt länger als der Kelch.

4) Keithia minima *J. A. Schmidt.* Eine nur wenig ästige, schlanke, krautartige Pflanze mit sehr kurz gestielten, sehr kleinen, eiförmig-länglichen oder herzförmigen, stumpfen, kahlen Blättern, 1—2blütigen Scheinquirlen, kurzgestielten Blüten, purpurrothen, den Kelch fast um das Doppelte überragenden Blumenkronen und kurzen, etwas ungleichen Kelchzähnen.

Durch die niedrige Gestalt und die viel kleineren Blätter läßt sich diese Art sogleich von den verwandten unterscheiden.

5) Keithia coccinea *Bentham.* Eine 2—3 Fuß hohe krautartige Pflanze mit schwach gegliederten, kahlen Zweigen, linealisch-lanzettlichen, an der Spitze stumpflichen, ausgerandeten Blättern, wenigblütigen, beinahe in Trauben stehenden Scheinquirlen und stumpflichen, gleichlangen Kelchzähnen.

C. Rhabdocaulon *Bentham.*

Scheinquirle in endständigen Aehren oder Trauben dicht beisammen stehend. Kelchzähne spitz, Kelchschlund innen sehr wollig.

6) Keithia villosa *Bentham.* Eine 1—2 Fuß hohe, graubehaarte krautartige Pflanze mit beblätterten Zweigen, sitzenden länglich-linealischen Blättern, endständigen Aehren, dichten Scheinquirlen und kurzen, spitzen, gleichen, abstehenden Kelchzähnen.

Die Pflanze ändert ab: b) glabriuscula *J. A. Schmidt* (Keithia lavanduloides *Bentham*) mit sehr kurzen, angedrückten Seidenhaaren am Stengel, lederartigen, ziemlich kahlen, linealischen, am Grunde verschmälerten, am Rande umgerollten Blättern und röhrigeinwärtsgekrümmten, grauen Kelchen.

7) Keithia gracilis *Bentham.* Die Pflanze ist krautartig mit fast nackten, kahlen Zweigen, sitzenden, länglich-linealischen, kahlen Blättern, endständiger Traube, lockern, ein wenig voneinander entfernten, 2—4blütigen Scheinquirlen und kurzen, begrannten, gleichen, etwas abstehenden Kelchzähnen.

8) Keithia denudata *Bentham.* Eine krautartige Pflanze mit fast gegliederten, beinahe blattlosen, kahlen

Zweigen, sehr dichter Traube und kurzen, spitzen, fast gleichen, abstehenden Kelchzähnen. *(Garcke.)*

KEJÂNIDEN (Kajânier), die zweite der altpersischen Dynastien und als solche Nachfolger der Pêschdâdier. Ihre Geschichte ist durchaus sagenhafter Natur, in ihren älteren Bestandtheilen theilweise Localmythen darstellend, als deren Heimat sich einerseits die westlichen und südlichen Gestade des Kaspisees (Mâzandarân und Tabaristân), andererseits der Nordostrand Erâns ausweisen, während die jüngsten Partien großentheils auf priesterliche Erfindung, beziehungsweise Umbildung zurückzuführen sind. Demgemäß lassen sich auch, wie Spiegel mit Recht hervorgehoben, zwei Hauptabschnitte deutlich erkennen: den Inhalt des ersten, die eigentliche Heldensage umfassenden, bildet der Kampf zwischen Erân und Turân, insbesondere die Blutrache für den in Turân ermordeten Sijâwachsch, wobei das Haus des Sâm in Zâbut und des Gudarz in Ispahân eine nicht minder bedeutende Rolle als die Mitglieder der königlichen Familie in Istachr spielen; den des zweiten Theils, der nur lose mit dem ersten zusammenhängt, bildet der Sieg der reinen Lehre des Zarathuštra über das Reich der Finsterniß. Die von Malcolm angeregten Versuche, diese Erzeugnisse der sagenbildenden Phantasie des êränischen Volkes an Gestalten und Thatsachen der wirklichen Geschichte (Achâmeniden) anzuknüpfen, müssen als verfehlt bezeichnet werden und sind einer wissenschaftlichen Weiterentwickelung nach keiner Richtung hin fähig, werden daher an dieser Stelle auch weiter nicht berücksichtigt werden. Wir geben im Folgenden die Geschichte der Kajânier im wesentlichen nach der Darstellung Firdausî's im Königsbuch, welche von den Nachrichten des Awesta und der späteren Pârsenschriften, sowie denen der mohammedanischen Historiker (wie Hamzah von Ispahân, Mas'ûdi, der Verfasser des Mudschmil), nur in Einzelheiten modificirt, vielfach ergänzt wird.

Der Tod Zaw's, des letzten Pêschdâdiers, hatte in Verbindung mit einem gleich darauf folgenden Einfall der Türânier unter Afrâsiâb Erân in die größte Verwirrung gestürzt, welche zu heben der Reichspahlawân Zâl, Lehnsfürst von Zâbul (Segestân) mit seinem Sohne Rustem unternahm. Ersterer wählte im Einverständniß mit den Môbads (Priestern) den Kai Kobâd, Rustem holte denselben vom Alborsch (Elburz, hier-Himmel, nach dem Mudschmil vom Elwend), schlug die Türânier in die Flucht und führte den neuen König in sein Reich. Kai Kobâd (Kawi Kawâta), der erste der Kajânier, starb nach hundertjähriger friedlicher Regierung und hinterließ den Thron seinem Sohne Kai Kâûs (Kawa Usa oder Usadhan), von welchem die Sage mehr als von seinem Vater zu berichten weiß. Zunächst verlockte ihn sein übermüthiges Selbstgefühl zu einem Zuge nach dem von Dämonen bewohnten Mâzandarân, wo er mit dem größten Theile seines Heeres in die Gefangenschaft des weißen Dämons (Dêw-i safêd) gerieth, aus welcher ihn Rustem nach Ueberwindung von sieben Abenteuern befreite. Dann unternahm er einen Zug nach Süden, gewann Sudâbe, die Tochter des Königs von Hamâwerân, zum Weibe, fiel aber aufs neue in Gefangenschaft und ward wieder durch Rustem gerettet. Anderes, was uns von Kai Kâûs' Selbstüberhebung, seiner Macht und seinem Glanze erzählt wird, dürfen wir hier übergehen, um uns zum Mittelpunkt dieses Sagenkreises, der Geschichte des Sijâwachsch und seines Sohnes, zu wenden.

Sijâwachsch (Sijâwasch, altb. Syawarschâna) entstammte der Ehe des Kai Kâûs mit einer Prinzessin aus dem Geschlechte der Könige von Turân. Von Rustem sorgfältig erzogen und durch alle ritterlichen Tugenden ausgezeichnet, erregte er die Leidenschaft seiner Stiefmutter Sudâbe, welche, von ihm standhaft zurückgewiesen, nun ihrerseits den Jüngling beim König verbrecherischer Nachstellungen zieh. Ein Gottesurtheil erwies des Prinzen Unschuld; als derselbe aber kurz nachher an die Spitze eines gegen Turân entsandten Heeres gestellt das Unglück hatte, durch einen Vergleich mit Afrâsiâb den Zorn seines Vaters zu erregen, so entwich er nach Turân und ward, namentlich durch die Bemühungen des trefflichen Pîrân aus dem Geschlecht der Wîsah von Chaton, von Afrâsiâb freundlich aufgenommen. Er vermählte sich zuerst mit Pîrân's Tochter Dschârirah, dann mit derjenigen Afrâsiâb's, Firingis. Seine Gunst bei Hofe und seine persönliche Tüchtigkeit aber erweckten ihm bald Neider, denen es gelang, ihn zu verderben. Sijâwachsch wurde auf Afrâsiâb's Geheiß schmählich ermordet, Firingis aber durch Pîrân dem Tode entrissen und ihr nachgeborener Sohn, Kai Chusrau (Kai Husrawanh), anfangs Hirten zur Pflege übergeben, nachher dem Pîrân zur Erziehung überlassen, ohne daß der Knabe von seiner Herkunft Kenntniß hatte. Später durfte er mit Firingis in dem von seinem Vater erbauten Sijâwaschgird leben. — Als die Kunde von Sijâwachsch's Ermordung nach Erân gelangte, bemächtigte sich Schmerz und Trauer der Gemüther. Rustem eilte zum König, den er mit Vorwürfen überhäufte; er tödtete Sudâbe, die zu Sijâwachsch's Unglück die erste Veranlassung gegeben, und drang darauf an der Spitze des êränischen Heeres siegreich in Turân ein, das sechs Jahre in den Händen der Êränier blieb, worauf diese mit Beute beladen abzogen. Nun wendete sich das Geschick: Afrâsiâb fiel verwüstend über Erân her, das, durch seine Gewaltthaten wie durch siebenjährige Dürre aufs äußerste gebracht, nach Erlösung seufzte. Da belehrte ein Traum den Gudarz, einen der ersten Helden Erâns, einen Nachkommen jenes Kâwe, der das Volk einst zur Empörung gegen Dahâk aufgerufen, daß Kai Chusrau in Turân weile und Gêw, Gudarz' Sohn und Rustem's Eidam, zu dessen Heimführung ersehen sei. So brach denn Gêw nach Turân auf und war so glücklich, den Kai Chusrau nach siebenjährigen Irrfahrten aufzufinden und mit seiner Mutter Firingis nach Erân zu bringen. Freudig empfing Kai Kâûs seinen Enkel: der Thronfolge desselben aber widersetzte sich Tûs, ein Sohn Nauzar's, des letzten Pêschdâdier's und Bannerträger des Reichs, der den Thron dem Fariborz, Kai Kâûs' Sohne, oder sich selbst wollte zugesprochen wissen. Die Eroberung der von Ahriman beherrschten Festung Bahmandiz bei Ardabîl, welche beiden Parteien als Gottesgericht gesetzt worden

und welche auszuführen dem Kai Chusrau durch das heilige Feuer Azar Guschâsp gelang, entschied zu des letzteren Gunsten und mit Ernst konnte nunmehr die Bestrafung Afrâsiâb's in Angriff genommen werden. Allein der erste, von Tûs geleitete Kriegszug hatte einen übeln Ausgang: Kai Chusrau's Verbot ungeachtet zogen die Eränier über Kelât, wo Firâd, Sijâwachsch's Sohn von Dscharirah, der Tochter Pirân's, mit seiner Mutter lebte, zwangen denselben zum Kampf und erschlugen ihn; ihren ferneren Marsch gegen den Oxus hemmte zuerst die Ungunst der Witterung, dann die Tapferkeit Pirân's, welcher dem ränischen Heere nach anfänglichen Erfolgen eine furchtbare Niederlage beibrachte. Nicht besser erging es Fariborz, der nach Tûs' Abgange vom Heer den Oberbefehl erhielt: in mehrtägiger Schlacht bei Lâdan wurden die Eränier vollständig von Pirân geschlagen, Gudarz verlor seine achtundsiebzig Söhne bis auf sieben. Ein dritter, wieder von Tûs und Gudarz geführter Zug, hatte nicht mehr Erfolg: die Eränier wurden am Schahdfluss besiegt, zum Rückzug auf den Berg Hamâwan genöthigt und dort eingeschlossen, bis Rustem, von Kai Chusrau entsandt, zu ihrer Hülfe erschien. Nachdem eine auf Frieden und Versöhnung zielende Unterredung Rustem's und Pirân's fruchtlos geblieben, ward eine Schlacht geschlagen, welche mit der Vernichtung des türänischen Heeres und dem Tode der mit Afrâsiâb verbündeten Fürsten, des Kâmûs und des Châkân's von China, endigte. Siegreich kehrten die ränischen Helden in die Heimat zurück, aber das Geschick, welches Rache für den Mord des Sijâwachsch forderte, war noch nicht erfüllt. So musste denn Afrâsiâb Erân aufs neue mit Heeresmacht heimsuchen, und während sein Sohn Schêda die eine Hälfte derselben gegen Chwârizm führte, brach Pirân mit der andern in Erân ein. Gegen jenen sandte Kai Kâûs den Eschkesch, gegen Pirân den Gudarz, der es nochmals vergeblich versuchte, den Pirân zu einem Vergleich zu bewegen und dann bei Naibad und Gunâbâd (Churâsân) sein Heer zur Schlacht ordnete. Einzelkämpfe, darauf ein allgemeines Treffen endigten glücklich für die Eränier, worauf beide Führer Botschaft um Hülfe an ihre Könige sandten. Da inzwischen auch die Niederlage der in Chwârizm eingefallenen Türänier bekannt geworden, knüpfte Pirân Unterhandlungen an, die sich aber zerschlugen, und nachdem eine mörderische Schlacht unentschieden geblieben, beschloss man durch Einzelkämpfe von je elf Helden beider Heere den Streit zum Austrag zu bringen. Die Türänier fielen alle, zuletzt Pirân von Gudarz' Hand, worauf das türänische Heer sich auflöste. Kai Chusrau, der nun mit seinem Heere selbst erschien, hatte jetzt nur noch seinen Grossvater Afrâsiâb selbst mit dessen Familie zu bekämpfen, und nachdem Pirân feierlich bestattet, Sijâwach's Mörder Gurwî Zirih aber, den man lebend gefangen genommen hatte, getödtet worden, zogen die Eränier, verstärkt durch Contingente aller unterworfenen und befreundeten Fürsten und Völker, gegen den Oxus. Afrâsiâb, der in Baikand bei Bochârâ geweilt, säumte nicht, den Feinden entgegenzutreten, aber nachdem seine Friedensanträge abgewiesen, sein Sohn Schêdâ von Kai Chusrau im Zweikampfe erschlagen worden und in der darauffolgenden Schlacht sein Heer ungeheure Einbuße erlitten, musste er sich über den Oxus, dann auch über den Jaxartes zurückziehen, an welch letzterm Flusse er nochmals umsonst das Waffenglück versucht. In der Festung Kang Bihischt eingeschlossen, bot er wiederum vergeblich seinem Enkel die Hand zum Frieden, rettete sich aber aufs äußerste gebracht durch einen unterirdischen Gang aus dem belagerten Platze und erschien bald mit einem neuen, aus Hülfstruppen des Fagfûr von China und den Trümmern der früheren Armeen bestehenden Heere, wurde jedoch abermals geschlagen und entfloh über das Chinesische Meer nach dem von Sijâwachsch erbauten Kangdizh. Auch hierher von Kai Chusrau verfolgt, eilte er über das Meer zurück und verbarg sich, ohne daß es Kai Chusrau gelang, eine Spur weiter von ihm zu entdecken. So kehrte denn letzterer, nachdem er alle von ihm berührten Länder unterworfen, zu seinem Großvater zurück: reich an Beute und Ruhm, aber ohne die Blutrache an Afrâsiâb vollstreckt zu haben. An der eigenen Kraft verzweifelnd wallfahrteten endlich Kai Kâûs und Kai Chusrau nach Azarbaidschân zum Tempel des Azar Guschâsp, der schon früher dem letztern zur Thronfolge verholfen, und verweilten daselbst einen Monat. Ihr Gebet ward erhört. Afrâsiâb, der auf einem unermeßlich hohen Berge bei Barda'a sich verborgen gehalten, wird daselbst von einem frommen Einsiedler Hom (der altarische Gott Haoma) entdeckt, gefangen genommen, nach anfangs erfolgreichem Fluchtversuch den durch Gudarz, der zufällig vorbeigekommen, zur Stelle gerufenen Königen übergeben und von Kai Chusrau enthauptet. Nachdem letzterer dem Azar Guschâsp seine Dankbarkeit durch reiche Spenden an dessen Tempel und Priester an den Tag gelegt, kehrte er mit seinem Großvater in die Hauptstadt zurück und bestieg nach dessen bald darauf erfolgtem Tode den Thron. Von seiner sechzigjährigen Regierung ist wenig überliefert: an Afrâsiâb's Stelle setzte er dessen Sohn Dschehen als König in Türân ein, mohammedanische Quellen berichten noch von der Tödtung eines Drachen beim Berg Küschûb und der Erbauung eines Feuertempels daselbst. Endlich des Lebens müde und vom Himmel durch die Botschaft seiner baldigen Hinwegnahme von der Erde erfreut, berief er die Großen, theilte ihnen seine baldige Himmelfahrt mit, bestätigte alle in ihren Aemtern und Würden und bestimmte trotz anfänglichen Widerspruchs den Luhrasp, einen bereits in den Kämpfen mit Afrâsiâb einmal genannten Verwandten des königlichen Hauses, zum Nachfolger. Dann machte er sich auf den Weg ins Gebirge, woselbst er zum Himmel emporsteigen sollte. Ihn begleiteten die acht vornehmsten ränischen Helden, von welchen auf des Königs dringenden Rath Gudarz, Sâl und Rustem unterwegs umkehrten, die andern aber mit Kai Chusrau weiterzogen und nachdem derselbe vor ihren Augen an einer Quelle verschwunden, daselbst vom Schlafe überrascht und von einem Schneesturme begraben wurden.

Mit Luhrasp treten, wie bereits bemerkt, an Stelle der seither in der ränischen Sagengeschichte maßgebenden Momente neue, welche den gänzlich verschiedenen Cha-

rakter der folgenden Periode kennzeichnen. Als erstes ist die von Luhrasp selbst vollzogene Erhebung Balchs, des nachherigen Schauplatzes der Thätigkeit Zarathustra's, zur Residenz zu nennen. Daß es den ēränischen Königen zu keiner Zeit einfallen konnte, den Sitz ihrer Herrschaft so weit nach Osten zu verlegen, liegt in der Natur der Sache: aber die priesterliche Tendenz, welcher diese Gestaltung der Sage den Ursprung verdankt, kümmerte sich um die politische Lage Ērāns weit weniger als um die Interessen des mazdajasnischen Glaubens.

Uebrigens erfahren wir von Luhrasp's Regierung nur wenig, und nach hundertundzwanzigjähriger Regierung überließ er den Thron seinem Sohne Gushtâsp (Vištâspa), um sich in einem Feuertempel zu Balch frommen Betrachtungen hinzugeben. — Gushtâsp war als Jüngling, unzufrieden mit seinem Vater, in die Fremde geflohen, hatte nach mannichfachen Schicksalen die Tochter des Kaisers von Rûm geheirathet, sich aber später zur Rückkehr ins Vaterland bringen lassen, wo ihm die Thronfolge zutheil ward, während sein jüngerer Bruder Zarir Reichspahlawan wurde — eine Würde, welche in der alten Heldensage dem Königshause von Zâbul zugehört. Unter Gushtâsp's Herrschaft tritt Zarathushtra (Zoroaster) auf den Schauplatz. Auf diese Persönlichkeit und seine Lehre näher einzugehen ist hier der Ort nicht: es genüge zu bemerken, daß derselbe am Hofe zu Balch anfangs nicht ohne Mistrauen empfangen, später durch seine Wunderkraft den König, dessen Sohn Isfandijâr und die ganze königliche Familie für den mazdajasnischen Glauben zu gewinnen wußte. Die Bekehrung Ērāns zu Zarathushtra's Lehre reizte den Ardschâsp (Aredschataspa), König von Tûrân, der jetzt als Vorkämpfer des Reiches der Finsterniß gegen das des Lichtes erscheint, zum Angriff auf Ērān. In mehrwöchentlichen Kämpfen fiel Zarir mit vielen der ēränischen Helden und der Sieg schien sich auf Seite der Turânier zu neigen, bis Gushtâsp den Isfandijâr durch das Versprechen, ihm für den Fall des Sieges die Krone zu überlassen, zu erneuten Anstrengungen anfeuerte. Die Turânier wurden vollständig geschlagen, Isfandijâr trug den Glauben Zarathushtra's siegreich zu allen Völkern, Gushtâsp aber, weit entfernt, seinem Sohne die Regierung abzutreten, kerkerte denselben auf niedrige Verleumdungen hin in der Feste Kanbadân ein und reiste nach Zâbul zu Rustem. Ardschâsp, dieser Nachrichten froh, sandte seinen Sohn Kahram gegen Balch; die Stadt ward erstürmt, der alte Luhrasp getödtet, seine beiden Töchter Humâi und Bihâfarîd, gefangen genommen und in Rûjindj eingekerkert. Durch seine, verkleidet dem Gemetzel entronnene Gemahlin ward Gushtâsp von dem Vorgefallenen unterrichtet und eilte mit seinen Truppen nach Balch, wo er mit dem inzwischen herbeigezogenen Ardschâsp zusammentraf. Die Ēränier erlitten eine gewaltige Niederlage, nur mit Mühe rettete sich Gushtâsp mit dem Reste seines Heeres, nachdem achtundbreißig seiner Söhne gefallen (vgl. die achtundsiebzig Söhne des Gudarz) und mußte seine Zuflucht zu dem schwer gekränkten Isfandijâr nehmen, dem er durch seinen weisen Wazir Dschâmâsp wiederum die Abtretung des Reiches verhieß. Isfandijâr ließ sich bewegen und zwang nach blutigem Kampfe die Türânier zur Flucht; Gushtâsp aber gebot seinem Sohne, erst seine Schwestern zu befreien, ehe von Erfüllung des geleisteten Versprechens die Rede sein könne. Nachdem Isfandijâr sieben gefährliche Abenteuer durchkämpft (vgl. die sieben Abenteuer des Rustem), gelangte er nach Rûjindj. Mit List setzte er sich in den Besitz der Burg, besiegte das Heer des Ardschâsp, erschlug diesen selbst mit seinen zwei Söhnen und führte seine Schwestern nach Ērān zurück. Statt seinem Sohne nun endlich die Krone auszuliefern, befahl er demselben als schwerste Bedingung, den Rustem, der als gottloser Anführer hingestellt wird, gefesselt an den Hof zu bringen. Gehorsam machte sich Isfandijâr an die Ausführung des ungerechten Gebots und suchte zunächst, anfangs durch seinen Sohn Bahman, dann persönlich den Rustem in Güte zur Ergebung zu bewegen. Rustem weigerte sich natürlich, die Schmach zu dulden, und es kam zum Kampfe, in welchem Rustem anfänglich dem durch Zarathushtra unverwundbar gemachten Isfandijâr unterlag, bis er sich hülfesuchend an den Wundervogel Simurgh, den Schutzgeist seines Hauses, wandte. Durch ihn erhielt er einen Zweig des Tamariskenbaums, an welchen Isfandijâr's Leben geknüpft war, verfertigte sich daraus Pfeile und tödtete am folgenden Tage den Isfandijâr durch einen Schuß ins Auge. Sterbend empfahl derselbe dem Rustem die Erziehung seines Sohnes Bahman; Rustem selbst aber ward bald darauf von seinem Stiefbruder Schaghâd, dem Schwiegersohne des Königs von Kâbul, sammt seinem Bruder Zawâra verrätherisch ermordet, an seinem Vater Zâl und seinem Sohne Farâmorz aber vollzog Bahman, welcher seinem Großvater Gushtâsp in der Regierung nachfolgte, die Blutrache. Blos Zâl ward am Leben gelassen, Segestân aber dem Geschlecht des Sâm genommen.

Bahman, mit dem Beinamen Dirâzdast (Langhand) soll zwei Kinder gehabt haben: Humâi und Sâsân. Letzterer, unzufrieden über die Bevorzugung seiner Schwester, zog sich nach Nêschapur zurück; Humâi aber folgte ihrem nach zweiunddreißigjähriger Regierung verstorbenen Vater auf den Thron. — Die einen Quellen machen diese Humâi zur Gemahlin ihres Vaters Bahman, andere zu einer ägyptischen Prinzessin, die ihrem Gemahle Bahman nachgefolgt. Nach dem Tode ihres Gatten gebar sie einen Sohn, Dârâb, der im Wasser ausgesetzt, von einem Walker aufgefunden und erzogen wurde, später im königlichen Heere Dienste nahm und durch hervorragende Eigenschaften sich bald bemerklich machte. Von seiner Mutter erkannt, ward er zu ihrem Nachfolger ernannt. Die weitere Geschichte des Dârâb fällt außerhalb der Grenzen dieses den Kajâniden gewidmeten Aufsatzes; sie gehört der Alexandersage an, welche in ihrer vielfältigen Entwickelung hier nicht verfolgt werden kann.

(F. Teufel.)

KEKROPS (*Κέκροψ*), attischer Heros, Gründer der Kekropia, nach *Apollod.* Bibl. III, 14, 1 Gemahl der

Agraulos, der Tochter des Aktaios, Vater des (attischen) Erysichthon, der Aglauros, Herse und Pandrosos.[1]) Er gilt als Ureingeborener oder, in mythischem Ausdruck, als „Sohn der Erde" (*γηγενής*).[2]) Nach der ältesten uns zugänglichen Anschauung soll er zur Hälfte Menschen-, zur Hälfte (von der Hüfte an) Schlangengestalt besessen haben (*Aristoph.* Vesp. 438 mit scholl., *Euripid.* Ion. 1163, *Eupolis* com. Gr. fr. V, 1, p. LXXVIII M.), daher er wie die Kentauren und ähnliche Mischwesen *διφυής* (geminus) genannt wird (*Lycophr.* 111, *Diodor.* I, 28, *Ovid.* Metam. II, 555).[3]) Auch auf den nicht immer mit hinlänglicher Sicherheit zu deutenden Bildwerken ist ihm bisweilen die von der Sage überlieferte Gestalt beigelegt, nicht selten aber unter dem Einflusse der Sondergesetze der Plastik und vielleicht im Anschlusse an eine andere, weiter unten zu erschließende Ueberlieferung rein menschliche Bildung. Vgl. hierüber E. Curtius, Archäol. Zeitg. 1872, 53 fg., 111 und die reichen Sammlungen Stephani's a. a. O. S. 44 fg.

Die mythischen Beziehungen des Kekrops beschränken sich durchaus auf den Mauerring der Akropolis und schließen sich insbesondere an die ältesten dortigen Culte an, in erster Linie an den der Burgherrin Athene. Hier, am Heiligthume der Polias oder Poliuchos befand sich sein Grab und Heroon nach dem Berichte des Antiochus bei *Clem. Alex.* protr. III p. 13 (*Theodoret.* therap. VIII p. 908) = FHG I, 15 p. 184, IV p. 301;[4]) und die von Eusebios Chron. p. 7 Sch. überlieferte Legende läßt ihn das alte „vom Himmel gefallene" Schnitzbild der Göttin selbst weihen. So gehören denn auch die genealogisch mit ihm verknüpften Wesen durchweg dem Kreise der Burggöttin an. Seine Gemahlin und seine Töchter sind schon nach Maßgabe ihrer Namen nichts als Hypostasen gewisser Eigenschaften und Beinamen der Athene[5]), welche dabei in alterthümlichster Weise noch wesentlich als agrarische Gottheit aufgefaßt wird (Welcker a. a. O. S. 104, Duncker S. 74); in denselben Anschauungskreis gehört sein Sohn Erysichthon, d. h. der Erdaufreißer oder Pflüger (Preller, Demeter S. 331; H. D. Müller, Mythol. I. 35). Auch in dem wichtigsten Localmythos der Akropolis, der Legende vom Streite der Athene und des Poseidon um Attika, spielt nach der altursprünglichen Sagenform, wie sie uns Xenophon Memorab. III, 5, 10 und Kallimachus Scholl. II. *P* 57 überliefern, Kekrops die entscheidende Rolle als Richter; und natürlich fällt er sein Urtheil zu Gunsten der ihm so eng verbundenen Göttin, nach Kallimachos a. a. O. „weil das Meer überall sei, der Oelbaum aber Athenen eigenthümlich". Durch die später allgemein anerkannte, aber nur von jüngeren Zeugen überlieferte Fassung, daß Zeus oder die Zwölfgötter Richter gewesen seien, wird die alte Localsage lediglich in den Kreis der Vulgärmythologie hineingezogen.[6])

Außer mit Athene mit Kekrops in Verbindung gesetzt mit dem gleichfalls auf der Akropolis verehrten Zeus Hypatos. Diesem soll er seinen Beinamen gegeben und am Eingange des Erechtheions (*Paus.* I, 26, 5) einen Altar geweiht haben, auf dem nur unblutige Opfer (*πέλανα*) dargebracht werden durften (*Paus.* VIII, 2, 3).

Gelehrte Combination, nicht Volkssage oder Legende ist es, wenn die Anfänge der Cultur, die Einsetzung gesellschaftlicher und staatlicher Ordnung dem Kekrops zugeschrieben werden (*Schol. Aristoph.* Plut. 773 = *Suid.* s. v. *Κέκροψ*). So ist die wol auf Klearch zurückgehende Notiz, daß Kekrops die Monogamie eingeführt habe, offenbar ein willkürliches Autoschediasma, nach den oben gegebenen Ausführungen herausgesponnen aus einer falschen Erklärung des Beinamens *διφυής*; und auch die von Philochoros bei *Strabo* IX p. 609 = FHG I p. 386, 11 überlieferte Gründung der *δυωκαίδεκα πόλεις* durch Kekrops verräth sich auf den ersten Blick als Geschichtsconstruction, ohne nutzbaren Sagengehalt. Vgl. Wachsmuth a. a. O. S. 452 Anm. 2. Hierher gehört endlich wol auch die Ansetzung des Kekrops vor oder nach Kranaos; vgl. *Herodot.* VII, 161 und *Apollod.* Bibl. II, 14, 1 fg.

Ebenso ist der jüngere Kekrops, der Sohn des Erechtheus, von dem *Herodot.* I, 173, VIII, 44 nichts weiß, ein bloßes Product chronologischer Speculationen, wahrscheinlich des Hellanikos, welcher die altattischen Sagenkönige doppelt setzte, um eine seinem chronologischen System entsprechende Regentenreihe zu erzielen.

---

1) Zur Literatur: Bahnbrechende Untersuchungen O. Müller's Orchom.[2] S. 51. 86. 99—116. Stoffsammlung bei Gerhard, Mythol. §. 137. 752 fg. Zusammenfassende Darstellung und Deutung in Preller's Gr. Mythol. II, S. 136 fg. und Welcker's Gr. Götterl. II, S. 107 fg. Vgl. ferner Stephani, Comptes-rendu de la commission archéologique pour 1872 (Pétersb. 1875), S. 42—77; Wachsmuth, „Stadt Athen" S. 449 fg.; von Wilamowitz, „Aus Kydathen" S. 141—144; Duncker, Gesch. des Alterthums V[3] S. 75. 85. 2) Hephaistos gilt als sein Vater bei *Hygin.*, Fab. 158 und wird auch bei *Joann. Antioch.* fr. 23 FHG IV p. 547 in Verbindung mit ihm genannt. 3) Daß dieser Beiname allgemein gebräuchlich war, geht aus den vielen Erklärungsversuchen hervor, die man mit ihm angestellt hat. So besonders Klearchos bei *Athen.* XIII, p. 555 B = FHG II, p. 319 fr. inc. 49 (aus den *ἐρωτικά*?), der ihn in seiner gezierten künstlichen Weise (Rohde, „Griech. Roman" S. 58) von der Einrichtung geordneter Ehe herleitet. Vgl. auch *Justin.* II, 6 = FHG I, p. 307. Klearch's Einfall wird aufgenommen und umgemodelt von Charax bei Eustath. zu Σ 491 p. 1156 = FHG III, p. 638. Die Beziehungen auf die Eheeinsetzung behält *Joann. Antioch.* fr. 13 FHG IV, p. 547 bei, erklärt aber den Beinamen selbst *διὰ τὸ τοῦ σώματος μέγεθος*. Dieser letztern Deutung fügt *Euseb.* Chron. II, 24 Sch. eine andere hinzu, daß er nämlich als Aegypter beide Sprachen gekannt habe. Vgl. Welcker a. a. O. S. 108, Anm. 16. 4) Vgl. die Ausführungen bei Wachsmuth a. a. O. S. 450, Anm. 2 und Jules Martha, „Les sacerdotes Athéniens" p. 171.

5) Ueber das Heiligthum der Aglauros vgl. neuerdings Martha a. a. O. S. 145 fg. 77. 6) Vgl. Stephani a. a. O. S. 64 fg. Bei Apollodor, Bibl. II, 14, 1, werden beide ursprünglich sich ausschließende Sagenformen, wie in vielen andern Fällen, vermittelt und verbunden, indem Athene Kekrops als Zeugen vorführt, als Richter aber die Zwölfgötter vom Zeus eingesetzt werden. Die beiden ältesten Zeugnisse, in denen des Richterspruches gedacht wird, haben Kekrops als Richter. Bezeichnend für die rationalistische und pragmatische Auffassung und Umbildung der Mythen im hellenistischen Zeitalter ist die Darstellung Varro's bei Augustin Civ. dei XVIII, 9.

Vgl. J. Brandis, De temp. Graec. ant. rat. p. 7—20; O. Müller, Orchom. S. 117, Schäfer, Gr. Quellenkunde S. 17 fg., Duncker a. a. O. S. 85.

Nicht minder haltlos ist die Nachricht, daß Kekrops aus Sais in Aegypten eingewandert sei (*Marm. Par.*, *Euseb.* Chron. II, p. 24 Sch., schol. *Aristoph.* Plut. 273 = *Suid.* s. v. *κέκροψ*, *Tzetz.* Chil. V, 18, ad Lycophr. 111). Früher scheute man sich nicht, sie für die Annahme directen ägyptischen Einflusses mit ins Treffen zu führen, so besonders Creuzer, Symbol. I S. 180, 265, II S. 401, der auch mit Herodot Athene und die saitische Neith identificirt; aber auch nach O. Müller's einschneidender Kritik a. a. O. S. 99 fg. hat man noch wiederholt in gleichem Sinne geurtheilt bis in die jüngsten Tage hinein (vgl. Wachsmuth S. 452 Anm. 2). Und doch ist der Irrthum als solcher und seine Entstehung durch O. Müller mit voller Evidenz nachgewiesen. Die ganze ältere Zeit weiß nichts von Kekrops dem Aegypter; ihr ist der Heros der ureingeborene schlangenfüßige Sohn der attischen Erde. Nun steigert sich aber die bereits bei Herodot und Plato auftretende unkritische Vermischung und Identificirung griechischer und ägyptischer Culte und Institutionen im hellenistischen Zeitalter zu einer wahren Aegyptomanie. Anarimenes von Lampsakos erklärt die Athener für Aegypter und schon Theopomp macht sie geradezu zu Colonisten der Saiten fr. 117 FHG I p. 297.[7]) Damit ist auch der ägyptisch-saitische Ursprung ihres ältesten Königs ausgesprochen; Charax von Pergamon, den wir als ältesten Zeugen dafür anführen können, wird wiederum — direct oder indirect — von Theopomp abhängig sein.[8]) Demnach beruht die Auffassung des Kekrops als Aegypter nicht auf altmythischer Ueberlieferung, sondern steht vielmehr mit ihr in unvereinbarem Widerspruche (H. D. Müller, Mythol. I S. 314). Sie ist nichts als ein historisches Sophisma (O. Müller a. a. O. S. 103), wahrscheinlich des Theopomp, welches auch nach Maßgabe der Forschungen unserer Zeit in den geschichtlichen Verhältnissen nicht den geringsten Halt findet.[9])

Außer in Attika wußte man auch in Boiotien und Euboia von einem Heros Kekrops.

Ueber „das damals Ogygia genannte" Boiotien herrschte nach *Strabo* IX, 18 p. 407 (vgl. *Steph. Byz.* s. v. *Ἀθῆναι* p. 35 M.) Kekrops und gründete die Städte Eleusis und Athen am Triton, welche hernach durch eine Ueberschwemmung des Sees verschwanden. Vgl. O. Müller a. a. O. S. 51, 116. Offenbar hat man hiermit den Kekrops zu identificiren, dessen Heroon Pausanias IX, 23, 1 in Haliartos sah und den er Sohn des Pandion nennt.

In Euboia soll ein Kekrops das „diadische" Athen gegründet haben (*Strabo* X, 5 p. 446; *Paus.* I, 5, 3). Er wird bei Pausanias als der jüngere athenische bezeichnet, der Sohn des Erechtheus; und dazu stimmt, daß bei Strabo das diadische Athen eine Colonie der Athener heißt. Vgl. O. Müller a. a. O. S. 116. Der Beiname *Διάδες* scheint darauf hinzudeuten, daß auch hier, wie auf der Akropolis, der Cult des Zeus mit dem der Athene verbunden war.

Daß an beiden Punkten ein Heros Kekrops altheimisch gewesen sei, haben wir keinen Grund zu bezweifeln. Schon das Heroon in Haliartos bietet Gewähr genug für diese Ueberlieferung. Dagegen ist die Genealogie offenbar willkürlicher attischer Zusatz. Im zweiten Falle verräth sich deutlich genug die Absicht der Athener, ihre Ansprüche auf Euboia mythisch zu begründen; und obendrein ist der jüngere Kekrops, wie oben gezeigt ist, nicht einmal eine echte Sagengestalt. Vgl. O. Müller a. a. O. S. 116, 117.

Uebrigens wird man aus diesen Thatsachen mit O. Müller S. 117 folgern müssen, daß der Heros Kekrops einem Stamme angehörte, dessen Niederlassungen *Ἀθῆναι* und dessen Göttin *Ἀθηνᾶ* hieß.[10]) Dabei wird man ihn aber doch nicht einfach als Eponymos des Stammes auffassen dürfen; denn der Name der Kekropiden bezeichnet nirgends eine ethnographische Einheit, sondern erscheint vielmehr nur als dichterische Benennung der Athener, wol von der Burg Kekropia. Wir müssen also nach andern Anhaltspunkten suchen, um die Bedeutung dieses Heros, über welche die verschiedenartigsten Vermuthungen aufgestellt sind, bestimmter zu fixiren.

Von Forchhammer's physikalischer Deutung (zu *κρέκω* = rauschenden Regen)[11]) und Rückert's Einfall (= harus-pex, cf. *κέρκωψ*: „Troja" S. 299) sieht man billig ab. Ebenso ist die von Welcker, Götterl. III, S. 108 Anm. 18 vertretene Ableitung von *κερκώπη* im Sinne von Heu-

7) Am weitesten ging Istros, der in seinen *Αἰγυπτίων ἀποικίαι* (FHG I, p. 423, 39—42) fast ganz Hellas von Aegypten beschedelt und cultivirt werden ließ. 8) *Tzetz.* ad Lycophr. 111 *Ἑλλάνων γὰρ* (ὁ *Κέκροψ*) *ἀπὸ Σαΐος πόλεως Αἰγύπτου τὰς Ἀθήνας συνῴκισε. Σάϊς δὲ κατ' Αἰγυπτίους ἡ Ἀθηνᾶ λέγεται, ὥς φησι Χάραξ.* Der Zusammenhang des zweiten Satzes mit dem ersten ist ein so enger, daß man mit Müller FHG III, p. 639 beide dem Charax zuschreiben wird. Hiernach modificirt sich Duncker's Behauptung S. 74, Anm. 3, daß sich Kekrops als Einwanderer aus Aegypten „erst bei Eusebios" finde. 9) Von einem directen Einflusse Aegyptens auf Griechenland in der ältesten Zeit oder gar von ägyptischen Colonien finden sich keinerlei Spuren. Vgl. u. a. E. Renan, Rev. de deux mondes LVI (1865), p. 653: ni dans les découvertes de la philologie comparée, ni dans les renseignemens positifs fournis par l'égyptologie rien n'est venu donner une ombre de vraisemblance à ces colonies égyptiennes rattachées aux noms fabuleux d'Inachus, de Cécrops etc.

10) Diesen Stamm nennt Wachsmuth a. a. O. S. 450 Pelasger im Gegensatz zu den im Osten der Stadt wohnenden Joniern. Die historischen (tyrsenischen) Pelasger können aber damit nicht gemeint sein, da sie nach Herodot am Hymettos wohnten und gerade von den Burgbewohnern, denen sie Frondienste geleistet hatten, aus Attika vertrieben wurden (vgl. von Wilamowitz a. a. O. S.144); da sich ferner an ihren späteren Sitzen nirgends eine Spur von altem Athenedienst vorfindet, sondern nur der Kabiren- (Hermes-Demeter-) Cult; vgl. den Artikel Kabiren (Zweite Sect. XXXII, S. 19 fg.). Sonst aber ist der Pelasgername so unbestimmt-allgemein, daß man gut thut, ihn in allen ethnographischen Fragen ganz aus dem Spiele zu lassen. Auch Gerhard, Mythol. §. 752, Anmerk. 2 ist völlig im Unklaren. 11) Gebilligt von Petersen „Griech. Myth." Section I, Bd. LXXXII, S. 103.

schrecke (Hesych.) — wodurch dann, wie durch die Tettigophorie der Athener, der Autochthonismus ausgedrückt sein soll — wol zu gesucht und zu wenig durch Analogien gesichert, um als wahrscheinlich bezeichnet werden zu können. Mehr ins Gewicht fällt die Erklärung des Namens von G. Curtius, der ihn „Grundz. der griechischen Etymologie" S. 144 mit *κρώπιον = ὀρέπανον* in Zusammenhang bringt und meint, der Sohn des Erichthon („Gutland") heiße nicht unpassend „Bielschnitt". Die lautliche Zulässigkeit dieser Etymologie wird man kaum bezweifeln dürfen; der Bedeutung nach aber erscheint sie, trotz des agrarischen Charakters der ältesten Athenereligion, für den Heros der Burg, den Stadtgründer und Landeskönig denn doch nicht recht passend. Und vielleicht ist es möglich, eine ansprechendere zu erschließen.

Der Mythenkreis des Kekrops ist in Athen, wie wir gesehen haben, auf die Akropolis beschränkt; ebenso wußte man in Boiotien und Euboia allem Anschein nach nichts anderes von ihm zu erzählen, als daß er Städte mit dem Namen Athen gegründet habe, deren Mittelpunkt nach der Sitte der ältesten Zeit gleichfalls in einem Burgberge bestanden haben wird. Dazu kommt noch, daß mehrere dem Kekrops gleichgeordnete Wesen der attischen Mythologie unverkennbar Repräsentanten von Oertlichkeiten sind, so Aktaios, sein Schwiegervater (zu *ἀκτή*), sein Nachfolger oder Vorgänger Kranaos und dessen Gattin Pedias (von Fels und Ebene). So scheint alles auf die auch von Duncker a. a. O. S. 47 vertretene Annahme hinzudrängen, daß Kekrops ursprünglich Eponymus der Burg Kekropia ist, deren Name das Aeltere und Gegebene wäre. Dazu stimmt dieser Name selbst trefflich. Nach Vergleichung der Ortsnamen *Παρθενόπη, Ἀλόπη, Τριόπιον*[12]) wird man ihn zerlegen in *Κεκρ-οπία* und den zweiten Theil zu *ὄψ, ὄψις* (= Gesicht, Gestalt) ziehen[13]), den ersten unter Annahme verstärkender Reduplication mit *κάρα* (*κρα-κτ-*) *κρανίον* (vgl. *Κρανααύς*) zusammenstellen[14]): sodaß als Bedeutung etwa „hohe Warte" anzunehmen wäre.

In der Sage, daß der Burgheros Sohn der Erde sei, hat der Stamm der Atheneverehrer das Bewußtsein uralter rechtmäßiger Seßhaftigkeit in einer vielgebrauchten mythischen Form zum Ausdruck gebracht.[15]) Auf diese Autochthonie pflegt man auch die Schlangengestalt zu beziehen[16]): eine Ansicht, die Preller in wenig verständlicher Weise wiedergibt, wenn er „Gr. Myth." II, S. 136 der Schlange „in diesen attischen Sagen die Bedeutung des heimlichen und verborgenen Wachsthums der irdischen Dinge, namentlich des erdgeborenen Menschen" zuschreibt. Aehnlich meint Stephani a. a. O. S. 47, Kekrops sei „mythischer Repräsentant" der Burgschlange, in der man „eine Offenbarung der unter Athene's Fürsorge gebärenden und nährenden Kraft der Erde" gesehen habe. Nun war es aber ein wie überall so auch in Griechenland weitverbreiteter Glaube, daß die Seele nach dem Tode Schlangengestalt annehme.[17]) So sollten Kadmos und Harmonia an ihrer Grabstätte als Schlangen fortleben (vgl. den Art. Kadmos, 2. Sect. XXXII S. 40) und in gleicher Gestalt erschienen die Heroen Kychreus und Sosipolis den Ihrigen als Retter in Schlachtennoth. (*Paus.* I, 36, 1, VI, 20, 5). Demnach wird man die Schlange auf der Akropolis vielleicht umgekehrt als Repräsentantin des Burgheros ansprechen dürfen: in ihr lebte er fort, seinem Stamme hülfreich gegenwärtig. Die Mischgestalt wird dem Kekrops erst beigelegt worden sein, als dieser alte Glaube nicht mehr lebendig war.[18])

(O. Crusius.)

KELAENAE, *Κελαιναί*, große Stadt des südlichen Phrygiens an den Quellen des Mäander. Derselbe „strömt in zwei starken Armen brausend aus einer Grotte unter eigenartigen Felsenriffen hervor", welche die Stadt durchfließen und sich unterhalb derselben vereinigen und von Osten den Orgas aufnehmen. Im Westen der Stadt, unterhalb des Hügels Itschardja, der als Akropolis diente und zu Xenophon's Zeit einen königlichen Palast trug (Anab. II, 2, 8) entspringt der kurze, aber wasserreiche Marsyas (*Her.* VII, 26 *Καταρράκτης*), der sich bald mit dem Mäander vereinigt. Nach der Ansicht der alten wie der gegenwärtigen Bevölkerung waren beide Flüsse der unterirdische Abfluß der Wasser der geschlossenen Hochebene Dombai Owa (*Λύκορμη, Plin.* V, 106. 113, XVI, 240 *Maxim. Tyr.* Diss. 13, 8. *Strabo* XII, 8, 15).

In Kelänä erfreute sich der Eponymos des Flusses Marsyas besonderer Verehrung; in einer Höhle an der Quelle unterhalb der Burg wurde der Schlauch des Quellgottes gezeigt, dem das Wasser entströmte (*Her.* V, 26, *Xen.* Anab. I, 2, 8). Daraus ist dann die bekannte Sage von dem Wettstreite zwischen Marsyas und Apollo entstanden, in dem letzterer jenem die Haut abgezogen und als Siegeszeichen aufgehängt habe. Zu Plinius' Zeit zeigte man auch die Platane, an der Marsyas hing, als er geschunden wurde (XVI, 240), und die Münzen sind voll von Anspielungen auf die Sage. Ferner finden wir hier ebenso wie in Ikonion eine alte phrygische Flutsage localisirt. Nach dem Schiffskasten, in dem der überlebende Mensch sich rettete, erhielt das

12) So ist das Vorgebirge offenbar benannt von seiner Gestalt. Es wird mythisch vertreten durch Triopas wie die Kekropia nach unserer Annahme durch Kekrops; vgl. die scharfsinnige Auseinandersetzung H. D. Müller's, Mythol. 1, 18 fg. 13) Die Städte, Berge und Burgen „sehen ins Land", mit einer der ältesten Sprachschöpfung ganz geläufigen Personification. Vgl. unser „Lug ins Land". 14) Hierher gehört auch der Stadtname *Κραννών*, sowie *Κόρινθος*, von der Burghöhe, wie auch H. D. Müller, „Indogermanischer Sprachbau" S. 24, Anm. 3 erklärt. Vgl. Curtius, Grundz. der griech. Etym. S. 142. 15) Vgl. H. D. Müller's Auseinandersetzungen über die „autochthonischen Mythen", Mythol. I, 4. 8. 79. 16) Siehe Welcker, Griech. Götterlehre I, 65; III, 238.

17) Vgl. die überreiche Stoffsammlung bei J. Lippert, Seelencult" passim, „Religionen der europäischen Culturvölker" S. 41 fg., 360 fg. sowie die Leipz. Stud. II, S. 221, Anm. 2 gegebenen Nachweise. 18) Unter dem Einflusse älterer Ueberlieferung hat man ihm vielleicht auf manchen Bildwerken rein menschliche Gestalt beigelegt; vgl. oben S. 114.

später an Kelänä's Stelle gegründete Apamea schon sehr früh den Beinamen Kibotos. Später ist dann die Sage mit der hebräischen Flutsage verschmolzen worden (s. Orac. Sib.), und römische Kaisermünzen zeigen uns den Kasten mit der Beischrift ΝΩΕ (s. Eckhel, Doctrina numm. III, 132 fg.). Aehnlich wird von Ikonion berichtet, daß hier ein Mann namens Annakos gelebt habe, der über 300 Jahre alt wurde und bei dessen Tode die Flut eintrat. Es ist dies der 365jährige Henoch der Bibel. Im allgemeinen s. Nöldeke, Untersuchung zur Kritik des Alten Testaments S. 154. — Eine andere hier heimische Sage ist die von dem gewaltthätigen von Herakles bestraften Schnitter Lityerses, der als Bastard des Midas und Herrscher von Kelänä bezeichnet wird (*Athen.* X, 415 fg.).

Kelänä war seit Alters eine hochbedeutende Stadt, und vermuthlich früher einmal der Sitz eines selbständigen Gemeinwesens. Dann kam sie zum lydischen Reich; zu Xerxes' Zeit wohnte hier der Lyder Pythios, der reichste aller Menschen (*Her.* VII, 27 fg.). Der große König besaß hier einen Palast, ebenso hatte der jüngere Kyros hier ein Schloß und einen großen Park an den Mäanderquellen (*Xen.* Anab. I, 2, 7). In den makedonischen Zeiten wechselte es wiederholt den Besitz, bis es durch die Schlacht bei Kurupedion 282 mit dem ganzen westlichen Kleinasien an die Seleukiden kam. Der große Städtegründer Antiochos I. hat dann auch Kelänä in eine hellenistische Stadt verwandelt, die er nach seiner Mutter Apamea (ἡ Κίβωτος) benannte. Die Neugründung lag in der Ebene, der weiter oben an den Mäanderquellen und auf dem Gebirge oberhalb derselben gelegene Theil der alten Stadt verfiel seitdem vollkommen.

Durch seine Lage am Kreuzungspunkte der Hauptstraßen vom südwestlichen nach dem innern Kleinasien war Kelänä seit alten Zeiten eine große Handelsstadt; Strabo bezeichnet Apamea als die erste Handelsstadt Kleinasiens, abgesehen von Ephesos, einem der großen Centren des Weltverkehrs. In einer zu Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. in Kelänä gehaltenen Rede schilderte Dio Chrysostomos sehr anschaulich die glückliche Lage, den außerordentlichen Wohlstand und das rege Treiben der Stadt; er preist sie als die neben Byzanz glücklichste Stadt der östlichen Welt, nur das Schlaraffenland Indien sei noch besser daran. Durch Erdbeben ist die Stadt mehrfach heimgesucht worden (z. B. 53 n. Chr. *Tac.* Annal. XII, 58). Der Ort ist nie verlassen worden und hat infolge dessen wenig Ruinen aus alter Zeit aufzuweisen. Gegenwärtig liegt an seiner Stelle die bedeutende Stadt Dineir. Seine Lage ist zuerst von Arundell, dann von Hamilton festgestellt worden. G. Hirschfeld verdanken wir die erste genauere Beschreibung und die Feststellung der Topographie.

S. Hirschfeld, Kelainai-Apamea-Kibotos, in Abh. Berl. Akad. 1875. *(Eduard Meyer.)*

KELÁT, richtiger Khelát, noch besser Kal'át, d. h. im Persischen „Festung ersten Ranges", ist der Hauptort in den Ländern des Khans von Kelát in Balutschistan, auf einem nördlichen Ausläufer des Kalkberges Shah Mirdan; in 28° 53′ nördl. Br. und 84° 8′ östl. L., in 2073 Met. = 6382 par. Fuß = 6800 engl. Fuß über dem Meere gelegen. Infolge der Höhe seiner Lage hat es ein gemäßigtes Klima. Es ist eine terrassenförmig aufgebaute, befestigte Stadt und hat drei Thore, das Chani, das nach Mastung führende Mastung-Thor und das nach Belá führende Belai. Die Straßen sind überaus eng, gewunden und sehr schmutzig, die Mauern aus Erde sind hier und da mit Bastionen versehen; sie sollen zahlreiche Schießscharten für Gewehre haben; nur wenige Kanonen stehen darauf. Der Basar ist groß und mit Waaren jeder Art versorgt; die Stadt ist mit sehr reinem und lauem Wasser versehen, welches am Fuße eines Kalkberges an der Ostseite des Thales entspringt. Der Miri oder das alte Fort ist jetzt die Wohnung des Khans und überragt die Stadt; es besteht in einer wirren Masse von dicht aneinandergedrängten Gebäuden. Es soll ein imponirender alter Bau sein, wahrscheinlich das älteste Bauwerk in Balutschistan, da es von den Hindu-Königen gegründet ist, welche vor der mohammedanischen Dynastie hier herrschten. Kelát hat eine westliche und eine östliche Vorstadt; in ihnen wohnt der afghanische den Handel führende Theil der Bevölkerung. Bellew schätzt die Zahl der Häuser auf 3400 und die der Bewohner auf 14,000; dabei sind offenbar die Vorstädte mit einbegriffen. Die Bewohner sind Brahuis, Hindus, Dehwars und Afghanen oder Babis; erstere bilden die große Menge der Bevölkerung; der Anbau des Bodens aber geschieht hauptsächlich durch die sunnitischen, Persisch sprechenden Dehwars. Im Thale auf der Ostseite der Stadt sind mehrere Dörfer und unmauerte Gärten dicht an die Stadt angeschlossen; die größte dieser Ortschaften ist Siálkoh, etwa 100 Häuser. Handel und Manufactur sind in jeder Hinsicht unwichtig; indeß fabricirt man doch Musketen, Schwerter und Speere. Kelát ist im Sommer Residenz des Khans, der dagegen im Winter in dem warmen Gandawa residirt.

Anhaltende feindselige Streifereien aus balutschischem auf britisches Gebiet verlangten endlich eine Züchtigung, und so wurde 1839 Kelát durch die Briten belagert und trotz der tapfern Gegenwehr erobert. Der Beherrscher, Mehrab-Khan, wurde flüchtig, und die Stadt erhielt eine britische Besatzung. Diese jedoch wurde bald verrätherisch überfallen und niedergemacht; deshalb waren die Briten genöthigt, die Stadt in demselben Jahre noch einmal zu erobern, und in diesem Kriege blieb Mehrab-Khan. Sein Sohn Nasib-Khan übernahm 1841 das Land als ein britisches Lehn. Danach jedoch hörte die Verbindung zwischen beiden Ländern so gut wie ganz auf, bis dann 1854 England einen Schutz- und Handelsvertrag mit dem Khan schloß, nach welchem die indische Regierung beliebig viel Truppen nach Kelát verlegen kann und dort einen britischen Agenten stationirt; dem Khan zahlt sie jährlich 100,000 Mark Subsidien. Im J. 1872 wurde ein Theil des Landes an der Westgrenze, welchen Persien schon 1860 annectirt hatte, an Persien abgetreten und die neue Grenze wurde durch eine englische Commission unter General Goldschmid festgesetzt.

1) Kal'át el-Fukra in Syrien, Wilajet Bérut,

heißen im Libanon bei Höhlengräbern gelegene Ruinen an den Quellbächen des Nahr el-Kelb; namentlich ein viereckiger Thurm mit Inschriften und Tempelresten mitten in einem Felsenlabyrinthe neben einem rechtwinkeligen, in den Fels gehauenen Hofe. Der Tempel war 30 Met. lang und 16 Met. breit und hatte einen Porticus von 6 korinthischen Säulen zu 1 Met. Durchmesser.

2) Kal'at-i-Ghilzi, in Afghanistan, nördlich von Kandahar, ein sehr festes Fort ohne Stadt, liegt am Tarnak in 760 Met. Höhe.

3) Kal'at el-Hösn, das alte Gamala in Paläſtina, heißen die Ruinen, welche drei Viertelstunden vom Tiberiassee auf einem nach drei Seiten von unzugänglichen Schluchten umgebenen Hügel liegen und von einer Umfassungsmauer umgeben sind.

4) Kal'at Karn in Syrien, Wilajet Bérut, zwischen Tyrus und Akka in etwa 5 Stunden Entfernung von der Scala Tyriorum, am Wädi el-Karn, ist die Ruine einer großen Kreuzfahrer-Festung, Mons fortis genannt, 1229 von Hermann von Salza gebaut und 1291 zerstört. Es liegt großartig zwischen bis 180 Met. tiefen Thälern und war das Hauptbesitzthum des Deutschen Ordens in Paläſtina.

5) Kal'at el-Medik oder Fämieh der Kreuzzüge, das alte Apamea, ist ein Dörfchen in Syrien, Wilajet Bérut, und ein kleines Fort, dessen Mauern das Dorf umschließen. Von der alten Stadt, welche Sel. Nikator vergrößert hatte und in welcher er seine Pferde und Elefanten hielt, kann man in 100 Met. über dem Orontes die Mauer verfolgen, sowie die Hauptstraße, die zu beiden Seiten von einem korinthischen Säulengange eingefaßt war; die zertrümmert liegenden Säulen hatten 10 Met. Höhe. In der Mitte steht eine merkwürdige Bacchusstatue, und zu den beiden Seiten liegen die Ruinen der Häuser wie in andern Straßen. Die räuberischen Ansarijeh in den Bergen machen das Thal unsicher.

6) Kal'at-i-Nadiri, etwa 20 geogr. Meilen westlich von Merw, an der Ostgrenze von Chorassân in Persien, ist ein Plateau im Atrak-Gebirge und zwar in dem Kalat-Berge, neben dem Lande der Teke-Turkmans. Es ist eine natürliche Festung von ganz außerordentlicher Stärke; ein 30 Kilom. langes Plateau, das etwa 7 geogr. □Meil. Fläche enthält, umzogen in einem Umfange von 13 geogr. Meilen durch steile Felsen, die zu 460 Met. relativer Höhe aufsteigen. Die wundervolle Gleichmäßigkeit und Vollkommenheit der steilen Felsumrandung übertrifft jede Vorstellung.

7) Kal'at en-Nakhl, d. h. Schloß der Palmen, oder Chân-Nakhl, ist eine Pilgerstation in der Wüste der Sinai-Halbinsel, südlich von el-'Arîsch, wo eine steinerne Mauer eine kleine Moschee, zwei Quellen und einige Dattelbäume neben einem kleinen Dorfe umschließt.

8) Kal'at ê-Nedschm ist ein Ort in der Nähe des Euphrats, 7 geogr. Meilen unterhalb von Biredschik. Almamûm hatte hier eine berühmte Sternwarte errichtet.

9) Kal'at es-Sajbâr, das von S. Nikator gebaute Larissa, liegt in Syrien, Wilajet Bérut, im NW. von Hamah, auf steilen Abhängen, welche zur Schlucht des Orontes herabfallen.

10) Kal'at esch-Schekif, in Syrien, Wilajet Bérut, liegt am Ostfuße des Libanon, im NW. von Bânias, auf einem steilen, mehr als 500 Met. über den Litany aufsteigenden Felsgipfel, sodaß es die ganze Umgegend beherrscht. Das Gebäude maß 260 Met. in der Länge und 112 Met. in der Breite; die Thürme und Mauern sind bis 25 Met. hoch; an der Südwestecke steht ein schöner runder Thurm. Ein Zugang ist nur von Süden möglich. Hierher flüchteten die Christen aus Bânias vor Salah-ed-din. Wilhelm von Tyrus nennt im 12. Jahrh. diesen Ort Belfort; seit Bibars im J. 1268 ihn den Tempelrittern abnahm, blieb er verlassen.

11) Kal'at es-Subêbe oder Kal'at Bânias (Schloß von Bânias) ist eine der schönsten Ruinen Syriens in mehr als 300 Met. Höhe über dem Dorfe Bânias auf einem Berggipfel. Dieses seit dem 17. Jahrh. verlassene, ehemals sehr wichtige Fort gewährt eine prachtvolle Aussicht. Ringsum fällt die Felsenmasse steil ab, sodaß die Höhe nur von der Ostseite zugänglich ist. In Gestalt einer 8 bedeckt die Ruine eine Plateform von 32 Met. Länge und 65 Met. Breite. Im Innern befinden sich gewaltige Cisternen und die Mauern scheinen aus der Zeit der Herodianer zu stammen. (*G. A. von Klöden.*)

KELBRA, preußisches Städtchen in der Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Sangerhausen, an der Helme und am Fuße des Kyffhäuser-Gebirges gelegen, 4 Kilom. entfernt von Roßla in der Grafschaft Stolberg-Roßla, in welcher auch Kelbra liegt. Es gehörte ehemals zu Schwarzburg-Rudolstadt, dessen Unterherrschaft ihre Grenze nahe im Süden der Stadt hat; in derselben liegt auch im Südosten die Ruine der Rothenburg auf einer Höhe des Kyffhäusers, die wegen des herrlichen Laubwaldes ein beliebter Vergnügungsort für die Bewohner der Umgegend ist. Die Stadt zählt 1199 Einwohner, von denen 573 männlichen und 626 weiblichen Geschlechts sind, in 170 Wohnhäusern (nebst 5 zu andern Zwecken), in welchen sich 272 Haushaltungen befinden. Die Stadt besitzt 530 Hekt. Acker, hat eine Pfarrkirche und ein Postamt, und treibt Garten- und Obstbau, Bierbrauerei, Weberei, Leder-, Knopf- und Nadelfabrikation, sowie Pottaschsiederei. Die gräfliche Domäne Kelbra hat 24 Einwohner und das Rittergut Kelbra 22 Einwohner. (*G. A. von Klöden.*)

KELCH in der beschreibenden Botanik nennt man bei phanerogamischen Gewächsen den äußern der meist vorhandenen beiden Blütenkreise. In der Regel ist er derb, krautartig und grün, während der innere Kreis, die Blumenkrone, aus zarten, dünnen, häufig gefärbten Blättern besteht. Der Kelch dient zum Schutz der innern Blütentheile, die Blumenkrone zum Schutz und zur Anlockung von Insekten oder andern Thieren zum Zweck der Befruchtung. Der Kelch besteht entweder aus mehrern freien Blättern (Kelchblättern) und heißt dann mehrblätterig, oder aus einigen verwachsenen Blättern, was man früher als einblätterig (calix monophyllus s. monopetalus), jetzt als verwachsenblätterig (gamopetalus)

bezeichnet. Nach diesem Merkmale sind bisweilen sogar Familien unterschieden, wie die Alsineen und Sileneen. Die Gestalt des Kelchs ist außerordentlich mannichfaltig; es würde jedoch zu weit führen, die verschiedenen Formen hier namhaft zu machen. Besonders erwähnenswerth ist nur der regelmäßige und unregelmäßige Kelch, je nachdem er sich durch mehrere oder nur durch eine Ebene in zwei gleiche Theile spalten läßt; zu letzterer Form gehört der zweilippige Kelch, wie er bei vielen Papilionaceen und Labiaten vorkommt, sowie der gespornte Kelch, z. B. bei Delphinium und Tropaeolum. Nach der Dauer unterscheidet man einen hinfälligen Kelch (cal. caducus), wenn er vor der Blume abfällt, wie bei Papaver und Chelidonium, einen abfallenden Kelch (cal. deciduus), wenn er mit der Blume oder bald nachher, jedenfalls vor der Fruchtreife abfällt, z. B. bei Ranunculus, und einen bleibenden Kelch (cal. persistens), wenn er bis zur Fruchtreife stehen bleibt, wie bei der Erdbeere, in welchem Falle er sich bisweilen bedeutend vergrößert und die Frucht umschließt, z. B. bei Physalis Alkekengi. Hin und wieder verhärtet er sogar, wie bei der Wassernuß (Trapa natans), deren vier Hörner durch Verholzung der Kelchzähne entstehen. Bei der Rosenfrucht (Hagebutte) ist die sogenannte Kelchröhre als ein krugförmig vertiefter Blütenboden anzusehen, mit dessen oberm Rande die Kelchblätter verschmolzen sind. Eigenthümlich ist die Kelchbildung vieler Compositae, indem hier statt der eigentlichen Blätter oder Zipfel eine oder mehrere Reihen von Borsten, Haaren, Schuppen oder Federchen auftreten, weshalb man einen solchen Kelch auch Federkelch oder, da er stets oberständig ist und sich auf der Frucht befindet, Haar- oder Samenkrone (pappus) genannt hat. Bisweilen findet sich am Grunde des Kelchs noch eine kelchartige Hülle, z. B. bei vielen Malvaceen (Malva, Lavatera, Althaea, Hibiscus u. a.), bei Convolvulus sepium u. a., weshalb man hier von einem Hüll- oder Vorkelch spricht. *(Garcke.)*

KELCH (calix, *ποτήριον*), ein kirchliches Gefäß zur Spendung des Abendmahlsweines. Die in den ältesten christlichen Gemeinden gebrauchte Form scheint vorwiegend die eines antiken Doppelbechers, daneben auch einer Schale gewesen zu sein, wie aus Bilderwerken hervorgeht (z. B. Garrucci, Storia dell' arte cristiana Taf. 45, 47, 56 [dagegen Taf. 215, 1; 262, 1 Doppelhenkelkrug]; Codex Rossanensis, herausgegeben von Gebhardt u. Harnack Taf. X), das Material Thon. Auch Glasgefäße (indeß nicht die sogenannten Goldgläser) wurden zu diesem Zwecke gebraucht (*Tertull.* De pudic. c. 10; *Iren.* Adv. haer. I, 13, 2; *Epiph.* Haer. 34, 1; *Hieron.* Ep. 4 ad Rusticum); doch kann die Notiz des Liber pontificalis, daß der römische Bischof Zephyrinus (gest. 217) den Gebrauch gläserner Kelche anbefohlen habe, keinen Anspruch auf Glaubwürdigkeit machen. Nachdem man aber schon in vor-Konstantinischer Zeit in wohlhabenderen Gemeinden vereinzelt zu kostbarem Material, zu Gold und Silber übergegangen war (*August.* c. Crescent. III, 29; *Prud.* Peristeph. II, 69 fg.), wurde die Anwendung desselben seit dem 4. Jahrh., wenigstens in größeren Kirchen, Regel und hier und dort sogar durch Localsynoden gefordert. In ärmeren Gemeinden dagegen bediente man sich kupferner, zinnerner, auch wol hölzerner Kelche (z. B. Harduin, Coll. Conc. VI. 1, S. 445), während die gläsernen und die thönernen Gefäße wegen ihrer Zerbrechlichkeit allmählich ausgeschieden wurden. Ebenso gehen die antiken Formen mehr und mehr verloren. Der Becher (cuppa) sowol wie der Fuß verlieren an Höhe und dehnen sich ins Breite; mit dem zwischen beide eingefetzten Knauf (nodus) tritt ein neues Stück in das Ganze ein.

In den ältesten erhaltenen Exemplaren, zu welchen der dem 8. Jahrh. angehörende Tassilo-Kelch in Kremsmünster (Mitth. d. K. K. Centralcomm. 1859, IV) und der Ludgarus-Kelch in Werden (Aus'm Werth, Kunstdenkm. des christl. Mittelalterth. im Rheinlande I, 3, Taf. XXIX, 4) zählen, wirken antike Reminiscenzen noch durch; in der romanischen Periode erscheinen sie, mit wenigen Ausnahmen, überwunden. Die Schale hat hier fast immer die Form einer Halbkugel; sie wird durch einen hohen und schlanken Träger gestützt, der in einem flachen kreisförmigen Fuße wurzelt und ungefähr in zwei Dritteln seiner Höhe durch den gewöhnlich gerundeten knollenartigen Knauf durchbrochen ist. Ornamente fehlen selten; sie entstammen dem Formenschatze des romanischen Stils und dehnen sich über Fuß, Knauf und Schale aus oder über einen dieser Theile. Mit ihnen mischen sich bildliche Darstellungen, in der Regel aus dem Leben Jesu, mit Bevorzugung der Kreuzigung. Die Technik ist Gravirung, Basrelief, Email, Niello. Ueber dieselbe handelt der wahrscheinlich am Ende des 12. Jahrh. lebende Mönch Theophilus im 3. Buche seiner Diversarum artium schedula (Ausg. von Ch. de l'Escalopier, Paris u. Leipzig 1843). Hervorragende Exemplare sind der aus dem 12. Jahrh. stammende Kelch des Bischofs Bernward in der Godehardskirche zu Hildesheim, ein anderer des 13. Jahrh. in St. Aposteln zu Köln (Fr. Bock, Das heilige Köln Nr. 92 S. 3 fg.), ein dritter in Trzemesyno in Posen (Przezdziecki und Rastawiecki, Monuments du moyen-âge dans l'ancienne Pologne, Sér. I).

Die Gothik kehrt in der Formung des Kelches unbewußt zur Antike zurück: die Halbkugel wird durch die Kelchform ersetzt. Originell dagegen ist die Bildung des Fußes des Ständers und des Knaufs; an Stelle des Kreisrundes tritt das Polygon. Der Fuß hat vorwiegend die Gestalt einer sechs- oder achtblätterigen Rose; der Schaft ist sechseckig, an den Knauf sind Zapfen angesetzt. Die Ornamentik wird eingeschränkt; sie breitet sich selten weiter als über Fuß und Knauf aus. Ihre Formen entsprechen der Gothik, während die figürlichen Darstellungen sich im Rahmen des schon in der romanischen Periode vorhandenen Cyklus halten. Nur einzelne Schaukelche treten durch Figurenreichthum und Luxus der Ausstattung über diese Grenze hinaus, wie zwei Exemplare in Klosterneuburg (Mitth. d. K. K. Centralcomm. 1861 VI, S. 269 fg.) und der goldene sogenannte Bernwards-Kelch in Hildesheim aus dem 14. Jahrh. (Kratz, Dom zu Hildesheim, Taf. 5, 1). Die evangelischen Kirchen haben die überkommenen Kirchengefäße zum Theil beibehalten, zum Theil

durch neue schmucklose ersetzt. Jenes geschah vorzüglich in der lutherischen, dieses in der reformirten Kirche; Zwingli kehrte sogar zu dem Gebrauche hölzerner Kelche zurück. Auch heute noch bewahrt die reformirte Kirche eine gewisse Abneigung gegen die künstlerische Ausgestaltung des Abendmahlskelches, während man in der lutherischen neuerdings einen großen Eifer entfaltet, die guten Muster der Vergangenheit, vorzüglich der gothischen Zeit, wieder aufzunehmen oder wenigstens unter der Anleitung und nach Maßgabe jener neue Formen zu schaffen, durch welche den Ansprüchen der Kunst nicht minder wie dem praktischen Bedürfnisse Genüge geschieht.

Zuweilen tragen die Kelche an der Schale oder am Fuße, seltener am Knauf, Inschriften, die sich entweder auf den Stifter oder die Stiftung beziehen oder den sacramentalen Inhalt und seine Gnadengaben bezeichnen. So liest man auf einem romanischen Kelche in Wilten: In testamento veteri quasi sub tegumento clausa latet nova lex, novus in cruce quam reserat rex und auf dem oben genannten Ludgerus-Kelche: HIC CALIX SANGVINIS. DNI NRI IHV XPI (= domini nostri Jesu Christi).

Während in der römischen Kirche seit dem 12. Jahrh. der Kelch ausschließlich dem Priester vorbehalten ist, führte die frühere Sitte des Laienkelches, in größeren Gemeinden wenigstens, dazu, zwischen dem von dem Priester gebrauchten Kelche und dem für die Gemeinde bestimmten in der Weise zu unterscheiden, daß dieser, für welchen die Bezeichnung Speisekelch (calix ministerialis) gebräuchlich ist, jenen nicht nur an Größe, sondern auch an Schmuck überhole. In noch höherem Maße kam letzterer freilich bei den Zierkelchen (calices pontificales) in Anwendung, Schenkungen frommer Stifter und zur Schaustellung auf den Altären bestimmt.

Dem Kelche zugehörige Stücke sind das Saugröhrchen (fistula) und der Teller für die Aufnahme des geweihten Brotes, die Patene. Jenes ist ein kurzes, mit einer Handhabe versehenes Röhrchen aus edlem Metall oder Elfenbein und diente den Communicirenden, den im Kelche dargereichten Wein einzusaugen. Der Gebrauch dieses Instruments entsprang aus der superstitiösen Scheu, von der consecrirten Flüssigkeit etwas zu verschütten, ist aber zeitlich und local beschränkt geblieben. Einzelne Exemplare sind noch erhalten, z. B. im Stifte Wilten und in Salzburg. Der Ursprung der Patene fällt zeitlich mit der Einführung der Oblatenform für die Hostie zusammen, d. h. etwa in das 12. Jahrh. Sie hat meistens die Form eines flachgetieften kleinen Tellers; das Material entsprach in der Regel demjenigen des Kelches, welchem die Patene zugehörte, was auch hinsichtlich der decorativen Ausstattung gilt.

Kelche und Patenen wurden für den heiligen Gebrauch, dem sie bestimmt waren, besonders geweiht und zwar durch den Bischof. Als Kennzeichen vollzogener Weihe wurde in späterer Zeit den Gefäßen ein Kreuz eingeprägt (signaculum). Angebracht ist das Signaculum am Fuße des Kelches und am Rande der Patene.

Vgl. Giefers, Ueber den Altarkelch (Paderborn 1856). — Hefele, Zur Archäologie des Kelches (Beiträge zur Kirchengesch., Archäol. und Liturg. II, S. 322—330). K. Weiß, Der romanische Speisekelch des Stifts Wilten (Jahrb. der K. K. Central-Comm. 1860, S. 1—38). — Otte, Handbuch der kirchl. Kunst-Archäologie (Leipzig 1883, 5. Aufl., S. 214—231. 3. Vogt, Historia tustulae eucharisticae (Bremen 1772). (*Victor Schultze.*)

KELCH (Christian), der baltische Chronist, geboren 1657 am 3. Dec. zu Greifenhagen in Pommern, welches damals schwedisch war, besuchte von 1668—1674 die Rathhausschule zu Stettin, dann bis 1678 das Joachimsthaler Gymnasium in Berlin und begab sich darauf nach Frankfurt a. d. O., um daselbst Theologie zu studiren, hörte aber nur Geschichtsvorträge bei Beckmann, weil die Professoren der Theologie alle Reformirte waren. Daher verließ er nach einem Jahre die Universität, um in Rostock 1679 seine theologischen Studien aufzunehmen, mußte aber dieselben aus Mittellosigkeit bald wieder aufgeben und reiste im Mai 1680 nach Reval, welches damals auch zu Schweden gehörte, um die Stelle eines Hauslehrers beim Propst Andreas Forselius in Oberpahlen anzutreten. Die Umstände erlaubten es, daß Kelch ohne Examen am 12. Nov. 1682 als Pfarrer zu St.-Johannis im Kreise Jerwen (Estland) introducirt wurde, wo er 15 Jahre blieb und seine verdienstvolle „Liefländische Historia" schrieb, deren 1. Theil in Reval 1695 in 5 Büchern erschien, deren 2. Theil aber erst von Joh. Lossius (Dorpat 1875) herausgegeben wurde. Kelch erlebte die Hungerjahre von 1695—1697 und erwies in dieser Zeit den Armen viel Gutes, bis er am 13. April 1697 die ihm längst versprochene Pfarre St.-Jacobi im Kreise Wierland erhielt. Als im J. 1700 Peter der Große in Estland einrückte, führte Kelch mit Röttcher von Tiefenhausen eine bewaffnete estnische Bauernschar gegen die Russen ins Feld, versperrte ihnen den Uebergang über die Semme, bis Karl XII. von Schweden bei Narva die Russen schlug und die Schar entließ. Indessen drangen die Russen 1703 unter Scheremetjeff wieder in Estland ein, verwüsteten ganz Allentacken und Wierland, auch St.-Jacobi. Kelch mußte fliehen und fand barmherzige Aufnahme bei einem Weber auf dem Gute Lechts. Als die Ruhe einigermaßen wiederhergestellt war, kehrte er zu seiner zerstörten Pfarre zurück und wurde 1707 Propst zu Allentacken. Allein schon im Jahre darauf mußte er wiederum, der einbrechenden Russen wegen, die Pfarre verlassen und langte mit genauer Noth, von 40 russischen Dragonern verfolgt, in Reval an, wohin er Frau und Kinder vorausgeschickt hatte. Hier wurde Kelch zum Oberpastor der St.-Nicolai-Kirche ernannt, mußte während der dort wüthenden Pest und bald darauf eintretender Belagerung der Stadt (1710) alle Amtsgeschäfte allein besorgen und starb daselbst von der Pest ergriffen am 2. Dec. 1710. (Vgl. seine Selbstbiographie im 2. Theile der Liefländischen Historia S. 579—606.)

(*P. Th. Falck.*)

KELHEIM, bairische Stadt im Bezirksamt und Amtsgericht Kelheim (Regierungsbezirk Niederbaiern), mit Magistrat III. Klasse, katholischer Pfarrei und Dekanat

im Bisthum Regensburg, (1880) 3064 Einwohnern, 475 Gebäuden, 5 Kirchen, 1 Beneficium, ist Sitz eines Amtsgerichtes, eines Bezirksamtes, eines Rentamtes, einer Kanal-Einnehmerei, eines Forstamtes, einer Baubehörde, eines Notars, eines Advocaten, und hat eine isolirte Lateinschule, gute Volksschulen, eine Post- und Bahnverwaltung, eine mit der Posterpedition vereinigte Telegraphenstation und ein Schloß.

Der Gerichtsbezirk Kelheim gehörte bis zum J. 1837 zum Regenkreis und erhielt erst durch Verordnung vom 29. Juli 1857, durch welche funfzehn altbairische Gemeinden den oberpfälzischen Landgerichten Regensburg, Stadtamhof und Hemau zugetheilt wurden, seine jetzige Gestalt. Hauptort ist die Stadt Kelheim am Einflusse der aus dem Westen Mittelfrankens herüberströmenden Altmühl, mit der in die Donau der Donau-Mainkanal mündet, welcher den oberdeutschen Hauptstrom mit dem mitteldeutschen Wassernetze des Rheins verbindet; zugleich ist die Stadt durch eine Zweigbahn nach Saal mit der Donauthalbahn verbunden. Ihre Entstehung reicht in die ältesten Zeiten zurück. Der nach dem Kelsbächlein benannte, am 4. April 844 beurkundete Chelesgau oder Kelsgau lief u. a. vom Nordufer der Donau über Kapfelberg und Cheleheim oder Kelheim (zum J. 901), und setzte dann südwestlich über die Donau. Die Keltomanen verlegen hierher eine Keltenheimat, wozu der Ortsname erwünschten Anhaltspunkt bietet. Gewiß ist, daß das edle Haus der Schyren über den Römerresten hier längst eine Burg und Landbesitz hatte, ehe es sich zur Pfalzgrafenwürde in Baiern emporschwang. In neuester Zeit will man wirklich Spuren von Mauerwerk des uralten Schlosses Keltege gefunden haben. Nachdem Schyren den Mönchen übergeben war, hielten sich die Grafen von Wittelsbach gern auf ihrer Burg in Kelheim auf und übten hier ihre Rechte. Als Erbauer der Stadt wird Otto I. genannt, dessen Sohn Ludwig auf Veranlassung des Kaisers Friedrich II. am 16. Sept. 1231 an jener Stelle ermordet wurde, wo sich jetzt am Altmarkte die Johanniskirche erhebt, die Otto der Erlauchte als Seelgeräthe für seinen unglücklichen Vater zugleich mit einem Spital gründete. Herzog Heinrich von Landshut ertheilte Kelheim 1335 Stadtrecht und Freyung; Herzog Johann, der sich der Stadt besonders freundlich erwies, 1399 einen Jahrmarkt. Von den vielen landesfürstlichen Anordnungen zum Wohl Kelheims ist die Stadtordnung von 1494 hervorzuheben, welche Gewerbe, Handel, Maß und Gewicht sowie Steuer und Scharwerk feststellte und vielen „spen, zwitracht und widerwillen" der Bürger ein Ziel setzte. Vom nahen Regensburg aus hatte die Reformation auch hier bald Fuß gefaßt, doch nach Vertreibung des zu Luther's Lehre übergegangenen Ortspfarrers Hanns Girsperger wurde die Stadt wieder zum alten Glauben zurückgebracht. Der Salzhandel (von 1452 bis 1615), die Weinberge und der Schiffbau, wodurch die Kelheimer-Schiffe berühmt wurden, gaben in früheren Zeiten den Bürgern gesicherten Unterhalt, auch die übrigen Zünfte blühten, und das weiße Kelheimer-Bier (obergäriges Weizenbier), früher ein landesfürstliches Regale, ist noch jetzt weit und breit als treffliches Getränk anerkannt. Die Stadt hatte von den vielen Kriegsunruhen Schweres zu leiden; besonders erwähnenswerth ist jedoch das J. 1705. In diesem Jahre, während des Oesterreichischen Erbfolgekrieges, wollte ein Fleischer von Kelheim, Namens Kraus, mit Hülfe seiner Mitbürger das drückende Joch der österreichischen Soldaten abschütteln, büßte aber seinen Patriotismus und sein tapferes Benehmen zu Ingolstadt mit dem Tode.

Kelheim hat eine große Zahl verdienstvoller und braver Männer aufzuweisen, unter andern den bairischen Kanzler Leonhard von Eck, den Rechtsgelehrten Franz Xaver Krüll, seinen Bruder, den verdienstvollen Buchhändler Krüll, sowie den Philosophen Georg Acanthius (um 1570). Auf den Höhen des nördlich gelegenen nahen Michelsberges erhebt sich der kolossale Prachtbau der Befreiungshalle, ein Ehrentempel für jene Fürsten und Feldherren, welche Deutschland von der Napoleonischen Zwingherrschaft befreiten. König Ludwig I., der Erbauer des Denkmals, hat dadurch dem freundlichen Städtchen eine große Zierde verliehen, wie er auch durch den Donau-Mainkanal Handel und Verkehr desselben zur höheren Blüte brachte.

Die feierliche Eröffnung der Befreiungshalle erfolgte am 18. Oct. 1863, nachdem am 19. Oct. 1842 der Grund dazu gelegt worden war. Der Bau, nach dem Entwurfe Gärtner's in italienischem Stil begonnen, aber unter wesentlichen Abänderungen des ursprünglichen Planes von Klenze zu Ende geführt, besteht in einer achtzeneckigen Rotunde von 55 Met. Durchmesser, welche in der Höhe von 66 Met. durch eine Kuppel abgeschlossen ist. Auf halber Höhe des Gebäudes stehen außen herum 18 kolossale weibliche Figuren mit Schilden, welche die Namen deutscher Provinzen enthalten. Die innere Halle ist von 34 Siegesgöttinnen aus carrarischem Marmor umkränzt, zwischen denen 14 aus erobertem Geschütz gegossene Schilde die Namen der Schlachten und Feldherren tragen. Der ganze Bau, der sein Licht durch eine 9 Met. weite Oeffnung in der Kuppel erhält, ist aus Backstein hergestellt, während die 18 Säulen der äußern Halle aus Granit mit Sockeln und Capitälen aus Marmor bestehen.

Die Colonie „Neukelheim" entstand erst im J. 1796 „auf der Branten", einem nahe gelegenen steinigen Bergrücken, entsprach jedoch wie die meisten Neuansiedelungen auf unwirthschaftlichem Boden in Baiern den gehegten Erwartungen nicht. Die Viehzucht im Amtsgerichtsbezirk Kelheim und dessen Umgebung ist sehr beträchtlich und die hier gezogenen Thiere sind als Kelheimer-Blässen sehr gesucht. Die Ochsen dieses Viehstammes sind zum Zug vortrefflich, mästen sich schnell und liefern feines Fleisch; die Milchabsonderung der Kühe ist dagegen nur als mittelmäßig zu bezeichnen. *(Ferdinand Moesch.)*

KELLER ist ein gewöhnlich unter dem Erdgeschosse von Wohngebäuden befindlicher Raum, der seiner kühlen gleichmäßigen Temperatur wegen zur Aufbewahrung leicht veränderlicher Stoffe oder zu Arbeiten dient, welche einen niederen Wärmegrad erfordern. Die Keller liegen daher ganz oder zum Theil unter der Erde und sind in der

Regel gewölbt. Nicht überwölbte derartige Räume nennt man Balkenkeller, welche nur als Nothbehelf bei mangelnder Höhe dienen, jedoch keineswegs zu empfehlen sind, da sie keine gleichmäßige Temperatur halten und das Holzwerk wegen der hier vorhandenen Feuchtigkeit sehr leicht verfault. Die normale Kellertemperatur ist die in der Gegend herrschende Bodentemperatur und eine um so gleichmäßigere, je tiefer der Keller liegt.

Der Fußboden der Keller muß der Kühle und Bodenfeuchtigkeit wegen aus Steinplatten, Ziegeln, Béton, Pflaster u. s. w. bestehen, überhaupt steinern gemacht werden und stets über dem höchsten Stande des Grundwassers sich befinden. Um den Keller bei eintretenden Hochwassern leicht entwässern zu können, muß die Lage der Straßenschleuse stets tiefer sein als das Niveau des Kellerfußbodens. Ist dies nicht möglich, so muß ein Sammelloch für das Wasser angelegt werden, und will man das Aufsteigen der Grundfeuchtigkeit in die Umfassungen der Kellerräume verhindern, so müssen Fußboden und Wände der letztern mittels Cement oder Asphalt wasserdicht gemacht werden. Ferner hat man die zu nahe Lage der Keller an Abtritte, Senkgruben und Schleusen u. s. w. zu vermeiden, um bei etwa undichter Beschaffenheit der letztern die Feuchtigkeit nicht in die Keller dringen zu lassen. Zur Isolirung der Keller von Feuchtigkeit und warmer Luft dienen außer den genannten Isolirschichten hohle Zwischenräume in den Mauern oder Herstellung der Umfassungen aus Hohlsteinen. Diese Luftschichten können gleichzeitig zur Ventilation der Keller mit benutzt werden, indem man sie einerseits (unten) mit der Keller-, andererseits (oben) mit der äußern Luft in Verbindung setzt. Ueberhaupt ist eine gute Ventilation der Keller ein wesentliches Erforderniß für viele Zwecke (s. unten). Die für Kellerräume, namentlich in Wohngebäuden, geeignetste Gewölbeform ist das Kappengewölbe (s. u. Gewölbe), eine Verbindung von Gurtbögen zwischen Pfeilern mit eingespannten flachen Tonnengewölben (preußischen Kappen). Dieselbe bedarf am wenigsten Höhe, läßt sich bequem beleuchten und gewährt den meisten nutzbaren Raum. Dabei legt man die Gurtbögen am besten nach der Tiefe des Gebäudes zu an, sodaß sie sich einerseits gegen die Umfassungen, andererseits gegen die Mittelmauern (Langscheidungen) spannen und man in den daselbst sich ergebenden Schildwänden der Kappen bequem die Fenster- und Thüröffnungen anbringen kann. Die lichte Höhe der Kellerräume hat im tiefsten Punkte mindestens 1,75 Met. oder Manneshöhe zu betragen. Gewöhnlich beträgt (bei Kappengewölben) die Höhe vom Keller- bis Erdgeschoß-Fußboden 2,75 bis 3 Met.; die Spannweite der Kappen 1,5—2 Met.; deren Stärke $^1/_2$ Stein in Ziegeln; dagegen die Spannweite der Gurtbögen 2,5—3 Met. und deren Stärke 1,5 Stein. Dabei nimmt man die Stichhöhe der Kappen, deren Widerlager sich in 7—10 Centimet. Höhe über dem Scheitel der Gurtbögen befinden muß, zu $^1/_6$—$^1/_8$ der Spannweite, dagegen die Stichhöhe der Gurtbögen zu $^1/_4$—$^1/_6$ ihrer Spannung an. Wenn die Gurtbögen jedoch nicht allein zum Tragen der Gewölbkappen, sondern auch zur Unterstützung darüberstehender Scheidemauern dienen, so gibt man ihnen eine verhältnißmäßig größere Stärke und eine geringere Spannweite ihrer Oeffnung. Bei mehr als 3,5—4 Met. Spannweite der Gurtbögen ist es zweckmäßiger, zwei kleinere Spannweiten mit zwischenbefindlichem Pfeiler von 2—2,5 Steinstärke anzuordnen. Bei mangelnder Höhe oder schwachen Niederlagspfeilern werden statt der Gurtbögen Eisenbahnschienen, bei größerer Weite eiserne Träger angeordnet und zwischen dieselben die flachen Kappen eingewölbt; bei größerer Höhe der Keller findet das Kreuzgewölbe oder die böhmische Kappe (Kuppelgewölbe) zwischen Gurtbögen Anwendung. In älteren Gebäuden findet man meist das halbrunde oder elliptische Tonnengewölbe in Anwendung gebracht, deren Widerlagshöhe bei der meist geringen Höhe der Kellerräume aber so wenig hoch über dem Fußboden liegt, daß solche Keller nur unbequem zugänglich und ungenügend nutzbar sind. Bei einigermaßen erhöhtem Erdgeschoßfußboden hat man Gelegenheit, die Kellerfenster in dem Gebäudesockel anzubringen; ist dies jedoch wegen tieferer Lage der Keller nicht möglich, wie dies meist bei den mit Kauflocalen versehenen städtischen Gebäuden der Fall ist, so bringt man vor den Umfassungen der Kellerräume sogenannte Lichtschachte oder Lichtkästen an, welche in Trottoirhöhe mit durchbrochenen Eisenplatten oder Rohglastafeln abgedeckt werden und unterhalb derselben eine beliebig hohe Lage der Fenster gestatten.

Bei ungenügender Beleuchtung von Kellerräumen behilft man sich neuerdings mit sogenannten Reflectoren aus polirten Blechtafeln oder Glasprismen, welche das von außen darauffallende Licht besser verbreiten.

Gewöhnlich ist der Keller von der bis dort heruntergeführten Haupttreppe aus zugänglich, wenn nicht eine eigene Treppe, Kellertreppe, angelegt ist. Ist jedoch beides nicht der Fall, so macht sich ein besonderer überwölbter Zugang (bisweilen von der Straße aus, was jedoch von manchen Bauordnungen als verkehrsbelästigend nicht gestattet wird) nöthig, den man Kellerhals nennt. Eine besondere Sorgfalt ist auf die Erhaltung einer guten Luft in den Kellern durch Ventilation der letztern zu verwenden. Man bewirkt dieselbe durch Luftkanäle der oben gedachten Art oder durch besondere im Innern des Hauses, etwa in den Mittelmauern angelegte Kanäle, die nach Befinden durch besondere Lockfeuer (z. B. Gasflammen) geheizt werden. In nicht ventilirten Kellern kann sich eine höchst ungesunde Luft ansammeln, weshalb solche Keller, welche lange Zeit hindurch nicht geöffnet waren, nur mit größter Vorsicht zu betreten sind. Man beseitigt die erstickenden Gase am besten durch kräftige Lüftung, bisweilen auch durch das Abschießen von Gewehren. In den Kellern findet ferner auch das Reinigen der Schornsteine von dem herabgekehrten Ruß statt, weshalb in der Regel alle Schornsteine bis in den Keller geführt und dort in etwa 50 Centim. Höhe vom Fußboden mit Rußkästen und Reinigungsthürchen versehen werden; diese Reinigungsöffnungen sollen womöglich alle nach dem Vorkeller oder Corridor ausmünden.

Für besondere Zwecke, namentlich zum Aufbewahren

von Fleisch, Bier, Eis u. s. w. im Sommer, werden eigene Kellerräume bestimmt, die man oft außerhalb der Wohngebäude in Bergabhängen und Felsen anlegt (Berg- und Felsenkeller). Sehr ausgedehnte Kellereien sind bei dem Brauereibetriebe nöthig, theils zum Keimen der Gerste (Keimböden) theils zum Gären und Lagern des Bieres (Gär- und Lagerkeller). Erstere erfordern eine sehr sorgfältige Reinhaltung des Fußbodens von der ausgestoßenen Hefe und eine gleichmäßige Temperatur von 6° C. Letztere müssen besonders kühl sein, eine Temperatur von etwa 2° C. besitzen und werden deshalb oft in ein zweites Souterrain verlegt oder durch benachbarte Eiskeller gekühlt. Die Eiskeller für Brauereien, Conditoreien, Krankenhäuser, Hausbedarf u. s. w. erfordern eine sehr sorgfältige Construction und Isolirung von Grundwasser und von der atmosphärischen Luft. Sie werden entweder ganz oder halb in der Erde oder über derselben angelegt, erhalten einen nach Norden gelegenen Eingang mit zwei- bis dreifachem Abschluß, doppelte Mauern mit Isolirschichten und hermetische Abführung des Schmelzwassers. Milchkeller müssen kühl gelegen und vor allem mit fließendem Wasser reichlich versehen sein.

Berühmt zum Theil von altersher sind die unter den Rathhäusern großer und reicher Städte befindlichen, zum Weinschank u. dergl. benutzten Keller wie Auerbach's Keller in Leipzig (jetzt nicht mehr in der früheren Verfassung), der bremer, berliner, münchener u. s. w. Rathskeller, der Esterházykeller in Wien u. a. m.

(A. Gottschaldt.)

KELLER (Heinrich Adelbert von), hochverdienter Forscher auf dem Gebiete der germanischen und romanischen Philologie, wurde am 15. Juli 1812 zu Pleidelsheim in Würtemberg (Oberamt Marbach) als Sohn des dortigen Pfarrers Johann Jakob Keller geboren. Nachdem er den ersten Unterricht im Vaterhause erhalten, kam er 1822 in die lateinische Schule zu Eßlingen, das Jahr darauf in das Gymnasium zu Stuttgart, das er 1830 im Herbste absolvirte. Er studirte in Tübingen Theologie, wandte sich aber schon während der Universitätszeit dem Studium des deutschen Alterthums und der romanischen Literaturen zu, welches ihn schon auf dem Gymnasium lebhaft angezogen hatte. L. Uhland und Moritz Rapp wirkten in Tübingen besonders auf ihn ein. Nach Beendigung seiner Studien trat Keller im Juni 1834 eine wissenschaftliche Reise nach Paris an, die der Erforschung der altfranzösischen Handschriftenschätze gewidmet war. Eine Frucht dieses 13monatlichen Aufenthaltes war die Ausgabe des Romans des sept sages (Tübingen 1836), deren Einleitung die weitverzweigte Sage durch alle Literaturen verfolgte und Zeugniß von einer höchst umfassenden Gelehrsamkeit ablegte. Im Herbste 1835 habilitirte sich Keller in Tübingen als Docent der germanischen und romanischen Literaturen. Daneben nahm er kurze Zeit die Stelle eines Lehramtsverwesers für französische Sprache an der Realschule und seit 1836 die eines Pfarrvicars in Weiheim ein. Beide Stellen gab er jedoch auf, als er 1837 zum zweiten Unterbibliothekar an der Universitätsbibliothek ernannt wurde. Seine wankende Gesundheit und der Rath des Arztes bestimmte ihn den Winter 1840—1841 „unter südlicherem Himmelsstriche zuzubringen"; er ging im September 1840 nach Italien. Am längsten verweilte er in Rom (von October bis März). Auch hier verfolgte er wissenschaftliche Zwecke: die Ergebnisse veröffentlichte er in dem inhaltreichen Buche „Romvart" (Mannheim 1844), welches werthvolle Mittheilungen aus den Bibliotheken in Venedig, Florenz und Rom brachte. Nach seiner Rückkehr wurde Keller zum außerordentlichen, 1844 zum ordentlichen Professor ernannt. Im J. 1842 ward ihm die Lehrerstelle für deutsche Sprache und Literatur an dem neuerrichteten Reallehrerseminar übertragen, eine Stelle, die Keller bis zur Aufhebung der Anstalt beibehielt. Im J. 1844 provisorisch zum Bibliothekar an der Universität berufen, bekam er 1849 dies Amt definitiv, nachdem er das Jahr vorher auch Bibliothekar der philosophischen Facultät geworden. Beide Bibliothekarstellen legte er jedoch 1850, bezw. 1851 nieder, um sich ganz seiner akademischen Thätigkeit zu widmen. Neben seinem Lehramte wurde ihm indeß in Erkenntniß seiner umfichtigen und gewissenhaften Geschäftsführung die Verwaltung mehrerer Stiftungen übertragen. Eine weitere Vermehrung seiner Berufspflichten erwuchs ihm durch die Begründung des Seminars für neuere Sprachen (1867), in welchem ihm die Leitung und der deutsche Unterricht anvertraut ward. In treuer Pflichterfüllung wirkte er noch 16 Jahre. Er starb am 7. März 1883 an einer Lungenentzündung, die sich einem längeren katarrhalischen Leiden zugesellt hatte.

Keller's gelehrte Thätigkeit, anfänglich den germanischen und romanischen Literaturen gleichmäßig gewidmet, wandte sich in späterer Zeit mehr dem Deutschen zu, wiewol er das ihm liebgewordene Studium der romanischen Sprachen darüber keineswegs vernachlässigte. Er begann 1834 mit einer Ausgabe von Widmann's Faustbuch, zu dem er fast am Schlusse seiner Laufbahn nochmals zurückkehren sollte. Dann folgten mancherlei Uebersetzungsarbeiten, Sachen von George Sand und Edgeworth, die Werke des Cervantes, mit Notter zusammen (Stuttgart 1838 fg.), Gudrun (Stuttgart 1840), Volkslieder aus der Bretagne, mit Seckendorf (Tübingen 1841); später schloß sich der in Gemeinschaft mit M. Rapp verdeutschte Shakespeare (Stuttgart 1843 fg.) an. Die altfranzösischen Epen erzählte er in geschmackvoller Weise nach in den „Altfranzösischen Sagen" (Tübingen 1839, 2. Aufl. Heilbronn 1876). Zahlreich sind seine Ausgaben altdeutscher und altromanischer Denkmäler. Seiner Veröffentlichung des Romans von den sieben weisen Meistern (1836) schlossen sich spanische Publicationen an (El conde de Lucanor, Stuttgart 1839, Romancero del Cid, Stuttgart 1840); auf altfranzösischem Gebiete: Zwei Fabliaux aus einer Neuenburger Handschrift (Stuttgart 1840), und früher das Miracle de notre dame (Tübingen 1865); auf altdeutschem: des Büheler's Diocletian (Quedlinburg 1841) und die deutschen Gesta Romanorum (Quedlinburg 1841), auf die ihn seine Untersuchungen über die sieben

weisen Meister geführt hatten, und deren lateinisches Original er bald darauf (Stuttgart 1842) veröffentlichte; ferner die altdeutschen Gedichte (Tübingen 1846), die später in einzelnen kleineren, meist nur an Freunde verteilten Publicationen fortgesetzt wurden; alte gute Schwänke, eine Sammlung von Prameln (Leipzig 1847, 2. Aufl. Heilbronn 1876), Lieder Heinrich's Grafen von Württemberg, mit Holland zusammen (Tübingen 1849); Walther's von Rheinau Marienleben (Tübingen 1849 fg.); Mittelniederländische Gedichte (Tübingen 1851), Elblin von Eselsberg (Tübingen 1856), vieles darunter als akademische Schriften im Namen der Universität. Auf provenzalischem Gebiete: Lieder Guillem's IX. von Peitieu (Tübingen 1848), wovon Keller zwei Jahre nachher mit Holland eine vermehrte neue Ausgabe veranstaltete; Lieder Guillem's von Berguedan (Mitau 1849); ein Lied von Marcabrun, als Beitrag zur Goetheliteratur beim Goethecentenarium (Tübingen 1849), auch dies in Verbindung mit Holland. Wie hier Goethe, so bildet Schiller den Gegenstand von Keller's Forschung in den Beiträgen zur Schillerliteratur (1859—1860). Eine mit seinem Lieblingsstudium, der vergleichenden Literaturgeschichte, zusammenhängende Arbeit ist sein Italienischer Novellenschatz, ausgewählt und übersetzt (6 Theile, Leipzig 1851 fg.), dem ein abhandelnder Band beigegeben werden sollte; leider kam aus hier nicht zu erörternden Gründen das verheißungsvolle Werk ins Stocken und blieb unvollendet.

Die fruchtbarste Thätigkeit als Gelehrter entwickelte Keller jedoch für den „Literarischen Verein in Stuttgart". Diese erste deutsche, 1839 gegründete Bibliophilengesellschaft, deren Präsident Keller 1849 wurde, verdankt ihm recht eigentlich ihr Gedeihen, ja in den schwierigen Zeiten nach 1849 ihr Fortbestehen. Mit größter Umsicht und Uneigennützigkeit wußte er die finanziellen wie geistigen Interessen des Vereins zu wahren, der unter seiner Leitung eine höchst fruchtbare und verdienstliche Thätigkeit entfaltet hat. Und der fleißigste war Keller selbst; seine Publicationen für den Verein machen allein eine kleine Bibliothek aus. Sie beginnen gleich 1850 und ziehen sich in ununterbrochener Kette bis an den Schluß seines Lebens hin. Den Reigen eröffnet Meister Altswert, mit Holland zusammen (1850); H. Wittenweiler's Ring, den L. Bechstein herausgab (1851), leitete Keller ein. Im J. 1853 folgte die epochemachende Sammlung der Fastnachtspiele, drei Theile, denen 1858 ein vierter als Nachlese sich anschloß und dem als Vorläufer das Spiel von Kaiser und Abt (1850) vorausgegangen war. Im J. 1854 der Simplicissimus, dem 1862 die simplicianischen Schriften folgten (zusammen 4 Bände); 1855 Erzählungen aus altdeutschen Handschriften; 1856 Hugo's von Langenstein Martina; 1857 Amadis, 1858 Konrad's von Würzburg Trojanischer Krieg nach Frommann's und Roth's Vorarbeiten, in demselben Jahre Karlmainet, 1859 Wilwolt von Schaumburg, 1860 Steinhöwel's Decameron, 1861 Niclas von Wyle und Cyriacus Spangenberg, 1864 fg. Ayrer's Dramen in 5 Bänden, 1867 das Heldenbuch, seit 1870 14 Bände von Hans Sachs, bei welchem er in Goetze einen willkommenen Mitarbeiter fand, 1874 Tünger's Facetiae, 1879 das Nibelungenlied nach der Piaristenhandschrift, 1880 Faust's Leben. In zwei besondern Denkschriften (1870, 1882) gab Keller Bericht über Entstehung und Fortgang des Vereins.

Noch sei seiner Werke über Uhland, der ihm Lehrer und dann Freund war, gedacht: mit Holland und Pfeiffer zusammen gab er Uhland's Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage heraus (Stuttgart 1865 fg., 8 Bände); ferner Urkundliches zu Uhland's Leben (Stuttgart 1863), Uhland als Dramatiker unter Benutzung seines Nachlasses (Stuttgart 1876), ein Gedicht von Uhland (Tübingen 1877).

Eine leider nicht zu Ende geführte Arbeit sind seine Altdeutschen Handschriften (Tübingen 1864 fg.), worin er eine Reihe von wichtigen Handschriften ihrem Inhalte nach beschreiben und verzeichnen wollte. In noch höherem Grade ist zu bedauern, daß sein Schwäbisches Wörterbuch, recht eigentlich ein Lebens- und Lieblingswerk, nicht zum Abschluß gelangte. Es war in den letzten Jahren der fast ausschließliche Gegenstand seiner Arbeit. Zum Glück liegt bei Keller's musterhafter Ordnung alles Material gesichtet bereit, leider nur zum kleinsten Theil der Schatz, den er im Kopfe trug.

Erwägt man, daß zu dieser ausgedehnten literarischen Thätigkeit, bei deren Uebersicht gar nicht der zahllosen Beiträge zu Zeitschriften gedacht ist, eine umfassende akademische kam, die sich auf Grammatik, Literaturgeschichte und Interpretation im Gebiete der germanischen und romanischen Philologie erstreckte, sowie daß er seine Vorlesungen immer wieder ergänzte, ja theilweise umarbeitete, so muß man staunen über diese Fülle von Leistungen. Nur eine streng geregelte Eintheilung der Zeit in Verbindung mit seltenem Fleiß und Ausdauer machte es ihm möglich, dies alles zu bewältigen. Seine Verdienste sind durch Ernennung zum Mitglied zahlreicher gelehrter Gesellschaften wie durch Verleihung hoher Orden anerkannt worden. Er war ein reiner, zuverlässiger Charakter, ein treuer Freund, ein reichbegabter vielseitiger Gelehrter, dessen Wirken mit der Geschichte der deutschen und romanischen Philologie untrennbar verbunden bleiben wird. *(K. Bartsch.)*

KELLER (Friedrich Ludwig), in Preußen unter dem Namen Keller vom Steinbock geadelt, auch von Keller genannt, Jurist und Staatsmann, geboren am 17. Oct. 1799 zu Zürich, studirte in Berlin und Göttingen, wo er im J. 1822 promovirte (Dissertation: Comm. ad L. si ex duobus 32 pr. §. 1 de peculio, Gott. 1823), wurde im J. 1826 Professor des Civilrechts am politischen Institut in Zürich, trat in das Amtsgericht ein, wurde im J. 1831 Präsident des Obergerichts und Mitglied des Erziehungsrathes, fungirte im J. 1833 in der Baseler Theilungssache als Obmann des Eidgenössischen Schiedsgerichtes. Im J. 1830 in den Großen Rath gewählt, war er 1832 und 1834 dessen Präsident, vertrat wiederholt seinen Canton auf der Eidgenössischen Tagsatzung und arbeitete eifrig an der Bundesreform 1833 und dem Militärstraf- und Proceßgesetzbuche

1837. In Anerkennung seiner Verdienste um letztere Arbeit wurde er Chef des Justizstabes. Im J. 1839 war er Mitglied der züricher Regierung und gehörte als solches der radicalen Majorität derselben an, die namentlich auf dem Gebiete der Volksschule ihre Thätigkeit entfaltete. Ihr Ziel war, die Schule von der Bevormundung der Kirche zu befreien und die freie Volksschule zu schaffen. Gegen die Regierungsmaßregeln, die dahin zielten, machte sich bald im Volke ein Misbehagen bemerkbar, welches von der Geistlichkeit geweckt und genährt wurde; die Volksschule, hieß es, hebe den Verstand einseitig auf Kosten des Gemüths. Die Misstimmung brach in lauten Unwillen aus, als im Anfange des J. 1839 von der radicalen Partei die Berufung von David Strauß, die schon früher wiederholt ins Auge gefaßt worden war, eifrig betrieben wurde. Im Erziehungsrathe waren sieben Stimmen für, sieben gegen die Berufung; Bürgermeister Hirzel gab den Stichentscheid für die Berufung. Dieser suchte auch im Regierungsrathe die Bedenken durch die Erklärung zu beseitigen, daß man jetzt eine gründliche Reformation vornehmen müsse als eine Fortsetzung der Zwingli'schen Arbeit. Der züricher Regierungsrath bestätigte am 2. Febr. die Wahl von Strauß zum Professor der Dogmatik und Kirchengeschichte. Die Antwort der Gegner war die Bildung eines Centralcomité behufs Agitation gegen die Regierung. Es wurde eine Adresse an die Regierung entworfen, welche außer der Entfernung von Strauß eine Aenderung der bisherigen Politik auf dem Gebiete der Schule und Kirche forderte. Die mit Tausenden von Unterschriften versehene Adresse nöthigte den Großen Rath, Strauß zu pensioniren. Auf die andern Forderungen einzugehen wurde abgelehnt. Da erließ das Comité am 8. Aug. ein neues Sendschreiben an die „Bürger der vereinigt petitionirenden Gemeinden". Daraufhin versammelten sich nebst Keller acht Mitglieder von der radicalen Partei der Regierung zur Besprechung über die gegenwärtige Lage und ihre Berathung hatte folgendes Ergebniß: die Bewegung gelte dem Bestande der Regierung und der Verfassung, der neuen Ordnung, den Rechten und Freiheiten des Volkes, nicht aber dem, was das Comité in seinem Aufrufe vorgebe; entschiedenes Einschreiten sei daher geboten. In diesem Sinne wurde am 23. Aug. an die Bezirksstatthalter die Verfügung erlassen: bei Verantwortlichkeit keine Gemeindeversammlungen infolge etwaiger von jenem sogenannten Central- oder andern ähnlichen Comités ausgegangener Aufträge zu veranstalten. Diese Verfügung wurde sofort von dem Centralcomité veröffentlicht und von einem Aufrufe begleitet, welcher mit den Worten schloß: „Seid mannhaft und stark!" Gegen die Verbreiter dieses Aufrufs erhob die Staatsanwaltschaft die Anklage „wegen versuchter Reizung zum Aufruhr". Die Stimmung gegen die Regierung aber wurde jetzt so drohend, daß diese am 31. Aug. gleichsam eine entschuldigende Erklärung erließ, daß es nie in ihrer Absicht gelegen habe, den Gemeinden ihr verfassungsmäßiges Recht zu beschränken. Zu ihrer Sicherung aber berief sie am 1. Sept. ein Bataillon in die Stadt, welches jedoch schon am 3. entlassen werden mußte, da es eine der Regierung feindselige Gesinnung zeigte. Für den 2. Sept. berief das Centralcomité eine Volksversammlung nach Kloten, welche von der Regierung noch einmal die Bewilligung ihrer in der Adresse ausgesprochenen Forderungen verlangte. Die Regierung gab eine ausweichende Antwort; gleichzeitig verbreitete sich das Gerücht, sie wolle aus den benachbarten Cantonen Truppen zu ihrem Schutze herbeiziehen. Da verwarf das Comité die Antwort der Regierung und bot den Landsturm auf, der am 6. Sept. in Zürich einrückte. Nach einem kurzen Straßenkampfe war die Regierung gestürzt. Keller entfloh in Frauenkleidern aus der Stadt. Eine Proclamation verkündete: Die Strafe der Ungerechten und Ungläubigen ist durch den errungenen Sieg schon hart genug.

Im J. 1843 wurde Keller als Professor der Rechte nach Halle berufen, 1847 als Puchta's Nachfolger nach Berlin. Er saß als Abgeordneter im preußischen Abgeordnetenhause und im Erfurter Unionsparlament, wo er sich der reactionären Partei anschloß. Nach seiner Erhebung in den Adelsstand wurde er auch Mitglied des Herrenhauses. Als Parlamentarier ist er nicht bedeutend gewesen. Dauernd sind seine Verdienste um die Neubelebung und Entwickelung des römischen Proceßrechtes. Er starb am 11. Sept. 1860 in Berlin.

Schriften: Comm. ad L. si ex duob. 32 pr. §. 1 de peculio (Gott. 1823). — Ueber Litiscontestation und Urtheil (Zürich 1827). — Die neuen Theorien in der Zürcherischen Rechtspflege (Zürich 1828). — Die Baseler Theilungsſache, (Zürich 1833). — Semestria ad Tullium (Zürich 1841—1851). — Der Römische Civil-Proceß und die Actionen (Leipzig 1852, 5. Aufl. von Wach 1876, ital. von Filomusi-Guelfi, Nap. 1871, franz. von Capmas 1870 und 1876). — Grundriß zu Vorlesungen über Institutionen und Antiquitäten des Römischen Rechts (Berlin 1854—1858). — Institutionen (Leipzig 1861). — Pandekten-Vorlesungen, herausgegeben von Friedberg (Berlin 1861, von Lewis 1866). — Keller begründete die Monatschronik der Zürcherischen Rechtspflege (Zürich 1833—1838). Er gab heraus: Götze, Ueber die Preußischen Schwurgerichte (Berlin 1851).

Literatur: Kritische B. der Sch. für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft III, 1—25. — Rüttimann, Vermischte Schriften 1876, S. 37—72. — von Orelli, Rechtsschulen und Rechtsliteratur 1879, S. 58—60. — Secretan, Galerie suisse II, 241. — von Holtzendorff, Rechtslexikon. — Baumgartner, Die Schweiz in ihren Kämpfen und Umgestaltungen von 1830 bis 1850 (Zürich und Stuttgart 1868), III, 314 fg. (*P. Schwartz.*)

KELLER (Joseph), vorzüglicher deutscher Kupferstecher, geboren am 31. März 1811 in Linz am Rhein. Er war der älteste unter zehn Kindern, und der keineswegs bemittelte Vater, ein Gewürzkrämer, konnte nicht viel auf seine Ausbildung verwenden. Er besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, und da er ein ausgesprochenes Kunsttalent zeigte, erhielt er auch den ersten Zeichen-

unterricht. Da er sich der Kupferstecherkunst widmen wollte, ging er mit 15 Jahren nach Bonn und trat als Eleve in die Schulgen-Bettendorff'sche Kunstdruckerei ein. Eine eigentliche Kunstanstalt war dies freilich nicht, auch wurde er hier nur für Arbeiten in Punktirmanier verwendet, nachdem er sich das Handwerksmäßige, die Kunstgriffe angeeignet hatte. Der junge Künstler wollte aber keineswegs auf halbem Wege stehen bleiben, sondern in das Heiligthum der classischen Kunstweise eintreten, weshalb er jede freie Stunde benutzte, nach guten Vorlagen, d. h. gediegenen Kupferstichen, sich in der Linienmanier zu üben. Angeborenes Talent und Ausdauer zeitigten bald die schönsten Früchte seiner Thätigkeit. Im J. 1833 konnte er bereits mit einem Kunstblatt in die Oeffentlichkeit treten; es war dies die Reproduction einer Freske von Herrmann in der Aula zu Bonn, die Theologie vorstellend, und im nächsten Jahre erschien das Pendant: die Philosophie nach der Freske von Götzenberger, ebendaselbst. Bereits in diesen beiden Blättern offenbart sich der reellste Kunststeifer, der in die Idee des Kunstwerkes, das er auf die Kupferplatte übertragen will, voll einzudringen strebt. Um schließlich die Weihe der Kunst zu erlangen, begab Keller sich 1835 nach Düsseldorf, wo er durch den Verkehr mit der Künstlerwelt auch in seinem Fache gefördert zu werden hoffte. So geschah es auch; insbesondere übte der Historienmaler Julius Hübner den wohlthätigsten Einfluß auf den jungen Künstler aus, unter dessen Aufsicht er auch dessen Gemälde: Roland befreit die Prinzessin Isabella von Galizien aus der Räuberhöhle, für den Düsseldorfer Kunstverein 1838 stach. Um seinen Blick zu erweitern, reiste er dann nach Paris, wo er bei den Koryphäen seiner Kunst Boucher-Desroyer und Forster die freundlichste Aufnahme fand. Nach Düsseldorf zurückgekehrt, nahm er mit erhöhtem Eifer seine Kunstthätigkeit auf; so entstand 1839 der Stich nach Deger's Bild in der Andreaskirche zu Düsseldorf: die Himmelskönigin, der vom Düsseldorfer und später im Hannoverschen Kunstverein als Vereinsblatt benutzt wurde. Auch der kreuztragende Christus nach F. Overbeck gehört dieser Zeit an (1840). Mit diesen Arbeiten hatte sich der Künstler bereits einen Namen gemacht und auf jüngere Künstler mächtig gewirkt, die sich gern als Schüler um ihn scharten. Bereits im J. 1839 wurde ihm provisorisch die Stelle eines Lehrers der Kupferstecherkunst übertragen, die ihm dann 1846 definitiv mit dem Professortitel übergeben wurde. In dieser Stellung war er der eigentliche Begründer der Schule und hat namhafte Künstler erzogen. Der Kunstverein für die Rheinlande hatte ihm schon früher den Auftrag gegeben, Rafael's Disputa im Stiche auszuführen. Im J. 1841 begab sich der Künstler deshalb nach Rom, um an Ort und Stelle in den Stanzen des Vaticans die Zeichnung für den Stich anzufertigen. Diese Zeichnung ist schon für sich ein vollendetes Kunstwerk, das mit aller Finesse und der größten Pietät des Urbinaten Meisterwerk auffaßt, sodaß man im Anblick desselben bei der bekannten Virtuosität des Künstlers, den Grabstichel zu führen, ein Meisterwerk erwarten durfte. Und ein Meisterwerk moderner Stichweise ist auch seine Disputa geworden. Zwölf Jahre anstrengender Arbeit gehörten dazu, das Kunstwerk druckreif zu machen. Freilich entstanden in der Zwischenzeit, gleichsam zur Erholung, kleinere Arbeiten, wie Rafael's Dreifaltigkeit in San-Severo in Perugia, aber die Hauptsorge galt doch der Disputa. Bei der treuesten Wiedergabe des Originals im Ganzen wie in den Gruppen und einzelnen Köpfen herrscht doch eine Freiheit der Behandlung, daß mit ihr die mühevolle Arbeit des Grabstichels vollkommen verdeckt ist. Es ist, als ob sich Rafael's Pinselstriche in Linien aufgelöst hätten und das Bild in verkleinertem Maßstabe auf die Kupferplatte übertragen wäre. Nach Vollendung eines solchen Hauptwerkes wäre Ruhe wol angezeigt gewesen, aber der Künstler rüstete sich alsbald, um ein zweites Meisterwerk zu schaffen. Abermals wurde ein Werk Rafael's gewählt und zwar die Sixtinische Madonna des Dresdner Museums. Nachdem bereits vorzügliche Reproductionen dieses Hauptbildes existiren — so namentlich der geschätzte Stich von Müller — muß man das Unternehmen des Meisters jedenfalls kühn nennen, denn sein Stich forderte stets seine Vorgänger zum Vergleich heraus. Der Künstler wagte es trotzdem und die Kunst ist ihm Dank dafür schuldig, denn er schuf sein zweites Meisterwerk, trotzdem Unpäßlichkeit ihm die Arbeit oft sehr erschwerte. Im J. 1871 war der Stich fertig geworden und er hielt vollkommen, was man vom Stecher der Disputa zu erwarten berechtigt war. Es war dies des Künstlers Schwanengesang; das physische Leiden nahm überhand, anstrengende Arbeit hatte es noch gesteigert. Zwar blieb der Geist frisch und unternehmungsfreudig, sodaß er den Entschluß faßte, mit seinen Schülern Rafael's Tapeten in Hampton-Court zu stechen, aber nur die Zeichnung zu „Petri Fischzug" wurde begonnen. Der Tod riß ihn am 30. Mai 1873 aus seiner Thätigkeit heraus, die Zeichnung blieb unvollendet. — Keller arbeitete unverdrossen, doch überstürzte er sich nie; wir haben gesehen, daß seine beiden Hauptblätter sich jahrelang in der Arbeit befanden. Es ist darum zu verwundern, daß verhältnißmäßig viele Stiche aus seiner Hand hervorgegangen sind, die doch alle mit Fleiß und künstlerischer Gewissenhaftigkeit vollendet sind. Insbesondere hat er sich viele Gemälde von E. Deger zum Vorwurf gewählt. Außer den genannten führen wir noch an Regina coeli (das Bild beim Grafen Spee in Heldorf), die Madonna der Apollinariskirche (1852), Salvator mundi und Mater dolorosa, Pendants; nach andern Meistern nennen wir: Grablegung Christi nach F. Overbeck (1850), die heil. Frauen am Grabe nach A. Scheffer, Pastor bonus nach E. Steinle; die klugen und thörichten Jungfrauen nach W. Schadow, sowie der Tod des Hohenstaufen Friedrich II. nach C. F. Lessing und das Porträt von Cornelius nach W. Kaulbach sind für das Werk Raczynski's gestochen worden.

Unter den Kupferstechern des 19. Jahrh. wird Keller stets als einer der ersten Künstler seines Fachs genannt werden. Sein angeborenes Genie, die volle Bemächtigung des Werkzeugs, die Treue und Liebe für den gewählten Gegenstand, die pietätvolle Wiedergabe desselben nach In-

halt und Form sichern seiner Meisterschaft die Anerkennung der Zukunft. Diese war ihm übrigens auch zu seinen Lebzeiten bereits in reichem Maße zutheil geworden. Von Orden besaß er den preußischen des Rothen Adlers, den sächsischen Albrechts-Orden, den päpstlichen St.-Silvester- und St.-Gregorius-Orden, den württembergischen Kronen-Orden (mit persönlichem Adel), den österreichischen Franz-Josephorden und die französische Ehrenlegion; er war Mitglied der Akademien zu Wien, Berlin, Brüssel, Petersburg, fast auf allen Ausstellungen erhielt er die goldene Medaille. So war der Künstler an Ehren reich, er war aber auch aller dieser Ehren würdig. *(J. E. Wessely.)*

KELLER (Johann Balthasar), berühmter Erzgießer, geboren zu Zürich im März 1638. Er stammte aus einem alten und angesehenen Geschlechte, das dem Lande für den Rathsaal wie für den Kriegsschauplatz tüchtige Männer gab. Das Geschlecht wird bereits im J. 1253 erwähnt; ein Felix Keller commandirt im J. 1474 ein Heer von 1500 Zürichern vor Elicourt, zwei Jahre später kämpft er bei Murten und trägt hauptsächlich zum Siege der Schweizer bei. Der Vater unsers Künstlers, ebenfalls Johann Balthasar genannt, gehörte zum Großen Rathe in Zürich. Da dessen Sohn von Jugend auf eine große Liebe zur Kunst offenbarte, so wurde er zu einem Goldschmied in die Lehre gegeben. Er brachte es bald durch Fleiß und Ausdauer so weit, daß seine getriebene Arbeit in Figuren, Früchten und Ornamenten sehr geschätzt wurde. Doch sollte er bei dieser Beschäftigung nicht bleiben; ihn erwartete eine höhere Kunst und größere Ehre. Sein älterer Bruder nämlich, Johann Jakob (geb. am 17. Dec. 1635, gestorben 1700 in Colmar), befand sich als gelernter Erzgießer in k. Dienst in Paris, wo er sich durch den Guß trefflicher Geschütze bereits einen Namen gemacht hatte. Dieser berief seinen jüngeren Bruder zu sich nach Paris, weil er ihn bei der Arbeit sehr gut brauchen zu können glaubte. Dieses war auch der Fall, aber Johann Balthasar, der eine glückliche Auffassungsgabe besaß, machte sich bald unter der Anleitung seines Bruders mit der Kunst der Erzgießerei vertraut, sodaß er bald den Bruder übertraf. Er goß nun für den König eine große Menge von Kanonen und Mörsern, davon die meisten auch eine reiche bildnerische Verzierung trugen. Eben dieser künstlerischen Zuthaten wegen wurde eine Anzahl derselben von Le Pautre in Kupfer gestochen und in einem Werke publicirt, das den Titel führt: Pièces d'Artillerie, qui ont été fondus pour le service du Roi dans la grande Fonderie de l'Arsenal de Paris par J. B. Keller. Das Werk ist sehr selten geworden. Keller ging dann auch zum Guß von Statuen über, deren viele die Gärten von Versailles zierten. Wenn diese schon bewundert wurden, so erreichte sein Ruhm den Höhepunkt durch den Guß der Reiterstatue Ludwig's XIV. Es ist dies das Hauptwerk des Künstlers und überhaupt des Erzgusses, zur Zeit seines Entstehens einzig in seiner Art. Das Modell zur Statue lieferte der berühmte Bildhauer Franc. Girardon (geboren 1627, gestorben 1716). Ein kleiner gegossener Entwurf zur Statue, wol auch Keller's Arbeit, befindet sich im Herzogl. Museum zu Braunschweig. Was den Guß der 21 Fuß hohen Statue zu einem Ereigniß machte, war der Umstand, daß die ganze Statue, die Figur des Königs und des Pferdes, für welche 837 Centner Erz verwendet wurden, in einem einzigen Gusse vollendet wurde. Vor Keller hatte es noch kein Künstler gewagt, ein Kunstwerk solcher Größe auf einmal zu gießen. Man pflegte die einzelnen Theile abgesondert zu gießen und dann zusammenzufügen. So ist die antike Statue des Marc-Aurel auf dem Capitol zu Rom, so die Reiterstatue von Cosimo I. (Medici) von Giovanni da Bologna in Florenz und andere mehr stückweise gegossen. Der kühn unternommene und glücklich vollendete Guß fand 1699 statt, worauf dann das großartige Standbild, das die Stadt Paris dem Könige errichtete, auf dem Platz, der dessen Namen führte (dem späteren Vendôme-Platz), aufgestellt wurde. Der königl. Architekt Boffrand, welcher dem berühmten Gusse beiwohnte, gab eine detaillirte Beschreibung des ganzen Verfahrens heraus. Sie kommt, von Abbildungen begleitet, bei Fueßli vor. Als die Reiterstatue Ludwig's XV. ebenfalls in einem Gusse von E. Bouchardon errichtet wurde, gab Mariette nach den Memoiren Lempereur's eine detaillirte, mit vielen Abbildungen versehene Beschreibung des ganzen Gusses 1768 heraus. Boffrand meldet, daß ohne seine Beschreibung diese Statue nie hätte vollendet werden können. Mariette dagegen, der in der Vorrede natürlich auf Keller's Verdienste zurückkommen mußte, betont, daß Boffrand's Mittheilungen beim Gusse der zweiten Statue gar nicht maßgebend sein konnten, da er nach längerer Zeit erst, so viel in seinem Gedächtniß zurückblieb, aufsetzte und er nothwendig vieles vergessen mußte, da er die Kunst nicht übte und darum manches gar nicht verstand.

Ludwig's XVI. Reiterstandbild, das nebst dem Platze, worauf es stand, von Simonneau gestochen wurde — eine Abbildung der Statue kommt auch bei Fueßli vor — wurde in der Revolutionszeit am 16. Aug. 1792 zerstört.

Der König ernannte Keller am 20. Sept. 1697 zum General-Commissar der Gießerei des Arsenals in Paris. In dieser Anstalt starb Keller im Jahre 1702. Seit 1682 war er mit Susanna Boubers de Bernatre vermählt; das Bildniß des Künstlers und der Frau hat H. Rigaud 1689 und 1693 gemalt, worauf beide, das erstere 1697, das der Frau 1689 von P. Drevet meisterhaft gestochen wurden. Auf dem Porträt des Künstlers sieht man im Grunde sein vollendetes Kunstwerk, die Königsstatue, von Baugerüsten umgeben. Das Bildniß seines älteren Bruders hat G. Edelinck gestochen.

Vgl. Fueßli, Geschichte der besten Künstler der Schweiz, 2 Bde. *(J. E. Wessely.)*

Kellerhals (Pflanzengattung), s. Daphne.

KELLERMANN (François Christoph), Herzog von Valmy, Pair und Marschall von Frankreich, ist nach deutschen Quellen der Sohn eines Bauern und am 30. Mai 1735 zu Wolfsbuchweiler bei Rotenburg an der Tauber geboren, während die Franzosen als Geburtsort

Kellermann's Straßburg angeben und seinen Vater als Bürger dieser Stadt bezeichnen.

Mit siebzehn Jahren trat er als Freiwilliger in ein französisches Husaren-Regiment und erwarb sich im Laufe des Siebenjährigen Krieges den Rang eines Kapitäns. Im J. 1769 verheirathete er sich in Metz mit Marie-Anne Barbé, einer Tochter des Marquis de Barbé-Marbois.

Nach mehrfachen Missionen ins Ausland wurde Kellermann 1771 mit einigen andern französischen Offizieren unter dem damaligen Obersten Dumouriez von Ludwig XV. nach Polen gesandt, um die Conföderirten von Bar in ihrem Kampfe gegen Rußland zu unterstützen. Kellermann zeichnete sich in einem Gefecht bei Krakau aus und wurde bald darauf zum Oberstlieutenant befördert. Obgleich das Interesse Frankreichs an dem Kampfe der Polen nur von sehr kurzer Dauer war, so setzten doch die Zerwürfnisse, in welche Dumouriez nach seiner Niederlage bei Landskron mit den Führern des Aufstandes gerieth, der Thätigkeit der französischen Offiziere noch früher ein Ende, als es infolge der veränderten politischen Lage geschehen wäre. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde Kellermann 1784 zum Obersten und 1785 zum Generalmajor (maréchal de camp) ernannt.

Beim Ausbruch der Französischen Revolution schloß sich Kellermann der Volkspartei an, wurde mit dem Oberbefehl im Elsaß betraut und lenkte durch den Eifer und die Umsicht, mit welchen er sowol den Bestrebungen der Hofpartei als auch den Oesterreichern entgegentrat, die Aufmerksamkeit des Convents auf sich; letzterer stellte ihn im August 1792 an die Spitze der Mosel-Armee, welche aus 20,000 Mann auserlesener Truppen bestand und zur Deckung von Metz und Thionville bestimmt war. Von der Uebermacht der Oesterreicher gedrängt, wich er bis zum Argonner Wäldchen zurück und vereinigte sich am 19. Sept. mit dem General Dumouriez, welcher sich bei St.-Menehould aufgestellt hatte. Kellermann wurde nach dem linken Flügel der Stellung beordert und besetzte infolge eines misverstandenen Befehls auch den Windmühlenberg bei Valmy (s. den Art.), wo er am folgenden Tage von den Preußen angegriffen wurde.

Der Umstand, daß die Angreifer nach dem unentschiedenen Gefechte, welches unter dem Namen der „Kanonade von Valmy" bekannt ist, den Rückzug antraten, trug wesentlich zur Belebung des kriegerischen Geistes in Frankreich bei und veranlaßte den Convent, die Armee Kellermann's auf 70,000 Mann zu erhöhen; er erhielt den Auftrag, die Preußen aus Frankreich zu vertreiben, Verdun und Longwy wieder zu nehmen und die Operationen Custine's durch ein energisches Vorgehen auf Trier und Koblenz zu decken. Nachdem Kellermann sich durch Capitulationen in den Besitz von Verdun und Longwy gesetzt hatte, vernachlässigte er die Verfolgung der Preußen und bezog unter dem Vorgeben, daß seine Armee zu erschöpft sei, die Winterquartiere. Auf Betreiben Custine's wurde Kellermann abgesetzt, nach Paris berufen und bei seiner Ankunft verhaftet; er erschien am 14. Nov. 1792 vor der Barre des Convents und es gelang ihm, sich so vollständig von der gegen ihn erhobenen Anklage zu reinigen, daß er nicht nur freigesprochen, sondern wenige Tage nachher zum General en chef der beiden Armeen ernannt wurde, welche in Italien und den Alpen operirten. Das nächste Operations-Object Kellermann's war die Eroberung Lyons, welches sich gegen die Berg-Partei erhoben hatte und entschlossen war, sich aufs äußerste zu vertheidigen. Kellermann eröffnete zwar am 10. Aug. 1793 die Belagerung, wollte sie jedoch nicht persönlich führen, sondern einem seiner Generale übertragen, weil die Kriegslage seine Gegenwart an der Grenze gebieterisch forderte. Die beim Belagerungsheer befindlichen Volksrepräsentanten widersprachen diesen Anordnungen; Kellermann appellirte dagegen, und man bewilligte ihm in Rücksicht auf die drohende Gefahr drei Tage, um die nöthigen Anordnungen an der piemontesischen Grenze zu treffen. Kellermann hielt die ihm gestellte Frist pünktlich inne, schlug die Offensive der Piemontesen glänzend zurück und führte dadurch, wie er es vorhergesagt hatte, die Capitulation Lyons herbei. Da dies jedoch nicht nach dem Wunsche der Volks-Repräsentanten war, welche nur durch den directen, gewaltsamen Angriff in den Besitz der Stadt gelangen wollten, so wurde Kellermann am 18. Oct. seiner Stellung enthoben und in der Abbaye zu Paris eingekerkert; er blieb hier über dreizehn Monate in Haft und wurde erst infolge des Sturzes Robespierre's in Freiheit gesetzt. Von neuem in seine frühere Stellung berufen, gelang es Kellermann nach einer Reihe ruhmvoller Gefechte den Fortschritten der Oesterreicher in der Provence ein Ende zu machen. Damit hatte Kellermann den Höhepunkt seiner militärischen Laufbahn erreicht, denn schon 1795 wurde ihm das Commando über die Armee von Italien abgenommen und die 1796 durch Bonaparte erfochtenen Siege drängten ihn vollends in den Hintergrund.

Vom Directorium aus seiner Stellung abberufen, übernahm Kellermann die Organisation der Gendarmerie. Im J. 1801 wurde er zum Offizier der Ehrenlegion und 1803 zum Präsidenten derselben ernannt. Im J. 1804 berief ihn Napoleon in den Senat, erhob ihn zum Rang eines Marschalls von Frankreich und verlieh ihm den Titel eines Herzogs von Valmy, welcher sich nach dem Rechte der Erstgeburt auf seine Nachkommen vererbt hat.

In Rücksicht auf sein hohes Alter nahm Kellermann an den Feldzügen der Kaiserzeit keinen directen Antheil; er organisirte 1806 die Nationalgarde am Oberrhein, befehligte 1809 ein Observations-Corps an der Elbe und erhielt 1813 nach der Schlacht bei Hanau das Commando über die in der Gegend von Metz vereinigten Reservetruppen. Im J. 1814 stimmte er für die Abdankung Napoleon's und trat in den Dienst Ludwig des Achtzehnten. Der König ernannte ihn zum Commissionär der Militär-Division von Metz sowie zum Pair des Reiches und verlieh ihm das Großkreuz des Ludwigs-Ordens.

Da Kellermann während der „Hundert Tage" kein öffentliches Amt angenommen hatte, so behielt er auch nach der Rückkehr der Bourbonen seine Würden. Trotz seines hohen Alters nahm er bis zu seinen letzten Lebens-

tagen an den öffentlichen Angelegenheiten lebhaften Antheil und stimmte in der Kammer der Pairs mit der liberalen Partei. Er starb am 12. Sept. 1820; sein Herz ruht seinem Testamente gemäß unter dem Denkmal von Valmy.

Quelle: Nouvelle biographie générale (Paris 1861). *(Ernst Ludw. Ulbrich.)*

KELLERMANN (François Etienne), Herzog von Valmy, französischer General, Sohn des Vorigen, ist am 4. Aug. 1770 zu Metz geboren; er erhielt im Hause seiner Aeltern eine streng militärische Erziehung und vollendete seine Studien im Collége de quatre nations zu Paris.

Im J. 1790 trat Kellermann in den diplomatischen Dienst und nahm an der Gesandtschaft theil, welche Frankreich zu jener Zeit an die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sandte. Im März 1793 kehrte er in sein Vaterland zurück, widmete sich dem Kriegsdienste und wurde während des Feldzuges gegen die Preußen als Adjutant dem Stabe seines Vaters attachirt; während der Verhaftung des letztern trat Kellermann als gemeiner Soldat in ein Husaren-Regiment.

Im J. 1796 wurde er als General Adjutant zur Armee von Italien versetzt, wo er durch seine Tapferkeit und seinen Diensteifer die Aufmerksamkeit Masséna's auf sich zog. In Anerkennung der verdienstvollen Leistungen Kellermann's bei dem Uebergange über die Piave und den Tagliamento sowie in Rücksicht auf die dabei erhaltenen Wunden beauftragte ihn der General Bonaparte mit der Ueberbringung der in diesen Gefechten erbeuteten Siegeszeichen. Vom Directorium zum Brigade-General bei der Armee Macdonald's ernannt, bestand Kellermann im December 1798 ein glänzendes Avantgarden-Gefecht bei Nepi, nördlich von Rom. 2000 Gefangene, 15 Geschütze und der ganze Train des Feindes fielen dabei in seine Hände. Im weiteren Verfolg seines Auftrages schlug Kellermann überlegene feindliche Abtheilungen bei Monterosi und Borghetto, bemächtigte sich bei Orbitello des gesammten Artillerie-Materials des Generals Damas und unterdrückte den Aufstand in Viterbo. Nach einem kurzen Aufenthalte in Rom führte er im Januar 1799 die Avantgarde des Generals Championnet nach Neapel und wurde von hier als General-Inspecteur der Cavalerie zur „Gallo-Batavischen Armee" versetzt, welche zunächst nach der Vendée und Ende des Jahres nach dem Genfersee dislocirt wurde. Im Frühjahre 1800 überschritt Kellermann den St.-Bernhard und commandirte in der Schlacht bei Marengo (s. den Art.) eine Cavalerie-Brigade, mit welcher er sowol bei der Deckung der rückgängigen Bewegung der französischen Armee wie bei dem darauffolgenden siegreichen Vordringen derselben wesentlich zur Entscheidung des Tages beitrug.

Am 5. Juli 1800 zum Divisions-General befördert, zeichnete er sich 1801 unter Brune als Führer der Cavalerie am Mincio und 1805 unter Bernadotte ganz besonders bei Austerlitz aus, wo er so schwer verwundet wurde, daß er erst 1807 wieder felddienstfähig wurde. Kellermann nahm unter Junot an der Expedition gegen Portugal theil und führte nach der Niederlage der Franzosen bei Vimeira die Verhandlungen mit den Engländern; er unterzeichnete im Namen Junot's am 30. Aug. 1808 die Convention von Lissabon, wonach alle in Portugal stehenden französischen Truppen unter Erweisung kriegerischer Ehren auf englischen Schiffen nach Frankreich geführt wurden.

Im J. 1809 wurde Kellermann an Stelle des Marschalls Bessières mit dem Commando der in Spanien operirenden Nord-Armee betraut. In dieser Stellung unterdrückte Kellermann den Aufstand in Asturien und schlug am 26. Nov. 1809 den Herzog del Parque bei Alba de Tormès. Von dem Feldzuge gegen Rußland, wo er unter Grouchy eine Cavalerie-Division führen sollte, hielt ihn Krankheit fern.

Im J. 1813 übertrug ihm Napoleon den Befehl über das 4. Cavalerie-Corps, an dessen Spitze er bei Lützen verwundet wurde, aber schon bei Möckern und Leipzig neue Beweise seiner vorzüglichen cavalleristischen Befähigung ablegte.

Während des Feldzuges in Frankreich zeichnete er sich am 14. Febr. 1814 bei Nangis aus, wo die Infanterie Pahlen's vor ihm das Gewehr streckte; am 27. desselben Monats schlug er den russischen General Korsakoff bei Bar-sur-Aube und trug am 26. März bei St.-Dizier in hervorragender Weise zu dem letzten Erfolge Napoleon's in diesem Feldzuge bei. Am 6. April 1814 erkannte er als Commandeur des 6. Cavalerie-Corps die provisorische Regierung an, wurde im Mai von Ludwig dem Achtzehnten als Mitglied des Kriegsrathes berufen, zum General-Inspecteur der Cavalerie von Nancy und Luneville ernannt und durch die Verleihung des Ludwig-Ordens sowie des Großkreuzes der Ehrenlegion ausgezeichnet.

Bei der Rückkehr Napoleon's von Elba verließ Kellermann die Sache des Königs und stellte sich dem Kaiser zur Verfügung, der ihm ein Cavalerie-Corps unter dem Oberbefehl Ney's übertrug. Als am Tage von Ligny alle Anstrengungen des letztern, sich der Stellung von Quatre-Bras zu bemächtigen, an der Festigkeit Wellington's scheiterten, ließ Ney im Hinblick auf seine verzweifelte Lage Kellermann rufen und sagte ihm, indem er sich derselben Worte bediente, welche der Kaiser soeben an seinen Marschall gerichtet hatte: „Mon cher général, il s'agit du salut de la France, il faut un effort extraordinaire, prenez votre cavalerie, jetez-vous au milieu de l'armée anglaise, écrasez-la..." Es war 7 Uhr abends; Kellermann hatte nur eine Brigade Kürassiere zu seiner Verfügung, da der Rest seines Corps nach den Anordnungen des Marschalls weiter rückwärts Stellung genommen hatte. Auf die Zusicherung des letztern, daß er die Attake Kellermann's mit 4—5000 Pferden unterstützen würde, setzt sich dieser in Marsch. Der erste Angriff gilt dem 69. englischen Infanterie-Regiment, welches den heranbrausenden Sturm mit Ruhe erwartet und auf dreißig Schritt sein Feuer abgibt. Aber im nächsten Moment hat Kellermann den feindlichen Obersten zu Boden gestreckt, die Infanterie wird über den Haufen geritten und mit unwiderstehlicher Gewalt alles durchbrechend, was sich ihm entgegenstellt, gelangt Kellermann

mit seinen Kürassieren bis Quatre-Bras, wo der Herzog von Wellington mit seinem Stabe hält und mit genauer Noth der Gefangennahme entgeht. — Kellermann hatte todesmuthig die Bresche eröffnet, sein Pferd ist ihm unter dem Leibe getödtet worden, seine tapfern Reiter sind durch die Heftigkeit des Chocs auseinandergekommen und werden nun, nachdem sich der Feind von seiner Ueberraschung erholt hat, von allen Seiten angegriffen. Die erwartete Unterstützung zeigte sich nicht, und es blieb Kellermann kein anderer Ausweg, um der Gefangenschaft zu entgehen, als sich mitten durch die Feinde einen Weg nach den französischen Linien zu bahnen. Wäre Kellermann bei Quatre-Bras rechtzeitig unterstützt worden, so hätte er wahrscheinlich wie 15 Jahre früher bei Marengo durch seine Attake dem Feinde den Sieg entrissen und vielleicht hier wie dort den feindlichen Feldherrn gefangen genommen.

Nachdem Kellermann noch ruhmvollen Antheil an der Schlacht bei Belle-Alliance genommen hatte, wurde er von Davoust beauftragt, die Interessen der Armee beim Friedensschluß wahrzunehmen.

Nach der zweiten Restauration der Bourbonen trat Kellermann nicht wieder in Function; er wurde von der Pairskammer ausgeschlossen und lebte als Privatmann in Paris. Im J. 1819 wurde ihm der Titel eines Marquis von Valmy verliehen, den er 1820 bei dem Tode seines Vaters mit dem eines Herzogs von Valmy vertauschte und als solcher wieder in die Pairskammer eintrat; er starb am 2. Mai 1835.

Im J. 1820 erschien von ihm ohne Namensnennung „Réfutation" und „Réplique" zur Aufklärung über die Schlacht bei Marengo. Aus seinen hinterlassenen Papieren veröffentlichte sein Sohn (François Christoph Eduard, Herzog von Valmy, geboren den 16. April 1802 zu Paris, Diplomat und hervorragendes Mitglied der legitimistischen Partei, gestorben den 2. Oct. 1868 zu Passy): „Histoire de la campagne de 1800" (Paris 1854). Von demselben Verfasser erschien: „De la force du droit et du droit de la force" (Paris 1850) und „Le génie des peuples dans les arts" (Paris 1867).

Quellen: La Lorraine militaire par Jules Nollet-Fabert (Nancy 1853). — Histoire de la campagne de 1800 par M. le Duc de Valmy (Paris 1854).
(Ernst Ludw. Ulbrich.)

KELLERWECHSEL ist der Name einer eigenthümlichen Art der falschen gezogenen Wechsel. Der Anfertiger eines Kellerwechsels formulirt diesen als an einem dritten Orte ausgestellt und an seine Ordre lautend; hat er aber zu wenig Credit, um das Papier in dieser Form anzubringen, so verbindet er sich mit einem Zweiten, an dessen Ordre jenes gestellt wird und der es an ihn indossirt, oder es verbinden sich noch mehrere, die es aneinander indossiren. Namen des Ausstellers, des ersten Indossanten, auch wol die eines oder einiger weiterer Indossanten sind gewöhnlich erdichtete, bisweilen auch mißbräuchlich genannte; bisweilen ist auch der Name des Acceptanten ein fingirter. Der Zweck der Fälschung ist die Verpfändung des Wechsels. Zur Wiedereinlösung wird oft ein neuer Kellerwechsel angefertigt, der anderswo angebracht wird; in solchem Falle wird die Sache durch Provision und Disconto kostspielig und gefährlich. Ein materieller Betrug findet beim Kellerwechsel gewöhnlich nicht statt.
(C. F. Noback.)

KELLET (Sir Henry), englischer Seemann, geboren zu Clonacedy in der irischen Grafschaft Tipperary 1806, gestorben daselbst 1875, war der Sohn des Gutsherrn John Dalton Kellett zu Clonacedy, trat in die englische Flotte, zeichnete sich an der Westküste Afrikas bei der Verfolgung der Sklavenschiffe aus, ward 1842 Kapitän und befehligte den „Starling" im Kriege Englands gegen China, auch die in diesem Kriege in die englische Armee unter Lord Gough eintretende Marine-Brigade, führte dann zwei arktische Expeditionen zur Aufsuchung des Sir John Franklin und zeichnete sich durch Muth und Umsicht besonders in der zweiten aus, in welcher er den „Resolute" commandirte. Er diente später in der chinesischen und in der mittelländischen Station der englischen Flotte und erhielt 1869 den Bathorden.
(W. Bentheim.)

KELLGREN (Johann Hendrik), schwedischer Dichter, geboren den 1. Dec. 1751 in Westgothland, wo sein Vater Prediger war. Seinen Schulunterricht erhielt er in Schweden am Gymnasium zu Skara, aber als Student studirte er in Finland an der Universität zu Åbo, wo er 1772 Philosophiae Magister wurde und zwei Jahre später Docent der Aesthetik. Schon zu dieser Zeit fing Kellgren an seine Gedichte zu veröffentlichen, und hatte schon die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen, als er 1777 nach Stockholm kam und da als Privatlehrer in dem Hause des Grafen Meijerfut angestellt wurde. Ein satirisches Gedicht „Mina löjen" (Was ich lächerlich finde), das er zu dieser Zeit veröffentlichte, machte ihn über ganz Schweden bekannt. König Gustav III. wurde dadurch aufmerksam auf ihn gemacht, ernannte ihn zu seinem Bibliothekar und sorgte für seinen Lebensunterhalt durch eine jährliche Pension. Gegen Ende des Jahres 1778 fing Kellgren an mit der Herausgabe einer Zeitung „Stockholms Posten", die von großer Bedeutung für das literarische Leben der damaligen Zeit wurde. In dieser Zeitung veröffentlichte Kellgren zuerst seine Gedichte, hier pflegte er die literarische Kritik. Auf dem religiösen und sittlichen Gebiete zeigte sich Kellgren hierbei nicht frei von der Vorliebe der Zeit für das Frivole; auf literarischem Gebiete war der französische Geschmack alleinherrschend und die zu dieser Zeit in Deutschland stattfindende bedeutungsvolle Bewegung wurde mit Gleichgültigkeit angesehen. Die satirische Laune Kellgren's zeigte sich unter anderm in der schonungslosen Kritik, womit mehrere unbedeutende Poeten in „Stockholms Posten" behandelt wurden. Die Redaction verfolgte mit lebhaftem Interesse die literarischen Erscheinungen und die Spalten der Zeitung waren immer offen für die auf diesem Gebiete stattfindenden Streitigkeiten. Allmählich nahm die Zeitung einen ernsteren Charakter an gleichzeitig damit, daß die persönliche Entwickelung Kellgren's fortschritt. Die religiösen und sittlichen Fragen wurden nicht länger

so frivol behandelt, die Kritik wurde ernster, die Aufmerksamkeit immer mehr auf die Literatur Dänemarks und Deutschlands gerichtet. Die von Kellgren veröffentlichten lyrischen Gedichte zeigten eine immer tiefere Innigkeit und Wahrheit. Er verfaßte mehrere Imitationen und Uebersetzungen von dänischen Dichtern, besonders Baggesen und Wessel, aber er that dies, ohne sie sklavisch zu copiren, in einer Art, die oft die Nachbildungen schöner als das Original machte. Aehnlich ist das Verhältniß bei einem satirischen Gedichte von Kellgren „Ljusets fiender", welches eine Nachbildung von einem in Wieland's „Der deutsche Merkur" erschienenen Gedichte „Die Feinde der Aufklärung" ist.

Nachdem König Gustav III. Kellgren kennen gelernt und ihn an seinem Hofe angestellt hatte, fing er an, ihn für seinen Lieblingsplan, eine schwedische dramatische Poesie zu schaffen, zu benutzen. Der König, der als dramatischer Dichter ein unbestreitbares Talent besaß, und Kellgren, der vorzugsweise Lyriker war, arbeiteten zusammen. Der König entwarf die Pläne, die Versification und die Ausarbeitung übergab er Kellgren. So entstanden die Dramen Christina, Gustav Vasa und später Gustav Adolf und Ebba Brahe. Als Gustav III. im J. 1786 die schwedische Akademie stiftete und derselben die Aufgabe stellte, die schwedische Sprache zu hüten, die Redekunst und Dichtkunst zu pflegen, ernannte er Kellgren zu einem der Mitglieder.

In den letzten Jahren von Kellgren's Leben war seine Gesundheit gebrochen und man sah lange voraus, daß sein Zustand keine Hoffnung gestattete. Den 20. April 1795 starb er. Seine Zeitgenossen räumten ihm den ersten Platz unter den Dichtern der Epoche Gustav's III. ein, und die kritischen Literaten und Historiker unserer Zeit bestätigen dieses Urtheil. Seine Werke erschienen gesammelt in einer vierten Auflage (3 Bände) 1860. Seine prosaischen Schriften übersetzte Lappe ins Deutsche.

(O. Printzsköld.)

KELLOWAY, englischer Localname für eine Abtheilung der obern Braunen Juraformation (s. diesen Artikel). *(E. Geinitz.)*

KELMIS, Weiler in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Aachen, Kreis Eupen, Bürgermeisterei (Gemeinde) Moresnet, zu welcher 29 Wohnplätze mit 106 Gebäuden gehören, besteht aus 7 Häusern mit 51 Bewohnern (einschließlich Kelmiserheide und Wassermühle und Fabrik Kelmisermühle 17 Häuser mit 98 Bewohnern). Moresnet ist ein Gebiet, einerseits zwischen den Kreisen Aachen und Eupen und andererseits der belgischen Provinz Lüttich, welches 1815 für neutral erklärt wurde, und dessen reiche Galmei-(Zink-) Lager seitdem gemeinschaftlich von Preußen und Belgien abgebaut worden sind. Der Reichthum an Erz hat seitdem bedeutend abgenommen. Man unterscheidet Preußisch-, Neutral- und Belgisch-Moresnet, und die auf dem erzreichen Altenberge gelegene Ortschaft heißt Moresnet. Die Haupt-Bergwerks- und Hüttengesellschaft, welche belgischerseits hier thätig ist, genannt die Vieille-Montagne, ist zu Angleur bei Lüttich seßhaft. Der preußische Altenberg lieferte im J. 1880: 13,130 Tons Galmei, und zwar die Grube Diepenlinchen 5400 Tons und die Grube Breiniger Berg 2092 Tons, auf einem Lager von 70 Mtr. Länge und 13 Mtr. Mächtigkeit. Die Verhandlungen über die Neutralität und Theilung des Gebietes sind noch nicht beendet und noch ist nichts entschieden. *(G. A. von Klöden.)*

KELP ist ein Laugensalz, welches an den Küsten von Wales, Schottland und Irland gemacht wird. Man gewinnt es hauptsächlich durch das Einäschern der sogenannten Meergräser und einiger andern Unkräuter, welche an den Seeküsten unterhalb des hohen Wasserstandes wachsen. Zur Zeit der Ebbe werden diese Kräuter abgeschnitten, getrocknet und in einem kreisförmigen mit Steinen ausgelegten Loche verbrannt. Nach dem Verbrennen bildet der Rückstand eine flüssige dem Theer ähnliche Masse, die nach dem Abkühlen verhärtet und Kelp genannt wird. Man gebraucht ihn statt Soda zur Verfertigung der Seife, des Alauns und des Glases, er ist aber bei weitem nicht so gut als Soda, weil er mehr Neutralsalz, viel Pottasche und mehr Kohle enthält. Die Verfertigung des Kelp begann ungefähr um das Jahr 1730 auf den Orkney-Inseln und hatte lange Zeit mit den mächtigsten Vorurtheilen zu kämpfen. Die Pächter stellten den Gemeindeneigethümern vor, daß dieser neue Erwerbszweig die Fische von den Küsten vertreiben, Korn und Gras zerstören und vielleicht gar ihre Weiber verhindern werde, Kinder zu bekommen. Dessenungeachtet aber beharrte man darauf, und 50 Jahre später war der Ertrag dieser Inseln um $2^1/_2$ Millionen Thaler höher, als er vor der Verfertigung des Kelp gewesen war. Anfangs wurde dieser Artikel für 15 Thaler die Tonne verkauft, gegenwärtig kostet er 240 Mark. Man rühmt, daß auf den Orkney-Inseln allein 20,000 Menschen von diesem Erwerbszweige leben, daß kleine Pachtgüter, welche früher nur 300 Thaler getragen haben, jetzt mehr als 6000 M. einbringen, und daß Lord Mac Donald von seinen Kelpufern 200,000 Mark bezieht. Auf den Hebriden ist der Kelp sogar noch wichtiger als auf den Orkney-Inseln. In günstigen Jahren schätzt man den Kelpertrag des ganzen Königreichs auf 20,000 Tonnen und den Werth auf $4^1/_2$ Millionen Mark. *(W. Löbe.)*

Kelten (Volk), s. Celten.

KELTERN, Obst, Trauben und andere Beerenfrüchte von ihrem Safte befreien. Am besten werden die Trauben von der Lese weg sogleich auf die Kelter gebracht und ganz gekeltert, oder man läßt, wenn die Gärung des Weins auf den Trestern stattfinden soll, die Trauben auf einer gut eingerichteten Traubenmühle zerdrücken und unterwirft die Trester sofort in besondern Gärgefäßen der Gärung. Durch das Keltern ganzer Trauben wird der große Vortheil erreicht, daß der Wein ganz süß und rein in das Faß kommt und dort die Gärung ungestört durchmachen kann. Es wird mithin nicht nur die bei dem gewöhnlichen Verfahren des Zertretens der Trauben die mit diesem Geschäfte verbundene Unreinlichkeit sowie die Beimengung fremder Bestandtheile vermieden, sondern es fällt auch das tage- und wochenlange Aufbewahren der Trester in offenen, im

Freien stehenden Kübeln, sowie das Gären des Weins in diesem Zustande weg, wodurch dem Weine ein großer Theil seiner feineren geistigen und gewürzhaften Bestandtheile erhalten wird. Außerdem bleibt, wenn die Trauben zertreten werden, eine Menge Schleim in den Theilen der Beeren zurück, der hauptsächlich dazu beiträgt, daß der Wein lange Zeit trübe und fett bleibt und wol gar trank wird. Ueberhaupt wird durch das Auspressen der ganzen Traube ein äußerst feiner, klarer und sehr angenehmer Wein erzeugt, der weit eher als die gewöhnlichen Weine hell und reif wird. Durch das Treten oder Stampfen der Trauben werden viele Beeren nicht zerdrückt, weshalb der in denselben enthaltene Saft nicht mit dem Safte der zerdrückten Beeren in Gärung übergeht. Erst wenn die Trester auf der Kelter ausgepreßt werden, mischt sich der Saft der unzerdrückten Beeren mit dem Safte, der bereits die stürmische Gärung überstanden hat. Es kommen mithin zwei sehr verschiedene Flüssigkeiten zusammen, wodurch die Herstellung eines guten Weines unmöglich gemacht wird. Dieser große Uebelstand wird vermieden, wenn die Trauben auf eine Traubenmühle gebracht und hier nicht nur gebeert, sondern auch möglichst vollkommen zerdrückt werden. Nothwendig ist es, daß das Auspressen gleichförmig und möglichst schnell geschieht. Das Keltern geschieht mittels der Kelter, von welcher man die Spindel- und die Baumkelter unterscheidet. Erstere besteht aus einem Kasten von starken Bohlen, der auf einem hölzernen Gerüste ruht, der bewegliche starke Deckel des Kastens wird von einer verticalen Schraube niedergedrückt. Die Schraube ist oben mit Löchern versehen, in die ein Hebel gesteckt wird, um die Schraube herumzudrehen. Die Baumkelter ist von der Spindelkelter dadurch unterschieden, daß sie mit einem Druckbaume regiert wird. Der Kasten hat an der Seite nahe am Boden eine Oeffnung, durch die der Most in den Zuber läuft. (*W. Löbe.*)

Kelticrier, s. Celtiberer.

KELTISCHE SPRACHEN. I. Die sechs keltischen Sprachen, die uns durch Literaturwerke aus mehr oder weniger alter Zeit bekannt sind, zerfallen in zwei Hauptgruppen zu je drei Sprachen:

Die gälische Gruppe bilden 1) das Irische oder das Gälische in Irland, 2) das Gälische im schottischen Hochland, 3) das Manx auf der Insel Man.

Die britannische Gruppe bilden 1) das Cymrische oder Welsh in Wales, 2) das Cornische bis in den Anfang unsers Jahrhunderts in Cornwall gesprochen, 3) das Bretonische oder Aremorische in der französischen Bretagne.

Gälisch und Britannisch stehen annähernd in ähnlichem Verhältniß zueinander wie Lateinisch und Oscisch-Umbrisch. Dies zeigt sich z. B. in dem Wechsel von c oder qu auf der einen, gegenüber einem p auf der andern Seite: altir. cethir vier, lat. quattuor, aber altcymr. petguar, osc. petora, umbr. petur-pursus (quadrupedibus).

Viele keltische Stämme sind frühzeitig in andern Nationen aufgegangen. Von den ausgestorbenen keltischen Sprachen kommt noch das Altgallische in Betracht, von dem wir durch eine Anzahl Inschriften und zahlreiche Namen und einzelne Wörter einige Kenntniß besitzen. Das Altgallische hat gleichfalls das p für qu oder c, z. B. in petor-ritum eine Art Wagen (*Gell.* XV, 30): aus diesen und einigen andern Umständen hat Zeuß in der Praefatio zur Grammatica Celtica geschlossen, daß das Altgallische zur britannischen Gruppe der keltischen Sprachen zu stellen ist.

Die keltischen Sprachen gehören zu den indogermanischen oder arischen Sprachen, und zwar stehen sie im Kreise derselben zwischen den italischen und den germanischen Sprachen: die Berührungspunkte mit den italischen Sprachen sind, namentlich in der Conjugation, zahlreicher und wichtiger als die mit den germanischen Sprachen. Der arische Charakter des Keltischen ist nicht sofort mit Sicherheit erkannt worden. Bopp sagte im J. 1823: „Es ließe sich, außer den obenerwähnten mit dem Sanskrit zu vergleichenden Sprachen, noch manche andere der gegenwärtigen Untersuchung anreihen, wenn es unsere Absicht wäre, all diejenigen Sprachen zu umfassen, welche einzelne Spuren der Verwandtschaft mit dem Sanskrit tragen. Es finden sich deren mehrere in der celtischen Sprachfamilie, und das Finnische und die verwandten Mundarten, sowie das Ungarische und Albanesische bieten ebenfalls, besonders in den Pronominen, den treuesten Aufbewahrern alterthümlicher Formen, überraschende Aehnlichkeiten dar.“[1]) Entschiedener für den sanskritischen Charakter der keltischen Sprachen trat Prichard ein,[2]) aber noch konnte nach ihm einer der ersten Sprachforscher von einem „unsanskritischen Kern“ des Keltischen sprechen. Pott schrieb 1836: „Dem Keltischen nicht minder schreibt Prichard einen östlichen Ursprung zu; und gestehen wenigstens muß man, daß, wenngleich sein Kern gewiß unsanskritisch und noch in keiner asiatischen Sprache nachweisbar ist, dennoch der lexikalischen und grammatischen Uebereinkommnisse keltischer Sprachen mit indogermanischen so viele und derartige sind, daß es schwer halten möchte, diese lediglich auf Rechnung des Zusammenlebens der Kelten mit sanskritischen Völkern auf europäischem Boden zu setzen und daraus zu erklären“.[3]) Mehr Eindruck machte Pictet,[4]) in endgültiger Weise gab jedoch erst Bopp selbst den keltischen Sprachen ihr Recht in seiner 1838 erschienenen Abhandlung „Ueber die celtischen Sprachen vom Gesichtspunkte der vergleichenden Sprachforschung“.[5]) In Bopp's Ver-

1) Vergleichende Zergliederung des Sanskrit und der mit ihm verwandten Sprachen, in Phil.-histor. Abhandl. der K. Akad. der Wissensch. (Berl. 1823), S. 123. 2) Prichard, The Eastern origin of the celtic nations proved by a comparison of their dialects with the Sanskrit etc., London 1831 (mir liegt nur der 1857 von R. G. Latham besorgte Neudruck vor). 3) A. F. Pott, Etymol. Forsch. II, S. XV. Seitdem ist Pott natürlich anderer Ansicht geworden. 4) Adolphe Pictet, De l'affinité des langues celtiques avec le Sanscrit (Paris 1837). 5) Phil.-histor. Abhandl. der K. Akad. der Wissensch. (Berlin 1838), S. 187—272. Ebd bemerkt über diese Abhandlung: „Glänzender hat sich Bopp's Scharfsinn vielleicht nie bewährt als in der Entdeckung, daß die

gleichender Grammatik sind sie nur gelegentlich mit berücksichtigt.[6])

Aber die eigentliche Grundlage der keltischen Sprachforschung schuf Johann Kaspar Zeuß in seiner Grammatica Celtica.[7]) Er war es, der zuerst die altirischen Glossen ans Licht zog und, auch in den andern keltischen Sprachen auf die ältesten Quellen zurückgehend, zum ersten mal in wissenschaftlicher Weise den grammatischen Bau der keltischen Sprachen enthüllte. Der Umstand, daß er sein Werk in der Stille allein aus Einem Gusse schuf, ohne gleichartige Vorarbeiten, läßt Johann Kaspar Zeuß als einen der bedeutendsten Gelehrten unsers Jahrhunderts erscheinen. Die Grammatica Celtica behandelt die altgallischen Namen und Wörter, das Altirische des 8. und 9. Jahrhunderts, das Mittelcymrische des 12.—14. Jahrhunderts, das etwas spätere Cornisch und das Bretonische oder Aremorische etwa des 14. Jahrhunderts, nebst den Resten der älteren Perioden der drei britannischen Sprachen. Die Editio altera (1871), besorgt von Hermann Ebel, enthält denselben Grundstock, aber verbessert in vielen Beziehungen und vermehrt durch neues Material, soweit er solches hatte erreichen können. Unter denen, welche am frühesten für die neuen Studien gewonnen waren, ragt Ebel und neben ihm Whitley Stokes am meisten hervor. Während der erstere seine Hauptstärke in der Bestimmung oder sprachvergleichenden Erklärung der grammatischen Formen und in der Etymologie entwickelte,[8]) hat sich der zweite die größten Verdienste durch zuverlässige Herausgabe, Uebersetzung und theils grammatische, theils lexikalische Verwerthung von bisher unzugänglichen irischen, cymrischen, cornischen und bretonischen Texten erworben. Von Zeuß, Ebel und Stokes lernte Schleicher, der in sein Compendium der vergleichenden Grammatik der indogermanischen Sprachen die altirische Grammatik aufnahm. Neben und nach diesen Männern, mehr oder weniger von ihnen beeinflußt, ist allmählich eine stattliche Reihe von wissenschaftlichen Keltologen in Deutschland, Großbritannien und Irland, Italien und Frankreich hervorgetreten. In Frankreich hat Henri Gaidoz eine internationale keltologische Zeitschrift gegründet, die Revue Celtique, die durch ihre Abhandlungen und ihre bibliographischen Artikel für jeden Keltologen unentbehrlich geworden ist. Trotz alledem sind die Zeiten der methodelosen Keltomanen noch nicht ganz vorüber.[9])

Wir standen hier auf dem Standpunkte der historischen und vergleichenden Grammatik, wir sind aber weit davon entfernt, die Verdienste der einheimischen irischen, schottischen, cymrischen und bretonischen Gelehrten um die Pflege ihrer Sprache und Literatur zu unterschätzen: diese sind mehr literarhistorischer und antiquarischer als linguistischer Art. Die bedeutendsten Grammatiker der Einzelsprachen werden wir weiter unten erwähnen, hier sei nur Edward Lhuyd hervorgehoben, der in seiner 1707 erschienenen Archaeologia Britannica zuerst den gemeinsamen Wortschatz der verschiedenen keltischen Sprachen zusammengestellt hat und somit als ein Vorläufer der vergleichenden Grammatiker zu betrachten ist.

Auf die Nachrichten der Alten über die Geschichte der Kelten einzugehen liegt außerhalb unserer Aufgabe, wir verweisen in dieser Beziehung auf einige wichtige Werke: Lappenberg, Geschichte von England, 1. Bd., Hamburg 1834; Kaspar Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, München 1837; Lor. Diefenbach, Celtica I., II., Stuttgart 1839, 1840; Chr. Brandes, Das ethnographische Verhältniß der Kelten und Germanen, Leipzig 1857[10]); Leopold Contzen, Die Wanderungen der Kelten, Leipzig 1861. Von den Werken, welche sich mit den Kelten beschäftigen, insofern sie in den Staatenbildungen von Großbritannien und Frankreich aufgegangen sind, nennen wir: Thomas Wright, The Celt, the Roman and the Saxon, 3d ed. (London 1875); Thomas Nicholas, British Ethnology. The Pedigree of the English People, 4th ed. (London 1874); J. Rhys, Early Britain. Celtic Britain (London 1882); W. F. Skene, Celtic Scotland, 3 Voll. (Edinburgh 1876—1880); C. J. Elton, Origins of English History, London 1882 (vgl. die Sammlung von günstigen Kritikern in Quaritch's Miscellaneous Catalogue, Sept. 1883, p.18—27); Edwin Guest, Origines Celticae (a fragment) and other contributions to the history of Britain, in two Volumes (London 1883), Vol. II; Belloguet, Ethnogénie Gauloise, 4 Theile (Paris 1858—1873); (Prem. und Deux. Part. in zweiter Auflage). Für die irischen Antiquitäten ist das wichtigste Werk Eugene O'Curry, Manners and Customs of the Ancient Irish, 3 Voll. (London 1873).

II. Namen der keltischen Völker und Länder, welche hier in Betracht kommen.

1) *Kelten.* Der Gesammtname Kelten ist nur von griechischen und lateinischen Schriftstellern überliefert, von ersteren (z. B. Herodot, Strabo) *Κελτοί*, von letzteren Celtae. Wir würden über den Ursprung dieses Namens vollkommen im Dunkeln sein, wenn nicht Cäsar De Bell.

sämmtlichen Aspirationen und Eclipsen, wodurch die heutige irische Declination scheinbar verunstaltet ist, nichts anderes sind als Ueberreste und Nachwirkungen der alten Casusendungen" (Beitr. z. Vgl. Sprachf. I, 155).

6) Vgl. Whitley Stokes, On the Celtic Comparisons in Bopp's Comparative Grammar, Rev. Celt. III, 31—39 (auch in der 2. Edition seiner Remarks on the Celtic Additions to Curtius' Greek Etymology (Calcutta 1875). 7) J. C. Zeuß, Grammatica Celtica e monumentis vetustis tam hibernicae linguae quam britannicarum dialectorum cambricae cornicae aremoricae comparatis gallicae priscae reliquiis (Berolini 1853, 2 Bde.). — Editio altera curavit H. Ebel (Berolini 1871). 8) S. Ebel's Abhandlungen in den Beitr. zur Vergl. Sprachf. Bd. I—VI und VIII. Ebendaf. Bd. I—VIII finden sich zahlreiche grammatische Arbeiten von Stokes.

9) Wie ich erfahre, sind von Obermüller's Buch, Deutsch-keltisches, geschichtlich-geographisches Wörterbuch" (Berlin 1872), über 600 Exemplare abgesetzt worden! Vgl. über die Keltomanen Glück, Die bei C. J. Cäsar vorkommenden keltischen Namen, Vorwort S. IX fg. 10) Daselbst S. 332 fg. ein Verzeichniß der älteren benutzten Werke.

Gall. I, 1 ausdrücklich bemerkte, daß das von den Römern *Galli* genannte Volk sich selbst Celtae nenne. Danach ist also Celtae, *Κελτοί* ein nationalkeltisches Wort. Davon abgeleitet ist Celtillus, der Name des Vaters des Vercingetorix (*Caes.* De Bell. Gall. VII, 4), die einzige sichere Spur dieses Namens in einer keltischen Sprache selbst. Glück, Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung V, 97, verbindet weiter damit das inschriftlich überlieferte gallische Wort celicnon, das in das Gotische eingedrungen ist (kelikn) und daselbst *πύργος, ἀνώγαιον*, wiedergibt, ferner gr. *κολωνός*, lat. columna, ex-cello, und identificirt „gall. celtos" geradezu mit lat. celsus, sodaß Celtae „die Erhabenen" bedeuten würde. Noch buchstäblicher entspricht dem gall.*celtos das lit. keltas, gehoben, isz-keltas erhaben, was Fick (Wörterbuch I[3], 528) zunächst mit lat. celsus verglichen hat. Ich würde auch an altf. helith Held denken, wenn dieses nicht nach Ausweis des agj. hāledh aus *halith umgelautet wäre.[11]) Aus den keltischen Sprachen könnte ir. clethe, groß, erhaben, in Betracht kommen, allein der Unterschied von el und le ist nicht zu übersehen, auch ist clethe in dieser Bedeutung bisjetzt nur aus einem Glossar bekannt.[12]) An der Bedeutung „die Erhabenen" braucht man keinen Anstoß zu nehmen, bedeutet doch der keltische Volksname Bituriges „die Weltkönige".

2) *Galli, Γαλάται.* Der Name Galli wird von Cäsar De Bell. Gall. I, 1 als ein von den Römern gegebener Gesammtname bezeichnet. Damit ist jedoch nicht gesagt, daß Galli lateinischen Ursprungs sei, ebenso wenig als dies z. B. in Bezug auf Graeci der Fall ist, vielmehr wird Galli die lateinische Umgestaltung eines keltischen Volksnamens sein. Dieser ist vielleicht in der von den Griechen gebrauchten Form *Γαλάται* getreuer erhalten. *Γαλάτης* hat Anknüpfung an den keltischen Wortschatz, es gehört zu altir. gal f. Tapferkeit, davon galdæ, tapfer, das einen Stamm *galātia enthält. *Γαλάτης* verhält sich zu altir. galdæ wie *Γαισάτης* zu altir. gaide (d. i. *gaisatia-s), das Gr. Celt.[2] 52 als Glosse zu pilatus = pilo, hasta praeditus angeführt wird.[13]) Ueber das sachliche Verhältniß der Namen *Κελτοί, Γαλάται*, Galli handelte Diefenbach, Celtica II, p. 6 fg.; Contzen, Die Wanderungen der Kelten p. 3 fg.; H. d'Arbois de Jubainville, Les Celtes, les Galates, les Gaulois, Rev. Archéol. 1875. *Γαλάτης* und Gallus brachte schon Stephanus von Byzanz zusammen, nur daß er in verkehrter Weise das erstere von dem letztern ableitete. *Γαλάται* und *Κελτοί* sind etymologisch verschiedene Namen, aber daß sie sachlich verschiedene Zweige des großen Volkes bezeichneten, läßt sich nicht erweisen, wenn es auch wahrscheinlich ist, daß diese beiden Gesammtnamen von verschiedenen Zweigen oder Stämmen ihren Ausgang genommen haben. Nach Pausanias I, 3 wäre *Κελτοί* der ältere, *Γαλάται* der später durchgedrungene Name: *οἳ δὲ ποτε αὐτοὺς καλεῖσθαι Γαλάτας ἐξενίκησε. Κελτοὶ γὰρ κατά τε σφᾶς τὸ ἀρχαῖον καὶ παρὰ τοῖς ἄλλοις ὠνομάζοντο.*

Wiederholt ist versucht worden, die kleinasiatischen Galater, an welche die Epistel des Apostels Paulus gerichtet ist, als Germanen zu erweisen, zuletzt von K. Wieseler, Zur Geschichte der kleinasiatischen Galater und des deutschen Volkes in der Urzeit (Greifswald 1879). Vgl. Diefenbach, Celtica II, 1, p. 252 fg. Die Nachrichten der alten Schriftsteller geben dem, der diese falsche Ansicht erweisen will, hier und da einen Anhalt, aber in ihrer Gesammtheit und kritisch abgeschätzt sprechen auch sie für die keltische Nationalität jener Galater. Für den Linguisten steht diese durch die Analyse der überlieferten Namen fest, unter denen keiner wichtiger ist als *Δρυναίμετον* bei Strabo (besser *-νεμετον*), der Name für den Versammlungsort der *βουλή: νεμητον* findet sich auch auf einer gallischen Inschrift und nemed ist ein lebendiges Wort der altirischen Sprache in der Bedeutung Heiligthum.[14]) Die von Wieseler S. 15 angeführte gallische Inschrift ist für jeden Linguisten ebenso sicher keltisch, als die in dem Grabe der Scipionen gefundenen Inschriften lateinisch sind. Da das Keltische und Germanische ihrer Verwandtschaft wegen viele alte Wortstämme gemeinsam haben, so muß man um so mehr auf die feineren lautlichen Verschiedenheiten achten, durch die sich das Keltische vom Germanischen scheidet. Dies hat auch A. Holtzmann nicht beachtet in seinem gut geschriebenen, aber in der Tendenz ebenso verfehlten Buche „Kelten und Germanen" (Stuttgart 1855), in welchem die Gallier als Deutsche erwiesen werden sollen. Gegen Holtzmann's Buch ist das oben erwähnte Buch von Brandes gerichtet, vgl. auch Pott, Wurzelwörterbuch I, S. 864.

3) *Gälen, gälisch*, geht zunächst auf die englischen Formen Gael, gaelic zurück. Diese stützen sich auf den einheimischen Namen Gaedhel, dessen dh schon frühe wie j gesprochen wurde und dann quiescirte. Die älteste Namensform aber ist Góidel, Góedel, mit demselben Diphthongen wie das altirische Zahlwort óin, óen = altlat. oinos, unus (Gr. Celt.[2] p. VIII).[15]) Dieser Diphthong war mannichfachen Veränderungen unterworfen, wir finden ihn geschrieben ói und ái, óe und ae, zuletzt ao mit der Modification aoi, wenn ein dünner Vocal in der folgenden Silbe steht. Daher in der modernen Sprache Gaoidheal „Irishman, a Highland Scot", gaoidhealg gälisch, die gälische Sprache, auch

11) Dieses Wort erklärt vielleicht den Volksnamen Caleti, *Κάλετοι*, von dem Glück, Die bei C. J. Cäsar vorkommenden keltischen Namen S. 34, handelt. 12) Stokes, Three Irish Glossaries p. 71. Vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Introduction à l'étude de la Litt. Celtique, p. 4. 13) Vgl. H. d'Arb. de Jub. a. a. O. S. 14. Die obige Etymologie von *Γαλάται* rührt aber schon von Zeuß her, Gr. Celt.[2] p. 997, 998.

14) Zu *Δρυ-* vgl. altir. daur Eiche, zu dem ganzen Compositum aber das von Stokes, Togail Troi p. 159 mehrfach nachgewiesene fid-nemed „sacred grove" (fid = ahd. witu Holz). — Ueber die Galater s. noch Perrot, De la disparation de la langue gauloise en Galatie, Rev. Celt. II p. 179 fg. 15) Die Schreibweise Gadhelen, gabhelisch, die sich Diefenbach, Celt. II, 15, als eine „vermittelnde" ausgewählt hat, ist falsch. Entweder antikisirend die Goedil oder modern die Gaelen. — Ueber diesen Namen handelt Pott, Wurzelwörterbuch I, 890.

gaeidhelg geschrieben. Dieses Wort ist das Fem. des Adj. goidelach gälisch, zu dem man sich bélre (jetzt béurla) die Sprache hinzudenken muß. Das Fem. goidelach flectirte Gen. goidelige oder goideilge, Dat. und Acc. goidelig und goideilg, und von diesen Formen aus ist eine neue Nominativform goidelg mit den oben erwähnten Variationen entstanden.[16]) Obwol dies der einheimische Name auch der irischen Sprache ist, so wird er doch nach Vorgang der Engländer von den andern Nationen auf den keltischen Dialekt des schottischen Hochlands beschränkt, der sich im 9. Jahrhundert noch so gut wie gar nicht vom Irischen unterschied. Nach Stokes (Cormac's Glossary, Transl. p. 89) stellte Siegfried den Namen Góidel zu lat. hoedus, hoedulus, got. gaits, Geiß. Von den Schafen haben z. B. die von Tacitus (Hist. IV, 70) erwähnten Caeracates ihren Namen, der mit Glück (Die bei C. J. Cäsar vorkommenden kelt. Namen, p. 41) zu altir. cáira Gen. cáirach Schaf, cáirchuide (ovinus) zu stellen ist. Allein einerseits lautet das einheimische Wort für Ziege gabur und andererseits läßt sich nicht beobachten, daß dieses Thier eine besondere Rolle in der altirischen Wirthschaft gespielt hätte.[17]) Fick (Wörterbuch I³, S. 584) eröffnet zwar einen weiteren etymologischen Ausblick, indem er lat. hoedus zu lit. žáidžu ich spiele, žáislas Spiel, stellt, aber unsicher bleibt diese Etymologie von Góidel doch, da ihr jeder Anhalt in den keltischen Sprachen selbst fehlt.[18])

Der Name Góidel, mit dem sich die Iren selbst bezeichnen, findet sich häufig in den alten irischen Sagen (vgl. Irische Texte, Wörterbuch S 881); die ältesten Handschriften, die ihn bieten, sind Liber Hymnorum[19]) und Lebor na h-Uidre, beide ungefähr aus der Zeit um 1100.

4) *Scotti.* Dieser Name bezeichnet bei späteren lateinischen Schriftstellern (Claudianus, Ammianus, Orosius, Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts n. Chr.) die Bewohner Irlands,[20]) so werden ferner die irischen Mönche genannt, welche vom 6. Jahrhundert an nach dem Continent kamen.[21]) Auch in Irland selbst ist dieser Name in Gebrauch, seine irische Form ist Scot im Nom. Sg. und Gen. Pl., Scuit im Gen. Sg. und Nom. Pl., mit kurzem o und u. S. Patrick predigte das Evangelium do Scotaib, d. i. den Iren, wie es in dem altirischen Hymnus auf S. Patrick heißt, der ungefähr in der Sprache der Glossen des 8. und 9. Jahrhunderts abgefaßt ist. Eine von W. M. Hennessy herausgegebene irische Chronik aus dem 12. Jahrhundert hat den Titel „Chronicum Scotorum, Croinic na Scot". Von Irland sind die Scotti nach dem nördlichen Britannien gekommen[22]), das später von ihnen den Namen erhalten hat. Hier treten sie in Verbindung mit den Picti auf[23]), und beunruhigen schon im 4. Jahrhundert n. Chr. das römische Britannien, wie Ammian XX, 1, XXVI, 4 berichtet.[24]) Ursprünglich vielleicht nur der Name eines Stammes oder einer Stammgruppe, ist Scotti, wie es scheint, mehr durch die Fremden als durch die Bewohner von Irland und Schottland selbst zu einem Gesammtnamen geworden.[25]) In neuerer Zeit hat auch hier wieder die Beschränkung auf die Kelten von Nordbritannien stattgefunden. Beachtenswerth ist, daß die Sprache weder in Irland noch in Schottland mit einem von Scot abgeleiteten Adjectiv benannt zu werden pflegt, nur der Gelehrte, der Lateinisch schreibt, gebraucht den Ausdruck lingua Scotica. In dem, dem gelehrten Könige Cormac zugeschriebenen, irischen Glossar (aus dem 9. oder 10. Jahrh.) findet sich im irischen Texte mehrfach das lateinische Scoti, Scotici für Hiberni, auch Scotica für Irland, vgl. Stokes, Corm. Gloss. Transl. p. 149. So weit meine Beobachtung reicht, kommt Scot, Scuit in den einheimischen irischen Sagen nie vor, sondern als Gesammtname immer nur Góedel, die Festigkeit des t im ir. Scot beweist, daß es eine Doppelconsonanz vertritt, daher die Schreibweise Scotti mit tt die richtige ist. Die vocalische Länge einer Form Scóti, wie sie z. B. bei Claudian (de III. consul. Honor. 55, de IV. consul. Honor. 33, ed. Jeep) überliefert ist[26]), ist erst secundär. Aus dem Gälischen ist dieser Name bisjetzt noch nicht deutbar gewesen. Anklingend ist im Irischen scuit „buffoon" (Corm. Gloss. transl. p. 154), ein Wort, das ich noch nicht aus einem Texte kenne. Vgl. Pott, Wurzelwörterbuch I, S. 847 fg. Auch andere irische Wörter mit tt oder festem t hinter kurzem Vocal (z. B. crott Harfe, brat Mantel, Tuch) sind nicht sicher analysirt. Gramm. Celt.² p. VIII (vgl. ibid. p. 151) wird das cymr. „ysgwth ictus", „ysgwthiaw pellere" versucht, aber diese Wörter sind wol sicher aus dem Germanischen entlehnt, agf. scot, sceótan, ahd. scoz Geschoß, scioȝan schießen. Rhŷs, Celtic Britain p. 237, denkt an cymr. „ysgwthr a cutting, carving", „ysgythru to cut, lop, prune", das auch in der Bedeutung „to dye or paint" vorkomme, mit Beziehung auf die Sitte keltischer Stämme

16) Corm. Gloss., Transl. ed. Stokes, p. 89; O'Curry, On the Ms. Mat. p. 3. 17) Im Anfang des Táin Bó Cúalnge (des großen irischen Sagentextes), wo Ailill und Medb ihre Besitzthümer mustern, werden die Ziegen nicht genannt. 18) Gr. Celt.² p. VIII wird ir. gaoth impetus, altir. gáith, Wind, mit Góidel verglichen, allein letzteres wird nie mit th geschrieben. Die ebenda angeführte peculiaris forma „gaoind" ist weiter nichts als eine falsche Ergänzung der Abkürzung gaoid. für gaoidil. 19) Im Lib. Hy. wird S. Brigit als die Maria der Goidel bezeichnet, Stokes, Goidelica² p. 63. 20) Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme S. 568, vgl. Skene, Celtic Scotland I, 3 fg. 21) Vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen I⁴, 96 fg.

22) Beda, Hist. Eccles. I, 1 (p. 7, ed. A. Holder); vgl. Diefenbach, Celtica II, 2 p. 338 fg. 23) In dem Panegyricus des Eumenius (Ende des 3. Jahrhunderts n. Chr.) Constantio Caesari recepta Britannia dictus, Cap. XI, werden die Picti mit den Hiberni (offenbar = Scoti) zusammengenannt: solis Britanni Pictis modo et Hibernis adsueti hostibus, adhuc seminudi, facile Romanis armis signisque cesserunt (Paneg. vet. ed. Jaegerus). 24) Die Bemerkung von Rhŷs, Celtic Britain p. 154, daß die Einwanderung der Scotti erst Ende des 5. Jahrh. begonnen habe, widerstreitet dem insofern nicht, als Rhŷs vor den Brittones eine gälische Bevölkerung für Britannien annimmt, ehe die Brittones dahin kamen, a. a. O. S. 213. 25) Vgl. Rhŷs, Celtic Britain p. 239, der sich in ähnlicher Weise äußert. 26) Vgl. Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 568.

sich zu bemalen. Allein einerseits sind auch diese Wörter etymologisch noch unklar, und andererseits ist in den alten irischen Sagen, die sonst viel Altes bewahrt haben, die Sitte des Bemalens nicht nachgewiesen. Vgl. Pott, Wurzelwörterbuch, S. 848.

5) *Picti*. Die Picti waren schon vor den Scotti im nördlichen Britannien ansässig. Ihre früheste Erwähnung ist bei Eumenius (3. Jahrh. p. Chr., s. die Stelle oben Anmerk. 23). Ueber ihre Könige berichtet die Pictische Chronik, aus dem 10. Jahrh. p. Chr., herausgegeben von W. F. Skene: The Chronicles of the Picts, Chronicles of the Scots, and other Early Memorials of Scottish History, Edinburgh 1867. Schon Claudian, aber namentlich Isidor von Sevilla[27]) brachte den Namen Picti mit lat. pictus und der Sitte des Tättowirens zusammen, vgl. Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme, S. 572, Diefenbach Celt. II, 2, p. 214 fg., Guest, Orig. Celt. II p. 30. Mit besonderer Entschiedenheit ist Rhys, Celtic Britain p. 157, p. 235 fg., für den lateinischen Ursprung des Namens eingetreten. Picti ist untrennbar von den Namen der Pictones[28]) und Pictävi (woher Poitiers) in Gallien: diese würden, wenn ihnen das lateinische pictus zu Grunde läge, hybride Bildungen sein. Will man Picti aus dem Keltischen deuten, so muß man sich zunächst an den cymrischen Wortschatz wenden, denn das anlautende p (aus qu entstanden) findet sich nur im Gallobritannischen. Ein cymrisches Wort, an das man Picti anschließen könnte, will sich nicht finden lassen, wohl aber stimmt merkwürdig dazu das irische cicht „a carver or engraver" mit c für p, wie zu erwarten, s. Stokes, Corm. Transl. p. 40, auch Ebel, Rev. Celt. II, p. 476. Für den lateinischen Ursprung des Namens könnte geltend gemacht werden, daß er nur in lateinischen Quellen vorkommt, denn der einheimische Name der Picten ist im Gälischen Cruithne oder Cruithnech (Pl. Cruithnig), im Cymrischen Prydyn. Dieser Name erinnert an ir. cruth, cymr. pryd Gestalt, Form, und könnte allerdings mit den Figuren zusammenhängen, mit denen die Picti ihre Körper bemalten, vgl. Rhys, Celtic Britain p. 237. Eine ältere Form dieses Namens ist möglicherweise in einer althochdeutschen Glosse enthalten, die Pott, Wurzelwörterbuch I, S. 899 anführt: „Gallia. ualcho lant. Chortonicum[29]), auh walcho lant". Diefenbach, Origines Europaeae p. 149 (vgl. Celtica II, 2 p. 325 fg.) und Skene, Celtic Scotland II p. 457, haben sich mit Entschiedenheit dafür ausgesprochen, daß die Picten zu dem gälischen Zweige der Kelten gehört haben. Skene hat im Appendix zu Vol. I die Remains of the Pictish Language zusammengestellt, fast nur Namen. Diese Namen sind, wie die starken Varianten beweisen, nicht gut überliefert. Einige Namen sind ohne Zweifel irisch, aber nicht weil das Pictische dem Gälischen am nächsten verwandt war, sondern weil die Picti im engsten Verkehr mit den Scotti standen, und mancher ihrer Könige schottisches Blut in seinen Adern hatte. Auch ist zu berücksichtigen, daß wir keine echt pictischen Quellen besitzen, sondern daß die wichtigsten Quellen, z. B. die pictische Chronik (vgl. Skene, Celt. Scotl. I p. 185), gälischen Ursprungs sind. Daher Cruithne in der pictischen Chronik als mythischer Stammvater der Picten. Trotzdem finden sich auch Namen, die an das Cymrische erinnern, und wieder andere, die ganz fremdartig klingen. Die wichtigsten Wörter scheinen mir immer noch die zu sein, welche Stokes, Three Irish Glossaries p. XXVIII hervorhebt, so Peanfahel bei Beda, Hist. Eccles. I, 12: in loco qui sermone Pictorum Peanfahel, lingua autem Anglorum Penneltun appellatur. Demselben Namen begegnen wir in einer Randnote eines Ms. der Hist. Brit. des Nennius, ed. Stevenson §. 23. Der echte Text hat et vocatur (nämlich der Wall) Brittanico sermone Guaul, in der Randnote dazu . . . a Penguaul, quae villa Scottice Cenail, Anglice vero Peneltun dicitur, usque . . . Es handelt sich hier um den Namen der villa, bei welcher der Wall des Severus begann. Penguaul besteht aus cymr. penn = gäl. cenn Kopf, Anfang, und guaul, jetzt gwal, ir. fál, Wall. Diefenbach übersetzt „Anfang des Walls"[30a]), Rhys (Celtic Britain, p. 150) „the wall's end", beides kommt hier auf dasselbe hinaus. Das pictische -fahel stimmt genau weder zu dem cymrischen noch zu dem gälischen Worte, aber Peanfahel ist offenbar in dem Penel von Peneltun enthalten, und pean entspricht dem cymrischen penn. Die Sprache der Picti stimmt also in diesem Worte mit dem Cymrischen und nicht mit dem Gälischen überein. Freilich hat Skene's Verzeichniß auch den Namen Cennfota, mit dem gälischen cenn, aber Cennfota ist als einer der eingedrungenen irischen Namen zu betrachten. An das Cymrische erinnert auch der als pictisch überlieferte Ausdruck munghu für „carus amicus": mu könnte das Pron. poss. der 1. Sing. sein, das wol im Cymrischen, nicht aber im Gälischen auf einen Nasal auslautete (Gramm. Celt.[2] p. 205); cu ist cymr. cu (carus), während das entsprechende irische Wort cóem lautet (gesprochen coev); das anlautende c hat sich mit dem in der Verbindung erhaltenen n des Pronomens in cymrischer Weise zu ngh verbunden; munghu bedeutet also wörtlich „meus carus". Darf man aus so wenigen, aber ausdrücklich als pictisch bezeichneten Wörtern einen Schluß ziehen, so würden die Picten zu den gallobritannischen Stämmen zu zählen sein. Gesetzt den Fall,

27) Isid. Hisp. Orig. XIX, 23, 7 (ed. Lindem.) . . . nec abest genti Pictorum nomen a corpore, quod minutissimis opifex acus punctis et expressus nativi graminis succus illudit, ut has ad sui speciem cicatrices ferat, pictis artubus maculosa nobilitas. — Der Beginn des § lautet: Nonnullae etiam gentes non solum in vestibus, sed etiam in corpore aliqua sibi propria quasi insignia vindicant, ut videmus cirros Germanorum, granos et cinnabar Gothorum, stigmata Britonum.

28) Pictones kommt auch für die Picti in Britannien vor, vgl. Diefenbach, Celt. II[2], 222.

29) Cruithnech und das ältere Chortonicum zeigen Metathesis wie ir. cruind rund (cymr. crwn), das nach Ausweis des Compar. cuirriu aus einer Vorform *curindos entstanden ist.

30a) Vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. III, 283.

es würde hier für pictisch ausgegeben, was einfach britannisch oder cymrisch war, so könnten diese Angaben doch immer noch für die enge Sprachverwandtschaft der Picten mit den Cymren sprechen, da dann Pictisch und Cymrisch miteinander verwechselt worden wäre in Zeiten, in denen man das allgemeine Verhältniß der einzelnen Sprachen zueinander noch sehr wohl kennen konnte. Und so betrachtet es denn Th. Nicholas, British Ethnology p. 50 als sicher, daß die Picti ein Zweig der Cymry waren. Gegen die engere Beziehung zum Gälischen spricht auch, daß der Gäle S. Columba im Lande der Picten per interpretatorem predigte[30b]), ferner daß in Cormac's irischem Glossar das Pictische als eine besondere Sprache, belra Cruithnech, verschieden vom Irischen, angeführt wird, wenn auch das als ihr angehörig bezeichnete Wort cartit Nadel keineswegs sicher das cymr. und corn. garthon, stimulus ist.

Die Nationalität der Picten hat sich nicht behaupten können, aber sie muß noch im 8. Jahrhundert vorhanden gewesen sein, wenn wir Beda trauen dürfen, der Hist. Eccles. III ausdrücklich von vier Sprachen in Britannien spricht, id est Brettonum, Pictorum, Scottorum et Anglorum. Ibid. I, 1 (p. 7 ed. Holder), kommen als die fünften noch die Latini dazu, und diese fünf Völker werden auch im Anfang des Chronicum Saxonicum aufgezählt. Danach war das Pictische weder vom Gälischen noch vom Britischen nur ein klein wenig dialektisch verschieden, sondern es war eine Sprache für sich. Wir kommen daher zu dem Schluß, daß die Picti, wenn sie überhaupt Kelten waren, zu einem andern Hauptstamme, vielleicht zu dem den Briten am nächsten verwandten gallischen gehörten[31]): sie könnten eben nicht blos dem Namen nach mit den Pictavi oder Pictones in dem gallischen Küstenlande am Atlantischen Ocean (dem heutigen Poitou) zusammenhängen, wie Th. Nicholas, British Ethnology p. 50 not. 3 vermuthet. Dieser Zusammenhang hat seine Schwierigkeiten, aber den Gedanken, daß die Picti zu dem weiteren Verbande der Kelten gehörten, möchte ich nicht aufgeben. Rhys ist anderer Ansicht. Er versteht unter dem Namen Picti kein einheitliches Volk, sondern nur die bemalten Männer und unterscheidet nun in dieser Gesammtheit gälische, britische und nichtkeltische Theile, vgl. Celtic Britain, p. 158. Zu den nichtkeltischen Picten rechnet er z. B. die Maeatae p. 159; wie er sich im Einzelnen die Verhältnisse denkt, erhellt besonders deutlich aus seinen Bemerkungen über die Selgovae p. 218, von denen er annimmt, daß sie im Grunde nichtkeltisch gewesen seien, aber von den Gälen die Sprache angenommen hätten.

Wir können diese Vermuthungen für nicht mehr nehmen als sie sind.

6) *Caledonia.* Dieser alte Name für Schottland, den Tacitus im Agricola mehrfach gebraucht, galt ursprünglich nur für den nordwestlichen Theil Schottlands. Besonders wird der Caledonische Wald, silva Caledonia (*Plin.* Nat. Hist. IV, 102), *ὁ Καληδόνιος δρυμός* (*Ptol.* II, 3, 8 ed. Müller), erwähnt[32]), so auch im Cymrischen Coed oder Isgoed (Niederwald) Celyddon.[33]) Es liegt die Vermuthung nahe, daß dieser Name zu ir. caill Holz gehört, das einen Stamm caldi enthält und mit agf. holt Holz verwandt ist.[34]) Der Bedeutung nach ist der germanische Name der Holtsati zu vergleichen, s. Zeuß, Die Deutschen, S. 395. Das heutige Dunkeld, eine alte Stadt, enthält dasselbe Wort in einem einheimischen gälischen Namen, als ältere Form führt Rhys, Celtic Britain p. 279, Dúnchaildenn an. Während Scotti, Picti alte Stammnamen sind, welche über den Wohnsitz nichts aussagen, ist Caledonii ein vom Wohnsitze hergenommener Name. Demnach konnte dieser Name verschiedenen Stämmen zukommen, die nebeneinander oder nacheinander dieselbe Gegend bewohnten. Die Picti und die Scotti sind nach Caledonia gekommen, als das Land schon längst diesen Namen hatte. Merkwürdig ist der Name Dicalidones für einen der zwei Hauptstämme der Picti nach *Ammian.* 27, 8. Das negative di- (vgl. cymr. di-goed without wood or timber) kann nicht darin enthalten sein, denn bei *Ptolemaeus* II, 3, 1 findet sich die Adjectivform *δουνκαληδόνιος*, vgl. Gramm. Celt.[2] p. 867. Man könnte aber aus dem Altirischen sei es dói rechts (und folglich auch südlich), sei es dóe, dúa Wall heranziehen, vgl. mein Wörterbuch, und Stokes' Gloss. zum Félire s. v. dóe.[35]) Welchem Stamme die alten Caledonii, die vor den Picti und Scotti das Land allein innehatten, angehörten, ist schwer bestimmbar: Tacitus, Agricola 11 sagt, daß ihre röthlichen Haare und ihr starker Gliederbau für germanischen Ursprung sprächen. Insofern die Cimbri auf der *Κιμβρικὴ Χερσόνησος* (Ptol.) Germanen waren und die Nordsee Germanicum mare (Plin.) hieß, könnte die Vermuthung des Tacitus nicht unberechtigt erscheinen. Allein dann müßten diese germanischen Caledonii schon sehr früh ihre Nationalität und ihre Sprache bis zum Verschwinden vollständig aufgegeben haben, denn Beda (gest. 735) weiß nichts von einem solchen besondern Volke, wenn er Hist. Eccles. III, 6 sagt: Denique omnes nationes et provincias Brittaniae quae in IV linguas, id est Brettonum, Pictorum, Scottorum et Anglorum divisa est, in dicione accepit, vgl. I, 1 (p. 7 ed. Holder). Bei der überströmenden Kraft, welche die germanischen Völker in

30b) Vgl. Edinburgh Review 66, p. 435 und 436; Diefenbach, Celt. II, 2, p. 330. 31) Daß man sich die Aehnlichkeit der keltischen Sprachen nicht zu groß denken darf, lehren die altgallischen Inschriften, und jedes Jahrhundert selbständiger Existenz hat die Verschiedenheiten vermehrt. — Stone war früher (The Four Ancient Books of Wales I, 135) in Bezug auf das Pictische zu dem Resultate gekommen „it is a Gaelic dialect partaking largely of Welsh forms".

32) Andere Belege gesammelt bei Diefenbach, Celt. II, 2, p. 201 fg. Eine versuchte Etymologie bei Pott, Wurzelwörterbuch I, 891. 33) In älterer Form bei Nennius, Historia Britonum (ed. J. Stevenson) § 56: Septimum fuit bellum in silva Celidonis, id est, Cat Coit Celidon. 34) Vgl. Curtius, Grundz.[5], Nr. 57b. 35) Beda, Hist. Eccles. erwähnt III, 4 australes, septentrionales Picti, V, 9, transmontani Picti ad aquilonem.

jenen Zeiten trieb, ist ein solches Verschwinden besonders unwahrscheinlich. Die rutilae comae aber sind ein schwaches Argument für das Germanenthum, denn die alten Helden Irlands, Cuchulinn u. a., werden auch als goldhaarig geschildert, vgl. Sullivan in der Introduction zu O'Curry's Manners and Customs I p. LXXII, wie denn überhaupt die Farbe der Haare mindestens ein nicht ausreichendes fundamentum dividendi ist. Wir vermuthen daher mit Forbiger, Handbuch der alten Geogr. III, S. 304, daß die Caledonii zu den Picti gehörten, bestärkt in dieser Ansicht durch die Worte des Eumenius (gest. 311 p. Chr.): non dico Caledonum aliorumque Pictorum silvas et paludes. Panegyr. Constantino Augusto Cap. VII. Rhys, Celtic Britain p. 220 ist zu dem Resultat gekommen, daß die Caledonii Gälen waren.

7) *Albion.* Ueber diesen Namen haben zuletzt gehandelt Rhys, Celtic Britain p. 200 fg., und Unger im Rhein. Mus. N. F. XXXVIII p. 157 fg. Es war zu ältest ein Name für die ganze große britannische Insel.[36]) Ueber das Verhältniß desselben zu dem Namen Britannia gibt Plinius, Nat. Hist. IV 102, Auskunft, an der zu zweifeln kein genügender Grund vorliegt. Plinius kommt auf die Britannia insula zu sprechen und sagt von ihr: Albion ipsi nomen fuit, cum Britanniae vocarentur omnes de quibus mox paulo dicemus. Noch jetzt verstehen wir unter Albion die ganze Insel. Aber im Irischen ist Alba, Gen. Alban, auf Schottland beschränkt, für Alban (die Männer von Alba) ist in den irischen Sagen die gewöhnliche Bezeichnung seiner Bewohner, wie für Erenn die der Bewohner Irlands. Ebenso ist im schottischen Gälisch Alban der einheimische Name für Schottland, und so nennen es auch die Cymren.[37]) Beachtenswerth ist die Differenz zwischen der in den keltischen Sprachen heimischen Form Alban und der von den Alten überlieferten Albion: letztere Form ist vermuthlich auch die dem Lautbestande nach ältere, das i wird in Alban zwischen den beiden Silben mit breitem a unterdrückt worden sein, was namentlich im Irischen eine gewöhnliche Erscheinung ist. In dem Wortschatz der uns bekannten keltischen Sprachen scheint Albion keine sichere Anknüpfung zu finden, und Rhys hält es daher für möglich, daß es überhaupt nicht keltisch sei. Allein für den keltischen Ursprung des Namens spricht vor allem, daß er in den keltischen Sprachen wirklich heimisch und in den volksthümlichen Texten gebraucht ist. Auch erinnert er an die am Meerbusen von Genua in keltischen Gebieten liegenden Städte Ἄλβιον Ἰντεμέλιον (Albintemilium bei Tacitus) und Ἀλβίγγαυνον (zusammengezogen aus Ἄλβιον Ἰγγαύνον[38]) bei Strabo, über die H. d'Arbois de Jubainville, Les premiers habitants de l'Europe, p. 228, handelt, und deren Ἄλβιον er mit dem Alba von Alba Helvia am Rhodanus und mit dem von Alba Longa in Latium zu lat. albus stellt. Er vertritt also die Ansicht, nach der Albion „Weißland" bedeutet und diesen Namen von seinen Kreidefelsen am Meere erhalten haben soll. Dagegen hat schon Strabo das Ἄλβιον der oben genannten Städte mit den Ἄλπεις in Verbindung gesetzt, die früher Ἄλβια geheißen hätten. Ein Wort „alb hoch" ist bisjetzt noch in keinem keltischen Texte nachgewiesen[39]), allerdings auch kein solches Wort in der Bedeutung „weiß". Vielleicht darf man aber álaib (Stamm *álabi) heranziehen, das durch áiland „schön" erklärt wird, und als Epitheton der Sonne vorkommt. In Irland gab es eine Ebene Mag Ailbe, die nach der Sage von einem Hunde Namens Ailbe benannt sein soll; ob diese Namen hierher gehören, muß natürlich fraglich bleiben. Mit Sicherheit läßt sich also nicht behaupten, daß Albion Weißland bedeute, aber man darf daran erinnern, in wie vielen geographischen Namen das griechische λευκός (weiß) enthalten ist, auch Lucani, Lucania in Italien gehört zu dieser Bedeutungsverwandtschaft. Wenn neben Albion der Volksname Albiones (insula Albionum, bei Avienus Or. Mar. Vers 112 ed. Despois-Saviot) vorkommt, so beweist doch das Gälische, daß der Landesname das Ursprüngliche, der Volksname erst das Abgeleitete ist: von Alba Schottland ist Albanach schottisch, der Schotte, gebildet wie von Ériu Irland Érennach der Ire (d. i. der Bewohner Irlands).

8) *Érin, Irland.* Die einheimische Form dieses Namens ist im Altirischen Nom. Ériu, Gen. Érenn, Dat. und Acc. Érinn. In der späteren Sprache heißt der Nom. Eri, Ére, und daher kommt das Ire von Ireland, während der für unser Gefühl mehr poetische Name Erin auf den Casus obliqui beruht. Dieser Name ist sicher ein keltisches Wort, die Frage ist nur, wie er sich zu dem griechischen Namen Ἰέρνη, Ἰουέρνη[40]) und zu dem lateinischen Hibernia verhält, und welche Bedeutung er hat. Ich bin der Ansicht, daß diese Namen identisch sind, und zwar bildet die keltische Vermittelung der cymrische Name Iwerddon für Irland. Iwerddon (mit dd für j, wie Rhys erwiesen hat) verhält sich zu Ériu, wie cymrisch diwedd Ende, diweddaf finalis u. a. m. zu irisch déd-enach der letzte (dead Ende, in-diaid in fine). Érin und Iwerddon lassen einen Stamm *Iverión erschließen. Da die keltischen Sprachen das ursprüngliche p verloren haben, so ist die zuerst von Rhys (Rev. Celt. II p. 115 und p. 196)[41]) geäußerte Vermuthung

36) Vgl. Diefenbach, Celt. II, 2, p. 64 fg. 37) Schon in der älteren Literatur, z. B. J) Seint Greal, ed. R. Williams, p. 403, 429. 38) Vgl. Ptolemaei Geogr. ed. C. Müllerus, III, 1, 3; Albinganno, Albintimilio Itin. Anton. ed. Parthey et Pinder, p. 141.

39) Vgl. Diefenbach, Celt. I, 18. Pott, Wurzelwörterbuch I, 845 hält sich an dieses Wort in „alb a height", gäl. alp fem. a height. 40) Ierne auch bei Claudian, De IV. consul. Honor. 33. ed. Jeep; Iverna bei Pomp. Mela III, 6, 6; litora Iubernae Juv. II, 160 (zu Anfang des Hexameters). Vgl den Personennamen [Juli]A IBERNA Corp. I. L. VII, No. 150. 41) Rhys scheint neuerdings von seiner früheren Ansicht, die ich auch schon lange hege, zurückgekommen zu sein, er verwendet Celtic Britain p. 262 die obigen Namen für sein Streben, nichtkeltische Elemente in der Bevölkerung von Irland und Britannien aufzuspüren.

beachtenswerth, daß *iverion zu *Piverion zu ergänzen, und mit ſkr. pîvan, fem. pîvarî, gr. πίων, fem. πίειρα (vgl. πίονες ἀγροί Il. XXIII, 832) und dem Landesnamen Πιερία zu vergleichen ſei. Dagegen läßt ſich nur geltend machen, daß der genannte Wortſtamm in den keltiſchen Sprachen ſonſt nicht lebendig iſt, aber Namen enthalten ja oft obſoletes Sprachgut. Gaidoz, der Rev. Celt. II, p. 352 fg. über den Namen „Insula sacra" für Irland handelt, will Eriu lieber nach einer von Stokes[42]) mitgetheilten Etymologie aus ſkr. avara weſtlich erklären.[43]) Allein abgeſehen davon, daß die Bedeutung weſtlich für ſkr. avara im Skt. Wörterbuch von Böhtlingk und Roth nur mit einer einzigen Stelle belegt iſt, ſcheint dieſes Wort nicht zu denen zu gehören, deren anlautendes a in den europäiſchen Sprachen als e oder i erſcheint: avara iſt eine Ableitung von ava (weg, ab, herab), dazu gehört das an von lat. au-fero, au-fugio, im Iriſchen ſelbſt die Präpoſition ó (von-her), und nach Fick iſt auch im Altpreußiſchen ein au- in der Bedeutung „ab" vorhanden. Gaidoz bemerkt, daß bei dieſer Etymologie der Name Eriu nicht iriſchen Urſprungs ſein könne, denn es würde den Iren kaum in den Sinn gekommen ſein, ihr Land die Inſel des Weſtens zu nennen. Dieſer Einwand wäre kaum berechtigt, denn in den iriſchen Sagen findet ſich nicht ſelten für einen König der ſtolze Ausdruck „König des weſtlichen Theils der Welt", u. a. m.[44]) Pictet war der Anſicht, daß Eriu mit ſkr. árya Arier zuſammenhänge,[45]) und dieſe Anſicht iſt neuerdings von H. Zimmer wieder aufgenommen worden, in Bezzenberger's Beiträgen zur Kunde der Indog. Spr. III, S. 137 fg., auf deſſen Erörterung und Kritik wir verweiſen, wenn wir uns auch ſeiner eigenen Anſicht nicht anſchließen können.[46]) Vor allem darf ir. Eriu nicht vom cymr. Iwerddon getrennt werden, mit dem es ſich lautgeſetzlich ohne Anſtoß vereinigen läßt. Dann fällt aber die Vergleichung von Eriu mit ſkr. árya von ſelbſt, die auch inſofern mehr als bedenklich iſt, als ein iriſches é nicht einem einfachen langen à im Sanskrit zu entſprechen pflegt (man müßte i erwarten, wie in rí König, Gen. ríg = ſkr. râj). Mit kurzem e erſcheint Erem neben Airem als Name eines Stammvaters der Iren, dieſer Name iſt ſchon längſt als ein keltiſches Correlat zu ſkr. Aryamâ (Stamm Aryaman) erkannt worden.[47]) Ein zweiter Stammvater des iriſchen Volkes iſt Eber[48]), und mit dieſem bringt Zimmer a. a. O. Ἴβηρες, Iberi zuſammen, freilich auch Hibernia und cymr. Iwerddon. Zuſammenhang zwiſchen Eber und Iberi iſt ſehr wahrſcheinlich. Nach der einheimiſchen Tradition, die ſehr wohl ein Körnchen Wahrheit enthalten kann, erfolgte die letzte Einwanderung in Irland, die der Mic Miled (der Söhne des Milesius, engl. the Milesians[49]), von Spanien aus.[50]) Demnach könnten die beiden Stammväter Erem oder Airem und Eber in ähnlicher Weiſe auf einen Zuſammenhang der iriſchen und der ſpaniſchen Kelten hinweiſen, wie die Verbindung von Keltiſch und Iberiſch in Spanien in dem Volksnamen Celtiberi ausgeſprochen iſt. Als lateiniſchen Namen für Irland ſollte man nun, dem Albion entſprechend, Iverion oder Iberion erwarten. Dieſe Form vermuthet Rhys, Celtic Britain p. 201, in dem Bergion bei Pomponius Mela, der De situ orbis II, 5, 4 erzählt, daß Hercules (allerdings am Geſtade des Sinus Gallicus!) contra Albiona et Bergion Neptuni liberos gekämpft habe.[51]) Allein Apol-

42) Irish Glosses p. 67, Three Irish Glossaries p. LXIII, vgl. Miscellanea Celtica by the late R. T. Siegfried, ed. Stokes, p. 27. 43) Auf dieſe Verbindung mit ſkr. avara iſt man nur verfallen, weil man glaubte, daß ir. iar post, iarthar Weſten zu ſkr. avara gehöre und andererſeits iar mit Eriu zuſammenhänge: beides iſt unhaltbar. 44) Vgl. Windiſch, Iriſche Texte, Wörterb. s. v. iarthar, domun. 45) Vgl. Stokes, Three Irish Glossaries p. LXIII; Pott, Wurzelwörterb. I, 887 fg. 46) Ich ſtimme jedoch dem bei, daß ſich der Geſammtname „Arier" für Indogermanen vom Iriſchen aus beſonders gut rechtfertigen läßt, denn der gemeinſame Name der Edlen Irlands iſt aire. Gen. airech, zu vergleichen mit ſkr. áryaka. — Auf frühere Etymologien von Eriu, die ſchon von den genannten Gelehrten als unſtatthaft erwieſen worden ſind, gehe ich nicht ein. Ebel beſchränkt ſich Gr. Celt.[2] p. 57 darauf, Ἰουϊέρνιοι zu ir. iar (posterior, occidens)" zu ſtellen. Dieſe Verbindung iſt meiner Anſicht nach falſch, denn die urſprünglichere Form des Wortes iſt siar und dieſes gehört zu lat. serum, franz. soir. Vgl. Diez, Etymol. Wörterb. I[3], p. 379. 380: „Italieniſche Urkunden brauchen sera auch für Weſten, occidens."

47) Vgl. Stokes, Goidelica[2] p. 131. not. d. 48) In Fiacc's Hymnus auf S. Patrick V. 37 werden die Iren Meic Emir meic Erimon (die Söhne Emer's, die Söhne Erem's) genannt. 49) Dieſer Name hängt mit lat. miles, militis zuſammen: ein miles Hispaniens war der Führer der Expedition. Vgl. Rennius, Hist. Brit. § 13 (ed. Stevenson): Et postea venerunt tres filii cujusdam militis Hispanici cum triginta ciulis (Schiffen) apud illos, et cum triginta conjugibus in unaquaque ciula, et manserunt ibi per spacium unius anni. 50) Nach Kiepert's Karte zu ſeiner Abhandlung „Beitrag zur alten Ethnographie der iberiſchen Halbinſel" (Monatsberichte der Königlich preußiſchen Akademie der Wiſſenſch. zu Berlin, 1864, S. 145—165) hat das Gebiet keltiſcher Namen in Hiſpania ſeine Baſis längs der Weſtflüſſe am Ocean, erſtreckt ſich dann tief hinein über einen großen Theil des Landes, aber ohne im Norden, Süden und Oſten das Meer zu berühren und ohne an das keltiſche Gebiet in Gallien zu ſtoßen. In der Mitte der Weſtflüſſe finden wir den Namen Langobriga (ſo die beſten Manuſcripte des Itinerarium Antonini Augusti ed. G. Parthey et Pinder, während in Müller's Ausgabe des Ptolemaeus Λαγκόβριγα aufgenommen iſt gegenüber dem Λαγκοβρίγα der meiſten Manuſcripte und der Ausgabe Nobbe's): dies könnte „Schiffsburg" (ir. long Schiff) ſein und auf Seeverkehr deuten. Daß man von Hiſpania nach Hibernia fuhr, machen der alte Periplus und die andern Reiſeberichte wahrſcheinlich, über die Müllenhoff in ſeiner Deutſchen Alterthumskunde ausführlich gehandelt hat. Schon Kiepert hat darauf aufmerkſam gemacht, daß Spanien die Namen auf -briga, Gallien und Britannien die Namen auf -dunum bevorzugt: da ſich ebenſo in Irland das Wort bri, Gen. breg, nicht ſelten in alten Ortsnamen findet, ſo könnte man auch hieraus ſchließen, daß die Kelten Hiſpaniens zu dem gälliſchen und nicht zu dem gallobritanniſchen Zweige gehörten. [Bal. jedoch die Zuſammenſtellungen bei H. d'Arbois de Jubainville, Les noms de lieu celtiques, Rev. Arch. Avril 1878.] Auch Equabona (Itin. Anton.) an der Mündung des Tagus ſtimmt zu ir. ech und nicht zu cymr. ep. 51) Vgl. Zeuß, Die Deutſchen und die Nachbarſtämme S. 194. Das daſelbſt erwähnte Οὐϊεργόνιος ὠκεανός in Nobbe's Ausgabe des Ptolemaeus wird Gramm. Celt.[2] p. 11 zu altir. fairggae, foirggae Meer geſtellt. Müller hat Οὐϊεργόνιος in den Text aufgenommen, was II, 2, 5 beſſer

lodor II, 5, 10 hat für diesen Namen *Ἀλβίων* und *Λίγκυρος*, die Beziehung auf die britannischen Inseln ist also sehr unsicher. Jedenfalls sind Hiberni, Hibernia latinisirte Formen wie Galli, Gallia und Britanni, Britannia, wahrscheinlich latinisirt mit Anlehnung an lat. hibernus[52]), wie Galli durch eine Art Volksetymologie mit gallus (Hahn) zusammengebracht worden ist. Bei dieser Annahme erklärt sich das h und das b von Hibernia am einfachsten, letzteres ist auch in dem Flußnamen Danubius für das ursprüngliche v eingetreten, denn Danuvius ist die echte Form, wie Glück i. Die bei C. J. Cäsar vorkommenden kelt. Namen, S. 91) erwiesen hat. Die Aussprache des b zwischen Vocalen stand in den Zeiten und in den Regionen, um die es sich hier handelt, der des v sehr nahe. Hibernia kommt zu ältest bei Cäsar vor und wird direct vom keltischen Namen gebildet sein, jedenfalls nicht von der ältesten griechischen Form *Ἰέρνη* (Strabo) oder *Ἰερνίς* (Orph. Argon.), die das ursprüngliche *ϝ* verloren hat, wie *Ἰάονες* (vgl. skr. Yavana der Grieche). Die Form *Ἰουερνία* bei Ptolemäus betrachtet Gaidoz, Rev. Celt. II p. 357 not. 3, mit Recht als das gräcisirte lateinische Hibernia.[53]) Die Form Hierni im Periplus des Avienus (gens Hiernorum 111) schließt sich an gr. *Ἰέρνη* an. — Stokes macht mich darauf aufmerksam, daß sich im irischen Latein auch die Form Yberia oder Hiberia findet; vgl. Todd, St. Patrick p. 358 Indignum est illis quod de Hiberia (v. l. Yberia) nati sumus.

9) *Man.* Diese Insel erwähnt Cäsar De Bell. Gall. V, 13 unter dem Namen Mona. Bei Tacitus dagegen (Agric. 14 und 18, Ann. XIV, 29) ist unter Mona die heutige Insel Anglesea zu verstehen.[54]) Für diese letztere haben wir für die römische Zeit eine britannische Bevölkerung vorauszusetzen, die heutige Insel Man dagegen hat gälische Bevölkerung.[55]) Ihr Name lautet im Altirischen inis Manann, „isle of Man", wobei Manann der Genetiv eines Nominativs Mana (= lat. Mona) ist. Davon abgeleitet ist Manannán in Manannán mac Lir, d. i. M. der Sohn des Meeres, „the great mariner" (O'Curry). In den irischen Sagen ist er eine mythische Gestalt, zu den Túatha Dé Danann gehörig, die nach der Sage eine ältere Bevölkerungsschicht Irlands gebildet haben sollen. Die Bezeichnung für die Sprache, Manks oder Manx, schließt sich an die hybride Adjectivbildung Mankish an, der das einheimische Adjectiv mannanagh (so im Manx Dictionary) zu Grunde liegt. Die altcymrische Form des Namens lautet Manau.

10) *Britanni, Britannia.* Nach Pseudo-Aristoteles de mundo 3 war *Βρεττανικαὶ (νῆσοι)* der gemeinsame Name für *Ἄλβιον* und *Ἰέρνη*, diesen Plural hat schon Polybius III, 57, und ähnlich berichtet Plinius Nat. Hist. IV, 16, daß Britanniae der umfassende Name für alle die großen und kleinen Inseln sei, welche jetzt zu dem vereinigten Königreiche gehören. Im engeren Sinne des Wortes ist aber *Βρεττανική* z. B. bei Strabo auf die eine größte Insel beschränkt, ihre Bewohner heißen *Βρεττανοί*, bei Dionys dem Periegeten 284 *Βρεττάνοι* (am Ende des Hexameters, vgl. Diefenbach, Celt. II, 2 p. 17), und in derselben Weise gebrauchen Cäsar und Tacitus die Namen Britanni und Britannia. Es ist unwahrscheinlich, daß der weitere Gebrauch von Britanniae das Ursprüngliche wäre, denn das würde bedeuten, daß die Britanni die Bevölkerung aller Inseln gebildet hätten, und das steht mit bekannten Thatsachen in Widerspruch. Dagegen begreift sich sehr wohl, daß von dem den Alten bekanntesten Lande der Name auf das ganze nordkeltische Inselgebiet übertragen wurde. Neben Britanni erscheint die Form Brittones oder Britones auf Inschriften und bei Iuvenal XV, 124 (als Daktylus), und wird im frühen Mittelalter die gewöhnliche Form.[56]) Wenden wir uns an die keltischen Sprachen, so schließt sich die bei den Iren übliche Form Bretan, nom. pl. Bretain, am nächsten an das griechische *Βρεττανοί* an. Das unaspirirte t der irischen Form steht für tt, das a in der Ableitungssilbe war ursprünglich lang, sodaß sich aus dem Griechischen und Irischen eine älteste Stammform Brettāna ergibt. Die Form Britanni, mit Verkürzung des a und Verdoppelung des n läßt sich in den keltischen Sprachen nicht nachweisen und scheint eine lateinische Umgestaltung zu sein. Im Cymrischen des 8. Jahrhunderts ist das im Altirischen rein erhaltene lange ā zu au, später aw geworden, und dieses wird in der Verkürzung zu o. Auf diesem Proceß beruht die cymrische Form Brython,[57]) ferner die latinisirte Form Britto, Brittones (auch t für tt) mit ihrer veränderten Flexion. Von cymrisch Brython, cornisch Brethon ist das Adjectiv brythoneg, corn. brethonec, arem. brezonec gebildet, das zur Bezeichnung der britannischen Dialekte verwendet wird. Im engeren Sinne versteht man unter bretonisch die keltische Sprache der französischen Bretagne. Brython, Britanni, *Βρεττανοί* scheint in ähnlicher Weise ein Gesammtname für eine Abtheilung

beglaubigt ist, aber II, 3, 2 haben die meisten Manuscripte die vulgate Form.

52) Vgl. Gramm. Celt.[2] p. 57. 53) Auch in *Ἀλουίων* (Albion) entwickelt bei Ptolemäus das *ου* dem b. 54) Bei *Ptol.* II, 2, 10 heißt Anglesea *Μόνα νῆσος*, die Insel Man *Μονιούδα*. E. Müller betrachtet dies als Corruption von *Μονάονα*, und verweist auf die Namensformen Monapia bei Plin., Menavia bei Oros., Manua beim Geogr. Rav. An Monapia erinnert der Volksname der *Μανάπιοι* an der Ostküste Irlands, *Ptol.* II, 2, 5 (ed. M.) 55) So schon im Anfange des 5. Jahrh. n. Chr., vgl. *Orosius* I, 2, 81 und 82: haec (nämlich Hibernia) propior Britanniae, spatio terrarum angustior, sed caeli solique temperie magis utilis, a Scottorum gentibus colitur. Huic etiam Meuania insula proxima est et ipsa spatio non parva, solo commoda; aeque a Scottorum gentibus habitatur. — Nennius hat den lateinischen Namen Eubonia für cymr. Manau (vgl. Stone, The Four Ancient Books of Wales I, 77), und Stokes weist mir aus dem irischen Latein des Book of Armagh (6^b, 1) die Form Euonia nach.

56) Vgl. Zeuß, Die Deutschen und die Nachbarstämme S. 193 fg.; Diefenbach, Celtica II, 2, p. 55 fg. und p. 109 fg.; Gramm. Celt.[2] p. 104 und p. 151; Rhys, Celtic Britain p. 204 fg. 57) Brython findet sich z. B. in dem alten Gedicht Y Gododin, ed. J. Williams ab Ithel (nach einem Manuscript von circa 1200 n. Chr.), Strophe XVIII. LXV.

der keltischen Stämme gewesen zu sein, wie nach Cäsar die Namen Celtae, Belgae, wie ferner Goidil. Es ist ursprünglich Volksname, und der Landesname ist erst davon abgeleitet, während Albion und Eriu ursprünglich Landesnamen sind. Einen einheimischen von Brython abgeleiteten Landesnamen gibt es nicht. Denn die Form Bryttaen oder Brytaen[58]) ist das entlehnte lateinische Britannia, umgestaltet wie Almaen, Deutschland, aus Alamannia. Im Irischen sagt man inis Bretan, die Insel der Britten, für Britannien. Ein scheinbar echt cymrischer Name ist cnys brydein (Y Gododin, Strophe XVII), in der modernen Sprache Ynys Prydain[59]), nach der einheimischen Auffassung von Prydain dem Sohne Aedd's des Großen, einem Könige, der um 566 a. Chr. gelebt haben soll.[60]) Nach Rhys, Early Britain p. 203, wäre Prydain gleichfalls auf lat. Britannia zurückzuführen. Allein wir haben oben gesehen, was im Cymrischen aus Britannia geworden ist. Vermuthlich liegt vielmehr lat. Britanni zu Grunde, aber umgebildet mit Anlehnung an Prydyn, den einheimischen Namen für die Picten und Schottland. Schon Diefenbach Celt. II, 2, p. 59 hat auf das Schwanken zwischen B und P im Anlaut aufmerksam gemacht. Da in der einheimischen Sprache B die älteste Schreibweise und diese auch durch Inschriften der römischen Zeit bezeugt ist (s. die Indices zu Orelli's Inscriptionum Lat. select. amplissima collectio, ferner die Indices zu Corp. I. L. VII), so hat C. Müller den ältesten Mss. des Strabo und Diodor zu viel Werth beigelegt, wenn er nach ihnen die Schreibweise mit *Π* (*Πρεττανικός*) in den Text des Ptolemäus eingeführt hat gegen alle Mss. desselben, und sie für die ursprüngliche hält.[60a]) Vielleicht erklärt sich das *Π* in den griechischen Mss. aus der Aussprache des britischen b, die verschieden war von der des *β*. Für die Etymologie fehlt ein vollkommen sicherer Anhalt, obwol es in den keltischen Sprachen verschiedene lautlich anklingende Wörter gibt. Rhys, Celtic Britain p. 207, urtheilt gewiß richtig, wenn er die Verbindung mit altcymr. breith (später brith) bunt, gefleckt[61]), verwirft, denn das entsprechende altirische mrecht, brecht würde für die alte Zeit ein *κτ* anstatt des *ττ* in *Βρεττανοί* erwarten lassen. Etwas weniger unwahrscheinlich ist die von Rhys angenommene Verbindung mit ir. brat, Zeug, Tuch, Mantel (vgl. gr. *φᾶρος, φάρος*), cymr. „brethyn cloth", altcymr. map-brith Windeln (Gramm. Celt.[2] p. 882), also „a clothed or clothclad people", aber gerade die weitere Ausführung von Rhys läßt uns empfinden, mit welchen Schwierigkeiten auch diese Etymologie zu kämpfen hat. Wir wiederholen, daß die meisten der Wörter, bei denen wir für das älteste Keltisch bei einem tt anlangen, etymologisch schwierig sind. *Βοιτόμαρος*, der Name des Königs der Galater, den Claudius Marcellus besiegte, *Plut.* Romul. 16, könnte in seinem ersten Bestandtheile hierher gehören. Von fremden Völkernamen klingt der Name der *Βόεττιοι*, Brettii, Bruttii an, hilft uns aber nicht weiter.

11) *Cymry, Kymmren.* In den älteren Quellen Sing. Kemro, Pl. Kemry, jetzt Sing. Cymro, Pl. Cymry (Gramm. Celt.[2] p. 207), ist der einheimische Name der Welshmen.[62]) Bei den Alten findet er sich noch nicht, und dieser Umstand ist dahin zu deuten, daß im Laufe der Zeit die Namen wechselten oder immer andere Stämme obenauftamen, was überall da geschehen sein wird, wo sich die Verhältnisse nicht durch größere Staatenbildung befestigten. Einen etwas älteren Lautbestand läßt die vereinzelt vorkommende Form Cymbry und das latinisirte Cambri erkennen, zu welch letzterm ein Singular Camber, fem. Cambra, gebildet worden ist. Aber diese latinisirten Formen sind doch auch erst verhältnißmäßig spät entstanden, als das Cymrische schon das g zwischen Vocalen aufgegeben hatte, denn Kemro, Cymro, Pl. Kemry, Cymry läßt deutlich einen vorhistorischen Stamm *Kambrog oder *Combrog erkennen, der in der Gramm. Celt.[2] p. 207 glücklich als ein Correlat zu dem altgallischen Volksnamen Allo-broges gefaßt worden ist.[63]) Vgl. Glück, Die bei C. J. Cäsar vorkommenden kelt. Namen, p. 26. Aus den Scholien zu Juvenal VIII, 234 (ed. Cramer, p. 347) citirt Zeuß folgende wichtige Stelle: Allobrogae Galli sunt. Ideo autem dicti Allobrogae, quoniam brogae Galli agrum dicunt. Alla autem, aliud. Dicti igitur quia ex alio loco fuerant translati.[64]) Noch jetzt hat das Cymrische ein Wort bro, bewohntes Land, das, wie altirische Formen beweisen,[65]) aus mrogn oder mrogi entstanden und wahrscheinlich mit got. marka, Pl. markos *τὰ ὅρια*, lat. margo verwandt ist. Cymry bedeutet demgemäß conterranei, oder, wie Pott, Wurzelwörterbuch I p. 903 sagt, soviel als Deutsche (Volksgenossen). Von dem Substantiv ist das Adjectiv kymreic,[66]) jetzt cymreig cymrisch gebildet, dessen Femininum cymraeg die cymrische Sprache bezeichnet.

12) *Wales, Welsh.* Bekanntlich ist Walh, Walah der allgemeine Name, mit welchem die Germanen die Kelten und Romanen zu bezeichnen pflegten.[67]) So gaben auch die Angelsachsen den Cymren den Namen Vealh, Pl. Vealas (Grein, Sprachschatz der angelsächs. Dichter, p. 671). Die Handschriften des Chronicum Saxonicum (ed. Thorpe), in welchem dieser Name oft vor-

58) Z. B. Seint Greal, ed. R. Williams, Cap. CCXXIII, CCXXVII, Brytaen nawr Großbritannien Cap. X, CXCV, CCXXXIII, Bryttaen vechan Kleinbritannien CCXX, CXCV.
59) Z. B. Barddas, ed. J. Williams ab Ithel, p. 52.
60) Barddas, p. 406.
60a) Vgl. jedoch Müllenhoff, Deutsche Alterthumskunde, S. 94.
61) Diese Etymologie wird in der Gramm. Celt.[2] p. 151 angenommen, doch findet sich hier unter den verglichenen Wörtern auch altcymr. brethinnou, cunae.
62) Peredur wird in der Graalsage ein Cumre genannt; vgl. Y Seint Greal, ed. R. Williams, Cap. XXIII: a pheredur gymro ymgelwir „and I am called Peredur the Welshman".
63) Vgl. Glück, Die bei C. J. Cäsar vorkommenden kelt. Namen, S. 26.
64) Diefenbach, Celtica I, 17.
65) Vgl. Windisch, Irische Texte, Wörterb. S. 697 mruig, bruig, der altirische Dat. Pl. mrugaib, und der Nominativ brug lassen den Stamm auf u erkennen.
66) Vgl. Y Seint Greal, Cap. LXXXIV.
67) Vgl. H. Gaidoz, The name of the Welsh, Archaeologia Cambrensis 4th Ser. Vol. VI (1875), p. 372—375.

kommt, haben Walas und Wealas. Für das Auftreten dieses Namens ist eine Stelle in der Historia Britonum Galfredi Monumetensis (des Gottfried von Monmouth, 12. Jahrhundert) wichtig, Lib. XII Cap. XIX (ed. San-Marte): Barbarie etiam irrepente, jam non vocabantur Britones, sed Gualenses. Hierzu stimmt eine Stelle des Silvester Giraldus, die bei Du Cange (ed. Henschel, Paris 1846, Tom. VI) citirt ist: Saxones occupato regno Britannico, quoniam lingua sua extraneum quemlibet Wallum vocant, et gentes has sibi extraneas Wallenses vocant, et inde usque in hodiernum barbara nuncupatione et homines Wallenses, et terra Wallia vocitatur. Das ll dieser Formen kann nur auf der alten Doppelconsonanz lh beruhen. Bei Gottfried von Monmouth finden sich Pluralformen für den Landesnamen: Acc. Gualias Lib. XI Cap. X, in Gualiis Lib. XII Cap. XX. Aber die englischen Wörter Wales und Welsh hängen mit diesen latinisirten Formen nicht zusammen. Wales geht vielmehr auf den Volksnamen Walas, Wealas (auch Brytwalas) zurück, der schon im Chronicum Saxonicum öfter als Landesname gebraucht ist: Nom. und Acc. Walas, Gen. Wala, Walana, Dat. Walum. Im Chron. Sax. findet sich p. 246 (ed. Thorpe) on Cornwalum **7** on Nordwalum in Cornwall und Nordwales; p. 324 **7** wendan sva ünfeorr üt on Wealas „and so went out, not far into Wales"; p. 374 (zum Jahr 1123) begegnet uns im Texte die erstarrte Form Wales: b. Bernard of Wales Bischof B. von Wales. Daneben kommen Formen in der schwachen Declination vor (wozu auch der Gen. Walana gerechnet werden kann): p. 361 on Walon in Wales, p. 351 und p. 373 into Wealan nach Wales, p. 302 to Cornwalon nach Cornwall. Desselben Ursprungs wird auch das französische Galles sein, gewöhnlich le pays de Galles. Die Form ist plural, aber während man les Gaules, entstanden aus Galliae, sagt, heißt es hier la Galles.[68]) Damit, daß der alte Volksname Walas zum Landesnamen geworden ist, hängt zusammen, daß als Volksname das Adjectiv vylisc in Gebrauch kommt, im Chron. Sax. oft tha Wylisce men = englisch the Welshmen, the Welsh. Im Althochdeutschen lautet es walahisc, walihisc, und daraus ist wälsch entstanden. Das französische Gallois aber ist eine romanische Bildung, aus dem oben erwähnten Wallensis entstanden, wie bourgeois aus burgensis. Ebenso setzt Gaulois ein Gallensis voraus, obwol dieses Adjectiv nicht nachgewiesen zu sein scheint. Was nun die Etymologie von Walh anlangt, so ist nicht nur die Zusammenstellung mit Gallus der lautlichen Schwierigkeiten wegen unannehmbar, sondern auch die zuerst von Leo in Kuhn's Zeitschrift II, p. 252 fg. vorgeschlagene Verbindung mit sfr. mlecca („Wälscher, Barbar" Pet. Wörterbuch) nebst Zubehör. Aehnlich urtheilt Pott, Wurzelwörterbuch I, p. 894 fg., woselbst dieser Name weit verfolgt wird. Wenn auch Walh ein von den Germanen gegebener Name ist, so braucht er doch deshalb kein Wort germanischen Ursprungs zu sein, ebenso wenig als Graeci ein Wort lateinischen Ursprungs ist. Da Walh in den germanischen Sprachen keine sichere Anknüpfung findet, so ist es eine nahe liegende Vermuthung, daß es von dem Namen eines germanischen Stämmen benachbarten keltischen Stammes herrührt. Als ein solcher bietet sich dar der Name der Volcae, die zwar als Volcae Tectosages und Volcae Arecomici in Gallia Narbonensis saßen, von denen aber Cäsar de Bell. Gall. VI, 34 berichtet, daß sie auch über den Rhein gekommen und Gebiete am Hercynischen Waldgebirge eingenommen hätten: Itaque ea quae fertilissima Germaniae sunt loca circum Hercyniam silvam . . . Volcae Tectosages occupaverunt atque ibi consederunt; quae gens ad hoc tempus his sedibus sese continet summamque habet justitiae et bellicae laudis opinionem. In dieser Etymologie begegnen wir uns mit H. d'Arbois de Jubainville, Introduction à l'étude de la Littérature Celtique p. 11, der sie Gaston Paris verdankt. (Vgl. Rev. Celt. II, 287.)

13) *Cornwall.* Für diesen Landesnamen findet sich im Chronicum Saxonicum Cornwalas, d. i. der Plural des Volksnamens als Landesname gebraucht, z. B. p. 160 (zum Jahr 891) to lande on Cornwalum „to land in Cornwall", vgl. die unter 12) citirten Stellen. Cornwalas sind die cornischen Waleu, wie Brythwalas oder Walas schlechthin die cymrischen Walen. In derselben Weise ist auch das Compositum Galwalas für Gallien gebildet, p. 5 und p. 7 (zum Jahr 60 a. Chr.) sud into Galwalum „south into Gaul". Auch in irischen Quellen finden wir eine ähnliche Bezeichnungsweise, z. B. i tirib Bretan Cornn. in den Gebieten der cornischen Briten, in Cormac's Glossar s. v. Mogheime. Dafür im Cogadh Gaedhel re Gallaibh (War of the Gaedhil with the Gaill), ed. Todd, p. 152 da barun a Corr-bretnaib zwei Barone von den Corrbriten, wobei Corr entweder für Corn steht, oder das Substantiv corr Ende, Spitze ist. Was nun das Corn anlangt, so geht dieses zunächst auf den einheimischen Namen dieses britischen Stammes zurück, der Kernow lautet[69]), cymr. Cernyw. Dieser Plural läßt einen Stamm *Cornava erschließen (vgl. Gramm. Celt.[2] p. 282). Eine Weiterbildung davon (*Cornavia) liegt in dem Namen der *Κορναύιοι* vor. Die *Κορναύιοι* wohnten aber nach Ptolemäus II, 3, 11 (ed. C. Müllerus) in der Gegend des heutigen Chester, während für die ganze Südwestspitze Britanniens nur die *Δουμνόνιοι* angegeben werden, die der Landschaft Devonshire den Namen gegeben haben. Entweder muß also jener Stamm seinen Wohnsitz verändert haben, oder man muß annehmen, daß jeder Stamm, der ein „Horn" (corn., cymr. und gäl. corn, lat. cornu) bewohnte, den Namen *Cornavii erhalten konnte.[70])

68) z. B. Élisée Reclus, Nouvelle Géographie IV Paris 1879), p. 380.

69) So in dem cornischen Passionsspiele ed. Norris, V. 2712: ny won gof yn ol Kernow „I know not a smith in all Cornwall . . ." 70) Pott, Wurzelwörterbuch I, 898 übersetzt Cornwealas mit „Winkel-Wälsche".

Vielleicht setzt aber diese geographische Deutung des Namens, wenn nicht die Landkarte, so doch zu viel geographischen Blick voraus, ich begnüge mich daher, diesen Namen mit dem der Carnutes zusammenzustellen und an die Glosse des Hesychius zu erinnern *κάρνον· τὴν σάλπιγγα Γαλάται*[71]), vgl. Diefenbach, Celt. I p. 104. Im mittelalterlichen Latein heißt Cornwall Cornubia, so z. B. bei Gottfried von Monmouth, der Lib. I Cap. XVI auch die erwähnte Etymologie bringt: quae nunc vel a cornu Britanniae vel per corruptionem praedicti nominis (eines Trojaners Corineus!) Cornubia appellatur. Die englische Namensform Cornwall scheint aber auf einer latinisirten Namensform Cornwallia[72]) zu beruhen. Vollständig klar ist es noch nicht, warum man im Englischen zwar Wales, aber Cornwall sagt. Die beste Handschrift der Chronik Robert's von Gloucester (Caligula A. XI, Ende des 13. Jahrhunderts) bietet wiederholt die Form Cornewaille[73]), in scharfem Unterschied zu Walis, wie Wales daselbst genannt wird. Aus Cornwallia erklärt sich auch das französische Cornouaille. Vgl. Guest, Orig. Celt. II p. 39. Die im Deutschen gelegentlich gebrauchte Form Cornwallis schließt sich an Wallis an. In Gottfried von Straßburg's Tristan ist Kurnewal und Kurnewäle gebraucht.[74])

14) *Armoricae* civitates bezeichnet bei Cäsar, De bell. Gall. V, 53 und VII, 75, einen Complex von dreißig keltischen Staaten zwischen Loire und Seine bis an das Meer, also etwa die Bretagne und die Normandie umfassend. Die richtigere Form wäre Aremoricae, wie sie *Orosius* VI, 11, 19 hat, wo er Cäsar's Krieg erzählt. Den Namen behandelt Glück, Die bei C. J. Cäsar vorkommenden kelt. Namen p. 31 fg. Er ist eine Bildung wie gr. *πεφαλός*, denn are (verwandt mit gr. *παρά*, *παραί*) ist altcymr. ar bei, an (Gramm. celt.[2] p. 669), und der zweite Bestandtheil ist cymr. und arem. mor, ir. muir Meer, Stamm *mori, lat. mare. Noch jetzt ist im Cymrischen arfor „the sea side", im älteren Aremorisch armor Küstenland, jetzt arvor. vgl. Gramm. Celt.[2] p. 901. Das irische armhoric, arboric ist nach Ausweis der Suffixform ein Lehnwort aus dem Lateinischen.[75]) Der alte Name ist dem neuen Namen Bretagne gewichen, denn die keltische Sprache, die jetzt dort gesprochen wird, ist nicht die altgallische Sprache der Aremoricae civitates, sondern ist die Sprache der Briten, welche vielleicht schon seit dem Ende des 4. Jahrhunderts, besonders aber seit der Bedrängniß durch die Jüten, Angeln und Sachsen von der Südwestspitze Britanniens aus nach Gallien herüberkamen, und die Nordwestküste Galliens zu einem Kleinbritannien machten, Brytaen vechan, im Gegensatz zu dem Mutterlande Großbritannien, Brytaen uawr, s. unter 10). Die älteste sichere Erwähnung der Britanni in Gallien fällt in die Mitte des 5. Jahrhunderts.[76]) Namentlich müssen es cornische Briten gewesen sein, welche herüberkamen, denn das Aremorische oder Bretonische steht dem Cornischen in Einzelheiten näher als dem Cymrischen. Auch hieß der eine Theil der Bas-Bretagne, mit dem Hauptort Quimper, Cornouaille.[77]) Das einheimische Wort für Bretagne ist Breiz, das Adjectiv brezonek bezeichnet die bretonische Sprache; französisch Breton ist das lateinische Britannus, vgl. Gramm. Celt.[2] p. 158. Ein im Cymrischen gebrauchter einheimischer Name für die Bretagne ist Llydaw, in lateinischer Form bei Gottfried von Monmouth Letavia. Die altcymrische Form Litau ist in den Oxforder Glossen für Latium gebraucht. Von diesem Landesnamen ist abgeleitet Letewic, Ledewic (z. B. in den Mabinogion) der Bretone. Angelsächsisch flectirt erscheint Lidwiccas, Dat. Lidwiccum im Chronicum Saxonicum zu den Jahren 885 und 918 (ed. Thorpe). In einer interpolirten Stelle der Historia Britonum des Nennius, ed. Stevenson p. 21 not. 1, findet sich die cymrische Pluralform Letewiccion, mit einer völlig haltlosen Etymologie: Unde nos illos (die Britones Armoricos) vocamus in nostra lingua Letewiccion id est Semitacentes, quoniam confuse loquuntur. Im Irischen entspricht dem latinisirten Letavia das Wort Letha, und bezeichnet gleichfalls sowol die Bretagne als auch Latium (s. Anm. 75). Demnach ist es wahrscheinlich, daß dieser Name ursprünglich „litorale" bedeutet, wie Gramm. Celt.[2] p. 1057 vermuthet wird. Zusammenhang mit lat. litus ist nicht unmöglich, doch ist die erste Silbe in dem keltischen Namen kurz. Dadurch unterscheidet sich derselbe auch von dem gewiß verwandten Lētuvā Litauen. Das cymrische Adjectiv Letewic finden wir in Litavicus bei Cäsar (De bell. Gall. VII, 27 fg.) wieder, dem Namen eines vornehmen Aeduers, den Glück a. a. O. p. 121 als „e terra litorali oriundus" deutet.

II. Die Quellen der keltischen Sprachen.

A. Das Altgallische.

Die Quellen für unsere Kenntniß des Altgallischen sind 1) die Schriften griechischer und lateinischer Autoren, in denen viele Orts- und Personennamen, dazu auch eine Anzahl gewöhnlicher Wörter der altgallischen Sprache überliefert sind; 2) Inschriften, theils lateinisch, seltener griechisch abgefaßte mit gallischen Personen-,

71) Im Altkeltischen wird das nach dem o zunächst eine oder das aus a entstandene o oft durch a ausgedrückt. 72) Davon verschieden ist wieder Cornugallia, was einen Theil der Bretagne bezeichnet aber gelegentlich auch für Cornwall gebraucht erscheint; vgl. Ducange. 73) Nach einer gefälligen Mittheilung R. Wülcker's S. 66 und 124 auf S. 52 und 53 von dessen Altenglischem Lesebuch I. 74) „Nû wâ lit Kurnewäle hin?" „Ez stôzet" sprâchen jene zehant, „jenslt Britanje su daz lant", p. 97 ed. Maßmann. 75) Arboric Letha bezeichnet Latium in der Vita S. Patricii, s. Irische Texte S. 19; Stokes, Three Middle-Irish Homilies p. 16.

76) Vgl. die Stellensammlung bei Diefenbach, Celtica II, 2, p. 164 fg., ferner H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. III, 283. Ueber die schwache Begründung einer ersten Ansiedelung von Briten im Jahre 284 unter Constantius Chlorus handelt Brandes, Das ethnographische Verhältniß der Kelten und Germanen S. 267. 77) Vgl. El. Reclus, Nouv. Géogr. II, 626. — Bei Ducange ist der Name Cornugallia belegt (Armoricanus ex Cornugallia).

Orts- und Götternamen, theils ganz in gallischer Sprache abgefaßte; 3) Münzen mit gallischen Namen. Ein zusammenfassendes Werk über alle diese Sprachreste gibt es noch nicht, und ist auch erst möglich, wenn der Gallien umfassende Band des Corpus Inscriptionum Latinarum oder ein Werk ähnlicher Art erschienen sein wird. Die Literatur über das Altgallische ist sehr zerstreut, zum Theil schwer zugänglich, und kann hier nur zum Theil Erwähnung finden. Daß unter dem Namen Gallisch vielleicht recht verschiedenartige Dialekte zusammengeworfen werden, wird man Gaidoz, der Rev. Crit. 1882, No. 7, S. 131, diesen Punkt hervorhebt, zugeben müssen, aber es fehlen uns die Mittel der Unterscheidung. Besonders die bei griechischen und lateinischen Schriftstellern überlieferten Namen und Wörter sind schon in der Grammatica Celtica behandelt. Eine Sammlung solcher Wörter mit Belegstellen enthält der erste Theil von Diefenbach's Celtica (1839), sowie Diefenbach's Origines Europaeae (Frankfurt a. M. 1861), ferner das Glossaire Gaulois in Roget de Belloguet's Ethnogénie Gauloise, 2. éd., Paris 1872. Ein besonders wichtiges Buch auf diesem Gebiete ist Ch. W. Glück, Die bei C. J. Caesar vorkommenden keltischen Namen, München 1857. Als ein Curiosum sei erwähnt das kleine Glossar De nominibus gallicis in einer Wiener Handschrift des 9. Jahrh., das Stokes, Beitr. zur Vergl. Sprachf. VI. S. 227 fg. („Endlicher's Glossar") behandelt hat. Was die Inschriften in gallischer Sprache anlangt, so sind die meisten in lateinischer Schrift. Nur einige wenige, die im südlichen Frankreich gefunden worden sind, z. B. in Nimes, in Vaison, in Saint-Rémy (also nicht allzu weit von Marseille), haben griechische Schrift und bestätigen ihrerseits die Angabe Cäsar's (De bello Gall., VI, 14), daß die Druiden sich der griechischen Schrift bedienten. Die Zahl dieser gallischen Inschriften ist nicht sehr groß, vielleicht sind jetzt im ganzen gegen drei Dutzend bekannt (einige mehr oder einige weniger), in denen gallische Wörter und Namen mit gallischen Endungen auftreten. Einige derselben fanden sich schon in Roget de Belloguet's Ethnogénie Gauloise (1858) zusammengestellt. Eine andere Sammlung gab H. Monin, Monuments des anciens idiomes gaulois, Besançon, chez l'auteur, 1861, angezeigt von K. Diefenbach, Beitr. zur Vergl. Sprachf. III, 360. Dieses Buch, dessen linguistischer Theil veraltet ist, wurde nach dem Tode des Verf. von E. Thorin angekauft, mit einem neuen Titel ohne Jahreszahl versehen, und im Jahre 1882 den kritischen Blättern von neuem zugeschickt. Besondere Beachtung fanden die Schriften von Adolphe Pictet (vgl. Ebel, Gramm. Celt.[2], p. XLII), sein Essai sur quelques inscriptions de langue Gauloise, Genève 1859, und ein Nouvel essai sur les inscriptions Gauloises, lettres adressées à M. le général Creuly, Paris 1867, der letztere aus der Revue Archéologique, Vol. XV und XVI. Einen ausführlichen Commentar über dieselben Inschriften veröffentlichte J. Becker, Beitr. zur Vergl. Sprachf., Bd. III und IV. Noch vor Becker hatte sie Stokes behandelt, ebendas. Bd. II und III, und demselben Gelehrten verdanken wir dann weitere Beiträge zur Interpretation neugefundener Inschriften, Rev. Celt. IV, p. 116. In den Beitr. zur Vgl. Sprachf. findet sich auch Auskunft über einzelne Arbeiten auf diesem Gebiete von Siegfried, Flecchia u. a. m.

Die Zahl der lateinischen Inschriften mit gallischen Namen ist sehr groß und läßt sich nicht taxiren. Zu den Hauptstätten, an denen neugefundene Inschriften von den französischen Archäologen besprochen worden sind, gehört die Revue Archéologique (vgl. Rev. Celt. II, p. 416). Von andern, gleichfalls älteren Fundgruben sein erwähnt die Mémoires de la Société des Antiquaires de France (Rev. Celt. II, p. 283), die Revue des Sociétés Savantes des Départements (Rev. Celt. II, p. 285), das Bulletin Monumental, ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France (Rev. Celt. III, p. 135). Dazu sind neuerdings gekommen die Revue Épigraphique du Midi de la France, seit 1878 herausgegeben von A. Allmer zu Lyon (vgl. Rev. Celt. IV, 472), ferner das Bulletin Épigraphique de la Gaule, seit 1880 herausgegeben von dem leider früh verstorbenen Florian Vallentin (vgl. Rev. Celt. III, 135, V, 155, VI, 117). Ueber eine officielle Commission de géographie historique de l'ancienne France s. Rev. Celt. IV, p. 310. Dieselbe setzt die Arbeiten der Napoleonischen Commission de la topographie des Gaules fort, über welche Rev. Celt. II, p. 504 berichtet ist, und zu denen mehrere Hefte eines werthvollen Dictionnaire d'archéologie celtique gehören. Eine Reihe von Arbeiten französischer Gelehrten betrifft die Inschriften einzelner Theile Frankreichs, sie sind zum Theil Separatabdrücke aus in Deutschland schwer zugänglichen Zeitschriften, und kenne ich die meisten derselben nur aus den Mittheilungen der Revue Celtique: Alph Boissieu, Inscriptions Antiques de Lyon, Lyon 1846—1854; E. Dejardins, Notices sur les monuments épigraphiques de Bavai et du Musée de Douai. Inscriptions. Cachets d'oculistes. Empreintes de potiers. Voies romaines. Paris 1873 (Rev. Celt. II, p. 256); Ch. Robert, Épigraphie gallo-romaine de la Moselle, Paris 1873 (Rev. Celt. II, p. 123); derf., Études sur quelques inscriptions antiques du musée de Bordeaux, Bordeaux 1879 (Rev. Celt. IV, p. 122); R. Mowat, Études philologiques sur les inscriptions gallo-romaines, Paris 1870, s. Rev. Celt. I, 272; B. de Kersers, Épigraphie romaine dans le département du Cher, Bourges 1873—1875, s. Rev. Celt. III, 264; L. Revon, Inscriptions antiques de la Haute-Savoye, Annecy und Paris 1879; A. Allmer und A. de Terrebasse, Inscriptions Antiques & du Moyen Âge de Vienne en Dauphiné, 1. Partie, Inscr. Ant. antérieures au VIIIe siècle par A. Allmer, Vienne 1875—1876, in 4 Bänden; E. Blanc, Épigraphie antique du département des Alpes-Maritimes, Nice und Paris 1878—1879 (Rev. Celt. IV, p. 460); Fl. Vallentin, Visite au musée épigraphique de Gap, Vienne und

Paris 1880 (Rev. Celt. IV, p. 460); derſ., 1. Essai sur les divinités indigètes du Vocontium d'après les monuments épigraphiques, Grenoble 1877 (Rev. Celt. IV, p. 122); Derſ., Les dieux de la cité des Allobroges d'après les monuments épigraphiques, Rev. Celt. IV, p. 1—36; Ch. Robert, Sirona (eine mit Apollo verbundene Göttin) Rev. Celt. IV, p. 133—144. Eine Specialität ſind die Töpferinſchriften: Anatole de Barthélemy, Vases sigillés et épigraphiques de fabrique gallo-romaine, Rev. Celt. III, p. 313—320; G. de Mortillet, Les Potiers allobroges, Annecy 1879 (Rev. Celt. IV, p. 289).

Um die galliſche Münzkunde hat ſich beſonders M. de Saulcy verdient gemacht. Seine koſtbare Sammlung von über 7000 Münzen (darunter 950 goldene und 324 ſilberne) wurde vom Staate angekauft, ſ. Rev. Celt. II, p. 145. Eine andere werthvolle Sammlung iſt die von Ch. Robert, über die Description raisonnée derſelben, ſ. Rev. Celt. V, p. 133. Die älteſten galliſchen Münzen erweiſen ſich als Nachahmungen der Statere Philipp's II. von Macedonien und ſtammen ſomit wahrſcheinlich aus dem 4. Jahrh. v. Chr., vgl. Ch. Robert in ſeiner Schrift Numismatique de la province de Languedoc, I. Période antique, Toulouse 1876, angezeigt in der Rev. Celt. III, p. 261. Die Münzen anderer Provinzen und alſo anderer altgalliſcher Stämme hat monographiſch behandelt A. de Barthélemy, vgl. die Anzeige ſeiner Schrift Étude sur les monnaies Gauloises trouvées en Poitou et en Saintonge, Poitiers 1874, in der Rev. Celt. II, p. 498. Galliſche Münzen finden ſich auch beſprochen in den Mélanges de Numismatique, herausgegeben von de Saulcy, de Barthélemy und Hucher vgl. Rev. Celt. II, p. 503. Sehr werthvoll ſind die zuſammenfaſſenden Liſten der auf den galliſchen Münzen vorkommenden Wörter von A. de Barthélemy und E. Hucher in den beiden erſten Bänden der Revue Celtique (I, p. 292 fg., II, p. 94 fg., p. 245, IV, p. 133, p. 317 fg.). Von E. Hucher war im Jahre 1872 ein zuſammenfaſſendes Werk erſchienen, L'Art Gaulois, ou les Gaulois d'après leurs médailles, vgl. Rev. Celt. I, 461.

Für die lateiniſchen Inſchriften galliſcher Gebiete außerhalb Frankreichs beſitzen wir zwei wichtige Sammelwerke: Brambach's Corpus Inscriptionum Rhenanarum, Elberfeld 1867, und Th. Mommſen's Inscriptiones Galliae Cisalpinae Latinae, Berolini 1872 und 1877. Die Inscriptiones Hispaniae Latinae, ed. Aem. Hübner, Berol. 1869, bieten verhältnißmäßig wenig Keltiſches. Eine Zeitſchrift, welche mehrfach Abhandlungen über keltiſche Inſchriften und Namen (z. B. von J. Becker, K. Chriſt u. A.) gebracht hat, ſind die „Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande". Von Monographien ſei noch erwähnt J. Becker, Die Römiſchen Inſchriften und Steinſculpturen des Muſeums der Stadt Mainz, Mainz 1875, und, wieder eine andere Provinz betreffend, die Schrift von F. Pichler, Die Keltiſchen Namen der römiſchen Inſchriftſteine Kärntens, deren Materialſammlung wenigſtens Rev. Celt. II, p. 124 anerkannt wird.

Es gibt eine große Anzahl von Monographien über einzelne galliſche oder altkeltiſche Namen. Viel Derartiges von Werth ſteht in der Revue Celtique, in der Revue Archéologique und in andern Zeitſchriften, die wir genannt haben. Unter den älteren Monographien iſt eine der linguiſtiſch ſolideſten W. Glück, Die Erklärung des Rènos, Moinos und Mogontiăcon, der galliſchen Namen der Flüſſe Rein und Main und der Stadt Mainz, Sitzungsber. der K. Bayer. Akad. d. W. zu München, 1865, Bd. I, S. 1—27. Keltiſche Ortsnamen in der Rheinprovinz behandelt Marjan in Programmen der Realſchule zu Aachen (1880, 1881), Ortsnamen der keltiſch-römiſchen Zeit A. Bacmeiſter, Alemanniſche Wanderungen, I. (einziger) Theil, Stuttgart 1867. Es ſeien hier zwei Schriften von H. Gaidoz angeſchloſſen: Esquisse de la Religion des Gaulois (Encycl. des Sciences Religieuses, V, 1879); La Religion Gauloise et le qui de chène (Rev. de l'Histoire des Religions, II, 1880).

Bis auf weiteres iſt die „Liste des noms supposés Gaulois tirés des inscriptions", welche der General Creuly Rev. Celt. III, p. 153—167 und p. 297—312 im Jahre 1876 veröffentlicht hat, ſehr nützlich; ſie enthält über 1600 Namen und iſt bisjetzt die umfaſſendſte Sammlung, nur bezieht ſie ſich leider oft auf die ungedruckten „carnets de voyage de l'auteur". Viele Namen ſind ſchon längſt von den genannten competenten Gelehrten richtig aus dem altgalliſchen und dem altbritanniſchen Wortſchatz erklärt worden, aber viele tragen ein fremdartiges Gepräge. Aehnlich verhält es ſich mit dem kleinen Wortſchatze der ganz galliſchen Inſchriften. Die Linguiſten, die vielleicht durch die vollſtändige und abſolut ſichere Deutung der altperſiſchen Keilinſchriften verwöhnt waren, erhalten hier die Lection, daß zur Deutung von Reſten einer untergegangenen Sprache die nächſtverwandten Sprachen nicht immer genügen. Völlig dunkel oder nur ſehr unſicher gedeutet ſind bisjetzt gobedbi, canecosedlon, cantalon[78]), βρατονδε, locitoi[79]), ferner eigentlich alles in der Inſchrift von Poitiers (Beitr. zur Vergl. Sprachf. III, p. 170, IV, p. 160, p. 252). Dagegen ſind z. B. ſicher νεμητον = altir. nemed Heiligthum, celicnon = got. kelikn Thurm, das wol ein Lehnwort aus dem Keltiſchen iſt, ieuru und εωρον fecit verwandt mit altir. íurad factum est, das Pronomen sosin, gleichſam eine Combination der altiriſchen Pronomina so und sin u. a. m. Beſonders werthvoll ſind die ſchön erhaltenen Caſus, dieſelben ſtellen zum Theil geradezu die Vorformen dar, auf welche die ſtärker verſtümmelten Caſus des Iriſchen zunächſt zurück-

78) Vgl. Lettres à M. A. de Longperier sur la numismatique gauloise (Rev. Num. 1858), ein Neudruck angezeigt Rev. Celt. I, 463. 79) Daß cantalon mit altir. cétal zuſammenhänge, iſt ſachlich unwahrſcheinlich; eher könnte cymr. cantel „rim of a circle" paſſen; vgl. Diez, Etym. Wörterb. I[5] p. 108.

weisen. Es sei noch der mitten in Umbrien gefundenen Inschrift von Todi gedacht, deren keltischer Charakter durch eine in Novara, also auf altgallischem Gebiete, gefundene Inschrift in gleichem Alphabet und mit einer merkwürdigen Uebereinstimmung in einem Worte (dort karnitu, hier karnitus) dem Zweifel entrückt worden ist, vgl. Stokes, Beitr. zur Vergl. Sprachf. III, S. 65 fg., Ebel, a. a. O. IV, S. 486.

B. Die irischen Sprachquellen.

Die ältesten Quellen sind auch in Irland Inschriften, nur daß sie der reichen Literatur gegenüber zurücktreten. Es gibt zwei Arten derselben, die ältesten sind in Ogam geschrieben, die andern, ausschließlich christlichen Ursprungs, in lateinischer Schrift. Ogam ist der einheimische Name für die irischen Runen. Die Buchstaben werden gebildet durch Striche in bestimmter Zahl unter der Linie oder über der Linie oder die Linie durchkreuzend. Der Gebrauch des Ogam geht in vorhistorische Zeiten zurück, und wird oft in den Sagen erwähnt. Davon handelt O'Curry, Lectures on the Manuscript Materials, p. 463 fg. Eine Vorstellung vom Ogam gibt O'Donovan in der Introduction zu seiner Irish Grammar, ferner H. d'Arbois de Jubainville, Etudes sur le Droit Celtique, p. 35 fg., eine ausführliche Darstellung aber J. Rhys, Lectures on Welsh Philology, Lecture VI. Den alten Tractat über Ogam im Book of Ballymote (geschrieben im Jahre 1391), den O'Curry a. a. O. S. 190 erwähnt, hat George Mouncey Atkinson veröffentlicht, Journ. R. Hist. and Arch. Assoc. of Ireland, July 1874, p. 202—236, mit Facsimiles. Einzelne Ogam-Inschriften behandelte Stokes in den Beitr. zur Vergl. Sprachf. V, S. 363 fg. (Zwei altceltische bilingues); ferner Sir Samuel Ferguson und andere im Journ. R. Hist. and Arch. Ass., Oct. 1872, No. 12. Oct. 1873 (No. 16), Jan. 1879 (No. 37). Eine Sammlung von Ogaminschriften gibt Sir Samuel Ferguson, Transact. of the R. Ir. Acad., Vol. XXVII, IV (June 1881). Linguistisch werthvoll sind außer den Eigennamen als solchen die Genitive mit auslautendem i von Stämmen auf a, welche für das hohe Alter der Inschriften zeugen, z. B. maqi für das maice (filii) der altirischen Literatursprache. Sie stehen in dieser Beziehung mit den altgallischen Inschriften auf einer Stufe. Ebenso sind die Namensformen auf -agni (Dalagni, Corbagni) die Vorgänger der irischen auf -áin (Ultáin, Gen. von Ultán). Die Namen selbst haben zum Theil keinen Zusammenhang mit bekannten irischen Namen, ja es kommen so auffallende Buchstabenfolgen vor, daß man entweder vermuthen möchte, es müsse anders gelesen werden, oder es sei eins der Kunststücke absichtlich verdrehter Schreibung angewendet, von denen in dem oben erwähnten Tractat berichtet wird. Die Inschriften in lateinischer Schrift sind unter dem Titel Christian Inscriptions in the Irish Language, chiefly collected and drawn by George Petrie, in VIII Parts von Miß Stokes herausgegeben als die Annual Volumes der R. Hist. and Arch. Assoc. of Ireland für die Jahre 1870—1877. Die Sprachformen entsprechen zum Theil denen der altirischen Literatur. Einige lateinische Inschriften, die sich in dieser Sammlung befinden, behandelt H. Gaidoz, Notice sur les Inscriptions Latines de l'Irlande, Paris 1878 [Extrait des Mélanges publiés par l'École des Hautes Etudes], vgl. Rev. Celt. III, 153.

Wenn nun auch die heidnischen Gälen Irlands im Besitze einer runenartigen Schrift gewesen sind, so läßt sich doch nicht wahrscheinlich machen, daß sie sich derselben zu eigentlich literarischen Aufzeichnungen bedienten. Die einheimische Tradition der heidnischen Dichter und Gelehrten war ursprünglich eine mündliche. Was Cäsar, De bell. Gall. VI, 13 und 14 über die gallischen Druiden sagt, das entspricht vielfach dem, was wir mit weit mehr Einzelheiten in irischen Quellen über die irischen Druiden (drui, Pl. druid) und Gelehrten oder Dichter (file, Pl. filid) erfahren.[80] Für uns beginnt die irische Literatur erst mit den Aufzeichnungen in lateinischer Schrift, welche mit dem Christenthume in Irland eingeführt worden ist.[81] Die Blüte der altchristlichen Kirche Irlands fällt in das 5. oder 6. bis 9. Jahrh., denn nach der einheimischen Tradition soll S. Patrick 432 nach Irland gekommen sein, den allmählichen Verfall aber bezeichnen die Einfälle der Normannen, welche mit dem Ende des 8. Jahrh. beginnen.[82] Die irischen Sagen enthalten Berichte über den Widerstand der Druiden gegen die neue Religion, aber dieser Widerstand muß früh überwunden worden sein. Jedenfalls finden wir in alten Berichten auch einen Anhalt dafür, daß die Kirche ihre besten Kräfte aus den Kreisen der einheimischen Gelehrten und Dichter bezog. Im Buche von Armagh, einem Manuscript aus dem Anfange des 9. Jahrh., lesen wir, daß S. Patrick den in hohem Ansehen stehenden Gelehrten Dubthach bittet, ihm von seinen Schülern einen „als Material zu einem Bischof" zu geben, „einen edlen Mann aus gutem Geschlecht, ohne Makel und ohne Flecken, dessen Reichthum weder zu groß noch zu klein sei, einen Mann von nur einer Frau, dem nur einmal ein Kind geboren ist". S. Patrick erhielt einen solchen und „er schor ihn und taufte ihn". So begreift sich die rasche Blüte der christlichen Kirche in Irland und die große Gelehrsamkeit ihrer Kleriker: sie hängt zusammen mit der in Irland ungebrochenen national-keltischen Bildung.[83] Schon vom

80) Vgl. jetzt H. d'Arbois de Jubainville, Introduction à l'étude de la littérature Celtique (Paris 1883). 81) Vgl. Wattenbach, Anleitung zur lateinischen Paläographie (2. Aufl., Leipzig 1872), S. 9 und S. 15 fg. Außer Westwood, Palaeographia sacra pictoria und andern von Wattenbach citirten Werken vgl. J. T. Gilbert, Facsimiles of the National Manuscripts of Ireland. Part. IV, 1, 1882. Die Iren bedienen sich noch jetzt in Schrift und Druck für das Irische der alten Charaktere, wie wir sie in den Manuscripten finden, natürlich im Laufe der Zeit modificirt. 82) Vgl. Map of Ireland, illustrative of the invasions of the Northmen in the 9th century (von Miß Stokes, Dublin, Hodges, Foster und Figgis, 104 Grafton-Str.). 83) Ueber

Ende des 6. Jahrh. an kamen die Schottenmönche als Missionare nach dem Continent [84], und solchen wanderndem Schottenmönchen des 8. und 9. Jahrh. verdanken wir die ältesten irischen Sprachquellen von einigem Umfang. Es sind dies die berühmten Glossen zu lateinischen Texten in Manuscripten aus dem 8. bis 10. Jahrh. n. Chr., von denen mehrere aus den Klöstern Reichenau und Bobbio stammen. Die wichtigsten Glossenhandschriften befinden sich auf den Bibliotheken zu Mailand, Karlsruhe (3), St.-Gallen, Turin, Würzburg, und ihre Glossen bildeten die Grundlage der Grammatica Celtica. Inzwischen ist jedenfalls der größte Theil des gesammten alten Glossenmaterials in Separatausgaben erschienen. Zuerst die von Zeuß selbst noch nicht benutzten Turiner Glossen (Commentar zum Evang. des Marcus), herausgegeben von Wh. Stokes in den Goidelica (1. Ausg. 1866, 2. Ausg. 1872) und von Constantinus Nigra, Glossae Hib. Vet. Codicis Taurinensis, Lut. Par. 1869. In der Rev. Celt. II, p. 446 fg. bearbeitete Nigra die Berner Glossen. Besonders werthvoll ist Ascoli's Ausgabe des Mailänder Codex (Commentar des S. Hieronymus zu den Psalmen): Il Codice Irlandese dell' Ambrosiana, in Vol. V des Archivio Glottologico Italiano, 1878, 1882 (noch nicht vollendet). Dazwischen erschienen von demselben Gelehrten in Vol. VI (1880) des Archivio als Anfang der Appendici zur Ausgabe des Mailänder Codex die Glossen im Codex des Priscian zu St.-Gallen: Le Chiose Irlandesi del Codice di San-Gallo. Eine Auswahl aus letztern Glossen hatte schon Nigra bearbeitet in einem Hefte Reliquie Celtiche, Turin 1872. Die Glossen des Würzburger Codex zu den Paulinischen Briefen, mit den Turiner Glossen, mit den Glossen eines Karlsruher Beda und eines Karlsruher Priscian und mit kleineren Glossencomplexen gab heraus H. Zimmer, Glossae Hibernicae, Berol. 1881.[85] Eine Anzahl derselben kleineren Glossencomplexe war schon zuvor in den Goidelica von Whitley Stokes gedruckt (2d ed. London 1872, vorher Goidilica, Calcutta 1866), zu denen auch Nigra Werthvolles beigetragen hatte. Die Glossen bestehen zum Theil in längeren Sätzen, der Sanctgallner Codex enthält aber auch einige Verse, der Mailänder Codex zwei längere Gedichte. Abgesehen hiervon finden sich altirische Gedichte zu ältest in einem kleinen Miscellancodex des Klosters St.-Paul in Kärnten aus dem Ende des 8. oder dem Anfange des 9. Jahrh. (vgl. Schuchardt, Rev. Celt. V, p. 395). Der irische Inhalt dieses Manuscripts ist zuerst vollständig in meinem Buche „Irische Texte" abgedruckt, nach mir von Zimmer in den Glossae Hibernicae. Ein Theil davon fand sich schon in Stokes, Goidelica nach einer Abschrift von Mone; A. Holder war es, der dieses Manuscript zum zweiten mal entdeckte. Eine Uebersetzung des einen Gedichts von mir in der Rev. Celt. V, p. 128. Zu der Grammatica Celtica sind noch einige andere zusammen hängende Textstücke aus Manuscripten des Continents mitgetheilt: ein Bruchstück einer Predigt aus einem Codex zu Cambray aus dem 8. Jahrh., Zauberformeln aus einem Sanctgaller Codex des 8. oder 9. Jahrh., endlich ein Gedicht, gleichfalls Zauberformel, aus einem Codex zu Klosterneuburg bei Wien aus dem 11. Jahrh. Der letztere Text ist von Stokes, Rev. Celt. II, p. 112 fg. behandelt, alle drei finden sich in Zimmer's Glossae Hibernicae. Zu den ältesten Manuscripten, welche Texte in irischer Sprache enthalten, gehört das „Book of Armagh" in Irland, aus dem Anfange des 9. Jahrh. Der irische Text desselben besteht in Aufzeichnungen über St.-Patrick, die einem Tirechán zugeschrieben werden, daher er Tirechán's Annotations genannt wird, mitgetheilt und übersetzt von Stokes in den Goidelica.[86]

Man nennt die Sprache, wie sie uns in diesen ältesten Manuscripten entgegentritt, Altirisch. Die große Masse der in Irland und England vorhandenen Manuscripte stammt nicht aus so alter Zeit, und wenn auch die volksthümlichen Texte, die sie enthalten, ihrem Ursprunge nach bis in die heidnische Vorzeit zurückgehen, so liegen sie uns doch in späterer Aufzeichnung oder Abschrift vor, in einer Form der Sprache, welche man Mittelirisch nennt.[87] Eine strenge Scheidung ist jedoch nicht möglich: einerseits hängt das Mittelirische mit dem Altirischen zusammen, andererseits geht es allmählich in das Neuirische über. Während die altirischen Glossen getreu die Sprache ihrer Zeit wiedergeben[88], enthalten die berühmten Dubliner Manuscripte eine Literatursprache, die nur zum Theil der Sprache ihrer Zeit entspricht, zum Theil die Formen und Wörter der Vergangenheit festgehalten hat. Die Schreiber schrieben aus älteren Manuscripten ab, oder zeichneten auf, was in mündlicher Tradition von alter Zeit her lebendig war. Auch wo sie abschrieben, konnte ihre auf mündlicher Tradition beruhende Kenntniß die Abschrift beeinflussen. Die Texte waren einer fortwährenden Variation preisgegeben, denn jede Zeit betrachtete sie als ihr Eigenthum, aber andererseits läßt sich auch nirgends die bewußte Absicht beobachten, überall das Neue an Stelle des Alten zu setzen. Ueber die handschriftliche Literatur Irlands handelt das sehr lehrreiche Werk von Eugen O'Curry: Lectures on the Manuscript Materials of Ancient Irish History, Dublin 1861. O'Curry stammte aus dem Volke und hatte keine gelehrte Bildung; aber in jahrelangem Studium hatte er sich in die

die Schulen in Irland im 6., 7. und 8. Jahrh. vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Introduction etc. p. 366 fg.

84) Vgl. Fr. Loofs. De antiqua Britonum Scotorumque ecclesia (Lips. 1882), p. 91. 85) Dazu wichtige Berichtigungen von Whitley Stokes, Lit. Centralbl. 1883, Nr. 48.

86) Die auf St.-Patrick bezüglichen Theile des Book of Armagh werden neu herausgegeben von Hogan in den Analecta Bollandiana, Vol. I und II, 1882—83. 87) Ueber diesen Sprachunterschied hat Whitley Stokes mehrfach in den Einleitungen zu seinen Publicationen gehandelt, namentlich in der zu den Three Middle-Irish Homilies (Calcutta 1877). 88) In einigen Manuscripten sind die Glossen allerdings nicht original, sondern aus einer älteren Quelle abgeschrieben, so die mailänder Glossen, nach Ascoli, Note Irlandesi (Milano 1883).

Manuscripte zu Dublin vertieft, und die Sagen und Legenden von Erin kannte er wie ein ollam der alten Zeiten. In der Geschichte der Keltologie ist seine in alten Anschauungen wurzelnde, aber in ihrer Art ausgezeichnete Persönlichkeit von hoher Bedeutung. Die Frucht einer mehrwöchentlichen Reise nach den wichtigsten Bibliotheken Irlands und Englands ist H. d'Arbois de Jubainville's Essai d'un Catalogue de la Littérature Épique de l'Irlande, Paris 1883.[89]) Die größten Sammlungen von irischen Manuscripten finden sich in den Bibliotheken des Trinity College und der Royal Irish Academy zu Dublin, und im British Museum zu London. Dazu kommen noch die Sammlungen im Kloster der Franciscaner zu Dublin, Merchants' Quay, in der Bodlejana zu Oxford, in der Advocates' Library zu Edinburgh, und die im Privatbesitz. Eine berühmte Privatsammlung sind die Stowe Manuscripts, früher dem Herzog von Buckingham gehörig, zuletzt dem Lord Ashburnham, jetzt aber von der englischen Regierung angekauft, die sie der Royal Irish Academy zu Dublin zugewiesen hat. Nach einer Berechnung O'Curry's würden fünf der ältesten Vellum-Manuscripte gedruckt 9400 Seiten in 4. geben, andere Vellum-Manuscripte vom Jahre 1300 bis ins 16. Jahrh. taxirt er auf weitere 9000 Seiten, die Masse der Papierhandschriften aber, die besonders zahlreich aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrh. stammen, auf 30,000 Seiten! Glücklicherweise wiederholt sich mancher Text und ist es nicht nöthig, alles zu drucken. H. d'Arbois de Jubainville kennt theils aus Katalog-Angaben, theils aus eigener Anschauung 953 irische Manuscripte in Irland und England, 56 auf dem Continent, und von diesen sind nach seinen Angaben in Irland und England 133, auf dem Continent 35 vor dem Jahre 1600 geschrieben. Aber diese Zahlen bleiben weit hinter der Wirklichkeit zurück.

Die zweite Hälfte des 9., das 10. und das 11. Jahrh. sind nur spärlich durch Manuscripte vertreten. Die Reihe der großen in Irland und England erhaltenen Manuscripte beginnt erst ungefähr mit dem Jahre 1100. Aber wir sind wenigstens über die Namen von einst vorhandenen älteren Manuscripten unterrichtet, von denen die erhaltenen zum Theil abgeschrieben sind. Ueber diese verlorenen Manuscripte handelt O'Curry in den erwähnten Lectures. Die räuberischen Normannen hatten es namentlich auf Plünderung und Verwüstung der Klöster abgesehen, und auf diese Weise wird manches alte Manuscript zu Grunde gegangen sein. Wenn wir freilich bedenken, daß die Tradition der einheimischen Dichter und Gelehrten eine mündliche war, so ist es die Frage, ob die Zahl der alten Manuscripte, wenigstens derer, welche die alten Sagen, Gedichte und das Recht enthielten, eine sehr große gewesen ist. Die Schreiber der ältesten Manuscripte waren Mönche, dem nationalen Sinne derselben ist es zu danken, daß einige derselben auch die vorchristlichen Traditionen ihres Volks der Nachwelt in früher Aufzeichnung erhalten haben. Charakteristisch in dieser Beziehung ist, daß in einer Versammlung der Gelehrten und Dichter Irlands im 6. Jahrh. St. Ciaran von Clonmacnois, ein Kleriker, es gewesen sein soll, der die Geschichte des Táin (des Rinderraubs von Cúalnge) niederschrieb, und zwar in ein Buch von der Haut seiner Lieblingskuh.[90]) Daß die Schreiber die Texte nicht immer erst aus ihrer Vorlage kennen lernten, sondern daß sie ihnen gewiß oft schon längst bekannt waren, geht unter anderm auch daraus hervor, daß die der Prosaerzählung eingefügten Gedichte bisweilen nicht ausgeschrieben, sondern nur mit den Anfangsworten citirt sind.[91])

Dem 9. oder 10. Jahrh. wurde früher zugeschrieben das Liber Hymnorum, Trin. Coll. Dublin, aber nach Stokes ist es wahrscheinlich nicht früher als Ende des 11. oder Anfang des 12. Jahrh. geschrieben. Stokes hat den irischen Inhalt desselben in den Goidelica veröffentlicht; ein Haupttheil, die berühmten irischen Hymnen, findet sich auch in meinen Irischen Texten. Ungefähr derselben Zeit gehört nach Stokes das Irisch des Stowe Missal an, herausgegeben von Stokes: The Irish Passages in the Stowe Missal, with some Notes on the Orleans Glosses [Fifty copies privately printed], Calcutta 1881, neu gedruckt in Kuhn's Ztschr. XXVI, p. 497 fg. In die 1. Hälfte des 12. Jahrh. fällt der Codex Maelbrigte im British Museum, Harlejan 1802, eine Evangelienhandschrift, die einige irische Gedichte enthält: Description of the Codex Maelbrighte, by Rev. William Reeves, Dublin 1851. Aus derselben Zeit stammt auch der Liber Hymnorum in der Bibliothek der Franciscaner. Ungefähr mit dem Jahre 1100 setzt die Reihe der großen Miscellanhandschriften ein, besonders werthvoll durch die alten Sagen, die ihrem Inhalte nach ohne Zweifel bis in die vorchristliche Zeit zurückgehen.[92]) Einige dieser Manuscripte sind in neuerer Zeit von der Royal Irish Academy in Facsimile veröffentlicht worden. Die bekanntesten sind:

Das Lebor na h-Uidre (über den Namen s. oben), R. Ir. Ac. Dubl., 67 Blatt, geschrieben um 1100 n. Chr.; unter der modernen Namensform Leabhar na h-Uidhri mit einer von O'Curry herrührenden Inhaltsangabe in Facsimile herausgegeben, Dublin 1870.

Das Buch von Leinster, Trin. Coll. Dubl., 205 Blatt, die aber nicht sämmtlich zum alten Bestand ge-

89) Dieses Buch kam in meine Hände, als dieser Artikel schon geschrieben war, ich habe aber aus demselben noch manche Notiz nachträglich hinzugefügt.

90) O'Curry, Ms. Mat. p. 30. Das Buch erhielt davon den Namen Lebar na h-Uidre (modern: Leabhar na h-Uidhri), d. i. das Buch der dunkelgrauen (Kuh). Dies ist noch jetzt der Name der alten Handschrift, die einen großen Theil des Inhalts jener alten verlorenen in Abschrift enthält. 91) So z. B. das Gedicht Tucad turbaid chotulta der Scél mucci Mic Dáthó genannten Geschichte (Ir. Texte p. 97) in dem Manuscript Rawl. B. 512 der Bodlejana. 92) Vgl. meinen Vortrag: Ueber die irische Sage und die Ossianfrage, Verhandl. der Philologenverf. zu Gera. Ins Französische übersetzt Rev. Celt. V, p. 70—93.

hören, mit einer lehrreichen Einleitung und Inhaltsangabe von R. Atkinson in Facsimile herausgegeben, Dublin 1880.

Das Leabhar Buidhe Lecain[93]), das Gelbe Buch von Lecan, H. 2, 16. Trin. Coll. Dubl., gegen 250 Blatt, der älteste Theil vom Jahre 1390, vgl. O'Curry, On the Ms. Mat. p. 188.

Ein anderes Buch von Lecan, R. Ir. Ac. Dubl., gegen 300 Blatt, geschrieben im Jahre 1416, vgl. O'Curry, a. a. O., p. 192.

Das Buch von Ballymote, gleichfalls einem Orte in der Grafschaft Sligo, R. Ir. Ac. Dubl., 251 Blatt, zum Theil geschrieben im Jahre 1391, vgl. O'Curry a. a. O., p. 188.

Das Leabhar Breac („the Speckled Book"), die bedeutendste Handschrift kirchlichen Inhalts, 140 Blatt, noch vor dem Jahre 1411 aus verschiedenen Manuscripten abgeschrieben, längere Zeit in Dún Doigre (in der Nähe von Athlone) aufbewahrt und daher auch Leabhar Mór Dúna Doighre genannt, jetzt R. Ir. Ac. Dubl., in Facsimile herausgegeben in zwei Theilen, Dublin 1872 und 1876.

Das Buch von Lismore, so genannt nach dem Schlosse Lismore in der Grafschaft Waterford, aus dem 15. Jahrh., verschiedene Stücke sind entwendet worden, ein Fragment von 131 Blatt abgeschrieben von O'Curry für die R. Ir. Ac. zu Dublin, vgl. O'Curry a. a. O., S. 196 fg., eine zweite Abschrift von O'Longan.

Dies sind bisher die bekanntesten Namen gewesen, aber es gibt noch viele andere „Vellum Manuscripts", die ungefähr aus denselben oder wenig späteren Zeiten stammen.

Was nun den Inhalt aller dieser Manuscripte anlangt, so ist es jetzt noch nicht möglich, eine Literaturgeschichte zu geben. Die wirklichen oder angeblichen Verfasser mancher kirchlichen Texte und späterer Werke sind bekannt und der Zeit nach bestimmbar, auch kennen wir die Namen berühmter Gelehrten und Dichter der alten Zeit, aber wir haben deren Werke nicht oder wissen es wenigstens nicht, wenn wir sie haben.[94]) Gerade die fachlich interessantesten Texte, die Sagen, sind ohne Namen eines Autors überliefert, wenn auch die ihnen eingelegten Verse oft genug durch die Worte eingeleitet werden: „daher sagt der Dichter." Die Zahl der Gelehrten und Dichter (file, Pl. filid) ist zu Zeiten drückend groß gewesen. Im 6. Jahrh. sollten sie aus diesem Grunde verbannt werden, und nur die Fürsprache Columcille's rettete sie vor diesem Schicksal, wie in der Vorrede zum Amra Choluimb Chille, befindlich im Leabhar na h-Uidhri und im Liber Hymnorum, berichtet wird, vgl. O'Curry, Ms. Mat. p. 218. Sie hatten eine bestimmte Rangordnung, genossen viele Vorrechte und standen in hohem Ansehen. Der höchste Rang und Titel war der eines ollam (zu sprechen olláv), Gen. ollaman. In ihrer Eigenschaft als Historiker, Antiquare und Erzähler hießen sie senchaide, modern seanchaidhe (zu sprechen „shánachie"). Mit der Macht und dem Glanze der einheimischen Könige sind auch sie allmählich zurückgetreten und verschwunden. Doch hat es bis in die neuere Zeit herein einzelne Familien gegeben, in denen die Pflege der einheimischen Literatur erblich gewesen ist. Eine der bekanntesten war die der Mac Firbis in Connacht: Angehörige derselben waren es, welche die beiden Bücher von Lecan compilirten, und den letzten derselben, Dubhaltach Mac Firbhisigh, der im Jahre 1670 ermordet wurde, nennt O'Curry, Ms. Mat. p. 122, „the last of the regularly educated and most accomplished masters of the history, antiquities, and laws and language of ancient Erinn". Ebenso gab es Schreiberfamilien, z. B. die der O'Longan, welcher der Schreiber angehörte, auf dessen getreuer Nachbildung die Facsimiles des Leabhar na h-Uidhre und des Leabhar Breac beruhen. Nach O'Curry (s. die Indices zu seinen Lectures) hat am eingehendsten über die file gehandelt H. d'Arbois de Jubainville, Introduction à l'étude de la Littérature Celtique, p. 241—390. Unter den alten Gedichten gibt es nur wenige, die einen höheren Schwung haben.[95]) Der Versbau beruht hauptsächlich auf der bestimmten Zahl der Silben und auf dem Reim, sowol Endreim als auch Binnenreim. Die Alliteration kommt dazu, kann aber auch fehlen. Der gewöhnlichste Vers, in mancher Hinsicht dem indischen Çloka vergleichbar, ist die rann genannte Strophe von zwei Langzeilen, von denen jede aus zweimal sieben Silben besteht. Vgl. außer Gramm. Celt.[2] p. 934 fg. und O'Donovan's Irish Grammar p. 412 fg., auch meine Irischen Texte, p. 155 fg., besonders aber Stokes, Félire, Preface, p. 12 (=Rev. Celt. V, p. 352—356), woselbst dieser das aus viermal sechs Silben bestehende Metrum, in welchem der Werke nicht oder wissen es wenigstens nicht, wenn wir sie haben.[94]) Gerade die fachlich interessantesten Texte, die Sagen, sind ohne Namen eines Autors überliefert, wenn auch die ihnen eingelegten Verse oft genug durch die Worte eingeleitet werden: „daher sagt der Dichter." Die Zahl der Gelehrten und Dichter (file, Pl. filid) ist zu Zeiten drückend groß gewesen. Im 6. Jahrh. sollten sie aus diesem Grunde verbannt werden, und nur die Fürsprache Columcille's rettete sie vor diesem Schicksal, wie in der Vorrede zum Amra Choluimb Chille, befindlich im Leabhar na h-Uidhri und im Liber Hymnorum, berichtet wird, vgl. O'Curry, Ms. Mat. p. 218. Sie hatten eine bestimmte Rangordnung, genossen viele Vorrechte und standen in hohem Ansehen. Der höchste Rang und Titel war der eines ollam (zu sprechen olláv), Gen. ollaman. In ihrer Eigenschaft als Historiker, Antiquare und Erzähler hießen sie senchaide, modern seanchaidhe (zu sprechen „shánachie"). Mit der Macht und dem Glanze der einheimischen Könige sind auch sie allmählich zurückgetreten und verschwunden. Doch hat es bis in die neuere Zeit herein einzelne Familien gegeben, in denen die Pflege der einheimischen Literatur erblich gewesen ist. Eine der bekanntesten war die der Mac Firbis in Connacht: Angehörige derselben waren es, welche die beiden Bücher von Lecan compilirten, und den letzten derselben, Dubhaltach Mac Firbhisigh, der im Jahre 1670 ermordet wurde, nennt O'Curry, Ms. Mat. p. 122, „the last of the regularly educated and most accomplished masters of the history, antiquities, and laws and language of ancient Erinn". Ebenso gab es Schreiberfamilien, z. B. die der O'Longan, welcher der Schreiber angehörte, auf dessen getreuer Nachbildung die Facsimiles des Leabhar na h-Uidhre und des Leabhar Breac beruhen. Nach O'Curry (s. die Indices zu seinen Lectures) hat am eingehendsten über die file gehandelt H. d'Arbois de Jubainville, Introduction à l'étude de la Littérature Celtique, p. 241—390. Unter den alten Gedichten gibt es nur wenige, die einen höheren Schwung haben.[95]) Der Versbau beruht hauptsächlich auf der bestimmten Zahl der Silben und auf dem Reim, sowol Endreim als auch Binnenreim. Die Alliteration kommt dazu, kann aber auch fehlen. Der gewöhnlichste Vers, in mancher Hinsicht dem indischen Çloka vergleichbar, ist die rann genannte Strophe von zwei Langzeilen, von denen jede aus zweimal sieben Silben besteht. Vgl. außer Gramm. Celt.[2] p. 934 fg. und O'Donovan's Irish Grammar p. 412 fg., auch meine Irischen Texte, p. 155 fg., besonders aber Stokes, Félire, Preface, p. 12 (=Rev. Celt. V, p. 352—356), woselbst dieser das aus viermal sechs Silben bestehende Metrum, in welchem der Félire abgefaßt ist, eingehender behandelt hat. Einen complicirteren Strophenbau, in dem sich Strophe und Antistrophe genau entsprechen, aber ohne Reim, nur mit Silbenzählung, habe ich Rev. Celt. V, p. 389 und 478 nachgewiesen. Sehr merkwürdig ist ein längeres Gedicht des Táin bó Cúalnge im Buche von Leinster (circa 1150), gedruckt im Appendix zu O'Curry's Lectures on the Manners and Customs, III, p. 414 fg.: die Strophe besteht aus zwei Theilen zu je vier kurzen Zeilen, die drei ersten derselben haben 6 Silben, die vierte immer nur 5, der

93) Lecan Mic Fhirbhisigh ist ein Ort in Sligo. 94) Stokes, Rev. Celt. V, p. 345 weist mit Recht darauf hin, daß spätere Werke berühmten Namen der älteren Zeit zugeschrieben worden sind, wahrscheinlich „by the pious fraud of the real author or his successors".

95) Eine Sammlung von irischen Liedern und Gedichten, Texte mit metrischer Uebersetzung, aus sehr verschiedenen Quellen ist James Hardiman, Irish Minstrelsy, 2 Vols. — Ich erwähne bei dieser Gelegenheit zwei Werke, welche die irischen Volkslieder und die volksthümliche irische Musik betreffen: G. Petrie, The Petrie Collection of the Ancient Music of Ireland, Vol. I (Dublin 1855); Ancient Music of Ireland from the Petrie Collection, arranged for the Pianoforte by F. Hoffmann (Dublin 1877).

Reim aber ergibt das Schema aaabeccb. Hier wird wol Einfluß der romanischen Verskunst vorliegen, wenigstens ist diese Versform ungewöhnlich im Irischen, während sie im Altfranzösischen vorhanden und leicht mit andern Versformen zu vermitteln ist. Umgekehrt hat K. Bartsch es wahrscheinlich zu machen gesucht, daß gewisse Versformen des Altfranzösischen irischen Ursprungs seien. H. d'Arbois de Jubainville und G. Paris haben ihm widersprochen (Romania IX, p. 177—191). Was den Ursprung der irischen Verskunst anlangt, so betrachtet sie ersterer als eine „création originale" (Romania VIII, p. 153), während letzterer die Möglichkeit lateinischen Ursprungs nicht für ausgeschlossen hält (a. a. O., VIII, p. 154, Not. 3). Allgemein anerkannte Thatsache ist zunächst nur, daß die Verskunst in Irland in ganz eigenthümlicher Weise mit vielen Feinheiten ausgebildet und sorgfältig gepflegt worden ist. Bei der näheren Untersuchung sind hier auch die von Iren herrührenden lateinischen Gedichte zu beachten, vgl. A. Ebert, Allgem. Gesch. der Lit. des Mittelalters im Abendlande, II, S. 324 fg. Auf die Nachahmung irischer Versmaße im Altnordischen hat Edzardi (Paul u. Braune's Beiträge, 1878 S. 583) aufmerksam gemacht.

Die alten Sagen sind in schlichter Prosa erzählt. Große epische Gedichte aus alter Zeit gibt es nicht, wohl aber sind der Prosaerzählung einzelne Gedichte eingelegt. Sehr wichtig für die Vorgeschichte des Epos ist, daß diese Gedichte Monologe oder Dialoge sind, welche den Personen der Sage in den Mund gelegt werden. Mit den Reden hat also die eigentliche Kunst des Dichters begonnen. Vgl. meine Irischen Texte, S. 62 fg., und den oben Anm. 92 erwähnten Vortrag. Prosa mit eingelegten Gedichten ist auch der Charakter der skandinavischen Sagas, worauf schon Todd (Cogadh Gaedhel re Gallaibh, p. XXVIII) aufmerksam gemacht hat. Dieselbe Erscheinung in der brahmanischen und buddhistischen Literatur hat Oldenberg („Das altindische Akhyâna, Ztschr. d. D. Morgenl. Gesellsch. XXXVII, S. 54 fg.) weiter verfolgt. Daneben gibt es Gedichte, welche, oft sehr trocken und kurz, den Inhalt einer Sage zusammenfassen. Sie setzen Kenntniß derselben voraus, und sind ohne diese Kenntniß kaum verständlich. Diesen Charakter haben auch einige der altirischen Hymnen, namentlich der auf S. Brigit, ferner der unter dem Namen Félire des Oengus bekannte Heiligenkalender. Viele Anspielungen würden hier ohne die reichlich vorhandenen Glossen nicht verständlich sein. Oft aber haben sich die Dichter und Gelehrten Irlands geflissentlich dunkel ausgedrückt, so in dem Amra Choluimb Chille, einem kaum verständlichen Panegyricus auf Columba. Die kurzen Sätze dieses Textes erinnern an die Sûtras der Brahmanen, und bedürfen wie diese einen Commentar, in dem uns nicht selten die Wahl zwischen verschiedenen Erklärungen überlassen wird. Noch näher aber stehen den Sûtras der Brahmanen die kurzen und zum Theil sehr dunkeln Sätze der Rechtsquellen. Manche bestehen nur aus Stichwörtern, oder nennen nur die Materie, ohne etwas über dieselbe auszusagen. Wahrscheinlich ist vielfach nur die Form der Rechtssätze aufgezeichnet, in der sie citirt zu werden pflegten. Die germanische Lex Salica ist ähnlich abgefaßt. Offenbar wünschten die alten Richter Irlands die genauere Kenntniß des Rechts für sich zu behalten, aber als einst zwei ausgezeichnete Gelehrte vor König Conchobar von Ulster (vor S. Patrick's Zeit) miteinander in so dunkler Rede disputirten, daß man sie nicht verstehen konnte, hob der König das Privilegium der alleinigen Interpretation des Rechts, das die Dichter und Gelehrten bis dahin gehabt hatten, auf, und gab das Studium des Rechts frei. So nach einer alten Tradition, die O'Curry, Ms. Mat., p. 384, erwähnt. Eine andere eigenthümliche Kunst der alten Dichter und Gelehrten war die Satire, der in alten Texten geradezu zauberische Kraft beigelegt wird. Vgl. z. B. die Geschichte von Nede mac Adnai bei Stokes, Three Irish Glossaries p. XXXVI fg. In der Satire haben sich gleichsam die Zaubereien der Druiden fortgesetzt, die im allgemeinen von St. Patrick verboten wurden.

Die irische Literatur ist ungemein reichhaltig, und stammt ihrem Inhalte nach aus sehr verschiedenen Zeiten. Das älteste sind die Sagen der vorchristlichen Zeit. Anfangs von Generation zu Generation mündlich fortgepflanzt und noch jetzt zum Theil im Munde des Gälisch redenden Volkes lebendig, sind sie dann etwa vom 6. Jahrh. n. Chr. an auch schriftlich aufgezeichnet worden, aber es wird kaum möglich sein, für irgendeinen Text die Zeit der ersten Aufzeichnung mit Sicherheit festzustellen.[96]) Von ihrer Umgestaltung von Abschrift zu Abschrift war schon oben die Rede. In diesen Sagen kann man am besten die geistige oder poetische Eigenart der Iren erkennen: eine lebhafte Phantasie, die leicht in das Reich der Fabel steigt, in der Erzählung manchmal springend, aber mit malerischer Anschaulichkeit in der Schilderung des Einzelnen. In demselben Stile haben sich die Iren auch die fremden Stoffe assimilirt, wie man z. B. an der irischen Version der Alexandersage, der troischen Sage, und auch an der irischen Passionsgeschichte im Leabhar Breac beobachten kann. Die drei in Facsimile veröffentlichten Handschriften Leabhar na h-Uidhri, Buch von Leinster und Leabhar Breac geben ein unmittelbares Bild von der Mannichfaltigkeit der altirischen Literatur; jedem derselben ist eine Einleitung mit Inhaltsangabe vorangestellt, am bedeutendsten ist die von Professor R. Atkinson zum Buch von Leinster. Mein Buch „Irische Texte mit Wörterbuch" (Leipzig 1880), ermöglicht dem Philologen eine selbständige Kenntnißnahme von verschiedenen interessanten Texten, die zum Theil jenen Handschriften entnommen sind.[97]) Schon O'Curry hat Ms. Mat. p. 584 nach einer bekannten Stelle des Buchs von Leinster ein Verzeichniß der altirischen Sagen gegeben, wie sie ihrem Inhalte entsprechend von den Ile selbst in folgende Gruppen eingetheilt worden sind: togla, Sg. togal und togail, Zerstörungen; tána, Sg. táin,

96) Vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Études sur le droit Celtique, p. 20. 97) Vgl. die Kritik von Whitley Stokes, Rev. Celt. V, 230 fg.

Raubzüge (besonders um Rinder wegzutreiben); tochmarca Werbungen; catha Schlachten; úatha, Sg. úath Höhle; imrama Seefahrten; oitte, Sg. aided der Tod eines Helden); fessa Feste; forbossa Belagerungen; echtrai Abenteuer; aitheda, Sg. aithed Entlaufen (elopement); airgne, Sg. orgun Schlagen, Verwüstung; tomadmanna, Sg. tomaidm das Ausbrechen (eines Sees); slúagid Expeditionen; tochomlada Einwanderungen. Es werden an der betreffenden Stelle 187 Titel von Einzelsagen genannt. Viele derselben sind unbekannt, aber ein ollam der alten Zeit mußte noch viel mehr kennen, nämlich siebenmal funfzig Geschichten (scéla), und zwar fünfmal funfzig Haupt- und zweimal funfzig Nebengeschichten! In H. d'Arbois de J.'s Catalogue (s. oben S. 148) ist für viele derselben angegeben, in welchen Manuscripten sie sich finden.

Aus der Masse dieser Sagen heben sich zwei Hauptsagenkreise heraus, ein älterer und ein jüngerer. Jener soll seine Wirklichkeit um den Anfang unserer Zeitrechnung, dieser im 3. Jahrh. n. Chr. gehabt haben. Jener erinnert durch seinen heroischen Charakter an die Ilias, dieser mehr an die Odyssee. Beide Sagenkreise sind culturhistorisch von höchstem Interesse, und diese Schilderung von Sitten und Gebräuchen wird von Werth bleiben, auch wenn es zum Theil Mythen sein sollten, die in Sage und Geschichte umgesetzt worden sind.[98]) Das gilt namentlich von dem älteren Sagenkreise, der in den ältesten Manuscripten durch viele schöne Texte vertreten ist. Der jüngere Sagenkreis trägt in seinen ältesten Texten wenig Phantastisches an sich, er hat sicher einen historischen Kern, aber im Laufe der Zeit hat sich vorwiegend ihm die dichtende Theilnahme des Volkes zugewendet und ihn in märchenhafter Weise ausgeschmückt, zum Theil im Anschluß an den älteren Sagenkreis.[99])

In dem älteren Sagenkreise treten besonders die beiden Landschaften Ulster und Connacht hervor, und zwar erfahren wir mehr von den Helden von Ulster als von denen von Connacht. In Ulster ist Conchobar König (der irische Agamemnon), ihm zur Seite stehen die Helden Cúchulinn (der irische Achill), Conall Cernach, Lóegaire Búadach, Fergus (der irische Odysseus), der Druide Cathba, der Richter Sencha u. a. m. In Connacht herrschen Ailill und Medb. Ailill wird selten allein genannt, gewöhnlich heißt es Ailill und Medb, denn die kluge und thatkräftige Königin ist die eigentliche Herrscherin. Der Haupttext dieses Sagenkreises, die Ilias der Iren, ist der Táin bó Cúalnge (das Forttreiben der Rinder von Cúalnge), dessen Veranlassung Medb's Verlangen nach einem prächtigen Stier ist, den sie im guten nicht erlangen konnte. In der Ilias ein schönes Weib, hier ein prächtiger Stier die Veranlassung zu einer blutigen Hauptaction! Raubzüge, deren Hauptzweck war, sich der Heerden des Nachbarn zu bemächtigen, sind nicht auf Irland beschränkt, sondern lassen sich ebenso auf den entsprechenden Culturstufen für die Inder, die Griechen, die Römer u. a. m. nachweisen (man denke an das ἄγειν καὶ φέρειν der Griechen, das agere der Römer), aber nur in Irland haben sie den Stoff zu einer besondern Literaturgattung abgegeben. Am längsten scheint sich diese böse Sitte bei den Gälen Schottlands erhalten zu haben, wie man aus zwei Romanen Walter Scott's, Waverley, im 18. Jahrh. —, und The Fair Maid of Perth, im 14. Jahrh. spielend, ersehen kann. Die Bewohner der schottischen Lowlands nannten es Diebstahl, bei den Hochländern galten solche Expeditionen aber nicht als schimpflich.[1]) Der Táin bó Cúalnge ist noch nicht herausgegeben, er findet sich, abgesehen von späteren Manuscripten, fast vollständig im Buche von Leinster, zum großen Theil auch im Gelben Buch von Lecan und im Leabhar na h-Uidhri. Ueber den Anfang habe ich berichtet in dem Anm. 92 citirten Vortrage; ein Stück Text mit englischer Uebersetzung findet sich, von Sullivan mitgetheilt, im Appendix zu O'Curry's Lectures on the Manners and Customs of the Ancient Irish. Nächst dem Táin ist der wichtigste Text dieses Sagenkreises das Fest des Bricriu (Fled Bricrend), veröffentlicht in meinen Irischen Texten. Von andern hierher gehörigen Texten sind bearbeitet Coimpert Conculaind (die Empfängniß Cuchulinn's), Serglige Conculaind (das Krankenlager C.'s), Longes Mac n-Úsnig (die Verbannung der Mic Úsnig), Scél mucci Mic Dáthó (die Geschichte vom Schwein des Mac Dáthó) in meinen Irischen Texten, woselbst auch auf einige frühere Publicationen verwiesen ist, ferner Aided Conchobair (der Tod Conchobar's) mit Uebersetzung in O'Curry's Manuscript Materials, p. 637, Cuchulinn's Death, abridged from the Book of Leinster, mit Uebersetzung von Stokes, Rev. Celt. III, p. 175 fg., Siabarcharpat Conculaind (die Erscheinung des Cuchulinn auf seinem Schlachtwagen) mit Uebersetzung von O'Beirne Crowe, Journal of the R. Hist. and Arch. Assoc. 1871, p. 371 fg. Die Mesca Ulad, or Intoxication of the Ultonians wird von W. M. Hennessy in den Proceedings der R. Ir. Academy aus dem Buche von Leinster herausgegeben. Eine Reihe von Sagen ist in eine Beziehung zum Táin bó Cúalnge gesetzt worden, zum Theil als Vor-

98) Eine Vorstellung vom Inhalte der alten Sagen gibt: P. W. Joyce, Old Celtic Romances, translated from the Gaelic (London 1880); Standish O'Grady (verschieden von Standish Hayes O'Grady), History of Ireland, The Heroic Period. Vol. I (London 1878). Durch seine poetische Schönheit zeichnet sich aus das jetzt seltene Buch von S. Ferguson, Lays of the Western Gael (London 1865); Congal (Dublin und London 1872), vgl. Rev. Celt. III, 482). 99) Vgl. die sehr lesenswerthe Abhandlung von W. M. Hennessy über Clerk's Poems of Ossian, in der Academy vom 1. und vom 15. Aug. 1871.

1) Ueber die Etymologie von táin, Pl. tána, vgl. das Wörterbuch zu meinen „Irischen Texten". Es ist ein Compositum entstanden aus do-áin und gehört zu do-agim, zusammengezogen tagim, ich treibe fort, mit Verlust des g vor dem Nasal wie lat. examen. Das Suffix wie in ir. búain Ernten, Ernte, zu bongim ich breche, ernte (skr. bhanj), also Grundformen *agni (verwandt mit ἄγειν), bongni. In Curtius' Grundzügen[5] p. 742 stellte ich táin irrthümlich zu ir. táid Dieb, skr. tâyu Dieb, gr. ταγεύω.

geschichten (remsceła). Zu diesen gehört der Táin bó Fróich (der Raub der Rinder des Froech), herausgegeben und übersetzt von O'Beirne Crowe, Proceedings of the R. Ir. Acad. Irish Ms. Series, Vol. I. Part I. (1870).

Den zweiten Hauptsagenkreis nennt man mit Anlehnung an einen bekannten Namen den ossianischen, obwol in den älteren Sagen nicht Ossian (irisch Ossin), sondern sein Vater Finn mac Cumaill die Hauptperson ist. Die ältesten Sagen haben hier unverkennbar historischen Hintergrund. Sie beziehen sich auf eine letzte vorchristliche Glanzzeit. Das Volk hat später an diesen Sagen, weil sie späteren Verhältnissen näher lagen, mehr Interesse genommen, als an den älteren, sodaß wir mannichfaltige Weiterbildung und Umbildung wahrnehmen können. Ich verweise hier auf meine Erörterung in den „Irischen Texten" S. 146—157. Eine charakteristische Erscheinung dieses Sagenkreises sind die fiann (f., Plur. fianna) genannten Kriegerscharen, die dem Oberkönige (ardrí) von Irland, der in Tara (ir. Temair, Gen. Temrach) seinen Sitz hatte, zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Abwehr äußerer Feinde zur Seite standen. In welchem Verhältniß dieses Wort zu fian Held, und féne[2]), einem alten Namen für die Bevölkerung Irlands (s. Ir. Texte, Wtb.), steht, ist nicht sicher erkannt, aber der Name Fenier, englisch Fenian, hängt zunächst mit féne zusammen. Einer der ältesten Texte führt den Titel Fotha Catha Cnucha (die Veranlassung der Schlacht von Cnucha), übersetzt von Hennessy, Rev. Celt. II, auch mitgetheilt in den Lesestücken meiner „Kurzgefaßten Irischen Grammatik". Die Transactions of the Ossianic Society, Vol. I—VI, Dublin 1854—1861, enthalten eine Anzahl ossianischer Sagen, Text mit Uebersetzung, aber die meisten sind modernen Handschriften entnommen. Eine Ausnahme macht u. a. in Vol. IV der Bericht über die Thaten Finn's als Knabe (Macgnimartha Finn), der einem ähnlichen Berichte über des kleinen Cuchulinn's Thaten nachgebildet ist, sich in einem Manuscr. des 15. Jahrh. findet, und neuerdings genauer von Kuno Meyer, Rev. Celt. V. p. 195—204 herausgegeben worden ist. Einer der interessantesten Texte, The Pursuit after Diarmuid O'Duibhne and Grainne, ist von Standish Hayes O'Grady herausgegeben, transact. Oss. Soc. Vol. III. (1857), und vor Kurzem neugedruckt worden, mit Specialwörterbuch, Dublin (bei Gill) 1881. Hierher gehört auch O'Curry, Cath Muighe Lena, The Battle of Magh Lena, in den Publicationen der Celtic Society, Dublin 1855. Der wichtigste Text dieses Sagenkreises ist aber der „Agallamh na Seanorach, or Dialogue of the Ancient Men" (altir. accaldam Gespräch), vgl. O'Curry, Ms. Mat. p. 307 fg. Dieser Text, Prosa mit eingelegten Gedichten, enthält eine Zusammenfassung vieler einzelner Sagen, und verdient sehr eine baldige Veröffentlichung. Wie Ossian, der Sohn Finn's, mit St.-Patrick zusammengebracht, und allmählich zum Sänger und Dichter geworden ist, wird unten S. 158 fg. dargelegt, wo wir vom schottischen Gälisch handeln.

Aber es gibt außer den genannten Cyklen noch Sagen, die sich auf Zeiten beziehen, für die noch das Jahr nach Erschaffung der Welt angegeben wird, und andererseits Sagen, die sich auf historische Zeiten beziehen. Einen Anhalt zu einer gewissen Ordnung bietet die Reihenfolge der Oberkönige von Irland, die freilich trotz der genealogischen Traditionen der Iren in ihren ersten Theilen nicht ernst genommen werden darf. Wie übel es mit der Sagenchronologie steht, geht z. B. daraus hervor, daß Conaire Mór, der 108. Oberkönig von Irland, zu dessen Zeit Conchobar, Cuchulinn, Ailill und Medb gelebt haben sollen, doch in den eigentlichen Cuchulinnsagen kaum erwähnt wird. Sein Name ist eng verbunden mit einem der bedeutendsten Texte Togail Bruidne Dá Derga (Zerstörung des Bruden Dá Derga genannten Hospiz durch verbannte Aufrührer), dessen Publication W. M. Hennessy schon seit längerer Zeit versprochen hat. Zur Zeit von Eochaid Airem, dem 105. König von Irland, der Anno Mundi 3934 zur Regierung kam, spielt die Sage Tochmarc Étaine (das Werben um Etain), publicirt in meinen „Irischen Texten". Cond Cétchathach (der Hundertschlachtige), der 121. König von Irland, circa 177 n. Chr., war der Vater des Condla Cáem, der in der Sage Echtra Condla Cháim (das Abenteuer des Condla Caem) von einer Fee entführt wird, die Sage mitgetheilt in den Lesestücken meiner „Kurzgefaßten Irischen Grammatik" (vor mir schon mit englischer Uebersetzung von O'Beirne Crowe, Journ. R. Hist. and Arch. Assoc. 1874, p. 118 fg.). In die meisten Sagen, selbst in die der mehr historischen Zeit, spielt alte Mythologie oder ein Nachklang druidischer Zauberei herein.[3]) Auf die graue Vorzeit, in welcher die Túatha Dé Danann (wahrscheinlich alte Götter) die Insel innehatten, bezieht sich die Sage Aenach Carmain („The Fair of Carman"), die im Appendix zu O'Curry's Lectures mitgetheilt ist, und von dem Ursprunge der in alter Zeit aller drei Jahre abgehaltenen großen Versammlung zu Carman (jetzt Wexford) handelt. Wie sehr das Märchenhafte auch die Personen der christlichen Zeit ergriffen hat, zeigt die Sage Tochmorc Becfola („Courtship of Bec Fola"), die sich auf den König Diarmait mac Aeda Slane im 7. Jahrh. bezieht, und von O'Looney, Proceedings der R. Ir. Academy Ir. Mss. Ser. Vol. I. Part. I (1870) in Text und Uebersetzung mitgetheilt ist. Auf Ereignisse im 7. Jahrh. n. Chr. bezieht sich „The Banquet of Dun na n-Gedh and The Battle of Magh Rath" aus einem Mscpt. des

2) Da féne nicht von fían getrennt werden kann, so ist Rhys' Deutung (Celtic Britain p. 263) der Féni als „waggon-men" von ir. fén = vagn = Wagen) unhaltbar.

3) Vgl. W. M. Hennessy, The Ancient Irish Goddess of War, Rev. Celt. I, 32 fg.; Wh. Stokes, Mythological Notes, Rev. Celt. I, 256 fg.; H. d'Arbois de Jubainville, Esquisse de la Mythologie Irlandaise, Rev. Arch. Juin 1878. Der letztere Gelehrte handelt eingehender über die Zauber der Druiden in der irischen Literatur in dem Anm. 80 genannten Buche.

15. Jahrh. (H. 2. 16, T. C. D.) von O'Donovan herausgegeben und übersetzt in den Publicationen der Irish Archaeological Society, Dublin 1842. Sehr interessant ist auch das irische Schiffermärchen, ein großes Fragment des Immram curaig Mailduin (das Umherfahren des Bootes des Maelduin) findet sich schon im Leabhar na huidhri (1100 n. Chr.). Wie schon angedeutet, haben die Iren die Hauptpersonen der alten Sagen in die Geschichtschreibung aufgenommen. Die Annalen und Chroniken Irlands sind vielleicht schon für das 5. Jahrh. n. Chr., namentlich aber später in derselben Weise mehr oder weniger glaubwürdig, wie ähnliche Werke des Mittelalters bei andern Völkern.[4]) Aber was über die christliche Zeit hinausgeht, ist eine Verquickung von einheimischen Mythen, Sagen und dunkeln Erinnerungen mit biblischer Chronologie und auch mit Stoffen aus dem griechisch-römischen Alterthume.

Ein eigenthümliches Werk, in dem die alten Mythen und Sagen in Geschichte umgewandelt gegeben werden, ist das Leabhar Gabhála oder das Buch der Eroberungen, das, noch ungedruckt, im Jahre 1631 von Michael O'Clery eine Ueberarbeitung erfahren hat, aber auch noch in älterer Gestalt vorhanden ist, vgl. O'Curry, Ms. Mat., p. 168 fg., H. d'Arbois de Jubainville, Catal. p. 169. Es wird in einem der irischen Mythologie gewidmeten Werke H. d'Arbois de Jubainville's eingehend analysirt werden. Ueber die eigentlichen Annalen hat ebenfalls O'Curry mit großer Ausführlichkeit gehandelt, Ms. Mat. p. 52 fg. Von den erhaltenen Werken dieser Art ist keins in seinem Grundstock älter als das 11. Jahrh., dazu sind dann später Fortsetzungen gekommen. Mehrere dieser Werke sind entweder ganz oder auszugsweise gedruckt in C. O'Conor's Rerum Hibernicarum Scriptores Veteres, 4 voll., Buckinghamiae 1814—1826[5]), so die Annalen des Abtes Tigernach von Clonmacnois (gest. 1088), die ältesten unter den erhaltenen, ferner die Annalen von Inis Fathlenn oder Inisfallen (vielleicht aus der 1. Hälfte des 12. Jahrh.), die Annalen von Boyne, die Annalen von Senait Mac Maghnusa, gewöhnlich die Annalen von Ulster genannt (aus dem Ende des 15. Jahrh.). Clonmacnois gehört zu Westmeath; Inisfallen ist eine kleine Insel mit altem Kloster im Loch Léin (Killarney), gehört zu Munster; Boyne war ein Kloster am Flusse Boyne in der Nähe des Loch Cé, gehört zu Connacht; Senait ist eine kleine Insel mit altem Kloster in Loch Erne (Mac Maghnusa ist Name des Clan) und gehört zu Ulster. Leichter zugänglich sind die in den Rerum Britannicarum Medii Aevi Scriptores von W. M. Hennessy veröffentlichten Annalen: das Chronicum Scotorum, London 1866, und The Annals of Loch Cé, 1871, beide mit einer englischen Uebersetzung. Das Chronicum Scotorum scheint im 12. Jahrh. in Clonmacnois entstanden zu sein. Die Annalen von Loch Cé stammen aus dem Kloster von Inis Mac Nerinn, einer Insel im Loch Cé, in dessen Nähe das oben erwähnte Boyne lag: sie beziehen sich nur auf die Zeit 1014 n. Chr. bis 1590 n. Chr., und sind, wie die noch nicht gedruckten Annalen von Connacht für die Jahre 1223—1562, erst im 16. Jahrh. entstanden. Ein allgemeineres Interesse beansprucht der Cogadh Gaedhel re Gallaibh, The War of the Gaedhil with the Gaill, or the invasion of Ireland by the Danes and other Norsemen, ed. by J. H. Todd, London 1867 (Rer. Brit. Med. Aev. Script.). Dieses Werk muß bald nach der Schlacht bei Clontarf 1014 n. Chr. entstanden sein, aber dem Drucke liegt eine modernisirte Abschrift zu Grunde; dem ursprünglichen Wortlaute steht ein Fragment im Buch von Leinster näher. Alles historische Material, was zu seiner Zeit vorhanden war, trug der Franciscanermönch Michael O'Clery des Klosters Dun na n-Gall (d. i. Donegal in Ulster) im 17. Jahrh. zu einem monumentalen Werke zusammen, das bekannt ist unter dem Namen The Annals of the Four Masters (da O'Clery von drei Gefährten unterstützt wurde), mit englischer Uebersetzung herausgegeben von J. O'Donovan, Dublin 1851. O'Clery begann sein großes Werk am 22. Jan. 1632 und vollendete es am 10. Aug. 1636. Es beginnt mit der Sündflut A. M. 2242 und endet mit dem Jahre 1646. Die Sprache ist archaisirend, den älteren Quellen entsprechend. Ebenso beruht auf älteren Quellen der Forus feasa ar Eirinn, das Geschichtswerk des Dr. Geoffrey Keating, geb. 1570. Er schrieb dasselbe in einer Art Verbannung, als er dem Zorn einer adeligen Dame, den er sich durch eine Predigt zugezogen, ausweichen wollte. Dieses Werk gilt als ein Muster der modernen Sprache, es besteht nicht in Notizen zu den einzelnen Jahren, sondern ist gute Erzählung. Mir liegt nur der 1. Band einer unvollendeten Ausgabe mit englischer Uebersetzung vor (von W. Halliday, vgl. O'Donovan's Gramm., p. LIX.), der englische Titel lautet: A complete history of Ireland, from the first colonisation of the island by Parthalon, to the Anglo-Norman Invasion, Dublin 1811. H. d'Arbois de Jubainville citirt in seinem Kataloge zwei englische Uebersetzungen ohne Text, die mir nicht zu Gebote stehen. Der Anfang des Werkes ist leicht zugänglich in P. W. Joyce, Keating's History of Ireland, Book I, Part I, Dublin, Gill and Son, 1880 (mit Vocabular u. s. w.). Einen Seitenzweig der irischen Historiographie bilden die mehr genealogischen Werke, die sich auf die Clane (altir. cland, clann, Plur. clanna) einzelner Landschaften beziehen. Diese Stammbäume einzelner Familien und Stämme finden begreiflicherweise in Irland selbst ein lebhafteres Interesse als im Auslande. Mehrere Texte dieser Art sind von J. O'Donovan herausgegeben, zum Theil aus alten Manuscr., wie dem Buche von Lecan. Es kommen hier besonders die Publicationen der Irish Archaeological Society, 1840—

4) Vgl. Skene, Celtic Scotland I, p. 25. 5) Quaritch Miscell. Catalogue No. 51 (September 1883) p. 43 setzt dieses Werk mit 32 Pf. Sterl. an. Einen klaren Ueberblick über die Annalen, ohne die eingehende Erörterung O'Curry's, gibt H. d'Arbois de Jubainville, Catal. p. CXLV fg.

1853, der Celtic Society 1847—1853, der Irish Archaeological and Celtic Society 1853 fg. in Betracht. Auf Gebiete des westlichen Irland beziehen sich erstens An account of the Tribes and Customs of the District of Hy-Many, commonly called O'Kelly's Country, in the counties of Galway and Roscommon, Dublin 1843, und zweitens The Genealogies, Tribes, and Customs of O'Dowda's Country (in den Grafschaften Mayo und Sligo), beide Werke in Text, Uebersetzung und mit werthvollen Noten herausgegeben von J. O'Donovan (Ir. Arch. Soc.). Gebiete in der Grafschaft Cork im Südwesten Irlands, die gleichfalls noch jetzt am meisten keltisch redende Bevölkerung aufzuweisen haben, betrifft die Genealogy of Corca Laidhe, mit Uebersetzung und Appendices, in der Hauptsache gleichfalls ein Werk O'Donovan's, Dublin 1849 (Celt. Soc.).

Die genealogischen Werke berühren sich mit den geographischen Texten. Schon die alten Sagen sind voll von geographischen Namen, die zum Theil in der späteren Zeit andern Platz gemacht haben. Christliche Kirchen sind die Erben des Ruhms der alten Königstätten geworden: an Stelle von Emain, wo die Halle Conchobar's und seiner Helden stand, ist Ardmacha (Armagh) getreten, und Dún Lethglasse an die Stelle von Tara, der Königsburg der ossianischen Zeit, vgl. Fiace's Hymnus, Vers 43 und 44, Félire, Prol. 165 fg. Der eigenartigste Text geographischen Inhalts ist der oft citirte, aber noch nicht vollständig herausgegebene Dind-senchus (Geographische Sagen), vgl. R. Atkinson, Contents des Buchs von Leinster, S. 35. Den Anfang einer Ausgabe mit englischer Uebersetzung machte O'Beirne Crowe, Journ. R. Hist. and Arch. Ass. July 1872. Glauben wir der Tradition, so könnte dieses Werk, das in Prosa und Versen besteht, zwar nicht in der erhaltenen Form, wohl aber in seinem ursprünglichen Kern auf einen Dichter des 6. Jahrh. zurückgehen. In den Publicationen der oben genannten Gesellschaften sind einige andere Texte ähnlicher Art veröffentlicht. Auch die Angaben im Buche von Armagh über die Landschenkungen, die St.-Patrick erhielt (s. oben S. 147), gehören hierher und mit diesem Texte sind die Irish Charters im Buch von Kells, einer alten durch ihre Malereien berühmten Handschrift der Evangelien, verwandt, herausgegeben und übersetzt von J. O'Donovan, The Miscellany of the Ir. Arch. Soc. I, Dublin 1846. Ueberhaupt hat sich O'Donovan, der unter G. Petrie Mitarbeiter war am Ordinance Survey of Ireland, durch die Bestimmung der geographischen Angaben in den alten Texten sehr verdient gemacht, so besonders in seinen Noten zu den Annals of the Four Masters. Zwei vielgenannte Werke von G. Petrie, die sich vielfach auf alte Texte stützen, sind sein Essay On the History and Antiquities of Tara Hill, in den Transactions of the Royal Irish Academy für 1839, Vol. XVIII, Part 2, und seine Inquiry into the origin and uses of the Round Towers of Ireland. Vgl. auch P. W. Joyce, The origin and History of Irish names of Places, 2d ed., Dublin 1870, 3d ed. 1873, ergänzt durch eine Second Series, 1875 (Rev. Celt. II, p. 500).

Von großer Eigenthümlichkeit sind die Rechtsquellen. Von der oft räthselhaften Kürze ihrer Sätze handelten wir schon oben S. 150. O'Donovan und O'Curry waren mit einer Ausgabe derselben betraut, sie schrieben große Massen aus den Mscptn ab und fertigten eine vorläufige Uebersetzung an, aber der Tod ereilte sie, ehe ihre Arbeit vollendet und von ihnen selbst druckfertig gemacht worden war. Das Werk wurde veröffentlicht unter dem Titel „Ancient Laws of Ireland, Senchus Mór", IV Vls., Dublin 1865 fg., Text und Uebersetzung bedürfen der Revision. Ueber die Mscpte, welche Rechtstexte enthalten, s. H. d'Arbois de Jubainville, Catalogue, p. CXXXIX fg., keins derselben ist älter als das 14. Jahrh., doch ist in Oxford ein Manuscript (Rawl. B. 512) aus dem 12. Jahrh. mit einem solchen Texte vorhanden. Der Senchus Mór scheint ganz frei zu sein vom Einflusse des Römischen Rechts. Nach der Tradition war an der Redaction desselben St.-Patrick betheiligt: Dubthach, der oberste Gelehrte (file) des Königs Loegaire, trug dem Sanct-Patrick das alte Recht vor, und dieser ließ bestehen, was nicht in directem Widerspruche zu dem Worte Gottes und dem Gewissen der Gläubigen stand (S. M. III, p. 31). Eine Arbeit, die den Senchus Mór zu charakterisiren sucht, sind H. d'Arbois de Jubainville's Etudes sur le Droit Celtique, le Senchus Mór, Paris 1881 (aus der Nouvelle Revue historique de Droit français et étranger). Nach dieser Untersuchung würde der S. M. ungefähr um 800 schriftlich aufgezeichnet worden sein, schon für das 9. Jahrh. lassen sich auch Commentarstücke dazu nachweisen, die Glossen und Erklärungen sind aber weiter fortgesetzt worden. Eine Würdigung des altirischen Rechts vom Standpunkte der allgemeinen Rechtsgeschichte aus gab Sir Henry Sumner Maine, Lectures on the Early History of Institutions, London 1875. Zwei interessante Texte über die alten Standesklassen, über den König (ri, Gen. rig, lat. rex) und die verschiedenen Rangstufen der Adeligen (aire, vgl. skr. arya Arier) finden sich mit englischer Uebersetzung aus einem Mscpte des 16. Jahrh. mitgetheilt im Appendix zu O'Curry's Lectures on the Mann. and Cust. of the Ancient Irish. Ein besserer Text neuerdings in Vol. IV der Ancient Laws. Vom Recht des Königs von Irland und der Könige der einzelnen Landschaften handelt das Leabhar na g-ceart, mit englischer Uebersetzung und einer wichtigen Einleitung herausg. von J. O'Donovan, Dublin 1847.

Unter den bisher besprochenen Literaturgattungen waren es schon die Annalen, Chroniken und andere historische Werke, in denen die irische Literatur in die Bahnen der christlich-antiken eingelenkt ist. Wir wenden uns jetzt zu der im engeren Sinne des Wortes christlichen oder ecclesiastischen Literatur. Die wichtigste Handschrift ist hier das Leabhar Breac, s. oben S. 149. Den heidnischen Sagen entsprechen die Heiligenlegenden, denen aber nur selten Gedichte eingelegt sind. Die

wichtigsten derselben treten uns in der Form von Homilien entgegen. Unter diesem Titel hat Wh. Stokes, der überhaupt in der hervorragendsten Weise seine Thätigkeit der altirischen christlichen Literatur zugewendet hat, drei der wichtigsten herausgegeben: Three Middle-Irish Homilies on the lives of Saints Patrick, Brigit and Columba (One hundred copies privately printed), Calcutta 1877, mit englischer Uebersetzung. Schon zuvor hatte Stokes, Rev. Celt. II, p. 381 fg., eine ebensolche Homilie über St. Martin von Tours herausgegeben und übersetzt, vorangestellt ist ein Ueberblick über die bis dahin bekannt gewordene homiletische Literatur, die also zum Theil die Legenden mit umfaßt. Stokes führt 22 Predigten auf, und theilt sie ein in Predigten 1) über das Leben Christi, 2) über die Apostel, 3) über Heilige und Engel, 4) über Tugenden (on Morals), 5) über das Leben nach dem Tode. Zu dieser Literatur gehört auch das Bruchstück einer Predigt (lateinisch und irisch) in dem oben S. 147 erwähnten Codex von Cambray (Ende des 8. Jahrh.). Mehrere im Leabhar na h-Uidhri erhaltene Predigten sind mit englischer Uebersetzung herausgegeben: Scéla na esergi (Tidings of the Resurrection), ed. O'Beirne Crowe, Dublin 1865; Fís Adamnáin (Adamnán's Vision, eine Schilderung von Himmel und Hölle), transcribed and translated from the Book of the Dun Cow. With notes von W. S(tokes) herausgegeben, der bloße Text (aus 2 Mscpt.) in meinen „Irischen Texten"; Scéla lái brátha (Tidings of Doomsday), herausgegeben und übersetzt von Wh. Stokes, Rev. Celt. IV, p. 245 fg. Einer der sprachlich und inhaltlich werthvollsten legendarischen Texte ist die irische Version der Vita Tripartita des St.-Patrick (einer Vita in der Form von drei Homilien), deren Veröffentlichung bevorsteht. An diesen Stoffen hat sich auch die ihren Ruhm in dem räthselhaft Dunkeln suchende Kunst der einheimischen File versucht, so in dem oben S. 150 erwähnten Amra Choluim Chilli, aus dem Lebor na h-Uidre with a literal translation and notes herausgegeben von O'Beirne Crowe, Dublin 1871, der bloße Text aus dem Liber Hymnorum, herausgegeben von Stokes, Goidelica, p. 156. Als Verfasser gilt Dallán Forgaill, der um 580 n. Chr. angesetzt wird. Sein Werk ist eine Verherrlichung des Columcille. Schon im Lebor na h-Uidre hat es einen ausführlichen Commentar, bei dessen Erklärungen wir uns aber oft nicht beruhigen können, ebensowenig als bei Crowe's Uebersetzungsversuch. Auch einige der altirischen Hymnen, die sich in mehrern Mscptn finden (unter andern auch in Laud 615, p. 113, wie mir Stokes mittheilt), zu ältest aber im Liber Hymnorum (s. oben S. 148)[6]), haben diesen irischen Charakter knappster Ausdrucksweise. Diese Hymnen sind von Stokes in den „Goidelica" herausgegeben, mit den erklärenden Glossen des Liber Hymnorum und mit den Vorreden, in denen über den Verfasser, die Zeit, den Ort und die Gelegenheit der Abfassung berichtet wird. Hieran reiht sich der unter dem Titel Félire des Oengus bekannte versificirte Heiligenkalender mit Prolog und Epilog. Jedem Tage im Jahre ist ein aus zweimal zwölf Silben bestehender Vers gewidmet, und diese zwölf Silben müssen genügen, um den Heiligen des Tages zu preisen. Die Andeutungen sind oft so dunkel, daß ohne die Glossen im Leabhar Breac viele Verse unverständlich bleiben würden. Wh. Stokes hat diesen Text aus drei Manuscripten, von denen keins älter als das 14. Jahrh. ist, herausgegeben mit den erwähnten Glossen und mit einer englischen Uebersetzung unter dem Titel „On the Calendar of Oengus", als Vol. I der Transactions of the R. Ir. Ac., Ir. Ms. Series, Dublin, June 1880. Oengus Céle Dé (der Culdeer) soll zu Anfang des 9. Jahrh. gelebt haben, aber der Sprache nach kann das Werk nach Stokes kaum vor Ende des 10. Jahrh. entstanden sein. Eine Retractatio der inhaltsreichen Vorrede veröffentlichte Stokes in der Revue Celtique V p. 339 fg. Demselben Oengus wird noch ein anderes religiöses Werk zugeschrieben, der Saltair na Rann, aus einem Bodleian-Manuscript des 12. Jahrh., herausgegeben von Wh. Stokes, in den Anecdota Oxoniensia, Mediaeval and Modern Series, Vol. I, Part III, Oxford 1883. Auch dieses Werk spricht Stokes dem Oengus ab, theils aus sprachlichen, theils aus sachlichen Gründen. Der Beweis ist jedoch nicht mit vollkommener Sicherheit geführt. Manche Einzelheit, die bedenklich ist, könnte erst späteren Ursprungs sein. Dieser merkwürdige Text besteht aus 162 einzelnen Gedichten mit 8392 Versen. Den Namen Saltair, d. i. Psalter, hat er von den 150 Gedichten, welche das Hauptwerk bilden und der Zahl der Psalmen entsprechen. Dazu kommen noch ein Gedicht über Reue und Bitte um Vergebung der Schuld, ein Gedicht auf Gott den Schöpfer aller Dinge, und zehn Gedichte über die Woche vor dem Tage des Gerichts und über diesen selbst. Von jenen 150 Gedichten aber behandeln 1—142 die Erzählungen des Alten Testaments, 143—150 in sehr kurzer Weise das Leben Jesu. Wir haben also hier ein merkwürdiges Correlat zum angelsächsischen Caedmon. Freie Prosaübersetzungen von Stücken aus dem Alten und Neuen Testament, ferner Texte, die sich auf die altchristliche Legende und auf die Kirchengeschichte beziehen, finden sich im Leabhar Breac und in andern Manuscripten, werden aber hier nicht näher erwähnt, da wir uns in der Hauptsache auf die in gewöhnlichem Druck und in Bearbeitung veröffentlichten Texte beschränken wollen. In Irland hat sich im frühen Mittelalter eine ausgedehnte christliche Literatur in irischer Sprache entwickelt, die wol alles umfaßt haben wird, was zur christlichen und zur gelehrten Bildung der damaligen Zeit gehörte. Vieles davon ist ganz oder in Fragmenten erhalten. Auf Beziehungen zur orientalischen Kirche macht Stokes, Rev. Celt. V, p. 357 aufmerksam. Daß auch Stücke wie die Geschichte des Königs Euagair (Abgar) von

6) Das Liber Hymnorum enthält auch lateinische Hymnen, das Verzeichniß derselben bei Stokes, Goid.² p. 61. Todd's Ausgabe des Lib. Hymn. besteht nur aus zwei fasciculi (1855 und 1869) und gibt nur die ersten 14 Blätter; mit fol. 15 beginnen die irischen Hymnen.

Armenien dahin gehören, ist vielleicht zweifelhaft. Auch die Kenntniß der griechischen Sprache, durch welche sich z. B. die Iren Sedulius Scotus und Johannes Scotus auszeichneten, braucht nicht nothwendig auf Byzanz hinzuweisen, da sie auch dem Paulus Diaconus, der seine Bildung in Pavia genoß, nachgerühmt wird, vgl. A. Ebert, Allgem. Gesch. der Lit. des Mittelalters im Abendlande, II, S. 37, 192, 259. H. d'Arbois de Jubainville, Introduction, p. 379 fg. Ueber St.-Patrick und den Ursprung der irischen Kirche hat zuletzt kritisch gehandelt Loofs, De antiqua Britonum Scotorumque ecclesia, Lips. 1882, p. 30 fg., vgl. F. E. Warren, The liturgy, and ritual of the Celtic church, Oxford 1881. Sehr merkwürdig sind die Texte über das religiöse Leben, in denen auch die Céle Dé oder Culdeer Erwähnung finden, so O'Moelruain's Tractat über die Regel der Céle Dé und die Regel des St. Mochuta, aus der ich den Abschnitt über die Céle Dé in meiner kurzgefaßten Grammatik mitgetheilt habe (der Text des Leabhar Breac ist durch ein Manuscript des Brit. Mus., Add. 30,512, zu verbessern). Auf den Gottesdienst, im besondern auf die Beschreibung der Messe bezieht sich das oben erwähnte Stowe Missal, das von Stokes bearbeitet worden ist. Von den religiösen Druckwerken der späteren Zeit erwähne ich nur die Katechismen, von denen ich mehrere kenne: vor allen die Lucerna fidelium des Franciscus Molloy (Froinsias O'Maolmhuaidh), Romae 1676, dann An Teagasg Criosdaidhe nach Bonaventura OEodhasa, Romae 1707 (ein Ex. auf der kgl. Bibl. zu Dresden), ferner An Teagasg Criosduidhe. The Catechism or Christian Doctrine, von M. Andrew Donlevy, Prefect of the Irish Community at Paris, Paris 1742, dieses letztere Buch mit gegenüberstehender englischer Uebersetzung. Die älteste gedruckte Bibelübersetzung ist von Bischof Bedel, Ende des 17. Jahrh., sie umfaßte zuerst nur das Alte Testament: Leabhuir na Seintiomna. London 1685 (4°. pp. 1142). Irish Bible, transl. by O'Donnell and Bedel, 2 vols, Dublin 1827.

Von den antiken Stoffen, die im Laufe der Zeit im Gefolge der christlichen Bildung nach Irland gekommen sind, ist namentlich eine Zerstörung von Troja (in der Hauptsache nach der Historia de Excidio Troiae des Dares) bekannt: Togail Troi, the Destruction of Troy (nach dem Buche von Leinster, 12. Jahrh.) herausgeg. und übersetzt von Whs. Stokes [Seventy copies privately printed], Calcutta 1881. Die Zerstörung von Troja ist mit dem Argonautenzuge verknüpft. Eine neue Ausgabe nach einem andern Manuscript erscheint als Beitrag von Stokes in der Fortsetzung meiner „Irischen Texte". Ebenso ist demnächst eine irische Version der Thaten Alexander's mit einer deutschen Uebersetzung herausgegeben von Dr. Kuno Meyer zu erwarten. Es sind dies Prosatexte, die auf den allgemein im Mittelalter gebrauchten Quellen beruhen, mit Zuthaten, deren Ursprung noch nicht überall festgestellt ist. Der Stil der Erzählung ist echt irisch und erinnert in der Schilderung der Kämpfe und in der Beschreibung der Waffen, Kleidungsstücke u. s. w. an die einheimischen Sagen. Die Zeit der Abfassung dieser Texte läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen. Der Sprache nach zu urtheilen könnte es das 11. oder 12. Jahrh. sein, also ungefähr dieselbe Zeit, in der diese Stoffe in der deutschen Literatur auftreten. Die Aeneide ist bisjetzt noch nicht in irischem Gewande nachgewiesen, obwol ein pariser Codex des Virgil irischen Ursprungs in den Eclogen einige irische Glossen enthält, vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Catalogue p. CXVIII. Doch sind handschriftlich noch andere Stoffe des classischen Alterthums vorhanden, z. B. Cäsar's Bellum civile, die Geschichte Constantin's des Großen, ferner von Stoffen des frühen Mittelalters die Thaten Karl's des Großen, die Historia Britonum des Nennius, letztere herausgegeben von J. H. Todd, Dublin 1847 (Irish Archaeol. Society). Ein northumbrischer König Alfred erscheint in Irland, wohin er 685 flüchtete, unter dem Namen Fland Find Fina. Aussprüche und ein Gedicht von ihm in irischer Sprache finden sich im Gelben Buche von Lecan, das Gedicht unvollständig auch im Buche von Leinster, vgl. Atkinson, Contents p. 20.

Selbst die Medicin ist in einer Anzahl ziemlich alter Manuscripte vertreten, die Texte sind Uebersetzungen lateinischer Werke, des Bernardus de Gordon u. a., vgl. Norman Moore, An Essay on the history of Medicine in Ireland, St. Bartholomew's Hospital Reports, Vol. XI, p. 145—166, Lond. 1875. Wie kräftig die alten Iren sich in ihrer Sprache fühlten, zeigt die irische Uebersetzung der termini technici der lateinischen Grammatik, wie sie sich namentlich im Sanctgaller Codex des Priscian findet. Einen Ueberblick hierüber gewährt die Gramm. Celt.², p. 978—990. In verschiedenen älteren Manuscripten sind Tractate über irische Grammatik vorhanden. H. d'Arbois de Jubainville scheint sie für werthvoll zu halten, s. Catalogue, p. CXLIV—V, aber nach Stokes, Three Irish Glossaries, p. LXI wären sie es nicht. Grammatische Paradigmen aus dem Buche von Ballimote und dem Buche von Lecan veröffentlichte Stokes, Goid² p. 73. Auch die einheimische Metrik hat eingehende Darstellung gefunden. Besondere Erwähnung verdient aber namentlich die Lexikographie. Dieselbe ist aus Glossen hervorgegangen. Die ältesten Glossen, die wir besitzen, die sich in den oben erwähnten ältesten Manuscripten zu Mailand, St.-Gallen u. s. w. befinden, zu sammeln, ist erst der modernen Philologie vorbehalten geblieben, doch hat man in Irland selbst schon früh begonnen, die Glossen, mit denen schwierige irische Texte versehen worden waren, zusammenzustellen. Stokes hat in seinem Buche, Three Irish Glossaries, London 1862, aus einem Manuscript des 14. oder 15. Jahrh. eine Sammlung von Glossen zum Félire (s. oben S. 155) mitgetheilt. Es ist dies offenbar der älteste Stock von Glossen zu diesem Texte, denn der Text des Félire im Leabhar Breac hat diese Glossen, dazu aber eine Menge anderer. In demselben Buche sind die großen Glossare von Cormac (Sanas Cormaic) und von O'Davoren veröffentlicht. Cormac war König

von Caisel (Cashel) und starb 903 n. Chr. Der Kern des ihm zugeschriebenen Glossars kann sehr wohl von ihm herrühren. Eine englische Uebersetzung O'Donovan's unter dem Titel Sanas Chormaic. Cormac's Glossary transl. and annot. by the late John O'Donovan, gab Stokes Calcutta 1868 heraus. O'Donovan lebte im 16. Jahrh., sein Glossar hat das Datum 1569. Etwas jünger, aber sehr wichtig, ist das Neue Glossar (Focloir no Sanasan Nua) des Michel O'Clery, das dieser Louvain 1643 im Druck veröffentlichte. Ein Neudruck mit englischer Uebersetzung von Arthur W. K. Miller in Rev. Celt. IV und V. O'Clery nennt in der Einleitung seine Quellen, sie gehören vorzugsweise der ecclesiastischen und gelehrten Literatur an, doch hat er auch alte Manuscripte mit Sagentexten benutzt. Im allgemeinen sind aber die letztern auch in ihren schwierigsten Theilen wenig glossirt worden, das gelehrte Interesse hat sich ihnen weniger zugewendet als Texten wie dem Félire, den Hymnen, dem Amra Choluim Chille u. s. w. O'Davoren's Glossar hat besonders viel Glossen aus den Rechtsquellen, und zeichnet sich auch dadurch aus, daß es Belegstellen gibt. Wir besitzen eine eingehende Analyse derselben von H. Ebel, Rev. Celt. II, p. 453—481. In den alten Manuscripten gibt es noch viele Glossencomplexe, einen derselben (aus H. 3. 18, Trin. Coll. Dubl.) hat Stokes veröffentlicht in den Transactions of the Philological Society, 1859, p. 168—215, einen andern, mit wunderlichen Verunstaltungen der Wörter Goid.[2] p. 71 fg. (Dúil Laithne). Die irischen Correlate zu 1139 lateinischen Wörtern enthält noch eine andere Publication von Stokes mit dem Titel: Irish Glosses, A Mediaeval Tract on Latin Declension. Dublin 1860, mit Commentar und Indices. Diese Glossen sowie die Glossarial Indices zu verschiedenen Textausgaben von Stokes bilden wichtige lexikalische Hülfsmittel für das Verständniß der alten Texte. Dazu kommt das Wörterbuch zu meinen Irischen Texten, Leipzig 1880, mit über 7000 Wörtern. Eine weitere Ergänzung bieten die Indices Glossarum et Vocabulorum Hibernicorum quae in Grammaticae Celticae Editione altera explanantur, von B. Güterbock und R. Thurneysen, Lipsiae 1881. Die von einheimischen Gelehrten verfaßten Wörterbücher beziehen sich vorwiegend auf die spätere und die moderne Sprache. Unter denselben ist, außer ungedruckten Werken und O'Brien's Wörterbuch der modernen Sprache, besonders bekannt Edward O'Reilly's Irish-English Dictionary, das in der New Edition mit einem aus O'Donovan's Nachlasse zusammengestellten Supplement versehen ist, Dublin 1864. Das Supplement gibt die Wörter mit vielen Verweisen auf handschriftliche Quellen, aber O'Reilly's Werk muß mit Vorsicht benutzt werden, da es viele Wörter in schlechter Orthographie gibt und viele Wörter ohne Belege mit einer leicht irreführenden bunten Reihe von Bedeutungen ausstattet. Nur handschriftlich vorhanden ist Plunket's Lateinisch-Irisches Wörterbuch, aus dem 17. Jahrh., Marsh's Library, Dublin und Peter O'Connell's Irisch-Englisches Wörterbuch im British Museum, von letzterm auch eine Copie in der Bibliothek des Trinity College zu Dublin. Der irische Theil der Grammatica Celtica von J. C. Zeuß, und zwar in der zweiten von H. Ebel besorgten Ausgabe, ist das Hauptwerk der irischen Grammatik. Hauptsächlich auf ihm, aber auch auf andern Quellen beruht meine Kurzgefaßte Irische Grammatik mit Lesestücken, Leipzig 1879, die zur ersten Einführung in das Irische bestimmt ist. Diese Bücher gehen von der ältesten Sprache aus, und steigen von da zum Mittelirischen, gelegentlich auch zum Neuirischen herab. Die einheimischen Grammatiken gehen von der modernen Sprache aus, und verzeichnen von diesem Standpunkte aus die Abweichungen der älteren Manuscripte. Das bedeutendste Werk dieser Art ist: A Grammar of the Irish Language, by John O'Donovan, Dublin 1845, das selbst durch Zeuß und Ebel noch nicht entbehrlich geworden ist. Es enthält auch Angaben über die dialektischen Verschiedenheiten der modernen Sprache. Von mehr elementaren Büchern ist aus der älteren Zeit C. H. H. Wright's Grammar of the Modern Irish Language zu nennen: die Preface der 2. ed. (London und Dublin 1860) gibt in interessanter Weise den Eindruck wieder, den das Erscheinen der Gramm. Celt. gemacht hatte. Zur Einübung der Sprache sind die in mehrern Auflagen erschienenen Bücher von Rev. Ulick J. Bourke brauchbar: The College Irish Grammar, Dublin 1856, 1879, und Easy Lessons, or Self-Instruction in Irish, 5th ed., Dublin 1867. In der neuesten Zeit hat sich in Irland ein Verein gebildet, The Gaelic Union for the preservation and cultivation of the Irish Language,[7]) Seit November 1882 gibt derselbe ein monatliches Journal, The Gaelic Journal, heraus, dessen Inhalt für die literarischen Verhältnisse und Bedürfnisse in Irland charakteristisch ist, Vol. I, Nr. 8, S. 265 werden jetzt Anfängern empfohlen „The first, second, and third Irish book, and first and second Gaelic book published by Gill, followed by Bourke's Easy lessons and Joyce's Grammar (A grammar of the Irish Language, for the use of schools, Dublin 1879). Vgl. Emilio Teza, Di alcuni libri che possono avviare all'irlandese moderno, Riv. di Filol. ed. Istruz. Class., Nov.-Dic. 1880. Ueber die ältern „Writers on Irish Grammar" handelt O'Donovan in der Introduction zu seiner Grammatik, p. LIV fg.

Ueber gälische Lehnwörter im Altnordischen hat gehandelt Wh. Stokes, Rev. Celt. III, 186—191. Die lateinischen Lehnwörter im Irischen hat in Angriff genommen B. G. Güterbock, Bemerkungen über die latein.

7) Schon im Anfange dieses Jahrhunderts entstand eine solche Gesellschaft, die aber bald wieder eingeschlafen zu sein scheint. Es erschien ein Band Transactions of the Gaelic Society of Dublin, established for the investigation and revival of ancient Irish Literature (Dublin 1808): enthält u. a. Tegasc Flatha (Institutio principis) des Dichters Tadhg Mac Daire aus dem 16. Jahrh., und eine erste Ausgabe der Sage Deirdri or The lamentable fate of the Sons of Usnach.

Lehnwörter im Irischen, Erster Theil: Zur Lautlehre (Königsb. Diss., 1882); vgl. dazu H. Schuchardt, Rev. Celt. V, 489 fg.

Nach Thom's Almanach and Official Directory für 1871 (vgl. Kolb, Handbuch der Vergl. Statistik, 7. Aufl. 1875, p. 398) sprachen in Irland:

im Jahre 1851 nur Irisch: 319,602 Personen (Leinster 200, Munster 146,336, Ulster 35,783, Connaught 137,283), Irisch und Englisch: 1,204,684 Personen (Leinster 58,976, Munster 669,449, Ulster 100,693, Connaught 375,566), zusammen 1,534,376;

im Jahre 1861 nur Irisch: 163,275 Personen (Leinster 238, Munster 62,039, Ulster 23,180, Connaught 77,818), Irisch und Englisch: 942,261 Personen (Leinster 35,466, Munster 483,492, Ulster 91,639, Connaught 331,664), zusammen 1,105,536.

Nach dem Gaelic Journal, Vol. I, Nr. 2, p. 56 (aus der Irish Times) sprachen in Irland

im Jahre 1871 nur Irisch: 103,562 Personen (Leinster 374, Munster 33,967, Ulster 19,067, Connaught 50,154), Irisch und Englisch: 714,313 Personen (Leinster 15,873, Munster 352,527, Ulster 65,856, Connaught 280,057); zusammen 817,875 (vgl. Rev. Celt. IV, p. 277, nach Ravenstein im Journal of the Statistical Society);

im Jahre 1881 nur Irisch: 64,167 Personen (Leinster 50, Munster 18,422, Ulster 12,360, Connaught 33,335); Irisch und Englisch: 885,765 Personen (Leinster 27,402, Munster 427,544, Ulster 98,163, Connaught 332,856); zusammen 949,932.

C. Die Quellen des schottischen Gälisch.

Nach der irischen Tradition erfolgte die dauernde Niederlassung des Dalriada genannten Stammes der Scotti in Argyll zu Anfang des 6. Jahrh. n. Chr. Dieses Verhältniß wird auch von den schottischen Gelehrten anerkannt, vgl. z. B. Skene, The Book of the Dean of Lismore p. XXIII fg. Im J. 563 kam S. Columba nach Schottland, um die Picten zu bekehren, und das bald darauf gegründete Kloster von Iona wurde für Picti und Scotti der Mittelpunkt der christlichen Bildung. Die älteste Quelle für das schottische Gälisch ist das Buch von Deir, einer Abtei in Buchan. Dieses Manuscript befindet sich jetzt auf der Public Library zu Cambridge. Es ist eine Evangelienhandschrift des 9. Jahrh., ihr hoher Werth für die Keltologie aber besteht in sechs auf locale Verhältnisse bezüglichen Eintragungen auf fol. 2—4. Diesen gälischen Theil hat zuerst mit Uebersetzung und Analyse herausgegeben Wh. Stokes, Goidilica p. 47 fg., 2ª ed. p. 106 fg.; an letzterer Stelle erwähnt er eine vollständige Ausgabe der ganzen Handschrift mit Facsimiles von Stuart, Edinburgh 1869. Am Ende des Manuscripts steht ein Vers des alten Schreibers, dessen Sprache entweder beweist, daß das Manuscript an sich irischen Ursprungs ist, oder daß die gälische Schriftsprache Schottlands im 9. Jahrh. noch in keiner Weise vom Irischen verschieden war. Wahrscheinlich ist die alte Handschrift von einem Iren geschrieben. Anders steht es mit den späteren Eintragungen, die in das 11. bis 12. Jahrh. gesetzt werden: Ausdrucksweise, Wörter und Formen sind wie im Irischen, aber die Schreibweise zeigt schon einen stärkeren lautlichen Verfall, sei es, daß das schottische Gälisch wirklich rascher gelebt hat, oder daß nur die Schreibweise weniger alterthümlich geblieben ist und sich genauer der Aussprache der Zeit angepaßt hat.

Ein so reiches literarisches Leben, wie wir es in Irland gefunden haben, suchen wir in Schottland für die alte Zeit vergebens. Wir verzeichnen die Thatsache, ohne hier die Gründe untersuchen zu können. Weder hat sich in Schottland in alter Zeit eine eigenthümliche ecclesiastische Literatur in gälischer Sprache entwickelt, noch weiß man hier etwas von der Aufzeichnung alter Rechtssätze oder der einheimischen Sagen in alter Zeit. Charakteristisch ist, daß von Columba, dem Apostel der Schotten, zwar eine gälische Vita in einem alten irischen, aber nicht in einem schottischen Manuscripte vorhanden ist. Allerdings besitzt die Advocates' Library zu Edinburgh eine Sammlung von gälischen Manuscripten, aber die älteren scheinen alle mit einer einzigen wichtigen Ausnahme irischen Ursprungs zu sein, vgl. die Angaben von Gaidoz, Rev. Celt. VI, p. 112 fg. Damit ist nicht gesagt, daß das Volk nicht in mündlicher Ueberlieferung seine Sagen und Legenden, vor allem seine Lieder gehabt habe. Das ist noch heute der Fall, und viele Sagen sind in diesem und im vorigen Jahrhundert aus dem Munde des Volks schriftlich aufgezeichnet worden. Frühere Aufzeichnungen sind nur sehr wenige vorhanden. Die berühmteste ist bekannt unter dem Namen: das Buch des Dean von Lismore, oder wie es in dem Manuscripte selbst heißt: Liber Domini Jacobi Macgregor Decani Lismoren, und enthält auf 311 Seiten eine Sammlung von Gedichten, welche James Macgregor und sein Bruder Duncan um das J. 1512 aus dem Hochlande zusammengetragen hatten. Lismore ist in Argyllshire gelegen. Dieses Manuscript ist zum größten Theil von Th. M'Lauchlan und W. F. Skene, Edinburgh 1862, herausgegeben, indem ersterer den Text und die englische Uebersetzung gab, letzterer die Einleitung dazu schrieb. Der linguistische Werth dieses Manuscripts besteht darin, daß es, entgegen der irischen Praxis, eine mehr phonetische Schreibweise hat wie Manx und Welsh. Dem Inhalte nach aber ist es deshalb so wichtig, weil es in Schottland die älteste Quelle der sogenannten Ossianischen Gedichte ist. Meine Ansicht, die ich schon Irische Texte S. 152 ausgesprochen habe, geht dahin, daß alle diese Gedichte irischen Ursprungs sind mitsammt den Sagen, die sie enthalten, und zwar glaube ich nicht, daß die Schotten sie in dieser Form aus ihrer früheren Heimat gebracht haben, vielmehr müssen viele Gedichte ihrer ganzen Fassung nach erst in späteren Jahrhunderten von Irland aus hinübergekommen sein, entweder in mündlicher Ueberlieferung oder in schriftlicher Aufzeichnung.

Einen Dichter Ossian (besser Ossin, wie es im Irischen und auch noch im Buche des Dean von Lismore heißt) hat es nie gegeben. Wie Ossian zu einem Dichter

geworden ist, habe ich in meinem Vortrage über die irische Sage und die Ossianfrage zu zeigen gesucht. Ossin, der Sohn Finn's, war nach der Sage einer der wenigen, welche die Schlacht bei Gabra (284 n. Chr.) überlebten. In dieser Schlacht vernichtete der König von Irland die Macht der übermüthig gewordenen Fenier, zu deren Führern Ossin, und vordem auch Finn und dessen Vater Cumall gehörten. Diese Schlacht ist aber zugleich das Ende der alten kriegerischen Glanzzeit Irlands. Die Sage hat nun Ossin als uralten Greis mit St.-Patrick zusammengebracht, und es ist hieraus in Irland eine förmliche Literaturgattung erwachsen, bestehend aus Gesprächen zwischen Ossin und St.-Patrick: letzterer will Ossin bekehren, dieser aber erzählt immer wieder von der Herrlichkeit der alten vergangenen Zeiten. So ist Ossin zum Erzähler der Sagen, und durch einen weiteren Schritt zum Verfasser der Gedichte geworden. Hierbei kommt noch ein anderer Punkt in Betracht. Die ältesten Ossianischen Gedichte in irischen Manuscripten und ebenso im Buche des Dean von Lismore sind nicht allzu lang, beziehen sich auf eine bestimmte Situation und gleichen in ihrem Charakter den übrigen Gedichten, die sich in den alten irischen Sagen finden. Diese sind entweder Reden, die den Personen der Sage in den Mund gelegt werden, oder Recapitulationen des Inhalts der Sage, oft gleichfalls einer Person der Sage zugeschrieben, wenn nicht nüchterner davor steht, daß der Dichter das Folgende gesungen, oder das folgende Lied gemacht habe. Im Buche von Leinster finden sich solche Gedichte isolirt, ohne daß ihnen eine längere Erzählung der Sage beigegeben wäre, und zwar mit der Ueberschrift: Ossin cecinit, Finn mac Cumaill cecinit etc., wobei dieses cecinit nur die lateinische Uebersetzung des alten irischen cechuin oder cachain der Sage ist. Dasselbe ist aber im Laufe der Zeit, besonders in Schottland, wörtlich genommen worden, und so stehen im Buche des Dean von Lismore in den Ueberschriften der Gedichte Auctor hujus Ossin. Ursprünglich also war Ossin nur ein Held der Vorzeit, dem in der Sage von namenlosen Dichtern Gedichte in den Mund gelegt werden. In der älteren Zeit werden auch andern Helden der Sage Gedichte in den Mund gelegt, Ossian ist aber allein aus diesem Verfahren als Dichter hervorgegangen, weil man ihn besonders als letzten Vertreter der alten Zeit mit St.-Patrick, dem Vertreter der neuen christlichen Zeit, in Berührung brachte. St.-Patrick's Name kommt nicht in allen Gedichten vor, aber man merkt oft auch ohne ihn, daß sie an einen Kleriker gerichtet sind. In den älteren Gedichten, auch in denen des Buchs des Dean von Lismore, berichtet Ossin nur von Begebenheiten seiner eigenen Zeit, bei denen er selbst dabei war, erst in Macpherson's Ossianischen Gedichten zeigt sich jene Vermengung der verschiedenen Sagenkreise, die von den Iren als ein Hauptargument gegen die Echtheit von Macpherson's Gedichten geltend gemacht worden ist.

Ein sehr werthvolles Sammelwerk über die gälischen Sagen in Schottland ist Leabhar na Feinne, Vol. I. Gaelic Texts. Heroic Ballads collected in Scotland chiefly from 1512 to 1871, arranged by J. F. Campbell, London 1872 (im Selbstverlage des Herausgebers). Hier wird man, wenn nicht mit allen, so doch gewiß mit dem größten Theile der Sammlungen gälischer Texte in Schottland bekannt gemacht. Wir sehen, daß die ältesten Manuscripte nächst dem Buche des Dean von Lismore aus den Jahren 1603 und 1690 stammen, daß sie in irischer Schrift geschrieben sind, und daß die Schreiber, obwol Schotten, wie in der Schrift so auch im Inhalte der Texte von den Iren abhängig waren. Die schottischen Gälen stammen aus Irland und sind, wenigstens was die alten Sagen anlangt, Iren geblieben. Für diesen Zusammenhang mit dem Mutterlande sind auch die Namen Erse, Erisch, mit denen die Engländer die schottischen Gälen und ihre Sprache bezeichneten, charakteristisch. „Erse" is a local pronunciation of the word „Irish", sagt Campbell l. c. p. XXIV, Col. 2. Englisch, Inglis und Irisch, Erise sind im Mittelalter die Sprachgegensätze in Schottland. Die Schotten selbst nannten sich Albanaich. Skene, Book of the Dean of Lismore p. XIII, berichtet von einer Schlacht im 12. Jahrh., in welcher der Kriegsruf der Hochschotten Albany, Albany war, auf den die Engländer aber mit Yry, Yry antworteten, „a term of great reproach at that time".

Campbell gibt p. XXXV fg. einen Ueberblick über den Inhalt der in den verschiedenen Sammlungen enthaltenen und von ihm zum großen Theil mitgetheilten Texte. Unsere Bemerkungen können hier nur ganz vorläufige sein, denn es fehlt bisjetzt jede kritisch-vergleichende Untersuchung des Inhalts. Wir finden hier einige der ältesten irischen Sagen wieder, z. B. verschiedene auf Cuchulinn bezügliche Texte, die Geschichte von Deirdre, von Fraech und vor allem die Abenteuer von Finn, Ossin und andern irischen „worthies" derselben Zeit, aber auffallend ist das starke Hereinspielen des nordischen Elements in die altgälische Sage. Diese Verbindung gehört also nicht nur und nicht erst Macpherson's Gedichten an, sondern findet sich auch in Texten, die zwischen 1750 und 1760 aufgeschrieben sein sollen. Soweit meine Beobachtung reicht, werden Finn, Ossin und erst recht die Helden des älteren Sagenkreises stets Iren genannt, und ist der Schauplatz der Handlung vorwiegend Irland. Insofern hat also die Sage in Schottland das Ursprüngliche gewahrt, niemals aber werden in älteren irischen Quellen Einfälle der Normannen oder Verwickelungen mit denselben in die Zeit Finn's, d. i. das 3. Jahrh. n. Chr., verlegt. Allein wenn auch diese anachronistische Combination schlimmer ist als die poetische Erfindung, daß Ossin den Anfang der christlichen Zeit erlebt habe und mit St.-Patrick zusammengekommen sei, so ist es doch eine Erfindung ähnlicher Art. Wir lassen dahingestellt, ob sie erst in Schottland gemacht worden ist, oder schon in Irland, jedenfalls ist sie ein Reflex der Einfälle, unter denen die Iren ungefähr von 800 n. Chr. an so schwer zu leiden hatten. Wie merkwürdig, daß in den auf schottischem Boden gesammelten Gedichten die wirklichen Schicksale Schottlands so wenig

Widerhall gefunden haben! Nur der dem Lande, wenn auch nicht dem Volke fremde irische Stoff hat die schottische Phantasie beschäftigt, er ist mit dem ganzen Rüstzeug mythischer Vorstellungen, die von Sagenkreis zu Sagenkreis gewandert sind, ausgestattet und in neuen Combinationen immer mehr der historischen Wahrheit entfremdet worden. In dieser Richtung ist Macpherson noch einige Schritte weitergegangen, indem er gegen die alte Sagenchronologie auch Cuchulinn und Finn zu Zeitgenossen macht, und aus Unkenntniß oder absichtlich die überlieferten Verhältnisse und die Namen der Personen ändert und verstümmelt. Wie sehr z. B. Macpherson's Gedicht Darthula, zu dem ein gälischer Text nicht erschien, von der irischen, aber auch von der älteren schottischen Sage abweicht, ist schon öfter hervorgehoben worden. Vgl. O'Flanagan, Deirdri, or, The lamentable fate of the Sons of Usnach, in Vol. I der Transactions of the Gaelic Society, Dublin 1808, ferner meine Irischen Texte S. 65, und H. d'Arbois de Jubainville, La Littérature Ancienne de l'Irlande et l'Ossian de Mac-Pherson, Paris 1880 (Bibl. de l'École des chartes, T. XLI).

Daß der gälische Text von Macpherson's Ossian jemals so wie er ist in einem älteren Manuscripte existirt habe, ist eine literarische Unmöglichkeit. Macpherson hat sich des ihm im J. 1760 gewordenen Auftrags, in den schottischen Hochlanden altkeltische Poesie zu sammeln und sie dann „in the most perfect shape possible" der Welt zu übergeben, in glänzender Weise entledigt, nur hat er sein Material in freier Weise zu neuen Gedichten umgestaltet. Nichts ist mehr geeignet, ahnen zu lassen, wie Macpherson verfuhr, als die Darstellung seines ersten Auftretens und seiner Aufnahme von seiten des Publikums, welche Professor Blackie S. 197 fg. seines Buches über die Sprache und Literatur des schottischen Hochlandes gegeben hat. Kein einziges von Macpherson's gälischen Gedichten ist bisjetzt in einer andern Quelle aufgetaucht, weder in einem Manuscripte noch in mündlicher Ueberlieferung, weder in einer Quelle vor Macpherson noch in einer Aufzeichnung nach seiner Zeit. Wir glauben sehr gern, daß die Manuscripte, welche er benutzt hat, ein Jahr lang bei einem Buchhändler zur Einsicht ausgelegen haben, aber leider hat sie niemand eingesehen, sodaß also nicht festgestellt ist, was für Manuscripte es waren und inwieweit sie dem gälischen Texte Macpherson's entsprechen. Im günstigsten Falle darf man vermuthen, daß es Manuscripte waren, die noch jetzt in einer der von Campbell angeführten Sammlungen vorhanden sind, und daß sie allerdings einen Theil des Materials enthielten, das Macpherson zu seinen Dichtungen verwendet hat.

Um Macpherson's persönlichem Charakter gerecht zu werden, darf man nicht übersehen, daß er weder als Keltologe noch als Alterthumsforscher aufgetreten ist, sondern als Dichter. Seine Englisch geschriebenen Gedichte sind es, die seinen Ruhm begründet haben, und diese werden immer eine bedeutende Erscheinung der Literaturgeschichte bleiben, denn sie haben ihre Zeit mächtig beeinflußt. Erst lange nach der Veröffentlichung der englischen Gedichte sind die gälischen Texte bekannt geworden. Macpherson's Hauptschuld ist, daß er, erbittert durch die auf ihn gerichteten Angriffe, keine offene Auskunft über ihren Ursprung gegeben hat. Auf keinen Fall kann sein Ossian als eine reine Quelle echten Keltenthums betrachtet werden. Daß der gälische Text weiter nichts als eine nachträgliche Uebersetzung aus dem Englischen sei, ohne Anlehnung an gälische Quellen, glaube ich nicht. Vielmehr wird er mit freier Benutzung vorhandener Texte und Fragmente, wahrscheinlich auch auf Grund von Notizen über mündliche Berichte, wenigstens im Plane zugleich mit dem englischen Texte entstanden sein. Da aber Macpherson zuerst den letzteren veröffentlichte, und es sehr unwahrscheinlich ist, daß er trotzdem den gälischen Text vor diesem druckfertig gemacht hätte, so liegt allerdings die Vermuthung nahe, daß der gälische Text erst nach dem englischen vollendet und im Anschlusse an denselben gestaltet worden ist. Hierbei müssen die Quellen vielfach verändert und mancher gälische Vers neu geschmiedet worden sein, um die Fragmente zu größeren Ganzen zu vereinigen. Da der Dichter nicht besonders sicher im Gälischen gewesen sein soll, so spricht auch Blackie von einem helfenden Freunde, der mitthätig gewesen sei. Einiges Licht fällt auf diese verborgenen Vorgänge durch das, was wir über das Buch Sean Dana von John Smith erfahren. Dieser veröffentlichte nach dem von Macpherson gegebenen Beispiele seine Texte im J. 1780 gleichfalls zuerst in englischer Uebersetzung, ließ aber dann schon im J. 1787 seine gälischen Originale folgen[8]): Smith nennt die Personen, von denen er sie erhielt, erklärt aber ausdrücklich, daß er seine Vorlage nach gedruckten Texten corrigirte, und ihre Lücken durch eigene Zuthaten ergänzte. Vgl. Clerk, The Poems of Ossian, p. XXXIV.

Wir haben im Anschlusse an Campbell's Sammelwerk sogleich Macpherson's Ossian besprochen und tragen hier einige literarhistorische Notizen nach. John Macpherson's erste Ossianische Publication war: Fragments of Ancient Poetry collected in the Highlands of Scotland and translated from the Gaelic (Edinburgh 1760). Darauf folgte: Fingal, an Ancient Epic Poem in Six Books, together with several [15] other Poems composed by Ossian, the son of Fingal, translated from the Gaelic Language (Edinburgh 1762). Da Macpherson bis dahin nur Aufmunterung erfahren hatte, so ist für seine bona fides wichtig, daß er schon hier in einem „Advertisement" von der Absicht spricht, seine gälischen Originale sobald als möglich drucken zu lassen (s. Blackie a. a. O. S. 200). Im J. 1763 erschien Temora mit fünf kleineren Gedichten, und es gibt dann eine Reihe von Gesammtausgaben des englischen Textes, von denen die von Hugh Campbell am meisten verbreitet ist, 2 Vols, London 1822 (auch Leipzig bei Göschen 1840). Der gälische Text

8) Sean Dana, le Oisian, Orrann, Ulann etc. By John Smith, D. D. Edinburgh, Elliott 1787.

erschien erst nach dem 1796 erfolgten Tode Macpherson's. Es soll im Literary Journal für 1774 öffentlich bezeugt worden sein, daß Macpherson seine Manuscripte ein Jahr lang in der Buchhandlung von Beckett & De Hondt, Strand, London, deponirt hatte. Diese Quellen Macpherson's sind spurlos verschwunden. Er hinterließ aber ein theils von ihm, theils von seinen Schreibern geschriebenes gälisches Manuscript für den größeren Theil seiner englischen Gedichte. Der Druck desselben erfolgte auf Veranstaltung der Highland Society of London im J. 1807: den gälischen Text besorgte Thomas Roß, dazu kam eine lateinische Uebersetzung von Robert Macfarlan nebst Anmerkungen und sonstigen Zugaben. Vgl. Clerk, The Poems of Ossian p. LIV. Die Highland Society wünschte, daß die Orthographie der gälischen Bibelübersetzung vom J. 1801 befolgt werde. Es scheint ein Glück zu sein, daß Roß dieser Aufforderung nicht genau nachgekommen ist. Andere Ausgaben folgten in den Jahren 1818 und 1861, aber mit willkürlichen Aenderungen. Macpherson's Manuscript, das der Editio princeps zu Grunde gelegen hat, ging verloren, und so war der neueste Herausgeber, Archibald Clerk, auf diese angewiesen, die er jedoch in gewissen Punkten zu verbessern suchte. Ob er damit Macpherson's Manuscript näher kam, ist schwer zu entscheiden. Das glänzend ausgestattete, auf Kosten von John Marquess of Bute gedruckte Werk erschien in zwei Bänden unter dem Titel: The Poems of Ossian in the Original Gaelic, with a literal Translation into English and a dissertation on the authenticity of the poems (Edinburgh and London 1870).

Der Streit über die Echtheit der Ossianischen Gedichte hat den Werth, daß er eine Reihe von Thatsachen festgestellt und viel interessantes Material zu Tage gefördert hat. Leider ist die eigentlich rein literarische Frage zugleich zu einer nationalen geworden, und viele schottische Gelehrte haben mit einer Zähigkeit an dem Dichter Ossian und dem Alter der von Macpherson veröffentlichten Gedichte festgehalten, die nur durch ihr Nationalgefühl und die Animosität der Gegner begreiflich wird. Die Grundlage in allen äußern Fragen bildet der von H. Mackenzie ausarbeitete Report of the Committee of the Highland Society of Scotland appointed to inquire into the Nature and Authenticity of the Poems of Ossian (Edinburgh 1805). Eine interessante Darstellung gibt John Stuart Blackie in dem hier schon mehrfach benutzten Buche: The Language and Literature of the Scottish Highlands (Edinburgh 1876), p. 194 fg.; ebenso sei auf Clerk verwiesen, in der Introduction zu seiner oben erwähnten Ausgabe, der aber zu viel unhaltbare Punkte zu vertheidigen bemüht ist. Unter den neueren irischen Artikeln verdient besonders Hennessy's Anzeige von Clerk's Ausgabe erwähnt zu werden, in der Academy vom 1. und 15. Aug. 1871. Aehnlich spricht sich auch aus Gaidoz, Rev. Celt. I, p. 479 fg. In Deutschland faßt die ältere Literatur in dieser Streitfrage zusammen Talvj (Therese Albertine Luise Robinson, geb. v. Jakob), Die Unechtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere (Leipzig 1840), ferner E. Waag, Ossian und die Fingal-Sage, Manheim 1863 (ein Schulprogramm). Ueber die deutschen Uebersetzungen wird in den angeführten Schriften berichtet, die von Ahlwardt schließt sich an den gälischen Text an, andere an den englischen Text, so die des Grafen Friedrich Leopold von Stolberg.

Da mindestens viele der Ossianischen Gedichte, namentlich der älteren, irischen Ursprungs sind, so kann diese Literaturgattung nicht als die reinste Quelle des specifisch schottischen Gälisch bezeichnet werden. In dieser sprachlichen Beziehung werden die Gedichte der volksthümlichen Barden den Vorzug verdienen, die ich jedoch nur aus Blackie's Uebersetzungen kenne (l. c. p. 97 fg.). Dieser bezeichnet als beinahe seine einzige Quelle für die älteren derselben Mackenzie's Beauties of Gaelic Poetry.[9]) An der Spitze steht Mary Macleod, geboren 1569, „τρόφος, or nurse, to five lairds of the Macleods, and two of the lairds of Applecross". Sie machte Gedichte auf die Glieder der Familie der Macleod, fand aber in dieser Hinsicht keine Anerkennung bei ihrer Herrschaft. Einen politischen Charakter hatte die Poesie von Iain Lom oder „Bare John", der in der Mitte des 17. Jahrh. blühte. Dasselbe gilt von dem Schulmeister Alexander M'Donald[10]), den Blackie den Tyrtäus der Rebellion vom J. 1745 nennt. Sein Zeitgenosse war der Satiriker MacCodrum, gegen den sich die Schneider des Landes verschworen, ihm nie ein Kleidungsstück zu machen. Religiösen Inhalts ist die Poesie Dugald Buchanan's, geboren 1716, der in seiner Jugend ein schlechtes Leben führte, dann aber, wie Bunyan, von Gewissensbissen gefoltert zum Bußprediger wurde; charakteristisch für ihn ist sein langes Gedicht, das der Betrachtung eines Todtenkopfs gewidmet ist. Aber als der reinste Ausdruck der Poesie der Hochlande gilt Duncan M'Intire, oder Duncan Ban (Fair Duncan), geboren 1724.[11]) Er war ein Jägersmann und Wildhüter, und das Gedicht, das besonders seinen Ruhm begründet, ist eine poetische Schilderung des Lebens der Rehe und Hirsche in den Wäldern von Ben Dorain, die unter seiner Aufsicht standen. Blackie gibt a. a. O. S. 162 fg. eine englische Uebersetzung desselben. Buchanan und M'Intire sind oft herausgegeben worden: von ersterm erschien im J. 1875 die 21., von letzterm die 8. Ausgabe (Blackie a. a. O. p. 156). Der letzte Dichter, den Blackie aus der Zeit Macpherson's erwähnt, ist Robert Mackay, bekannter unter dem Namen Rob

9) Sar-Obair nam Bard Gaelach, or the Beauties of Gaelic Poetry, by J. Mackenzie and James Logan (Glasgow 1841). — Dieser Titel und ebenso die Titel in den folgenden Anmerkungen stammen aus einem Kataloge, den ich der Güte von Professor Blackie verdanke: A Catalogue of Gaelic Books and other Scottish Literature. Näheres über die Bücher war im J. 1882 bei Th. Halley, 36 Elgin Crescent, Nottinghill, London, zu erfahren. 10) Orain. — The poetical Works of Alexander Macdonald (Glasgow 1839). 11) Orain agus Dana Geidhealach, by Duncan Ban MacIntyre (Edinburgh 1848).

Donn, „qui cecinit forma praestantes rure puellas“, und der sich auch als Satiriker auszeichnete.[12])

Aus diesen Bemerkungen geht hervor, daß das 18. Jahrh. nicht blos durch Macpherson die Glanzzeit der gälischen Poesie in Schottland gewesen ist. Ferner ergibt sich, daß die Naturschilderung, welche namentlich vom Standpunkte der älteren irischen Poesie aus gegen das Alter und die Volksthümlichkeit von Macpherson's Gedichten geltend gemacht worden ist, jedenfalls nicht erst von Macpherson in die gälische Poesie eingeführt wurde, wie Blackie p. 160 mit Recht bemerkt. Derselbe bespricht p. 98 eins der ältesten Gedichte jener Zeit (Miann a bhaird aosda, d.i. Der Wunsch des alten Barden), dessen Datum freilich nicht genau bestimmt werden kann; es macht einerseits in seinem gefühlvollen Tone einen recht modernen Eindruck, und erinnert andererseits an die alten Ossianischen Zeiten. Macpherson ist also auch nicht der erste gewesen, der den sentimentalen oder elegischen Ton in die gälische Poesie eingeführt hat. Nach meiner Ansicht erklärt sich die düstere Stimmung in den Ossianischen Gedichten wenigstens zum Theil aus dem Charakter des poetischen Ossin, der als uralter Greis dem St.-Patrick den geschwundenen Glanz seiner Jugendzeit schildert.

Von Dichtern oder Sängern nach J. Macpherson führt Blackie an: Lauchlan Macpherson, geb. 1725[13]), John Roy Stuart, Kenneth Mackenzie, geb. 1758, William Roß, geb. 1762[14]), Allan Macdougall, geb. um 1750, James Shaw, geb. 1758, James Macgregor, geb. 1762[15]), Ewan MacLachlan, geb. 1775[16]), Alexander Machinnon, geb. 1770, Donald Macdonald, geb 1780, Livingstone oder Mac Thumleibhe, geb. 1808[17]), Ewan MacColl, geb. 1812. Von ihren Werken liegt mir nur das letztgenannten Clarsach nam Beann vor, 2. Aufl., Dun Edinn 1838 (1. Aufl., Glasgow 1836). Blackie theilt außerdem eine Anzahl von gesungenen Volksliedern in englischer Uebersetzung mit. Was die Prosa anlangt, so sind nach derselben Autorität die Predigten nur zu oft nicht idiomatisch, sondern englisch gedacht. Das idiomatische Gälisch ist noch lebendig in den mündlich erzählten Sagen und Märchen und in den Sprichwörtern. Von erstern veröffentlichte J. F. Campbell einen gälischen Text, den er von einem Arbeiter namens Donald Macpherson erhielt, mit englischer Uebersetzung in der Revue Celtique I, p. 195—202 (Fionn's Enchantment, und für die Sprichwörter liegt jetzt das Buch von Alexander Nicolson vor, A Collection of Gaelic Proverbs and Familiar Phrases, Based on Macintosh's Collection (Edinburgh 1881).

In der kirchlichen Literatur des gälischen Schottland ist die irische Sprache lange herrschend geblieben. Die ersten derartigen Drucke stammen aus Argyllshire, wo auch die gesprochene Sprache dem Irischen noch am nächsten ist. Kurze Angaben über diese Drucke gibt Skene, The Book of the Dean of Lismore, p. XXXVIII fg. Der erste war Bischof Carswell's Gebetbuch (Dundein 1567), das vor kurzem von Thomas M'Lauchlan auf Kosten des Marquess of Bute neu gedruckt worden ist: The Book of Common Order, commonly called John Knox's Liturgy, translated into Gaelic anno Domini 1567 by M. John Carswell, Bishop of the Isles, Edinburgh 1873 (vgl. Rev. Celt. II, p. 264). Die Vorrede zu diesem Werke, die sich auch bei O'Donovan, Ir. Gramm. p. 453 fg. als Sprachprobe abgedruckt findet, ist einfach im Irisch der damaligen Zeit geschrieben. Erst im Laufe der Zeit hat man aus den Katechismen und der Bibelübersetzung das, was dem irischen Dialekte allein eigenthümlich ist, zu verbannen gesucht, und die Bibelübersetzung vom J. 1826 gilt als „the standard of the orthography and idiom of the Scotch Gaelic“: besonders gerühmt wird die letzte Ausgabe von 1880 (Published for the Edinburgh National Bible Society), vgl. A. Nicolson, Gaelic Proverbs p. X. Interessant ist, daß anfangs die im J. 1690 erfolgte Ausgabe von Bischof Bedel's irischer Bibelübersetzung mit für Schottland galt, indem ihr ein kurzes schottisch gälisches Glossar angehängt wurde. Hierüber und über spätere Erweiterungen dieses Glossars berichtet Skene, The Book of the Dean of Lismore, p. XIII. Das bedeutendste Wörterbuch ist das von der Highland Society of Scotland herausgegebene Dictionarium Scoto-Celticum (Edinburgh 1828). Vorher erschien R. A. Armstrong's Gaelic Dictionary, in two parts, Gaelic and English, and English and Gaelic (London 1825). A. McAlpine's Pronouncing Gaelic Dictionary (Edinburgh 1847 bezieht sich auf den Dialekt von Islay, wo der Verfasser ein Schoolmaster war, Skene a. a. O.. — Unter den vorhandenen Grammatiken ist die beste die von Alexander Stewart, Elements of Gaelic Grammar (Edinburgh 1801, 2d ed. 1812). Vgl. Gramm. Celt.[2] p. IX. Hauptsächlich auf Macpherson's Ossian bezieht sich A. Gbrard's Handbuch der Mittelgälischen Sprache (Wien 1870). Die Principles of Gaelic Grammar von John Forbes (Edinburgh 1848) enthalten in der Introduction Angaben über die drei Hauptdialekte des schottischen Gälisch: northern, central, south-western. vgl. Rev. Celt. II. p. 187). Donald Mackinnon in seiner Inaugural Address p. 30 unterscheidet nur zwei, einen nördlichen und einen südlichen, von denen der letztere dem Irischen näher steht und vorzugsweise in der Literatur vertreten ist. Ueber die verhältnißmäßig geringen grammatischen Unterschiede zwischen schottischem und irischem Gälisch handeln O'Donovan, Irish Grammar, p. LXXVIII, und Skene, The Book of the Dean of Lismore, Additional Notes, p. 137 fg. Unter dem Titel Present Limits of the Celtic Language in Scotland enthält die Rev. Celt II, p. 178 fg. eine Abhandlung über die Sprachgrenze in Schottland, die dem Buche von James A. H. Murray, The Dialect

12) Orain. — Songs and Poems in the Gaelic Language by Robert Mackay. Inverness, Douglas 1829. Orain. — Le Rob Donn. Edinburgh, Collie, 1871. 13) Oran Gaelach, Le Uilleam Ros. Inverness, 1829. 1834. 1868. 14) Oran Ghaelach, Le Iain MacGhregair (Edinburgh 1801. 15) Metrical Effusions, by Ewen MacLachlan (Aberdeen 1816. 16) Duain Ghaelic, Le Uilleam Mac DhunLeibhe (Edinburgh, MacLachlan and Stewart, 1858).

of the Southern Counties of Scotland, its pronunciation, grammar and historical relations (London 1873) entnommen ist. Seit dem Jahre 1881 erscheint eine der gälischen Philologie gewidmete Zeitschrift in Glasgow, The Scottish Celtic Review, herausgegeben von Alexander Cameron (die 3. Nummer datirt November 1882). — Nach den Angaben in der Revue Celtique IV, p. 277 (1880), die sich auf Zusammenstellungen von M. Ravenstein im Journal of the Statistical Society stützen und sich wahrscheinlich auf den Census von 1871 beziehen, betrug die Zahl der gälisch Redenden in den Theilen Schottlands, wo die gälische Bevölkerung vorherrscht, 242,207, in den übrigen Theilen Schottlands 58,745, in Irland (Antrim) 591, in England und Wales 8000, zusammen 309,251, darunter im ganzen 48,873 Personen, die nur Gälisch sprechen. Ebenso schätzt Donald Mackinnon, Inaugural Address (1883) p. 23 die Gälisch Redenden in Schottland auf ungefähr 300,000.

D. Die Quellen des Manx.

Die folgenden Angaben stammen zum Theil aus Henry Jenner, The Manx Language: its grammar, literature, and present state. A paper read before the Philological Society, June 18th, 1875 (London).

Die Runensteine, die auf der Insel Man vorhanden sind, kommen hier nicht in Betracht, da sie kein Gälisch, sondern nur Nordisch enthalten. Die alten Beziehungen der Insel zu Irland sprechen sich in dem oben S. 140 erwähnten Manannán mac Lir der altirischen Sage aus. Dieser mythischen Persönlichkeit wird ein Gedicht zugeschrieben, das von der Bekehrung der Insel durch St. Patrick handelt. Es sollen früher auch Ossianische Gedichte vorhanden gewesen sein, erhalten ist aber nur ein einziges Fragment, das in einer Niederschrift vom J. 1789 als Add. Ms. 11,215 im British Museum aufbewahrt wird. Die eigenthümliche Literatur besteht in Balladen und Christmas Carols, hier „Carvels" genannt. Von den letztern sollen alte Leute ganze Bände in Manuscript besitzen. Die Carvels werden am Heiligen Abend gesungen: jeder, der einen Vers weiß, erhebt sich und trägt ihn vor. Die Manuscripte werden sorgfältig behütet, damit nicht andere die Verse wegnehmen. Von den Balladen ist eine Anzahl gedruckt. Seit dem J. 1858 besteht eine Manx Society, welche zu retten sucht, was zu retten ist. Von ihren Publicationen sind nur einige Bände wichtige Sprachquellen: Vol. XVI. Mona Miscellany. A Collection of Songs, Proverbs, Customs, Superstitions etc., collected by W. Harrison, Vol. XXI. eine ähnliche Sammlung, Vol. XX. gleichfalls ein Miscellanband, der unter anderm Thomas Christian's Uebersetzung von Milton's Paradise Lost und den kurzen Bericht über die Insel Man in Gälisch von John Bridson enthält. Unter den Songs von Vol. XVI. sind außer dem erwähnten Gedichte von Manannan Mac y Lheir bemerkenswerth: Baase Illiam Dhône der Tod von Brown William, der im J. 1662 als Rebell erschossen wurde; Mylacharaine (Molley Charane), ein Gedicht, gerichtet gegen einen Mann dieses Namens, der zuerst seiner Tochter eine Ausstattung gab, während bisher der Freier dem Vater die Tochter abkaufen mußte; das Lied auf die Heringsboote, die am 21. Sept. 1787 von Douglas aus verloren gingen. Jenner gibt außerdem p. 17 eine Liste von gedruckten Büchern, die vorwiegend religiösen Inhalts sind. Das bedeutendste Werk unter diesen ist die Bibelübersetzung, an welcher sich unter Bischof Wilson und seinem Nachfolger Bischof Hildesley die ganze Geistlichkeit der Insel betheiligte. Der Druck der einzelnen Theile währte von 1771 bis 1775, mir liegt die Ausgabe von 1819 vor (London, for the British and Foreign Bible Society). Nächst der Bibel rühmt Jenner The Prayer-Book of the Church of England in Manx (1765, 1777, 1840), und die Uebersetzung von Bischof Wilson's Predigten: Sharmanyn liorish Thomas Wilson, aspick. Translated by J. Corlett. 3 vols. 1783. Das Manx steht dem schottischen Gälisch etwas näher als dem Irischen. In der Schreibweise des Manx herrscht das phonetische Princip wie im Buche des Dean von Lismore und wie im Cymrischen. Die Orthographie wurde bei Gelegenheit des Bibeldrucks geregelt. Eine Hauptautorität war John Kelly, Vicar von Ardleigh und Rector von Copford, geboren 1750, gestorben 1809. Ihm war die Revision der Bibelübersetzung und die Ueberwachung des Druckes anvertraut, vor allem aber schrieb er für Bischof Hildesley eine Grammatik und ein Wörterbuch des Manx. Die Originalausgabe der ersteren vom J. 1803 wurde als Vol. II. der Manx Society neu herausgegeben von W. Gill: A Practical Grammar of the Ancient Gaelic, or Language of the Isle of Man, usually called Manks. 1859 (Facsimile Reprint for Bernard Quaritch, London 1870). Das Manx Dictionary umfaßt zwei Theile, 1. Theil Manx and English, 2. English and Manx, und erschien als Vol. XIII. der Manx Society, Douglas 1866. Der 2. Theil rührt nicht so, wie er gedruckt ist, von Kelly her, sondern ist von W. Gill und J. T. Clarke zurecht gemacht. Sie benutzten Kelly's Manuscript eines leider ungedruckt gebliebenen „Triglot of Manx, Irish and Erse, based upon English", dazu aber auch Cregeen's Wörterbuch (Douglas 1835) und ein ungedrucktes Werk dieser Art von Mosley. Aus der Bibelübersetzung stellte sich Heinrich Leo, dem Kelly's Buch nicht erreichbar war, eine Grammatik zusammen, und veröffentlichte sie als Ferienschriften, Erstes Heft, S. 117–242. Ueber die wichtigsten Abweichungen des Manx vom Irischen handelt schon P. M'Elligott in seinen Observations on the Gaelic Language, Transact. Gael. Soc. Dubl. I. (Dublin 1808) p. 18 fg. Er gab daselbst auch Sprachproben, deren Orthographie er nach der irischen Schreibweise verbesserte. Auch Jenner theilt einiges aus der Grammatik zur Charakteristik der Sprache mit. Er gibt p. 23 seiner Schrift statistische Mittheilungen über die Sprachverhältnisse der Insel im J. 1875: die Stadt Douglas abgerechnet betrug die Bevölkerungszahl 41,084, von diesen sprachen 12,340 Personen Manx als ihre Muttersprache neben dem Englischen, und 190 Personen nur Manx

(vgl. Rev. Celt. IV, 277, wo als Gesammtzahl der Celtisants 12,534 angegeben wird). Die Sprache ist in raschem Aussterben begriffen, seitdem sie nicht mehr in den Schulen gelehrt wird und die Predigt in Manx mehr und mehr aufhört.

E. Die Quellen des Cymrischen oder Welsh.

Von der alten britannischen Sprache, welche die Vorstufe des späteren Cymrisch, Cornisch und Bretonisch repräsentirt, sind fast nur Eigennamen bekannt, dazu einige wenige andere Wörter. Dieses Sprachgut ist theils bei den alten Schriftstellern überliefert, theils auf den in Britannien gefundenen Inschriften. Die lateinischen Inschriften aus der Zeit der römischen Herrschaft sind gesammelt in Vol. VII des Corpus Inscriptionum Latinarum: Inscriptiones Britanniae Latinae, ed. Aem. Hübner (Berol. 1873). Eine Anzahl der wichtigsten derselben sind auch mitgetheilt und verwerthet von Th. Wright, The Celt, the Roman, and the Saxon, 3th ed., London 1875. Einzelne altbritannische Wörter findet man in Diefenbach's Origines Europaeae. Für die keltische Sprachgeschichte wichtiger sind die in England und Wales gefundenen Ogaminschriften der altchristlichen Zeit, ungefähr aus den mittleren Jahrhunderten des 1. Jahrtausends. Es ist dieselbe Ogamschrift, die wir oben S. 146 erwähnten. Der beste Kenner dieser Inschriften ist John Rhys. Von diesem unterstützt veröffentlichte E. Hübner als Ergänzung des oben genannten Werkes die Inscriptiones Britanniae Christianae, Berol. 1876. Rhys selbst behandelt eingehend diese Inschriften in den letzten Abschnitten und im Appendix seiner Lectures on Welsh Philology, früher schon in kleineren Abhandlungen (vgl. z. B. On some of our Inscribed Stones, in der Archaeologia Cambrensis, 4th Ser. Vol. VI. pp. 359—371). J. O. Westwood's Lapidarium Walliae, the early inscribed and sculptured stones of Wales (Oxford 1876–1879), enthält dasselbe Material. Während aber Rhys die Sprache dieser Inschriften früher für altbritisch hielt, hat er neuerdings seine Ansicht geändert, und sie einer alten gälischen Bevölkerung zugeschrieben, die vor den britischen Stämmen die Insel in Besitz gehabt habe und von diesen später verdrängt worden sei, s. Celtic Britain p. 213. Allerdings ist es auch immer unsere Ansicht gewesen, daß Inschriften, auf denen das Wort maqui (des Sohnes) vorkommt, nur gälisch, nicht britisch sein können, da die britannischen Sprachen ein p statt das qu haben (vgl. H. d'Arbois de Jub., Rev. Celt. III, p. 270). Auch finden wir in Cormac's Glossar s. v. Mogheime (Three Irish Glossaries, ed. Stokes, p. 29; Cormac's Glossary, Transl., p. 111) die bestimmte Nachricht, daß im 3. Jahrhundert n. Chr. die Macht der Gälen von Irland in Britannien groß gewesen sei. Jedenfalls kann man die Ogaminschriften Britanniens nicht mehr speciell der Sprachgeschichte des Cymrischen zu Grunde legen.

Dagegen gibt es eine Reihe alter Handschriften, welche altcymrische Glossen enthalten. Sie stammen ungefähr aus derselben Zeit wie die altirischen Glossenhandschriften, sind aber bei weitem nicht so reichhaltig und so zahlreich. Auch hat ihre Sprache nicht so viele alte Flexionsformen bewahrt; sie ist indeß lautlich in einigen Punkten alterthümlicher als das Altirische. Das Altcymrische ist nicht immer leicht vom Altbretonischen und Altcornischen zu unterscheiden. Bradshaw und Stokes haben neuerdings drei Glossencomplexe für die beiden andern britischen Sprachen in Anspruch genommen, die Zeuß dem erstern zugetheilt hatte: die Oxforder Glossen zum Eutychius und die Luxemburger Glossen für das Bretonische, das Oxforder Vocabular für das Cornische. Abgesehen von diesen bleiben für das Altcymrische:

1) Die übrigen Glossen in dem Oxforder Miscellancodex Auct. F. 4–32, aus dem Ende des 8. oder Anfang des 9. Jahrhunderts, nämlich a) Glossen zu Ovid's Ars amatoria, b) zum Alphabet des Nennius, c) zu einem Tractat über Maße und Gewichte. Diese Glossen waren schon von Zeuß benutzt, sie sind berichtigt gedruckt Gramm. Celt.[2] p. 1054 fg. Die Berichtigungen stammen aus der Ausgabe von Wh. Stokes in den Transactions der Philological Society zu London, 1860—1861, pp. 232—249, vgl. dazu Rhys, Beitr. zur vergl. Sprachf. VII, pp. 228—239.

2) Der Codex des Juvencus zu Cambridge, gleichfalls aus dem 8. oder 9. Jahrhundert. Er enthält Glossen zu einer Paraphrase der Evangelien in Hexametern von C. Vettius Aquilinus Iuvencus, ferner drei Verse, die ein kleines Gedicht bilden, und neun weitere Zeilen Altcymrisch auf dem 1. Blatt, die leider schwer lesbar sind. Das Ganze ist mitgetheilt und bearbeitet von Wh. Stokes, Beitr. zur vergl. Sprachf. IV, p. 385 fg., dazu Verbesserungen und Nachträge ebendaf. VII. p. 410, auch in Skene's Four Anc. Books of Wales.

3) Die Glossen zu Martianus Capella, De nuptiis Philologiae et Mercurii in einem Codex des 8. Jahrhunderts zu Cambridge, herausgegeben und bearbeitet von Wh. Stokes, „The Old-Welsh Glossses on Martianus Capella, with some notes on the Iuvencus-Glosses, datirt „Screw-Steamer «Surat» Between Aden and Bombay, 4th March 1872", in der Archaeologia Cambrensis vom Januar 1873 (vgl. Rev. Celt. II, p. 135), neu gedruckt Beitr. zur vergl. Sprachf. VII, p. 385 fg.

4) Die unter dem Namen „Codex ecclesiae Lichfeldensis antea Landavensis)" Gramm. Celt.[2] p. XXVII aufgeführte Evangelienhandschrift, welche einige Eintragungen aus dem 9. Jahrhundert mit altcymrischen Namen und Sätzen enthält, mitabgedruckt in dem folgenden Buche.

5) Liber Landavensis, Llyfr Teilo, or the ancient register of the cathedral church of Llandaff, ed. Rev. W. J. Rees, Llandovery 1840. Dieses Buch enthält Grenzbestimmungen und Aufzeichnungen über die bischöflichen Privilegien in cymrischer Sprache. Der Druck beruht auf zwei Abschriften einer Handschrift, die ungefähr zwischen 1100 und 1132 geschrieben war und jetzt verloren ist, die aber ihrerseits wieder aus einem älteren Codex abgeschrieben war. Vgl. Gramm. Celt.[2] p. XXVIII.

Mit dem 12. Jahrhundert beginnen dann die berühmten Mss. cymrischer Texte, von denen die folgenden besonders wichtig sind:

6) Das in der Hengwrt Collection befindliche Ms. A des „Venedotian or North Wales Code" der cymrischen Gesetze, wahrscheinlich aus dem 12. Jahrhundert, von Zeuß nach der unten zu erwähnenden Ausgabe vom J. 1841 benutzt.

7) Das „Black Book of Caermarthen" (Llyfr du), gleichfalls in der Hengwrt Collection, geschrieben unter der Regierung Heinrich's II. 1154—1189.

8) Das „Book of Aneurin", mit den Gedichten, die dem Barden Aneurin zugeschrieben werden, aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, im Besitze von Sir Thomas Philipps of Middlehill.

9) Das „Book of Taliessin", mit den Gedichten, die dem Barden Taliessin zugeschrieben werden, aus dem Anfange des 14. Jahrh., in der Hengwrt Collection.

10) Das „Red Book of Hergest" (Llyfr Coch Hergest) in der Bibliothek des Jesus College zu Oxford, zu verschiedenen Zeiten im 14. und 15. Jahrhundert geschrieben, einst im Besitze der Vaughans of Hergest Court, Herefordshire.

Die vier letztgenannten Mss. sind bekannt unter dem Namen „The Four Ancient Books of Wales". Zeuß benutzte für die Grammatica Celtica nur die unter dem Namen Mabinogion bekannten Erzählungen des Red Book of Hergest. Auch in der 2. Ausgabe hat Ebel nur in der zweiten Hälfte Einiges aus der 1868 erschienenen Ausgabe der Four Ancient Books von Skene mitverwerthet.

11) Das Gralbuch (Llyvyr y Greal) in der Hengwrt Collection, aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts.

12) Das ecclesiastische Cotton Ms. Titus D. XXII im British Museum, aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts.

Die unter Nr. 6) bis 12) genannten Mss. repräsentiren besonders in ihrer lautlichen Gestalt eine mittlere Stufe zwischen dem Altcymrischen und der modernen Sprache, die man Mittelcymrisch nennt. Da sie aber Texte enthalten, die aus älterer Zeit stammen, so ist in ihnen noch viel Alterthümliches aufbewahrt. Die sprachlich und sachlich wichtigen Mss. sind keineswegs mit den obigen erschöpft. Ueber die Sammlungen von Mss. berichtet Skene in dem einleitenden Theile seiner Ausgabe der Four Ancient Books.[17] Unter der Regierung Heinrich's VIII. wurden die Schätze der alten ecclesiastischen Bibliotheken zerstreut. Von den größeren Privatsammlungen, die alsbald entstanden, sind zwei noch heute erhalten, die Sammlung von Mr. Jones of Gelly Lyody aus den Jahren 1590—1630, und die von Mr. Robert Vaughan of Hengwrt, der im J. 1666 starb. Nach dem Tode des erstern vereinigte der letztere, einer Verabredung entsprechend, beide Sammlungen in Hengwrt. Dort blieben sie, bis sie vor einigen Jahren durch Vermächtniß in den Besitz von W. W. E. Wynne, Esqu. of Peniarth übergingen. Daher die Namen Hengwrt- oder Peniarth-Mss. Eine Serie von Textausgaben aus den Hengwrt-Manuscr. mit englischer Uebersetzung hat seit 1876 der verstorbene Rev. Robert Williams begonnen. Abgesehen von einigen andern Privatsammlungen sind cymrische Mss. besonders noch im Jesus College zu Oxford und im British Museum aufbewahrt. Aus neuerer Zeit stammen die gleichfalls vielgenannten Iolo-Mss. Sie sind geschrieben von dem Barden Iolo Morganwg, dessen bürgerlicher Name Edward Williams war, und der Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts lebte (vgl. Rev. Celt. I, p. 467). Nach einem dem Barddas (s. weiter unten) beigegebenen Advertisement sind diese Manuscr. im Besitz von Lord und Lady Llanover.

Was den Inhalt der alten Mss. anlangt, so sind als besonders eigenthümlich die Gedichte der Barden, die Triaden und die Mabinogion hervorzuheben. Für diese Texte kommen namentlich drei große Sammelwerke in Betracht. An erster Stelle steht die Myvyrian Archaiology of Wales von Owen Jones[18] (3 Bände, London 1801—1807), davon eine neue Ausgabe bei T. Gee, Denbigh 1861—1870. Hier finden sich die Gedichte der Barden, ohne Uebersetzung und ohne Angabe der Manuscr., denen sie entnommen sind, ferner die Triaden u. a. m. Dieselben Texte sind in verschiedenen Manuscr. enthalten und Owen Jones benutzte nicht überall die ältesten. Auf die oben erwähnten ältesten Manuscr. stützt sich ein zweites Hauptwerk, The Four Ancient Books of Wales, by William F. Skene, 2 Vol., Edinburgh 1868: der 1. Band enthält eine Einleitung und die englische Uebersetzung[19] der alten Bardengedichte, der 2. Band den cymrischen Text derselben und Anmerkungen. Ein Theil des Book of Aneurin, das unter dem Namen Y Gododin bekannte längere Gedicht, liegt noch in zwei Specialausgaben vor, die eine von Rev. John Williams ab Ithel (Llandovery 1852), die andere von Thomas Stephens nach dessen Tode auf Kosten der Honourable Society of Cymmrodorion herausgegeben (London 1881 und 1882). Vor Skene gab Th. Hersart de la Villemarqué in seinem Buche: Poèmes des Bardes Bretons

17) Ausführlichere Angaben finden sich in der Vorrede zur Myvyrian Archaiology, aber seitdem hat sich vieles im Besitzstande geändert. Vgl. Stephens, Gesch. der wälschen Lit., übersetzt von Sanı-Marte, S. 279.

18) Owen Jones war geboren 1741 zu Llanvihangel Glyn y Myvyr in der Landschaft Denbigh, und ist gestorben zu London 1814, nachdem er sich als „a furrier in Thames Street" durch Fleiß und Energie die Mittel verschafft hatte, seine patriotischen Zwecke in dem eben genannten monumentalen Werke auszuführen, durch welches er die alte Literatur von Wales zum ersten mal in umfassender Weise bekannt gemacht und der Forschung übergeben hat. Einem bardischen Brauche entsprechend nannte er sich nach seinem heimatlichen Thale, und daher das Myvyrian im Titel seines Werkes. Vgl. H. de la Villemarqué, Poèmes des Bardes Bretons p. II fg., R. Williams, Eminent Welshmen p. 259. 19) Die Uebersetzung der Gedichte des Black Book of Caermarthen, des Book of Aneurin und des Red Book of Hergest rührt von Rev. Silvan Evans her, die der Gedichte aus dem Book of Taliessin von Rev. Robert Williams.

du VIe siècle. Paris 1850. nach einer Einleitung über die Barden eine Auswahl derselben Gedichte (darunter auch Y Gododin) mit einer französischen Uebersetzung, die als erste gewiß ihre Verdienste gehabt hat, allein die Texte sind nicht zu brauchen, da der Herausgeber eine Redaction derselben nach bretonischer Orthographie hergestellt hat, und die aus den Mss. dazu mitgetheilten Lesungen, soweit man das aus einer Vergleichung mit Stevenson's Texten ersehen kann, nicht zuverlässig sind.

Das dritte Hauptwerk sind die Mabinogion from the Llyfr Coch o Hergest. and other ancient Welsh manuscripts. with an English Translation and Notes. by Lady Charlotte Guest. 3 Voll. (London 1838 – 1849[20]).

Was nun zunächst die Barden anlangt, so sind die berühmtesten derselben Aneurin. Taliessin. Llywarch Hen und Merddin (Merlin). Die Tradition setzt sie in das 6. Jahrhundert n. Chr., und früher nahm man an, daß die in den alten Mss. ihnen zugeschriebenen Gedichte wirklich von ihnen herrührten und aus dieser Zeit stammten.[21a] Die Kritik hat begonnen, diesen Wahn zu zerstören, aber man kann noch nicht sagen, daß die Untersuchung überall bei endgültigen Resultaten angelangt ist. Das wichtigste Werk ist noch immer Thomas Stephens, The Literature of the Kymry. being a critical essay on the History of the language and literature of Wales (Llandovery) und London 1849). 2. ed. (nach dem Tode des Verfassers mit etwas verändertem Titel 1876 vgl. Rev. Celt. III. 112). Dazwischen erschien die deutsche Uebersetzung von San-Marte (A. Schulz, Geschichte der wälschen Literatur vom XII. bis zum XIV. Jahrhundert (Halle 1841). Nach Stephens würde Y Gododin wirklich dem Aneurin angehören, würden ebenso die zwölf dem Llywarch Hen und wenigstens einige der dem Taliessin zugeschriebenen Gedichte echt sein, während er dem Merddin alle unter seinem Namen gehenden Gedichte abspricht. Noch weiter in der negativen Kritik ging T. W. Nash, Taliessin, or the Bards and Druids of Britain, 1858. W. F. Skene macht mit Recht im 1. Band seines Werkes, wo er überhaupt einen Ueberblick über die hier einschlagenden Fragen gibt, auf die Schwächen der bisher geübten Kritik aufmerksam, und kommt seinerseits zu dem Resultate, daß diese Gedichte die Literatur der Cymren von Cumbria darstellen, ehe dieses Königreich 946 von den Sachsen unterjocht wurde, daß die ältesten derselben als zusammenhängende Ganze im 7. Jahrhundert entstanden seien, daß sie aber auf Gedichten und Fragmenten beruhten, die von jenen alten Barden herrührten. Die Forschung muß hier Schritt für Schritt vorwärts zu kommen suchen, die grammatische Abhandlung von Rhys, Notes on the language of old Welsh poetry. in der Revue Celtique VI 1–14—61, beweist aufs neue, daß diese Bardengedichte wirklich einen sehr alten Kern haben müssen, von dem noch mancher Rest inmitten der umgewandelten sprachlichen Form erhalten ist. Die historischen Verhältnisse, die in Betracht kommen, veranschaulicht am besten Aneurin's Gedicht Y Gododin. Die Cymry saßen ursprünglich auch zwischen Humber und Clyde, in Manau Guotodin, dem Gebiete der Ottadeni. Als 408 oder 409 die römische Herrschaft definitiv aufgehört hatte, kamen die einheimischen Fürsten wieder zu größerer Macht, aber es folgten die Angriffe der germanischen Eroberer. Im Osten setzten sich diese letztern schon früh fest. Ein Graben mit Wall schied ihr Gebiet von den im Westen sitzenden keltischen Stämmen, zwischen Solway und Frith of Forth. Die Schlacht von Cattraeth), welche den Gegenstand von Aneurin's Gedicht bildet, wurde zwischen den Cymry und den Sachsen geschlagen. Aneurin war selbst als Barde dabei. Die Sachsen hatten keltische Verbündete. Sie sammelten ihre Streitkräfte in Gododin. Die Schlacht begann an einem Dienstag und dauerte eine ganze Woche. Das Ende war, daß die Cymry besiegt wurden. Aneurin wurde gefangen genommen, aber nachher von einem Sohne des Barden Llywarch Hen befreit. Es wurde eine Zusammenkunft abgehalten, aber dabei erschlug der sächsische Herold den britischen Barden Owain, der verlangt hatte, daß ein Theil von Gododin den Cymry zurückgegeben würde. Es entbrennt ein neuer Kampf, der mit einer furchtbaren Niederlage der Cymry endet. Nur wenige Häupter entkamen, unter ihnen Aneurin. Diese Schlacht soll im J. 570 n. Chr. geschlagen worden sein. Wichtige lateinisch geschriebene Quellen für die altcymrische Geschichte und Sage sind die Historia und Epistola des Gildas aus dem 6. Jahrh., die unter dem Namen des Nennius gehende Historia Britonum mit verschiedenen Zusätzen aus dem 7. bis 10. Jahrh., und die Historia Regum Britanniae des Geoffrey of Monmouth aus dem 12. Jahrh., alle drei von San Marte herausgegeben. Daß die Barden im frühen Mittelalter einen organisirten Stand bildeten, beweisen die altcymrischen Gesetze, die sich an vielen Stellen auf dieselben beziehen (s. die Indices zu den Ancient Laws and Institutes of Wales). Von dem Barden Meilyr an, der um 1100 lebte, ist bis in die neuere Zeit herein eine lange Reihe von Barden bekannt, deren Gedichte, zum Theil erhalten, in der Myvyrian Archaiology gedruckt und in Stephens' Werke besprochen sind.

Der Inhalt der alten Gedichte ist sehr mannichfaltig. Die meisten jedoch beziehen sich auf geschichtliche Ereignisse, frühere oder gleichzeitige, besonders auf Kämpfe und Schlachten, oft mit schwer deutbaren Anspielungen. In vielen werden britische Könige und Fürsten gefeiert oder erwähnt, unter ihnen auch Arthur der Guledig, aus späterer Zeit besonders Heinrich I. und sein Sohn Robert, Earl of Gloucester, dessen Mutter die Tochter eines einheimischen Fürsten war, und der im J. 1147 starb. Wieder andere Gedichte beziehen sich auf Städte (caer) und ihre Helden. Einige haben die Form eines

20. Die Ausgabe vom J. 1877, in 1 Bande, enthält nur die englische Uebersetzung, nicht den cymrischen Text. 21. Das Hauptwerk in Bezug auf diese Position ist Sharon Turner, Vindication of the genuineness of the ancient British poems of Aneurin. Taliessin, Llywarch Hen, and Merdhin (London 1803).

Todtengesangs, andere kündigen sich als Träume oder als Prophezeiungen an. Fast in allen sind christliche Gedanken, aber eine Anzahl sind geradezu religiöse Gedichte. Auch einzelne Erzählungen des Alten Testaments finden sich, und in zwei Oden wird Alexander der Große gepriesen. Sogar eine irische Sage, die sich auf die Helden Curoi mac Daire und Cuchulinn bezieht, ist in einem Gedichte vertreten (vgl. Skene a. a. O. I, 211). Einen eigenthümlich moralisirenden oder sententiösen Charakter haben die dem Llywarch Hen zugeschriebenen Gedichte, aber am meisten besprochen sind die sogenannten mythologischen Gedichte, die unter Myrddin's und Taliessin's Namen gehen. Ohne Frage sind vielfach spätere Producte mit berühmten Namen der Vorzeit geschmückt worden. Mit den in den alten Mss. enthaltenen Gedichten Taliessin's ist ein unter dem Titel Hanes Taliessin bekanntes Mabinogi combinirt worden, das die persönlichen Schicksale dieses Barden erzählt, mit eingelegten Gedichten. Es ist schon mehrmals gedruckt (vgl. Skene a. a. O. I, 30), zuletzt im 3. Bande der Mabinogion von Lady Charlotte Guest, eine deutsche Uebersetzung im Anhange von San-Marte's Uebersetzung von Stephens' History. Nach dem, was Skene a. a. O. p. 31 bemerkt, stammt dieser Text aber nicht aus alter Zeit, sondern erst aus dem Ende des 16. oder dem Anfange des 17. Jahrhunderts. Was aber die druidische Mythologie anlangt, die hier und in älteren Texten erhalten sein soll, so treten uns allerdings eigenthümliche Namen und Gedanken entgegen, in denen Nachklänge des einheimischen Druidenthums erhalten sein könnten, aber eine tendentiöse Interpretation hat hier viel mehr als bloße Nachklänge zu gewinnen gesucht. Diese Fehler sind verhältnißmäßig leicht durch philologisch genaue Interpretation zu beseitigen, und bis diese nicht allen Texten zutheil geworden oder, wo sie schon vorliegt, gründlich nachgeprüft worden ist, erscheint Vorsicht im Urtheil sehr gerathen. Ohne Frage verdankt Wales seinen Barden sehr viel. Sie haben sehr wesentlich dazu beigetragen, die cymrische Nationalität in Sprache, Traditionen und Sitten aufrecht zu erhalten, und den Widerstand gegen die Sachsen und die Engländer Llongwys haben sie vielleicht noch mehr betrieben als selbst die einheimischen Fürsten. Die späteren Barden haben mit Bewußtsein an ihre Vorgänger und an das Alte angeknüpft, und eben deshalb ist manches scheinbar Alte neu, kann aber auch manches erst später Entstandene alte Elemente in sich tragen. Mehrfach tritt uns entgegen, daß die Barden ihren Fürsten, den sie mit einem alten Helden vergleichen wollten, geradezu mit dem Namen desselben anredeten. Aehnlich werden spätere Barden ihre eigenen Dichtungen als Werke Taliessin's und anderer Barden bezeichnet haben, die sie als ihre Muster betrachteten.

Die Gedichte der späteren Barden des Mittelalters haben nur zum Theil einen andern Charakter als die alten. Sie finden sich gedruckt in der Myvyrian Archaiology, und kurz charakterisirt in Stephens' Buch. Meilyr, sein Sohn Gwalchmai, ferner Owain Kyweilg und Howel ab Owain, zwei fürstliche Barden, von denen der letztere im J. 1169 starb, Kynddelw, Llywarch ab Llywelyn sind hervorragende Namen, und Kriegslieder, Lehrgedichte, Liebesgesänge und Elegien wechseln in ihren Werken mit Gedichten besonderer Art. Zu letztern gehört Owain Kyweilg's Gedicht Hirlas. Dies Wort ist der Name eines Trinkhorns, das der Fürst seinen Gästen der Reihe nach reichen läßt, indem er jeden mit einem Verse bedenkt. Ein ähnliches Motiv liegt dem Gedichte „Die Rundfahrt durch Powys" desselben Barden zu Grunde, in welchem jedem Orte, den der Fürst auf einer Rundfahrt besucht, ein Vers gewidmet ist. Liebeslieder sind namentlich von Howel ab Owain vorhanden. Ueber den Barden Dafydd ab Gwilym, geboren um 1340[21b], also ein Zeitgenosse Chaucer's, besitzen wir eine Monographie von Professor Cowell, die auch für die Auffassung anderer Barden fruchtbare Gesichtspunkte bietet. Cowell weist in den Gedichten Dafydd ab Gwilym's Aehnlichkeiten mit denen der Troubadours nach. Namentlich kommen hier die Liebesgedichte in Betracht. Wären diese wörtlich zu nehmen, so müßte dieser Barde ein wahrer Don Juan gewesen sein, allein sie sind eben nur Poesie: aus dem Umstande, daß der Minnesänger die Dame besingt, folgt nicht, daß er ein Verhältniß mit ihr hatte. Wenn sich ferner bei den Troubadours der Einfluß von Ovid's Metamorphosen beobachten läßt, so könnte an diesen bei Dafydd die Klage der Eule erinnern. Diese war ursprünglich ein schönes Mädchen, welches zur Strafe für ihre Falschheit in den verhaßten Vogel verwandelt wurde, s. das Märchen Math in den Mabinogion. Aehnliche Verwandlungen sind es, die dazu geführt haben, den Barden einen altdruidischen Glauben an die Seelenwanderung zuzuschreiben. Sie spielen in der Legende von Taliessin eine große Rolle. Da wir sie aber auch in der altirischen Sage finden, z. B. in der Sage Aided Echach maic Maireda (Journ. R. Hist. and Arch. Ass., 1870, p. 101 fg.), so könnten hier allerdings altkeltische Mythen vorliegen, nur scheinen sie mir nicht den Gedanken der Seelenwanderung zu enthalten. Auch in andern mythologischen Einzelheiten finden sich Berührungen zwischen Irland und Wales, z. B. in dem mythischen Glasschiff u. s. w. Zur Charakteristik der Barden gehört noch, daß sie viel Sinn für die Natur zeigen, und daß sie, obwol religiös, doch den Mönchen feindlich sind. Freilich waren sie selbst auch nicht immer die besten, wie die dem Taliessin zugeschriebene Satire auf die Barden des Maelgwn Gwynedd beweist (San-Marte's Uebersetzung von Stephens, S. 86).

Die Barden sollen aber auch die Besitzer der druidischen Weisheit gewesen sein, die unter dem Namen der Triaden (Trioedd)[22] auf uns gekommen ist. Es ist dies eine höchst merkwürdige Spruchweisheit, die man nicht deshalb geringzuschätzen braucht, weil sie zu phan-

---

[21b]) Es gibt noch keine kritische Ausgabe dieses Barden, die erste Ausgabe ist von Owen Jones (London 1789). [22]) Eine Abhandlung von Stephens über die Triaden findet sich in dem Journal Y Beirniad, Band VI, vom Jahre 1865, vgl. Rev. Celt. I, 467 not.

tastischen Theorien Veranlassung gegeben hat, oder weil ihr Alter zu hoch angeschlagen worden ist. Die Form der Triade ist gewiß nicht altdruidisch, sondern wird mit dem christlichen Begriffe der Trinität zusammenhängen.[23]) Diese Lehre hat auf die alten Kelten einen tiefen Eindruck gemacht: das „Triar Genfer" (drei Personen Eine Person) ist ein Wunder von einer Lehre, wie es in dem altirischen Hymnus auf St.-Brigit heißt, und im Hymnus auf St.-Patrick wird hervorgehoben, daß das Volk von Irland, ehe der Apostel kam, noch nicht an die wahre Gottheit der Trinität glaubte (vgl. meine Irischen Texte S. 14 und S. 29). So ist denn in Wales die Dreiheit maßgebend geworden für eine eigenthümliche Spruchweisheit, die sich auf die verschiedensten Dinge bezieht und die in der consequenten Durchführung eines willkürlich gewählten Schemas auch viel alte Ueberlieferung miterhalten hat. Triaden kommen schon im Black Book of Caermarthen vor, in welchem ein Gedicht die Dreiheiten der berühmten Rosse Britanniens feiert. Aber schon zur Zeit des Königs Hywel Da im 9. Jahrhundert muß es eine Sammlung von Triaden gegeben haben. Die umfangreichsten Complexe sind religiösen, legendarischen historischen und juristischen Inhalts. Ueber die ältesten Triaden vgl. Skene a. a. O. I, p. 28 fg. In einem Hengwrt Manuscr. ungefähr vom J. 1300 finden sich zwei Complexe: 1) Trioedd arbenic oder Haupttriaden religiösen Inhalts, und 2) Trioedd Arthur ac wyr oder die Triaden von Arthur und seinen Kriegern, letztere wol dieselben, die Skene a. a. O. II. 456 mit Uebersetzung mittheilt. Zwei andere Reihen enthält das Rothe Buch von Hergest: 1) Trioedd ynys Brydain oder die Triaden der Insel Britannien (die Triaden von Arthur mit einschließend), und 2) eine gemischte Zusammenstellung (die Triaden der Rosse mit einschließend), deren Text neuerdings von Rhys im Cymmrodor Vol. III, Part I (Januar 1880), p. 52—63 auf Grund einer sorgfältigen Collation neu gedruckt worden ist. Beide Complexe des Rothen Buches waren schon in der Myvyrian Archaiology veröffentlicht. Da selbst finden sich außerdem die sogenannten historischen und andere Triaden, die einer der bardischen Hauptschwärmer, Iolo Morganwg[24a]), zu diesem Werke beigetragen hat. Derselbe besaß eine Abschrift der bardischen Geheimlehre, wie sie Llywelyn Sion, 1580—1616 Präsident des Stuhles von Glamorgan, aufgezeichnet haben soll. Er machte Mittheilungen daraus in seiner Publication Poems, Lyric and Pastoral, 1794, und in einem zweiten Buche, dem Cyfrinach Beirdd ynys Prydain (das Geheimniß der Barden der Insel Britannien), das nach seinem Tode im J. 1829 von seinem Sohne herausgegeben worden ist, vgl. Skene I, 30. Das letztere liegt auch in einer französischen Ausgabe von A. Pictet vor, Le Mystère des Bardes de l'Ile de Bretagne, Genève 1856. Iolo Morganwg hat viel aus älteren Quellen abgeschrieben, aber da er ein Schwärmer war und seine Quellen nicht immer angegeben hat, so wird das, was von ihm ausgegangen ist, mit einem gewissen Mistrauen angesehen (vgl. Skene I. 32, Rev. Celt. I. 467). Aus seinen nachgelassenen Papieren wurde ein Band als Fortsetzung der Myvyrian Archaiology veröffentlicht: Iolo Manuscripts. A selection of ancient Welsh Manuscripts, in prose and verse, from the collection made by the late Edward Williams, Iolo Morganwg, for the purpose of forming a continuation of the Myfyrian Archaiology; and subsequently proposed as materials for a new history of Wales: with English Translations and Notes, by his son, the late Taliesin Williams (ab Iolo) of Merthyr Tydfil (Llandovery 1848).[24b]) Auf den „Iolo Manuscripts" beruht auch das bekannte neuere Werk: Barddas, or, A Collection of original documents, illustrative of the theology, wisdom, and usages of the Bardo-Druidic System of the Isle of Britain. With Translation and Notes. By the Rev. J. Williams ab Ithel. Published for the Welsh Mss. Society. Vol. I. Llandovery and London 1862, Vol. II. London 1874. Den Anfang bildet ein langer Abschnitt über das Alphabet und den Ursprung desselben. Alles entfaltet sich in Triaden, auch das Alphabet. Dieses heißt coelbren, von pren Holz (denn es wurde auf vierkantige Stäbe eingeschnitten), oder coelvain, von main Stein (denn es wurde auch auf Steinplatten mit Stahl oder Feuerstein eingravirt). Als das Land von den Römern erobert wurde, brachten sie eine Pflanze namens plagawd mit, und schrieben auf dieser; dann wurden Häute (von Kalb, Schaf oder Ziege) künstlich zubereitet, und machte man plagawd von diesen. Aber daneben behielten die Barden Holz und Stein bei. Heinrich V. (1413—1422) verbot den Cymry Schulen und Bücher, da griff man wieder zum coelbren der Barden. Nach Stephens freilich ist dieses Alphabet überhaupt erst eine Erfindung des 15. Jahrhunderts (vgl. seine Abhandlung Coelbren y beirdd, in der Archaeologia Cambrensis vom Juli 1872), jedenfalls ist es nur eine Modification des lateinischen Alphabets. Die Angaben über die Stäbe und die Stabbücher sind nicht ohne Interesse. Auf p. 8 findet sich ein Verzeichniß der Textstücke, die schon zuvor gedruckt worden waren, das von Pictet bearbeitete „Geheimniß der Barden" ist auch darunter (s. p. 168). Die Eisteddfod (Sitzungen) oder nationalen Bardencongresse haben bis in die neueste Zeit herein viel zur Pflege der cymrischen Sprache beigetragen. Das eben genannte

23) Nach M. Nicolas, Rev. de Theol. (Straßburg) 3. Ser., Vol. VI, 1868, würden diese Lehren an Origenes anknüpfen; vgl. Rev. Celt. I. 468.

24a) Iolo Morganwg, im bürgerlichen Leben Edward Williams, von Flimstone in Glamorgan (daher Morganwg), behauptete, daß von den vier alten Bardenstühlen oder Schulen einer, der zu Glamorgan, noch erhalten, daß er der Präsident desselben sei, und daß die bardische Tradition hier bis 1300 zurück verfolgt werden könne.

24b) Dieser Band enthält History, Ecclesiastical Antiquities, Fables, Tales, Miscellanies, Poetry. Am beachtenswerthesten sind außer den Genealogien und bibliographischen Notizen die Thierfabeln und eine Anzahl Gedichte, namentlich die dem Barden Rhys Goch of Tir Iarll zugeschriebenen, der um 1140 angesetzt wird.

Werk Barddas war die Lösung einer Preisfrage, die auf dem Eisteddfod zu Llangollen im Herbste 1858 gestellt worden war. Die juristischen Triaden sind in den Ancient Laws and Institutes of Wales abgedruckt. Einen eingehenden Bericht über die Triaden gibt F. Walter, Das alte Wales, S. 8—16.

Viel mehr allgemein bekannt sind die von Lady Charlotte Guest aus dem Rothen Buche von Hergest veröffentlichten Mabinogion.[25]) In ihrer englischen Uebersetzung ist in wunderbarer Weise der Ton getroffen, der zu dem romantischen Inhalte stimmt. Sie hat unter dem Namen Mabinogion elf Erzählungen zusammengefaßt, die sie in der Preface in zwei Hauptarten theilt (vgl. Stene a. a. O. I, 28). Eine erste Art bilden die Geschichten, die sich auf ältere Stoffe oder ältere Verhältnisse beziehen: Pwyll, Fürst von Dyved; Branwen, Tochter des Llyr; Manawyddan, Sohn des Llyr; Math, Sohn des Mathonwy; Lud und Llevelys; Kilhwch und Olwen; der Traum des Rhonabwy. Eine zweite Art bilden die Geschichten, die sich auf den Sagenkreis des ritterlichen Königs oder Kaisers Arthur beziehen: die Dame von der Quelle; Peredur, Sohn des Evrawc; Geraint, Sohn des Erbin; der Traum des Macsen Guledig.[26]) In der Handschrift werden nur die vier ersten Geschichten, die zusammen ein Ganzes für sich bilden, Mabinogi genannt, die übrigen sieben nicht. Daher Lhuyd in der Arch. Brit. p. 255 fg. die Dreitheilung Mabinogion mit fünf Titeln, Breuddwydion oder Träume (mit drei Titeln), und Ystoriau oder Geschichten (mit zehn Titeln) aufstellte. Auch die Erzählungen der ersten Art sind uns in keiner besonders alten Form erhalten, aber sie scheinen nicht außer Land gewandert zu sein, sodaß sie auch nicht den romanischen Ritterschlag erhalten haben. Zauberei spielt hier eine große Rolle, und diese kann allerdings ein Nachklang des Druidenthums sein. Der Verwandlung in Thiere gedachten wir schon oben, sie findet sich hier öfter. Der Schauplatz der Vorgänge ist Britannien, im zweiten Theile des eigentlichen Mabinogi (Branwen) spielt Irland herein.[27]) In London herrschen britische Könige, kurz, es ist die Zeit vor der Herrschaft der Sachsen. Aber es scheinen sehr verschiedene Stoffe durcheinandergerathen zu sein. Der Verrath an Llew Llaw Gyffes im vierten Theile des Mabinogi (Math) erinnert in der auffallendsten Weise an Siegfried und Hagen, und der märchenhafte Zug im ersten Theile (Pwyll), daß nämlich eine Person die Gestalt einer andern annimmt und in alle Verhältnisse derselben eintritt, gehört gewiß in den Kreis des indischen Märchens, das H. Barnhagen (Ein Indisches Märchen, Berlin 1880) durch Asien und Europa verfolgt hat. Speciell cymrisch sind die Beziehungen auf die Triaden, in denen also auf dieselben Stoffe angespielt wird. Eine eingehende und sehr beachtenswerthe Analyse der Geschichte von Branwen gibt Alfred Nutt, Mabinogion Studies (aus dem Folk-Lore Record, Vol. V). — Für die meisten andern Erzählungen ist Arthur der charakteristische Name. Man hat aber zwischen dem historischen und dem romantischen Arthur zu unterscheiden. In der Historia Britonum des Nennius ist Arthur der oberste Heerführer (dux bellorum) der Briten in ihren Kämpfen gegen die Sachsen um 500 n. Chr. Diese Führerschaft Arthur's in zwölf Schlachten betrachten wir mit Skene (a. a. O. I, 50 fg.) und andern als die Grundlage seines Ruhmes. Der Arthur der Romantik ist dann eine poetische Umbildung, in welcher das Ideal einer späteren Zeit ausgewirkt worden ist. In ähnlicher Weise ist in Irland der geschichtliche Finn zu einem Helden der Romantik geworden. Bei solchen Umwandlungen werden aber nicht blos die neuen Ideen, welche die Phantasie bewegen, ausgesprochen, sondern es bleiben auch Reste der ursprünglichen Verhältnisse und werden auch andere alte Ueberlieferungen zu den glänzend in den Brennpunkt der Poesie getretenen Personen in Beziehung gesetzt. Wir theilen also hier nicht die Ansicht von Rhys, der Arthur als ein schon aus vorhistorischen Zeiten mitgebrachtes Ideal („the ideal champion of the race", Celtic Britain p. 231) betrachten möchte. Der Arthurroman athmet den Geist des mittelalterlichen Ritterthums, dessen Hauptträger die französischen Normannen waren. Die Normannen in England werden das Ihrige zu der Umbildung der Sagen und Märchen beigetragen haben, aber man nimmt an, daß die im 6. Jahrhundert nach der Bretagne ausgewanderten Briten die Stoffe mit sich nahmen, daß die Bretonen dieselben der französischen Poesie zuführten, und daß Wales dann sein Eigenthum in französischer Bearbeitung zurückerhielt. Auch in diesen Fragen ist noch nicht das letzte Wort gesprochen. Zuletzt hat die Literatur hierüber zusammengetragen Heinrich Goossens, Ueber Sage, Quelle und Composition des Chevalier au Lyon des Crestien de Troyes (Paderborn 1883, Diss. der Akademie zu Münster). Vgl. auch A. Birch-Hirschfeld, Die Sage vom Gral (Leipzig 1877). Die von Lady Charlotte Guest veröffentlichten Texte sind ins Deutsche übersetzt von San-Marte, theils im Anhange seiner Uebersetzung von Stephens' Geschichte der wälschen Literatur, theils in seinen beiden Schriften: Die Arthursage und die Märchen des Rothen Buches von Hergest (Quedlinburg und Leipzig 1842), und Beiträge zur bretonischen und celtisch-germanischen Heldensage (Quedlinburg und Leipzig 1847). Auf die französischen Quellen und andere Werke, welche den Arthurroman behandeln, hat schon Lady Charlotte Guest hingewiesen. Als Quellen kommen namentlich drei Werke des Chrestien de Troyes in Betracht: Le Chevalier au Lyon, Perceval le

25) Mabinogion ist der Plural von mabinogi, und dies ist ein Abstractum von mabinawe „juvenilis, puerilis", daher es Gramm. Celt.² 814 durch „narratio puerilis" wiedergegeben ist. 26) In ihrem Werke hat Lady Guest diese Eintheilung nicht eingehalten. Vol. I enthält: Iarlles y Ffynnawn, Peredur ab Evrawc; Vol. II Geraint ab Erbin, Kulhwch ac Olwen neu Y Twrch Trwyth, Breuddwyd Rhonabwy; Vol. III Pwyll Pendefig Dyfed, Branwen verch Llyr, Manawyddan vab Llyr, Math vab Mathonwy, Breuddwyd Maxen Wledig, Kyfranc Lludd a Llevelys, Hanes Taliesin. 27) Vgl. Steyberts, übersetzt von San-Marte, S. 333. 28) Skene a. a. O. I, 201, ist der Ansicht, daß das Mabinogi sich auf eine Zeit beziehe, in der Mona und Arvon gälische Bevölkerung hatten.

Galois und Erec et Enide. Allein von den 18 Texten, die Lhuyd in der Archaeologia Britannica aufzählte, hatte Lady Charlotte Guest nur 11 veröffentlicht. Eine Reihe anderer Texte gab dann gut heraus Rev. Robert Williams mit englischer Uebersetzung in V Theilen, ein VI. Theil sollte den zweiten Band beschließen, aber leider hat der Tod den verdienten Mann ereilt, ehe er sein Werk zu Ende führen konnte (vgl. Rev. Celt. V. 156). Der erste Band, in III Theilen, enthält Y Seint Greal, The Holy Greal, aus dem oben unter den ältesten Manuscripten erwähnten Hengwrt Manuscript. Das Werk zerfällt in zwei Theile, der erstere (Kap. I bis LXX[a]) ist eine Uebersetzung des dem Walther Mapes zugeschriebenen Romans La Quête du St. Greal, der zweite (Kap. LXX[b] bis zum Ende, d. i. Kap. CCLV) ist eine Uebersetzung des Romans, den im J. 1866 Potvin als Perceval le Gallois herausgegeben hat. (Vgl. Lit. Centralblatt 1876, Spalte 1240.) Wir geben die englischen Titel der übrigen Texte. Den Anfang macht 1) die romantische Geschichte Karl's des Großen, The Gests of Charlemagne, an deren Ende sich die folgende Angabe findet: This Book Madawc ab Selyf translated, which John the Scholar wrote. The age of the Lord Jesus Christ, who being God was born of the Virgin Mary, was 1336. Der Romantik der Kreuzzüge gehört an 2) die Geschichte Bown of Hamtoun (oder Bevis of Hamtoun). Die übrigen Stücke stammen aus der ecclesiastischen Literatur: 3) St. Patrick's Purgatory, 4) The Life of the Virgin Mary, 5) The Seven Deadly Sins, 6) The Gospel of Nicodemus, 7) The Mass of Good Friday, 8) The History of Pontius Pilate, 9) and Judas (mit der vorhergehenden zusammenhängend), 10) The Prophecy of Sibil, the Wise, 11) The Dream of St. Paul, 12) The Meaning of the Lord's Prayer, 13) The Seven Wise Men of Rome, 14) The Blessed Oil, 15) The Country of the Blessed John, 16) Hystoria Idrian Amherawdyr ag Ipotis Ysprytawl, die Geschichte des Kaisers Hadrian. Der cymrische Text des letztgenannten Stückes ist nicht fertig geworden, er bricht in dem mir vorliegenden Exemplare auf p. 340 ab; dann fehlen 94 Seiten cymrischer Text, die in Theil VI mitgetheilt werden sollten, denn die englische Uebersetzung des Ganzen beginnt auf p. 435. Leider reicht diese nur bis in Kap. VIII. von St. Patrick's Purgatory, wo sie p. 570 mitten in einem Worte abbricht. Alle diese Texte sind den Hengwrt Manuscripts zu Peniarth entnommen. Außerdem sind noch einige andere Texte in zuverlässiger Weise veröffentlicht worden: von H. Gaidoz aus dem Rothen Buche von Hergest der bekannte Stoff L'Amitie d'Amis et d'Amiles mit französischer Uebersetzung, in der Revue Celtique IV. p. 201 — 244; von Rhys aus demselben Manuscripte die cymrische Version von Karl's des Großen Reise nach Jerusalem und Konstantinopel, mit englischer Uebersetzung gedruckt in E. Koschwitz, Sechs Bearbeitungen des altfranzösischen Gedichts von Karl's des Großen Reise nach Jerusalem und Konstantinopel (Heilbronn 1879); unter den neuesten Publicationen (1883) der Cymmrodorion die Ystoria de Carolo Magno from the Red Book of Hergest, über die wir einen Artikel von H. Gaidoz erwarten dürfen; von Thomas Powell aus einem Ms. des 15. Jahrhunderts im British Museum, A Description of the Day of Judgment, cymrischer Text mit englischer Uebersetzung und Anmerkungen, im Cymmrodor, Vol. IV. p. 106—138.

Die Geschichtschreibung in cymrischer Sprache ist durch die Brut genannten Chroniken vertreten. Die Historia Britonum des Geoffrey of Monmouth aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts erwähnten wir schon; sie soll die lateinische Uebersetzung eines altbretonischen Buches sein, das Geoffrey von Walter, Archdeacon of Oxford, erhielt. Hierzu gehören zwei cymrische Versionen unter dem Titel Brut y Brenhinoedd (Chronik der Könige), die schon in der Myvyrian Archaiology gedruckt sind. Die zweite derselben ist nur eine Uebersetzung des lateinischen Textes und findet sich im Rothen Buche von Hergest, die erste aber ist kürzer und wurde von Owen Jones für das originale Werk gehalten, das Walter aus der Bretagne mitbrachte. Er schrieb dieses Werk dem Barden Tyssilio zu, der zwischen 660 und 720 gelebt und eine Geschichte geschrieben haben soll. So geht diese unter dem Namen Brut Tyssilio. Aber weder daß Tyssilio sie verfaßt, noch daß sie überhaupt ein besonders altes Werk sei, läßt sich mit Sicherheit beweisen. Sie findet sich nicht im Rothen Buche von Hergest, sondern zuältest in einem Manuscripte, das 1461 geschrieben sein soll. Vgl. Skene, Four Ancient Books I. 21 fg. F. Walter, Das alte Wales S. 44, glaubte aber mit San-Marte, daß dieser Brut die Quelle Geoffrey's sei. Wir lassen dies dahingestellt, und bemerken nur, daß einige Handschriften dieses Textes am Ende die Notiz enthalten, daß Walter, Archdeacon of Oxford, ihn in seinem Alter aus dem Lateinischen ins Cymrische übersetzt habe. Der Brut Tyssilio umfaßt die Könige von Britannien, von Brutus dem Nachkommen des Aeneas an bis Cadwaladyr Ende des 7. Jahrhunderts n. Chr. Geoffrey von Monmouth forderte seinen Zeitgenossen Caradog von Llancarvan auf, die folgenden Könige, jetzt nicht mehr Könige von Britannien, sondern nur noch Fürsten einzelner Theile, zu behandeln. Dieses Werk besitzen wir im Brut y Tywysogion, der mit dem Jahre 681, dem Todesjahre Cadwaladyr's, beginnt. Caradog selbst schrieb bis zum Jahr 1156, von da an weiter wurde die Chronik „in the monastic establishments of Strata Florida and Conway" bis zum Jahr 1282 fortgeführt. Die neueste Ausgabe des Brut y Tywysogion (Chronicle of the Princes) ist die von John Williams ab Ithel in den Rerum Britannicarum Medii Aevi Scriptores (London 1860). Zu Grunde gelegt ist der Text des Rothen Buches von Hergest, denn es gibt zwar unter den Hengwrt Mss. eine ältere Handschrift, vielleicht aus dem Ende des 13. Jahrhunderts, aber sie ist unvollständig. Die Ueberlieferung ist dialektisch verschieden: die meisten Mss. und die genannte Ausgabe gehören dem dimetischen Dialekte (Dimetian) an, das älteste Ms. des venedotischen Dialektes (Venedotian)

stammt hier aus dem 16. Jahrhundert. Es gibt noch einen zweiten Brut y Tywysogion, von 660—1196, wahrscheinlich nur eine besondere Ueberarbeitung des erst genannten (vgl. Williams ab Ithel, Prof. p. XXVII fg.), ferner den Brut y Saeson (Chronik der Sachsen), den Brut Ieuan Brechva (Chronik des Johannes von Brechva, gestorben um 1500), beide auf dem Werke des Caradog beruhend; alle diese Bruts sind zusammen im zweiten Bande der Myvyrian Archaiology gedruckt. Vgl. F. Walter, Das alte Wales, S. 41 fg.

Die Heiligenlegenden treten in der cymrischen Literatur etwas zurück, doch seien die Bonedd oder Achau y Saint (die Genealogien der Heiligen) im zweiten Bande der Myv. Arch. und in deren Fortsetzung Iolo Manuscripts (s. oben) erwähnt, sowie das Buch von W. J. Reeves, Lives of the Cambro-British Saints, of the fifth and immediate succeeding centuries, from ancient Welsh and Latin Mss. etc. (Llandovery 1853).

Sehr wichtig sind die cymrischen Gesetzsammlungen. Dieselben zeigen unverkennbar den Einfluß des römischen Rechts, gewähren aber einen tieferen Einblick in die Verhältnisse des alten Wales als irgendein anderes Werk der cymrischen Literatur. F. Walter schöpfte aus ihnen den Stoff zu seinem schon mehrfach erwähnten Buche, Das alte Wales (Bonn 1859). Die Codification des Rechtes in Wales wird dem Könige Hywel Da (Howel dem Guten) zugeschrieben, der 907—948 regierte. Sein Werk ist in seiner ursprünglichen Gestalt nicht mehr vorhanden, denn wenn auch der Kern derselbe blieb, so erlitt es doch im Laufe der Zeit Veränderungen und Erweiterungen und wurde landschaftlich verschieden. Entsprechend den drei Hauptheilen von Wales, Gwynedd, Dyved und Gwent gibt es einen Codex Venedotianus, einen Codex Demetianus und einen Codex Gwentianus. Jedes dieser drei Rechtsbücher ist in mehrern Hand schriften überliefert. Das älteste Ms. des Cod. Ven. stammt aus dem Anfang des 12. Jahrhunderts. Die ältesten Mss. der beiden andern Codices stammen aus dem 14. Jahrhundert. In der neuen officiellen Ausgabe der Ancient Laws and Institutes of Wales von Aneurin Owen, 1841, in zwei Bänden, sind diese drei Codices der Reihe nach vollständig abgedruckt, mit gegenüberstehender englischer Uebersetzung. Nirgends ist bessere Gelegenheit, das Verhältniß der alten Dialekte zueinander zu beobachten als hier. Der zweite Band enthält accessorisches Material, unter anderm auch Complexe von juristischen Triaden aus der Myvyrian Archaiology. Indices und ein Glossar beschließen diese Ausgabe, welche in Folio und in Octav vorhanden ist. Die erste Ausgabe veranstaltete Gulielmus Wottonus, Cyfreithjeu Hywel Dda ac eraill, seu Leges Wallicae Ecclesiasticae & Civiles Hoeli Boni et aliorum Walliae Principum, Londini 1730, in Folio, mit Glossarium und Index.

Die einheimische Medicin ist repräsentirt durch das Buch: The Physicians of Myddvai; Meddygon Myddfai, or the Medical Practice of the celebrated Rhiwallon and his Sons, of Myddvai, in Caermarthenshire, Physicians to Rhys Gryg, Lord of Dynevor and Ystrad Towy, about the middle of the thirteenth century. From ancient Mss. in the Libraries of Jesus College, Oxford, Llanover, and Tonn; with an English Translation; and the Legend of the Lady of Llyn y Van.[29] Translated by John Pughe, and edited by J. Williams ab Ithel, Llandovery 1861. Die letzerwähnte Legende, die sich auf die Abstammung des Rhiwallon bezieht, ist nur in Englisch und füllt p. XXI bis XXX der Einleitung. Die medicinischen Texte aber sehen zum größeren Theil nicht sehr gelehrt aus, machen den Eindruck einer Sammlung von Hausmitteln, enthalten manchen Aberglauben, und sind linguistisch wegen der zahlreichen seltenern Wörter, Pflanzennamen u. s. w. von großem Interesse.

Wir haben unser Augenmerk bisher auf die ältere cymrische Literatur gerichtet, soweit diese mir aus gedruckten Büchern bekannt geworden ist. Ueber die neuere Literatur bin ich nur unvollkommen unterrichtet, doch scheint sie namentlich in der Poesie einen dem Lande eigenthümlichen Charakter gewahrt zu haben. Ihr Umfang ist ziemlich bedeutend, wie William Rowlands' Bibliographie zeigt, die nach dem Tode des Verfassers von D. Silvan Evans unter dem Titel: Llyfryddiaeth y Cymry, 1869, herausgegeben ist und die Drucke von 1546[30] bis 1800 umfaßt. Die Nachträge dazu im 1. und 2. Bande der Revue Celtique belaufen sich auf fast 200 weitere Nummern. Auf einem dem Cymmrodor vom Januar 1881 beigelegten Blatte wurde vom Verleger John Pryse in Llanidloes eine „New Issue" angekündigt. Bibliographisch ist ferner der Artikel von B. Quaritch, Names of Printers and Publishers of Welsh Books, im Cymmrodor, Vol. IV, Part 2 (1882). Durch den Neudruck hervorragender Werke der neueren Literatur, die selten geworden waren, hat sich Rev. Robert Jones verdient gemacht, s. Cymmrodor, Januar 1880, S. 126 fg. Die von Dr. John Davies gesammelten und ursprünglich Mwythig, 1710, veröffentlichten Flores Poetarum Britannicorum gab er Llundain 1864 neu heraus („Privately printed", s. Quaritch's Catal. Nr. 324, vom Jahre 1879, p. 1514), ferner für die Cymmrodorion The Poetical Works of the Rev. Goronwy Owen, 1881, und The Poems of Iolo Goch, First Part, 1878. Iolo Goch lebte im 14. Jahrh. und war Lord of Llechryd. Er gehört noch zu den älteren Barden, gilt als einer der hervorragendsten Dichter, und suchte besonders seine Landsleute gegen die Engländer anzufeuern.[31] Die Ausgabe wird von Th. Powell und Mitarbeitern fortgesetzt. Goronwy Owen, geboren 1722, gilt als einer der bedeutendsten Dichter

29) So der Titel des Buches, wie ich den Variationen in den antiquarischen Katalogen gegenüber ausdrücklich bemerke. 30) Der älteste Druck in Welsh ist ein Kalender mit Credo u. s. w. von William Salesbury (London 1546). 31) Ueber die persönlichen Verhältnisse der Schriftsteller findet man Auskunft bei R. Williams, Enwogion Cymru. A Biographical Dictionary of Eminent Welshmen (Llandovery und London 1852).

des 18. Jahrh. Er war Geistlicher, aber es ist ihm nicht gut gegangen, woran er jedoch selbst schuld gewesen zu sein scheint. Er wanderte nach Amerika aus. Ein vielgelesenes Buch sind die Gweledigaethau y Bardd Cwsg („The Visions of the Sleeping Bard“) von Elis Wynn (geb. 1671, gest. 1734), die zuerst im Jahre 1703 erschienen, dann aber oft gedruckt worden sind; mir liegt eine Ausgabe von D. Silvan Evans vor (Caerfyrddin 1865). Dieses Buch ist in mustergültiger Prosa geschrieben. Es geißelt die Immoralität der Zeit: der 1. Theil ist die Vision der Welt, der 2. die Vision des Todes, der 3. die Vision der Hölle. Silvan Evans veröffentlichte selbst ein Bändchen Gedichte, zum Theil Uebersetzungen aus dem Deutschen und dem Griechischen (Anakreon): Telynegion ar destunau amrywiol (Gedichte über verschiedene Gegenstände), zuerst erschienen 1846, in 2. Auflage Aberystwith 1881. Gaidoz rühmt Rev. Celt. V, 270 dieses kleine Buch, und theilt als Probe die Uebersetzung von Goethe's „König von Thule“ mit. Noch geeigneter zur Lektüre für Fremde scheint ein anderes kleines Buch zu sein, das Powell Rev. Celt. V, 500 seines Inhalts und der Reinheit seiner Sprache wegen empfiehlt: Ysten Sioned, neu y Gronfa Cymmysg (= Lanx satura), Aberystwith 1882. Es enthält einen Artikel Llen y Milod („the Folklore of Animals“), dann eine Sammlung von Pennillion oder volksthümlichen Versen, und von kleinen Erzählungen, die als charakteristisch für die Anschauungen, die Sitten und Gebräuche des Landes, wie es vor 40 bis 50 Jahren war, bezeichnet werden. Die Werke der modernen Literaten und Literarhistoriker Rev. Walter Davies (Gwallter Mechain) und David Owen (Brutus) haben weniger ein allgemeines Interesse. Die des letztern erschienen unter dem Titel Brutusiana: sef Casgliad Detholedig o'i Gyfansoddiadau (Llanymddyfri und London 1855), erstere wurden von D. Silvan Evans herausgegeben: Gwaith y Parch. Walter Davies (Caerfyrddin und London 1868), vgl. Rev. Celt. I, 282. Die religiöse Literatur ist in Wales stark vertreten, und zwar gibt es eine Reihe alter katholischer Drucke, vgl. den interessanten Artikel von H. W. Lloyd, Welsh Books printed abroad in the 16th and 17th centuries, and their authors, im Cymmrodor, Jan. 1881, p. 25 fg. Die erste vollständige Uebersetzung der Bibel rührt her von W. Morgan, zuletzt Bischof von Llandaff (gestorben 1604), und erschien zu London 1588 unter dem Titel: Y Beibl Cyssegr Lan, sef yr Hen Destament, a'r Newydd. Sie ist dann oft neu herausgegeben worden, im Ganzen und in einzelnen Theilen, neuere Ausgaben von 1833, 1843—48 u. s. w. Das Neue Testament war schon vor Morgan von William Salesbury übersetzt und London 1567 herausgegeben worden. Ein alter katholischer Katechismus ist von den Cymmrodorion neu gedruckt: Athravaeth Gristnogavl [Christian Instruction]. By Morys Clynoc, first Rector of the English College in Rome; edited with Preface, by Griffith Roberts, the Grammarian. Originally printed at Milan A. D. 1568. Vgl. die oben erwähnte Abhandlung von Lloyd. Die 1. Ausgabe der Predigten (Pregethau), die Sonntags in jeder Kirche und Kapelle gelesen werden sollten, erschien London 1606, wie ich Quaritch's Katalog Nr. 324 (Mai 1879) entnehme, in welchem Wales besonders gut vertreten ist.

Die beste Grammatik der älteren Sprache ist in der von Ebel besorgten 2. editio von Zeuß' Grammatica Celtica enthalten, obwol hier mancherlei nachzutragen ist, wie neuerdings namentlich Rhys, Rev. Celt. V, 14—61 (Notes on the language of old Welsh poetry), gezeigt hat. Andere grammatische Monographien competenter Celtologen und Linguisten finden sich außer in der Revue Celtique in den Beiträgen zur Vergleichenden Sprachforschung, im Cymmrodor und in der Archaeologia Cambrensis. In der letztern veröffentlichte der leider frühverstorbene[32] (Rev. Celt. III, 146) amerikanische Professor Evander Evans in den Jahren 1872 bis 1874 wichtige Arbeiten, über die Rev. Celt. II, 134, 279 und 418 berichtet ist. Das Buch von J. Rhys, Lectures on Welsh Philology (London 1877, 2. ed. 1879), gibt in seiner ersten Hälfte eine Phonologie des Cymrischen, und in seiner zweiten, wie schon oben hervorgehoben, eingehende Untersuchungen über das Ogam und die auf britannischem Boden gefundenen Inschriften. In mehrern Nummern der Archaeologia Cambrensis, vom Juli 1873 bis April 1875, veröffentlichte Rhys u. a. eine Sammlung von Welsh words borrowed from Latin, Greek and Hebrew. Die einheimischen Grammatiken leiden zum Theil an falschen Theorien über den Ursprung des Cymrischen, doch gibt es einige, welche die Sprache ihrer Zeit klar darzustellen suchen. Die älteste derselben wurde von Edeyrn Dafod Aur auf Befehl von Llywelyn ap Gruffydd, Prince of Wales von 1254 bis 1282, und zweier anderer Lords verfaßt, und ist von der Society for the Publication of Ancient Welsh Manuscripts veröffentlicht worden: Dosparth Edeyrn Davod Aur, or the ancient Welsh grammar compiled in the 13th century by Edeyrn the Golden-tongued, dazu Y Pum Llyffr Kerddwrieath, or Rules of Welsh Poetry, originally compiled by Davydd Ddu Athraw, in the 14th, and subsequently enlarged by Simwnt Vychan, in the 16th century, mit englischer Uebersetzung und Noten herausgegeben von J. Williams ab Ithel (Llandovery 1856). Ein alter grammatischer Druck ist als Supplement von Vol. I bis V der Revue Celtique 1870—1883 in Facsimile neu gedruckt worden: A Welsh Grammar and Other Tracts by Griffith Roberts, Milan 1567. Ueber andere grammatische Werke sowie über die Wörterbücher berichtet Walter, Das alte Wales, S. 26 fg. Unter den neueren

[32] In Trübner's Catalogue of Dictionaries and Grammars (1872) findet sich aufgeführt: Evans & Richards, An English and Welsh Vocabulary: or, an easy Guide to the Ancient British Language. By Th. Evans. To which is subjoined, a Grammar of the Welsh Language. By the Rev. Th. Richards. Tetgelw 1816.

Grammatiken sind die von Th. Richards (seit 1781 mehrmals gedruckt), William Owen (1803)[32] namentlich aber die von W. Spurrell viel gebraucht. Letztere (Gramadeg o iaith y Cymry. A grammar of the Welsh Language) erschien Carmarthen 1848 in erster, 1853 in zweiter, 1870 in dritter Ausgabe. Daneben A Grammar of the Welsh Language von Th. Rowlands (3d ed.), dazu Welsh Exercises, Part I und II (Bala und London 1870 fg.). Ueber die Dialekte des Cymrischen ist erst wenig allgemein bekannt geworden. Wir heben oben die dialektische Verschiedenheit der Rechtscodices hervor. Aus den noch ungedruckten Iolo Morganwg Mss. wird im Cymmrodor vom Januar 1881 p. 101 fg. ein kleiner Text im gesprochenen Dialekt von Glamorgan, dessen sich Iolo oft bediente, mitgetheilt. In den Triaden werden drei Hauptdialekte unterschieden: die Sprache von Nordwales, von Südwales, und als dritter das Cornische, vgl. Walter, Das alte Wales, S. 21.

Unter den Wörterbüchern ist von den Cymmrodorion 1878 ein altes englisch-cymrisches in Facsimile neu gedruckt worden: A Dictionary in Englyshe and Welshe. By Wyllyam Salesbury. Black-letter. Originally printed in London 1547. Aus dem 17. Jahrh. stammt John Davies, Antiquae Linguae Britannicae ... et Linguae Latinae Dictionarium duplex (Londini 1632). Auf dieses nahm Edward Lhuyd, der bedeutendste Keltologe des vorigen Jahrhunderts, Bezug in seiner Archaeologia Britannica (Oxford 1707), in welcher er, wie der englische Titel besagt, neue Auskunft zu dem, was bisher bekannt war, über die Sprachen, Geschichte, Sitten und Gebräuche der ursprünglichen Bewohner Großbritanniens gab aus Sammlungen und Beobachtungen auf Reisen durch Wales, Cornwall, Bas-Bretagne, Ireland und Scotland. Vol. I. Glossography. Ein zweiter Band ist nicht erschienen. Ueber den Inhalt dieses bedeutenden Werkes, das mir in Leipzig nicht zur Verfügung steht, berichte ich nach einer Mittheilung von Stokes. Die Titel der einzelnen Abschnitte sind: I. Comparative Etymology; II. Comparative Vocabulary of the Celtic Languages, i. e. Latin with meaning in Welsh, Cornish, Breton and Irish; III. Armoric Grammar; IV. Armoric-English Vocabulary; V. Welsh words omitted in Davies' Dictionary; VI. Cornish Grammar; VII. Catalogue of Welsh Manuscripts; VIII. Comparisons of Welsh with Greek, Latin etc.; IX. Introduction to the Irish Language; X. Irish-English Dictionary, dazu ein Catalogue of Irish Manuscripts, und zum Schluß ein Index für das ganze Werk. Die Zahl der vorhandenen Wörterbücher ist ziemlich groß, Spurrell bemerkt in der Vorrede zur ersten Ausgabe seines englisch-cymrischen Wörterbuchs, daß er „twenty-one dictionaries of authority" benutzt habe. Mir liegt von W. Spurrell die 2. ed. des English-Welsh Pronouncing Dictionary (Caerfyrddin 1861), und die 3. ed. des Geiriadur Cymraeg a Seisoneg (Carmarthen 1866) vor. Man kann dieses kleine Wörterbuch als Hülfsmittel beim Lesen cymrischer Texte benutzen, es ist aber nicht gerathen, es ohne weitere Sprachkenntnisse oder ohne Nachprüfung als Sprachquelle zu benutzen. Dieselbe Warnung ist auch in Bezug auf das große Wörterbuch von W. Owen Pughe[33] auszusprechen: A Dictionary of the Welsh Language, explained in English, with numerous illustrations from the literary remains and from the living speech of the Cymmry. To which is prefixed a Welsh Grammar. The 2d ed. Denbigh 1832. Es erschien zuerst im J. 1803. Eine 3. Ausgabe, besorgt von R. J. Pryse, ist mir nur aus Trübner's Catal. of Dict. and Gramm. (1872) bekannt. Ebendaselbst wird das English and Welsh Dictionary von D. Silvan Evans (1853) angeführt, und A Dictionary of the Welsh Language, compiled from original sources von demselben Verfasser als in der Presse befindlich angekündigt, das aber noch nicht erschienen ist, s. Y Cymmrodor, Januar 1881, p. 162. Ueber cymrische Metrik siehe Gramm. Celt.², p. 962 fg., Stephens, Lit. of the Kymry, Chap. IV, Sect. III (Uebers. S. 418 fg.), Schuchardt, Augsb. Allgem. Zeit. vom 23. Juni 1878, S. 2555 fg.

Ueber die cymrischen Zeitschriften berichtet Walter, Das alte Wales S. 6 fg., ferner die Revue Celtique an verschiedenen Stellen unter ihrer Rubrik „Périodiques". Die beiden für die Sprache und Literatur wichtigsten sind: Y Cymmrodor, embodying the Transactions of the Honourable Society of Cymmrodorion, und die Archaeologia Cambrensis. Die Society of Cymmrodorion wurde zuerst gegründet im J. 1751, und ist im J. 1873 von neuem ins Leben getreten; Vol. I der neuen Zeitschrift Y Cymmrodor erschien 1877. Die Archaeologia Cambrensis, jetzt das Journal of the Cambrian Archaeological Association, erschien zuerst London 1846; sie enthält in ihren letzten Bänden verschiedene linguistisch und philologisch wichtige Artikel, s. Rev. Celt. II, 134. Von den übrigen Zeitschriften seien nur noch die drei Bände des Cambro-Briton (London 1820 bis 1822) erwähnt, da sie die Uebersetzung vieler Stücke der Myvyrian Archaiology enthalten (Walter a. a. O.).

Die cymrische Sprache wird in Wales eifrig gepflegt, nicht blos das Volk hängt an ihr, sondern auch den Gebildeten ist es Herzenssache, sie festzuhalten. Namentlich die Geistlichen haben sich große Verdienste um die Pflege und literarische Ausbildung der einheimischen Sprache erworben, und wenn man die Namen der Autoren durchmustert, so scheint es fast, als ob der Reverend an die Stelle des alten Barden getreten wäre. Jedes Jahr finden die unter dem Namen Eisteddfod (Sitzung) bekannten literarischen Congresse statt, über die nicht blos in den Tagesblättern, sondern z. B. auch im Cymmrodor ausführlich berichtet wird. Eine Schilderung einer Eisteddfod, an der er selbst theilgenommen und sich

33) Den Namen Pughe nahm er später zu seinem eigentlichen Namen William Owen an. Er war mit an der Myvyrian Archaiology betheiligt.

bardischen Ruhm erworben hat, gab Schuchardt, in seinen „Keltischen Briefen", augsburger Allgemeine Zeitung vom 13. und 18. Jan. 1876, 6. 7. 15. 22. 23. 24. Juni 1878. In den letzten Jahren hielten die einzelnen Provinzen ihre Congresse getrennt ab, so fanden z. B. im J. 1879 zwei Congresse in Nordwales, in Conway und in Caernarvon, statt, einer in Südwales in Cardiff. Die Institution der Eisteddfodau ist seit 1819 nach einem Schlummer von 1½ Jahrh. von neuem ins Leben getreten. In alter Zeit soll es vier Stühle oder Schulen der Barden gegeben haben. Von diesen hatte sich der Stuhl von Glamorgan erhalten, Edward Williams betrachtete sich als Präsident desselben und nahm als solcher den Bardennamen Iolo Morganwg an (J. Stone, Four Ancient Books of Wales I, 29). Wie lebendig das Cymrische ist, zeigt sich auch in der verhältnismäßig großen Zahl von Zeitungen, die in dieser Sprache erscheinen, wenn auch nicht alltäglich. H. Gaidoz hatte die Güte, mir während seines Aufenthalts in Wales im Sommer 1883 beispielsweise einzelne Nummern der folgenden zu schicken: Y Celt (Bangor), Y Genedl Gymreig (Die Cymrische Nation, Caernarvon), Baner ac Amseran Cymru („The Banner and Times of Wales", Dinbych), Gwallia (Caernarfon), Tarian y Gweithiwr (Der Schild der Arbeiter, Aberdare), ferner Y Drysorfa: neu Gylchgrawn Misol y Methodistiaid Calfinaidd (Die Schatzkammer, oder Monatliches Magazin der Calvinistischen Methodisten). — In Kolb's Handbuch der Vergleichenden Statistik (7. Aufl. 1875), S. 398, wird auf Grund der Zählung vom J. 1861 die Zahl der cymrisch Redenden in Wales auf 700,000 angegeben, in dem Berichte, den die Revue Celtique IV, 277 wiedergibt, und der sich wahrscheinlich auf die Zählung von 1871 stützt, in Wales auf 934,530, in ganz Großbritannien auf 996,530.

F. Die Quellen des Cornischen.

Einen zusammenfassenden Bericht gab Henry Jenner (vom British Museum), The Cornish Language, A Paper read before the Philological Society, March 21st. 1873. Die alte britische Sprache von Cornwall ist jetzt ausgestorben, und wurde schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nur noch von einzelnen Leuten gesprochen. Gewöhnlich wird Mistreß Dolly Pentreath, gestorben 1778, als die letzte Cornin aufgeführt, aber es hat bis in unsere Zeit herein noch Personen gegeben, die noch einzelne cornische Wörter wußten. Darüber berichtet H. Jenner in einer zweiten Abhandlung, Traditional Relics of the Cornish Language in Mounts Bay in 1875, A Paper read before the Philological Society (February 4th, 1876). Er zählt hier fünf alte Leute auf, und was er von ihnen erfuhr, rubricirt er unter A. The Numerals, B. Detached Words, C. Three Complete Sentences. Eine Ergänzung hierzu liefert der Artikel von W. S. Lach Szyrma, Le dernier écho de la langue Cornique, Rev. Celt. III. 239—242. Auch Max Müller's Essay „Cornwallisische Alterthümer", Essays III, S. 208 fg., nimmt auf die Sprache Rücksicht. Der in Cornwall herrschende englische Dialekt hat viele cornische Wörter in sich aufgenommen, freilich in arger Verstümmelung, z. B. bowjey „a sheepfold". = bowchy "cow-house", wobei chy = ti, ir. tech Haus (vgl. Jenner, Corn. L. p. 21). Viele Ortsnamen beginnen mit Tre, d. i. ir. treb Wohnsitz (Haus, Stadt). M. Müller citirt a. a. O. S. 212 den Vers:

Ein Tre, Ros, Pol, Caer, Pen und Lan
Trägt fast jeder cornische Mann

(ros Moor, pol Pfuhl, caer Stadt, pen Kopf, lan Umzäunung, Kirche).

Die literarischen Sprachquellen aus älterer Zeit sind nicht sehr reichhaltig. Ihr Inhalt läßt erkennen, daß in Cornwall schon früh die eigentlich keltischen Stoffe zurückgetreten sind, vgl. Gaidoz, Rev. Celt. I, 486. Das älteste erhaltene Cornisch sind: 1) Die Vocabula in pensum discipuli des Oxforder Ms. Bodl. 572, in der Grammatica Celtica², p. 1060 fg. vollständig mitgetheilt, von Zeuß als altcymrisch angesehen, aber von Bradshaw aus paläographischen Gründen für altcornisch erklärt, vgl. Ebel, Beitr. zur Vergl. Sprachf. VIII, 374.

2) Das Vocabularium Cornicum in einem Codex Cottonianus des British Museum. Derselbe wurde früher in das J. 882 versetzt, nach Zeuß ist er nicht älter als das 12. Jahrh., ist aber aus einer alten Quelle abgeschrieben und hat von dieser noch manches Alterthümliche bewahrt, vgl. Gramm. Celt.², p. XXIX. Das Vocabular besteht aus lauter Substantiven, die sachlich geordnet sind, beginnt mit Gott, Himmel, Erde, Meer, den Gliedern u. s. w., dann nomina avium, piscium, herbarum, arborum u. s. w. Es ist gedruckt mit ausführlichem Commentar in der Gramm. Celt.², p. 1065 fg., in alphabetischer Anordnung der Wörter bei Norris, Ancient Cornish Drama I, 311 fg. Daß dieses Vocabular cornisch ist, und nicht cymrisch oder bretonisch, hat zuerst Lhuyd in seiner Archaeologia Britannica erwiesen, vgl. Norris a. a. O.

3) Die Eigennamen in einer Evangelienhandschrift des British Museum, den Bodmin Gospels, so genannt nach der Stadt Bodmin, aus dem 10. oder 11. Jahrh. Diese Handschrift enthält eine Anzahl von Freilassungsurkunden, die Bodmin Manumissions, und in diesen findet sich eine große Anzahl von altcornischen Eigennamen[34], die zu den ältesten Resten der cornischen Sprache gehören. Nach mehrern ungenauen Drucken eine zuverlässige Ausgabe von Whitley Stokes (1871), The Manumissions in the Bodmin Gospels, Rev. Celt. I, 332—345.

Die eigentliche cornische Literatur besteht in einer Reihe von kirchlichen Texten, zum Theil mittelalterlichen Mirakelspielen, durch deren Herausgabe und Bearbeitung sich namentlich Edwin Norris und Whitley Stokes ver-

34) z. B. der Frauenname Argant-erlin Silbereilenbogen, der Mannesname Iud-prost Kampfgewühl (zu ind vgl. ir. ydh. gr. ἰούλιος).

dient gemacht haben. Diese Texte repräsentiren das Mittelcornisch, das in das Neucornisch übergeht.

1) Carmen de passione Christi cornicum, so von Zeuß benannt, Gramm. Celt.² p. XXX. Nach und nach sind fünf Handschriften bekannt geworden, unter denen Harlejan 1782 des British Museum die älteste, vielleicht sogar die Originalhandschrift ist. Es ist eine versificirte Passionsgeschichte, die mit der Versuchung Christi beginnt, nach den vier Evangelien, einiges darin auch nach apokryphen Quellen, besonders dem Evangelium des Nikodemus. Dieses Gedicht wurde schon 1682 von Joh. Keigwin ins Englische übersetzt, den Text und diese englische Uebersetzung gab dann heraus Davies Gilbert, unter dem Titel Mount Calvary (London 1826). Auf diese wenig zuverlässige Ausgabe (vgl. Norris, Corn. Drama I. p. VI war Zeuß angewiesen; eine gute Ausgabe erschien von Stokes, Pascon agan Arluth, The Passion of our Lord, in den Transactions der Philological Society zu London, 1861—1862.

2) Die Ordinalia, ein Complex von drei Schauspielen: Origo Mundi, Passio Domini Nostri Jhesu Christi, Ordinale de Resurrexione Domini Nostri Jhesu Christi. Auch hier ist das Evangelium des Nikodemus mit herangezogen. Diese Texte wurden mit englischer Uebersetzung herausgegeben von Edwin Norris, The Ancient Cornish Drama (2 Bde, Oxford 1859), auf Grund des oxforder Manuscr. Bodley 791, aus der Mitte des 15. Jahrh. Ein zweites Manuscr., gleichfalls auf der Bodlejana befindlich, von dem Norris erst später erfuhr, ist nur eine Abschrift des erstern, s. Corn. Dr. II, 439.

3) Fragmente eines Dramas, die Jenner auf der Rückseite eines lateinischen Documents fand, Add. Ch. 19,491 im British Museum, geschrieben circa 1400. Den Text mit Uebersetzung und Noten gab Stokes in der Revue Celtique, IV, 258—262.

4) Beunans Meriasek. The Life of Saint Meriasek, Bishop and Confessor. A Cornish Drama, ed. with a Translation and Notes by Wh. Stokes (London 1872). Dazu 14 Seiten „Further Corrigenda and Addenda, datirt August 22, 1872". Dieses Drama wurde erst im J. 1869 in einer Handschrift der Hengwrt-Sammlung (s. oben S. 165) entdeckt, die im J. 1504 geschrieben ist. Dem entsprechend ist auch die Sprache etwas jünger als die der vorhergenannten Texte. Den Namen hat dieses Drama von Meriadec, latinisirt Meriadocus, dem Sohne eines Herzogs der Bretagne. Derselbe wird Priester und wirkt viele Wunder. Der Schauplatz seiner Thätigkeit ist theils die Bretagne, theils Cornwall, theils Rom. Nach Stokes sind hier drei Stoffe verquickt: die Meriadecslegende, die Legende von Constantin und Papst Silvester und eine Legende von S.-Maria. Das Drama zerfällt in zwei Theile, am Ende eines jeden derselben werden die Zuschauer zum Trinken und zum Tanzen aufgefordert.

5) The Creation of the world, oder, wie es Stokes genannt hat, Gwreans an bys, gleichfalls ein Drama, in dem sich an vielen Stellen eine Nachahmung des älteren Dramas Origo Mundi beobachten läßt. Erhalten ist es in vier Handschriften, von denen sich die älteste in der Bodlejana befindet, bezeichnet Nr. 219. Sie ist datirt „Aug. 12°, 1611" und erwähnt am Ende den Namen William Jordan. Nach Jenner, Corn. Lang. p. 15, wäre dies der Name des Verfassers, Stokes hielt das Stück für älter, war sogar geneigt, es vor die Reformation zu setzen, und sah jenen Namen nur als den des Schreibers an. Jedenfalls ist es der Sprache nach unter den erhaltenen Texten der jüngste, was sich unter anderm auch darin zeigt, daß es besonders viel englische Wörter enthält. Stokes nennt es daher Meriasek p. XIII „Modern Cornish". Auch hier ist die ältere Ausgabe von Davies Gilbert, mit der englischen Uebersetzung von John Keigwin (London 1827), ganz unzuverlässig. Dem Mangel half ab die Ausgabe von Wh. Stokes, Gwreans an Bys. The Creation of the world, A Cornish Mystery, mit englischer Uebersetzung und Anmerkungen, in den Transactions der Philological Society zu London für 1863.

6) The Gwavas Collection, ein Miscellanband aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, jetzt Add. Ms. 28,554 im British Museum. Ueber den Inhalt (Gedichte, Sprichwörter, Vaterunser, einige Kapitel aus der Genesis und dem Evangelium des Matthäus u. s. w) berichtet Jenner, Corn. Lang. p. 16.

7) Eine Anzahl Sätze in Cornisch, die sich in Borde's Introduction of knowledge, einem Drucke aus dem J. 1542, finden. Stokes hat diese Sätze bearbeitet nach Furnivall's Neudruck des genannten Buches für die Early English Text Society (1870), in der Revue Celtique IV, p. 262—264. Einige anderweitige Notizen ibid. III, p. 85 fg.

Eine Grammatik der cornischen Sprache gab schon Lhuyd in der Archaeologia Britannica, vorzugsweise gestützt auf die damals noch gesprochene Sprache. Die Sprache der oben genannten Ordinalia stellte Norris dar, Ancient Cornish Drama II, 217—308 (Sketch of Cornish Grammar). Umfassender ist der cornische Theil in Ebel's Bearbeitung der Grammatica Celtica, wo nur die erst nach 1871 bekannt gewordenen Texte nicht berücksichtigt sind. Die lexikalische Hauptarbeit für das Cornische ist das Lexicon Cornu-Britannicum von Robert Williams (London 1865), mit Belegstellen, aber auch mit Vergleichungen der Wörter, die nicht immer zu billigen sind. Auch hier sind natürlich die erst später bekannt gewordenen Texte noch nicht berücksichtigt. Dazu ein Supplement von Wh. Stokes, A Cornish Glossary (London 1870, Trans. Phil. Soc.), das namentlich auch die Lehnwörter nachträgt.

G. Die Sprachquellen des Bretonischen.

Bretonisch und Aremorisch, letztere Bezeichnung in der Grammatica Celtica gewählt, sind die Namen für die heute noch lebendige keltische Sprache der französischen Bretagne. Wir geben dem Namen bretonisch den Vorzug, da es nicht die gallische Sprache der Aremoricae civitates von Cäsar's Zeit ist, die uns hier in ihrer modernen Form vorliegt, sondern die Sprache der Briten,

die vielleicht schon vom Ende des 4. Jahrh. an von Britannien herüberkamen und sich in jenem Lande festsetzten, s. oben S. 143.[35]) Daselbst bemerkten wir auch schon, daß das Bretonische dem Cornischen noch etwas näher steht als dem Cymrischen. Eine Aehnlichkeit zeigt sich merkwürdigerweise auch in der Literatur, die in den erhaltenen Texten denselben kirchlichen Charakter hat, wie wir ihn soeben an den cornischen Sprachdenkmälern kennen gelernt haben. Dagegen sind im Bretonischen ebenso wenig als im Cornischen jene Stoffe keltischen Ursprungs, die Arthursage u. a. m., erhalten, die der cymrischen Literatur ihren besondern Werth geben, obwol man doch annimmt, daß diese Stoffe durch die Vermittelung der Bretonen der altfranzösischen Literatur zugeführt worden seien.

Auch hier bestehen die ältesten Sprachreste in Glossen und Namen. Die unter 1) und 2) angeführten Glossen sind früher, so in der Grammatica Celtica, für Altcymrisch gehalten worden. Vgl. Ebel, Beitr. zur Vergl. Sprachf. VIII. 374; Stokes, Old-Breton Glosses. p. III.

1) Die Glossen zu dem Grammatiker Eutychius in dem Oxforder Codex Auct. F. 4—32, aus dem 8. oder 9. Jahrh., mitgetheilt und bearbeitet in der Gramm. Celt.[2], p. 1052—1054.

2) Die Glossen auf einem einzelnen Blatte der Stadtbibliothek zu Luxemburg (Folium Luxemburgense), das an einen Deckel angeklebt war. Der lateinische Text, auf den sich die Glossen beziehen, ist in seinem Zusammenhange schwer zu verstehen und enthält viele unlateinische Wörter. Nur die Glossen mit ihren Bezugswörtern mitgetheilt und bearbeitet in der Gramm. Celt.[2], p. 1063—1065. Auf Grund einer neuen Collation gab den ganzen Text mit den Glossen J. Rhys heraus in der Revue Celtique I, p. 348 fg., dazu Verbesserungen ebendas. p. 503 und II, p. 119, vgl. auch meine Anzeige in den Beitr. zur Vergl. Sprachf. VIII, 251. Nach Mone und Zeuß gehört das Blatt dem 9. Jahrh. an, nach Rhys ist es aber die Abschrift eines noch älteren Manuscripts.

Es folgt dann eine Reihe von spärlichen Glossen, die sich in verschiedenen Manuscr. finden, erst später entdeckt und von Stokes zusammengestellt und analysirt worden sind in seiner Schrift Old Breton Glosses Fifty copies privately printed] (Kalkutta 1879):

3) Der Codex 167 zu Bern, enthaltend Vergilscholien, mit 78 altbretonischen Glossen aus dem 9. oder 10. Jahrh.

4) Der Codex des Amalarius De divinis officiis No. 192 der Bibliothek des Corpus Christi College zu Cambridge, geschrieben 952, enthält aber nur vier Glossen.

5—8) Vier Codices der Collatio Canonum, die ins 9.—11. Jahrh. gehören, und von denen sich zwei auf der Bibl. Nat. zu Paris (Ms. Lat. 12021 und 3182) befinden, einer auf der Bodlejana, Hatton 42, einer auf dem Brit. Museum, Cotton Ms. Otho E. XIII. Sie haben zusammen nur 39 Glossen.

9) Der Codex No. 193 der Bibliothek zu Orleans aus dem 10. oder 11. Jahrh., ein kirchlicher Miscellancodex, dessen bretonische Glossen zuerst von Bradshaw aufgefunden wurden. Er schrieb sie ab und übergab sie Stokes, der sie bearbeitete und herausgab unter dem Titel: The Breton Glosses at Orleans [Fifty copies privately printed] (Kalkutta 1880). Es sind im ganzen 319, von denen jedoch 106 in zum Theil unverständlicher Abkürzung geschrieben sind. Vgl. die Besprechung von Loth, Rev. Celt. V, p. 104 fg.

10) Das Ms. Lat. 11,411 der Bibl. Nat. zu Paris, enthält 8 Glossen, die Loth, Rev. Celt. V, p. 469 fg., mittheilt.

Angekündigt ist ein Vocabulaire Vieux-Breton von J. Loth, das alle cymrischen, cornischen und bretonischen Glossen enthalten soll.

Nächst den Glossen kommen die Namen von Personen und Orten, die sich in alten Cartularen finden, in Betracht. Zeuß und Ebel benutzten die Cartulare von Redon und Landevénec, soweit diese in Aurelien de Courson's Histoire des peuples Bretons dans la Gaule et dans les îles britanniques (Paris 1846) und Dom Morice's Mémoires pour servir de preuves à l'histoire ecclésiastique et civile de Bretagne (Par. 1742) enthalten waren, allein A. de Courson hat das ganze Cartular von Redon besonders herausgegeben, Cartulaire de l'abbaye de Redon (Paris 1863), vgl. H. d'Arbois de Jubainville in der Rev. Celt. I, p. 469 fg. Die Urkunden desselben reichen vom Ende des 10. oder Anfang des 11. Jahrh. bis zum J. 1162. Das Cartulaire de Landévénec gehört der Bibliothek zu Quimper und stammt aus dem Anfange des 11. Jahrh. Eigennamen, die sich in dem Manuscript latin 1154 der Bibl. Nat. zu Paris finden, theilte H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. III, p. 449 mit. Das Ms. stammt aus der Abbaye de Saint-Martial de Limoges und geht in das 11. Jahrh. zurück. Im 4. Bande der Anciens évêchés de Bretagne von Geslin de Bourgogne und A. de Barthélemy (Saint-Brieuc 1855—1878, vgl. Rev. Celt. III, 289 und IV. 296) sind mitgetheilt die Urkunden der Abtei von Beauport aus dem Ende des 12. und dem 13. Jahrh. H. d'Arbois de Jubainville verglich den Druck mit den Originalen in den Archives départementales des Côtes-du-Nord zu Saint-Brieuc, und gab ein alphabetisches Verzeichniß der Namen in der Revue Celtique III, p. 395 fg. (Mots Bretons dans les Chartes de l'Abbaye de Beauport), das leider p. 418 mit Heguo abbricht.

35) Élisée Reclus, Nouvelle Géographie p. 612, bemerkt: Die Bretons stammen der Materität nach von den „Armoricains des premiers âges historiques" ab, aber den Namen Bretagne oder Petite Bretagne erhielt das Land von den „Bretons de la grande île du nord", seit dem Ende des 5. Jahrh.; die Sprache derselben wurde die herrschende; verschiedene Städte, Tréguier, Saint Pol de Léon, Saint Brieuc, Saint-Malo sind von den Colonisten aus der Grande Bretagne gegründet. Ebenso spricht sich aus H. d'Arbois de Jubainville, Etudes Grammat. sur les Langues Celt. I. p. 1, wo auch auf weiteres verwiesen wird.

Das Mittelbretonische des 15. und 16. Jahrh. ist in einer Reihe von alten und sehr selten gewordenen Drucken erhalten, die zum Theil neu herausgegeben worden sind. Man stellt hier 1) ein bretonisch-französisch-lateinisches Glossarium an die Spitze, weil es sicher datirt ist. Sein Verfasser Jehan Lagadeuc von Tregnier (Trecorensis) nannte es Catholicon nach dem encyklopädischen Buche Catholicon, seu Summa Grammaticalis des Jean de Janua oder Januensis, das eine Grammatik, eine Rhetorik und ein Wörterbuch umfaßt und 1460 zu Mainz gedruckt wurde. Die Vorrede von Lagadeuc's Werk ist vom J. 1464 datirt, aber der älteste Druck, dessen Datum man kennt, erschien Tregnier 1499 und hat Auffret de Quoetqueveran zum Herausgeber. Davon befindet sich je ein Exemplar auf den Bibliotheken zu Paris und zu Quimper. Den bretonischen Theil dieses Druckes mit so viel von den französischen und lateinischen Wörtern, als zum Verständniß nöthig ist, wiederholte R. F. Le Men, Documents pour servir à l'étude de l'Histoire et de la Langue Bretonnes. Le Catholicon de Jehan Lagadeuc. Lorient [1867]. Dieser Neudruck ist von Ebel für die 2. Ausgabe der Grammatica Celtica benutzt. Allein abgesehen von einer späteren (abgekürzten) Ausgabe des J. 1521 (nicht 1501), die in einem Exemplar auf der Bibliothek zu Paris vorhanden ist, besitzt dieselbe Bibliothek noch ein unvollständiges Manuscript und einen dritten alten Druck, dessen erstes und letztes Blatt leider fehlen, der aber älter als der Druck vom J. 1499 zu sein scheint, jedenfalls unabhängig von diesem ist. Stokes und Gaidoz haben in der Revue Celtique, I, p. 395 fg., gezeigt, daß sich aus diesem Material viele Nachträge und Verbesserungen gewinnen lassen.

2) Schon von Zeuß benutzt wurde das von ihm Vita S. Nonnae vel Nonitae genannte Drama, erschienen unter dem Titel: Buhez Santez Nonn, ou, Vie de Sainte Nonne et de son fils Saint Devy (David). Mystère composé en langue bretonne antérieurement au 12. siècle, mit Einleitung von Abbé Sionnet und französischer Uebersetzung von Le Gonidec (Paris 1837). Die einzige Handschrift, auf der diese Ausgabe beruht, ist dem Anfange des 15. Jahrh. zugewiesen, und Zeuß will auch für den Text aus sprachlichen Gründen nur bis ins 14. Jahrh. zurückgehen. — Vgl. Rev. Celt. IV, 303.

Von Ebel für die 2. Ausgabe der Grammatica Celtica benutzt ist 3) das aus den zwei Theilen Passion und Resurrection bestehende bretonische Drama, das der Vicomte Herjart de la Villemarqué herausgegeben hat unter dem Titel: Le Grand Mystère de Jésus. Passion et Résurrection. Drame Breton du Moyen Age avec une étude sur le théâtre chez les Nations Celtiques (Paris 1865). Zu Grunde liegen zwei alte Ausgaben von den Jahren 1530 und 1622. Der Druck von 1530, erhalten in einem Exemplare der Bibliothek zu Paris, kündigt sich selbst als ein Neudruck an, der Text muß also älter sein, nach H. de la Villemarqué ginge er bis ins 14. Jahrh. zurück (Einleit. p. CXIII).

Derselbe alte Druck vom J. 1530 enthält noch 4) drei kleinere Gedichte, Le Trépas de Madame la Vierge Marie, Les Quinze Joies de Marie und La Vie de l'homme, die gleichfalls der Vicomte H. de la V. neu drucken ließ, in der Revue de Bretagne et de Vendée und in einer Separatausgabe mit dem Titel Poèmes Bretons du moyen âge, publiés et traduits d'après l'incunable unique de la Bibliothèque nationale, avec un glossaire-index (Paris 1879). Vgl. Rev. Celt. III, 293 und IV, 117.

Zuvor erschien von Whs. Stokes 5) Middle-Breton Hours. Ed. with a Translation and Glossarial Index (Calcutta 1876). Dies ist der Neudruck eines Druckes vom J. 1524, den der Vicomte H. de la V. unter der Bezeichnung „Les Heures latines et bretonnes de Léon" in der Einleitung zu seiner Ausgabe des Grand Mystère p. CVI aufführte. Dem genannten Gelehrten verdankte Stokes die Abschrift des Druckes und ebenderselbe verglich auch die Correcturbogen mit dem Original der Abschrift, das in zwei Exemplaren in Privatbesitz erhalten ist. Es sind lauter kirchliche Texte, Vaterunser, Ave Maria, die zwölf Artikel des christlichen und katholischen Glaubens u. s. w. Auch Textstücke aus einem Missale und einem Katechismus, gedruckt in den Jahren 1526 und 1576, sind im Appendix dieser Publication beigegeben, die durch ihren guten Index einen besondern Werth erhält.

Ein Curiosum sind 6) einige Zeilen Bretonisch in der Farce Maistre Pathelin aus dem 15. Jahrh., über welche J. Loth in der Revue Celtique III, 450—456 (Le Breton dans Maistre Pathelin), von diesem in einigen Punkten abweichend der Vicomte Herjart de la Villemarqué im Bulletin de la Société Archéologique du Finistère, Tome VIII (Quimper 1881), dann wieder Loth in der Rev. Celt. V, 225 fg. geschrieben haben.

Mit diesen Texten ist die erhaltene mittelbretonische Literatur noch nicht erschöpft, aber was außerdem vorhanden ist, scheint ungefähr derselben Art zu sein. Die französischen Gelehrten sind auf dem Gebiete des Bretonischen sehr thätig gewesen, die Revue Celtique ermöglicht uns, ihren Arbeiten zu folgen und auch einen Einblick in die moderne bretonische Literatur zu gewinnen. Höchst werthvoll ist in dieser Beziehung die Bibliographie des Traditions et de la Littérature Populaire de la Bretagne von H. Gaidoz und P. Sébillot, Rev. Celt. V, 277—338. Wir finden hier noch einige andere alte Drucke von Dramen erwähnt, vor allem ein Buhez Sante Barba (Paris 1557). Diese dramatische Literatur (Mystères und Tragédies) setzt sich aber in Handschriften bis in die neueste Zeit fort, und zwar sind alte Compositionen immer wieder von neuem aufgeführt worden. Einer der zuverlässigsten Sammler und Kenner der bretonischen Literatur, F. M. Luzel, gab ein solches Spiel, das aus dem 16. Jahrh. stammt, heraus unter dem Titel: Sainte Tryphine et le roi Arthur, mystère breton, en deux journées et huit actes; . . . texte revu et corrigé d'après les manuscrips de

l'abbé Henry (Quimperlé 1863). Er erlebte selbst eine Aufführung desselben am 22. und 23. April 1878 zu Plunzunet, über die er Rev. Celt. III, 386 fg. berichtet. Eine Sammlung von 100 Manuscripten solcher Stücke, die Luzel zusammengebracht hat, die meisten Manuscripte in diesem, einige im vorigen Jahrhundert geschrieben, befindet sich jetzt auf der Bibliothèque Nationale zu Paris. Aber es werden in der erwähnten Bibliographie, a. a. O. p. 320 fg., noch andere Sammlungen beschrieben. Unzweifelhaft wurzeln diese Mystères und Tragedies im Mittelalter, und schließen sie sich wol zunächst an die altfranzösische Literatur an. Ihre Stoffe entstammen theils der biblischen Geschichte und den Heiligenlegenden, theils der profanen Sage und Geschichte, wie folgende Titel zeigen: Destruction de Jérusalem par Titus, Le mystère de Charlemagne et des douze Pairs de France, Godefroi de Bouillon, Robert le Diable, Huon de Bordeaux, Guillaume comte de Poitou, Les quatre fils Aymon, Pierre de Provence et la belle Maguelonne u. a. m. Einige dieser Stücke sind gedruckt, so erwähnt die Bibliographie ein Buez ar Pévar mab Emon, duc d'Ordon, seit 1818, Tragedien sant Guillarm, condt deus a Poetou, seit 1815 in Montroulez in mehreren Ausgaben erschienen, und das Interesse, das die Bretonen an diesen Stücken nehmen, erhellt aus einer Mittheilung in der Revue Celtique IV, p. 129, nach welcher von der tragédie bretonne des Quatre fils Aimon, die zuerst 1815 erschien, ungefähr 15,000 Exemplare verkauft worden sind.

Besondere Aufmerksamkeit hat man noch den im Munde des Volks erhaltenen Liedern und Gedichten, Legenden, Märchen und Geschichten zugewendet. Die Märchen und Geschichten enthalten zum großen Theil dieselben Handlungen und Charaktere, welche im Mittelalter von Volk zu Volk gewandert sind. Die Märchenforscher R. Köhler und F. Liebrecht haben an vielen Stellen auf diesen Zusammenhang aufmerksam gemacht. Auch hier zeigt sich, daß die Bretonen im Gegensatz zu den mehr isolirt gebliebenen Gälen in Irland und Schottland und auch zu den Cymren in Wales die altkeltische Vergangenheit vergessen haben und mit ihren Anschauungen und Interessen in der christlich-mittelalterlichen Welt aufgegangen sind.

Die Bibliographie führt eine große Anzahl von Publicationen auf, die zum Theil in entlegenen Zeitschriften erfolgt sind. Als das wichtigste Werk für die Poesie der Bretagne galt lange Zeit der Barzas-Breiz des Vicomte Hersart de la Villemarqué, 2 vol., zuerst Paris 1839, dann mit veränderter Orthographie als Barzaz-Breiz zuletzt 1867 erschienen, wobei eine 8° Ausgabe dieses Jahres als die 6., eine 12° Ausgabe desselben Jahres als die 7. gezählt ist. Nach der Bibliographie, a. a. O. 307, hat es aber in Wirklichkeit nur drei Ausgaben gegeben. Der Vicomte H. de la Villemarqué hat sich durch seine früher erwähnten Publicationen bleibende Verdienste erworben, aber sein Barzas — das Wort ist nicht bretonisch, sondern von ihm nach dem cymrischen Barddas (Bardenthum) gebildet — hat in der neueren Zeit, wenigstens was die Volks- und Alterthümlichkeit anlangt, den Credit verloren. Die darin enthaltenen Gedichte sind nicht altkeltische Poesie, sondern sind der Sprache nach modernen Ursprungs, wenn auch vielleicht auf ältere Vorlagen gestützt, und man glaubt nicht an die volksthümliche Echtheit der Verse, in denen Merlin erwähnt wird und andere gelehrte Anspielungen sich finden. Die polemische Literatur über die Authenticität des Barzaz-Breiz ist in der Bibliographie verzeichnet, a. a. O. p. 308. Wir heben nur hervor die Schrift (8 Seiten) von H. d'Arbois de Jubainville, Encore un mot sur le Barzaz Breiz. Lettre à M. J. Salaün (Paris 1873), in welcher an einem Gedichte in überzeugender Weise die philologische Kritik geübt wird. Die echten Volkslieder lehrt uns neben andern besonders F. M. Luzel kennen, Gwerzion Breiz-Izel. Chants populaires de la Basse-Bretagne, 2 vol. (Vorient und Paris 1868. 1874. Hier finden sich einige Gedichte, die sich als die echte Grundlage von Gedichten im Barzaz-Breiz erweisen, vgl. die Anzeige des 2. Bandes von H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. II, 268 fg. Ein kleines Buch desselben Verfassers, Veillées bretonnes, moeurs, chants, contes et récits populaires des Bretons-Armoricains (Paris 1879), gibt nach dem, was Rev. Celt. IV, 123 darüber bemerkt ist, einen guten Ueberblick über die Volksliteratur der Bretonen. Ebenso haben Luzel und andere Gelehrte zahlreiche Märchen und Erzählungen aus dem Volksmunde, sowie christliche Legenden in größeren und kleineren Arbeiten veröffentlicht, theils in Bretonisch und Französisch, theils nur im bretonischen Texte oder nur in der französischen Uebersetzung, wofür ich auf die erwähnte Bibliographie verweise. Zu diesen Arbeiten gehört z. B. Contes bretons recueillis et traduits par F. M. Luzel (Quimperlé 1870). Proben für alle die verschiedenen Arten der Volksliteratur, auf die wir sogleich unter einem andern Gesichtspunkte noch einmal zurückkommen, bietet die Revue Celtique, auch in der von Gaidoz und Rolland herausgegebenen Mélusine, Recueil de Mythologie, Littérature Populaire, Traditions et Usages, Paris 1878 (einziger Band) findet sich viel Derartiges in französischer Uebersetzung. Von allgemeinem Interesse sind noch ein Artikel von Luzel über die Formules initiales et finales des conteurs en Basse-Bretagne, Rev. Celt. III, 336—341 (vgl. Sébillot über denselben Gegenstand in der Haute-Bretagne, Rev. Celt. VI, 62 fg.) und die folgenden Artikel von Y. F. Sanké: Formulettes et Traditions diverses de la Basse-Bretagne (Formeln in Verschen, gute Wünsche, Schwüre, Flüche, die Thierlaute u. a. m.), Rev. Celt. V, 157 fg.; Charmes, oraisons et conjurations magiques de la Basse-Bretagne VI, 66 fg.; Devinettes bretonnes oder Bretonische Räthsel, daf. IV, 60 fg.; Proverbes et Dictons de la Basse-Bretagne, im I., II. und III. Bande der Revue Celtique.

Das Bretonische ist diejenige keltische Sprache, in welcher man, dank den Aufzeichnungen und Bearbeitungen der französischen Gelehrten, sich am eingehendsten über

die Verschiedenheit der modernen Dialekte unterrichten kann. Das eigentlich bretonisch redende Land ist die Basse-Bretagne (Bretagne bretonnante), in der Haute Bretagne herrscht ein französischer patois, das Gallo. Das Femininum zu diesem Worte lautet gallaise. Die von verschiedenen Gelehrten gebrauchte Form Gallot ist etymologisch eigentlich nicht berechtigt, wie die von A. de la Borderie angeregte Discussion über diese Frage, Rev. Celt. V, 470 fg. und VI, 115, dargethan hat. Eine Sammlung von bretonischen Wörtern im Gallo gibt E. Ernault, Rev. Celt. V, 218—224 (Mots et expressions celtiques dans le Gallot des Hauts-Bretons). Die Bibliographie im V. Bande der Revue Celtique erstreckt sich auch über die Literatur der Haute-Bretagne, die in ihren Sammlungen von Liedern, Märchen, Legenden u. s. w. der Literatur der Basse-Bretagne parallel geht. Auf diesem Gebiete hat sich namentlich P. Sébillot durch größere Werke verdient gemacht.

Das Bretonische hat vier Hauptdialekte, den von Léon, den von Trégnier, den der alten Landschaft Cornouaille, deren Hauptort Quimper ist, und den von Vannes. Früher erstreckte sich das Bretonische noch weiter, in die Haute-Bretagne hinein. Gregoire de Rostrenen sagt in der Vorrede zu seinem 1732 erschienenen Wörterbuche, daß von den neun Diöcesen der Bretagne in sieben bretonisch gesprochen würde, nur in Rennes und Saint-Malo nicht. Derselbe hebt schon einige von den Punkten hervor, in denen die Dialekte verschieden sind (die Infinitivendungen, Singular und Plural der Substantive, die Aussprache gewisser Laute). In der Vorrede zu Dom Le Pelletier's Wörterbuche, das 1752 erschien, wird bemerkt, daß fast in jeder Parochie anders gesprochen würde. Am weitesten voneinander verschieden sind die Dialekte von Léon und Vannes, die beiden andern stehen in der Mitte, vgl. H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. I, 163. Die erwähnten beiden alten Wörterbücher haben die Absicht, alle Dialekte zu berücksichtigen. Das Dictionnaire François-Celtique ou François-Breton von P. F. Gregoire de Rostrenen (Rennes 1732), war für den praktischen Gebrauch derer bestimmt, die das Bretonische lernen wollen, um darin zu predigen, zu katechisiren oder Beichte zu hören. Der Dialekt von Léon steht an erster, der von Vannes an letzter Stelle; der, wie er sagt, sehr beliebte Dialekt von Morlaix sei ein Gemisch von Léon und Trégnier. Das Dictionnaire de la Langue Bretonne von Dom Louis Le Pelletier (Paris 1752) gibt den Wortschatz nicht sehr vollständig, sondern hat etymologische Zwecke, wobei die Vergleichung des Cymrischen nach dem Wörterbuche von Davies noch jetzt nicht ohne Werth ist. Es ist nach dem Tode des Verfassers (starb 1733) von D. Ch. Taillandier herausgegeben.[36]) Auch dieses Wörterbuch stellt den Dialekt von Léon voran. Specielle Darstellung hat dieser Dialekt in den Werken von J. F. M. M. A. Le Gonidec gefunden: Grammaire Celto-Bretonne (Paris 1807), Nouvelle edition (Paris 1838) mit einer Notice sur Le Gonidec, Dictionnaire Celto-Breton (Angoul. 1821). Beide Werke sind zusammen von Th. Hersart de la Villemarqué mit einer Einleitung neu herausgegeben worden: Dict. Français-Breton de Le Gonidec, précédé de sa Grammaire Bretonne etc. (St.-Brieuc 1847), Dict. Breton-Français de Le Gonidec, précédé etc. (St.-Brieuc 1850). Ein Schüler von Le Gonidec war A. Troude. Dessen Dict. Français et Celto-Breton erschien zuerst Brest 1842, mit einem Supplement zur Grammatik von Le Gonidec. Das Nouveau Dictionnaire pratique Français et Breton du Dialecte de Léon avec les acceptions diverses dans les dialectes de Vannes, de Trégnier et de Cornouaille desselben, Brest 1869, wurde von Ebel für die 2. ed. der Grammatica Celtica benutzt. Dasselbe wird ergänzt durch Troude's Nouv. Dict. prat. Breton-Français (Brest 1876). Die Études Grammaticales sur les Langues Celtiques von H. d'Arbois de Jubainville, Première Partie, Introduction[37]), Phonétiques et Dérivation Bretonnes (Paris 1881), beziehen sich gleichfalls vorzugsweise auf den Dialekt von Léon, und haben das Dict. Bret.-Franc. von Le Gonidec zur Grundlage. Ueber ein noch ungedrucktes werthvolles Wörterbuch desselben Dialekts, mit Beispielen, von Rousselot, das Dom Le Pelletier benutzte, berichtet E. Ernault, Rev. Celt. IV, 104. — Vom Dialekte von Léon ausgehend hat H. d'Arbois de Jubainville eine Lautlehre des Dialektes von Vannes gegeben in der Revue Celtique I, p. 85 fg. und p. 211 fg. (Étude phonétique sur le dialecte breton de Vannes). Eine praktische Grammatik dieses Dialektes verfaßte J. Guillome: Grammaire Française-bretonne contenant tout ce qui est nécessaire pour apprendre la langue bretonne de l'idiome de Vannes (Vannes 1836). H. d'Arbois erwähnt aus älterer Zeit ein Dictionnaire breton-français du diocèse de Vannes, composé par feu Monsieur de Châlons (Vannes 1723), und ein Dictionnaire français-breton ou français-celtique du dialecte de Vannes von Larmery (l'Armery), 1744. Eine ähnliche Darstellung der Lautlehre des Dialekts von Sarzeau mit Sprachproben gab E. Ernault, Le Dialecte Vannetais de Sarzeau, Rev. Celt. III, p. 47 fg., p.

36) In der Vorrede S. VIII findet sich eine wichtige Stelle, welche zeigt, wie wenig in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von einer Literatur des Bretonischen bekannt war, und wie sehr fast alles erst in der neueren Zeit aus der Verborgenheit hervorgeholt oder neu geschaffen worden ist: il ne nous reste presque aucun monument par écrit. Le plus ancien qu'ait trouvé Dom Pelletier est un manuscript de l'année 1450, qui est un recueil de prédictions d'un prétendu Prophète, nomme Gwinglaff. Il a tiré quelques secours de la vie de S. Gwenolé, premier abbé de Landevenec, écrite en vers, & d'un petit Drame dont le sujet est la prise de Jérusalem par l'Empereur Tite. Enfin il a encore trouvé un ancien livre Breton, fait à l'usage des Prêtres & des Curés, c'est un espèce de Dictionnaire des Cas de Conscience.

37) Die Introduction beschränkt sich nicht auf das Bretonische, sondern beschäftigt sich auch mit altgallischen Namen (auf -māros, -ācos) und mit der vergleichenden Lautlehre des Keltischen. — Ueber eine frühere Arbeit desselben Verfassers s. Rev. Celt. IV, 465.

232 fg. — Der Dialekt von Trégnier fand einen Bearbeiter in J. Hingant, Eléments de la grammaire bretonne, Trégnier 1868 (vgl. die Besprechung von H. d'Arbois de Jubainville, Rev. Celt. I. p. 163 fg.), und eine leicht zugängliche Sprachprobe bietet das von Luzel in der Rev. Celt. I. p. 106 fg. mit französischer Uebersetzung veröffentlichte Märchen Koadalan. Eine kleine Probe des Dialekts „du bourg de Batz (Loire-Inférieure)" gibt L. Bureau, Rev. Celt. III. 230. — Für den Dialekt von Cornouaille scheint keine Special-grammatik vorhanden zu sein, aber Gedichte in diesem Dialekte finden sich im Barzaz-Breiz.

Im Plane der Bibliographie von Gaidoz und Sébillot lag es nicht, regelmäßig anzugeben, welchen Dialekt die einzelnen Publicationen repräsentiren, doch kann man dies öfter aus dem Orte des Erscheinens schließen. Kleine Textstücke mit Angabe des Ortes, wo sie herstammen, bietet in großer Zahl der oben erwähnte Artikel von Sauvé, Formulettes etc. (Rev. Celt. V, 157 fg.). — Ein Supplément aux Dictionnaires breton-français, mit Beiträgen aus verschiedenen Dialekten, veröffentlichte E. Ernault, Rev. Celt. IV, 145—170. Schließlich sei hier nachträglich der Essai sur le Verbe Néo-celtique en Irlandais ancien et dans les dialectes modernes von J. Loth (Paris 1882) erwähnt, in welchem ein Ueberblick über das Verbalsystem der keltischen Sprachen, also auch des Bretonischen gegeben wird. — Eine Bibelübersetzung gibt es von Le Gonidec, Bibl Santel (2 Bände, San-Brieg 1866), das Testament Névez erschien zuerst 1827.

Nach einer Berechnung von P. Sébillot, Rev. Celt. IV. p. 278, gibt es in der Bretagne (nach Berichtigung eines Fehlers) 765,200 Personen, die nur bretonisch verstehen (auf die Departements vertheilt, Côtes-du-Nord: 152,000, Finistère: 379,000, Morbihan: 174,000, Loire Inférieure: 200), ferner 524,000, die bretonisch und französisch verstehen (Côtes-du-Nord: 150,000, Finistère: 211,000, Morbihan: 162,000, Loire-Inférieure: 1000), zusammen 1,225,200. Dazu kommen noch die Colonien zu Trélaze und Le Havre, sodaß die Gesammtzahl sich auf 1,230,000 bis 1,240,000 erheben würde. In Kolb's Handbuch der Vergleichenden Statistik (7. Aufl., 1875) S. 319 wird die Zahl der Bretonen in der Bretagne auf 1,160,000 angegeben. In Europa beträgt nach diesen ungefähren Berechnungen die jetzige Gesammtzahl der keltisch Redenden ungefähr drei und eine halbe Million. (*E. Windisch.*)

KELTSCH, ein Städtchen in Mähren, an der westlichen Abdachung des Weißen Gebirges am Juchina-Bache, liegt 35° 29′ östlich von Ferro, in einer nördl. Br. von 49° 29′ und in einer Meereshöhe von 522 Met. Dasselbe gehört zur Bezirkshauptmannschaft und zum Gerichtsbezirk Weißkirchen und zählt 2670 Einwohner mit czechischer Umgangssprache. Es zerfällt in die Alt- und Neustadt und in die Vorstadt Poswatno. In der Neustadt, welche auf den Trümmern der alten von Feinden zerstörten Burg erbaut wurde, erhebt sich das dem Fürstbisthume Olmütz gehörige Schloß, welches früher der Sitz der fürsterzbischöflichen Tafel-Herrschaft Keltsch war. Die zwischen der Altstadt und der Vorstadt Poswatno sich erhebende Pfarrkirche wurde zwischen 1776 bis 1784 erbaut. Keltsch kommt unter diesem Namen urkundlich bereits im 13. Jahrh. vor und war in den hussitischen Unruhen 1429 geplündert und zerstört und im Dreißigjährigen Kriege 1647 von den Schweden nach hartnäckigem Widerstande eingeäschert worden. (*Ferd. Grassauer.*)

KEM, Kreisstadt des europäisch-russischen Gouvernements Archangelsk unter dem 64° 51′ nördl. Breite und 34 39′ östl. Länge, 781 Kilom. von Archangelsk auf dem Landwege, und 315 Kilom. zu Wasser, an der Spitze des Kemskischen Meerbusens, am linken Ufer des Flusses Kem. Nur die Kirche und Kronsgebäude liegen auf der großen Lep-Insel, die von zwei Armen des Kem gebildet ist. Die Chronik des solowezkischen Klosters berichtet, daß Kem im 15. Jahrhundert im Besitze der nowgorodschen Familie Borezko war, die es 1450 dem solowezkischen Kloster schenkte. Bis zum J. 1579 fehlen dann alle Nachrichten über Kem. In diesem Jahre machten die Finländer aus Kajan einen räuberischen Einfall in das Kemgebiet, bei welchem der solowezkische Woiwode Oserow und viele Strjelzen getödtet wurden. Bei einem zweiten Einfalle jedoch wurden die Finländer von dem Woiwoden Amitschkow vollständig besiegt. Im J. 1590 verheerten die Schweden Kowda, Umba, Kert und das Kemgebiet. Im J. 1591 kam das ganze Kemgebiet mit dem mueserekischen Kloster und den dazugehörigen Fischereien und Salzsiedereien in den Besitz des solowezkischen Klosters, welches auf der Lep-Insel einen großen, zweistöckigen Thurm erbaute und mit Kanonen armirte. Im J. 1764 wurde Kem bei der Regulirung des Kloster-Etats dem Kreise Onega zugetheilt, im J. 1785 aber bei der Errichtung der olonezkischen Statthalterschaft zur Kreisstadt derselben erhoben, bei welcher Gelegenheit dem Orte in Gegenwart des damaligen Gouverneurs Derschawin feierlich die Stadtrechte ertheilt wurden. Im J. 1794 wurde Kem dem Gouvernement Archangelsk zugezählt. Im J. 1858 wurde der Kemtreis mit dem Kreise von Kola vereinigt, wobei Kola seiner Stadtrechte verlustig ging. Abgesehen von den Verheerungen durch die Finländer und Schweden hatte Kem zweimal, in den Jahren 1749 und 1763, durch große Ueberschwemmungen zu leiden, wobei der Thurm auf der Lep-Insel und viele Häuser zerstört wurden. Gegenwärtig hat Kem drei hölzerne Kirchen, von denen die Kathedrale 1714 erbaut ist, 320 Häuser (1 steinernes), 6 Kaufläden, 12 Straßen, 2 Marktplätze, eine Kreis- und eine Elementarschule, ein Hospital und 2770 Einwohner. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht in Fischerei und Seethierfang längs der Murmanskischen Küste, bei der Mündung des Kem und bei Nowaja-Semlja. Fische, Fischthran und Seethierhäute werden auf den margaritinischen Jahrmarkt zu Archangelsk zum Verkauf gebracht. Die Vegetation ist der Rauheit des Klimas wegen nur sehr dürftig. Von Gemüsen gedeihen hier nur die rothe und weiße Rübe, die Kohlrübe und der Rettich. Fabriken gibt es nicht in der Stadt; auch der Handel ist

sehr unbedeutend. Die zum Fischfang erforderlichen Schiffe werden auf der in der Nähe der Stadt liegenden kleinen Werfte von den Einwohnern selbst gebaut. Die Hauptbevölkerung des 3548 □ Meilen umfassenden Kemkreises besteht aus Karelen und Lopparen.

(*A. von Wald.*)

KEMALEDDIN (arabisch Kemálu 'd-dini „Vollkommenheit der Religion"), ein in späterer Zeit sehr beliebter mohammedanischer Vorname. Insbesondere führen denselben (beziehungsweise die im täglichen Gebrauche häufige Abkürzung Kemál) eine große Zahl arabischer, persischer und türkischer Schriftsteller, von denen Verzeichnisse sich in Flügel's Ausgabe des Hâggi Chalfa VII, 1125 fg., sowie in den Indices der Kataloge der größeren Handschriftensammlungen finden. Zu den hervorragenderen unter diesen Persönlichkeiten gehören 1) Kemáleddin Abulbereká 'Abderrahmân ibn el-Anbâri, arabischer Grammatiker (513—577 d. H. = 1119/20—1181 Chr., über den zu vergleichen Jaromir Kosut, Fünf Streitfragen der Basrenser und Kufenser, Wien 1878 (= Sitzber. der Wiener Akad. philos.-hist. Klasse, Bd. 88, S. 277 fg., S. 3 fg., wo sich auch einige Kapitel aus einer seiner werthvollsten Schriften abgedruckt finden. — 2) Kemáleddin Abu 'Abdallâh Mohammed ibn Abilwefâ genannt Schó'la aus Haleb, der ebenfalls in arabischer Sprache theologische Schriften verfaßte und 656 H. = 1258 Chr. starb. — 3) Kemáleddin 'Omar ibn Ahmed ibn el-'Adim el-Hanafi aus Haleb, arabischer Historiker; er schrieb in 30 Bänden eine Chronik seiner Vaterstadt, die nach seinem Tode von Ibn Chatîb en-Nâsirîja (starb 843 H. = 1439/40 Chr., vgl. Flügel, Wiener Hdschrr. II, 128 fg.) und andern (H. Ch. II, 175 fg.) fortgesetzt wurde; erhalten hat sich indeß nur ein handlicherer Auszug unter dem Titel zubdetu 'lhalab fi tarihi Halab „Crême der süßen Milch über die Geschichte Haleb's", aus welchem größere Stücke von Freytag herausgegeben sind (G. W. Freytag, Selecta ex historia Halebi, Paris. et Argentor. 1819. 8. — Regierung des Saahd-Addaula zu Aleppo, arabisch mit Uebersetzung und Anmerkungen. Bonn 1820. 4. — Chrestomathia arabica. Bonnae 1834, p. 97—138). Er lebte von 588 (1192) bis 660 (1262); die Literatur über ihn ist von Flügel, H. Ch. VII, 547 (zu II, 59) zusammengestellt. — 4) Kemáleddin Abu'lghana'im 'Abderrazzâq ibn Gemáleddin el-Kâschi oder el-Kâschâni, mystischer Theolog aus Persien, starb wahrscheinlich 730 H. = 1329/30 Chr. (s. Flügel, Wiener Hdschrr. III, 371). Er verfaßte außer der von Sprenger zu Kalcutta 1845 unter dem Titel Abdu-r-razzaq's Dictionary of the Technical Terms of the Sufies herausgegebenen Erklärung der mystischen Terminologie (über deren persische Bearbeitung Bacher's Aufsatz in der Zeitschrift der deutschen Morgenländ. Gesellsch. XXXIV S. 597 fg. zu vergleichen) einen Korancommentar im Sinne der allegorisirenden Mystik (H. Ch. II, 175) und andere theologische Schriften in arabischer Sprache. — 5) Kemáleddin Abu'lbaqâ Mohammed ibn Musa ibn 'Isa, gewöhnlich nach seinem Geburtsorte Demîra (bei Damiette) in Aegypten ed-Demiri genannt, ein arabischer Rechtsgelehrter, der aber hauptsächlich durch sein für die Kenntniß der arabischen Poesie u. a. äußerst wichtiges Thierwörterbuch berühmt ist. Er lebte von 750—808 H. (1349/50—1405/6 Chr.); sein Buch ist in zahlreichen Abschriften erhalten (vgl. Katalog der Bibliothek der deutschen Morgenländischen Gesellschaft II, 18 Nr. 15; Wüstenfeld, Geschichte der arabischen Aerzte Nr. 265) und zu Bulaq 1274/5 und 1284 d. H. (1857/58 und 1867 Chr.) gedruckt. — 6) Kemáleddin Mohammed ibn Mohammed el-Kudsi el-Halebi, gewöhnlich Ibn Abi Scherif genannt, geboren 822 H. = 1419 Chr., lebte bis 905 H. (1499/1500 Chr., doch werden mehrere andere Daten seines Todes zwischen 903 und 930 = 1497/98 und 1523/24 angegeben), meist in Jerusalem. Außer andern theologischen Schriften in arabischer Sprache wird ihm gewöhnlich ein Buch unter dem Titel ithafu 'l-ahissâ bifadâ'ili 'lmasgidi 'laqsâ, „Geschenk an Freunde, darstellend die Herrlichkeit der jerusalemischen Moschee", beigelegt, aus welchem das neunte Kapitel von P. Lemming in der Commentatio philologica, exhibens specimen libri الاتحاف بفضائل المسجد الاقصى zu Kopenhagen 1817 in 4. herausgegeben ist (vgl. auch Codd. Orientales Bibl. Reg. Hafniensis p. II. Hafniae 1851. 4. p. 94 no. CXLIII); doch hat Steinschneider (Polemische und apologetische Literatur in arabisch. Sprache: Abh. f. d. Kunde des Morgenlandes VI, 3, Leipzig 1877, S. 169 fg.) auf Grund der außerordentlich verschiedenen Angaben in den mehrfach vorkommenden Handschriften des Buches selbst die Richtigkeit dieser Zutheilung in Zweifel gezogen. — 7) Kemáleddin 'Abderrazzâq ibn Galáleddin es-Samarkandi (nicht mit Nr. 4 zu verwechseln, s. Flügel, Wiener Hdschrr. III, 627 Note 1), persischer Historiker (816—887 H. = 1413/14—1482/83 Chr.), der eine Geschichte Timur's und einiger der Timuriden, die Jahre 704—875 umfassend, unter dem Titel matla' essa'dein wamagma' elbahrein „Aufgangsort der beiden Glückssterne und Vereinigungsort der beiden Meere" schrieb (s. Flügel a. a. O. II, 190 fg.). — 8) Kemáleddin Ismá'il el-Isfahâni (aus Ispahan), persischer Dichter mystischer Tendenz, Anhänger der Lehren Sohraweràdi's (s. d.), der 635 H. = 1237/38 Chr. (nach andern 638 = 1240/41) starb; s. über ihn Sprenger's Catalogue of the Libraries of the King of Oudh. p. 454. — 9) Kemál Chogandi (aus Chogand in Turkestan, ebenfalls ein persischer Dichter mystischer Richtung, Zeitgenosse des Hafis; starb im Geruche der Heiligkeit 803 H. = 1400/1 Chr. (andere Angaben 792 = 1390 und 808 = 1405/6); s. Näheres bei Sprenger a. a. O. p. 454 fg. — 10) Ibn Kemálpascha, gewöhnlich türkisch Kemálpaschazâde (d. h. Sohn des Pascha's Kemaleddin) genannt, mit vollem Namen Schemseddin Ahmed ibn Suleiman, einer der fruchtbarsten türkischen Schriftsteller auf dem Gebiete der Grammatik, der Geschichte, der Poesie (hier versuchte er sich auch in persischer Sprache mit einer Nachahmung von Saadi's Gulistan), der Jurisprudenz, der Theologie und des Mysticismus; seine Schriften aus den letztgenannten drei Gebieten verfaßte er arabisch. Er

war ständiger Begleiter Sultan Selim's I und brachte es bis zur Würde eines Mufti, welche er bis zu seinem 940 H. = 1534 Chr. erfolgten Tode bekleidete. Näheres über ihn s. bei Flügel, Wiener Hdschrr. I. 130 fg. Eine reichhaltige Sammlung seiner Schriften besitzt die Wiener Hofbibliothek (s. Flügel a. a. O. III. 643) unter Schamsaddin Ahmad Bin Suleimân, aber auch auf andern Bibliotheken sind sie häufig; gedruckt erschien Histoire de la campagne de Mohacs, par Kemal Pacha Zadeh, publ. avec trad. franç. par M. Pavet de Courteille. Paris 1859. 8. *(A. Müller.)*

KEMBERG, preußisches Städtchen in der Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Wittenberg, welches links von der Elbe unweit der Dübenschen Heide in 80 Met. Höhe, 6 Kilom. im Südosten vom Bahnhofe Bergwitz gelegen ist. Von seinen 2729 Bewohnern sind 1321 männlichen und 1408 weiblichen Geschlechts; dieselben befinden sich in 387 Wohnhäusern mit 744 Haushaltungen. *(G. A. von Klöden.)*

KEMBLE (Charles), englischer Schauspieler, geboren zu Brecon in Südwales den 27. Nov. 1775, gestorben in London den 12. Nov. 1854, war das elfte Kind des Schauspielers Roger Kemble (s. d.), wurde im englischen College zu Douai in Frankreich erzogen, erhielt, als er 1792 nach England zurückkam, eine Anstellung an der Post, ging jedoch bald zur Bühne über und debutirte nach einigen in den Provinzen bestandenen Versuchen im April 1794 im Drurylane-Theater zu London als Malcolm zum Macbeth seines Bruders John Philipp und zur Lady Macbeth seiner Schwester Mrs. Siddons. Er ward allmählich einer der beliebtesten Schauspieler der londoner Bühne, wobei ihm, wie allen seinen Geschwistern, seine schöne Gestalt und edle, ausdrucksvolle Gesichtsbildung sehr zu statten kam. Er galt für einen der besten ersten Liebhaber im höheren Lustspiele, wie auch im Trauerspiele. Seine Hauptrollen waren Benedict, Petruchio, Archer Ranger, Charles Surface, dann auch Faulconbridge, Edgar, Cassio, Marc Anton und ähnliche Rollen. Im J. 1800 erschien Charles Kemble auch als Bühnendichter mit „The Point of Honour", einer Bearbeitung von Mercier's „Déserteur", und bearbeitete fortan eine Anzahl französischer und deutscher Stücke für die englische Bühne. Im J. 1832 machte er eine Reise mit seiner Tochter Mrs. Butler (Frances Anne, gewöhnlich Fanny Kemble genannt) nach den Vereinigten Staaten, wo beide mit glänzendem Erfolge auf den leitenden Bühnen auftraten. Im J. 1840 erhielt er eine Anstellung als Theater-Censor (Examiner of Plays) für England und zog sich nun von der Bühne zurück.

Von Charles Kemble sind im Druck erschienen: The Point of Honour, a Play in 3 Acts. E. Inchbald, The British Theatre, Vol. 34 (London 1808). — Plot and Counterplot, or the Portrait of Cervantes. A Farce in one Act. Lacy, Acting Edition of Plays. Vol. 90 (London 1850). — Shakespeare Readings (Selections etc.) (London 1810, 2. Aufl. 1819).
(W. Bentheim.)

KEMBLE (Elizabeth, Mrs. Whitlock), englische Schauspielerin, geboren zu Warrington in der englischen Grafschaft Lancaster den 2. April 1761, gestorben am 27. Febr. 1836, eine Tochter des Schauspielers Roger Kemble (s. d.), debutirte im Drurylane-Theater in London im Februar 1783 als Portia, verheirathete sich 1785 mit Charles Edward Whitlock, einem Director englischer Provinzialtheater, mit welchem sie 1792 nach den Vereinigten Staaten ging, wo sie während einer Reihe von Jahren in den leitenden Theatern auftrat und als die erste Schauspielerin ihrer Zeit betrachtet wurde. Als sie 1807 nach England zurückkehrte, hatte sie sich ein hinreichendes Vermögen erworben, um sich von der Bühne zurückzuziehen. *(W. Bentheim.)*

KEMBLE (John Mitchell), englischer Sprach- und Geschichtsforscher, geboren in London 1807, gestorben in Dublin den 26. März 1857, war der Sohn des Schauspielers Charles Kemble (s. d.), wurde zuerst von dem gelehrten Sprachforscher Dr. Richardson, Verfasser des English Dictionary, unterrichtet, kam dann auf die Gelehrtenschule zu Bury St.-Edmunds und auf Trinity College an der Universität Cambridge. Nachdem er graduirt hatte, wurde er nebst andern jungen Engländern vom General Torrigos bewogen, ihm nach Spanien zu folgen, um das Land von der Tyrannei Ferdinand's VII. zu befreien; der Plan wurde aber verrathen und mehrere Mitglieder der Bande gefangen und erschossen. Kemble entkam und begab sich zunächst nach Deutschland, wo er mit Thiersch, Jakob Grimm und andern Sprachforschern befreundet wurde und das gründliche Studium des Angelsächsischen und der verwandten Sprachen aufnahm, dem er sich fortan widmete. Nachdem er darauf nach England zurückgekehrt war (1834), befleißigte er sich speciell des Studiums angelsächsischer Manuscripte, die er mit außerordentlicher Geschicklichkeit dechiffrirte. Im J. 1834 und 1835 hielt er Vorlesungen zu Cambridge über angelsächsische Sprache und Literatur. Von 1835—1844 war er Redacteur des British and Foreign Review und lieferte in den folgenden Jahren zahlreiche Beiträge für das Cambridge Philological Museum, das Foreign Quarterly Review, für Fraser's Monthly Magazine. Im Jahre 1839 begann Kemble die Herausgabe seiner an verschiedenen Orten zusammengetragenen angelsächsischen Urkunden in dem Codex diplomaticus, redigirte dann mehrere Jahre die archäologischen Schriften der Aelfric und der Camden Society zu London, veröffentlichte eine treffliche Ausgabe des Beowulf, der ältesten in angelsächsischer Sprache erhaltenen Dichtung, deren zweite Ausgabe er Glossar und Uebersetzung hinzufügte. Er lieferte sodann das vorzügliche Geschichtswerk „The Saxons in England". Vom Juli 1849 bis Mai 1855 verweilte Kemble in Norddeutschland. Er schrieb hier eine Reihe Artikel für die Zeitschrift der archäologischen Gesellschaft in Hannover und leitete 1854 im Auftrage dieser Gesellschaft in Norddeutschland unternommene Nachgrabungen in vorchristlichen Grabhöhlen, wodurch dem Museum zu Hannover beträchtliche Zuwüchse gewonnen wurden. Sein Bericht über diese Nachfor-

schungen ist in den Horae Ferales enthalten. Kemble war, als ihn der Tod abrief, im Auftrage der manchester Ausstellung mit der Bildung einer keltisch-angelsächsischen Kunstsammlung beschäftigt.

Kemble's vornehmste Druckschriften sind: The Dialogue of Salomon and Saturnus, with an historical introduction and English translation. Anglo-Saxon and English. Aelfric Society (London 1848). — The Poetry of the Codex Vuellensis, with an English translation. Anglo-Sax. and English. Aelf. Soc. (London 1843). — Philippus de Thame, The Knights Hospitellers in England. With a historical introduction. Camden Society (London 1857). — Sir R. Twysden Bert, Certaine Considerations upon the Government of England. Camden Soc. (London 1849). — Codex diplomaticus aevi Saxonici. English Historical Society (London 1839). — Beowulf, the Traveller's Song, the Battle of Finnesburgh. Anglo-Sax. with an English translation, a glossary, historical preface and notes (London 1837). — The Gospel according to Saint Matthew. The Anglo-Saxon and Northumbrian versions (London 1858). — Horae Ferales, Studies in the Archaeology of the Northern Nations. Ed. by H. G. Latham and W. Franks (London 1863). — The Saxons in England. A History of the English Commonwealth till the period of the Norman conquest (London 1849). (New ed, revised by G. Birch, London 1876.) — State Papers and Correspondence illustrative of the Social and Political state of Europe from the Revolution (1688) to the Accession of the House of Hanover. With historical introduction, biographical memoirs and notes (London 1857). — Ueber die Stammtafel der Westsachsen (München 1836). — The utility of antiquarian collections as throwing light on the prehistoric annals of European nations (Dublin 1857).

(W. Bentheim.)

KEMBLE (John Philip), englischer Schauspieler, ältester Sohn des Roger Kemble, Directors einer wandernden Schauspielertruppe, geboren zu Preston in der englischen Grafschaft Lancaster den 1. Febr. 1757, gestorben zu Lausanne in der Schweiz den 26. Febr. 1823, zeigte frühzeitig viel Anlage und Neigung zur Bühne, trat auch mitunter im Theater des Vaters, z. B. schon im Alter von fünf Jahren als Herzog von York in einem Trauerspiel, Charles the First betitelt, auf. Dies geschah jedoch nur selten; denn Roger Kemble, ein eifriger Katholik, hatte eine große Abneigung gegen das Schauspielerleben. Es war vielmehr sein inniger Wunsch, daß sein Sohn sich dem Priesterstande widme. Er schickte John deshalb auf das katholische Seminar Sedgeley-Park in der Grafschaft Stafford und dann auf English College zu Douai in Frankreich. John machte dort gute Fortschritte, auch in „Philosophie und Theologie". Er hatte aber gar keine Lust Priester zu werden, die Bühne zog ihn viel mehr an. Er verließ die Universität heimlich ohne Vorwissen des Vaters und erschien plötzlich vor ihm zu Brecknock in Wales, wo derselbe sich mit seiner Truppe befand, nach einer gar mühsamen, größtentheils zu Fuße zurückgelegten Reise. Er hatte einen sehr kalten Empfang; die Schauspieler der Gesellschaft stellten unter sich eine Sammlung an, um ihm die nöthigsten Existenzmittel zu gewähren. John trat in die wandernde Gesellschaft des Directors Chamberlain zu Wolverhampton ein, damals 19 Jahre alt. Er debutirte als Theodosius in „The Force of Love", machte jedoch keinen Eindruck. Besser schon ging es mit Bajazet, der nächsten Rolle. John hatte aber noch eine Reihe von Lehr und Wanderjahren in den Grafschaften zu bestehen. Von Chamberlain schlecht bezahlt, ging er nach Cheltenham, mußte hier jedoch neben seinen dramatischen auch Vorstellungen in der Taschenspielerei geben, um das Publikum anzuziehen. Er ging sodann nach Worcester, wo er Lustspielrollen gab. Er gerieth in große pecuniäre Verlegenheiten, konnte gar oft weder Stubenmiethe noch Wäsche bezahlen. Auf Empfehlung seiner Schwester, der Mrs. Siddons, trat Kemble in den k. Theatern zu Manchester und Liverpool auf. Hier begründete sich sein Ruf. Kemble verwandte stets ein gleichmäßig eifriges Studium auf Ausdruck, Stimme, Geberde, Stellung, Costüm und bildete sich in allen diesen Beziehungen immer mehr aus. Sein Ausdruck erreichte sowol eine fast weibliche Weichheit wie die Höhe männlicher Würde. Seine stattliche Gestalt, seine edeln, ausdrucksvollen Gesichtszüge begünstigten ihn dabei sehr. Er studirte seine Rolle nicht nur an sich, sondern mit Bezug auf das Ensemble.

Von Liverpool kam Kemble zunächst nach York, wo er lebhaften Beifall erhielt. Er trug hier in den Zwischenacten Oden von Gray, Mason u. a., Abschnitte aus Sterne vor, was gleichfalls Beifall erhielt. Darauf ging Kemble nach Schottland, wo er Vorträge über kirchliche und weltliche Redekunst hielt. Die beiden J. 1782 und 1783 brachte er in Dublin zu, wo er ein großes Publikum zum Theater in Smock Alley zog. Darauf wurde er durch Einfluß der Siddons am Druryhane in London engagirt und debutirte im englischen Nationaltheater am 1. Sept. 1783 als Hamlet, welchen er bereits in Dublin mit Eclat gegeben, und welcher stets eine seiner vorzüglichsten Glanzrollen blieb. In Gestalt, Haltung, Geberde, Stimme, Ausdruck war dem londoner Publikum der Prinz von Dänemark noch nie so vergegenwärtigt worden. Gleichen Erfolg hatte Kemble in andern ersten tragischen Rollen. Zwar behielt Smith, Kemble's Vorgänger als erster Tragiker am Druryhane, noch die meisten Heldenrollen für sich; als derselbe sich jedoch im J. 1788 von Druryhane zurückzog, beherrschte Kemble unbeschränkt die tragische Bühne und wurde allgemein als der erste Tragiker Englands und als der echte Nachfolger Garrick's anerkannt. Im J. 1787 heirathete er die junge und schöne Witwe Gerwin's und erlebte eine glückliche Ehe. Im J. 1788 ward Kemble Regisseur des Druryhane-Theaters, welches eine vollständige Umgestaltung erhielt. Die ganze mise en scène wurde viel sorgfältiger ausgestattet. Die Decoration ward prächtiger, reichhaltiger, historisch richtiger. Die oft höchst lächerlichen Anachro-

nismen im Costüm wurden abgeschafft. Kemble wirkte überhaupt so umgestaltend auf der englischen Bühne wie Talma auf der französischen. Er bearbeitete außerdem viele Stücke Shakespeare's, Beaumont's und Fletcher's, Massinger's und andere, oft seit langer Zeit beiseite gelegte, für die Bühne, und was man auch von solchen Bearbeitungen halten mag, so dürften die dieses so bühnenkundigen Mannes immerhin einige Beachtung verdienen. Auch lieferte Kemble selbst einige Stücke, meistens Possen.

Kemble herrschte in Drurylane an 13 Jahre. Im J. 1802—3, nach dem Frieden von Amiens, bereiste er Frankreich und Spanien, zunächst um sich mit den dortigen Bühnen näher bekannt zu machen. In Paris war seine Ankunft ein Ereigniß. Die Comédie française bereitete ihm einen großartigen Empfang, Talma begleitete ihn überall. Nach seiner Rückkehr im J. 1808 kaufte er sich um 25,000 Pfd. Sterl. mit einem Sechstheil am Eigenthum des Coventgarden-Theaters, des zweiten der großen londoner Theater, ein, ward sodann Director dieses Theaters und entwickelte als Verwalter, Bearbeiter, Schauspieler, besonders nachdem die Schwester, die große Siddons, im Coventgarden auftrat, eine glanzvolle Thätigkeit. Allein die Feuersbrunst vom 20. Sept. 1808 zerstörte in drei Stunden das Theater, das Haus und sämmtliches Eigenthum. Die Eigenthümer waren nicht versichert; doch verlor Kemble persönlich noch am wenigsten bei dem Misgeschick. Der Herzog von Northumberland sandte Kemble unaufgefordert 10,000 Pfd. Sterl. für den Neubau, und nachdem der Grundstein des Neubaus gelegt worden war, sandte er Kemble den ihm über die Summe zugestellten Schuldschein und stellte nur die Bedingung, daß über die Sache fortan ein unbedingtes Stillschweigen stattfinde.

Die Eröffnung des neuen Theaters bei etwas im folgenden Jahre erhöhten Eintrittspreisen veranlaßte die berüchtigten O. P.-Tumulte, indem das Publikum, oder wenigstens der am lautesten stimmführende Theil desselben die Herabsetzung auf den alten Preis (old price, daher der Name O. P.) verlangte. Während 60 Abende trugen alle Hüte im Parterre einen Zettel mit den Buchstaben O. P. und sobald der Vorhang aufging, erhob sich ein solches Schreien und Toben, daß von dem Vortrage der Schauspieler nichts vernehmbar war. Dem Willen des Publikums mußte willfahrt und die Eintrittspreise auf den früheren Tarif gesetzt werden. Am Schlusse der Saison bereiste Kemble die Grafschaften. Als er im Januar 1810 nach achtwöchentlicher Abwesenheit in der Rolle des Coriolan wieder im Coventgarden auftrat, erhob sich das gesammte Publikum und begrüßte ihn mit einem dreifachen Hurrah.

In Rollen, welche vornehmlich den Ausdruck der Reflexion, heroischer Energie, männlicher Würde erfordern, wie Cato, Coriolan, König Johann, Wolsey, Hamlet, Macbeth, Lear, übertraf Kemble wol seine Zeitgenossen. Als Theaterdirector zeichnete er sich durch eine Anzahl neuer und glänzend ausgestatteter Aufführungen der Stücke Shakespeare's und älterer Autoren aus. Als Gesundheitsschwäche eintrat, zog er sich zurück. Am 23. Juni 1817 fand seine Abschiedsvorstellung im Covent garden statt, ein Ereigniß, das der Dichter Thomas Campbell zum Gegenstand einer seiner besten Oden genommen hat. Er verlebte seine letzten Jahre in einem hübschen Häuschen mit prachtvoller Aussicht zu Lausanne, hauptsächlich mit Gärtnerei und Lektüre beschäftigt. Im J. 1822 machte er eine Reise nach Italien. In Rom, in der aria cattiva di Roma, erkrankte Kemble und eilte zurück nach Lausanne. — Kemble's Statue von Flaxman wurde 1833 in der Westminster Abtei aufgestellt. Sein Porträt als Hamlet in der Todtengräberscene befindet sich in der National Gemälde Galerie von Trafalgar-Square in London.

Von John Philipp Kemble sind im Druck erschienen: Belisarius a Tragedy. (York 1778). — Woman's projects, a Farce (York 1779). — Macbeth reconsidered (London 1786) (Abhandlung). — Macbeth and Richard the Third (London 1817) (Abhandlung). — The Farm House, a Farce (entnommen von C. Johnson, the Country House). R. Inchbald, Collection of Farces Vol. 6 (London 1815). — Lodoisca, a musical Romance (London 1794). — Fugitive Pieces in verse (York 1780).

Vgl. James Boaden, Memoirs of the life of John Philip Kemble, 2 Bde., enthalten in R. J. Smith, Collection of Materials towards an history of the English stage, Bd. 14 und 15 (London 1825). — Percy Fitzgerald, The Kembles, comprising the lives of Mrs. Siddons and her brother John Philip Kemble, 2 Bde. (London 1871). — Ambroise Williams, Memoirs of John Philip Kemble (London 1823).

(W. Bentheim.)

KEMBLE (Roger), englischer Schauspieler, geboren zu Hereford in England den 1. März 1721, gestorben im J. 1802, war ursprünglich Barbier. Um das J. 1752 verliebte sich Fanny Farnival, Mitglied einer wandernden Schauspielergesellschaft, in seine schöne, stattliche Gestalt, seine Adlernase, und bewog ihn, selbst Schauspieler zu werden. Er trat demnach zu Deal in die wandernde Gesellschaft des John Ward, eines Iren, früher Mitglied des dubliner Theaters. Er heirathete aber Fanny nicht, sondern gewann die schöne Sally (Sarah) Ward, die Tochter des Directors, die er im J. 1753 zu Cirencester heirathete. Roger war nur ein mittelmäßiger Schauspieler, ward aber dennoch Director einer wandernden Gesellschaft, mit der er hauptsächlich die Grafschaften Stafford, Gloucester und Warwick bereiste. Er hatte zwölf Kinder, von denen Sarah, die berühmte Mrs. Siddons, das älteste, John Philipp, neben Garrick der größte Schauspieler der englischen Bühne, der älteste Sohn war, er war mithin der Gründer der berühmten Familie, welche über ein halbes Jahrhundert die englische Nationalbühne beherrschte. Roger war Katholik, und zwar ein sehr eifriger; sein Herzenswunsch war, daß wenigstens zwei von seinen Söhnen sich dem Priesterstande widmeten, zu welchem Behufe er sie in katholischen Seminaren erziehen ließ.

(W. Bentheim.)

KEMENATE (Kemnate), ein besonderes Gemach in den mittelalterlichen Burgen, welches heizbar war und dessen Name höchstwahrscheinlich von caminus, Ofen, abgeleitet ist. Es bildete nächst dem großen Saale (Palas) den wichtigsten Wohnraum der Burg und unterschied sich durch seine Größe und Heizbarkeit von den übrigen untergeordneten Räumen (Kammern und Gadem). Für heizbare Räume kommt bei den mittelhochdeutschen Dichtern auch der Ausdruck Phiselgadem (von poele, Ofen) vor. Für die Kemenaten werden von den Alterthumsforschern vier verschiedene Bestimmungen angegeben, nämlich als Schlafzimmer, Wohnzimmer für einzelne Personen, als Frauengemächer oder als Vorrathskammern. Man machte ferner noch den Unterschied zwischen Frauen- und Männer-Kemenaten, wie solche bei größeren Hofburgen eingerichtet waren; kleinere Burgen besaßen vielleicht nur eine oder zwei Kemenaten, wie denn auch hier die obengenannten Nebenräume wegfielen. Am häufigsten wird der Kemenate bei den Dichtern des Mittelalters als des gemeinschaftlichen Schlafzimmers für den Burgherrn und dessen Gemahlin gedacht. Ihre bauliche Beschaffenheit und Ausschmückung dürfte sich aus den ruinenhaften Ueberresten der mittelalterlichen Burgen und Schlösser kaum mehr feststellen lassen, doch wird sie der des großen Saales entsprechend, nur einfacher, gewesen sein. Aus den betreffenden Belegstellen der Dichter läßt sich entnehmen, daß die Decken entweder getäfelt oder gewölbt, die Wände entweder gemalt oder mit Teppichen (Umhängen) bekleidet waren; die Thüren konnten durch starke eiserne Riegel verschlossen werden und waren von außen mit Klopfringen versehen. Vor dem Bette stand eine Bank und ein Schemel; außerdem wurde durch einen Schrein zur Aufbewahrung der Kleidungsstücke und ein Heiligenbild zur Verrichtung der Andacht die Ausstattung vervollständigt. Bisweilen schloß sich an die Frauenkemenate ein Balkon (Line) an, der eine schöne Aussicht auf die Umgebung bot.

Später hieß Kemenate das steinerne Wohnhaus im Gegensatz zur eigentlichen Burg; derartige Häuser wurden auch in Lehn gegeben, woher der Ausdruck „Kemenatlehn" stammt. (*Albin Gottschalck.*)

KEMÉNY (Sigmund, Baron), bedeutender ungarischer Dichter und Publicist, ein wenig bemittelter Sprosse des berühmten protestantischen siebenbürger Freiherrn- und Grafengeschlechts [1]), ist geboren 1816 in Magyar-Kapud in Siebenbürgen. Seine erste Erziehung erhielt er im Aelternhause, später bezog er die katholische Schule zu Zalathna und 1823 das berühmte reformirte Collegium zu Nagy-Enyed, unter dessen Lehrern besonders der hochbegabte, vielseitig gebildete und charaktervolle Karl Szász, der Vater des gleichnamigen Dichters, von großem Einflusse auf seine Entwickelung wurde. Die Jahre 1834 und 1835 verlebte er in Klausenburg, wo eben der siebenbürger Landtag, der wichtigste in diesem Jahrhundert, tagte, mit dessen bedeutenderen Persönlichkeiten, so besonders mit dem einflußreichen Baron Nikolaus Wesselényi, der junge Kemény, der sich schon damals für die brennenden Fragen der Politik lebhaft interessirte, in persönliche, theilweise freundschaftliche Verbindung trat. Nachdem er das J. 1836 auf dem Familiengute in Kapud unter fleißigen Studien verlebt hatte, kam er 1837 nach Marosvásárhely, wo er sich als Kanzelist die juristische Praxis aneignete. Schon jetzt trat er in die Literatur ein und zwar gleichzeitig auf beiden Feldern seiner späteren Wirksamkeit, auf dem der Publicistik und des Romans. „A mohácsi veszedelem okairól" (Ueber die Ursachen der Niederlage bei Mohács), 1839 im Beiblatte des „Erdélyi Hiradó" (Siebenbürger Zeitung), war seine erste historisch-politische Studie, „Martinuzzi" sein erster Versuch auf dem Felde des Romans, von dem jedoch nur Bruchstücke fertig wurden und in Bajza's „Athenaeum" erschienen. Beide Arbeiten befassen sich mit derselben Epoche aus der Geschichte Ungarns: mit der Zeit unmittelbar nach der Schlacht bei Mohács (1526), und beide verrathen eine überraschend eindringende Kenntniß und treffende Beurtheilung jener unglücklichen Zeiten. [2]) Nachdem er im J. 1840 einige Zeit in Wien naturwissenschaftlichen Studien, deren er als Dichter zu benöthigen glaubte, obgelegen, übernahm er, nach Siebenbürgen zurückgekehrt, Ende 1840 die Redaction des klausenburger Blattes „Erdélyi Hiradó", des Organs der constitutionellen Opposition, das unter seiner Leitung Ansehen und Bedeutung gewann. Als jedoch der Landtag 1842 aufgelöst wurde, legte Kemény die Redaction nieder und zog sich wieder auf sein Landgut zurück, wo er wissenschaftliche, besonders historische Studien trieb und sich mit literarisch-publicistischen Arbeiten beschäftigte.

Wie groß das Ansehen Kemény's als Publicist bereits war, beweist die Thatsache, daß Graf Stephan Széchenyi, als er die Bildung einer compacten Partei anstrebte und zu diesem Zwecke ein großes politisches Organ, den „Független" (Der Unabhängige), gründen wollte, die Redaction desselben unter sehr günstigen Bedingungen Kemény antrug, der aber, da er das politische Programm Széchenyi's nicht durchweg zu theilen vermochte, den ehrenvollen Antrag entschieden ablehnte. Dagegen folgte er dem Rufe des Barons Joseph Eötvös, mit dem er bereits im Briefwechsel gestanden, der ihm die Mitredaction des von Anton Csengery vorzüglich geleiteten, durch seine politische wie literarisch-kritische Richtung gleich hervorragenden „Pesti Hirlap" (Pester Zeitung) antrug. Dieses Blatt war das Organ der sogenannten Doctrinäre oder Centralisten, welche die parlamentarische Centralisation und eine constitutionell-verantwortliche Regierung forderten. [3]) Ende 1846 siedelte Kemény

1) Ein Glied desselben Geschlechts, also ein Ahn des Dichters, Johann Kemény, dessen Gesichtszüge Dan. Seiringer auffallend ähnelt, war 1661—62 Fürst von Siebenbürgen.

2) Den Roman „Martinuzzi" hat Kemény nie vollendet, dagegen hat er den Gegenstand später wieder selbständig aufgenommen und in seinem vorletzten und bedeutendsten historischen Romane „Eine wilde Zeit" bearbeitet. 3) An der Spitze dieser damals kleinen Gruppe hochgebildeter Staatsmänner und Publicisten standen Anton Csengery, Baron Joseph Eötvös, Baron Sig-

in die Hauptstadt über, wo er mit geringen Unterbrechungen[4]) bis an den Ausbruch seiner tödlichen Krankheit blieb. Noch vor seiner Uebersiedelung nach Pest hatte er die publicistische Studie „Korteskedés és ellenszerei“ (Das Corteswesen und seine Gegenmittel), Klausenburg 1843—44, 2 Hefte, und seinen ersten vollständigen Roman „Gyulai Pál“ (Paul Gyulai), Pest 1846, 5 Bde., dessen Stoff der Geschichte des Fürsten Sigmund Báthori entnommen ist, veröffentlicht. Die erstere Schrift enthält weit mehr, als der Titel verspricht, denn sie behandelt nicht nur die bei den Wahlen bereits zu einer großen Gefahr erwachsenen Misbräuche, sondern entwirft zugleich einen vollständigen politischen Reformplan, dessen wesentlichste Postulate später verwirklicht wurden; der großangelegte Roman erwies den Verfasser sofort als eine dichterische Kraft ersten Ranges und gewann ihm die Anerkennung der bedeutendsten Männer des Landes.

Im J. 1848 wurde Kemény in den Reichstag gewählt, in welchem er aber, da er kein begabter Redner war und die Fülle seiner Ideen nie schnell zu bewältigen und zu ordnen vermochte, keine bedeutende Rolle spielte. Dagegen entwickelte er eine überaus fleißige und sehr einflußreiche journalistische Thätigkeit. Er folgte später dem Rumpfparlament nach Debreczin und zuletzt nach Arad, wurde im Ministerium des Innern unter Szemere Ministerialrath und war besonders bei den Codifications-Arbeiten der Regierung thätig. Den stets weiter gehenden Bestrebungen der unter Ludwig Kossuth's Leitung stehenden äußersten Linken gegenüber wirkte er für die Bildung einer Versöhnungspartei, ohne bei den hocherregten Fluten der politischen und persönlichen Leidenschaften nachhaltige Erfolge zu erzielen.[5]) Nach dem Scheitern des Freiheitskampfes wurde auch Kemény vor ein Kriegsgericht gestellt, aber nach kurzer Haft freigesprochen.

Bald nahm er seine schriftstellerische Thätigkeit wieder auf. Sofort nach dem Siege des Absolutismus veröffentlichte er seine beiden Flugschriften: „Forradalom után“ (Nach der Revolution), Pest 1850, und „Még egy szó a forradalom után“ (Noch ein Wort nach der Revolution), daf. 1851, welche großes Aufsehen erregten, da er in denselben die Revolution und ihre Führer einer scharfen Kritik unterzog und die Idee eines Ausgleiches mit der Dynastie mit unerschrockenem Freimuth ventilirte. Auch seine journalistische und dichterische Thätigkeit nahm er bald wieder auf. Im J. 1851 übernahm er die Redaction des angesehensten und besonders unter seiner Leitung in politischen und literarischen Dingen tonangebenden Tageblattes „Pesti Napló“ (Pester Tagblatt), welche er bis 1870 fortführte. Unter ihm wurde dies Blatt der Mittelpunkt aller constitutionell-nationalen politischen Bestrebungen und später das eigentliche Organ der zur Herrschaft gelangenden Ausgleichspartei.[6]) In der Vorbereitung des Ausgleiches vom J. 1867 und der Begründung der neuen Lage der Dinge gebührt Kemény und seinem Blatte der hervorragendste Antheil.

In den funfziger Jahren erschienen auch die meisten Romane[7]) und Novellen Kemény's: „A szív örvénye“ (Die Abgründe des Herzens), im Album für Nagy-Enyed, 1851; „Férj és nő“ (Mann und Weib), Pest 1854, 2 Bde., 2. Aufl. 1878; „Ködképek a kedély láthatárán“ (Nebelbilder am Horizonte des Gemüths), daf. 1855; „Szerelem és hiúság“ (Liebe und Eitelkeit), daf. 1855; „Erény és illem“ (Tugend und Sitte), daf. 1856; „Özvegy és leányа“ (Die Witwe und ihre Tochter), daf. 1857, 3 Bde.; „Zord idő“ (Eine wilde Zeit, historischer Roman aus der Zeit der Königin Isabella und Martinuzzi's), daf. 1858, 3 Bde., letzte Aufl. 1883, 3 Bde., deutsch von J. Sigmund, daf. 1859, 2 Bde.; „A rajongók“ (Die Schwärmer, historischer Roman aus der Zeit Georg Rákoczy's I.), daf. 1859, und zahlreiche kleinere Novellen und Erzählungen.

Mit der Neubegründung des constitutionellen Lebens (1861) trat auch Kemény als Abgeordneter wieder in die öffentliche Laufbahn, ohne auch jetzt an den politischen Debatten im Reichstage theilzunehmen. Desto größeren Einfluß übte er stets als Journalist und im persönlichen Verkehr mit den leitenden Persönlichkeiten des Landes, mit denen ihn langjährige vertraute Freundschaft verband und die in ihm den tiefen Verstand, die vielseitige historisch-politische Bildung und das scharfe Urtheil hochhielten. In dieser letzten Periode seines Lebens erschien seine politische Flugschrift „Az Uniotörvényekről“ (Ueber die Unionsgesetze), Pest 1861, mehrere Novellen und seine geistvollen „Tanulmányok“ (Studien), herausgegeben von Paul Gyulai, daf. 1870, 2 Bde., welche seine meisterhaften Charakteristiken der „beiden Wesselényi“ und des Grafen Stephan Széchenyi, dann einen großen und werthvollen Artikel zur Geschichte Siebenbürgens in den Jahren 1791—1848, Studien über den Roman und das Drama, über Arany's Toldi-Epos, über das ungarische Theater, über Szalay's und Macaulay's historische Werke, endlich seine zwei Denkreden über den Dichter Mich. Vörösmarty und seinen geliebten Lehrer Karl Szász enthalten. Seine letzte Arbeit war das Fragment einer dramatischen Dichtung „Anna“, deren Stoff er der Zeit Karl's III. (VI.)

---

mund Kemény und Ladislaus Szalay. Die Gesetze von 1848 bezeichnen den vollen Sieg dieser Partei.

4) Im J. 1846 machte er eine Reise nach Italien, im Revolutionsjahre folgte er der Regierung nach Debreczin und Arad; nach der Katastrophe von Világos hielt er sich in den Comitaten Szatmár und Ugocsa verborgen. 5) Ueber diese seine Wirksamkeit hat Kemény in den funfziger Jahren ein für die Geschichte seiner Tage überaus lehrreiches Memorandum ausgearbeitet, das jüngst veröffentlicht wurde in dem Buche von Gustav Beksics: „Kemény Zsigmond, a forradalom és a kiegyezés“ (Sigmund Kemény, die Revolution und der Ausgleich), Budapest 1883.

6) Auch Franz Deák's berühmter Artikel über das 3gramer Rundschreiben (1861) und der erschütternde Literartikel vom J. 1865 erschienen im „Pesti Napló“. 7) Die Handschrift seines zweiten Romans „Élet és álmodat“ (Leben und Traum), dessen Handlung das tragische Geschick des vertriebenen Fächers Cameens bildete, wurde bei der Feuersbrunst Ofens im Jahre 1848 ein Raub der Flammen.

entnommen hatte. Die letzten Jahre seines Lebens (seit 1870) war er durch schwere Krankheit jeder politischen und literarischen Wirksamkeit entzogen. Er mußte die Hauptstadt verlassen und starb am 22. Dec. 1875 auf seinem Gute Puszta-Kamaras in Siebenbürgen. Er war nie vermählt gewesen. Eine Gesammtausgabe seiner Werke ist in Vorbereitung.

Kemény war seit 1847 Mitglied der Akademie, seit 1860 Mitglied, seit 1867 Präsident der Kisfaludy-Gesellschaft. In der ersteren haben Paul Gyulai (1879), in der letzteren Karl Szász (1877) gehalt- und geistvolle Denkreden über ihn gehalten. Vortrefflich ist auch der Nekrolog von Franz Salamon in der „Zeitschrift der Ungarischen Historischen Gesellschaft" (1876).[8])

Kemény ist eine der bedeutendsten Gestalten der ungarischen Literatur. Vielseitige gründliche Bildung, ein scharfer, auf die tiefsten Gründe der Dinge dringender Verstand, lebhafte und dabei plastische Phantasie, tiefes, für den Jammer der Welt von wärmster Theilnahme erfülltes Gemüth, Reichthum an neuen und selbständigen Ideen — das sind die glänzenden Eigenschaften, welche den Mann zur Zierde der ungarischen Literatur machen und ihm in jedem Volke eine hervorragende Stellung gesichert hätten. Es lag theilweise in den eigenartigen Verhältnissen der Zeit, welche jedes Talent in den Dienst des politischen Lebens zog, daß Kemény als Publicist und Politiker eine ebenso reiche und bedeutende Wirksamkeit entwickelte wie als Dichter; daß er auf beiden Gebieten Leistungen ersten Ranges zu schaffen vermochte, ist ein Beweis für die Kraft und Vielseitigkeit seines Talents, mit dem er die gegebenen Verhältnisse der Gegenwart und der Vergangenheit ebenso richtig erkannte und ebenso scharf beurtheilte, wie er die Schöpfungen seiner Phantasie plastisch zu gestalten und mit überraschendem Leben zu erfüllen wußte. Seine publicistischen Schriften sind besonders auch durch den merkwürdigen politischen Instinct ausgezeichnet, mit dem er den Gang und die Richtung der Stimmungen der öffentlichen Meinung zu errathen, die Entwickelung der politischen Dinge des Auslandes richtig vorherzusehen und den Einfluß derselben auf die Gestaltung der ungarischen Zustände klar und bestimmt zu prognosticiren verstand. Alle seine Arbeiten auf diesem Gebiete sind wichtige Quellen für den Historiker, der die Geschichte der Monarchie in den Jahren 1842—1867 richtig zu verstehen und darzustellen unternimmt.

Seine Romane, die historischen ebenso wie die stofflich dem modernen Leben entnommenen, sind der Ausdruck einer düstern Weltanschauung. Tragische Geschicke bilden den Kern der Handlung, doch stürzen die Helden nicht infolge heftiger Leidenschaften oder großer Verbrechen, sondern mehr als Opfer kleinerer Fehltritte und Schwächen ins Verderben, weshalb auch die Katastrophe oft als unverhältnißmäßige Strafe der Schuldigen erscheint. Seine Muse ist die Nemesis, sagt Gyulai sehr treffend. Der Mysticismus des Tragischen beruht nach Kemény besonders darauf, daß unsere Strafe nie im Verhältniß steht zu unserer Schuld, und daß diese letztere nicht nur uns selbst, sondern auch alle, die wir lieben, mit uns ins Verderben reißt, ja oft auch das Vaterland selbst, dem wir dienen wollen, dem Untergange entgegenführt, denn, sagt er, „Gott kann dem Sünder, der beichtet und Buße thut, vergeben; aber die missverstandenen politischen Interessen sind grausam und üben ihrer Natur gemäß unerbittliche Rache". Sicher und consequent führt er seine Gestalten den gefährlichen Weg abwärts: mit scheinbarer Kälte zeichnet er ihre Kämpfe und erzählt ihren Untergang; aber die eingehende, sorgfältige und treue Charakteristik beweist, daß er nicht gleichgültig ist gegen das Schicksal seiner Helden und daß ihn nur die streng aufgefaßte und durchgeführte Objectivität des Epikers abhält, seinem tiefen Mitgefühl mit dem oft grauenvollen Schicksale guter und edler Menschen Ausdruck zu geben. Der Mangel heiterer oder komischer Momente erhöht noch den düstern Eindruck seiner Dichtungen, welche auch, hauptsächlich wol dieses ihres Grundzuges wegen, nicht im alltäglichen Sinne populär geworden sind.

Die glänzendste Seite Kemény's ist seine erstaunliche Menschenkenntniß. Alle Seiten und Züge des Menschen, des psychischen wie physischen Organismus, sind ihm wohlbekannt; die Wechselwirkung zwischen dem Innern unsers Gemüths und den Eindrücken der Außenwelt sind der Lieblingsgegenstand seiner Beobachtungen. Eine Fülle eigenartiger, neuer Gestalten hat er geschaffen und mit einer Consequenz und Plastik gestaltet, daß sie voll Leben und Wahrheit vor dem Leser stehen. Und wie die Menschen, so zeichnet er die Natur und die Außenwelt mit überraschender Treue, aber nie ihrer selbst wegen, sondern stets als Reflexe oder Reflectoren seiner Gestalten, deren Inneres uns auch auf diesem Wege eröffnet wird. Und endlich ist Kemény einer der größten Geschichtskenner Ungarns. Die Vergangenheit seines Vaterlandes enthält für ihn keine Geheimnisse, nichts Unverständliches. Mit dem scharfen Auge des gelehrten Historikers, des begabten Politikers und des reconstruirenden Dichters überblickt er die Zeiten der Bátori, der Rákóczi und der Jahrzehnte nach der Schlacht von Mohács, welche er in seinen Romanen mit Vorliebe behandelt, und schildert diese Geschichtsepochen lebendiger und treuer als die besten Historiker, von denen es bisher keinem gelungen ist, den Geist jener Epochen so lebendig zum Ausdruck zu bringen, wie dies Kemény in unvergleichlicher Vollendung zu leisten vermochte.

Weniger glänzend ist seine Darstellung. Kemény liebt das Detail; er reiht Zug an Zug und Data an Data, bis sich aus dem Mosaik einzelner Elemente das gewünschte Gesammtbild aufbaut. Daher ist seine Darstellung langsam, die Handlung hält oft still, das Detail überwuchert nicht selten. Auch seine Sprache ist nichts weniger als musterhaft, oft schwerfällig und wenig flüssig, zuweilen schwer verständlich oder trocken. Daher ist auch der Dialog in seinen Romanen selten natürlich

8) Diese Schriften sind auch, neben Kemény's eigenen Werken, die Hauptquellen dieses Artikels.

und leichtflüssig. Um so überraschender wirken die Monologe seiner Gestalten, in denen sich uns die Abgründe des menschlichen Herzens mit oft grausiger Wahrheit aufthun. Endlich kann auch seine Art und Weise der Composition nicht immer und in seinen größten Dichtungen am wenigsten befriedigen. Die Handlung stockt wiederholt, die Fäden derselben lassen sich zuweilen nur schwer verfolgen, die Uebersicht ist oft ohne Grund erschwert. Alle diese Schwächen lassen sich auf den mangelhaften Formensinn des Dichters zurückführen, der die Fülle seines Geistes weder als Redner noch als Schriftsteller zu beherrschen vermochte. Denn an Ideen und Gedanken, an tiefen Reflexionen und treffenden Aperçus sind seine Werke beinahe überreich, jedenfalls viel reicher, als der gewöhnliche Leser bei einem belletristischen Buche zu würdigen oder selbst zu genießen vermag. So ist das Publikum Kemény's schon von vornherein ein beschränktes, da er Leser voraussetzt, die vielseitige Bildung und tiefer gehendes Interesse besitzen. Seine Romane wollen nicht einfach durchflogen, sondern mit Verständniß und Studium gelesen werden; in diesem Falle lohnen sie aber mit reichen und seltenen Schätzen. *(Gustav Heinrich.)*

KEMI, finländische Kreisstadt im Ostfüdosten von Torneä, in 68° 20′ nördl. Breite, unweit des Meeres, in Uleäborgs- und Kajana-Län; sie liegt am Flusse Kemijoki, einem auf dem nordwestlichen Abfalle Finlands strömenden Gewässer, das einer der größten Flüsse des Landes ist. Vom Talkunaoivi herunterkommend, nimmt er den Kittimenjoki auf, durchfließt den See Kemijärvi, an welchem das meist von Rentier Lappen bewohnte Kirchspiel Kemiträsk liegt, und nimmt den Cunaojoki auf. Westlich von ihm mündet der Ketamajoki. Der Kemijoki tritt von Sodankylä in Oesterbotten ein und durchströmt nach Nordwesten das schon genannte Kemiträsk Kirchspiel, das Rovaniemi-Kirchspiel, bei dessen Kirche der Cunaojoki mündet, und das Kemi-Kirchspiel, welches auch der Simojärvi durchströmt. Fünf der sieben Lappmarken, nämlich Utsjoki, Enare, Kittilä, Sodankylä und Kuolajärvi werden unter dem gemeinsamen Namen Kemi Lappmark zusammengefaßt. Der Fluß ist fischreich und nährt damit seine Anwohner, die die Producte ihres gut angebauten Bodens nach St. Petersburg versenden. Er bildet mehrere Kataraktе, unter denen der von Karatkoski und der Taiwalkoski die bedeutendsten sind. Das Städtchen Kemi, sowie zwei andere in Finland, hat noch nicht Bürgermeister und Magistrat, sondern nur einen Ordnungsmann und Ordnungsräthe.

(G. A. von Klinden.)

KEMNADE, Pfarrdorf am rechten Ufer der Weser im braunschweigischen Kreise Holzminden und Amtsgerichtsbezirke Ottenstein, mit 500 Einwohnern. Gegenüber am rechten Ufer liegt der aus Buntsandstein und bunten Mergeln bestehende Eckberg (220 Met.), an welchem in den J. 1873 und 1876 bedeutende Bergrutsche stattfanden. Bedeutung hat Kemnade namentlich durch den seitens der braunschweigischen Regierung auf dem rechten Weserufer angelegten Hafen für Weserschiffe (sog. „Böcke"), der, im Frühjahr 1879 in Angriff genommen, im Herbste 1880 der Benutzung übergeben wurde. Er ist etwa 5730 □Met. groß, faßt 15 der größten Weserfahrzeuge und ist dabei in der Einfahrt so weit, daß die größten Weserschleppdampfer, bei günstigem Wasserstande, bequem einlaufen können (ein zweiter Winterhafen an der Weser liegt bei der braunschweigischen Kreisstadt Holzminden, ist nahezu ebenso groß, aber in der Einfahrt für Schlepper nicht weit genug). Der Bau einer von der braunschweigischen Regierung ins Auge gefaßten festen Weserbrücke bei Kemnade ist aufgegeben; dagegen beabsichtigt die der Provinz Hannover angehörige, unmittelbar neben Kemnade belegene Stadt Bodenwerder (welche eigenthümlicherweise ihre Todten auf dem Friedhofe von Kemnade beerdigt) den Bau einer solchen etwa 20 Met. oberhalb der jetzt bei Bodenwerder befindlichen Schiffbrücke. Der Ort Kemnade ist, wie schon sein Name (früher Keminata) sagt, der eine mittelalterliche Bezeichnung für ein festes Wohnhaus ist, sehr alt. Ort und Name verdanken ihren Ursprung dem zwischen 959 und 965 von Imma und Friderun, Töchtern des Billungischen Grafen Wichmann (Bruders von Hermann Billung) gestifteten Benedictiner-Nonnenkloster. Zeitweilig von Mönchen aus dem Kloster Corvey besetzt, wurde das Kloster im Dreißigjährigen Kriege, als dessen Propst zur evangelischen Kirche übertrat, säcularisirt und von den Herzogen von Braunschweig eingezogen. Die alte, im J. 1046 vom Bischof Bruno von Minden eingeweihte Klosterkirche dient noch als Pfarrkirche des Ortes; die erste Kirche der Stifterinnen ist wahrscheinlich eine kleine Holzkirche gewesen. Das Gebäude ist einschiffig und in sehr einfachem romanischem Stile erbaut; die flache Baltendecke ist neu, jedoch gerade so hergestellt, wie die vorige gewesen. Besonders interessante Details sind am Gebäude nicht vorhanden, doch beherbergt es noch ein altes, aus Holz geschnitztes, angeblich wunderthätiges Marienbild und einen interessanten alten Altaraufsatz.

Vgl. Dürre, Origines Kemnatenses. Osterprogramm des Holzminder Gymnasiums von 1879.

(E. Steinacker.)

KEMNATH (Stadtkemnath), bairische Stadt im Bezirksamt und Amtsgericht Kemnath (Regierungsbezirk Oberpfalz) mit Magistrat III. Klasse, katholischer Pfarrei und Dekanat im Bisthum Regensburg, hat (1880) 1476 Einwohner, eine Kirche, Schulen, Amtsgericht, Bezirksamt, Rentamt, Forstamt, eine Baubehörde, einen Notar, eine Posterpedition und ist Ostbahnstation.

Das Amtsgericht Kemnath umfaßt beinahe die ganze Leuchtenbergische Herrschaft Waldeck, welche noch darüber hinaus in die Amtsgerichte Weidenberg, Eschenbach u. s. w. reicht. Vor der Gerichtsorganisation vom J. 1803 dehnte es sich über 13 □Meilen aus mit 19,210 Einwohnern (heutzutage 14,458 Einwohnern); nachdem schon im J. 1841 sieben Gemeinden desselben zum Landgericht Eschenbach in Abgang gekommen waren, wurden 1849 zur Bildung des Landgerichtes Erbendorf neuerdings siebzehn Gemeinden losgetrennt.

König Heinrich II. schenkte (1008, 6. Juni) auf Bitte seiner Gemahlin die Orte Belden, Runbach (Auer-

bach) und Kemnata im Nordgau mit allen Zugehörungen an Dörfern, Höfen, Knechten und Mägden seinem in Bamberg neu errichteten Bisthume.

Es ist anzunehmen, daß die Gegend um Kemnath, durch die Bischöfe aus dem Zusammenhange mit Velden und Auerbach gerissen, den Herren von Pettendorf, Hopfenoh und Lengenfeld veräußert und durch Friedrich's von Pettendorf Tochter Hedwig dem Gebhard von Leuchtenberg in die Ehe gebracht wurde, der sich nur wenige Jahre nach Friedrich's Tode „von Waldeck" nannte (1124).

Unter den Leuchtenbergern erhob sich das Schloß Waldeck zum Sitz eines Pflegamtes und wurde (1283, 10. Jan.) vom Landgrafen Friedrich an Ludwig den Strengen verkauft. Bald darauf trat derselbe Landgraf auch die ihm wie seinem verstorbenen Bruder Gebhard (1279) verpfändeten Güter in diesem Bezirke ab (1283, 7. März). Das vom Pflegamte zu unterscheidende Landgericht erwarb gedachter Herzog mit dem Landgrafenamte und dem Geleite um 4200 Pfd. regensburger Pfennige vom Landgrafen Heinrich und dessen Oheim, Landgraf Friedrich (1282 und 1283). Die dem Reiche lehnbaren Stücke wurden den Gebrüdern Dietrich und Heinrich von Wildenstein und dem Ulrich, Marschall zu Lengenfeld, überlassen, und durch diese gleichfalls dem Herzoge um 2000 Pfd. Pfennige verpfändet. Waldeck und die mitverlangten Güter scheinen demnach allodiales Eigenthum gewesen zu sein, da dem Landgrafen freie Verfügung darüber zustand. Im Pavischen Vertrage sind Waldeck, die Burg, und die Märkte Pressat (Amtsgericht Eschenbach), Kemnaten und Erndorf im Antheile der Pfalz und kamen nach den Verträgen von 1378 und 1410 zu den pfälzischen Kurlanden; daher die Stadt Kemnath (1329 noch Markt) unter die Kurstädte gehörte, wie sie in der Folge auch Bezirksstadt geworden ist.

Diese gewerbsame Stadt, welche als Heimat des Matthias von Kemnath (des Chronisten Kurfürst Friedrich's I.) von besonderm Interesse ist, hat eine sehr freundliche, gesunde Lage in Mitte reizender Gärten, von Dörfern und Edelsitzen umgürtet, welche zur Belebung des Verkehrs wesentlich beitragen. Die Trockenlegung des Stadtgrabens und Hutweihers hat die Atmosphäre von schädlichen Dünsten gereinigt, während der Armesberg und weiter zurück das Fichtelgebirge die rauhen Nordwinde abhalten.

Die ehedem rühmlichst bekannten Kemnather Büchsenmacher sind bis auf einen zusammengeschmolzen; auch in Fortschau, das die Landgrafen im J. 1281 ihrem Lehensmanne Gottfried von Oberndorf verpfändeten, wurde Gewehrfabrikation betrieben. Die nahen Steinkohlenlager bei Neustadt am Kulm und die Paterlhütten in Fichtelberg geben vielen Arbeitern Verdienst.

Kemnath wurde im J. 1546 und neuerdings, im J. 1846, ein vollständiger Raub der Flammen.

(*Ferdinand Moesch.*)

KEMPELEN (Wolfgang, Ritter von), ein namhafter Mechaniker, wurde am 23. Jan. 1734 zu Preßburg geboren, studirte an der Universität zu Wien Jurisprudenz, trat hierauf in den österreichischen Staatsdienst und zwar in die ungarische Hofkammer. Infolge seiner ersprießlichen Dienstleistung als Bauleiter des königl. Schlosses in Ofen und als Verwalter des Salzwesens in Ungarn und auf Grund seiner organisatorischen Leistungen in der Colonisation des Baurathes avancirte er zum Hofrath der vereinigten ungarisch-siebenbürgischen Hofkanzlei, trat im J. 1798 in den Ruhestand und starb am 26. März 1804 zu Wien.

Kempelen hat sich neben seiner Berufsthätigkeit besonders dem Studium der Physik und Mechanik hingegeben und sich durch seine Leistungen auf dem Gebiete der Technologie eine europäische Berühmtheit zu seiner Zeit erworben. Im J. 1769 lenkte er zuerst in weiten Kreisen die Aufmerksamkeit auf eine von ihm verfertigte Schachmaschine. Dieselbe bestand aus einem Rolltischchen mit einem Schachbrete, vor welchem ein Automat in der Gestalt eines Türken saß, in dessen Innern sich eine Maschine mit Rädern, Hebeln u. s. w. befand. Dieser Türke spielte Schach und schlug in der Regel seinen Gegner. Er hob mit der Linken die Schachfigur weg, versetzte dieselbe, verfolgte mit den Augen die Bewegungen seines Gegners, schüttelte bei einem falschen Zuge den Kopf, nickte beim Schach der Königin zweimal, beim Schach des Königs dreimal u. s. w. Bei den Bewegungen hörte man ein dumpfes Rasseln, welches dem Ablaufe eines Uhrwerkes ähnlich war. Wenn der Automat spielte, stand Kempelen in der Nähe oder blickte in ein auf einem entfernten Tische stehendes Kästchen. Kempelen zeigte bereitwilligst das Innere des Türken, welches nichts anderes als das Maschinenwerk erkennen ließ. Das Erstaunen über dieses höchst kunstreiche Werk war so groß und zog dem Schöpfer desselben so viele Besuche zu, daß Kempelen, um sich Ruhe zu verschaffen, sich genöthigt sah, zu verkünden, daß er seinen Schachtürken zerstört habe. Doch producirte er diesen einige Jahre später wieder auf Wunsch Kaiser Joseph's II. vor dem Großfürsten Paul von Rußland, als dieser Wien besuchte. Später machte Kempelen mit seinem Automaten eine Reise nach Paris und London, wo er die besten Erfolge erzielte. In Berlin schlug der Schachtürke König Friedrich II., einen guten Schachspieler, und dessen Erstaunen ging so weit, daß er Kempelen eine große Summe für die Mittheilung des Geheimnisses anbot, worauf Kempelen einging. Friedrich II. fand sich vollständig enttäuscht, und seitdem stand der Schachtürke in einem Winkel des königl. Palastes, bis sich Napoleon I. denselben in Berlin zeigen ließ und von demselben besiegt wurde. Später erscheint die Schachmaschine im Besitze des Mechanikers Mäzl, welcher mit derselben Reisen in Europa und im J. 1820 auch nach Amerika machte. Es gilt als erwiesen, daß diese Maschine kein Automat war, sondern auf Täuschung beruhte, indem ein des Schachspieles kundiger Mensch in derselben steckte.

Als Kempelen an seinem Schachspiele im J. 1769 arbeitete, fing er bereits an, verschiedene musikalische Instrumente in der Absicht zu untersuchen, um eins darunter zu finden, dessen Töne der menschlichen Stimme am nächsten kämen. Im J. 1778 verfertigte er seine

Sprechmaschine, deren Hauptbestandtheile 1) aus einem Mundstück oder Stimmrohr, welches die menschliche Stimmritze vorstellte, 2) aus einer Windlade mit ihren innern Klappen, 3) aus dem als Lunge fungirenden Blasebalge und aus Vorrichtungen, welche den Mund und die Nasenlöcher ersetzten, zusammengesetzt waren. In einigen Wochen konnte man sich die Fertigkeit im Spielen auf dieser mit Tasten versehenen Maschine erwerben, besonders wenn man sich auf die lateinische, französische oder italienische Sprache beschränkte. Für die Aussprache deutscher Worte war sie wegen der Reichhaltigkeit dieser Sprache an Mit- und Hauchlauten weniger geeignet.

Kempelen selbst hielt seine Sprechmaschine noch immer nicht für ein vollkommenes und alles klar sprechendes, sondern für ein noch zu vervollkommnendes Werk. Eine genaue Beschreibung derselben ist in dem Werke: Kempelen, W., Mechanismus der menschlichen Sprache (Wien 1791), enthalten.

Kempelen hat übrigens auch eine Dampfmaschine erbaut, welche in Ungarn bei Kanalbauten mit Erfolg verwendet wurde. Auch rührt von ihm ein hydrotechnisches Werk im Schönbrunner Schlossparke her.

Kempelen hat sich aber auch auf dem Gebiete der schönen Literatur versucht und die Dramen: „Perseus und Andromeda“ und „Die wohlthätige Unbekannte“ geschrieben und seine allseitige Fähigkeit auch auf dem Gebiete der zeichnenden Kunst gezeigt. (Vgl. den Artikel Kempelen in Wurzbach's Biographischem Lexikon Bd. XI, der auch eine Zusammenstellung der betreffenden Literatur enthält.)

(Ferd. Grassnner.)

KEMPEN im Regierungsbezirke Düsseldorf oder am Rhein oder bei Krefeld, preußische Stadt und Bürgermeisterei in der Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Kempen, in weiter Ebene 4 Kilom. von der Niers gelegen und 11 Kilom. von Krefeld, in 34 Met. Höhe. Die Stadt hat einen Bahnhof, ein Post-, Telegraphen- und Kreisamt, ein Friedensgericht, ein evangelisches und zwei katholische Gymnasien, seit 1857 ein königl. Gymnasium, seit 1840 ein Schullehrer-Seminar, eine Taubstummen-Anstalt und ein Kloster. Zur Stadt gehören 699 ha. Land und zwar 551 ha. Acker und 63 ha. Gärten. Unter den 5788 Einwohnern sind 2872 männlichen und 2916 weiblichen Geschlechts; diese bewohnen 729 Gebäude und haben andere Zwecke mit 1270 Haushaltungen. Ferner sind (1881, darunter: 163 Evangelische, 5493 Katholiken und 110 Juden; 7 Blinde, 46 Taubstumme und 20 Blödsinnige; 392 konnten nicht lesen und schreiben. Es bestehen mehrere Seidenzeug- und Sammtfabriken, Baumwoll- und Leinenwaaren, Strumpf- und Kratzenfabriken, Wachsbleichen, eine Farbeholz-Mühle und Flachsbau. Hier fand am 17. Jan. 1642 eine Schlacht statt, in welcher Guébriant mit den Weimarern und Hessen die Kaiserlichen unter Lamboy besiegte. Die Stadt gehörte früher zum Erzbisthum Köln. Sie ist der Geburtsort des Thomas Hammerken genannt a Kempis, welcher als Verfasser des Buches „Die Nachfolge Christi“ gilt, und 1471 zu Zwolle in den Niederlanden im Agnes-Kloster gestorben ist.

Der Kreis Kempen, 39,570 ha. oder 7,189 □Meilen, hat im Osten Sand und im Westen Heide; die Thäler der Niers und Schwalm sind etwas sumpfig. Denselben durchschneidet die Bergisch-Märkische Bahn mit der Linie Viersen-Venlo, die Rheinische Bahn mit der Linie Köln-Kleve und Kempen-Venlo über Kempen, Grefrath, Lobberich und Kaldenkirchen; die Krefeld-Kreis Kempener Industrie-Bahn durchzieht den Kreis in der Runde, von Süchteln über Vorst, St.-Tönis (Krefeld), Hüls, St.-Hubert, Kempen und Oedt nach Süchteln, mit den Zweigen von Süchteln nach Viersen und nach Grefrath. Geschichtlich gehörten Kempen, Oedt und St. Tönis zu Kurkölln, Hüls zu Mörs und die meisten andern Orte zu Jülich. Der Kreis hat 22 Bürgermeistereien und 22 Standesämter. Es gehören dazu 4 Städte: Kempen, Süchteln, Dülken und Kaldenkirchen, und 25 Landgemeinden. Die Zahl der Bewohner ist 90,523, wovon 45,439 männlichen, 45,084 weiblichen Geschlechts sind; dieselben bewohnen 13,071 Gebäude (53 dienen andern Zwecken) mit 18,310 Haushaltungen. Die Zahl der Wohnplätze ist 190. Von den Bewohnern (1881) waren 2657 Evangel., 86,967 Katholiken, 701 Juden; 65 Blinde, 101 Taubstumme, 233 Blödsinnige; 7403 konnten nicht lesen und schreiben. Von der Bodenfläche haben 40% Lehm, 44,2% Sand, 15,4% Moorboden, 60,5% sind Ackerland, 3., 4., 5., 6., 2. Klasse, 19% Holzungen, 6,3% Wiesen, 5,9% Weiden, 4,2% Höfe und Gärten, 3,5% sind ertraglos. Im J. 1883 zählte man: 3576 Pferde (zur Zucht 4 Hengste und 10 Stuten), 13,973 Rinder (11,359 Kühe, 75 Bullen), 3293 Schafe (127 Merinos), 16,566 Schweine, 7419 Ziegen, 1844 Bienenstöcke. — Die staatlichen 293 Morgen Land gaben 479 Thaler, die städtischen 183 Morgen 240 Thaler, die ländlichen 7011 Morgen 1972 Thaler, die kirchlichen 1762 Morgen 5961 Thaler, die 775 Morgen der Stiftungen 2549 Thaler, alle 144,976 Morgen ertragfähiger Liegenschaften 336,714 Thaler.

Dorf Klein-Kempen, mit 2935 Einwohnern (1871, in 408 Wohnhäusern, liegt im Landkreise Krefeld.

Die hauptsächlichsten Orte im Kreise außerdem sind die Städte: Süchteln mit 8963, Dülken 6147, und Kaldenkirchen mit 3037 Einwohnern; demnächst die Landgemeinden Sanct-Tönis mit 6816, Hüls mit 6006 und Breyell mit 5533 Einwohnern.

(G. A. von Klöden.)

KEMPEN in Posen (Kempno), preußische Stadt in der Provinz Posen, Regierungsbezirk Posen, Kreisstadt des Kreises Schildberg, liegt am Nieszob, 77 Kilom. von Breslau. Unter den 6169 Bewohnern sind 2746 männlichen und 3423 weiblichen Geschlechtes; sie bewohnen 426 Gebäude mit 1513 Haushaltungen. Ferner sind darunter (1881) 1537 Evangel., 2437 Katholiken und 2193 Juden, welche eine schöne Synagoge besitzen; 4 Blinde, 13 Taubstumme, 10 Blödsinnige; 1394 können nicht lesen und schreiben. Die Stadt hat einen Bahnhof der Breslau-Warschauer-Bahn, evangel. und katholische Pfarrkirche, ein Progymnasium, Post- und Telegraphenamt, Kreisamt und Kreisgericht. Die Stadt hält Pferdemärkte, treibt Brauerei, Kürschnerei, Wachs-

bleicherei, Wollweberei und Tabakfabrikation. Sie ist 1661 von evangelischen Deutschen gegründet, denen aber bis 1795 keine freie Religionsübung gestattet gewesen ist.
(G. A. von Klöden.)

KEMPENFELT (Richard), englischer Admiral, geboren zu Westminster in London 1720, gestorben zu Spithead 1782, war der Sohn eines schwedischen Offiziers, welcher dem Könige Jakob II. in die Verbannung folgte, dann in den Dienst der Königin Anna trat und unter der Regierung Georg's I. als Vice-Gouverneur von Jersey starb. Richard Kempenfelt trat frühzeitig in die englische Flotte, ward 1741 Lieutenant, 1757 Kapitän. Unter Commodore Stevens befehligte er die „Elizabeth" von 64 Kanonen in den ostindischen Wässern im Kriege Englands gegen Frankreich und kehrte nach dem Frieden von 1763 nach England zurück, erhielt 1779 den Befehl des „Victory" und ward Contreadmiral. Im J. 1781 erhielt er dann den Befehl eines Geschwaders, beordert, eine nach Indien segelnde Flotte aufzuhalten. Er traf dieselbe, nahm 15 Geleitschiffe weg und versenkte eine Anzahl andere Schiffe. Im J. 1782 steckte er seine Flagge am „Royal George" auf, einem großen Linienschiffe mit über 900 Mann Besatzung. Nach einer kurzen Fahrt kehrte Kempenfelt nach Spithead um und war einer der 900, die durch das plötzliche Sinken des großen Schiffes, während es zur Reparatur auf den Hiel gelegt wurde, ihr Leben verloren am 29. Aug. 1782. Zum Andenken an den Admiral und seine Unglücksgenossen ist auf dem Kirchhofe zu Portsea ein Denkmal errichtet. Kempenfelt's Porträt in voller Länge von Tilly Kettle befindet sich im Naval Gallery des Hospitals (Marine-Invalidenhaus) zu Greenwich. *(W. Bentheim.)*

KEMPTEN, bairische unmittelbare Stadt im Regierungsbezirke Schwaben und Neuburg, an der Iller und an der Augsburg-Lindauer Bahn mit der hier abzweigenden Kempten-Memmingen-Ulmer Linie, im nördlichen Vorlande der Algäuer Alpen anmuthig gelegen, ist Sitz eines Bezirksgerichts, eines Bezirksamts und Amtsgerichts, eines Handelsgerichts, eines Stadtgerichts, eines Stadtcommissariats, eines Magistrats 2. Klasse, eines Rentamts, einer Salzoberfactorei, eines Forstamts, zweier Baubehörden, eines Brandversicherungsinspectors, eines Hals- und Hauptzollamts und hat zwei Notare und vier Advocaten.

Die Stadt Kempten bildet den Bezirk des Stadtgerichts Kempten, welcher 0,11 □Meilen umfaßt, mit 1297 Gebäuden und (1880) 13,872 Einwohnern. Sie hat ein kath. Dekanat (Sitz des Dekans in Wertach), Stadtpfarrei, ein Institut der Englischen Fräulein, ein Filialinstitut der Barmherzigen Schwestern im Krankenhause und Spital, ein Filialinstitut der Armen Schulschwestern, ein protestantisches Dekanat im Consistorialbezirke Ansbach, eine protestantische Pfarrei, ein Gymnasium mit Lateinschule, eine Realschule, eine Privaterziehungsanstalt, gute katholische und protestantische Volksschulen, eine Districts- und eine Localkrankenanstalt, Post- und Bahnamt, Telegraphenzwischenstation (mit Post- und Bahndienst vereinigt), als Garnison das 1. Jägerbataillon und einen großen Besitzstand an Waldungen.

Unter den Gebäuden der aus der ehemaligen Reichsstadt und dem frühern Klosterstifte Kempten, welche beide als Alt- und Neustadt seit 1803 zu einer politischen Gemeinde vereinigt sind, bestehenden Stadt sind in der Neustadt das Schloß, die ehemalige Residenz der Fürstäbte, 1650 neu gebaut, jetzt verschiedenen Aemtern und der Garnison zugewiesen; die daneben stehende stattliche Stiftskirche mit Kuppelbau; in der Altstadt die protestantische Kirche, sowie das 1474 erbaute, in neuester Zeit sehr hübsch restaurirte Rathhaus hervorzuheben. Im Süden der Stadt liegen auf isolirter Höhe die Reste der alten Römerburg Campodunum, der späteren Burg Hilarmont, jetzt Burghalde genannt.

Das alte Campodunum in der römischen Provinz Rhätien lag an der aus Augsburg, der Rhaetiae splendidissima colonia des Tacitus, nach Südwesten über Schwabeck (Rapis), Türkheim (Rostrum Nemaviae), Obergünzburg (Navoe), Kempten und Bregenz nach dem helvetischen Hochlande führenden Straße. Aus jener Zeit ist noch ein Opferaltar gerettet, der sich jetzt im Besitze des Herrn Leuchde in Kempten befindet.

Die Stadt Kempten stand lange unter dem Schutze der alemannischen Herzoge und unter der Vogtei des dortigen Klosters, bis sie nach und nach ihre Rechte erweiterte und, nach Verlegung des Klosters von Hilarmont in die Ebene der jetzigen Neustadt, die Reichsunmittelbarkeit erlangte. Die Rechte, welche sich das Stift auf diese alte Römerstation beilegte, stießen auf fortwährenden Widerstand und wurden auch später durch kaiserliche Privilegien außer Wirksamkeit gesetzt. König Rudolf I. nahm die Stadt unter seinen besondern Schutz, sich legitimum advocatum oppidi Campodonensis, den rechtmäßigen Schirmherrn der Stadt Kempten nennend.

Alle nachfolgenden Kaiser nahmen auf die Freiheiten der Stadt und ihre Reichsunmittelbarkeit Bedacht, indem sie dieselben nicht nur neu bestätigten, sondern auch mit den Rechten anderer Reichsstädte, wie Ulm, Memmingen u. s. w. in Einklang brachten und gegen die Einsprüche des Stifts aufrecht erhielten. Hierher gehören: die Zusicherung der Nichtverpfändung, die Auflegung der gewöhnlichen Reichssteuer, die Exemtion von allen fremden Gerichten, Aufstellung eines Schirmvogts, Verleihung des Blutbannes, des Münzrechts u. s. w. (Kempten stand dafür aus Dankbarkeit gegen König Rudolf I. lange zum Hause Habsburg und hielt es darum auch bis nach der Schlacht bei Ampfing 1322 mit Friedrich dem Schönen. Von da ab leistete es aber dem Könige Ludwig seine Dienste, die er auch durch Bestätigung der alten und Verleihung neuer Freiheiten und Rechte belohnte). Die Rechte des Stifts in der Reichsstadt wurden ausgeglichen und ausgelöst, und die Stadt nahm, da sie außer den Ringmauern keine Besitzungen und kein Gebiet hatte, mehrere Höfe und Güter von dem Stifte zu Lehen. Allein die Streitigkeiten zwischen der Stadt und dem Stifte wurden lange nicht völlig beigelegt, ja es kam sogar zu offenen Feindseligkeiten und zu einem Ueberfall

der Burg Hilarmont am 10. Nov. 1363, wo die Bürger die Burg brachen, den Abt mishandelten und zur Flucht zwangen. Diesem Frevel folgte harte Strafe. Der Kaiser sprach seine Ungnade über die Stadt aus, entzog ihr seinen Schutz und stellte in dieser Sache die Landvögte von Schwaben, Grafen Ulrich von Helfenstein und Rudolf von Homburg, zu Schiedsrichtern auf, welche auch zwischen dem Abte und den Bürgern Versöhnung zu Stande brachten, da sich letztere zu Schadenersatz und zum Wiederaufbau der Burg verstanden.

Zur Zeit der Reformation trat die Altstadt Kempten Luther's Lehre bei 1527. Im J. 1535 schied sie aus dem Schwäbischen Bunde und schloß sich der Schmalkaldischen Einigung an. Während des Dreißigjährigen Kriegs hatte sie alle Drangsale und Leiden zu ertragen, die Freund und Feind über die Stadt brachten, ganz besonders in den Jahren 1628 und 1629—32, wo sie kaiserliche Truppen aufnehmen mußte. Im folgenden Jahre kamen die Schweden, wurden aber schon im J. 1633 von den Kaiserlichen wieder vertrieben, 1634 nahm der schwedische General Horn die Stadt wieder ein.

Die Schweden machten aber nach der Nördlinger Schlacht neuerdings den Kaiserlichen Platz, nahmen aber 1646 die Stadt noch einmal, worauf sie den 12. Dec. mit den Baiern in Kampf kamen. Auch von den Drangsalen späterer Kriege blieb Kempten nicht verschont. Den 13. Nov. 1703 wurde die Stadt von den Franzosen und Baiern erobert; zwei Jahre später, den 9. Juni 1705, wurde die Burg Hilarmont von den Kaiserlichen mit Hülfe von 600 hierzu aufgebotenen Bauern zerstört. Den 17. Sept. 1796 war hier eine Schlacht zwischen den Oesterreichern und Franzosen, wobei die erstern Sieger blieben.

Das Stadtregiment war aus aristokratischen und demokratischen Elementen zusammengesetzt und stand, bis Alt- und Neustadt durch den Reichsdeputations-Entschädigungsrecess vom 25. Febr. 1803 an Baiern fielen, stets in feindseliger Beziehung zur Stiftsstadt. Das Wappen der Reichsstadt bestand aus einem halb schwarzen, halb goldenen Adler im goldenen und schwarzen Felde mit Krone, Schwert und Scepter, und im Brustschilde mit einem silbernen K im blauen Felde. Das jetzige Wappen der vereinigten Gemeinden Alt- und Neustadt Kempten enthält in der rechten Hälfte einen goldenen halben Adler im schwarzen Felde, in der linken ein rothes Burgthor auf einem grünen Hügel im weißen Felde.

Diese nun zu einer Gemeinde vereinigte Alt- und Neustadt Kempten hat durch lebhaften Handel und Verkehr einen ungewöhnlichen Aufschwung erlangt und entwickelt eine bedeutende Fabrik- und Gewerbsthätigkeit. Es finden sich hier mehrere Baumwollspinnereien und Webereien, Maschinenpapier- und Zündholzfabriken, eine Bijouteriefabrik, eine Litzenfabrik, mehrere Speditions- und Großhandlungen, zwei Schrannen, bedeutender Floßhandel und mehrere Vieh- und Jahrmärkte. Bekannt ist sowol der ausgezeichnete Schlag des hier gezogenen Algäuer Viehs als die damit verbundene Butter- und Käsebereitung, deren Producte den Weltmarkt beherrschen.

Das Stift Kempten verdankt seine Entstehung der Gemahlin Karl's des Großen, Hildegard, der Schwester des Grafen Gerold von Bussen, die aus ihrem mütterlichen Erbtheile im Illergau, Algau und Augustgau das Kloster reich dotirte. Diese Vergebungen wurden von Karl dem Großen 773 und allen nachfolgenden Karolingern nicht nur bestätigt, sondern erweitert und vermehrt. Auch die Kaiser aus dem sächsischen Hause waren dem Stifte geneigt und erhielten demselben seine Rechte und Privilegien ungeschmälert aufrecht. Unter den Königen dieses Hauses blieb das Stift eine königliche, dem Könige unmittelbar untergebene Abtei, welcher auch, beim Tode des jeweiligen Abtes, dessen Nachlaß an beweglicher Habe und die Erträgnisse eines Jahres zustanden. Nach Wiederherstellung der Herzogswürde in Schwaben unter den sächsischen Kaisern gelangte der Herzog zu den alten Herzogsrechten über das Kloster, wonach durch seine Vermittelung die für das Stift gegebenen königlichen Anordnungen zum Vollzug gelangen, die Gerichtsbarkeit geübt und die Oberaufsicht über das Kloster im Namen des Königs geführt werden mußte. Die freie Abtswahl wurde übrigens von diesen Kaisern stets geachtet, nur mußte bei des Abtes Einsetzung die königliche Bestätigung eingeholt werden. Die Kaiser des fränkisch-salischen Hauses dagegen verfügten willkürlich über die Abtei und gaben sie als königliches Gut sogar Laien zu Lehen, bis das Wormser Concordat 1122 das Stift gegen solche Eingriffe sicherstellte, indem von da an der Abt von den Conventualen gewählt und vom Kaiser durch Ueberreichung des Scepters mit den Regalien belehnt werden sollte. Der erste Abt dieses Benedictinerklosters war Audogar I. (von 773—796), welcher von Kaiser Karl dem Großen zum Vorsteher bestimmt wurde und von diesem Schutz und Schirm für das Kloster erlangte. Wann dem Abte des Stiftes Kempten die Fürstenwürde verliehen wurde, läßt sich nicht bestimmt angeben, doch wurde er in der Mitte des 12. Jahrhunderts bereits zu den geistlichen Fürsten gezählt. Stift und Stadt standen selten in guten Beziehungen zueinander, und als im Dreißigjährigen Kriege das Stift von den Schweden Unsägliches zu leiden hatte, wofür der Abt die Stadt Kempten verantwortlich machen wollte, und sogar deßhalb beim Reichshofrath Klage gegen sie erhob, konnte ein besseres Einvernehmen um so weniger erzielt werden, als es dem Stifte trotz der altstädtischen Einsprache im J. 1728 gelang, das Stift zur Stadt zu erheben und Stadtrechte zu erlangen. Das Reichsstift Kempten hatte von 773 bis zu seiner Auflösung 1803, also während eines mehr als tausendjährigen Bestandes, 104 Aebte gehabt. Der letzte, Castolus von Reichlin Meldegg, wurde 1793 gewählt, starb aber schon ein Jahr nach Aufhebung des Stiftes. Der Fürstabt dieses Reichsstiftes war der römischen Kaiserin Erzmarschall und, in geistlichen Dingen exemt, stand er unmittelbar unter dem päpstlichen Stuhle. Diese Reichsprälatur, deren 20 Kapitelmitglieder sämmtlich adeliger Abkunft sein mußten, hatte ein nahezu zusammenhängendes Gebiet mit der Stiftsstadt, 7 Märkten, 85 Dörfern und vielen Höfen und Schlössern. Das in der Nähe der Stadt Kempten, auf

dem rechten Ufer der Iller, auf der Höhe gelegene Pfarrdorf im Landkapitel Kempten, Lenzfried oder St.-Mang, war ehedem zur Stadtpfarrkirche St.-Mang in Kempten filialisirt. Hier wurde 1464 der Bau einer Franziskanerkirche begonnen und 1466 eingeweiht. Zur Zeit der Reformation, als die Franziskaner ihr Kloster verlassen mußten, überließen sie dasselbe den 1537 aus Kempten vertriebenen Klosterfrauen. Im J. 1619 wurde die Klosterkirche zur Pfarrkirche erhoben, da die Mutterkirche in der Altstadt (St. Mang) zu Luther's Lehre übergetreten war. Die dortigen Klosterfrauen bauten ein neues Kloster mit einer Kapelle und die Franziskaner kehrten 1649 wieder zurück und erhielten vom Fürstabt Roman die Pfarrei sammt Filialen. Jetzt befindet sich in dem Kloster eine Erziehungsanstalt für landwirthschaftliche Dienstboten unter den Schulschwestern für das Bezirksamt Kempten.

Die Mangkirche in Altstadt-Kempten ist ein gothischer Bau, massiv und untersetzt, jetzt vierschiffig, mit einem Chore, welcher 1427 aufgeführt wurde. Für diese Reichs- (Alt-) Stadt Kempten ward vom Kaiser Friedrich III. auf Ansuchen der Bürgerschaft 1461 die Errichtung einer Lateinschule (bei St. Mang) bewilligt; später erfolgte noch eine Bestätigung durch den Papst, was die Bürgerschaft, die seit langem mit dem Fürstabte auf etwas gespanntem Fuße lebte, verdrossen zu haben scheint und nachtheilig auf den Besuch der Schule wirkte. Am Gymnasium der Neustadt-Kempten hatten von 1648—90 die Bartholomäer gelehrt, von 1720—30 war es den Patrinern anvertraut, zugleich mit dem Convict, welches als Erziehungsanstalt für die adeligen Pagen des Stiftes diente. Von Anfang des 17. bis Schluß des 18. Jahrhunderts übergaben etwa 130 Familien des ältesten schwäbischen, fränkischen, bairischen und schweizerischen Adels ihre Söhne dieser Anstalt. Von 1730—47 versahen die Benedictiner aus verschiedenen Klöstern die Lehrstellen, darauf übernahmen die Piaristen den Unterricht in den sechs Gymnasialklassen, bis 1804 die Anstalt durch die bairische Regierung eine neue Einrichtung erhielt. Neben der Klosterschule bestanden die (protestantischen) Stadtschulen fort. An der Schule bei St.-Anna (mit Rector und vier Präceptoren) wurden die Schüler zur Universität vorbereitet. Rector J. G. Lutz schuf 1772 die lateinische Schule in eine Bürgerschule mit Unterricht im Lateinischen um. Die seit 1830 in Kempten gegründete städtische Gewerbeschule wurde später in eine königliche Anstalt und in neuester Zeit in eine sechsklassige Realschule verwandelt.

Die ersten Steine der Volksbildung, auf denen die nachfolgenden Zeiten erfolgreich fortbauten, haben die Apostel des Algäus, Magnus und Theodor, Zöglinge der Schule von St.-Gallen, unter dem augsburgischen Bischof Wikpert (gest. 768) in Füßen und Kempten gelegt.

Bezüglich der Sagen erzählt man von der Stiftskirche in Kempten, daß man diese, selbst noch in den letzten Zeiten, des Nachts oft wunderbar beleuchtet sah. Man glaubt, die Stiftsherren aus uralter Zeit müßten immer „geistern" und den bei Lebzeiten vernachlässigten Gottesdienst nachträglich feiern. — So wurde in Kempten und Memmingen auch alljährlich ein sogenanntes Königsfest mit einem Hahnenkampfe gefeiert. Dieser Hahnenkampf soll zum ersten mal veranstaltet worden sein durch Hildegard, die Gemahlin Karl's des Großen. Sie habe, erzählt man sich, ihren drei Söhnen drei Hähne gegeben, und erklärt, derjenige von ihnen werde dem Vater in der Regierung folgen, dessen Hahn die zwei andern besiegen würde. In der Folge wurden alle Jahre den drei besten Schülern dieser Städte drei Hähne geschenkt, die man zum gegenseitigen Kampf reizte. Die übrige Schuljugend ward zu diesem Schauspiele eingeladen und gastlich bewirthet. Viel Volk der Stadt betheiligte sich an diesem Kinderfeste, das im J. 1804 zum letzten mal gefeiert worden ist. *(Ferdinand Moesch.)*

KEN (Thomas), englischer Prälat, geboren zu Kerkhampstead in der englischen Grafschaft Hertford 1637, gest. zu Bath 1711, besuchte die Grammar-School zu Winchester und studirte im New-College zu Oxford, besuchte 1674 Rom, begleitet von seinem Neffen Izaak Walton, ward 1679 Kaplan der Prinzessin Marie von Oranien, die er nach Holland begleitete, dann Kaplan des Lord Dartmouth auf dessen Expedition gegen Tanger. Im J. 1684 ward er Kaplan Karl's II., und dieser, so frivol er selbst auch war, wußte Ken's strenge Tugend wie dessen verdienstliche Leistungen zu würdigen und erhob ihn 1685 zum Bischof von Bath und Wells. Er bediente den König während dessen letzter Krankheit. Er widersetzte sich den Maßnahmen Jakob's II. behufs Wiedereinführung römisch-katholischer Kirchengebräuche und war einer der sieben Bischöfe, der sogenannten Recusanten, welche aus demselben Grunde auf den londoner Tower gesetzt wurden. Nach der Revolution verweigerte er jedoch, William und Mary (1690) den Eid der Treue zu leisten, wurde demzufolge suspendirt und 1691 gänzlich abgesetzt, sodaß er seine letzten Tage in Armuth zubringen mußte.

Schriften: A Manual of Prayer (Winchester 1674). — Directions for Prayer (Bath 1686. Neue Ausl. London 1853). — The devout Christian's Companion (Bath 1707). — An Exposition of the Church Catechism (Bath 1685. Uebersetzt ins Französische Excellente Exposition du Catechism de l'Eglise Anglaise. London 1703.) — An Exhortation to the duty of Family Prayer (London 1720). — Morning and Evening Hymns. (London 1705). — Hymns and poems for the holy days and festivals of the Church. (Mit Randzeichnungen. London 1868. 4°.) — A Manual of prayers for young Persons. Ken's Winchester Manual adapted to general use. Society for Promoting Christian Knowledge (London 1862). — Morning, Evening and Midnight Hymns. With an introductory letter by Sir R. Palmer and a biographical sketch by a layman (London 1864). — Works, published from original manuscripts by W. Hawkins (4 Bde., London 1721).

Vgl. W. L. Bowles, The life of Th. Ken (London 1830); S. Clarke, Life and Character of Th. Ken

(London 1854): W. Hawkins, The life of Th. Ken; T. Jackson, Library of Christian Biography (Bd. 12, London 1857); Morning, Evening and Midnight Hymns. With an introductory letter by Sir R. Palmer and a biographical sketch by a Layman (George Jonathan Story) (London 1864); Prayers for the use of all persons who come to the bath of Bath for cure, with the life of the author by J. H. Markland (London 1849); B. di Tergoline, La Pratica del Divino Amore. Traduzione dell' Inglese (London 1865); Hymni ad usum scholarium Wiccenicorum. Latine redditi by C. W. (Charles Wordsworth, Bishop of St. Andrews) (London 1845); Jos. Perkin, A Poem (English and Latin) on the death of Th. Ken, sometime Lord Bishop of Bath and Wells (Bristol 1711 .

(*W. Bentheim.*)

KENAI, der amerikanischen Rasse angehörende, im äußersten Nordwesten Amerikas, an die Innuit (Eskimo) angrenzende Völker, die sich selbst Thnaina, d. i. Menschen, nennen. Zu den Kenai gehören die Kenaitena am Cookfund, die Ingalit an den beiden Ufern des untern Yukon, die Kolschina oder Hellowknife, die Athna und andere Stämme des nordamerikanischen Territoriums Alaska. Die Kenai sind kriegerische, ehemals sehr volkreiche Stämme, welche in viele Abtheilungen zerfallen und unter sich und mit den Eskimo häufig Krieg führen. Die nordische Natur, in welcher sie leben, bedingt die gleiche einfache Lebensweise wie die der Eskimo; da die Vegetation des Landes einen alpinen Charakter hat, so gedeihen Ackerfrüchte wenig oder gar nicht, und die Bewohner des Landes sind auf die Jagd und den Fischfang angewiesen. Bei ihnen existiren gewissermaßen Stände: Vornehme, Mittlere und Niedrige. Niemand darf eine Frau seines Standes nehmen. Sie tragen im Sommer ein ledernes Hemd, das bis zu den Knien reicht und mit Perlen und Muscheln verziert ist, lederne Unterkleider und Sandalen. Ihre Vogelfedern am Kopfe, der Schmuck in der Nase, die kupfernen Halsbänder, die reichliche Bemalung der Haut erinnern an die südlicheren Stämme. Während der lange andauernden strengen Winter bekleiden sich die Kenaistämme gleich den benachbarten Eskimo mit Renthierpelzen, wie sie überhaupt der Jagd der wilden Renthiere, der Zucht und Pflege der zahmen Renthiere große Aufmerksamkeit zuwenden. Die Polygamie ist bei ihnen sehr verbreitet.

(*Richard Oberländer.*)

KENDAL oder Kirkby-Kendal, Fabrikstadt in der englischen Grafschaft Westmoreland, 65 Kilom. südl. von Carlisle, am östlichen Ufer des Ken, besitzt wichtige Manufacturen, und zwar bereits seit dem 14. Jahrhundert, wo dieselben von flämischen Webern gegründet wurden, die sich auf Einladung Eduard's III. hier niederließen. Das kendaler grüne Tuch war berühmt zur Zeit Elisabeth's. Auf einer Anhöhe im Osten der Stadt liegen die Ruinen der alten Burg der Lords von Kendal; (1871) 13,442 Einwohner. Königin Katharina Parr war hier geboren.

(*W. Bentheim.*)

KENICIUS (Petrus), schwedischer Erzbischof, geb. 1555 in Umeå; im J. 1575 wurde er Student und drei Jahre später ordinirt. In seiner Jugend, da er einen an Ignruchslosen Platz als Prediger in der Gemeinde, wo er geboren war, beanspruchte, weigerten ihm die Bauern dies wegen seiner schwachen Stimme. Um seine Studien zu vervollständigen, begab er sich 1582 ins Ausland und wurde 1586 Magister in Wittenberg. — Nach seiner Rückkehr wurde er bei einem in Stockholm eingerichteten Collegium angestellt; es dauerte aber nicht lange, bis er in eine gespannte Stellung zu dem König Johann III. kam; dieser war gerade zu jener Zeit lebhaft beschäftigt mit seinen liturgischen Plänen. Da der König Widerstand bei Kenicius fand und dieser die sogenannte Liturgie nicht unterschreiben wollte, ließ der König ihn ins Gefängniß werfen und hier verblieb er bis 1592 nach dem Tode des Königs. Der Widerstand, den Kenicius dem König zu bieten gewagt hatte, bewirkte, daß er von dessen Bruder, dem Herzoge Karl, der während der Regierung seines Neffen, des Königs Sigismund, der factische Regent war und 1599 den Thron bestieg, um so viel mehr geschätzt wurde. Kenicius nahm theil an der wichtigen Kirchenversammlung zu Upsala im Anfange von 1593, die der Herzog gleich nach dem Tode König Johann's und ehe noch König Sigismund von Polen nach Schweden herübergekommen war, zusammenberufen hatte. Der dort gefaßte Beschluß machte die Stellung Schwedens zu den religiösen Streitigkeiten, die Europa jetzt bewegten, klar und bestimmte die Anschließung Schwedens an die Lutherische Reformation. In demselben Jahre wurde Kenicius Professor in Upsala mit dem Auftrage, in der Exegetik des Neuen Testaments und in der griechischen Sprache zu unterrichten; zwei Jahre später wurde er Bischof in Skara. Hier zeichnete er sich in der Art aus, daß er schon 1609 auf den erzbischöflichen Stuhl in Upsala versetzt wurde. Als Erzbischof wurde er der erste Prokanzler der Universität in Upsala. Während der Dauer von 27 Jahren saß Kenicius auf dem erzbischöflichen Stuhle und dies in einer Zeit, die von der größten Bedeutung für die Universität war; die Privilegien wurden befestigt, neue Constitutionen ausgefertigt und die ökonomische Stellung der Hochschule durch die großartige Donation, die der König Gustav Adolf II. von seinen privaten Gütern machte, wesentlich verbessert. An allen diesen Fragen nahm Kenicius regen Antheil. Es gelang ihm aber nicht, den mehrere Jahre hindurch dauernden erbitterten Streit zwischen Rudbeckius und Messenius zu verhindern. Bei der ersten im Zusammenhange mit der Krönung Gustav Adolf's II. in Upsala stattfindenden theologischen Doctor-Promotion erhielt Kenicius diese Würde. Auch an dem politischen Leben nahm Kenicius regen Antheil und wohnte mehrern Reichstagen an der Spitze der Geistlichkeit bei. Er starb den 3. Febr. 1636.

(*O. Printzsköld.*)

KENILWORTH, Marktstadt in der englischen Grafschaft Warwick, 8 Kilom. nördl. von Warwick (Stadt), 135 Kilom. nordwestl. von London, an der Coventry und Leamington Zweigbahn der londoner Nord

aeseisenbahn, besteht hauptsächlich aus einer unregelmäßig gebauten Straße, die sich an 2 Kilom. in der Länge an beiden Seiten der Landstraße hinzieht. Die Stadt hat Hornkammfabriken und Fabriken von Chemikalien, welche vornehmlich flüchtige Salze und Hirschhornsalz erzeugen. Die großartigen Ruinen der alten von Gottfried de Clinton während der Regierung Heinrich's I. erbauten Burg sind überaus malerisch. Dieser Gottfried de Clinton war der Schatzmeister Heinrich's I. Burg und Gebiet verfiel sodann der Krone und wurde von Heinrich III. John of Gisunt verliehen, welcher der Burg beträchtliche Bauten anschloß. Als sein Sohn Heinrich Bolingbroke dann die Krone erlangte, fiel die Herrschaft wiederum derselben zu und blieb in deren Besitze, bis Elisabeth sie ihrem Günstlinge Dudley, Earl of Leicester, verlieh. Elisabeth stattete in Kenilworth drei Besuche ab; der letzte Besuch, welcher im J. 1575 stattfand, ist der, welchen Walter Scott in seinem Roman Kenilworth dichterisch beschrieben hat.

Am Anfange der englischen Bürgerkriege war die Burg noch in stattlichem Zustande. Cromwell verlieh die Herrschaft einem seiner Offiziere, welcher einen Theil der Burg abtrug. Nach der Restauration kamen die Herrschaft und die Burgruinen an Lorenz Viscount Hyde, zweiten Sohn des Lordkanzlers Hyde, und durch Heirath einer von diesem abstammenden Dame gingen dieselben an Thomas Villiers, zweiten Sohn des Earl of Jersey über, welcher 1776 zum Grafen von Clarendon erhoben wurde. Von den Grafen von Clarendon ging das Eigenthum neuerdings in die Familie Eardley-Wilmot über.

Gegenwärtig stehen noch beträchtliche Ruinen des großen Gebäudes, mit Epheu und andern Kriechpflanzen dicht überwachsen. In der Mitte steht noch der sogenannte Cäsarsthurm, von der Zeit dunkel gefärbt, welcher vermuthlich zum ursprünglichen Bau des Gottfried de Clinton gehört. Die Mauern des Thurmes sind meistens an 16 Fuß dick. Ferner steht noch die große Halle, erbaut von John of Gount, 86 Fuß lang und 45 Fuß breit, mit hohen Fenstern an beiden Seiten und weiten Feuerherden an beiden Enden.

Eduard II. wurde in der Burg Kenilworth einige Zeit gefangen gehalten.

Der Flecken Kenilworth hatte 1871: 3335 Einw.

(*W. Bentheim.*)

KENITER, hebräisch Qenim (1 Chr. 2, 55 Qinim), heißt im Alten Testamente ein Stamm des arabischen Volkes der Midianiter. Nach 4 Mos. 24, 22 und Richt. 4, 11 hieß der Stamm selbst Qajin und der Plural Qenim würde demnach „die zum Stamme Qajin Gehörigen" bedeuten. Daß die Keniter einen Zweig der Midianiter bildeten, ergibt sich aus der Combination folgender Stellen: nach 1 Mos. 2, 16 fg. wohnte Reguel, der Schwiegervater Mose's, im Lande Midian und heißt ein Priester Midians, vgl. auch 2 Mos. 3, 1 und 18, 1 fg., wo jedoch anstatt Reguel vielmehr Jethro als Name des Priesters erscheint (daß letztere Differenz auf einer Verschiedenheit der zu Grunde liegenden Quellenschriften beruht, ist selbstverständlich; zugleich aber ist es höchst wahrscheinlich, daß Reguel eigentlich der Name eines Stammes ist, zumal er 1 Mos. 36, 4. 10 als ein Sohn Esau's, d. h. als edomitischer Stamm, erscheint). Dagegen heißt 4 Mos. 10, 29 der Schwiegervater Mose's Chobab, der Sohn Reguel's, des Midianiters. Ob diese neue Differenz durch die Annahme zu beseitigen sei, daß das betreffende hebräische Wort nicht den Schwiegervater, sondern den Schwager bedeute, lassen wir hier auf sich beruhen; für uns kommt nur in Betracht, daß derselbe Midianiter Chobab Richt. 1, 16 und 4, 11 als Keniter bezeichnet wird. Einstimmig ist die Ueberlieferung darin, daß Mose bei seiner Flucht aus Aegypten die Keniter als Nomaden in der Nähe des Berges Sinai antraf, und daß sich dieselben nachmals den ausziehenden Israeliten anschlossen; nach 4 Mos. 10, 29 fg. geschah letzteres auf die besondere Bitte Mose's, damit Chobab während des Zuges durch die Wüste als Führer diene. Bei der Einwanderung in Kanaan folgte nach Richt. 1, 16 der größere Theil der Keniter dem Stamme Juda, als derselbe von Jericho aus den Süden Kanaans in Besitz nahm; und zwar nomadisirten seitdem die Keniter im sogenannten Negeb, dem südlichsten Theile der Wüste von Juda, in der Nähe der alten Kanaaniterstadt Arad. Ein anderer Zweig der Keniter folgte nach Richt. 4, 11 den in den Norden Kanaans einwandernden Israeliten; zu diesen Kenitern gehörte Cheber, der Mann Jael's, welche nach Richt. 4, 17 fg. (vgl. 5, 24) den kanaanitischen Feldherrn Sisera in ihrem Zelte (in der Nähe von Kedes) erschlug. Die sonstigen Erwähnungen der Keniter scheinen sich sämmtlich auf den im Süden Judas angesiedelten Zweig zu beziehen. So 1 Mos. 15, 19, wo dem Abraham verkündigt wird, daß seine Nachkommen dereinst auch das Land der Keniter in Besitz nehmen würden; ferner 4 Mos. 24, 21 fg., wo Bileam die Keniter neben den Amalekitern schaut, ihre festen Wohnungen rühmt, die sie wie Nester in den Felsen gelegt (Anspielung an den Zusammenklang des Namens Qenim mit dem hebräischen qen, Nest), schließlich aber ihre Unterjochung und Wegführung durch die Assyrer prophezeit. Aus dieser Stelle scheint übrigens hervorzugehen, daß die Keniter in der Zeit, wo dieser letzte Bileamsspruch entstand, feste Wohnsitze auf dem Edomitergebirge einnahmen, da Felsenwohnungen sonst anderwärts meist den Edomitern zugeschrieben werden; die oben erwähnte Herleitung des Reguel von Esau könnte sogar darauf führen, daß sich ein Theil der Keniter mit den Edomitern verschmolzen hatte (so Rüetschi in Herzog's protestant. Realencyklopädie, 2. Aufl. VII, 639 fg.). Daß im Anfange der israelitischen Königszeit noch immer ein freundschaftliches Verhältniß zwischen den Israeliten und den Kenitern bestand, ergibt sich aus 1 Sam. 15, 6, wo Saul vor seinem Feldzuge gegen die Amalekiter die Keniter ermahnt, sich von den erstern zu trennen, damit er sie nicht mit ihnen vertilge; keinenfalls kann jedoch aus dem Nomadisiren der Keniter unter den Amalekitern geschlossen werden, daß sie an dieser Stelle zu den Amalekitern gerechnet würden; dieser Annahme widerspricht schon die 2 Mos. 17, 16 bezeugte stete Feind-

schaft zwischen Israel und Amalek. Dagegen stimmt zu den sonstigen Ueberlieferungen, daß sich auch David während seiner Raubzüge von Ziklag aus um die Gunst der „Keniterstädte" bewirbt, indem er ihnen einen Antheil an der Beute übersendet (1 Sam. 30, 29). Durch dieses Verfahren sicherte er sich bei seinem Streben nach der jüdischen Königskrone an den mit Juda befreundeten Kenitern nützliche Bundesgenossen; demgemäß wird es 1 Sam. 27, 10 nur als eine List David's berichtet, wenn er seinem Lehnsherrn, dem Könige Achis von Gath, Raubzüge in das Gebiet der Keniter vorspiegelte.

Die letzte Erwähnung der Keniter findet sich in der dunkeln Stelle 1 Chron. 2, 55. Dort werden die drei Geschlechter der Schriftgelehrten, welche zu Jabez in Juda wohnten, als die Keniter bezeichnet, die von Chammath, dem Ahnherrn des Hauses Rekhab, abstammten. Wenn dieser Rekhab dieselbe Person ist mit dem Vater Jonadab's, des Stifters der Sekte der Rekhabiten (vgl. 2 Kön. 10, 15 fg. und Jer. 35), so wären die Rekhabiten (s. d.) eigentlich Reste der Keniter und in der That würde sich daraus die Abneigung jener Sekte gegen feste Wohnungen, sowie gegen den Ackerbau und Weinbau (Jer. 35, 6 fg.) aufs beste erklären. — Vgl. zu Obigem außer den Bibelwörterbüchern von Winer, Schenkel und Riehm besonders Stade, Geschichte des Volkes Israel I. 130 fg. (in Wilhelm Oncken's „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen", erste Hauptabtheilung, sechster Theil, Berlin 1881), der den Kenitern insofern eine höhere religionsgeschichtliche Bedeutung zuschreibt, als nach ihm die Verschwägerung Mose's mit dem kenitischen Priester auf eine (wenigstens theilweise) Entlehnung der Jahweverehrung von jenem arabischen Stamme hinweist. Wenn übrigens Stade im Anschlusse an Kuenen (de Godsdienst van Israel, Haarlem 1869, I. 179 fg.) die Frage aufwirft, ob nicht die Keniter doch ursprünglich zu Amalek gehörten und vielleicht erst im Nordreiche (Israel) zu den Midianitern gerechnet wurden, weil diese in der ältesten Zeit die nächsten nomadischen Nachbarn der nördlichen hebräischen Stämme waren, so ist bereits oben bemerkt, daß diese Hypothese wenigstens an 1 Sam. 15, 6 keine Stütze findet. *(E. Kautzsch.)*

KENNEBEC, Fluß des Staates Maine, des nördlichsten der Neuengland-Staaten in der nordamerikanischen Union, nächst dem Penobscot der wichtigste in diesem Staate. Seine Hauptquelle ist der Moosehead-See im nordwestl. Theile des Landes; aus demselben tritt er an der Südwest-Seite heraus, und nach einem Laufe von 32 Kilom. nimmt er von rechts den Dead- (Todten-) Fluß auf. Seine Richtung geht dann aus Südwest in Süd über und von dieser weicht er weiterhin nur einmal bedeutender ab, nämlich im südlichen Theile von Somerset-County, wo er 19 Kilom. weit nach Osten fließt. Ins Meer ergießt er sich in Sagadahoc-County, und zwar in der Sheepscott-Bai, einem unregelmäßigen, an Inseln reichen Küsteneinschnitte. Sein bedeutendster Nebenfluß ist der Androscoggin, welcher bei der Merrymeeting-Bai, 29 Kilom. vom Meere, zu ihm tritt. Auch die Ergüsse einer Menge kleiner Teiche, sowie der Sebasticook und der Sandy-Fluß münden in ihn. Die wichtigsten an ihm gelegenen Städte sind Bath, Richmond, Gardiner, Hallowell, Augusta, Waterville und Norridgewock. Er macht Wasserfälle bei Waterville und an drei Stellen abwärts, welche ausgezeichnete Betriebskraft liefern. Seine Länge ist 32,5 geogr. Meilen oder 240 Kilom., auf welchen er 305 Meter Gefälle hat. Große Schiffe können auf ihm 19 Kilom. weit, bis Bath, gehen, Dampfer 64 Kilom. weit bis Hallowell, und kleine Fahrzeuge 86 Kilom. weit, bis Waterville. Der Einfluß der Gezeiten erstreckt sich bis Augusta, 67 Kilom. weit. Bei Augusta hat man zur Verbesserung der Schiffahrt oberhalb einen Damm mit Schleusen hergestellt, welcher die Wasserkraft steigert. Bei Hallowell ist der Strom mit Eis belegt von Mitte December bis zum 1. April; unterhalb von Bath ist er jederzeit, ausgenommen strenge Winter, offen.

Kennebec heißt auch eine der 16 Counties oder Grafschaften von Maine, welche der Kennebec von Norden nach Süden durchfließt und welche an der Westseite der Androscoggin berührt. Der Flächeninhalt ist 49,35 g. Q.-Meilen und die Zahl der Bewohner 1871 war 58,021. Es ist eine wellige Fläche mit zahlreichen kleinen Seen und sehr fruchtbarem Boden. Hindurch gehen die Maine-Centralbahn und die Augustaabtheilung. Im J. 1870 wurden producirt: 25,822 Bushel Weizen, 111,246 Bushel Mais, 170,537 Bushel Hafer, 122,927 Bushel Gerste, 733,026 Bushel Kartoffeln, 137,231 Pfd. Wolle, 1,176,423 Pfd. Butter, 154,757 Pfd. Käse, 113,153 Tons Heu. Man zählte 7563 Pferde, 13,252 Milchkühe, 5481 Zugochsen, 12,163 andere Rinder, 31,975 Schafe, 4886 Schweine. Es bestanden 11 Manufacturen von Ackergeräth, 35 von Fuhrwerk, 4 von Baumwollwaaren, 4 von Schmiede-Werkzeug und Achsen, 6 Eisengießereien, 14 Maschinenbauanstalten, 7 Marmor- und Steinwerke, 5 von Oelleinen, 3 von Druckpapier, 13 Sattlereien, 11 Fabriken von Schiebfenstern, Jalousien und Thüren, 2 von Stahlsprungfedern, 3 von Stein- und irdener Waare, 14 von Zinn-, Kupfer- und Blechwaaren, 4 von Wollenwaaren, 35 Sägemühlen, 6 Mahlmühlen, 19 Gerbereien und 10 Gewürzmühlen. — Hauptstadt ist Augusta, das zugleich Hauptstadt von Maine ist. *(G. A. von Klöden.)*

KENNEDY-KANAL heißt die im Nordwesten des Humboldt-Gletschers nach Norden hinausführende Meeresstraße, welche von 80 bis 81° 30' nördl. Br. das im Westen gelegene Grinnelland und das östlich zu Grönland gehörende Washingtonland voneinander trennt. Aus der Baffins-Bai nach Norden führt also der schon im J. 1616 von Bylot und Baffin entdeckte Smith-Kanal in das breit geöffnete Gewässer des Smith-Sundes, jetzt Kane-Bai genannt, und aus diesem nach Nordnordosten der relativ schmale Kennedy-Kanal, der mittels des Hale-Beckens in dem Robeson-Kanal seine weitere nördliche Fortsetzung findet. In der Mitte der Westküste liegt das Cap Leopold von Buch und daneben die kleine Karl Ritter Bai, gegenüber im Nordwesten von Cap Constitution. An dem Nordende der Kennedy-Straße greift nach Südwesten der Lady Franklin-Sund, nach Südosten der

Petermann-Fjord in das Land. Der Kanal hat eine Länge von 80 und eine Breite von 20 Seemeilen (à $^1/_4$ geogr. Meile).

In dem 1852 bei der Kane'schen Expedition entdeckten und Lieutenant Kennedy zu Ehren benannten Kennedy-Kanal ist in der Mitte eine Strömung nach Norden und längs beiden Seiten eine nach Süden bemerkt worden. Diese Strömung ist nicht im Stande, das im südlich davor sich eröffnenden, breiten Smith-Sunde seit Jahrhunderten gesammelte und aufgethürmte Eis nach Süden durch den schmälern Smith-Kanal genügend abzuführen; es finden sich darunter 7—37 Meter hohe, 100 Kilom. lange und 65 Kilom. breite, also etwa 6000 Millionen Tons wiegende und 50 Meter dicke Eisfelder. (*G. A. von Klöden.*)

KENNEH (Kenné, Kene), das alte Känopolis, bezeugt schon durch seinen Namen seine griechische Gründung, welche wahrscheinlich unter den Ptolemäern erfolgte. Es ist allerdings zu berücksichtigen, daß von den griechischen Städtenamen sich nur sehr wenige auf ganz neue Stadtgründungen beziehen, die meisten vielmehr auf bereits vorhandene, aber unbedeutende Plätze, welche durch die griechische Bevölkerung eine völlig neue Bedeutung erhielten, so unter den Ptolemäern Alexandreia, Ptolemaïs, Hermiu, Känopolis u. a.[1])

Känopolis, jetzt eine ansehnliche Stadt in Oberägypten (Said), Hauptort einer Mudirije, Sitz eines deutschen Consularagenten, mit circa 15,000 Einwohnern, liegt 50° 5′ östl. L. v. Ferro und 26° 15′ nördl. Br. 365 Kilom. von Kairo, vom rechten Nilufer circa eine Viertelstunde entfernt inmitten einer weiten Ebene. Während des hohen Nilstandes können Schiffe unmittelbar unter den Mauern der Stadt anlegen, da dann ein dicht bei der Stadt vorüberführender Kanal reichlich mit Wasser gefüllt ist.

Kenneh hat wie fast ganz Oberägypten nur Eine Jahreszeit, einen heißen, trockenen Sommer; obwol Regen zwar nicht vollständig mangelt, so gehört er doch zu den größten Seltenheiten, da die von Asien und Arabien herüberwehenden Nordost-Passate den größten Theil ihrer Feuchtigkeit bereits am Ostabhange der arabischen Wüstenplatte abgesetzt haben. Die Temperatur beträgt im October circa 24,5° C., im November circa 20,5° C., im December 15,7° C., im Januar 13,6° C. Die höchste beobachtete Temperatur beträgt 43° C.

Eine Folge dieser klimatischen Verhältnisse ist, daß bei Kenneh die eigentliche Zone der mit gabelförmigen Aesten und fächerpalmenartigen Blättern geschmückten Dumpalme beginnt, obwol einzelne Exemplare dieses so nutzbaren Baumes auch schon unterhalb Kennehs angetroffen werden.

Kenneh hat mehrere stattliche Moscheen, zahlreiche Kaffeehäuser, leidlich ausgestattete Bazars, in denen ein großer Verkehr besonders zur Zeit der Pilgerfahrt (Hadsch) nach Mekka herrscht, denn viele oberägyptische, nubische, aus dem Sudan u. s. w. stammende Pilger wählen gern den Weg über Kenneh und Koser nach Dschidda.

Die von ihrer Wallfahrt heimkehrenden Pilger pflegen in Kenneh sich ungezügelt jedem Vergnügen des Morgenlandes hinzugeben, unter denen die Ghawâzi (Tänzerinnen) gerade hier eine hervorragende Rolle spielen. Diese zierlichen, behenden, schönen Gestalten, mit reichem Schmuck, besonders aus kettenförmig aneinandergereihten Goldmünzen behangen, bilden, wie schon zur Zeit der Pharaonen, eine organisirte Kaste, bewohnen einen besondern Stadttheil und tragen durch Tanzproductionen sinnlichster Art, die theils in ihren elenden Hütten, theils in Privathäusern veranstaltet werden, zur Unterhaltung der Fremden und Einwohner bei.

Die Bewohner Kennehs beschäftigen sich vorzugsweise mit der Herstellung von irdenen Gefäßen aus hellgrauem, porösem Thon, der auf einem in der Nähe befindlichen 160 Q.-Ruthen großen Acker gewonnen wird. Die meisten der in Aegypten gebrauchten einfachen Kühlgefäße, die man sehr geschickt aus freier Hand zu drehen und zu ornamentiren versteht, werden seit den ältesten Zeiten in Kenneh verfertigt.

Diese Krüge (Kulle) dienen zur Abkühlung der darin enthaltenen Flüssigkeit; infolge der Porosität des Materials nämlich sickert ein geringer Theil der Flüssigkeit durch, verdunstet an der Oberfläche und bewirkt hierdurch eine bedeutende Temperaturverniedrigung, sodaß das Wasser hier kühler getrunken wird, als in Gegenden weit größerer Polhöhe.

Bemerkenswerth ist der Transport dieser Gefäße. Viele Tausende werden so zusammengesetzt, daß alle vorher verstopften Oeffnungen nach oben gerichtet sind, wodurch eine Unterlage von dicht aneinanderstehenden, hohlen Gefäßen entsteht, die auf dem Wasser schwimmen. Durch die Henkel der Krüge sind starke Stricke gezogen, um das Ganze zusammenzuhalten. Auf diese unterste Lage kommen zwei bis drei andere, alle untereinander fest verbunden. Alsdann wird das Floß flott gemacht, von einigen Ruderern bestiegen und so nilabwärts gesteuert.[2]) Diese „Krugflöße" beobachtet man unterhalb Kenneh sowol im offenen Fahrwasser wie in allen Nilhäfen.

Ein großer Theil der Bewohner treibt ferner einen ergiebigen Roß-, Kamel- und Eselhandel. Die Nachfrage nach diesen Thieren ist besonders lebhaft in Kenneh, da von hier, wegen seiner günstigen Lage an der Ostbiegung des Nils, mehrere Karavanenwege durch die ägyptisch-arabische Wüste nach Koser am Rothen Meere hinführen, welches dann wiederum die Handelsverbindung weiter nach Arabien, Persien und Indien übermittelt. Allerdings hat Sues heutigentages dem Handel von Kenneh und Koser bedeutenden Abbruch gethan. Zwei uralte Wege sind es vorzugsweise, welche die Karavanen zwischen Kenneh und Koser benutzen; ein nördlicher über das Wadi Râfafa (circa 23 Meilen), und ein südlicher, der Moilahweg, der die Ababde-Niederlassung Moilah berührend, vielleicht eine Meile länger ist.

1) Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie.

2) Brehm, Reiseskizzen aus Nordostafrika.

Beide Straßen folgen so viel als möglich den Thälern und Pässen, weichen wenig von der West-Ost-Richtung ab und halten sich möglichst auf ebener Bahn, sodaß man sie, wenn sie einigermaßen in Stand gehalten würden, auch befahren könnte.

Schwierige Punkte werden möglichst vermieden, denn nur in der Ebene läuft das Kamel gut und sicher.

Den Rásafa-Weg gehen alle Kameltreiber aus Kenneh, Kóft und Kus (im Nilthale), während sonderbarerweise diejenigen des südlichen Theils der Mudirîye Kenneh den Moilah Weg nehmen, obwol beide von denselben Orten, Kagétha einerseits und Beda andererseits, ausgehen. So ist es einmal Herkommen; jeder rühmt die Vorzüge seines Weges.

Jedenfalls dürfte der Nordweg, der gleichmäßigeren Vertheilung der Brunnen (Kagetha, Hamamát, Sídd, Wadi Rásafa u. s. w.) wegen der besuchtere sein.[3]

Nahe bei der Straße von Kosser wird schöner Jaspis und Grünstein gefunden.

Eine halbe Stunde stromabwärts von Kenneh liegt auf dem westlichen Ufer, etwa eine Viertelstunde vom Strome entfernt, der Tempel von Dendera. Die Stadt ägypt. Ta-en-tarer, griech. Tentyris) ist von der Erde geschwunden, doch der im altägyptischen Stil, aber größtentheils erst in römischer Zeit erbaute Tempel, in dem man die „schöngesichtige", die „goldene" Göttin Hathor verehrte, blieb wunderbar gut erhalten.[4]

(F. Hedinger.)

KENNICOTT (Benjamin), englischer Theolog, geboren zu Totnes in der englischen Grafschaft Devon am 4. April 1718, gestorben zu Oxford am 18. Sept. 1783, war der Sohn unbemittelter Aeltern, ging mit Unterstützung wohlhabender Gönner nach Oxford 1744, wo er im Wadham College studirte. Er zeichnete sich hier durch zwei Dissertationen, die er herausgab, aus: „The Tree of Life" und „The Oblations of Cain and Abel", infolge deren er nach Ablauf der gewöhnlichen Frist das B. A. Diplom erhielt, ward darauf Fellow des Exeter College zu Oxford und 1767 Bibliothekar der Radcliffe-Bibliothek daselbst. Er wies sodann in mehrern Broschüren den fehlerhaften Zustand des hebräischen Textes des Alten Testaments nach, wodurch eine sehr lebhafte Controverse hervorgerufen wurde. Er wurde besonders heftig von Rutherford, Professor der Theologie zu Oxford, vom Bischof Warburton und von Horne, späterem Bischof von Norwich, angegriffen. Es wurde jedoch ein Fonds von 10,000 Pfund für ihn subscribirt zum Behuf der Collationirung sämmtlicher vorhandenen Manuscripte des Alten Testaments. Kennicott wurde bei der Arbeit von mehrern Gelehrten unterstützt. Er selbst verglich die Manuscripte in Großbritannien und Frankreich, Professor Bruns die Manuscripte in Deutschland, der Schweiz und Italien. Die riesige Arbeit nahm zehn Jahre in Anspruch; 16 samaritanische und über 600 hebräische Manuscripte wurden collationirt. Das Resultat war Kennicott's Ausgabe des hebräischen Alten Testaments. Im ganzen wurde bei derselben van der Hooght's Text zu Grunde gelegt. Kennicott ward Vicar zu Culham, Prediger in Whitehall zu London, Präbendar der Westminster-Abtei zu London und Stiftsherr zu Christchurch.

Schriften: Vetus Testamentum Hebraicum cum variis lectionibus (2 Bde. Fol. Oxford 1776—1780). — Status collationis Hebraeorum manuscriptorum Veteris Testamenti. Barkey. Bibliotheca Hagena (Oxford 1763). — Programma, quo impressionem Bibliorum Hebraicorum cum collectis undique, tum ex Mss. tum ex impressis codicibus var. ect. (Oxford 1768). — Methodus varias lectiones noscendi et scitu necessarias describendi ex singulis Hebraicorum codicum manuscriptorum Veteris Testamenti collectoribus observanda (Oxford 1768). — Dissertatio Generalis in Vetus Testamentum Hebraicum cum variis lectionibus ex codicibus manuscriptis et impressis (Oxford 1778). — On the collation of the Hebrew Manuscripts of the Old Testament (Oxford 1760). — The state of the printed Hebrew text of the Old Testament considered (2 Bde. Oxford 1753—1759). — An answer to a letter from T. Rutherforth in defence of Kennicott's second Dissertation on the state of the printed Hebrew text of the Old Testament (London 1762). — Two Dissertations. The first on the Tree of Life in Paradise. The second on the Oblations of Cain and Abel (Oxford 1747). — Sermon preached before the university of Oxford (Oxford 1757). — The duty of thanksgiving for peace, a Sermon preached April 25. 1749, being the day of thanksgiving for general peace (London 1749). *(W. Bentheim.)*

KENNUNG ist beim Pferde die rückwärts liegende, etwas vertiefte, durch das Futter gefärbte, einen Kern, oder eine Grube, Bohne darstellende Fläche, aus deren Umfange man das Alter des Pferdes abnehmen kann. Die zwei mittlern Vorderzähne des Unterkiefers verlieren den Kern zwischen dem fünften und sechsten Jahre; dasselbe geschieht am nächsten Zahnpaare im folgenden Jahre, und mit dem achten Jahre ist jene gefärbte Vertiefung auf den untersten Vorderzähnen ziemlich verschwunden. Uebrigens erfolgen diese Veränderungen nicht immer mit derselben Regelmäßigkeit: ihr Verlauf hängt theils vom Charakter der Rassen, theils von individueller Constitution, theils vom Futter ab. Die Kerne der Vorderzähne verschwinden weit früher bei Pferden, die auf sandigen Weiden grasen oder die Krippe benagen. Es kommen auch falsche Kerne vor, wenn nämlich Pferdehändler Künsteleien vornehmen, um auf diese betrügerische Weise die Kennung herzustellen. — In der Jägersprache ist Kennung ein Kennzeichen an Geweih, Läufen und Farbe des Haares, woraus auf das Alter eines Hirsches geschlossen wird. *(W. Löbe.)*

KENOTAPH, κενοτάφιον von κενός und τάφος. Verb. κενοταφέω *Eurip.* Hel. 1562, 1066, *Plut.* Mor. p. 490 C. Latein. cenotaphium, Deminut. cenotaphio-

3) Dr. Klunzinger, Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, XIV (1879). — 4) Ebers Aegypten S. 245.

lum, auf einer Inschrift bei Muratori 1709, 10); gleichbedeutend sind die Ausdrücke *κενόριον* (Anthol. Palat. VII, 569), *κενὸν μνῆμα* (*Paus.* IV, 32, 3, IX, 18, 3), *κενὸν σῆμα* (Kallimachos in der Anthol. gr. III, 22, 9, 3), *κενοτάφιος οἶκος* (*Plut.* Mor. p. 349 B.), inane sepulcrum (Inschrift in den Acta erudit. Lips. 1754 p. 478), tumulus inanis (*Virg.* Aen. III, 303 seq., VI, 505), tumulus sine corpore (*Ovid.* Metam. XI, 429).

Kenotaph ist ein Grabmal, welches die Ueberreste des Verstorbenen nicht enthält und auch nie enthalten hat.

Die Ursachen, welche zur Ausführung eines solchen bewogen, konnten verschiedenartig sein: 1) man errichtete es anstatt des wirklichen Grabes für diejenigen, deren Leichname man nicht erlangen konnte, sei es an dem Orte ihres Todes, sei es in der Heimat; 2) man spendete es als Ehrendenkmal für einen Verstorbenen fern von seiner eigentlichen Begräbnißstätte oder auch neben oder auf derselben; 3) Lebende lassen es anfertigen für sich, resp. auch für ihre Familie.

1) Todte nicht unbestattet zu lassen war strenge Vorschrift der griechischen Religion. War der Tod in der Fremde eingetreten und konnte man den Körper nicht erlangen, so diente als Nothbehelf, den Todten dreimal laut mit Namen zu rufen[1], wodurch man glaubte, die Seele des Hingeschiedenen wenigstens heranzuziehen und mit sich zu führen; war aber die Möglichkeit irgend gegeben, so errichtete man dem Todten ein Kenotaph, sei es am Orte seines Todes oder auch in der Heimat. Auch bei dessen Weihung rief man dreimal laut die Seele des zu Ehrenden[2], damit bekundend, dieses Kenotaph sei ihr bestimmt und sie könne davon Besitz nehmen. Die Kenotaphe entsprechen in der Gestalt ganz der der wirklichen Gräber[3], auch auf ihnen fehlten nicht der Name des Todten und sonstige Inschriften.[4])

Vornehmlich wurden Kenotaphe errichtet: a) für im Kriege Gefallene, deren Körper nicht aufzufinden waren. Thukydides[5]) berichtet ein Beispiel von den Athenern, Xenophon[6]) von den Seinen, Plutarch[7]) erzählt von einem solchen auf dem Isthmos. Als Pompejus in Kilikien eine Zahl dort befreiter Gefangener in ihre Heimat entlassen hatte, finden viele daselbst Kenotaphe, die die Ihren, in der Meinung, sie seien längst gestorben, pietätvoll ihnen errichtet[8]); für die in Deutschland umgekommenen Legionen des Varus wird sechs Jahre später ein Kenotaph aufgeführt[9]); b) für im Meere Verschollene. Von den zwölf in der Griechischen Anthologie aufbewahrten Epigrammen (VII, 494—504, 506) auf Gräber von Schiffbrüchigen sind vier sicher auf Kenotaphe bezüglich, bei andern ist es zweifelhaft, oder sie beziehen sich auf wirkliche Gräber. Auch die zahlreichen uns erhaltenen Grabdenkmäler mit dem Bilde eines auf einem Felsen sitzenden trauernden Mannes, neben welchem ein Schiff sich befindet, über die Michaelis[10]) eingehend gehandelt hat, und die von Friedländer,[11]) Friederichs[12]) und Böttticher[13]) insgesammt für Kenotaphe erklärt wurden, sind das keineswegs mit Sicherheit und lieber mit Pervanoglu[14]), dem Michaelis[15]) beistimmt, vorsichtig als: Grabmale Schiffbrüchiger zu bezeichnen, ohne daß sich im einzelnen Falle bestimmen ließe, ob sie wirkliche Gräber oder Kenotaphe seien; c) für solche, die in der Heimat gewaltsam umgekommen waren, und denen dort ein Grab versagt worden war. Dem gemordeten Agamemnon errichtet ein solches Menelaos[16]), dem Hektor (und auch wol dem Astyanax) Andromache[17]), dem Deiphobos Aeneas.[18]) — Aus eigenartigen Ursachen errichtete Kenotaphe sind sowol das von den Korinthern dem Periander geweihte, nachdem dieser seinen Wunsch, es möge der Ort seines Todes unbekannt bleiben, durch List erreicht hatte[19]), endlich die Kenotaphe, welche die Pythagoräer, nach Origenes' und Clemens' von Alexandria Angabe, denen errichteten, die ihrer Lehre abtrünnig geworden waren.

2) Waren Männer von Bedeutung im Auslande verstorben und dort beerdigt, so errichtete man ihnen gern in der Heimat wenigstens ein Kenotaph. Ein solches hatte der an seinem Verbannungsorte beerdigte Thukydides in der Koile zu Athen,[20]) der in Haliartea beigesetzte Teiresias ein *κενὸν μνῆμα* auf dem Wege von Theben nach Chalkis[21]), oder man stiftete einem Verstorbenen, dessen Leiche in die Heimat überführt war, am Orte seines Todes ein Kenotaph, wie dem in Rom bestatteten Alexander Severus in Gallien.[22]) Auch führte man wol neben dem eigentlichen Grabmal ein prächtiges Kenotaph auf, wie das römische Heer für den Germanicus[23]); ähnliche Bedeutung haben auch die Sarkophage, die in der Gräberstraße zu Pompeji die eigentliche Grabstätte krönen; das dort befindliche Grabmal des Augustalen Calventius

1) *Homer.* Od. IX, 65, *Schol.* zu *Pind.* Pyth. IV, 281, *Virgil.* Aen. III, 68, *Propert.* I, 17. 23, *Auson.* Parentalia Praef. 13 und 19, wozu schon Vinetus: Vocare animas mortuorum est pro funere, pro tumulo et sepultura. 2) Bei *Virg.* Aen. III, 303 seq. heißt es von der Andromache, die dem Hektor (und wol auch dem Astyanax) ein Kenotaph errichtet: manesque vocabat ad tumulum — inanem. 3) Eine eigenthümliche Stelle bei Suidas: *κεν. τινὰ εἶδον ἐλιττόμενα ὡς τύπος νεκροῦ μὴ ἔχοντα ἐνδον τὸ κρόν* (cf. *Photius* p. 124, 4), Bernhardy ad *Suid.* II, p. 208 übersetzt: sunt species convolutae instar mortuorum cum nullum cadaver recondant, Kannegieter, Observ. iur. Rom. III, 5, p. 251 erklärt: Cen. in mente Suidae quaedam involucra erant utpote imago mortui quae mortuum non habebant, imagines illae fuerunt fasciis et linteis involutae ad modum cadaverum, vide de eis Chifletium de faciis et linteis sepulcral. 4) *Ovid.* Met. XI, 429. 705. 5) II, 34. 6) Anab. VI, 4. 8. 7) De Herodoti malignitate p. 870.

8) *Appian.* De bello Mithridat. 96. 9) *Tacit.* Ann. I, 62. 2. 10) Archäol. Zeitung 1872, S. 142 fg. 11) De oper. anag. p. 25 seq. 12) Bausteine zur Geschichte der Griech.-Röm. Plastik Nr. 376, S. 205. 13) Verzeichniß Nr. 226, S. 112. 14) Grabsteine S. 69 fg. 15) l. c. S. 144. 16) *Hom.* Od. IV, 584. 17) *Virg.* Aen. III, 303 seq. 18) Ibid. VI, 505 seq. 19) *Diog. Laert.* de Periandro I, 97. 20) *Marcellinus*, Vita Thuc. 31. Das *ἡρῶον* auf dem Grabe des verbannten Thuk., welches Stephani als Ruder faßt, will Michaelis, Archäol. Zeitg. 1872, S. 145, Anm. 40 wegen der Beibehaltigkeit des Wortes nicht näher bestimmen. 21) *Paus.* IX, 18, 3. 22) *Lamprid.* Alex. Sev. 63. 23) *Suet.* Claud. 1.

Quietus ist aber ein wirkliches Kenotaph.[24] Für solche Ehrengrabmale kommen neben Kenotaph auch die Bezeichnungen tumulus honorarius und sepulchrum honorarium vor. — Im Mittelalter heißt auch das Castrum doloris wol Kenotaph.[25]

3) Auch solche Gräber wurden Kenotaph genannt, welche von Lebenden aufgeführt wurden, um später als Ruheplatz ihrer, resp. ihrer Familie Ueberreste zu dienen.

Während Marcian[26] dem Kenotaph einen religiösen Charakter beimißt, berichtet Ulpian[27] von einem Decret der Kaiser Antoninus und Lucius Verus, welches ihnen denselben abspricht. Der Widerspruch ist nur scheinbar. Das Kenotaph, welches die Stelle des wirklichen Grabes einnimmt, wird schon durch die bei der Errichtung vollzogene Weihe zum locus religiosus, ein als tumulus honorarius dienendes Kenotaph ist es an und für sich nicht, kann es aber durch eine besondere Weihe werden, ein bei Lebzeiten errichtetes Kenotaph ist, solange es leer ist, kein locus religiosus, wird es vielmehr erst durch die bei der wirklichen Anwendung desselben als Grab vollzogene Weihe.

Litteratur: Gutherii de iur. man. II c. 18 p. 287—298; Kannegieter, Observ. inr. rom. III, 5; Kirchmann, De funeribus III, 40 p. 544—553; Heineccius, Antiq. Rom. II, 1; Meursius, De funeribus 40 p. 171—174; Pitiscus, Lexicon antiquit; Rom. I. p. 391, wo noch mehr ältere Litteratur angegeben ist.

(R. Gädechens.)

KENOTIKER und KRYPTIKER sind Parteinamen aus der Entwickelung der kirchlichen Christologie. Sie knüpfen sich in erster Linie an einen Streit, welcher im Anfang des 17. Jahrhunderts zwischen den Theologen zu Tübingen und Gießen geführt wurde; Kenotiker gibt es außerdem unter den neueren Vertretern der kirchlichen Christologie; — die ganze Bedeutung dieses Gegensatzes und der einschlägigen Bestrebungen kann jedoch nur dann klar werden, wenn wir sie im Zusammenhange mit der ganzen Christologie betrachten.

Schon den Jüngern des Herrn und damit der ersten Christengemeinde mußte die Unterscheidung zweier Zustände oder Existenzweisen Christi sich aufdrängen. Hier auf Erden hatte er in Niedrigkeit und Beschränktheit gelebt, mit allen Eigenschaften unserer schwachen, menschlichen Natur behaftet, einem schmerzhaften Leiden und schmachvollen Tode unterworfen. Durch die Auferstehung und Himmelfahrt war er zu göttlicher Herrlichkeit erhoben, aufgenommen in eine höhere Seinsweise göttlicher Macht und Majestät, in welcher er demnächst erwartet wurde zum Gericht. Die Unterscheidung dieser beiden Zustände ist so allgemein ausgesprochen und vorausgesetzt im Neuen Testament, daß es der Anführung besonderer Beweisstellen nicht bedarf.

Sobald aber die Erfahrung des Göttlichen in Jesus die Gläubigen dahin führte, seine Person als präexistent zu betrachten, als nicht erst mit der Geburt aus Maria entstanden, sondern schon vorher, von Ewigkeit her vorhanden, da trat zu diesen zwei Zuständen nothwendig noch ein dritter hinzu, nämlich der Zustand in himmlischer Herrlichkeit vor dem Eintritt in die menschliche Niedrigkeit. Aber das Subject dieses Zustandes war ein anderes. Es war, — um gleich in der Terminologie der später zu allgemeiner Anerkennung gelangten Logostheorie zu reden — der *λόγος ἄσαρκος*, die zweite Person der Trinität. Das Subject der beiden folgenden Zustände dagegen, des Standes der Erniedrigung und des Standes der Erhöhung, status exinanitionis und exaltationis, war der *λόγος ἔνσαρκος*, der Gottmensch. Der Uebergang aus dem ersten Zustande der ewigen Herrlichkeit bei Gott in den zweiten Zustand der menschlichen Niedrigkeit ist also zugleich die Entstehung des Gottmenschen, oder die Menschwerdung des Logos, die incarnatio, welche nach älterer Auffassung in der conceptio, der Empfängniß durch die Jungfrau Maria, sich vollzog.

Wahre Gottheit und wahre Menschheit in einer Person — das ist das Problem der Christologie, welches allen Formulirungen zu Grunde lag, auch ehe das Chalcedonense es in aller Schärfe ausgesprochen hatte. Darin lag die große Schwierigkeit, wie die wahre Gottheit und die wahre Menschheit, welche der altkirchlichen Auffassung als zwei wesentlich verschiedene Substanzen galten, zur Einheit einer Person zusammengehen können. Die natürlichste Lösung dieser Schwierigkeit sah man vielfach in der Annahme, daß die Gottheit nicht nach der ganzen Fülle ihrer Eigenschaften und Majestät in die Menschheit einging, sondern im Acte der Menschwerdung sich derselben entäußerte, etwas davon wirklich ablegte. Daraus folgt, daß der Gottmensch im Stande der Erniedrigung gar nicht im vollen Besitze aller göttlichen Eigenschaften und der ganzen göttlichen Macht und Herrlichkeit sich befand, sondern erst später, theils allmählich im Stande der Erniedrigung mit der fortschreitenden menschlichen Entwickelung, theils plötzlich im Stande der Erhöhung durch die alsdann sich vollziehende Verklärung in den Vollbesitz der göttlichen Attribute gelangte. Dies ist die Ansicht der Kenotiker. Wer dagegen diese wirkliche Selbstentäußerung entweder im Rücksicht auf die Gottheit für unmöglich, oder in Rücksicht auf das Erlösungswerk Christi für unzulässig hält, muß annehmen, daß im Acte der Menschwerdung die Gottheit unverändert bleibt, daß daher der Gottmensch auch im Stande der Erniedrigung die Fülle der Gottheit thatsächlich besitzt und sie nur meistens verbirgt, daß also die Erhöhung ihm keinen neuen Besitz, sondern nur den ungehinderten, freien Gebrauch des zu allen Zeiten vorhandenen Besitzes bringt.

---

24) Ueber die sogenannten cenotaphia Pisana s. De Vit, Onomast. II, 134. 25) Ducange II, 272. 2: Hinc cenotaphium sumitur pro feretro vacuo quod in exequiis et anniversariis mortuorum exponitur in ecclesiis. Conc. Hisp. IV, 34, 8: „Ne sepulcrum ullius personae cuiuscunque statu illa sit, Cenotaphium imponatur nisi in diebus depositionis exequiarum et anniversarii.“ 26) l. 6, §. 5 D. de divis. rer. et q. l, 8. Cenotaphium quoque magis placet locum esse religiosum sicut testis in ea re est Virgilius (Aen. III, 303 seq.). 27) Si adhuc monumentum purum est, poterit quis hoc et vendere et donare, si Cenotaphium sit, posse hoc venire dicendum est, nec enim religiosum Divi fratres reseripserunt.

Dies ist die Ansicht der Kryptiker. In der Natur der Sache ist es begründet, daß dieser Gegensatz in der hier vorgetragenen Schärfe in der Entwickelung des christologischen Dogmas erst spät hervortrat. Vorhanden und in unklarer Weise zum Ausdruck gebracht ist er fast zu allen Zeiten.

Von den Autoren des Neuen Testaments machen Johannes und Paulus am nachdrücklichsten den Gedanken einer vormenschlichen Seinsweise Jesu in himmlischer Herrlichkeit geltend, aus welcher er durch die Menschwerdung in die wesentlich verschiedene Seinsweise des Fleisches herabgekommen ist. Fragen wir aber nach dem Wie dieses Vorganges, so lauten die Ausdrücke durchaus unbestimmt. Das Problem ist Joh. 1, 14 scharf bezeichnet: *λόγος σὰρξ ἐγένετο*, aber im Einzelnen erfahren wir Näheres nicht, wenn gesagt wird, er stieg vom Himmel herab, ging aus vom Vater u. dergl. (6, 33. 38. 51. 16, 28. 1, 18). Sehen wir das ganze Christusbild des vierten Evangeliums an, so können wir freilich zur wahren Menschheit desselben kein rechtes Vertrauen gewinnen, sondern werden den Eindruck nicht los, daß wir es hier mit einem Gott in menschlicher Hülle zu thun haben. Dagegen spricht auch nicht, daß Jesus (17, 5) jetzt der *δόξα* ermangelt, welche er vor der Menschwerdung besaß; dennoch dürfen wir nicht behaupten, das vierte Evangelium lehre die *κρύψις*. — Bestimmter und zwar im Sinne der Entäußerung (*κένωσις*) sprechen sich unter den Paulinischen Briefen wenigstens die kleineren aus. Da tritt uns vor allem der locus classicus entgegen, Phil. 2, 5—11, eine Stelle, an welcher die Exegeten alter und neuer Zeit viel gesündigt haben. Betrachten wir die Stelle ganz unbefangen, so ist hier die Rede von drei verschiedenen Seinsweisen Christi. Zuerst, in der Präexistenz, war er *ἐν μορφῇ θεοῦ*, in göttlicher Gestalt. Die ist gleichbedeutend mit *τὸ εἶναι ἴσα θεῷ*, Gott gleich sein, von dem es heißt, *οὐχ ἁρπαγμὸν ἡγήσατο*, er betrachtete es nicht als ein Geraubtes, d. h. als etwas, das er hätte eigenmächtig festhalten müssen. Darauf folgt die zweite Seinsweise, *μορφὴ δούλου*, die Knechtsgestalt, welche Christus annahm, indem er Mensch ward, *ἐν ὁμοιώματι ἀνθρώπων γενόμενος*. Der Uebergang von der ersten in die zweite Seinsweise geschah durch einen Act der Selbstentäußerung und Selbstentleerung, *ἑαυτὸν ἐκένωσεν*. Innerhalb dieser zweiten Seinsweise hat er sich dann noch weiter selbst erniedrigt, *ἐταπείνωσεν ἑαυτόν*, bis zum Kreuzestod. Wegen dieses Verhaltens ist er alsdann von Gott durch einen Act der Erhöhung, *ὁ θεὸς αὐτὸν ὑπερύψωσεν*, in eine dritte Seinsweise erhoben, in welcher er erhaben ist über alle Creatur. Ueber das Verhältniß der dritten Seinsweise zur ersten ist nicht ausdrücklich gesprochen, doch geht die Meinung des Verfassers wol dahin, daß es substantiell dieselbe ist, aber in der Erhöhung mit größerer Macht und Herrlichkeit ausgestattet als in der Präexistenz. — Vorbereitet ist diese Anschauung bereits in den vier großen Paulinischen Briefen. In der Präexistenz hatte Christus theil an der pneumatischen Seinsweise, an der himmlischen Herrlichkeit; durch die Geburt aus dem Samen Abraham's hat er während seines Erdenlebens theil an der niedrigen, irdischen Seinsweise der *σάρξ*. Freilich präexistirt er auch nur als Mensch, dennoch ist der Uebergang aus der himmlischen in die irdische Seinsweise eine Selbstentäußerung, wie 2 Kor. 8, 9 deutlich sagt; *δι' ὑμᾶς ἐπτώχευσεν πλούσιος ὤν, ἵνα ὑμεῖς τῇ ἐκείνου πτωχείᾳ πλουτήσητε*, „um euretwillen ward er arm, obwol reich, damit ihr durch seine Armuth reich würdet".

Die Entwickelung des christologischen Dogmas geht von verschiedenartigen Auffassungen aus, wie sie im Neuen Testament vorliegen, und wird durch mancherlei Gegensätze bedingt. In Kürze war ihr Gang dieser, daß es sich zunächst darum handelte, die wahre Gottheit Christi festzustellen als volle Wesensgleichheit des Logos mit dem Vater, — zu diesem Resultate führte die Ueberwindung des Arianismus durch die Synoden zu Nicäa und Konstantinopel —, daß es alsdann darauf ankam, die wahre Menschheit Christi nach Leib, Seele und Geist zu sichern, — was im Gegensatz gegen Apollinaris zu Konstantinopel geschah —, daß erst dann die Einheit der wahren Menschheit und der wahren Gottheit in einer gottmenschlichen Person zur Verhandlung gelangte, — wofür das Chalcedonense wenigstens die richtige Formel aufstellte. Da nun die Frage, ob Krypsis oder Kenosis, das Problem der Menschwerdung betrifft, so ist es in dem eben angedeuteten Gange der christologischen Feststellungen begründet, daß sie erst spät zur Erörterung gelangt. Allerdings finden sich auch vorher bei kirchlichen Lehrern zahlreiche Aeußerungen, welche für die eine oder die andere Theorie sprechen, aber theils sind sie ganz unbestimmt gehalten, theils stehen ihnen Aeußerungen im entgegengesetzten Sinne zur Seite. So verwerthen manche griechische Väter[1] die Stelle Phil. 2, 5—11; so sagt Irenäus[2], der Unsichtbare sei sichtbar, der Unfaßbare faßbar geworden; so braucht Origenes[3] sogar den Ausdruck „Selbsterniedrigung", — aber selbst Thomasius[4]) muß zugeben, daß sich daneben bei diesen und andern Kirchenvätern genug andere Stellen finden, „welche jede Veränderung nicht nur des Wesens, sondern auch des Zustandes von dem Logos abweisen, jede Theilnahme der göttlichen Natur an dem Leiden und der Beschränktheit der menschlichen ablehnen". Könnten jene Aeußerungen uns veranlassen, die betreffenden Väter als die ältesten Kenotiker zu betrachten, so würden diese uns zwingen, sie sämmtlich für Kryptiker zu erklären, — ein Beweis, daß diese Unterscheidung auf jene Männer noch gar nicht angewandt werden darf.

Zuerst klar und scharf ins Auge gefaßt und im Sinne der Kenosis entschieden ist unsere Frage von Hilarius

1) Den Nachweis siehe bei Tholuck, Universitätsprogramm über Phil. 2, 5—11. 2) Adv. Haer. III, 16. Invisibilis visibilis factus, incomprehensibilis factus comprehensibilis et verbum homo. 3) In der regula fidei. De princ. Praef.) Christus ante omnem creaturam natus ex patre . . . novissimis temporibus se ipsum exinaniens homo factus incarnatus est cum Deus esset, et homo factus mansit quod erat Deus. 4) Christi Person und Werk, II. Theil, S. 156 (Erlangen 1855).

von Poitiers.[1] Mit aller Bestimmtheit stellt er sich das Problem der kirchlichen Christologie: wahre Gottheit und wahre Menschheit in Einer Person. Von der wahren, vollendeten Gottheit will er nichts ablassen. Ja, sogar für den Act der Menschwerdung kommt dem Logos göttliche Schöpferthätigkeit zu, indem er selbst sich die Seele schuf und den Leib bildete, womit er sich vereinigte. Auch an der wahren, vollkommenen Menschheit fehlt nichts. Christus besaß eine wahre menschliche Seele und einen wahren Leib; denn was zur Bildung des menschlichen Leibes aus der Mutter genommen wird, das nahm Christus aus der Jungfrau Maria. Beide, wahre Gottheit und wahre Menschheit, sind vereinigt zu Einer Person. Diese Vereinigung war nicht ohne weiteres möglich, weil die Herrlichkeitsgestalt Gottes und die Knechtsgestalt des Menschen voneinander völlig verschieden sind. Sie vollzog sich nur in einem längeren Processe mit verschiedenen Momenten. Sollte die Vereinigung der Gottheit und der Menschheit überhaupt möglich werden, so mußte zunächst der Logos durch die evacuatio formae Dei, durch einen Act der Selbsterniedrigung sich der göttlichen Majestät entkleiden: erst dann konnte die Annahme der Knechtsgestalt, die assumtio formae servilis stattfinden. Die Selbstentleerung war aber nicht ein Aufgeben der göttlichen Natur, nicht ein Ablegen des göttlichen Wesens, als ob der Sohn Gottes dadurch aufgehört hätte, wahrer Gott zu sein, sondern nur das Aufgeben göttlicher Majestät und Herrlichkeitserscheinung. Auch war sie kein Erleiden, daher kein Beweis der Schwäche von seiten der Gottheit, sondern freie That des göttlichen Willens. Der Logos nahm alsdann eine wahrhaft menschliche Natur an, welche die volle menschliche Lebensentwickelung durchläuft und alle Leiden auf sich nimmt. Mit ihr geht der Logos die innigste Gemeinschaft ein, allerdings so, daß er sein göttliches Wesen und seine göttliche Macht nicht aufgibt, aber doch so, daß er wirklich Mensch wurde und alle menschlichen Bedürfnisse wirklich empfand. Im Tode legte er sein sterbliches Theil ab und kehrte zurück in die unterschiedslose Einheit mit dem Vater, welche er vor der Menschwerdung hatte. Daher kann man reden von einer dreifachen Geburt des Logos, der ersten in der Ewigkeit aus Gott, der zweiten in der Zeit aus Maria, der dritten in der Auferstehung. — Dieser Gedanke einer Kenosis ist jedoch in der Theologie des Mittelalters nicht weiter verfolgt.

Der Protestantismus nahm das christologische Dogma in derjenigen Fassung auf, welche es in der alten Kirche erhalten hatte, doch zeigte sich bald, äußerlich veranlaßt durch den Abendmahlsstreit, eine bedeutsame Differenz zwischen der reformirten und der lutherischen Auffassung. Jene hält fest an dem formalen Grundsatz, finitum non est capax infiniti, und lehnt deshalb die Annahme ab, als sei der ewige, göttliche Logos seiner ganzen Subsistenzweise nach durch die Incarnation in die Menschheit eingegangen, sondern der Logos behält [illegible] sein absolutes Sein in göttlicher Majestät und Herrlichkeit im Himmel, während er als ἐνσαρκος sich oder seine Gottheit so weit der menschlichen Natur mittheilt, als diese zu ihrer Aufnahme fähig ist. Eine gewisse Vereinigung der Gottheit mit der angenommenen menschlichen Natur besteht deshalb allerdings vom Moment der Empfängniß an, aber wie die Menschheit erst infolge eines allmählichen Fortschrittes der Gaben mächtig wird, welche der Heilige Geist ihr mittheilt, so ist auch jene Vereinigung eine allmählich zunehmende und führt selbst im Stande der Erhöhung nicht zur Aufhebung der specifisch endlichen Eigenschaften der räumlichen Beschränktheit u. dergl. Wegen dieser Unterscheidung der Seinsweise des Logos in göttlicher Herrlichkeit und seiner allmählichen Einwohnung in den Menschen Jesus wird die reformirte Lehre gar nicht getroffen von der Alternative, ob Kenosis oder Krypsis. Keine Kenosis, denn die himmlische Seinsweise des Logos ist ewig unveränderlich dieselbe. Keine Krypsis, denn im Menschen Jesus kommt der Logos stets so weit zur Erscheinung, als er sich ihm mitgetheilt hat.

Luther dagegen und die unter seinem Einflusse stehende Lutherische Lehre ist beherrscht von dem Grundgedanken, daß die Erlösung der Menschen durch Jesus nur dann gesichert ist, wenn in der Person Jesu Menschheit und Gottheit zu voller gegenseitiger Gemeinschaft vereinigt waren. Deshalb wird die communicatio idiomatum, die Mittheilung der Eigenschaften einer Natur an die andere, welche die alte Kirche bereits gelehrt hatte, als sich vollziehend durch das einigende Band der Person, als eine directe, unmittelbare behauptet. Wenigstens die Eigenschaften der göttlichen Natur gehen direct und unvermittelt auch an die menschliche Natur über, wenn auch die Theilnahme der göttlichen Natur an den Eigenschaften und Widerfahrnissen der menschlichen nur durch die Person vermittelt gedacht wird. Ohne Schwierigkeit wird diese Erhebung der menschlichen Natur zur Theilnahme an den Eigenschaften der göttlichen Natur von dem Stande der Erhöhung behauptet. Wie aber die ganze Lutherische Christologie von hier aus construirt wird, so gilt jene Theilnahme für alle Stadien des gottmenschlichen Lebens. Deshalb pflegt die Lutherische Christologie den Act der unitio personalis mindestens begrifflich, bisweilen auch zeitlich, von dem Acte der conceptio zu unterscheiden. Durch jene kommt die Person des Gottmenschen zu Stande, deren Eigenthümlichkeit besteht in der unio personalis, einer so engen Vereinigung der göttlichen und der menschlichen Natur, daß die Menschheit theil hat an der göttlichen Macht und Majestät. Das Subject der conceptio ist nicht die zweite Person der Trinität, der λόγος ἄσαρκος, sondern bereits der Gottmensch, der λόγος ἔνσαρκος. Damit erhält das Problem, wie die Erniedrigung, welche unzweifelhaft dem Eingehen in die Zustände des irdischen Lebens mit seinen endlichen Bedürfnissen und Leiden zu Grunde liegt, genauer zu denken ist, eine etwas andere Wendung. Bisher handelte es sich darum, ob die zweite Person der Gottheit, der Logos ἄσαρκος, die Verbindung mit einer wahrhaft menschlichen Natur zu der einheitlichen Person des Gottmenschen auf dem Wege der Kenosis oder der Krypsis vollzogen hat. Jetzt ging die Frage dahin,

[1] De trinitate, X.

ob der Gottmensch bei dem Eintritte in das Fleisch auch nach seiner menschlichen Natur die göttliche Macht und Herrlichkeit, welche derselben infolge ihrer engen Vereinigung mit der Gottheit zukommt, beibehält oder nicht, also sie ablegt oder nur verbirgt.

Luther selbst redet von einer doppelten Seinsweise der menschlichen Natur, von einer natürlichen und einer übernatürlichen, einer sichtbaren und einer unsichtbaren, welche nebeneinander hergehen und ineinander übergreifen. Nach der natürlichen Seinsweise existirt sie in räumlich-natürlicher Beschränktheit, nach der übernatürlichen hat sie infolge der persönlichen Einheit mit der göttlichen Natur theil an sämmtlichen Eigenschaften der Gottheit, auch an der Allgegenwart und Allmacht. — Die reale Mittheilung der göttlichen Majestät an die menschliche Natur wird auch von den Späteren entschieden festgehalten, aber die verschiedenen Seinsweisen der menschlichen Natur treten mehr auseinander, indem sie in Beziehung gesetzt werden zu den beiden Ständen. Nach Brenz hat die menschliche Natur im Stande der Erniedrigung der göttlichen Macht und Majestät niemals entbehrt (nunquam ea caruit), aber sie hat dieselbe verhüllt (occultavit) und durch die Knechtsgestalt verdeckt (texit et obduxit majestatem forma servi). Die Erhöhung fügt keine Vermehrung des Besitzes hinzu, sondern führt nur zur vollen Offenbarung der im Moment der Menschwerdung vollständig mitgetheilten göttlichen Macht und Herrlichkeit. Auch im Stande der Erniedrigung hat Christus, wenn auch verhüllt, die Welt allmächtig regiert und allgegenwärtig erfüllt, aber gleichzeitig nach seiner Niedrigkeit alle endliche Beschränktheit und Leiden nicht blos zur Schau gestellt, sondern auch wirklich erfahren. — Dieser letzte Punkt erscheint jedoch mehr behauptet als erwiesen, und um die wahre Menschheit nicht preiszugeben, faßt Martin Chemnitz das Verhältniß beider Naturen etwas anders. Allerdings begründet die unio personalis eine gegenseitige Durchdringung beider Naturen, sodaß die menschliche Natur außer der göttlichen und die göttliche außer der angenommenen menschlichen nicht einmal gedacht werden kann. Aber im Stande der Erniedrigung ist die Gottheit nicht immer wirksam in der menschlichen Natur, sondern hat ihre Wirksamkeit zurückgezogen, um der natürlichen Entwickelung der Menschheit Raum zu schenken. Die Erhöhung bedeutet einen wirklichen Fortschritt, nämlich den Eintritt in den völligen, schrankenlosen Gebrauch der göttlichen Macht und Majestät. — In Brenz und Chemnitz tritt uns also auf dem gemeinsamen Boden der Lutherischen Christologie der Gegensatz der Kenotiker und Kryptiker entgegen, wenn auch noch nicht scharf und klar ausgeprägt. Beide behaupten die κτῆσις, d. h. daß die menschliche Natur des Gottmenschen infolge der unio personalis vom Anbeginn der Menschwerdung an im vollen Besitze der göttlichen Macht und Herrlichkeit ist. Aber betreffs der χρῆσις, d. h. der Frage nach dem Gebrauche der göttlichen Eigenschaften während des Standes der Erniedrigung, behauptet Brenz eine bloße Verhüllung der thatsächlich ununterbrochenen Ausübung göttlicher Macht und Herrlichkeit, Chemnitz dagegen einen wirklichen Verzicht auf die Ausübung der mitgetheilten Gottesfülle. — Die Concordienformel stellt vor allem sicher, daß die Einigung der göttlichen und der menschlichen Natur zur Einheit der gottmenschlichen Person die reale Mittheilung der ganzen göttlichen Macht und Herrlichkeit an die menschliche Natur zur Folge hat. Verdammt wird daher nicht blos die Kenosis im Sinne der alten Kirche, — eine Entäußerung des Logos bei und zum Zweck seiner Menschwerdung — quod Christo secundum divinam suam naturam in resurrectione et ascensione ad coelos iterum restituta fuerit omnis potestas in coelo et in terra, perinde quasi, dum in statu humiliationis erat, eam potestatem, etiam secundum divinitatem, deposuisset et exuisset, — sondern vor allem auch die Meinung, daß die menschliche Natur nicht in den vollen Besitz der göttlichen Eigenschaften gelangt sei — quod secundum humanitatem, omnipotentiae aliarumque proprietatum divinae naturae prorsus non sit capax. Die Frage dagegen, ob Jesus auf den fortwährenden Gebrauch dieser göttlichen Eigenschaften während des irdischen Lebens verzichtet, oder ihn nur verhüllt habe, wird bald in dem einen, bald in dem andern Sinne, also genau genommen gar nicht entschieden. Wir lesen (F. C. ed. Hase p. 767): Illius hypostaticae unionis et communicationis virtute omnia miracula sua edidit, et divinam suam majestatem pro liberrima voluntate, quando et quomodo ipsi visum fuit (non tantum post resurrectionem suam, et ascensum ad coelos, verum etiam in statu exinanitionis) manifestavit. Ex hac unione et naturarum communione humana natura habet illam exaltationem, post resurrectionem a mortuis, super omnes creaturas in coelo et in terra, quae revera nihil aliud est, quam quod Christus formam servi prorsus deposuit; humanam vero naturam non deposuit, sed in omnem aeternitatem retinet, et ad plenam possessionem et divinae majestatis usurpationem secundum assumtam humanam naturam evectus est. Eam vero majestatem statim in sua conceptione, etiam in utero matris habuit; sed ut Apostolus (Phil. 2, 8) loquitur, seipsum exinanivit, eamque, ut D. Lutherus docet, in statu suae humiliationis secreto habuit, neque eam semper sed quoties ipsi visum fuit usurpavit. Dagegen lesen wir p. 779: Haec autem humanae naturae majestas in statu humiliationis majore ex parte occultata et quasi dissimulata fuit.

Auf diesem Boden bewegt sich die erbitterte christologische Fehde, welche im Anfange des 17. Jahrhunderts zwischen Gießen und Tübingen geführt wurde.

Ueber den äußern Verlauf dieses Streites[6]) sei nur das Nothwendigste bemerkt. Veranlaßt wurde derselbe dadurch, daß Balthasar Mentzer (1605—1625 Professor

6) Vgl. die Darstellung bei Walch, Historische und theologische Einleitung in die Religions-Streitigkeiten der Evangelisch-Lutherischen Kirche von der Reformation bis auf jetzige Zeiten, IV. Thl. (Jena 1739). Hier findet sich auch sämmtliche auf den Streit bezügliche Literatur angegeben.

in Gießen aus Anlaß eines mit Matth. Martini in Bremen geführten Streites über die Person Christi im J. 1616 in einer Disputation behauptete, die Allgegenwart Christi sei als eine actio, eine Handlung aufzufassen, sie sei also nicht eine adessentia simplex, sondern eine praesentia operativa. Das erregte den Widerspruch seiner Collegen Winkelmann und Giffenius; doch einigte man sich auf einem Gespräche zu Darmstadt 1617 dahin, daß Wesen und Wirkung voneinander nicht getrennt werden können. Unterdeß hatte sich Mentzer am 17. Nov. 1616 und als keine Antwort eintraf, nochmals am 10. Sept. 1618 brieflich an Matthias Hafenreffer, Kanzler in Tübingen, gewandt und ihn um sein Urtheil gebeten. Hafenreffer theilte dies Schreiben der theologischen Facultät zu Tübingen und dem Consistorium zu Stuttgart mit, und unterm 1. Sept. 1619 sandte die Facultät ein von Hafenreffer und Lukas Osiander unterzeichnetes Antwortschreiben an Mentzer. In demselben sind vier Punkte hervorgehoben, betreffs deren seine Lehre anstößig sei: 1) daß die unio personalis nur als entfernter Grund der Allgegenwart Christi nach seiner menschlichen Natur betrachtet werde, 2) daß vielmehr als nächster und hinlänglicher Grund dieser Allgegenwart die Verheißung Christi erscheine, 3) daß sie nicht vom Stande der Erniedrigung, sondern nur vom Stande der Erhöhung ausgesagt und 4) daß sie nicht als essentielle, sondern nur als operative aufgefaßt werde. Mentzer antwortete darauf den 8. Oct. 1619 und suchte betreffs aller vier Punkte seine Ansicht zu vertheidigen. Bald darauf jedoch den 22. Oct. 1619 starb Hafenreffer. Deshalb schrieb Mentzer an Theodor Thummius, und erhielt von diesem im März 1620 eine weitläufige Antwort, worin jene vier Punkte wiederum als irrig abgewiesen wurden. Gegen diesen Vorwurf suchte sich Mentzer in einem neuen Schreiben an Thummius vom 11. April 1620 zu vertheidigen.

Ueber den Anlaß, welcher aus einem privaten Briefwechsel einen erbitterten öffentlichen Kampf hervorgehen ließ, lauten die Angaben der beiden Parteien verschieden. Thatsache ist, daß Lukas Osiander im December 1619 eine öffentliche Disputation hielt „De omnipraesentia Christi hominis", in welcher jene vier Punkte bekämpft wurden, wenn auch ohne Mentzer's Namen zu nennen. Dadurch, sagen die Gießener, habe er zuerst den Streit an die Oeffentlichkeit gebracht. Die Tübinger dagegen behaupten, schon vorher habe Mentzer in Briefen an andere und in seinen Vorlesungen den Tübingern irrige Lehren betreffs der Christologie vorgeworfen, und Justus Feuerborn habe in dem ersten „Fasciculus dissertationum theolog." (1619) die Lehrweise seines Schwiegervaters Mentzer öffentlich vertheidigt. Von beiden Seiten wurden jetzt Streitschriften in die Welt gesandt. Wir nennen als die abschließenden, welche zugleich einen Rückblick auf den ganzen Streit geben: Mentzer, Necessaria et justa defensio contra injustas criminationes Osiandri, Nicolai, Thummii (1624); Thummius, Acta Mentzeriana (1625). Als der Streit sich immer mehr in die Länge zog und durch die lieblose, harte Art, wie um scholastische Distinctionen gestritten wurde, viel Aergerniß erregte, suchte der dresdener Hofprediger Matthias Hoe von Hoenegg demselben ein Ende zu machen. So löblich das Ziel dieser Bemühungen war, so wenig löblich waren die vorgeschlagenen Mittel. Er gab am 17. Aug. 1621 dem Landgrafen Ludwig von Hessen den Rath, die Obrigkeit solle beiden Parteien das Streiten untersagen und ihnen aufgeben, eine schriftliche Darlegung ihrer Meinungen an die sächsischen Theologen einzusenden, damit diese den Streit endgültig entscheiden möchten. Dieser Vorschlag scheiterte allerdings zunächst an dem Widerstande der übrigen sächsischen Theologen, welche auf einem Theologenconvent zu Jena am 5. Sept. 1621 unter Joh. Gerhard's Einfluß erklärten, sich in diesen Streit nicht mischen zu wollen. Als jedoch Verhandlungen von Abgeordneten beider interessirten Fürsten im September 1621 in Stuttgart ohne Erfolg blieben, forderte der Kurfürst Johann Georg beide Fürsten auf, ihren Theologen das weitere Schreiben und Disputiren zu verbieten. Außerdem berief er 1623 einen Theologenconvent nach Dresden, nach dessen Anhörung Hoe von Hoenegg die „Solida verboque Dei et libro concordiae congrua decisio" (Leipzig 1624, deutsch und lateinisch) verfaßte. Die Gießener waren damit zufrieden, die Tübinger setzten ihr eine von Thummius verfaßte „Amica admonitio" entgegen (1624), worauf Hoe mit einer „Necessaria et inevitabilis apologia" (1625) antwortete. Allgemeine Ermüdung der streitenden Parteien und die wichtigen politischen Ereignisse jener Jahre ließen die Fehde unausgetragen einschlafen. Auch die Erneuerung oder Fortsetzung des Streites gegen Ende des 17. Jahrhunderts erregte weder allgemeines noch tiefgehendes Interesse.

Fragen wir nach dem Inhalte des Streites, so müssen wir uns zunächst an die weitgehende Uebereinstimmung beider Parteien erinnern. Beide behaupten, daß die unio personalis, welche infolge der unitio personalis eintrat, eine reale gegenseitige Durchdringung beider Naturen begründet. Infolge derselben hat die menschliche Natur von dem Momente der Entstehung des Gottmenschen an den wirklichen und unbeschränkten Besitz der göttlichen Macht und Herrlichkeit, vor allem der göttlichen Allmacht, Allgegenwart und Allweisheit. Da nun ferner feststeht, daß Christus während des irdischen Lebens diese göttlichen Eigenschaften nicht immer zur Schau getragen hat, so erhebt sich die Frage, ob während des irdischen Lebens die menschliche Natur des Gottmenschen — die göttliche Natur bleibt ohne Frage völlig unverändert — die göttlichen Eigenschaften, welche sie besitzt, nicht ausübt, oder ob sie nur deren Ausübung verhüllt. Nur diese Frage wird von den streitenden Parteien verschieden beantwortet, die Gießener behaupten einen wirklichen Verzicht auf den Gebrauch, die Tübinger eine bloße Verhüllung des Gebrauchs der göttlichen Eigenschaften, welche der Menschheit in Christo kraft der unio personalis zukommen. Ganz richtig wird der Streitpunkt von den Tübingern dahin formulirt: An homo Christus in Deum assumptus in statu exinanitionis, tamquam rex praesens cuncta, licet latenter, gubernavit? Bei den

weiteren Verhandlungen treten alsdann häufig vier Fragen als relativ selbständige heraus: 1) ob der Gebrauch der göttlichen Eigenschaften, besonders der omnipraesentia seinen Grund habe in der unio personalis, oder in einem besondern Willensacte des Gottmenschen; 2) ob die omnipraesentia als adessentia essentialis oder als praesentia operativa zu fassen sei; 3) ob Christus schon im Stande der Erniedrigung die Welt regiert habe oder nicht; 4) wie der Begriff der exinanitio zu fassen sei?

Die Gießener behaupten, der Gottmensch habe für den Stand der Erniedrigung während seines irdischen Lebens nach seiner Menschheit wirklich verzichtet auf die Bethätigung der ihr in der unio personalis mitgetheilten göttlichen Herrlichkeit. Die Allmacht besaß er allerdings, aber er herrschte nicht wirklich über alle Creaturen, sondern zog diese Herrlichkeitserweisung zurück, um für uns leiden und sterben zu können. Ebenso wenig war seine Menschheit allen Creaturen gegenwärtig. Auch der Weisheit und Allwissenheit, welche Christus besaß, hat er nach seiner Menschheit sich nicht immer bedient, die Erhöhung besteht deshalb darin, daß die Menschheit Christi in den Vollgebrauch dieser göttlichen Eigenschaften eintritt. Die Tübinger weisen die Unterscheidung vom Besitz und Gebrauch als unhaltbar ab; ein Besitz göttlicher Eigenschaften ohne Gebrauch derselben ist undenkbar. Deshalb beruht die Allgegenwart nicht auf einem besondern Willensacte in Ausführung des Verheißungswortes, sondern auf der unio personalis, deshalb ist sie zu denken als adessentia essentialis, und nicht als praesentia operativa, deshalb hat Christus auch im Stande der Erniedrigung nach seiner Menschheit allgegenwärtig die Welt erfüllt, allweise und allwissend sie regiert. Die Erniedrigung besteht in einer bloßen Verhüllung, die Erhöhung in einer bloßen Enthüllung der göttlichen Herrlichkeit.

Insoweit ist der Gegensatz beider Auffassungen rein und klar. Von geringem Gewicht, weil ganz gewöhnlich, ist auch, daß jede Partei die Schwäche der gegnerischen Anschauung klar durchschaut. Mit nicht geringem Scharfsinne weisen die Tübinger den Gießenern nach, daß sie die Einheit der Person preisgeben, denn es sind nothwendig zwei Personen, wenn Christus als Mensch an einen bestimmten Ort auf der Erde gebunden war, als Gott Himmel und Erde allgegenwärtig erfüllte, wenn er als Mensch die Stunde des Gerichts nicht wußte, als Gott vollkommene Weisheit und Allwissenheit besaß, wenn er als Mensch litt und starb, als Gott allmächtig die Welt regierte. Mit nicht geringerem Scharfsinne rücken die Gießener den Tübingern vor, daß sie die wahre Menschheit darangeben, — denn unmöglich ist der ein wahrer Mensch, der alle Eigenschaften der göttlichen Natur nicht blos besitzt, sondern auch ausübt, unmöglich kann von menschlicher Entwickelung und von wirklichem Leiden und Sterben die Rede sein an einem Christus, der auch als Mensch allgegenwärtig Himmel und Erde erfüllt, allwissend alles durchschaut und allmächtig das Weltall regiert. Von größerer Bedeutung ist schon, daß keine der beiden Parteien im Stande ist, ihre Ansicht wirklich consequent durchzuführen. Die Gießener müssen zugeben, daß der Verzicht auf den Gebrauch göttlicher Macht nur ein theilweiser war, daß Christus im Stande der Erniedrigung mindestens in den zahlreichen Wunderhandlungen auch seine menschliche Natur Werke göttlicher Macht und Herrlichkeit hat verrichten lassen. Und wiederum die Tübinger reichen wenigstens für die Handlungen des hohenpriesterlichen Amtes mit der bloßen Verhüllung der göttlichen Herrlichkeit nicht aus; soll das Leiden und der Tod nicht bloßer Schein sein, sondern Wirklichkeit, wie der Zweck der Erlösung es fordert, so muß Christus die Eigenschaften der leidenslosen Gottheit wirklich abgelegt haben. Daneben wird freilich für das königliche Amt jede wirkliche Beschränkung entschieden abgelehnt, also behauptet, Christus habe auch während seines Todes allmächtig die Welt regiert. Außerdem erscheint als das subjectum quo dieser theilweisen Erniedrigung nicht die menschliche Natur, sondern der ganze Christus nach beiden Naturen.

Auch die sächsische „Decisio“ gibt eine befriedigende Lösung der vorliegenden Frage nicht. Sie stellt sich im wesentlichen auf die Seite der Gießener, spricht der Menschheit Christi die actuelle Weltregierung ab, betont aber stärker das vorübergehende Hervorleuchten der göttlichen Majestät. In eine nähere Untersuchung tritt sie nicht ein, sondern sucht durch schwankende Bestimmungen beide Seiten zu befriedigen: Non statuimus, quod toto humiliationis tempore Christus, ut homo, nullatenus et ne quidem particulariter et interdum regiam suam majestatem exseruerit; sed constanter affirmamus, quod eam liberrime usurpavit, quando, quomodo et ubi voluerit, ut cum vento et mari imperavit; sed hoc negamus, Christum ut hominem statim ab incarnatione semper, plene et universaliter exseruisse suam divinam majestatem omnipotentiae et omnipraesentiae, quia exinanitionis ratio non patitur, et Christus non potuisset capi, crucifigi et mori, si omnipotentiam suam et omnipraesentiam plene et universaliter usurpare voluisset.

Was aber lehrt dieser Streit? Unzweifelhaft so viel, daß die Lutherische Christologie unhaltbar ist, d. h. für ein wahrhaft menschliches Leben Christi keinen Raum läßt. Um die altkirchliche Forderung: wahre Gottheit und wahre Menschheit in Einer Person, zu erfüllen, behauptet sie eine unio personalis, welche wenigstens die Eigenschaften der göttlichen Natur realiter auf die menschliche Natur übergehen läßt. Macht man damit Ernst, so kommt man auf die Behauptung der Tübinger, — aber wo bleibt dann die wahre Menschheit? Läßt man mit den Gießenern etwas davon ab, — wo bleibt dann die Einheit der Person? Die Unmöglichkeit, von den Voraussetzungen der Lutherischen Christologie aus der einen oder der andern Schwierigkeit zu entgehen, hat die modernen Lutheraner unsers Jahrhunderts zu neuen Theorien der Kenosis geführt. Sie fühlen das Bedürfniß, Raum zu gewinnen für eine wahrhaft menschliche Entwickelung und Wirksamkeit Jesu, wollen aber das altkirchliche Schema: wahre Gottheit und wahre Menschheit in Einer Person, — ja, sogar die Lutherische Formel der communicatio idioma-

tum nicht aufgeben. Sie wollen Luther's Gedanken nur weiter ausbilden, indem sie zu dem genus anchematicum noch das genus *tapeinoticon* hinzufügen, d. h. nicht blos die menschliche Natur theilnehmen lassen an den Eigenschaften der göttlichen Natur, sondern auch die göttliche an denen der menschlichen. Sie wollen die Kenosis tiefer fassen, indem sie nicht blos die menschliche Natur sich der mitgetheilten göttlichen Eigenschaften entäußern, sondern den Logos mehr oder weniger seine ewige, göttliche Herrlichkeit ablegen lassen, um mit der Menschheit zur Einheit einer Person zusammentreten zu können. Sie wollen wieder anknüpfen an die Schrift, welche auch von einer Entäußerung des Logos weiß. Dabei aber begegnet es ihnen, daß sie einerseits unter dem Fluche der Concordienformel stehen, welche ausdrücklich lehrt (p. 778 sq.): quod quam tota divinitatis plenitudo in Christo habitet, nonquemadmodum in sanctis hominibus et angelis, sed corporaliter ut in proprio suo corpore, etiam omni sua majestate, virtute, gloria, operatione, in assumpta humana natura liberrime (quando et quomodo Christo visum fuerit) luceat, et in ea, cum ea et per eam divinam suam virtutem majestatem et efficaciam exerceat, operetur et perficiat; daß sie andererseits auch der Schrift nicht gerecht werden, indem sie das kirchliche Schema: wahre Menschheit und wahre Gottheit in Einer Person — beibehalten, obgleich die Schrift davon nichts weiß; und daß sie schließlich durch die Consequenz des Gedankens zu Theorien fortgetrieben werden, welche Schritt für Schritt die wahre Gottheit preisgeben und nur die reine Menschheit übrig behalten. Diese modernen Kenotiker betrachten also als Subject der Kenosis nicht mit der altlutherischen Lehre als subjectum quod den Gottmenschen, als subjectum quo die menschliche Natur, sondern den göttlichen Logos, und fassen sie als wirklichen Verzicht nicht blos auf den Gebrauch, sondern auf den Besitz der göttlichen Eigenschaften.

Zunächst erklärt Dorner am Schlusse seines großen historischen Werkes: Nachdem die Hochflut immer neuer christologischer Versuche sich verlaufen hat, zeigen sich die Anfänge einer kirchlichen Gemeinlehre. Ihr steht, wenn auch auf Grund verschiedener Theorien im Einzelnen, die göttliche Seite in der Person Christi fest. Noch größere Einstimmigkeit herrscht darüber, daß Christus wahre Menschheit zukommt und daß die Menschheit auch eigene Persönlichkeit besitzt. Christus erscheint als Haupt und Repräsentant der Menschheit, sodaß er zur Vollendung der Menschheit erschienen sein würde auch ohne den Fall Adam's. In Betreff der Einheit Gottes und des Menschen in der irdischen Gottmenschheit Christi ist nicht blos die Wahrheit des Werdens grundsätzlich allgemein anerkannt, sondern auch darüber herrscht Einstimmung, „daß es, um die Einheit gottmenschlichen Lebens auch für Christi irdische Zeit zu behaupten, auf eine vollständigere Durchführung der *κένωσις* ankomme. Da nämlich ein noch werdender Mensch, wie alle zugeben, mit dem Logos als absolut selbstbewußtem und actualem eine persönliche Einheit nicht bilden kann, zumal solange der Mensch noch nicht einmal selbstbewußt geworden ist, und da die Wahrheit des Werdens nicht gestattet, auf dem alten Wege eine Einheit durch absolute Erhöhung der menschlichen Natur von Anfang an zu statuiren, so bleibt nichts übrig als die Annahme, daß irgendwie der Logos sich beschränkt habe für sein Sein und Wirken in diesem Menschen, solange derselbe werdend ist. Das Göttliche, welches oder sofern es bei der Wahrheit menschlichen Werdens, zumal bei dem embryonischen Anfange noch nicht Raum hätte in menschlicher Aneignung, ist also auch noch nicht Mensch geworden von Anfang, sondern es bildet für das anfängliche Resultat jedenfalls noch keinen constituirenden Factor. Der Logos beschränkt sich in seiner Selbstmittheilung noch, bis die menschliche Empfänglichkeit immer vollständiger hervorgebildet ist, so zwar, daß jede Stufe doch gottmenschlich und nie ein Menschliches in Christo sei, das nicht vom Logos angeeignet wäre und demselben soweit sich angeeignet hätte, als es die gottmenschliche Vollkommenheit jeder Stufe fordert und zuläßt." Diese Beschränkung des Logos will aber Dorner nicht gedacht wissen als Selbstherabsetzung, sondern nur als eine anfängliche Beschränkung und allmähliche Zunahme der Selbstmittheilung des Logos. „Hiernach ist dann der Logos unverändert und unverwandelt in seinem Sein und in seiner Actualität (der innern und der kosmischen) geblieben, und auch dieser Mensch hatte nur insoweit des Logos Sein und Actualität zu eigen kraft unauflöslicher unio von Anfang, als die Wahrheit menschlichen Werdens es zuließ." Der Wille des Logos ist zunächst nur auf Hervorbringung einer gottmenschlichen Natur gerichtet, erst dann auf die einer gottmenschlichen Person.

Thomasius geht einen Schritt weiter, indem er auf Grund seiner Unterscheidung der immanenten und der relativen göttlichen Eigenschaften eine Entäußerung der göttlichen Seins- und Wirkungsweise, nicht aber des göttlichen Wesens behauptet. Die Menschwerdung des Logos ist auf der einen Seite Annahme der menschlichen Natur, welche den ganzen creatürlichen Wesensbestand des Menschen mit uns gemein hat, aber frei von der erblichen Sündhaftigkeit, auf der andern Seite Selbstbeschränkung des Göttlichen. Bleibt der ewige Sohn Gottes in der angenommenen menschlichen Natur in seiner überweltlichen Weltstellung, so bleibt das gegenseitige Verhältniß beider mit einer gewissen Duplicität behaftet. Es ist dann immer eine zweifache Sinnesweise, ein doppeltes Leben, ein doppeltes Bewußtsein; es kommt zu keiner lebendigen und vollständigen Durchdringung beider Seiten, zu keinem eigentlichen Menschsein Gottes. Hätte aber der Sohn Gottes der menschlichen Natur sofort die Fülle seiner Gottesherrlichkeit mitgetheilt und sie in seiner göttlichen Seins- und Wirkungsweise verklärt, so wäre sie damit der ihr anhaftenden irdischen Beschränktheit entkleidet und eine stufenweise natürlich-menschliche Lebensentwickelung und ein natürlich menschliches Leiden unmöglich gemacht. Die Menschwerdung bestand vielmehr darin, daß Gott selbst zur wirklichen Theilnahme an der menschlichen Seinsweise sich bestimmte, „daß Er, der ewige Sohn Gottes, die zweite Person der Gottheit, in die Form der menschlichen Umschränktheit, und damit in die Schranke einer

zeiträumlichen Existenz, unter die Bedingungen einer menschlichen Entwickelung, in die Grenzen eines geschichtlichen Daseins sich dahingegeben habe, um im vollsten Sinne des Wortes das Leben unsers Geschlechtes in unserer Natur mitdurchzuleben, ohne deshalb aufzuhören, Gott zu sein". Es ist eine „Entäußerung zwar nicht dessen, was der Gottheit wesentlich ist, um Gott zu sein, wohl aber Entäußerung der göttlichen Seinsweise an die menschlich-creatürliche Existenzform, und eo ipso Verzichtleistung auf die göttliche Herrlichkeit, die er von Anfang an beim Vater gehabt, und der Welt gegenüber, sie beherrschend und durchwaltend, bethätigt hat". — Die hier gemachte Unterscheidung des göttlichen Wesens und der göttlichen Seinsweise ruht auf der Unterscheidung der immanenten und relativen Eigenschaften, welche Thomasius in seiner Lehre von Gott entwickelt. Die immanenten Eigenschaften der absoluten Freiheit und Heiligkeit, Wahrheit und Liebe constituiren das göttliche Wesen; sie kann Gott nicht aufgeben, ohne sich selbst aufzugeben. Die relativen Eigenschaften der Allmacht, Allgegenwart, Allwissenheit u. a. bringen nur seine Wirksamkeit an und in der Welt zum Ausdruck; ihrer kann sich Gott entäußern, ohne sein Wesen irgendwie zu mindern. Der Sohn Gottes also blieb wesentlich Eins mit dem Vater, das absolute Leben, die absolute Wahrheit, Heiligkeit und Liebe, dasselbe Ich, welches im Anfange war und bei Gott war und Gott war; zugleich aber wurde er ein menschliches Ich, menschlich bestimmt in seinem Bewußtsein und Leben, Ich einer vollständigen, geist-leiblichen Natur, welche der unserigen ganz homogen, aus dem innersten Mark und Stamm unsers Geschlechtes entsprossen ist. Diese Selbstbeschränkung widerspricht dem Wesen des Absoluten nicht, „vielmehr liegt es gerade im Begriffe des Absoluten, ganz und vollkommen seiner selber mächtig, als durch anderes schlechthin unbedingt, zugleich schlechthin durch sich selbst bestimmt zu sein".

Noch weiter geht Geß.[7] „Der Jesus, welcher als ein wirklicher Mensch auf Erden gelebt hat, gelitten hat und gestorben ist, ist dieselbe Persönlichkeit, welche als der Logos Gottes zuvor beim Vater war und Gott war und durch welche alle Dinge gemacht sind; das ist das wunderbare Problem, welches seit 1800 Jahren den Geist der Gläubigen bewegt." Dies Problem läßt sich nicht lösen von dem Boden der kirchlichen Voraussetzung aus, „daß der Logos, auch nachdem er Fleisch und Blut angenommen, schlechthin geblieben sei, der er zuvor war." Unmöglich ist auch der Ausweg, die persönliche Einigung des Logos und der Menschheit in Christo zu denken als allmähliche Ineinsbildung des Logos und Jesu, sodaß Jesus zunächst nur ein vom Heiligen Geiste erzeugter Mensch gewesen wäre, in welchem allerdings von Anfang an, aber zunächst als in einem andern, besondern Lebenscentrum der Logos sich eingewohnt hatte, und erst durch die sündlose Selbstheiligung Jesu in allmählicher Einwohnung zum Ich Jesu werden konnte. Wir müssen also mit der Schrift die persönliche Einheit des Logos und der menschlichen Natur erklären, „theils durch Erniedrigung, Selbstentäußerung des Sohnes, theils durch Ausgang desselben von dem Vater". Diese Selbstentäußerung aber muß tiefer gefaßt werden, als Thomasius auf Grund seiner unhaltbaren Unterscheidung thut. Im Anfange seines Lebens hat der Mensch kein Bewußtsein, also hat der Logos „in der Fleischwerdung auch seines Selbstbewußtseins sich entäußert, um es erst auf dem allmählichen Entfaltungswege einer Menschenseele wieder zu gewinnen". „Der Logos hatte sich seines ewigen Selbstbewußtseins nicht entäußert, um es nach kurzer Zeit als ewiges Selbstbewußtsein wieder zu gewinnen, sondern um es wieder zu gewinnen als menschliches. Das menschliche Selbstbewußtsein ist aber ein werdendes. Und nur durch beständigen Wechsel hindurch bewahrt es seine Identität mit sich selbst. Und nur in allmählicher Arbeit kann es zum leuchtenden Sammelpunkt einer Erkenntniß und zum leuchtenden Quellpunkt eines Willensactes werden. Und nur in immer neuem Erfassen kann die selbstbewußte Seele ihre Erkenntnisse, nur in immer neuem Wollen ihre Entschlüsse bewahren. Diese menschliche Form selbstbewußten Lebens war es, zu welcher der Logos sich in seiner Selbstentäußerung bestimmte".

Diese drei Vertreter der modernen Kenosis-Lehre bedurften einer eingehenderen Darstellung, weil sie ihre Anschauungen mit der größten Klarheit entwickelt haben, und weil sie zugleich zeigen, wohin die Annahme einer Kenosis führt. Dorner will nur von einer Beschränkung der Mittheilung der göttlichen Eigenschaften an die menschliche Natur reden. Dabei ist es allerdings möglich, wahre Gottheit und wahre Menschheit ungeschmälert festzuhalten; wie aber steht es mit der Person? Derselben fehlt nicht nur die Einheit, es kommt auch keine innigere Durchdringung der beiden Naturen zu Stande, als das Alte Testament sie kennt mit seiner Einwohnung des Heiligen Geistes im Menschen. Thomasius lehrt einen Verzicht auf das göttliche Sein mit Festhaltung des göttlichen Wesens. Zunächst ist diese Unterscheidung gleich der sie stützenden von relativen und immanenten Eigenschaften in Gott durchaus unhaltbar. Außerdem hört der Logos auf, wahrer Gott zu sein, wenn er die sogenannten relativen Eigenschaften ablegt, und wiederum ist Jesus kein wahrer Mensch, wenn er nur deshalb nicht allmächtig, allwissend und allweise ist, weil er es nicht sein will. Geß macht Ernst mit der wahren Menschheit und einer wahrhaft menschlichen Entwickelung. Dafür aber gibt er die wahre Gottheit ohne jeden Rest preis, denn was bleibt von ihr übrig, wenn der Logos nicht blos diese oder jene göttliche Eigenschaft, sondern sogar das göttliche Selbstbewußtsein ablegt? — Darin tritt klar zu Tage, was überhaupt die Bedeutung dieser Versuche ist. Sie zeigen unwiderleglich, daß das christologische Dogma auf dem Boden der kirchlichen Voraussetzungen nicht hinauskommen kann über den chalcedonensischen Beschl, die schärfsten Gegensätze unmittelbar mit- und nebeneinander zu denken, daß vielmehr jeder Versuch, es durch die Mittel

7 Die Lehre von der Person Christi entwickelt aus dem Selbstbewußtsein Christi und aus dem Zeugnisse der Apostel (Basel 1856).

des Denkens begreiflich zu machen, sich als unausführbar erweist.

In Kürze sei noch die Lehre einiger anderer moderner Kenotiker erwähnt. Sie haben es meist nicht zu klar durchgeführten und allseitig begründeten Theorien gebracht, sondern bewegen sich unter Berufung auf die Schrift in allgemeinen Ausdrücken. Sartorius[8]) sagt, unter Benutzung der Unterscheidung der opera ad intra und der opera ad extra, von der Menschwerdung: „Nicht etwa nur eine doketische Verhüllung (κρύψις) der göttlichen Herrlichkeit fand darin statt, sondern eine wirkliche Entäußerung (κένωσις Phil. 2, 7), zwar nicht der ewigen Potenz derselben, was unmöglich, wohl aber ihrer unendlichen Actuosität in der Endlichkeit." Ebenso unbestimmt äußert sich Joh. Ludwig König[9]): „Die Selbstentäußerung muß ohne allen Zweifel als eine wahre Entäußerung oder Sich-Leermachung ganz dem Worte Christi und seines Apostels gemäß gefaßt werden; mit dem Eintreten in die Menschheit und in deren allmähliche Entwickelung, und zwar von ihren ersten Anfängen an, unterwarf sich der λόγος in der Fülle seiner unendlichen Liebe dem Gesetze menschlicher, allmählicher Entwickelung freiwillig, er gab die Herrlichkeit, Klarheit und Majestät auf, die er hatte bei dem Vater vor Grundlegung der Welt, er nahm statt der Klarheit und Form des Weltenherrschers die Form des Dieners, Knechtes, ja Sklaven an, um in dieser unscheinbaren Form im tiefsten, treuesten, gewissenhaftesten Gehorsam gegen das göttliche Gesetz den unendlichen Gottes und endlichen Menschenwillen ganz zu vereinigen" u. s. w. Aehnlich Schöberlein[10]): „Der Sohn Gottes ist uns soweit vollkommen gleich geworden, wahrhaft entäußert seiner δόξα, seiner μορφὴ θεοῦ (Phil. 2, 6. 7), wiewol nicht seiner θεότης (Kol. 2, 9)" u. s. w. Liebner[11]) sucht die Kenosis zu begründen durch eine eigenthümliche Construction der Trinität. „Es geht also dieser κένωσις der Menschwerdung und des Menschgewordenen als ewige Grundlage in jenem Moment des trinitarischen immanenten Sichunselbständigmachens des Sohnes gegen den Vater, eine ewige κένωσις, absolute Subordination der Liebe voraus." „Die κένωσις in der Menschwerdung ist nur zeitliche, menschliche (d. i. nun gottmenschliche) Darstellung, Fortsetzung jenes nothwendigen Moments des absoluten Sohnseins, welches durch die Trinität als die ewig reale absolute Liebe constituirt wird, so wie auch in der fortschreitend sich erfüllenden Entwickelung des Gottmenschen das nothwendige andere Moment zu seiner zeitlichen Darstellung kommt." Bei den unbestimmten Andeutungen der Schrift bleibt Nitzsch[12]) stehen: „Also dieser wahre Christus ist vermöge einer göttlichen Hingebung des Sohnes Gottes und zugleich vermöge einer Selbstentäußerung und Selbsterniedrigung in die Welt gekommen." „Der Christus, der im Grunde seines Daseins Herr der Herrlichkeit ist, der Sohn Gottes, der den Vater und den der Vater in der Welt verklären soll, hat im Gehorsam des Vaters, in der Liebe zum Vater und zur Vereinigung mit dem Menschengeschlechte oder zur Mitverklärung der Menschheit und Welt sich der Klarheit, die er an sich hat, entäußert, indem er in die menschliche Dienstbarkeit eingetreten ist, ja noch mehr, sich hat unter die Uebelthäter zählen lassen. Jenes ist die κένωσις, dieses die ταπείνωσις." Wenigstens genannt seien auch Ebrard, von Hofmann und Martensen.

Literatur: J. A. Dorner, Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi (Stuttgart 1839 fg.); F. Chr. Baur, Die Lehre von der Dreieinigkeit und Menschwerdung Gottes (Tübingen 1841 fg.); G. Thomasius, Christi Person und Werk, 2. Auflage (Erlangen 1856 fg.); A. E. Biedermann, Christliche Dogmatik (Zürich 1869). *(Bernhard Pünjer.)*

KENOUS, Kenûs, Wadi-Kenous, das heutige Nubien, das mittlere Stufenland des Nils, lehnt sich im Norden an Aegypten und erstreckt sich von hier in unsichern politischen Grenzen durch etwa 14 Breitengrade (16° bis 24° nördl. Br.) mit einer von Süden nach Norden gerichteten Hauptneigung.

Dies Mittelland zerfällt nach seiner physischen Beschaffenheit in drei natürliche Abtheilungen: in die südliche oder die Stufe von Sennaar; die mittlere oder Dongola; die nördliche oder Nuba.

In politischer Beziehung hat Nubien nie eine staatliche Einheit gebildet, sondern bestand aus vielen kleinen Reichen unter eigenen Herrschern, welche, durch die Waffen Mehemed-Ali's unterworfen, zu einem von Aegypten abhängigen staatlichen Verbande vereinigt wurden.

Der Khedive ernennt (gewöhnlich auf vier Jahre) einen Generalgouverneur (Sitz in Chartum), unter welchem die Mudire (Gouverneure) der Provinzen Chartum, Kordufan, Taku und Berber-Dongola stehen.

Der nördlichste Theil dieses Landes nun, von Assuan 50 geogr. Meilen südlich bis Wadi Halfa, oder das Land zwischen dem ersten und zweiten Katarakt, bildet die Provinz (Kism) Halfa mit den Unterdistricten:

Wadi Kenûs
„ Sebwa
„ Arab
„ Ibrim.

Wadi Kenûs, das oasenartig in die Wüste eingesenkte Nilthal, erstreckt sich von Messîd (24° 1′ 45″ nördl. Br.) bis Sebwa (22° 52′ 30″ nördl. Br.). Der Fluß, der bis oberhalb Dendur in nordnordöstlicher, dann bis Assuan in fast rein nördlicher Richtung mit starker Strömung fließt, wird durch das Herantreten der Libyschen Kette im Westen und der arabischen im Osten mit hohen Ufern gegürtet, sodaß nur ein sehr schmaler, stellenweise kaum 100 Schritt breiter Culturboden auf beiden Seiten übrigbleibt. Der Strom in alter Zeit seine Ufer überflutend, wie aus einer von Lepsius an einem Felsen des

8) Die Lehre von der heiligen Liebe oder Grundzüge der evangelisch-kirchlichen Moraltheologie. 2. Abth. Stuttgart 1844). S. 21. 9) Die Menschwerdung Gottes als eine in Christo geschehene und in der christlichen Kirche noch geschehende Mainz 1844). S. 296 fg. 10) Die Grundlehren des Heils entwickelt aus dem Princip der Liebe (Stuttgart 1848). S. 59. 11) Christologie oder die christologische Cardinal des dogmatischen Systems, Abth. 1 (Göttingen 1849), S. 151. 12) System der christlichen Lehre 6. Aufl., Bonn 1851). S. 259. 261.

zweiten Kataraktes gefundenen Marke ersichtlich, die eine den heutigen höchsten Wasserstand um 7,3 Meter (22½ Fuß) überragende Wasserhöhe ergibt, kann dies infolge der Erosionswirkung, obwol kein Kanalsystem seine Wasser menge vermindert, heutigentags nicht mehr.

Zahlreiche Sakiehs und Schadûfs, Wasserschöpf maschinen, deren gedehntes Kreischen und Stöhnen fortgesetzt das Ohr des Reisenden trifft, müssen das befruchtende Wasser dem sonst keinen Regen empfangenden Boden zuführen.

Die einfassenden Gebirge, aus Granit, Thonschiefer und Basalt von glänzend schwarzer Farbe, bestehen meistens aus einer Aneinanderreihung von Kegeln, deren Verbindung nicht selten der Sand verhüllt; sie erheben sich im Osten meist höher als auf der Westseite. Hier verschwindet, vergeblich gegen den tiefen, orangegelben, von Westen heranrückenden Sand der Wüste kämpfend, der Ackerboden stellenweise gänzlich.

Das Bett des Flusses ist mehr oder weniger felsig (in Aegypten fast überall sandig) und häufig von kleinen Felseninseln und Bänken unterbrochen. Unterhalb Kalabschech, wo man den nördlichen Wendekreis passirt hat, sperren Granitklippen das Fahrwasser. Drei Inseln, mit Ruinen aus der Römerzeit bedeckt, folgen einander. Der Strom drängt sich durch ein schauerliches Felsthal und bildet bei niedrigem Wasserstande Stromschnellen; der Granit ragt in schwarzen Spitzen über die Wasserfläche.

Auf beiden mit Dattelpalmen eingefaßten Ufern erblickt man, gewöhnlich etwas weiter wie in Aegypten vom Flusse entfernt liegend, kleine ärmliche Dörfer, Ruinen untergegangener Städte, mächtige Tempel und Trümmer derselben aus altägyptischer Zeit.

Diese letztern liegen fast ohne Ausnahme auf dem westlichen, linken Ufer, welches merkwürdigerweise die alten Aegypter meistens für ihre Bauten ausersehen haben.

Auf dem östlichen, rechten Ufer sowie auf den kleinen Felseninseln dagegen erheben sich Reste guterhaltener römischer Castelle und Ansiedelungen, durch die Anwendung der Rundbögen leicht von den ägyptischen Bauten zu unterscheiden.

Alle hier im nubischen Nilthale vorhandenen, zum Theil prächtigen Ruinen deuten auf uralte Cultur und Herrlichkeit, kennzeichnen aber auch das enge Felsthal als dauernde Provinz des ägyptischen Reiches in seiner Blütezeit.

Die Tempel sind entweder ganz oder nur theilweise in Felsen gehauen (im letztern Falle mit freiem Vorbau), seltener sind sie ganz freistehende Bauwerke.

Mit Recht bemerkt schon Champollion, daß die meisten der von den Ptolemäern und römischen Kaisern in Nubien errichteten Tempel nur Wiederherstellung früherer Heiligthümer sind, welche von den Pharaonen der 18. und 19. Dynastie errichtet und von den Persern zerstört wurden.

Die bemerkenswerthesten sind folgende:

Der Tempel von Debôt enthält die Sculpturen eines äthiopischen Königs Arkamen, der zur Zeit des Ptolemäus Philadelphus regierte und wahrscheinlich in sehr freundlichen Beziehungen zu Aegypten stand. Das Baumaterial ist feinkörniger Sandstein.[1])

4½ geogr. Meilen südlich von Assuan liegt auf dem linken Ufer das Dorf Kalabscheh, das alte Talmis, dessen Tempel, aus einem Walde von Palmen sich erhebend, nur die Schilder des Cäsar (Augustus) enthält. Talmis war lange Zeit hindurch eine Hauptstadt der Blemmyer, deren Einfälle in Aegypten den Römern viel zu schaffen machten. Auf einer der Säulen des großen Vorhofs ist die interessante Inschrift des Silco eingegraben, der sich einen *βασιλίσκος Νουβάδων καὶ ὅλων τῶν Αἰθιόπων* nannte. Er rühmt sich darin seiner Siege über die Blemmyer.[2])

Weiter südlich folgen die Tempel von Dendur und Gérf Hussên, der erstere unter römischer Herrschaft erbaut, der letztere besonders bemerkenswerth, weil hier Ramses Sesostris, der ihn erbaut, zugleich als contemplatorische Gottheit erscheint und sich als solche selbst anbetet, neben Phtha und Ammon, den beiden Hauptgottheiten dieses Tempels. Eine Inschrift nennt ihn einen „Herrscher der Götter".[3])

Fast an der Grenze von Kenous liegt der von Tuthmosis III. gebaute und dem Horus geweihte Tempel von Dakke (Pselchis).

Weiter südlich folgt Wadi Meharrakah, das alte Hierasykaminos, die Südgrenze der griechisch-römischen Provinz.

Wadi Kenous hat ein überaus heißes und trockenes Klima, die dürftige Vegetation besteht aus Mimosen, Dattel- und Dûmpalmen. Dura und Gerste wird angebaut.

Die Bewohner. Schon in den ältesten Zeiten hatten sich Aegypter in den schmalen Thalwinkeln von Syene bis Hierasykaminos angesiedelt; da jedoch neben ihnen wahrscheinlich eine Mehrzahl äthiopischer Ureinwohner wohnend blieb, so wurde diese Landschaft (das heutige Wadi Kenûs), welche die Griechen auch nach ihrer Länge von 12 ägyptischen Schönen als Dodekaschönos zu bezeichnen pflegten, nicht zu den ägyptischen Nomen gerechnet.[4])

Die heutigen Bewohner sind die Berâbra (Sing. Berberî), ein die Kensi-Sprache redender Nubastamm, welche sich von den Negern durch hellere Hautfarbe und langes, niemals wolliges Haar unterscheiden. 230,000 Köpfe in mehr als 80 Dörfern bewohnen sie hauptsächlich das Land zwischen den beiden letzten Katarakten. Ihre viereckigen Häuser mit plattem Dache, aus Palmen- und Akazienstämmen sowie aus an der Luft getrockneten Lehm- und Schlammziegeln erbaut, sind klein und eng; die Fensteröffnungen schmal, nur durch plumpe Holzläden verschließbar; die Mauerwände von kleinen Luftlöchern durchbrochen. Die Nahrung besteht meist in Vegetabilien, hauptsächlich in Sorghum, dessen Mehl zu flachen,

1) Lepsius' Briefe aus Aegypten. — Prokesch-Osten, Das Land zwischen den Katarakten des Nil. 2) Wie oben. 3) Wie oben. 4) Kiepert, Lehrbuch der alten Geographie.

geschmacklosen Brotkuchen verbacken wird, welche, auf niedlichen Strohtellern dargereicht, mit Zwiebeln, Kümmel, Salz, Koriander u. s. w. genossen werden. Fleisch wird selten gegessen.

Als Getränk dienen Wasser, Merisi (Sorghum-Bier) und Anaki (Sorghum-Branntwein).

Die Berábra, religiös indifferent, rühmen sich, ebenso wie die östlich wohnenden Ababdeh, gern arabischer Abkunft. Von heiterer, milder Gemüthsart bewahren sie eine rührende Anhänglichkeit an ihr Vaterland, obwol sie oft noch sehr jung als Matrosen und Hausdiener nach Aegypten gehen.

Die Berábra sind schon früh Christen geworden und es blühte dort jahrhundertelang das christliche Reich Dongola oder Dengela, bis im J. 651 die Mohammedaner ins Land fielen und dasselbe zum Tribut zwangen. Um 1520 erlag das Reich gänzlich denselben und das Christenthum erlosch. Die Bewohner blieben unter Häuptlingen, Mofik (Sing. Melik), die aber seit 1530 den Königen von Sennaar Tribut zahlten. Um 1815 eroberten die aus Aegypten vertriebenen Mamluken das Land, unterjochten es, wurden aber selbst wieder von den Türken verjagt.[5] *(Fr. Hedinger.)*

KENRICK (John), englischer Philolog, geb. zu Exeter 1788, gest. zu York, den 4. Mai 1877, Sohn eines unitarischen Predigers und Seminardirectors, erhielt seine Schulbildung in der väterlichen Anstalt, verlor aber frühzeitig die Mutter und dann auch den Vater, studirte die alten Sprachen zwei Jahre privatim, 1807—1810 auf der Universität Glasgow, ward Docent am Manchester College zu York, brachte 1819—20 in Deutschland zu, besuchte die Universitäten Göttingen und Berlin, hörte Wolf, Bockh, Zumpt, auch Eichhorn, Blumenbach, Schleiermacher, bereiste Baiern und Tirol und ließ sich 1821 in York als Lehrer am dortigen Seminar nieder. Kenrick galt für einen der gelehrtesten Philologen und freisinnigsten nonconformistischen Prediger in England.

Schriften: The Egypt of Herodotus (London 1841). — Essay on Primeval History (London 1846). — Ancient Egypt under the Pharaohs. (London 1850). — Biblical Essays: I. The Gospel of Mark the prot. evangelium. II. The true nature of the gift of tongues. III. St. Paul's designation of the Athenians. (London 1861). — The Union of religion with intellectual culture (London 1835). — The necessity of revelation to teach the doctrine of a future state. A sermon (London 1850). — Phoenicia (London 1855). — A selection of papers on subjects of archaeology and history (London 1864). — Rost and Wüstemann, Introduction to Greek prose composition, translated from the German (London 1823). — A. H. Matthiae, A copious Greek grammar, adapted and enlarged (London 1832). — C. G. Zumpt, A Grammar of the Latin language, translated from the German (London 1823).

Vgl. James Martineau, In Memoriam. Theological Review, July 1877 (London).

(W. Bentheim.)

KENSINGTON oder St.-Mary Abbots, ein Kirchspiel oder Marktflecken in der englischen Grafschaft Middlesex, jetzt eine große Vorstadt Londons, liegt an der großen londoner Westland-Straße, 8 Kilom. westsüdwestlich von der St.-Paul's Kathedrale und 2 Kilom. westlich von Hydepark-Corner, umfaßt die bevölkerten Weiler (Hamlets) Brompton, Earl's Court, Norland, Notting Hill, Kensington Gore, einen Theil von Little Chelsea und Kensall Green und hatte 1871: 120,300 Einwohner.

Die Hauptkirche, St.-Mary Abbots, war früher im Besitzthum der Abbington-Abtei, außer derselben enthält Kensington 10 Bezirkskirchen, eine römisch-katholische Kapelle und Kapellen der verschiedenen Sekten der nonconformistischen Dissenters. Die milden Stiftungen des Kirchspiels ergeben jährlich 577 Pfd. St., zum Theil aus einem Vermächtniß Oliver Cromwell's.

Kensington ist eine sehr aristokratische Vorstadt und besteht größtentheils aus stattlichen Prachtgebäuden, besonders im neuern Theile, in Kensington Square, St. Mary Abbots Terrace, Warwick Square und Addison Road.

Kensington wird im Domesday Book Wilhelm's des Eroberers als Chenesitune und als ein Besitzthum des Aubrey de Vere angeführt. Am Ende des 15. Jahrhunderts fanden hier, wo gegenwärtig die stattlichen Straßenreihen sich hinziehen, noch Fuchsjagden statt. Doch bereits im 16. und 17. Jahrhundert erstanden hier mehrere großartige aristokratische Bauten, wie Holland House, errichtet von Walter Cope, vergrößert von Inigo Jones, Campden House, errichtet von Baptist Hicks, Viscount Campden, Hale House, das Wohnhaus des Protectors Oliver Cromwell. Sir Isaak Newton wohnte und starb hier in seinem Hause in Pitt's Buildings. Hier wohnten Addison, Charles Fox, Sir P. Perceval. Villa Maria war das Wohnhaus Canning's. Wilberforce's stattliche Residenz war in Kensington Gore. Das königliche Schloß Kensington Palace, das jedoch eigentlich nicht in Kensington, sondern außerhalb der Grenze von St. Mary Abbot im Kirchspiele St.-Margaret in Westminster liegt, war ursprünglich das Wohnhaus des Heneage Finch, Lordkanzlers Grafen von Nottingham, von dessen Sohne König Wilhelm III. es kaufte. Hier wohnten die Königin Anna, die Könige Georg I. und Georg II., später der Herzog von Sussex, dessen Nichte Königin Victoria von Großbritannien hier geboren wurde. Gegenwärtig wohnt hier der Herzog von Teck, Gemahl der Prinzessin Mary von Cambridge. Es ist ein großes, unregelmäßiges Gebäude, welches aus drei Quadrangeln besteht. Die rothen Ziegelmauern sind mit Säulen, Keilsteinen und Steinfriesen verziert. Das Innere enthält Suiten von 12 Zimmern. Hier befindet sich eine große Anzahl Gemälde alter Meister.

5) Klöden, Handbuch der Länder- und Staatenkunde. Bd. IV.

Das Schloß steht in der Mitte eines großen Gartens (Kensington-Gardens) von 3½ engl. Meilen Umfang, welcher viele prächtige Bäume, ein schönes Wasserbassin (the Basin) und manche anmuthige Anlagen enthält. Der Garten wurde auf Befehl der Königin Karolina, Gemahlin Georg's II., von Wise, Bridgman und Kent angelegt, der Blumengarten wurde später von Loudon angelegt. Kensington-Gardens stehen unmittelbar mit dem Hydepark, an den sie an der Ostseite anstoßen, in Verbindung, und sind, wie dieser Park, gegenwärtig ein öffentlicher und beliebter Spazierplatz.

Das Kensington-Observatorium wurde von Sir James South gegründet, welcher dort ein vorzügliches Teleskop aufstellte, das in hellen Nächten eine 1000fache, in dunkeln Nächten immer noch eine 700fache Vergrößerung gibt.

Das Kensington-Museum (South Kensington-Museum) ist eine großartige, wahrhaft nationale Anstalt für Kunst-Industrie und Ornamentik. Es entstand 1852 aus einem unmittelbar aus der großen Londoner Weltausstellung von 1851 hervorgegangenen Project des Prince-Consort Albert, ein Project, das vom ersten Director, Sir Henry Cole, mit großem Eifer und großer Umsicht ins Werk gesetzt wurde. Die Grundfläche, welche 12 Acres einnimmt, wurde um 260,000 Pfd. St. aus den Ueberschüssen der Ausstellung gekauft. Das aus rothen Ziegeln aufgeführte Museumgebäude wurde 1860 begonnen und seitdem bis 1879 sind Parlamentsverwilligungen zum Betrag von über 1 Million Pfund auf die Anstalt verwandt worden. Die hier ausgestellten Sammlungen sind in Glasschränken geordnet und jeder Gegenstand ist mit einem eine kurze Beschreibung desselben gebenden Zettel versehen. Wir geben eine kurze Uebersicht der einzelnen Theile der wichtigen Anstalt.

Der Architektur Hof: Architekturmodelle und architektonische Ornamente. Heiligenbilder-Galerie aus Bois le Duc, reich ornamentirt. Modell des Denkmals des Herzogs von Wellington in der St. Pauls Kathedrale. Modell der Trajanssäule in Rom, in der Größe des Originals. Mercurstatue nach Johann von Bologna, 16. Jahrh. (Original in Florenz). Vier altenglische Kamingesimse aus einem Hause in Lime-Street, London. Großes spanisches Altargemälde in Tempera aus Valencia, Copien der Puerta della Gloria in Santiago-Kathedrale und von Bronzethüren in Augsburg, Hildesheim und Pisa. Modell der Maschinerie, mit welcher Kleopatra's Nadel auf ihre jetzige Stelle im Thames-Embankment zu London gehoben wurde. Schmiedeeisernes Geländer mit Schnörkelornament, von Huntingdon Shaw, Schmied zu Nottingham, aus Hampton. Court-Palace-Antike und moderne Mosaiken. Ein Neufundland-Hund, Statue in Lebensgröße in weißem und schwarzem Marmor von C. Wyatt. Modell des Divan Chas (Audienzkammer) des Akbar-Chan. Kamingesims in der Rathskammer zu Brügge, gesetzt zu Ehren Karl's V. 1529. Geschnitztes Triptych, deutsch, 15. Jahrh. St. Sebald's Schrein zu Nürnberg, Modell. Diagramme aller wichtigen Gebäude in der Welt. Teppiche. Porträts großer Künstler.

Südhof: Porträts großer Künstler in reich decorirter Arcade.

Westflügel: Von Privaten zur Ausstellung geliehene Kunstsammlungen.

Ostflügel: Indische, persische, chinesische, japanesische Bronzen, Emails, lackirte Waare, Artikel in Elfenbein, Waffen, Schmuck. Photographische Ansichten der Plätze, von welchen die Artikel gekommen sind. Statue eines Hasenadlers in Eisen aus Japan, vom 10. Jahrh. Ein paar große Schüsseln in blauem Steingut aus Japan. Heiliger, bestimmt zum Buddha, Bronzebild. Zum Buddhadienst gehörende Glocken und Ornamente.

Nord-Arcade: Ostasiatische ornamentirte Costüme und Kleidungsstoffe.

Ost-Arcade: Chinesische und japanesische Harnische, Uniformröcke, Schnitzerei in Nephrit, Emails. Eine japanesische Schüssel mit einer Darstellung der Taufe Christi zur Erinnerung an die Ermordung der Christen in Japan im 17. Jahrh. Krönungsschmuck Theodor's, Königs von Abessinien. Ein Boudoir aus der Zeit Louis' XIV., Modell.

Süd-Arcade: Elektrotypische Copie des 1868 zu Hildesheim ausgegrabenen römischen Schatzes. Dagobert's Stuhl. Altfranzösische Wanduhr. Zwei altfranzösische Schränke. Waffen. Trinkgeschirr. Schmuck. Mitchell's Sammlung von ornamentirten Schnupftabacksdosen. Alte Zinnflasche. Sammlung von englischen und französischen Münzen.

Nordhof: Italienische Sculptur und Architektur. Modell der Emporkirche in Santa-Maria Novella, Florenz. Eine Pavoise (Turnierschild). Basreliefporträts und Büsten berühmter Italiener. Die Waterloo-Vase von Westmacott, aus einem von den Franzosen eroberten Block von Carrara-Marmor. Basrelief bild der Charge der englischen Gardereiteresi in der Schlacht bei Waterloo. Marmorsculpturen und Wachsmodelle nach Mich. Angelo. Terracotta und Gesimse aus Florenz. Modell eines römischen Kriegswagens. Michel Angelo's Daniel und Moses. Donatello's St. Georg. St.-Peter's Schrein, auf acht Statuen ruhend, aus Mailand. Fenster von der Certosa zu Pavia. Vergoldete Bronzethür des Baptisteriums zu Florenz. Copie der Bronzebüste König Heinrich's VII. von England, dem Torregiani zugeschrieben. Zwei Kanzeln von Giovanni und Nic. Pisano aus Pisa.

Ost-Arcade: Alte Kamingesimse, Meßgewänder, Teppiche. Der Syon-Chorrock, 13. Jahrh., englische Arbeit, gehörte dem Syon-Kloster (angekauft für 110 Pfd. St.).

West-Arcade: Kunstbibliothek, Sammlung von Büchern über bildende Künste. Alte Musikinstrumente. Ein Klavier Händel's. Luther's Fingerorgel. Altbritisches und angelsächsisches irdenes Geschirr. Glas- und Bronzegeschirr. Waffen. Schmuck.

Nordgang: Persische und ostasiatische Töpferei, Metallartikel, Teppiche, Tuche, Waffen, Harnische. Persische Marqueterie.

Westgang: Moderne und mittelalterliche Möbel.

Staatskutschen. Sänften. Ein Schrank König Heinrich's VIII. Bettstellen. Staatskutsche des Hochkanzlers von Holland. Schränke mit geschnitzter und mit eingelegter Arbeit. Bibliothek von Unterrichtsschriften. Büste Wellington's von Marochetti. Büste Washington's.

Nordgalerie: Die Rafael-Cartons, welche 1865 von Hampden Court-Palast hierher gebracht wurden. Dieselben enthalten Zeichnungen in schwarzer Kreide und Tusche auf Papier von Rafael und Schülern vom Jahre 1510, Musterentwürfe für Teppiche, bestimmt für Leo X. Die Cartons wurden auf Anrathen Rubens' von König Karl I. angekauft. Cromwell bezahlte den Kaufpreis von 305 Pfund; sie wurden aber erst von Christopher Wren aufgehängt.

Die Sheepshank's Galerie, Sammlung von englischen Gemälden.

Sammlung von Zeichnungen in Wasserfarben.

Sammlung von alten und modernen Juwelen, Intaglios, Ringen, Medaillen der englischen und französischen Armee und Marine.

Südgalerie: Mittelalterliche Elfenbeinschnitzerei, englisches Silberzeug, Elektrotypeopien von Silberzeug.

Prince-Consort Galerie: Bijouterie, Emails, Schmuck und Schmuckcassetten, Uhren, Intaglios, Stahlspiegel, damascenirt mit Gold und Silber, aus Mailand vom J. 1550. Guldenstücke aus dem 12. Jahrhundert. Deutsches Triptych mit Darstellung der Kreuzigung und anderer biblischer Scenen, 15. Jahrhundert. Altarcrucifixe. Krummstäbe. Schalen von Krystall, Achat, Elfenbein, Bernstein. Deckelkrug von Elfenbein aus Augsburg. Die Martelli-Bronzen von Donatelli aus Florenz. Alte Standuhren. Kaiser Rudolf's astronomischer Globus. Alter Bronzeleuchter aus Gloucester. Alte und moderne Uhren und Juwelen. Bibliothek von 15,000 Bänden (griech. und lat. Classiker, Dichtungen).

Die Forster Sammlung, eine Bibliothek von 18,000 Bänden (englische Literatur). Oliver Goldsmith's Stuhl, Schreibpult, Spazierstock.

Smith's Sammlung von Gemälden in Wasserfarbe. Keramische Galerie: Majolica, Porzellan u. s. w.

Mit dem Museum sind verbunden eine Kunstschule, sie ertheilt Unterricht im Zeichnen, Modelliren u. s. w., und eine Kochschule, sie ertheilt täglich Unterricht in der höhern Kochkunst.

Neben dem Museum befindet sich das **Patent-Museum**, eine große Sammlung von Maschinen aller Art. Hier befinden sich u. a. Arkwright's Spinn- und Kardenmaschine vom J. 1749, die erste Locomotive (Trivethick's „Puffing Billy"), James Watt's Dampfmaschinenmodell, die erste Schiffsdampfmaschine (von Millar zu Dalswinton), George Stephenson's erste Locomotive „The Rocket", Peter Lightfoot's Thurmuhr der Glastonbury-Abtei vom J. 1325, in Gebrauch 1834 in Well's Kathedrale.

Dem Museum gegenüber liegen die Exhibition Galleries und das India-Museum. Die Exhibitions Galleries sind ein Supplement zum Museum. Sie enthalten in der Südgalerie: Feuerwaffen und Zubehör, Modelle von Schutzvorrichtungen, Baustoffe; Westgalerie: Apparate für künstliche Fischzucht; Ostgalerie: die nationale Porträt-Galerie, gegründet 1858, Porträtgemälde von englischen Berühmtheiten von Sir Walter Raleigh und Königin Elisabeth an bis zur Gegenwart. Das India-Museum, 1879 vom India Office hierher gebracht, enthält indische Rohproducte, landwirthschaftliche Geräthe, Hausrath, indische Säugethiere und Vögel in ausgestopften Exemplaren, Textilmanufacte (überaus feine Musseline und Shawls, überaus reiche Teppiche), Metallmanufacte (Gold- und Silberzeug, durchbrochene Goldarbeit u. s. w.), Juwelen, Schmuck, Opferschalen, Waffen, Harnische, Tippu Sahib's mechanischen Tiger, welcher einen Engländer anfrißt, Folterwerkzeug, Nephrit- und andere Steinschnitzerei, eingelegte Marmorplatten (einige aus der Lehne des Thrones zu Delhi), Sculpturen aus dem 4. und 5. Jahrhundert n. Chr.

In der Nähe steht die Albert-Hall of Arts, welche unter ihrer mächtigen Kuppel 50,000 Personen aufnehmen kann, zunächst bestimmt für Musikconcerte. Es wird projectirt, hier ebenfalls das Natural History Museum zu erbauen, wo die naturhistorischen Sammlungen des Britischen Museums in London, das den gegenwärtig davon eingenommenen Raum für die Bibliothek und die Antiquitäten bedarf, untergebracht werden sollen.

(W. Boetticher.)

KENT, englische Grafschaft, ist der südöstlichste Theil der britischen Insel, sodaß die östlichste Stelle der Grafschaft nur 24 engl. Meilen von Frankreich entfernt ist, und grenzt im Norden an die Themse und die Nordsee, im Osten an die Nordsee, den Britischen Kanal und die Meerenge von Dover, im Süden an die Grafschaft Sussex, im Westen an die Grafschaft Surrey, sodaß die Grenzen ein ziemlich regelmäßiges Parallelogramm beschreiben. Die größte Länge, von Deptford bis zum North Foreland, beträgt 63 engl. Meilen, die größte Breite, vom North-Foreland bis Dungeneß Point, 40 engl. Meilen, der Umfang 170 engl. Meilen, der Flächeninhalt 972,248 Acres.

Boden. Die Oberfläche ist größtentheils stark gewellt, hat daher einen mannichfaltigen Wechsel der Landschaft, eine fortwährende Folge von sanft gerundeten Höhen und von Thälern.

Zwei parallele Hügelketten, höher als die übrigen, durchziehen die Grafschaft von Osten nach Westen, vom Meere bis Surrey, die Nord- und die Süd-Downs. Diese Hügelketten haben eine Breite von 3 bis 6 engl. Meilen und sind meistens mit Holzung oder Gebüsch bestanden. Die Nord-Downs mit steilem Abfall an der Südseite sind höher als die Süd-Downs; sie haben ihre höchsten Gipfel gleich bei ihrem ersten Auftritt an der Südostküste, Paddlesworth-Hill bei Folkestone hat 642, Folkestone-Hill 555, Dover Castle Hill 460 engl. Fuß Höhe. Hollingbourne Hill zwischen Medway und Stour 616 Fuß Höhe. Die Downs treten bei Westerham in Surrey ein.

Zwischen den Ketten der Downs und im Süden der Grafschaft erstrecken sich die Tiefebenen des Weald, die Romney Marsh, eine ausgedehnte Ebene an der Südost

küste, enthält 33,925 Acres, mit Einschluß der im Südwesten anstoßenden Welland Marsch und der an diese im Südosten anstoßenden Denge Marsch 43,726 Acres. Da zu kommt ferner die Guilford-Marsch, im Westen der Welland Marsch, von 32,650 Acres, welche größtentheils in Sussex liegt. Im Sommer sind diese weiten Flächen mit üppigem Grauwuchs bekleidet, mit großen Schaf und Rinderheerden bedeckt.

Unmittelbar an der Nordküste liegen die Inseln Isle of Grain, Sheppey und Thanet, welche jedoch eigentlich zum Festland gehören, indem sie nicht durch Meeresarme, sondern nur durch Flußarme davon getrennt sind. Die Isle of Grain ist eigentlich das Nordende der Halbinsel, welche sich zwischen den Mündungsströmen der Themse und des Medway vorstreckt; sie wird durch einen schmalen Arm der Themsemündung abgetrennt. Die Insel Sheppey im Osten des Mündungsstroms des Medway wird durch die Swale, einen Arm des Medway mündungsstroms, vom Festland getrennt. Sie ist 10 engl. Meilen lang und 5 Meilen breit. An der Nordspitze von Sheppey liegt Sheerneß mit den großen königlichen Schiffswerften. Am Südufer von Sheppey liegen die Werder Harty und Elmsley. Die vom Festlande durch die Mündung des schmalen Flusses Stour getrennte Insel Thanet ist die Nordostspitze der Grafschaft. Dort liegen die vielbesuchten Badeplätze Ramsgate, Margate und Broadstairs. Im Osten von Margate liegt das North-Foreland, die Nordostspitze der Grafschaft, den Schiffern bei Nacht durch einen Leuchtthurm bezeichnet.

Küste. Kent hat eine sehr große Küstenlänge. Die zwischen dem Themse- und Medwaymündungsstrom liegende Halbinsel ist niedriges Marschland. Die Insel Sheppey im Osten des Medwaymündungsstroms hat im Norden hohe, 60 bis 80 Fuß steil ansteigende Ufer; der Südtheil der Insel ist niedrig und flach. Zwischen der Insel Sheppey und der Insel Thanet steht die Küste in hohen Thonwänden, ausgenommen an Herne-Bay, Reculver und einigen andern Stellen. Die Küste der Insel Thanet besteht aus hohen Kreideklippen. Im Süden von Thanet befindet sich Pegwell-Bai mit sichtem Gestade, und die Küste bleibt niedrig bis Walmer Castle, wo sie wieder hoch wird. Sie bleibt hoch bis zum South-Foreland und Folkestone und senkt sich dann allmählich bis zur Tiefe von Romney-Marsch. Vor der Küste zwischen der Insel Thanet und dem South-Foreland liegen die Goodwin-Sands, die große Sandbank, welche der Sage nach der Rest der dem mächtigen Grafen Goodwin gehörenden und im J. 1097 ins Meer versunkenen Insel Lomea ist. Sie haben 10 engl. Meilen in der Länge und 3 bis 4 Meilen in der Breite. Der Swashway, ein für kleine Fahrzeuge schiffbarer Kanal, zieht sich durch die Sands. Zwischen den Sands und der Kentküste befinden sich die Downs, die berühmte Rhede, die größte in Englands Gewässern, stets von einem fast unabsehbaren Mastenwald bestanden, durch die sonst so gefürchteten Sands gegen den Seegang geschützt. Die Downs sind an acht Seemeilen lang. Zwischen der Nordwest-Spitze der Goodwin-Sands und der Küste liegt die Brake, eine zweite Sandbank, fünf Seemeilen lang. Sie schließt die Small-Downs ein, eine im Norden der großen Downs unmittelbar anstoßende Fortsetzung derselben, welche durch die Brake geschützt wird. Der Stadt Margate gegenüber liegen die Margate Sands; zwischen ihnen und der Küste befindet sich die Margate Rhede (Margate-Roads).

Das Gestein. Der Boden Kents wird von Osten nach Westen von fünf Gesteinschichten durchzogen, welche in der Richtung von Norden nach Süden nacheinander zu Tage treten. 1) Der londoner und der plastische Thon zwischen der Themse und den Nord-Downs hebt an in dem marschigen Thale des Stour, welches die Insel Thanet im Süden abtrennt. 2) Die Kreide tritt auf in den Doverklippen und dem Paddlesworth-Hill bei Folkestone und zieht quer durch die Grafschaft bis Surrey in der Breite von 5 bis 6 engl. Meilen. Der steile Südrand dieser Schichtung bildet die Hügelkette der Nord-Downs. Die Kreide tritt zuerst in den Klippen und Bergen bei Dover und Folkestone aus dem Meere hervor und durchzieht die Grafschaft bis Surrey. 3) Der blaue Thon oder Kreidemergel mit dem Grünsand folgt der Kreide in einer Mächtigkeit von 300—400 Fuß. Die zu dieser Schichtung gehörenden South-Downs durchlaufen Kent und Sussex und laufen aus im Beachy Head. 4) Der Weald-Thon, ein Thon ohne Beimischung von Kalkarten, der jedoch mitunter schmale Bänder von Sand und Muschelkalk einschließt, erstreckt sich in der Mächtigkeit von 300 Fuß und der Breite von 5 engl. Meilen durch die Grafschaft vom Strande der Romney-Marsch aus. 5) Der Hastings-Eisensand, welcher den übrigen Theil des Südostens der Grafschaft einnimmt und sich bis nach Sussex hineinzieht. Derselbe bildet ebenfalls eine Reihe von Anhöhen. Kent wird mithin durch drei parallele Höhenzüge getheilt, durch den des Südrandes der Kreide, den des Grünsandes und durch den Eisensandzug. Zwischen der Kreide und dem Grünsande liegt das Homesdale-Thal, zwischen dem Grünsande und dem Eisensande das Weald. Das altenglische (angelsächsische) Wort Weald ist das deutsche Wald; die große Kent-Ebene wird so genannt, weil sie in alter Zeit durchweg von Waldung eingenommen wurde.

Der Eisensand wurde früher bis zur Anwendung der Steinkohle bei der Eisenverarbeitung in Menge zu Eisen verarbeitet. Eisenkies kommt im Gestein der Insel Sheppey in Menge vor. Wetzstein lagert in Masse in der Wetzsteinkette (Ragstone-Range), dem centralen Zuge der Nord-Downs. Ein grauer, kreiselförmig geaderter Marmor wird an verschiedenen Stellen mitunter gefunden. Der Grünsand enthält mächtige Flötze Kalkstein, welcher bei Maidstone gebrochen wird. Der Weald-Thon ist viel mit Seesand und kleinen Muscheln gemischt. Das Gestein der Hügel und Höhen besteht hauptsächlich aus Kreide, enthält jedoch außerdem sehr verschiedenartige Bestandtheile.

Flüsse. Kent ist sehr reich an Flüssen. An der Nordgrenze bietet die Themse eine prächtige Verkehrsstraße. Der Ravensbourne entspringt auf einer Anhöhe der Gemeindeweide von Lifton, fließt nordwärts vorbei

an Bromley und Lewisham, versieht die volkreichen Städte Deptford und Greenwich mit Wasser, treibt eine Anzahl von Mühlen und ergießt sich in die Themse bei Deptford nach einem Laufe von 10 engl. Meilen. Der Darent oder Dart entspringt in Squerins Park bei Westerham, läuft parallel mit den Nord-Downs bis Riverhead bei Sevenoaks, wo er sich nach Norden wendet, fließt durch einen Paß der Downs, vorbei an Otford, Shoreham, Farningham, Sutton, wird schiffbar bei Dartford und ergießt sich, nachdem er den Cray aufgenommen hat, bei Longreach in die Themse. Der Cray, berühmt wegen seiner Forellen, entspringt bei Orpington. Der Medway, der größte unter den eigentlich kentischen Flüssen, entspringt an der Nordgrenze von Sussex zwischen East Grinstead und Crawley, fließt ostwärts vorbei an Ashurst, Penshurst, Tunbridge und Yalding, wo er den Teis und den Beult aufnimmt. Der Teis entspringt in Sussex und fließt an Lamberhurst vorbei. Der Beult entspringt im Weald bei Spadehurst und fließt nordwestlich nach Yalding. Von dort fließt der Medway nordwärts nach Maidstone, Aylesford, Rochester, Stroud und Chatham und fällt in die Themse bei Sheerneß nach einem Laufe von 60 engl. Meilen, von denen 40 schiffbar sind. Die Meerflut wirkt ein bis Maidstone-Brücke. Bis Rochester ist die Flutströmung stark. Unterhalb Rochester ist der Medway so tief, daß die größten Linienschiffe dort gewöhnlich vor Anker liegen. Das Stromgebiet des Medway enthält circa 30 engl. □Meilen in der Mitte der Grafschaft. Der Große Stour entspringt bei Venham, fließt vorbei an Ashford, dann nordöstlich nach Canterbury und Sarre, wo er sich gabelt, ein Arm fällt in die Themse bei Reculver, der andere Arm ergießt sich in die Pegwell-Bai unterhalb Sandwich. Der Kleine Stour entspringt bei Lyminge, fließt vorbei an Elham und Burham und fällt in den Pegwell-Bai-Arm des Großen Stour. Das Flußbett des Stour war früher 3 bis 4 engl. Meilen breit und wurde der Wantham Channel genannt.

Der Rother entspringt in Sussex, bildet dann eine Strecke die Grenze von Kent und Sussex, tritt darauf nach Sussex zurück und mündet in die See bei New-Romney. — Mineralquellen sind zahlreich, meistens Sauerbrunnen, wie zu Tunbridge Wells, Sydenham, Tulwich hat Salzquellen.

Kanäle. Der Grand Military Kanal, angelegt während des Kriegs Englands mit Frankreich zur Erleichterung der Küstenvertheidigung, läuft von Shorn Cliff längs der Küste nach Hythe, umzieht dann Romney Marsch bis zum Rother. Ein kurzer Kanal läuft vom Stour bei Sandwich südwestlich zum Britischen Kanal, ein Durchstich durch die Landenge, gebildet durch die Windungen des Stour. Der Thames-Medway-Gravesend-Rochester Kanal verkürzt den Weg für Boote um 23 engl. Meilen; das Ende dieses Kanals zieht sich durch einen vier Kilom. langen durch die Kreidehügel geschnittenen Tunnel. Der Dartford-Crayford Kanal verbindet die Städte Dartford und Crayford mit der Themse. Der Croyden-Kanal, welcher längs der Westgrenze der Grafschaft lief, ist trocken gelegt und in die Croyden-London Eisenbahn verwandelt worden.

Die Landstraßen Kents sind von besonderer Wichtigkeit, namentlich von besonderm historischen Interesse, weil die Grafschaft der Eingang ist, welcher Britannien mit dem europäischen Continent verbindet. Die große Landstraße von London nach Dover beginnt bei New Cross, $3^1/_2$ engl. Meilen von London, und läuft ostsüdöstlich nach Deptford, Greenwich, Dartford, Gravesend, Chatham, Rochester, Sittingbourne, Canterbury, Dover, 71 engl. Meilen. Die Landstraße von London nach Hythe läuft östlich ab von New Cross nach Eltham, Farningham, Wrotham, Maidstone, Lenham, Charing, Ashford, Hythe, 65 engl. Meilen. Die Landstraße nach Hastings läuft unterhalb New Cross südlich ab nach Bromley, Seven Oaks, Tunbridge, Lamberhurst, Linwell, wo die Straße in Sussex eintritt, 45 engl. Meilen.

Eisenbahnen. Die londoner South-Eastern oder London und Dover Bahn, gegenwärtig die Hauptverkehrstraße zwischen England und Frankreich und dem übrigen Continent, tritt von Surrey aus in Kent ein bei Edenbridge und zieht sich von dort nach Tunbridge und Ashford, biegt bei Marsham nach Hythe zu, läuft im Norden dieser Stadt nach Folkestone, längs den Küstenklippen und durch einen in die Shakespeare-Klippe geschnittenen Tunnel nach Dover, $65^3/_4$ engl. Meilen. Eine Zweigbahn läuft von Tunbridge nach Maidstone, Ashford, Canterbury und der Insel Thanet. Die Hauptlinie endet bei Ramsgate mit einer Zweigbahn nach Margate. Die Nord-Kent Bahn läuft von London nach Woolwich, Gravesend und Stroud, 31 engl. Meilen. Die Canterbury-Bahn nach Whitstable-Bai an der Themse der Insel Sheppey gegenüber), $6^1/_4$ engl. Meilen lang, läuft auf einer schiefen Ebene mit Stationär-Maschinen.

Holzung. Es gibt noch beträchtliche Waldstrecken im östlichen Kent, meistens zerstreut an der Dover- und Rochester Straße und auf den Kreidehügeln. Dieselben liefern Brennstoff, Schiffsbauholz und Hopfenpfähle, welche letztere in überaus großer Menge in der Grafschaft gebraucht werden. Das Weald enthält ausgedehnte Waldungen, welche besonders vorzügliches Eichenholz liefern.

Landwirthschaft und sonstige Industrie. Die Grafschaft ist hauptsächlich Agriculturland. Weizen und auch Roggen, besonders aber viel Canarienvogelsaat wird gebaut; von größter Wichtigkeit aber ist der Hopfenbau. Die Hopfengründe, welche sich von Maidstone nach Canterbury und von da nach Sandwich erstrecken, sind sehr ergiebig; sie bestehen aus fruchtbarem Lehm auf einer mächtigen Schicht Ziegelerde. Der Hopfen wird gewöhnlich auf erhöhten Erdbetten mit dem Spaten bestellt. Im Durchschnitte werden jährlich 21,350 Acres mit Hopfen bepflanzt, welche 17,053,048 Pfd. Hopfen tragen. Die Pflanze trägt gewöhnlich am Ende des dritten Jahres nach der Pflanzung. Das Hopfenpflücken beginnt Anfang September, folgt mithin auf die Getreideernte, sodaß der Arbeiter in Kent den Vortheil einer doppelten Ernte hat. Meistens hängt das Auskommen

einer Arbeiterfamilie während des Winters von ihrem Verdienste während der kurzen Zeit des Hopfenpflückens (hopping) ab. Auch ziehen jährlich viele Tausende der armen Bevölkerung Londons, besonders Iren, zu diesem Geschäfte herbei, die, in Scheunen auf Stroh gebettet, das kärgliche Mahl im Felde kochend und verzehrend, hier jährlich ihre fête champêtre halten, von deren Ergebniß ebenfalls mehr oder weniger ihr Auskommen während des folgenden Winters abhängt. Ohne diese reichliche Arbeit, welche das durch die Eisenbahn nahe gebrachte London liefert, könnte der Hopfenbau in seiner gegenwärtigen großen Ausdehnung schwerlich betrieben werden. Der reife Hopfen ist eine leicht gefährdete Frucht und muß so schnell wie möglich eingebracht werden, weshalb alt und jung dabei Beschäftigung findet. Ein Viertel der gesammten Hopfensteuer in England wird in Kent entrichtet. Das kentische Obst ist von vorzüglicher Güte und wird in Ueberfluß gewonnen. Die Obstgärten bei Maidstone sind berühmt wegen ihrer Aepfel, Kirschen und Filbertnüsse. Die Küchengärtnerei liefert Kartoffeln, Hülsenfrüchte, Kohl und sonstige Grünwaare von vorzüglicher Güte und in sehr reichlicher Menge. Sie wird besonders für den londoner Markt und in größerer Nähe Londons in großem Umfange betrieben, wie bei Deptford. Die fetten Marschlande sind fast ausschließlich der Schaf und Rindviehzucht gewidmet. Der dortige Viehzüchter hat gewöhnlich zweierlei Land, ein Land für Zucht und ein Land für Mästung. Das Romneymarsch-Schaf ist größer als das westenglische oder welsche, jedoch nicht so groß wie das von Lincoln oder Norfolk. Die Wolle ist fein und lang, durchschnittlich gegen 5 Pfd. auf das Schaf.

Außer der Landwirthschaft ist die Industrie unbedeutend. Die früher viele Hände beschäftigende Handweberei ist gänzlich abgekommen, wie anderswo. In Crayford findet Kattundruckerei und Bleicherei statt. Bexley und Dartford besitzen große Papiermühlen. In Chatham und Deptford findet beträchtlicher Schiffsbau statt. Tunbridge liefert die Tunbridge-Waare, Sandwich und die Insel Thanet gewinnen Salz. In Faversham und Dartford wird Schießpulver, in Deptford und Whitstable Kupfervitriol, in Crayford und Dartford Eisen fabricirt.

Der Grundbesitz in der Grafschaft ist sehr vertheilt. Es gibt 9000 Grundeigenthümer, ausschließlich der kirchlichen und körperschaftlichen Eigenthümer. Eigenthümlich ist die Vererbung nach dem Gevelkind (gevaletum), die gleiche Erbtheilung unter Brüdern, oder in Ermangelung von Brüdern unter Schwestern, oder in Ermangelung von Schwestern unter Neffen. Die Wittwe erhält einen gewissen Antheil.

Bevölkerung. Die Grafschaft enthielt im J. 1700: 153,800, im J. 1750: 190,000, im J. 1801: 307,624, im J. 1821: 426,016, im J. 1841: 447,115, im J. 1851: 484,272, im J. 1871: 847,507 Einwohner.

Administrative Eintheilung. Die Grafschaft wird für administrative Zwecke eingetheilt in Ostkent und Westkent. Westkent enthält die Lathes (eine Kent eigenthümliche Benennung für Bezirke) Sutton-at-Hone, Aylesford und den südlichen (niedrigen) Theil des Lathe Scray. Ostkent enthält die Lathes St.-Augustine, Shepway (mit der Romney-Marsch) und den nördlichen (höheren) Theil des Lathe Scray. Die Lathes werden wieder eingetheilt in Hundreds, Liberties, Bailiwicks und Kirchspiele. Die Grafschaft enthält 415 Kirchspiele, 2 Cities (Canterbury und Rochester), die Cinque-Ports Dover, Hythe, New-Romney und Sandwich, die Parlamentary Boroughs Chatham, Greenwich (mit Einschluß von Woolwich), Deptford und Maidstone, 26 Marktstädte (market-towns). Die Grafschaft als solche wird im Parlament durch vier Mitglieder des Unterhauses vertreten, zwei für West- und zwei für Ostkent. Westkent hat 8432, Ostkent 4635 registrirte Wähler.

Kirchliche Eintheilung. Zum Erzbisthum Canterbury gehören unmittelbar das Bisthum Canterbury und das Bisthum Rochester. Zum Sprengel Rochester gehört nur das Lathe Sutton-at-Hone und ein Theil des Lathe Aylesford, zum Sprengel Canterbury gehört der übrige Theil der Grafschaft.

Geschichtliches. Infolge seiner Lage in der Nähe des Continents war Kent der erste historisch bekannte Theil Britanniens. Auch wird es bereits bei alten Autoren unter seinem gegenwärtigen Namen, latinisirt Cantium, erwähnt. Ebenso wird bereits Londinium, London, als die Hauptstadt der Cantier genannt. Das ursprüngliche London lag zu beiden Seiten der Themse. Außer diesen beiden haben sich sonst nur einzelne Ortsnamen aus der vorrömischen Zeit Britanniens noch im gegenwärtigen Gebrauch erhalten. Cantium wird besonders von Cäsar, Strabo, Diodorus Siculus, Ptolemäus erwähnt. Die Cantier waren merklich mehr cultivirt als die binnenländischen Stämme in Britannien. Die Cantier leisteten Cäsar tapfern Widerstand und sie waren es vorzüglich, welche verhinderten, daß Cäsar sich in Britannien festsetzte. Später blieben sie jedoch den Römern treu und anhänglich. Kent war bei den Römern ein sehr beliebter Aufenthalt, und sie gründeten hier viele Niederlassungen, weshalb Kent sehr reich an römischen Alterthümern ist. Kent wurde römisch unter Claudius. Unter Constantin wurde Kent der Abtheilung Britannia Prima einverleibt.

Um das Jahr 440 landeten Hengist und Horsa mit 1500 Sachsen auf der Insel Thanet, von Vortiger, König von Kent, von der Elbe herbeigerufen, um ihm gegen die Picten und Scoten, gegen welche das gefallene Rom nicht mehr schütze, beizustehen.

Lappenberg in seiner Geschichte von England hat den mythischen Charakter der Erzählung von der ersten Ankunft der Angelsachsen in Kent, wie sie überliefert ist, nachgewiesen. Es waren jedenfalls nicht Hengist's Angelsachsen, mit denen die germanische Ansiedelung in Ostengland zuerst begann. Es besteht kein solcher Bruch in der englischen Geschichte, kein so plötzlicher Uebergang vom keltischen zum germanischen Britannien, wie damit angenommen wird. Der Anfang der germanischen Einwanderung in Kent und sonst in Ostbritannien muß viel

weiter, vielleicht um Jahrhunderte zurückdatirt werden. Vortiger war ohne Zweifel ebenso gut ein Germane wie Hengist, was ja auch die Sage selbst andeutet. Vortiger wandte sich an seine Stammgenossen jenseit der See um Schutz gegen die keltischen Aboriginer.

Zwischen Hengist und Vortiger entstanden jedoch, wie es weiter heißt, blutige Kämpfe. Hengist wurde von Vortiger wiederholt geschlagen, zuletzt sogar von der Insel Thanet vertrieben. Nach Vortiger's Tode (455) kehrte Hengist jedoch mit verstärktem Heere zurück und die Cantier erlitten eine entschiedene Niederlage in der Schlacht bei Crayford im Jahre 457 und flohen nach London. Hengist herrschte in Kent und erwarb darauf auch Middlesex und Sussex. Auf Hengist folgten als Könige von Kent 488 Esca (Esric, 512 Octa, 542 Cormanric, 560 Ethelbyrht, 616 Eadbald, 640 Earconberht, 685 Edric, 694 Wihtred, 725 Eadberht, 748 Ethelbyrht, 760 Edbert(?) Luthred (?) Ealdred, 784 Ealhmund, 794 Eadbryht. Unter der Regierung des Ethelbyrht (560—616) und zunächst unter dem Schutze der Königin Bertha, einer Tochter des Charibert, Königs von Paris, wurde das Christenthum in Kent eingeführt, das sich von dort in die andern sächsischen Königreiche verbreitete. Bereits unter Ethelbyrht's und dann unter Ethelred's Regierung wurde Kent fortwährend von den Dänen angegriffen und geplündert. Dieselben überwinterten oft auf den Inseln Thanet und Sheppey. Im J. 568 fiel Ethelbert in das Gebiet des Cealwin, Königs von Westsex, ein, erlitt aber eine schwere Niederlage bei Wimbledon. Er behielt dessenungeachtet Besitz seines Thrones in Kent, weil König Cealwin sowol mit seinem Neffen Cealwin wie mit den Kymren und Scoten in Krieg verwickelt war. Er erhielt die Würde des Bretwalda. Kent blieb aber fortan im Bündniß mit dem Westsex feindlichen Mercia. Als dann endlich Egbert, König von Westsex, Beornwulf, König von Mercia, bei Wilton (823) besiegt hatte und Mercia mit Westsex vereinigt worden war, entsandte Egbert den kriegerischen Bischof und gewandten Staatsmann Ealstan und seinen Sohn Ethelwulf mit Heeresmacht, um auch Kent in Besitz zu nehmen, das hierauf auf immer mit Westsex, d. i. mit England, vereinigt wurde. *(W. Bentheim.)*

KENT (Grafen und Herzoge von). 1) Edmund, Graf von Kent. Als zweiter Sohn König Eduard's I. von England aus zweiter Ehe mit Margaretha von Frankreich am 5. Aug. 1301 geboren, wurde Edmund von seinem Stiefbruder, König Eduard II., auf schmähliche Weise zu Gunsten des Favoriten Gaveston übervortheilt und erst 1321 zum Grafen von Kent ereirt. Als Eduard II. von neuem mit seinem Adel brach, stellte sich Edmund auf des erstern Seite, zog 1321 mit ihm ins Feld und nahm an seinen Rachacten theil; als der Anhang Lancaster's über die Spenser'schen Güter herfiel, zog er Spenser zu Hülfe, um einer großen Verschwörung, von der man vernahm, zuvorzukommen. Um den Streit Eduard's II. mit König Karl IV. von Frankreich auszugleichen, waren Edmund und der Erzbischof von Dublin 1324 am französischen Hofe thätig; Graf Karl von Valois (s. d.) rückte aber in Guyenne ein, Edmund warf sich mit rasch zusammengerafften Truppen ihm entgegen und mußte bald hinter den Mauern von La Réole Schutz suchen, während Valois vordrang; im Herbste mußte er ihm La Réole übergeben. Am J. 1326 schloß er sich der treulosen Gemahlin seines Stiefbruders, der Königin Isabella, und ihrem Buhlen Mortimer an, landete mit ihnen und vielen andern Unzufriedenen am 24. Sept. in England, machte ihren Feldzug gegen Eduard II. mit, wohnte dem feierlichen Siegeseinzuge in London am 4. Jan. 1327 an und billigte die Absetzung des unfähigen Monarchen. Bald aber verdroß ihn die nichtswürdige Herrschaft des Günstlings Mortimer, Grafen von March; er und sein älterer Bruder, Graf Thomas von Norfolk, verbanden sich mit dem Grafen Heinrich von Lancaster gegen ihn; es herrschte jedoch keine Eintracht unter ihnen, sie ließen Heinrich in Bedford im Stiche und er mußte einen erniedrigenden Vergleich mit dem Hofe schließen. Eine neue Schilderhebung gegen Mortimer und Isabella bereitete sich bald im stillen vor, man wollte ihnen Eduard III. aus den Händen winden, Edmund und Thomas schlossen sich den Unzufriedenen an, aber Edmund wurde auf Befehl Mortimer's und Isabella's am 13. März 1330 verhaftet, andere Herren fanden dasselbe Schicksal. Edmund wurde angeklagt, er habe durch falsche Angaben, Eduard II. lebe noch als Gefangener in Corfe, das Volk zu seiner Befreiung und zum Aufstand gegen die neue Regierung aufgestachelt, und da Briefschaften gegen ihn vorhanden waren, so wollte man an dem königlichen Prinzen zeigen, wessen man fähig sei. Es hatten ihm in Kenfington Predigermönche vorgespiegelt, der Papst würde insgeheim die Befreiung Eduard's II., der noch lebe, unterstützen; er war mit ins Ausland geflüchteten Großen in Verbindung getreten, um Streitkräfte nach Schottland zu werfen, sich mit dortigen Freunden zu vereinigen, in England einzufallen und die Regierung zu stürzen. Der Graf gestand vor dem königlichen Coroner Robert Howel am 16. März ungezwungen die ganze Verschwörung ein und erklärte sich zu demüthiger Buße bereit. Er wurde auf Hochverrath verurtheilt. War auch der Graf durch manche Rücksichtslosigkeit und Härte, die seine Leute sich zu Schulden kommen ließen, wenig populär, so glaubte das Volk doch nicht, daß selbst sein Haupt Isabella und Mortimer nicht zu hoch sei. Diese jedoch waren erbarmungslos; sie warfen seine Gemahlin und Kinder in den Kerker, zogen seine Habe ein und ließen ihn hinrichten. Kein Henker wollte an ihn die Hand legen, stundenlang erwartete er auf dem Richtplatze den Tod, endlich hieb ihm ein Verbrecher aus dem Hofgefängnisse am 21. März 1330 den Kopf ab. Die Hinrichtung wurde in ganz England verkündet und die Behörden mußten gegen Verbreiter des Gerüchts, der Graf habe aus andern Gründen als wegen Hochverraths den Tod erlitten und Eduard II. lebe noch, einschreiten. Im Processe Mortimer's wurde diesem vorgeworfen, er selbst habe Edmund in die Ansicht, der König lebe noch, verstrickt und ihn unschuldig hinrichten lassen, und er gestand zu, ihn planmäßig in die Falle gelockt zu haben.

Auf Bitten von Edmund's Witwe, Margaretha, und ihrer Söhne erstattete König Eduard III. ihr Eigenthum zurück, that für sie Fürsprache bei dem Papste und erwies ihnen viele Gunst. Ihre Söhne Eduard und Johann starben frühe, ihre Tochter Johanna heirathete den Grafen Wilhelm den Jüngern von Salisbury, ließ sich scheiden, heirathete Sir Thomas Holland und nach seinem Tode am 10. Oct. 1361 den „Schwarzen Prinzen" Eduard von Wales, der am 8. Juni 1376 verschied; „die Maid von Kent", durch ihn Mutter König Richard's II., starb unter dessen Regierung am 8. Juli 1385. Ihr zweiter Gemahl, Sir Thomas Holland, war 1360 Graf von Kent geworden; dieser Titel vererbte auf seinen ältesten Sohn und auf dessen Sohn Thomas, den Richard 1397 zum Herzog von Surrey creirte, Heinrich IV. 1400 enthaupten ließ. In seinem Bruder Edmund erlosch 1407 dies gräfliche Haus Kent. Im J. 1461 wurde William Neville, Lord Fauconberg, zum Grafen von Kent erhoben, starb aber schon 1462 ohne männliche Nachkommen. Der Titel ging an die Familie Grey 1465 über, 1706 wurde derselbe in den Titel eines Marquis verändert, 1710 ein Grey Herzog von Kent, doch erlosch der Titel 1740 und lebte erst 1799 in Herzog Eduard (s. den Folgenden) wieder auf. Vgl. R. Pauli, Geschichte von England, Bd. IV, Gotha 1855.

2) Eduard August, Herzog von Kent und Strathern, Graf von Dublin, und Marie Louise Victoria, Herzogin von Kent. Als vierter Sohn König Georg's III. von Großbritannien und Irland und Sophie Charlottens von Mecklenburg-Strelitz am 2. Nov. 1767 geboren, erhielt Prinz Eduard seine erste Erziehung in England, kam aber früh nach Hannover und in das Heer; militärische Disciplin war lebenslang seine größte Freude, er war Soldat mit Leib und Seele, von athletischer Gestalt und Kraft. Zum Obersten avancirt, diente er 1790 und 1791 unter General O'Hara in Gibraltar, machte sich aber wegen seiner Strenge so verhaßt, daß sein Regiment wiederholt meuterte und sein Leben mehrfach bedroht ward. Er ging nun nach Canada, wo er die Streitkräfte befehligte. Im J. 1794 betheiligte er sich an der Expedition des Sir Charles Grey gegen die französischen Inseln Westindiens und gab Beweise großer Tapferkeit bei dem Sturme mehrerer Forts in Martinique und Guadeloupe. Er wurde Gouverneur zu Halifax in Neuschottland, dann zu Portsmouth, wo er im November 1798 Bürgerrecht erhielt, 1800 General, 1802 Gouverneur von Gibraltar, wo seine strengen Maßnahmen zur Unterdrückung der Mißbräuche der Garnison zu großer Aufregung und Unruhe führten, sodaß er 1803 bereits abberufen wurde. Er erlangte 1805 die Würde des Feldmarschalls, wurde Inhaber eines Infanterieregiments und empfing die Sinecure eines Oberjägermeisters von Hamptoncourt-Park. Am 23. April 1799 trat er ins Oberhaus als Herzog von Kent und Strathern, Graf von Dublin und erhielt vom Parlament ein Jahrgeld von 12,000 Pfd. St., befand sich aber stets in großer Geldverlegenheit, die ihn 1816 zur Uebersiedelung nach Brüssel bewog, wo er in äußerst eingeschränkten Verhältnissen lebte. „Er hatte viel von Welt und Menschen gesehen. Mit Anstand und Leichtigkeit benahm er sich in Gesellschaft, war absichtlich höflich und verbindlich, und da er die Gabe der Rede in nicht geringem Grade besaß, so drückte er sich im Englischen und Französischen mit einer gewissen Beredsamkeit und Nettigkeit aus. Sein Mienenspiel verrieth Berechnung. Er war nicht ohne Fähigkeit, nicht ohne Bildung, und von großem Thätigkeitstrieb. Seine Untergebenen klagten über seine Strenge und pedantische Ordnungsliebe. Die Regulirung seiner Finanzen, die Vervollkommnung dessen, was die Engländer häuslichen Comfort und häusliches System nennen, und eine wahrhaft großartig ausgedehnte Betriebsamkeit der Protection anderer und Verwendung in fremden Angelegenheiten — er empfing beinahe jedermann, der ihn sehen und seine Hülfe in Anspruch nehmen wollte — bildeten seine Beschäftigung. Der Herzog war sich wohl bewußt, nur geringen Einfluß zu besitzen. Dies hielt ihn nicht ab, die an ihn gelangenden Gesuche, wenn nur irgend möglich, befürwortend an die Behörden gelangen zu lassen, sodaß sein Name von den Beamten aller Departements mit Seufzen genannt wurde. Für diese Zwecke unterhielt er eine lebhafte und sehr ausgebreitete Correspondenz, die drei bis vier Privatsecretaire kaum im Stande waren zu bewältigen. Liberale politische Grundsätze waren damals in England in der Minorität, und wenn der Herzog sich dazu bekannte, so begreift sich, warum die ganze damals herrschende und mächtige Partei ihn hassen mußte. Auch das Verhältniß zu seinen Herren Brüdern war ein sehr unfreundliches" (Stockmar). Auf politischem Gebiete war Herzog Eduard unveränderlich liberal, tolerant und versöhnlich, im Parlamente gehörten er und sein jüngerer Bruder, der Herzog von Sussex, zur Opposition, in seinen letzten Jahren war er populärer als seine meisten Brüder.

Am 29. Mai 1818 heirathete er in Koburg Marie Louise Victoria, Tochter des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg-Saalfeld und der Auguste Karoline Sophie von Reuß-Ebersdorf. Sie war in Koburg am 17. Aug. 1786 geboren und hatte am 21. Dec. 1803 den regierenden Fürsten Emich Karl von Leiningen (geb. 27. Sept. 1763) geheirathet, der am 4. Juli 1814 starb. Als Vormünderin verwaltete sie die Besitzungen ihres Sohnes, des Fürsten Karl Friedrich Wilhelm Emich von Leiningen, bis er sie am 12. Sept. 1825 selbst antrat; ihre Tochter, Prinzessin Anna Feodora Auguste Charlotte Wilhelmine, vermählte sich 1828 mit dem regierenden Fürsten Ernst Christian Karl von Hohenlohe-Langenburg und starb, seit 12. April 1860 verwitwet, am 23. Sept. 1872. Als verwittwete Fürstin von Leiningen lebte Marie Louise Victoria abwechselnd in Amorbach und bei ihrem Bruder, dem Herzoge Ernst I., in Koburg, wo sie der Herzog von Kent kennen lernte und zur Ehe nahm. Sie war von großer Schönheit, von Natur heiter und freundlich, voll warmen Gefühls, „der Wahrheit, der Liebe und Freundschaft, der Uneigennützigkeit, dem Mitleiden, ja selbst der Großmuth natürlich zugewendet" (Stockmar). Das junge Paar schlug seine Residenz in Amor-

bach auf, in Kew fand die Vermählung nochmals am 11. Juli 1818 statt. Der Herzog war fest überzeugt, daß er auf den Thron komme, und sagte oft: „Meine Brüder sind weniger gesund als ich; ich habe regelmäßig gelebt, ich überlebe sie alle; der Thron wird an mich und an meine Kinder kommen.“ Aus Geldnöthen blieben Herzog und Herzogin in Amorbach, bis die Niederkunft der letzteren bevorstand; der künftige Thronerbe sollte in England geboren werden. Die Brüder weigerten sich, dem Herzoge die Mittel zur Reise und zum Aufenthalte in England zu bieten, Freunde legten zusammen und im Frühjahre 1819 traf das Paar in der Heimat des Herzogs ein. Die Residenz wurde im Kensington-Palast aufgeschlagen, wo am 24. Mai 1819 Prinzessin Alexandrine Victoria das Licht erblickte. Die Aeltern lebten nur ihrem Kinde, auf das der Herzog gern mit den Worten hindeutete: „Nehmt sie in Acht, denn sie wird Königin von England.“ Den Winter verlebte das herzogliche Paar an der Seeküste in Sidmouth. Hier zog sich der Herzog auf einem Spaziergange, wo er total durchnäßt wurde, eine Erkältung zu, glaubte wegen seiner kräftigen Natur keinen Werth darauf legen zu müssen, aber eine heftige Lungenentzündung führte unerwartet rasch sein Ende herbei. Mühsam unterzeichnete er sein Testament und starb in Sidmouth am 23. Jan. 1820; er wurde am 12. Febr. in Windsor bestattet. Seine Gemahlin, die ihn mit rührender Liebe gepflegt hatte, erbte eine große Schuldenmasse, kehrte in den Kensington-Palast zurück und widmete sich der Erziehung ihrer Tochter, der präsumtiven Thronerbin. Für den Fall, ihre Tochter könne noch unmündig auf den Thron gelangen, wurde die Herzogin 1825 vom Parlamente zur Regentin erklärt. Sie war die einzige Mutter seit der Restauration, welche unumschränkte Macht über die Erziehung des Thronerben besaß. Eben volljährig geworden, bestieg ihre Tochter am 20. Juni 1837 den Thron als Victoria I. Die Herzogin lebte an dem Hofe der Königin, die ihren Lebensabend verschönerte. Nach längerem Leiden starb sie zu Frogmore-Lodge am 16. März 1861.

Durch Patent vom 24. Mai 1866 verlieh Königin Victoria ihrem zweiten Sohne Alfred, Herzog von Edinburgh, auch den Titel eines Grafen von Ulster und von Kent.

Vgl. Erskine Neale, Life of Edward, Duke of Kent (London 1850); The Georgian Era, Bd. I (London 1852); Ernst Freiherr von Stockmar, Denkwürdigkeiten aus den Papieren des Freiherrn Christian Friedrich von Stockmar (Braunschweig 1872); C. Grey, The early years of H. R. H. the Prince-Consort (4. Aufl., London 1869); Th. Martin, Life of H. R. H. the Prince-Consort (4 Bde., London 1876 fg.).

(Arthur Kleinschmidt.)

KENT (James), hervorragender amerikanischer Jurist, war geboren am 31. Juli 1763 zu Philippi in der Grafschaft Putnam im nordamerikanischen Unionsstaate Neuyork und starb am 12. Dec. 1847 in der Stadt Neuyork. Aus einer schon von altersher im Staate Connecticut angesessenen Familie stammend, folgte Kent dem Beispiele seines Vaters, eines Advocaten, und studirte, nachdem er im J. 1781 am Yale-College graduirt hatte, unter Leitung Benson's, des Generalanwalts des Staates Neuyork, die Rechte. Im J. 1787 als Rechtsanwalt zugelassen, begann er in Poughkeepsie als Advocat zu practiciren und zeichnete sich vom ersten Tage seiner praktischen Thätigkeit an durch seinen scharfen juristischen Verstand sowie durch seine gediegenen Rechtskenntnisse aus. Im J. 1790 und 1792 als Mitglied der Staatslegislatur für die Grafschaft Dutchess gewählt, griff er zugleich schon früh in das politische Leben seines Landes handelnd mit ein. Die gerade damals zur Annahme gelangenden, für den politischen Ausbau der jungen Republik hochbedeutungsvollen Amendements zur Bundesverfassung und die durch sie hervorgerufenen Kämpfe ließen zu jener Zeit die politischen Parteiwogen besonders hoch gehen. Zwei Richtungen standen sich schroff gegenüber. Die föderalistische, vertreten durch Hamilton und Jay, forderte einen starken Bundesstaat mit ausgedehnter Centralgewalt und die unbedingte Unterordnung der Einzelstaaten unter jene. Die antiföderalistische, von Jefferson geführt, erstrebte dagegen die Stärkung der Einzelstaaten und in Verbindung damit einen decentralisirten, mehr zum Staatenbunde hinneigenden Bundesstaat unter Herabdrückung seiner Machtvollkommenheiten auf das niedrigste Niveau der Verfassung. Jene Amendements zur Bundesverfassung proclamirten nun gleichsam die Grundrechte des Volks der Vereinigten Staaten. Sie garantirten die Religions-, Rede- und Preßfreiheit, die Unverletzlichkeit der Person und des Eigenthums für die Gesammtheit und entrissen damit wesentliche Machtbefugnisse der Gesetzgebung der Einzelstaaten. Mit ihrer Annahme errangen daher die Föderalisten einen entschiedenen Sieg, obwol unverkennbar im Art. X und XI den Gegnern schwer schwiegende Zugeständnisse gemacht wurden. Dieselben lauten nämlich:

Art. X: „Die Gewalten, welche den Vereinigten „Staaten durch die Verfassung nicht übertragen oder „durch sie den Staaten nicht verboten sind, bleiben re „spective den Staaten oder dem Volke vorbehalten.“

Art. XI: „Die richterliche Gewalt der Vereinigten „Staaten soll nicht so ausgelegt werden, als erstrecke sie „sich auf irgendeinen Rechtsstreit, welcher gegen einen der „Vereinigten Staaten, oder von Bürgern oder von Unter„thanen eines fremden Staates angefangen oder fort„geführt wird.“

In diesen Verfassungskämpfen war Kent ein eifriges und hervorragendes Mitglied der föderalistischen Partei und lenkte durch seinen Geist und Eifer die Aufmerksamkeit der bedeutenden Führer Hamilton und Jay auf sich. Indem er deren Vertrauen gewann, gestaltete sich seitdem zwischen ihm und diesen beiden Männern ein nahes Verhältniß. Dasselbe wirkte auf Kent sowol geistig als auch äußerlich sehr fruchtbar. Hamilton rieth ihm, sich vorzüglich dem Civilrechte zuzuwenden und dieses an der Hand europäischer Juristen zu studiren. Hier eignete er sich das tiefe Wissen und das feine juri-

stische Gefühl an, welches in allen seinen späteren Werken zur Aeußerung gelangt. Nachdem sich Kent im J. 1793 ohne Erfolg um einen Congreß-Sitz beworben hatte, siedelte er noch in demselben Jahre nach Neuyork über. Hier wurde er vom Gouverneur Jay zum «Master in Chancery» (Richter in Processen, die nach den Grundsätzen der aequitas und nicht nach strictem Rechte entschieden werden ernannt und 1796 als Abgeordneter in die Staatslegislatur gewählt. Gleichzeitig übertrug ihm auch das Columbia-College die Professur der Rechte. Drei Cyklen von Vorlesungen, welche er in dieser Eigenschaft hielt, erregten großen Beifall in der juristischen Welt. Dieselben wurden im Jahre darauf veröffentlicht und lieferten die Grundlage und die Einleitung zu seinen erst viel später ausgearbeiteten und herausgegebenen «Commentaries on American Law» (4 Bde., 1826—30), welche seitdem in 12 Auflagen erschienen sind. Im J. 1797 zum Stadtsyndikus (Recorder of the City) ernannt, erwies er sich in diesem Amte so fähig, daß sich Gouverneur Jay veranlaßt sah, den erst 35 Jahre alten Mann wegen seiner außergewöhnlichen Tüchtigkeit 1798 zum Mitglied des höchsten Gerichtshofs des Staates zu ernennen. Diesem gehörte er bis zum Jahre 1814 an, nachdem er 1804 Vorsitzender desselben geworden war.

Der höchste Gerichtshof sowol als auch das ganze Rechtssystem befanden sich zu jener Zeit in einem höchst primitiven und rohen Zustande. Ersterer setzte sich nach dem Vorbilde der englischen «King's Bench» aus fünf Richtern zusammen. Diese bereisten die Gerichtsbezirke, untersuchten streitige Rechtsfälle und versammelten sich im Jahre viermal an einem verabredeten Orte, um besonders wichtige und umfangreiche Rechtssachen zur Entscheidung zu bringen. Dabei war das Verfahren äußerst schleppend und zeitraubend. Andererseits waren aber die Quellen des positiven Rechts höchst unzureichende. Sie bestanden sowol für das materielle Recht als auch für das Proceßrecht hauptsächlich in englischen Entscheidungen und Präcedenzfällen. Amerikanische Rechtsbücher gab es nicht, ebenso wenig Sammlungen amerikanischer Vorentscheidungen. Der ganze Rechtszustand schwebte in der Luft. Von England herübergenommen, stand er den neuen Verhältnissen größtentheils unvermittelt gegenüber. Hier war nun der oberste Gerichtshof der naturgemäß sich bietende Factor, um auf dem Wege der Praxis diesen Mißständen abzuhelfen. Er hatte sich der schwierigen Aufgabe zu unterziehen, ein complicirtes und umfangreiches Rechtssystem den Bedürfnissen einer jungen, im Aufschwung begriffenen Nation praktisch anzupassen. In seiner Thätigkeit schied er demgemäß zunächst die auf amerikanische Verhältnisse unanwendbaren Grundsätze des gemeinen englischen Rechts aus, andererseits entwickelte er sie weiter. Sodann schuf er für neue Rechtsverhältnisse neue Rechtssätze. Unter seinem Schutze bildete sich ein brauchbares nationales Gewohnheitsrecht und eine consequente gerichtliche Praxis heran. Endlich aber verschaffte er den Grundsätzen des Handelsrechts eine größere Anerkennung und Anwendung und bestimmte die Grenzen und den Inhalt des Verfassungsrechts. In erster Linie war es nun Kent's Energie und Umsicht zu verdanken, daß der höchste Gerichtshof diese schwierige Aufgabe in so befriedigender Weise löste. Die 14 Bände, welche die gesammelten, unter Kent's Mitwirkung zu jener Zeit gefällten Entscheidungen des höchsten Gerichtshofs enthalten, legen dafür ein beredtes Zeugniß ab.

Aber nicht blos in seiner richterlichen Thätigkeit bewährte sich Kent's hervorragende Tüchtigkeit. Die damalige Verfassung des Staates Neuyork legte nämlich dem Richterstande auch eine äußerst wichtige politische Pflicht auf. Die Mitglieder des obersten Gerichtshofes und der Kanzler (Vorsitzender des court of Chancery) bildeten zusammen mit dem Gouverneur des Staates einen Revisionshof, welchem den Acten der Legislatur gegenüber ein bedingtes Veto zustand. Dieser Revisionshof wurde jedoch durch die Convention des Jahres 1822 mit Einwilligung der Richter selbst aufgelöst, da diese ganz richtig erkannten, daß der höchste Gerichtshof als Factor des Revisionshofes den Einflüssen des politischen Lebens zu sehr ausgesetzt und deshalb nicht in dem für den Richter erforderlichen Maße im Stande war, seine Unabhängigkeit und Unbefangenheit zu wahren. Die nach seiner Auflösung erfolgte Veröffentlichung der Verhandlungen des Revisionshofes lassen auch die staatsmännische und politische Bedeutung Kent's im hellsten Lichte erscheinen.

Im J. 1814 wurde Kent zum Kanzler ernannt. Bis dahin war der Kanzlei-Gerichtshof im Rechtsleben des Staates nur von untergeordneter Bedeutung gewesen. Theilweise war dies auch der Natur der ihm unterliegenden Rechtssachen zuzuschreiben. Denn verwickelte Nachlaß- und Grundbesitzregulirungen, welche hauptsächlich der Kanzlei-Gerichtsbarkeit unterworfen waren, gehören einer mehr vorgeschrittenen Periode nationalen Wachsthums an. Andererseits war aber auch das Verfahren des Gerichtshofes ein sehr weitschweifiges und dabei kostspieliges gewesen, sodaß er sowol vom Publikum als auch von den Juristen selbst mit mißgünstigen Augen betrachtet wurde. Wie früher bei seinem Eintritt als Mitglied in den höchsten Gerichtshof, rief Kent auch hier als Kanzler einen wunderbaren Umschwung hervor. Als er nach nur neun Jahre langer Verwaltung sein Amt niederlegte, richtete die Anwaltskammer eine Adresse an ihn, in welcher er dafür gepriesen wurde, im Laufe von neun Jahren ein System der Jurisprudenz und der Jurisdiction auf weisen und nationalen Grundlagen aufgebaut zu haben. Die von ihm als Kanzler gefällten Entscheidungen sind in den sieben Bänden von Johnson's «Chancery Reports» enthalten und bieten eine tiefgelehrte und gründliche Darlegung des gesammten Systems des Billigkeits-Rechts (jus aequum).

Im J. 1822 wurde Kent als Mitglied in die Convention gewählt, welche eine Revision der Verfassung des Staats vorzunehmen hatte. Es machten sich damals, wo namentlich die tonangebende Stadt Neuyork den Uebergang von einer Provinzialstadt zur Großstadt bewerkstelligte, zuerst jene Bestrebungen besonders geltend, welche das allgemeine

Stimmrecht in staatlichen und städtischen Angelegenheiten zu einem ganz unbedingten zu erheben suchten. Bisher von der Leistung einer persönlichen Pflicht, der Zahlung einer Steuer, abhängig, sollte das Stimmrecht nunmehr jedem großjährigen männlichen Weißen zustehen. Aber nicht genug damit, sollten sämmtliche Aemter im Staat durch Volkswahl besetzt werden. Kent's Standpunkt zu dieser Frage war ein streng conservativer. Wie alle denkenden Männer jener Zeit verfolgte er mit trüber Sorge diese ungesunde demokratische Strömung und bekämpfte sie mit großer Energie, wenn auch nur mit geringem Erfolge. Denn ein schon im November 1826 angenommenes Amendement zur Constitution erfüllte diese erste Forderung der demokratischen Demagogen und räumte jedem großjährigen männlichen Weißen das Stimmrecht ein. Während bisher der Bürgermeister der Stadt Neuyork von den Stadtverordneten (Common Council, alljährlich neu ernannt wurde, verfügte ein späteres Gesetz seine Wahl durchs Volk. Im Laufe der Jahre wurden fast alle städtischen Aemter zu wählbaren, und die neue, jetzt noch geltende Verfassung von 1846, welche sogar die Wahl der Richter durch das Volk verfügte, besiegelte diesen Triumph des abstracten demokratischen Princips, welches einen wahren Götzendienst mit dem „freien, edeln, nie irrenden und in seiner Gesammtheit immer weisen Volke" treibt. Kent seinerseits bemerkt darüber (Commentaries on American Law, 9. Aufl., 1. Bd., S. 240 und 242): „Der Fortschritt und Impuls der öffentlichen Meinung zerstört nur zu schnell jede constitutionelle Schranke, jedes conservative Element, welches von den weisen Männern, welche die erste ameritanische Verfassung entworfen haben, als Bollwerk gegen den Misbrauch des Volksstimmrechts errichtet worden war." Und weiter: „Dieser reißende Strom, welcher die frühern constitutionellen Schranken niederwirft, fordert zum ernstesten Nachdenken auf. Um der gefährlichen Tendenz solch combinirter Kräfte, als allgemeinem Stimmrecht, häufigen Wahlen, Wählbarkeit aller Beamten, kurzen Amtsterminen, sowie der unbeschränkten Presse entgegenzuwirken, kurz sie alle davon abzuhalten, unsere politische Maschine zu zerstören, dazu muß das Volk eine größere als die gewöhnliche Dosis jener Weisheit haben, welche in erster Linie rein, dann aber friedlich und endlich nachgiebig ist."

Kent gibt in diesen Worten den Ansichten der Gründer der Republik und der Staatsmänner des revolutionären Zeitalters Ausdruck, welche wieder in den Anschauungen der repräsentativen Demokratie wurzeln. Diese gingen von dem Grundsatze aus, daß das Volk als Quelle aller Macht zur guten Auswahl seiner Vertreter nicht allein befähigt, sondern auch berechtigt sei, die Einrichtungen des Staates nach seinen Zwecken zu bestimmen und die Organe seines Willens für eine verfassungs- und gesetzmäßige Ausübung der ihnen anvertrauten Gewalt verantwortlich zu machen. Sie verlangten eben gewisse Eigenschaften von den Wählern und machten die Ernennung zu Aemtern von einer gewissen Befähigung abhängig; betrachteten also die Ausübung des activen Wahlrechts mehr aus dem Gesichtspunkte eines Auftrags als eines Anspruchs. Von diesem Gesichtspunkte aus erklären sich denn auch verschiedene Beschränkungen des Stimmrechts in den nach der Losreißung von England eingeführten Verfassungen, während die Ernennung zu den höheren Aemtern der vollziehenden Gewalt auf Wohlverhalten übertragen wurde. Nur in der Besetzung der örtlichen Stellen machte sich die freie, unmittelbare Volkswahl geltend, weil man hier den Wählern die nöthigen Personen und Sachkenntniß zutraute. Diese Auffassung wurde aber als aristokratisch und bevormundend von den Politikern der einzelnen Staaten mehr oder weniger untergraben und allmählich durch die Lehre verdrängt, daß die Ernennung zu allen Aemtern ein wesentliches Recht der Wähler bilde, daß die Theilnahme des Einzelnen an allen Handlungen des souveränen Volks das unveräußerliche Recht des freien Mannes und somit lediglich durch sein Bürgerthum, nicht aber durch anderweitige, besondere Eigenschaften bedingt sei. So wurden denn im Laufe der Jahre in dieser Richtung die wichtigsten Verfassungsänderungen verlangt und allmählich auch durchgesetzt. Der Mahnruf der Besonnenern, wie Kent's, verhallte ungehört. Diese wurden als unpraktische Schwärmer verhöhnt und den Massen denuncirt, weil sie dem Volke den ihm von den Politikern beigebrachten Wahn nehmen wollten, daß numerische Mehrheit und Volksherrschaft gleichbedeutende Begriffe seien.

Kent's Bedeutung in diesem Kampfe beschränkt sich nicht blos auf seinen Geburtsstaat, sondern erstreckt sich auf das ganze Land. Unerschrocken trat er für seine tief im englischen Recht wurzelnde Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer repräsentativen Demokratie gegen die französische radicale Theorie ein. Wenn auch nicht siegreich, hat er doch durch die vortreffliche Begründung seiner Ueberzeugung den Boden für eine bessere Zukunft vorbereitet. Man muß die allgemeine politische Entwickelung des Landes näher ins Auge fassen, um diesen verhängnißvollen demokratischen Umschwung im Staate Neuyork richtig zu verstehen. Er fällt in das zweite Viertel des Jahrhunderts und läuft parallel mit den Siegen und der endlichen Suprematie der Sklavenhalter. In dieser Periode kämpfen die südlichen Barone und die nördlichen Demagogen Arm in Arm für Herrschaft und Beute. Der Adel, der sich an der Bundeskrippe hält und den Staat regiert, läßt den nördlichen Plebejern um so lieber die Fische und Brote der Staats- und Stadtämter, als er dadurch, daß er sie Schritt vor Schritt ihren Weg weiter kämpfen und ihnen seinen Schutz angedeihen läßt, ihre Concurrenz auf dem Bundesgebiet möglichst abschneidet. Es ist durchaus kein bloßer Zufall, daß diese demokratische Strömung unmittelbar nach dem ersten großen innern Siege des Südens, dem Missouri-Compromiß (1821), beginnt, und daß sie ihren Höhepunkt mit dem glücklichsten und bedeutendsten demokratischen Erfolge, dem mexicanischen Kriege, erreicht. Im Süden agitirt Calhoun für die Secession und im Norden stellt March zu derselben Zeit die ruchlose Lehre auf: „Dem Sieger gehört die Beute!" Es ist der Aus-

fluß eines und desselben Geistes oder vielmehr einer und derselben Gewaltthat und Roheit. Der Pflanzeradel und der städtische Pöbel bilden eine gegenseitige politische Versicherungsgesellschaft und kämpfen, jeder die Abgrenzung seines Gebiets sich vorbehaltend, unter demokratischer Maske gegen die Freiheit des Landes, gegen die Existenz der Union. Erst der frech heraufbeschworene Secessionskrieg (1861—65) bereitete diesem durchaus nicht unnatürlichen Bündniß ein Ende, ohne jedoch mit seinen verderblichen Folgen ganz aufzuräumen. Zu den schlechtesten der letztern gehört der corrupte Beamtenstand, ein Ausfluß jener von Kent bekämpften Auswüchse.

Kent's Amtstermin als Kanzler lief im J. 1823 ab. Da er damals 60 Jahre alt war, durfte er nach der bestehenden Verfassung des Staats ein Richteramt nicht mehr bekleiden. Er kehrte daher nach Neuyork zurück, von wo er vorzogen war, als er Richter wurde. Hier wählte ihn das Columbia-College wieder zum Rechtslehrer. Mehrere Jahre lang hielt er vor zahlreichen Zuhörern, nicht blos Studenten, Vorlesungen, welche er später in seinen «Commentaries on American Law» zusammenfaßte. Dieses Werk hat mit Recht eine Weltberühmtheit erlangt. Es hat in den Vereinigten Staaten den Platz eingenommen, welchen in England schon lange vorher Blackstone mit seinen «Commentaries on the Laws of England» ausgefüllt hatte. Es umfaßt nicht blos das Recht der Gesammtunion, sondern auch das Einzelrecht der verschiedenen Staaten, geschriebenes und ungeschriebenes. Großartig in seiner Anlage, gründlich in seiner Quellenforschung, bis in die Einzelheiten glücklich durchgeführt, entzückt dieses Werk ebenso sehr durch die Schönheit seiner Sprache als durch das tiefe Wissen, welches es in sich birgt. Dabei ist es ein werthvolles Hülfsmittel für den praktischen Juristen und bietet dem Anfänger die beste Einleitung in sein Studium.

Kent's letzte Lebensjahre waren stiller Beschäftigung gewidmet. Er verbesserte und vermehrte seine „Commentare", ertheilte Gutachten über Fragen der Gesetzgebung, rieth und entschied die ihm vorgelegten juristischen Streitfragen und erfüllte alle Pflichten eines thätigen und patriotischen Bürgers. Im J. 1836 verfaßte er auf den Wunsch der Stadtverordneten (Common Council) Neuyorks eine umfangreiche Abhandlung über den Freibrief (charter) der Stadt und über die Machtbefugnisse städtischer Beamten. In seinem Privatleben war er ein ebenso gemeinnütziger wie bescheidener Mann, ein vortrefflicher Gatte und Vater und hochgeachtet von seinen Mitbürgern, deren Stolz er mit Recht noch heute ist.

(Friedrich Kapp.)

KENT (William), englischer Maler und Architekt, geb. 1685 in der Grafschaft York. Den ersten Kunstunterricht erhielt er bei einem Kutschenmaler und wurde selbst ein solcher. Es wurde ihm durch eine Unterstützung ermöglicht 1710 nach Rom zu gehen, wo er sich unter der Leitung des Ben. Luti mit der Malerei beschäftigte, ohne indessen auf diesem Gebiete etwas Besonderes zu leisten, trotzdem er in Rom den zweiten Preis der Akademie erhielt. Dagegen hatte er für das Ornament Talent und dieses wird Ursache gewesen sein, daß er nach seiner Rückkehr zum Hofmaler ernannt wurde. Für Verzierungen gab er längere Zeit den Ton in England an. Die Malerei scheint er später ganz aufgegeben zu haben; vielleicht hat ihn Hogarth's Satire dieser abwendig gemacht, der ein Altarbild Kent's in der St.-Clemenskirche stach, aber absichtlich durch Verzerrung ins Lächerliche übertrug. Lord Burlington war sein Gönner und dieser scheint ihn für die Architektur gewonnen zu haben. Für den Grafen Leicester entwarf er den Plan für dessen Landsitz in Holkham in der Grafschaft Norfolk. Der Bau wird wegen seiner Großartigkeit sehr gelobt; das Material war zwar nur Backstein, aber dieser wurde in besondern Brennereien sehr sorgfältig behandelt und auch die Gesimse wurden aufs schönste gebrannt. Besonders ist die Halle schön und reich; die korinthischen Säulen, die ihr ein pompöses Ansehen geben, sind aus schönem Alabaster hergestellt, der in Derbyshire gewonnen wird. Man macht aber an dem Baue die Ausstellung, daß nicht alle Theile der Architektur harmonisch zusammenwirken. Dieser Fehler könnte indessen auf Rechnung der Zeit gesetzt werden. Böse Zungen aber sagten, daß Kent über haupt kein Architekt sei und daß seine angeblichen Pläne eigentlich geistiges Eigenthum des Lords Burlington sei, der seine Entwürfe mit Kent's Namen decke. Es läßt sich nicht beweisen, was daran wahr ist. Für das Treppenhaus des Schlosses ahmte er jenes von Chatsworth nach, einem Landsitze des Herzogs von Devonshire, der von dem verdienstvollen Architekten W. Talman erbaut ist. — Zu Kent's besten Leistungen in der Architektur wird auch der Venustempel in Stowe gezählt. Sein Hauptverdienst liegt aber auf einem ganz andern Gebiete, in der Gartenkunst, und hierin verdient er in der That das größte Lob. Sein Verdienst ist es, die unnatürliche französische Gartenkunst, die Hecken zu Mauern und Baumgruppen zu architektonischen Formen umwandelte, in England verdrängt zu haben. Indem er der Natur freien Spielraum gewährte und den Bäumen erlaubte zu wachsen, wie es ihnen angeboren ist, und wieder als Staffage ihren ästhetischen und wahren Standpunkt einzunehmen, ist er der Begründer der neueren englischen Gartenkunst, der Parkanlagen geworden. Sein gerühmtes Werk dieser Art ist der Garten von Kensington, den er für die Königin Karoline anlegte. Er starb zu Burlington am 12. April 1748. Schließlich sei noch erwähnt, daß er mit J. Warn im J. 1727 eine Sammlung der Werke des berühmten englischen Architekten Inigo Jones herausgab, die nach seinem Tode, 1770, in zweiter Auflage mit französischem Text erschien.

Vgl. Walpole, Anecdots. Passavant, Reise nach England u. s. w. *(J. E. Wessely.)*

KENTAUREN. Vgl. Preller, Gr. Myth. II^3, 9 fg. Mannhardt, Antike Wald- und Feldkulte, S. 40 fg. J. H. Voß, Mythologische Briefe, LXXI, II, 308 fg. Kuhn, Ztschr. f. vergl. Sprachen, 1, 513 fg. E. Plew, Fleckeisen's Jahrb., 107, 193 fg. E. H. Meyer, Gandharven-Kent. (nach Vollend. d. A. erschienen).

A. Die Ilias deutet an zwei Stellen auf das my

thische Geschlecht der Kentauren, ohne den Namen zu nennen: die Hauptzüge ihrer Sage werden dabei als bekannt vorausgesetzt. Nestor (A. 260 fg. gedenkt der Helden seiner Jugend, der Stärksten der Sterblichen, die mit den Stärksten kämpften, mit den auf den Bergen hausenden Ungeheuern (φηρσὶν ὀρεσκῴοισιν). Es waren dies die Helden der Lapithen, an ihrer Spitze Peirithoos, dessen Sohn Polypoites den Stamm vor Troja anführte (B. 38 fg., vgl. M. 127). Polypoites wurde von Hippodameia an dem Tage geboren, an welchem Peirithoos die Kentauren vom Pelion vertrieb und zu den Aithikern (auf das Pindusgebirge) verjagte. Indem der Verfasser des Schiffskataloges mit diesem Zuge den Ausgang des Kampfes berichtet, deutet er sogleich auf die Ursache des Streites hin, den Frevel der Kentauren an der Hochzeit der Hippodameia; der Parallelismus zwischen Geburtstag des Sohnes, an dem der Frevel gesühnt, und Hochzeitstag der Aeltern, an dem er begangen wird, ist unverkennbar (s. Mannhardt a. a. O., S. 46). Nach der Odyssee (Φ. 295 fg.) verblendete der Wein den Eurytion, daß er im Hause des Peirithoos unsinnig frevelte. Die ergrimmten Helden verstümmeln den Trunkenen und stoßen ihn vor die Thür, woher der Kampf zwischen Kentauren und Männern entbrannte. Später lassen den Streit mitten unterm Gastmahl entstehen, indem sie den trunkenen Uebermuth gleichmäßig auf alle Kentauren übertragen; so Pindar (Frg. 147, Böckh): als die Unthiere die männerbändigende Kraft des honigsüßen Weines merkten, stießen sie gleich die Milch von den Tischen, und ungeheißen aus den silbernen Hörnern trinkend, berauschten sie ihren Sinn. Als den Frevel, durch welchen Eurytion oder die Kentauren insgesammt die Heroen nöthigen, ihr Hausrecht zu wahren und zu rächen, geben Bildwerke wie schriftliche Ueberlieferung die lüsterne Gier, welche die Frauen antastet und zu entführen sucht. Die Schlacht zwischen den lanzenschwingenden Lapithen und den mit Baumstämmen kämpfenden Kentauren führt Hesiod als Bildwerk des Heraklesschildes vor (v. 177). Eine ausführliche Schilderung des Ringens, deren Einzelheiten zumeist Erfindungen der rhetorisch ausschmückenden Phantasie des Dichters sind, gibt Ovid (Met. XII, 210 fg.).[1] Besondere Aufmerksamkeit der Dichter (Ov. a. a. O., v. 459) und der Bildner hat die Episode vom Lapithen Kaineus gefunden, dessen Unverwundbarkeit aller Angriffe spottet, bis er von Felsblöcken überschüttet oder (Pindar, Frg. 148, Böckh) von grünen Tannen getroffen, aufrechten Fußes die Erde spaltend, in den Grund hinabfuhr.

Aus diesem ruchlos übermüthigen Thiervolke, wie es das Epos schildert, das von den Helden mit gewaltiger Kraftanstrengung gezüchtigt und verjagt wird, hebt sich eine Gestalt heraus, die zu den Helden und besonders zu den heranwachsenden Heldensöhnen durchweg im freundlichsten, hülfreichsten Verhältniß steht, Cheiron, der gerechteste der Kentauren (vgl. den Artikel Cheiron dieser Encykl. und Mannhardt a. a. O., S. 46).

Neben der thessalischen Kentauromachie wird noch von einer peloponnesischen berichtet, einem Abenteuer des Herakles, das schon Stesichoros[2] besungen, von dem uns der ausführlichste Bericht bei Apollodor (II, 5, 4) vorliegt. Herakles wird von Pholos, dem Eponymus des Gebirges Pholoe, gastlich aufgenommen, und auf dessen Zureden sogar das Weinfaß, das den Kentauren insgemein gehört[3], geöffnet. Vom Dufte des Weines gelockt, dringen die Kentauren, mit Felsblöcken und Tannen bewaffnet, ein. Herakles verscheucht sie zuerst mit Feuerbränden, schießt sodann mit seinen Pfeilen nieder, was sich ihm nicht durch die Flucht auf das Vorgebirge Malea entzieht.[4] Mannhardt a. a. O., S. 43) hebt mit Recht hervor, daß die Schilderung der Kentauren und ihre Bekämpfung das Hausen in einer Höhle, Rohessen des Pholos, Vertreibung durch Feuerbrände) hochalterthümliches Gepräge trägt.

In eine andere Kentauromachie wird Herakles in Olenos[5] verwickelt (*Apd.* II, 5, 6. *Hyg.* f. 21 u. 230). Er befreit Mnesimache, die Tochter des Königs Dexamenos von Olenos, von dem sich aufzwingenden Freier, dem Kentauren Eurytion. Kallimachos (hymn. in Del. 102[6]) nennt den Kentauren Dexamenos, Diodor (IV, 33) die Braut Hippolyte, die Verlobte des Azan. Hygin nennt die Tochter Deianira. Da es nun in dem gegenüberliegenden Aetolien auch ein Olenos gab (Il. B, 639), so wird hierdurch die Verbindung mit dem ätolischen Sagenkreise hergestellt; die Namen Δεξαμενός und Μνησιμάχη geben sich als leichte Umhüllungen von Oineus und Deianira zu erkennen. Dieser Zusammenhang erklärt es auch, daß das Bild des lüsternen, von Herakles gestraften Kentauren in der Herakles-Sage fest genug saß, um noch einmal zur Motivation seines Endes angewandt zu werden (Nessos, Apd. II, 6, 4). — Die Frage nach Herkunft eines solchen übermüthigen Geschlechtes beantwortete die griechische Sage mit dem Mythus von der Vaterschaft Ixion's.[7] Als dieser wegen des Mordes seines Schwiegervaters flüchtig geworden ist und niemand den ersten, der verwandtes Blut vergossen, reinigen will, nimmt ihn Zeus selber bei sich auf; der Undankbare aber verletzt schnöde das Gastrecht, indem er die Gemahlin seines Wirthes begehrt. Von diesem ärgsten der Frevler stammt das Geschlecht der Kentauren her. Denn Zeus schiebt ihm eine Wolke unter, die von seiner Umarmung den Kentauros gebiert, ein ungeschlachtes Wesen, „das weder bei Göttern noch bei Menschen

1. Ueber die hierin vorkommenden Namen s. E. Rohde, Jahrbüchern 105, 121.

2) Bei *Athen.* XII, 499 A. 3) . . . τὸν κοινὸν τῶν Κενταύρων πίθον. Nach *schol. Theocr.* VII, 137 hatte es Dionysos dem Pholos geschenkt, offenbar eine frühere Erweiterung. 4) *Apd.* a. a. O. 8 die übrigen nimmt Poseidon auf, 5. Hesiod hierzu und *Lykophr.* Al. 670 mit Tzetzes. 5) *Paus.* VII, 18, 1: ὑπόσοι εἰς Ἡρακλέα καὶ τὰ ἔργα αὐτοῦ πεποίηκαν, ἔστιν οὐκ ἐλάχιστον ἀφεῖσι δείγμα τοῦ λόγου Δεξαμενὸς ὁ ἐν Ὀλένῳ βασιλεύς. Worauf sich bezog ein Πλεγίνου ἐς Εὐρυτίωνα Κένταυρον ὑπὸ Ἑρμησιάνακτος πεποιημένον. 6) Βούρᾳ δὲ Δεξαμενοῖο βοώσαις Οἰνιάδεω· schol. Βούρᾳ . . ὅπερ ἀνθὴν Δεξαμενὸς ὁ Κένταυρος. 7) *Pind.* Pyth. II, 21 sehol.

Ehre findet", und das mit magnesischen Stuten auf dem Pelion die doppelgestaltigen Kentauren erzeugt. Offenbar sind in dieser Erzählung die sittlichen Verhältnisse, in die Ixion geräth und gegen welche er sich vergeht, die Hauptsache: der ruchlose Uebermuth der Kentauren wird von dem gleichgearteten Erzeuger abgeleitet. Dies muß zu einer Zeit geschehen sein, da deren frevelhaftes Verhalten den hervorragendsten Zug ihres Wesens ausmachte, was, wie wir sahen, dem homerisch-epischen Bilde entspricht. Sodann will dieser Herkunftsmythus noch die Doppelgestalt erklären: die Sprößlinge des Kentauros und der magnesischen Stuten glichen, wie Pindar sagt, beiden Aeltern, der Unterleib der Mutter, das obere dem Vater.[8]) Auch Cheiron (nach *Pherek.* bei Schol. Apoll. Rhod. II, 1233) wurde von Kronos in Gestalt eines Pferdes mit Philyra erzeugt.

3. Wenn hier der Versuch einer mythologischen Analyse des Kentaurenmythus gemacht werden soll, so kann diese ihren Gegenstand nicht ablösen von seinem Mutterboden, von dem Gesammtkreise religiöser Vorstellungen des Volksstammes, der als Träger des Mythus indicirt wird. Die Kentauren stehen in engster Verbindung mit den Lapithen, von denen die Sage ganz wie von einem der zurückgedrängten Stämme spricht, deren einstmalige Existenz in ihren Lebenswirkungen noch auf dem lichten Boden der Geschichte ausläuft. Die engste Verwandtschaft oder Identität der Lapithen mit den Phlegyern[9]) ist auch meist anerkannt. Wir müssen daher gleich hier wenigstens einen Theil der Deutung Mannhardt's zurückweisen, so sehr auch die Forschungen desselben durch gewissenhafte Methode und reiche Gelehrsamkeit ausgezeichnet sind.[10]) Er erklärt Kentauren und Lapithen für ursprünglich gleichartige, synonyme Wesen, die höchstens so verschieden waren wie Sturm und Wirbelwind. Erstens kennen wir Lapithengeschlechter, die in Athen und Korinth einwanderten, wodurch die historische Realität des Stammes genügend bezeugt ist.[11]) Sodann ist der Abstand und der Gegensatz der sich bekämpfenden Parteien, der *ἄνδρες* und *φῆρες*, in der ältesten poetischen Kunde so deutlich ausgesprochen und von der späteren Kunst so kräftig entwickelt, daß eine Gleichsetzung beider unmöglich ist, vielmehr der bis zum grimmigsten Vernichtungskampf treibende Gegensatz tief im Mythus gewurzelt sein muß. Von jenem Stamme, der seinen Heldenahnen die Verjagung der Bergungeheuer nachrühmte, wurde der Kentaurenmythus in seinen Grundzügen erschaffen, durch dessen historische Schicksale umgebildet, sodann von andern Stämmen übernommen und fortgepflanzt und schließlich in einer Form dem Gemeinschatze griechischer Sage überliefert, die durch die Erinnerung an das untergegangene Leben jenes Stammes bestimmt war. Um von diesem letzten Punkte auszugehen, so stellt die Ueberlieferung den Untergang der Lapithen-Phlegyer als eine für verwegenen Uebermuth verdiente Götterstrafe hin[12]); seine Helden Ixion und Peirithoos, in deren Sage sich Züge, die auf einen Sonnen- und Jahresgott deuten, mehrfach erhalten haben, büßen als exemplarische Frevler in der Unterwelt. Nur in einem eingeengten Wirkungskreise hat sich ein Cultus, der des Asklepios, des Sohnes der Phlegyastochter Koronis, erhalten, der den Aerzten Heil- und Kräuterkunde verleiht, — ursprünglich nur ein einzelner Zug im Wesen des Gottes der Jahresvegetation. Dies verwerfende Urtheil der griechischen Sage über den kriegerischen Stamm von areischer Wildheit hat gewiß auch Einfluß auf die Auffassung des Mythengebildes der Kentauren gehabt; wir finden in ganz analoger Weise an diesem Dämonengeschlechte den Zug wilder Frevelhaftigkeit hervorgehoben, wozu allerdings ein Anknüpfungspunkt schon im Grundwesen vorhanden gewesen sein muß; allein die Gestalt des Cheiron wird hiervon ausgenommen, des heilenden und helfenden, des Ahnherrn einer Familie priesterlicher Aerzte.[13]) Die äußern Schicksale des Stammes, die durch Wanderung und Niederlassung bewirkte Verbindung mit andern Stämmen haben auch eine entsprechende Erweiterung und Fortpflanzung der Kentaurensage hervorgebracht. Geschlechter, die ihre Herkunft von Peirithoos ableiteten und sogar dessen Namen trugen (Suid. *Περιθοῖδαι*), wurden in Attika in den Verband der Geschlechter aufgenommen; daher Theseus am Ruhme des Kentaurenkampfes Antheil erhielt. Daß ferner die Kentaurensage, die sich in der Peloponnes an die Stätte von Olenos und das Pholoegebirge, an die Person des Herakles knüpft, aus Thessalien eingewandert ist, auf diesen Zusammenhang führt der Faden der Genealogie des Epeierfürsten Augias.[14]) Dieser, offenbar ein Vertreter des Sonnengottes, heißt auch Sohn des Phorbas, des Königs von Olenos und Enkel des Lapithes. Ein anderer Phorbas plündert mit den Phlegyern den Delphischen Tempel, also ein Vertreter des gleichen Stammes (*Ov.* Met. 11, 414 Schol. Il. Ψ, 660). Es brachte also der Stamm der Lapithen-Phlegyer mit seinem Sonnendienste auch den Glauben an das Dämongeschlecht der Kentauren in die Peloponnesos. Der Kampf aber findet außer auf dem benachbarten Gebirge statt in Olenos, dem Sitze des Phorbas, und wird von Apollodor (2, 5, 5) im Zusammenhange mit dem Augiasabenteuer erzählt. Durch historische

8) Ebenda v. 48 *ἀμφοτέροις ὁμοίοι τοκεῦσι· τὰ μὲν προθόρ᾽ μὲν κάτω, τὰ δ᾽ ὑπέρθε πατρός.* Eine andere Erklärung der Mischgestalt bringt eine Version *schol.* Il. A, 625 . . . *δοκεῖδε Ἰξίονα μιγῆναι, ἅμα δὲ καὶ κατὰ τὴν αὐτὴν νύκτα τὸν Πήγασον.* 9) Vgl. Müller, Orchomenos und die Minyer S. 188 fg. Preller II³, S. 14. 10) Vollständig beistimmen muß ich Mannhardt, wenn er die Deutung Kuhn's schon um ihrer Methode und ihrer Principien willen zurückweist. Kuhn identificirt die Kentauren mit den indischen Gandharwen; Gandharwe ist das Feuer der Sonne oder der Blitze, das hinter den Wolken verborgen ist. 11) *Σ. Soph.* v. *Περιθοίδαι* und Preller S. 14, N. 1.

12) *Paus.* IX, 36, 11. 13) *Dikaearch.* frg. 60; Müller F. H. G II, 262. 14) *Apd.* 2, 5, 5: *Αὐγέας . . παῖς Ἠλίου, . . . ὡς δὲ ἔνιοι Φόρβαντος. Diod.* IV, 69: *τῶν δὲ υἱῶν τοῦ Λαπίθου Φόρβας μὲν εἰς Ὄλενον παρῆλθεν . . . ἐκ δὲ Φ. ὑπῆρξεν υἱοὶ δύο Αὐγέας καὶ Ἄκτωρ οἱ τὴν Ἠλίου βασιλείαν παραδεξάμενοι. Paus.* V, 1, 8: vgl. Tübbert, Origines Eliacae, Ind. schol. Bon. 1882.

Verhältnisse und zwar durch Verdrängung des Stammes ist es zu erklären, wenn als Sieger der Kentauren für heimische Helden Herakles, der Besieger auch des Augias, einrückte. — Für den eigentlichen mythischen Gehalt dieser Gestalten ist es ohne Zweifel charakteristisch, daß die Localisation wie in Thessalien an das Hochgebirge angeknüpft und der Eponymos des Gebirges zum Hauptvertreter der Kentauren gemacht wurde. Dämonen, die im Bergwalde ihr Wesen treiben, eignet die Kampfesausrüstung mit Baumstämmen und Felsblöcken, ihre Uebung der Jagd[15], ihre Verbindung mit Nymphen, wie Cheiron ein Sohn der Philyra, Pholos der Nymphe Melia (*Apd.* a. a. O.) heißt. Als solche werden sie auch durch die Namen *Πετραίος, Οὔρειος, Δρύαλος, Περιπείδα* (*Hes. sc. Her.* 185 fg.) bezeichnet; während *Ἀφέσολος* (= *Ἀπέσολος*: der am Werfen — von Felssteinen — Gefallen findet) auf die Kampfesweise, *Ἄγριος* (auch auf der Françoisvase), *Ἄρκτος*, *Μίμας* auf den wilden Sinn der Ungethüme gehen.[16]

Aus dieser allgemeinen Charakterzeichnung der wilden Geister des Bergwaldes ist nicht abzuleiten der von der bildlichen Tradition übereinstimmend überlieferte Zug der halbthierischen Bildung, der Anfügung des Roßleibes an den vollen Menschenleib, nach älterem, oder an den Menschenoberleib nach jüngerem Kunstbrauche. Diese Mischgestalt kann nirgends anderswo entnommen sein als aus dem Volksglauben. Daß aber die Wundergebilde des geistersichtigen Volksaberglaubens nicht über eine nebelhafte Unbestimmtheit hinauskommen, dürfte jeder zugeben, dem die psychologische Art desselben vertraut ist. Beispiele in Fülle liefern die außerordentlich reichhaltigen und wohlgesichteten Sammlungen in Mannhardt's Baumcultus der Germanen, Kap. II.[17] Die Kentauren kennzeichnen noch echt volksthümlich, wie Mannhardt (Ant. Wald- und Feldk. S. 70) zeigt, die Worte Apollon's im Homerischen Hymnus (in Merc. 249 fg.), der Fußspuren, die weder Menschen noch Thieren angehören, etwa für die eines zottigen Kentauren hält, „der so gewaltig mit schnellen Füßen einherschreitet" (*ὅστις τοῖα πέλωρα βᾴδ᾽ ποδὶ καρπαλίμοισιν*). Wurden diese Gebilde aus ihrem Dämmerlichte von der dichtenden oder bildenden Kunst hervorgezogen, so mußten sie natürlich bestimmtere Umrisse annehmen. Kurz andeutend spricht die Homerische Dichtung von zottigen Bergungeheuern, dagegen gab die älteste, bildliche Darstellungsart, die bestimmte Formen lieben mußte, den Kentauren Menschenleib, dem ein Roßleib angewachsen. Diese nicht nur unorganische, sondern auch unbehülfliche Bildung, nach welcher, wenn wir sie uns bewegt denken, der thierische Leib nie hinderlich sein kann, gibt sich selber als Versuch zu erkennen, das bisher Ungestalte und Ungeschlachte zu gestalten. Wenn epische Andeutung und bildliche Darstellung aus derselben Quelle, dem lebendigen Volksglauben, abgeleitet sind, so hält uns die oben besprochene Eigenthümlichkeit sowol der Quelle wie der bildenden Kunst ab, die Erzeugnisse beider vollständig zu denken. Ebenso wenig aber können wir J. H. Voß[18] beistimmen, der eine Entwickelung aufstellt, wonach „wilde, mit Haar überwachsene Bergmenschen" „allmählich" durch Roßfüße und Schweif der Thiergestalt genähert und zuletzt der Hinterleib eines Rosses zugefügt wurde. Neuerdings ist Mannhardt der Ansicht von Voß beigetreten, ohne indeß auf die Frage nach der Herkunft des Roßleibes mehr zu bieten als eine sehr vage Vermuthung.[19] Die Sage hatten allerdings die Kentauren insoweit anthropomophisirt, als sie einzelne, wie z. B. Cheiron, individuell ausgestaltet hatte nach dem Bilde der menschlichen Persönlichkeit; schwebte ihr aber ein dämonisches Naturwesen vor, so blieb ihr, um das auszudrücken, das reichlich benutzte Mittel der Verwandlung. Dagegen mußte die bildende Kunst ihre Gestalten fixiren. Finden wir nun in ihren Typen die Thiergestalt ständig zum Menschenleibe hinzugefügt, so erklärt sich das als symbolische Andeutung des Naturwesens, das von der mythischen Phantasie unter dem Bilde des betreffenden Thieres gedacht wurde. Das nächste Analogon der Kentauren bieten die Silenen, die auf der Françoisvase mit Pferdehufen und Schweifen erscheinen. Deren Deutung auf Dämonen der befruchtenden Quellen steht ebenso fest, wie auch nach einem weitverbreiteten Bilde das Pferd die Quelle symbolisirt.[20] So konnten die Quellgeister als Pferde erscheinen, während sie, wenn sie den Menschen freundlich und hülfreich nahe traten, natürlich auch Menschengestalt annehmen, was dann die bildende Kunst zur Schöpfung ihres Roßmenschen in Eins zog. Noch wird von einer Kentaurin die Verwandlung in ein (volles) Roß erzählt, von der Tochter Cheiron's Ohyrhoe (*Ov. Met.* II. 630). Der Name „Schnellströmende" weist noch deutlich auf das ursprüngliche Natursubstrat hin, und die Weissagung, zu deren Bestrafung die Sage die Verwandlung erfolgen läßt, haftete (s. u.) gleichfalls nach altmythischer Naturanschauung an dem Element der Quellgeister. Danach wird auch die volle Roßgestalt etwas für die ganze Gattung in gewisser Hinsicht Charakteristisches gewesen sein.[21] Die angezogene Analogie mit den

15) Wonach sie auf Bildwerken oft einen mit Jagdscene behangenen Baumstamm führen, vgl. Stephani, Compte-rendu 1867, 143. 16) Vgl. Mannhardt a. a. O. S. 42. Außerdem nennen *Ὄρειος*, *Πετραῖος*, *Ἀφέσολος* auch auf einer schwarzfig. Vase (Gerhard, Etr. und Kampan. V. Ib. 13), die beiden letzteren auch auf der Françoisvase vor. Diese zeigt noch *Ἄγριος* (vgl. *Apd.* 3, 9, 2, 3 von Atalante Hylaios und Rhoikos erschossen, *Μέλαν χαίτης*, was Hesiod als Adjectivum braucht, passend neben *Πυρὸς* aus Vertreter der *φῦλος ἀκτήνωρ*. 17) S. 146 zusammenfassend: die Gestalt der Waldgeister wird bald riesenhaft, bald zwergisch beschrieben, für gewöhnlich menschenähnlich, doch in alle möglichen Thier- und Pflanzenformen verwandlungsfähig.

18) Myth. Briefe Bd. II, Br. LXXI. 19) „Wir antworten auf diese Frage mit dem ehrlichen Geständniß des Nichtwissens, vermuthen aber, daß eine verschollene Sage dazu Veranlassung gegeben hatte" u. s. w. 20. Vgl. Pegasos, Areion, s. des Verfassers Beiträge zur Myth. des Ares (Leipziger Stud. Bd. IV) S. 304. 21. Ein Analogon aus anderm Sagenkreise bringt Mannhardt S. 68 bei. In der ursprünglichen Form der bekannten Melusinensage verwandelt sich das Weib, vom Verweis des Mannes erschüttert, in eine Schlange, woraus später das Schlangenweib ward.

Silenen führt darauf, eine Reihe von Zügen, welche beide Dämonengeschlechter außer der symbolischen Thiergestalt gemein haben, aus dem gemeinsamen Urwesen abzuleiten. Galten den oben bezeichneten Stämmen die Kentauren als Geister der Quellen, speciell des Bergwaldes, so ist zuerst zu erinnern, daß zu religiöser Verehrung wie zu mythischer Ausgestaltung nicht das Element, sondern die ihm dem Glauben nach innewohnende Naturkraft, deren Wirkungen der Mensch fühlt und empfindet, Anregung gibt. Nun gilt das Wasser als das Leben zeugende, befruchtende Element. Insofern das Leben der Vegetation dadurch hervorgebracht wird, verbinden sich die Quelldämonen mit deren Vertretern, wie die Silene mit den Hamadryaden buhlen, der Name der Nymphen gleichmäßig für Quell- und Vegetationsdämonen gebraucht wird und die Kentauren überhaupt die Natur des Hochgebirges darstellen. Bei den männlichen Elementargeistern führt die Anschauung zeugender Lebenskraft zu dem Zuge üppiger Lüsternheit, was für Silenen wie für Kentauren nicht einzeln belegt zu werden braucht. Wenn wir so das, was der späteren Sage nur als freche Roheit gilt, auf eine Naturgrundlage zurückführen, so wird das dadurch bestätigt, daß wir die Kehrseite, nämlich die dämonische Wirkung desselben Naturwesens, zum Frommen der Menschheit in der Gestalt des Cheiron verkörpert finden. Wenn dieser nicht nur dem Peleus zur Erringung der Thetis verhilft, sondern auch in seiner Höhle das allbesungene Beilager gefeiert wird, so geschieht dies im gleichen Sinne, wie bei der Hochzeit der Nymphen gedacht und ihr Quellwasser als Fruchtbarkeit schaffendes Element im Brautbade verwandt wurde. Die Rolle des freundlich segnenden Ehestifters spielt Cheiron auch in Pindar's Dichtung (Pyth. IX. 30 fg.) bei der Verbindung Apollon's mit Kyrene, der Tochter des Lapithenkönigs; der Dichter hat sich an das Vorbild der Peleussage angelehnt und die zu Grunde liegende Bedeutung erneut. Daß aber auf Cheiron die hülfreich wohlthätigen Lebensäußerungen übertragen werden, während bei der Schilderung des übrigen Kentaurengeschlechtes[22]) die ursprünglich aus gleicher Naturgrundlage stammenden Eigenschaften auf gewaltthätig rohe Weise zur Aeußerung kommen, dieser Vorgang der „Decomposition innerhalb der Gattung" wiederholt sich beim Geschlecht der Silene, wie Milchhöfer (Anfänge der griech. Kunst S. 72, N. 2) bemerkt: „Cheiron und der Silen übernehmen von ihren Genossen alle Vorzüge, während in den übrigen Kentauren und Satyrn Dämonisches und Koboldartiges weiter ausgebildet wird." Wenn wir von der später zweiseitig gespaltenen Anschauung auf die ursprüngliche Einheit des Naturwesens zurückgehen, so müssen wir von dieser Betrachtungsweise aus die Erklärung der Kentauren für Waldströme als zu einseitig ansehen, obwol sie sich materiell mit der vorgetragenen nahe berührt. (So Preller II. 3, 15; Roscher, Jahrb. f. Phil. 1872, 421 fg.)

Auch die Wirksamkeit Cheiron's als Pfleger der Heldensöhne (Jason, Medeios [nach *Hes.* th. 1001] Asklepios, Achilleus), sein Walten als *δαίμων κουροτρόφος* kennzeichnet ihn als Quelldämon, wie Silen die gleiche Function am Dionysoskinde übt, und Nymphen und Flüsse allgemein als *κουροτρόφοι* gelten. Daß die erzieherische Lehre dem Berggeiste erst von der Anschauung einer vorgeschritteneren Cultur angedichtet ist, das höhere Alterthum aber von dem Jugendpfleger seiner Heroen eine physisch-dämonische Steigerung ihrer angeborenen Naturkraft erwartete, ist an sich aus dem Entwicklungsgange der griechischen Religion wahrscheinlich. In einem Falle ist der Mythus der Auferziehung eines Cheironischen Zöglings mit dem wandernden Stamme der Phlegyer vom Peliongebirge und damit auch von Cheiron abgerückt. Asklepios erwächst nach der Sage von Epidauros nicht auf dem Pelion, sondern als König Phlegyas in die Peloponnesos kam, gebar Koronis dort ihr Kind und setzte es auf dem „Ammenbrustberge" (*Τιτθίον ὄρος*) aus, wo es nach Art der Götterkinder auch in der Wildniß Pflege fand. Wenn nun die das Götterkind nährende Milch des Waldgebirges offenbar das befruchtende Quellwasser ist und dieser Zug mit dem einwandernden Cultus Wurzel schlug[23]), so sind wir berechtigt, auch im Ursitze des Mythus denselben Zug vorauszusetzen, wo sich Cheiron als *κουροτρόφος* vermöge der Lebenskraft seines Elements darstellt. Auf das Gleiche deuten auch die Worte Jason's bei *Pind.* IV, 103: *ἄντροθε γὰρ νόμιαι παρὰ Χαριτλοὺς καὶ Φιλύρας, ἵνα Κενταύρου μὲ κοῖται θρέψαν ἀγνεὶ*, wo die Nährerinnen offenbar als *νύμφαι κουροτρόφοι* gedacht sind.

Wie die Wassergottheiten bekanntlich weissagerischer Natur sind, besitzt auch Cheiron diese Kraft (*Pind.* Pyth. IX. 53), woraus sich leicht die belehrende Weisheit, die ihm in der Heldensage eignet, entwickeln konnte. Diese Weissagegabe ist nach mythischer Anschauung mit dem materiellen Element verknüpft und strömt als lebendige Kraft von diesem aus; nach dieser sinnlichen Anschauung wird die höhere Geistesfähigkeit wie ein materielles Fluidum eingeflößt, um sich über das verständige Bewußtsein als Ekstase zu setzen. Daß Trunkenheit durch berauschenden Saft hierfür das nächstliegende Analogon ist, leuchtet an sich ein und ist durch hier nicht weiter zu erörternde Thatsachen von der Mythologie zu erweisen. Demnach offenbart sich dasselbe Naturwesen in der ihm eigenen strotzenden Lebenskraft nur von anderm Standpunkte aus betrachtet in der Trunkenheit der Kentauren, welche ihnen wilde Geilheit und Kampfeswuth erzeugt. Die Anschauung aber, der ungehemmt überschäumende Naturkraft als etwas die Schranken menschlicher Sitte Niederwerfendes erscheint, das darum zurückgeworfen und ausgestoßen werden muß, geht aus von dem Standpunkte der durch ethisch humane Principien umgestalteten Religion,

22) Nur ein schwaches Nachbild des Cheiron hat die peloponnesische Sage in der Gestalt des Pholos geschaffen.

23) Vgl. auch das dem A. heilige *Στήθιον* in Lakonien mit einer kalten Quelle; in Messenien Quellnymphe Arsine seine Mutter P. 3, 24; q. IV, 31, 6; Preller I³, 426. N. 1.

die auf der alten Basis neuaufgebaut ist. Wie die Heldensöhne aus der Höhle des Berggeistes herniedersteigen, nachdem sie im Waldleben zu gewaltiger Stärke erwachsen, um auf neue Thaten und Abenteuer auszuziehen, so verlassen auch die Griechenstämme den Boden der ursprünglichen Naturreligion, als das Kämpfen und Drängen bewegter Zeiten das Heldenideal erschuf. Diese Helden bewähren ihre Kraft im tapfern Kampfe, dem Vorbilde der Krieger, gegen die in Bergen hausenden Unthiere, deren ungezügelte Natur keine Gesetze menschlicher Sitte kennt. Dies der ethische Sinn der Kentauromachie, die so ihren Platz in der Entwickelung der griechischen Religion einnimmt.

Ob hierdurch die Entstehung der Sage von der Kentauromachie gegeben ist oder diese schon in der ursprünglichen Naturanschauung vorhanden war, dies zu erörtern scheint mir ohne weitläufigere Untersuchungen unmöglich. Mannhardt sah in dem Kampfe der Kentauren und Lapithen die Verwüstungen der Orkane in den Wäldern, Preller die der angeschwollenen Waldbäche.

C. Die bildende Kunst der Alten hat Kentaurendarstellungen in allen ihren Perioden in reicher Fülle geschaffen, woraus hier nur Einzelnes herausgegriffen werden kann, was einen ungefähren Ueberblick über die Stufen der Entwickelung zu geben vermag. Die Bildung der Kentauren als Roßmenschen gehörte zu den vielverwandten Typen auch der älteren griechischen Kunst. Neuerdings hat Milchhöfer (a. a. O. S. 72 fg.) für Silene und Kentauren einen noch älteren Typus angenommen, in welchem sie als pferdeköpfige Dämonen erscheinen und den „dämonischen Ungeheuern" gleichstehen, die auf den ältesten griechischen Gemmen auftauchen (abg. S. 55). Ich kann in diesen Wesen ebenso wenig Harpyien erkennen als annehmen, daß die Kentauren jemals als derartige aus verschiedenen Thierformen zusammengesetzte Mischwesen geglaubt oder gebildet worden seien. Die älteste Kentaurendarstellung findet sich auf einem rhodischen Thonrelieffragment (Salzmann, Nécropole de Kamiros pl. 26), auf dem Kentauren und menschliche Gegner sich gegenüberstehen. Die hier nicht deutlich zu erkennende Kentaurenbildung, wonach einem vollen Menschenleibe der Pferdehinterleib angefügt ist, finden wir auf ausgestanzten Metallreliefen gleichen Fundorts (Salzmann, pl. I.); in einer Bronzestatuette an der Akropolis von Athen, die den keulenbewaffneten Kentauren lebhaft ausschreitend darstellt.[24]) Auf einem Bronzerelief aus Olympia[25]) finden wir Herakles als knienden Bogenschützen, die Kentauren in die Flucht jagend. Im gleichen Schema wird Herakles auf einer „protokorinthischen" Vase[26]) dargestellt, das an die Spitze der Vasenbilder gestellt zu werden verdient; auf hellgelbem Grunde ist der Roßleib der Kentauren dunkelroth, der Menschenleib hellbraun gefärbt; sämmtliche sind von den Pfeilen getroffen, und die Baumäste, die sie schwingen, sind durchaus stilisirt. Dies Herakles-abenteuer war auch auf der Kypseloslade dargestellt (P. V. 19, 9). Eine Vase aus der Gattung der Arkesilas-schale stellt Kentauren mit Menschenbeinen und vollem Pferdeleibe nebeneinander (A. Ztg. 1881, Th. 11, 12). Doch kommen Kentauren der älteren Bildungsweise auch noch auf rothfigurigen Vasen vor, z. B. Heydemann, Gr. Vasenb. VIII, 1, wobei öfters das Mittel angewandt wird, durch die Draperie eines Mantels die unorganische Verbindung zu verdecken.

Was die Wahl der Mythen anlangt, so bevorzugte die ältere Kunst, wie sie sich uns besonders in der schwarzfigurigen Vasenmalerei darstellt, die Heraklesabenteuer.[27]) Die beschränkten Mittel jener Periode der ältesten Kunst führten zu einer Streifen- oder Reihencomposition[28]), welche die vor dem pfeilschießenden Herakles stiebenden Kentauren in beliebiger Wiederholung zeigte. Die reicher entwickelte Kunst führt die einzelnen Momente des Abenteuers vor: Herakles vor dem gewaltigen, in die Erde gesenkten Pithos stehend und mit Pholos über die Oeffnung unterhandelnd (Gerhard, A. V. 119, 120, 7); den Pithos öffnend[29]) oder neben seinem Wirthe zu behaglichem Zechen gelagert (Arch. Zeit. 1865, 201, vgl. Gerhard ebendas. S. 81); dann das Eindringen der angelockten Kentauren und der entbrannte Kampf (Mus. Greg. II. XLI, 2). Was die Darstellung der Sagen anlangt, in denen Herakles als ritterlicher Befreier und Rächer der von Kentauren bedrängten Frauen auftritt, so kennzeichnen sich die verschiedenen Versionen — von den Beischriften abgesehen — dadurch, daß Nessos Deianiren auf seinem Pferderücken tragend von Herakles angegriffen wird (z. B. Mon. In. d. I. VI, 56), während Eurytion die Hülfe flehende an sich zu reißen sucht (C. R. 1875, pl. IV, 1.) Auch die Anwesenheit mehrerer Kentauren entscheidet für die letztere Version (vgl. *Hyg.* f. 33 die constituta venit cum fratribus ad nuptias). Die Kentauromachie der Lapithen ist, wie schon erwähnt, auf der Françoisvase dargestellt, die auch sonst attische Tendenz der Mythenwahl bekundet. Dieser Kampf, an dessen Ruhm der attische Nationalheld Theseus Antheil genoß, war zu dessen Ruhme in seinem atheniſchen Heiligthume von Mikon's Hand dargestellt.[30]) Die Sage vom Lapithenkampf, der bei der Hochzeit des Peirithoos entbrannte, bot gegenüber den Heraklesabenteuern der Erfindung und Phantasie des Künstlers einen weit reicheren

24) Roß, Arch. Aufsätze 1, 104. 25) Siehe Curtius, Das archaische Bronzerelief aus Olympia. 26) Arch. Zeitung 1880, Te. 10.

27) Eine Zusammenstellung der Vasenbilder dieses Inhalts s. bei Stephani, Compte rendu 1865, p. 102, 1873, p. 88 und Pholos-Abenteuer 1873, p. 94. 28) Auch die Worte der Heſiodeiſchen Schildbeſchreibung verſteht Löſchke (Arch. Zeitung 1881, 42) paſſend dahin, daß Lapithen und Kentauren in zwei Zügen — alte ohne Gruppenbildung — ſich gegenüberſtanden. 29) Eine eigenthümliche Wendung bietet das Bild, Compte rendu 1873 pl. V, 1. Herakles hebt aus dem Faſſe eine länatiſche Maſſe empor, die dadurch, daß an dem unteren Theile ein kleiner menſchlicher Fuß, eben ein Geſicht mit geſchloſſenen Augen ſichtbar wird, Aehnlichkeit mit einer Mumie oder einem Wickelkinde erhält. 30) *Paus.* I, 17, 9. Auch an den Sohlen der Parthenos, Overbeck, S. C. 661.

und mannichfaltigeren Inhalt: die lüsterne Gier der Kentauren, die angstvolle Bedrängniß der Frauen und das Ringen mit den Lapithen konnten in einer beliebigen Anzahl von Gruppen vorgeführt werden, welche die verschiedenen Wechselfälle des Obsiegens und Unterliegens zeigten. So sagt Pausanias vom Gemälde des Mikon, daß Theseus zwar als Sieger hervorleuchtete, im übrigen aber der Kampf gleichstand. Und so bieten auch die bekannten Meisterwerke monumentaler Sculptur, die aus der Blütenperiode der Kunst stammen, das Bild unentschiedenen Ringens. Es sind dies Metopen von der Süd- und Nordseite des Parthenon, der westliche Fries des Theseion, der Westgiebel von Olympia und ein Theil des Friefes von Phigalia. Auf das vielumstrittene Verhältniß dieser Bildwerke zueinander, speciell das der aus der Peloponnes stammenden zur attischen Kunst kann hier nicht näher eingegangen werden; es muß genügen, auch für die Citate auf Overbeck's Geschichte der Plastik, 3. Aufl. Buch III, zu verweisen. Betreffs des Inhaltes der Darstellungen sei nur bemerkt, daß auf den Parthenonmetopen das Hochzeitsmahl als Anlaß des Streites sowol durch die angegriffenen Frauen, wie durch zum Theil als Waffen verwendete Weingefäße bezeichnet wird. Hiervon zeigt der Theseionfries keine Andeutung, der dagegen mit dem Phigalischen Friese die Gruppe des unter den Felsblöcken begrabenen Kaineus gemein hat. Während der Raum der Metopen die Anzahl der Figuren auf zwei beschränkt, zeigen namentlich der Phigalische Fries und die Olympische Giebelcomposition kühn erfundene Gruppen, in denen der lüsterne Angriff der Kentauren und ihre Abwehr der zu Hülfe eilenden Heiden in Eins verschlungen sind.[31]) Diesen beiden Compositionen ist auch das Einschreiten rächender Gottheiten (Olympia, Apollon, Phigalia mit Artemis) gemein.

Während diese Kunstwerke die wilde, halbthierische Natur der Kentauren im grimmigen Kampfe mit dem Helden schildern, also auf dem Boden der epischen Auffassung stehen, zeigt die jüngere Kunst, wie sich das Wesen der Kentauren in einem freien, durch keinen ethischen Maßstab gezügelten Naturleben entfaltet; also derselbe Gegensatz, dessen mythologische Bedeutung oben erörtert wurde. An der Spitze dieser Kunstwerke steht ein Gemälde des Zeuxis, das ausdrücklich als individuelle Neuerung bezeichnet wird[32]), eine Scene aus dem Familienleben der Kentauren: eine Kentaurin, ihre Kinder theils nach menschlicher, theils nach Stutenart säugend, während der Vater die Kinder mit einem eingefangenen Löwenjungen zu schrecken sucht.[33]) Besonders bemerkenswerth ist die Bildung des schönen Kentaurenweibes; die Wandgemälde zeigen im Gegensatze zur älteren Kunst die Kentauren meist jugendlich unbärtig.[34]) Die spätere Kunst setzt die Kentauren in ein Dienstverhältniß zu dem Gott, in dessen Gefolge der natürlich sinnliche Genuß als dessen Dienst erscheint, zu Dionysos. Auf Sarkophagen zieht häufig ein Kentaurengespann den Wagen des Gottes, musicirend oder bachische Attribute tragend (z. B. Millin, Gal. myth. 48, 276). Wie Eros bisweilen dies Gespann lenkt (Millin, ebendas. 69, 261; 68, 269), so ist der Sieg des Eros über diese wilden und freien Naturwesen auch in den beiden Kentaurenstatuen des Aristeos und Papias dargestellt, auf deren beiden Pferderücken ursprünglich Erotenknaben saßen. (*F. A. Voigt.*)

KENTERN heißt in der Schiffersprache das seitliche Umschlagen eines Schiffes oder Bootes. Das Kentern von Schiffen ist eine Folge der Verrückung ihres Schwerpunktes nach oben. Dies kann ein Fehler im Bau sein oder durch andere Ursachen herbeigeführt werden, wie durch falsche Belastung oder durch Unvorsichtigkeit in der Segelführung. In früheren Jahrhunderten baute man namentlich die größeren Kriegsschiffe über Wasser sehr hoch im Vergleich zu dem unter Wasser befindlichen Rumpftheile, gab ihnen mächtige Vorder- und Hinterkastelle und bepackte sie außerdem noch mit einer großen Zahl Geschütze. Dadurch wurde ihr Schwerpunkt von vornherein so hoch gelegt, daß sie beim Schieffallen durch seitlichen Winddruck sehr bald die Stabilitätsgrenze überschritten und umfielen, namentlich wenn dazu noch gleichzeitig die Bewegung einer quer anrollenden schweren See mitwirkte. Im 17. Jahrhundert kenterten den Franzosen auf diese Weise verschiedene Linienschiffe und gingen mit Mann und Maus verloren, sodaß sie sämmtlich aus dem Biscayischen Meerbusen zurückgezogen wurden und nur noch im Mittelmeer fahren durften, wo der geringere Seegang sie nicht so gefährdete. Als sich in späterer Zeit der Schiffsbau vervollkommnete, wurde das Kentern aus diesen Gründen seltener, obwol die Engländer noch in neuester Zeit ein großes Panzerschiff, das nach dem System des Kapitän Coles gebaute Thurmschiff „Captain" dadurch verloren. Dasselbe hatte zwei mit 20 Centim. Eisen gepanzerte Drehthürme auf dem Oberdeck, in denen sich je zwei der schwersten Geschütze befanden. Gleichzeitig war das Deck verhältnißmäßig nicht hoch über Wasser und in der Gegend der Thürme ohne Verschanzung. Bei einem schweren Sturme legte sich das Schiff schief, das Wasser trat, da die Verschanzung fehlte, sehr bald auf das Deck, beschwerte die überliegende Seite noch mehr und kenterte das Schiff um so leichter, als durch die Last der Thürme und Geschütze gleich beim Bau der Schwerpunkt sehr hoch gelegt war.

Durch Stauung, d. h. durch Vertheilung der Ladung im Schiffe, kann auch bei einem regelrecht gebauten Schiffe der Schwerpunkt zu hoch gelegt und das Kentern herbeigeführt werden und muß dieser Punkt deshalb gut in Acht genommen werden. Ebenso kann Kentern beim Uebergehen einer leicht verschiebbaren Ladung, wie Korn,

31) Die Friesgruppe, in welcher ein Kentaur zugleich einen Gegner in den Hals beißt und nach einem andern mit den Pferdefüßen ausschlägt, kehrt auf einem Vasenbilde (München 368 nach Jahn's Kat.) wieder. 32) *Lucian. Zeux.* 3 seq. 33) In ähnlichem Geiste zeigt das Naturleben der Kentauren das Mosaik Mon. In IV, 50. Auf dem Wandgemälde Arch. Ztg. 1872, Th. 67, treten die Kentauren mit scheuer Ehrfurcht in den Palast des Peirithoos, ihre ländlichen Hochzeitsgaben bringend.

34) Auch mit Satyrohren, wie die Kentauren des Zeuxis, s. Helbig, Wandgemälde Nr. 496 fg.

Salz, Kohle, eintreten, wenn dieselbe nicht in Kisten, Säcken u. s. w. verpackt, sondern lose in den Schiffsraum geschüttet ist. In letzterm Falle muß man sich deshalb durch Ziehen von festen Holzwänden gegen ein Uebergehen zu sichern suchen. Endlich kann ein sonst normal gebautes und gestautes Schiff durch die Gewalt des Windes kentern, wenn es mit vollen Segeln sich durch einen plötzlichen Windstoß von der Seite überraschen läßt und die Masten nicht glücklicherweise brechen. Leichtere Boote kentern viel schneller als schwerere Schiffe und werden oft durch eine schwere Welle umgeworfen, sobald diese sie quer trifft. *(R. Werner.)*

KENTS-INSELN, Eilandgruppe zu der australischen Colonie Tasmanien gehörig, nur wenig fruchtbar und nach der Zählung von 1881 von 280 Seelen bewohnt, die sich ausschließlich mit dem Seehundsfang und der Präservirung eines wohlschmeckenden Seevogels, des mutton bird (Schafvogel), beschäftigen. Die Weiber sind meist Mischlinge, d. h. Abkömmlinge von Europäern und den jetzt ausgestorbenen Ureinwohnern Tasmaniens. *(Richard Oberländer.)*

KENTUCKY, Fluß des nordamerikanischen Staates desselben Namens, welcher an der Südostgrenze in den Cumberland-Bergen entspringt. Er entsteht aus dem nördlichen, mittlern und südlichen Quellarme, welche sich in der Lee-Grafschaft beim Dorfe Proctor vereinigen. Der Fluß nimmt nun eine nordwestliche Richtung nach der Südgrenze der Fayette-Grafschaft hin, wo er sich nach Südwesten wendet. So strömt er etwa 30 Kilom. weit und nimmt dann seine frühere Richtung wieder an, die er behält, bis er in Carrol-County in den Ohio mündet. Seine Länge von der Vereinigung seiner Quellflüsse bis zur Mündung ist 56,4 geogr. Meilen oder 1176 Kilom. (Länge der Saale oder Ems). Seine Ufergegenden sind wegen ihrer landschaftlichen Schönheit berühmt. Auf einem großen Theil seines Laufes hat der Strom senkrechte Kalkfelsen zur Seite, durch welche er allmählich seinen Weg hindurchgefressen zu haben scheint. Große Nebenflüsse fehlen ihm. Mittels Dämme und Schleusen ist er für Dampfer 64 Kilom. oberhalb Frankforts (100 Kilom. von seiner Mündung), und für Flachboote noch 160 Kilom. weiter oberhalb schiffbar. Stein- und Braunkohlen, Eisenerz und eine ausgezeichnete Art von Marmor finden sich längs der Flußufer.

(G. A. von Klöden.)

KENTUCKY ist einer der innern Staaten der nordamerikanischen Union, in welche er 1791 aufgenommen wurde, und liegt zwischen 36° 30′ und 39° 6′ nördl. Br. und zwischen 64° 22′ und 70° 0′ westl. L. Im Nordwesten und Norden bildet der Ohio die Grenze gegen Illinois, Indiana und Ohio, östlich grenzen West virginien und Virginien an, von denen es durch den Big Sandy-Fluß und das Cumberland-Gebirge geschieden ist; im Süden fließt der Tennessee, und 36° 35′ bildet die Grenzlinie; im Westen macht der Mississippi die Grenze gegen Missouri. Von Osten nach Westen ist die größte Ausdehnung 76 geogr. Meilen; die größte Breite in 39° geogr. Meilen. Der Flächeninhalt beträgt 37,680 engl. □Meilen = 97,587 □Kilom. = 1772,3 geogr. □Meilen (es ist also größer als Portugal). Das Land ist in 116 Counties getheilt. Der Name des im ganzen in 183 Meter Höhe gelegenen Landes wird verschieden gedeutet. Kain-tuk soll heißen: Land der Rohre oder Kopf des Flusses oder Großer Fluß. Die richtigste Deutung ist wol: Ken-tuck-ki, d. i. dunkler und blutiger Grund. Die größte Stadt ist Louisville an den Ohiofällen, in 137 Meter Höhe = 378 par. Fuß, 24 Meter über dem Strome; mit einer mittlern Jahrestemperatur von 13,1° C.; Frühling 13,4°, Sommer 23,5°, Herbst 13,2°, Winter 3,6° C. Die bedeutendsten Städte zählten 1880: Louisville 123,645, Covington 29,720, Newport 20,433, Lexington 16,656, Paducah 8556 Einwohner. Kleinere sind Frankfort (die Hauptstadt), Maysville, Henderson, Franklin, Hopkinsville, Owensborough und Paris. Die ältesten Städte sind Harrodsburg und Boonesborough. — Die Zahl der Bewohner war: 1790: 73,077, wobei 11,830 Sklaven und 114 freie Farbige; 1800: 220,895, wobei 40,343 Sklaven und 741 freie Farbige; 1850: 982,405, wobei 210,981 Sklaven und 10,011 freie Farbige; 1880: 1,648,599, wobei keine Sklaven und 271,522 freie Farbige. Im J. 1880 waren 832,616 männlichen Geschlechts und 815,983 weiblichen Geschlechts. Die Zahl der Weißen beträgt 1,377,077; die der im Lande Geborenen 1,589,131, der auswärts Geborenen 59,468. Indianer und Halbblut sind 50, Chinesen 10. — Nach dem Census von 1870, wo die Bewohnerzahl 1,321,011 betrug, konnten unter den mehr als 10 Jahre alten Personen 249,567 nicht lesen und 332,176 nicht schreiben; von diesen Illiteraten waren 201,077 Weiße und 131,050 Farbige, 28% männlichen und 37% weiblichen Geschlechts. Im J. 1870 wurden 2059 Arme unterstützt; 603 wurden eines Verbrechens überwiesen; im Gefängnisse saßen 624 Weiße und 443 Farbige. Blind waren 978, taubstumm 725, wahnsinnig 1245, blödsinnig 1144. — Den verschiedenen Berufsarten gehörten an 414,593 Männer; darunter 261,080 Ackerbauer, von denen 131,598 Farmer und Pflanzer und 127,911 Arbeiter waren.

Der westliche Theil des Landes ist fast eben, der südöstliche dagegen durch das Cumberland-Gebirge uneben, zwischen dessen Ketten sich enge, tiefe und düstere Thäler befinden. Diese Berge sind im Mittel 600 Meter hoch und kein Gipfel übersteigt 920 Meter; sie sind namentlich am Fuße und in den Thälern gut bewaldet. Im Norden und Westen der Berge ist mehr als die Hälfte des Staates wellige Fläche, aber von zahlreichen engen und tiefen Flußthälern durchrissen. Obwol Quellwasser hier nicht häufig ist, gehört der Boden doch zu dem besten in der ganzen Union; er fällt in den Strich blauen Kalksteins, welcher sich vom Ohio, von einem Punkte etwa 64 Kilom. oberhalb Louisvilles und der Ostgrenze von Mason City etwa 16 Kilom. oberhalb Maysvilles, südlich bis zum Cumberland ausdehnt, und als die „Blau-Gras-Region" bekannt ist. Der Westen des Staates ist theils schlechtes „Barren-Land", theils meist hügelig. Die Barrens, hauptsächlich der Strich zwischen dem Green- und Cumberland-Fluß, sind von Natur meist baumlos

und ähneln darin den im Norden des Ohio gelegenen Prairien; aber die ebenen Flächen werden durch kuppenförmige Berge, sogenannte Eichen-Knobs, mannichfaltig gemacht. Dieser Landstrich galt früher für den unfruchtbarsten Theil, indeß ist der Werth seines rothen, kalkigen Bodens sehr gestiegen. Die Alluvialgründe zwischen diesen Bergen und dem Ohio und seinen Zuflüssen haben überaus reichen Boden. Im Norden und Westen sind die Barrens durch ein mehr unebenes und bergiges Land begrenzt, welches allmählich in die Niederungen übergeht, die den Ohio und Mississippi säumen. Dieser Landstrich übertrifft die Barrens an Fruchtbarkeit, kann aber nicht mit der Blau-Gras-Region verglichen werden.

Kentucky ist reichlich mit ansehnlichen Flüssen versehen. Der Mississippi bildet die Westgrenze auf 17,3 geogr. Meilen. Längs der Nordwest und Nordgrenze fließt der Ohio in gewundenem, fast 130 geogr. Meilen langem, überall schiffbarem Laufe und bietet mittels seiner Hauptzuflüsse für alle Theile des Staates Wassercommunication. Zum Mississippi gehen nur unbedeutende Wasserläufe; unter denen des Ohio ist der östlichste der Big-Sandy, der in Virginien und Westvirginien seine Quellen hat; wo er sich Kentucky nähert, wendet er sich fast nördlich, und geht so weiter bis zur Mündung, indem er zwischen Kentucky und Westvirginien die Grenze bildet; er ist indeß wegen der Wasserfälle, welche sich bei seinem Austritte aus den Bergen im Bette vorfinden, nur auf eine kurze Strecke schiffbar. Der Licking entspringt in Floyd-County, fließt 44 geogr. Meilen weit in zahlreichen Windungen in nordwestlicher Richtung und mündet gegenüber von Cincinnati, zwischen Covington und Newport in den Ohio; er ist im Frühlinge und Winter auf etwa 110 Kilom. schiffbar. Die Quellflüsse des Kentucky entspringen in den Cumberland-Bergen und bilden bei ihrer Vereinigung einen ansehnlichen Strom, welcher zuerst nach Nordwesten, dann nach Südwesten und endlich nach Nordnordwesten fließt; er ist etwa 56,4 geogr. Meilen lang (s. d. Art.). Der Green-River entspringt im westlichen Theile der Blau-Gras-Region und fließt größtentheils nach Westen, bis sein größter Zufluß, der Big-Barren, einmündet, wo er sich nach Nordwesten und schließlich nach Norden wendet, um etwa 80 Kilom. oberhalb des Cumberland zu münden; er ist etwa 65 geogr. Meilen lang, und ist bis Greensbury, etwa 44 geogr. Meilen weit, für Dampfer, und für Boote fast bis zu den Quellflüssen fahrbar. Fälle, etwa 11 geogr. Meilen oberhalb seiner Mündung, verhinderten die Schiffahrt, aber Schleusen und ein Damm an dieser Stelle haben die Schwierigkeit beseitigt. Der Cumberland entspringt in dem Thale zwischen den Cumberland- und Laurel-Bergen; er durchschneidet das Gebirge und das nördlich davon gelegene Land in westlicher Richtung, wendet sich aber bei Annäherung an die Barrens nach Süden und tritt in Tennessee ein, wo er eine große Krümmung beschreibt und wieder nach Kentucky geht mit nordwestlichem Laufe und so weiter bis zum Ohio, in welchen er etwa 16 Kilom. oberhalb der Tennessee-Mündung einfließt; er ist etwa 130 geogr. Meilen lang und bietet für Sloops und Dampfer eine leichte Schiffahrt bis Nashville in Tennessee, 43 geogr. Meilen von seiner Mündung, und bei Hochwasser bis Burkesville in Kentucky; für Boote von 15 Tons ist er 65 geogr. Meilen weit fahrbar und für Flußboote noch höher. Der Tennessee fließt nur 104 Kilom. weit durch Kentucky; er trägt Dampfer bis Florenz in Alabama, 65 geogr. Meilen von seiner Mündung.

Kentucky liegt ganz in der großen Region von Sedimentgesteinen des Westens. Diese durchziehen den Staat in fast so horizontalen Schichten, daß oft weithin für das Auge keine Neigung wahrnehmbar ist. Durch den mittlern Theil überdecken von Norden nach Süden die silurischen Gruppen, welche hier fast ausschließlich kalkig sind, die Oberfläche fast 22 geogr. Meilen weit und bilden die große Centralachse der untersten Gesteine. Bei Louisville verschwinden sie infolge ihres sehr geringen westlichen Fallens und treten unter den devonischen Kalk, welcher hier horizontal geschichtet liegt und hier das Flußbett und die Riffe bildet, die die Fälle verursachen. Ihm folgt der Kohlenkalk und noch weiter westlich die Steinkohle, welche bei Rom am Ohio beginnt und sich fast bis zur Mündung desselben fortsetzt. Dies ist das Südende des Kohlenfeldes von Illinois und Indiana, welches sich nach Süden fast durch den ganzen westlichen Theil von Kentucky fortsetzt. In diesem Theile findet sich die Breckenridge-Kohle, welche früher in ausgedehnter Weise zur Herstellung des Kerosen verwendet wurde. Nach Osten hin, etwa 22 geogr. Meilen von Louisville, wiederholen sich dieselben Formationen, da die silurischen Schichten auf dieser Seite der Achse nach Osten fallen; die Kohle, welche den ganzen östlichen Theil des Staates einnimmt, ist ein Theil des großen Appalachischen Kohlenfeldes, welches sich über das westliche Virginien und Pennsylvanien ausbreitet. Der Kalk ist reich an Versteinerungen, und namentlich der an den Fällen von Louisville ist berühmt wegen seiner merkwürdig schönen, versteinerten Korallen. Der hydraulische Kalk wird hier gefunden und in Menge zur Herstellung von Cement verwendet. Wenn der Wasserstand des Flusses niedrig ist, dann sehen die Felsen in seinem Bette wie die von lebenden Zoophyten gebauten Korallenriffe aus, von denen freilich die weicheren Theile fortgewaschen sind, sodaß aber die härtere Kalkmasse der Korallen hervorsteht, gerade als wenn sie noch lebend wären. Dieser Kalk ist auch reich an Höhlen, von denen einige zu den allermerkwürdigsten gehören. Die Wände derselben finden sich mit Salpeter incrustirt, der bisweilen vortheilhaft gesammelt worden ist. Die Mammuth-Höhle beim Green-River in Edmonson City, 14 Kilom. von Cave-City, das aus 30 Bretterhütten besteht, gilt für die größte der Welt; in ihren Windungen ist sie auf mehr als 16 Kilom. erforscht. In manchen der oberflächlichen Depressionen des Kalksteines finden sich niedrige, als „Licks“ bekannte Sümpfe, welche Rehe und Elke besuchen, in früheren Zeiten auch Büffel, und in noch ferneren die untergegangenen Arten von Elefanten, Pferden Mastodon, Megalonyx u. s. w., deren Knochen man bei den

Salzquellen solchen Moorbodens findet. Eine der merkwürdigsten Oertlichkeiten dieser Art ist das Big-Bone-Lick, fünf geogr. Meilen im Südwesten von Cincinnati. — Bleierze sind früher in geringem Maße ausgebeutet worden, aber jetzt macht man größere Anstrengungen zur Förderung derselben. Salzquellen finden sich an vielen Stellen unter den Sandsteinfelsen, und die Schwefel-, Salz- und Stahlquellen sind zahlreich. Am Goose-Creek in Clay-County und in Meade-County gewinnt man viel Salz aus der dort erbohrten Soole. Die Eisenregion im „Hangenden" umfaßt einen Theil des nordöstlichen Kentucky und des südlichen Ohio; sie ist etwa 14 Kilom. breit und erstreckt sich 28 Kilom. weit vom Ohio nach Kentucky hinein und etwa 80 Kilom. nördlich nach Ohio hinein. Die Erze sind hier meist Brauneisenstein und liegen in Straten, welche nach Osten fallen, mit geringer Abweichung nach Süden. Es sind zwei deutlich verschiedene Straten, die untere von 10—30 engl. Zoll mächtig und Blockerz liefernd; darüber in 10—25 Meter Entfernung liegt die als Kalkerz bekannte Schicht, welche 12—50 Zoll mächtig ist. Diese Erze enthalten 50—65% Eisen, welches sich ganz außerordentlich zur Anfertigung von Wagenrädern eignet. Zahlreiche Eisenöfen sind in dieser Gegend im Gange. Außer den Eisenerzen finden sich große Schichten vorzüglicher Kohle, schöner Thon, Formsand, Kalkstein, ausgezeichneter Bausteiu, Töpferthon und Sand zur Glasfabrikation. Ausgedehnte Schichten von Eisenoxyd-Hydrat kennt man im südwestlichen Lande, am Tennessee und dem Cumberland, und verschiedene Eisenerze durch alle Kohlenfelder, im Schiefer und in den Regionen des untern Kohlenkalkes. — Die blaue Kalksteinregion, welche ursprünglich mit Wäldern aus hohen Bäumen und dichtem Rohrwuchs bedeckt gewesen, enthält den reichsten Boden des Landes, und der zwischen dem Ohio und der Nachbarschaft von Lexington gelegene Theil heißt gewöhnlich der „Garten von Kentucky". Die Barrens sind dünn mit Bäumen beholzt, welche fast durchweg erst seit der Besiedelung des Staates gewachsen sind, bringen aber gute Weide hervor, sodaß die mittlere Fruchtbarkeit von Kentucky der keines andern Staates der Union nachsteht.

Das Klima ist außerordentlich angenehm, aber veränderlich. Die mittlere jährliche Temperatur ist etwa 12,5° C.; im Winter fällt das Thermometer häufig auf —4 bis —9,5° und gelegentlich bis —19°, und im Sommer steigt es auf 34 und 38° C. Der Winter dauert bisweilen vom Ende November bis Anfang April, aber Schnee liegt selten, und Rinder und Schafe bleiben auch in der kältesten Jahreszeit im Freien. Im Frühjahre und Sommer herrschen Südwest-Winde und das Wetter ist köstlich; der Nordwest bringt die stärkste Winterkälte. Regen fällt reichlich im Winter und im Frühjahr, aber bisweilen spärlich im Sommer und Herbste, wo das Wetter charakteristisch trocken und beständig ist. — Noch immer finden sich ausgedehnte Wälder in Kentucky. Im Gebirge und nördlich davon trifft man hauptsächlich Tulpenbäume, Ulmen, Eichen, Eschen, Hickory, Walnuß, Kirsche u. s. w.; in den Barrens sind es hauptsächlich Eichen, Kastanien und Ulmen. Zu den nützlichsten Bäumen gehört der Zuckerahorn, der schwarze und Honig-Lokust, die wilde Kirsche und verschiedene Arten von Eichen und Walnuß, die im Anfange der Ansiedelung sehr werthvolle Haushaltartikel geliefert haben. Die Hauptfruchtbäume sind Apfel und Pfirsich. Außerdem producirt Kentucky, das ja ein großer, Getreide gewinnender Staat ist, mehr als die Hälfte alles in der Union gewonnenen Hanfes und vier Siebentel alles Flachses. In den Südwest-Gegenden, längs des Tennessee, Cumberland und Mississippi, wird etwas Baumwolle gewonnen; der in diesen Gegenden wachsende Taback, sowie der auf dem östlicher gelegenen reichen Boden, ist ein wichtiger Gegenstand im Handel dieses Staates. Als Agriculturstaat nimmt Kentucky einen hohen Rang ein. Zu der Gesammtproduction von Hanf (12,746 Tons) in den Vereinigten Staaten trug Kentucky 7777 Tons bei; und von der gesammten Tabackernte (262,735,341 Pfd.) waren 105,305,869 Pfd. Product von Kentucky. Im J. 1870 producirten nur fünf andere Staaten mehr Mais, vier mehr Roggen, zwei mehr Honig und drei mehr Wachs und nur drei hielten mehr Schweine als Kentucky. Im J. 1870 hatte dieser Staat 118,422 Farms; von diesen enthielten 38,939 zwischen 20 und 50 Acres Land, 29,731 zwischen 50 und 100, 25,490 zwischen 100 und 500, 616 zwischen 500 und 1000, und 164 über 1000 Acres. Die durchschnittliche Größe einer Farm ist 158 Acres. Vom gesammten Farmland waren 56,8% nicht in Angriff genommen. 1880 wurde der Werth der gesammten Farmproduction geschätzt auf 87,477,374 Doll., und zwar: der des geschlachteten Viehes zu 24,121,861 Doll., der der Waldproducte 574,994 Doll., der der Gartenproducte 527,329 Doll., der des Obstes 1,231,385 Doll. Die Ernte von 1879 ergab 64,736,000 Bushel Mais, 7,681,000 Bushel Weizen, 4,687,200 Bushel Hafer, 1,002,320 Bushel Roggen, 338,800 Bushel Gerste, 1,815,000 Bushel Kartoffeln und 262,000 Tons Heu. Man erntete 126,808,000 Pfd. Taback. Der Viehstand belief sich 1850 — 1880 auf: Pferde 315,682 — 402,400, Esel und Maulthiere 65,609 — 109,000, Milchkühe 247,476 — 270,000, Ochsen und andere Rinder 442,763 — 232,700, Schafe 1,102,091 — 1,009,800, Schweine 2,891,163—1,812,000. Im J. 1870 gewann man 1080 Ballen Baumwolle, 2,234,450 Pfd. Wolle, 237,268 Pfd. Flachs, 11,874,975 Pfd. Butter, 115,219 Pfd. Käse, 1,171,500 Pfd. Honig, 32,557 Pfd. Wachs, 269,416 Pfd. Ahornzucker, 49,073 Gallons Ahorn- und 1,740,453 Gallons Zuckerrohr-Melasse. 1,345,779 Gallons Milch wurden verkauft.

Die Zahl der fabricirenden Etablissements 1870 belief sich auf 5390, für welche arbeiteten: 1147 Dampfmaschinen von 31,928 Pferdekraft, 459 Wasserräder von 7670 Pferdekraft und 30,636 meist männliche Arbeiter. Der Werth dieser Production (54,625,809 Doll.) war in 16 andern Staaten ein höherer. Die Zahl der Destillationen (141) ist hier die höchste, aber der Werth der Production steht in vierter Reihe. Die höchsten Kapitalanlagen treffen auf folgende sechs Industriezweige: die 696 Mehl-

mühlen mit 1686 Dampfpferdekraft, die 592 Sägemühlen mit 9443 Dampfpferdekraft und 2497 Arbeitern, die 141 Destillationen mit 2,36 Dampfpferdekraft, die 6 Eisenwerke mit 1450 Dampfpferdekraft, die 19 Roheisengießereien mit 2370 Dampfpferdekraft, 25 andere Eisengießereien mit 572 Dampfpferdekraft.

Kentucky hat wenig directen Außenhandel, aber der heimische ist sehr ausgedehnt. Die Haupthandelsplätze sind Maysville, Covington, Louisville, Owensborough, Henderson und Paducah am Ohio, Columbus am Mississippi und Lexington im Innern. Die Hauptausfuhrartikel sind Hanf, Flachs, Taback, Pferde, Maulthiere, Schweine, Rinder, Sackleinen und Taue. Louisville und Paducah sind die Einfuhrhäfen für zwei Zolldistricte. Im J. 1873 besaß Louisville 55 Schiffe von 13,807 Tons, und Paducah 15 Schiffe von 2878 Tons; von erstern waren 41 Dampfer und 11 Barks, letztere dagegen alle Dampfer. Louisville baute 1873: 17 Dampfer, Paducah deren 4. Mehrere der größeren Ströme sind behufs der Schiffahrt wesentlich verbessert, vor allen der Kentucky und Green. Der die Fälle des Ohio bei Louisville umgehende Louisville und Portland-Kanal ist fast das ganze Jahr hindurch für 90 Meter lange und 25 Meter breite Fahrzeuge passirbar. — Im J. 1841 hatte Kentucky 6 geogr. Meilen Eisenbahn, 1880 dagegen etwa 461. — Im J. 1873 waren 36 Nationalbanken in Wirksamkeit mit einem eingezahlten Kapital von 8,263,700 Doll. und einer Außencirculation von 7,021,900 Doll.

Die jetzige Constitution wurde 1850 angenommen. Die Legislatur besteht in einem Senate von 38 Mitgliedern und einem Repräsentantenhaus von 100 Mitgliedern. Die auf vier Jahre gewählten Senatoren müssen 30 Jahre alt sein, die auf zwei Jahre gewählten Repräsentanten 24 Jahre. Sessionen finden alle zwei Jahre statt; sie beginnen am ersten Montage Decembers und dürfen nur 60 Tage dauern, wenn nicht zweidrittel beider Häuser für längere Dauer stimmen. Der Gouverneur wird auf vier Jahre gewählt, und ist dann vier Jahre nicht wieder wählbar. Der stellvertretende Gouverneur ist Senatspräsident. Das Gehalt des Gouverneurs ist 5000 Doll. Im J. 1873 belief sich die Einnahme des Staatsschatzes auf 2,107,149 Doll. (davon 1,491,775 aus directen Steuern); die Ausgabe auf 1,824,892 Doll.; 1878 die Schuld auf 1,858,108 Doll. Die Kosten für den Unterricht beliefen sich 1880 auf 1,130,000 Doll. — Im J. 1880 konnten 332,176 nicht schreiben und 249,567 nicht lesen und schreiben.

1870 war die Zahl der weißen Kinder von 5—18 Jahren 454,539, die der Farbigen 78,720, von den letztern besuchten nur 7762 die Schule. Es gab 5149 erziehliche Institutionen, öffentliche und private, mit 6346 Lehrenden, von denen 3972 männlichen und 2374 weiblichen Geschlechts waren, und 245,139 Schülern, 125,734 männlichen und 119,405 weiblichen Geschlechts. Das Gesammteinkommen aller dieser Institutionen war 2,538,429 Doll., wovon 393,015 Doll. aus Stiftungen, 674,992 aus Steuern und öffentlichen Fonds, und 1,470,422 Doll. aus dem Schulgeld u. s. w. Vorhanden waren 4727 Volksschulen mit 5321 Lehrern und 218,240 Schulkindern; die Einnahmen beliefen sich auf 1,150,451 Doll., mehr als zur Hälfte aus Steuern und öffentlichen Fonds. Die Zahl der Colleges war 42 mit 223 Lehrern und 3864 Zöglingen; die der Akademien 95 mit 286 Lehrern und 6224 Zöglingen; die der Privatschulen 195 mit 302 Lehrern und 7948 Zöglingen. Im J. 1874 bestand noch kein Seminar, indeß sollte ein solches gegründet werden. Die Kentucky-Universität, 1858 gegründet, umfaßt ein College der Künste, das des Ackerbaus und das mechanische, das der Bibel, ein Handels-College und eins der Jurisprudenz. Jedes dieser Colleges steht unter der unmittelbaren Verwaltung seiner Facultät und des vorsitzenden Beamten. Die Oberaufsicht führt der Regent, welcher aus den Curatoren gewählt wird. Im J. 1865 wurden das Agricultur- und mechanische College, das mittels der congressionellen Landbewilligung gegründet war, zu einem Theile der Universität gemacht; da die Bürger von Lexington zum Ankaufe einer Experimental- und Modellfarm 100,000 Doll. gegeben hatten, so wurde die Universität nach dieser Stadt verlegt. Das Agricultur-College besitzt eine Landfläche von 175 Hektaren und umfaßt Ashland, früher die Heimat von Henry Clay. Das Vermögen der Universität beläuft sich auf 800,000 Doll. (à 4 Mark). — Das Kentucky-Militär Institut, 1846 in Frankfort gegründet, steht unter einem Aufsichts-Collegium, welches der Gouverneur ernennt. Zu den hervorragenden Erziehungsinstituten gehören das Berea-College zu Berea, welches Zöglinge ohne Rücksicht auf Geschlecht oder Farbe aufnimmt; das baptistische Bethel College zu Russelville; das katholische Cäcilien-College zu Elizabethtown; das presbyterianische Centre-College zu Danville; das beiden Geschlechtern offenstehende Eminence-College zu Eminence; das baptistische Georgetown-College; das katholische St.-Marien-College in St.-Mary's Station. Die Hauptinstitute für weibliche Erziehung sind: das christliche Töchter-College zu Harrodsburg; das baptistische Georgetown-Frauenseminar; das weibliche Libanon-College; das methodistisch-episkopale Logan-Frauen College zu Russelville; das christliche Hocker-Frauen-College; das baptistische Lexington-Frauen-College; die katholische St.-Katharinen-Akademie und das episkopale Christchurch-Seminar zu Lexington. Theologischen Unterricht gewährt das katholische St.-Josephs-Seminar zu Bardstown, das westliche baptistische theologische Institut zu Georgetown, das Bibel-College in der Kentucky-Universität, und die theologischen Abtheilungen des Georgetown- und Bethel-Colleges; in der Medicin die medicinische Abtheilung der Louisville-Universität und das Louisville medicinische College. — Das Asyl für Erziehung der Blinden, zu Louisville 1842 eröffnet, nimmt kostenfrei Blinde von 7—17 Jahren auf; 1875 hatte es 5 Lehrer und 59 Zöglinge, welche auch technisch angelernt werden. Ebenso ist das 1823 eingerichtete Taubstummeninstitut zu Danville kostenfrei geöffnet; die Zöglinge können fünf Jahre auf Kosten des Staates darin bleiben. Im J. 1873 hatte es fünf Lehrer und 78 Zöglinge; seit Eröffnung war die Gesammtzahl 590. Für Schwach

sinnige besteht seit 1860 ein Institut in Frankfort, das aber Erziehung beabsichtigt und nicht ein Asyl für Hoffnungslose ist; es hatte 1874 104 Zöglinge. Im Staatsgefängniß zu Frankfort befanden sich 1874 650 Verbrecher. Irrenhäuser befinden sich zu Lexington und zu Hopkinsville; ein Reformhaus des Staates für jugendliche Verbrecher zu Anchorage. Für Erziehung und Unterricht der farbigen Kinder werden eine von den Farbigen erhobene Kopf- und Vermögenssteuer sowie alle von ihnen eingehenden Strafgelder ausschließlich für diesen Zweck verwendet.

Im J. 1870 bestanden 89 Zeitungen und periodische Schriften mit etwa 197,150 Abnehmern und jährlich 18,270,160 Abzügen; 6 erschienen täglich, 1874 sogar deren 9. — Im J. 1870 waren Bibliotheken vorhanden 5546 mit 1,409,230 Bänden, wovon private 4374 mit 1,390,245 Bänden. Im J. 1874 waren die Hauptbibliotheken: die der Lexington-Universität mit 10,000, die der Lexington-Bibliothek-Gesellschaft mit 18,300, die Staats-Bibliothek zu Frankfort mit 7000, die des theologischen Seminars zu Danville mit 7000, die Volks-Bibliothek von Kentucky zu Louisville mit 31,250, die des St. Josephs-College und Seminars zu Bardstown mit 5000, die des Centre College in Danville mit 5000, die des Georgetown-College mit 5000, die episkopale theologische Bibliothek mit 2000, die Bibliotheks-Vereinigung zu Louisville mit 5000 Bänden. Die Universität hat ein naturhistorisches Museum und ein zweites gehört zur Volksbibliothek.

Die Gesammtzahl der religiösen Organisationen (Gemeinden?) war 2069, welche 2039 Gebäude mit 878,039 Sitzplätzen besaßen, im Gesammtwerthe von 9,824,465 Doll. Die Baptisten haben 1004 Organisationen mit 962 Gebäuden, die Methodisten 978 Organisationen mit 818 Gebäuden, die Christianer 140 Organisationen mit 436 Gebäuden, die regulären Presbyterianer 289 Organisationen mit 270 Gebäuden, die Katholiken 130 Organisationen mit 125 Gebäuden und dem größten Vermögen u. s. w.

Die früheste Erforschung Kentuckys geschah durch Finley, der dieselbe mit einigen Gefährten 1767 von Nordcarolina aus unternahm. Im J. 1769 besuchten Daniel Boone, Finley und vier andere diese Gegend, und 1770 erforschte James Knox mit einer Partei aus Südwest-Virginien das Land längs des Cumberland und Green flusses. Im J. 1774 baute James Harrod eine Holzhütte an der Stelle des jetzigen Harrodsburg, und im nächsten Jahre gründete er hier eine Station. Das Fort Boones borough wurde 1775 von Daniel Boone erbaut. Das Land war nur ein Jagdgrund nördlich und südlich hausender Indianerstämme; aber das Eindringen weißer Ansiedler fand dennoch entschiedenen und blutigen Widerstand. Im J. 1775 schloß Boone einen Vertrag mit den Tscherokis zu Watauga, durch welchen Kentucky an Col. Richard Henderson und seine Gesellschaft verkauft wurde. Da es aber innerhalb der Kartengrenzen von Virginien lag, so wollte dieses den Henderson'schen Kauf nicht anerkennen, gab aber schließlich 200,000 Acres an der Mündung des Green her. Im J. 1776 wurde Kentucky eine Grafschaft von Virginien und 1777 wurde in Harrodsburg das erste Gericht abgehalten. Im J. 1779 veranlaßte ein in Virginien durchgegangenes Gesetz ein großes Zuströmen von Bevölkerung. Im J. 1783 wurde aus Kentucky ein District gebildet und ein Districts-Gerichtshof eingerichtet. Der Abschluß des Unabhängigkeitskrieges ließ die Ansiedler in steter Gefahr der Indianerangriffe, und die Bürger sahen sich genöthigt, selbst ihren Schutz zu übernehmen. Die Hauptstadt Richmond in Virginien war zu entfernt, als daß in Zeiten der Noth von dort Hülfe kommen konnte, und daher schlugen die 1784 und 1785 zu Danville abgehaltenen Versammlungen eine friedliche und constitutionelle Trennung von Virginien vor. Die dritte Versammlung sendete eine Petition nach Richmond, und 1786 genehmigte die Legislatur die Wünsche Kentuckys; aber aus mancherlei Gründen wurde die Trennung nicht vollzogen, hauptsächlich wegen einer Neigung des Volkes, unabhängige Nationalität zu erlangen. Eine vierte Versammlung diente nur dazu, das Volk gegen die Centralregierung aufzureizen; da das Gerücht sich verbreitete, daß Mr. Jay, Gesandter am spanischen Hofe, die Schiffahrt auf dem Mississippi den Spaniern überlassen habe, so begann die feindseligste Stimmung. Eine fünfte Versammlung fand statt, und auf eine Petition bewilligte Virginia den Kentuckern, einen Abgesandten zum Congreß zu schicken; aber da mittlerweile die Constitution angenommen worden war, so wurde die ganze Sache der neuen Regierung übertragen. Von dieser Lage der Dinge Vortheil ziehend, schlug Spanien heimlich durch seinen Gesandten den Kentuckern besondere Handelsbegünstigungen vor, falls dieselben eine unabhängige Regierung bildeten. Diese Vorschläge wurden nicht ungünstig aufgenommen; aber nach einem sechsten und siebenten Convent wurde schließlich eine Adresse an den Congreß beschlossen. Zwei weitere Convente wurden danach abgehalten, und die Frage wurde dadurch entschieden, daß Kentucky 1790 ein besonderes Territorium wurde und am 1. Juni 1792 in die Union aufgenommen ward. Die Bewohnerzahl war damals 75,000. Indianerkriege beunruhigten auch fernerhin die Grenzen und man hörte Klagen über die geringe Einwirkung der Bundesregierung. Dazu wurde die Whiskysteuer drückend, und über die amerikanische Politik gegen die französische Republik wurde in jeder Schenke gemurrt. Die alte Idee von der Unabhängigkeit wurde wieder in Bewegung gesetzt, aber der Sturm ging vorüber. In den nächsten 10—12 Jahren, in welcher Zeit über die Schiffahrt auf dem Mississippi verhandelt wurde, und dann über den Ankauf von Louisiana, wurde Kentucky wieder aufgeregt. Der Vertrag von 1795 mit Spanien gewährte den Vereinigten Staaten das Recht des Deposits in Neuorleans und die Freiheit des Flusses. Dann vergingen sieben Jahre in verhältnißmäßiger Ruhe und Wohlsein, bis die ganze Nation durch die Nachricht aufgeregt wurde, daß die Spanier den Vertrag von 1795 verletzt hätten durch Verweigerung der eingeräumten Rechte, und dadurch, daß bekannt wurde, Louisiana käme wieder an

Frankreich. Dessen dann erfolgender Ankauf durch die Vereinigten Staaten machte allen Beunruhigungen ein Ende (Amer. Cyclop.). *(G. A. von Klöden.)*

KENZINGEN, Städtchen im badischen Kreis Freiburg, zum Amtsbezirk Emmendingen gehörig, mit 2480 Einwohnern (1880), welche Wein-, Feld- und Wiesenbau, Handel mit Hanf, Garn und etwas Strohmanufactur treiben. Das an der Elz gelegene Städtchen hat in neuerer Zeit wieder das Amtsgericht und eine höhere Bürgerschule erhalten und ist Station der badischen Hauptbahn. Sehenswerth ist die große Pfarrkirche mit werthvollem Gemälde aus dem 15. Jahrhundert. Zu erwähnen sind ferner das Rathhaus und das ehemalige Franciscanerkloster, welches jetzt der Stadt gehört. Ueber die Elz führt eine große steinerne Brücke, welche in den Jahren 1760—1770 erbaut worden ist. Dicht bei Kenzingen liegt das ehemalige Frauenkloster Wonnenthal, welches um die Mitte des 13. Jahrhunderts von Rudolf von Usenberg gestiftet worden ist, und dessen Nonnen nicht dem Adel angehörten. Im J. 1525 wurde das Kloster von den Bauern verbrannt, 1638 von den Schweden geplündert, 1676 von den Franzosen verheert, sodaß die Nonnen erst 1697 definitiv dahin zurückkehren konnten. Nach der Säcularisation im J. 1809 wurde eine Cichorienfabrik im Kloster errichtet und später das Gebäude an Private verkauft. Zwei Stunden von Kenzingen liegt das kleine Mineralbad Kirnhalden. Früher führte dasselbe den Namen Wunderbad zum heil. Kreuz und hatte ein als Wallfahrtsort bekanntes Paulinerkloster, das nach Ensisheim im Elsaß gehörte und später abbrannte. Dann kam Kirnhalden an das Kloster Wonnenthal und endlich an Privatleute. Neuerdings sind die Badeeinrichtungen verbessert worden.

Kenzingen selbst ist sehr alt und war ursprünglich ein Dorf, das in den Urkunden des Klosters Lorsch erscheint, welchem in den J. 777, 782 und 789 daselbst Besitzungen geschenkt wurden. Otto I. schenkte im J. 972 an das Kloster Einsiedeln ein großes Kammergut in Kenzingen. Wahrscheinlich stand der alte Ort eine Viertelstunde von der jetzigen Stadt entfernt und bestand aus zwei kleinen Dörfern, von welchen das eine Kenn, das andere Singen geheißen haben soll. Darauf deuteten die Ruinen zweier Kirchen hin, welche später völlig abgetragen wurden. Im J. 1249 erbaute Rudolf von Usenberg, der Kenzingen als österreichisches Lehen besaß, die jetzige Stadt, umgab sie mit Mauer und Graben und gewährte den Bewohnern viele Freiheiten, auch ein Stadtrecht nach dem Muster Freiburgs. Rudolf von Habsburg bestätigte diese Vorrechte. Nach dem Tode des letzten Usenbergers, der die städtischen Privilegien abermals erweitert hatte, brachte Markgraf Heinrich von Hachberg die Stadt mit der Herrschaft Kürnberg mit Gewalt an sich. Er versprach im J. 1352 Kenzingen alle Freiheiten zu lassen und die Stadt nie zu veräußern. Das Haus Oesterreich widersetzte sich, und auf drei Tagungen zu Säckingen wurde entschieden, daß der Hachberger mit Unrecht im Besitz der Herrschaft sei, die dem Hause Oesterreich zustehe. Der Markgraf widersprach und wollte Kenzingen nicht zurückgeben, zumal die Bürger der Stadt auf seiner Seite standen. Der Streit wurde durch das kaiserliche Hofgericht zu Gunsten Oesterreichs entschieden, und Kenzingen kam an den Herzog Leopold von Oesterreich, welcher 1369 die Rechte und Freiheiten der Stadt bestätigte. Als im J. 1385 die Erzherzoge Leopold und Albrecht ihre Länder theilten, fiel Kenzingen an letztern, welcher die Freiheiten der Stadt noch vermehrte; doch wurden die österreichischen Gebiete bald wieder vereint. Durch die Aechtung des Herzogs Friedrich kam Kenzingen an das Reich, und Kaiser Sigismund gab der Stadt im J. 1415 die Versicherung, daß sie nie vom Reiche veräußert werden solle. Herzog Ernst erhob sich gegen die Annexion mit Erfolg und verpfändete 1422 die Stadt an Konrad von Weinsperg, der sie nach zwei Jahren an die Stadt Straßburg abtrat. Im J. 1495 verlieh Kaiser Maximilian der Stadt Marktrechte, den Bezug des Zolls an den Thoren und das Recht, baufällige Häuser an sich zu ziehen nach dem Beispiel der Stadt Freiburg.

Im J. 1524 nahm Kenzingen die Reformation an. Im Auftrag des breisgauischen Landtags zogen die Freiburger gegen Kenzingen, nahmen die Stadt ein und vertrieben die evangelischen Pfarrer. Zweihundert Bürger, welche denselben das Geleite gaben, fanden bei ihrer Rückkehr die Thore verschlossen und wurden dann von Straßburg gastlich aufgenommen. In Kenzingen wurde die Gegenreformation mit Gewalt durchgeführt, die Bibel und andere evangelische Schriften wurden öffentlich verbrannt, und der Stadtschreiber von Kenzingen, ein eifriger Anhänger der neuen Lehre, enthauptet. Seit dieser Zeit ist Kenzingen katholisch geblieben; neuerdings hat sich eine kleine evangelische Diasporagemeinde daselbst gebildet.

Die Stadt wanderte als Pfandschaft noch in verschiedene Hände und fiel 1564 dauernd an Oesterreich zurück. Während des Dreißigjährigen Krieges wurde Kenzingen von den Schweden im J. 1634 vergeblich belagert. Im J. 1637 zog Herzog Bernhard von Weimar vor die Stadt und zerstörte einen Theil derselben. Im J. 1703 ließ der französische Marschall Villars die Mauern der Stadt niederreißen und brandschatzte die Einwohner. Die Kaiserin Maria Theresia gab 1741 der Stadt das Schultheißenamt und mehrere andere Rechte. Im J. 1806 kam Kenzingen an das Großherzogthum Baden.

(Wilh. Höchstetter.)

KEOS (griechisch *Κέως*, Adjectiv *Κεῖος*; lateinisch Cea oder Cia, spätgriechisch *Κία*, was jetzt Tschiá ausgesprochen wird), die westlichste, der Südostspitze Attikas zunächst gelegene in der Gruppe der Cykladischen Inseln, wird bei einer Größe von 103 □Kilom. ganz von Bergen von mäßiger Erhebung (höchster Gipfel, jetzt nach dem heiligen Elias benannt, 568 Meter) eingenommen, deren Abhänge und Thalschluchten infolge der genügenden Bewässerung des Bodens (worauf der angebliche älteste Name der Insel *Τέῤῥησσα* zurückzuführen ist)[1]) mit

1) Vgl. *Heraclid.*, De reb. publ. 9, 1; *Plin.* n. h. IV, 12, 62; *Hesych.* s. v. *Τέῤῥονσα.*

reicher Vegetation bedeckt sind. Viehzucht, welche unter der besondern Obhut des hier als Gott verehrten Heros Aristäos stand, Wein und Feigenbau bildeten die Haupterwerbsquellen der durch ihre Mäßigkeit und Sittenstrenge berühmten Bewohner[2]) der Insel im Alterthume; der wichtigste Exportartikel war Röthel (*μίλτος*[3]), dessen Ausfuhr die Athener durch besondere Verträge mit den einzelnen Städten der Insel sich als Monopol gesichert hatten (s. die Inschrift bei Böckh, Die Staatshaushaltung der Athener, Bd. II. S. 349 fg. — C. I. A. II, n. 546). Gegenwärtig sind die wichtigeren Exportartikel die gerbstoffreichen Eicheln der Knoppereiche (quercus aegilops), Honig, Wein, Feigen und andere Südfrüchte.

Hellenische Bewohner soll die Insel zuerst von Naupaktos aus unter Führung eines heros eponymos Keos, sodann von Athen aus unter Führung des Theseidamas erhalten haben.[4]) In der historischen Zeit war die Bevölkerung auf vier selbständige Gemeinwesen bildende Städte vertheilt: Julis, Koressos oder Koressia, Karthäa und Poiessa. Julis, bekannt als Heimat der Dichter Simonides und Bakchylides, des Sophisten Prodikos, des Arztes Erasistratos und des Philosophen (Peripatetikers) Ariston, lag an der Stelle des jetzigen Hauptortes der Insel, des Städtchens Tschia, am nördlichen Abhange des Eliasberges; ein spitziger Felskegel trug die Akropolis der alten Stadt nebst einem Tempel des Apollon; die Unterstadt, in welcher Heiligthümer der Artemis, des Hermes (im Gymnasion) und des Dionysios erwähnt werden, zog sich terrassenförmig nach einem Bergkessel herab. Etwas über eine Stunde nordwestlich von da an der jetzt dem heiligen Nikolaos geweihten Bucht, in welche sich ein von den Alten Elipos genannter Bach ergießt, lag Koressos oder Koressia mit einem Heiligthume des Apollon Smintheus (*Strab.* X. p. 487). Oberhalb der jetzt Polies (*ὁ τοῦ Πόλιος*) genannten Bucht am südlicheren Theile der Ostküste lag die Stadt Karthäa, von welcher noch bedeutende Ruinen — darunter die eines Tempels des Apollon und eines kleinen Theaters — erhalten sind; endlich etwa 1½ Stunde westlich von da, oberhalb der jetzt Kundura genannten Bucht der Westküste, Poiessa, zu welcher Heiligthümer des Apollon Smintheus und der Athena Nedusia gehörten (*Strab.* X. p. 487).

Diese vier Städte, von denen zur Zeit des Strabon (X. p. 486) nur noch zwei fortbestanden — die Bewohner von Koressos waren nach Julis, die von Poiessa nach Karthäa übergesiedelt — standen in der Zeit vor den Perserkriegen unter der Oberherrschaft der euböischen Stadt Eretria (*Strab.* X. p. 448). Nach den Perserkriegen schlossen sie sich dem atheniſchen Seebunde an (s. die Tributlisten C. I. A. I. n. 226 fg.), traten dann im J. 378 auch dem zweiten atheniſchen Bunde bei (C. I. A. II. p. 17), fielen aber (wenigstens Julis) im J. 364 von demſelben ab, bis ſie durch Chabrias zum Wiederanſchluß an den Bund genöthigt wurden (s. die von H. Köhler in den Mittheilungen des deutſch-archäologiſchen Inſtituts in Athen, Bd. II. S. 142 fg. publicirte Inſchrift). Zur Zeit des Höhepunktes der Macht des ätoliſchen Bundes ſchloſſen ſie Freundſchaftsverträge mit den Aetoliern (s. die Inſchriften C. I. G. n. 2350 — 2352). Antonius ſchenkte die Inſel den Athenern (*Appian.* b. civ. V. 7). Im byzantiniſchen Reiche gehörte ſie zur Eparchie von Hellas oder Achaia (*Hierokl.* Synecd. p. 646, 2). Nach der Eroberung Konſtantinopels durch die Lateiner ergriffen im J. 1207 vier venezianiſche Freibeuter — Pietro Giuſtiniani, Dominico Michieli und die Brüder Andrea und Geremia Gliſi — Beſitz von Keos und Seriphos und theilten dieſe unter ſich; unter dem Schutze von Venedig behaupteten ſie nicht nur ſelbſt, ſondern auch ihre Nachkommen, beziehentlich Rechtsnachfolger ſich in dieſem Beſitze. Im J. 1537 eroberte Khaireddin Barbaroſſa die Inſel Keos. Im J. 1541 wurde dieſelbe mit dem Herzogthume Naxos vereinigt und kam mit dieſem 1566 in die Gewalt der Türken.[5]) Heutzutage bildet ſie in Verbindung mit Kythnos und Seriphos eine Eparchie des Nomos der Kykladen im Königreiche Hellas.

Vgl. P. O. Brönd ſted t, Reiſen und Unterſuchungen in Griechenland, Buch I. (Paris 1826). V. Roß, Reiſen auf den griechiſchen Inſeln des ägäiſchen Meeres, Bd. I, S. 128 fg. C. Burſian, Geographie von Griechenland, Bd. II. S. 467 fg. A. Miliarakis, *Κυκλαδικὰ ἤτοι γεωγραφία καὶ ἱστορία τῶν Κυκλάδων νήσων* (Athen 1874) S. 46 fg. (*C. Bursian.*)

KEPHALLENIA (*Κεφαλληνία*, ſpätgriechiſch auch *Κεφαλονία*, daher von den Italienern Cefalonia genannt), griechiſche Inſel im Joniſchen Meere, dem Eingange in den äußern korinthiſchen Meerbuſen (Golf von Patras) gegen Weſten vorgelagert, hat ihren Namen von dem (wahrſcheinlich zum lelegiſchen Volksſtamme gehörigen) Volke der *Κεφαλλῆνες*, welche in den Homeriſchen Dichtungen als die Bewohner dieſer und der benachbarten Inſeln erſcheinen, während die Inſel ſelbſt in der Ilias wie in der Odyſſee mit dem jedenfalls von phönikiſchen Anſiedlern herſtammenden Namen Samos oder Same bezeichnet wird.[1]) Die Inſel, welche einen Flächeninhalt von

2) Vgl. A. Böckh, Geſammelte kleine Schriften VII, 345 fg.; dazu das von Dr. Köhler in den Mittheilungen des deutſchen archäologiſchen Inſtituts in Athen 1, 139 fg. publicirte Geſetz über die Begräbnißfeierlichkeiten. 3) Der feinſte *μίλτος* wird ausdrücklich als der beſte bezeichnet bei *Theophrast.*, De lapid. 52; über die Fundſtätte vgl. K. G. Fiedler, Reiſe durch alle Theile des Königreichs Griechenland II, 90 fg.; F. Landerer im Archiv für Pharmacie von Bley und Ludwig, Juli — Auguſt 1861. 4) *Heraclid.*, De reb. publ. 5, 1; *Schol.* Dionys. Perieg. 525; vgl. *Herod.* VIII, 46.

5) Vgl. C. Hopf, Beneto-byzantiniſche Analecten in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie, phil.-hiſt. Cl. XXXII, 426 fg. und 441 fg.

1) Σάμος Il. B. 634; Od. δ, 671. 845; ο, 29. Σάμη Od. α, 246; ι, 24; ο, 367; τ, 123. 249; χ, 131; ψ, 288. Der Name *Κεφαλλῆνες*, der zuerſt bei *Herod.* IX. 28, dann allgemein erſcheint, wird von einem heros eponymos Kephalos abgeleitet, der mit einer Bärin einen Sohn Arkeſios erzeugt haben ſoll (*Aristot.* in Etym. M. p. 144, 22; vgl. *Heraclid.*, De reb. publ.

664 Mikom. hat, wird in ihrer ganzen Länge von Südosten nach Norden von einer Bergkette durchzogen, deren höchste und bedeutendste Masse von den Alten Ainos (s. d.), heutzutage gewöhnlich „der Berg“ (τὸ Βουνό) schlechtweg, oder nach den durch einen Waldbrand im J. 1797 stark gelichteten Tannenwäldern, welche seine Abhänge bedecken, „Elatomoros“ genannte Gebirge bildet. An dieses schließt sich im Nordwesten eine niedrigere, jetzt Hagia Dynati genannte Bergmasse, deren nördliche Abhänge durch das fruchtbare Thal von Pylaros von einem dritten weit nach Norden vorgeschobenen Höhenzuge (jetzt Kalon oros genannt) getrennt werden, der die der Westküste der Insel Ithaka parallel laufende Halbinsel Erisso (ein wahrscheinlich aus dem Alterthume erhaltener, in antiken Quellen freilich nicht nachweisbarer Name) bildet. Der Hauptkette laufen kürzere und niedrigere Höhenzüge im Osten (Höhenzug von Atros, durch das fruchtbare Thal von Rakli vom Ainosgebirge getrennt) und im Westen (Berge Comorphia, Kerakias und Daphnias) parallel. An den letztern wird durch den Isthmos von Hagia Kyriaki die im übrigen von dem Körper der Hauptinsel völlig losgelöste, von einem besondern, im Cap Akrotiri gegen Süden, im Cap Atheras gegen Norden endenden Höhenzuge gebildete Halbinsel Paliki angeknüpft, in deren Benennung der Name der antiken Stadt Pale erhalten ist.[2] Zwischen der Ostküste dieser Halbinsel, an welcher jetzt das zweitgrößte Städtchen der Insel Lixuri liegt, und der Westküste des mittlern Theiles der Hauptinsel zieht sich eine tiefe Einbuchtung hin, welche jetzt nach der an ihrer Südostecke auf einer kleinen, von der Westküste der Hauptinsel gegen Nordwesten vorspringenden Halbinsel gelegenen modernen Hauptstadt Argostoli der Golf von Argostoli genannt wird. Die ganze Insel ist ziemlich wasserarm, da die Bäche eigentliche Flüsse hat sie nicht) fast durchgängig während der Sommermonate versiegen[3]), jedoch im ganzen fruchtbar und wohl angebaut. Die Hauptexportartikel sind jetzt Korinthen und Wein, ferner Oel, Südfrüchte, Baumwolle und Seide; der Getreidebau, der im Alterthume besonders auf der Halbinsel Paliki blühte (s. *Polyb.* V. 3), reicht jetzt nicht aus, um den Bedarf der nach der Zählung von 1879 68,321 Seelen betragenden) Bevölkerung zu decken. — Eine besondere Merkwürdigkeit der Insel bilden jetzt die zwei nördlichen vor der Stadt Argostoli befindlichen „Meermühlen“, welche von einem aus dem Boden hervorbrechenden und bald wieder in einer Katabothre verschwindenden Strome von Meerwasser getrieben werden. Auf vulkanische Kräfte, von deren Existenz starke in der Nähe des Städtchens Lixuri aufsprudelnde Schwefelquellen Zeugniß geben, sind wahrscheinlich die häufigen Erdbeben zurückzuführen, welche bis in die neueste Zeit — zuletzt in besonders verheerender Weise im J. 1867 — die Insel heimgesucht haben.

Während die Homerischen Gedichte die ganze Insel als einen Bestandtheil des Reiches des Odysseus darstellen, bildete dieselbe in der historischen Zeit des Alterthums eine Tetrapolis, d. h. eine Gruppe von vier selbständigen Städten, von denen jede ihr eigenes Gebiet hatte, ihre eigenen Münzen[4]) prägte und ihre innere und auswärtige Politik nach eigenem Gutdünken leitete. Unter diesen war wenigstens in der älteren Zeit die bedeutendste die den ältesten Namen der Insel selbst tragende Stadt Same (Einwohner Σαμαῖοι), die ungefähr in der Mitte der Ostküste an der noch jetzt Samos genannten Bucht lag. Im Vertrauen auf die Stärke ihrer zwei durch eine Schlucht getrennten Felshöhen (deren eine nach *Liv.* 38,29 den Namen Khathis führte) einnehmenden Akropolis leistete die Stadt im J. 189 v. Chr. einem römischen Heere unter M. Fulvius Nobilior vier Monate lang hartnäckigen Widerstand, wofür sie durch Plünderung und Verwüstung büßen mußte; doch blieb sie nicht, wie einige Schriftsteller angeben, seitdem in Trümmern liegen, sondern wurde wiederhergestellt, wie die südöstlich von dem Dorfe Sto Gialo erhaltenen Ueberreste, die zu einem beträchtlichen Theile aus der römischen Zeit stammen[5]), beweisen. — Zum Gebiete der Stadt gehörte jedenfalls die Halbinsel Erisso, an deren Ostküste, der Insel Ithaka gegenüber, ein Hafen Panormos lag (*Artemid.* bei Porphyr. de antro nymph. 4 p. 88 ed. Hercher.; *Antipatros* in Anthol. Pal. X, 25; C. I. Gr. n. 6190[6]).

Der südlichere Theil der Osthälfte der Insel bildete das Gebiet der Stadt Pronnoi oder Pronesos,[7]) deren Stelle nicht mit Sicherheit nachzuweisen ist; jedenfalls lag sie östlich vom Berge Ainos oberhalb, beziehentlich innerhalb des Thales von Rakli, an dessen nördlichem wie südlichem Ende Reste von alterthümlichen Befestigungen erhalten sind.[8]) Der westlichere Theil des Hauptkörpers der Insel, das Terrain von den westlichen Abhängen der Hauptkette bis zum Isthmos von Hagia Kyriaki, bildete das Gebiet der Stadt Krane oder Kranioi, von deren Ringmauern sich noch bedeutende Ueberreste auf einigen Felshügeln zwischen den Dörfern Nazata und Krania, südöstlich von der Stadt Argostoli, finden.[9]) Die jetzige Halbinsel Paliki endlich bezeichnet, wie schon bemerkt, das Gebiet der alten Stadt Pale oder Paleis, der einzigen von den vier Städten der Insel, welche am Kampfe der Griechen gegen die Perser Antheil nahm (nach *Herod.*

---

32). Nach *Plin.* n. h. IV, 12, 54 soll die Insel in alter Zeit den Namen Melăna geführt haben.

2) Die schon von Strabo (X, 456) bekämpfte, von einigen Neueren wieder aufgenommene Hypothese des Pherekydes, daß diese Halbinsel das Homerische Dulichion sei, ist völlig grundlos. 3) Darauf gründet sich wol die Notiz bei *Aelian.*, De anim. III, 32, daß die kephallenischen Ziegen sechs Monate lang nicht saufen.

4) Vgl. über diese Ach. Postolakas, *Κατάλογος τῶν ἀρχαίων νομισμάτων τῶν νήσων Κερκύρας, Ἰευκάδος, Ἰθάκης, Κεφαλληνίας, Ζακύνθου καὶ Κυθήρων* (Athen 1868), S. 91 fg. 5) Vgl. über diese D. Riemann, Recherches archéologiques sur les îles Ioniennes. II. Céphalonie (Paris 1879) p. 34 fg. 6) Ueber die verschiedenen Schreibungen des Namens vgl. die Nachweisungen in meiner Geographie von Griechenland Bd. II, S. 376, Anm. 2. 7) Vgl. über diese D. Riemann, Recherches archéologiques sur les îles Ioniennes. II. Céphalonie p. 52 fg. 8) Vgl. darüber D. Riemann a. a. O. S. 18 fg.

IX, 28 fochten in der Schlacht bei Platää 200 Paleer im griechischen Heere). Im J. 218 v. Chr. leistete sie einer Belagerung und Berennung von seiten des Königs Philipp V. von Macedonien erfolgreichen Widerstand (*Polyb.* V. 3 fg.), unterwarf sich aber im J. 189 v. Chr. ebenso wie die übrigen Städte der Insel (außer Same) ohne Kampf den Römern (*Liv.* 38, 28). Ziemlich unbedeutende Ueberreste der Stadt finden sich an der Ostküste der Halbinsel auf einem Hügel eine halbe Stunde nördlich von Livuri.[1]) Infolge ihrer politischen Zerfahrenheit hat die Insel im Alterthume niemals eine bedeutende Rolle in der Geschichte gespielt. Im Peloponnesischen Kriege stand sie vom J. 431 an — anfangs allerdings nicht ganz freiwillig (vgl. *Thuk.* II. 30) — bis zu dem unglücklichen Ausgange der sikelischen Expedition auf Seite der Athener. Dem zweiten athenischen Seebunde schloß sich nur die Stadt Pronnoi freiwillig an (C. I. A. II. n. 17); die übrigen Städte wurden durch Iphikrates im J. 372 zur Unterwerfung gezwungen (*Xen.* Hellen. VI, 2, 32 und 38). Später war die Insel Mitglied des ätolischen Bundes und nahm an den Kämpfen der Aetoler gegen die Achäer, Makedonier und Römer Antheil, wodurch sie an Wohlstand und an Bevölkerungszahl schwere Verluste erlitt. Beim Friedensschluß zwischen den Römern und Aetolern wurde sie anfangs vom Frieden ausgeschlossen, dann aber, als ihre Städte sich theils freiwillig, theils gezwungen (Same den Römern unterworfen hatten, von diesen für frei erklärt. In den Jahren 59—55 v. Chr. lebte M. Antonius, Cicero's College im Consulat, als Verbannter auf der Insel und schaltete darin wie in seinem Eigenthume; er begann den Bau einer neuen Stadt, führte aber infolge seiner Rückkehr nach Rom dieses Unternehmen nicht zu Ende (*Strab.* X. p. 455). Hadrian gab die Insel den Athenern zum Eigenthum (*Dio Cass.* 69, 16). Seit der byzantinischen Zeit hat sie im wesentlichen die Schicksale der übrigen ionischen Inseln getheilt. Heutzutage bildet sie mit der Nachbarinsel Ithaka und einigen kleineren einen eigenen Nomos des Königreichs Hellas, der nach der Zählung vom J. 1879 eine Gesammtbevölkerung von 80,543 Seelen zählte.

Vgl. E. Bursian, Geographie von Griechenland Bd. II. S. 371 fg. (wo die wichtigere ältere Literatur angeführt ist). K. W. M. Wiebel, Die Insel Kephalonia und die Meermühlen von Argostoli (Hamburg 1839). — O. Riemann, Recherches archéologiques sur les îles Ioniennes, II. Céphalonie (Paris 1879). (Bibliothèque des écoles françaises d'Athènes et de Rome, fasc. XII.) — A. Freiherr von Warsberg, Odysseeische Landschaften, III. Band (Wien 1879) S. 69 fg. — E. Libieratos, Alterthümer von der Insel Kephalenia (Erlangen 1880, in griechischer Sprache, nur der Titel deutsch). (*C. Bursian.*)

KEPHALOS. Die Sage vom Heros Κέφαλος (vgl. Preller Gr. Myth. II[3], 144) wurzelt im attischen Gau Kephale, der, wie das Geschlecht der Kephaliden, ihn als Eponymos ehrte.[1]) Den Kern der Sage bildet die Liebe der Eos, welche ihn, da er als rüstiger Jäger frühmorgens auf das Weidwerk geht, um seiner Schönheit willen entrafft (als Kind dieser Verbindung nennt Hesiod [th. 986] den Stern Phaethon.). Nun ist dies ein Zug im Wesen der Eos, der mehrfach wiederkehrt und also allgemeine Geltung besaß (vgl. Preller I[3], 360, Welcker, Gr. G. I, 681). Eos, die ewig junge und schöne, entführt, so rasch wie sie selber enteilt, den blühenden Jüngling aus dem Kreise der Lebenden — ein freundlich tröstliches Bild für den Tod in der Jugend, der dem verhaßten Alter entrückt. Wenn diese mythische Anschauung auf Betrachtung menschlicher Natur und Geschickes ruht[2]), und also das Verhältniß von der Göttin und dem Sterblichen zu Grunde liegt, so scheint mir da durch eine naturmythische Deutung des Kephalos[3]) ausgeschlossen, wie denn auch die Liebesverfolgung des Mannes durch das Weib durch deren göttliche Uebermacht ihr Anstößiges verliert. Auch die bildende Kunst[4]), besonders die Vasenmalerei hat die Scene der Entrückung bevorzugt, wie Kephalos, gewöhnlich mit Hund und Speer zur Jagd ausgerüstet, von der ihm nacheilenden Eos verfolgt wird; und sie hat dieser Vorstellung typische Allgemeinheit für die Hinwegraffung männlicher Jugend ertheilt (vgl. O. Jahn, Arch. Beitr. S. 93 fg.). An den Ruhm des Jägers wurden märchenhafte Züge aus diesem Kreise ritterlicher Lebensführung angeknüpft, wodurch die Sage ausgedehnter und verwickelter wurde. Seine menschliche Gemahlin Prokris, schon Od. λ. 321[5]) genannt, wird von ihm in ihrer ehelichen Treue versucht; überführt flieht sie nach Kreta und wird des Minos oder Artemis Jagdgenossin: dorther bringt sie ihrem versöhnten Gatten Wundergaben mit, einen nie fehlenden Speer[6]) und einen unentflechtbaren Hund. Das Ende der Prokris erzählt die Sage, indem sie auf das ursprüngliche Bild des morgendlichen Jägers einlenkt. Als Kephalos am Morgen laut nach der Nephele (*Phoronk.* ὦ νεφέλη, παραγενοῦ) oder Aura (Od.), d. i. nach der kühlenden Morgenluft verlangt, muthmaßt Prokris eine Nebenbuhlerin und ihm durch das Gebüsch nachschleichend wird sie aus Versehen von dem Speere des Gatten niedergeschossen (ein hierauf bez. Vasenbild Millingen, Un. Mon. I, 14). Wegen der Blutschuld verbannt[7]), geht Kephalos nach Böotien, wo sich die Wunderkraft seines Hundes bei der Jagd des

1) Vgl. O. Riemann a. a. O. S. 31 fg.

1 Vgl. U. von Wilamowitz-Möllendorf, Hermes (1883), S. 424 fg. — Kephalos Sohn des Deion *Apol.* III, 15, a; des Hermes u. der Herse ebend. 14, 3. 2) Wie auch der Mythus von Tithonos, der den Gegensatz des Sterblichen und der ewig jugendlichen Göttin weiter ausführt. 3) Wie sie a. a. O. Preller (Morgenröte) und von Wilamowitz (Nachtrieb gleich Orion) geben. 4) Schon am Amykläischen Throne *Paus.* III, 18, 7 als Terracottagruppe ib. I, 3, 1. 5) In den Scholien erzählt Pherekydes einfacher, dagegen novellistisch ausgeführter *Hygin.* f. 189, *Anton. Lib.* 41 mit dem Grundmotive, daß wie die Verführbarkeit des Weibes auch die des Mannes und zu noch schlimmeren Dingen erwiesen wird; vgl. *Ovid.* M. 7, 687 fg. 6) Προκρίδος ἄκων sprichwörtlich *Diogen.* 7, 55. 7) „Ein exemplificatorischer Mythus für das Blutgericht φόνου ἀκουσίου" von Wilamowitz-Möllendorf a. a. O.

Teumessischen Fuchses (*Oe.* M. 7, 759 fg) erweist, — eine Sage, die aus anderer Wurzel erwachsen war, s. Preller II, 148 Anm. 2 und 3). Kephalos auf Münzen der Kephallenier und danach bestimmte Statuette, Gazette archéol. 1876 pl. 36. (Bonet, Essai sur les médailles de Céphalonie).

(*F. A. Voigt.*)

KEPHALOTHRYPSIE nennt man die eine der geburtshülflichen Operationen, durch welche der künstlich geöffnete Schädel der Frucht unter der Geburt fest gefaßt und extrahirt wird. Die Bezeichnung Kephalothrypsie ist abzuleiten von κεφαλή, Kopf, und θρύπτειν, zertrümmern, daher ist die Schreibweise Kephalotripsie (τρίβειν, reiben, streicheln) falsch. Die Kephalothrypsie kann und darf nur ausgeführt werden, nachdem in die knöcherne Schädelkapsel eine Oeffnung angelegt worden ist (Perforation), welche den Austritt des Gehirns aus dem Schädelinnern vor und bei der durch die Kephalothrypsie stattfindenden Compression des Schädels gestattet. Ohne vorhergehende Perforation, resp. Enthirnung, ist durch die Kephalothrypsie allein der nöthige Grad der Verkleinerung des Kopfumfanges nicht zu erzielen. Ist aber dieselbe angezeigt, so muß der Arzt zum Besten der kreißenden Mutter den kindlichen Schädel auf den möglichst kleinen Umfang zu reduciren suchen. Wird der Kephalothryptor ohne vorherige Perforation angelegt, so verlängert sich der Kopf nach der Seite des mangelnden Widerstandes und eine wirkliche Verkleinerung findet trotz seiner Zertrümmerung nicht statt. Es ist also der Kephalothryptor nicht ein eigentliches Verkleinerungsinstrument, da er nur als Extractionsinstrument nach vorhergeschickter Perforation Bedeutung gewinnt.

Soll die Kephalothrypsie ausgeführt werden, so sind besondere Vorbedingungen nöthig. Es muß nämlich das mütterliche Becken so weit sein, daß wenigstens der enthirnte und zerquetschte Schädel dasselbe passiren kann, ferner muß der Muttermund genügend erweitert und der Schädel durch die Geburtsthätigkeit oder die Hand eines Assistenten gut fixirt sein. Unter diesen Umständen ist die Kephalothrypsie angezeigt, wenn das mütterliche Becken so verengt ist, daß bei vorliegendem Schädel der Frucht die Zange nicht mehr ohne Schaden für die Mutter angewendet werden kann, der Kaiserschnitt aber noch nicht ausgeführt werden muß (sogenanntes Perforationsbecken), ferner wenn der nachfolgende Kopf weder manuell noch mit der Zange extrahirt werden kann, ferner wenn bei mäßiger Beckenverengerung die Frucht notorisch todt oder ihr Schädel hydrocephalisch erkrankt ist, und endlich wenn vor oder nach der Geburt des Schädels andere Fruchttheile im Beckenkanal feststecken und das mütterliche Leben gefährden. Nur die erste Indication kann, solange die Frucht noch lebt, umgangen werden, wenn nämlich die Mutter auf jeden Fall ein lebendes Kind gebären will und sogar vor einer lebensgefährlichen Operation nicht zurückschreckt; es ist dann, aber auch nur wenn die Mutter zustimmt, der Kaiserschnitt gestattet.

Das Instrument, mit welchem die Kephalothrypsie ausgeführt wird, der Kephalothryptor oder Kephalothrypter, wurde von Baudelocque (1829) angegeben, fälschlich aber Cephalotrib benannt. Er stellt eine aus zwei in einem Schlußtheile zu vereinigenden Blättern bestehende, starke, comprimirende Zange mit sehr kleiner Kopfkrümmung, aber mit einer Beckenkrümmung, welche der Zange ziemlich gleichkommt, dar. Jedes Blatt endet nach oben in einen unten starken Löffel, der an die Seitentheile des Schädels zu liegen kommt, und nach unten in den Griff, der beiderseits die entsprechenden Theile des Compressionsapparates trägt. Baudelocque's Instrument war zu plump und zu schwer und es bedurfte, trotzdem es von der Pariser Akademie (1833) einen Preis erhielt, doch längerer Zeit, ehe es allgemein Eingang fand. Erst durch mannichfache Verbesserungen wurde es brauchbar und kam allgemein in Anwendung, wie es noch jetzt in Frankreich der Fall ist. In England ersetzte man jedoch seit 1872 die Kephalothrypsie vielfach durch andere Extractionsmethoden des perforirten Schädels (Simpson's Cranioklast, Barnes' Craniotomy-Forceps u. s. w.) und auch in Deutschland ziehen viele angesehene Operateure der Gegenwart den englischen Instrumenten nachgebildete dem Kephalothryptor vor. Immerhin behält aber die Kephalothrypsie ihren großen Werth für diejenigen Beckenverengerungen, bei denen es sich um die alleinige Extraction des perforirten Schädels handelt. Liegen dagegen so hochgradige Beckenverengerungen vor, daß auch die Schädelbasis zertrümmert werden muß, so wird man gutthun, andere Operationen zu bevorzugen. Hierher gehört unter andern von England, Italien und Frankreich aus empfohlenen Operationen die von Guyon (1867) vorgeschlagene und nach ihm von Wasseige (1877) empfohlene Céphalotripsie intracranienne. Sie besteht darin, daß man einen Tire-Fond in das Schädeldach einbohrt und es mit einer darübergesetzten Trepankrone perforirt. Durch diese gewonnene Oeffnung setzt man den Tire Fond in die Basis cranii ein und trepanirt nun diese mit einer etwas kleineren Trepankrone.

Der zweckmäßigste Kephalothryptor ist der von Busch (Lehrb. der Geburtsk. 5. Aufl. 1849), an welchem neuerdings Spiegelberg das Compressorium des Braun'schen Cranioklasten anbrachte. Brauchbar ist auch der von Seyffert und der von Breisky; an ersterm ist jedoch die Kopfkrümmung zu groß und am letztern sind die Löffel gefenstert, sodaß sie nicht vor Verletzungen der mütterlichen Geburtswege durch Knochensplitter, welche durch die Fenster hindurchtreten, schützen. Als zu leicht construirt haben sich ergeben die Kephalothryptoren von Kiwisch und Scanzoni. Theoretisch interessant ist auch noch jenes Instrument, welches Cohen angab, um die Perforation und Kephalothrypsie mit einem male auszuführen; er nannte es die perforatorische Cephalotribe.

Ein brauchbarer Kephalothryptor ist 45—50 Cm. lang, wovon circa 25 Cm. auf die Löffel zu rechnen sind, und ungefähr 2¼ Pf. (1125 Gramm) schwer. Die Löffel sind ungefenstert und tragen an ihrer Innenfläche eine vorspringende Leiste. Die Kopfkrümmung soll 3,5—4,5 Cm. die Beckenkrümmung 8—10 Cm. betragen. Man hat neuerdings auch vorgeschlagen (Kidd, Kulenkampff), die

Beckenkrümmung in Wegfall zu bringen; da aber gerade bei hochgradig verengtem Becken der Kindskopf hoch stehen bleibt, so muß man, soll man ihn gut fassen können, eine gute Beckenkrümmung an dem Instrumente besitzen. Fehlt die letztere, so muß der zu zermalmende Kopf tief stehen, und das ist in der Praxis nur selten der Fall. Das Schloß des Kephalothryptors soll nach Brünninghausen construirt sein. Der Compressionsapparat, durch welchen die Löffel und Griffe einander genähert werden, besteht entweder in einer an einer Schraube befindlichen Klammer oder in einer Flügelschraube.

Die Kephalothrypsie zerfällt in drei Acte, in die Anlegung des Kephalothryptors, in die Fixirung desselben am perforirten Schädel und in die Extraction des letztern. Die Anlegung des Instruments geschieht in ähnlicher Weise, wie die der Zange, aber stets auf dem Querbette und unter Leitung der halben oder ganzen Hand. Es muß der eine Löffel in die linke, der andere in die rechte Seite der Gebärmutter möglichst hoch hinaufgeführt, der Kopf also quer gefaßt werden. Sind beide Blätter hoch angelegt, so werden unter starker Senkung der Griffe die Schlußtheile ineinandergefügt. Ist der Kopf fest gefaßt, so beginnt der zweite Act, die Fixirung des Instruments am schlotternden Schädel, welche nur durch Zertrümmerung der Kopfknochen zu erreichen möglich ist. Der Geburtshelfer oder besser ein Assistent setzt zu diesem Zwecke ganz allmählich — damit der gefaßte Kopf nicht aus dem Instrumente ausgleitet — den Compressionsapparat in Bewegung und zwar so lange, bis der dem Instrument höchstmögliche Grad der Compression erreicht ist. Hat der Kephalothryptor nur einen Theil des Schädels zermalmt, oder liegen höhere Grade der Beckenverengerung vor, so empfiehlt es sich, nach der erstmaligen Compression das Instrument aufzuschrauben, abzunehmen und nochmals in einen andern Durchmesser anzulegen, um auch hier die Schädelknochen zu zertrümmern, ehe man extrahirt. Dieser Vorschlag stammt von Pajot, welcher (1865) diese Operation als Céphalotripsie répétée sans tractions angegeben hat. Ist das Compressorium zum ersten mal oder wiederholt vollständig geschlossen, so folgt der dritte Act, die Extraction. Behufs dieser zieht man an den Griffen des zugeschraubten Instruments stark nach abwärts, solange der Kopf hoch steht. Dreht sich dabei das Instrument um seine Längsachse, so hat man dieser Drehung ruhig nachzugeben, weil dabei der Schädel sich den Beckenräumlichkeiten anpaßt. Folgt dagegen bei der Extraction das Instrument zu rasch, so hat man sofort mit dem Zuge nachzulassen, um nachzufühlen, ob das Instrument abgleitet. Ist dies der Fall, so muß es abgenommen und wieder angelegt werden, wenn nicht durch Einhaken des Fingers in die Perforationsöffnung der Kopf zum Herabtreten zu bewegen ist. Stets hat man aber darauf zu achten, daß abspringende Knochensplitter die Vagina nicht verletzen. Sobald der Schädel in dem Kephalothryptor bis zum Beckenausgang gelangt ist, wird letzterer abgenommen und der Kopf manuell vollends entwickelt.

(E. Kormann.)

KEPHISODOTOS. Name zweier attischer Bildhauer aus einem vielleicht aus Paros nach Athen eingewanderten, durch viele Generationen blühenden Künstlergeschlechte, dem auch der berühmte Praxiteles, der Schöpfer der Hermesstatue in Olympia, angehört. Beide Namen pflegten in der Familie zu wechseln. Wir kennen einen älteren Praxiteles, den Zeitgenossen des Phidias und vermuthlich Vater des älteren Kephisodotos. Dieser letztere, den Plinius (34, 50) in Ol. 102 (c. 370 v. Chr.) datirt, Pausanias (8, 30. 10) als Athener anführt, hat bereits hohen Ruhm erlangt und auch außerhalb Athens Werke hinterlassen.

Für das Ol. 102, 2 (370 v. Chr.) gegründete Megalopolis, die neue Bundeshauptstadt Arkadiens, bildete er eine Marmorgruppe des thronenden Zeus, umgeben von Statuen der Stadtgöttin und der Artemis Soteira (*Paus.* 8, 30. 10) unter Beihülfe seines Landsmanns (und Bruders?) Xenophon; auf dem Helikon einen Theil der Musenstatuen, die hier zum ersten mal in der Neunzahl erscheinen, im Verein mit zwei andern Künstlern, Strongylion und Olympiosthenes (*Paus.* 9, 30. 1). Plinius (34, 87) erwähnt von ihm zwei Bronzewerke ohne Angabe des Standorts, einen Hermes mit dem Dionysoskinde, das Vorbild der von seinem berühmten Sohne ausgeführten Statue, und die Porträtstatue eines Redners. Erhalten ist uns in Nachbildungen nur eine Cultusgruppe der Göttin des Friedens (Eirene) mit dem Kinde Plutos (Reichthum) auf dem Arme (*Paus.* 9, 16, 2), welche wahrscheinlich nach der Schlacht bei Leukas Ol. 101, 2 (375 v. Chr.) in Athen für den neugestifteten Cultus geweiht wurde, und von der sich eine gut erhaltene, überlebensgroße Marmorcopie in München (Brunn, Glyptothek Nr. 96), zwei Fragmente (die Figur des Knaben) im Municipalmuseum des Peiräeus (Mittheil. des deutschen arch. Instituts in Athen VI, p. 363 fg.) und im dresdener Museum (Hettner Nr. 55?, Clarac, Mus. de sculpt. 675, 1557), Nachbildungen außerdem auf Münzen von Athen und Kyzikos finden.

Von dem jüngeren Kephisodotos, dem Sohne des großen Praxiteles und Bruder des Bildhauers Timarchos, ist kein Werk direct überliefert. Plinius (34, 51. 87) datirt ihn Ol. 121 und schreibt ihm Philosophenstatuen ohne genauere Angabe zu. Pausanias (1, 8. 4) sah von ihm ein Bild der Enyo im Arestempel zu Athen, eine Statue des Menandros im Theater ebendaselbst (1, 21. 1). Auch sonst hat ihn das Porträtiren viel beschäftigt, den Redner Lykurgos bildete er mit seinen Söhnen (*Plut.* vit. X or. Lyc. 38), den Theorenidas u. a. Im Peiräeus stand von seiner Hand ein kunstreich geschmückter Altar des Zeus Soter, umgeben von den ehernen Standbildern der Athena Soteira und des Zeus Soter, deren Schöpfer nicht genannt wird, die aber mit einiger Wahrscheinlichkeit dem älteren Kephisodot zugeschrieben werden.

Vgl. Klein, Arch.-epigr. Mittheilungen aus Oesterreich 1880, S. 20 fg.; Kroker, Gleichnamige griechische Künstler (Leipzig 1883), S. 14 fg.

(Th. Schreiber.)

KEPHISSOS (*Κηφισός* ist die ältere, *Κηφισσός* die spätere und gewöhnlichere Schreibung) war der Name mehrerer Flüsse in verschiedenen Landschaften des alten Griechenlands. Der bedeutendste derselben ist der phokisch-böotische Kephissos (jetzt in seinem obern Laufe „Fluß von Tadi", in seinem untern „Mavronero" d. i. Schwarzwasser genannt), welcher am nördlichen Fuße des Parnassos im Gebiete der phokischen Stadt Lilaia aus mehrern starken Quellen, welche unter einer von antiken Mauern gestützten Terrasse hervorbrechen, entspringt, sich anfangs gegen Norden, dann, nachdem er sich mit dem aus der Landschaft Doris kommenden Bache Pindos und einigen andern Zuflüssen vereinigt hat, gegen Osten, in der Nähe der Stadt Tithronion gegen Südosten wendet und durch einen von dem Hügel Philoboiotos und dem Hadylionberge gebildeten Engpaß in der Nähe der Stadt Parapotamioi in die Landschaft Boiotien, zunächst in das Gebiet der Stadt Chaironeia, eintritt. Südlich von der Stadt Orchomenos verliert er sich in den den größten Theil der boiotischen Tiefebene bedeckenden Sümpfen, dem Kopaissee (s. d.), und mündet endlich durch einen unterirdischen Felsspalt, eine sogenannte Katabothre, in die Bucht von Phokä beim jetzigen Stroponeri: ein Theil seiner Gewässer wird nach der Ansicht der Alten durch eine andere Katabothre in nördlicher Richtung abgeleitet und kommt als starker Quell unter dem Namen „Anchoe" (*Ἀγχόη*, *Strabo* IX. p. 406, offenbar *ἀναχοή*, Erguß, Ausbruch nach oben in einer Schlucht in der Nähe der lokrischen Stadt Larymna wieder zum Vorschein. Vgl. H. N. Ulrichs, Reisen und Forschungen in Griechenland, Bd. I. Bremen 1840, an verschiedenen Stellen; Bursian, Geographie von Griechenland, Bd. I. S. 161 fg. und S. 196 fg. — Zwei Flüsse des Namens Kephissos hat die Landschaft Attika aufzuweisen. Der bedeutendere derselben, überhaupt der für die Fruchtbarkeit des Landes wichtigste, weil nie völlig versiegende unter den attischen Flüssen, ist der im engeren Sinne des Wortes athenische Kephissos, welcher durch eine Anzahl starker am südwestlichen Fuße des Brilettos- (Penteliton-) Gebirges entspringender Quellen in der Nähe der Ortschaft Kephisia (die noch jetzt wegen ihrer reichen Vegetation ein Lieblingsaufenthalt der Athener während der heißen Jahreszeit ist) gebildet, anfangs in westlicher, dann, nachdem er einige vom Parnes herkommende Gießbäche aufgenommen hat, in vorwiegend südlicher Richtung den westlicheren Theil des Pedion, d. h. der von den Bergen Korydallos, Parnes, Brilettos und Hymettos umschlossenen größten attischen Ebene, in ihrer ganzen Länge von Nord nach Süd durchfließt. Westlich von der Stadt Athen in der mit Oelbaum- und Weinpflanzungen und Gartenanlagen bedeckten Niederung wurde schon im Alterthume wie noch jetzt der größte Theil seiner Gewässer zur Bewässerung dieser Pflanzungen durch Kanäle abgeleitet, sodaß nur wenig davon bis zum Meer gelangt. — Einen zweiten Kephissos finden wir im westlichsten Theile der Landschaft Attika, in der Ebene von Eleusis; derselbe kommt in zwei Hauptarmen vom Kithärongebirge herab, verliert sich aber in der Nähe der Ortschaft Eleusis, bevor er das Meer erreicht, im Sande. Vgl. Bursian, Geographie von Griechenland Bd. I. S. 256 fg. — Außerdem führten nach *Strab.* IX. p. 424 noch folgende Flüsse (oder Bäche) den Namen Kephissos: einer auf der Insel Salamis (Bursian a. a. O. S. 363, Anm. 1), einer im Gebiete von Sikyon, einer auf der Insel Styros, einer im Gebiete von Argos, der am Lykreiongebirge entspringt, endlich eine in der Stadt Apollonia bei Epidamnos in der Nähe des Gymnasion fließende Quelle. Von dieser hatte des sikyonischen und des argivischen Flusses auch Polemon in seiner Schrift *περὶ ποταμῶν* Erwähnung gethan (Schol. Eurip. Med. 827); den argivischen führt Pausanias (II, 15, 5; vgl. ebend. c. 20, 6) als einen der argivischen Gießbäche, welche den größten Theil des Jahres hindurch wasserlos sind, auf; die Sage motivirte diesen seinen Mangel an Wasser dadurch, daß er zu den Richtern gehört habe, welche den Streit zwischen Hera und Poseidon um die Landschaft Argolis zu Gunsten der erstern entschieden und dafür von Poseidon Strafe erlitten hätten; an einem Platze der Stadt Argos, wo man angeblich sein Gewässer unter der Erde fließen hörte, war ihm ein Heiligthum errichtet. (*C. Bursian.*)

KEPLER (Johannes), der Begründer der neueren Astronomie, wurde am 27. Dec. 1571 zu Weil-der-Stadt im Würtembergischen als ein schwächliches Siebenmonatskind in ärmlichen Verhältnissen geboren. Seine Vorfahren lebten früher unter dem Namen Kepner in Nürnberg, waren aber ursprünglich von Adel. Nachdem der Adel längere Zeit ganz in Vergessenheit gerathen, erneuerte Kaiser Maximilian II. dem Großvater Kepler's, dem Bürgermeister von Weil, die Documente. Kepler's Vater Heinrich war das vierte unter zwölf Kindern des Bürgermeisters Sebald Kepler und von unstetem abenteuersüchtigem Charakter; er vermählte sich mit Katharina Guldenmann, der Schultzentochter aus dem benachbarten würtembergischen Dorfe Eltingen, welche ebenfalls als unruhig und eigensinnig geschildert wird. Beide Aeltern waren lutherisch, wie überhaupt die jetzt überwiegend katholische Bevölkerung Weils damals zum größten Theil lutherisch war. Häufig wird erwähnt, daß Magstatt, ein Dorf, welches eine Stunde von Weil entfernt ist, oder Leonberg der Geburtsort Kepler's gewesen. Für erstern Ort wird angeführt, daß Kepler's Mutter daselbst Verwandte besucht habe und von der Entbindung überrascht worden sei; mit ziemlicher Sicherheit kann aber angenommen werden, daß nur die Taufe in dem benachbarten Magstatt durch den der Familie verwandten Prediger J. Broll vollzogen wurde. Die Annahme der Geburt in Leonberg beruht auf Irrthum und läßt sich dadurch erklären, daß die Aeltern Kepler's ihren Wohnsitz vier Jahre nach der Geburt des Sohnes dorthin verlegten.

Drei Jahre nach der Geburt Joh. Kepler's verließ der Vater seine Familie, indem er sich von Alba gegen Belgien anwerben ließ. Bald zog ihm seine Frau nach und ließ das Kind in der Pflege der Großältern zu Weil. Das nächste Jahr 1575 brachte jedoch beide Aeltern zurück und es folgte nun die erwähnte Uebersiedelung nach Leonberg. In diese frühe Jugendzeit fällt auch bereits

eine lebensgefährliche Pockenkrankheit, von der Kepler heimgesucht wurde und welche ihn mit Verlust des Augenlichts bedrohte; eine gewisse Schwäche des Gesichts behielt er sein Leben lang.

Auch nach der Rückkehr der Aeltern trat keine erfreulichere Wendung im Leben des jungen Kepler ein. In den Jahren 1576—1577 befand sich der Vater schon wieder in Belgien im Kriegsdienst, dann verloren die Aeltern durch eine Bürgschaft den größten Theil ihres Vermögens. Infolge dessen siedelten sie 1579 zeitweise nach dem jetzt badischen Dorfe Elmendingen bei Pforzheim über, wo der Vater eine Wirthschaft gepachtet hatte. Das Geschäft sagte ihm nicht zu und 1589, nachdem zuvor die Rückkehr nach Leonberg erfolgt war, verließ er seine Familie durch häuslichen Zwist veranlaßt auf immer, trat in österreichische Kriegsdienste, kämpfte gegen die Türken und fand hierbei wahrscheinlich seinen Tod. Man hat nie erfahren, wo und wann er starb.

Hieraus ist ersichtlich, daß Armuth und trübes Geschick Kepler schon in der Jugend begleitete. Natürlich mußte darunter auch seine erste Erziehung, sein Bildungsgang leiden. Seine Mutter konnte nicht lesen und schreiben, aber immerhin hatte Kepler bereits 1577 mit dem Schulbesuche angefangen, und zwar besuchte er zuerst die deutsche, dann die lateinische Schule in Leonberg. Der häufige Wechsel des Wohnorts veranlaßte selbstverständlich große Unregelmäßigkeit im Lernen und außerdem blieb Kepler noch lange kränklich; während der Jahre 1580—1582 hielten ihn gar Feldgeschäfte ab. Nun wurde er aber infolge der an ihm bemerkten Begabung (1583) zum Studium der Theologie bestimmt und er durchlief rasch die würtembergischen Klosterschulen zuerst zu Adelberg, dann in Maulbronn. Schon 1588 bestand er mit Glanz das Baccalaureatsexamen zu Tübingen und fand dadurch im folgenden Jahre Aufnahme ins dortige Stift, wo er sich zuerst dem philosophischen Studium widmete. Einer seiner Lehrer war Maestlin und durch diesen, der allerdings im öffentlichen Vortrage das System des Ptolemäus docirte, wurde er im Privatgespräche mit der Kopernicanischen Lehre vertraut gemacht. Im J. 1591 wurde er Magister und zeichnete sich bei dieser Gelegenheit wiederum in der Art aus, daß er unter 15 Genossen der zweite wurde und ein besonders gutes Zeugniß vom Senat erhielt. Nunmehr trat er dem damaligen Gebrauche entsprechend in die theologische Facultät über, in welcher er drei Jahre verbleiben sollte. Es dauerte nicht lange, so kam er bei aller ihm eigenen Religiosität doch in Zwiespalt mit der damals in Tübingen herrschenden kirchlichen Partei. Nur mit dem späteren Kanzler Hafenreffer, der freilich auch der streng orthodoxen Richtung angehörte, aber bei seinem wissenschaftlichen Interesse minder einseitig aggressiv war als die übrigen Theologen, trat er in ein engeres und lange dauerndes Freundschaftsverhältniß. Als, noch bevor er die drei Jahre in der theologischen Facultät verbracht hatte, durch den Tod des Landschaftsmathematikus Georg Stadius in Graz diese Stelle im J. 1593 erledigt wurde, richtete sich von dort die Aufmerksamkeit auf den jungen Kepler, der als Protestant für diese Stelle besonders geeignet schien. Kepler zögerte lange mit der Annahme der Stellung, da er einestheils Freude am Predigen hatte, anderntheils sich noch für den mathematischen Unterricht nicht genügend vorbereitet glaubte. Indessen gab er dem Drängen seiner Freunde, die für ihn vielleicht am Fortkommen in Würtemberg zweifelten, und seiner Feinde, die ihn fortwünschten, besonders aber dem Rathe Maestlin's, der ihn vorzugsweise, um nicht zu sagen ausschließlich, für die Astronomie geschaffen hielt, nach; jedoch wahrte er sich ausdrücklich sein Recht auf ein Kirchenamt in Würtemberg für spätere Zeiten.

In Graz trat er seine Stelle im J. 1594 mit 150 Gulden Gehalt an, wozu noch 20 Gulden für die ihm übertragene Verpflichtung der Anfertigung eines Kalenders kamen. Seinen ersten Vortrag hielt er am 24. Mai 1594, indessen war sein Unterricht, wie auch der seines Vorgängers, anfangs nur spärlich besucht, und einige Zeit hatte er selbst gar keine Schüler, was übrigens, wie auch von der Behörde hervorgehoben wurde, nicht an ihm, sondern an den Verhältnissen lag. In dieser Zeit wurden ihm, um seine Kraft auszunutzen, noch Vorlesungen über Arithmetik sowie auch philologische übertragen. Immerhin blieb ihm zu eigener wissenschaftlicher Thätigkeit Zeit genug. Es entstand hier sein erstes großes Werk, das Mysterium Cosmographicum, auch Prodromus genannt, über welches weiterhin, wie überhaupt über seine Werke, noch Näheres mitgetheilt werden wird. Dasselbe sollte in Tübingen gedruckt werden, und Maestlin, dem Kepler das Manuscript übersandt hatte, erkannte den hohen Geist, der aus dem Werke sprach, und gab demgemäß sein Urtheil in dem Senate ab. Hätte sich jedoch der Herzog von Würtemberg nicht selbst für die Publication der Arbeit interessirt, so würde sie kaum zum Druck gelangt sein, da man Anstoß an der der Bibel widerstreitenden Lehre von der Erdbewegung, die von Kepler zu Grunde gelegt wurde, nahm. Im J. 1596 erschien also dies große Werk und als Kepler es seinen Zeitgenossen übersandte, gelangte er rasch zu hohem Ansehen unter den Astronomen. Ein Jahr zuvor war auch der erste der Kalender von ihm erschienen, welche er in der Folge regelmäßig herausgab. Dieselben mögen gleich hier Erwähnung finden, da sie in directer Verbindung zu der Frage stehen, wie Kepler sich zu der in jener Zeit noch eifrig gepflegten Astrologie verhielt, dieses Verhältniß aber wiederum auf seinen Lebensgang nicht ohne Einfluß blieb.

Die Kalender enthielten am Schlusse auch Prophezeiungen für das betreffende Jahr, und es wird berichtet, daß Kepler anfangs diesen Abschnitt im eigenen Unglauben nicht habe liefern wollen, daß er aber des größeren Absatzes wegen dennoch dazu genöthigt wurde. Er hatte mit den ersten Prophezeiungen großes Glück: die für 1595 verkündeten Bauernunruhen und der ausnehmend strenge Winter trafen ein, so wurde dann auch sein Ansehen im Volke gleich ein sehr großes, er galt als ein ganz besonders geschickter Astrolog. Bald wurde er nicht allein genöthigt, in den Kalendern der Astrologie zu die-

nen, viele bedeutende Leute des Landes gingen ihn um Prophezeiungen ihres Lebens auf Grund seiner astrologischen Beobachtungen an, so stellte er auch später Wallenstein das Horoskop. Häufig finden sich nun wol Aussprüche Kepler's, wo er das Volk warnt vor zu großem Vertrauen in derartige Vorhersagungen, man hat aus Aeußerungen, wie z. B. der, daß die Astrologie als Tochter der Astronomie ihre Mutter ernähren müsse, folgern zu können geglaubt, daß Kepler selbst ein positiver Gegner der Astrologie gewesen und sie lediglich benutzt habe, um sich den Lebensunterhalt zu schaffen, den ihm die strenge Wissenschaft, wie wir sehen werden, nicht geben konnte oder wenigstens thatsächlich nicht gab. Dem ist aber nicht so. Es darf wol nicht bezweifelt werden, daß Kepler im Laufe seines Schaffens mehr und mehr zu der Ueberzeugung gelangte, wie trügerisch das Wesen der Astrologie sei, und daß dieselbe nichts mit der Astronomie, überhaupt nichts mit einer Wissenschaft zu thun habe. Im Anfange seiner Laufbahn hat er aber gewiß in seiner Zeit gestanden und mindestens der Astrologie nicht die Berechtigung in gleichem Maße abgesprochen wie später, auch nicht gegen seine Ueberzeugung bei der Stellung des Horoskops gehandelt. So wendet er seine astrologischen Lehren auf ein kurz zuvor geborenes Kind seines Lehrers Maestlin an und prophezeit für dasselbe eine schwere Zukunft, sodaß er an Maestlin schreibt, er müsse zweifeln, ob es werde leben können. Aehnlich äußert er sich beim Tode eines seiner eigenen Kinder. Hier ist nicht wohl anzunehmen, daß er sich gegen besseres Wissen ausgesprochen habe. Anders verhält es sich jedenfalls in späterer Zeit, wo er Hofastrolog Wallenstein's wurde. Es finden sich aus dieser Periode positive Aeußerungen, daß er von der Unzulänglichkeit solcher Vorhersagungen überzeugt sei.

In Graz verheirathete Kepler sich mit Barbara Müller, Tochter des Müllers und Gutsbesitzers Jobst Müller, Herrn von Mühleck, einem Schlößchen in der Nähe von Graz. Bei dieser Gelegenheit suchte Kepler den Nachweis seiner adeligen Herkunft zu liefern, da der Vater seiner Braut sonst nicht die Einwilligung zur Verbindung geben wollte. Barbara war schon zweimal verheirathet gewesen, den ersten Gatten hatte sie durch den Tod verloren, von dem zweiten war sie durch Ehescheidung getrennt worden. Die Hochzeit Kepler's fand im April 1597 statt. Die Ehe scheint jedoch keine sehr glückliche gewesen zu sein, da seine Frau verwöhnt war und sich schwer in die dürftigen Verhältnisse zu finden vermochte.

Im J. 1598 brach mit dem Regierungsantritte des Erzherzogs Ferdinand (späteren Kaisers Ferdinand II.), Zöglings der Jesuiten in Ingolstadt, die Verfolgung der Protestanten in Steiermark, Kärnten, Krain aus und auch Kepler mußte schwer unter derselben leiden. Anfangs zwar hielt man ihn von der Auswanderung zurück, da man seine hohe Bedeutung für die Wissenschaften auch von seiten der Jesuiten zu schätzen verstand. Zugleich versuchte man den hervorragenden Gelehrten für den katholischen Glauben zu gewinnen, aber er schrieb an seinen Gönner, den bairischen Kanzler Herwart von Hohenberg, daß er, im Augsburgischen Bekenntniß erzogen, demselben aus wahrer Ueberzeugung treu bleiben werde und nicht zu heucheln gelernt habe. Einige Zeit blieb er noch in Graz, wo er sich ganz der Wissenschaft hingab, auch zuerst mit chronologischen Arbeiten begann. Eine größere Reihe kosmographischer Fragen beschäftigte ihn und einige seiner späteren hervorragenden Werke wurden in dieser Periode begonnen. Bald jedoch war seines Bleibens in Graz nicht mehr, es erschien das Edict der „Reformationscommission", welches jedem Bürger einzeln zugestellt wurde, und die Alternative hieß: katholisch werden oder nach Veräußerung der Liegenschaften das Land verlassen. Kepler hatte es vorausgesehen und sich schon vorher an Maestlin gewandt mit der Bitte, für ihn bei irgend sich bietender Gelegenheit in Tübingen zu wirken. Aber dieselben Ursachen, welche seinen Fortgang aus Tübingen befördert hatten, hinderten jetzt seine Rückkehr. Seine religiösen Ansichten, welche ihn zum Märtyrer für den protestantischen Glauben in Steiermark machten, waren in dem protestantischen Tübingen noch zu frei, um ihm dort Stellung und Unterhalt zu schaffen.

Längere Zeit hatte Kepler bereits mit Tycho de Brahe in Briefwechsel gestanden, er verehrte diesen großen Astronomen über alles. Nun traf es sich, daß Tycho im J. 1597 seine Uranienburg auf der Insel Hveen hatte verlassen müssen und 1599 nach Prag übergesiedelt war, wo er vom Kaiser Rudolf zum kaiserlichen Astronomen und Rath ernannt wurde. Als er von dem Geschick und den Sorgen Kepler's Nachricht erhielt, lud er ihn ein, als sein Gehülfe zu ihm nach Prag zu kommen. Daraufhin reiste Kepler im Anfang des J. 1600 nach Prag, um die dortigen Verhältnisse kennen zu lernen und das Nähere mit Tycho zu verabreden. Er fand dort einen Kreis bedeutender Männer, die sich zum Theil um Tycho de Brahe scharten, unter diesen auch den Astronomen Longomontan. Im October desselben Jahres siedelte Kepler mit seiner Familie definitiv nach Prag über, wo er nun längere Zeit in wissenschaftlicher Thätigkeit blieb. Von Tycho, dem es zunächst darauf ankam, neue Planetentafeln herzustellen, wurde ihm namentlich die Beobachtung des Mars sowie die Bearbeitung der Tychonischen Beobachtungen dieses Planeten zu einer Theorie der Marsbewegung übertragen. Kepler wahrte sich dabei das Recht, die Beobachtungen alle nach seinem Ermessen verwenden zu können, und in dieser Arbeit liegt der Grund zu seiner Berühmtheit für alle Zeiten, indem hierbei nach und nach die seinen Namen tragenden drei Gesetze entstanden. In der ersten Zeit fand Kepler in Tycho einen warmen Freund, aber allmählich wurde das Verhältniß ein sehr schwieriges. Tycho ist als ein hochmüthiger, eitler Mann bekannt und es trat immer deutlicher hervor, daß Tycho Kepler zu seinem Gehülfen berufen hatte, um die Talente desselben für seine Zwecke ausnutzen zu können. Kepler suchte sich sicher zu stellen, indem er den Abschluß eines förmlichen Vertrages von Tycho forderte. Letzterer ließ sich jedoch hierauf nicht ein, und es wäre häufig zum Bruch zwischen Kepler und Tycho gekommen, wenn nicht

Kepler in seiner Verehrung und Bescheidenheit immer nachgegeben hätte. Seine Verehrung für Tycho ging so weit, daß er auf das letztern Verlangen, wenn auch ungern, die „Apologie Tycho's gegen Ursus" verfaßte, in welcher er für die Priorität des Tychonischen Systems gegen jenen eintritt. Freilich hat er die Arbeit im Manuscript unvollendet hinterlassen, dagegen gab er noch später nach Tycho's Tode eine Vertheidigungsschrift gegen des Italieners Claramontius Antityche (1625) heraus, in welcher er die Verdienste Tycho's in der Frage über die Stellung der Kometen im Weltsysteme hervorhebt.

Bereits im folgenden Jahre (October 1601) starb Tycho plötzlich und nun wurde Kepler sofort sein Nachfolger als kaiserlicher Mathematiker (Hofastronom) mit einem persönlichen Jahrgehalte von 500 Fl. Kaiser Rudolf war ihm sehr zugethan und wünschte ihm den gesammten astronomischen Nachlaß, Instrumente und Manuscripte, zu unumschränktem Gebrauche zu sichern. Er kaufte denselben den Erben Tycho's daher um den hohen Preis von 20,000 Thalern ab. Da indessen bis zum J. 1608 erst die Hälfte des Kaufpreises erstattet war, so kam auch Kepler nur nach und nach und auch nur theilweise in den Besitz des Schatzes. Aber auch mit der Auszahlung der Besoldung hatte Kepler große Schwierigkeiten, bei der erschöpften Finanzlage des Kaisers vermochte er nur dann und wann kleine Abschlagszahlungen herauszupressen; so schreibt Kepler schon im J. 1602, daß er zwei Monate mit Stehen in der Hofkammer zugebracht und am 9. März das erste Geld erhalten habe. So wird die ganze in wissenschaftlicher Hinsicht, wie wir sehen werden, bedeutendste Periode des Lebens Kepler's wiederum in größter Dürftigkeit verbracht. Seine amtliche Thätigkeit bestand namentlich in der Fortsetzung der von Tycho begonnenen Verbesserung der Planetentafeln, welche später unter dem Titel der Rudolfinischen Tafeln erschienen. Hierzu war zunächst die Verbesserung der Theorie nöthig, welche durch die Bearbeitung der Marsbeobachtungen erzielt wurde. Aber auch hier mußte er dem Wunsche des Kaisers folgen und sich der Astrologie hingeben. Es entstanden während seines prager Aufenthaltes noch mehrere Schriften, welche sich auf diesen Gegenstand beziehen, und es fällt auch in diese Zeit seine erste Begegnung mit Wallenstein (1608), mit dem er in der Folge noch in nähere Beziehung trat.

Seine beobachtende Thätigkeit bezog sich in Prag besonders auch auf den Mars, sowie alle Finsternisse und besondern Constellationen. Im J. 1604 entdeckte Kepler einen plötzlich im Ophiuchus auftauchenden sehr hellen Stern, der unter dem Namen des Kepler'schen Sterns in dem Kapitel der veränderlichen oder neuen Sterne bekannt geworden ist. Dieser Stern strahlte heller als Jupiter und Venus und blieb bis zum J. 1606 sichtbar; alsdann verschwand er wieder. Er bildete, wie schon Kepler selbst hervorhob, ein Analogon zu dem im J. 1572 erschienenen Tychonischen Sterne und veranlaßte eine besondere Schrift Kepler's. Auch den Kometen des J. 1607 beobachtete Kepler, was Erwähnung verdient, weil dieser der Halley'sche Komet war, der im J. 1682 wieder erschien und dessen Identität damals von Halley auch mit zwei früheren Kometen dargethan wurde. Es ist bekannt, daß bei diesem Kometen zum ersten mal die Bewegung solcher Himmelskörper in Ellipsen mit Sicherheit nachgewiesen wurde.

Als dann das Fernrohr erfunden war und die Entdeckungen Galilei's mit Hülfe desselben bekannt wurden, beschäftigte sich Kepler auch mit Fragen der Dioptrik und gab die Construction eines neuen Fernrohrs an, welches wesentlich von dem Galilei'schen abwich. Endlich widmete er sich physikalischen Gegenständen, so z. B. schrieb er eine Abhandlung über die Gestalt des Schnees.

Mehr und mehr wuchsen die Rückstände seiner Besoldung an und betrugen nach geraumer Zeit etwa 4000 Fl. Da er auch aus dem steierischen Besitze seiner Frau in der damaligen Verwirrung aller Verhältnisse trotz vielfacher Bemühungen, Reisen seinerseits und seiner Frau, keine Gelder mehr flüssig machen konnte, so stieg seine Noth auf den höchsten Punkt. Dabei zog sich das Wetter über die Protestanten, über seinen Beschützer, Kaiser Rudolf, immer mehr zusammen. Nach und nach fielen die einzelnen Länder ab und Matthias, der älteste Bruder, wurde der Herrscher. Die protestantischen Fürsten bildeten die Union, die katholischen die Liga und der „Majestätsbrief" erschien. Nochmals versuchte damals Kepler, jedoch vergeblich, eine Stellung in Würtemberg zu finden. Nach Kaiser Rudolf's Tode bestätigte zwar 1612 sein Nachfolger Matthias Kepler in seiner Stellung, aber an Besoldung, gar an Ersatz des Rückstandes, war nicht zu denken.

Mitten in dieser so schweren Zeit verlor nun Kepler noch den ältesten Sohn von seinen noch lebenden drei Kindern (zwei waren schon in Graz gestorben) an den Pocken, seine schwermüthig gewordene Frau starb am Typhus (1611). Da entschloß sich Kepler, nach Linz überzusiedeln, wo er als Professor der Mathematik an der dortigen Landschule mit 400 Fl. Gehalt angestellt wurde und 15 Jahre, aber in nicht besseren Verhältnissen, verbrachte. Er war nicht selten von Linz abwesend, so war er im J. 1615 in Begleitung des Kaisers auf dem Reichstage zu Regensburg, um daselbst für die Einführung des Gregorianischen Kalenders zu wirken. Schon in viel früherer Zeit hatte er die Vortheile dieser Zeitrechnung erkannt und für die Annahme derselben geeifert. Aber man hatte unter dem Einflusse der Reformation zu große Abneigung, den Kalender einzuführen, den der Papst vorgeschlagen hatte, und fürchtete damit dem Katholicismus zu große Zugeständnisse zu machen. Auch auf diesem Reichstage gelang es Kepler nicht, die Annahme zu erwirken. Es datirt aus dieser Zeit eine Schrift zu Gunsten der neuen Kalenderrechnung, nämlich ein Dialog, in welchem jede Partei durch einen Geistlichen und einen Laien vertreten ist, denen aber noch ein Mathematikus beigesellt wird.

In jenem Jahre (1613) verheirathete er sich zum zweiten mal mit Susanne Reutlinger, einer Waise, welche nach dem Tode ihrer Aeltern (der Vater war Bürger von Eferding) 12 Jahre lang von der Baronin Staremberg

erzogen worden und zur Zeit der Verheirathung (30. Oct. 1613) 24 Jahre alt war. Wenn auch im allgemeinen diese Ehe glücklicher gewesen zu sein scheint als die erste, so hat doch das trübe Geschick auch in dieser Kepler verfolgt. Er hatte mit dieser Frau sieben Kinder, von denen zwar vier den Vater überlebten, aber doch keins über das Kindesalter hinaus am Leben blieb.

Bald nachher sehen wir Kepler in einer ganz neuen Richtung vorübergehend thätig; das gute Weinjahr, die Menge des billigen Weines, trieb ihn zu größeren Ankäufen. Dabei wurde er aber gegen die übliche Art, den Inhalt der Fässer zu taxiren, mistrauisch und so entstand ein Werk Kepler's, welches zwar ganz praktischer Natur ist, aber doch infolge der darin angewandten Rechnungsmethoden Laplace veranlaßte, Kepler als zu den Vorläufern der Begründer der Infinitesimalrechnung zu zählen. Die Schrift erschien 1615 unter dem Titel: „Nova Stereometria Doliorum vinariorum etc., et Usus in eo Virgae Cubicae compendiosissimus et plane singularis; accessit Stereometriae Archimedeae supplementum."

Im J. 1617 wurde der Lehrstuhl für Mathematik an der Universität Bologna durch den Tod Magini's vacant und an Kepler erging der Ruf, Linz mit Bologna zu vertauschen. Aber Kepler lehnte ab trotz der schweren Verhältnisse, in denen er sich befand; einmal wollte er nicht in das ihm nach Sitte und Bedürfnissen fremde Land übersiedeln, sodann mochte es ihm auch bedenklich sein, ob ihm, dem eifrigen und bekenntnistreuen Protestanten, dort eine dauernd gute Aufnahme gesichert sein würde.

Zu seinen häufigen Reisen gehören auch die, welche er nach Würtemberg zu machen genöthigt war, und zwar in sehr traurigen Angelegenheiten der Familie. Seine Mutter Katharine Kepler stand im Verdachte, Hexerei zu treiben und wurde besonders von einer früheren Freundin, der Reinboldin, die eine bittere Feindin der Katharine Kepler geworden war, weil letztere ihr den unsittlichen Lebenswandel vorgeworfen hatte, angeschuldigt und verleumdet. Die Kepler hatte ihren Sohn in Linz besucht und war dann zurückgekehrt, um die Verleumdungsklage gegen die Feindin zu führen. Kepler that alles, um sie zunächst von diesem Schritte abzuhalten; als ihm dies aber nicht gelang, begleitete er sie nach Würtemberg und erreichte dort wenigstens die Beilegung des Streites. Indessen erhob nun die Reinboldin, nachdem noch längere Zeit der Ruf der Kepler untergraben worden war, als Kepler nach Linz zurückgekehrt, die förmliche Anklage auf Hexerei, indem sie namentlich zwei Kinder als Zeugen vorführte. Der Vogt Lutherus Einhorn war gleichfalls heftiger Gegner der Katharine Kepler, und alle Bemühungen Kepler's, aus der Ferne helfend zur Seite zu stehen, wirkten nichts. Er versuchte seine Mutter zu überreden, zu ihm nach Linz zu kommen, aber sie kehrte unterwegs wieder um, weil sie nicht den Schein des bösen Gewissens auf sich laden wollte. Die Verleumdungen hatten so feste Wurzel geschlagen, daß der Sohn Christoph Kepler bis zu gewissem Grade der Anklage Glauben schenkte, und der Schwiegersohn Pfarrer Binder ihr zwar den Aufenthalt im Hause gestattete, ihr aber verbot, ihm unter die Augen zu treten. Schließlich wurde sie verhaftet (5. Aug. 1620) und zunächst die Androhung der Tortur über sie verhängt, um sie nach geschehenem Geständniß als Hexe verbrennen zu können. Kepler eilte nun zur Hülfe herbei und es gelang seinen Vertheidigungen sowie der Festigkeit, mit welcher die Katharine Kepler ihre Unschuld bis zuletzt betheuerte, ein freisprechendes Urtheil am 4. Nov. 1621 zu erwirken. Indessen würden sich die Gegner der Kepler wol um so weniger beruhigt haben, als ihnen nun die Proceßkosten zufielen, wenn nicht der Tod ein halbes Jahr später am 13. April 1622 die fünfundsiebzigjährige unglückliche Frau erlöst hätte.

Abgesehen von den an sich so schweren Sorgen und Unannehmlichkeiten, die Kepler durch diese Reisen zu ertragen hatte, zogen sie auch noch andere ihn direct berührende Schwierigkeiten nach sich. Es wurde während seiner Abwesenheit trotz seinerseits sorgfältig geübter Verschwiegenheit das Gerücht ausgestreut, daß er der Sohn einer Hexe sei, daß er wegen des Kaisers Ungnade habe fliehen müssen, daß dieser sogar einen Preis auf seinen Kopf gesetzt habe, daß seine Werke verbrannt worden wären u. dgl. mehr. Hierdurch stiegen natürlich die Widerwärtigkeiten, mit denen er so schon zu kämpfen hatte. Er blieb indessen zunächst noch in Linz. Im October 1625 brach jedoch die Protestantenverfolgung in Oberösterreich aus, indem durch das „kaiserliche Reformationspatent" Ausweisung aller protestantischen Prediger und Lehrer verfügt wurde, wenn sie sich nicht bis zu gegebenem Termin bekehrten; allen Einwohnern wurde verboten, ihre Kinder in nichtkatholische Schulen zu schicken u. s. w. Kepler's Sohn wurde in die Lutherische Schule nach Sulzbach von Linz entfernt und ging 1626 heimlich auf die Universität Tübingen, um Medicin zu studiren. Kepler selbst blieb auch jetzt noch einstweilen in Linz, ertrug dort die infolge des in Oberösterreich ausgebrochenen Bauernaufstandes erfolgende langwierige Belagerung. Als nachher die Maßregeln gegen die Ketzer noch verschärft wurden, zog Kepler es trotz der weniger gefährdeten Stellung, in der er sich als kaiserlicher Mathematiker befand, doch vor, seine Familie den ungewissen Verhältnissen zu entziehen. Kepler hatte sich schon früher für den Druck seiner Ephemeriden eigene Typen erworben und da ihm ein Theil seiner rückständigen Besoldung ausgezahlt worden war, so suchte er den Druck der berühmten Rudolfinischen Tafeln zu beginnen. Er erbat sich die Erlaubniß, denselben in Ruhe an einem andern Orte ausführen zu dürfen, und begab sich daher 1626 zu dauerndem Aufenthalt nach Ulm. Seine Familie ließ er in Regensburg. Wiederholt wurden Bemühungen gemacht, Kepler zum Katholicismus zu bekehren, aber mit gleicher Erfolglosigkeit wie früher in Steiermark. Die Rudolfinischen Tafeln erschienen 1627 und es war dieses das letzte große Werk Kepler's. Er plante noch verschiedene größere Werke, so namentlich eine Schrift über Größen und Entfernungen von Sonne und Mond von der Erde, welche unter dem Titel „Hipparch" erscheinen sollte, aber

unvollendet blieb. Häufiger findet sich dieses Werkes in Kepler's Briefen, auch von Zeitgenossen Erwähnung gethan. Noch weiter zurück blieb der „neue Almagest“ welchen er nun zu verfassen beabsichtigte. Kepler hatte indessen nur eine geringe Abschlagszahlung der rückständigen Besoldung erhalten und wandte sich von neuem mit einem Gesuche an den Kaiser. Die Rückstände beliefen sich auf 12,000 Fl. Er wurde nun mit seinen Ansprüchen an Wallenstein, der kurz zuvor Herzog von Mecklenburg geworden, während er schon früher Herzog von Friedland und Sagan war, gewiesen. Wallenstein hatte schon seit 1609 mit Kepler in Verbindung gestanden und schätzte ihn als Astrologen hoch. So folgte Kepler dem Anerbieten Wallenstein's und ging zu ihm nach Sagan (1628). Zwar hatt Wallenstein ihm zur Anlegung einer Druckerei, aber die verheißenen Gelder zahlte er nicht aus. Im J. 1630 trug Wallenstein ihm eine Professur in Rostock an, indessen lehnte Kepler diese Aufforderung ab, wenn er nicht zuvor sein Geld erhalten habe. Um seinen Ansprüchen mehr Nachdruck zu verschaffen, beschloß er (1630) zum Reichstag nach Regensburg zu gehen. Er reiste, immer zu Pferde, über Leipzig, und kam endlich sehr ermattet in Regensburg an. Die Strapazen dieser Reise konnte Kepler nicht ertragen; er erkrankte bald nach der Ankunft und starb in demselben Jahre, am 15. Nov. 1630, im 59. Lebensjahre. Seine Gebeine ruhen in Regensburg in der Peterskirche, und die von ihm selbst verfertigte Grabschrift lautet: Mensus eram coelos, nunc terrae metior umbras; Mens coelestis erat, corporis umbra jacet.

Kepler hatte aus erster Ehe 5, aus zweiter 7 Kinder, ebensoviel Söhne als Töchter; von ihnen überlebten den Vater 6, 4 starben ebenso wie die Mutter bald nach Kepler's Tode, nur zwei erreichten das reife Alter, nämlich die 1602 geborene Susanna, welche 1630 den Professor der Mathematik in Straßburg, Bartsch, heirathete, aber bald Wittwe wurde, sowie der 1604 geborene Sohn Ludwig, welcher in Königsberg (Ostpreußen) als angesehener Arzt lebte; dieser starb 1663 und hinterließ nur einen Sohn, der unverheirathet starb, sodaß damit der Keplersche Mannesstamm erlosch.

Was Kepler's wissenschaftliche Thätigkeit betrifft, so ist diese, wie schon aus den gelegentlichen Bemerkungen, die bei der Schilderung seines Lebensganges gemacht werden mußten, hervorgeht, eine außerordentlich vielseitige. Kepler war ein universeller Geist wie wenige, besaß eine außergewöhnliche Phantasie, unerschöpflich in Combinationen und Entwürfen, wenn es darauf ankam, etwas zu erforschen oder zu entdecken. Diese Phantasie, welche ein schlimmer Feind wissenschaftlicher Gründlichkeit werden kann, findet sich in vielen seiner großen Werke, sie zeigt sich in den Irrwegen, die Kepler gehen mußte, bevor er ans Ziel gelangte. Aber bei Kepler steht ihr die Festigkeit und Sicherheit in der Behandlung des Stoffes gegenüber, die nicht ruht, bis die Aufgabe ganz erschöpfend gelöst ist. Kepler kennzeichnet eine eminente Gelehrsamkeit, mit der er das gesammte Wissen seiner Zeit umfaßt, dabei der Verein philosophischen und mathematischen Talente. Das erstere wird besonders darin bemerkbar, daß er nicht bei einer Thatsache, einem Naturgesetze stehen bleibt, welches durch die Erfahrung bekannt geworden, sondern daß er es a priori, im Zusammenhange des Denkens zu begreifen strebt. Letzteres, das mathematische, zeigt sich in seiner merkwürdig entwickelten geometrischen Anschauungskraft, seinem Scharfsinne, mit dem er die schwierigsten geometrischen Probleme trotz der unvollkommenen mathematischen Hülfsmittel damaliger Zeit zu lösen vermochte. Kepler besaß eine seltene Gewandtheit des Ausdrucks, der Redeweise, dadurch werden seine Schriften so reizvoll; es finden sich oft Citate aus den alten Dichtern, sowie auch eigene Verse eingestreut, er hatte also Sinn und Verständniß für die Poesie, war vertraut mit den alten Classikern. Seine bilderreiche Sprache zeigt z. B. die Astronomia nova, welche er dem Kaiser Rudolf mit den Worten widmete: „er bringe ihm einen sehr vornehmen Gefangenen (Mars), den er unter Seiner Majestät Auspicien in einem langen und mühsamen Kriege gemacht habe. . . — Die Astronomen wußten diesen Kriegsgott nicht zu überwältigen, aber der vortreffliche Heerführer Tycho hat in zwanzigjährigen Nachwachen seine Kriegslisten erforscht und ich umging mit Hülfe des Laufes der Mutter Erde alle seine Krümmungen“ u. s. w. Seine bereits erwähnte Abhandlung über die Gestalt des Schnees übersendet er dem Kaiserl. Rath Wacther, einem seiner Gönner: daran sich erinnernd, daß derselbe das „Nichts“ liebe, habe er alles durchforscht, was diesem am nächsten komme, da seine Schneeflocken, alle sechseckig auf seine Kleider gefallen, „ein Ding kleiner als jeder Tropfen und doch mit Gestalt begabt, ein erwünschtes Angebinde für den Liebhaber des „Nichts“ sei und ebenso passend von seiten des mathematischen Gebers, der Nichts hat und Nichts empfängt; dazu der lateinische Name „nix“, der als deutsches Wort behandelt auf lateinisch „nihil“ heiße“.

Was aber Kepler's Persönlichkeit in seinen Schriften am anziehendsten macht, ist die frendige und hohe Begeisterung, die ihn beseelt, er hat die feste Ueberzeugung der göttlichen Berufung und Leitung. Diese spricht sich in seiner ersten Schrift wie in seinen größten Werken aus. „Wahr ist es, daß der göttliche Ruf, welcher die Menschen Astronomie lernen heißt, in der Welt selbst geschrieben steht, nicht zwar in Worten und Silben, aber der Sache nach vermöge der Angemessenheit der menschlichen Begriffe und Sinne zu der Verkettung der himmlischen Körper und Zustände. Aber doch treibt auch ein gewisses Geschick die Menschen vorvorgenermaßen, den einen zu dieser, den andern zu jener Wissenschaft, und vergewissert sie, daß sie, wie sie einen Theil der Schöpfung bilden, so auch Antheil an der göttlichen Vorsehung haben. . .“ Dann geht er sein Leben durch und sucht die Momente der deutlich erkannten Fügungen auf, so kommt er auch auf die scheinbar zufällig zusammengetroffenen Umstände, die ihn durch die Marsbeobachtungen auf seine berühmten Gesetze führten: „wiederum halte ich es für göttliche Fügung, daß ich eben zu der Zeit ankam (in Prag), als Tycho mit dem Mars beschäftigt war,

denn durch dieses Planeten Bewegungen müssen uns nothwendig die Geheimnisse der Astronomie kund werden, oder sie müssen für immer verborgen bleiben.“ Gleiche, ja noch höhere Begeisterung spricht sich in seiner „Weltharmonik“ aus: „Was ich vor 22 Jahren ahnte, als ich die fünf Körper zwischen den Planetenbahnen fand, was ich vor 16 Jahren öffentlich als Aufgabe stellte, weshalb ich den besten Theil meines Lebens auf astronomische Betrachtungen verwendete, zu Tycho kam, in Prag blieb, — endlich habe ich es unter des großen Gottes Walten, der mich begeistert und mächtiges Verlangen in mir weckte, der mir auch Leben und Geisteskraft erhielt, endlich also habe ich über all mein Hoffen und Erwarten als wahr gefunden, daß die ganze Natur der Harmonien, in ihrem ganzen Umfange und nach allen Einzelheiten in den himmlischen Bewegungen vorhanden ist. . . . Was bedarfs weiter? Die Natur selbst offenbarte sich den Menschen durch verschiedene Dolmetscher in fernen Jahrhunderten; der Finger Gottes war es, daß in der Seele zweier Männer, welche sich ganz in die Betrachtung der Natur vertieften, derselbe Begriff von dem Bau der Welt sich bildete, während keiner den andern dabei anleitete. Nunmehr aber, nachdem mir seit $1\frac{1}{2}$ Jahren das erste Morgenroth, seit wenigen Monaten der volle Tag, seit wenigen Tagen endlich die reine Sonne der wundervollsten Betrachtung aufgegangen, hält mich nichts mehr zurück; ich will schwören in heiliger Glut, ich nehme die goldenen Gefäße der Aegypter, um meinem Gott einen Tempel daraus zu bauen, weit entfernt von Aegyptens Grenzen. Verzeiht ihr, so freut mich, zürnet ihr, so trage ichs — hier werfe ich die Würfel und schreibe ein Buch für die Mitwelt oder die Nachwelt, gleichviel, Jahrtausende wird es auf seinen Leser warten, wenn Gott selbst sechs Jahrtausende lang den erwartet hat, der sein Werk beschriebe.“

Solche innere Harmonie und Befriedigung brauchte er aber auch, um die vielfachen Kämpfe, die er nach verschiedenen Richtungen (nicht allein für materielles Wohl) durchmachen mußte, zu bestehen. In religiöser Beziehung wissen wir ja, daß er eifriger Protestant war, aber dabei wiederum, wie dies bei seinem ganzen Charakter nicht anders möglich, von großer Milde und Toleranz, die Denkungsart, die ihm in Würtemberg schadete. Daß er sich bei aller freieren Anschauung, wie sie durch seinen wissenschaftlichen Standpunkt bedingt war, doch von manchen Irrthümern der Zeit nicht losmachen konnte, bleibt bestehen — hierher gehört die Astrologie und der Glaube an die Realität des Hexenwesens, denn bei der Vertheidigung seiner Mutter richtete sich dieselbe nicht auf den Nachweis, daß überhaupt die Anschuldigung als eine dem Wesen nach unmögliche sei, sondern er versuchte vielmehr darzuthun, daß seine Mutter nicht mit Recht der (sonst nicht zu leugnenden) Hexerei angeklagt werde.

Kepler stand mit allen bedeutenden Gelehrten seiner Zeit in Verkehr, namentlich sind zu erwähnen seine Landsleute Maestlin, Schickhard, Besold; treue Freunde waren ihm Bernegger, Ph. Müller (Leipzig), Crüger, Papius; seine hohen Gönner Herwart, Wackher fanden schon Erwähnung. Da er Zeitgenosse von Galilei war, so ist es natürlich, daß er auch mit ihm in engem brieflichen Verkehr stand. Nicht ohne Einfluß auf seine Marsbearbeitung ist sein brieflicher Verkehr mit D. Fabricius, dem friesischen Prediger und bekannten Astronomen. Derselbe war kurz ehe Kepler zu Tycho nach Prag kam, auch dort gewesen, hatte aber Kepler's Ankunft nicht abwarten können. In der Folge correspondirten sie (bis zum J. 1609) eifrig miteinander und Kepler theilte ihm seine Hypothesen mit, speciell auch die erste über die Planetenbewegung, wo er auf die nothwendige Einführung eines Ovals gekommen war und zunächst den Längendurchschnitt eines Eies dafür annahm (von Kepler Ooid oder Ellipoid genannt). Dieses Oval stimmte aber doch nicht mit den Beobachtungen und als Kepler dies kaum selbst bemerkt hatte, theilte Fabricius es auch seinerseits Kepler mit, sodaß letzterer über ersteren sagt, „es habe wenig gefehlt, daß Fabricius ihm in der Entdeckung der Ellipse als Curve für die Planetenbewegung zuvorgekommen wäre“.

Kepler leistete als Mathematiker, Physiker, Naturphilosoph und Astronom theils Hervorragendes, theils Epoche Machendes. In dem ersten Fache sind namentlich drei Leistungen ersten Ranges hervorzuheben, nämlich die Vervollkommnung des Rechnens mit unendlich kleinen Größen, die Erfindung und Nutzbarmachung der Logarithmen und die Erweiterung des Begriffes der regulären Körper. Was den ersten Punkt betrifft, so hat er hier in der bereits erwähnten Schrift Stereometria doliorum, die 1615 erschien, sowie in dem „Auszug aus der uralten Messekunst Archimedis“ (1616) die krummen Linien als aus geraden Elementarsehnen, krummlinig begrenzte Flächen als aus geradlinigen Elementartrapezen zusammengesetzt angesehen. Die Logarithmen sind nun zwar eine unbestreitbare Erfindung des Schotten Lord Napier in Edinburgh aus dem Jahre 1614; vor demselben war aber doch Bürgi, mit dem Kepler in Verbindung stand, auf den Begriff der Logarithmen gekommen, hatte indessen nichts darüber veröffentlicht, und auch nach Lord Napier's Publication verging geraume Zeit, bevor die Einführung derselben in die Rechnung gelang; in dieser Hinsicht ist nun Kepler's Name mit der Logarithmenrechnung verknüpft. Im J. 1624 erschien zu Marburg „Chilias Logarithmorum“, welches Werk dem Landgrafen Philipp von Hessen gewidmet wurde. Kepler erläutert in demselben, wie eine gewöhnliche Logarithmentafel auch für trigonometrische Berechnungen nutzbar gemacht werden könne. Er erklärt auch unumwunden, daß er ohne dieses Hülfsmittel sich nicht durch das Ziffernmeer der Rudolfinischen Tafeln hätte hindurchwinden können; in nachdrücklichster Weise empfiehlt er sie seinem alten Lehrer Maestlin, der jedoch nichts mehr von der neuen Methode wissen wollte. Bei seinem Aufenthalte in Sagan bereitete Kepler die Herausgabe einer eigenen Logarithmentafel vor und zwar unterstützte ihn hierbei sein Gehülfe und Schwiegersohn Bartsch. Indessen starben beide vor der Vollendung und so erschien die Tafel erst nach deren Tode von Eisenschmid in Straßburg (1700) unter dem Titel: „Johannis Kepleri et Jacobi Bartschii tabulae ma-

nuales logarithmicae ad calculum astronomicum in specie tab. Rudolphinarum compendiose tractandum mire utiles.“ In Betreff des dritten Theiles finden sich endlich eingehende Untersuchungen in dem nachher noch zu erwähnenden Werke der Harmonia mundi, in welchem er für seine Idee über den Bau des Sonnensystems die Verbindung des musikalischen Princips mit dem geometrischen sucht. Diese beiden Principe hängen durch die regulären Vielecke oder durch die Kreistheilung zusammen. Die regulären Körper entstehen durch räumliche Zusammenstellung (bei Kepler „Congruenz“) von regulären Vielecken, wobei aber nur Dreieck, Viereck, Fünfeck in Betracht kommen, indem von ersteren eingeschlossen sind Tetraeder, Octaeder, Icosaeder, von Vierecken das Hexaeder, und von Fünfecken das Dodecaeder. Ebenso geben nur diejenigen Theilungen einer Saite Consonanzen, welche nach den Zahlen 2, 3, 5 erfolgen, nach denen auch die Kreistheilung geometrisch möglich ist, oder welche den regulären Drei-, Vier-, Fünfecken entsprechen, dem nicht construirbaren Siebeneck entspricht eine dissonirende Theilung. Durch diese Betrachtungen wird er auf die Theorie der regulären Polygone und Polyeder geführt und so wird diese Schrift, welche auch astronomisch so außerordentlich wichtig ist, stets für die Geschichte der Geometrie von größtem Werthe bleiben. Kepler kommt hierbei auf die regulären Sternpolyeder, daran es nach Poinsot vier gibt, und die man allgemein als Poinsot'sche Körper bezeichnet, während sie doch richtiger die Kepler'schen genannt werden sollten, obgleich Kepler nur zwei, die nach Wiener die Namen zwölfeckiges und zwanzigeckiges Sternzwölfflach tragen, fand. Bei so großen und einflußreichen Erfindungen und Entdeckungen auf dem rein mathematischen Gebiete ist es ganz natürlich, daß sich in seinen Werken zerstreut eine Menge interessanter mathematischer Einzelheiten finden, sodaß in vieler Hinsicht Kepler's Werke in der Geschichte der Mathematik von hervorragender Bedeutung bleiben.

Was die Leistungen Kepler's auf dem Gebiete der Physik betrifft, so sind hier besonders zu erwähnen die „Ad Vitellionem paralipomena, quibus astronomiae pars optica traditur, potissimum de artificiosa observatione et aestimatione diametrorum deliquiorumque solis et lunae“, Francof. 1604, und die „Dioptrice seu demonstratio eorum quae visui et visibilibus propter conspicilla non ita pridem inventa accidunt“, August. Vindob. 1611. Kepler kann geradezu als der Begründer der Dioptrik angesehen werden, eines Zweiges der Physik, der, wenn er auch nicht an der Erfindung der Fernrohre Antheil gehabt hat, doch zur Verbesserung dieser Instrumente so viel beigetragen hat, daß ohne denselben die heutige Vollkommenheit ganz unmöglich gewesen wäre. Indessen sind seine Verdienste auf diesem Gebiete weder zu seiner Zeit noch auch später in gehöriger Weise gewürdigt worden. Das wahre Brechungsgesetz hat er freilich noch nicht ausgesprochen, aber er stellte trotzdem die Grundzüge einer richtigen Theorie des Sehens auf. Er sagte nämlich, daß von jedem leuchtenden oder erleuchteten Körper nach allen Richtungen Lichtstrahlen ausgesendet werden, daß daher von jedem Punkte eines gesehenen Körpers nicht blos ein einzelner Strahl ins Auge gelange, wie Maurolycus und Porta glaubten, sondern ein ganzer Strahlenkegel, dessen Basis die Pupille sei. Dieser Strahlenkegel wird durch die Brechung in der Krystalllinse des Auges in einem Punkt auf der Netzhaut vereinigt. Dies geschieht von dem Strahlenkegel jedes Punktes und so entsteht auf der Netzhaut ein förmliches Bild des gesehenen Gegenstandes und zwar ein umgekehrtes. Auch die Kurzsichtigkeit und Fernsichtigkeit des Auges erklärt er und die Art, wie concave Gläser die erstere, convexe die letztere verbessern, indem bei Fernsichtigen die Bilder hinter der Netzhaut, bei Kurzsichtigen vor derselben entstehen, durch die betreffenden Linsen werden sie aber auf die Netzhaut selbst gebracht. Die Lösung dieser Aufgabe kostete ihm, wie er sagte, drei Jahre Arbeit. Auch den photometrischen Fundamentalsatz, nämlich daß das Licht abnehme im umgekehrten Verhältnisse der auffangenden Flächen, spricht er in dem erstgenannten Werke aus. Ueber die astronomische Refraction waren seine Ansichten wesentlich genauer als die Tychonischen. Tycho nahm an, daß die Refraction von der Entfernung der Gestirne von der Erde abhänge, auch ihr Glanz dabei von Einfluß sei. Das Irrige dieser Anschauung zeigt Kepler und seine Refractionstafeln weichen vom Zenith bis zu 70° Zenithdistanz nirgends um mehr als 9″ von der wahren ab. Dabei spricht Kepler die Meinung aus, daß die Refraction wol von dem Zustande der Atmosphäre abhängen könne, indessen irrt er wieder in der Ansicht, daß die Atmosphäre in allen Höhen gleich dicht sein solle. Er ermittelte das Dichtigkeitsverhältniß von Luft zu Wasser, und fand da für die Zahl 1 : 1177 (in Wahrheit 1 : 773). Zu den interessanten Bemerkungen auf diesem Gebiete gehört auch die fast genau richtige Erklärung des rothen Lichtes, in welchem uns der Mond bei Verfinsterungen erscheint, indem Kepler dasselbe als durch die in unserer Atmosphäre gebrochenen Sonnenstrahlen verursacht ansieht, da diese Strahlen die Länge des von der Sonne abgewandten Schattenkegels der Erde verringern.

Endlich sei von den zahlreichen eingestreuten Bemerkungen, die sich auf dem Gebiete der Physik wol in noch höherem Maße finden als auf dem mathematischen, noch folgende erwähnt: „Ich sehe voraus, daß, wenn ich der Luft Schwere beilege, alle Physiker, die sich dieselbe leicht vorstellen, Einspruch dagegen erheben werden, aber die Naturbetrachtung hat mich gelehrt, die Luft als schwer zu betrachten.“ Diese Worte wurden geschrieben, als Toricelli geboren wurde.

Auch auf dem Gebiet der astronomischen Fernrohre trat Kepler bahnbrechend auf. Bis zum Erscheinen seiner Dioptrik (1611) kannte man nur das holländische oder Galileische Fernrohr, welches aus einem convexen Objectiv und einem concaven Ocular bestand. Alle ersten Entdeckungen am Himmel wurden mit solchen Instrumenten gemacht. Kepler zeigte nun, daß sich ein brauchbares Fernrohr durch Verbindung eines convexen Objectives mit einem convexen Ocular herstellen lasse, durch welches

zwar die Gegenstände umgekehrt erscheinen, was aber für die Beobachtungen am Himmel ohne Nachtheil ist; dagegen bietet diese Anordnung andere Vortheile, nämlich eine beträchtliche Vergrößerung des Gesichtsfeldes, sowie die Möglichkeit der Anbringung eines Fadenkreuzes im Brennpunkte des Objectivs, sodaß das Instrument nicht nur zum Sehen, sondern auch zum Messen benutzt werden kann. Dieses Kepler'sche Fernrohr ist das sogenannte astronomische Fernrohr. Auch noch drei andere Linsenverbindungen gab Kepler an, die zwar von keiner praktischen Bedeutung wurden, aber immerhin zeigen, wieviel sich Kepler mit den Combinationen der Linsen beschäftigte. Auch sei erwähnt, daß er bereits 1610 die Nothwendigkeit erkannte, die Rohre nach den Augen verschiebbar zu machen.

In das Gebiet der Physik ist natürlich auch die Abhandlung über den Schnee, die bereits Erwähnung fand, zu rechnen. Ihr Titel lautet: Joh. Keperi Strena seu de nive sexangula, Frankfurt 1611.

Mehr als durch alle diese an sich bedeutenden Leistungen ist Kepler der gesammten gebildeten Welt als Astronom bekannt geworden und wir haben nun seine hierher gehörigen Werke anzuführen. Wir beginnen hier mit einigen Arbeiten, die auf eine Nebenwissenschaft der Astronomie, auf die Chronologie, sich beziehen, denn wie aus dem Lebensabrisse bekannt, hat er sich auch mit solchen Fragen beschäftigt. Abgesehen von seinen Bestrebungen zur Einführung des Gregorianischen Kalenders interessirte ihn die Festlegung des Geburtsjahres Jesu Christi. Daraus entstanden die Schriften: 1) J. Kepleri de Jesu Christi servatoris nostri vero anno natalitio, Frankfurt 1606; 2) Widerholter außführlicher teutscher Bericht, das unser Herr und Hailand Jesus Christus nit mehr ein Jahr vor dem Anfang unserer heutigen Tags gebrauchigen Jahrzahl geboren sey, sondern fünff gantzer Jahr, Straßburg 1613 (in dieser Schrift polemisirt Kepler gegen den Arzt Hel. Röslin); 3) De vero anno quo aeternus dei filius humanam naturam in utero benedictae virginis Mariae assumsit Joannis Keperi commentatiuncula recocta, Frankfurt 1614. 4) Joannis Kepleri Eclogae chronicae, Frankfurt 1615.

An einzelnen astronomischen Arbeiten ist zu erwähnen, daß Kepler zur Beobachtung der Sonne das Bild auf eine weiße Wand projicirte und so einen Sonnenfleck beobachtete, den er irrthümlich für den Mercur hielt. Ueber den neu erschienenen Stern 1605 veröffentlichte er die Schrift: J. K. de stella nova in pede Serpentarii, et qui sub ejus exortum de novo initt, trigono igneo. Prag 1606. Er untersuchte auch die Parallaxe des Sterns, fand sie jedoch nicht und schloß daraus auf die unmeßbare Entfernung. Ueber die Kometen handelt ein kurzer Bericht betreffend den Kometen 1607, sodann das größere Werk „Libelli tres de cometis (Augsb. 1619). Dasselbe zerfällt in einen theoretisch-astronomischen, physikalischen und astrologischen Theil. Kepler nimmt für die Bahn der Kometen als die einfachste Hypothese die geradlinige Bewegung an, und erklärt die thatsächlich beobachtete Krümmung der Bahn in der Weise, daß jene gerade Linie von der im Kreise sich bewegenden Erde beobachtet werde. Die Kometen entstehen in den unergründlichen Tiefen des Weltalls, sie sind zahlreich wie die Fische im Meere. Auch die Bildung und Zusammensetzung der Schweife bespricht er und zwar in einer Anschauungsweise, welche in neuester Zeit wieder besonders von Zöllner als grundlegend betrachtet worden ist.

Hiernach kommen wir nun auf seine astronomischen Hauptwerke. Kepler schreibt 1595 am 3. Oct.: „Vor der Schöpfung der Welt gab es nur die eine Zahl der Dreieinigkeit, die Gott selbst ist. Die Welt wurde mit Zahl und Maß geschaffen. Außer den nicht in Betracht kommenden unregelmäßigen Körpern kennen wir nur sechs, nämlich die Kugel, besser die hohle Sphäre, und die fünf geradlinigen. Die Sphäre kommt dem letzten Himmel zu. Die Welt ist doppelt, beweglich und unbeweglich. In der letztern befinden sich die Fixsterne, Sonne und der intermediäre Aether, und diese drei entsprechen in der Dreieinigkeit dem Sohne, Vater und Heiligen Geist. Die bewegliche Welt wird von den sechs Planeten eingenommen, die sich um die Sonne bewegen, die fünf Intervalle entsprechen den fünf regelmäßigen Körpern. Denke man sich die äußerste Sphäre als die des Saturn, in dieselbe beschreibe man das Hexaeder, in das Hexaeder lege man eine Sphäre, diese ist die des Jupiter, in dieselbe beschreibe man das Tetraeder, in das letztere eine Sphäre, die des Mars; in diese das Dodecaeder, in letzteres eine Sphäre, die der Erde, in diese das Icosaeder, in das Icosaeder eine Sphäre, die der Venus, in diese das Octaeder und in das Octaeder endlich die letzte Sphäre, die des Mercur. Es zeigt sich hierin auch die zulässige Zahl der Planeten (nur vorübergehend hatte Kepler die Ansicht, daß außer den bekannten Planeten noch zwischen Mercur und Venus und zwischen Mars und Jupiter je ein Planet existire, der uns wegen seiner Kleinheit unbekannt geblieben). Die Sonne ist ruhend in der Mitte und die Ursache der Bewegung; sie ist das Bild Gott Vaters, des Schöpfers; was die Schöpfung für Gott, das ist die Bewegung für die Sonne." Man sieht aus diesen wenigen Worten, welchen Einfluß das theologische Studium Kepler's auf seinen Ideengang hatte, wie er die sichtbare geschaffene Welt mit dem Gottesbegriffe in Verbindung bringen wollte. Diese Anschauungen finden sich noch des weitern im Mysterium Cosmographicum ausgearbeitet, dessen vollständiger Titel ist: Jo. Kepleri prodromus dissertationum cosmographicarum, continens mysterium cosmographicum de admirabili proportione orbium coelestium deque causis coelorum numeri, magnitudinis, motuumque periodicorum genuinis et propriis, demonstratum per quinque regularia corpora geometrica. Tübingen 1596.

Von viel weittragenderer Bedeutung ist das spätere Werk Kepler's, die Astronomia nova αἰτιολόγητος sive Physica coelestis tradita commentariis de motibus stellae Martis ex observationibus Tychonis Brahe. Prag 1609. Kepler war durch sein Mysterium Cosmo-

graphicum, welches er auch an Tycho gesandt hatte, letzterm bekannt geworden und wie wir wissen bald in nahe Verbindung mit ihm getreten. Es war in der Stellung, die Kepler bei Tycho annahm, seine Verpflichtung, die früheren Planetentafeln neu zu bearbeiten, und Tycho selbst hatte bereits damit begonnen. Hierbei war es ja zunächst die Bahn des Mars, welche untersucht und den Tychonischen Beobachtungen angeschlossen werden mußte. So brachte es seine eigentliche Verpflichtung mit sich, daß er seine im Myster. Cosm. ausgesprochenen Ideen seinem brennenden Wunsche gemäß an den damals unübertroffenen Tychonischen Beobachtungen prüfen konnte. Das Resultat dieser Arbeit, welches die beiden ersten Kepler'schen Gesetze lieferte, ist in dem eben bezeichneten Werke mitgetheilt. Kepler bespricht zunächst eingehend die früheren Anschauungen über die Bewegungen der Planeten. Seit zwei Jahrtausenden galt es als feststehend, daß die Bewegungen der Himmelskörper gleichmäßig und kreisförmig wären, weil der Kreis unter den Figuren, der Himmel unter den Körpern als das Vollkommenste gelten mußte. Auch Kopernicus rührte noch nicht hieran. Das Schwierige der Aufgabe lag in der Vermischung der scheinbaren und wahren Bewegung; daher stellt Kepler zuerst alle beobachteten Erscheinungen zusammen und versucht dann die Trennung. Den Alten fiel natürlich zunächst die allgemeine tägliche Bewegung auf, dann erst bemerkten sie, daß dieselbe nur durch die Fixsterne regelmäßig dargestellt werde, hinter diesen blieben Sonne, Planeten und Mond zurück und zwar dergestalt, daß sich also die Sterne am raschesten, der Mond am langsamsten bewegte. Die Kopernicanische Lehre, der Kepler natürlich, soweit sie sich auf das System bezog, glühend anhing, führte gerade zum entgegengesetzten Resultat; die Bewegung der Fixsterne war null, der Mond bewegte sich am raschesten. Auch war den Alten bekannt, daß die Winkelbewegung eine ungleichförmige, daß sie im Perihel, resp. Aphel ihr Maximum, resp. Minimum erreichte. Um dieselbe aber (in Verbindung mit der Erdbewegung noch complicirter) als gleichmäßig darzustellen, nahmen sie als Hülfsmittel die Epicykeltheorie und den excentrischen Kreis an. Danach bewegt sich der Mittelpunkt des Kreises, in welchem der Planet läuft, auf der Peripherie eines andern Kreises, dessen Mittelpunkt die Erde war (Epicykel und deferirender Kreis). Infolge der veränderlichen Winkelbewegung an den Endpunkten der Apsidenlinie wurde dann angenommen, daß der Centralkörper (Erde im alten, Sonne im neuen System) nicht im Mittelpunkte des Planetenkreises liege, sondern seitwärts davon, excentrisch, und daß die gleichförmige Bewegung nicht um den Ort des Centralkörpers, sondern sei es um den Mittelpunkt des Kreises, sei es, wenn dies noch nicht genügte, um einen andern Punkt, punctum aequantis oder Ausgleichungspunkt, der auf der andern Seite des Mittelpunktes als der Centralkörper gedacht war, stattfinde. Kopernicus und Tycho betrachteten die Ungleichheit in der Winkelbewegung ebenfalls nur als scheinbar, führten aber an Stelle des punct. aeq. einen doppelten Epicykel ein. Diese Hypothese war ebenso ungenügend als die alte, aber Kopernicus konnte sich noch nicht ganz von den Anschauungen der Alten losmachen. Kepler nahm diese Hypothese nicht an und suchte namentlich nach einem Gesetze zwischen den Entfernungen und den Bewegungen. Daß nun gerade die Marsbeobachtungen diejenigen waren, welche Kepler zunächst zu bearbeiten hatte, war, wie Kepler selbst erkannte, ein sehr günstiges Geschick. Unter allen Hauptplaneten (abgesehen vom Mercur, der sich aber wegen seiner großen Sonnennähe schwer beobachten läßt) hat der Mars in seiner Bahn die größte Excentricität, ferner ist seine Bahn der Erdbahn sehr nahe, und bei den Oppositionen kann sich die Erde dem Mars außerordentlich nähern, bei den Conjunctionen entfernen sich dagegen diese Planeten beträchtlich voneinander. Es werden daher die Unregelmäßigkeiten, welche in der Bewegung aus der elliptischen Gestalt der Bahn hervorgehen, sich hier am deutlichsten zeigen und zur Erkennung der Gesetze führen müssen. Kepler hatte nun zunächst nicht in Betreff der Kreisgestalt, wohl aber über das Gesetz der Geschwindigkeit sehr entschiedene Beobachtungen von der Unrichtigkeit der alten Theorie. Das Factum der Abhängigkeit der Geschwindigkeiten von den Entfernungen war in gewisser Weise bekannt, aber man suchte durch den Ausgleichungspunkt die Gleichmäßigkeit herzustellen. Kepler suchte diese Abhängigkeit in einem bestimmten Ausdrucke nachzuweisen. Er machte in dieser Hinsicht viele vergebliche Hypothesen; naturgemäß mußte er die Hypothese der Kreisgestalt zunächst mit allen Modificationen durchprobiren. Hier konnte er nun aber unter Beibehaltung des Ausgleichungspunktes annehmen, daß dieser mit dem Mittelpunkte des Kreises (wie bei der Sonne oder Erde angenommen wurde) zusammenfiel oder daß er ein Punkt der Apsidenlinie auf der andern Seite des Mittelpunktes sei, und zwar konnte er hier wieder in gleichem oder verschiedenem Abstande vom Mittelpunkte liegen als der Centralkörper. In Betreff des Mars hatte man früher die letztere Annahme gemacht und Kepler faßte nun die Aufgabe so, daß er diejenige Vertheilung der Excentricität suchen wollte, die mit den Beobachtungen am besten stimme. Ein wesentliches Moment der Kepler'schen Arbeit liegt darin, daß er seine Hypothesen nicht nur an den beobachteten Längen und Breiten, sondern auch an den Entfernungen von der Sonne prüfte, also die Lage des Planetenortes vollständig darzustellen suchte. Hierbei zeigte sich mit Entschiedenheit die Nothwendigkeit der Annahme eines Ovals für die Bahn. Es traten Fehler von 8′ 9′ Minuten in den Tychonischen Beobachtungen hervor, die unmöglich Fehler der Beobachtungen sein, sondern nur durch die fehlerhafte Theorie ihre Erklärung finden konnten. Kepler sagt selbst: „Diese acht Minuten bahnten den Weg zur Reform der ganzen Astronomie.“ Nun findet Kepler aus der Vergleichung der Entfernungen und der Geschwindigkeiten zunächst für den Mars, „daß der Radius Vector des Planeten um die Sonne Flächen beschreibt, die den Zeiten proportional sind“. Dieses Gesetz dann verallgemeinert auf alle Planeten ist gewöhnlich in der

Form ausgedrückt, daß „von den Radien Vectoren in gleichen Zeiten gleiche Flächen beschrieben werden". Es ist dies von den drei berühmten Kepler'schen Gesetzen der Planetenbewegung das zweite, wie man sieht, der chronologischen Folge der Entdeckung nach das erste. Kepler war hier auch sehr nahe daran, das Newton'sche Attractionsgesetz zu erkennen und auszusprechen, indem er schon die Bewegungen der Himmelskörper mit den auf der Erde beobachteten Bewegungen verglcicht und bei der Bemerkung, daß die Bewegungen im Perihel am raschesten, im Aphel am langsamsten sind, hinzufügt, daß die Extreme in den Geschwindigkeiten sehr nahe im umgekehrt quadratischen Verhältniß der Distanzen stehen (quam proxima in dupla proportione distantiarum). Die hierauf bezüglichen Bemerkungen befinden sich im 32.—42. Kapitel des Werkes de Motibus.

Als Kepler nun weiter die aus den Tychonischen Beobachtungen sich ergebenden heliocentrischen Entfernungen des Mars, und zwar die größte, kleinste und mittlere Länge (nach Kepler'scher Bezeichnung) des Radius Vector mit einander verglich, fand er, freilich wiederum erst nach zahlreichen vergeblichen Versuchen, daß die Bewegung in einer Ellipse stattfinde, und es entstand das erste Kepler'sche Gesetz (chronologisch das zweite): „alle Planeten bewegen sich in Ellipsen, in deren einem Brennpunkte die Sonne steht."

Hier mag nun auch die unter dem Namen der Kepler'schen Gleichung oder des Kepler'schen Problems bekannte Gleichung Erwähnung finden. Das zweite Gesetz (Gleichheit der Flächenräume) verlangt für jeden speciellen Fall die Lösung der Aufgabe, aus dem Winkel an der Sonne (der wahren Anomalie) den entsprechenden elliptischen Sector zu finden oder umgekehrt. Diese Aufgabe ist nur durch Integration zu lösen, man kann letztere aber umgehen und kommt zugleich rasch zum Ziel, wenn man die sogenannte excentrische Anomalie als Hülfswinkel einführt und ermittelt. Die Aufgabe ist dann die, für eine gegebene Zeit nach dem Durchgange durchs Perihel (t) aus der mittlern Anomalie M unter Kenntniß der Excentricität e die excentrische Anomalie E, damit den wahren Ort des Planeten zu finden. Die Gleichung lautet $M = E - e \sin. E$. Diese transcendente Gleichung (zugleich die erste in der Mathematik eingeführte transscendente Gleichung) ist durch Versuche zu lösen.

Die beiden Gesetze, die Kepler in dem Werke De Motibus Martis aufstellte, gaben ihm aber nur die individuellen Bewegungen für jeden Planeten. Den seit frühester Jugend gesuchten Zusammenhang, die Harmonie im Sonnensysteme, hatte er damit noch nicht. Zweiundzwanzig Jahre nach dem Erscheinen des Mysterium Cosmographicum nahm Kepler die alte Idee wieder auf und so entstand das große Werk „Harmoniae mundi libri quinque, geometricus, architectonicus, harmonicus, psychologicus, astronomicus cum appendice continens mysterium cosmographicum (Linz 1619). Nach eigener Angabe fand er am 15. Mai 1618 sein drittes Gesetz, welches so lautet: „Die Quadrate der Umlaufszeiten zweier Planeten verhalten sich wie die Cuben der halben großen Axen ihrer Bahnen." Das genannte Werk zeigt nun wieder stark die Anschauungen der Pythagoräischen Zeit, indem Kepler fortwährend in demselben von der Sphärenharmonie handelt und sich dahin ausspricht, daß in der Musik der Sphären Saturn und Jupiter Baß, Mars Tenor, Erde und Venus Alt, Mercur Sopran vertreten.

Daß Kepler außer den großen Entdeckungen sowol auf astronomischem Gebiete wie auf dem der Physik, in vielen fast zahllosen Punkten voraussahnend, sich später als richtig erweisende Hypothesen aussprach, kann nicht überraschen; so behauptete er z. B. die Axendrehung der Sonne, noch bevor sie aus den Beobachtungen der Flecke nachgewiesen war. An größeren astronomischen Werken sind nun noch, wenigstens dem Titel nach, zu erwähnen: Epitome Astronomiae Copernicanae in septem libros digesta, quorum tres priores sunt de Doctrina Sphaerica, quatuor posteriores de Doctrina Theorica: Auct. J. Keplero. Lentiis ad Danub. 1618—1622. Das Werk besteht aus zwei Bänden, welche 1618, 1621, 1622 erschienen, und enthält zahlreiche Bemerkungen über die Sonne, die Kometen, Fixsternsphäre u. s. w. Sodann: Tabulae Rudolphinae, quibus astronomicae, scientiae temporum longinquitate collapsae, restauratio continetur; a Phoenice illo astronomorum Tychone primum animo concepta et destinata anno Christi 1564, exinde observationibus siderum accuratissimis, post annum praecipue 1572, quo sidus in Cassiopeae constellatione novum effulsit, serio affectata — tandem traducta in Germaniam inque aulam et nomen Rudolphi Imp. anno 1598 (Ulm 1627), das Werk, an welchem Kepler nach Tycho's Tode 26 Jahre arbeitete. Ferner Ephemerides novae motuum coelestium ab anno 1617, ex observationibus potissimum Tychonis Brahei, hypothesibus physicis, et tabulis Rudolphinis ad Meridianum Uraniburgicum in freto cimbrico, quem proxime circumstant Pragensis, Lincensis, Venetus, Romanus. . . . . Auct. J. Keplero (Lintii 1616 fg.). Dieselben erschienen 1616—1628 und wurden später durch den Schwiegersohn J. Bartsch fortgesetzt. Außer diesen Werken ist die Zahl der kleineren astronomischen Abhandlungen eine sehr große. Kepler's Werke sind sämmtlich und zum Theil zum ersten mal nach den hinterlassenen Manuscripten von Frisch herausgegeben (in acht Bänden, wovon der letzte ein Doppelband, Frankfurt 1858—1871). In dieser Gesammtausgabe ist auch eine von Frisch bearbeitete, auf Originalquellen beruhende lateinische Lebensbeschreibung enthalten. An Biographien und Schriften über Kepler erwähnen wir: Apelt, „Johann Kepler's astronomische Weltansicht" (Leipzig 1849) und „Die Reformation der Sternkunde" (Jena 1852); Arago in Notices biographiques III.; Bertrand in „Les fondateurs de l'astronomie moderne" (Paris); Breitschwert, „J. Kepler's Leben und Wirken" (Stuttgart 1831); Brewster, „Lives of the Martyrs of Science" (London 1841); F. Hoefer in „Nouvelle Biographie générale" (Paris); Reitlinger, Neumann und Gruner „Johannes

Kepler" (Stuttgart 1868); Reuschle, „Kepler und die Astronomie" (Frankfurt 1871); Struve O., „Ueber das Verhältniß Kepler's zu Wallenstein" (Petersburg 1860); Zöllner „Kepler und die unsichtbare Welt" (Leipzig 1880). In romanhaftem Gewande erschien über die erste Lebensperiode Kepler's Burow „Johannes Kepler" (Prag, Leipzig 1857). Ein prachtvolles Monument von A. Kreling ist in Weil errichtet. (*W. Valentiner.*)

KEPPEL, englische gräfliche Familie, stammt von Walter von Keppel, einem holländischen Edelmanne, Herrn zu Keppel in Holland (geb. 1179, gest. 1231) ab. Dessen Nachkomme, Arnold Joost von Keppel, begleitete 1688 den Prinzen Wilhelm von Oranien nach England und ward, nachdem Prinz Wilhelm den englischen Thron bestiegen hatte, Kammerherr (Groom of the bedchamber und Master of the robes) und 1695 Baron Ashford zu Ashford in der Grafschaft Kent, Viscount Bury in der Grafschaft Lancaster und Graf (Earl) von Albemarle im Herzogthume Normandie, ferner 1697 Generalmajor und 1698 Oberst der ersten Schwadron der Gardereiterei, endlich 1700 Oberkammerherr. Er hatte gleichzeitig Sitz im Herrenhause der Generalstaaten von Holland, ward 1702 General in der holländischen Armee und 1703 nach der Schlacht bei Rambilles General der Reiterei der Generalstaaten und kämpfte in der Schlacht bei Oudenaarde, hatte sodann eine hervorragende Thätigkeit in den Feldzügen des Herzogs von Marlborough, war Commandant von Bois le Duc, Wilhelm III. vermachte ihm 200,000 Gulden und die Herrschaft Bronsfl. Seine Gemahlin war Gertrude de Quirina, eine Tochter des Herrn von der Duin, Commandanten von Bergen op Zoom. Er starb am 30. Mai 1718 im Alter von 48 Jahren.

William Anne, zweiter Graf, Sohn des ersten Grafen, ward 1723 Oberkammerherr des Fürsten von Wales (des englischen Kronprinzen), 1727 Aide de Camp des Königs von England, 1741 Generalmajor, kämpfte 1743 in der Schlacht bei Dettingen und bei Fontenay, commandirte 1746 den rechten Flügel in der Schlacht bei Culloden und erhielt den Oberbefehl der englischen Armee in Schottland. Im J. 1748 ging der Graf als Gesandter nach Frankreich, ward 1754 K. G. (knight of the garter, Ritter des Hosenbandordens) und starb zu Paris am 22. Dec. 1774.

Georg, dritter Graf, Sohn des zweiten Grafen, geboren 1724, ward 1746 General in der Armee und K. G., starb 1772.

William Charles, vierter Graf, Sohn des dritten Grafen, geboren 1752, starb 1845.

Augustus Frederick, fünfter Graf, Sohn des vierten Grafen, geboren 1794, starb 1851.

George Thomas, sechster Graf, General in der Armee, geboren in London 1799, ist der Bruder des fünften Grafen. (*W. Bentheim.*)

KEPPEL (Augustus), Viscount, englischer Admiral, geboren am 2. April 1725, gestorben in Suffolk am 2. Oct. 1786, war ein Sohn des zweiten Grafen (Earl) von Albemarle, trat 1740 in die Flotte und unter den Befehl des Lord Anson, mit dem er die Reise um die Erde machte, ward bereits 1744 Kapitän und war beinahe fortwährend in activem Dienst. Er ward 1762 Viceadmiral und 1778 Admiral, schlug die französische Flotte unter Orvilliers bei Ushent und wurde 1782 zum Viscount Keppel von Evedom in der Grafschaft Suffolk erhoben. Er war mehrmals First Lord of the Admiralty (Marineminister).

Vgl. Rev. Thomas Rob. Keppel, The life of Admiral Keppel (2 Bde., London 1842). (*W. Bentheim.*)

KERAK, eine der wenigen bewohnten Ortschaften des Landes im Osten des Todten Meeres, bildet nach der gegenwärtigen türkischen Provinzialorganisation ein Nasa (Amtsbezirk) des zum Vilajet Suria (Syrien) gehörigen Sandschak Belka, welcher letztere sich südlich vom Tiberiassee zu beiden Seiten des Jordans über die Länder des Alterthums Samaria und Peräa erstreckt und sich dann südostwärts über die Ammonitis und Moabitis fortsetzt. Kerak liegt in einem, der wasserlosen moabitischen Hochebene gegen Westen vorgeschobenen, ziemlich jäh gegen das Todte Meer abfallenden Gebirgslande auf einem allerdings in einiger Entfernung von höheren Bergen dominirten, doch aber durch überall schroffe, stellenweise sogar senkrechte Abhänge große Sicherheit bietenden Felsengipfel und besitzt ein altes Schloß, dessen stattliche Ruine bis von Jerusalem und den umliegenden Höhen her erblickt werden kann. Der Ort wird von Mohammedanern (400 Familien) und Christen (arabischen Griechen; nach Angabe des griechischen Klosters zu Jerusalem 300 Familien) bewohnt, welche, gleichmäßig nach den charakteristischen Bräuchen und Ueberlieferungen der südsyrischen Fellahin lebend, mit den benachbarten Nomaden, den sogenannten Arab Stämmen*), und selbst mit den Beduinen der großen syrischen Wüste Freundschaft unterhalten, sie mit Waffen, Frauenschmuck-Gegenständen, bunten Tüchern und sonstigen Kleidungsstücken, Gewürzen u. dgl. mehr versehen und ihnen dagegen die Erzeugnisse ihrer Heerden abnehmen. Die Christen unterstehen der geistlichen Autorität eines zu Jerusalem residirenden griechischen Erzbischofs, welcher sich nach Petra (P. deserti, die alte Hauptstadt der Idumäer) als dem ursprünglichen Sitze seiner Diöcese benennt und unter den Prälaten des orthodoxen griechischen Patriarchats zu Jerusalem als Muträn en-Nur, Metropolitan-Bischof des Lichts, d. h. als Empfänger und Austheiler des zur Jahresfeier der heiligen Auferstehung an dem Grabe Christi zu Jerusalem durch angebliches Wunder erscheinenden Heiligen Feuers, eine hervorragende Rolle spielt. Die Pfortenherrschaft in Kerak ist eine precäre; da sie weder die Ortsbewohner gegen etwaige Angriffe der Wanderstämme beschützen, noch ihnen selber beikommen

*) Die angesiessenen Araber nennen sich Beni Arab, Söhne der Arab, ihre Frauen Benât Arab, Töchter der Arab. Arab sind die nomadisirenden Stämme, welche zugleich Ackerbau treiben. Dieselben stehen gleichsam in der Mitte zwischen den Beni Arab und den Bedaui, den Beduinen, welche als reine Nomaden auf beide andere geringschätzig herabblicken.

kaum, so beschränkt sie sich auf die Erhebung einer geringen, von den Kerakern im Interesse ihres Verkehrs mit dem westjordanischen Palästina freiwillig geleisteten Abgabe. — Die Aussicht von der Höhe des alten Schlosses durch die wasserlose Thalsenkung des Wadi Kerak über einen Theil des Todten Meeres und dessen westliche Uferländer, einschließlich Jerusalems und des Oelbergs, wird als entzückend geschildert.

Man kann nicht bezweifeln, daß Kerak identisch sei mit der alten moabitischen Stadt Kir Moab (auch Kir Cheres, Kir Chareset genannt), gegen welche die Propheten Jesaias und Jeremias wiederholt ihre Drohungen schleuderten, während sie beim Durchzug der Israeliten von der sinaitischen Halbinsel nach Palästina, wo das Land Moab östlich umgangen wurde, nicht erwähnt wird. Wie Kir Mauer, Festungsmauer, bedeutet, so scheint auch Kerak ein altes Appellativum für Feste zu sein, welches, absolut gebraucht, allmählich zum Eigennamen wurde. Schon die alte chaldäische Uebersetzung der Bibel gibt Kir Moab mit Keraka d Moab wieder; auch das II. Buch der Makkabäer (12, 17) kennt den Ort als Karaka. Die vielen künstlichen Grotten, deren die Reisenden als in dem weißen Kreidekalke des Felsenberges von Kerak vorfindlich erwähnen, sind ohne Zweifel die Felsengrüfte der alten moabitischen Einwohner. Erst in der christlichen Zeit sehen wir den Ort mehr hervortreten; unter dem Namen Charak-Moba wurde er zu einem Bischofsitze der Eparchie Palästina III unter der Metropolie Petra gemacht. Durch die vermittelnde Stellung, welche das christlich-arabische Sassanidenreich zwischen den Römern und den freien Arabern einnahm, war Syrien damals zu einem Wohlstande und einer Cultur gelangt, die es sogar zur Zeit der alten Stammesautonomie nie gekannt hatte. Wohl that der Islam dieser Blüte Abbruch; indessen war zur Zeit der Kreuzzüge Kerak und das zwei Tagereisen südlicher gelegene Schobak doch noch ein werthvoller Besitz. Während der Regierung des Königs Fulco von Jerusalem wurden beide Orte von den Franken erobert und zu festen Castellen ausgebaut, von denen jenes Crack oder Crac und dieses Mons regalis genannt wurde. Saladin belagerte Kerak im J. 1083 vergebens, nach seinem großen Siege bei Hattin aber scheint ihm der für die Christen unhaltbar gewordene Ort so leicht zugefallen zu sein, daß sein Biograph Beha ed Din es nicht für der Mühe werth hält, darüber eine Mittheilung zu machen. Nach Saladin's Tode herrschte in Kerak und Schobak sein Bruder el-Melik-el Adil Seif-ed-Din. Uebrigens wurde die Bewegung, welche Saladin im Interesse der islamitischen Herrschaft in Syrien den Beduinenstämmen der Wüste gegen das syrische Culturland gegeben, den transjordanischen Gebieten verderblich; die Städte wurden entvölkert, das Fruchtland wurde zur Weide, der Besitz des Landes werthlos. Geschichtlich bemerkenswerthe Thatsachen knüpften sich seitdem an Kerak nicht mehr; nacheinander sah es die Herrschaft der Ejjubiten, der bahritischen und der circassischen Mamluken, um endlich unter türkischer Herrschaft das zu werden, als was Seetzen, Burkhardt und andere neuere Reisende es uns kennen gelehrt haben. (*G. Rosen.*)

KERAK (Karak, Kharak, Karedsch, Czark), Insel im nördlichen Theile des Persischen Meerbusens, 50 Kilom. im Nordwesten von Buschähr an der persischen Küste und 220 Kilom. von dem selbständigen arabischen Staate Kueit und im Südosten von der Mündung des Schatt-el-Arab. Ein Korallenriff umgibt die 4 bis 5 geogr. Meilen im Umfange haltende Insel, die, eine unfruchtbare Kalk- und Sandsteinmasse, sich zu 100 Met. Höhe erhebt; das Plateau ist gegen die Küste hin von tiefen Spalten durchrissen, mit einer dünnen Lehmschicht überdeckt und geht nach Norden hin in Hügel und dann in eine sandige Ebene über, welche fruchtbar ist und wo Gerste, Weizen, Mais, Bohnen, Gurken, Melonen, auch Wein, Baumwolle und Datteln gewonnen werden. Gutes Trinkwasser gewinnt man in 7 Met. Tiefe. Die mittlere Temperatur beträgt, bei Nordwind, 28° C. Es leben hier Wachteln und Schildkröten. Um diese Insel ist das Meer sehr tief, birgt aber die Muscheln, welche die werthvollsten Perlen enthalten. Sie gehört weder Persien noch den arabischen Häuptlingen, sondern liegt im freien Meere. Die wenigen Bewohner, Khargi genannt, welche ein Gemisch von Persisch und Arabisch sprechen, sind als geschickte Führer von allen Schiffen gesucht, welche Basra zum Ziel haben. In den Jahren 1754 bis 1765 gehörte sie der Holländisch-ostindischen Compagnie, welche hier eine Stadt gründete, die 3000 Einwohner gehabt haben soll. Von den Bauten dieser Zeit steht noch ein Fort. Auch die Portugiesen sollen Besitzer gewesen sein, wie auch die Perser; diese traten 1818 durch einen Handelsvertrag vom 3. Jan. die Insel an die Franzosen ab. Im J. 1839 wurde sie von den Engländern besetzt; dasselbe geschah 1856, als sie Persien gehörte; sie wurde aber schon im folgenden Jahre an Persien zurückgegeben mit dem Beding, daß sie zum Freihafen erhoben würde und die Engländer dort, auf einer gesunden Station, Niederlagen errichten dürften. (*G. A. von Klöden.*)

KERAMIK. Unter Keramik (vom griechischen κέραμος — keramos Thon, auch Ziegelwerk, vgl. Kerameus, Ort von Töpferwerkstätten bei Athen[1]), ist bisher in unberechtigter Weise nur die Töpferkunst (ein Zweig der Keramik) verstanden worden, zu deren Bezeichnung kein Fremdwort nöthig war. Nicht irdene Gefäße jeder Art und sonstige gebrannte Thongebilde, also die Töpferwaare allein, auch alles andere, was mittels Brennen im Ofen oder an der Lampe aus erdigen Stoffen, ohne Guß geschmolzener Metalle oder Hämmern hervorgebracht wird, gehört heutigen Begriffen nach zu den keramischen Erzeugnissen. Die Kunde davon ist so wenig bisher verstanden, daß

1) Mit Keramicos bezeichnete man zwei Plätze, innerhalb und außerhalb Athens, auf deren letzterm die Standbilder und Grabmale im Kriege gefallener Helden sowie Töpferwerkstätten errichtet waren; auf dem innern befand sich unter andern Baulichkeiten Platon's Akademie.

sie in verschiedenen Schriften als „Gefäßkunde" (s. Semper) vorkommt, als ob Producte derselben allein aus Geschirr, wie Töpfen, Vasen und dgl. mehr bestänben, die ja auch in allen Arten von Metallen, Holz, Stein und andern Stoffen dargestellt werden, und als ob die Standbildnerei selbst nicht in rein keramischen Exemplaren vertreten wäre.

Alle begrenzbaren, zuerst vom Verfasser dieses Artikels streng in Klassen geordneten Erzeugnisse der Keramik sind folgende:

1) Unglasirte Thongebilde (Terra cotta; Terres cuites sans couverte).

2) Thongebilde mit ungebrannter Glasur (Terres cuites sous vernis non cuit). Bei den alten Culturvölkern bestand der Firniß hier gewöhnlich aus Asphalt (ἄσφαλτος, bitumen, bitume de Judée, auch Mumien Firniß genannt). Auf griechischen Vasen findet man denselben mit Naphtha versetzt, wohingegen auf germanischen Gefäßen die Glasur aus Harz und Holzkohle gemischt ist.

3) Thongebilde mit durchsichtiger ungebrannter Glasur, der Italiener Sopra vitrina, welche ebenfalls die jedoch nicht eingebrannte Malerei durchscheinen läßt.

4) Thongebilde mit undurchdringlicher, aber durchscheinender Mineral Glasur, meist aus Bleihalbsäure (B. Oxyd) hergestellt (Terre cuite sous couverte translucide plombifère). Wenn die Glasur Kupferhalbsäure enthält, nimmt dieselbe eine grüne Farbe an und verliert theilweise ihr Durchscheinen.

5) Halbfayence, d. i. Pfeifenerde unter durchscheinender Bleiglasur, im deutschen Handel unpassend „Steingut" genannt (Terre cuite sous engobe). Der italienische Töpfer nennt den Aufguß Vesta di Terra, und der Franzose Engobe — Engobage aber die Handlung des Aufgießens. Hierzu sind auch die sogenannten Sgraffiato, die La Frata, sowie die mit Aufguß Malerei decorirten Gefäße zu rechnen. Letztere werden besonders in neuerer Zeit viel in Frankreich unter den Namen: Terres cuites à peinture d'engobe; auch: Peinture en barbotine, angefertigt. In Holland und Deutschland war diese Gattung bereits im 17. Jahrhundert bekannt.

7) Steingut ohne und mit Glasur, letztere gewöhnlich durch Salznieberschläge oder kieselsaure Salze dargestellt (Grès céramique à glasure alcaline ou de silicate etc.). Dieses Erzeugniß unterscheidet sich von den gewöhnlichen Thonwaaren durch seine mittels Beimischung von Sand sowie stärkeres Brennen erlangte Härte und wird gewöhnlich im deutschen Handel Steinzeug, das in Deutschland angefertigt, aber ebenso fälschlich in Frankreich und Belgien Grès de Flandre genannt. Steingut ist so hart, daß es, mit einem Feuerstahl geschlagen, Funken gibt.

8) Fayence[2]) oder Majolica[3]), d. h. mit undurchscheinender zinnhaltiger Glasur oder besser Schmelz überzogenes Thongebilde, dessen Masse im Bruche nicht wie die Halbfayence weißen, sondern gelb-braunen Thon darbietet (Majolica und Faïence im Ital.; Fayence auch: Terre cuite à glasure stannifère opaque im Franz.). Majolica und Fayence, zwei Benennungen, unter welchen man in Deutschland irrigerweise oft verschiedene Arten Thongebilde voraussetzt, bezeichnen eine und dieselbe Gattung.

9) Gold-, auch Perlmutter-, Metallschimmernde Fayence (Fayence à reflet metallique ou à reflet nacré), welche goldschimmernd zuerst von den Arabern sowol Spaniens wie Siciliens, perlmutterschimmernd aber von den Italienern dargestellt zu sein scheint. Ueber schillernde Fayence (Fayence chatoiant) siehe weiter unten.

10) Weich-Porzellan, besser durchscheinende Fayence (Porcelaine à pate tendre translucide).

11) Hart Porzellan (Porcelaine à pate dure translucide), das durchscheinende wirkliche Kao-Lin Porzellan, welches durch die Chinesen und später auch in Deutschland erfunden worden ist. Aus dem Steingute hervorgegangen, bietet dies Porzellan dieselbe Härte.

12) Halb-, Englisches oder undurchscheinendes Porzellan (Porcelaine opaque, ou porcelaine anglaise), welches streng genommen nicht den Namen von Porzellan verdient.

13) Glas (vitrum; verre). Durch Beimischung von Zinnhalbsäure oder Knochenasche sowie durch besonderes Brennen wird dies undurchscheinend, also schmelzartig umgestaltet. Was man unter Glas versteht, ist eine aus Feuerstein, Pottasche, Aschensalz (Soda) und Kalk oder Bleihalbsäure erzeugte durchsichtige Masse.

14) Krystall Glas, wo kohlengesäuerte Pottasche Aschensalz u. s. w. ersetzt. Crownglas, Flint- oder optisches Glas, auch Kieselglas genannt, sowie Straß, also künstliche Edelsteine (böhmische u. a.) sind alle Glas Krystallarten.

15) Spatel- oder Goldschmiedeschmelze auf Metall (Emaux des orfèvres ou à la spatule):

A) Zellen- (cloisonnés) und Tiefgruben- oder tiefausgehobene Schmelze (en champ levé ou en taille d'épargne).

B) Durchscheinende ausgehobene oder flache Grubenschmelze (de basse taille et translucide; opera di basso relievo).

---

2) Ist von Faenza, einer italienischen Stadt, wo Mengen selber Gefäße angefertigt worden sind, aber nicht von dem französischen Dorfe Faence, bei Fréjus (Var), wo auch schon im J. 1592 Fayencefabriken bestanden haben sollen, abgeleitet. 3) Majolica (auch terra invetriata von Majorca, wo in Inca, einem unweit der Hauptstadt Palma gelegenen Städtchen, sehr früh weiße Fayencen, d. h. Majoliken angefertigt worden sind.

C) Durchbrochene Zellenschmelze (Émaux cloisonnés à jour).

D) Metall-Zellenschmelze auf Porzellan (Émaux en cloisons de métal sur porcellaine).

E) Deutsche Mischschmelze (Émaux allemands mixtes).

16) Pinsel- oder Malerschmelze auf Metall (Émaux des peintres):

A) Farbgrundige, durchscheinende, schwerflüssige limoger, deutsche, venezianische, chinesische, persische, türkische und russische Malerschmelze (Émaux des peintres genre limousin, translucides, dures et à fonds colorés).

B) Weißgrundige, undurchscheinende, leichtflüssige französische, schweizer, deutsche und englische Malerschmelze (Émaux opaques des peintres, tendres et à fonds blancs).

Das sogenannte Niello ist kein Glasfluß, sondern ein aus Blei, Schwefel und erdigen Bestandtheilen zusammengesetztes Metall, Bleiglanz (Galena) genannt, welches in die auf Metallgrund ausgestochene Zeichnung eingelassen wird, also zu den Metallarbeiten des Schmiedens und Gießens, aber nicht zu den keramischen des Brennflusses gehört. Es gibt spießglasigen, sogenannten silberhaltigen, Wismuth-, Eisen- und falschen Bleiglanz, auch künstlich aus Silber, Kupfer, Blei und Schwefel gebildeten Niello.

Der Zeitfolge nach kann, mit Wahrscheinlichkeit, die Keramik unter den bildenden Künsten als die zweite angesehen werden, welche sich schon bei den schwächsten Anfängen der Gesittung gezeigt hat. Dahin gehört der Schutz vor Unwetter und rauhen Jahreszeiten — also bereits das Bauen von Obdächern, die erste Kundgebung der Architektur: Ziegel sowie Gefäße zum Aufbewahren von Lebensmitteln, oder zum Schöpfen des Wassers dienende Thongefäße, also, zuerst wol nur an der Sonne getrocknete, in späteren Zeiten mit Stroh umwickelte, in Gruben und endlich im Ofen gebrannte und glasirte irdene Gebilde, deren Anfertigung das Vermögen einer noch schwachen Culturentwickelung nicht überschritt, weil anfänglich zum Kneten kein Werkzeug und zum Harttrocknen kein Feuer in Anwendung kam. Daß in ebenso früher Zeit auch Menschen- und Thiergestalten schon, besonders Götzenbilder, aus diesem Stoffe angefertigt worden sind, ist wol zweifellos. Die Erde also, deren stete Zeugungskraft damals, auch ohne Aussaat, dem Menschen genügenden Ertrag gab, bot ihm schon den am leichtesten zu verarbeitenden Stoff zur Errichtung seiner Hütte wie zur Anfertigung seiner häuslichen Gefäße, deren Herstellung, selbst nur aus Holz, viel mehr Schwierigkeiten bieten mußte, da die nöthigen Werkzeuge dazu noch fehlten. Auch aller Künste Anfang war sicherlich die Bildnerei in Thon. Ein Kind vermag ja gewisse Formen mittels solcher leicht knetbaren Masse nachzuahmen, wohingegen die geringste Darstellung irgend eines Bildes auf flachem Grunde bereits gewisse Zeichenkenntnisse erfordert.

Bei nur sehr wenigen andern, für mehr künstlerische Ausbildung empfänglichen Gewerben spielen die zu verarbeitenden Stoffe eine so hervorragende Rolle, wie in der immer fort und fort sich vervollkommnenden Keramik, wo außer Gestaltung und Bildnerei mehr oft noch der innere Gehalt den Werth des Erzeugnisses bestimmt. In keinem andern Zweige der Kunstgewerbe sind deshalb schon von Anfang seines Entstehens an so zahlreiche Versuche und so viele sich folgende glückliche Ergebnisse der Verbesserung zu verzeichnen wie in diesem. Sowol die Grade und Arten des Brennens, wie die Mischungen der Massen (Teige), der Glasuren und Schmelze, haben seit Jahrtausenden wie heute noch dem Sucher ein weites Feld dargeboten, welches von der niedrigsten Gesittungsstufe an auch ununterbrochen bebaut worden ist.

Das anfängliche Grubenbrennen hat zu der irrigen Voraussetzung Anlaß gegeben, daß die älteste Verzierungskunst des Hafners darin bestanden habe, Flechtwerk darzustellen, weil sich auf gewissen alten Thongefäßen Pflanzeneindrücke vorfinden. Ebenso unbegründet ist die Ansicht, daß der Ursprung des irdenen Topfes aus dem geflochtenen Korbe abzuleiten sei, den man mit Thon bestrichen hätte, um ihn feuerfest zu machen. Pflanzen- und flechtwerkartige Eindrücke rühren hier von den oben angeführten Bewickelungen mit Stroh, Binsen oder trockenen Zweigen und Laubwerk her, welche zum Brennen dieses ursprünglichen Geschirres in Erdlöchern oder zwischen Rasenstücken dienten. Geflochtene Körbe schützt eine darüber gestrichene Lage Thon übrigens ganz und gar nicht vor dem Verkohlen am Feuer. Ob die Erfindung der Glasuren, abgesehen von den Schmelzen, besonders die durch Blei- und Kupferhalbsäuren dargestellten gelben und grünen Glasuren, der Erzeugung viel härterer Thongebilde vorangegangen oder nachgefolgt ist, wird immer schwer zu bestimmen bleiben, da beide schon den Aegyptern und den alten Amerikanern bekannt waren.

Auch die oben angeführten durchscheinenden Blei- und grünen Kupferglasuren zeigen sich bereits bei den Alten im Gebrauch, wie viele in den Werken des Verfassers zuerst angeführte ägyptische und römische Exemplare feststellen. Dessenungeachtet fährt die Compilation fort, den Irrthum Brogniart's immer noch zu wiederholen, daß „diese Glasur nicht über das 13. Jahrh. n. Chr. hinaufreiche, wo ein Töpfer zu Schlettstadt im Elsaß dieselbe erst erfunden haben soll", obschon von solcher Glasur selbst im Alten Testamente (Sirach) bereits Erwähnung geschieht. Brogniart hat hier wie viele andere die Annal. dominicanorum Colmariens. Urstis. Script. Rer. German, V. II. P. 10 und dem Schöpflin in seiner Alsatia illustrata nachgeredet, welcher letztere selbst das Todesjahr (1283) des angeblichen Erfinders angibt.

Was ferner die immer wieder auftauchende Ansicht betrifft, die Erfindung des undurchscheinenden zinnhaltigen Schmelzes (émail stannifer), welche man Della Robbia zuschreibt, was der Verfasser dieses Artikels längst widerlegt hat, so ist noch zu bemerken, daß man selbst im Herzen Italiens viel früher solche Glasur in Anwendung

brachte, ohne von dem altarabischen Geschirr Algeriens und dem sicilisch-muselmännischen zu sprechen, das durchgehends davon überzogen ist. Pierre le Bon sagt in seiner Margarita preciosa von 1330: „Videmus cum plumbum et stannum fuerunt calcinata et combusta, congruum convertitum in vitrum, sicut faciunt qui vitrificant vasa figuli.“ Und diese Vorschrift gibt er nicht etwa als eine Neuigkeit oder ein Geheimniß; er erwähnt sie als etwas allen Töpfern Bekanntes!

Länder- und gattungsgemäße Eintheilungen stellen sich für die keramischen Erzeugnisse im allgemeinen als zweckmäßiger heraus wie streng chronologische, da solche bisjetzt gebräuchliche oft auf zweifelhafte geschichtliche Ueberlieferungen gestützte Anordnungen der Gesittungsstufen sich vom Standpunkte des zuverlässigen archäologischen Wissens aus mehr und mehr als unhaltbar erweisen. Die Annahme besonders, daß der Gesittung Anfang bei den Ostindiern zu suchen sei, kann einzig und allein mittels dieser unsichern Ueberlieferungen, ganz und gar aber nicht vermöge aufgefundener Denkmale begründet werden.

Sowol von den uralten chinesischen Völkern, wie von Japanesen, Amerikanern, Aegyptern, Phönizern, Alt- und Neu-Babyloniern, resp. Assyrern, selbst von vielen „vorgeschichtlichen“ Stämmen, die der Pfahlbauten inbegriffen, sind aus den ältesten Zeiten glasurlose Thongebilde, auch kaltbemalte, von den erstern Völkern schon glasirte und beschmelzte vorhanden. Allein von Hebräern ist nichts Derartiges bekannt. Etrusker und Griechen — welche mit harter Glasur keine keramischen Erzeugnisse, überhaupt auch in scheidkundiger Hinsicht, sehr Untergeordnetes nur davon anfertigten — haben lange vor der römischen Herrschaftszeit schon in Thongefäßen mit wenig oder ganz ungebrannter Flach-, d. h. Umriß-Malerei, Hervorragendes, die Römer aber nichts in solcher Malerei geleistet. Den unfindbaren Kelten kann mit Grund gar kein Gebilde zugeschrieben werden. Bei den Germanen, die in der Römerzeit bereits sehr vorgeschrittene Töpferarbeiten, auch Glas und Schmelze, darstellten, scheint der Alemannische Stamm irdene Gefäße mittels Bemalung, der Nattische oft mittels Einlegung verziert zu haben. Zu den ältesten bekannten, nur in der Sonne hartgetrockneten keramischen Erzeugnissen gehören die aus Wüstensand verfertigten Bausteine der Dashour-Pyramide, deren Errichtung zwischen 3500—3000 v. Chr. stattgefunden haben soll. Sowol darin vorkommender Häckerling (geschnittenes Stroh) wie die von dem bei der Bereitung der Masse (des Teiges) verwendeten Nilschlamm herrührenden Pflanzenfasern bezeugen, daß diese Mauersteine nicht gebrannt sind. Diese Pisés genannten Ziegel gleichen den Adobes der alten Amerikaner, welche damit verschiedene Bauten, besonders ihre Dampfbäder aufgeführt haben. Mehr künstlerische Gebilde in Thon reichen ebenfalls bei den Aegyptern in uralte Zeiten hinauf. Wenn archaistische Erzeugnisse im allgemeinen durch fest überlieferte Formen bezeichnet werden, was besonders bei den Aegyptern, Babyloniern, Assyrern, sowie, und dies nicht allein in den Anfängen, sondern fast in der ganzen Bildnerei, bei den Griechen stark hervortritt, — da bei letztern dem herkömmlich, d. h. angenommenen Schönen der geistige Ausdruck aufgeopfert ist, — so bestehen Ausnahmen selbst in den frühesten ägyptischen Kunstperioden, die um so hervorragender erscheinen, als sie vereinzelt unter Mengen von nur äußerlich wenig gemusterten Bildwerken vorkommen, wo allgemein angenommene Andeutungen oder Kennzeichen dieselben der Menge verständlich machen mußten. Dergleichen Ausnahmen bieten auch schon die frühesten amerikanischen und ägyptischen Thongebilde, Indien aber ebenso wenig wie China, da besonders im letztern Lande das Stereotyp in Auffassung sowol wie in Ausführung Jahrtausende lang unverändert fortbestanden hat und deshalb die Zeit der Anfertigung fast nur bestimmt werden kann, wo Marken vorhanden sind.

Obschon Herodot (5. Jahrh. v. Chr.) behauptet, daß den Griechen hundert Jahre vor der Gründung Roms (753 v. Chr.) Italien noch ganz und gar unbekannt war, so zeigen doch die Thongebilde der Etrusker eine bestimmte Verwandtschaft mit den keramischen Erzeugnissen der Griechen oder der Völker der griechischen Halbinsel. Deshalb scheint es geeignet, die etruskischen Thongebilde eher den griechischen als den späteren römischen anzureihen. In jeder Hinsicht muß Etrurien wol als die Wiege der italischen Kunst im allgemeinen, also auch des keramischen Zweiges angesehen werden. Viele sogenannte „Terracotten“, d. h. unglasirte Thongebilde aus dem 420. Jahre v. Chr. durch Samniten den dort seit 200 Jahren ansässigen Etruskern entrissenen und schon um 314 römisch gewordenen, 79 n. Chr. verschütteten campanischen Pompeji, bieten noch rein Etruriſches. Aber auch die Verwandtschaft, welche sich bei den griechischen und etruskischen bemalten Vasen kundgibt, zeigt sich, obschon etwas verwischter, bei den figürlichen Thongebilden dieser beiden Völker.

Von den griechischen unglasirten können die Anfertigungsorte aus der Beurtheilung allein nur selten mit Sicherheit festgestellt werden. Attica, besonders dessen Hauptstadt Athen, Böotien, namentlich Tanagra; Lokrie, Peloros, Tarsus und die Cykladen sowie Cypern, für das eigentliche europäische Griechenland; Cyrenaika, in Libyen, für die griechischen Ansiedelungen Afrikas; die Insel Rhodus, Ephesus und Pergamos für Griechenlands asiatische Colonien — sind die bedeutendsten Fundorte von Figuren in vollrunden und flacherhabenen Thonbildnereien, deren Zeitfolge aber auch nicht mit Sicherheit festzustellen ist.

Zahlreich waren die in Griechenland gebräuchlichen Gefäßformen, welche unter gleichen Benennungen überall, sowol auf dem Festlande wie in den überseeischen Ansiedelungen und auf den Inseln dieselben gewesen sein mögen, da ja die Römer beide noch von ihren Besiegten angenommen hatten. Im ganzen sind 34 verschiedene solche Formen bekannt, wovon die Abbildungen der

fünften Folge der Keramik-Studien des Verfassers beigefügt sind. Ob aber die hier nachfolgenden, der Ueberlieferung entnommenen Namen dieser Gefäßformen alle Sicherheit bieten, bleibt zu bezweifeln: Cadus, Chytra, Ampulla olearia, Calix, Chytropus, zwei Arten Crater, Cyathus, Cymbium, Diota, Dolium, Futile, Gutturnium, Guttus, Infundibulum, Lagena, Obba, Orca, Patina, Trulla, Urna, Alabastrum, Aryballos, die Mundschenkvase, zwei Arten Amphorae, Hydria, Rhyton (in Formen von Thierköpfen verschiedener Art), Acetabulum, Cantharus, Lecythos u. a.

Bei den Römern waren ferner noch folgende Namen im Sprachgebrauche: Aeratophorum, Ahenum, Bilychnis, Cacabus, Carchesium, Catinum, Colum, Cortina, Lucerna, Murrhina, Olla, Patera, Pelluvium, Phiala, Scyphus und Sinum.

Was die sogenannten griechisch-etruskischen bemalten Vasen betrifft, welche in neuerer Zeit viel als aus Griechenland selbst oder aus den griechischen Ansiedelungen, besonders Italien, stammend, bekannt sind, so ist es ebenfalls schwer, solchen Erzeugnissen immer ganz bestimmte Anfertigungsorte zuzuschreiben, da dieselben in die Colonien oft vom Mutterlande aus eingeführt worden sind, und Stil sowie Ausführung derselben nur theilweise Anhaltspunkte bieten, auch die ebenso elastische wie anmaßliche Auslegungskunst der Vorwürfe selten nur helfen kann (s. darüber Weiteres in: Keramographie).

Fast alle diese Gefäße sind auf der Töpferscheibe aus Einem Stück angefertigt, mit Ausnahme der Henkel und Hälse, welche angesetzt wurden. Nach leichtem Brennen fand die Schwarzmalerei statt. Die zu Clusium und Nola, einer in der Campanie gelegenen alten etruskischen Stadt, gefundenen Gefäße, wovon im Louvre ganze Säle voll vorhanden sind, zeigen gänzlich dem Graffito ähnliche, mit Flachbildnereien verzierte, überall schwarze Gebilde, deren Ueberzug so dünn ist, daß derselbe nicht von der innern Masse (Teig) getrennt werden kann und wol aus eisenhaltiger vulkanischer Mischung bestehen mag, da man ja gegenwärtig noch zu Kirchenlamitz in Thüringen Geschirr mit aus pulverisirter Schlacken der Hohöfen dargestellter Deckung überzieht. Auch die von Wedgwood seinerzeit angefertigten sogenannten schwarzen Basalte enthalten dergleichen. Die alten Germanen kannten auch noch eine einfachere Art, mittels Harz oder Oel und Kienruß im schwachen Feuer ihren Urnen denselben Anstrich zu geben.

Wenn die Römer in der Thonwaaren-Anfertigung oft auf das Riesenartige[4]) und mehr noch auf das allgemein Anwendbare als auf die Formenschönheit ihrer griechischen Lehrmeister hinarbeiteten, so waren dieselben hinsichtlich des Brennens und der Erzeugung von Mineralglasuren, sowie in der Glasmacherkunst, diesen sehr weit voraus. Den hart glasirten, immer noch fälschlich terra sigillata[5]) benannten rothen Thongefäßen aretinischer Gattung auch nur sich Annäherndes ist nichts von den Griechen hinterlassen worden. Außer den römischen Gesichtsurnen, welche selten vorkommen und in ähnlicher Art von Aegypten und andern afrikanischen Völkern (siehe die in Hissarlik von Schliemann aufgefundenen und wol fälschlich den Trojanern zugeschriebenen), sowie von Germanen und Slawen angefertigt worden sind, müssen hier auch noch die mit flacherhabenen, meist Rankenverzierungen bedeckten henkellosen Urnen oder amphorenförmigen kleinen Vasen angeführt werden, ferner die römischen Trinkbecher. Diese letztern zeichnen sich gewöhnlich durch fünf eingedrückte Vertiefungen für die Finger, sowie auf der schwarzen Glasur mit weißer Erde aufgemalte Inschriften in Majuskeln (Ave. Vivas. Imple. Bibe. Vinum. Vita. Vive bibe multum u. dgl. m.) aus. Gallische vorrömische Thongefäße sind fast unbekannt, wohingegen altgermanische, skandinavische, slawische überall in den Museen und Sammlungen vorkommen.

Mineralglasuren waren, wie schon bemerkt, im hohen Alterthume bekannt, ebenso bereits der undurchscheinende Zinnschmelz (émail stannifer), demnach also auch Fayence oder Majolica. Die älteste bisjetzt bekannte ist die der Assyrer, welche selbst Backsteine mit Zinnschmelz überzogen, wovon das Geologische Museum zu London blau, gelb und weiß gefärbte aus Khorsabad besitzt. Die mittelalten von den sogenannten persischen Fayencen (1500 – 1600) sind größtentheils nur Halbfayencen; in der Masse (Teig) gewöhnlich aus weißer Pfeifenerde, seltener aus gelblichem Thon, ist der Ueberzug statt von Zinnschmelz mittels Aufguß unter Bleiglasur dargestellt.

Die Spanisch-Maurischen und Arabisch-Sicilischen Fayencen (Hispano- et Sicilo-Moresques et Arabes), vom Verfasser mit den Namen Spanische und Sicilisch-Muselmännische bezeichnet, unterscheiden sich von den spätern Siciliens und Spaniens durch ihren goldfarbigen Metallschimmer, welcher auch auf einigen der älteren persischen angetroffen wird und erst in neuester Zeit (1862) durch Pietro Gay, wie auch der Perlmutterschimmer (reflet nacré) alter aus Gubbio stammender Gefäße, zu Gubbio wieder angefertigt worden ist. Dies Schimmern (reflèter) ist nicht mit dem Schillern (chatoyer) irdener Gefäße neuerer Anfertigung zu verwechseln, welches zwischen den Metall- und den Perlmutterschimmer zu stellen und das Ergebniß von Silberauflösungen und Beräucherungen mit verbrannten thierischen Stoffen ist. Türkische Fayencen (von Brussa, Kiuthaia u. a.), besonders die von der Insel Rhodos, welche im Maltitle ihrer Ausschmückungen denen Persiens ähneln, unterscheiden sich indessen durch das im Decor befindliche oft dick aufgetragene Roth (Eisenthalbsäure),

4) So ließ u. a. Vitellius eine Schüssel aus gebranntem Thon anfertigen, die so groß war, daß zum Brennen derselben eigens ein großer Ofen gebaut werden mußte.

5) Siehe darüber die „Keramik Studie I." des Verfassers.

eine in den persischen Erzeugnissen nur während des 18. Jahrh. und viel heller vorkommende Farbe.

Die ältesten bisjetzt bekannten deutschen Thongebilde mit undurchscheinendem Zinnschmelzüberzuge sind wol die aus der Peterskirche vom 12. Jahrh. zu Rostock stammenden Fliesen (German. Museum zu Nürnberg); andere aus dem Kloster Steingaden im Ammergau vom Ende des 13. und die hocherhabenen Christusköpfe von 1321 aus der leipziger Stadtmauer (beide in der Samml. des Verfassers). Hirschvogel, Hans Kraut, Johann Schaayer u. a. haben die Keramik dieses Landes besonders zur Geltung gebracht. Was die italienischen Fayencen oder Majoliken anbelangt, so gebührt dieser Name nicht allen sogenannten, da viele nur die Halbfayence (mezzo majolica) vertreten. Die Robbia (1410—1530) zu Florenz, andere bedeutende Künstler wie Baldasar Manara (1520—1560), Andreoli (1498—1540), Fontana, Xanto, zu Faenza, Gubbio, Pesaro, Urbino, Castel Durante, Rimini, Deruta, Sienna, Fioli u. a. können als die berühmtesten Keramisten der italienischen Schule angesehen werden. Im Süden Frankreichs hat diese, im Norden die deutsche, letztere außerdem in England, Schweden, Holland, auch in der Schweiz ihre Fabrikationsgeheimnisse verbreitet. Nevers, Rouen, Moustiers, Marseille und Straßburg waren in Frankreich, Delft in Holland, Winterthur in der Schweiz, Burslem in England (Wedgwood) und Marieberg in Schweden die hauptsächlichsten Fabrikationsorte solcher Gebilde. Alles über Bernard Palissy Geschriebene gehört mehr oder weniger der Fabel an; die ihm zugeschriebenen Schüsseln u. dgl. m. sind viel später in der Normandie angefertigt worden (s. Weiteres darüber in d. A. Keramographie.)

Das älteste Steingut (grès céramique) scheint nicht über das Ende des 14. Jahrh. hinaufzureichen und besonders viel, wol auch zuerst, in Deutschland dargestellt worden zu sein, wo Frechen, Raeren, Siegburg, Grenzhausen, Höhr, die beiden letzten Orte im sogenannten Kannebäckerlande, alle den Rhein entlang, Creußen in Baiern, Bunzlau in Schlesien, wie Beauvais in Frankreich, Pont de Loup in Belgien, Fulham in England und Hoganaes in Schweden bekannte Anfertigungsstätten solchen Geschirres sind, welches in den italienischen Fabriken bis heute niemals dargestellt worden ist, aber den Chinesen wie den alten Amerikanern schon bekannt war.

Von allen in sechzehn Hauptabtheilungen begrenzten Arten der Keramik steht das Glas, seiner vorzüglichen Durchsichtigkeit und seines reinen Flusses wegen, an der Spitze der Erzeugnisse dieses Zweiges. Sämmtliche gebrannte Mineral-Glasuren, wie der Name schon andeutet, gehören ihm an, weshalb auch das Glas schon sehr früh bekannt gewesen sein muß und die Erfindung davon sich im Dunkel der vorgeschichtlichen Zeit nicht verfolgen läßt.

Das älteste Glas war farbig, weil beim Schmelzen der Metalle (wahrscheinlich der Anlaß zur Auffindung des Glasflusses) sich Schlacken bilden, welche nichts anderes als Glasgemenge (Fritten) oder farbiges Glas sind.

Mengen in Museen vorhandener Perlen und Schmuckgegenstände der Aegypter und Assyrer bezeugen die frühe Glasverfertigung dieser Völker, wohingegen die Griechen erst in dem römischen Zeitabschnitte Glas angefertigt haben.

Auch bei den Juden waren bereits Glasgefäße sehr beliebt, sowie in Persien zur Zeit Alexander's. In disches Glas erwähnt allein Plinius und China so wie Japan kennen die Anfertigung davon erst seit dem 18. Jahrhundert, den alten Amerikanern aber war sie gar nicht bekannt. Bei den Römern, wo die Kunst des Glasmachens erst unter dem Kaiserreiche (29 v. Chr bis 395 n. Chr.) zu einer erstaunlichen Höhe gelangte, sind auch die berühmten Diatreten-Gläser angefertigt und die Edelsteine, wie später so viel in Böhmen, nachgeahmt worden. Fränkische Gläser reichen bis Anfang unserer Zeitrechnung hinauf. Im ganzen Mittelalter zeigten fast Deutschland und Italien allein Hervorragendes in der Glaserzeugung, letzteres Land ausschließlich in Murano (Venedig), wo die Kunst durch Araber eingeführt worden ist. Römer, Willkomm, Paßglas, Angster, Gutrolf und Tümmler sind die Namen der hauptsächlich gebräuchlichen Trinkgläser Deutschlands vom Mittelalter ab bis Ende des 17. Jahrhunderts.

Von den drei Porzellan genannten Thongebilden tragen zwei, das Fritte-Glas oder Weichporzellan (pâte tendre) und das undurchscheinende englische, mit Unrecht diesen Namen, da beide nur als weiße durch oder undurchscheinende Fayencen gelten sollten. Echtes oder Hartporzellan (Porcelaine à pâte dure: china im Engl.: Porcellana, d. h. Edelthon im Ital.), dessen Name von Porcelina oder Porcelena stammt, womit seit dem 14. Jahrhundert die kleinen ovalen und getigerten Venusschnecken eines bauchfüßigen Weichthieres (Gastropoden-Molluske) bezeichnet werden, ist eigentlich nur vermöge Porzellanerde durchsichtig gemachtes Steingut. Die Masse (Teig) desselben besteht aus einem aus thonreicher weißer Erde (Kao Lin, chinesischer Gebirgsname, Kreide und Sand gemischten Feldspat (chines. Petan-Zé, d. h. Weißsteinmischung). Wie für die Mehrheit der heutigen kunstgewerblichen Erzeugnisse ist auch für das echte Hartporzellan der Ursprung bei den Chinesen zu suchen. Die alten classischen Völker kannten es nicht.

Deutschland, wo das europäische Hartporzellan von Johann Friedrich Böttger (1682—1727) im J. 1711 zu Meißen erfunden worden ist, hat im Laufe des 18. Jahrh. ungefähr vierzig, vom Anfange des 19. bis heute einige siebzig Fabriken besessen, von welchen die Meißner, Wiener, Fürstenberger, Höchster, Nymphenburger, Berliner, Frankenthaler und Ludwigsburger anerkannt die bedeutendsten und kunstgerechtesten waren. Frankreich kann davon aus früherer Zeit, wie heute noch, viel weniger aufweisen. Die Sèvres-Manufactur, deren Ursprung in St.-Cloud zu suchen ist, stand aber unter allen europäischen Porzellanfabriken, besonders der Male

rei wegen, obenan — seine schönsten Erzeugnisse bestehen indessen nur aus Weichporzellan. Rußland, Polen, Belgien, die Schweiz, Holland und später erst England, Italien, Dänemark, Schweden, Spanien und Portugal haben mehr oder weniger Gutes in der Porzellan-Anfertigung geleistet.

Die Schmelze auf Metall, ebenfalls, wie schon angegeben, ein Zweig der Keramik, reichen wahrscheinlich bis zum Anfang unserer Zeitrechnung hinauf. Der Grundstoff jedes Schmelzes bildet durchsichtiges (transparentes) eigentliches Glas; diese Grundlage ist immer nur ein mittels Zusätze entweder durchscheinend (translucide, d. h. nicht ganz durchsichtig) oder ganz undurchsichtig (opaque) durch Beimischung von Zinnhalbsäure, auch Knochenasche (Kaltphosphat) u. dgl. gemachter Glasfluß, welcher als Ueberzug irdener oder metallener Gebilde dient. Ein beschmelzter Metallgegenstand, d. h. eine Schmelzarbeit, sei es die des Goldschmieds oder des Malers (Schmelzgemälde) wird in Deutschland noch überall Emaille genannt, denn obschon das französische Email von Schmelz stammt, so hat dennoch die Neigung der Deutschen für Fremdworte wieder dazu Anlaß gegeben, das ursprüngliche durch ein von diesem abgeleitetes fremdes Wort zu ersetzen und dies dabei noch durch Verwandlung in weibliche Form (émaille statt email) zu verunstalten. Aus dem germanischen Schmelz ist nämlich im altfranzösischen esmail hervorgegangen. Denselben deutschen Ursprung haben das catalanische esmalt und das spanische und portugiesische esmalte. Die Ableitung des italienischen smalto vom lateinischen maltha, einer Art Kitt, ist demnach unbegründet, weil das italienische smalto wie das niederlateinische smaltum ebenfalls vom deutschen Schmelz abstammen. Die Metallbeschmelzung (smelzi althochd.) scheint sowol aus obigen etymologischen wie auch geschichtlichen Gründen eine germanische Erfindung zu sein.

Den fränkischen derartigen Erzeugnissen vorhergehende sind nicht vorhanden. Von den beiden für frühzeitige Anfertigungen kunstgewerblicher Gegenstände obenanstehenden ältesten Völkern haben die Chinesen erst Ende des 12. Jahrh. n. Chr. angefangen, Spatelschmelze und im 17. Jahrh. Malerschmelze darzustellen, wohingegen von den Aegyptern ganz und gar nichts vorhanden oder bekannt ist. Die für Schmelz angesehenen und oft angeführten farbigen Einlagen eines ägyptischen Armbandes im Louvre haben sich nach Prüfung durch den Verfasser als Maïtic herausgestellt. Auch den Griechen und Römern war die Anfertigung solcher Schmelze, ja den alten Griechen selbst das Bestehen derselben unbekannt; ihre Sprache besitzt keine Bezeichnung dafür. Unter electron (ἤλεκτρον), wovon das lateinische electrum für succinum, Bernstein, abgeleitet ist, verstand Homer eine in Farbe dem Bernstein ähnliche Metallmischung von vier Fünfteln Gold und einem Fünftel Silber, aber nicht Schmelz. Selbst der Mönch Theophile hat noch fälschlich electrum für Schmelz gebraucht, ebenso wie die Septuaginta den Haschmal Ezechiel's damit unrichtig wiedergegeben haben. Stellen im Homer weisen ferner nach, daß man nur einen von Bernstein bereiteten Kitt verwendete, wie derselbe auch auf germanischen Waffen in Britannien angetroffen worden ist. Ganze Stücke solchen Kittes, ja selbst runde platte Kuchen davon mit Löchern in der Mitte zum Aufhängen sind unter germanischen Grabermitgaben gefunden worden. Es ist dies eine mit hellem Scheine brennende und angenehmen Duft verbreitende, wol mit Birkenasche vermischte Harzmasse. Dieser Kitt ist auch, besonders in Deutschland, während des Mittelalters, zum Einlegen kupferner Grabplatten verwendet worden. Kein Museum kann griechische Schmelze aufweisen und die den Römern zugeschriebenen sind durchaus zweifelhaft. Dem gegenüber besitzen die Museen zu Mainz, Wiesbaden, Frankfurt a. M., Darmstadt u. a. Hunderte von nur in fränkischen Gräbern gefundenen Schmuckgegenständen, wo der Stil auch den fränkischen Ursprung feststellt. Nach diesen germanischen Tiefgrubenschmelzen kommen die byzantinischen, mittelalterlichen, deutschen, französischen und belgischen Zellen und Tiefgrubenschmelze. Hierauf folgen in der Zeit die durchscheinende ausgehobene oder flache Grubenschmelze (de basse taille et translucide; opera di basso relievo), welche nicht über das 13. Jahrh. hinausreicht, sowie die Mischschmelze (Émaux mixtes).

Von der zweiten Hauptklasse, d. h. der Pinsel- oder Malerschmelze, müssen die durchscheinende, schwerflüssige und farbgründige und hier wol die limoger als die ältesten gelten; letztern folgen die deutschen, venetianischen, chinesischen, persischen, türkischen und russischen derselben Gattung. Was die zweite später erschienene Art solcher Malerschmelze, die sogenannten Schweizer und andere weißgründige, weiche anbelangt, so reichen dieselben nicht über das 17. Jahrh. hinauf. *(August Demmin.)*

Keramische Malerei und Keramographik, siehe unter Keramographie.

KERAMOGRAPHIE. Die Keramographie (vom griechischen κέραμος und γραφειν), d. h. die keramische Malerei oder deutsch die eingebrannte Malerei, bildet einen der bedeutendsten Zweige der Keramik im allgemeinen. Diese Malerei kann selbstverständlich nur mittels Mineralfarben ausgeführt werden, da alle Vegetalfarben im Feuer verschwinden. Es gibt unglasirende, d. h. Aufguß-, und glasirende Farben (couleurs vitrifiables), auch leicht- und hartgebrannte; für einige Aufgußfarben sowie für alle glasirenden müssen den aus erdigen Stoffen oder Mineralhalbsäuren dargestellten Massen mehr oder weniger Flußmittel (fondants) beigemischt werden, damit im schwachen Ofen- und Lampenfeuer selbst dieselben leicht flüssig werden. Zu den bekanntesten Flußmitteln gehören der Borax, der Mennig, die Bleiglätte, das Bleiweiß, die Pottasche, das Aschensalz, die Weinhefenasche, Glas, Krystall und verschiedene Mineralhalbsäuren. Drei Theile Mennig und ein Theil weißer Sand bilden u. a. ein sehr gutes Fluß-

mittel, welches für Gold aus Wismuth besteht. Die Farben können ebensowol mit reinem oder Gummiwasser wie mit Terpentin zubereitet werden, da alles Flüssige davon immer doch im Feuer verdunstet. Weiße Pfeifenerde, gelber und rother Ocker, Umbra, Sienna dienen wie jede andere farbige Erde als **Ausgußfarbe** und erfordern, wenn eisenhaltig, gar keine Flußmittel. Sechs Theile viermal gebrannten Lazursteins mit $^1/_2$ Theil Mennig und zwölf Theilen weißer Erde geben blau; zwei Theile Sand und ein Theil Pottasche veilchenblau (violett); mit weißer Erde vermengte blaue und gelbe Fritte grün; fünf Theile verkohlten Braunsteins mit $^1/_{20}$ Theil weißer Erde schwarz. Die glasirenden gewöhnlich mittels Metallhalbsäuren gebildeten Farben erhalten ihre verschiedenen Abstufungen durch die verschiedenen Grade der Verkalkung oder Oxydation dazu angewandter Metalle. Eisen gibt hier veilchenblau (violett), auch roth, schwarz und selbst grün; Gold: Purpur; Silber: gelb; Kupfer: grün, auch schwarz; Braunstein: verschiedene violette, braune und schwarze Schattirungen; Spießglas: gelb; Graner (Kobalt): blau u. s. w.

Das Cassiusroth, womit auf Glas, Schmelz und leichtgebrannten Töpfergebilden eine schöne brennendrothe Färbung erzeugt wird, die Erfindung des Dr. Cassius in Hamburg aus dem 17. Jahrh., welche von dessen Sohne in seinem: „De principe terrenorum sidere, Auro, et miranda ejus natura, generatione, affectionibus, effectis atque ad operationes artis habitudine cogitata experimentis illustrata“ veröffentlicht worden ist, kann allein für Malerei auf Porzellan, Glas und im Reverberirfeuer nur leicht gebranntes Geschirr verwendet werden, da es starkes Feuer nicht verträgt.

Die mehr kunstgerechte keramische, das ist eingebrannte, ist unstreitig die schwierigste von allen Malereien, weil der Maler gleichzeitig einigermaßen Scheidkundiger sein muß, um nach zahlreichen oft erfolglosen Versuchen, besonders in der Original-Malerei starken Feuers auf Fayence, Bedeutendes, wie die Italiener und Holländer im 16. und 17. Jahrh., hervorbringen zu können. Zu berücksichtigen ist ferner hier, daß die zu solchem Malen darzustellenden Mineralmischungen größtentheils durchs Brennen ihre ursprünglichen Abtönungen verlieren und die beabsichtigten ganz andere Farben erhalten. So ist u. a. die grün, auch blau gebende Kupferhalbsäure gelbroth und die mittels verschiedenartiger Hitzegrade violett, schwarz, ja selbst roth, hervorbringende Eisenhalbsäure schwarz! Was die eigentliche Fayencemalerei anbelangt, so findet dieselbe nach zwei ganz verschiedenen Arten statt: entweder auf schon fertiges Gebilde, wo der Schmelz bereits durch ein zweites Ofenfeuer hart gebrannt und glasirt ist, also ganz wie bei der Porzellanmalerei, dessen Plattheit und Trockenheit auch diese gewöhnliche Fayencemalerei nicht vermeiden kann: — oder auf dem losen Schmelzstaube, welcher nur mittels Aufguß oder Eintauchen über die bereits gebrannte Erde verbreitet, noch nicht glasirt ist. Diese zweite Art (das „Smalto crudo“ der Italiener, die „Peinture sur le cru“ der Franzosen), die schwierigste, welche fast von allen besseren Keramikmalern der Renaissance und des 17. Jahrhunderts sowie der Neuzeit ausgeübt worden, ist auch die künstlerischste. Da die Vorwürfe immer im großen Feuer (au grand feu) gebrannt werden, so dringen die Farben auf dem noch unglasirten Schmelze viel tiefer und geben ein verschwommeneres sastigeres Bild. Besonders schwierig ist auch die Malerei auf metallgrundigen Schmelzen (Peinture d'émaux) wegen des zahlreichen sich immer wiederholenden Brennverfahrens. Ein in durchscheinendem Schmelze (limoger Art) gemaltes Bild kann nicht auf Metallgrund, wie die undurchsichtige Schmelzmalerei auf Fayence, Porzellan oder jedem andern Thongebilde, mit einmaligem oder zweimaligem Brennen hergestellt werden, es erfordert viele wiederholte Ofenfeuer. Zur Erlangung der verschiedenen Farben und deren Abtönungen sind oft zwanzig, ja selbst dreißig aufeinanderfolgende Brennungen nothwendig, wohingegen Goldschmiede oder **Spatel**-Schmelze auf Metallgrund mittels weniger zahlreicher Feuer vielfarbig dargestellt werden können, weil hier nicht wie in der Schmelzmalerei auf Metall die Farben in dünnen Lagen nach und nach übereinander **gestrichen** werden und jeder dieser Anstriche aufs neue gebrannt zu werden braucht.

Die Werkweise der eingebrannten Malerei auf **Glas** mittels Verglasen der Farben ist fast dieselbe wie die der andern Schmelzmalereien auf Metallgrund, Fayence und Porzellan. Alle für solche eingebrannte Vorwürfe nöthigen Mineralfarben sind gleichen Gesetzen unterworfen. Weiter oben ist bereits darauf hingewiesen worden, daß solche Farben aus zwei **Klassen** bestehen, wovon eine das stärkste Brennofen-, die andere nur, womit auch Gläser bemalt werden, schwaches Muffel-, wenn nicht Lampenfeuer benöthigen. Deshalb bieten gebrannte Glasmalereien für Fensterverschlüsse (vitraux peints), wozu ebenfalls Streichfeuerfarben verwendet werden, nicht die Schwierigkeiten, womit Geheimnißkrämerei und Nachbeten der Compilationsschriftsteller dieselbe jahrhundertelang hinaufgeschraubt haben. Besonders werden dazu Borax und Bleisilicat als Flußmittel, Terpentin, auch Wasser zum Malen angewendet, letzteres jedoch nur bei der für Aushebung (Radirung) bestimmten Grundirung, so z. B. Grau für Damast u. dgl. m. Gegenwärtig, wo in eisernen Muffeln und nur 2—3 Stunden gebrannt wird, geht man mit den Flußmitteln so verschwenderisch um, daß die Dauer der modernen Fensterglasmalerei meist hinter der aus früheren Zeiten zurückstehen muß. Von den Vorgängern der Fensterscheiben mit eingebrannter Malerei, den **Mosaikscheiben** (mehrfarbige **mustische** Malerei), d. h. wo verschiedenfarbige Stücke mehr oder weniger schwierige, aus Drei-, Vier- und Achteckchen u. dgl. zusammengebrachte Figuren darstellten, ist schon im 5. Jahrh. n. Chr. die Rede. Die **eingebrannte Glasmalerei** für Fensterverschluß, welche zuerst auch in **Mosaik-Art** d. h. auf kleineren farbigen **Glas**stücken, später auf größeren und endlich auf **Glas**tafeln ausgeführt wurde, ist eine **deutsche Erfindung** vom Ende des 10. Jahrh. zu Tegernsee (s. Weiteres darüber in der vierten Keramik-Studie des Verfassers).

Theophilus, ein deutscher Mönch zu St. Gallen, hat Anfang des 11. Jahrh. in seiner Diversarium artium schedula die tegernseer Werkweise beschrieben.

Die einzigen von den Malern bis Ende des 12. Jahrh. angewandten Farben bestanden für Umrisse und Schattirungen aus Schwarz (das durch Kupferhalbsäure gebildete Schwarzlot) und Gelb, welches durch einen Theil Silberhalbsäure und fünf Theile Ocker dargestellt ist. Alle Fleischtheile wurden damals noch mit Gelb ausgeführt. Im 13. Jahrh. erscheint dafür Rosenroth und das Schwarz für Falten und Schattirung zeigt sich durch Anwendung blauer, gelber und grüner Farbe vervollständigt. Bis zum Anfang des 13. war auch der Teppichgrund, von da ab aber ein durch gothische Baldachine, Filialen, Strebepfeiler u. dgl. Baulichkeiten des Spitzbogenstils, und das mehr Ornamentale im 15. Jahrh. durch das fast ausschließlich Figurale der Vorwürfe verdrängt, bis im 16. Jahrh. die Glasfenster nur noch Oelgemälden glichen.

Einschleifungen zeigen sich selten und wurden nicht für feinere Einzelheiten in Anwendung gebracht. Alle solche Vorwürfe, auch die später in der Schweiz so schön und sauber ausgeführten, sind das Ergebniß der Aushebung (Radirung) mittels eines Holzstils oder eines dünnen sehr stumpfen Pinsels auf der noch ungebrannten Gründung. Das Aetzen ist früher nicht bei der Fensterglasmalerei im Gebrauch gewesen, da die Findung der Flußspatsäure durch Scheele von Stralsund nicht über das Ende des 18. Jahrh., also nicht vor den Verfall der Glasmalkunst für Fensterverschluß hinaufreicht. Von den mit flüssigen Schmelzfarben bemalten hohlen Gläsern, d. h. Lampen, Flaschen, Trinkbechern u. dgl. m., sind wol die arabischen die ältesten, da dergleichen italienische und deutsche meist der Renaissance angehören. Thüringen (Lauscha) und das Fichtelgebirge (Bischofsgrün) haben in Deutschland den größten Theil derartiger Erzeugnisse in mehr farbigen Malereien angefertigt, wonach Johann Schaper oder Schapper, von Harburg, in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. zu Nürnberg seine weltberühmten, meist in Schwarz gemalten Vorwürfe auf Glas und Thongebilde ausgeführt hat, wie solche auch von dessen gleichzeitigen Wettbewerbern oder besser Nachahmern, H. Bouchert, Joh. Beyll und Georg Strauch, viel weniger kunstgemäß hinterlassen worden sind. Von den deutschen oder böhmischen durch Malerei verzierten Gläsern muß ferner der aus drei zusammengefügten Theilen bestehenden Erwähnung geschehen. Von außen rundum sowie unter dem Fuße sind diese meist becherförmigen Gefäße mit zwei aufgelegten Gläsern gedoppelt. Die zwischen diesen Lagen eingeschlossenen, mehrfarbigen, mit Gold hervorgehobenen Ausschmückungen gehören aber eigentlich nicht zu der keramischen, sondern zu der Pausch- (aglommerirten), also uneingebrannten Malerei, wohingegen die auf Lava ausgeführte eingebrannt ist. Dieselbe wird mittels leichtflüssiger Porzellan-Malfarben auf vorher zwiefach beschmelzten Lava-Platten Volvic's (Puy de Dome) ausgeführt. Dem Erfinder, Dutrieux zu Paris (gest. 1828), sind von Morteleque, Hachette, Jolivet, Devers, Gilet, Chanson, Sattler und Gilbert gefolgt. Diese Malerei hat bisjetzt nur in Frankreich, resp. in Paris, Anwendung gefunden. Die erste Beschmelzung zur Füllung der in allen Lavamassen enthaltenen Löcher solcher 1—3 Centim. dick gefägten und bis in die größten Ausdehnungen dargestellten Platten findet mittels harten, d. h. schwerflüssigen, die darauffolgende mittels leichtflüssigen Schmelzes statt, (beide im starken Ofenfeuer erzeugt), wohingegen die Malerei darauf nur des schwachen Reverberirfeuers bedarf, weil dieselbe mit Porzellan-Malfarben ausgeführt wird.

Von den bisjetzt bekannten keramischen Malereien auf irdenen Gebilden sind wol die ägyptischen die ältesten. Dieselben bestehen meist in mit Braunstein oder Eisen-Halbsäure schwarz — auch aus Blei- und Kupferhalbsäure blaugrün oder aus Kupfer- und Bleihalbsäure grün dargestellter Glasur — gemalten Hieroglyphen. Ein derartiges Exemplar, das Unicum eines „Kalenders", aus gebranntem Thon (Sammlung des Verfassers, s. Nr. 30 in dessen Verzeichniß) ist mittels solcher Schwarzmalerei in dreißig Felder (Tage eines Monats) eingetheilt, sowie mit fünf Hieroglyphen, die Zusatztage des Jahres darstellend, versehen. Besonders sind viele derartig bemalte Chapti oder Chabsah genannte Begräbniß-Standbilder gefunden worden, welche bis 1500—1600 v. Chr. hinaufreichen mögen, ferner sogenannte Oudja, viereckige Täfelchen von Grabsteinen (Stelen), worauf ein menschliches Auge abgebildet ist.

Assyrische, resp. babylonische eingebrannte Malereien noch derartige Inschriften besitzt man nicht, denn die keilförmigen Thongebilde mit keramischen Charakteren des Britischen Museums zeigen auch ägyptische Hieroglyphen und waren Mitgaben thebaischer Gräber. Aehnliche in Babylon gefundene Keile gebrannten Thons desselben Museums sind wol mit verschiedenfarbigen Mineralglasuren überzogen, aber inschriftlos, dieselben dienten den Assyrern zur Darstellung ihrer Mosaik-Einlegungen.

Auch die alten Amerikaner haben uralte eingebrannte Malereien auf Thongebilden hinterlassen. So unter andern eine chichimecanische Räucherlampe (Humadero-Xibalbaide), rothes Thongefäß, dessen Anfertigung wol nicht später als 1000 v. Chr. stattgefunden hat. Unter durchscheinender (kieselsaurer Salz-?) Glasur zeigen die vier ovalen Hülsen dämonische, mit den Drachen der Eck-Grundpfeiler des Xachicaleo-Tempels verwandte Figuren. Auch peruanische fast ebenso alte, keramisch bemalte Gefäße sind bekannt.

Früher glaubte man, fast alle bemalten griechischen Gefäße Etrurien und Sicilien zuschreiben zu müssen, später aber ist festgestellt worden, daß Griechenland selbst, und wahrscheinlich zuerst, wol die Mehrzahl davon am schönsten angefertigt hat. Obschon, wie bereits in dem Artikel „Keramik" im allgemeinen angeführt worden ist, diese Gebilde in technischer Hinsicht eine niedere Stufe der Keramik vertreten, da alles hier aus nur ganz leicht gebranntem Thone dargestellt und keine stark eingebrannte Mineralglasur vorhanden ist,

auch die Vorwürfe allein meist in Schwarz, auch in Roth oder Gelb, und in Umrissen ausgeführten Flachmalereien, welche überhaupt nur den Griechen bekannt gewesen zu sein scheinen, bestehen, so bieten diese Vorwürfe doch, besonders in geschichtlich mythologischer Hinsicht, sehr Anziehendes. Nachfolgende vom Verfasser angenommene Eintheilung aller sogenannten „griechisch-etruskischen Vasen-Malereien" kann wol, was die Anfertigungszeiten betrifft, beim Ordnen derselben als Leitfaden dienen:

1. Zeitabschnitt (1200 v. Chr.?). Gelbgrau gemalte Spiral- und Zickzack-Verzierungen auf den unter der Bezeichnung von Cykladen-Vasen (Naxos, Andros, Delos, Paros, Keos, Melos u. a. Inseln) bekannten, während der sogenannten Bronzezeit verbreiteten Henkeltöpfen, welche besonders zahlreich zu Milo, Santorin (Thera der Alten), sowie zu Rhodos und Cypern gefunden wurden.

2. Zeitabschnitt (1000 v. Chr.?). Braunrothe und schwarzbraune geometrische Verzierungen der rothen erdigen mykenischen Vasen aller Formen, sowie die primitiven Figuren und Mäander-Verzierungen im ältesten athenischen Stile.

3. Zeitabschnitt, (800 v. Chr.?). Schwarze, theilweise aufgepastete Malvorwürfe, nur auf mehr gelblichem Grunde.

4. Zeitabschnitt (700 v. Chr.?). Vorwürfe, die sich besonders dadurch kennzeichnen, daß nur Thiere, als Stiere, Tiger u. dgl., aber noch keine menschlichen Gestalten, wie dieselben auf korinthischen Vasen vorkommen, dargestellt sind.

5. Zeitabschnitt (600—500 v. Chr.?). Bereits mythologisch-geschichtliche Vorwürfe mit Menschengestalten, wo aber noch jede geschlechtliche Bezeichnung mangelt.

6. Zeitabschnitt (500—450 v. Chr.) und

7. Zeitabschnitt (450—400 v. Chr.), hierher gehören die in Gelb auf schwarzem Grunde ausgeführten Malereien der wol künstlerischsten griechischen Epoche dieses Zweiges an.

8. Zeitabschnitt (400—150 v. Chr.). Aehnlich denen des sechsten und siebenten Abschnittes sind statt in Gelb die Figuren hier gewöhnlich in Roth dargestellt.

Da, wo die Vorwürfe in Schwarz auf dem gelben oder braunen Grunde des Thons ausgeführt sind, hat der Künstler immer die Einzelheiten, wie Muskeln, Falten, Gesichtszüge, u. dgl. m. mittels eines spitzen Hölzchens ausgehoben (radirt; en champ levé, hingegen die Details da, wo seine Ausführungen gelb oder braun, auf schwarzem Grunde vorbehalten (reservirt) erscheinen, in dünnen Strichen mit dem Pinsel gemalt. Plinius glaubte, daß für Schwarzmalerei Mennig, der Herzog von Luynes aber (s. „Annali dell' Instituto di corr. Arch." T. IV. p. 138) Eisenhalbsäure angewendet worden ist. Die letztere Voraussetzung ist annehmbarer. Vom Verfasser angestellte Versuche ergaben indessen, daß die Schwärze eines Gefäßes vom dritten Zeitabschnitte nicht, aber die vom sechsten und siebenten durch Schwefelsäure weggefressen wurde, also wol hier nicht eingebrannt war, auch statt des Eisens eher Braunstein zur Erzeugung der schwarzen Farbe bei den eingebrannten Malereien angewendet worden ist. Gefäße aus der Zeit des Verfalles zeigen grobe Zeichnungen in bleichem Gelb auf fleckig-schwarzem Grunde, die mittels Schablonen gelb vorbehalten zu sein scheinen.

Vieles in Formung und Ausschmückung der bemalten griechisch-etruskischen Thongefäße läßt die Beeinflussung durch Sitten und Gebräuche der verschiedenen in Italien eingewanderten Völker erkennen. Wenn z. B. die Sprache der Bewohner des von den Römern 343 v. Chr. eroberten Campaniens fast die der Etrusker war und beide Völker wol von den Oskern abstammten, deren Idiome auf Denkmalen Herculanums und Pompejis gefunden werden, so zeigten sich die Lebensgewohnheiten bei beiden, trotz ihrer Verwandtschaft und der nachbarlichen Länderlage, wesentlich verschieden. Die Osker wieder, deren Staatsverfassung der spartanischen ähnelte, waren weit entfernt, in der Ausführung davon den Spartanern zu gleichen, da ihre Sinnlichkeit und Genußsucht durchaus nichts von der Enthaltsamkeit jener aufkommen ließ. Uebrigens hatte dieses Volk auch in künstlerischer Hinsicht viel mehr die athenische Richtung eingeschlagen. Der Samniten wollüstige Natur veranlaßte ferner sowol Künstler wie Arbeiter, Unsittliches mit großer Vorliebe und dabei in einer so eigenthümlichen Auffassung darzustellen, daß selbst ihre Götter dem obscönen Gespött unterworfen wurden. Die von den apulischen Keramikern des oscischen Stammes erst im 3. Jahrh. v. Chr. nachgeahmten griechisch-etruskischen Gefäße sind viel weniger künstlerisch, die Inschriften auch fehlerhaft, da den Apuliern das Etruskische unbekannt war, welches selbst heute, trotz Mengen aufgefundener Inschriften, noch nicht gelesen wird. Punkte, Beistriche und andere sinnlose Zeichen finden sich auf diesen Gefäßen oft an der Stelle der unbegriffenen etruskischen Buchstaben.

Die ganze römische keramische Malkunst bestand fast nur, wie schon in dem Artikel „Keramik" im allgemeinen hervorgehoben worden ist, aus mittels weißer Erde dargestellten Inschriften auf Trinkbechern. Auch Kelten und Gallier haben nichts von eingebrannten Malereien hinterlassen, wohingegen bei den Germanen der fränkische Stamm, wenn auch nicht gemalte, doch gespatelte Schmelze auf Metall angefertigt hat. Von den Byzantinern kann nichts Derartiges aufgewiesen werden. Im Mittelalter ist die älteste Keramographie wol in Europa auf den muselmännischen metallschimmernden Fayencen zu suchen (Masselina, Calenta, Valentia, Manisses, Malaga, Inca auf Majorca, Sicilien u. a. O.); nach diesen auf den deutschen und italienischen Thongebilden. Die Malereien der spanisch-maurischen Fayencen zeigen sich in Stil und Färbung wenig von den alt arabisch-persischen und den etwas späteren sicilianisch-arabischen verschieden; also ohne decorativen Charakter, besonders auf den Gefäßen, wo gewöhnlich alles aus kleinen Laubverschlingungen be

steht, wo gelb auf gelb oder blau auf gelb in der Entfernung für das Auge unfaßbar wird, ja alles in verworrenen Abtönungen zusammenläuft! Nur die Fliesen bieten mehr regelmäßige, fast zellenschmelzartig ausgeführte scharfbegrenzte Verzierungen, die auch von weitem eine gute Wirkung hervorbringen, aber doch in decorativer Hinsicht keinen Vergleich mit den rein persischen und türkischen Wandbekleidungen aushalten können. Obschon, nach chronologischer Ordnung, die rein spanische Keramik-Malerei einen späteren Platz einnimmt, so ist es besserer Uebersicht wegen geeignet, dieselbe hier folgen zu lassen. Nachdem die ersten muselmännischen Ausschmückungen mit Metallschimmer, sowie die christlich-muselmännischen, namentlich auf Fliesen, (1150—1600) aufgehört hatten vorherrschend zu sein, erschien die unter italienischem Einflusse, ohne Metallschimmer, meist auf citron- oder orange gelbem Grunde dargestellte (1560—1610), alsdann die unter dem Einflusse spanischer Maler und französischer Keramisten (1690—1740), sowie die rein spanische auf weißem Grunde des Verfalls, d. h. der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. und der Neuzeit ausgeführte Fayencemalerei.

Die Decore aller italienischen Thongebilde können, abgesehen von den schon erwähnten sicilianisch-mohammedanischen, als vier Zeitabschnitten angehörige aufgestellt und gut charakterisirt werden, nämlich die der archaischen oder besser gothischen Epoche, der rafaelistischen, d. h. der Periode der Renaissance, sowie der Uebergangsperiode und des Verfalls.

Hinsichtlich der typischen Eigenschaften mag Folgendes genügen: Die Malereien des gothischen Abschnittes (1425—1524) bestehen aus, meist zu Pesaro, Faenza, Gubbio u. a. O., breit und kräftig, entweder mit einfachem Blau oder mit noch einigen andern Farben ausgeführten Vorwürfen, wo sich manchmal ein metallschimmerndes Gelb und der Einfluß des Giotto, des Taddo Taddi, des Lippi, des Masaccio, des Bosetti und des Philippi zeigt. Wenn auch die Arbeiten des Luca della Robbia zu Florenz sich schon stark zu den Erzeugnissen der Rafael'schen Epoche hinneigen, so müssen sie dennoch dieser ersten Abtheilung angereiht werden und mit mehr Recht noch die des Bicci di Lorenzo, welcher bereits 1410 die über dem Thore des Krankenhauses von San-Egidio zu Florenz eingemauerte Krönung Maria's glasirt hat.

Die Vorwürfe des zweiten Abschnittes, meist mehrfarbig gemalte mythologische Figuren auf Landschaftsgrund, sind in Faenza, Gubbio, Pesaro, Urbino, Castel Durante, Rimini, Deruta, Sienna, Forli u. a., verschiedene durch Künstler ersten Ranges, wie Baltassare Manara, Giorgio Andreoli, Orazio Fontana, Francesco Xanto u. a., unter dem Einflusse von Leonardo da Vinci, Michel Angelo, Titian, Correggio und Tintoretto, ja selbst mehr noch von Rafael ins Leben gerufen worden. Die Uebergangsperiode ist durch die späteren Erzeugnisse Genuas, Savonas, Venedigs, Angeranos, Bassanos, besonders aber Castellis (den moderneren Erzeugnissen davon), begrenzt, unter welchen letztern die Arbeiten der Grua und Gentile den Verfall am packendsten vertreten.

Gleichzeitig, man kann vielleicht mit Recht annehmen, früher selbst wie Italien, hat auch Deutschland schon sehr Bedeutendes in eingebrannter Malerei auf mit zinnhaltigem Schmelze überzogenen Fliesen sowie auf vollrunden Bildnereien derselben Zeit geleistet, und wie in keinem anderen Lande so Großartiges von gebranntem Thone angefertigt. Sechs ziemlich abgrenzbare Schulen vertreten die deutsche Keramographie in der Geschichte bildender Künste und Kunsthandwerke; es sind dies die sächsische oder norddeutsche, die fränkische (mit Hirschvogel u. a.), die schwäbische (mit Hans Kraut), die rheinische, die baierische und die österreichische Schule.

Frankreich hat besonders schöne Fayencemalereien auf weißem Grunde zu Rouen, Moustiers, Marseille, Leoneville, Niederviller, Nancy, Straßburg u. a. O. in dem ihm eigenthümlichen Stile hervorgebracht, welche hinsichtlich des Geschmackes in der Ornamentirung von Gebrauchsgegenständen, namentlich des Tafelgeschirres obenanstehen und selbst darin oft, vor allem in den rouener Erzeugnissen, die Malerei des delfter Geschirres übertreffen, weil bei diesem die Vorwürfe mehr ausschließlich den Chinesen entnommen sind, wohingegen die der rouener Fayencen der besseren Zeit in Zeichnung und Farbe mehr ursprünglich französisch, also Originale sind. Die erste Fayence, noch ganz in dem italienischen Malstile auf dunkelgelbem Grunde, ist in diesem Lande wol um 1602 von einem Edelmanne aus Savona, Namens Conrad, zu Nevers angefertigt worden, wo die Decore des zweiten Zeitabschnittes (1640) den persischen Einfluß (weiß auf persisch-blau) bekunden; etwas später sind daselbst holländische Vorbilder in Angriff genommen worden.

Die fälschlich immer noch Bernard Palissy (1510—1590) zugeschriebenen, meist später in Werkstätten der Normandie angefertigten Kunstschüsseln mit flacherhabenen Verzierungen und figürlichen Vorwürfen sind nicht den gemalten, sondern den nur mit gefärbten Glasuren überzogenen, — wie die sogenannten Henry II. — Gefäße (von Neufchatel?) — den eingelegten Thongebilden anzureihen und nur einige, mit vollrunden Muscheln, Fischen, Krebsen, Eidechsen, Pflanzen u. dgl. ausgestattet, mögen von dem „Gründer der Erdbildungskunde" herrühren, welcher, in seiner Werkstatt der Tuilerien aufgefundenen Gips-Modellen nach, allein Naturerzeugnisse abzugießen, aber weder zu zeichnen noch vorzuformen (modelliren) verstand.

Delft, von den Engländern „the Parent of Pottery" genannt, vertritt im 17. und 18. Jahrh. fast die ganze keramische Kunst in Holland, da in dieser einzigen Stadt gegen 20,000 Arbeiter und Künstler damit beschäftigt waren. Als im 17. Jahrh. Italien, besonders dessen zu Castelli an der Küste von Genua und in den venetianischen Landstrichen auf Thongebilde ausgeführte Malereien schon den Verfall bekunden, Frankreich aber nur Ornamentales und Deutschland nur Un-

bedeutendes davon in der Geschichts- und Genremalerei leisteten, hatte Holland einige Maler ersten Ranges, die chemische Kenntnisse genug besaßen, um auch mit Farben zu malen, welche erst durch Brennen die beabsichtigten Töne erhalten. Hendrik Broom, Vinkenboons, Jan Steen, der delftsche Van der Meer, Abraham Verboom, Jan Asselyn, Willem van de Velde, Maria van Leuwenkock, Ter Himpelen, der berühmte Colorist Piet Visser, Zachtleben und einige andere noch waren solche Künstler.

In der Schweiz ist durch Maler der schwäbischen Schule vom Schwarzwalde aus die Fayence-Malerei eingeführt und verbreitet worden; da diese Künstler herumziehend, in allen Töpfereien, besonders viel in Winterthur, die Erzeugnisse der schweizer Töpfer lange Zeit decorirt haben, so gleichen die in den verschiedenen Orten dort ausgeführten Vorwürfe sich untereinander.

Zeitgemäßer Folge nach muß hier der belgischen Erzeugnisse Erwähnung geschehen. Zu Belle sowie zu Tervueren sind, besonders erst im 18. Jahrh., wol die einzigen etwas künstlerisch eingebrannten Malereien auf Fayence-Geschirren ausgeführt worden.

In England, wo gegenwärtig die Töpferkunst eine so hohe Stufe erreicht hat, ist sehr spät erst die Keramik-Malerei betrieben worden, welche aber, selbst in den Fabriken des berühmten Wedgwood (1730—1795), nur eine untergeordnete Rolle spielte. Gegenwärtig kann die Fayencefabrik Minton's in Stoke-upon-Trent als die künstlerischste Englands für keramische Malereien gelten.

Rußland hat sehr wenig nur, um 1700, mittels von Peter dem Großen aus Delft berufener Keramisten, hervorgebracht, und Gylding ist der einzige bekannte dänische Fayencirer um 1700. Die 1727 zu Rörstrand bei Stockholm, später (1760—1789) zu Marieberg errichtete Fayencefabrik, wo der delftsche mit dem deutschen Einflusse abwechselnd auftauchte, hat Schweden hinsichtlich sehr schöner keramischer Malereien einen Platz in der Geschichte dieses Zweiges dauernd gesichert.

In der Schmelzmalerei auf Metall, abgesehen von den Spatel- oder Goldschmiede-Schmelzen, welche nicht in der Werkweise der keramischen Malerei ausgeführt werden können, sind wol die ältesten und auch die kunstgerechtesten limoger Herkunft. Ebenso schwer flüssig, durchscheinend und farbgründig zeigen sich die späteren deutschen, venetianischen, chinesischen, persischen, türkischen und russischen Schmelze gleicher Gattung. Anderer Art aber sind die im 17. Jahrh. auftauchenden sogenannten schweizer Schmelzen auf weißem Grunde, da hier alles undurchscheinend und leichtflüssig dargestellt ist. Arbeiten von Jean Toutin von Châteaudun (1632) und dessen Nachahmern, den Vorgängern der Schweizer, auch verschiedenen deutschen und englischen Schmelzmalern, vor allem aber den berühmten genfer Künstlern, bilden diese Klasse. Bei den von Bordier, Petitot und deren genfer Nachfolgern fast nur in Kleinmalerei für Abbilder ausgeführten Pinselschmelzen sind die weißen Massen des Grundes wol auch hartflüssig, aber die der darauf, besonders von Petitot hinterlassenen Vorwürfe, mittels undurchscheinender sehr leichtflüssiger Schmelzfarben in punktirter Art dargestellt. Die ebenfalls berühmten Nachfolger Petitot's, De la Chana und Touron, haben auch den von ihrem Vorgänger angewendeten harten Schmelz für Gründung durch einen flüssigeren ersetzt. Die Beschmelzung metallener Geschirre, Röhren, Oefen u. dgl. m. von Guß und Schmiedeeisen, von Kupfer, Messing und Blech gehört ebenfalls zu den Pinselschmelzarten und den Errungenschaften der Neuzeit.

Nach der Malerei der Schmelze auf Metall bleiben nur noch die des Porzellan zu behandeln. Als der Dreißigjährige Krieg in Deutschland Kunst und Kunstgewerbe zu Grabe befördert hatte, am Ende des 17. Jahrh. aber, sowie im Laufe des 18., der Sinn dafür, obschon ganz durch das Ausland beeinflußt, wieder zu erwachen begann, tauchten gerade neben den „Goldmachern" die chinesischen und japanischen, oft reich decorirten Porzellane auf, deren Malereien trotz aller ihrer Porzellanmalerei eigenen wenigen Tiefe und Trockenheit doch oft Anziehendes bietet. Da nun dieses, bis dahin fast noch unbekannte Erzeugniß theuer und selten blieb, so ward es ein von den Begüterten sehr begehrter Gegenstand. Besonders kunstliebende Fürsten kauften solch Porzellan zu hohen Preisen für ihre „Curiositäten-Cabinete" an und schätzten es den kostbarsten Goldschmiede-Arbeiten gleich. Bald sah man deshalb Versuchsanstalten auftauchen, um Porzellan zu erzeugen. Als aber nach dem vergeblichen Trachten der Medici zu Florenz in Frankreich unter Ludwig XIV. das sogenannte „Weichporzellan" erschien, suchte die Regierung in eigens dazu in Sèvres errichteten Schulen den fehlenden inneren Gehalt vermöge schöner Malereien theilweise auszugleichen. — Die Böttger'sche Erfindung des echten harten Porzellans sollte aber in ganz Europa ein so ungeheueres Aufsehen erregen, daß alle gekrönten Häupter mit den Errichtungen von Porzellanfabriken und den dabei nöthigen Malschulen zu wetteifern begannen. In der Ausschmückung dieser deutschen Porzellane ist besonders die Blumenmalerei hervorzuheben, welche in Frankreich nie zu gleicher Höhe gelangen konnte, wo aber, besonders in Sèvres, die des Genre kunstgemäßer als in Deutschland hervortrat und Dodin, Pithou, Castel und Asselin sehr schöne Vorwürfe hinterlassen haben. Wenige nur der für die Porzellanmalerei verwendbaren Farben (blau, purpur, kupfergrün u. s. w.) können starkes Feuer ertragen; alle andern müssen im schwachen Streichfeuer gebrannt werden; dies die Ursache, weshalb jede Malerei auf Porzellan, besonders auf hartem, das Wirkungsvolle der Fayencemalerei entbehrt, da letztere, besonders wenn auf rohem Schmelze ausgeführt, diesen viel tiefer durchdringt. (*August Demmin.*)

KERATOPHYR nannte Gümbel ein im Fichtelgebirge auftretendes Gestein, das wahrscheinlich als Tuff von Felsitporphyr angesehen ist. (*E. Geinitz.*)

Kerbel, Pflanzengattung, s. Anthriscus.

KERBELA, auch Meschhed Hussein, d. i. die Stätte des Blutzeugenthums Hussein's, nach der heutigen

Provinzialorganisation des osmanischen Reichs Vorort eines Sandschat des Vilajet von Bagdad, liegt ungefähr 9 geogr. Meilen nordwestwärts von den Ruinen des alten Babylon und 5 geogr. Meilen vom Euphrat entfernt, auf der rechten Seite dieses Stromes in einer Gegend, welche, von demselben her durch Kanäle bewässert, noch den Charakter der mesopotamischen Landschaften trägt. Die Stadt ist mit einer alten Lehmmauer umgeben, welche zur Abwehr möglicher Angriffe von beutelustigen Beduinen in gutem Stande erhalten wird; sie zählt ungefähr 600 Häuser und besitzt einen mit mannichfaltigen Waaren wohlversehenen Bazar, 7 Khans oder Karavanserais, 5 Stadtthore und mehrere Andachtstätten, darunter das Meschhed oder Mausoleum des Hussein, ein großartiges Gebäude mit hoher, weitgreifender Kuppel, welche auf Kosten und im Auftrage Nadir-Schah's von Persien vergoldet, weithin in die Ebene leuchtet, und eine zu Ehren des Abbas Ibn Ali, eines Halbbruders Hussein's, errichtete prächtige Moschee. Die Karavanserais dienen zur Beherbergung der Pilger, welche aus allen Ländern des Islam, vorzugsweise aber aus den schiitischen, und nirgendsher soviel wie aus dem benachbarten Persien, herbeikommen, um an der in dem Mausoleum befindlichen berühmten Gruft des Hussein, des Enkels Mohammed's von der Fatyme und heiligsten aller Imame, ihre Andacht zu verrichten. Wie die Pilger, so sind auch die Einwohner von Kerbela der Mehrzahl nach schiitische Perser; sie leben von dem Verkehr mit den Pilgern und werden als habsüchtig und betrügerisch geschildert. Das Heiligthum des Meschhed besitzt bedeutende Reichthümer, welche von den angesammelten Abgaben der Pilger und freiwilligen Gaben herrühren. Noch größer aber ist seine Einnahme von den Leichen, welche aus Persien massenhaft nach Kerbela transportirt werden, um in größerer oder geringerer Entfernung von dem Mausoleum, je nach der Höhe des von den Angehörigen gebrachten Geldopfers, ihre Grabstätte zu finden. Der Aberglaube der Perser hält die Bestattung in Kerbela für ein sicheres Mittel, der Freuden des Paradieses theilhaftig zu werden, weshalb denn auch ein jeder, dem es seine Mittel erlauben, vor seinem Ende für die Ueberführung seiner irdischen Reste nach der heiligen Stadt Sorge trägt. Solche Bestimmungen werden dann von den Erben getreulich ausgeführt, aber in möglichst sparsamer Weise; nicht in Särgen eingebettet, sondern nur in ein Tuch eingeschlagen und dann mit wohlfeilen braunen Matten umwickelt, welche ihnen ungefähr die Gestalt riesiger Cigarren geben, werden diese Todten auf Kamele geladen, von denen sie, in unwürdiger Weise hin- und herbaumelnd und weithin die Luft mit dem Verwesungsgeruch verpestend, karavanenweise an den Ort ihrer Bestimmung geschleppt werden. Dieser Umstand macht den Aufenthalt in Kerbela zu einem der widerwärtigsten im Bereiche der osmanischen Monarchie. Im übrigen ist die Umgegend, wenn auch flach, doch nicht ohne Anmuth wegen der ausgedehnten Dattelpalmen-Anpflanzungen zu beiden Seiten des Husseini-Kanals, welcher der Stadt das Wasser des Euphrat zuführt.

Kerbela soll die Stelle einer alten Stadt einnehmen, welche, von Vologeses, einem zu den Zeiten Nero's und Vespasian's regierenden parthischen Könige, gegründet, nach ihm Vologesocerta, bei den Römern Vologesia genannt wurde. Die Wichtigkeit der damals so blühenden Provinz des arabischen Irak überdauerte das Parther- und das Sassanidenreich. In der Nähe von Kerbela lag Hira, der Sitz eines für die vorislamische Entwickelung der Araber bedeutsamen Königthums, und unter den ersten Chalifen war das benachbarte Kufa so einflußreich, daß daselbst die ersten arabischen Münzen geschlagen wurden und die älteste arabische Schrift nach ihm ihren Namen erhielt. Kufa war die Residenz Ali's, des Schwiegersohns Mohammed's, während seines kurzen Chalifats gewesen, und als sein Sohn, der Imam Hussein, damals der einzige überlebende Enkel des Propheten, nach dem Tode Moawija's im April 680 dem Sohne dieses, Jesid, nicht huldigen wollte, luden die Bewohner Kufas ihn ein, von Medina, wo er lebte und einigen Anhang besaß, zu ihnen zu kommen. Nur mit 72 Getreuen erschien der Imam den 2. Oct. 680 an der Grenze Iraks, wurde aber dort verrätherisch von 2000 feindlichen Reitern eingeschlossen und in eine wasserlose Gegend bei Kerbela gedrängt, woselbst er, als er sich, um Wasser zu schöpfen, zum Euphrat einen Weg bahnen wollte, mit seinen Genossen durch die Waffen der Gegner den Tod fand. Der Todestag, nach dem mohammedanischen Kalender der Tag Aschura, der 10. des Muharrem, des ersten Monats im Mondjahre, wird noch heute überall bei den Schiiten als Trauerfest mit vielem theatralischen Pomp begangen.

Als Sandschak des Vilajet von Bagdad besteht Kerbela aus den folgenden Kasas oder Districten: 1) Kerbela mit Massib, Schikaijeh und Rihalijjeh; 2) Nedschef mit Kufa und 3) Hindijjeh. (*G. Rosen.*)

KERBEROS. Den Namen *Κέρβερος* bringen Weber (Ind. Stud. II, 295) Kuhn, Ztschr. für vergl. Sprachw. 2, 314 und Max Müller (ebend. 5, 141) in Zusammenhang mit çabala, d. i. der gefleckte, der in der indischen Mythologie zusammen mit çyâma, d. i. dem schwarzen, den Weg zum Hause Yama's bewacht.[1]) Beide Hunde gehen übrigens auch als Boten Yama's bei den Menschen um, während die griechische Vorstellung den Todtenwächter an den Pforten des Hades fixirt hat. Homer kennt zwar den „Hund des Hades", den Herakles aus dem Erebos entführt (*Λ*, 624, *Θ*, 364); den Namen aber lesen wir zuerst bei Hesiod (th. 310), der seine Abstammung von den Ungeheuern Typhaon und Echidna ableitet. Wie Preller (I[3], 663) richtig bemerkt, wird die Vorstellung von den Pforten des Todes, die keinen wieder herauslassen, verstärkt durch das Bild dieses Wächters (*Hes.* th. 769), der die Hineingehenden schmeichelnd anwedelt, aber bissig nach jedem faßt, der wieder heraus will. Zu seiner Besänftigung gab man den Verstorbe-

1) Van den Gheyn, Cerbère, étude de myth. comp., war mir nicht zugänglich.

neu Honigkuchen[2]) mit ins Grab, dergleichen auch die Sibylle (*Verg.* Aen. VI, 419) und Psyche (*Ap.* Met. VI, 19) mit in die Unterwelt nehmen. Honig empfangen, wie bei den „nüchternen" Opfern (νηφάλια, vgl. Roscher, Nektar und Ambrosia S. 65, Anm. 169), die chthonischen Gottheiten, auch die chthonischen Thiere, z. B. die Schlangen des Trophonios, *Paus.* IX, 39, 11. Gemäß seiner grimmigen Bestimmung dachte man sich das Unthier schreckhaft ungeheuerlich gestaltet. Hesiod gibt ihm funfzig Köpfe, die bildende Kunst, die sich nicht in gleich schrankenloser Uebertreibung ergehen konnte, zwei — so namentlich die ältere, schwarzfigürige Vasenmalerei — oder drei Köpfe. Ein altargivisches Vasenbild[3]), wie eins aus Caere[4]), das wie andere gleichen Fundorts archaische Typen carikirt verwendet, zeigt Nacken, Klauen und Rachen mit sich ringelnden Schlangen besetzt. Wenn die spätere Bildung des Kerberos den Schwanz in eine Schlange auslaufen läßt, so ist dies wol ein Versuch, die dem chthonischen Ungethüm bedeutsam verbundenen Schlangen dessen Gestalt einigermaßen einzufügen. — Die Sage von der Heraufholung des Kerberos durch Herakles erscheint schon bei Homer (s. oben) als die schwerste That des Helden, die er nur mit Athenens Hülfe unter dem Geleite des Hermes vollbrachte. Für die Erkenntniß der Entstehung des Mythus scheint mir dessen Localisation in Böotien am Laphystion Gebirge wichtig, wo ein Cult des Herakles Χάροψ sich auf diese Sage stützte, *Paus.* IX, 34, 4. Wenn Tänaron denselben Anspruch erhob, obwol dort ein Unterweltseingang oder ein chthonischer Cultus nicht zu finden war[5]), so ist offenbar die Sage auf die dort eine Zeit lang angesessenen, aus Böotien eingewanderten Minyer zurückzuführen. In Böotien war der Dienst der Unterweltsmächte alteinheimisch (vgl. Erinys Tilphossa, in späterer Zeit Trophonios, Herkyna). Im Bundesheiligthume der Böoter bei Koronea thronte neben der Athena Ilonia, deren Dienst die äolischen Böoter aus Thessalien mitgebracht, ein Zeus-Hades, zu dessen Füßen der Kerberos saß — die alte Bundesgottheit neben der äolisch-böotischen von dem neu verbundenen Gemeinwesen verehrt.[6]) Nun ist der thebanische Herakles Vorkämpfer der äolischen Böoter, der den Minyerkönig Erginos — nach der genealogischen Sage Vater des Trophonios — schlägt und Orchomenos erobert. Eine mythische Parallele hierzu scheint mir die Sage von der Heraufholung des Kerberos zu sein: sie feiert den Helden, der unter dem Geleite seiner Schutzgöttin Athene auch die Schrecken der Unterwelt besiegt, jene Schrecken, die besonders in dem düstern Culte der alteingesessenen Stämme ihre Macht über die Gemüther übten, während das Eindringen nordgriechischer Stämme das Machtgebiet der alten Götter einengte und die Macht anderer Götter und Helden siegreich erwies. Von den Darstellungen der bildenden Kunst ist wegen ihres Alters bemerkenswerth die schon erwähnte einer Vase aus Argos, auf welcher der Kerberos hinter einer Säule, einer Andeutung der Thore der Unterwelt, steht, Herakles steinwerfend auf den von seinem Throne weichenden Pluton eindringt. Andere Darstellungen bei Gerhard A. V. B. 129—131; auf unteritalischen Unterweltsbildern die Entführung des Kerberos mit der Hadesfahrt des Orpheus zusammengestellt; s. Preller, Gr. Myth. I², S. 683, N. 1; über die Darstellungen auf Sarkophagen Zoega, Bassir. II, 58. (*F. A. Voigt.*)

2) *Schol.* Ar. Lys. 601: μελιτοῦττα· ἐδίδοτο τοῖς νεκροῖς ὡς εἰς τὸν Κ. = *Suid.* s. v. μελιτοῦττα. 3) Arch. Zeitg. 1859, t. 125. 4) Mon. d. In. VI, 36. 5) *Paus.* III, 28, 3. 6) *Paus.* IX, 34, 1; *Str.* IX, 411. Daß die Legende nach Strabo einen mythischen Grund für diese Symbemie zu erzählen wußte, kann über deren offenbar politischen Charakter nicht täuschen.

Kerbthiere, s. Insecta.

KERCHA oder Kerkha, bei den Alten der Choaspes, d. h. der gute Pferde nährende, ist der größte der auf der linken Seite zum Euphrat-Tigris-System hinzutretende Strom, dessen Einmündung etwa 10 Kilom. östlich von der Vereinigung des Euphrat und Tigris zum Schatt el-Arab erfolgt. Er hat eine Länge von 85 geogr. Meilen. Seine Quelle ist im Nordwesten von Burudschird im Meridian von Hamadan und vom Kuh i-Elwend, im Längenthale der Bachtigari- oder Zagros-Ketten. Durch zahlreiche Gebirgswasser auf beiden Seiten genährt, geht er im Süden von Neugawer aus der nordwestlichen in die westliche Richtung über und durchfließt unter dem Namen Gamas Ab das von Nomaden durchzogene, an Weide überaus reiche Bergland Tschamabadan. Nach Südwesten und dann sich südlich richtend, durchbricht er auf 12 bis 13 geogr. Meilen seines Laufes die Gebirgsketten Luristans, nachdem er von Norden her den Kazawur auf der rechten Seite aufgenommen hat. Nach Durchmessung unzähliger wilder Felsklüfte und Engthäler tritt er nach Südosten in das Längenthal im Osten des Pusht-i-Kuh, und es vereinigt sich mit ihm sein längster rechter Zufluß, der Kerend, eine Tagereise weiterhin der größte linke, der Kaschagan, und endlich auf derselben Seite der Zal. Nun beginnt die große Ebene von Chusistan oder Susiana, die er, westlich von Dizful und der Stätte des alten Susa, zunächst in starken Windungen, endlich durch sumpfige Landschaften, durchmißt. Zuletzt richtet er sich gerade nach Süden.

(*G. A. von Klöden.*)

KERCKHOVEN (Melchior van), holländischer Seemann, der sich hauptsächlich in venetianischen Diensten auszeichnete. Im Laufe des Kriegs, in welchen die Republik Venedig 1618 mit Neapel und Spanien verwickelt war, wandte sich erstere an die Generalstaaten um Hülfe; hauptsächlich wünschte man die niederländische Flotte vollständig in venetianischen Dienst zu nehmen. Dies wurde aber von den Generalstaaten nicht zugestanden, vermuthlich um Spanien während des zwölfjährigen Waffenstillstandes keinen Anstoß zu geben, dagegen wurde dem Gesandten der Republik, Suriano, gestattet, für Rechnung seiner Regierung zwölf Schiffe in den Niederlanden zu miethen, diese auszurüsten und zu bemannen; auch die nachgesuchte Anwerbung von Kriegsvolk wurde bewilligt. Die zwölf Schiffe, über welche van Kerckhoven mit Titel und Rang eines Admirals den Befehl

führte, liefen am 18. Mai 1618 von der Rhede von Texel aus. Den Durchgang durch die Straße von Gibraltar versperrte aber ein spanisches Escader, das von van Kerckhoven alsbald angegriffen und nach einem vierstündigen Gefechte in die Flucht getrieben wurde. Die Fahrt in das Adriatische Meer konnte nun ruhig fortgesetzt werden und in Venedig angekommen, stellte sich van Kerckhoven sofort unter den Befehl des Generalkissimus der Republik. Mit seiner Flotte, die indessen noch durch neunzehn andere niederländische Schiffe verstärkt worden war, welche in Venedig selbst gemiethet waren, kreuzte van Kerckhoven in dem Adriatischen Meere an den italienischen Küsten, und betheiligte sich an verschiedenen Gefechten gegen die Flotte des Herzogs von Ossuna. Indessen waren noch vier weitere größere gemiethete Schiffe aus Holland gekommen, und mit dieser Macht blieb er etwa $1\frac{1}{2}$ Jahre im Dienste der Republik. Diese sorgte aber für den Unterhalt der Flotte sehr schlecht, es fehlte häufig am nothwendigsten Proviant und die Soldrückstände hatten eine so bedeutende Höhe erreicht, daß van Kerckhoven mehrmals die größte Mühe hatte, den Ausbruch einer Meuterei zu verhindern. Er erklärte der Regierung unumwunden, daß er nach Hause segeln würde, wenn man seine gerechten Forderungen nicht befriedige. Es kam dazu aber nicht, denn er starb bald darauf infolge der erlittenen Strapazen.

Vgl. Nederland en Venetië door Mr. J. C. de Jonge, Haag 1852: Resolut. van de Staaten-Generaal 7. Febr. en 17. Maert 1618.

(*Th. Wenzelburger.*)

KEREN (*Κῆρες*), Todesdämonen.[1]) Als mythische Persönlichkeit erscheint die Ker bei Homer unverkennbar in der jedenfalls sehr alterthümlichen Beschreibung des Schildes Il. Σ 535 sq. Hier heißt es bei der Schilderung der Schlacht: „Drin schweiften Eris und Kydoimos umher und die *ὀλοὴ Κήρ*, ein vom Männerblute gerötheter Gewand um die Schultern. Bald befällt sie Lebendige, frisch Verwundete wie Unverwundete, bald zerrt sie einen Todten an den Füßen über das Schlachtfeld. Wie lebende Menschen schweiften die Dämonen kämpfend umher und suchten sich gegenseitig die Leichname zu entreißen.“ In weitaus den meisten Fällen jedoch läßt sich das Wort bei Homer als einfaches Appellativum in der Bedeutung Tod, Todesart, Todesverhängniß erklären. Wenn dabei manche Bilder und Wendungen wiederum auf persönliche Auffassung führen, so halten sie sich doch meist innerhalb der Grenze der Metapher und der poetischen Personification. Einige der bezeichnendsten und lebendigsten Züge mögen hier zusammengestellt werden. Die finstern, allen verhaften (*Γ* 454) Keren des Todes führen den Sterblichen weg (*B* 302) zum traurigen Haus des Hades (*Ξ* 207). Sie treiben ihn ins Verderben mit unwiderstehlicher Gewalt *B* 883 = *Λ* 332); niemand, nicht einmal der Zeussohn Herakles vermag ihnen zu entrinnen (*Σ* 118). Von tausend und aber tausend Seiten umlauern, „umgähnen“ (*Ψ* 79) sie die Menschen (*M* 324); den einen treffen sie in der Schlacht, den andern auf dem Krankenlager, den dritten in den Fluten des Meeres (*λ* 170. 397). Doch walten sie nicht in freier Willkür, sondern stehen unter Zeus und den andern Göttern und können durch Göttervillen in ihrer grausigen Thätigkeit gehemmt oder gefördert werden. So wägt Zeus auf der goldenen Schicksalswage die *κῆρε* der Troer und der Achäer (*Θ* 71), des Achilleus und des Hektor, und die schwerere, also gewaltigere, bringt nun ihr Opfer ins Verderben. Schon bei der Geburt wird dem Sterblichen die Ker beschieden, die ihn tödten soll (*Ψ* 79); nur Achilleus darf zwischen Zweien wählen (*I* 420).[2])

Noch bestimmtere Umrisse erhält das Bild der Ker in den Hesiodeischen Gedichten. Wol direct von der Homerischen Darstellung im 18. Gesange der Ilias abhängig ist der Verfasser des Hesiodeischen Herakles-Schildes. Auch hier (V. 249 fg.) walten die Keren in der Schlacht. „dunkelfarbig, mit den weißen Zähnen knirschend, furchtbaren Blickes, blutriefend und unnahbar streiten sie sich untereinander um die Fallenden, denn alle begehren sie das dunkle Blut zu trinken, und sobald sie einen frisch verwundet Fallenden oder todt Daliegenden in ihrer Gewalt haben, dann schlagen sie ihre Krallen in ihn und seine Seele geht zum schaurigen Hades. Haben sie sich am Männerblute gesättigt, so werfen sie die Leichen hinter sich und stürmen wiederum in wildem Schwarm durch das Kampfgetümmel.“[3]) In der Hauptsache entspricht dies Bild durchaus den Homerischen, nur sind die Farben greller aufgetragen; sehr bezeichnend sind die Krallen und die gefletschten Zähne für die raffende Todesgöttin[4]), besonders aber ist das Trinken des Blutes ein bedeutsamer Zug. In das theogonische System der böotischen Sängerschule wird die Ker eingefügt Theog. 211 sq. Nyx gebiert den Moros, die schwarze Ker und den Thanatos, den Hypnos und die Schar der Oneiroi.[5]) Der schon bei Homer lebendige Gedanke, daß Schlaf und Tod Brüder seien[6]), ist hier weiter ausgeführt und sinnreich genug wird die Nacht zu ihrer Mutter gemacht.

Neben diesen classischen Zeugnissen verdient in erster Linie noch die nach Pausanias V, 19, 6 inschriftlich gesicherte Darstellung der Ker auf der Kypseloslade Erwähnung. Hier stand sie hinter Polyneikes; sie hatte Zähne

1) Zur Literatur: Nägelsbach, Hom. Theologie, herausgegeben von Autenrieth, S. 83. 197; Heffter, Religion der Griechen und Römer, S. 359; Gerhard, Mythologie, §. 575; Welcker, Griech. Götterlehre I, 708 fg., III, 100. Vollständigste Zusammenstellung des Materials bei Jakobi, Wörterbuch der Mythol. II, 536 fg.

2) Abweichend scheint die Darstellung A 416 fg., vgl. Riese, Die Entwickelung der Homerischen Poesie, S. 34, Anm. 1. 3) Ein Eingehen auf die textkritischen Schwierigkeiten der Stelle (Lehrs, Populäre Aufsätze, S. 244 Anm.) ist für unsere Zwecke unnöthig. 4) Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldculte II, 81, „Germ. Mythen“ S. 626. 5) V. 217 fg. — wo Nyx die Moiren und die *Κῆρας νηλεοποίνους* gebiert, welche die Menschen für begangenes Unrecht strafen — sind längst als Parallelstelle jüngern Ursprungs erwiesen. 6) Vgl. C. Robert, Thanatos, Winkelmann's Programm (Berlin 1879), S. 6 fg.

wie ein Raubthier und krumme (ἐπικαμπεῖς) Nägel an den Händen. Das unverkennbare Zusammentreffen des alten Bildners mit Hesiod kann erklärt werden durch Annahme einer gemeinsamen Quelle und diese kann die Volksvorstellung selbst sein; ebenso gut aber ist directe Abhängigkeit des einen vom andern möglich, wie sie Bergk (Gr. Lit.-Gesch. I, 998 fg.) annimmt. Vielleicht ist hier, wie so oft, die Phantasie des Dichters befruchtet durch den Bildner, welcher solche Einzelzüge zum „allegorischen Ausdruck einer dem dargestellten Wesen innewohnenden Eigenschaft" gewissermaßen als Nothbehelf anwenden mußte.[7])

Die Elegiker und Jambographen schließen sich auch hier im wesentlichen an Homer an. Entschieden persönlich erscheinen die Keren bei Mimnermos fr. 2, 5 p. 26 Bgk.[8]), wo er klagt: „Neben uns stehen die schwarzen Keren, die eine des Greisenalters, die andere des Todes Ziel tragend." An dieser Stelle zuerst ist auch ihre Machtbefugniß erweitert. Nicht nur den Tod bringen sie den Menschen, sondern auch andere Uebel, als deren schwerstes Mimnermos das Alter darstellt. Persönlich sind sie vielleicht auch bei Theognis V. 13 zu fassen, wo Artemis angefleht wird, die κακὰς κῆρας abzuwehren; dagegen werden bei Simonides fr. 1, 20 p. 444 Bgk.[9]) die κῆρες völlig gleichgeordnet mit den ὀΐστε und πήματα.

Viel bedeutsamer tritt die Kerenvorstellung auf bei den attischen Tragikern. In Aischylos' Septem c. Theb. 1055 klagt der Chor über die μεγάλαυχοι καὶ φθεισιγενεῖς Κῆρες Ἐρινύες, die des Oedipus Geschlecht vertilgt hätten mit Wurzel und Stamm. Bei Euripides ruft Herakles Here. fur. 870 durch sein rasendes Beginnen die Keren des Tartaros empor und den Muttermörder Orestes hetzen Electr. 1252 die furchtbaren Keren, die κυνώπιδες θεαί, wie sonst die Erinnen heißen. So verbinden sich hier die Keren mit den Erinnen, wol ganz allgemein als Unglücksdämonen gefaßt, wie schon bei Mimnermos, treten sie in den Dienst der Mächte, welche der sittlichen Weltordnung warten und für die Ausgleichung von Schuld und Strafe Sorge tragen. Diese Auffassung der Keren ist so eng verwachsen mit einem von der attischen Tragödie besonders reich und lebendig entwickelten ethischen Anschauungskreise, daß man sie jener Periode geradezu als Neuschöpfung wird zuschreiben dürfen. Die oben besprochene interpolirte Stelle der Hesiodischen Theogonie kann sehr wohl noch erheblich jünger und unter attischem Einflusse entstanden sein.[10])

Im übrigen sind die Zeugnisse aus der classischen attischen Periode weder zahlreich noch von besonderm Interesse.[11]) Auch auf Vasenbildern ist die Ker nur äußerst selten nachweisbar. Am wahrscheinlichsten hat man sie erkannt in einer kleinen weiblichen Flügelfigur, welche auf einer Darstellung des Kampfes zwischen Herakles und Althyoneus (Millin, Gal. myth. 120, 459; Ann. d. Inst. V tav. D.[1] p. 310) auf den Giganten losstürmt, um ihn vollends hinzustrecken. Vgl. Panofka, Hyperbor.-röm. Studien S. 259; O. Jahn, Archäolog. Beitr. S. 131.

Die hellenistische Zeit verwendet auch hier im ganzen eklektisch die vorhandenen Elemente. Von Interesse ist die Thatsache, daß die Keren unverkennbar geflügelt gedacht werden, gemäß der von dem besprochenen Vasenbilde bezeugten Volksanschauung. So ruft Medea bei Apollonios von Rhodos IV, 1663 „die herzugegenden Keren, des Hades schnelle Hunde[12]", welche rings durch den ganzen Luftraum kreisen"[13], und ebenso heißt es bei Quintus Smyrnäus IV, 44 (wol nach einer hellenistischen Vorlage „schon umflogen (ἀμφεποτῶντο) den Helden die erbarmungslosen Keren". Ein wesentlich neuer Zug, der sich aber mit den älteren und ursprünglicheren nicht recht verträgt, ist die Annahme einer lichten (φαιδρή) Ker bei demselben Quintus II, 569 fg.: „Zwei Keren aber standen plötzlich beiden zur Seite, eine finstere ganz zum Herzen des Memnon, eine lichte um den schlachtenkundigen Achilleus", vgl. auch XII, 560 fg. Hier hat der Wirkungskreis der Ker schließlich die weiteste Ausdehnung gewonnen; sie ist zum neutralen Schicksalsdämon geworden wie Moira und Tyche.

Wir haben an der Hand der wichtigsten Zeugnisse die Kerenvorstellung durch ihre verschiedenen Entwickelungsphasen begleitet und müssen uns nun noch mit dem schwierigen Problem ihrer ursprünglichen Bedeutung und ihrer Entstehung abfinden.

Die bisher geltend gemachten Auffassungen zerfallen in zwei Gruppen. Entweder das Appellativum ist das primäre, und wird, wie Eris und Hydoimos, durch poetische Personification, wol erst durch den Dichter des Achilleusschildes, zur mythologischen Figur erhoben. Hierher gehört vor allem Welcker's Erklärung als „der Act, sozusagen der Treff des Todes", von κείρειν (Gr. Götterlehre I, 708 fg.). Oder die Ker ist eine im Volksglauben wurzelnde mythische Gestalt, die erst nachträglich zum Appellativum herabsank oder nur von ihm den Namen entlehnte. Derart ist Grimm's Auffassung, wenn er die Keren mit den Walthyren vergleicht (Deutsche Mythol. S. 240), sowie Leo Meyer's Gleichsetzung von Κήρ mit einem angeblichen indischen Todesgott Kâla (Kuhn's Zeitschr. V, S. 375), womit Maury's (Hist. d. rél. I, p. 285) Ableitung von sanskr. kal „zutheilen" (Κήρ = Μοῖρα) auf eins herauskommt.

Welcker's Auffassung ist sehr einleuchtend, wenn auch nicht streng zu beweisen, und hat großen Anklang gefunden; vgl. Gerhard, Mythol. § 555; Curtius, Grundz. 53, S. 147. Sicher sind ihr gegenüber Grimm's und

---

7) Vgl. Mannhardt, Wald- und Feldcultе II, 81. 8) Weshalb die Ker auf der Kypselos-Lade gerade σηκόποινος sein soll, wie man von Pausanias beeinflußt vermuthet hat, vermag Verfasser nicht einzusehen: sie lauert beim Zweikampf auf ihre Beute wie in der Schlacht. 9) Pindar spricht fr. 277 (245) von den Keren der Sorgen und bei Plato, Legg. XI, p. 937 D heißt es, mit allem Schönen im Menschenleben seien gewissermaßen κῆρες verbunden, die es befinden und beseelen.

10) Somit ein Beweis bei Grimm, wol auch in dieser speciellen Verwendung tragische Reminiscenz; vgl. oben Anm. 8. 11) ἀνειρέσιαι, was II. Φ 875 von einem Vogel gebraucht wird. Vgl. auch V. 1483 Κάνθ. ἀλ δὲ δύλλμενοι λιβὴν ὑπ κῆρες ἔλοντο.

Meyer's Ansätze ohne rechte Ueberzeugungskraft. Und doch scheint uns eine halbverschollene Tradition in letzterer Richtung, freilich nach einem ganz andern Ziele hinzuführen.

Die griechischen Grammatiker und Lexikographen (vgl. Hesych., Suid. s. v.) pflegen τὸ κῆρ durch ψυχὴ zu erklären; nicht ohne Grund, da dies Wort, ganz anders als καρδία, fast durchweg übertragen gebraucht wird für Sinn, Gefühl, Seele. Schon hierdurch wird wahrscheinlich, daß die Griechen die physische Bedeutung nicht mehr überall mitempfanden, wie bei dem verwandten καρδία, sondern das Wort vielmehr ganz abstract auffassen pflegten. Zu weiterer Bestätigung dient folgende wenig beachtete Thatsache.

An das attische Anthesterienfest, dessen letzten Act ein Opfer für den chthonischen Hermes und die Seelen der Verstorbenen bildete (Χύτροι), schloß sich, gerade wie an die Lemuralien der Römer (Varro bei *Non.* p. 135), das „Seelenaustreiben" an.[12]) Bei dieser alterthümlichen Ceremonie rief man den als gegenwärtig gedachten Geistern die sprichwörtliche Formel zu: Θύραζε, Κῆρες, οὐκ ἐπ' Ἀνθεστήρια[13]), von Didymos bei *Phot.* I. p. 286 Nb. erklärt: ὡς κατὰ τὴν πόλιν τοῖς Ἀνθεστηρίοις τῶν ψυχῶν περιερχομένων. Unverkennbar sind hier die Κῆρες die ψυχαί, die Seelen der Verstorbenen. Nun kannte man κῆρ in dieser Bedeutung bisher zwar nur im Singular und als Neutrum; man wird aber, da Sprichwörter und religiöse Formeln mancherlei Sprachantiquitäten zu bewahren pflegen[14]), an der Autorität jenes Zeugnisses nicht zweifeln dürfen, sondern hat vielmehr die Form κῆρες neben τὸ κῆρ zu stellen und als Bereicherung unsers Lexikons zu registriren.

Hiermit verändert sich die Sachlage völlig. Wir haben nun zunächst zu fragen, ob mit den κῆρες in dieser Bedeutung die mythischen, ganz namensgleichen[15]) nicht auch dem Wesen nach verwandt sein können. Und in der That werden die Hauptzüge der Kerenvorstellung im volksthümlichen Glauben oder Aberglauben auch den Seelen der Abgeschiedenen beigelegt.

Nach einer über den ganzen Erdkreis verbreiteten, hochalterthümlichen Anschauung sind es die Verstorbenen selbst, welche die Ueberlebenden nach sich zu ziehen suchen in das freudelose Jenseits. Dieser Gedanke ist bei den Römern noch ganz lebendig[16]); bei den Griechen findet er sich wenigstens rudimentär im späteren Aberglauben[17]) und andern mannichfachen Spuren. Für die älteste Zeit ist er zu erschließen aus der bereits in der kleinen Ilias behandelten Sage, daß der Schatten Achill's dem Neoptolemos erschien und Polyxena als Todtenopfer forderte. Ferner gehört hierher die Todtenbeschwörungsscene aus der Nekyia Od. λ 45 sq. Gierig drängen sich die Schatten um das Blut des Opferthieres, und erst wenn sie davon getrunken haben, erhalten sie Leben und Bewußtsein wieder.[18]) Hier haben wir bereits die Grundidee des Vampyrismus, der schon in der classischen Zeit wiederholt bezeugt wird und auch im neugriechischen Volksaberglauben eine hervorragende Rolle spielt.[19]) Es ist schwerlich ein Zufall oder blos poetische Erfindung, daß bei Hesiod auch die Keren das Blut der Gefallenen buchstäblich trinken.[20])

Hiernach müssen wir die Frage, ob die dämonischen Keren ursprünglich als κῆρες, als Seelen der Abgeschiedenen gedacht sein können, unbedingt bejahen.

Merkwürdig genug aber ist es, daß sich bei keinem Geringeren als Aischylos der erste Ansatz zu dieser Auffassung zeigt. Bei Homer wiegt Zeus die κῆρε des Achill und Memnon; Aischylos in der ψυχοστασία (fr. 276 Ddf.) setzte dafür die ψυχαί der beiden Helden ein, nach der Ansicht der antiken Grammatiker geradezu durch eine falsche Deutung der Homerstelle verleitet. Vgl. Schol. Il. Θ 70: κῆρε . . . ὅτι τὰς θανατηφόρους μοίρας λέγει· ὁ δὲ Αἰσχύλος νομίσας λέγεσθαι τὰς ψυχὰς ἐποίησε τὴν Ψυχοστασίαν (ähnlich zu Χ 210); Eustath. p. 1266, 37 φασὶ δὲ οἱ παλαιοὶ ἐκ τούτου τὸν χωρίον πεπλάσθαι . . . τὴν Ψυχοστασίαν τῷ Αἰσχύλῳ· κῆρε νοήσαντι τὰς ψυχάς, ὡς καθόλου τοῦ λύειν ψυχὰς ἰσταμένου. Und in der That mag dem Aischylos das Sprachbewußtsein seiner Zeit, wie es in dem altattischen Sprichworte zu Tage tritt, das neue, wirkungsvolle Bild des Seelenwägens an die Hand gegeben haben.

(O. Crusius.)

KERENSK, Kreisstadt im europäisch-russischen Gouvernement Pensa, unter dem 53° 42' nördl. Br. und 60° 43' östl. L., 173 Kilom. von der Gouvernementsstadt Pensa, an den Flüßchen Wada, Kerenka und Tschingora gelegen. An die Stadt stoßen die drei Vorstädte: Archangelskaja, Bogojawlenskaja und Pokrowska. Die Gründung der Stadt fällt in das Jahr 1683. Fact, der im J. 1768 das Gouvernement Pensa bereiste, berichtet,

12) Vgl. Lippert, Seelencult S. 23 fg., Religionen der europäischen Culturvölker S. 319. Lippert hat diesen Festschluß der Antheserien vermuthungsweise angenommen: eine Bestätigung bietet das oben behandelte Sprichwort. 13) Daß die bei den Paroimiographen erhaltene Fassung Θύραζε, κῆρες κτλ. von dem wenig glaubwürdigen Arthidographen Demon herrührt, glaubt Verfasser erwiesen zu haben Anall. crit. ad paroemiographos Graecos p. 48 sq. 14) Vgl. hierüber die feinen Bemerkungen Rutherford's, Zur Geschichte des Atticismus, übersetzt von Fuud, Fleckeisen's Jahrb., Suppl. XIII, 365. 389 fg. 15) Die abweichende Accentuirung des Singulars Κήρ könnte durch das Streben nach Differenzirung hervorgerufen sein. 16) Vgl. *Ovid. fast.* II, 545 sq. und die Ausführungen Lippert's, Religionen der europäischen Culturvölker S. 419. 17) Besonders in den Gespenstergeschichten bei Philostrat, Plegon und Apuleius. Vgl. auch Rohde, Gr. Roman. S. 387, Anm. 1; Rhein. Mus. XXXII, 329.

18) Vgl. Lippert, Religionen S. 277; Wagner, De heroum apud Graecos cultu (diss. Kil. 1883) p. 21 sq. 19) Bekannt ist die von Goethe (Braut von Korinth) bearbeitete Gespenstergeschichte aus Philegen Mirab. 1. Sogar der Glaube, daß der „Nachzehrer" als Fledermaus (Vampyr) erscheint, ist altgriechisch. Darauf sind wol in der parodirten Todtenbeschwörung *Aristoph. Aves* 1555 sq. die dunklen Worte καὶ' ἀνήλθε . . . πρὸς τὸ Ἅιδαι τῆς καμήλου Χαιρεφῶν ἡ νυκτερὶς zu beziehen, sowie die abergläubische Furcht vor der νυκτερὶς, βίβε, στρίγξ und ähnlichen Thieren. Vgl. im allgemeinen C. Wachsmuth, Das alte Griechenland im neuen, S. 114 fg. 20) Auch die Flügelung der Keren findet sich in der Darstellung der ψυχαί wieder, ohne daß ich besonderes Gewicht darauf legen möchte.

daß bei der Kreisstadt Kerenst die sogenannte Kerenstische Linie beginne, welche vom Zaren Johann Wassiljewitsch von Kerenst bis zur Stadt Pensa zum Schutz gegen die Einfälle der Kubanzen und Kaukasier angelegt worden war. Nach der Einrichtung der Terekischen Linie verlor die Kerenstische Linie ihre Bedeutung. In Kerenst existirte noch im 18. Jahrh. eine hölzerne Festung, die zur Zeit der Empörung Pugatschew's zerstört wurde. Im J. 1708 wurde Kerenst dem Asowschen Gouvernement zugeschrieben, 1780 zur Kreisstadt der Statthalterschaft Pensa erhoben und nach Aufhebung derselben (1798) dem neu errichteten Gouvernement Pensa zuertheilt. Gegenwärtig enthält die Stadt 4 Kirchen, 1 Nonnenkloster, 708 Häuser, 19 Kaufläden, 1 Gemeindeschule, 1 Hospital und 5497 Einwohner. Viele Einwohner suchen ihren Lebensunterhalt außerhalb der Stadt. Außer einer kleinen Pottaschefabrik gibt es keine Manufacturen in Kerenst. Auch der Handel ist sehr unbedeutend und der Umsatz auf dem hier stattfindenden tschuwinskischen Jahrmarkte (1.—4. Juli a. St.) sehr gering (circa 5000 Rubel). Im kerenster Kreise, der ein Areal von 51,48 □Meilen umfaßt, leben c. 5000 Tataren. Im Kreise befindet sich eine Tuchfabrik mit einer jährlichen Production von 123,000 Rubel und viele Pottaschefabriken.

(*A. von Wald.*)

KERESZTUR, d. h. Kreuzherr, ist ein in Ungarn und Siebenbürgen häufig vorkommender Ortsname; es gibt im ganzen etwa 45 Ortschaften, die diesen Namen führen, sie werden natürlich durch einen Beinamen voneinander unterschieden. Es sind meistens kleine Dörfer, die einst Eigenthum der Kreuzherren waren. Die bevölkertsten sind: Szerb-Keresztur mit 2600 Einw. im torontaler Comitate; Szekely- oder Szitás-Keresztur mit 2700 Einw. im udvarhelyer Comitate; Szecs-Keresztur mit 1300 Einw. im zempliner Comitate; Német-Keresztur (Deutsch-Kreutz) mit 2700 Einw. im ödenburger Comitate; Rácz-Keresztur mit 1500 Einw. im weißenburger Comitate; Szaszkeresztur mit 950 Einwohnern im groß-kokler Comitate u. s. w.

(*J. Hunfalvy.*)

KERGUELEN-TREMAREC (Ives Joseph de), berühmter französischer Seemann, wurde um das Jahr 1745 zu Quimper in der Bretagne geboren. Nachdem er 1767 als Lieutenant mit einer Fregatte zum Schutze der französischen Fischer nach Island entsendet war und in England eine Zeit lang behufs Erlernung des Baues der Kriegsschiffe verweilt hatte, wurde er im J. 1769 beauftragt, in diesem und in dem folgenden Jahre die Küsten Frankreichs zu untersuchen. Bereits im J. 1771 wurde ihm sodann eine Expedition nach Isle-de France übertragen. Am 13. Febr. 1772 entdeckte derselbe im südlichen Indischen Ocean die später nach ihm benannte Inselgruppe, und zwar zuerst zwei kleine Inseln, welche er nach seinem Schiffe „Isles de la Fortune" nannte. Die Hauptinsel vermochte er eines Sturmes wegen nicht zu erreichen. Zur Besitzergreifung und näheren Untersuchung dieser „wichtigen" Entdeckung wurde Kerguelen im folgenden Jahre mit den zwei Schiffen Roland und Oiseau ausgesandt. Indessen gelang es ihm auch auf dieser Reise des stürmischen Wetters wegen nicht, die Hauptinsel selbst anzulaufen. Wohl aber glückte es dem Befehlshaber des zweiten Schiffes, am 6. Jan. 1774 an der letztern zu landen und das neuentdeckte Gebiet für den König von Frankreich in Besitz zu nehmen. Zurückgekehrt von dieser zweiten Entdeckungsreise wurde Kerguelen, angeklagt, eine Abtheilung seiner Mannschaft auf einer unwirthlichen Insel zurückgelassen zu haben, mit Gefängniß bestraft, obgleich er den Nachweis führte, daß jene Mannschaft gerettet worden war. Nach weiteren Seereisen, welche er mit seinen Söhnen unternahm, wurde er während der Schreckenszeit von neuem eingekerkert und seiner Stellung verlustig erklärt. Er starb 1797. Außer seinen kartographischen Aufnahmen erschienen von ihm: Relation d'un voyage dans la mer du nord (Paris 1771); Relation de deux voyages dans les mers australes et les Indes (Paris 1782); Relation des combats et des événements de la guerre maritime de 1778 entre la France et l'Angleterre (Paris 1796).

Kerguelensland. Das von Kerguelen neuentdeckte Land wurde zuerst den Anschauungen jener Zeit entsprechend als ein Theil der großen terra australis incognita angesehen, welche, den nordbemisphärischen Landmassen das Gleichgewicht haltend, rings um den Südpol gelagert sein sollte. Cook's zweite große Reise 1772—75 beseitigte diese Auffassung und stellte die Inselnatur jenes Landes fest. Am 25. Dec. 1776 wurde das letztere sodann von Cook selbst besucht und in seinen östlichen Küstenpartien erforscht. Nach dem öden Aussehen des Litorales war Cook zunächst geneigt, die Insel Island of Desolation zu nennen. In Anerkennung aber der frühern Entdeckerrechte des französischen Seefahrers gab er der Inselgruppe den Namen des letztern: Kerguelensland. Im J. 1799 erforschte sodann Kapitän Rhodes die nordöstlichen Küsten und 1840 gelang es James Roß mit Hülfe namentlich seines Begleiters, des Botanikers Dr. Hooker, die Grundzüge der physischen Verhältnisse der Inselgruppe festzulegen. In der Folgezeit waren es ausschließlich Walfischfänger und Robbenjäger, welche die Kunde von jenen fern gelegenen Eilanden aufrecht erhielten und zur näheren Kenntniß der Küstengestaltung derselben beitrugen. Erst in den siebziger Jahren, als Kerguelensland seitens des Deutschen Reiches, Englands und der Nordamerikanischen Union zur Station behufs Beobachtung des Venusdurchgangs ausersehen wurde, begann für die Erforschung der Inselgruppe eine neue Aera. Die Untersuchungen der Recognoscirungsexpeditionen des Challenger unter Kapitän Nares und der Arcona unter Kapitän Frh. von Reibnitz, sodann aber besonders die Beobachtungen der dort stationirten astronomischen Expeditionen sind es hauptsächlich, auf welche sich unsere gegenwärtige Kenntniß von Kerguelensland stützt. Von deutscher Seite haben sich namentlich Kapitän Frh. von Schleinitz, der Führer der „Gazelle", und seine Offiziere sowie Professor Th. Studer um die Erforschung des letztern verdient gemacht. Allerdings beschränkt sich unsere Kunde auch gegenwärtig noch im wesentlichen auf die nähere Umgebung der Beobachtungsstationen, von denen die deutsche (vom 26. Oct. 1874

bis 5. Febr. 1875) auf der „Observationshalbinsel" zwischen Betsy Cove und Hillsborough-Bai, die englische und amerikanische im Royal Sound südlich von ersterer gelegen waren.

Kerguelensland repräsentirt eine Gruppe von nicht weniger als 130 größeren und kleineren Inseln und etwa 160 über das Meer hervorragenden Felsen und Riffen, welche sich rings um eine ostwestlich erstreckte und etwa 22 deutsche Meilen lange und $2^1/_2$ bis 11 deutsche Meilen breite Hauptinsel vertheilen. Die gesammte Inselgruppe umfaßt ein Areal von etwa 3500□ Kilom. und liegt gegen 500 Meilen südöstlich von Port Natal und 600 Meilen westsüdwestlich von Westaustralien unter 49 südl. Br. und 69—70 östl. L. v. Gr. Die einzelnen Inseln sind von zahlreichen Fjords vielfach zerklüftet und erinnern in ihrer Umrißgestaltung deutlich an die entsprechenden Bildungen Spitzbergens, Norwegens und Schottlands. Von allen Seiten dringen mehr oder weniger enge Meeresbuchten namentlich in den Hauptinselkörper ein, so auf der Ostseite der von zahlreichen Felseilanden erfüllte Royal Sound, an der Nordküste die Hillsborough Bay, die Whale Bay, die Rhodes Bay, White Bay und Cumberland Bay; an der äußersten, zuerst entdeckten Nordspitze bildet der Christmas Harbour ein sicheres, tief eingebuchtetes Hafenbassin. Die Inselgruppe setzt sich fast durchweg aus vulkanischen Gesteinsmassen zusammen und zwar sind es hauptsächlich dichte schwarze Basalte, welche sich an dem Aufbau der Insel betheiligen. Dieselben sind in horizontalen, senkrecht prismatisch zerklüfteten Bänken von durchschnittlich 20 Met. Mächtigkeit ausgebreitet. Auf der Observationshalbinsel konnte Studer mehr als 20 solcher Bänke übereinander verfolgen. Zwischen je zwei solchen Basaltdecken findet sich stets ein etwa ein Meter mächtiges Lager von röthlich verwitterndem Basaltmandelstein. Außerdem tritt an manchen Stellen ein älterer hellgrünlicher Trachyt unter jenen Basalten und Mandelsteinen hervor. Eigenthümlich ist das Auftreten von fossilem Holz und Kohlen. Das erstere, meist stark versteinert, findet sich im Basalt eingeschlossen, die letztern treten in Lagern von stellenweise über 1 Meter Mächtigkeit zwischen den Eruptivgesteinen auf. Indeß besitzt diese Kohle ihrer vielen anorganischen Bestandtheile wegen einen nur geringen Brennwerth. Nach den Mittheilungen eines Kerguelen fast alljährlich besuchenden amerikanischen Walfängers, des Kapitän Fuller, befindet sich im Südwesten der Hauptinsel ein noch thätiger Vulkan, in dessen Umgebung heiße Quellen zu Tage treten. Derartige Thermen kommen auch im Hintergrunde des Royal Sound vor. Alte Strandterrassen, welche sich in der Umgebung von Betsy Cover vorfinden und in einem constanten Niveau von 6 Met. über dem Meeresspiegel verlaufen, deuten nach Studer auf eine recente Hebung der Insel.

Durch die erodirende Thätigkeit auf der einen Seite der gewaltig brandenden Meereswogen, auf der andern Seite des überreichlich vorhandenen fließenden Wassers ist die ursprünglich ein monotones Felsplateau darstellende Insel wie in horizontaler so auch in verticaler Richtung reich gegliedert worden. Ein langgestreckter hoher Gebirgsrücken durchzieht die Hauptinsel in der Richtung von Südost nach Nordwest und entsendet zahlreiche Ausläufer nach beiden Seiten gegen das Meer. Eine zweite Hauptkette lagert sich der erstern nordöstlich vor. Die höchste Erhebung auf Kerguelensland findet sich im Süden, wo Mount Roß eine Höhe von 1866 Met. erreicht. Andere Hauptgipfel sind Mount Richards im Nordwesten, Mount Crozier (990 Met.) an der Basis der Observationshalbinsel und Mount Wyville Thomson südlich vom Royal Sound.

Nach Studer bilden die Gebirge meist Kämme, welche sich halbkreisförmig um tief eingeschnittene Circusthäler lagern. Sie zeigen meist einen terrassenförmigen Aufbau, wobei sie sich nach oben zu schmalen Gräten zuschärfen oder ein schmales Plateau bilden. Gegen die Circusthäler fallen die Felswände meist senkrecht ab, nach außen zu dagegen in stufenförmigen Terrassen. Häufig ist der oberste Kamm gekrönt mit säulenförmigen Felsaufsätzen, welche bald als einfache cubische Blöcke oder ruinenartig den Bergen ein sehr charakteristisches Aussehen verleihen. Bei den niedern Hügeln herrscht die Tafelform vor, Gestaltungsverhältnisse, wie sie der Zusammensetzung der Insel aus horizontal gelagerten Decken und Bänken entsprechen. Seen und Teiche theils mit, theils ohne Abfluß sind überall verbreitet, indem sich die atmosphärischen Gewässer bei der Undurchlässigkeit des basaltischen Verwitterungsbodens in jeder Thalvertiefung und muldenförmigen Einsenkung ansammeln. Zahlreiche reißende Wasserläufe und Wildbäche durchströmen die Thäler und stürzen sich in rauschenden Cascaden über die Felswände oft unmittelbar in das Meer hinab.

Das Klima der Inselgruppe ist nach allen Berichten ein äußerst rauhes, stürmisches und unwirthliches. Schnee und Regen, Frost und Thauwetter wechseln an den Küsten oft miteinander ab; ein Sommer ist nicht vorhanden, ebensowenig aber auch ein strenger Winter. Die Temperatur ist das ganze Jahr hindurch eine ziemlich gleichmäßige. Selbst während des Januar stieg das Thermometer nur wenig über 6—7° C. Die Extreme der Temperatur während des Aufenthalts der Challenger-Expedition waren 3,1° und 14,4° C. Mitten im Sommer (December und Januar) fand Cook die Insel mit Schnee bedeckt, während James Roß im Winter das Thermometer nur selten unter den Gefrierpunkt sinken sah. Dabei ist die Witterung außerordentlich stürmisch. Unter 68 Wintertagen, welche Roß an jenen Küsten zubrachte, waren nicht weniger als 45 Sturmtage und nur an 3 Tagen fiel weder Schnee noch Regen. Dichte Nebel und Wolken umhüllen entsprechend der Lage der Inselgruppe in der Zone der Westwinde namentlich die westlichen Küsten.

Infolge des rauhen und unwirthlichen Klimas ist der größte Theil der Inselgruppe vegetationslos. Nur in den tieferen Partien und in den Thalgründen bis hinauf zu einer Höhe von 300—360 Met. zeigt sich eine niedere Vegetation, gebildet hauptsächlich durch die gesellig wachsende, polsterartig erscheinende Azorella selago. Die größte Pflanze der Insel ist durch den an geschütz-

ten sonnigen Abhängen, namentlich am Meeresufer wachsenden Kerguelenkohl, Pringlea antiscorbutica, repräsentirt. An den Küsten bilden gesellige Gräser hier und da üppige Rasen, welche der Landschaft zuweilen ein freundlicheres Aussehen verleihen. Im ganzen sind auf Kerguelensland bisher bekannt geworden: 21 Blütenpflanzen, 4 Farnarten, 74 Moose und 61 Arten von Flechten. Letztere Moose und Flechten steigen in den öden Steinwüsten des Innern der Insel am weitesten empor, bis endlich über 360 Met. eine, wie es scheint, zusammenhängende Firndecke die centralen Gebiete überkleidet. Von ihr aus nehmen mächtige Gletscherströme ihren Ausgang und reichen an einzelnen Stellen bis zum Meer hinab. Rundhöcker und Moränenablagerungen an jetzt eisfreien Stellen der Insel deuten auf eine früher umfangreichere Vergletscherung hin.

Das Meer in der Umgebung von Kerguelensland beherbergte in frühern Zeiten Scharen von Robben und Walen, namentlich von der ihres Pelzwerkes wegen geschätzten Ohrenrobbe und des 5—6 Met. großen Seeelefanten, welche Veranlassung zu einer außerordentlich ergiebigen Robbenfängerei gegeben haben. Gegenwärtig hat dieselbe ihre Bedeutung verloren. Wo der Robbenfang noch betrieben wird, befindet sich derselbe in den Händen amerikanischer Kaufleute. Seevögel der verschiedensten Art, unter ihnen riesige Albatrosse, Sturmvögel und Pinguine bevölkern zu Tausenden die Steilküsten der Inselgruppe. Landvögel sind in nur geringer Zahl und zwar namentlich durch Enten und einen den Wasserläufern am nächsten verwandten, schneeweiß gefiederten Vogel, Chionis minor, vertreten. Auch sonst ist im schroffen Gegensatze zu dem reichen Thierleben des benachbarten Meeres die Thierwelt der Insel eine äußerst spärliche. Wenige Insekten nur, fünf Käferarten, vier Fliegen und ein Schmetterling, sowie endlich eine einzige Schneckenart sind bisher nachgewiesen. Feste menschliche Ansiedelungen fehlen der Inselgruppe vollständig. Nur zeitweise nehmen Walfischfänger und Robbenschläger hier ihren Aufenthalt. Noch im Jahre 1843 legten 500—600 Walfänger hier an. Gegenwärtig ist die Zahl bis auf wenige gesunken. (Die neuere Literatur über Kerguelensland findet sich namentlich in den Berichten der Challenger- und der Gazellen-Expedition, letztere in den Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie; ferner in Petermann's Geogr. Mittheilungen: Jahrg. 1858, S. 24; 1874, S. 379; 1875, S. 132 nebst Karte, Taf. VII. — Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. XI, 1876, S. 96 nebst Karte, Taf. I. — Th. Studer, Geologische Beobachtungen auf Kerguelensland. Zeitschrift der Deutschen geol. Ges. Berlin 1878. Bd. XXX, S. 327 nebst Karte, Taf. XV. — Th. Studer, Ueber die Inseln im antarktischen Meere. Vortrag, gehalten am 27. Oct. 1881.) *(R. Credner.)*

KERIOTH, hebr. Qerijjôth, in der griechischen Bibel Karioth, heißt: 1) eine der Hauptstädte von Moab, Amos 2, 2; Jer. 48, 24. 41, wahrscheinlich identisch mit dem anderwärts als Hauptstadt Moabs genannten Ar (d. i. eigentlich „Stadt", während Kerijjoth „Städte" bedeutet).

2) Stadt im südlichen Juda (Jos. 15, 25), wahrscheinlich der heutigen Ruinenstätte el Kurjethên, 4 Stunden südlich von Hebron, entsprechend (die große englische Karte des Westjordanlandes, London 1880, schreibt den Namen Kureitein, jedenfalls stimmt die heutige Form, welche „die beiden Städte" bedeutet, zu der einstigen Pluralform). Ohne Zweifel ist in diesem jüdäischen Kerioth die Heimat des Judas, des Verräthers Jesu, zu erblicken; denn sein neutestamentlicher Beiname Iskariotes (Matth. 10, 4; Mark. 3, 19; bei Luther Iscarioth) ist nur die griechische Aussprache des hebräischen Isch Kerioth, d. h. Mann von Kerioth. Wenn übrigens Kerioth zu Jesu Zeit der politischen Eintheilung nach zu Idumäa gehörte, so hinderte dies doch nicht, daß auch Judäer daselbst ansässig waren, und daß somit Judas eben einer jüdischen Familie entstammt sein wird. *(E. Kautzsch.)*

KERKOPEN. Vgl. Lobeck, *Aglaoph.* II, 1296. Welcker, Ep. Cycl. 1, 409; Preller, Gr. Myth. II³, 230.

Das Charakterbild der *Κέρκωπες* (d. i. der Geschwänzten von *κέρκος*, vgl. *Hesych. κερκώπη. εἶδος θηρίου μεγάλην οὐρὰν ἔχοντος*) führte ein scherzhaftes Gedicht aus dem Kreise des Homerischen Epos in die Literatur ein, aus welchem wol die Verse bei *Suidas* s. v. *Κέρκωπες* erhalten sind mit der Charakteristik: Lügner und Betrüger, Unfug verstehend, die durch die Länder schweiften und immerdar die Menschen berückten. Ein episches Abenteuer ergibt ihr Zusammentreffen mit Herakles. Nach den Herakles' Arbeiten eines Diotimos[1]) hausen sie als Wegelagerer auf den Heerstraßen Böotiens und als ihre Heimat gilt hier Oichalia. Ihre Mutter warnt sie vergebens, daß sie noch einmal büßen würden, wenn sie an einen *μελάμπυγος* geriethen[2]; dies ein derber Ausdruck für robuste Männlichkeit (vgl. *Hesych. λευκόπυγος, ὁ ἀνδρώδης*). Der Witz liegt nun darin, daß die Warnung der Mutter mit diesem Worte nur allgemein auf einen hindeutete, der den Schabernack nicht dulden würde, die Kerkopen aber in die Lage kommen, deren buchstäbliches Eintreffen an der Körperlichkeit des Herakles constatiren zu können; nämlich als sie sich an ihn gewagt hatten und von ihm überwältigt, an ein Tragholz gebunden mit den Köpfen nach unten herabhängen (*τὴν σασύντητα περὶ τὴν πυγὴν τοῦ Ἡρακλέους ὁρῶντες*, *Zenob.* ebend.). Den Austausch dieser Entdeckung vernimmt Herakles und läßt sie laufen mit dem gutmüthigen Humor, den die griechische Sage in den heitern Episoden ihres Helden hervorhebt. Den ausruhenden Herakles, den die Kerkopen beschleichen, hatte die Lokrische Sage vor Augen, wenn sie in der Umgebung der Thermopylen einen Stein des Melampygos (*Μελαμπύγου λίθος*) und einen Sitz (wol

1 *Suid. s. v. Εὐφήματος . . . Διότιμος ἐν Ἡρακλέους ἆθλοις . . . γένος δ' ἦσαν Οἰχαλιῆες. Μῆλος Εὐφήματός τε δύω βιοτὰ δαίμονε ἄνδρε.* Die Abstammung wollte Welcker nur als witzige Anspielung auf *οἰχεσθαι* verstehen, was wol in der Komödie am Platze wäre, schwerlich aber in der epischen Sage. 2) *Zenob.* V, 10: *. . . μηδὲν ἄδικον ποιεῖν, ἵνα μήτινος μελαμπύγου τυχόντες δικὴν δώσουσιν.*

so viel wie Versteck) der Kerkopen (*Κερκώπων ἕδρα*) zu zeigen wußte (s. *Herod.* VII, 216). Dagegen brachte man das Abenteuer in Kleinasien, wo es in Ephesus localisirt war, mit der Knechtschaft bei Omphale in Zusammenhang.[3]) Namen und Abstammung werden verschieden überliefert; Diotimos (*Suid. Εὐρύβατος*) und Nikander (C. Schneider, Nicandrea 132) nannten Olos und Eurybatos, andere Passalos und Amnon oder Allemon, die Söhne der Memnonis (*Suid. Κέρκωπες*) oder Atlos und Kandaules (*Xenagoras* bei *Suid.*), der von ihrer Verwandlung in Affen (vgl. *Ov. Met.* XIV, 90) erzählte und den Namen Pithekusen von ihnen ableitete. Außer der älteren bildenden Kunst[4]) hatte sich die attische Komödie des Stoffes bemächtigt, unter deren Ueberresten mehrfach der Komödientitel *Κέρκωπες* begründet.[5])

(*F. A. Voigt.*)

KERKÛK, von den Türken officiell Schehri-Sôr genannt, die Hauptstadt des den letztern Namen führenden, zum Pâlajet Bagdad gehörigen Sandschak, des türkischen Kurdistan, einer vom linken Tigris-Ufer südlich von Mossul sich ostwärts erstreckenden Gebirgslandschaft, liegt in dem Thale des daselbst gegen 200 Meter breiten Khasa-Tschai, wenige Kilom. unterhalb der Stelle, wo dies Thal durch Zurücktreten der den obern Flußlauf umlagernden Gebirge sich zu einem geräumigen, üppig bebauten und von mehrern Straßen durchzogenen Becken erweitert. Die Stadt zählt 12—15,000 Einwohner, bis auf 40 christlich-armenische Familien sämmtlich muhammedanische Kurden, und besteht aus einer Altstadt, welche nebst einer alten Burg auf der linken Seite des Flusses liegt, und einer Neustadt, gewöhnlich Mahalla, das neue Quartier, genannt, der Altstadt gegenüber auf der rechten Flußseite gelegen. Die Burg, Kal'a, krönt einen vor alters von Menschenhand angelegten 40 Meter hohen Tell oder Tumulus und bildet gleichsam eine mit Mauern und Thürmen bewehrte Stadt für sich. Die Gehänge des künstlichen Burghügels sind, offenbar aus fortificatorischen Rücksichten, ursprünglich noch mit massiven Steinplatten überdeckt gewesen, welche, wo nicht Menschen, vielleicht erobernde Feinde, oder Elementarereignisse zerstörend einwirkten, noch heute erhalten sind. Der Hügel selbst zeigt noch Spuren von gewölbten unterirdischen Gängen, welche ihn früher durchzogen. Leider ist die ursprüngliche Befestigung bis auf einen alten Thurm verschwunden und durch neuere Bauten ersetzt worden. Die winkeligen und engen Gassen der Altstadt ziehen sich mit ihren theils aus Holz und theils aus Stein aufgeführten Häuschen, die schroff abfallende Wasserseite ausgenommen, rings den Fuß des besagten Tell hinan. Das einzige größere Gebäude der Stadt ist der Basar, dessen Gänge gegen 100 Schritte lang sind und in der Regel ein reges Verkehrsleben beherbergen. Denn Kerkûk ist vermöge seiner Lage ein wichtiger Knotenpunkt der Communicationen, indem von da Straßen nordwestwärts nach Erbil (Arbela) und Mossul, südwärts über Hamrîn in die Bagdad-Niederung, westwärts an den Tigris und ostwärts nach Khoi-Sandschak und Suleimanijje laufen. Für letztere Stadt und den von ihr vertretenen Handel der benachbarten persischen Provinzen bildet Kerkûk den Hauptstapelplatz, indem alle Waaren und Güter, welche von da nordwärts ausgeführt werden, als Häute, Obst und Nutzholz — Pappel-, Eichen-, Walnuß- und Maulbeer-Stämme — Färbemittel, persische Baumwoll- und Seidenstoffe u. s. w. ihren Weg über Kerkûk nehmen müssen. Die eigene Industrie der Stadt ist gering; sie beschränkt sich auf die Production schlechter Woll- und Baumwoll-Zeuge, schwerer Filze zu Mänteln und Decken und irdener Geschirre. Doch werden diese letztern im Norden bis Mossul und im Süden bis Bagdad vertrieben. Auch der mercantile Unternehmungsgeist der Einwohner ist sehr wenig entwickelt, weshalb denn die reichlichen Erzeugnisse der städtischen Garten- und Feldwirthschaft, sowie die aus der Umgegend in die Stadt zu Markte gebrachten Cerealien, Pferde, Rinder, langhaarige Ziegen u. s. w. zu beispiellos billigen Preisen abgegeben werden. Bei dem Dorfe Tisain in der Nähe der Stadt wächst auch einiger Wein, welcher, in Steinkrügen verwahrt, nach Bagdad versandt wird.

Eine besondere Merkwürdigkeit Kerkûks sind die in der Stadt entspringenden warmen Quellen, welche von je in empirischer Weise als Heilquellen benutzt und zu diesem Behufe in roher Weise in ein Steinbassin gefaßt worden sind. Noch interessanter sind die nur wenige Kilom. nordöstlich von der Stadt bei Baba-Gurgur an den kahlen Gehängen des Schamaschin-Gebirges befindlichen Naphthaquellen und Erdfeuer, welche letztern durch einen chemischen Naturproceß an jeder Stelle, wo man bis zu einer gewissen Tiefe in den Boden gräbt, zum Vorschein kommen. Seit unvordenklichen Zeiten wird daselbst Erdöl gewonnen. Zu diesem Behufe teuft man 3—5 Meter tiefe Brunnen ab, in denen dann das wenn auch dunkle, doch klare Oel zum Vorschein kommt und ausgeschöpft werden kann. Der Ertrag ist ein bedeutender, die nördlichen und östlichen Districte Kurdistans beziehen ihren Bedarf lediglich von Baba-Gurgur. Den Mittelpunkt des Flammenfeldes bildet ein Becken mit einer kochenden Schwefelschicht, durch welche in Blasen die Gase aufsteigen. Es läßt sich von vornherein erwarten, daß unter Nationen, welche weit und breit dem Feuercultus zugethan waren, eine solche Stelle im Alterthume als heilig und den Göttern geweiht gelten mußte. So erwähnt denn auch Strabo in seiner Beschreibung Assyriens (XVI, 1, 4), sich von Arbela (Erbil) südwärts wendend, in der Nähe der Stadt Demetrias — wahrscheinlich unser Kerkûk, dem man in der Diadochenzeit einen griechischen Namen gegeben — der Naphtha- oder Erdpech-Quelle und der Erdfeuer nebst dem Anea- (Anais-) Tempel, worunter ohne Frage Baba Gurgur zu verstehen. Offenbar suchte auch das in byzantinischer Zeit in den Euphrat- und Tigris-Ländern mächtig gewordene Christenthum sich der Gegend als eines Rückhaltes des heidnischen Naturdienstes zu bemächtigen

3) *Apol.* II, 6, 3. *Suid. ἀγορὰ Κερκώπων . . . ἐν Ἐφέσῳ ἦσαν, οὓς ἐδησεν Ἡρακλῆς Ὀμφάλης κελευούσης.* 4) Die Metope des Tempels von Selinus, Denk. d. A. K. 1, 25. Vasenb. s. Gerhardt, A. V. 2, 86 fg. 5) Vgl. Meineke, Com. gr. 2, 24 sq. Bergk, De com. ant. p. 24.

und erbaute daselbst eine Kirche, in welcher das Grab des Propheten Daniel — auf welchen legendarischen Grundlagen, ist unbekannt — gezeigt wurde. Diese Kirche besteht in halbverfallenem Zustande unter dem Namen Pir (der Alte, Heilige) Danil noch jetzt und weist neben eigenthümlicher Ornamentik eine Kuppel mit spärlichen Resten von Malereien auf. Sie liegt auf einer Bodenerhöhung 1 Kilom. oberhalb Kerkük im Khasa-Thale, wahrscheinlich auf der Stelle des alten Anais-Tempels.

Kerkük ist der Sitz eines Mutasarrif, welcher in der Mahalla, der rechtsseitigen Neustadt, residirt. Die auf derselben Seite von dem Flusse abgezweigten Mühlen- und Bewässerungs-Kanäle geben der Thalsohle den Charakter üppigster Fruchtbarkeit, während die gebirgigen Theile der Gegend vegetationslos sind und durch ihren grauen Localton den Eindruck trostloser Oede machen.

Die zu Kerkük, d. i. Schehri Sôr gehörenden Kasas und Nahien heißen nach dem Sälnämeh von 1297 der Flucht: 1) Schehrizoi mit Malha, Tüs Churmatu, Altün Köprü, Scheibän; 2) Rewandus, Dibre und Hureir, Balik, Koschdir; 3) Salâhijje*), Räwide, Derbend, Pistikli, Schukür, Kara Tepe; 4) Arbil; 5) Kjoi Sandschak; 6) Rajnè.

Vgl. Jos. Černik's Expedition durch die Gebiete des Euphrat und des Tigris. Petermann, Geogr. Mitth. Ergänz. Heft Nr. 44. *(G. Rosen.)*

Kerkyra, s. Corfu.

KERL (Johann Caspar), einer der bedeutendsten Tonsetzer und Musiktheoretiker seiner Zeit, wurde im J. 1625, nach früheren Angaben in Sachsen, nach neueren Forschungen in Gaimersheim bei Ingolstadt in Baiern geboren. Derselbe scheint jedoch schon frühzeitig nach Wien übergesiedelt zu sein, denn er erhielt seinen ersten methodischen Musikunterricht unter Anleitung des Hofkapellmeisters Valentini zu Wien. Wodurch sich Kerl die besondere Gunst Kaiser Ferdinand's III. erworben hat, ist nicht erörtert, wohl aber festgestellt, daß er auf dessen Kosten seine künstlerische Ausbildung zu Rom, als Schüler der berühmten Meister Carissimi und Frescobaldi, vollenden konnte.

Im J. 1658 wohnte Kerl der Krönung des Kaisers Leopold I. in Frankfurt a. M. bei, erhielt auf Verwendung des Vice Kapellmeisters Schmelzer die Erlaubniß, vor dem Kaiserl. Hofe eine Probe seiner Kunst abzulegen und erregte durch sein virtuoses Orgelspiel sowol als durch eine von ihm componirte und bei dieser Gelegenheit zur Aufführung gebrachte Messe das Staunen und die Bewunderung der Anwesenden in hohem Grade, sodaß ihn die Kurfürsten von Baiern und der Pfalz für ihre Kapellen zu gewinnen suchten. Kerl entschied sich für Baiern und übernahm noch im selben Jahre (1658) die Leitung der Kapelle des Kurfürsten Ferdinand Maria zu München. Seine sich vorwiegend auf Kirche und Oper erstreckende Thätigkeit daselbst war eine reiche; aber mit der Zufriedenheit und Gunst seines Fürsten wuchs auch die Misgunst und Gehässigkeit der in München anwesenden Italiener, und dies mochte Kerl mit der Zeit seine Stellung derartig verleidet haben, daß er sich veranlaßt sah, dieselbe niederzulegen und 1673 (nach andern 1677) das Amt eines Domorganisten bei St. Stephan zu Wien anzutreten. Wie lange er diese Stelle bekleidete, ist nicht bekannt, wie über Kerl's Wiener Thätigkeit überhaupt jegliche Auskunft fehlt. Er starb zu München am 24. Juni 1690.

In der Geschichte der münchener Oper hat Kerl einen wichtigen Platz ausgefüllt (s. Rudhart, Geschichte der Oper am Hofe zu München), doch sind von seinen für die dortige Hofbühne geschriebenen Werken nur die Texte zu den Opern „L'Oronte“ und „Erinto“ und die Musik zu „Le pretensioni del Sole“ erhalten. Von seinen übrigen Werken sind folgende bekannt geworden: 6 Messen; Toccaten und Klaviersuiten; — Trios für Streichinstrumente; — „Modulatio organica super Magnificat“; — „Delectus sacr. canticorum“; Requiem a 5 vocibus: — „Missa nigra“; — Concert für zwei Castraten mit einem Basso continuo: — 2 Muric; — 2 Messen und endlich das Manuscript eines Lehrbuches „Compendiose relazioni sopra il contrapunto“, dessen Autorschaft indessen nicht mit voller Sicherheit Kerl zugeschrieben werden kann. *(A. Tottmann.)*

KERLINO (Johann), der älteste bekannt gewordene Vorläufer der italienischen Meister des Geigenbaues, lebte und arbeitete um die Mitte des 15. Jahrhunderts zu Brescia. Auf einem der wenigen erhalten gebliebenen Instrumente Kerlino's, einer angeblich zur Geige verkleinerten Viola, findet sich die Inschrift „Joan. Kerlino 1449“, und darauf gründet Edm. Scheibeck in einer Skizze „Der Geigenbau in Italien u. s. w.“ (Prag 1874) die Vermuthung, daß Kerlino deutscher Abkunft gewesen, und somit die in Italien von der 2. Hälfte des 17. bis in das 1. Drittel des 18. Jahrhunderts hinein zu so hoher Blüte gelangte Geigenbaukunst deutschen Ursprungs sei. *(A. Tottmann.)*

KERLUN, ein im Kentei-Gebirge entspringender Quellfluß des Amur, welcher lange Zeit für den obern Lauf des Argun, ebenfalls eines Zuflusses des Amur galt, bis Radde bewies, daß zwischen dem Kerlun und Argun nur eine zeitweilige Wasserverbindung stattfindet. Die Quellströme des Amur werden überhaupt verschieden verzeichnet, doch ist ihre Hydrographie keineswegs verwickelt, das Beirrende liegt nur in den verschiedenen Benennungen, welche die Zuflüsse führen.

Das Kenteigebirge zieht sich nordöstlich von der bekannten Mongolenstadt Urga und südlich vom wasserreichen Sochondo-Gebirge hin. In einem weiten Bogen mit vorherrschend östlicher Richtung zieht der Kerlun durch die Steppen der Mongolei, und an vielen Stellen sollen seine Ufer nicht ohne romantische Schönheiten sein. Noch fehlen uns sichere Nachrichten über diesen Strom, und russische Ingenieure, die denselben 200 engl. Meilen aufwärts bereisten, scheinen ihre Berichte nicht veröffentlicht zu haben. Man ist deshalb über die Hydrographie dieses Stromes noch nicht im Klaren, nur so viel ist gewiß, daß er durch chinesisches Gebiet strömt und in den

*) Salâhijji ist dasselbe, was Kifri.

großen Dalai-Nor (oder Kulun) genannten See mündet. Der Dalai-Nor ist ein Süßwassersee, der nach der Meinung der Grenzkosacken von Süden nach Norden in seinem Durchmesser eine Länge von 150 Werst und von Osten nach Westen eine Breite von 150 Werst hat.

Außer dem Kerlun nimmt er noch den Ursun, den Abfluß eines weiter südlich gelegenen Sees, des Bui-Nor, auf.

Was die Deutung des Namens Dalai-Nor anbelangt, so ist die wortgetreue Uebersetzung „großer See", allein die Mongolen verbinden hiermit die Bedeutung von „Meer", womit sie sagen wollen, daß der Dalai keinen Abfluß hat, wohl aber Zuflüsse aufnimmt. Solange dieser See den Chinesen gehören wird, werden die Bewohner der russischen Grenzwachten einen wenigstens periodischen Reichthum an Fischen besitzen, da die Mongolen, welcher in dichter Bevölkerung die Ufer des Dalai bewohnen, nie fischen. Im obern Laufe des Kerlun erwartet die Fische ein tiefes, vielbuchtiges Flußbett, wo sie ungestört laichen können. Weiterhin, namentlich jenseit des Kosackenpostens Zurucha itui, nimmt der Kerlun einen andern Charakter an, sein Bett wird steinig und zahlreiche rothe und weiße Chalcedone und Achate finden sich an seinen Ufern. Granitische, mit Wäldern bestandene Berge wechseln mit Niederungen ab, die einen ausgezeichneten Wiesenwuchs zeigen und die Viehzucht, namentlich nach Südosten zu, begünstigen, wo die Chingan-Bergkette das Land durchzieht und zahlreiche mongolische Lager aufgeschlagen sind. *(Richard Oberländer.)*

Kermes, Kermeskörner, s. Coccus.

Kermesbeere, s. Phytolacca.

KERMES-DAGH, auch Karmes-Daghy, ist der Name eines cilicischen Gebirges, welches, nordwärts durch einen Sattel mit der Binbogha-Kette und weiter durch die Usun Jaila Höhe mit dem Khansir-Daghy zusammenhängend, als ein südöstlicher Arm des Antitaurus der alten Geographie zu betrachten ist. Von dem westlichern Hauptzuge dieses Gebirges trennt den Kermes-Dagh das tief eingeschnittene Thal des Sarrân Sûi, östlichen Quellarms des Saihûn, des Sarus der Alten. Sowol diesem wie auch dem östlichen der beiden großen cilicischen Parallelströme, dem Dschihûn (Pyramus), seine Gewässer zusendend, bildet er den hervorragendsten Theil der Wasserscheide zwischen beiden. Sein Westabhang fällt steil gegen den Sarrân ab; die von ihm nach Norden abfließenden Bäche nimmt der Gjöjûn-Sûi auf, welcher sich unterhalb Elbestân in den Dschihûn ergießt. Auch die in seinen Südgehängen entspringenden Bäche und Flüsse eilen dem letztgenannten Strome zu; der bedeutendste unter diesen ist der Sis-Tschai, der Fluß von Sis, welcher an seinem Südwestfuße ganz nahe dem Sarrân-Thale entspringt, und dessen die südlichen Felsvorhöhen umkreisender Lauf von diesen wie von einer riesigen Mauer überragt wird. Der Gipfel des Kermes, welcher (vielleicht übertrieben) auf 3200 Meter Höhe über dem Meeresspiegel geschätzt wird, gewährt, von der südlichen Niederung, namentlich dem Thale der Stadt Sis, her gesehen, alle andern Höhen weit überragend, einen imposanten Anblick. Gleichwol sind in seinem Felsgesteine die Granite und sonstigen Primärformationen, welche in der Regel die hohen Gebirge bilden, nicht vertreten, vielmehr besteht der Kermes Dagh aus secundären oder tertiären Steinarten, aus Schiefer, dichten Kalksteinmassen und Ephoditen, darunter besonders vielen Serpentinen, sodaß man ihn den jüngeren Gebirgen Kleinasiens beizählen muß. Der Kermes Dagh trägt herrliche Waldungen, und zwar werden am Fuße neben Eichen auch Platanen erwähnt; höher hinauf findet sich Nadelholz, Pinien (vielleicht Kiefern- und Cedern. — Die Bevölkerung, bei weitem zahlreicher, als man vermuthen möchte, besteht aus christlichen Armeniern und mohammedanischen Turkomanen; die letztern, unter Zelten lebende Nomaden, welche mit ihren Kamel-, Pferde-, Rinder und Kleinviehheerden Winters in das cilicische Tiefthal ziehen, Sommers aber im Gebirge dem zurückweichenden Schnee bis in die höchsten Spitzen folgen, behaupten die Grundherren des Kermes und seiner Vorhöhen zu sein, und erheben von den Armeniern einen Zins, gegen welchen deren Klöster respectirt werden, ihre Dörfer unbelästigt bleiben, und sie auch ihrerseits ihr Vieh Sommers in Sicherheit zu den Jailas Alpenwiesen auftreiben können. Besonders wichtig ist das Gebirge wegen seines Reichthums an Eisensteinlagern, welche sich, in Ephoditen eingebettet, an den westlichen Gehängen im Thale des Sarrân Sûi, wie z. B. in Hûd, zum Theil in Bearbeitung, vorfinden. Diesen Eisengruben und den von ihnen versorgten Schmelzhütten schließt sich ein lebhafter Gewerbfleiß an, dessen Mittelpunkt Hadschin ist, ein am Nordwestfuße des Kermes gelegenes Städtchen, von ungefähr 200 armenischen und 15—20 türkischen Familien bewohnt, mit drei Kirchen und einem vom Patriarchen von Sis abhängigen Kloster. — Das Gebirge ist arm an Getreide, aber reich an Obst und stellenweise, wie bei Hadschin, an Wein. Ihr Korn beziehen die Einwohner aus der cilicischen Ebene, wohin sie die Producte ihrer Sennereien, Butter, Käse sowie Häute u. a. m. zum Verkauf bringen. *(G. Rosen.)*

Kernbeisser, s. Coccothraustes.

KERNER (Justinus Andreas Christian), hervorragender Dichter der sogenannten Schwabenschule, medicinischer und mystischer Schriftsteller, war am 18. Sept. 1786 zu Ludwigsburg als jüngster Sohn des Oberamtmanns Christoph Ludwig Kerner und der zweiten Tochter des Oberamtmanns zu Laufen und nachmaligen Kammerprocurators zu Stuttgart, Stockmayer, geboren. Ueber seine Vornamen erzählt er selbst im Bilderbuche aus meiner Knabenzeit: „Am Tage meiner Taufe war mein Vater verlegen um den Namen eines vierten Sohnes. In seiner Unschlüssigkeit betrachtete er die Familienbilder, die im kleinen Bildersaale in großen Oelgemälden von seinem Vater an bis zur Reformationszeit hinauf an den Wänden hingen. Sein Blick fiel zuerst auf das Bild eines Mannes im geistlichen Gewande mit einem langen Barte, der, ganz breit und unten in einer geraden Linie abgeschnitten, ihm vom Kinn an auf die Brust reichte. Dieser Mann führte den Namen Justinus Andreas und lebte im J. 1650 als Generalsuperintendent in Güglingen. Nach diesem schöpfte mir mein Vater die Namen Justi-

nus Andreas, welche nicht gewöhnliche Namen aber meiner Mutter nach der Taufe große Scrupel machten, sodaß mein Vater zu ihrer Beruhigung in das Kirchenbuch auch den sehr christlichen Namen Christian einschreiben ließ, mit welchem ich dann gewöhnlich im Kreise meiner Familie genannt ward." Schon in Kerner's elftem Jahre ließ sich sein Vater nach Maulbronn versetzen, wo sich der träumerische und in sich gekehrte Knabe aus den langen, weiten, lichten Straßen, den künstlichen Alleen und Schloßgebäuden Ludwigsburgs in ein Kloster aus dem 12. Jahrh. mit hohen Mauern und schwarzgrauen Kreuzgängen versetzt sah. Da der Unterricht nicht recht gedieh, sandte ihn sein Vater zu dem gestrengen Präceptor Braun nach Knittlingen, von wo er, da ihn eine schwere Krankheit befiel, bald wieder zurückgerufen werden mußte und nun zuerst Genesung im Hause seines Vetters des Dekans Uhland zu Brackenheim und danach in Heilbronn bei dem durch seine magnetischen Curen berufenen Gmelin suchte. Kaum war Justinus gesund nach Maulbronn heimgekehrt, so erkrankte und starb sein Vater (1799) und hinterließ die Mutter, welche alsbald nach Ludwigsburg zurückzog, in bedrängten Vermögensumständen. Infolge dieser Umstände und der geringen Meinung, welche man von seiner Begabung hegte, sollte Justinus Schreiner oder Conditor, dann Kaufmann werden und trat wirklich als Lehrling in das Bureau der auf Staatskosten betriebenen, mit dem Zucht- und Irrenhause in Verbindung stehenden ludwigsburger Tuchfabrik ein. Hier aber sträubte sich seine eigentliche Natur so entschieden gegen den von außen her aufgedrungenen Beruf, daß schließlich sein Lehrer, der inzwischen nach Tübingen als Professor versetzte Diakonus Conz, ihm zu Hülfe kam und ihm die Erlaubniß der Familie erwirkte, noch studiren zu dürfen. Im Herbste 1804 trennte er sich von Ludwigsburg mit seinen Tuchsäcken und Tuchballen und wanderte der Universitätsstadt Tübingen zu. Da ihm der Wind vor den Thoren ein ärztliches Receipt aus dem Fenster des Armenspitals zuführte, so sagte er sich: „Dieses Blatt ist dir zum Zeichen deines künftigen Berufes gesandt; du sollst ein Arzt werden." Seine medicinischen Studien betrieb Kerner zwischen 1804 und 1808 und beschloß sie mit der Doctorpromotion, für welche er die Dissertation „Ueber die Functionen der Gehörorgane" verfaßte. Aber so wenig er den künftigen Beruf außer Augen setzte, so wenig erfüllte derselbe seine ganze Seele. Im Verkehr mit seinem Vetter Ludwig Uhland, mit dem er eine feste, durchs Leben währende Freundschaft schloß, mit Karl Mayer, August Mayer, Georg Jäger, Gustav Schwab, Friedrich Kölle gab man sich poetischen Genüssen und Bestrebungen aller Art hin. Die jugendlichen Poeten, Justinus Kerner vor allen, schlossen sich an die Romantiker an und vereinigten ihre poetischen Versuche in einem handschriftlich circulirenden Sonntagsblatt. Regensburger „Musenalmanache" für 1807 und 1808 Leo von Seckendorff's und die „Einsiedler-Zeitung" veröffentlichten Kerner's erste lyrische Dichtungen und die Eigenart seiner Poesie war damals schon eben so ausgeprägt als diejenige seiner Persönlichkeit, von welcher Varnhagen, der im Winter von 1808 zu 1809 in Tübingen lebte, in seinen „Denkwürdigkeiten" eine interessante und charakteristische Schilderung entwirft. Auch das freundlichste Geschick seines Lebens war in dieser Zeit schon entschieden, Kerner hatte Friederike Ehmann, die verwaiste Tochter des Professors und Pfarrers Ehmann, das „Rickele" seiner Jugendpoesien und seiner weinsberger häuslichen Idylle, 1807 im Bade Lustnau kennen gelernt und sich mit ihr verlobt. — Im Frühjahre 1809 trat er eine längere Studienreise an, die ihn zunächst nach Hamburg führte, wo sein älterer Bruder Georg eine bedeutende ärztliche Praxis hatte. Von Hamburg ging er nach Berlin und Wien und kehrte über München, Regensburg und Augsburg, wo er seine Friederike wieder sah, zu seiner Familie nach Ludwigsburg zurück. Im gleichen Jahre begann er seine ärztliche Praxis zu Durrmenz, siedelte demnächst nach Wildbad über, von welchem Bade er eine Beschreibung, „Das Wildbad im Königreiche Würtemberg" (Tübingen 1813), lieferte, und fand endlich in Welzheim als Unteramtsarzt so viel Praxis, daß er daran denken konnte, sein Rickele heimzuführen. Ende Februar 1813 war die Hochzeit und das junge Paar und sein beschedenes Haus bildeten alsbald den Mittelpunkt für eine kleine Zahl meist poetisch angehauchter Freunde. Justinus Kerner hatte inzwischen durch die Herausgabe seiner humoristisch elegischen „Reiseschatten von dem Schattenspieler Luchs" (Heidelberg 1811) und des Poetischen Almanachs für 1812 (Heidelberg 1812), zu dem außer ihm selbst Fouqué, Varnhagen, Schwab, Uhland u. a. beitrugen, festen Fuß in der Literatur gefaßt. Im J. 1816 brachte das „Morgenblatt" seine tiefsinnige Geschichte „Die Heimatlosen". Gleichzeitig bewährte er sich als Arzt durch die genauen Untersuchungen einer in Würtemberg weitverbreiteten localen Krankheit, welche dem Genusse schlechter und verdorbener Würste entstammte. Kerner, der inzwischen 1815 Oberamtsarzt in Gaildorf geworden war, untersuchte unablässig und scharfsinnig die einzelnen, leider sehr zahlreichen Vergiftungsfälle und veröffentlichte „Neue Beobachtungen über die in Würtemberg so häufig vorfallenden tödlichen Vergiftungen durch den Genuß geräucherter Würste" (Tübingen 1820), „Das Fettgift oder die Fettsäure und ihre Wirkung auf den thierischen Organismus" (Stuttgart 1822). Im J. 1819 wurde er als Oberamtsarzt nach Weinsberg versetzt, wo er am Fuße der alten Burg Weibertreu sich jenes schlicht-behagliche Haus erbaute, in welchem fortan sein Leben verfließen und das zu ungewöhnlicher Berühmtheit gelangen sollte. Hier war es, wo Kerner seit 1822 begann, den Erscheinungen des Somnambulismus und überhaupt dem bedenklichen Gebiete der „magischen Heilkunde und Psychologie" näher zu treten. Er wollte zunächst nur Thatsachen aufspüren und verzeichnen, konnte aber dabei nicht verhindern, daß er selbst vom „Hereinragen einer Geisterwelt in die unserige" ehrlich überzeugt ward. Visionen und wache Träume hatte und bald als einer der genauesten Kenner der Nachtseite der Natur bei den Empfänglichen berühmt ward, während ihn die rationalistisch Gesinnten einen Schwärmer und noch schlimmer einen „Schwindler" tauften. In den Kreisen der Freunde, welche sich mit

jedem Tage erweiterten, ließ man den Geisterseher Justinus als einen Bestandtheil des Poeten Justinus gelten oder hingehen, die persönliche liebenswürdige Harmlosigkeit des wackern Mannes entwaffnete alle Satire und Verbissenheit. Auch ließ sich nicht leugnen, daß seinen „Gesichten" ein gut Theil schalkhaften, schwäbischen Humors und heller Charakterkenntniß beigemischt war. Die betreffenden Schriften Kerner's: „Geschichte zweier Somnambulen" (Karlsruhe 1824), „die Seherin von Prevost" (Stuttgart 1829), „Blätter aus Prevost. Originalien und Lesefrüchte für Freunde des inneren Lebens" (Karlsruhe 1831—1839), „Geschichten Besessener neuerer Zeit" (ebendaselbst 1834), „Eine Erscheinung aus dem Nachtgebiete der Natur" (Stuttgart 1836), „Nachricht von dem Vorkommen des Besessenseins, eines dämonisch-magnetischen Leidens und seiner schon im Alterthume bekannten Heilung durch magische magnetische Einwirkung" (Stuttgart 1836), „Magikon. Archiv für Beobachtungen aus dem Gebiete der Geisterkunde" (ebendaselbst 1840—1853) wirbelten viel Staub auf und gaben zu unzähligen Gegenschriften, Kritiken und Verspottungen aller Art reichlichen Anlaß. Man könnte nicht sagen, daß dies auf Kerner einen irgend bemerkbaren Eindruck gemacht hätte, er ließ sich die echt schwäbische Eigenart seines Lebens und Treibens, seines persönlichen Behagens so wenig stören, wie durch den Menschenschwarm, den sein wachsender Ruf und Ruhm ins Haus zog. Mit nie zu erschöpfender Gastlichkeit und einer von Herzen kommenden Freundlichkeit wurden auch die fremdesten Neugierigen aufgenommen, die zusprachen. Die poetischen Freunde, unter denen Uhland, Karl Mayer, Schwab, Lenau und Graf Alexander von Würtemberg obenan standen, waren jederzeit hoch willkommen und gaben dem Hausherrn sein eigentliches Leben. „Der Vater war nie glücklicher, als wenn er Freunde bei sich hatte, dann war alle Melancholie, die ihn sonst so oft befiel, verschwunden, sein Humor erheiterte die ganze Gesellschaft und riß jeden mit sich fort", erzählt Kerner's Tochter Marie Niethammer in ihren Erinnerungen „Justinus Kerner's Jugendliebe und mein Vaterhaus". Neben den Poeten, Schöngeistern, den Thaumaturgen und Wundergläubigen aller Art kamen auch gekrönte Häupter in das weinsberger Haus, Kerner erwies allen gegenüber die gleiche treuherzige Natürlichkeit. Seines ärztlichen Berufes waltete er mit Aufopferung, die poetische Ader blieb daneben fast ununterbrochen flüssig und die Zahl seiner lyrischen Gedichte wuchs in der Reihe der Jahre zu immer neuen Sammlungen. Eine wesentliche Entwickelung gab es in dieser Poesie nicht und konnte es nicht geben, die hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten finden sich in den ersten und letzten Liedern, wie sie Jugend und Alter des Poeten gleichmäßig durchdrangen. Im J. 1851 mußte Kerner infolge von Gesichtsschwäche, die fast in Erblindung überging, sein Amt und seine Praxis niederlegen; im April 1854 verlor er sein Rickele, am 22. Febr. 1862 schied er aus dem Leben. Seine letzte Ruhestätte fand er auf dem Kirchhofe zu Weinsberg, wo eine Platte mit der Inschrift „Friederike Kerner und ihr Justinus" die gemeinsame Grabstätte bezeichnet. Von Justinus Kerner's „Gedichten" erschien die erste Sammlung bei Cotta im J. 1826. Durch Hinzufügung der früher veröffentlichten „Reiseschatten" und der Geschichte „Die Heimatlosen" verwandelten sich die Gedichte in „Dichtungen" (Stuttgart 1834, 3. sehr vermehrte Auflage 1841), aus denen wieder „Die lyrischen Gedichte" (Stuttgart 1848) ausgeschieden wurden. Zu dieser Sammlung traten dann noch „Der letzte Blütenstrauß" (Stuttgart 1852) und „Winterblüten" (ebendaselbst 1859) hinzu.

Die Poesie Kerner's zeigt wie gesagt einen höchst eigenthümlichen Grundcharakter. Sie ist ganz und gar romantisch in dem Sinne, daß der Dichter mit souveräner Willkür sich dem Zuge seines Naturells überläßt und ein bedeutender Ueberschuß des Inhalts über die Form vorhanden ist. Die Lyrik des schwäbischen Poeten hat mit der Romantik den Ausgang und die Neigung zum Volkslied gemeinsam, sie bedient sich am liebsten der einfachsten sangbarsten Weisen und erscheint, wo sie diese Weisen verläßt, in merkwürdiger Weise ungewandt. Ein Element tiefster Schwermuth, beständiger Todesgewißheit und Grabessehnsucht, melancholischer Stimmung über die Kürze des Lebens paart sich mit der schlichten stillen Naturfreude, in denen Kerner seinen schwäbischen Sangesgenossen verwandt ist. Die Balladen Kerner's haben fast durchgehends einen Anhauch des Spukhaften, Düstern und vergegenwärtigen den Uebergang, den Kerner selbst von der Dichtung, der poetischen Vorstellung zum Wahnsinn (und umgekehrt) annahm. Viele der Lieder Kerner's (vor allen sein Wanderlied „Wohlauf noch getrunken den funkelnden Wein") sind in jenem Sinne volksthümlich geworden, daß sie von Tausenden gesungen werden, ohne darum den Namen und das Bild des Dichters in der Erinnerung wach zu rufen. Dafür scheinen Hunderte von zarten innigen Stimmungsgedichten, welche in der Nachempfindung und Nachbildung Späterer Interesse erregen, in Kerner's Originalen vergessen. Auch der eigenthümliche halb tolle, halb treuherzige Humor, in dem er sich gefiel und der eine gewisse geistige Verwandtschaft mit dem Humor Brentano's zeigt, nur urwüchsiger und naturfrischer ist, hat immer nur Einzelne gefesselt. Die Gedichte Kerner's werden bei alledem nicht völlig verschwinden können, eben weil jenes quellende Naturgefühl, jene schlicht ergreifende Poesie der einfachsten menschlichen Zustände in ihnen ist, zu der man immer wieder wie zu Waldschatten und Wasserfrische zurückkommt. *(A. Stern.)*

KERNMEHL. Das weißeste und feinste Mehl, welches beim ersten Gange erhalten wird und zu den feinsten Backwerken dient. *(W. Löbe.)*

KERNOBST. Solches Obst, dessen Früchte kleine, bei der Reife mit einer schwärzlichen oder braunen Haut umgebene Samen haben, die in einem ganz von eßbarem, mehr oder weniger festem Fleisch überzogenen engen Gehäuse eingeschlossen liegen, dessen Wände mit durchsichtigen hornartigen Schalen bekleidet sind. Zu dem Kernobste gehören Aepfel, Birnen, Quitten, Mispeln, Azarolen. *(W. Löbe.)*

KERNS, Dorf und Pfarrgemeinde im schweizerischen Canton Unterwalden ob dem Wald (Obwalden),

liegt 538 Meter über dem Meere, $2^1/_2$ Kilom. östlich von Sarnen, von Wiesen und Obstgärten umgeben, am Eingange in das große Melchthal, besitzt eine neue stattliche Kirche mit Gemälden von Deschwanden, Vollmar und andern und zählt (1880) als Gemeinde mit Einschluß des Melchthals 2500 Einwohner (worunter 9 Protestanten), deren Haupterwerbsquellen der Wiesen und Obstbau und die Parqueterie sind. Die freundliche Lage am Fuße der Voralpen Unterwaldens auf dem breiten Plateau zwischen der Sarner- und der Melch-Aa, sowie die gesunde Bergluft haben das Dorf auch als Luftcurort in Aufnahme gebracht. Früher wurden hier zuweilen am 1. Aug. die großen Schwingfeste des Cantons Obwalden abgehalten; jetzt haben sich diese Schwingfeste, soweit sie wenigstens noch wirkliche Volksfeste sind, aus den Thälern fort auf die Alpen gezogen. — Mit Sarnen (westlich, Stans nördlich) und dem Melchthal (südlich) ist Kerns durch Poststraßen verbunden, diejenige nach Stans ($12^1/_2$ Kilom.) durchschneidet 4 Kilom. nördlich von Kerns den Kernwald, eine hügelige Waldung, welche von den Abhängen des Stanserhorns bis zur Sarner Aa ausgedehnt die Halbcantone Ob dem Wald und Nid dem Wald voneinander scheidet. Nach Osten in das Thal der Engelberger Aa führt von Kerns der Fußpfad über das Groß Aecherli 1400 Meter zwischen dem Stanserhorn und dem Arvigrat, auf welchem am 9. Sept. 1798 bei dem Aufstande der Nidwaldner gegen das helvetische Regiment eine französische Colonne nach hartnäckigem Kampfe in Nidwalden einfiel.

(*A. Wäber.*)

KERNSCHUSS wird ein Schuß aus einer Feuerwaffe genannt, der mit der Richtung der Seelenachse auf den Zielpunkt oder den beabsichtigten Treffpunkt abgefeuert wird. Da die Flugbahn des Geschosses sich schnell unter die Verlängerung der Seelenachse senkt, so kann ein solcher Schuß, wenn man den beabsichtigten Punkt wirklich treffen will, nur bei geringen Entfernungen angewendet werden. Bei Geschützen und Gewehren, welche nicht verglichen sind, d. h. bei denen die Visirlinie nicht parallel zur Seelenachse läuft, muß um die Größe des Winkels, unter dem sich beide Linien schneiden, des sogenannten „natürlichen Erhöhungswinkels", unter den beabsichtigten Treffpunkt gerichtet werden. Der Kernschuß findet hauptsächlich nur beim Kartätschschießen auf die nächsten Entfernungen und beim Brescheschießen quer über den Graben weg Anwendung.

(*von Löhell.*)

KERO, angeblich gelehrter Mönch in St.-Gallen. Von Scherer (Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. 18, S. 145—149) ist überzeugend nachgewiesen worden, daß ein Gelehrter des Namens Kero in St. Gallen niemals existirt hat. Seine Autorschaft beruht auf leerer Erfindung der Gelehrten des 17. Jahrhunderts, insbesondere des Melchior Goldast, der ihm in den Alamannicarum rerum scriptores II, 13 außer einem Glaubensbekenntniß und einer kurzen Erklärung des Vaterunsers, worunter vielleicht Notker's Katechismus (Müllenhoff-Scherer's Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jahrhundert Nr. 79) verstanden ist, die Interlinearversion der Benedictinerregel zuschreibt; erst Pius Kolb, St. Gallischer Bibliothekar im 18. Jahrhundert, fügt dazu die glossae Keronis und das in derselben Handschrift stehende pater noster und credo (Müllenhoff-Scherer's Denkmäler Nr. 57), ohne dafür auch nur den Schatten eines Beweises zu erbringen. In dem Kataloge, auf welchen er sich beruft (vgl. Hattemer, Denkmäler des Mittelalters 1, 17), kommt der Name Kero, wie wir aus Stipplin's erhaltener Abschrift wissen, überhaupt gar nicht vor. Ein St.-Gallischer Mönch Kero begegnet allerdings als Zeuge unter einer Urkunde vom J. 799 (Wartmann, Urkundenbuch der Abtei St.-Gallen 1, 149), aber einmal ist dieses Diplom nicht ganz unverdächtig, und dann setzen jene Historiker ihren Kero nicht unter Karl den Großen, sondern unter seinen Vorgänger um das J. 760 oder früher. Scherer vermuthet mit viel Wahrscheinlichkeit, daß jene Geschichtschreiber bei der Erfindung ihres Kero eine dunkle Erinnerung an den großen Nôtkêr Labeo (Teutonicus) leitete.

Die beiden Werke jedoch, die noch heute unter dem Namen Kero's der Bequemlichkeit wegen citirt werden, fordern bei ihrer Wichtigkeit für die Geschichte der deutschen Sprache eine kurze Betrachtung.

a) Die Interlinearversion der Benedictinerregel. Erhalten in der St.-Gallischen Handschr. 916, herausgegeben von Hattemer, Denkmahl des Mittelalters Bd. 1 (1844), S. 28—130 (vgl. dazu Bd. 3, S. 617 und die Collation der Handschr. von Steinmeyer, Zeitschr. f. deutsches Alterth. 17, 431 fg.). Das Denkmal ist grammatisch und literarhistorisch untersucht von F. Seiler (Paul-Braune's Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur Bd. 1, S. 402—485); eine richtigere Altersbestimmung gab Henning, Ueber die St.-Gallischen Sprachdenkmäler bis zum Tode Karl's des Großen S. 153 fg. — Danach ist die Uebersetzung um 800 verfaßt von einem St. Gallischen Mönche, dessen lateinische Kenntnisse so schwach waren, daß ihm die gröbsten Mißverständnisse passirten, obwol er nur Wort für Wort mechanisch übertrug, ohne sich um den Zusammenhang des Satzes zu bekümmern. Schwache Versuche einer freieren Uebersetzung lassen sich zwar nachweisen, aber sie zeigen nur, wie ungelent damals die deutsche Sprache der lateinischen gegenüber noch war. Dennoch gehört diese Interlinearversion zu den wichtigsten althochdeutschen Sprachquellen ihres Alters, Umfangs und Wortreichthums wegen, besonders aber deshalb, weil der Uebersetzer die Längen in Stamm- und Endsilben durch Doppelschreibung der Vocale bezeichnet (vgl. Seiler a. a. O. S. 433 fg., Braune ebendas. 2, 138 fg.); die Quantitäten der Endungen in der Zeit vor Notker wären uns ohne dieses Denkmal fast unbekannt, da die auf das Gothische früher gebauten Schlüsse sich vielfach als trügerisch erwiesen haben.

b) Das Keronische Glossar. Erhalten in drei Handschriften, einer Pariser, der St.-Gallischen 911, und einer Reichenauer, die sich jetzt in Karlsruhe befindet; man pflegt diese Handschriften unter den Siglen Pa. gl. K., Ra zu citiren. Die St.-Gallische Handschrift hat Hattemer a. a. O. Bd. 1, S. 139—218 abdrucken lassen,

die beiden andern Graff in der Diutisca Bd. 1, S. 128—256 nebeneinander; nach neuen Collationen der Handschriften ist die Ausgabe in Steinmeyer-Sievers' althochdeutschen Glossen Bd. 1 (1879), S. 2—270 hergestellt, wo man neben den drei Handschriften auch die fälschlich unter dem Namen Hraban's gehende verkürzte Bearbeitung des Keronischen Glossars findet, sodaß nunmehr für alle sich an das wichtige Denkmal anknüpfenden wissenschaftlichen Forschungen eine ebenso zuverlässige als bequeme Grundlage geschaffen ist. Eingehende literarhistorische und grammatische Untersuchungen über die drei Handschriften des Keronischen Glossars veröffentlichte R. Kögel, Ueber das Keronische Glossar, Halle 1879 (vgl. dazu Steinmeyer's Recension im Anzeiger für deutsches Alterthum 6, 136—142); die Hrabanischen Glossen sind von Heinemann (Ueber das Hrab. Gl., Halle 1881) wesentlich literarhistorisch, von V. Büttner (Das Hrabanische Glossar und die ältesten bairischen Sprachdenkmäler, Berlin 1882) ausführlich grammatisch behandelt. Vgl. dazu noch Z. f. d. A. 26, 326—32. Die bisher geführten Untersuchungen haben zu folgenden sichern Resultaten geführt. Das Keronische Glossar ist eine um 750 und zwar eher früher als später in Rheinfranken angefertigte Interlinearversion eines schon fertig vorhanden gewesenen alphabetischen lateinisch-lateinischen Wörterbuches, welches nur zum geringsten Theil Erklärungen biblischer Worte enthält, obwol die in den Handschriften sich findenden Ueberschriften darauf hinweisen (incipiunt glosae de novo et vetere testamento); vielmehr geht es in der Hauptsache auf dieselben Quellen zurück wie die übrigen uns bekannten lateinisch-lateinischen Glossare, d. h. auf die alten Grammatiker. Aus sprachlichen Gründen, welche R. Kögel in Paul-Braune's Beitr. 9, 201—360 entwickelt hat, muß das Original des Keron. Glossars in rheinfränkischer Mundart abgefaßt gewesen sein. Von den Abschriften steht die St.-Gallische in ihrem zweiten Theile dem Originale in sprachlicher Beziehung relativ am nächsten, während Pa und Ra durch alemannische Mittelglieder hindurch ins Bairische umgeschrieben sind. Pa ist wahrscheinlich das älteste uns erhaltene althochdeutsche Sprachdenkmal, und es ist sehr zu bedauern, daß die zweite, größere Hälfte der Handschrift verloren ist. Auch der erste Theil von gl. K., der im St.-Gallischen Dialekte verfaßt ist, kommt an Alter dem Vocabularius St.-Galli mindestens gleich; der zweite, größere Theil jedoch sowie die Handschrift Ra sind jünger, und wahrscheinlich mit der Benedictinerregel ungefähr gleichzeitig. Der Uebersetzer verstand zwar noch weniger Lateinisch als der der Benedictinerregel, und es sind ihm die unglaublichsten Versehen passirt, aber wir haben Grund, sein Werk über alles zu schätzen, weil es in Bezug auf Wortreichthum und Flexionsformen geradezu das wichtigste aller erhaltenen althochdeutschen Sprachdenkmäler genannt zu werden verdient. Der ἅπαξ λεγόμενα sind so viele, daß die grammatische Forschung hier noch für lange Zeit ein ergiebiges Feld besitzt und auch mit der Hebung des Formenschatzes wird man noch lange fortfahren können, ohne ein Ende zu finden. *(R. Kögel.)*

KEROLITH ist ein derbes, sprödes, meist grünliches Mineral, nach seiner chemischen Zusammensetzung zum Seifenstein gehörig, also wasserhaltiges Thonerde Magnesia-Silicat. *(E. Geinitz.)*

KERONA, eine Gattung der Infusionsthiere. Der Name hat eine eigenthümliche Geschichte. Nachdem er zuerst von O. F. Müller für drei Formen von Infusorien aufgestellt worden war, beschränkte Ehrenberg denselben 1830 auf Kerona pustulata *O. F. M.*, während er auf die beiden andern Arten, Kerona mytilus und histrio die neue Gattung Stylonychia gründete. Später ergab sich auch Kerona pustulata als eine Stylonychia. Dieser Name war demnach überflüssig und hätte für alle drei Arten der Müller'sche Name wieder angenommen werden müssen. Ehrenberg übertrug ihn aber, als vermeintlich freigeworden, auf eine von O. F. Müller zur Gattung Cyclidium gezogene Form, welche auf dem Süßwasser-Armpolypen lebte, und nannte dieselbe nun Kerona polyporum. Diese Bezeichnung hat sich durch Verjährung Geltung verschafft und dürfte eine auf der strengen Durchführung des Prioritätsprincips fußende Aenderung nur Verwirrung erzeugen. Die eine einzige Art umfassende Gattung gehört zu der schon von Ehrenberg charakterisirten Familie der Oxytrichien unter den hypotreichen Infusorien und wird von Fr. Stein in folgender Diagnose gekennzeichnet: „Körper formbeständig, nierenförmig, nach hinten zugespitzt, ohne eigentliche Stirn- und Afterwimpern, mit sechs schrägen bogenförmigen Reihen kurzborstiger Bauchwimpern, welche sich theils über die vordern, theils über die hintern Körpertheile ausbreiten." Die Art lebt auf den Arten der Gattung Hydra. *(J. Victor Carus.)*

KERPEN ist ein preußischer Flecken in der Rheinprovinz, Regierungsbezirk Köln, Kreis Bergheim, unweit der Erft an der Nassel gelegen, 7 Kilom. südlich vom Bahnhofe Horrem, in 88 Met. Höhe. Der Ort hat ein Postamt, ein Friedensgericht, seit 1864 ein Progymnasium, seit 1866 eine höhere Bürgerschule. Ihm gehören 1660 Hctt. Acker und ausgedehnte Wiesen. Die 3011 Bewohner, von denen 1429 männlichen und 1582 weiblichen Geschlechts sind, leben in 606 Wohnhäusern mit 636 Haushaltungen. Von ihnen waren 1871: 39 Evangelische, 2870 Katholiken und 128 Juden. 141 konnten nicht lesen und schreiben. Ehemals war es eine reichsunmittelbare Grafschaft, zu welcher im Nordosten auch Möderath gehörte. *(G. A. von Klöden.)*

KERRIA, eine von Decandolle zu Ehren des englischen Botanikers Bellenden-Ker benannte Gattung Rosaceen. Die hierzu gehörige Art war zwar schon lange vor Decandolle bekannt, aber immer zu andern Gattungen gestellt worden. Linné rechnete sie zu Rubus (R. japonicus) und brachte sie demzufolge in die 12. Klasse, Thunberg hielt sie für eine Art der Gattung Corchorus, Cambessèdes vereinigte sie mit Spiraea, bis Decandolle aus ihr eine eigene Gattung machte, welche von den verwandten Gattungen durch folgende Merkmale unterschieden wird: die Röhre des stehen bleibenden Kelchs ist kurz, halbkugelig, die Kelchzipfel sind dagegen ziemlich

groß, abstehend, gesägt. Die fünf Blumenblätter sind länglich oder rundlich, kurz benagelt. Die zahlreichen Staubgefäße stehen in vielen Reihen, ihre Fäden sind fadenförmig, frei, gewunden. Die Scheibe überzieht die Innenseite der Kelchröhre. Die 5.—8. Karpelle sind vom Kelchgrunde eingeschlossen, frei, länglich oder kugelig, ganz kahl, die Griffel kahl, aufrecht, an der Spitze abgestutzt und mit der Narbe versehen. Es ist nur Ein Eichen vorhanden.

Die Gattung umfaßt nur Eine Art (*Kerria japonica DecandolleA*), welche eigentlich in Japan einheimisch ist, aber nach Siebold und Zaccarini dort nirgends wild angetroffen wurde, obwol sie dort wie im nördlichen China vielfach cultivirt wird. Seit einer Reihe von Jahren ist dieser Ziersträuch auch in Deutschland sehr beliebt und häufig angepflanzt, und unter dem Namen Goldnessel oder Goldröschen bekannt. Er besitzt ruthenförmige Zweige, gestielte, eiförmig-lanzettliche, lang zugespitzte, gesägte Blätter und eine schöne goldgelbe, bei der wilden Form nur aus fünf Blumenblättern bestehende, im cultivirten Zustande aber meist gefüllte Blumenkrone. (*A. Garcke.*)

KERRY, irische Grafschaft, liegt im Südwesten der Provinz Munster, grenzt im Norden an den Shannon, im Osten an die Grafschaften Limerick und Cork, im Süden an die Grafschaft Cork und Kenmare-Bai, im Westen an den Atlantischen Ocean, erstreckt sich 55 engl. Meilen in der größten Länge und $41\frac{1}{2}$ engl. Meilen in der größten Breite. Der Flächeninhalt beträgt 1,186,126 Acres. Davon sind 414,614 Acres urbares, 726,775 uncultivirtes Land, 807 Stadt und Dorfgrund, 32,701 Acres Frischwasser-Fläche.

Bodengestaltung. Der nördliche Theil der Grafschaft ist offenes Gefilde. Dieser Theil umfaßt den großen Torfmoorbezirk Cashen. Nur die niedrigen Hügel Doon, Knockmore und einige andere kleine Anhöhen unterbrechen diese weite Fläche. Die Ebene von Ardfert nimmt 16 engl. □Meilen im Norden der Tralee-Bai ein. Im Osten zieht das Clanruddery-Gebirge $7\frac{1}{2}$ engl. Meilen von Norden nach Süden in beträchtlicher Breite. Die Stacks, ein niedriger Bergzug, setzt aus vom Tralee-Hafen, berandet die Ardfert-Ebene im Osten und streicht nordöstlich zu den Quellen des Foyle. Die höchsten Gipfel dieser Züge sind Knockacur, Knockmadirive, Mount Eagle Loyal, Knockmagossy, Knockmanaghan, Knockreaghan, Knockbrack, Knockgnagh. Von Castlemaine-Hafen nach Osten bis zu den Quellen des Maine und des Brown Flesk erstreckt sich ein weites, ebenes Gefilde, welches den ergiebigsten Boden der Grafschaft enthält. Weiter nach Westen erhebt sich die steile und rauhe Slievmish-Kette, $3\frac{1}{4}$ engl. Meilen westlich von Castle-Island, setzt sich nach Osten fort und scheidet die Dingle- und Tralee-Bai vom untern Maine-Thale. Die beträchtlichste Höhe in dieser Kette erreichte der Cahircontree und der Bantregaun, letzterer ist 2784 Fuß hoch. Den nördlichen halbinselförmigen Theil der Grafschaft durchsetzt eine Kette steiler Berge, von denen die beträchtlichsten sind Ballyvalder, Cappaliesheihy, Croskerdagh, Connor und Sugarloaf. Im Norden der Halbinsel erhebt der Brandon sich zu 3126 Fuß. Südwärts bis Castle-Island und Killarney erstreckt sich wieder ebenes Gefilde und dann folgt das südliche Hochland der Grafschaft, welches den südlichen halbinselförmigen Theil einnimmt. Die beträchtlichsten Gipfel sind hier Mangerton mit dem Glancorough, dem Glen of the horse und the Devil's Punch Bowl, der Zug der Macgillicuddy's Reeks mit dem Carran Tuo 3414 Fuß hoch, der höchsten Spitze in Irland.

Die Küste hat viele tiefe Einschnitte und deshalb eine außerordentlich große Länge. Sie steht meistens hoch und jäh an und ist mit steilen Klippen besetzt. Im Norden befindet sich Tarbert Bai mit vortrefflichem Ankergrund und der Landspitze Ardmore-Point und Ardmore Bai; daneben ist Crocken-Point und Carrigafoyle-Insel. Bei Beal-Point ist die Mündung des Flusses Cashel mit Hafen. An der Mündung des Shannon steht Kerry-Head, ein mächtiges Portal, 710 Fuß hoch, 8 engl. Meilen nordwestlich von Ardfert. Daneben ist Ballyheige-Bai, zu offen für eine sichere Rhede. Hier senkt sich die bisher hohe Küste zu einem sanft abfallenden Strande und bleibt so bis Brandon-Bai. Die Tralee-Bai, von welcher ein Kanal zur Stadt Tralee führt, ist ein gut geschützter Hafen mit 2—3 Faden Wasser. Die Fenit-Insel liegt ihr an der Nordseite vor. Brandon-Berg nimmt eine Halbinsel zwischen Smerwick-Hafen im Westen und Brandon-Bai im Osten ein, ist 3126 Fuß hoch. Brandon-Head, ein Absatz des Berges, 4 engl. Meilen nordöstlich von dessen Gipfel, beschirmt die Bai-einfahrt an der Westseite. Brandon-Bai hat guten Ankergrund, ist 4 engl. Meilen breit an der Einfahrt und dringt 3 engl. Meilen weit landeinwärts. Sie beschreibt im Umfange einen Halbkreis mit einem eckigen Zusatze im Südwesten und ist von Tralee-Bai nur durch eine schmale Halbinsel getrennt. Am Westufer der Bai liegt das Fischerdorf Brandon, eine Küstenwachtstation. Smerwick-Hafen befindet sich zwischen Ballydavid-Head und Dumourlies-Head und hat guten Ankergrund. Im Süden von Brandon-Bai tritt die Küste wieder hoch und schroff auf. Dann folgen die Halbinsel Corkaguiney mit Ferriter's Cove, die Blasquet-Inseln und Dunmore-Head und dann Dingle-Bai, $14\frac{1}{2}$ engl. Meilen breit an der Einfahrt zwischen Dunmore-Head im Norden und Brea-Head im Süden und 21 Meilen lang landeinwärts bei allmählich bis auf 6 engl. Meilen abnehmender Breite. Dingle-Bai enthält Ventry-, Dingle- und Castlemaine-Hafen. Letzterer liegt an der Spitze der Bai und an der Mündung des Flusses Maine. Auch der Lane mündet in Dingle-Bai. Die Bai hat werthvolle Fischerei.

Valentia-Hafen ist nicht eine Bai, sondern ein Kanal oder Meeresarm, welcher die Insel Valentia vom Hauptlande trennt, ist jedoch eine vortreffliche, sichere Ankerstelle. Die Lamb-Insel beschirmt die nördliche Einfahrt. Die Valentia-Insel ist 5 engl. Meilen lang, $2\frac{1}{2}$ breit; Bray-Head, ein Felsenberg am westlichen Ende der Insel, beschirmt die südliche Einfahrt des Hafens. Vom Ocean 628 Fuß steil emporragend, ist er eins der großartigsten der an großartigen Vorgebirgen reichen Küste

Kerry's. Die Fohilly-Berge im nordwestlichen Ende der Insel sind 1886 Fuß hoch. Das Dorf Valentia am nordöstlichen Ende der Insel hat Brüche von vorzüglichem Schiefer, beträchtliche Fischerei, auch Ausfuhr von Getreide und Butter. Die Insel wurde während Cromwell's Protectorat von den Spaniern besetzt; Cromwell's Truppen vertrieben sie aber und errichteten hier zwei Forts, eins an der nördlichen und eins an der südlichen Einfahrt des Hafens. Valentia hat neuerdings große Wichtigkeit erlangt, weil von hier aus 1865 das transatlantische Telegraphenkabel gelegt wurde.

Weiter nach Süden finden wir Finan's-Bai und Ballinaskelligs-Bai, die von vielen kleinen Eilanden erfüllt sind, und dann kommt an der Südgrenze der Grafschaft Kenmare-Bai, im Lande wegen ihres flußartigen Verlaufs gemeiniglich Kenmare-River genannt. Die Bai geht 18½ engl. Meilen weit landein, die Breite beträgt an der Einfahrt zwischen Lamb's Head und God's Head 5½ engl. Meilen, verengert sich dann bis auf eine Meile und hat dann weiter mehrere Erweiterungen und Verengerungen. Sie enthält die Inseln Two Head, Roßmore und Dunkerin und endet bei der Stadt Kenmare. Große Boote gehen bis zur Roughty-Brücke an der Endspitze der Bai hinauf. Die Bai ist rings von hohem Gebirge umzogen.

Unter den der Küste anliegenden Inseln sind die größten: Carrigafoyle an der Westseite der Ballylongford-Bai zwischen Ballybrigue-Bai und Tralee-Bai, die Blasquet-Inseln, gegenüber dem Ende der Halbinsel Corkaguiney, Valentia und Lamb-Island in der Valentia-Bai, Puffin an der Nordwestseite von St. Finan's-Bai, die Skellig-Klippen südwestlich von Bolus Head, Hog Insel und Scara südlich von der Einfahrt der Ballinaskelligs-Bai, Two Head, Roßmore und Dunkerin in Kenmare-Bai.

Flüsse und Seen. Der Cashen entsteht aus den Bächen Gealc, Feale und Brick, fließt nordwestlich zum Meer. Der Maine entspringt in zwei Bächen an beiden Seiten des Knockanadirive, fließt südwestlich und mündet bei Castlemaine in die Dingle-Bai. Der Brown Flesk entspringt am Mount Eagle Loyal und mündet in den Maine. Der Flesk entspringt in der Grafschaft Cork, fließt westlich und westnordwestlich zum untern Killarney-See. Der Deanagh entspringt nördlich des Magonihy und mündet in den untern Killarney-See. Der Laune ist ein Ausfluß des untern Killarney-Sees, fließt nordwestlich und mündet bei Castlemaine in die Dingle-Bai. Der Carra mündet in die obere Dingle-Bai. Der Fartin oder Ferta fließt westsüdwestlich zum Valentia-Hafen. Der Owencreagh fließt südlich zum Flesk. — Der Cunamara entspringt an der Nordseite des Gwerbane und fließt südwestlich durch die Seen Derryana und Currane zur Ostküste der Ballinskelligs-Bai. Der Sneem oder Blackwater, der Finchy fließen nach der Westküste der Kenmare-Bai. Der Roughty fließt südwestlich zur Spitze der Kenmare-Bai. Die Killarney-See (s. d.), der Currane-See an der Küste der Baronie Iveragh, die beiden Carra-Seen, welche den Killarney-Seen an malerischen Reizen kaum nachstehen im Westen der Baronie Dunferry, der Derryhane und der Lannan im Becken des Cunamara, der Devils Punch Bowle auf dem Gipfel des Mangerton, eine Menge anderer kleiner Seen und Lachen tragen wesentlich bei zu der hohen landschaftlichen Schönheit, welche Kerry auszeichnet.

Mineralquellen sind Killarney-Spa bei der Stadt Killarney, Iveragh-Spa am Strande des Valentia-Hafens, Dingle-Spa, Castlemaine-Spa, Tralee-Spa.

Gestein. In den Gebirgsgegenden herrschen rothe und graue Conglomerate und Sandstein vor, auf welchen Kieselsteine liegen. Die Thäler des Feale, Maine und Roughty sind hauptsächlich Kalksteinbezirke. Von Ardfert bis Kerry-Head erstreckt sich thonartiger Sandstein, dann folgt wieder Kalkstein, bei Ballybunian Schiefer mit Alaun. Der große Munster Steinkohlenbezirk streicht von Tralee bis an die Ostgrenze der Grafschaft.

Kerry hatte ehedem beträchtlichen Eisenerzbau, Killarney besaß große Hüttenwerke. Allein der Bergbau ist in Kerry gänzlich abgekommen. Bei Mackroß und auf Roß-Island ist Kupfer gefördert worden bei Killray, auch Kenmare hat bauwürdiges Kupfer. Auf der Valentia-Insel wird vorzüglicher Dachschiefer gebrochen und ausgeführt. Bei Bush wird Triepel gefunden. Castle-Island liefert den irischen Schiefer (Lapis Hibernicus, „Kerrystones"). Man findet einen harten Krystall bei Ballyheige, Amethyste bei Kerry-Head, schöne Kiesel an mehrern Stellen.

Das Klima ist feucht. Die Küste ist häufigen Stürmen ausgesetzt. Im Binnenlande ist das Klima mild und warm, daher der Pflanzenwuchs überaus üppig. Die Flora enthält mehrere Pflanzen, die sonst in derselben Breite nicht im Freien vorkommen, wie Pinguicola grandiflora, Arbutus (Erdbeerbaum), dessen reiches, mildgrünes Laub die Schönheit der Waldung sehr erhöht, namentlich ein wesentlicher Theil der Reize der Killarneyseeufer ist, u. a. In den Holzungen herrschen Eschen und Eichen vor.

Wildgeflügel. Der wilde Schwan wird mitunter in Corkaguiney gesehen. Das Gebirge schwärmt von Birkhühnern, die Küste von Seevögeln. Den Blasquet-Inseln ist der Gourder (Hortulanus Hibernicus) eigenthümlich. Er ist von der Größe des Sperlings, hat Schwimmfüße und wird für eine große Delicatesse gehalten.

Brennstoff. Die Grafschaft besitzt einen reichlichen und sehr vortrefflichen Brennstoff in dem Torfe der großen Moore. Die tiefen Thäler im Süden bestehen zum großen Theil aus Torfmoor. Der Torfmoor (bog) nimmt in Kerry 171,054 Acres ein. Eine Art Torf, der Meagh Bone (fetter Torf) brennt wie eine Wachskerze und wird von ärmeren Leuten auch mehr zum Leuchten als zum Brennen benutzt.

Landwirthschaft. Der im ganzen noch sehr zurückgebliebene Ackerbau ist neuerdings von den auf den Gütern des Lords Headly, des Marquis von Lansdowne u. a. eingeführten Verbesserungen merklich beeinflußt worden. Ein großer Theil des Landes liegt in Weide. Der fette Lehmboden der mittlern Lande eignet sich vorzüglich für Futterkraut und Milchwirthschaft, welche auf den größeren Pächtereien vornehmlich betrieben wird. Das Kerry-Rind

ist klein, jedoch schlank gebaut und leicht gemästet. Die Kühe sind in allen Theilen Irlands sehr beliebte Milcher. Das Kerry-Pony ist klein und kein besonders gutes Zugpferd. Das Pferd sonstiger Rasse ist schlank gebaut und schnell, aber nicht stark. Schweine, Schafe und besonders Ziegen werden in großer Menge gezüchtet. Kartoffeln, Weizen, Hafer, Gerste, Futterkraut, Mangelwurzel, Flachs werden meistens angebaut. Seit der großen Hungersnoth von 1846 sind viele kleine Pächtereien weggeräumt und anstatt deren große Viehzucht- und Milchwirthschaften größtentheils in der Pacht von Engländern und Schotten eingerichtet worden. Die Wohnungen der einheimischen untern Landbevölkerung sind meistens noch kleine ärmliche Hütten. Die Fischerei an den Küsten ist von Bedeutung.

Eintheilung. Die Grafschaft gehört zur irischen Provinz Munster und enthält 8 Baronien, nämlich Iraghticonnor im Nordosten, Clanmaurice im Nordwesten, Corkaguiney, Iveragh im Westen, Dankerries im Südwesten, Glanerought im Süden, Magunihy, Trighannaceny in der Mitte. Diese Baronien enthalten 87 Kirchspiele. Die Städte sind Tralee, Killarney, Dingle, Listowel, Cahirsiveen, Castle-Island, Ardfert, Ballylongford, Tarbert. Hauptort ist Tralee, wo die Assisen gehalten werden. Nach der Armeeabtheilung gehört Kerry zum Militärbezirk Cork.

Die Hauptlandstraße läuft von Tralee nach Abbey O'Dorney, Ardfert, Lixna, Ballyhunian, Listowel, Tarbert, Kilgillin, Dingle, Dunmore Head, Castlemaine, Killorglin, Glinik, Cahirsiveen, Valentia, Killarney.

Ausfuhr. Stapelartikel sind Butter, Hafer und Fische.

Bevölkerung. Die Grafschaft hatte 1871: 196,014 Einwohner, 1841: 293,880, 1851: 238,239. 61 Procent der Einwohner sprechen Irisch.

Geschichtliches. Die Grafschaft Kerry wurde im J. 1210 von König Johann von England abgemarkt und gegründet. Sie hat ihren Namen Kerry von Cair rieght, Reich des Cair, eines Sohnes des Königs Fergus von Ulster. Ptolemäus nennt als Einwohner dieser Gegend die Iuvernii.

Vor Ankunft der Engländer gehörte Kerry zum Königreich Desmond, welches die Mac Carthy beherrschten. Der nördliche Theil von Kerry war im Besitze der O'Connor, der mittlere in dem der Moriarty, der südliche in dem der O'Donoghon.

Raymond le Gros, ein englischer abenteuernder Ritter, verbündete sich mit König Dermod Mac Carthy und half ihm die Rebellion seines Sohnes Cormac unterdrücken. Er erhielt für diesen Dienst die Verwilligung ausgedehnter Ländereien im Norden von Kerry, wo er 1177 seinen Sohn Maurice sich ansiedeln ließ. Maurice erlangte eine solche Macht, daß die damalige Landschaft Lixnaw, so benannt nach dem alten Stamme der Luceni, fortan Clanmaurice genannt wurde. Im J. 1329 wurde Maurice Fitzgerald, Großenkel des ersten Lords Kerry, zum Earl von Desmond erhoben, und es wurde der südliche Theil der Grafschaft Kerry mit einem Theile der Grafschaft Cork, welcher sich bis an die Mündung des Blackwater erstreckte, zu einer Pfalzgrafschaft vereinigt, welche dem Grafen von Desmond verliehen wurde. Die Grafen von Desmond erlangten eine Autorität, die nahe an Souveränetät grenzte. Nach der Verurtheilung des Gerald, sechszehnten und letzten Grafen von Desmond, wurden die Länder der Grafen von Desmond für verwirkt erklärt und ihr Besitz vertheilte sich unter Sir William Herbert, Herrn Charles Herbert, Sir William Browne, Sir Edward Denny, Kapitän Conway, Herrn John Holly. Beim Ausbruch der Insurrection von 1641 nahmen die eingeborenen Iren Tralee, erlangten Besitz eines großen Theils der Grafschaft Kerry und behaupteten dieselbe, bis Ludlow, Cromwell's Feldhauptmann, sie besiegte, worauf dann weiter ausgedehnte Confiscationen irischer Lande in Kerry stattfanden. Einer der neuen Grundherren war Sir William Petth, welcher die Kenmare-Eisenwerke gründete, die so lange bestanden, als die Umgegend Brennstoff liefern konnte. Die Güter des Sir William Petty, wie die der Fitzmaurice, sind gegenwärtig im Besitze des Marquis von Lansdowne, welcher danach den Titel des Grafen von Kenmare führt und der größte Grundherr in Kerry ist.

(W. Boutheim.)

KERSANTIT, KERSANTON heißt ein in der Bretagne, den Vogesen und an einigen andern Stellen auftretendes Eruptivgestein, welches zur Gruppe der Diorite gehört. Es wird stellenweise als Baustein benutzt (s. Zirkel, Die Zusammensetzung des Kersantit. Leipzig 1875). *(E. Geinitz.)*

KERTSCH. Kreisstadt auf der den östlichen Theil der Krim (Russ. Gouvernement Taurien) bildenden Halbinsel, an der das Asowsche und Schwarze Meer miteinander verbindenden Straße von Kertsch, unter dem 45°, 21′ nördl. Br. und 54°, 9′ östl. L., 226 Kilom. nordöstlich von Simferopol, liegt amphitheatralisch am Fuße des Mithridatesberges und bildet mit der nahen Stadt Jenikale und einigen andern Ansiedelungen einen besondern administrativen Bezirk unter einem Stadthauptmann. Die Geschichte von Kertsch läßt sich im Alterthume bis zur Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. verfolgen. An der Stelle der jetzigen Stadt hatten die Einwohner Milets mitten unter den Scythen eine Colonie namens Pantikapäon gegründet, die nach und nach eine gewisse Handelsbedeutung erlangte, anfangs eine demokratische Verfassung hatte, dann aber die Hauptstadt des Bosporanischen Reiches wurde, das seinen Namen von dem Kimmerischen Bosporus, der jetzigen Straße von Kertsch, erhalten hatte. Die ersten Fürsten sollen scythischer Herkunft gewesen sein. Im J. 109 v. Chr. wurden die Bosporaner dem berühmten pontischen Könige Mithridates tributpflichtig; in der Folge aber erklärte sich der Sohn desselben, Pharnaces, in offener Empörung gegen seinen Vater zum Herrn des Bosporus und wurde der Gründer einer neuen Dynastie bosporanischer Herrscher, die bis zur Mitte des 4. Jahrhunderts n. Chr. dauerte. Während der großen Völkerwanderung wurde das Bosporanische Reich zerstört und von dieser Zeit an ist die Geschichte der früheren Hauptstadt desselben in

Dunkel gehüllt. Die Stadt gehörte damals zum oströmischen Reiche, doch gerieth sie in völligen Verfall infolge der Ueberfälle der von Osten einbrechenden Völkerstämme, wie z. B. der Chazaren, die sich im 7. Jahrh. in Taurien festsetzten. Vom 11. Jahrhundert an wurde der alte Bosporus den Russen unter dem Namen Kertschew bekannt. Im 13. Jahrh. ließen sich die Tataren in Taurien nieder, traten aber 1318 die Handelsplätze an der Küste an die Genuesen ab, weil dieselben für sie keine Bedeutung hatten. Letztere gaben der Stadt Kertsch den Namen Tschorkio; doch schon am Ende des 15. Jahrh. fiel Kertsch in die Hände der Türken und wurde einer ihrer Kriegshäfen, der seit dem Ende des 17. Jahrh. eine große Bedeutung gewann, als die Seekriege der Türken mit den Russen begannen. Im J. 1771 gelangte eine Heeresabtheilung des russ. Generals Fürsten Dolgorukow, die gegen die Krim expedirt war, über die Arabatsche Landzunge nach Kertsch und nahm die Stadt ein; drei Jahre später wurde Kertsch durch den Friedensvertrag von Kutschuk-Kainardschi zusammen mit Jenikale an die Russen abgetreten und wurde eine ihrer ersten Besitzungen in der Krim und der Ausgangspunkt ihrer späteren militärischen Operationen gegen die Tataren. Bald darauf wurden auf den Rath des Grafen Orlow viele Familien archipelagischer Griechen in Kertsch und Jenikale angesiedelt und denselben große Privilegien verliehen, so unter andern, daß Angehörige einer andern Nation sich hier nicht ansiedeln durften. Da aber die Griechen sich nicht mit der Cultur des ihnen überwiesenen Landes beschäftigten, so wurde 1830 dies Privilegium wieder aufgehoben und Colonisten aus Rumänien, Bulgarien u. s. w. und Saporoger Kosaken hier angesiedelt. Anfangs hatte Kertsch die glänzende Aussicht, eins der Hauptcentren für den südrussischen Handel zu werden, doch mit der Eröffnung der Häfen von Odessa und Taganrog blieb der Hafen von Kertsch ganz unbenutzt. Im J. 1820 wurde die Festung aufgehoben, im J. 1821 der Hafen von Kertsch eröffnet und zu gleicher Zeit auch die Kertsch-Jenikalische Stadthauptmannschaft eingerichtet. Hierauf wurde eine neue geräumige Quarantäne als Centralstelle für die Schiffahrt auf dem Asowschen Meere angelegt und von dieser Zeit an nahm auch der Handel von Kertsch einen immer größeren Aufschwung. Am 25. Mai 1855 wurde Kertsch von den Engländern und Franzosen besetzt, 11.—14. Juni geplündert und verwüstet, sodaß nach dem Abzuge derselben von 1562 Häusern, die damals in Kertsch waren, nur noch 380 in bewohnbarem Zustande blieben. Besonders hatte das auf dem Mithridatesberge stehende Museum gelitten, das nach dem Muster des alten athenischen Theseus-Tempels erbaut war. Die jetzige Stadt Kertsch, zu der eine mohammedanische Vorstadt gehört, hat 22,449 Einwohner, drei griechische, eine katholische Kirche, eine Synagoge, ein Gymnasium, ein Fräuleinstift, ein Museum für Alterthümer (gegründet 1825), einen öffentlichen Garten, eine Bibliothek, 200 Kaufläden, eine Quarantäne und einen sichern geräumigen Hafen zwischen dem Vorgebirge Ak-Burun und Jenikale. Die Tiefe desselben beträgt an seinem Ende 19 Fuß, in der Mitte 12 Fuß. Der Boden des Hafens besteht überall aus mit Seegras vermischtem Schlamm. Das Ufer ist größtentheils sandig; am nördlichen Ufer erhebt sich ein steiles Vorgebirge, westlich hinter der Stadt der Berg Mithridates. Gerade der griechischen Kirche gegenüber sind nach Osten zu die Ueberreste einer alten Mole im Meere sichtbar, die jetzt fast ganz mit Wasser bedeckt ist. Kertsch treibt einen ziemlich bedeutenden Handel mit dem Auslande. Jährlich werden Waaren für circa 930,000 Rubel ausgeführt und für 381,000 Rubel eingeführt. Die Hauptgegenstände des Exports sind Weizen, Wolle, Leder, Fische, Kaviar und Salz; des Imports: Wein, Früchte, Holz, Oel, Kaffee und Taback. Wichtiger jedoch für die Stadt ist der Fischfang auf dem Asowschen Meere, sowie der Handel mit dem aus den benachbarten Salzseen gewonnenen Salze (2 Millionen Pud jährlich) und vortrefflichen Bausteinen, die in den zu Kertsch gehörigen Steinbrüchen bei den Sloboden Adschimustai und Bulganaki gebrochen und in großer Menge, besonders nach Kaukasien, ausgeführt werden, wo ganze Städte, wie z. B. Anapa und Noworossisk, aus denselben erbaut sind. Fische, besonders Fettheringe, werden in den Gewässern der Stadthauptmannschaft in ungeheuern Massen gefangen und nicht nur nach Neurußland, sondern auch nach den Gouvernements Charkow, Pultawa, Kiew, Tschernigow, Kursk und Orel exportirt. Ebenso bedeutend ist der Fang von Rothfischen, wie des Störe, des Sternhausens und des Hausens, aus denen ein vortrefflicher Kaviar gewonnen wird. Der Fisch selbst wird in Stücke zerschnitten, gedörrt und unter dem Namen „Balyk" in die entferntesten Provinzen Rußlands versandt, mit welchem Geschäft sich vorzugsweise die Griechen in Jenikale beschäftigen. Das Gebiet der Kertscher Stadthauptmannschaft ist auch in archäologischer Hinsicht merkwürdig. Zahlreiche Grabhügel (Kurgani), die innen ausgemauert sind, enthalten viele Gegenstände aus dem alten bosporanischen Reiche. Das Vorhandensein dieser Alterthümer war schon längst bekannt, doch erst im J. 1825 begannen die Ausgrabungen unter der Leitung Blaramberg's. In vier Kurganen wurden goldene Grabkränze, Ohrringe, Armbänder, Ringe u. s. w. gefunden und dieser Umstand gab die Veranlassung zur Gründung des Kertsch-Museums. Im J. 1830 wurde in dem Kurgan Kul-Oba (auf Tatarisch: der Aschen-Kurgan), 7 Kilom. von Kertsch auf dem Wege nach Feodosia, ein steinernes Grabmal ägyptischer Bauart entdeckt, in dem sich die Skelette eines der bosporanischen Herrscher vor-Mithridatischer Zeit und seiner Gemahlin vorfanden, die in einem prächtigen, aus Cypressenholz verfertigten und mit vielen goldenen Zierathen geschmückten Sarkophage lagen. Der Fürst war zusammen mit seinem Pferde beerdigt und zwar in voller Rüstung, zu der auch ein goldener Schild gehörte. Neben ihm lagen Trinkgeschirre und musikalische Instrumente. Das Gewicht sämmtlicher in diesem Grabhügel aufgefundenen goldenen Geräthschaften belief sich auf 3 Pud. In

der Nacht, die dem Tage der Eröffnung des Grabhügels folgte, wurde ein Theil dieser Gegenstände gestohlen und erst im J. 1859 gelang es der russ. Regierung, durch Kauf einige davon zurückzuerhalten. Im J. 1832 wurde der nordwestlich vom Kurgan Kul-Oba, 4½ Kilom. weit von Kertsch gelegene Kurgan Altyn Oba aufgegraben und in demselben ein prächtiges, steinernes Gewölbe, ebenfalls ägyptischer Bauart, entdeckt, das jedoch allem Anschein nach früher bereits ausgeplündert war. Im J. 1836 wurde in dem ebenfalls 4½ Kilom. von Kertsch, nicht weit von der Quarantäne liegenden Zarski-Kurgan, ein ähnliches, bereits ausgeplündertes Gewölbe entdeckt, in welchem sich eine 51 Meter lange und 16 Meter breite Galerie befand. — Nach dieser Zeit hörte man mit den Ausgrabungen auf und es verbreitete sich sogar die Ansicht, daß der archäologische Boden von Kertsch erschöpft sei. Im J. 1850 jedoch wurden durch Zufall in der kertscher Vorstadt Gliniza in einem der schon früher geöffneten Kurgane zwei wohlerhaltene Marmorstatuen gefunden. Nach dem Krimkriege wurden die Nachgrabungen wieder aufgenommen und 1858 im Kurgan auf der Pawlowschen Batterie ein steinernes Grabmal mit einem Sarge aus Cypressenholz gefunden, in dem sich eine thönerne Vase und viele goldene Geräthschaften befanden. Im J. 1859 wurden an verschiedenen Orten 58 Kurgane bloßgelegt, in welchen hölzerne Sarkophage, sowie viele goldene Geräthe, marmorne und thönerne Gefäße u. s. w. gefunden wurden. Die bis zum J. 1860 fortgesetzten Ausgrabungen auf dem Berge Jus-Oba ergaben ähnliche Resultate. Außer den Kurganen bei Kertsch gibt es noch Katakomben, welche nach Dubois de Monneraie einer späteren Epoche angehören und den Christen als Begräbnißorte gedient haben sollen. Endlich finden sich auch in Kertsch und in seiner Umgegend Marmortrümmer von den Gebäuden des alten Pantikapäon, die von späteren Bewohnern der Gegend zum Bau ihrer Häuser benutzt wurden. Die bedeutendsten der in Kertsch aufgefundenen Alterthümer werden in Petersburg aufbewahrt. Ein Theil der im Kertsch-Museum aufbewahrten Alterthümer wurde im Krimkriege von den Franzosen und Engländern geraubt. — Erwähnenswerth sind noch die zahlreichen kleinen Schlammvulkane, die sich in der Nähe von Kertsch befinden.

(A. von Wald.)

KERYX. Unter den in historischer Zeit so überaus zahlreichen Adelsgeschlechtern in Attika unterschied man deutlich die alten autochthonen Familien von den später infolge der dorischen Wanderung in das Land gekommenen. Wieder unter den autochthonen Geschlechtern sind die priesterlichen von den kriegerischen zu scheiden, obwol natürlich hier so wenig wie in andern Cantonen der Griechenwelt aus jenen ein bestimmter Klerus sich entwickelt hat. Unter den alteinheimischen Familien nun des attischen Kern- und Stammlandes, der Staatenbildung, die von der Burg Kekropia ausgegangen war, nahmen neben andern eine besonders glänzende Stellung ein die Keryken und Daduchen, d. h. das Geschlecht der Herolde und Fackelträger, welches uralt überlieferte Bräuche im Dienste der Demeter zu verrichten hatte. Dieses Geschlecht leitete nach der alten attischen Ueberlieferung seine Abkunft her von dem Hermes, dem Herold des Himmels, und der Aglauros oder Agraulos, der Tochter des alten attischen Landeskönigs Kekrops und dessen gleichnamiger Gattin, des Aktäos Tochter. Eine andere Version der Ueberlieferung, welche die Abkunft dieser Familie auf den eleusinischen Triptolemos zurückführen will, ist sicherlich erst seit der Ausbildung des Festes der Eleusinien und aus der Beamtung entstanden, welche das Geschlecht der Keryken bei diesem Feste einnahm. Denn die geistliche oder priesterliche Bedeutung dieses Hauses beruht in der uns bekannten historischen Zeit wesentlich auf dem Zusammenhange der Keryken mit den Eleusinien. Die Leitung und die Aufsicht der Eleusinien stand dem Archon Basileus zu, als dem ersten geistlichen Großbeamten des attischen Staates; neben diesem fungirte der (Hierophant) Oberpriester der Demeter von Eleusis (ein Amt, welches den eleusinischen Eumolpiden erblich angehörte), und nun einerseits der Daduchos oder Fackelträger, andererseits der Hierokeryx oder „heilige Herold", Aemter also, auf welche durch lange Jahrhunderte den athenischen Daduchen und Keryken das Anrecht zustand. Der Hierophant, der Daduche und der Hierokeryx leiteten auch die Weihen der in die Mysterien (zu deren Besorgung der Staat auch noch zwei Epimeleten, einen Eumolpiden und einen Keryken, wählte) Einzuweihenden, wirkten bei der mimisch-orchestischen Darstellung der Schicksale der Demeter und ihrer Tochter mit (die ein Hauptgegenstand der mystischen Feier war), und ließen zuletzt die Geweihten die heiligen Gesichte schauen. Dabei vertrat der Hierokeryx die Stelle des Hermes, der Daduche die des Helios, der Hierophant die des „ordnenden Gottes". Im übrigen hatten die andern Eumolpiden und Keryken keinen priesterlichen Beruf weiter als etwa die Theilnahme an einem Gerichte der Exegeten, welches das heilige ungeschriebene Recht aussprach, und an einem Festzuge.

In historischer Zeit war die Daduchie in den Händen der Familie Kallias-Hipponikos, und nach deren Aussterben in der der Lykomiden. Namhafte Athener aus den Familien der eigentlichen Keryken treten in der Geschichte Athens wiederholt auf; wir erinnern nur für die Zeit des Peloponnesischen Krieges an Andokides, und für die zweite Hälfte des dritten nachchristlichen Jahrhunderts an den berühmten Historiker und Heerführer Dexippos.

(G. Hertzberg.)

KERZENWEIHE (die). Im christlich-religiösen Cultus, welcher für unsere Darstellung allein in Betracht kommt, ist der Gebrauch angezündeter Kerzen, welche nur aus Bienenwachs bestanden, und zwar auf den Altären, namentlich, wie es scheint, zuerst bei der Vorlesung des Evangeliums und bei der Feier des Heiligen Abendmahls, vor Särgen in Begräbnißräumen, vor Heiligenbildern u. s. w., um einerseits freiwillige Opfergaben, andererseits das Bild Christi und seiner Jünger als der Lichter der Welt nach den Aussprüchen der Heiligen Schrift darzustellen und als Zeichen

der Freude zu dienen[1]), seit dem 4., vielleicht schon seit dem 3. Jahrhundert, zuerst wol im Morgenlande, bekannt; aber von einer Weihe als einer speciellen Ceremonie vor und bei ihrer Aufstellung und ihrem Gebrauche ist aus den früheren Zeiten nichts überliefert.

Indeß reicht diese Cultushandlung für die römisch-katholische Kirche bis tief in die älteren Zeiten hinab, wie sie später und bis jetzt in derselben ihre formelle kirchenordnungsmäßige Ausbildung im Einzelnen erhalten hat. Den ersten Platz dürfte hier die allgemeine Kerzenweihe zu Mariä Reinigung oder Lichtmeß, am 2. Febr. jedes Jahres, beanspruchen, wobei die dargebrachten Kerzen nicht blos für die Verwendung in kirchlichen Räumen, sondern auch zum häuslichen und privaten Gebrauch, z. B. als Schutz gegen Gewitter, unter vorgeschriebenen Gebeten und entsprechenden Ceremonien durch Priester geheiligt werden. Das hierbei gesprochene priesterliche Gebet enthält die Worte (lateinisch): „Herr Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, Du wahres Licht, das je den Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt, wir bitten Dich, Du wollest diese Kerzen segnen und uns die Gnade geben, daß, wo sie angezündet werden, unsere Herzen von dem unsichtbaren Feuer und der Klarheit des Heiligen Geistes erleuchtet, von aller Blindheit der Sünde und des Lasters befreit und nach zurückgelegten dunkeln und gefahrvollen irdischen Pfaden zum ewigen Lichte zugelassen werden".[2] Bei dem sehr ausgedehnten Gebrauche, welcher in der päpstlichen Kirche von Kerzen gemacht wird, ist die Zahl derselben in großen Kirchen und Städten für diese Ceremonie meist eine sehr bedeutende.

Mit vielem Aufwande kirchlicher Apparate vollzieht sich in der römisch-katholischen Kirche an jedem Sonnabende vor Ostern in der päpstlichen Hauptkapelle zu Rom die Einweihung der Osterkerzen oder der Osterkerze, cereus paschalis.[3]) Auch andere Kerzen finden ihre im besondern bestimmte Weihe, wie diejenigen, welche für den Taufact bestimmt sind.[4]) Einen solchen Act weist ferner der 3. Febr. am Tage des Heiligen Blasius bei der sogenannten Halsweihe auf.[5] Als im 11. Jahrhundert Kerzen von Stearin, Paraffin und anderen Stoffen auftamen, wurde deren kirchlich-religiöser Gebrauch, mithin auch deren Einsegnung von der Cardinals-Congregation der Riten ausdrücklich untersagt; man soll nur Kerzen von Bienenwachs verwenden.

In der orthodoxen morgenländischen Kirche, namentlich der russischen, ist die Verwendung von Kerzen mindestens ebenso umfangreich, wenn nicht noch umfangreicher als in der abendländischen, und zwar ebenfalls unter der bestimmten Vorschrift, daß als Material ausschließlich Bienenwachs genommen werden soll. Auch sind mit ihrer Ingebrauchnahme zu kirchlichen und religiösen Zwecken wie dort bestimmte Weiheacte angeordnet, für welche oft sehr große Massen auch von Privaten zu ihrem häuslichen Bedarfe zur Stelle gebracht werden. — Die lutherischen, bezw. lutherisch evangelischen Landeskirchen haben zwar die Aufstellung und Anzündung von Kerzen, besonders für die Feier des Heiligen Abendmahls, wenn auch in weit geringerem Maße, beibehalten; aber die Kirchenagenden enthalten keine obligatorischen Weihen oder ceremoniellen Vorschriften für dieselben, wogegen Glockenweihen, Orgelweihen, Altarweihen u. s. w. meist üblich sind. — Die reformirte Kirche hat die Kerzen aus ihrem Cultus entfernt.

Zur Literatur gehören zunächst die größeren allgemeinen Werke über Kirchengeschichte, die Kirchenlexika, wie das von Aschbach, Herzog und andere, namentlich katholische; ferner im besondern die Schriften über kirchliche Archäologie, wie von Augusti, Bingham, Martene u. a. Vgl. hierüber G. B. Winer's Handbuch der theologischen Literatur, I. Bd. (Leipzig 1838, S. 606 fg.) — Außerdem zählen hierher die Werke über christlichen Cultus und dessen Symbolik, wie die von Alt, Ehrenfeuchter u. a. Vgl. hierüber G. B. Winer's oben angeführtes Handbuch I. Bd., S. 422 fg. — Weiter sind besonders zu nennen die Schriften über Liturgik mit den Codices Liturgici, worüber G. B. Winer II. Bd. 1840, S. 75 fg. nachzusehen; dazu die päpstlichen Bullen und deren Sammlungen (Bullarium Romanum); das Rituale Romanum, z. B. in der Ausgabe von 1832 und 1838 (Lyon und Paris). Vgl. hierüber G. B. Winer II. Bd., S. 278 fg.; dazu das Ergänzungsheft von 1842, S. 219 fg.. Es dürfen im Speciellen die Entscheidungen der Congregatio Rituum in Rom hinzugefügt werden. (*J. Hasemann.*)

Kesanlyk, s. Kasanlyk.

KESCH (Piz Kesch), der höchste Gipfel der Albulagruppe in den Graubündneralpen, erhebt sich 5 Kilom. nordöstl. von der Höhe des Albulapasses, 10 Kilom. nördlich von Samaden auf der Wasserscheide zwischen der Albula (Rhein- und dem Inn (Donau) zu 3422 Meter Höhe über dem Meere. Wie eine Felsenfestung mit schroffen, zackigen Mauern aus seinem Gletschergebiete aufragend, ist der Piz Kesch eine der wildesten und charakteristischsten Bergformen unter den das Ober-Engadin umschließenden Hochgebirgen. Der Felskamm, dessen höchste Erhebung er ist, bildet einen nach Norden offenen Bogen, der von der Firnmulde und den Eisfeldern des Vadret da Porchabella ausgefüllt wird. An das westliche Segment dieses Bogens, dem die höchste Spitze entsteigt, lehnt sich ein unbenanntes Gletscherchen, welches sich gegen die Alp Pischa senkt; an den Fuß des östlichen Arms schmiegt sich der Vadret d'Eschia, über welchen der rauhe Eschiapaß 3055 Meter zum Porchabellagletscher und hinab nach Val Tuors und Bergün führt. West- und Nordabfall des Piz Kesch bestehen wie der scharfgezähnte Gipfelgrat aus Gneis; am südlichen Abfalle gegen die Albulastraße und das Engadin treten Kalksteine und Schiefer des Lias und des Trias auf. Zum ersten mal wurde

---

1) Ceremoniale, Epist. ad Repar. und Anwers. Virgil., c. 7. — Auch Chrysostomus [illegible] einer Erscheinung. 2) Nach H. Merz in Herzog' [illegible] 3) Ceremoniale [illegible] Theologie und Kirche VII. 517 und 519, Artikel „Kerze". 3) J. A. Schmie, De cereo paschali Helmstedt 1693. 4) C. F. Wernsdorf, De cereo paschali Wittenberg 1770. 5) J. Faes, De cereis baptismalibus Düsseldorf 1712. 6) Nach Merz a. a. O. S. 518.

der Berg am 7. Sept. 1846 von dem schweizerischen Ingenieur Coaz bestiegen; seither wurde die Besteigung, obwol sie immer noch als schwierig gilt, öfters von Davos, Bergün oder Ponte aus wiederholt. *(A. Wäber.)*

KESCHAN, ein geographisch dem Mariza-Gebiete angehöriges Städtchen, liegt auf den westlichen Vorhöhen des von Wasserläufen vielfach zerklüfteten, die nordwestliche Küste des Marmora-Meeres umsäumenden Gebirgslandes, welches gewöhnlich unter dem in dieser Ausdehnung bei den Türken nicht gebräuchlichen Namen Tekir Daghy (Tekur Daghy, das Gebirge des Christenfürsten) in die Karten eingetragen wird und in dem Bakadschak-Tepé eine Höhe von fast 900 Metern erreicht. Keschan bildet mit seiner Umgebung einen Kasa (Amts-Distrikt), welcher heutzutage (nach dem Sálnámeh von 1297 d. Fl.) dem Sandschak von Gallipoli untergestellt worden ist, während er sonst auch gelegentlich zu Enos gerechnet wurde. Der Ort ist vorwiegend von Türken und nur zum geringen Theil von Griechen bewohnt; gleichwol ist das Landvolk der Provinz fast rein griechisch, sodaß Keschan, wie die gleichfalls türkischen Nachbarstädte Kadikjöi und Feredschik, eine ethnographische Insel bildet. Die Gegend ist baumlos und im ganzen öde, aber, wo bebaut, fruchtbar an Obst, Wein und Cerealien; auch schützt die Gebirgslage den Ort gegen die Miasmen der Mariza-Niederung. Historisch wichtige Ereignisse knüpfen sich an Keschan nicht. In dem Namen scheint eine Erinnerung an das alte thrazische Volk der Kikonen erhalten zu sein, deren Sitze Pomponius Mela um den untern Hebrus (die Mariza) legt.[1]) — Unter osmanische Herrschaft kam der Ort schon früh. Nach dem Gülschenî-Meârif wurde er im J. 763 der Fl. (d. i. 1361 n. Chr.) von Evrenôs Beg, dem berühmten Renegaten-Feldherrn Murad's I, also noch vor Adrianopel, erobert[2]), während gleichzeitig der andere Feldherr desselben Sultans, Hadschi-Ilbegi, die festen Plätze an der Mariza bis Demotica hinauf bezwang. Seit 500 Jahren gehört also Keschan der türkischen Monarchie an. Von den Stipulationen des Friedens von St.-Stefano (vom 3. März 1878) blieb Keschan, als in nicht bulgarischem Lande gelegen, unberührt. Der Ort führt auch die Namen Rus (Urus) Köi, d. h. Russendorf, und Dürhál, beide unbekannten Ursprungs.

(G. Rosen.)

KESCHO. Der nördliche Theil des Reiches Annam in Hinter-Indien, zwischen 17° 34′ und 23° 15′ nördl. Br., welcher nach Norden an die chinesischen Provinzen Kwang-Tung, Kwang-hsi und Yün-nan, nach Osten an das Chinesische Meer, nach Süden an das eigentliche Annam, an das westliche, unter Kotschinschin, Siam und Burma getheilte Land der Laos grenzt, heißt Tong-king, d. h. östlicher Hof, zum Unterschied von Hsi-king, d. h. westlicher Hof, womit Kotschinschin bezeichnet wird, eine ähnliche Unterscheidung wie in China zwischen Pe-king und Nanking, d. h. nördlicher und südlicher Hof. Im J. 679 war diese chinesische Provinz, aus Tonking und Kotschinschin bestehend, unter dem Namen Ngan-nan, d. h. friedlicher Süden, ein chinesisches Besitzthum des Kaisers Tang. In der annamitischen Sprache heißt es Tong-king Dang-ngoai, d. h. Ausgangsstraße, und Kotschinschin Dang-trong, d. h. Eingangsstraße; denn nach Süden gehen heißt „eintreten", nach Norden gehen aber „hinausgehen". — Die Hauptstadt von Tongking heißt Hà-nôi, auch Kescho d. h. Hier Markt, Markt von Tong-king; auch andere Städte können Ke-scho heißen, aber Hà-nôi ist das Ke-scho xar' ἐξοχήν. Es liegt am rechten Ufer des Songkoi und war die fürstliche Residenz, als Tongking ein unabhängiges Land war. Die Zahl der Einwohner wird auf 250,000 geschätzt, wovon 2000 Chinesen sein mögen. Die Straßen sind breit und viele derselben werden durch Thore geschlossen. Eine ausgedehnte Citadelle vertheidigt die Stadt, von französischen Ingenieuren unter der Regierung Gia-laong's, welcher 1802 Tongking eroberte, angelegt. Nach Millot lebt man in Hà-nôi billig; 1,5 Pikul Reis kostet einen Dollar (4 Mark), ebensoviel 12 Hühner, eine Gans 20 bis 30 Cent.; es gibt auch Bananen, Ananas, Orangen, Limonen und Aepfel; auf den fruchtbaren Feldern baut man Zuckerrohr, Mais, Reis und Maulbeeren. Der Preis eines Ochsen ist etwa 40 Mark, der eines Kalbes oder einer Ziege 8 bis 12 Mark, der eines Schweines 28 bis 32 Mark. Der Strom ist überaus reich an Fischen. Den Handel haben die chinesischen Kaufleute in Händen. *(G. A. von Klöden.)*

Kesrie, türk. Stadt, s. Kastoria.

KESSEL (van), holländische Künstlerfamilie. Zuerst wird **Hieronym** van Kessel genannt, der eine Tochter des Jan Brueghel zur Frau hatte. Er besuchte um 1606 Frankreich und Deutschland, namentlich Frankfurt und Augsburg; in letzterer Stadt malte er mehrere Glieder der Familie Fugger. Im J. 1609 malte er in Straßburg den Bischof Erzherzog Leopold (gestochen von R. Sadeler jun.), 1615 wird er in Köln in die Malergilde aufgenommen und war daselbst noch 1620 thätig. Bald darauf muß er nach Antwerpen übergesiedelt sein, wo ihm 1626 Jan van Kessel (sen.) geboren wurde. Dieser war ein tüchtiger Landschafts-, Thier- und Blumenmaler; in letzterer Kunstform war er offenbar von seinem Großvater Jan Breughel (Sammt Breughel) beeinflußt. Seine Bilder mit Blumen, Vögeln, Insekten, Seemuscheln, meist in kleinem Format, wurden sehr geschätzt. Ein besonderer Verehrer seiner Kunst war König Philipp IV. von Spanien, der viele seiner Bilder kaufte und schließlich den Künstler an seinen Hof berief. Kessel folgte dem Rufe und wurde daselbst als Hofmaler der Königin angestellt. Hier malte er auch Bildnisse und suchte hierin die Malweise van Dyck's nachzuahmen. Er kehrte später nach Antwerpen zurück und starb da; sein Todesjahr ist nicht bekannt, im J. 1661 war er noch am Leben. Das Schicksal seiner Bilder in Spanien ist unbekannt; ein-

---

1) *Pomp. M.* II, 2 circa Hebrum Cicones, trans eundem Dorisco. Wenn das Gegensätzes zu trans wegen statt circa citra gelesen werden soll, so paßt Keschan zu den Bewohnern der Küsten noch besser, denn Pomponius kommt vom Chersonnes und geht westwärts. — 2) Die ausdrückliche Erwähnung dieser Eroberung bei den türkischen Geschichtschreibern beweist, daß Keschan damals ein festes Schloß hatte.

zelne findet man in deutschen Sammlungen, so in Braunschweig, Dresden. Dessen Sohn erbte von ihm viele Zeichnungen, Studien nach der Natur. Dieser Sohn hieß auch Jan (jun.) und war am 23. Nov. 1651 geboren. Er bildete sich unter den Augen des Vaters zum Künstler aus. Wenn er auch Landschaften, Blumen und Thiere, wie sein Vater, malte, so wandte er sich doch vorzugsweise dem Porträt zu und begleitete seinen Vater nach Spanien, wo er sich bald einen Ruf als Bildnißmaler erwarb. Es ist wahrscheinlich, daß hierin sein Vater mit ihm verwechselt wird, wie auch beide, des gleichen Vornamens wegen, mit einem Jan van Kessel, der in Amsterdam 1648 geboren wurde und Landschaften malte (s. Houbraken), verwechselt werden. In Madrid malte er das sehr gepriesene Bildniß der Königin Donna Maria Louisa d'Orleans und wurde infolge dessen zum Hofmaler ernannt. Das Porträt Philipp's V. dagegen wollte ihm nicht gelingen. Im Alcazar zu Madrid sind zwei Bilder von ihm: Psyche und Amor; Psyche von wilden Thieren umgeben. Das Porträt Philipp's IV. in einer Blumenguirlande, das zuweilen seinem Vater zugeschrieben wird, befindet sich gleichfalls in Madrid; möglich, daß er nur das Porträt und der Vater die Blumen dazu gemalt hat. Im Louvre befindet sich von seiner Hand das Bildniß der Maria Anna von der Pfalz. Es gehört zu seinen besten Werken. Wien, Stuttgart und Kassel besitzen auch Bilder von ihm. Der Künstler starb im Dienste des spanischen Hofes 1708. — Auch Ferdinand van Kessel dürfte dieser Familie angehören, wenn er auch nicht, wie man früher annahm, der Sohn des Jan van Kessel sen. ist. Er ist im J. 1648 in Antwerpen geboren, wo er am 7. April dieses Jahres getauft wurde. Er wurde von König Johann Sobieski nach Polen berufen, wo ihm im königlichen Schlosse ein Atelier hergestellt wurde. Er malte hier die vier Elemente auf Kupfer, dann Landschaften, in denen er allerlei Pflanzen, Blumen und Thiere sehr zierlich anbrachte. Figuren in die Landschaften ließ er sich von Opstal, van Maas oder Eyckens malen. Seine Bilder, die er für den Polenkönig gemalt hatte, gingen beim Brande des Schlosses zu Grunde. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland wurde er von Wilhelm III. in Breda beschäftigt, in dessen Auftrage er einige Deckenbilder im Schlosse ausführte und daselbst 1696 starb. — Theodor van Kessel, Kupferstecher, ist 1620 höchst wahrscheinlich in Holland geboren. Möglich, daß er mit der antwerpener Familie verwandt war; in Antwerpen ließ er sich aber erst 1652 nieder und wurde 1679 in die Lucasgilde als Meister aufgenommen. In diesem Jahre wurde nämlich ein Theodor Andreas van Kessel eingetragen und Stecher, Drucker und Dr. der Medicin genannt, und man glaubt, daß dieser mit unserm Künstler Eine Person sei. Er hat übrigens nicht viel gearbeitet. Nach Tizian stach er das Porträt Karl's V., das vor Meyssens publicirt wurde, nach Rubens die Jagd des Meleager, eine Thierfolge von 10 Blättern nach G. van der Hecke und mehrere Blätter in Tenier's Galeriewerk, die indessen viel zu wünschen übriglassen. In Utrecht gab er ein Werk mit Vasen und Ornamenten nach Adam van Vianen heraus. Das Jahr seines Todes ist unbekannt. *(J. E. Wessely.)*

KESSEL sind runde, metallene Gefäße, welche zum Erhitzen von Flüssigkeiten, Kochen von Speisen u. s. w., zur Extraction von Farbhölzern und Gerbstoffen, zum Schmelzen von Talg, Wachs, Harzen, zur Auflockerung von Materialien für die Papierfabrikation und zu manchen andern gewerblichen Zwecken dienen. Man kann die Kessel in zwei principiell voneinander verschiedene Kategorien trennen, und zwar in solche, die nur gewöhnlichen Druck auszuhalten haben (Kochkessel), und solche, bei denen die Wirkung der Wärme durch Druckerhöhung gesteigert wird, die also mit Dämpfen arbeiten, deren Spannung eine Atmosphäre übersteigt (Dampfkessel).

Die gebräuchlichsten Materialien zur Herstellung von Kesseln sind Schmiedeeisenblech, Stahlblech, Gußeisen und Kupferblech. Die aus Schmiedeeisen- und Stahlblech bestehenden Kessel sind zum weitaus größten Theil aus Walzeisen-, resp. Stahlplatten durch Nietung hergestellt; Kupferblechkessel werden meist durch Treibarbeit ohne Naht verfertigt, während Gußeisenkessel selbstverständlich gegossen werden.

Soweit es sich um Kessel der ersten Kategorie (Kochkessel) handelt, sind in den meisten Fällen kupferne Kessel allen andern vorzuziehen, da dieselben nicht, wie die Schmiedeeisen- und Stahlblechkessel, genietet zu werden brauchen, daher leichter zu reinigen sind und im Gegensatz zu den Gußeisenkesseln schon bei sehr geringer Wandstärke genügende Festigkeit besitzen, überdies nicht dem Rosten unterworfen sind und gegen den auflösenden Einfluß starker Säuren leicht durch Verzinnen geschützt werden können. Das Gußeisen gestattet die Herstellung großer Kessel ohne alle Verbindungsstellen, eignet sich aber für diesen Zweck deshalb weniger, weil dasselbe sehr leicht von Säuren und Rost angegriffen wird und der geringeren Widerstandsfähigkeit des Materials wegen derartigen Kesseln eine größere Wandstärke gegeben werden muß. Das bei weitem verbreitetste Material zur Herstellung von Kesseln, und besonders von Dampfkesseln, ist das Eisen. Auch das verwandte Stahlblech findet, namentlich in neuester Zeit, zu Dampfkesseln, die einen hohen Dampfdruck auszuhalten bestimmt sind, vielfach Verwendung; doch sind die Versuche mit letzterm keineswegs als abgeschlossen zu betrachten, da sich neben wesentlichen Vortheilen auch manche Uebelstände (Corrosion) gezeigt haben, deren Ursachen noch nicht völlig aufgeklärt sind.

Was die Herstellung der Kessel betrifft, so ist die der Gußeisenkessel der Herstellung anderer Gußwaaren analog, während Kupferkessel, wie bereits erwähnt, getrieben werden. Als der wichtigste Zweig der Kesselfabrikation bleibt die Herstellung der Eisen- und Stahlblechkessel zu besprechen, die in der Kesselschmiede erfolgt. Die Formen, welche diese Kessel haben, sind die cylindrische, die konische und die Kugelgestalt. Die Hauptarbeiten des Kesselschmieds sind ihrer Reihenfolge nach: das Vorzeichnen der Blechplatten und Nietlöcher; das Beschneiden der Platten; die Herstellung der Nietlöcher;

das Abschärfen der Ecken der Blechtafeln; das Biegen der Tafeln; die Vereinigung derselben durch Zusammennieten und endlich die Verstemmung der Plattenstöße und Nietköpfe. Die erste Operation, das Vorzeichnen der Blechplatten, wird von dem Meister oder von einem besonders hierzu angestellten Vorzeichner — einem intelligenten Arbeiter — besorgt und muß mit größter Sorgfalt geschehen, damit später die betreffenden Löcher genau aufeinanderpassen. Die zweite Operation, das Beschneiden der Tafeln, erfolgt bei geradlinigen Formen meist mittels Blechscheren, bei krummlinigen mittels Meißel; im letztern Falle ist es im eigentlichsten Sinne ein Aushauen. In beiden Fällen muß, wenigstens bei stark wandigen Kesseln, ein nachträgliches Schräghauen oder Hobeln der Blechränder stattfinden, damit das spätere Verstemmen der Plattenstöße ermöglicht, resp. erleichtert wird.

Die Herstellung der Nietlöcher erfolgt entweder durch Lochung oder durch Bohrung der Blechtafeln, meistentheils aber durch die erstere Methode auf besondern Lochmaschinen. Ein Vortheil dieser Herstellungsweise vor dem Bohren ist die größere Wohlfeilheit derselben, da ein auf und niedergehender Stahlstempel bei jedem Niedergange ein Loch fertig stellt; ein Nachtheil dieser Methode ist dagegen die hierbei auftretende Schwächung der Blechtafeln, der zufolge sie leichter zum Reißen nach den Rändern hin geneigt sind. Es ist gebräuchlich und empfehlenswerth, die sogenannte Matrize (die Stahlscheibe, welche der zu lochenden Platte als Auflage dient und in welche der Stahlstempel hineingeht) mit einem Loche von etwas größerem Durchmesser als der Stahlstempel zu versehen und dasselbe nach unten hin konisch zu erweitern. Man erreicht so ein leichteres Ausstanzen, ein Durchgehen der ausgedrückten Stücke (Putzen) und eine Konizität der Löcher, welche auf die dichte Vernietung von großem Einfluß ist, da später die Platten derart aufeinandergelegt werden, daß die weiten Seiten der Löcher in beiden Platten nach außen liegen und somit ein Auftauchen der Niete in denselben begünstigt wird. Dies und die rauhe Innenfläche der gestanzten Löcher, welche gleichfalls eine dichte Vernietung begünstigt, ist ein weiterer schätzbarer Vorzug des Lochens vor dem Bohren.

Die Abschärfung der Plattenecken — an jeder Platte zweier sich diagonal gegenüberliegenden Ecken — erfolgt überall da, wo der Kessel in seiner Rundung aus mehr als einer Platte gebildet wird und daher mehr als zwei Blechstärken übereinanderzuliegen kommen, um eine zu bedeutende Dicke des Kessels an dieser Stelle und die hierdurch bei späterer Erhitzung hervorgerufene ungleiche Ausdehnung des Materials zu verhindern, sowie eine leichtere Herstellung zu ermöglichen. Das Abschärfen geschieht in der Weise, daß man die betreffenden Plattenecken, soweit sie abgeschärft werden sollen, im Feuer rothwarm macht und nach der Kante hin mittels Vorhämmer dünn ausschmiedet.

Die Biegung der Tafeln wird auf Blechbiegemaschinen bewirkt, welche aus 3—5 Walzen bestehen, zwischen denen die Tafel die gewünschte Rundung erhält.

Einen besondern Theil des Herstellungsprocesses bilden die Anfertigung der Kesselböden, welche eine ausgebauchte Form (Calotte) haben; die kreisrunde Platte wird hierzu rothwarm gemacht und in eine gußeiserne Schale (den Kump) eingetrieben (gekümpelt). Die Böden erhalten alsdann den zur Verbindung mit dem cylindrischen Theile des Kessels erforderlichen Rand, was entweder durch Schmiedearbeit von Hand (Umziehen, Bördeln), oder gleichzeitig mit dem Eintreiben in den Kump durch hydraulische Pressung geschieht. Die letztere Art der Herstellung hat den Vorzug der größeren Genauigkeit und auch Wohlfeilheit, da die auf diese Weise hergestellten Kesselböden vollkommen kreisrund gestaltet sind, wie dies durch Handarbeit nie in gleichem Grade und annähernd nur durch äußerst geschickte Arbeiter erreicht werden kann. Die Vereinigung der Blechtafeln erfolgt durch Nietung, und zwar je nach der Stärke der zu vereinigenden Tafeln auf kaltem oder auf warmem Wege. Für dünne Bleche genügt gewöhnlich die kalte Nietung, da hier der Durchmesser 5—8 Millim. nicht übersteigt und sich dieselben somit, wenn sie aus weichem, gut ausgeglühtem Eisen hergestellt sind, ohne vorhergehende Erwärmung nieten lassen; für stärkere Bleche und dem entsprechend stärkere Nieten ist jedoch eine vorhergehende Erhitzung der letztern bis zur Weißglut erforderlich. Zu einer sogenannten Nietpartei gehören ein Nietenwärmer, ein Vorhalter, ein Nieter und 1—3 Zuschläger. Der Nietenwärmer (meist ein Junge) wärmt die Nieten in einem besonders hierzu hergerichteten Schmiedefeuer an und wirft oder trägt sie dann dem Vorhalter (bei schwächeren Nieten gleichfalls ein Junge, bei stärkeren ein Mann) zu. Dieser ergreift die glühende Niete mittels einer Zange, steckt sie vom Innern des Kessels in das vorher aufgeriebene oder aufgetriebene Nietloch und preßt sie mittels des hebel- oder schraubenartig wirkenden Vorhalters, bei kleineren Nieten durch Vorhalten eines schweren Eisens, fest in das Loch hinein. Hierauf schlägt der Nieter mit seinen Zuschlägern zuerst mittels des Hammers direct auf die Niete, um den Schaft anzustauchen und den Kopf vorzubilden, und ergreift sodann den durch eine Zange gehaltenen sogenannten Döpper — ein calottenförmig ausgekehltes, gehärtetes Stahlstück —, hält dieses auf den Nietkopf und läßt durch seine Zuschläger mit ihren Vorhämmern, je nach der Stärke der Niete, 20—50 Schläge auf dieselbe geben, wodurch ein genau runder und glatter Nietkopf gebildet wird. Ein gut und schnell niedergeschlagener Nietkopf muß nach seiner Fertigstellung in der Mitte noch dunkelrothwarm sein, da alsdann auch der Nietschaft noch entsprechend warm ist und dieser bei seiner nachherigen Abkühlung, infolge der hierdurch bewirkten Verkürzung, resp. Zusammenziehung, eine feste Aneinanderpressung der Kesselplatten und somit eine gute Dichtung des Kessels bewirkt. Die letzte Arbeit des Kesselschmieds, das Verstemmen der Plattenstöße und Nietköpfe, geschieht, um die durch das Nieten noch nicht absolut dicht gewordenen Stellen vollends zu dichten, und besteht in einem Auftreiben des Materials mit Hülfe meißelartig geformter, gehärteter, stumpfer Stahlwerk-

zeuge, auf welche mit einem Handhammer kurze und rasche Schläge gegeben werden.

Eins der ältesten Kesselsysteme repräsentirt der einfache cylindrische Walzenkessel, bestehend aus einem horizontal oder sehr wenig geneigt liegenden Cylinder. Derselbe ist heute nur noch für kleinere Anlagen (bis circa 25 □Meter Heizfläche) mit continuirlichem Betriebe gebräuchlich, da im Verhältniß zu der erzielten Heizfläche Gewicht und Raumbedarf zu bedeutend sind, und wird seiner leichten Reinhaltung wegen besonders da angewendet, wo das Wasser sehr zur Kesselsteinbildung geneigt ist. Die Feuerung findet bei diesem Systeme auf einem Plan- oder Treppenroste unterhalb des Kessels statt. Um größere Heizflächen zu erhalten, hat man dem Cylinderkessel einen oder zwei Unterkessel gegeben. In diesem Falle ist die Feuerung entweder eine Zwischenfeuerung, bei welcher das Feuer unter dem Oberkessel liegt, diesen zuerst bestreicht und dann zu den Unterkesseln fällt, oder es werden die Unterkessel zuerst geheizt; im letzterwähnten Falle nennt man die Unterkessel Sieder, Siederohre oder Bouilleure und den ganzen Kessel Sieder- oder Bouilleurkessel. Bei der Verwendung kesselsteinhaltigen Wassers sind diese Systeme, namentlich mit Zwischenfeuerung, dann vorzüglich geeignet, wenn bei größeren Anlagen und continuirlichem Betriebe der Dampfconsum ein variabler ist. Eine weitere, in der Neuzeit mehr in Aufnahme gekommene Modification des einfachen Cylinderkessels besteht darin, daß man ein oder mehrere, meist zwei Rohre in denselben legt, wodurch man, je nachdem Außen- oder Innenfeuerung angewendet wird, Flammrohr- oder Rauchrohrkessel und Cornwall- oder Cornische Kessel erhält. Obwol die Kessel mit zwei Feuerrohren eigentlich Lancashire- oder Fairbairn-Kessel genannt werden, bezeichnet man gewöhnlich alle Kessel mit Innenfeuerung, gleichviel ob mit einem oder mehrern Feuerrohren, als Cornwallkessel, welcher Name füglich nur den Kesseln mit einem Feuerrohre zukommt. Diese Kessel eignen sich für intermittirenden Betrieb, weil mittels derselben eine im Verhältniß zur Heizfläche rasche Verdampfung des geringen Wasserquantums zu erzielen ist. Bei dem nothwendigen großen Durchmesser des äußern Kessels sind Dampfspannungen von über 4—5 Atmosphären, der hierdurch bedingten praktisch nicht erreichbaren Blechstärken wegen, unmöglich und ist durch Eindrücken zu schwach construirter Flammrohre häufig Anlaß zu Explosionen gegeben. Zur Verstärkung der Wassercirculation und zur Vergrößerung der Heizfläche werden öfters in die Flammrohre konische Stutzen — sogenannte Galloway-Rohre, nach ihrem Erfinder benannt — in Abständen von circa 1 Met., doch gegeneinander versetzt, eingebaut; derartige Kessel heißen Galloway-Kessel. In anderer Weise wird eine Vergrößerung der Heizfläche, welche zugleich eine größere Stabilität des Feuerrohrs bewirkt, durch die von Fox erfundenen und von der Essener Firma Schulz, Knaudt & Comp. in Deutschland mit bedeutendem Erfolge eingeführten gewellten Flammrohre erreicht. Im Lauf der Zeit ist man dahin gekommen, an Stelle der großen genieteten Flammrohre eine größere Anzahl gezogener Röhren anzuwenden; auf diese Weise entstand der Röhrenkessel. Derselbe hat einen kleinen Wasserraum und im allgemeinen auch einen kleinen Dampfraum und eine kleine Verdampffläche. Diese Kesselconstruction ist nur bei ganz constanter Dampfentnahme und reinem, nicht kesselsteinhaltigem Speisewasser zu empfehlen, da ein Reinigen der Röhren von dem angesetzten Kesselstein nur äußerst schwierig zu bewerkstelligen ist. Wo aber die angedeuteten günstigen Umstände eintreffen, da geben allerdings die Röhrenkessel einen verhältnißmäßig sehr hohen Nutzeffect und nehmen dabei nur sehr wenig Raum in Anspruch. Während bei diesen Röhrenkesseln die Heizgase durch die Röhren ziehen und das Wasser dieselben umgibt, umspielen bei den Wasserröhrenkesseln die Flammen, resp. die Heizgase die Röhren von außen und das Wasser circulirt in den Röhren, welche beiderseitig in kastenartigen Wandungen befestigt sind. Zu dieser Gattung der Röhrenkessel gehören u. a. die von Belleville und Root construirten sogenannten unexplodirbaren Röhrenkessel, welche gegenwärtig auch in Deutschland in derselben oder doch nur wenig veränderter Construction, z. B. von Walther & Comp. in Kalk bei Köln und von L. & C. Steinmüller in Gummersbach, gebaut werden. Die Bezeichnung „unexplodirbar" ist insofern schlecht gewählt, als diese Kessel eben so leicht als Kessel anderer Construction explodiren können und auch wirklich explodiren; dagegen ist allerdings die durch die Explosion hervorgerufene Gefahr und theilweise auch der durch dieselbe angerichtete Schaden auf ein Minimum beschränkt, da stets nur ein Rohr explodiren kann und bei der geringen Oberfläche desselben sowie der kleinen in Betracht kommenden Wassermenge ein bedeutender Effect nicht erzielt wird. Ein beachtenswerther Vortheil aller der in enormer Anzahl und außerordentlicher Mannichfaltigkeit aufgetretenen Constructionen von Wasserröhrenkesseln besteht darin, daß sie bei verhältnißmäßig großer Heizfläche wenig Raum einnehmen, leicht zu transportiren und aufzustellen sind und einen hohen Dampfdruck gestatten. Ein Nachtheil dieser Kessel ist dagegen der geringe Wasser- und Dampfraum auch insofern, als, durch denselben bedingt, bei nur einigermaßen ungleichem Betriebe ein rasches und plötzliches Schwanken des Druckes und der Wasserhöhe eintritt und infolge dessen die Bedienung dieser Kessel besonders aufmerksamen Heizern anvertraut werden muß, um Unregelmäßigkeiten zu verhindern. Für variable Dampfentnahme sind diese Kessel daher nicht zu empfehlen. Um noch mehr an Raum zu sparen, ordnet man die Röhrenkessel öfters auch vertical an. Es ist dies allerdings nur dann zu rathen, wenn die Raumverhältnisse eine derartige Anordnung durchaus erfordern, da diese Kessel den Fehler aller Verticalkessel — kleine Verdampffläche — zeigen. Zu den Röhrenkesseln gehören auch die Locomobil-, Locomotiv- und Schiffskessel, für welche sich möglichste Raumausnutzung als erste Bedingung ergibt. Die Feuerung befindet sich bei den Locomobil- und Locomotivkesseln in einem besondern, vor dem Röhrensysteme liegenden Feuerkasten und die Heizgase treten durch die Röhren an der anderen Seite direct in die Esse. Es gehören diese

Kessel demnach zu den Feuerröhrenkesseln; ebenso die Schiffskessel, nur daß bei denselben außer den engen Feuerröhren, je nach der Größe des Kessels, noch 1—3 weite Flammröhre vorhanden sind, in welchen die Feuerung untergebracht ist. Die Feuergase treten aus den Feuerröhren in eine gemeinschaftliche Heizkammer, aus welcher sie wieder in die oberhalb der Flammröhre angebrachten Feuerröhren ziehen, um diese zu passiren und alsdann in den an der Vorderseite des Kessels angebrachten Rauchfang und in die mit demselben verbundene Esse zu treten. Am gebräuchlichsten ist für Schiffskessel die cylindrische Form, doch werden für diesen Zweck auch noch flache, viereckige oder nur unten flache und oben gewölbte, sogenannte Kofferkessel gebaut. Eine Eigenthümlichkeit der Schiffskessel besteht darin, daß dieselben, der besseren Raumausnutzung wegen, nur kurz gebaut sind und ihr Durchmesser meist größer ist als ihre Länge. In neuester Zeit sind die combinirten Cylinder, resp. Cornwall- oder Fairbairn und Röhrenkessel sehr in Aufnahme gekommen, weil man bei denselben leicht sehr große Heizflächen erlangen kann, ohne daß sie einen bedeutenden Raum in Anspruch nehmen. Ein integrirender Bestandtheil der Dampfkessel ist die Armatur; man versteht hierunter die zugehörigen Ventile, Hähne, Probirhähne, Wasserstandszeiger, Manometer u. s. w. Die Probirhähne, Wasserstandszeiger und Manometer sind gewöhnlich an der vordern Stirnwand des Kessels angebracht, die zu diesem Zwecke öfters mit einem oder mehrern langen Stutzen versehen ist, welche durch die Einmauerung des Kessels hindurchreichen. Die Speise-, Sicherheits- und Absperrventile befinden sich gewöhnlich oben auf dem Kessel, wo sie entweder auf direct an demselben genieteten Stutzen oder an einem besondern Dampfdome befestigt sind, welcher dann meist mit den betreffenden Stutzen versehen ist. Der Dampfdom dient einestheils eben zu dieser bequemen Anbringung der Ventile, anderntheils hat derselbe die Function eines Dampfsammlers. Bei Schiffskesseln dient als Dampfsammler oft ein über dem eigentlichen Kessel liegender und mit diesem durch einen Stutzen verbundener kleiner cylindrischer Kessel. Jeder Dampfkessel soll mit einem sogenannten Mannloch oder mit mehrern solchen versehen sein; es sind dies Oeffnungen, welche hinreichend groß sein müssen, daß ein Mann durch dieselben in das Innere des Kessels gelangen kann. Die Mannlöcher werden durch Deckel, welche mittels Bügel angepreßt werden, gedichtet.

Jeder Dampfkessel muß, bevor er dem Betriebe übergeben wird, mittels Kaltwasserdrucks probirt werden und wird auch später von Zeit zu Zeit einer derartigen Revision unterworfen; die Bestimmungen hierüber finden sich in den einzelnen Landesgesetzen. Ueber die Entstehungsursache der Kesselexplosionen gehen die Meinungen oft sehr weit auseinander, doch dürften sich dieselben im allgemeinen auf natürlichem Wege, ohne Heranziehung oft sehr gewagter Hypothesen, erklären lassen. Absolute Klarheit über die Ursachen eingetretener Explosionen ist schon deshalb nicht, oder doch nur schwer zu erlangen, weil derjenige, welcher die beste Auskunft über die vor der Explosion obwaltenden Verhältnisse geben könnte, der Heizer, oft bei der Explosion getödtet wird oder genügenden Grund hat, die Untersuchung in falsche Bahnen zu lenken, um seine Fahrlässigkeit zu verbergen; denn in vielen Fällen ist die Entstehung auf eine solche zurückzuführen, mag nun die Fahrlässigkeit in mangelhafter Reinigung des Kessels, in Wassermangel oder in einer ähnlichen Versäumniß bestehen. Häufig liegt die Ursache der Explosion auch darin, daß der Kessel zu schwach in seinen Wandungen ist, welcher Umstand wiederum seinen Grund in fehlerhafter Construction, schlechtem Material, unsolider Ausführung und in dem durch langen Betrieb eingetretenen Verschleiß haben kann. Sehr viele Anhänger hat die Kaiser'sche Theorie zur Erklärung der Kesselexplosionen gefunden; dieselbe basirt auf Folgendem: das Wasser hat das stete Bestreben zu verdampfen, und thut dies allmählich unter dem Drucke der Atmosphäre und bei gewöhnlicher Temperatur. Zur Ueberwindung dieses Druckes bedarf es einer Temperatur von 100° C., bei der das Sieden des Wassers erfolgt; wird aber der Druck erhöht, so liegt auch der Siedepunkt höher. In einem Dampfkessel findet nun folgender Vorgang statt: sobald das Wasser zu sieden beginnt, bildet sich Dampf, der schnell den Raum über dem Wasser anfüllt, sich verdichtet und so den Druck erhöht. Das Wasser wird infolge dessen in Ruhe bleiben müssen, bis es den diesem erhöhten Druck entsprechenden Temperaturgrad erlangt hat und dann von neuem zu sieden beginnt. Da nun jedem Drucke ein gewisser Siedepunkt entspricht, so ist es klar, daß, wenn durch irgendwelchen Umstand plötzlich der Druck im Kessel vermindert wird, das Wasser die überschüssige Wärme abgeben muß. Diese Wärme verwandelt aber, sobald sie frei wird, eine so beträchtliche Menge Wasser augenblicklich in Dampf, daß der Kessel dem daraus resultirenden Stoß und Druck nicht Widerstand zu leisten vermag. Es gilt dies hauptsächlich für den Fall, daß der oben bezeichnete Uebergangsstandpunkt stattfindet, daß also das Wasser ruhig ist; befindet sich dagegen das Wasser im Sieden, so wird durch die zahlreich aufsteigenden Dampfblasen ein elastisches Mittel gebildet, das den Stoß fast unwirksam macht.

Bei der Verdampfung im Kessel setzt das Wasser an den Wandungen je nach seiner Beschaffenheit mehr oder weniger *Kesselstein* an, eine steinartige Masse, welche so fest auf den Kesselplatten haftet, daß sie nur mit scharfen Werkzeugen und großer Mühe entfernt werden kann. Unter den nahezu unzähligen und theilweise ganz erfolglosen Mitteln, welche zur Verhütung der Kesselsteinbildung angepriesen werden, sind die von Beringer & Stingl und von E. de Haën diejenigen, welche sich am besten bewährt haben. Erstere verwenden Kalkmilch oder Chlorbarium mit Kalkmilch, neuerdings auch Kalk mit Natronlauge. Das Wasser wird in einem besondern Apparat mit den betreffenden Stoffen behandelt und dann über Filter von Hobelspänen und Coakasab fällen in eiserne Behälter geführt. Muß das Wasser durch zwei chemische Mittel gereinigt werden, so nimmt man zwei Mischgefäße; die nöthige Kalkmenge ist vorher

genau zu bestimmen, weil ein Ueberschuß derselben die Filter verstopft. Mehr Verbreitung hat das Verfahren von de Haën gefunden. Dasselbe beruht darauf, daß eine rationelle chemische Reinigung des Speisewassers nur auf Grund einer genauen quantitativen Analyse möglich ist. Eine absolute Reinigung kann nur durch Destillation (von den Salzen) oder durch Filtration (von den Erden) erzielt werden. Die Reinigung durch Zusatz von Chemikalien ist eine partielle, indem nur diejenigen Salze gefällt werden, welche zur Bildung festen Kesselsteins beitragen. Diese chemische Reinigung kann innerhalb oder außerhalb des Kessels vorgenommen werden, doch ist das letztere stets vorzuziehen. Nach Dr. Treumann sind die im Speisewasser vorkommenden Salze vornehmlich kohlensaurer Kalk, schwefelsaurer Kalk, kohlensaure Magnesia, schwefelsaure Magnesia und Chlormagnesium. Theilweise werden diese Salze im Kessel durch die höhere Temperatur gefällt, namentlich durch das Verdampfen des Wassers, durch welches die Lauge so concentrirt wird, daß ein Theil der gelösten Salze ausgeschieden werden muß. Die kohlensauren Salze sind im Speisewasser als doppelkohlensaure vorhanden; sie sind zu fällen durch Erwärmen des Wassers in offenen Vorwärmern. Die letztere Methode ist von Clark erfunden. Ein Universalmittel gegen die Kesselsteinbildung gibt es überhaupt nicht; es müssen vielmehr die anzuwendenden Mittel den jeweiligen Verhältnissen, insbesondere der Art und Menge der das Wasser verunreinigenden Salze, angepaßt werden. Alle diejenigen Mittel, welche Anspruch darauf machen, die Kesselsteinbildung in jedem Falle und unter allen Verhältnissen zu verhindern, sind daher als Producte einer schwindelhaften Reclame zu bezeichnen. (*W. H. Uhland.*)

KESSELBRIEF, in Graubünden, Gesetz gegen die Bestechlichkeit. Schon im J. 1500 hatte man in Graubünden gegen das Pensionsunwesen, das besonders bei Anlaß der mailänder Feldzüge seine schlimmen Wirkungen in den Bünden, wie übrigens auch in der Eidgenossenschaft äußerte, ein allgemeines Landesgesetz, den sogenannten Pensionsbrief erlassen, welches den Bezug jährlicher Pensionen von andern Mächten streng untersagte und den Zuwiderhandelnden Strafe an ihrem Leben „ohn alle Mittel und Gnaden" in Aussicht stellte, aber so wenig Nachachtung fand wie die Verordnungen gegen das Reislaufen bei den Eidgenossen.

Es war namentlich seit dem ohne gesetzliche Erben erfolgten Ableben des Herzogs Francesco Sforza von Mailand im J. 1535, daß bei den unaufhörlichen Kriegen zwischen Frankreich und dem Kaiser erstere Macht Söldner unter den kräftigen Söhnen der Bünde anzuwerben sich bemühte. Spanien, dessen Interessen durch Karl V. mit denjenigen Oesterreichs vereint waren, begehrte behufs Verbindung seiner deutschen und italienischen Länder den wichtigen Wormserjochpaß für seinen Gebrauch offen zu haben, um dessen Besitz die Geschichte der 3 Bünde im 16. und 17. Jahrhundert sich wie um einen Angelpunkt dreht. Wider die Anhänger Spaniens stellte sich die französische Partei, welche gerade die Sperrung der Alpenübergänge gegenüber Spanien und dem Kaiserhause zum Hauptziel ihrer Politik machte und mit dem venetianischen Freistaate die nämlichen Interessen theilte.

Zu diesen politischen Gegensätzen gesellten sich die religiösen, um den Haß der Parteien zu schärfen; während die Anhänger der Reform sich zur französisch-venetianischen Partei hielten, gehörten die Altgesinnten zur spanisch-österreichischen, welche, den Papst als Oberhaupt, um jeden Preis die Ketzerei in den Unterthanenländern der Bünde, zumal seit den Tagen Carl Borromeo's auszurotten suchte. Daher gewaltige Anstrengungen von seiten der auswärtigen Mächte, durch freigebige Jahrgelder und Spenden ihre Anhänger zu mehren; daher die immer tiefer gehende Parteiung und Verderbniß im Innern, daher die gegenseitige Erbitterung, welche sich in außerordentlichen Strafgerichten derjenigen zeigte, die gerade das Uebergewicht besaßen und ihre Gegner durch große Geldbußen oder noch strengere Strafen zu demüthigen suchten; so in den J. 1542 und 1565 gegen die französische Partei. Lange war das Verderben nur bei einzelnen ehrsüchtigen Geschlechtern, bis es durch ihre Umtriebe und Werbungen auch unter dem Volke sich verbreitete. Man bezeichnete dieses schändliche Werben und Weibeln um Aemter, diesen Stimmenkauf auf Schleichwegen, dieses lärmende Treiben mit dem Namen kefseln, Keßlerey treiben, daher das Gesetz gegen diesen Unfug, welches auf dem Bundestage zu Davos am 25. Oct. 1570 erlassen ward, den Namen Kesselbrief trägt.

Die auf dem Bundestage zu Davos nach altem Herkommen versammelten Gesandten und verordneten Rathsboten gehen aus von dem seit einiger Zeit in Uebung und Gewohnheit gekommenen Nachlaufen um „Empter, Ritt[1]), Urttel und Bratticiren (auch Brattung, Brattig d. h. Umtriebe), mit miett und gaben geben, schenkhungen verheisen, desgliches mit Essen, Drinkhen und vill pittlichen unerhörtten obligen und ansuechen", wodurch Unruhe und Feindschaft erwachsen und Gottes Strafen für solchen ungebührlichen Wandel zu erwarten sind, da auf diesem Wege manch herrlich Reich zerstört und um seine Freiheit gekommen ist. Weil bisher alle Versuche, solche „lasterliche Brattung" abzustellen, gescheitert sind, ist diese wichtige Angelegenheit vor alle Räthe und Gemeinden des Landes gebracht worden, um des Vaterlandes Nutz und Ehre zu berathen und die Abgeordneten mit den nöthigen Vollmachten zu versehen. Hierauf hat die Mehrheit in gesessenem Rathe dieses Bundestages beschlossen, solche unehrliche lasterhafte „Brattung" und „Keisslerynen" abzustellen und sich mit einem gelehrten Eid zu Gott der „Heillig Dryvaltigkeit" verpflichtet, die nachgesetzte Ordnung für sich und ihre Nachkommen zu halten.

Vorerst wenn sich Zutragen wird „pundstagen, Stattlich Bitagen, oder Grose Rechts Hendel, daß gemein dry pundt ieri gesanten Zusamen schickhen tundt zu Handlen, Bedreffende unnser und unnser Underthanen Landt und Lüt", alsdann soll ein jeder Bott, so von seinen Räthen und Gemeinden geordnet ist, einen Eid zu Gott schwören, daß er ohn Miet und Gaben durch sich selbst oder andere

1) d. h. Gesandtschaften.

Personen oder sonst bittlich Ansuchen an seine Räth und Gemeinden oder durch anderer Personen Hülf, die mit „Brattig oder Kefflery unibgangen werend", Bott worden sei. Und wer solchen Eid nicht thun darf, daß er ohne „Brattung" Bott worden sei, der soll, „uß dem Rhat gan und an Er und Gut gestrafft werden und dann nisiner gemeindt Ein ander Erlich man in den Rhat genommen werden". Und „darby alle die so im Ratt sitzend, sollen schweren, das sy kein miet, gaben, schenkhungen weder geben noch nemen wollen, Eß sy umb Empter, Ritt, Urttel und derglichen".

Ebenso soll es gehalten werden in Betreff der Landrichter, Bürgermeister, Landamman und anderer Ammanschaften, Bogteien und überhaupt aller Aemter in den Ländern der drei Bünde und der Unterthanenländer Belltin, Cleven, Tell[2] und Worms, welche die drei Bünde, besondern Obrigkeiten, Gerichte und Gemeinden zu besetzen haben. Hierbei sollen nicht nur die in den Räthen gemeint sein, sondern auch alle Gemeinden und „sonderbare" Personen unserer drei Bünde und desgleichen die Unterthanen in den soeben genannten Ländern.

Sollte es sich ereignen, daß Einer oder Jemand von den Seinen „Brattung" u. s. w. ausübte, „alle gewert und argenlist ganz und gar hiermit ungeschlossen", alsdann sollen der und dieselben in „Rett und Tett" nicht gebraucht, sondern für „erlos Lütt" gehalten werden und jede Obrigkeit, Gemeinde und Gericht soll die Seinen, so übertreten haben, an Ehr und Gut strafen oder doch seinem Bund anzeigen; sollte auch der Bund nichts thun, sollen die andern Bünde ein Strafgericht setzen, um die Ungehorsamen an Ehr und Gut zu strafen. Auch soll jedes Haupt in seinem Bunde eine wörtliche Copie dieses Briefes allen Gerichten und Gemeinden zukommen und allenthalben verlesen lassen, damit sich jeder vor Schand und Schaden zu hüten wisse.

„Mit Urkhundt und Sterkhung" so lautet das Ende, „so sindt diser Briefe dry gemacht, Glich Luttende und Jedrem pundt Einer zu gestellt. Darumb so habendt wier Landtrichter unnd Rhatt deß Obren Grawen pundts, auch wier der Burgermeister und Rhatt des Gotzhuß pundts, und wier der Landtamman der Zechen Gerichten pundt, allgemeinlich und unverscheidtlich, Unser der drien pünthen Secrett Insigel Lasen henkhen an dise Brieff; geben und Beschehen uff Tavas am zwenzig und fünfften tag Octobris in dem Jar, do man zalt nach der heilsamen gepurrt Chrystum Jesus Unnsers Lieben Heren funffzechen Hunderttet und Sibenzig Jar".[3]

Flury Sprecher, Landschriber uff Tavos.

Leider konnte durch diese strenge Verordnung, deren Handhabung an der allgemeinen Verderbniß scheiterte, die schreckliche Zerrüttung Graubündens am Ende des 16. und im 17. Jahrhundert nicht aufgehalten werden.

(W. Fetscherin.)

KESSELJAGD, eine Art der Hasenjagd; sie besteht darin, daß sich zwischen je zwei Schützen eine Anzahl Treiber befindet, und daß sich die sämmtliche Mannschaft nach einem Mittelpunkte zu bewegt. Der Kessel wird auf die Art angestellt, daß von einem Punkte aus die Schützen und Treiber zugleich abgehen, indem an beiden Enden die flügelführenden Jäger das Anstellen so besorgen, daß allemal zwischen zwei oder drei Treiber ein Schütze gestellt wird. Sind beide Flügel zusammengestoßen, so wird das Signal zum Abgehen gegeben, und Schützen und Treiber bewegen sich gleichzeitig nach dem Mittelpunkte zu, wobei der Kreis gehörig geschlossen bleiben muß. Nach dem Signale darf kein Schütze mehr in den Kessel schießen. Das Kesseltreiben ist weit gefahrvoller als das Standtreiben. *(W. Löbe.)*

KESSELSDORF, Dorf, 8 Kilom. westlich von Dresden, bekannt durch die Schlacht vom 15. Dec. 1745, den Sieg des Fürsten Leopold von Dessau über die Sachsen und einen kleinen Theil der mit ihnen verbündeten Oesterreicher.

Hatte König Friedrich II. von Preußen schon nach seinem Siege von Hohenfriedberg (4. Juni) und infolge der mit Georg II. von England und Hannover abgeschlossenen Convention von Hannover den Feldzug des J. 1745 für beendet gehalten, so glaubte er es nach dem Tage von Soor (30. Sept.), an welchem es ihm trotz der großen Uebermacht der Feinde gelungen war, den gegen ihn geplanten Ueberfall in einen glänzenden Sieg der eigenen Waffen umzuwandeln, für ganz gewiß ansehen zu dürfen, daß „die Campagne vorbei wäre und er sie würde endigen können, wann es ihm gefiele". Am 6. Oct. ertheilte er dem Fürsten Leopold von Dessau den Befehl, sein Corps, welches unweit Halle lagerte, in acht Tagen aufzulösen, noch am 13. war er unter Verzicht auf jeden neuen Gewinn zum Frieden bereit, da er seine Geldmittel völlig zusammengeschmolzen sah, er selbst zog aus Böhmen nach Schlesien zurück. Aber schon in den nächsten Tagen kamen Nachrichten, welche erkennen ließen, daß Maria Theresia nach wie vor alle Bemühungen Englands um den Frieden entschieden zurückwies, und daß der sächsische Hof noch eifriger zum Kriege drängte. Bald erfuhr der König auch Näheres über den Kriegsplan der Feinde: zwei österreichisch-sächsische Heere sollten in seine Staaten einfallen, das eine unter dem Prinzen Karl von Lothringen aus Böhmen durch die Lausitz nach Schlesien, das andere unter dem Feldmarschall Herzog Johann Adolf II. von Sachsen-Weißenfels, mit welchem sich der vom Rheine heranziehende österreichische Feldmarschall-Lieutenant Graf Grünne vereinigen sollte, von Leipzig her auf Magdeburg und Berlin selbst. Auch die russische Kaiserin Katharina drohte, wenn Friedrich Sachsen angriffe, dem Könige von Polen vertragsmäßige Hülfe leisten zu müssen, und ließ Truppen marschiren. Solchen Gefahren mußte, und wenn auch durch einen Winterfeldzug, aufs schleunigste zuvorgekommen werden.

2) Teglio zwischen dem obern und mittlern Theile des Adathals. 3) An der wohlerhaltenen Originalurkunde im Landesarchive in Chur hängen die Siegel des Obern, des Gotteshaus und des Zehngerichtsbundes, letzteres etwas beschädigt; dem Originale genau nachgebildet ist die Abschrift in den eidgenössischen Abschieden IV. 6 p. 1535; etwas freier in C. Moor's Bündner Geschichtschreibern und im Archiv für die Geschichte Graubündens II.

Nachdem Fürst Leopold sein Corps im bedrohten Saalkreise wieder zusammenzuziehen Befehl erhalten hatte, begab sich der König selbst nach nur sechstägigem Aufenthalte am 16. Nov. von Berlin zur Armee nach Schlesien zurück. Schon rückte Prinz Karl über Görlitz und Sagan auf Krossen zu, um „die Verbindung Schlesiens mit Brandenburg zu durchreißen", als die Verbündeten noch in letzter Stunde auf Rußlands Betrieb, damit Sachsen nicht aus der Rolle der bloßen Hülfsmacht heraufiele, ihren Kriegsplan dahin änderten, daß General Graf Rutowsky, der an die Stelle des erkrankten Herzogs von Weißenfels getreten war, mit den Sachsen sich an den linken Flügel des Prinzen anschließen sollte, selbst wieder zur Linken durch Grünne gedeckt, welcher mit seinem rein österreichischen Corps zum Einfall in das Brandenburgische bestimmt war. Sobald der König über alles dieses sichere Nachricht hatte, rückte er am Vormittage des 23. Nov. bei Naumburg über den Queis in die sächsische Lausitz und traf schon nachmittags bei Katholisch-Hennersdorf auf die Feinde, die er durch diesen unerwarteten Stoß mitten in ihre langgedehnte Marschaufstellung hinein in eine „rastlose Flucht" warf. Ohne Aufenthalt eilten die Oesterreicher nach Böhmen zurück, bis Zittau von preußischen Husaren und Grenadieren verfolgt, die Sachsen wandten sich nach Dresden hin; und auch weiter noch reichten die Wirkungen der Schlacht, da Grünne, der bei Torgau über die Elbe gegangen war und sich auf dem Wege nach Berlin befand, durch General Lehwaldt, welchen Friedrich über Bautzen nach Meißen zu sandte, um dem Fürsten Leopold die Hand zu reichen, genöthigt wurde, sich wieder südostwärts der Elbe zuzuwenden. Erst am 29. Nov. brach Fürst Leopold, nachdem er in seiner Weise lange gezögert, es auch nicht hatte über sich gewinnen können, seine Unzufriedenheit mit des Königs unmittelbarem Vorgehen gegen Sachsen zurückzuhalten, frühmorgens von Halle auf, überschritt die Grenze, wo sächsische Reiterei unter Sybilsky zurückgeworfen wurde, besetzte nachmittags Leipzig und wieder nach langen Zögerungen erst am 6. Dec. Torgau, wo sich zwar reiche Magazine befanden, aber nur eine kleine Besatzung von Landmiliz. Am Morgen des 9. Dec. erhielt der König in Bautzen die Nachricht davon und zugleich die Anzeige, daß Leopold zunächst Brot backen müsse und erst am 11. stromaufwärts vorrücken könne. Wenn er über diese unwandelbare Langsamkeit des alten Fürsten, über sein Abweichen von dem geraden Wege auf die der Lausitz näher gelegenen und darum für den Augenblick wichtigeren Elbübergänge von Dresden und Meißen zu immer stärkerer Unzufriedenheit, zu immer strengeren Befehlen, zu immer schärferen Worten des Tadels sich veranlaßt sah, so geschah das nicht blos im Hinblick auf Lehwaldt's gefährdete Stellung, da Rutowsky und Grünne bei der sächsischen Hauptstadt standen, auch Prinz Karl wieder die Elbe abwärts näher rückte; ihn drängten fast noch mehr die politischen Vorgänge jener Wochen zu großer Eile. Die wiederholten Friedensanerbietungen, die er auch nach dem Siege von Hennersdorf ganz im Rahmen der Convention von Hannover an den sächsischen Hof richten ließ, wurden zwar nicht abgewiesen, aber König August III. von Polen begab sich am 1. Dec. mit seiner Familie, von Brühl gefolgt, eilig und heimlich von Dresden nach Prag, vielleicht weniger von Furcht getrieben, als um durch Hinziehung der Verhandlungen Zeit zu gewinnen. In Wien suchte man, darin eifrig von Sachsen unterstützt, eine Annäherung an Frankreich zu erlangen und fand dafür in Versailles einen nicht ganz ungünstigen Boden, sodaß bald auch England aufmerksam und unruhig wurde. Nicht mehr blos der hannoverischen Regierung mistraute Friedrich, er sprach am 9. Dec. dem Könige Georg selbst und seinem englischen Ministerium gegenüber ähnliche Gedanken aus und drohte, wenn auch weiter die Convention nur so weit ausgeführt würde, daß ihm alle Vortheile derselben verloren gingen, nur ihre Nachtheile blieben, seine eigenen Wege zu gehen. Dazu begannen auch im Reiche Rüstungen für den Kaiser, und im Norden näherten sich die Russen der preußischen Grenze.

König Friedrich erließ von neuem an den Fürsten die strengsten Weisungen zu entschiedenem Vorgehen, in denen er unter Hinweis auf die drohenden Gefahren und die Nothwendigkeit des Friedens, auf die Ehre und die Verantwortlichkeit des Fürsten unweigerlichen Gehorsam forderte, und brach selbst am 10. von Bautzen auf, seinen Marsch südwestwärts der Elbe zu gegen Meißen wendend; seine Husaren streiften bald bis in die nächste Nähe der sächsischen Hauptstadt. Auf der andern Seite der Elbe langte Leopold nach zwei gewaltigen Tagemärschen am Nachmittage des 12. vor Meißen an und besetzte den wichtigen Elbpaß nach wenigen Stunden ohne Schwertstreich, da der sächsische Befehlshaber, Generallieutenant Allnpeck, mit seinen drei Grenadierbataillonen stillschweigend abzog; nicht einmal die feste Elbbrücke hatten die Feinde, da das sächsische Ministerium der Kostenersparniß wegen ihre Erhaltung wünschte, gesprengt, sondern nur den Belag theilweise abgeworfen, sodaß schon am folgenden Tage Lehwaldt den Uebergang und seine Vereinigung mit dem Fürsten bewerkstelligen konnte. Eine kleine Schlappe, welche die preußische Nachhut noch am Abende des 12. in einem Hohlwege bei Zehren durch einen vom Hinterhalte her ausgeführten Ueberfall Sybilsky's erlitt, hatte weniger an sich selbst als dadurch Bedeutung, daß Leopold den unverblümt ausgesprochenen Tadel des Königs über die große Unvorsichtigkeit, die Nachhut ohne Infanteriebedeckung zu lassen, schnell wettzumachen, alle Vorwürfe der letzten Tage durch eine energische Feldherrnthat zurückzuweisen beschloß. — Im sächsischen Hauptquartier, wo man längere Zeit zumal über den Verbleib des Dessauers und seiner Armee im Ungewissen gewesen war, eine Weile sogar seine Vereinigung mit dem Könige erwartet hatte, erhielt man erst durch Allnpeck sichere Kunde über den wahren Stand der Dinge auf der gegnerischen Seite.

Seit dem 11. Dec. standen die Sachsen unter Rutowsky, der den Oberbefehl dem kranken Herzoge von Weißenfels für kurze Zeit hatte überlassen müssen und erst am 12., wo nun doch eine Action bevorzustehen

schien, wieder übernahm, und ihnen zur Rechten das österreichische Corps unter Grünne, jene 27,000, diese 8400 Mann stark, in einer Alarmaufstellung westlich von Dresden, die nach Westen gerichtete Front durch den auch an der besten Stelle nur schwer überschreitbaren Zschonengrund gedeckt, der sich, von dem immer tiefer einschneidenden Kesselgraben durchflossen, etwa eine Meile lang von Kesselsdorf bis zur Elbe bei Kemnitz und Briesnitz erstreckt. Besonders die Sachsen befanden sich bei der strengen Kälte und unter ihren meist schlechten Zelten in einem beklagenswerthen Zustande, da sie noch dazu ungenügend verpflegt waren, selbst Brot, Holz und Stroh mangelte und die Löhnung längere Zeit ausgeblieben war; die Mannschaften erhielten am 12. wenigstens eine Abschlagszahlung für einen halben Monat, die Subalternoffiziere, die schon drei Monate, und die höheren Offiziere, die noch länger auf ihren Sold warteten, gingen auch jetzt leer aus. Die Verpflegung mußte noch schwerer werden und völliger Mangel drohte, als endlich auch Prinz Karl von Lothringen mit der österreichischen Hauptarmee von etwa 46,000 Mann heranzog: nachdem seine Vorhut am 11. in Pirna eingerückt war, traf das Hauptheer am 13. bei Zehist (östlich davon) ein, und kaum konnten jetzt die beiderseitigen Ansprüche in befriedigender Weise ausgeglichen werden. Noch an demselben Tage hielt der Prinz mit den Generälen in Dresden eine Besprechung, in welcher festgesetzt wurde, daß zum besseren Schutze der Hauptstadt und zur leichteren Vereinigung beider Heere die Oesterreicher tags darauf in den dem Großen Garten zunächst gelegenen Dörfern Quartier nehmen sollten, so jedoch, daß auch die entferntesten in zwei Stunden herangezogen werden könnten, denn man wollte ganz richtig nur mit vereinten Kräften schlagen. Auf der andern Seite mußte es dem Fürsten Leopold, wenn er jetzt die Intentionen seines Königs ganz ausführen, „den Leuten keck auf den Hals gehen" wollte, darauf ankommen, die Sachsen in ihrer Vereinzelung zu fassen, zumal er ebenso wenig als Friedrich selbst, der bereits zwei Meilen nördlich von Dresden stand, um die Ankunft des Prinzen Karl wußte.

Am 14. vor Tage trat der alte Fürst seinen Marsch auf Dresden an, das er in einem Bogen über Wilsdruff leichter zu erreichen hoffte, ließ aber, nachdem er kaum eine halbe Meile auch hier auf schwierigem Terrain vorgerückt war, noch vor Röhrsdorf halten und die Truppen in Schlachtordnung und unter dem Gewehr übernachten, während die Husaren die vorgeschobenen Cavalerieposten des Feindes zurücktrieben und bei der Verfolgung bis in das Angesicht der feindlichen Aufstellung vordrangen. Doch glaubte Rutowsky hieraus noch nicht auf die Absicht eines Angriffes bei den Preußen schließen zu dürfen, und ließ noch um 2 Uhr in der Nacht dem Prinzen Karl, der sich für den Fall der Gefahr zu schleuniger Hülfe erboten hatte, in diesem Sinne von dem Vorrücken und dem Zurückweichen der preußischen Vortruppen Meldung machen. Erst etwa fünf Stunden später, als die Preußen ihren Vormarsch auf Wilsdruff und somit in der Richtung auf den linken Flügel der Sachsen wieder aufgenommen hatten, erbat er wieder durch einen besonders gesendeten Offizier die Hülfe der Oesterreicher, behielt aber den Obersten Buttlar, welchen der Prinz inzwischen, um seinen Truppen unnütze Alarmirung zu ersparen, zur Wahrnehmung des Augenscheines in das sächsische Hauptquartier geschickt hatte, zurück, bis derselbe sich von allen zur Abwehr des Angriffes getroffenen Anstalten und dem feindlichen Anmarsche selbst überzeugt hatte, d. h. bis in die Mittagszeit; und als nun Buttlar zum Prinzen zu rückkam, fand er erst einen Theil des Heeres vereinigt, da viele Regimenter gegen die getroffene Verabredung drei und vier Stunden vom Sammelplatze entfernt geblieben waren. — Wie auf preußischer Seite, so haben sich auch auf der der Verbündeten bei Kesselsdorf nur kleinere Heertheile gegenübergestanden, die beiden Hauptheere an der Entscheidungsschlacht keinen Theil genommen.

Auch am 15. blieben die Sachsen, da Rutowsky fast bis zum Mittag hin an eine Schlacht auch für diesen Tag noch nicht glauben zu wollen schien, und ebenso die ihnen zugetheilten Oesterreicher, welche wegen einer Erkrankung Grünne's der Generalmajor Baron Elberfeld commandirte, in ihrer bisherigen Stellung, beide noch dazu durch eine gute halbe Meile sehr durchschnittenen, schwierigen Terrains voneinander geschieden. Erwägt man, daß für den ein unregelmäßiges Viereck bildenden Terrainabschnitt, welchen der Zschonengrund, die Elbe, der Plauensche Grund und der in diesen einmündende und ebenfalls unweit Kesselsdorf beginnende Steinleitergrund fast völlig umschließen, und in dessen Ostecke Dresden liegt, der einzige für größere Heeresmassen in Rede kommende Zugang eben bei Kesselsdorf sich befindet, daß ferner Fürst Leopold ebenso wenig wie die Uebergänge des Zschonengrundes den schmalen Paß an der Elbe zwischen Kemnitz und Briesnitz zum Anmarsche auf Dresden selbst zu benutzen denken durfte, weil er hier nicht blos das Corps Grünne's in der Flanke, sondern auch die Besatzung der Hauptstadt und die ganze österreichische Hauptarmee vor sich gehabt hätte, so darf man kein Bedenken tragen, eine große Hauptschuld an der schließlichen Niederlage des Tages den falschen Dispositionen Rutowsky's beizulegen: entweder mußte er Kesselsdorf selbst in die Front nehmen oder, wenn er schon seine Front gegen den obern Zschonengrund gerichtet lassen und jene nicht allzu schwer haltbare Stellung zum Stützpunkt seines linken Flügels machen wollte, dieselbe, wie auch Prinz Karl am Tage zuvor bei einer persönlichen Besichtigung dringend angerathen hatte, ganz besonders verstärken.

Kesselsdorf, der Schlüssel der ganzen Aufstellung der Verbündeten, das wesentliche Kampfobject am 15. Dec. 1745, liegt, gegen 2000 Schritte von Osten nach Westen sich erstreckend, wie in einer Mulde zu beiden Seiten der alten von Dresden nach Freiberg führenden Poststraße; der südliche Höhenzug, der sich durchweg in gleicher Höhe erhebt, fällt auf der andern Seite steil zu dem nahe herantretenden obern Ende des Steinleitergrundes ab, während der nördliche sich allmählich zu dem entfernteren Zschonengrunde hin verflacht und im Osten von einer nördlich vom Osteingange des Dorfes liegen

den Kuppe beherrscht wird; vor dem Westeingange des Dorfes endlich senkt sich das Terrain im vollen Halbkreise herum sanft hinab, doch fehlt es hier wie an den Seitenhöhen nicht an Schluchten und andern Einschnitten. Hier stand, das ganze Westende des Dorfes umfassend, eine sächsische „große Batterie" von 20 Geschützen, eine kleinere von 8 auf dem nördlichen Höhenzuge und eine von 6 Geschützen auf jener nordöstlichen Kuppe; das Dorf selbst hielten 7 Grenadierbataillone, 6 sächsische und 1 österreichisches, besetzt, welche am Westrande und auf der linken, südlichen Seite in Schluchten und Gräben, hinter Gartenmauern und Hecken gedeckte Stellung genommen hatten. Das Gros der sächsischen Infanterie, noch 26 Bataillone stark, war in zwei Treffen östlich vom Dorfe aufgestellt, mit dem linken Flügel an die Kuppe, mit dem rechten an das Dorf Pennerich gelehnt, so jedoch, daß bis zum Rande der nach dem Grunde abfallenden Höhen noch eine Entfernung von etwa 1000 Schritten blieb; am Rande selbst wurden einige Batterien aufgefahren, aber das mitten vor der Front und am Abhange hinab liegende Dorf Zöllmen, in welches 1000 Warasdiner des Grünne'schen Corps gelegt werden sollten, blieb unbesetzt. Die von dem „Ritter von Sachsen", einem Halbbruder des Grafen Rutowsky, befehligte gesammte sächsische Cavalerie stand mit Ausnahme von 2 zur Beobachtung vorgeschickten leichten Reiterregimentern, ursprünglich 39 Schwadronen stark und durch 2 österreichische Kürassierregimenter verstärkt, vor dem linken Flügel der Infanterie und nördlich von Kesselsdorf, als aber die Richtung des preußischen Angriffes auf den äußersten linken Flügel zur Gewißheit wurde, erhielt sie, um auf alle Fälle für den Prinzen Karl Raum zu schaffen, den Befehl, sich mit Zurücklassung des zur Deckung der großen Batterie bestimmten leichten Reiterregiments Rutowsky auf die Höhen von Pennerich zurückzuziehen, in eine Stellung, in welcher sie für die Schlacht selbst unverwendbar bleiben mußte. Um den Hauptfehler der Aufstellung wenigstens einigermaßen gutzumachen, mußten gleichzeitig, noch in der elften Stunde, 5 Infanterieregimenter (10 Bataillone) des linken Flügels unter Generallieutenant von Jasmund eine solche Schwenkung machen, daß sie das Dorf in seiner ganzen Ausdehnung vor sich hatten; 5 weitere Bataillone bildeten ihr zweites Treffen.

Nicht viel später mag es gewesen sein, als Fürst Leopold sich so weit genähert hatte, daß er, seinem Heere voranreitend, die feindliche Aufstellung in Augenschein nehmen konnte. Wie am 14. von Meißen aus, so hatte er auch am Schlachttage selbst, einem Mittwoch, Morgens 7½ Uhr aus dem Lager von Köhrsdorf sein Heer in vier Colonnen abgeführt, zwei Colonnen Infanterie in der Mitte, je eine Colonne Cavalerie zu beiden Seiten, und marschirte westlich von Wilsdruff gerade auf Kesselsdorf und den obern Zschonengrund los. Seit der Vereinigung mit Lehwaldt zählte sein Heer 35 Bataillone, darunter 4 Grenadierbataillone, und 95 Schwadronen, darunter 20 Schwadronen Husaren, also etwa 25,900 Mann Infanterie und 6800 Mann Cavalerie, im ganzen etwa 32,700 Mann, sodaß er um fast 6000 Mann stärker war als die Sachsen allein. Sobald der Fürst bei seiner Besichtigung der feindlichen Stellungen die Erstürmung von Kesselsdorf und die Aufrollung des isolirten sächsischen Heeres als seine nächste Hauptaufgabe erkannt hatte, brachte er sofort, während die vorgeschobenen leichten sächsischen Reiterhaufen südlich um das Dorf zurückgeworfen wurden, seine Truppen in eine aus zwei Treffen bestehende Schlachtordnung, die mit ihrem rechten Flügel etwa 1800 Schritte vor Kesselsdorf begann und zuerst in nordöstlicher, von der kaufbacher Straße ab aber in östlicher Richtung noch über das nordöstlich von Zöllmen liegende Dorf Roitzsch hinauslief, wobei die Oesterreicher ganz außer Acht gelassen wurden. Später fand Friedrich der Große selbst — und nicht mit Unrecht, scheint es — an diesen Maßnahmen zu tadeln, daß die ganze Aufstellung für den ins Auge gefaßten Zweck zu weit nach links geschoben gewesen wäre, daß der erste Angriffspunkt noch viel mehr im Westen und Südwesten hätte überflügelt und umfaßt werden müssen. Die Infanterie, von welcher 23 Bataillone im ersten und 12 im zweiten Treffen standen, lehnte ihren rechten Flügel an den Lerchenbusch, ein nördlich von der freiberger Straße gelegenes kleines Gehölz, und reichte mit dem linken Flügel bis südwestlich vor Roitzsch; die Cavalerie behielt wie auf dem Marsche ihre Flankenstellung: zur Rechten im Knie über jene Hauptstraße hinweg und bis zu dem nach Braunsdorf führenden Fürstenwege 6 Regimenter im ersten und 2 im zweiten, zur Linken bis gegen Podemus hin 5 Regimenter im ersten und 1 im zweiten Treffen.

Gegen 2 Uhr nachmittags eröffnete der alte Dessauer den Angriff, indem er zuerst eine heftige Kanonade gegen das Dorf richtete und währenddeß 3 Grenadierbataillone (Kleist, Plotho und Münchow) und sein eigenes Infanterieregiment, die unter dem Befehle des Generalmajors von Hertzberg den Sturm ausführen sollten, aus den Linien hervorzog. Es mag wol nicht ganz unrichtig sein, was herkömmlich erzählt wird, daß den greisen Feldherrn in diesem Augenblicke eine Art von Verzweiflungsstimmung erfaßt hat, indem er von dem Ausgange der beginnenden Schlacht die endgültige Entscheidung über seinen Feldherrnruhm abhängig wähnte, und daß ihm der Gedanke nicht fern lag, im Falle des Unglücks selbst den Tod zu suchen; ob aber die verschiedenen Kraftausdrücke, die ihm bei dieser Gelegenheit gewöhnlich in den Mund gelegt werden, mehr als erfundene Anekdoten sind, ist nicht auszumachen, man weiß mit Bestimmtheit nur, daß er den Befehl zum Sturmmarsch mit den Worten: „Im Namen Jesu, Marsch!" ertheilt hat und stets mitten im Kampfgetümmel gewesen ist. Mit geschultertem Gewehr und unter den Klängen des Dessauer Marsches gingen die Bataillone in geschlossenen Gliedern gerade auf die große Batterie los, aber der abschüssige, noch dazu mit Eis und Schnee bedeckte Boden ließ sie, obwol einer dem andern zu helfen, ihn zu stützen sich bemühte, nur langsam vorwärts kommen und gewährte dem mörderischen Geschützfeuer des Feindes Zeit, gewaltige Lücken in ihre Reihen zu reißen; auch Hertzberg fiel. Nachdem sie bereits

5 Kanonen genommen hatten, wurden sie zur Umkehr gezwungen. Vom Fürsten selbst wieder gesammelt, machten die preußischen Bataillone einen zweiten, ebenso kräftigen und kaltblütigen Sturmversuch, aber wiederum machte ihnen das Eis und das feindliche Feuer jeden Erfolg unmöglich, sodaß sie in ordnungsloser Flucht zurückgingen. Von den 1800 Grenadieren waren allein bei diesem ersten Acte der Schlacht 948 Mann außer Kampf gesetzt, von dem ebenso starken Regimente des Fürsten 532 (dort 8 Offiziere und 354 Mann todt, 15 Offiziere und 571 Mann verwundet, hier 5 Offiziere und 208 Mann todt, 8 Offiziere und 311 Mann verwundet). Da die Fliehenden die Batterien, welche sammt dem zur Deckung mitgegebenen Dragonerregimente 600 Schritte vor den feindlichen Linien zurückgeblieben waren, nicht mitzunehmen vermochten, so sandte der Commandant der großen sächsischen Batterie eigenmächtig 2 Bataillone, das österreichische und ein sächsisches, zur Verfolgung des Feindes und zur Erbeutung seiner Geschütze hinaus. Schon war eine preußische Batterie genommen, als die Dragoner auf Befehl des Fürsten, der selbst zugegen war und bereits drei Kugeln durch den Mantel erhalten hatte, aus ihrer gedeckten Stellung hervorbrachen, die Oesterreicher gleich überrannten und die Sachsen trotz ihrer Gegenwehr zurückdrängten. Auch drei weitere, aus dem Dorfe zu Hülfe geschickte Bataillone vermochten nichts auszurichten, da die Flüchtigen selbst sich ihnen entgegendrängten und überdies auch auf preußischer Seite zwei frische Bataillone unter Lehwaldt's Führung herangezogen wurden und, die Grenadiere aufnehmend, zu neuem Angriff vorgingen. Unbehelligt von den sächsischen Batterien, die aus Rücksicht auf die in der Schußlinie befindlichen eigenen Leute nicht feuern konnten, gelangten die Preußen mit den in Verwirrung und Auflösung geratheten Gegnern, die sie ohne große Mühe vor sich hertrieben, zugleich auf die Höhe, nahmen die wehrlose Batterie und drangen in das jetzt fast unvertheidigte Dorf selbst ein. Das einzige der geschlagenen Dorfbesatzung zu Hülfe kommende Bataillon (Pirch) konnte natürlich eine Wendung zum Besseren nicht mehr herbeiführen; die schwächlichen Versuche des sächsischen Reiterregiments Rutowsky, die vordringenden Preußen in der linken Flanke zu beunruhigen, mußten ohne Erfolg bleiben, da es sich durch das Feuer der Bataillone Lehwaldt's fernhalten ließ, und in der rechten Flanke wurden die beiden südlich vom Dorfe stehenden Reiterregimenter durch 5 Schwadronen Cavalerie und 3 Bataillone Infanterie vom rechten preußischen Flügel her zurückgejagt. Bis zum Eintritt der Dämmerung war Kesselsdorf völlig in die Hände der Eroberer gekommen und ging in Flammen auf.

Von der übrigen sächsischen Infanterie kam zuerst der Kesselsdorf zunächststehende äußerste linke Flügel, die von Jasmund befehligten Bataillone, in unmittelbaren Kampf mit den Preußen. Bald nachdem der Kampf um Kesselsdorf selbst entbrannt war, rückte der nicht beim Sturme betheiligte Haupttheil der preußischen Armee in etwas zusammengeschobener Stellung bis an den linken, nördlichen Rand des Zschonengrundes und veranlaßte dadurch auch Rutowsky, seine Linien dem gegenüberliegenden Rande zu nähern. Aber als Jasmund die diesem Befehle entsprechenden Bewegungen ausführen ließ, wurde sein eigener linker Flügel bereits von den aus dem Dorfe hervorbrechenden Preußen angegriffen. Kaum waren die dort stehenden sächsischen leichten Reiter statt ihn zu unterstützen auf die ersten feindlichen Schüsse gewichen und unaufhaltsam durch die Reihen der Infanterie hindurch zurückgegangen, als die südlich um das Dorf gekommenen vier preußischen Bataillone im Rücken der letztern erschienen. Da weder Jasmund's zweites Treffen, welches gegen die neuen Angreifer kehrt machen mußte, noch drei andere Reiterregimenter, welche sich ihnen nicht ohne allen Erfolg entgegenwarfen, auf die Dauer standhielten, so gerieth Jasmund selbst zwischen zwei Feuer und glaubte schließlich die beiden zumeist gefährdeten linken Flügelregimenter nur dadurch retten zu können, daß er sich mit ihnen durch den Feind im Rücken durchschlug, er rettete aber aus diesem Verzweiflungskampfe nur 800 Mann. Mittlerweile war fast die ganze sächsische Linie in den Kampf eingetreten, der für sie um so unheilvoller werden mußte, als sich auch noch die Fliehenden des eigenen linken Flügels und die nachdrängenden Eroberer des Dorfes auf sie warfen und sie allmählich aufrollten. Nachdem die Preußen auf dem linken Thalrande angelangt waren und das den Brückenkopf bildende Dorf Steinbach besetzt hatten, hatten beide Theile einander eine Weile mit Artilleriefeuer beschossen, da man auf preußischer Seite doch Bedenken trug, den Grund, dessen beide Abhänge mit Schnee und Eis belegt, dessen Sohle morastig war, vor den Mündungen der feindlichen Batterien zu durchschreiten, wenngleich man in der Tiefe selbst vor der Wirkung ihres Feuers ziemlich geschützt war. Als aber endlich der Generallieutenant Prinz Moritz von Dessau, des Fürsten jüngster Sohn, als der erste hinabsprang, folgte dem Beispiele des Anführers seine ganze Division. Nach großen Mühen auf dem jenseitigen Thalrande angelangt, fanden die Preußen zunächst kräftigen Widerstand; die, welche den Aufstieg durch Zöllmen genommen hatten, wurden beim Austritt aus dem Dorfe von 3 sächsischen Bataillonen empfangen und zweimal wieder hineingetrieben, und als noch die 6 nächsten Bataillone des rechten feindlichen Flügels, auch einige Regimentsgeschütze mit Nachdruck in das Gefecht geführt wurden, schienen die Angreifer überhaupt in ihrem Vorrücken gehemmt zu werden. Aber jetzt übte die Vernichtung des äußersten linken Flügels der Sachsen auch hier ihre verhängnißvolle Wirkung aus. Zuerst wälzten sich die Bataillone, welche dort noch in der Schlachtordnung standgehalten hatten, ebenfalls von der eigenen leichten Reiterei durchbrochen und in Verwirrung gebracht, auf die bei und um Zöllmen fechtenden Truppentheile und rissen sie und andere mit sich fort, sodaß bald ein wirrer Knäuel entstand, über den noch dazu abermals ziellos flüchtende sächsische Cavalerie hereinbrach. So sehr sich auch Rutowsky und andere Generäle und Obersten, auch der Herzog von Weißenfels selbst,

der jetzt auf dem Schlachtfelde erschien, ohne Beachtung aller eigenen Gefahr bemühten, hier Ordnung zu schaffen, fliehende Bataillone und Schwadronen zum Stehen zu bringen, neue Truppen zu kräftigerem Widerstande, zu energischen Angriffen zu ermuthigen, nichts fruchtete mehr. Zuletzt wurde das äußerste rechte Flügelregiment der sächsischen Infanterie, das allein noch kampffähig dastand, durch die vom Thalrande weichende eigene Artillerie überfahren und dann noch von österreichischer Cavalerie überritten. Mit der nicht mehr schwierigen Zurückweisung eines Angriffsversuches zweier sächsischen Kürassierregimenter schloß die ganze Schlacht, die in kaum zweistündiger Dauer den Preußen einen den ganzen Krieg entscheidenden Sieg, den Sachsen beinahe die Vernichtung brachte. Eine weitere Verfolgung des in der Richtung auf Dresden fliehenden Feindes, welche den preußischen Schwadronen des linken Flügels, die bei Zöllmen allmählich durch den Grund gelegt waren, aufgetragen wurde, mußte, da die Dunkelheit bereits eingebrochen war, sehr bald aufgegeben werden. Fürst Leopold ließ die Wachtfeuer in unmittelbarer Nähe des Schlachtfeldes, östlich von Pennerich, anzünden.

General Elberfeld, der Befehlshaber des Grünne'schen Corps, der beim Beginn der Schlacht, sobald er sah, daß Fürst Leopold ihn ganz unberücksichtigt ließ, Rutowsky seine Hülfe angeboten hatte, hatte den Befehl erhalten, in seiner Stellung zu vergarren und sie, würde er angegriffen, tapfer zu vertheidigen; als er abends die preußischen Wachtfeuer sah, zog auch er sich auf Dresden zurück. Prinz Karl dagegen hätte, darüber sind wol jetzt alle einig, seinen Verbündeten jedenfalls zu Hülfe kommen müssen und, wenn er sich mit der Zusammenziehung seiner Truppen, die während der Schlacht in der Vorstadt von Dresden und in Plauen kräftig plünderten, etwas mehr beeilt hätte, auch noch rechtzeitig auf dem Kampfplatze erscheinen können.

Der Verlust auf preußischer Seite betrug an Todten 34 Offiziere (darunter General von Hertzberg, 1 Oberst und 2 Majore) und 1570 Mann, an Verwundeten 90 Offiziere (davon 16 Stabsoffiziere) und 3068 Mann; die Sachsen verloren allein an Todten 58 Offiziere (worunter 1 General, 2 Obersten, 1 Major) und 3752 Mann, an Gefangenen 141 Offiziere und gegen 3000 Mann, wozu später in Dresden selbst noch die Besatzung von 3000 Mann Landmiliz kam und 110 Offiziere, welche sich nach der Schlacht daselbst eingefunden, jedoch nicht dem zurückgehenden Heere angeschlossen hatten.

Friedrich II., der am Schlachttage selbst nach Meißen gekommen war und einen kleinen Theil seines Heeres über die Elbbrücke geführt, den größeren auf der rechten Seite des Stromes gelassen hatte, erhielt fast gleichzeitig mit Friedensanerbietungen August's III. durch flüchtige sächsische Reiter die erste Nachricht von dem Ausgange der Schlacht, die man bereits durch den Feuerschein und durch den Widerhall der Kanonade wahrgenommen hatte; Nachts brachte ein preußischer Hauptmann und am folgenden Morgen, als man bereits bis Wilsdruff vorgerückt war, ein Schreiben des Fürsten die eigentliche Siegesbotschaft. Am 17. Dec. 9 Uhr früh, zur verabredeten Stunde, begrüßte der König den siegreichen Feldherrn auf dem Schlachtfelde selbst, indem er ihn mit ausgezeichneten Ehren empfing und ihm nochmals mündlich, wie er es tags zuvor bereits in einem Handschreiben gethan, in aufrichtigen Worten reichlich Lob und Dank sagte. Am 18. rückte der König mit 4 Regimentern in die sächsische Hauptstadt ein, die sich auf die von ihm selbst gestellten Bedingungen ergeben hatte. Wie die in dem Residenzschlosse zurückgebliebenen Kinder des Königs von Polen aufs zuvorkommendste behandelt wurden, so wurde auch in der Stadt das Privateigenthum durchaus geschont, keine Erpressung oder Plünderung durfte von den preußischen Soldaten verübt werden, während die verbündeten Oesterreicher auch in diesen Tagen wieder bei ihrem Rückzuge in Stadt und Land ungescheut plünderten und alles ausraubten. Da Rutowsky jeden weiteren Widerstand für unthunlich erklärte, so beschloß der Kriegsrath der Verbündeten den ungesäumten Rückzug, der noch am 16. begonnen wurde, und zwar in der Weise, daß die geschlagenen Sachsen um einige Stunden vorausmarschirten. Die Verfolgung des Feindes wurde preußischerseits von Anfang an nur sehr schwach betrieben, und da die sogleich begonnenen Friedensunterhandlungen mit dem sächsisch-polnischen Hofe einen guten und schnellen Fortgang nahmen, so erfolgte in Sachsen schon am 24. die völlige Einstellung der Feindseligkeiten. Am 25. Decembers endlich wurde der Friede zu Dresden auf Grundlage des Breslauer Friedens und der Convention von Hannover abgeschlossen.

Mit Uebergehung der allgemeinen, älteren und neueren Werke, in welchen die Schlacht von Kesselsdorf zur Darstellung gekommen ist, seien hier nur erwähnt: 1) die Aufzeichnungen des Generals von Jasmund (die „Relation von der Schlacht" und die „Aufzeichnungen aus dem Tagebuche"), mehrfach gedruckt und benutzt; 2) R., Geschichte des zweiten schlesischen Krieges (nach österreichischen Original-Quellen), gedruckt in der Oesterreichischen militärischen Zeitschrift (hierher gehörig: II. Theil 6. Abschnitt im 12. Heft, 1825); 3) von Orlich, Geschichte der schlesischen Kriege nach Original-Quellen, II. Theil (Berlin 1841); 4) Oberstlieutenant Winter, ein Beitrag zur Geschichte der Schlacht bei Kesselsdorf, bearbeitet nach den im Königl. Haupt-Staatsarchiv (zu Dresden) befindlichen Original-Gefechtsberichten, im Archiv für sächsische Geschichte, IX. Bandes 3. Heft, 1870.

(Karl Lohmeyer.)

KESSLER (Johannes), auch Chessellius und Achenarius genannt, wurde im J. 1502 in der Stadt St.-Gallen geboren, ohne daß man wegen Mangels an Taufbüchern seinen Geburtstag kennt, seine Aeltern Hans Keßler und Anna Kuster standen im Rufe rechtlicher, jedoch dürftiger Leute aus dem Handwerkerstande; seine Mutter, die sich nach dem frühen Tode ihres Gatten vom Ertrage ihrer Näharbeit nährte, verheirathete sich zum zweiten mal an Bartlome Hermann, welcher ebenfalls nicht im Stande war, den Kindern aus erster Ehe Unterstützung zu gewähren, und in der Schlacht bei Kap

pel[1]) ums Leben kam. Auch seines Bruders Stephan[2]) und seines Schwagers Hans Nell[3]), der ein Priester und wahrscheinlich der Sohn des unten vorkommenden Sattlers war, erwähnt Johannes in seiner Chronik. Von seinen Aeltern zum Priesterstand bestimmt, besuchte er zeitig die Lateinschule, die einzige der Stadt, welche damals nicht wenig von dem Unfug der fahrenden Schüler, der Bacchanten, heimgesucht wurde; sodann die Klosterschule, die, damals bedeutend herabgekommen, in sichtbarem Verfall war. Wenigstens erzählt er bei Anlaß des Bildersturmes in Münster, daß er auch bei dem „bruchigen und verrumbten" Altar[4]) der St.-Anna, wo alle Morgen um die fünfe ein „ampt der meß" sollte gesungen und begangen werden, ein verordneter Schüler und Sänger gewesen sei.

Von der Klosterschule in St.-Gallen kam Keßler zu seiner weiteren Ausbildung auf die Universität Basel[5]), wo damals ein reges geistiges Leben herrschte, besonders belebt von seiten der immer kecker und aggressiver auftretenden Humanisten, welche mit jugendlicher Frische das, was ihnen auf den Lehranstalten in Staat und Kirche verderblich schien, bekämpften, wenn auch der eine und andere später bei dem endlichen Bruche auf die früher bekämpfte Seite trat. Um nur derjenigen Männer Erwähnung zu thun, die während der Studienjahre Keßler's in Basel lebten, so gedenkt er in seinen Sabbata I, 164 mit besonderer Liebe des Konrad Pellican, geboren 1478 zu Ruffach, der, durch Johann Reuchlin's Anleitung in das Studium der hebräischen Sprache eingeführt, im J. 1519 als Lector der Minoriten im Franciscaner-Kloster zu Basel für den Nachdruck und die Verbreitung der Schriften Luther's wirkte und sich später an Oecolampadius anschloß, welcher während des baseler Aufenthaltes Keßler's sich im Brigitten-Kloster bei Augsburg aufhielt. Keßler nennt den Pellican „einen gar kindlichen, holdseligen, sanftmüthigen Menschen, der so sehr bereit sei, andere zu unterrichten, daß er mit dem kleinsten Kinde, so zu studiren begehre, Tag und Nacht unverdrossen Müh und Arbeit erdulden möge". — Den Mittelpunkt des humanistischen Lebens in der Stadt bildete im Hause des berühmten Froben der von Gelehrten und Ungelehrten, von der Regierung und der Universität gleich gefeierte Desiderius Erasmus[6]), dessen Umgang auch Keßler genoß und den er uns vorführt als einen „tugbramen ehrsamen Alten, einen kleinen zarten Menschen in einem langen blauen Rocke mit weiten Ermeln". — An ihn schloß sich an der bedeutendste der jüngeren Humanisten der Universität, Heinrich Loriti, von seiner Heimat genannt Glarean, der in seiner Burse eine Anzahl aufstrebender Jünglinge versammelte, die er vorzüglich mit den alten Classikern bekannt zu machen suchte. — Unter den einflußreicheren Lehrern, welche an der theologischen Facultät zur Zeit Keßler's wirkten, mögen angeführt werden Ludwig Bär[7]) aus Basel, der in Paris studirt und mit Auszeichnung die Doctorwürde gewonnen hatte, ein Mann von feiner humanistischer Bildung, zugleich Freund und Geistesverwandter des Erasmus, und Wolfgang Fabri Capito aus Hagenau, der durch Predigt und Unterricht die ersten reformatorischen Ideen in Basel anregte, aber schon im J. 1520 einem Rufe des Kurfürsten Albrecht nach Mainz folgte.

Vielfach angeregt von den neuen Ideen, die damals anfingen, namentlich in den wissenschaftlichen Centren, wie Basel war, von Mund zu Mund besprochen zu werden, nicht unbekannt mit den Schriften Luther's, die besonders die damalige Jugend mächtig ergriffen, finden wir in den ersten Monaten des Jahres 1522 Johannes Keßler mit noch einem Landsmanne Spengler auf dem Wege nach Wittenberg, dessen ausgezeichnete, eine neue Bahn einschlagende Lehrkräfte damals ansehnliche Scharen von Jünglingen aus aller Herren Länder anzogen. „Dann wir," sagt Keßler[8]), „von sinet (Luther's) wegen unser fart unternommen haben, so wir verstond, wie er das priesterthumb samt der mäß als ainen ungegrundten gottesdienst welle umbstoßen, dieweil wir dann von jugend uff von unsern ältern darzu gezogen und verordnet, das wir priester werden sollen, wend wir gern hören, was er uns für ain underricht geben werde und mit was fug er sollich fürnemmen welle zu wegen bringen". Es war gerade um die Zeit, da Luther sein ihm vom Kurfürsten Friedrich dem Weisen auf der Wartburg gewährtes Asyl um der während seiner Abwesenheit in Wittenberg ausgebrochenen Unordnungen willen verlassen hatte und auf dem Wege nach dem Musensitze sich befand.

Da trafen die beiden Schweizer in dem Gasthofe „Zum schwarzen Bär" bei Jena den noch als Rittersmann gekleideten Luther, wie er am Tische saß, die Rechte am Schwertknopf haltend, mit der Linken ein Büchlein umfassend, das sich später als einen hebräischen Psalter auswies. Gar bald zeigte sich der freundliche Rittersmann tief eingeweiht in die wichtigen Fragen der Zeit und die ehrlichen Schweizerjünglinge, welche den tapfern Ulrich von Hutten vor sich zu haben meinten, waren nicht wenig erstaunt, als sie später in Wittenberg bei ihrem Landsmanne Hieronymus Schurpf neben einem Philipp Melanchthon, Justus Jonas, Nikl. Amsdorff und Augustin Schurpf in dem Doctor Martin ihren damaligen Reisegefährten erkannten.

Es ist leicht zu begreifen, daß Keßler in diesem Kreise mächtige Anregung fand, besonders für das Studium der Heiligen Schrift, und daß er sich immer weiter entfernte von seinem ursprünglichen Ziele, Priester der alten Kirche zu werden. Vor allem war es die Persönlichkeit Luther's, die ihn fesselte durch Predigten und Vorlesungen, des Mannes[9]) „mit den tiefen schwarzen Augen und Brauen, welche blinzen und zwischern wie ein Stern, daß die nit wol mögend angesehen werden"; ihn stellt er allen andern voran „wegen siner besunderbaren gab und gnad und von wegen siner dapferkeit, von Gott verliehen, das er die warhait wider die irthumb,

1) Sabbata II, 308. 2) Sabb. II, 499. 566. 3) Sabb. I, 197. Werner, Joh. Keßler. 4) Sabb. II, 202. 5) Bischer, Geschichte der Universität Basel. 6) Sabb. I, 164. 7) Bischer a. a. O.

8) Sabb. I, 146. 9) Sabb. I, 122.

so andere schwachhait halber hinderbehalten, unerschrocken dorffen fry herusz reden und schriben". — Bei Melanchthon[10] hörte er die Erklärung des Evangeliums Johannis, der kleinen unachtbaren Person dem Leibe, dem Verstande und Gelehrsamkeit nach aber einem großen starken Riesen, in dessen kleinem Leibe „ein groszer und unüberselicher Berg, Kunst und Weisheit verschlossen liegen"; auch eine Vorlesung des bekannten A. Bodenstein[11] (Karlstadt) über Jeremias, als derselbe vom Herzoge Friedrich wieder nach Wittenberg berufen worden war, hörte Keßler, sowie des Bugenhagen[12]) aus Pommern Erklärung der Psalmen und einiger Paulinischer Briefe, während er wegen seines Abschieds aus Wittenberg aus dem Propheten Jesaias nur die 40 ersten Kapitel zu hören bekam.

Freilich war dem fleißigen Studenten sein Auskommen knapp zugemessen wie schon in Basel; er ermahnt darum in späteren Jahren seinen Sohn Josua in einem Briefe vom Jahre 1548 zur Genügsamkeit und erinnert ihn daran, wie er in seinem abgetragenen zerfetzten Anzuge den reichgekleideten Musensöhnen ein Gegenstand des Abscheus gewesen sei; eine Schule der Demuth, die ihn nie gereut habe, wobei er auch seines großen Namensbruders im Gewand von Kamelhaaren gedenkt. Dagegen besaß Keßler den großen Vortheil, um den ihn mancher günstiger gestellte Student mit scheelen Augen ansehen mochte, nämlich daß er sich des engeren Umgangs mit den genannten ausgezeichneten Lehrern, die er in ihren Häusern aufsuchen durfte, erfreuen konnte. Zu den Professoren, die sich seiner auf freundliche Weise annahmen, gehörten auch seine Landsleute Hieronymus und Augustin Schurpf von St.-Gallen, von denen der erstere, ein Rechtsgelehrter, Luther's besondere Zuneigung besaß, seit er denselben auf den Reichstag zu Worms begleitet hatte, während der letztere in der medicinischen Facultät angestellt war.

Nur zu schnell verflossen bei so anregendem Umgang die anderthalb Jahre, die dem Aufenthalte in der Elbstadt, dem Mittelpunkte der damaligen geistigen Bewegung, anberaumt und entscheidend waren für den Lebensberuf Keßler's. Was sollte er nun beginnen, als er am 9. Nov. 1523 in seiner Vaterstadt anlangte? Als angehender Priester war er ausgezogen; aber wie hätte bei seiner angeborenen Wahrheitsliebe die in Basel schon gepflanzte, in Wittenberg für immer gewonnene neue Ueberzeugung es ihm gestatten können, die Priesterweihe anzunehmen? Er ging den Weg, den in dieser heftig bewegten Zeit manch edle, die im Kampfe errungene Wahrheit einer sichern angesehenen Stellung vorziehende Persönlichkeit einschlug, er vertauschte den Hörsaal mit der Werkstätte; er wollte lieber als ehrlicher Handwerksmann sein Brot verdienen, als wider sein Gewissen handeln; er begab sich, dem Beispiele eines Collin und Plater folgend, bei einem Sattlermeister, Hans Nell, in die Lehre, dessen Werkstätte er später auch kaufte.

Aber nicht in der Verborgenheit der stillen Werkstätte sollte Johann Keßler sein Licht unter den Scheffel stellen; schon am Neujahrstage 1524 ersuchte ihn eine Anzahl „gutherziger" Männer und Brüder[13]), unter welchen auch Wolfgang Wetter, genannt Fusli, Prädicant, sie in die Heilige Schrift und in die Wahrheit des christlichen Glaubens einzuführen. So begannen die Sonntagsvorlesungen mit dem Dreikönigstage, dem 6. Jan. 1524, zuerst in einem Bürgerhause, und als die Zahl der Theilnehmenden stets zunahm, auf einer Zunftstube, was der Sache bald einen öffentlichen Charakter gab. — Diese Bemühungen Keßler's konnten nicht anders als den neuen Ideen eine immer weitere Verbreitung geben, zumal sie nicht vereinzelt waren; stand ihm doch zur Seite der durch Geist und Charakter sowie durch vielseitige Studien ausgezeichnete, seit seiner Rückkehr von Wien zum Stadtarzt und Rathsherrn und im J. 1526 zum Bürgermeister erwählte Joachim von Watt, genannt Vadianus, im guten Sinne ein Freund des Volks, der durch sein unausgesetztes Einwirken auf Personen aus allerlei Ständen, durch Verbreitung lutherischer Schriften, durch seine Freundschaft mit Ulrich Zwingli die Sache der Reform mächtig förderte, sodaß dieselbe immer mehr das Tagesgespräch wurde und man an allen Enden und Orten der Stadt auf Leute stieß, die sich über Religionsgegenstände unterhielten oder sich von irgendeinem, der hierin etwas mehr als andere wissen wollte, unterrichten ließen.[14]) Ja auch von der Kanzel der St.-Laurenzkirche vernahm man aus dem Munde des Benedict Burgauer und Wolfgang Wetter das Evangelium freier von Zusätzen und römischer Entstellung; auch Georg Gugi, „mein geliebter bruoder" als Pfarrer zu Klein-Rickenbach von dem Landvogte zu Frauenfeld um der evangelischen Lehre willen vertrieben, der später von der Stadt Memmingen als ihr Prädicant zu der Disputation in Bern abgeordnet ward, sowie der gewesene Mönch in St.-Lucia in Bündten, Wolfgang Schorant, genannt Ulimann, der später zu den Wiedertäufern überging, vermehrten die Kräfte der Evangelisch-Gesinnten. Was vermochten gegen solche immer mächtiger hervortretende Volksstimmung die heftigen Controversreden des Münsterpredigers Wendelin Oswald auszurichten?

Freilich thaten auch die Altgesinnten, an deren Spitze der Abt Franz Geißberger, ihr Möglichstes und wandten sich an die Cantone; diese ließen es nicht fehlen an mehrmaligen ernstlichen Mahnungen, „von dem teufelischen Mißglauben" abzustehen und keine lutherische Prädicanten oder gar laische ungeweihte Personen predigen zu lassen; solchem Unwesen könne man nicht länger zusehen. Besonders war es auf den ungeweihten Keßler abgesehen; an der Tagsatzung vom 3. Sept.[15]) 1524 wird den Boten von St.-Gallen (zugleich mit denen von Mülhausen) eine Abschrift aller Artikel mitgetheilt, die sie „lutherischer Sekte halb" in ihrer Stadt brauchen; sie seien als Eidgenossen verpflichtet, wie die andern Orte die alten Gebräuche zu erhalten; denn „wir Eidgenossen

10) Sabb. I, 173. 11) Sabb. I, 153. 12) I, 174.

13) Sabb. I, 198. 14) Hottinger, Geschichte der Eidgenossen, I, 408. 15) Eidg. Abschiede IV. 1ª, p. 487.

haben den festen Entschluß gefaßt, in unsern Gebieten solch neuen Glauben abzuthun und ihn, soweit Leib und Gut reichen, gänzlich auszurotten. Darum sollen die Obern von St.-Gallen ihren Keßler anhalten, von seinen Predigten und Vorlesen auf den Stuben abzustehen. Darauf [16]) wurde am 15. Sept. dem Keßler angezeigt, daß er „sins lesens ain Zeit stillstand". Aber schon am 12. Nov. wurde mit Rücksicht auf eine Demonstration der Bürger das zeitweise bestandene Verbot, außerhalb der Kirche zu lesen, d. h. Vorträge zu halten, in etwas verhüllter Weise zurückgezogen. Nicht lange nachdem sich Keßler gutwillig dazu verstanden, seine Vorlesungen einzustellen, und sich wieder in seine Werkstätte zurückgezogen hatte, wurde er aufs neue aus seiner Verborgenheit hervorgezogen, indem er mit dem schon genannten Wolfgang Schorant und Dominik Zili, dem Schulmeister, den Keßler [17]) einen gelehrten, frommen und verständigen Mann nennt, vom 2. Febr. 1525 an Bibellectionen hielt und zwar in der ihnen vom Rathe eingeräumten Pfarrkirche St.-Laurenz, nachdem der Platz an der Kirchhofmauer der von dem Abte geschlossenen St. Mangkirche, sowie die später benutzten obern Räume des Schlachthauses sich als ungenügend erwiesen hatten. Aus diesen Bibellectionen, welche der Wirksamkeit Keßler's einen mehr officiellen Charakter verliehen, entwickelte sich später die sogenannte Frühpredigt (Käfe), welche jeden Sonntag und Feiertag morgens um 5 Uhr bis in neuerer Zeit abgehalten wurde.

Als aber im J. 1525 die heftigen Umtriebe der Wiedertäufer begannen, welche in das St. Galler Reformationswerk viele Trübung brachten, als Schorant, sein bisheriger Gehülfe und College, selber zu den Wiedertäufern übertrat, zog sich Keßler von dem öffentlichen Kampfplatze zurück, da es seinem eher stillen und bescheidenen Wesen nicht zusagte, den Stürmen die Spitze zu bieten. Findet er es ja nöthig, sich zu entschuldigen, daß er [18]) in seiner Chronik von seiner Person und seiner Arbeit Erwähnung thue, was gewiß nicht aus Ruhmsucht geschehe, da wir ja alles von Gott empfangen, der es wieder nehmen könne, wenn es ihm gefalle.

Das erste öffentliche Auftreten der Wiedertäufer geschah bei dem Anlaß [19]), als Keßler bei der Auslegung des 6. Kapitels des Römerbriefes über die Kraft des Wortes Taufe und seiner Bedeutung zu reden begann: da erhob Lorenz Hochruttiner, „der von etwas freffels wegen von Zürich verbotten", ein fleißiger Schüler des bekannten Konrad Grebel, Schwagers von Badian, seine Stimme, indem er Keßler schweigen hieß, gegen die Kindertaufe redete und ihm mit einer Schrift drohte, die ihm hart werde zu verdauen, die auch bald und zwar von Grebel anlangte, worin die Freunde Keßler's vor ihrem Prediger gewarnt werden, dessen Reden in Betreff der Taufe aus dem Teufel wären u. s. w. Ein weiteres Eingehen in die Irrungen und Schwärmereien der Wiedertäufer [20]) kann nicht in einen Lebensabriß Johann Keßler's gehören, zumal dieser die über seine Kräfte gehende Aufgabe, die in ihren Irrungen immer weiter gehenden Schwärmer eines bessern zu belehren, seinen energischern Freunden Badian, Zwingli oder der Zeit überlassen mußte.

In dieses nämliche Jahr 1525 fällt auch die Verehelichung [21]) Keßler's mit Anna Feßler, beide in ihrem 23. Lebensjahre; der Kirchgang fand statt am 29. Oct.; der das Ehepaar einsegnende Pfarrer war der Prädicant zu St. Laurenz, Wolfgang Jusli; die hervorragendsten Hochzeitsgäste Dr. Joachim Watt, Dominicus Zilli, Schulmeister, Hans Rütiner, der allerhand schriftliche Beiträge über seines Freundes Leben hinterlassen hat, dem Keßler auch seine Sabbata zueignet, so eng mit demselben verbunden wie zwei Seelen in Einem Leibe. [22])

Von nun an scheint die Sattlerwerkstätte sein Hauptarbeitsfeld gewesen zu sein, ohne daß er jedoch aufhörte, sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen und gelehrten Umgang zu pflegen. Gehörte er doch zu dem engeren Freundeskreise des berühmten Reformators von St.-Gallen, Badianus, dessen [23]) „wißhait, gelerte und verstand wir zu diesen schwebenden und gefarlichen loffen gantz nottdürfftig sind". Ihm übergab Badian als Zeichen seiner Freundschaft seine Chronik der Aebte von St.-Gallen am 13. Jan. 1546, nämlich dem „wolgelerten, seinem sonders guten freund und gesellen, Johann Keßler, burger und vorstender der leere der stat zu St.-Gallen, mit gutem willen, dasselbe zu brauchen nach seinem gefallen, doch zu frommen nutz und eere der frommen stat zu St.-Gallen". Auch erfahren wir, daß, so oft Fremde von wissenschaftlicher oder politischer Auszeichnung die Stadt besuchten, Keßler in ihrem Kreise nicht fehlen durfte. So erzählt er selbst [24]), wie er in dem Unglücksjahre 1531 mit Dr. Joachim von Watt, damaligem Reichsvogt, und dessen Bruder David, seinem Herzensfreunde Johann Rütiner u. a. auf die Höhe der Bernegg stieg, um daselbst den auch von Theophrastus von Hohenheim, der damals in St. Gallen weilte, gedeuteten Kometen zu besichtigen, wobei sie auf der Höhe im thaufeuchten Grase gelagert, von Dr. Joachim liebliche Belehrung empfingen in der herrlichen sterngeschmückten Nacht über die wunderbare Ordnung der Schöpfung, sowie über die fruchtbare reiche Landschaft, die ihnen zu Füßen lag und die er kürzlich mit Sebastian Münster vom nämlichen Standpunkte aus besichtigt habe. Ferner wird erzählt, daß Badian unter andern das Werk „Farrago de collegiis et monasteriis Germaniae veteribus" dem Gutachten Keßler's unterworfen und besonders in sprachlicher Hinsicht gern Berichtigungen von ihm angenommen und daß Keßler Badian's geographisches Werk „Epitome trium terrae partium" für den Druck in Ordnung gebracht habe. Endlich erzählt Keßler in seinem lateinisch geschriebenen kurzen Lebensabrisse Badian's, wie dieser, als er sich dem Tode nahe fühlte, seinem Freunde zum Andenken an ihre

16) Strickler, Actensammlung I. 319. 17) Sabb. I, 201. 18) Sabb. I, 199. 19) Sabb. I, 263. 20) Sabb. I, 270.

21) Sabb. I, 378. 22) Sabb. I, 30. 23) Sabb. II, 1. 24) Sabb. II, 289.

Freundschaft das von ihm täglich gebrauchte Neue Testament in die Hände gedrückt habe.

Zu seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen gehört namentlich die Abfassung seiner Reformationschronik, die er Sabbata nennt, weil er sie an den Sabbaten, d. h. Feiertagen und Feierabendstunden, einer Zeit, da männiglich von der Handarbeit ruht, schläft oder in den Abendstunden allerlei Kurzweil treibt, verfaßt habe; er verwahrt sich dabei gegenüber seinen Kindern ausdrücklich gegen den Vorwurf, als ob er darum sein Handwerk versäumt habe, und empfiehlt ihnen, seine Arbeit in Ehren zu halten.

Aber auch in seiner Zurückgezogenheit ward er von seinen Mitbürgern keineswegs vergessen; sie ernannten ihn 1532 zum[28]) Eilfner auf der Schuhmacherzunft, welche, aus jeder der 6 Zünfte der Stadt gewählt, mit den Kleinräthen und Zunftmeistern zusammen den großen Rath bildeten, und im J. 1536 zum Vierer[29]), einem aus 4 Männern bestehenden Collegium, welchem die Austheilung einer wöchentlichen Handreichung an die Armen oblag. Im nämlichen Jahre wurde ihm noch eine andere, wichtigere Mission zutheil; in diesen Tagen, wo die Gemeinden der Landschaft noch in Betreff der Einführung der neuen Lehre schwankten, kam es nicht selten vor, daß von manchen Orten an die seit 1525 für die Reformation entschiedene Stadt die Aufforderung erging, für eine gewisse Zeit ihnen Prediger zu senden. So am 14. März 1536 von seiten der evangelischen Gemeinde zu St.-Margarethen im untern Rheinthale, welche für etliche Sonntage um Sendung eines Prädicanten bat, bis sie einen eigenen überkommen möchten.[27]) „Uff sollichs ward ich, wiewol nit ein predicant, sunder ain unverständiger handwerksmann gebeten, etwas zitt mit den biderben luten das best zu thun und meinen möglichen fliß anzewenden." In ähnlicher Weise war auch der schon genannte Schullehrer Dominik Zili auf etliche Sonntage denen zu Rheinegg und Thal zu dienen verordnet worden. Erst nach Verlauf eines ganzen Jahres ward Keßler wieder ersetzt, um bald seine Werkstätte für immer zu schließen; es war am 7. Febr. 1537 der Tod des tüchtigen, wohlgelehrten, auch der Musik und hebräischen Sprache kundigen Sebastian Kurz, der, in der im J. 1533 neu organisirten Lateinschule angestellt, ihm den Weg zu der Schulmeisterstelle eröffnete[28]), an welcher er Griechisch und Latein zu unterrichten und etwa kranke Prädicanten auf der Kanzel zu ersetzen hatte; eine Stelle, welche er nach 13jähriger Ausübung des Sattlerhandwerks nur nach einigem Bedenken annahm und am 21. Febr. 1537 wirklich auch antrat, indem er den Herren des Rathes dafür dankte, daß ihre Weisheit ihm das liebste und beste Kleinod, ihre Jugend, anvertraue.

Seitdem er nunmehr sein Handwerk aufgegeben hatte, wurde er als Mitglied des geistlichen Standes betrachtet, im J. 1540 trat er in das unlängst aufgestellte Ehegericht[29]) ein und am 6. Sept. 1542 wählte der Rath ihn nebst Anton Zili, einem gewesenen Priester des Papstthums, und Johann Valentin Fortmüller, gewesenem Pfarrer zu Diessenhofen, der aber durch den Vogt zu Baden von seiner Stelle vertrieben worden war, zum ordentlichen Prediger an der St.-Laurenzkirche, also zum Stadtpfarrer, jedoch mit Beibehaltung seiner Schullehrerstelle und mit der Bestimmung, daß er nur je am dritten Sonntage eine Predigt zu halten habe. — Vom J. 1552 an scheint Keßler Actuar der St.-Gallischen Synode gewesen zu sein, da er bis an sein Ende die Acten derselben aufzeichnete, und im J. 1554 wurde er zum Mitglied des Schulraths[30]) gewählt, da auch hier wie anderwärts, wo die neue Lehre ins Leben getreten war, eine gründliche Reorganisation des Schulwesens ein Hauptangemerk der geistlichen und weltlichen Leiter des Staates war. Am 8. Febr. 1560[31]) wurde ihm wegen zunehmender Altersbeschwerden vom Rathe gestattet, sich des Predigens gänzlich zu enthalten und nur noch seine Schulstelle sowie andere Amtsverrichtungen beizubehalten; auch wurde ihm später sein Sohn Johannes, auch ein Geistlicher, als Gehülfe im Lehramte beigestellt. Noch im J. 1571, am 30. April, wurde er vom Rathe ersucht, soviel sein Alter erlaube, mit Predigen auszuhelfen „zur Vermeidung allerlei Uebels"[32]), und am 1. Aug. wurde diese Bitte wiederholt: er möge bis auf nächste Fronfasten mit Predigen sein Bestes thun. Zu im nämlichen Jahre wurde er zum Antistes[33]) der St.-Gallischen Kirche ernannt; in dieser höchsten Würde blieb er, bis ihn in seinem 72. Lebensjahre der Tod aus dieser Zeitlichkeit abrief.

Das Ansehen, das Keßler wegen seiner persönlichen Eigenschaften und seiner amtlichen Stellung genoß, brachte es mit sich, daß er nach dem im J. 1551 erfolgten Tode Vadian's als dessen Nachfolger auftrat, als Repräsentant[34]) der St.-Gallischen Kirche gegenüber der übrigen evangelischen Eidgenossenschaft und dem Auslande, sodaß aller Verkehr mit den andern schweizerischen Kirchen durch seine Hand ging. In der sogenannten Vadianischen Briefsammlung auf der Stadtbibliothek von St.-Gallen finden sich zum Beweise, in welcher Achtung er bei den trefflichsten Zeitgenossen gestanden, eine Anzahl Briefe an ihn von Antistes Bullinger, Theodor Beza, Landamman Bodmer in Appenzell, Christoph Froschauer, Simon Sulzer und andern. Ihn nannte das Volk nach damaliger Sitte nur den alten Schulmeister; seine Collegen und Obern erkannten in ihm den Reformator.

Johannes Keßler ist ein echtes Kind jener sturmbewegten, nach Wahrheit suchenden Zeit; als er in Wittenberg dieselbe gefunden zu haben glaubte, widmete er sich, eine sichere geachtete Lebensstellung aufgebend, dem Handwerke, um in der so gewonnenen unabhängigen, wenn auch bescheidenen Lage seiner Ueberzeugung treu zu bleiben. Von seinen Zeitgenossen und Mitbürgern immer mehr geachtet und von einem Vadian seiner vertrauten Freundschaft gewürdigt, steigt er, der schlichte Handwerksmann,

25) Einleitung zu Sabb. von Götzinger. 26) Sabb. II, 439. 27) Sabb. II, 438. 28) Sabb. II, 447. 29) Einleitung zu Sabb.

30) Bernet, Joh. Keßler. 31) Bernet. 32) Bernet. 33) Einleitung zur Sabb. 34) Bernet, Joh. Keßler.

von Stufe zu Stufe bis zur höchsten Würde der Geistlichkeit; daß er bei aller Befangenheit in den Zeitideen sich doch einen gewissen Freiheit befleißigen, davon zeugt der Umstand, daß er seine beiden ältesten Söhne, David und Josua, nach der bei der schweizerischen Orthodoxie nichts weniger als gut angeschriebenen Universität Straßburg begleitete, um daselbst ihre theologischen Studien zu vollenden, und daß er sie in einem Briefe von der Heimat aus vor Autoritätsglauben und unbedingter Aufopferung ihrer geistigen Selbständigkeit warnte. Weniger frei von theologischen Bedenklichkeiten zeigt er sich als Schullehrer in der Auswahl der zu lesenden Schriftsteller, wobei ihm Badian rathend zur Seite stand; beide waren der Meinung, daß die heidnischen Dichter, weil der Jugend gefährlich, so viel möglich beseitigt werden müßten. Beide erklärten sich für die Christiada des Marcus Hieronymus Vida, Bischofs zu Alba, der, aus Cremona gebürtig, im J. 1566 starb, Verfasser einer Art Messiade, im Versmaße eines altlateinischen Heldengedichts; doch scheinen die Oden des Horaz nicht ganz aus der Schule verbannt gewesen zu sein. Neben den alten und der hebräischen Sprache war er auch in der Mathematik wohl bewandert und verfertigte eine Sonnenuhr an der St.-Laurenz-Kirche. Sein Hauptwerk Sabbata, 2 Bände der Mittheilungen zur vaterländischen Geschichte, deren Herausgabe der Historische Verein in St.-Gallen besorgt, hat Dr. Ernst Götzinger als Chronik der Jahre 1523—1539 herausgegeben als eine Hauptquelle für die Geschichte der Reformation zu St.-Gallen und der benachbarten Landschaft.

Seine Vita Joachimi Vadiani ist bei Anlaß der Versammlung der Schweizerischen geschichtsforschenden Versammlung in St. Gallen im J. 1865 durch den Historischen Verein aus einer Handschrift auf der Bibliothek abgedruckt worden.

Handschriftlich ist geblieben die kleine Arbeit: „Wie man machen sol Quadranten oder Cirkel", und ein Gedicht: Expostulatiuncula brumae cum vere, und endlich eine zahlreiche Sammlung von Briefen in den literae miscellaneae der Stadtbibliothek. Die Schrift: De viris illustribus (Sabb. I. 176) scheint nicht zu Stande gekommen zu sein; Dr. Götzinger hält die 7 Blätter, die 1527 den Tod Leonhard Kaiser's enthalten, für Fragmente des unvollendeten Buches.

(W. Fetscherin.)

KESTE, bei Pferden hornige Warze am innern Theile des Schenkels über dem Knie. *(W. Löbe.)*

KESTENHOLZ (franz. Chatenois), elsässer Flecken, schön gelegen am Ostfuße des Waegen Waldes (Vogesen) und zwar am Eingange zum Weiler-Thal, wo sich Leber und Giesen vereinigen, 5 Kilom. westlich von Schlettstadt. Es hat Bahnhof, Post und Telegraphenamt und eine katholische Pfarrkirche. Die 3718 Bewohner (1875) treiben Baumwollspinnerei und Weberei, Sägemühlen, einen Eisenhammer, Weinbau und besitzen Mineralquellen nebst Badeanstalt; letztere, von 20 bis 27° C. Temperatur, sind verschiedener Art, indem sie Natron, Jod und Brom enthalten. Ueber dem Orte erhebt sich der Hahnenberg. *(G. A. von Klöden.)*

KESWICK, Marktstadt in der englischen Grafschaft Cumberland, 24 engl. Meilen südwestlich von Carlisle am Nordende des Derwent-Water (Keswick-Sees) an der Mündung des reißenden Greta in den Derwent und am Fuße des hohen Skiddaw, hat eine schöne Lage in dem prachtvollen, rings von hohen bewaldeten Bergen umzogenen und von Wasserfällen geschmückten Keswickthale, wird von Touristen viel besucht, hat ein mineralogisches und ein geologisches Museum und Wollfabriken, welche Kerseys, Swandowns, Blankets (Wolldecken) u. dergl. liefern, besteht aus einer langen Straße von gut gebauten Häusern mit (1871) 2618 Einwohnern. Der Dichter Southey wohnte hier eine Reihe von Jahren in Greta-Hall, weshalb in der englischen Literaturgeschichte Southey und die mit ihm befreundeten Dichter Wordsworth und Coleridge unter der Benennung der „Seeschule" begriffen werden. *(W. Bentheim.)*

KET, auf Ostjätisch Puni, rechter Zufluß des Ob in den asiatisch russischen Gouvernements Jenisei und Tomsk, entspringt im Gouvernement Jenisei auf dem Kemtschugtischen Gebirge und bewässert den Tomskischen Kreis des Gouvernements Tomsk. Bald nach seinem Austritte aus dem Kemtschugtischen Gebirge fließt der Ket durch eine niedere sumpfige Gegend, die größtentheils mit Wald bedeckt und zum Ackerbau untauglich ist. Der Ket ist schiffbar, hat eine ruhige Strömung und trübes Wasser. Nach einem Laufe von 395 Kilom. ergießt er sich in drei Mündungen in den Ob. An einem dieser Arme wurde 1596 die Stadt Narym angelegt. Im Anfange des 17. Jahrh. wurden am Ket die Forts Ketski und Makowski errichtet, um die Russen vor den räuberischen Ueberfällen der Eingeborenen zu schützen. Der Ket dient als Wasserweg für die Waaren, die vom Jenisei nach dem Ob transportirt werden. Die Ufer des Ket sind hauptsächlich von Samojeden bewohnt, die nach Castrén einen besondern Dialekt, den ket-samojedischen, sprechen. Die bedeutendsten Zuflüsse rechts sind die Orlowa, Lisiza, Zettgrewa und Naidagina. Vgl. Castrén, Reisebeschr. II, 102, 150, 167, 168, 211. Strickenberg II, 361—368.

(A. von Wald.)

KETEL (Cornelis), Historien- und Bildnißmaler, geboren in Gouda 1548; das Todesjahr ist unbekannt. Mit 11 Jahren kam er zum Glasmaler Dirick Pieters, mit 18 siedelte er nach Delft über und trat in das Atelier des A. Blocklandt (Montfoort) ein. Darauf ging er nach Paris und Fontainebleau, wo sich viele flämische Künstler befanden, denen er sich anschloß und fleißig die Werke des Rosso und Primaticcio studirte. Wegen Religionsunruhen verließ er Frankreich und blieb 6 Jahre in Gouda, woraus ihn wieder Kriegsunruhen vertrieben. Er kam 1573 nach London und suchte vorerst die Bilder, die er noch in Holland gemalt hatte, zu verwerthen, um sein Leben zu fristen. Er malte nun Porträts und fand reiche Beschäftigung; auch die Königin malte er 1578 in Lebensgröße, sowie viele Hofleute. Im J. 1581 verließ er England und siedelte sich in Amsterdam an. Auch hier feierte seine Kunst nicht, da er in Harman Rodenborgh Beths einen Gönner fand. Dieser

war Hauptmann der Bürgerschützen und Ketel malte ihn und seine ganze Schützengilde in einem Bilde und brachte dabei auch sein eigenes Porträt an. Auch die Schützengesellschaft des heiligen Sebastian verewigte er 1589 in ähnlicher Weise. Solche Gildenstücke waren in Holland sehr beliebt. Neben Bildnissen malte er auch Historien, wie den reuigen Petrus, die büssende Magdalena, Christus mit den 12 Aposteln, welchen er die Porträts verschiedener lebender Künstler lieh. In übermüthiger Künstlerlaune fing er endlich an ohne Pinsel mit dem Finger zu malen, so sein Eigenbild, eine Madonna, einen Christus mit der Dornenkrone. Beim letztern staunte man, wie er auf diese Art Thränen und Blutestropfen so natürlich darstellen konnte. Er fand in diesem bizarren Unternehmen den Beifall der Menge und es fanden sich immer Leute, die auf diese Art von ihm gemalt werden wollten. Im J. 1600 begann er sogar mit einer Fußzehe zu malen. Ein auf diese Art producirter weinender Philosoph wurde vom Herzoge von Nemours um theures Geld gekauft. Er dichtete auch, modellirte in Thon und Wachs und verstand sich gut auf die Regeln der Perspective. Saenredam, C. Boel und J. Sadeler haben einzelne seiner Compositionen gestochen. *(J. E. Wessely.)*

Ketmie, Pflanzengattung, s. Hibiscus.

KETSCHUA (spr. ketschehua), auch lengua del Inca, lengua general del Peru, lengua cortesana, lengua del Cuzco genannt, ursprünglich die Sprache der Provinz Cuzco, wurde von den Incas allmählich über ganz Peru verbreitet, nach der Eroberung des Reiches durch die Spanier aber vielfach wieder durch das Wiedervordringen der Provinzialsprachen verdrängt. Als reinster Dialekt gilt der von Quito; außerdem werden als Hauptdialekte das Chinchayjsuyu in Mittel Peru und das Cauki, südlich von Lima, genannt. Die nächstverwandten Sprachen sind Lamano und Calchanki. Das Aymará steht jedenfalls ferner.

Das Ketschua ist eine agglutinirende, und zwar lediglich suffigirende Sprache, die es in Rücksicht auf Bildsamkeit, Feinheit und Durchsichtigkeit des Baues mit den höchstentwickelten Sprachen des uralaltaischen Stammes aufnehmen kann. Vocale und Consonanten sind in harmonischem Verhältnisse gemischt, doch sind die letztern überwiegend hart und rauh, die mediae fehlen gänzlich, harte Gutturale und Palatale, sowie knallend oder schnalzend gesprochene p, t, s sind häufig.

Die Vocale sind a, e, i, o, u; e und o sind selten und meist nur dialektische Vertreter von i und u. Der Laut y = deutsch j kann gedehnt werden und eine Silbe bilden. Bezeichnen wir nun die aspirirten Consonanten mit .., die geschnalzten mit ˙˙, so ergibt sich folgende Tabelle:

Gutturale: h, n: k (härter als c);
Guttural-Palatale: ḧ, c̈, k̈ ch, cḧ;
Linguale: ll (spanisch lh, r, s, s̈, s̈;
Dentale: t, ẗ, t, n, ñ;
Labiale: p, p̈, p, m.

Der Accent liegt meist auf der vorletzten Silbe. Die Wortstämme sind in der Regel zweisilbig.

Das Substantivum hat zwei Numeri, Singular und Plural; letzterer wird durch das Suffix -cuna bezeichnet. Der einfache Stamm ersetzt den Nominativ; die Suffixe der übrigen Casus sind zum Theil verschieden, je nachdem der Stamm vocalisch oder consonantisch auslautet:

	nach Vocalen	nach Consonanten
Genitiv:	-p (-c)	-pa (-cpa)
Dativ:	-pak	
Accusativ:	-cta	-ta
Illativ:	-man	
Inessiv:	-pi	
Adventiv:	-manta	
Instructiv:	-huan	
Causativ:	-rayku	

Diese Suffixe treten im Plural hinter -cuna, z. B.

yaya, der Vater — yayacuna, die Väter
yayacta, den Vater — yayacunacta, die Väter (acc.)

Ein grammatisches Genus gibt es nicht. Das Adjectivum bleibt als Attribut unverändert, z. B. hatun, hatun ḧuasi, das große Haus; hatun ḧuasicunapak, den großen Häusern. Das vorgefügte Adverbium ashuan, mehr, oder eine Construction mit dem Adventiv des Verglichenen ersetzt den Comparativ.

Die einfachen Grundzahlen sind: 1 ḧuk, suk. 2 iscay. 3 kimsa. 4 tahua. cḧusca. 5 picḧca. 6 socta. 7 cancḧis. 8 pusak. 9 iscun. 10 cḧunca. 100 pacḧak. 1000 huaranca. In den zusammengesetzten Zahlen tritt die kleinere Zahl vor die größere, wenn sie diese multipliciren, hinter die größere, wenn sie zu dieser addirt werden soll. Letzternfalls wird ihr -yok oder, wenn sie auf k oder einen Doppelvocal auslautet, -niyok angefügt; z. B. kimsa-cḧunca = 30; cḧunca-kimsayok = 13; pacḧak iscay cḧunca pusakniyok = 128. Ordinalzahlen werden durch das Suffix ñeken, Distributive durch Wiederholung des Zahlwortes mit dem Suffix -manta (z. B. socta socta-manta, je sechs) Multiplicative durch -hamu = -fach, Adverbialzahlen durch -cuti oder mita gebildet.

Die persönlichen Fürwörter sind: ñoca, ich; ñocancḧik, wir (inclus.); ñocaycu, wir (exclus.); cam, du; cancuna, ihr. Das pron. 3. pers. wird durch das Demonstrativwort pay, Plural paycuna ersetzt. Andere Demonstrativwörter sind: cay, dieser; cḧay, jener; chacay, jener dort. Fragend sind: pi? wer? ima? was? maycan? welcher? Hieraus werden durch das Suffix -pas drei pronomina indefinita gebildet. Die Declination ist überall der substantivischen in der Hauptsache gleich.

Als Possessivpronomina dienen Suffixe:

-y, mein	-ncḧik, unser (incl.)
	-ycu, unser (excl.)
-yki, dein	-ykicḧik, euer
-n, sein, ihr	-n, -ncu, ihr.

Diesen werden die Plural- und Casussuffixe nachgefügt, z. B. auca-ncu-cuna-pak, ihren Feinden. Mit dem

Pronomen kiki. selbst, verbinden sich die Pronomina auf dreierlei Weise, entweder in ihrer selbständigen oder in ihrer possessiven Form, oder in beiden zugleich; z. B. ñoča-kiki, kiki-y, ñoča-kiki-y, ich selbst, cay-kiki, cay-kiki-u, dieser selbst.

Ueberaus entwickelt ist das Verbum. Seine Conjugation zerfällt in eine objectslose, nur die Verbindung des Subjects mit dem Verbum darstellende, und in vier sog. Transitionen, in welchen das pronominale Objectselement mit vertreten ist. Das Passivum ist nur auf synthatischem Wege darstellbar. Die Personalsuffixe sind, mit gewissen Ausnahmen, die possessiven; doch büßen die 2. pers. sing. und plur. zuweilen ihr anlautendes y ein: -ki, -kičʼik. Das Präsens hat den Charakter -u, welcher in der 1. pers. plur. excl. schwindet, in den 3. perss. und der 1. pers. pl. incl. mit den Personalsuffixen zusammenfließt: z. B. Stamm: apa, tragen:

	Sing.	Plur.
1.	apany	apančʼik apaycu
2.	apanki	apankičʼik
3.	apan	apancu

Abweichend lautet das Futurum:

1.	apasak	apasun, apasunca, apasunčʼik apasakcu
2.	apanki	apankičʼik
3.	apanca	apancancu

Im Optativ wird dem conjugirten Worte die Silbe -man suffigirt; das -n des Präsens fällt auch in der 1. pers. sing. aus: apa-y-man, apa-nki-man, apa-n-man u. s. w. Die 2. pers. sing. und plur. haben aber noch die Nebenformen: apahuak, möchtest du tragen, apahuakčʼik. möchtet ihr tragen. Das Suffix -mi an der Optativform bildet den Conditionalis. Der Imperativ endlich lautet:

2.	apay	apaychʼik
3.	apačʼun	apačʼuncu.

Der Subjunctiv hat den Charakter -pti. auf welchen die unveränderten Possessivsuffixe folgen: apaptiy, daß ich trage; apaptiyki u. s. w. Hiervon wird durch das Suffix -mi der Causalis abgeleitet: apaptiymi, weil ich trage.

Die übrigen Formen des verbum finitum sind mit dem Hülfsverbum ca, sein, haben, zusammengesetzt, welches regelmäßig wie apa conjugirt und dem Tempuscharakter nachgefügt wird. Diese Tempuscharaktere sind Perf. -r, -sca. -scam; Imperf. čʼar, Fut. nay, neay: z. B. apa-r-ca-n-y. apa-scam-ca-n-y, ich habe getragen; apa-čʼar-ca-n-y, ich trug; apa-scam-ca-r-ca-n-y, ich habe getragen gehabt, hatte getragen; apa-scam-ca-sak, ich werde getragen haben; apa-sca-ca-y-man, ich möchte getragen haben; apa-y-man-ca-r-ca, ich hätte tragen mögen; apa-sca-ca-pti-y, daß ich getragen habe; apa-nay-ca-pti-n, daß ich tragen werde; apa-sca-y-ca-pti-n-mi, weil ich getragen habe u. s. w.

Das active Participium hat für alle Zeiten das Suffix -k, zugleich Supinum, die passiven für Präsens und Präteritum -sca, für das Futurum -na. -nca. Der Infinitiv lautet im Präsens auf -y. im Präteritum und Futurum wie die entsprechenden passiven Participien. Der Dativ des Inf. praes. bildet ein Gerundium: apay-pak, um zu tragen. Das Suffix -spa verwandelt das Verbum in ein adverbiales Attribut der Zeit oder des Umstandes: apaspa, beim, im Tragen, durch das Tragen.

Das im Bisherigen schon öfter erschienene Suffix -mi, nach Vocalen -m, ist Ausdruck der einfachen Copula und tritt ebenso oft an Verbalformen wie an andere Satztheile, z. B. huasi-y hatun-mi, mein Haus ist groß; pay-ta-m apa-n-y, ihn schlage ich.

Ist das Subject ein belebtes Wesen und das Object die erste oder zweite Person, so finden die sog. Transitionen statt. In der ersten Transition ist die erste Person Subject, die zweite Object. Der Plural des Subjects muß durch das entsprechende Pronomen besonders ausgedrückt werden. Der Tempuscharakter -n fällt in der Regel aus. Pronominalsuffixe sind:

y-ki, ich (wir) dich -ykičʼik, ich (wir) euch; z. B. apayki, ich trage dich; ñoçayeu apaykičʼik, wir tragen euch; apaeayki, ich habe dich getragen. Das Futurum ist unregelmäßig: apaskeyki, ich werde dich tragen; apascam caskeykičʼik, ich werde euch getragen haben.

Die zweite Transition, von der dritten Person zur zweiten (er [sie] — dich, euch), schaltet als Subjectselement die Silbe -su vor dem Tempuscharakter ein und läßt auf diesen -ki, -yki, -kičʼik, -ykičʼik folgen. Auch hier verlangt der Plural des Subjects besondern pronominalen Ausdruck. Beispiele: apasunki, er trägt dich; paycuna apasunkičʼik, sie tragen dich; apasuptiyki, daß er dich trage; apasunkiman, er möge dich tragen.

In der dritten Transition: du oder ihr — mich (uns) vertritt -hua, vor dem Tempuscharakter stehend, das Object, hinter diesem -ki, -yki, -kičʼik, -ykičʼik, das Subject, welches also Pluralbezeichnung trägt; hinter diesem kann -cu den Plural des Objects anzeigen: z. B. apahuanki. du trägst mich; camcuna ñoçayeucta apahuankičʼik oder camcuna apahuankičʼicu, ihr tragt uns u. s. w.

In der vierten Transition: er (sie) — mich oder uns, wird ebenfalls -hua eingeschoben, aber im Plural des Objects -čʼik oder -ycu, -cu angefügt, z. B. apahua-n-mi, er trägt mich; apa-hua-n-čʼik, er trägt uns (incl.); apa-hua-şu-n-cu er wird uns (excl.) tragen u. s. w.

Rechnet man zu alledem abgeleitete und paraphrastische Conjugationen, ferner einen reichen Apparat wortbildender Suffixe, so hat man einen ungefähren Begriff von der reichen Entfaltbarkeit dieser Sprache in Rücksicht auf Wort- und Formenschöpfung.

Der Satzbau leidet an einer gewissen Einförmigkeit der Wortfolge: das Verbum beschließt den Satz,

alle näheren Bestimmungen gehen dem zu Bestimmenden voraus, Zeit- und Ortsangaben können den Satz eröffnen. Dafür besitzt diese Sprache, dank der Menge ihrer Wortformungsmittel und Hülfswörter und der feinsinnigen Oekonomie, womit sie diesen Reichthum verwerthet, zwei andere Vorzüge, welche ihre Leistungsfähigkeit auch für höhere literarische Zwecke verbürgen: die Fähigkeit zum Bau wohlgegliederter zusammengesetzter Sätze und mannichfache Unterscheidungen der logischen und psychologischen Modalitäten.

Bekanntlich bedienten und bedienen sich wol zum Theil noch die Peruaner anstatt der Schrift der sog. Kipu (quipu, quipos). Dieselben bestehen aus mannichfach geknoteten, verschiedenfarbigen Schnürchen, welche an eine andere Schnur gereiht sind, etwa wie Schriftzeichen an die gemeinsame Linie. Zum Theil dienen diese Knotenschnüre lediglich der Rechnungsführung: Art, Geschlecht, Alter und Stückzahl des Viehes u. dgl. wird am Kipu des Hirten verzeichnet. Zur Zeit der Incas aber müssen diese Schnüre eine wirkliche Literatur gebildet oder doch vertreten haben, deren zahlreiche Ueberbleibsel sich noch in den Grabstätten und Ruinen des alten Reichs finden. Der Schlüssel zu ihrer Deutung ist freilich noch nicht gefunden, und selbst das scheint noch nicht festzustehen, in welchem Verhältnisse jenes Zeichensystem zur Ketschuasprache gestanden, ob es wirklich einen lesbaren Text oder nur eine Reihe mnemonischer Zeichen dargestellt, welche der Kundige in freier Rede zu deuten oder etwa beim Vortrage auswendig gelernter Stücke zu Unterstützung seines Gedächtnisses zu benutzen wußte. Denn so viel scheint verbürgt, daß die Peruaner nicht nur historische Daten, sondern auch Dichtungen „aufknoten" verstanden; hatten sie doch selbst das Drama ausgebildet.

Ein Wert der letztern Art, nach seinem Helden Ollanta oder Ollantay genannt, hat auch in Europa verdiente Aufmerksamkeit erregt. Es handelt von der Liebe des Reichsfeldherrn Ollanta zu der schönen Incatochter Cusi-Coyllur. Der Verfasser ist unbekannt; die Form, vierfüßige Trochäen in der Reimfolge a b b a, läßt mindestens spanischen Einfluß vermuthen, während die Geschichte, die Charaktere und gewisse Eigenthümlichkeiten in der Gedankenverknüpfung auf einen eingeborenen Dichter zu weisen scheinen.

Literatur: I. Grammatiken und Lexika von Domingo de S. Thomas (Valladolid 1560); Diego de Torres Rubio (Sevilla 1603, Lima 1619, 1700, 1754); Francisco del Canto (Los Reyes 1614); J. J. von Tschudi (Wien 1853.); Cl. R. Markham (London 1864). II. Wörterbuch von Diego Gonzales Holguin (Los Reyes 1586). III. Grammatiken von demselben (Los Reyes 1607.); Alonso de Huerta (das. 1616); D. de Olmos (Lima 1633); Juan Roxo Mexia y Ocon (das. 1648); Esteban Sancho de Melgar (das. 1691); José Fernandez Nodal (Cuzco 1872?); José Dion. Anchorena (Lima 1874); endlich J. J. von Tschudi (Leipzig 1853). Den Dialekt von Quito behandelt eines Ungenannten Breve instruction o Arte de la lengua commune de los Indios segun que se habla en la Provincia de Quito (Lima 1753). IV. Ausgaben und Uebersetzungen des Ollanta von J. J. von Tschudi in seinem Werke: Die Kechua-Sprache, Thl. II (nur Text), dann neubearbeitet mit Uebers. (Wien 1875); José S. Barranca (Lima 1868, Uebers.); Markham (London 1871); Nodal in seiner Grammatik, nur Text, dann besonders mit Uebers. s. l. et a.; Const. Carrasco (Lima 1876, Uebers.); Gav. Pacheco Zegarra (Paris 1878), Text, Uebersetzung und Glossar. *(G. von der Gabelentz.)*

KETTE nennt man im weitesten Sinne ein durch Aneinanderreihen ringartiger Körper (Glieder) gebildetes Ganzes, das je nach der Art der Verwendung aus verschiedenen Materialien bestehen kann. Die Eintheilung der Ketten erfolgt nach ihrer Bestimmung, nach dem Material, der Herstellungsweise und der Form der Glieder. Goldene und silberne Ketten dienen als Schmuck; eiserne braucht man beim Feldmessen (Meßkette), in der Landwirthschaft an Pferdegeschirr und an Fuhrwerken, im Maschinenwesen zur Uebertragung von Kräften sowie zum Heben von Lasten, in der Schiffahrt zur Fortbewegung von Fahrzeugen, zur Sperrung eines Hafens oder Stroms, zum Lichten des Ankers u. s. w. Die am häufigsten zu Ketten verarbeiteten Materialien sind: Schmiedeeisen, Stahl, Gold, Silber, Nickel, Zinn, Messing und andere Legirungen; auch Gußeisen, Kautschuk, Ebonit, Horn, Schildpatt, Holz, Elfenbein und Knochen finden für diesen Zweck Anwendung. Bei Schmiedeeisen und Stahl werden die Glieder geschmiedet und alsdann durch Schweißung vereinigt. Gußeiserne Kettenglieder werden selbstverständlich gegossen; auf dieselbe Weise werden meist Kettenglieder von Gold, Silber, Zinn und leicht schmelzbaren Legirungen verfertigt, doch können dieselben auch durch Zusammenbiegen und nachheriges Löthen von Draht oder Blech oder durch Ausstanzen aus Blech hergestellt werden. Kautschuk und Ebonit werden in bildsamem, weichem Zustande in entsprechende Formen gepreßt; Schildpatt und Horn können, in der Hitze erweicht, gebogen oder gepreßt werden, oder man arbeitet die Glieder direct aus dem Vollen heraus, welch letzteres Verfahren für Elfenbein, Knochen und Holz das allein mögliche ist.

Die größte Bedeutung für die Industrie hat die Fabrikation der schmiedeeisernen, resp. stählernen Ketten. Es wird hierbei ein Eisenstab rothglühend gemacht, an dem einen Ende abgeschrägt und über dem Amboßhorn rund oder oval gebogen, worauf man an der geeigneten Stelle das gebogene Glied von dem Stabe abtrennt (abschrotet). Ein gebüter Kettenschmied hat das Abschrägen des Stabendes, das Krummbiegen und das Abschroten auf die erforderliche Länge so rasch vollendet, daß das Eisen noch heiß genug ist, um das Glied völlig zu biegen. Beim Schweißen der Kettenglieder werden diese im Feuer auf Schweißhitze erwärmt und dann in einem Gesenke mit Hülfe des Zuschlaghammers geschlossen. Hierauf wird der mittlerweile wieder rothwarm gemachte Stab vorgenommen, d. h. sein heißes Ende wird durch das erste Glied geschoben, um das Horn gebogen und der

Ring zugebogen; in einer zweiten Hitze wird sodann auch das zweite Glied geschweißt. Stärkere Ketten werden in mehrern Hitzen angefertigt. Um eine Verwirrung der Kette zu vermeiden, werden die einzelnen Glieder nach erfolgter Schweißung mit einer Seite in den Schraubstock gespannt, während die andere Seite mit der Zange gefaßt und um 90° verdreht wird. Bei größeren Ketten, besonders Ankerketten, die dem fallenden Anker sehr schnell und glatt folgen müssen, würde das Verdrehen der Kettenglieder die Festigkeit zu sehr vermindern. Um auf andere Weise ein Verwirren der Kette zu verhüten, setzt man in der Mitte jedes Kettengliedes einen sogenannten Steg ein, wodurch man überdies eine nahezu absolute Undehnbarkeit der Ketten erreicht. Bei der Fabrikation der Ankerketten kommen außer der Handschmiedearbeit verschiedene Specialmaschinen zur Anwendung, und zwar in folgender Weise: Auf einer mechanischen Schere, die mit einer Vorrichtung versehen ist, um die Eisenstange stets unter demselben Winkel zu den Schneidbacken einzuführen, und an welcher außerdem eine verstellbare Schneidlehre angebracht ist, wird das Ketteneisen in Stücke von der zu je einem Gliede erforderlichen Länge geschnitten, deren jedes schräge Enden hat. Die Stücke werden, warm gemacht, auf einer besondern Biegmaschine in ovale Form gebogen, wobei der Querdurchschnitt etwas größer als die Länge des demnächst einzusetzenden Stegs sein muß. Jeder so weit fertige Ring wird nach dem Einhängen in das nächstvorhergehende Glied der Kette im Schmiedefeuer schweißwarm gemacht und in gewöhnlicher Weise geschweißt. Zu dem nun folgenden Einsetzen des Stegs sowie dem gleichzeitigen Ausformen der Kettenglieder verwendet man wieder eine mechanische Vorrichtung. Die Hauptbestandtheile derselben sind zwei mit Vertiefungen in der Form der Kettenglieder versehene Gesenke, von denen das eine auf dem festen Gerüste der Maschine, das andere an einem 2 Met. langen Hebel angebracht ist. Der vom Schweißen noch glühende Ring wird in der Maschine befestigt und zwischen die Gesenke gestellt. Hierauf ergreift ein Arbeiter einen der eisernen Stege mit der Zange und hält ihn genau in der Mitte des Ringes fest; ein zweiter Arbeiter drückt alsdann das Ende des Hebels mit Gewalt herab. Durch diesen Druck, sowie durch die beim Erkalten des Ringes auftretende Zusammenziehung desselben wird ein gutes Festsitzen des Steges bewirkt. Ein originelles Verfahren zur Herstellung von Ketten wurde in England von Alexander Clark erfunden und ihm im J. 1874 patentirt. Mittels dieses Verfahrens ist man im Stande, aus alten Waggonfedern, Waggonachsen, Radreifen u. s. w. sehr haltbare und zugleich hübsch aussehende Ketten zu fabriciren. Das Rohmaterial wird hierbei durch Passiren mehrerer aufeinanderfolgender Walzenkaliber in eine eigenthümliche Form gebracht, die schon die einzelnen Glieder enthält, sodaß dieselben nur zusammengebogen und vereinigt zu werden brauchen. In ähnlicher Weise wie die Clark'schen Ketten sind auch die Ketten aus Bessemerstahl von David und Damoiseau construirt. Eine besondere Gattung der Ketten bilden die Plattenketten, die sowol im größten Maßstabe — Hängebrückenketten —, als in den feinsten Ausführungen — die Aufzugsketten in den Taschenuhren alter Construction — vorkommen. Bei dieser Art Ketten werden glatte Stäbe oder Stäbchen mittels Schrauben oder Nieten in gelenkiger Weise verbunden. Hierzu gehört auch die Galle'sche Gelenkkette, bei welcher die einzelnen Platten keine gerade, sondern eine halbrunde Form haben und die sich besonders zu Kraftübertragungen eignet, da sie sich gut an die Ketten-Zahnräder anlegt. Alle diejenigen der vorbeschriebenen Ketten, welche größeren Zug aushalten sollen, müssen, bevor sie in Gebrauch genommen werden, probirt werden. Es geschieht dies meist auf mechanischen Vorrichtungen (Kettenprobirmaschinen), bei welchen der entsprechende Zug entweder durch Hebelübersetzung oder durch hydraulische Pressung ausgeübt wird.

Gegossene Ketten können keinen größeren Zug aushalten und dienen daher lediglich als Zierde, Gußeisenketten bei Umzäunungen, Messingketten bei Candelabern u. s. w. Zur Herstellung der Ketten von Blech werden Durchschläge, Meißel und Laubsägen, unter Umständen auch Löthwerkzeuge benutzt. Die einzelnen Kettenglieder sind entweder durch Löthung geschlossen, oder der Schluß und die durch denselben bedingte Aneinanderreihung derselben ist durch zweckmäßige Verbiegung hergestellt. Bei den Drahtketten unterscheidet man gelöthete und nicht gelöthete Kettenglieder. Die gelötheten Kettenglieder haben entweder ovale oder kreisrunde Form und entweder sind dieselben verdreht, oder ihre Ebene wurde unverändert gelassen. Zu dieser Gattung gehören die feinsten Kettenglieder, die sogenannten Venetianer Kettchen, bei welchen 30—100 Glieder auf einen Zoll Länge gehen. Die ungelötheten Drahtketten werden dadurch hergestellt, daß man die Drahtenden zu Augen (oder, wie bei der zu Kraftübertragungen dienenden Vaucanson'schen Kette, zu Haken) umbiegt. Begreiflicherweise sind diese Ketten nicht widerstandsfähig genug, um einen scharfen Zug aushalten zu können, da die Augen sich sehr leicht wieder öffnen; tragfähiger wird die Kette, wenn man die Augen verlöthet. Ketten aus Holz, Elfenbein, Knochen u. s. w. werden in der Weise hergestellt, daß man zuerst einen Stab von kreuzförmigem Querschnitt erzeugt, auf diesem die einzelnen Glieder vorzeichnet und mit Säge, Schnitzmesser, Stichel und Meißel dieselben ausarbeitet. Alle Ketten erfahren nach ihrer Fertigstellung verfeinernde Nacharbeiten, die sich theils nach dem Zweck des Fabrikats, theils nach dem Werth des verwendeten Materials und nach dessen Beschaffenheit richten.

Die Kette in der Uhr kommt nur noch bei Taschenuhren älterer Construction vor und dient alsdann zum Aufziehen derselben.

In der Weberei versteht man unter Kette die meist stärkeren, die Grundlage des Arbeitsprocesses bildenden, beim fertigen Stoff in der Längenrichtung verlaufenden Fäden (Kettenfäden), zwischen denen beim Weben, durch theilweises Heben und Senken derselben, die kreuzweise zu ihnen liegenden Einschlag- oder Schußfäden hindurchgeschoben werden. Die nahezu horizontal über

den Webstuhl ausgespannte Kette ist, ihrer bedeutenden Länge wegen, auf eine hinter dem Webstuhle liegende Walze, den Kettenbaum, aufgewickelt, von welcher sie sich in dem Maße abwickelt, in welchem sie verarbeitet wird, während dem entsprechend das fertige Gewebe von einer zweiten, vorn am Webstuhle angebrachten Walze, dem Zeugbaume, aufgenommen wird. Mit Kettenscheren bezeichnet man diejenige vorbereitende Operation, mittels deren die zur Herstellung der Kette bestimmte Anzahl Fäden in der erforderlichen gleichmäßigen Länge abgemessen und parallel nebeneinandergelegt wird. Diese Arbeit erfolgt auf dem sogenannten Scherrahmen, einer Art Haspel, von welchem die Kette alsdann leicht in zweckmäßiger Weise auf den Kettenbaum aufgewickelt wird. (*W. H. Uhland.*)

KETTELER oder KETTLER, ein altes eingeborenes westfälisches Geschlecht, dessen Name von der zwischen Husten und Herdringen im Regierungsbezirke Arnsberg gelegenen Kettelburg ohne jeden andern Beweis als den Namensanklang hergeleitet wird. Als ältester Stammsitz ist Metrich (Merkelinghausen) zu betrachten, das urkundlich bereits im 12. Jahrhundert im Besitze der Familie war. Nachdem sich um 1420 vom Metricher Hauptzweige ein Ast mit dem Beinamen „Münking" abgetrennt hatte, der nur bis Beginn des folgenden Jahrhunderts erscheint, spaltete sich der Hauptzweig um 1455 in drei Brüdern in ebenso viele Linien. Goswin, der älteste der Brüder, wurde Stifter der Linien zu Metrich, Hovestadt und Neu-Assen, Rötger begründete diejenige zu Alt-Assen, und Konrad, der jüngste Bruder, diejenige zu Gerkendael, einem von den Herren von Baerst ererbten Sitze. Diese letztgenannte Linie ist im Vergleich zu den beiden andern von geringerer Bedeutung. Aus ihr erhielt Gerhard Kettler zu Gerkendael und (durch seine Gattin) Herr zu Brügge mittels d. d. Prag 2. Oct. 1647 ausgestellten Diploms die Bestätigung des Adels, sowie Ausdehnung desselben auf seine noch lebende Mutter Katharina Budde, eine Bürgerstochter aus Soest. Die Nachkommen saßen noch Ende des vorigen Jahrhunderts auf ihrem alten Erbe und dienen nach dessen Verkauf meist im preußischen Heere. Es würde zu weit führen, die Verzweigung dieses ausgebreiteten Geschlechts im Einzelnen zu verfolgen. Wir wenden uns unter Uebergehung der von obengenanntem Goswin stammenden, bereits erloschenen Nebenzweige unmittelbar zu dessen berühmtem Urenkel Gotthard, dem Comthur zu Bellin, bekannt als Heermeister in Livland. Für die von ihm bewirkte Abtretung Livlands an Polen am 5. März 1561 zum erblichen Herzog von Kurland und Semgallen ernannt, lutherisch geworden (gleich seinem Bruder, dem Bischofe Wilhelm von Münster), vermählte er sich 1566 mit des Herzogs Albrecht von Mecklenburg Tochter Anna und begründete somit die Dynastie der Herzoge von Kurland aus Kettler'schem Stamme. In diesem Sinne erscheint er für sein Geschlecht „berühmt", für die Loyalität seiner Handlungsweise von seinen Zeitgenossen nicht ebenmäßig beurtheilt. Er starb am 17. Mai 1587, beerbt von seinen Söhnen. Der jüngste, Wilhelm (geb. 1574, gest. 1639), setzte aus seiner Ehe mit Sophie aus dem Kurbrandenburgischen Hause den Stamm fort. Er war der Vater von Jakob (geb. 1601, gest. 1682), der 1639 folgte, vom Kaiser d. d. Regensburg 16. April 1654 auch den deutschen Reichsfürstenstand erlangte und mit Luise Charlotte, Tochter des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg, viele Kinder hinterließ. Es succedirte Friedrich Kasimir (geb. 1650, gest. 1698). Ihm wurde vom deutschen Kaiser d. d. Wien 11. Jan. 1696 das Prädicat „Durchlaucht" für sich und den jedesmaligen Erstgeborenen verliehen. So stolzen Aufstieg des Heermeisters Stamm in Ansehen, Würden und Familienverbindungen nahm, er erlosch am 4. Mai 1737 (vgl. übrigens den Artikel Kurland). — Kurland war für die Kettler verloren, erhielt aber bereits am 13. Juli des genannten Jahres einen neuen Herrn, dem Glück und Gunst zu lächeln schien, wie einst Gotthard Kettler; doch auch des neuen Stammes Herrschaft nahm ein schnelles Ende. — Außer diesem herzoglichen Zweige stammt von genanntem Goswin und zwar aus der Unterlinie Hovestadt Friedrich Heinrich von Kettler, der, wie unten gezeigt werden wird, durch Vermählung mit Maria Josephine Freiin von Kettler aus dem Alt-Assener Hause deren Besitz Valbert an sich brachte. Seine Nachkommen (protestantischer Confession) sind derzeit in Schlesien angesessen und werden von dem in Gotha erscheinenden Taschenbuche der freiherrlichen Häuser als zweite freiherrliche Linie auf Grund des Freiherrndiploms vom 18. Dec. 1675 angeführt. Gegen die Richtigkeit der Bemerkung genannten Werkes, daß die Glieder dieses Zweiges in gerader Linie von dem 1675 gefreiten Rötger von Kettler abstammen, läßt sich eine Einwendung nicht erheben. Es wird aber daselbst nicht gezeigt, daß solche Abstammung nur durch die genannte Maria Josephine, Erbin von Valbert, erfolgte, eine Berufung auf das dem Vorfahren der letztern ertheilte Freiherrndiplom, um den eigenen Freiherrnstand zu begründen, somit nicht zulässig ist.

Es erübrigt noch die Linie des Rötger zu Alt-Assen. Seine drei Enkel (Gebrüder) theilten sich in die Häuser zu Herdringen (bald erloschen und durch Tochter an die Hanxleden vererbt), zu Middelburg und zu Alt-Assen. Diese letztere Linie erhielt in Rötger von Kettler, Herrn auf Sythen (a. d. H. Alt-Assen) d. d. Wien 18. Dec. 1675 den Reichs-Freiherrnstand, ist erloschen und vererbte ihren Besitz, z. B. Valbert, durch Heirath an ein Glied des oben erwähnten Neu-Assener, von Goswin stammenden Zweiges. Aus dem Hause Middelburg stammen die gesammten, heute noch in Westfalen blühenden Herren dieses Namens katholischer Confession (die protestantischen Kettler siehe oben beim Neu-Assener Hause). Sie blieben der alten Lehre treu ergeben und stellten fast in jeder Generation der Kirche einen oder mehrere Diener. Vornehmlich gehört hierher Wilhelm Emmanuel (geb. am 25. Dec. 1811, gest. am 13. Juli 1877), Bischof von Mainz (s. diesen in einem besondern Artikel).

Dieser middelburger Zweig besitzt nunmehr die Güter Harkotten, Möllenbeck und Thüle in Westfalen und führt mit Königl. preußischer Genehmigung vom 20. Nov. 1844 den Freiherrntitel.

Das Wappen zeigt im goldenen (auch silbernen) Felde einen rothen Kesselhaken. Auf dem gekrönten Helme wiederholt sich der Kesselhaken zwischen zwei Fasanfedern.

Noch sei zur Orientirung einer Familie dieses Namens Erwähnung gethan, die Anschluß an die obige behauptet, ohne ihn erweisen zu können. Sie stammt von dem Fürstlich ostfriesischen Rathe Johann Bollrath Kettler, dessen Tochter Adelheid verehlichte von Specht d. d. Wien 4. Mai 1702 den Reichsadelstand erhielt, und dessen Urenkel, die Gebrüder Christian Rudolf und Johann Bollrath, beide in preußischen Diensten, die Reichsadels Bestätigung mit dem ihrer Großtante 1702 der liehenen Wappen d. d. Wien 10. Juli 1775 erlangten. — Ihr Wappen ist geviertet, im 1. und 4. silbernen Felde der Kettlerische Kesselhaken; im 2. und 3. goldenen Felde erscheint eine aufgerichtete rothe Schaafschere. — Auf dem gekrönten Helme wiederholt sich das Schildchen mit dem Kesselhaken zwischen zwei von Roth und Silber gespaltenen Fasanfedern.

(*H. von Borowitz und Hartenstein.*)

KETTELER Wilhelm Emmanuel, Freiherr von), im J. 1850—1877 Bischof von Mainz, ein eifriger Vorkämpfer katholischer, resp. ultramontaner Interessen, sodaß die Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands während der letzten Jahrzehnte, besonders der Conflicte mit der Staatsgewalt, mit seinem Namen eng verknüpft ist.

Ketteler stammt aus einer der im vorausgehenden Artikel behandelten Adelsfamilien, und zeigt nicht blos große Liebe zu Heimat und Stand, sondern trägt auch an seiner Person unverkennbar die Züge eines eisernen, unbeugsamen Sohnes der Rothen Erde. Um die Mitte des 15. Jahrh. schon theilte sich[1]) das Geschlecht der Freiherren von Ketteler in die drei Linien Alt Assen, Neu-Assen und Gerkendahl. Von diesen wandte sich letztere nach Livland, trat zur lutherischen Kirche über, gewann das Herzogthum Curland und Semgallen und erlosch 1737. Die andern beiden Linien dagegen blieben ihrer westfälischen Heimat und der katholischen Kirche in Treue zugethan. Als Sproß der Linie Alt-Assen lebte auf Schloß Harkotten der Freiherr Friedrich von Ketteler (gest. 1832) und zeugte mit seiner Frau Clementine, Freiin von Wenge zu Beck (gest. 13. März 1844) zehn Kinder, darunter sechs Söhne, von welchen Wilhelm Emmanuel der dritte war, geboren am 25. Dec. 1811.

Den ersten Unterricht erhielt er durch Privatlehrer im älterlichen Hause zu Münster und in der Domschule daselbst. Zugleich wurde er durch die Einwirkung seiner frommen Mutter und den Verkehr in den kirchlich angeregten Kreisen Münsters, wo um jene Zeit Fürstenberg, Leopold Stolberg, die Fürstin Gallizin u. a. lebten, schon früh zu inniger Frömmigkeit und entschiedenem Eifer für die Rechte der Kirche herangebildet. Im J. 1824 brachten ihn die Aeltern in das Jesuiten-Collegium zu Brieg im Canton Wallis, wo er 4 Jahre zubrachte. Wie sehr er die Erziehung der Jesuiten später noch schätzte, beweist ein Brief an seinen Bruder Wilderich (vom 21. Jan. 1841): „Ich gestehe offen, daß ich so sehr für die Erziehung in Jesuitenanstalten eingenommen bin, daß ich mistrauisch auf mein eigenes Urtheil sein könnte. Entschließt Ihr Euch einmal die Kinder andern Händen zu übergeben, so könnt Ihr sie gewiß nirgends besser und sicherer unterbringen als bei den Jesuiten“[2]), und (vom 25. März 1841): „Ich glaube nun einmal nicht, daß je in der Welt eine Erziehungsanstalt in einem Geiste und zu einem Zwecke anders als unter Leitung eines geistlichen Ordens, wo strenger Gehorsam über Meinungen und Ansichten besteht, glückliche Früchte getragen hat.“[3])

Nachdem Ketteler 1829 zu Münster die Maturitätsprüfung bestanden hatte, begab er sich nach Göttingen, um Staats- und Rechtswissenschaft zu studiren. Hier verlor er in einem Duell die Spitze der Nase; die Wunde heilte sehr langsam, und da der strenge Vater ihn ungeheilt nicht sehen wollte, ging Ketteler 1830 nach Berlin. Später studirte er noch ein Semester in Heidelberg, in München und wieder in Berlin, diente 1833 als Einjährig-Freiwilliger bei den Ulanen[4]) zu Münster, bestand beide juristische Prüfungen zu Münster mit Auszeichnung und war 1835—1837 bei der Regierung zu Münster als Referendar thätig. Am 30. Juni 1836 erhielt Ketteler auch die Tonsur[5]), aber nur, um in den Genuß einer Präbende zu kommen. Aber wenn auch die Jagd mit wahrer Leidenschaft betrieben und auch sonst ein ziemlich ungebundenes Leben geführt wurde[6]), so zeigt doch das Verhalten beim Ausbruch des Kölner Kirchenstreites und wiederholte briefliche Aeußerungen, ein wie guter Sohn seiner Kirche bereits der junge Ketteler war. Nur 10 Tage nach der Gefangennahme des Kölner Erzbischofs Clemens August (Freiherr von Droste zu Vischering) am 1. Dec. 1837 erbat sich Ketteler einen sechsmonatlichen Urlaub, und noch ehe derselbe abgelaufen war, am 26. Mai 1838, machte er die Anzeige, „daß eingetretene Verhältnisse es mir zur Pflicht machen, zur Zeit aus meinen bisherigen Dienstbeziehungen zur Königl. Hochlöblichen Regierung auszuscheiden“.

Das Vorgehen der Regierung erschien ihm als unerträgliche Vergewaltigung der Kirche und eines Bischofs, der nicht als Staatsbeamter zu betrachten sei[7]) und sein

---

1) Vgl. das in ranegrischem Stile gehaltene Lebensbild von Paul Münz, Wilhelm Emmanuel Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz, II. Bd. 3. Heft des Sammelwerkes: Der Episkopat der Gegenwart in Lebensbildern dargestellt (Würzburg 1874. Neue Titel-Ausgabe 1882).

2) Briefe von und an Wilhelm Emmanuel Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. Herausgegeben von Dr. J. M. Raich, Domprädendar und bischöflichem Secretär (Mainz 1879), S. 74. 3) Briefe S. 88. 4) Im J. 1838 ward er wieder zu Uebungen herangezogen als Unteroffizier im münsterschen Landwehr-Ulanenregiment. Vgl. Briefe S. 7. 5) Briefe S. 102. 6) Briefe S. 23. 76. 7) Briefe S. 49.

göttliches Recht nur nach sorgfältiger Gewissensentscheidung ausgeübt habe. Deshalb konnte Ketteler dieser Regierung nicht mehr dienen, und je kräftiger die Opposition, desto mehr mag gleich der Gedanke aufgetaucht sein, Priester zu werden. Dem traten aber mancherlei Bedenken entgegen, und erst nach langem innerm Kampfe, der uns Achtung vor Ketteler's persönlichem Charakter abnöthigt, kam es zu diesem Entschluß. Zunächst schreibt er seinem Bruder Wilderich (unterm 9. Juli 1838): „Was ich thun sollte, weiß ich wohl; da ich einem Staate, der die Aufopferung meines Gewissens fordert, nicht dienen will, so bin ich eigentlich auf den geistlichen Stand durch den Fingerzeig aller Umstände hingewiesen, und doch kann ich den erforderlichen Entschluß nicht fassen und bin noch unendlich weit davon entfernt. Um mich zum geistlichen Stande würdig umzugestalten, wären größere Wunder erforderlich als Todte aufzuwecken.“[8] Mit Eifer wandte er sich dem Studium theologischer Werke zu, der Mystik von Görres, Kreuzhage's Beurtheilung des Hermesianismus u. a. Im Frühjahre 1839 begab sich Ketteler nach München, um hier einen Entschluß über die Gestaltung seines künftigen Lebens zu fassen, aber obgleich er hier, abgesehen von einigen Jagden, nur den Studien und dem Umgange mit Görres lebte, auch auf Fußreisen durch Tirol und die Bairischen Alpen die Einsamkeit aufsuchte, dauerte es bis zum 3. 1841, ehe die Entscheidung erfolgte.

Leider sind die brieflichen Aeußerungen über den innern Kampf dieser Jahre nicht sehr reichlich. Einmal scheint Ketteler selbst zu fürchten, der Widerspruch gegen das Verfahren des Staates könne auf seine Entscheidung einen ungebührlichen Einfluß ausüben, wenn er schreibt (3. Febr. 1840): „Ich finde, man könnte Lust bekommen, Geistlich zu werden, nur um in diese kirchlichen Zerwürfnisse lebendiger mit einzugreifen, — gewiß weder ein kirchliches noch sonst schönes Motiv, aber man wird so ganz und gar vom Geiste der Opposition ergriffen, daß man sich gegen solche menschliche Motive in einer so heiligen Angelegenheit ordentlich wehren muß. Fehlten mir nicht die Vorkenntnisse und leider auch die Nachkenntnisse zu einer derartigen würdigen Opposition, so wäre mir eben diese Versuchung sehr gefährlich.“[9] Bald wird allgemein geklagt über „Empfindungen, die uns der Mistand unserer äußern Lage zu unserm innern Streben verursacht“,[10] bald heißt es: „Hätte ich nur Talent und Ausdauer bei dem Arbeiten: die große Masse des zu Erlernenden schreckt mich mehr als alles andere zurück“[11]; sehen wir aber genau zu, so ist es die hohe Vorstellung von dem geistlichen Amte und das Gefühl der eigenen Schwäche und Unwürdigkeit, was ihn immer wieder zweifeln ließ, diesen Beruf zu ergreifen. Nur aus diesem Gefühle heraus konnte Ketteler nach der Entscheidung an seinen Bruder Wilderich schreiben: „Ich bin ganz beglückt, daß Du meinen endlichen Entschluß über meine Zukunft so ganz verstehst und billigest. In demselben Maße, wie ich meine eigene Kraftlosigkeit und Elendigkeit täglich mehr einsehe oder mir vielmehr offen gestehe, was ich auch früher überall empfand, aber mir und der Welt verbergen wollte, erkenne ich auch täglich mehr die Bedeutung, welche die uns angebotene Gnade Gottes für uns haben könne, und ich bin bei meinem eigenen Elende und der ungeheuren Größe der zu lösenden Aufgabe ganz beruhigt in der sicheren Erwartung dieses Beistandes der Gnade.“[12] Auch hat er nicht allein die Entscheidung getroffen, sondern seine Bedenken dem Bischofe von Eichstätt vorgelegt, dessen Urtheil ihm als göttliche Weisung galt.

Nach längerem Schwanken ward die Universität München für die theologischen Studien gewählt, denen sich Ketteler seit November 1841 widmete, zusammen mit seinem Landsmanne Paul Melchers, dem späteren Erzbischof von Köln, und seit Herbst 1842 mit seinem Bruder Richard. Er hörte Vorlesungen bei Döllinger, dem jüngeren Windischmann, Görres u. a. und war besonders eng befreundet mit dem Convertiten und Kirchenrechtslehrer George Phillips. Daß jedoch auch der Student von Ueberschätzung der Wissenschaft weit entfernt war, beweist die Aeußerung: „Eine tüchtig benutzte Kniebank ist mir bei einem Professor, namentlich der Dogmatik, von größerem Werthe, wie einige Folianten mehr im Kopfe.“[13] In den kirchlichen Conflicten jener Zeit fand er die Wiedereinsetzung des Erzbischofs Droste Vischering angenügend und das Vorgehen gegen die Hermesianer unverzeihlich mild. Im Herbste 1843 trat Ketteler in das Priesterseminar zu Münster ein, ward am 1. Juni 1844 zum Priester geweiht und begann seine pfarramtliche Thätigkeit 1844 als Kaplan in Beckum, im J. 1845 als Pfarrer zu Hopsten in Westfalen. Mit großem Eifer widmete Ketteler sich hier den Aufgaben der Seelsorge und war während einer Theuerung und eines Typhus (im J. 1847) auch in materieller Hinsicht ein Helfer und Wohlthäter seiner Gemeinde.

Als Pfarrer von Hopsten wurde Ketteler 1848 in dem Wahlkreise Tecklenburg in das Frankfurter Parlament gewählt. „Nur ein kirchliches Interesse“, schreibt Ketteler[14] „konnte mich bestimmen, die Wahl anzunehmen und auf einige Zeit aus meinem geistlichen Berufe herauszutreten. Ein politisches Interesse kenne ich für mich nicht mehr.“ Mußte er auch als ernster Katholik die Revolution verurtheilen, so hat es doch von jeher zur Größe Roms gehört, auch aus widrigen und principiell verurtheilten Verhältnissen einen möglichst großen Nutzen zu ziehen. Die katholische Kirche Deutschlands, durch die Säcularisationen und die Neubegrenzung der Staaten im Anfange des Jahrhunderts in Abhängigkeit von der weltlichen Gewalt versetzt, aber seit länger danach trachtend, ihre frühere Stellung wieder zu gewinnen, mußte darauf bedacht sein, aus der ohne ihr Zuthun, ja wider ihre Grundsätze jetzt erworbenen größeren Freiheit auch für sich Vortheil zu gewinnen. „Der Ruf nach Freiheit war

8) Briefe S. 8. 9) Briefe S. 45. 10) Briefe S. 51. 11) Briefe S. 59. 12) Briefe S. 85. 13) Briefe S. 107. 14) Briefe S. 157.

erschollen und fand nicht nur bei denen Widerhall, welche unter der Devise Freiheit und Gleichheit ihre communistisch-republikanischen Pläne durchsetzen wollten, sondern auch bei jenen Männern, die, dem Umsturze abhold, jetzt die Freiheit beanspruchten, welche ein verkehrtes Regiment gegen alles Recht ihnen bis zur Stunde vorenthalten hatte.“[15]) In diesem Sinne stellte der am 21. Oct. 1848 zu Würzburg zusammengetretene deutsche Episkopat seine Forderungen; in demselben Sinne wirkte auch Ketteler auf der frankfurter Versammlung, besonders bei Berathung der Grundrechte. „Unabhängigkeit der Glaubensgesellschaften vom Staate, Lehr- und Lernfreiheit, Recht der Selbstregierung der Gemeinde in Bezug auf die Volksschulen“ bezeichnet Ketteler als die „drei obersten Grundsätze, von welchen die hiesige katholische Versammlung bei ihren Anträgen ausgegangen ist“.[16]) Mit den Bestimmungen, „jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig und bleibt im Besitze und Genusse der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke bestimmten Anstalten, Stiftungen und Fonds“, und „die öffentlichen Lehrer haben die Rechte der Staatsdiener. Die Gemeinden wählen aus den Geprüften die Lehrer der Volksschulen“ hatten die „Grundrechte“ seine Forderungen erfüllt, und als hernach, besonders seit dem 20. Oct. die Debatten in der Paulskirche immer unerquicklicher und resultatloser wurden, trat Ketteler aus dem Parlamente aus.

Bekannter ward Ketteler durch sein Auftreten außerhalb der Paulskirche. Die Annahme des am 26. Aug. zwischen Preußen und Dänemark zu Malmö abgeschlossenen Waffenstillstandes durch die Majorität der Nationalversammlung führte auf seiten der unzufriedenen Radicalen am 17. und 18. Sept. zu blutigen Barrikadenkämpfen und zur Ermordung der beiden Abgeordneten General von Auerswald und Fürst von Lichnowsky. Am 23. Sept. hielt Ketteler am Grabe der Ermordeten und der im Kampfe gegen die Aufständischen Gefallenen die Trauerrede.[17]) Mit Ernst und Freimuth erklärt er hier: „die Mörder unserer Freunde sind nicht diejenigen, welche ihnen die Kugeln durch die Brust schossen; es sind die bösen Gedanken. Diese aber ruhen nicht in unserm deutschen Volke, sondern die Mörder sind jene Männer, die Christus, das Christenthum, die Kirche vor dem Volke verhöhnen, verlachen, verspotten und mit ihrem niedern Geifer beflecken; es sind jene Männer, welche die beseligende Botschaft von der Erlösung der Menschheit im Herzen des Volkes zu vertilgen streben; es sind jene Männer, welche den Umsturz nicht nur als eine traurige Nothwendigkeit unter besondern Umständen anerkennen, sondern welche den Umsturz zum Princip erheben und das Volk von Umsturz zu Umsturz fortreißen“ u. s. w. Auf der ersten Generalversammlung der katholischen Vereine zu Mainz am 3. 6. Oct. 1848 hielt Ketteler eine Rede über die Freiheit der Kirche und die sociale Krisis. Auf dem Boden der neuen Verhältnisse mußte ja die Kirche darauf bedacht sein, durch straffe Organisation des Volkes ihren Einfluß zu steigern, und diesem Zwecke dienen die „katholischen Vereine“. Und daß Ketteler am früheſten mit die weitgreifende Bedeutung der socialen Krisis der Gegenwart erkannt und dahin gearbeitet hat, sie zu überwinden, zeigt auch der Cyklus von sechs Predigten, welche er auf der Rückreise von Frankfurt nach Hogsten im Dome zu Mainz vom 19. Nov. bis 20. Dec. 1848 hielt.[18]) Sie behandeln die katholische Lehre vom Eigenthumsrechte, von der sittlichen Freiheit, von der Bestimmung des Menschen, von der christlichen Ehe und Familie, von der Autorität der Kirche. Schon hier erscheint Ketteler als ein Redner, der durch die Klarheit seiner schmucklosen Sprache und durch den Ausdruck einer unerschütterlich festen Ueberzeugung einen tiefen und nachhaltigen Eindruck erreicht. Sein ganzes Leben lang hat er die sociale Frage im Auge behalten und wie er selbst eine Reihe von Anstalten begründet hat zur Linderung der socialen Noth[18a]), so hat er auch in Schriften wiederholt betont, daß neben ständischer Gliederung des Volkes nur wahrhaft christliche Nächstenliebe helfen könne.

Nur wenige Monate blieb Ketteler nach seiner Rückkehr aus Frankfurt auf der stillen Pfarrei zu Hogsten. Der Geh. Ober-Regierungsrath Aulike schlug ihn als Nachfolger Brintmann's zum Propst an St.-Hedwig zu Berlin vor. Nach langem Schwanken erklärte sich Ketteler auf Wunsch des Fürstbischofs von Breslau und des Bischofs von Münster zur Uebernahme des neuen Amtes bereit, und am 19. Mai 1849 erfolgte die königliche Ernennung. Als Propst von St. Hedwig wurde Ketteler zugleich Ehrendomherr in Breslau und bischöflicher Delegat für die katholischen Gemeinden in Brandenburg und Pommern. Charakteristisch für seine damalige Auffassung der kirchlichen Rechte ist es, daß er erklärt, „ohne die Gesetze des Kirchenrechtes zu verletzen, in der Präsentation (von seiten der weltlichen Behörden) irgendeine Uebertragung des Amtes selbst“ nicht anerkennen zu können.[19]) Auch das vom Cultus-Departement unterm 2. Nov. 1812 erlassene Statut der Hedwigskirche versetzt ihn „in die peinliche Lage eines vollendeten Conflicts zwischen den Staatsgesetzen und meinem Gewissen. Ich glaube die Grundgesetze in allen Theilen verwerfen zu müssen, weil sie erstens wesentlichen Principien der katholischen Kirche widersprechen und weil sie zweitens den Pfarrer in eine Lage der Abhängigkeit bringen, wo es ihm unmöglich ist, seine Pflichten als Seelsorger zu erfüllen“.[20])

---

15) Vgl. Heinrich Brück, Die Oberrheinische Kirchenprovinz von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, mit besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses der Kirche zur Staatsgewalt. Mainz 1868. S. 293. 16) Briefe S. 157. 17 Leichenrede am Grabe der am 18. Sept. zu Frankfurt gewaltsam Ermordeten u. s. w. Mainz 1848.

18) Herausgegeben unter dem Titel: Die großen socialen Fragen der Gegenwart (Mainz 1849; mit der Leichenrede neu gedruckt Mainz 1878). 18a) Vgl. Bernhard Linsen, Bischof Ketteler und die sociale Frage. Frankfurt 1882 (Frankfurter zeitgemäße Broschüren, Bd. III, Heft 12). 19) Briefe S. 183. 20) Briefe S. 184 fg.

Durch das Statut regelt eine weltliche Behörde alle äußeren und inneren Angelegenheiten der katholischen Gemeinde; von einer Bestätigung der bischöflichen Behörde findet sich nicht die entfernteste Spur, schon deshalb „muß ich das ganze Statut verwerfen, wenn ich mich nicht an dem Verbrechen betheiligen will, eine Vollmacht des Staates in Dingen anzuerkennen, die vermöge göttlichen Rechtes der Kirche übertragen sind". Außerdem sind durch die Einsetzung eines aus Laien bestehenden Kirchencollegiums überall die Rechte vernichtet, welche dem katholischen Pfarrer nach katholischem Kirchenrechte zustehen. Als Propst von St.-Hedwig nahm Ketteler auch an der zweiten Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands, zu Breslau 1849, theil und sprach über Unterrichtsfreiheit und sociale Frage. An ihn verwies der Fürstbischof von Breslau von Diepenbrok die bekannte Gräfin Ida Hahn Hahn; von ihm vorbereitet vollzog sie am 26. März 1850 ihren Uebertritt zur katholischen Kirche und blieb auch in späteren Jahren ihm in Ehrfurcht zugethan. Kaum 10 Monate wirkte Ketteler in Berlin, da ward er auf den Stuhl des Heiligen Bonifacius berufen als Bischof von Mainz.

Diese Berufung hat ihre eigene Geschichte.[21] Nachdem der Bischof Peter Leopold Kaiser von Mainz am 30. Dec. 1848 gestorben war, hatte das Domkapitel am 22. Febr. 1849 in formell unanfechtbarer Weise mit Majorität den Professor Leopold Schmid zu Gießen zum Nachfolger gewählt. Schmid erklärte sich zur Annahme der Wahl bereit; die Großherzogliche Regierung, welche ihn schon als Stellvertreter des Bischofs in die erste Kammer berufen hatte, sprach ihm ihre Freude darüber aus; aber die streng kirchliche, sogenannte ultramontane Partei, geführt vom Domkapitular Lennig, setzte alle Hebel in Bewegung, die Bestätigung der Wahl zu hintertreiben. Die wiederholten Bemühungen, Schmid zum freiwilligen Rücktritt zu bewegen, blieben erfolglos, dagegen erklärte Pius IX., ohne den vom kanonischen Rechte vorgeschriebenen Informativproceß einzuleiten, dem mainzer Domkapitel in einem Breve vom 7. Dec. 1849: „Diese Wahl konnte von uns nicht gutgeheißen werden, da wir aus mehrern und verschiedenen sowol, als gewichtigen und glaubwürdigen Zeugnissen und Documenten, die uns zugekommen, wissen, daß besagter Priester jener Gaben entbehre, die nach der Vorschrift der Heiligen Kanones zur rechten und nützlichen Verwaltung des so schweren bischöflichen Amtes durchaus erforderlich sind". Die Mehrheit des mainzer Domkapitels war zu weiterem Widerstande zu schwach, auch die hessische Regierung zeigte sich aus unbekannten Gründen nachgiebig, am 24. Febr. 1850 vollzog das Domkapitel eine zweite Wahl, indem es dem Papste drei Candidaten vorschlug: Freiherr Wilhelm Emmanuel von Ketteler, Propst zu St. Hedwig in Berlin, Heinrich Förster, Domkapitular zu Breslau, Anton Oehler, Domkapitular zu Rottenburg. Von diesen ernannte der Papst am 17. März 1850 den Freiherrn von Ketteler zum Bischof von Mainz; derselbe ward am 20. Mai präconisirt, hielt am 16. Juli seinen Einzug zu Mainz und wurde am 25. Juli durch den Erzbischof Vicari von Freiburg consecrirt und inthronisirt. Mit vollem Grunde wählte nach solchen Vorgängen der Bischof von Limburg zum Text der Festpredigt Ps. 33, 18: „Die Gerechten haben gerufen und der Herr hat sie erhört und aus allen ihren Drangsalen sie gerettet."

Mit der Erhebung auf den bischöflichen Stuhl zu Mainz war Ketteler auf den Platz gestellt, wo er von Amts wegen mit eingreifen mußte in den Kampf des modernen Staates gegen die Rechtsansprüche der katholischen Kirche. Daher dürfte hier der Ort sein, die Grundsätze über das Wesen des Staates, der Kirche und ihr gegenseitiges Verhältniß näher darzulegen, wie Ketteler sie in zahlreichen Schriften ausgesprochen und in mancherlei Kämpfen treu bewahrt hat.

Schon in der Ansprache, welche Ketteler beim Antritt seines bischöflichen Amtes unterm 25. Juli 1850 erließ, sagt er über das Verhältniß von Kirche und Staat: meine Sendung als Bischof „ruht nicht auf menschlicher Einrichtung, sondern auf jener heiligen Ordnung, die der Sohn Gottes Jesus Christus in seiner Kirche gegründet hat". Diese göttliche Einsetzung der Hierarchie „fällt nicht mit der natürlichen Ordnung, die auch von Gott durch die Schöpfung abstammt, zusammen, sondern bezieht sich auf die übernatürliche Ordnung, die Christus, der Sohn Gottes selbst unmittelbar auf Erden zur Erlösung der Menschen gegründet hat. Dadurch unterscheidet sich die Autorität in der katholischen Kirche von jeder andern, von Gott abstammenden Gewalt." Auch die väterliche und die weltliche Gewalt stammen von Gott, gehören aber der natürlichen Ordnung an; außer ihnen hat Gott durch seinen Sohn eine andere Autorität in seiner Kirche gegründet, „die zu jener dasselbe Verhältniß hat, wie die Erlösung zur Schöpfung und deshalb bestimmt ist, die natürliche Ordnung in ihrem gesammten Leben, also auch mit ihren natürlichen Gewalten vom Fluch und den Folgen der Sünde zu erlösen und durch Wahrheit und Liebe zu heiligen".

Für die Gestaltung des Staates ist wesentlich[22], daß in jedem menschlichen Vereine sich zwei Grundrichtungen befehden: die eine will die Glieder zusammenhalten, die andere will sie in ihrer Individualität und nach ihrem Unterschiede geltend machen. Auf dem richtigen Verhältniß beider beruht das Gedeihen jeder Gemeinschaft. Die katholische Kirche bietet uns das vollendetste Bild einer richtigen Vereinigung beider: auf der einen Seite der Mensch in seiner vollen Individualität bis zur höchsten Vollkommenheit herangebildet, auf der

---

21 Vgl. neben Heinrich Schmid, Geschichte der katholischen Kirche Deutschlands von der Mitte des 18. Jahrh. bis in die Gegenwart (2 Bde., München 1871), ganz besonders: Leopold Schmid's Leben und Texten. Nach hinterlassenen Papieren herausgegeben von Bernhard Schröder und Friedrich Schwarz. Mit einer Vorrede von Friedrich Nippold (Leipzig 1871).

22 Für das Folgende vgl. besonders: Freiheit, Autorität und Kirche (6. Aufl., Mainz 1862).

andern Seite ein heiliges Band, das sie alle mit Gott in ewiger Gemeinschaft verbindet. Auch der Staat ist um so vollkommener, je höher die Individualität seiner Glieder steht, und je fester das Band ist, das sie umschlingt. Die Freiheit der Individuen führt auf politischem Gebiete zur Selbstverwaltung in Familie, Gemeinde, Provinz, Corporation, welche selbstredend nicht unbeschränkt sein darf, sondern sich dem Gesetze Gottes und der von ihm überall gegründeten Ordnung unterwerfen muß. Wo dieser Gehorsam fehlt, da führt der Egoismus durch Uebertreibung der Freiheit zur Revolution. Die zusammenfassende Richtung ruht in der Staatsgewalt; ihre Würde und Lebenskraft hängt nicht davon ab, daß sie alles leitet, alles regiert, sondern weit mehr davon, daß sie den selbstsüchtigen Mißbrauch ihrer Macht vermeidet. Ihre eigenthümliche Thätigkeit umfaßt die drei Gebiete der Gerechtigkeitspflege, der wohlwollenden Unterstützung alles dessen, was im Staate zu Recht besteht, der Vertretung des Staates im Völkerverkehr. Der selbstsüchtige Mißbrauch der Staatsgewalt führt zu Absolutismus und schrankenloser Centralisation. Dabei ist es von untergeordneter Bedeutung, ob dieser Absolutismus sich gründet auf das Königthum von Gottes Gnaden oder auf den souveränen Volkswillen.

Das ist nämlich der Charakter des sogenannten modernen Staates, wie der moderne Liberalismus ihn erstrebt und zum Theil schon verwirklicht hat: Absolutismus unter dem Scheine der Freiheit. Weil er Gott leugnet, verwirft er alle übernatürliche Ordnung, und gründet den Staat statt auf göttliche Ordnung blos auf den Willen der Menschen. Und die Menschen betrachtet er nicht nach ihrer natürlichen und socialen Verschiedenheit, sondern als ihrer Natur nach einander wesentlich gleich. „Der ganzen Vergangenheit, der ganzen Gegenwart, dem ganzen Menschengeschlechte steht der Mensch dann mit seinem Denken und Wollen nicht nur ebenbürtig, sondern vollkommen unabhängig gegenüber. Alles, was Menschen gedacht haben, sind ihm bloße Menschengedanken, alles, was sie im Staate, in der bürgerlichen Gesellschaft, in religiösen Vereinen festgestellt haben, bloße Menschenwerke, die für ihn keine Autorität, kein Gesetz, kein Maßstab sein können. Dem ungebundensten Subjectivismus ist dann nicht nur Thür und Thor geöffnet, sondern er ist dann vollkommen in seinem Rechte.“ Der moderne Liberalismus steht seiner innersten Natur nach ganz auf der Seite der Allregiererei. Er redet freilich viel von Freiheit, aber sein Ideal besteht darin, „alles durch Gesetze zu regeln, in alles durch Gesetze einzugreifen, für alles durch Gesetze zu sorgen, jeden Menschen durch eine möglichst enge Zwangsjacke einzuspinnen und dann durch ein Strafgesetz zu befehlen, daß das ganze Volk diesen Zustand für glückselige Freiheit halten müsse“. Er redet freilich ohne Unterlaß vom Volke und behauptet, alles in seinem Namen zu thun, aber in Wahrheit „benutzt er nur die schlechtesten Leidenschaften im Volke, um dann das Volk selbst mit Füßen zu treten. Unter dem Scheine der Volkssouveränetät macht er es zu einer willenlosen, von ihm geleiteten und mißbrauchten Sache“. Das Volk gilt allerdings als die Quelle aller Rechte, darf aber selbst möglichst wenig Rechte ausüben. „Sein Recht ist vor allem das Wahlrecht, d. h. alle paar Jahre in einigen Minuten einen Namen auf den Wahlzettel zu schreiben und sich seine Zuchtmeister selbst zu wählen. Von da an sorgen diese im Namen des Volkes für alles, und was sie in Uebung ihrer Allmacht bestimmen, ist dann Volkswille, Volkssouveränetät und Volksfreiheit.“ Daneben ist der moderne Liberalismus von einem maßlosen Hasse gegen das positive Christenthum und namentlich gegen die katholische Kirche beseelt. „Wie einst der Verräther Judas Christum den Herrn an die Juden verkaufte, so will heute der Lügengeist in seiner Verbündung mit dem Rongethum, dem Freigemeindewesen und der Demagogie die christliche Welt an das Neujudenthum verkaufen.“

Dieser Liberalismus kann nur mächtig werden auf dem Boden des Constitutionalismus, welcher die Menschen aus ihren natürlichen Ordnungen herausreißt und rein mechanisch nach Zahlenverhältnissen zum Zweck der Wahlen zusammenordnet. Weit richtiger ist die ständische Verfassung, welche auf die natürlichen und socialen Ordnungen Rücksicht nimmt.

In welches Verhältniß die Kirche zur weltlichen Gewalt treten soll[23]), „erkennen wir in seinem wahren Grunde und seiner vollen Klarheit aus dem Verhalten des göttlichen Stifters selbst“. Er leitete die geistliche Gewalt, welche er auf Erden ausübte, nie von einer weltlichen Gewalt ab, sondern stets von seinem himmlischen Vater; er lehrte kraft dieser Machtvollkommenheit den ganzen Inhalt seiner Wahrheit, spendete die Sakramente, lenkte seine Gemeinde und bestellte Apostel und Priester; er unterwarf sich im übrigen der weltlichen Gewalt und forderte auch von den Jüngern Unterwerfung; er unterwarf sich keiner irdischen Gewalt, wo und insofern sie in das Bereich seiner göttlichen Sendung und geistlichen Gewalt eingriff. Dies sind die Grundsätze, welche in der Kirche Christi gegolten haben von Jahrhundert zu Jahrhundert und welche gelten werden bis ans Ende der Welt.

Wenn daher die Kirche jetzt größere Freiheit fordert, so ist doch damit eine Trennung zwischen Kirche und Staat nicht gemeint. „Die Kirche kann und darf sich nicht vom Staate trennen, wie sie sich überhaupt von gar nichts trennen kann, was von Gott stammt.“ Die Kirche muß vielmehr den Staat ehren als göttliche Veranstaltung, ihre Glieder lehren, der Gewalt im Staate gehorsam zu sein und das Wohl des Staates mit allen ihren geistlichen Mitteln fördern; der Staat ist verpflichtet, die Rechte der Kirche zu schützen und ihr zur Erreichung ihrer Zwecke hülfreich zur Seite zu stehen. Diese gegenseitige Unterstützung macht sich recht einfach, solange in einem Staate nur eine Kirche besteht: dann wird die Häresie ohne weiteres als bürgerliches Vergehen betrachtet und bestraft. Sobald aber mit der Reformation die Einheit des Glaubens zerspalten ist, hat für Deutschland

23) Vgl. den bischöflichen Hirtenbrief vom 4. Febr. 1852.

dies Verhältniß aufgehört. Darüber klagt Ketteler: „Wie das Judenvolk seinen Beruf auf Erden verloren hat, als es den Messias kreuzigte, so hat das deutsche Volk seinen hohen Beruf für das Reich Gottes verloren, als es die Einheit im Glauben zerriß, welche der heilige Bonifacius gegründet hatte. Seitdem hat Deutschland fast nur mehr dazu beigetragen, das Reich Christi auf Erden zu zerstören und eine heidnische Weltanschauung hervorzurufen. Seitdem ist mit dem alten Glauben auch die alte Treue mehr und mehr geschwunden, und alle Schlösser und Riegel, alle Zuchthäuser und Zwangsanstalten, alle Controlen und Polizeien vermögen uns nicht das Gewissen zu ersetzen. Seitdem gehen die deutschen Herzen und die deutschen Gedanken immer weiter auseinander, und wir sind vielleicht eben jetzt mitten in einer Entwickelung begriffen, die das Verschwinden des deutschen Volkes als eines einigen Volkes vorbereitet und eine Mauer unter uns aufführt, die ebenso fest ist als jene, die uns schon von andern deutschen Volksstämmen trennt. Seitdem leiden aber auch die Zweige, welche an dem alten Stamme geblieben sind; — denn wenn an einem großen Baume ein mächtiger Zweig abbricht, so fängt der ganze Baum an zu trauern und es währt lange, bis er seine frühere Kraft wieder erhält und bis ein neuer Zweig den alten ersetzt. Das ist eben die Verblendung. Man wirft der katholischen Kirche so viele Sünden ihrer Glieder, so vieltraurige Erscheinungen auch in katholischen Ländern vor, ohne zu bedenken, daß sie größtentheils Folgen jener unseligen Trennung sind. Je edler das Glied ist, desto tiefer erschüttert es den Körper, wenn es anfängt, seinen Dienst zu versagen. Je höher der Beruf des deutschen Volkes für die Entwickelung der christlichen Weltordnung war, desto gründlicher und dauernder mußte diese ganze Weltordnung erschüttert werden, als jenes Glied seinen Dienst versagte; je länger wird es dauern, bis ein neuer Zweig den abgefallenen Ast ersetzen und den Beruf erfüllen kann, den das deutsche Volk von sich gewiesen hat.“[24])

Die Zukunft freilich bringt eine neue Einheit des Glaubens, „wir können uns einen vollkommenen Zustand auf Erden nicht anders denken, als wenn nur eine Kirche dem Staate gegenübersteht und ihn mit ihrer Wahrheit durchdringt“; sobald diese Einheit des Glaubens wiederhergestellt ist, werden auch „zwar nicht dieselben, aber ähnliche Rechtsverhältnisse, nur gemildert durch die Erfahrung der Jahrhunderte, wieder entstehen“.[25]) Solange die jetzige Zerrissenheit des Glaubens noch dauert, ergeben sich daraus eigenthümliche Verhältnisse, welche die katholische Kirche ohne Rückhalt anerkennt. Seit der Kirchenspaltung haben auch Lutheraner und Reformirte die gleichen Rechte erhalten. Damit verzichtet die katholische Kirche auf die Privilegien, welche ihr früher zukamen, und fordert nur noch für sich und für alle andern anerkannten Religionsgemeinschaften das gleiche Recht der freien Bewegung. Diese Parität darf aber nicht in religiösen Indifferentismus und in unbeschränkte Gewissensfreiheit für alle Sekten ausarten, sondern wo die Persönlichkeit Gottes und die Unsterblichkeit der Seele geleugnet und damit die natürlichen Grundlagen der Sittlichkeit unterwühlt werden, kann auch der Staat nicht mehr Duldung gewähren. Der allein richtige Grundsatz über die rechtliche Stellung der anerkannten Religionsgemeinschaften in paritätischen Staaten ist bereits im Westfälischen Frieden ausgesprochen, indem die Gültigkeit der Mehrheitsbeschlüsse auf den Reichstagen in allen Religionssachen ausgeschlossen sein sollte.[26]) Es ist dies derselbe Grundsatz, der später in den frankfurter Grundrechten und in der preußischen Verfassung dahin formulirt ist, daß jede der anerkannten Religionsgemeinschaften ihre Angelegenheiten selbständig ordnet.

Dieses friedliche Verhältniß des Gewährenlassens ist seit kurzem gestört, denn „der sogenannte moderne Staat ist der grundsätzlich religions- und gottlose Staat“. Seit länger vorbereitet war diese Störung theils durch die immer weitere Verbreitung der absolutistischen Staatstheorie, welche auf göttliches und geschichtliches Recht keine Rücksicht nimmt, sondern den Willen der Staatsgewalt als alleinige Quelle von Rechten gelten läßt, theils durch den Umstand, daß die Protestanten eine von Gott eingesetzte kirchliche Gewalt neben der weltlichen nicht kennen und daher geneigt sind, die abweichende Lehre der Katholiken als Auflehnung gegen die Staatsgewalt aufzufassen. Herbeigeführt ist der Conflict durch den modernen Liberalismus, welcher in der Presse und in den Kammern die Herrschaft hat und den Staat mit allen seinen Institutionen von der Religion und Kirche loszulösen sich bemüht. Indem er durch das Mittel des Constitutionalismus den ärgsten Absolutismus zu verwirklichen sucht, erlaubt er sich ungescheut Uebergriffe in die innersten Angelegenheiten der Kirche und gibt ihre Rechte preis an die Beschlüsse wechselnder Kammermajoritäten.

Dieser Knechtung durch den modernen Staat, der grundsätzlich religions- und gottlos ist, muß die Kirche sich mit aller Kraft widersetzen und für sich, d. h. für alle vom Staate anerkannten Religionsgemeinschaften, das Recht freier Bewegung fordern, d. h. das Recht, „ihre eigenen Angelegenheiten nach ihren Grundsätzen selbst zu verwalten und dabei nur den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen zu sein“. Sie stützt diese Forderung nicht blos auf den göttlichen Auftrag ihres Herrn und Stifters, sondern auch auf den gesammten Rechtsstand in Europa: „so lange es noch ein historisches und ein positives Recht gibt, muß das Recht der Kirche in Deutschland anerkannt werden.“ Sie stützt sich auf „das in Vernunft und Natur gegründete Recht der Selbstverwaltung. Hier ist es vor allem Aufgabe der katholischen Presse, dem modernen Liberalismus seine bodenlose Heuchelei nachzuweisen, mit der er der christlichen Kirche verweigert, was er ohne Unterlaß für sich und alle unchrist

24) Vgl. den Hirtenbrief bei Gelegenheit der Säcularfeier des heil. Erzbischofs und Märtyrers Bonifacius (Mainz, 1855).
25) Briefe S. 284.

26) Vgl. Der Bruch des Religionsfriedens u. s. w. (Mainz, 1875).

lichen und destructiven Bestrebungen der Zeit fordern. Es ist Heuchelei, wenn der moderne Liberalismus Preßfreiheit fordert, für die Ausschreiben der Bischöfe aber eine Präventivcensur im Placet verlangt und Ausnahmsgesetze in den Strafcodex aufnimmt. Es ist Heuchelei, wenn der moderne Liberalismus für Privatgesellschaften das Recht in Anspruch nimmt, ihre Beamten selbst zu prüfen und anzustellen, dagegen über die Besetzung katholischer Kirchenstellen Staatsgesetze erläßt. Es ist Heuchelei, wenn der moderne Liberalismus von Vereinsfreiheit redet, dagegen aber gegen jedes Zusammentreten von Personen zu frommen Zwecken unter den Begriff von Klöstern mit allen denkbaren, aus Romanen hergenommenen Schreckbildern auftritt und sie, wenn nicht mit Feuer und Schwert, doch durch polizeiliche Unterdrückung in Verbindung mit moralischem Todtschlag in der öffentlichen Meinung vertilgen will."

Die Freiheit der Kirche umfaßt nicht blos das Recht, daß von seiten der Kirche und nicht von seiten des Staates bestimmt wird, wer zur Kirche gehört[27], sondern vor allem das Recht auf völlig selbständige Bildung der Geistlichen, Besetzung der Stellen, Verwaltung des Vermögens, Leitung der Volksschulen, Handhabung der Disciplin u. dergl.

Diese Grundsätze wollte nun Ketteler als Bischof von Mainz mit der ganzen Zähigkeit eines westfälischen Edelmannes zur Geltung bringen, und so konnte ein Conflict mit der Staatsgewalt nicht ausbleiben, ja, mit seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl nahm dieser Conflict in der oberrheinischen Kirchenprovinz sofort seinen Anfang. Am Tage seiner Consecration faßten die zu dieser Feier in Mainz versammelten Bischöfe den Beschluß, in einer Denkschrift die der Kirche noch immer vorenthaltenen Rechte zurückzufordern.[28]) Auf einer Versammlung zu Freiburg formulirten die Bischöfe ihre Forderungen genauer und brachten sie im März 1851 zur Kenntniß der betheiligten Regierungen. Die Bischöfe verlangen das Recht, erstens ihre Priester zu erziehen und frei anzustellen und über Priester und Laien die kirchliche Disciplin zu handhaben, zweitens katholische Schulen zu besitzen und zu errichten, drittens das religiöse Leben zu leiten, namentlich auch die zu dessen Pflege dienenden Institute und Genossenschaften zu errichten und zu besitzen, und viertens das der katholischen Kirche gehörige, durch den Westfälischen Frieden und im Reichsdeputationshauptschlusse ausdrücklich garantirte Vermögen auch selbst verwalten zu dürfen. Im Februar 1852 traten die Vertreter der betheiligten Regierungen zu Karlsruhe zusammen, um eine gemeinsame Antwort auf die bischöfliche Denkschrift festzustellen. Gleichzeitig versammelten sich die Bischöfe zu Freiburg. Während die Vertreter der Regierungen wegen Fehlens genügender Instructionen keine Beschlüsse fassen konnten, erklärten die Bischöfe in einer Eingabe vom 10. Febr.: daß es sich nicht um Abschaffung einzelner Mißlichkeiten handle, sondern um Abschaffung eines ganzen principienhaft aufgestellten Systems, dessen reelle und consequente Handhabung den vollständigen Ruin der Kirche in der Provinz herbeiführen könne und müsse.

In der Zwischenzeit hatte Ketteler bereits einen bedeutenden Schritt zur Durchführung jener Forderungen gethan durch die Wiedereröffnung der theologischen Lehranstalt am bischöflichen Klerikalseminar zu Mainz und dadurch bewirkte Trockenlegung der katholisch-theologischen Facultät an der Landesuniversität zu Gießen.[29]) Ueber die Vorbildung der Geistlichen war ein Einvernehmen zwischen Papst und Regierung nie erreicht worden. In der dem Staatsvertrage vom 7. Oct. 1818 beigelegten Declaration erklärten die Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz, daß die bischöflichen Seminare erhalten und die Aufnahme in dieselben an ein vom Staate angeordnetes Examen und an die Verleihung des landesfürstlichen Tischtitels geknüpft werden solle. „Auch werden der Provinz akademische Institute nicht fehlen, damit die, welche sich den heiligen Diensten zu widmen wünschen, in den theologischen Wissenschaften Unterricht erhalten." Dagegen verlangte der Papst unter Berufung auf das Tridentiner Concil[*] die Errichtung von Seminarien, um die Diener der Kirche „schon von ihrer zarten Jugend an unter der Aufsicht und gänzlichen Abhängigkeit von den Bischöfen in der Uebung der ihrem Stande eigenen Tugenden und besonders in den heiligen Wissenschaften zu erziehen und zu bilden". Auch in der Bulle: Ad Dominici gregis custodiam verordnete Leo XII.: „In dem erzbischöflichen oder bischöflichen Seminar wird eine der Größe und dem Bedürfnisse der Diöcese entsprechende, nach dem Ermessen des Bischofs zu bestimmende Anzahl Kleriker unterhalten und nach Vorschrift der Decrete des Concils von Trient gebildet und erzogen werden." Die Regierungen aber antworteten mit einer Verordnung vom [illegible] Jan. 1830 „das landesherrliche Schutz- und Aufsichtsrecht über die katholische Kirche betreffend", welche von den katholischen Geistlichen das Studium auf der Universität forderte und bestimmte, daß sie erst nach vollendeten theologischen Studien im Priesterseminar zum Praktischen der Seelsorge ausgebildet werden sollten. Damit ließ man die Priesterseminare bestehen, veränderte aber vollständig ihren Charakter. Infolge dessen ward im Herbste 1830 auch an der Universität Gießen eine katholisch-theologische Facultät eröffnet. Sie erfreute sich in jeder Beziehung eines guten Gedeihens, bis das im J. [illegible] immer lauter werdende Verlangen nach absoluter Lehr- und Lernfreiheit den Minister Jaup veranlaßte, durch Verordnung vom 26. Oct. [illegible] die Forderung des akademischen Triennium's für das Großherzogthum Hessen ganz allgemein aufzuheben. Damit war der katholisch-theologischen Facultät der Boden ent-

[27]) Die Zweifel, ob [illegible] Kirche [illegible] Leben [illegible] Protestantismus [illegible] 19. März 1857 [illegible] aus, daß [illegible] Staat dann [illegible] Anerkennung der Altkatholiken [illegible] das Recht [illegible] genaust hätte, [illegible] zu [illegible], wo Bürger der [illegible] über [illegible] [illegible] wide. [illegible]

[*]) Sess. XXIII. cap. XVIII.

zogen und stand dem neuerwählten Bischofe Ketteler nichts mehr im Wege, „der am hiesigen Seminare befindlichen theologischen Lehranstalt eine für eine vollständige theologische Ausbildung genügende Einrichtung zu geben und insofern das Studium der Theologie mit dem Alumnate selbst zu verbinden". Zu Ostern, resp. 1. Mai 1851 wurde der Plan verwirklicht, in Gießen ließ sich kein katholischer Theolog mehr sehen, und die Regierung ließ es sich ruhig gefallen, daß den von ihr angestellten und besoldeten Professoren durch einen Wink des Bischofs die Schüler entzogen wurden. Ketteler sagt darüber in dem Rundschreiben vom 6. Jan. 1852: Ich „mußte mich überzeugen, daß die Bildungsweise der Theologen, wie ich sie vorfand, eine Quelle des Verderbens für die Diöcese werden mußte. Ich begreife in der That nicht, wie man von gebührender Ehrfurcht gegen die Beschlüsse des heiligen Concils zu Trient erfüllt sein und doch die Meinung festhalten kann, als genügten einige Monate in einem Seminar, um ein ungebundenes, oft ausschweifendes Studentenleben in die Form der disciplina ecclesiastica umzugestalten". „Mit der Errichtung des Seminars ist, wie ich hoffe, eine Quelle des Segens für die Diöcese eröffnet und die Hauptquelle des Verderbens verstopft. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß ich, auf Recht und Gewissen gestützt, es nicht mehr werde eingehen lassen. Ich würde nur der offenen Gewalt weichen, dann aber sofort jede Weihe einstellen. Entweder soll das katholische Volk Priester haben oder keine Priester, aber nicht Burschen unter dem Scheine von Priestern."

Kehren wir zur bischöflichen Denkschrift zurück. Nach dem Ende 1852 wiederum Beauftragte der Regierungen zu Karlsruhe zusammengetreten waren, erfolgte endlich am 5. März 1853 eine Antwort: die Regierungen weigerten sich, den Rechtszustand, wie er sich seit der Säcularisation ausgebildet habe, namentlich die Verordnung vom 30. Jan. 1830 aufzuheben und waren nur in einzelnen untergeordneten Punkten zu Zugeständnissen bereit. Damit nicht zufrieden richtete jeder Bischof für sich an die betreffende Regierung ein Schreiben, worin er die Zugeständnisse als ungenügend bezeichnete und weitere Schritte sich vorbehielt. Dann versammelten sie sich wieder in Freiburg und überreichten den Regierungen eine Collectiveingabe, in welcher es offen ausgesprochen ist: „Die Bischöfe erachten es für geboten, nicht blos das Princip zu bezeichnen, von welchem sie fortan bei Ausübung ihres heiligen Amtes sich werden leiten lassen; sondern auch ausführlich die Gründe zu entwickeln, aus welchen sie sich wie berechtigt so verpflichtet erkennen, inskünftig nur mehr das Dogma und das darauf beruhende Verfassungsrecht ihrer heiligen Kirche als normirend für ihre Amtsverwaltung zu betrachten; den Vorschriften und Anordnungen aber, welche die allerhöchsten und höchsten Regierungen in Bezug auf die katholische Kirche bisher geltend gemacht haben, auf das entschiedenste entgegenzutreten; — Vorschriften und Anordnungen, die auf einem Systeme beruhen, welches wiederholt von dem Oberhaupte der Kirche als ein ganz und gar widerkatholisches und widerrechtliches nachdrücklichst und feierlichst verworfen worden ist, und welches eben darum als ein schlechthin unstatthaftes betrachtet werden muß." Eine zweite gemeinschaftliche Denkschrift vom 18. Juni 1853 suchte nachzuweisen, daß die Forderungen der Bischöfe in dem positiven Rechte der katholischen Kirche begründet seien. Ihnen stehe nicht ein wirkliches Recht der Staaten und Regenten im Wege, „sondern nur ein administratives System, welches, in den Zeiten der Auflösung des Reichs unter dem Einflusse unkirchlicher Meinungen entstanden, allmählich in der Praxis und auch in einer Reihe von Regierungsverordnungen, namentlich in der Verordnung vom 30. Jan. 1830, sich Geltung verschafft habe." Diese Denkschrift wurde von jedem Bischofe mit einem Begleitschreiben seiner Landesregierung überreicht. Das war die offene Kriegserklärung und ohne Frage war Bischof Ketteler die Seele dieses Vorgehens.

Seitdem nahm der Conflict in jedem Lande seinen besondern Verlauf. Uns interessirt hier nur Hessen-Darmstadt; hier hatte man die katholische Kirche mit großem Entgegenkommen behandelt, und war deshalb unwillig, daß der Bischof sich an den thatsächlichen Concessionen nicht genügen lassen wolle, sondern auf eine principielle Auseinandersetzung dringe. In der Antwort auf die Collectiveingabe vom 12. April 1853 wurde daher mit Nachdruck betont, daß man „die Gesetze und Verfassung des Staates gegen jeden Eingriff werde zu schützen wissen". Bischof Ketteler überreichte hierauf die Denkschrift vom 18. Juni 1853 und erklärte im Begleitschreiben, daß sein Gewissen ihm die Geltendmachung der kirchlichen Rechte zur heiligsten Pflicht mache, wenn die gerechten Forderungen der Bischöfe noch länger unberücksichtigt bleiben sollten. Zugleich begann er, seine von der Regierung nicht anerkannte Jurisdiction auszuüben, indem er für vacante Pfarreien das Concursexamen ausschrieb. Damit war der Conflict eingeleitet, aber im Auftrage des Großherzogs ersuchte der Präsident des Ministeriums, Freiherr von Dalwigk, am 19. Nov. 1853 den Bischof, das factische Vorangehen vorläufig noch auszusetzen, da die Regierung die Unterhandlung der würtembergischen Staatsregierung mit dem Bischofe von Rottenburg abwarten wolle, um mit den übrigen Regierungen die Frage wegen Abänderung ihrer früheren Entschließungen in Erwägung zu ziehen. Monate vergingen noch, ehe die Verhandlungen begannen, und erst am 23. Aug. 1854 konnte eine vorläufige Uebereinkunft unterzeichnet werden, deren Bestätigung durch den päpstlichen Stuhl der Bischof während seines Aufenthaltes in Rom aus Anlaß der dogmatischen Definition der unbefleckten Empfängniß (8. Dec. 1854) persönlich betrieb. Obgleich nun der katholischen Kirche in dieser Convention weitgehende Rechte eingeräumt werden, wenn auch ohne Erörterung der principiellen Frage, versagte der Papst seine Zustimmung. Erst nach langem Warten[31]) erhielt Ketteler wenigstens eine schriftliche Zufertigung der päpstlichen Bedenken.[32]) Auf Grund derselben kam es zu

31) Vgl. Briefe 2. 250 u. 32) Animadversiones ad

neuen Verhandlungen und erst im April 1856 wurde eine nicht unbedeutend veränderte Convention[33]) unterzeichnet und dem apostolischen Stuhle zur Bestätigung unterbreitet.

Diese Convention erregte zunächst im Lande keinen Verdacht — sie wurde geheim gehalten — und führte allerdings, wie von Dalwigk in der Kammer hervorhob, dahin, „daß im Großherzogthume Hessen jene unglückseligen Streitigkeiten, wie sie anderwärts aufgetaucht, vermieden worden sind". Das wurde anders, als die Zunahme der religiösen Genossenschaften, besonders die Hereinziehung der Jesuiten, das Mistrauen der Protestanten erregte. Bei seiner Erhebung auf den bischöflichen Stuhl fand Ketteler an geistlichen Congregationen nur die Englischen Fräulein und die Barmherzigen Schwestern vor. Jene widmeten sich besonders dem Unterrichte und der Erziehung der weiblichen Jugend; sie waren seit lange in Mainz ansässig und ihre Zahl wuchs seit 1848 so sehr, daß sie auch außerhalb der Stadt Filialen begründen konnten. Im J. 1852 berief der Bischof noch die Schulschwestern zur Leitung des Unterrichts. Die Barmherzigen Schwestern waren im J. 1849 durch den Vincenz- und Elisabethverein nach Mainz berufen; sie richteten zuerst in einem gemietheten Hause ein Hospital ein, übernahmen dann die Krankenpflege im St.-Rochushospital, am 7. Juli 1852 die Leitung der Anstalt und später die Pflege der Insassen des bürgerlichen Invalidenhauses. Im J. 1851 führte Ketteler die Erzbruderschaft vom heiligen und unbefleckten Herzen Mariä zur Bekehrung der Sünder ein, ernannte den Domcapitular Lennig zu ihrem Vorsteher und empfahl sie durch Hirtenbrief vom 20. März 1851. Im J. 1852 begründete die Gräfin Ida Hahn-Hahn zu Mainz ein Haus der Frauen vom guten Hirten, welche sich der Bekehrung gefallener Frauen widmen; 1854 ließen sich dort nieder die Schwestern vom heiligen Franciscus, welche der häuslichen Krankenpflege dienen. Vor allem war Ketteler darauf bedacht, durch Ordensgeistliche in der ganzen Diöces Exercitien für Priester und Missionen für das Volk halten zu lassen. Im J. 1854 erwarb der Domdecan Lennig ein früheres Wirthshaus und ließ es zur Wohnung für Kapuciner herrichten. Der erste Guardian dieses Klosters war der Bruder des Bischofs, Richard von Ketteler, der ihm nachgefolgt war in der Pfarrei zu Hopsten, ihm auch nachfolgen sollte als Propst zu St.-Hedwig, aber statt dessen Kapuciner ward und als P. Bonaventura schon am 31. Jan. 1855 zu Assen starb. Im J. 1859 berief der Bischof auch einige Väter der Gesellschaft Jesu nach Mainz und wies ihnen das Pfarrhaus zu St.-Christoph als Wohnung an. Dieselben gewannen bedeutenden Einfluß, weshalb der Gemeinderath der Stadt Mainz eine Petition an die Zweite Kammer richtete des Inhaltes: „bei Großherzoglicher Staatsregierung die Aufhebung des thatsächlich in Rheinhessen wiedererstandenen Ordens der Jesuiten, die anzuordnende Räumung des Pfarrgebäudes zu St.-Christoph und die Untersagung der Ausübung kirchlicher Functionen durch eine Aggregation von Jesuiten zu St.-Christoph zu befürworten und zu beantragen". Die Kammer trat diesem Antrage bei. Ketteler dagegen führt aus[34]), daß auf Grund der Vereinsfreiheit der Staat alle religiösen Orden gewähren lassen müsse, solange nur die äußern Handlungen den Staatsgesetzen nicht widerstreiten. (Weit später hat Ketteler noch einmal eine Lanze für die Jesuiten eingelegt[35]), indem er nachzuweisen sucht, der in Anspruch genommene Ausdruck der Ordensregel „obligare ad peccatum" bedeute nicht „zu einer Sünde verpflichten", sondern „unter einer Sünde verpflichten".) Mit welcher Gehässigkeit sich dann die Presse der Angelegenheit bemächtigte, beweisen die Briefe S. 313 fg.

Diese und andere Dinge mochten die Besorgniß der überwiegend protestantischen Bevölkerung des Landes wegen Ueberhandnehmens der katholischen Kirche allmählich gesteigert haben; man argwohnte, die Convention räume ihr zu viele Rechte ein, und im J. 1860 beschloß die Zweite Kammer mit allen gegen eine Stimme (die jenige des Generalstaatsprocurators Seitz[36]), die Staatsregierung zu ersuchen, „die Unterhandlungen mit dem bischöflichen Stuhle zu keinem Abschlusse zu bringen, sondern das ganze Rechtsverhältniß des Staates zur katholischen Kirche und ihren Organen auf gesetzlichem Wege zu ordnen". Die Erste Kammer dagegen verwarf den Antrag, obgleich der Prälat Zimmermann erklärte: „daß ein großer Theil der Bevölkerung des Landes sich schon seit Jahren in Unruhe befindet über die Unterhandlungen mit dem bischöflichen Stuhle, daß man befürchtet, es könnten entweder bereits dem bischöflichen Stuhle Rechte eingeräumt worden sein, oder vielleicht noch eingeräumt werden, welche die Parität im Lande gefährden, der katholischen Kirche vor der evangelischen Vorrechte einräumen und den ohnehin schon vielfach bedrohten confessionellen Frieden gründlich untergraben könnten — das ist eine Thatsache, welche niemand wegzuleugnen vermag". Die Tagespresse ließ jedoch nicht ab, die schlimmen Folgen der Convention und die gefährliche Bevorzugung der katholischen Kirche immer wieder zu verhandeln; Petitionen für und wider die Convention wurden dem Großherzoge überreicht. Auch der Bischof trat in die literarische Fehde ein[37]) und führte aus: die Petition ist eine Anklage gegen die katholische Kirche selbst, eine Beschimpfung ihrer Diener, ihres Geistes und ihrer Institute; sie sei eine Parteisache, ein Ausdruck jener weitverbreiteten Denkweise, die alle verschiedenen Religionsbekenntnisse für gleichgut oder vielmehr für gleichschlecht hält, aber

quaestionem propositam a Rev. Episcopo Moguntino literis datam 21. Mart. 1851.

33) Vgl. Dove's Zeitschrift für Kirchenrecht Bd. VIII.

34) Vgl. Die Jesuiten in Mainz und die Beschwerde des Gemeinderathes (Mainz 1863). Ein zweites Wort über die Jesuiten in Mainz (Mainz 1864). 35) Kann ein Jesuit zu einer Sünde verpflichtet werden? (Mainz 1874.) 36) Vgl. auch dessen Schrift: Die katholische Kirchenangelegenheit im Großherzogthume Hessen (Mainz 1861). 37) Soll die Kirche allein rechtlos sein? (Mainz 1861.)

nicht alle gewähren läßt, sondern mit Haß und Verleumdung und den schlechtesten Mitteln jede Richtung verfolgt, welche noch an einer positiv christlichen Lehre festhält; sie versucht sogar, ihre Ansicht über die katholische Kirche zur Geltung zu bringen durch Mißbrauch der Staatsgewalt; außerdem steht sie offenbar in naher Beziehung zu der Agitation, welche von den Anhängern des sogenannten Nationalvereins in unserem Lande angeregt worden ist, und soll ohne Zweifel die Stellung von Männern compromittiren, welche dem Vereine mißliebig sind; sie ist ein Gewebe schwerer Anklagen und Verdächtigungen, denen eine thatsächliche Veranlassung nicht zu Grunde liegt. — Um dem Volke etwas nachzugeben, legte die Regierung den Kammern einen Gesetzentwurf vor, die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine betreffend[38], aber es kam nicht zu einer Einigung. Die Convention blieb also bestehen, weil aber die Preußen freundliche Partei des Nationalvereins dieselbe stets verwerfe für ihre Angriffe auf das Ministerium Dalwigk, so erklärte Bischof Ketteler in einem Schreiben an den Großherzog (vom 20. Sept. 1866) daß er „gegen die Aufhebung der Convention nichts zu erinnern finde, wenn Allerhöchstdieselben deren Beseitigung für die allgemeinen Landesinteressen wünschenswerth halten sollten". Am 6. Oct. 1866 wurde darauf die Convention aufgehoben und bestimmt, daß bis zur Feststellung eines eigenen Gesetzes die Grundsätze vom J. 1803 gelten sollten, „insoweit dieselben durch übereinstimmende Beschlüsse der beiden Kammern Anerkennung gefunden haben". Thatsächlich bildete jedoch bis zum J. 1871 die Convention die Grundlage für das Verhalten der hessischen Regierung. Auch hörten die Gegner des Ministeriums Dalwigk nicht auf, das gute Einvernehmen mit dem Bischofe Ketteler auch ferner gegen ihn zu benutzen.[38a])

Unterdessen hatten Ereignisse stattgefunden, welche für eine Umgestaltung der deutschen Verhältnisse von größter Bedeutung waren. Auch Ketteler wurde davon stark berührt, denn warme Liebe für sein Vaterland und tiefer Schmerz über die Zerrissenheit Deutschlands treten uns auch bei ihm entgegen.[39]) Freilich tritt auch hier der kirchliche Gesichtspunkt in den Vordergrund, freilich wird zur wahren Einheit Deutschlands auch immer die Einheit des Glaubens gerechnet, freilich wird die Ohnmacht und Zerrissenheit Deutschlands besonders deshalb beklagt, weil es dadurch verhindert ist, für den katholischen Glauben und das bedrängte Oberhaupt der katholischen Kirche mit Macht einzutreten, — aber immerhin zeugt es doch von Vaterlandsliebe. Während des Krieges 1866 hat Ketteler in einem Hirtenbriefe seine Diöcesanen ermahnt, die Leiden des Krieges mit Geduld zu tragen und nach Kräften andern Hülfe zu leisten, eilte auch am 16. Juli selbst mit allen verfügbaren Barmherzigen Schwestern auf den Kriegsschauplatz nach Aschaffenburg, um den Verwundeten geistlichen und leiblichen Beistand zu bringen. Nachher hat er in einer ausführlichen Schrift seine Auffassung der veränderten Lage Deutschlands ausgesprochen.[40]) Der Grund des Krieges lag in dem Conflict zwischen Kammermajorität und monarchischer Gewalt in Preußen, der nur durch eine glänzende äußere Politik zu Gunsten der Regierung beendet werden konnte; gefördert wurde er durch die weitverbreitete doctrinäre Phantasie von dem sogenannten „Berufe Preußens"[41]), die Elberzogthümer boten nur den Anlaß. Beklagenswerth ist es, daß wieder Deutsche gegen Deutsche gekämpft haben, daß das befreundete Oesterreich mit seiner überwiegend deutschen Bevölkerung isolirt ist, daß der Sieg errungen ward im Einverständniß mit dem Auslande, im Bunde mit der Revolution in Italien und Ungarn.[42]) Infolge des Krieges ist nicht blos die Heilige Allianz zerrissen und die Ueberzeugung, daß ein innerer Krieg in Deutschland unmöglich sei, vernichtet, sechs Theile Deutschlands stehen einander jetzt als Ausland gegenüber, aufgelöst sind die wahren Grundsätze, auf welchen das Wohl der Staaten beruht, erschüttert das monarchische Princip, geschwächt das Ansehen des Eides u. s. w. Die äußere Politik kann eine befriedigende Gestaltung erfahren, wenn, vielleicht erst nach neuen, schweren Kämpfen, die Südstaaten dem Nordbunde unter Preußens Führung sich anschließen und dieses zu Oesterreich in freundschaftliche Beziehung tritt. Die innere Politik wird ohne Frage schweren Kämpfen entgegengehen. Hier wird es darauf ankommen, ob der moderne Liberalismus durch das Mittel eines auf abstracten Individualismus begründeten Constitutionalismus den gott und religionslosen Staat des bloßen Menschenthums durchsetzt, oder ob es gelingt, deutscher Freiheit in ständischer Vertretung und Selbstverwaltung Raum zu schaffen und im Anschluß an die christlichen Elemente im Volke Achtung vor der Religion und den sittlichen Grundlagen der Gesellschaft zu pflegen. Für die richtige Lösung der Kirchenfrage bietet die preußische Verfassung die genügende Grundlage.

Vor allem in Rücksicht auf diesen letztern Punkt konnte Ketteler, von seinen „großdeutschen" Freunden vielfach angefeindet, weil er sich so rasch auf den Boden der vollendeten Thatsachen gestellt habe, mit Recht erklären[43]): „Ich habe nie eine stark antipreußische Richtung gehabt und ebenso wenig eine althabsburgische." Hatte er schon früher anerkannt, daß Preußen und Oesterreich der katholischen Kirche größere Freiheiten gewähren als die kleineren Staaten[44]), so war er auch, als die Ereignisse des

38) Vgl. Brück, S. 554 fg. 38a) Vgl. Briefe S. 355 — 379. 39) Briefe S. 2. 252. Freiheit, Autorität und Kirche S. 130 fg. Soll die Kirche allein rechtlos sein? S. 17 und öfter.

40) Deutschland nach dem Kriege von 1866 (Mainz 1867). 41) Gegen die in ihrer Uebertreibung unzerechte Schilderung dieses Glaubens an einen Weltberuf Preußens ist gerichtet: P. Bellmuth, Herr von Ketteler, Bischof von Mainz, und der „eigentliche" Beruf Preußens" (Berlin 1867). 42) Briefe S. 338: „Mit einem Worte erscheint mir dieser entsetzliche Krieg als eine Vernichtung dessen, was uns die Befreiungskriege gebracht haben. Krieg unter Deutschen und Bündniß mit dem Auslande — das ist der Fluch, der jetzt wieder unaufhaltsam seine lange unterbrochene Laufbahn des Verderbens beginnt." 43) In einer Zuschrift an die Redaction der Kreuzzeitung vom 1. Mai 1868; vgl. Briefe S. 381. 44) In einem Schreiben an den Car-

Jahres 1870 wider Erwarten rasch die früher als wünschenswerth bezeichnete Weiterentwickelung der deutschen Verhältnisse brachten, bemüht, der katholischen Kirche des wieder vereinigten Deutschland die Freiheiten zu sichern, welche die preußische Verfassung ihr darbot. Dabei wirkte natürlich auch die Rücksicht auf den Umstand mit, daß durch das Ausscheiden Oesterreichs die Zahl und damit der Einfluß der Katholiken in Deutschland geringer geworden war. Schon am 1. Oct. 1870 richtete Ketteler einen Brief an den Grafen Bismarck in Versailles.[44]) Bei den Verhandlungen über die definitive Verfassung Deutschlands „wird nothwendig wieder zur Sprache kommen, ob das Verhältniß zwischen Kirche und Staat wenigstens in seinen Grundzügen in der allgemeinen Verfassung einen Platz finden, oder ob dasselbe den einzelnen Staaten ganz überlassen bleiben soll". „Ich glaube nun, daß letzteres für die Zukunft Deutschlands höchst verderblich werden könnte, daß dagegen die Begründung eines wahren Friedenszustandes zwischen Kirche und Staat durch Feststellung der Grundlagen desselben in der deutschen Verfassung mehr wie vieles andere dazu beitragen würde, die Einheit Deutschlands für die Zukunft zu sichern, und daß endlich die Grundlagen eines solchen bleibenden Friedenszustandes sich in der preußischen Verfassung bereits vorfinden und durch die Erfahrung bewährt haben." Als die Wahlen zum ersten Deutschen Reichstag bevorstanden, bezeichnete[45]) es Ketteler als wesentlich, Abgeordnete zu wählen, welche den kirchenfeindlichen Bestrebungen des Liberalismus entgegentreten und durch Verfassungsbestimmungen die Garantie schaffen, „daß wir Katholiken auch in dem neuen Deutschland unbeirrt und ungeschmälert nach unserm heiligen katholischen Glauben leben und nicht in unsern heiligsten Interessen von dem Belieben einer feindseligen Majorität abhängen werden".

Als Abgeordneter des 6. badischen Wahlkreises Walldürn-Tauberbischofsheim trat Ketteler selbst in den Reichstag ein und schloß sich der Partei des Centrums an. Er legte jedoch sein Mandat bald wieder nieder und entwickelte die Gründe für sein Verhalten in der Schrift: „Die Centrums-Fraction auf dem ersten Deutschen Reichstage" (Mainz 1872.) Die beiden großen Principien dieser Partei seien, daß Religion, Sittlichkeit und Gerechtigkeit die allein wahren Grundlagen des Staates und der gesammten bürgerlichen Gesellschaft sind (im Gegensatz gegen die Nützlichkeits- und Zweckmäßigkeitstheorie des Liberalismus), und daß die Verfassung des Deutschen Reiches den Einzelstaaten jene Selbständigkeit bezüglich der Gesetzgebung und Selbstverwaltung gewähren muß, welche mit einer starken Reichsgewalt vereinbar ist (im Gegensatze gegen die absolute Centralisation, welche von der Französischen Revolution herstammt und nur dem Kapital zugute kommt). Vor allem kam es darauf an, durch Herübernahme der betreffenden Bestimmungen der preußischen Verfassung in die Grundrechte des Deutschen Reiches den verschiedenen Religionsgesellschaften die freie und selbständige Verwaltung ihrer Angelegenheiten zu sichern. Die Majorität lehnte den Antrag ab. Zeigte sich schon hier, daß der religionsfeindliche Liberalismus den Reichstag beherrsche, so trat das noch mehr zu Tage bei der Berathung des Gesetzes über Bestrafung der Geistlichen wegen Mißbrauchs des Amtes.

Sein politisches Programm, niedergeschrieben gegen Ende des Deutsch-Französischen Krieges, hat Ketteler bald nachher veröffentlicht.[47]) Die kurze Zusammenfassung desselben möge hier Platz finden: 1) Rückhaltslose Anerkennung der deutschen Reichsgewalt innerhalb der Grenzen ihres jetzigen Rechtsbestandes. 2) Festes nationales Bündniß mit Oesterreich, dem deutschen Ostreiche. 3) Redliche Anerkennung der Selbständigkeit der zum Deutschen Reiche gehörigen Einzelländer, soweit es die nothwendige Einheit des Reiches zuläßt und nach Maßgabe der Reichsgesetze. 4) Die christliche Religion ist sowol im Reiche als in den einzelnen Staaten bei allen Einrichtungen, welche mit der Religionsübung in Zusammenhang stehen, unbeschadet der Religionsfreiheit, zu Grunde zu legen. 5) Die anerkannten christlichen Confessionen ordnen und verwalten ihre Angelegenheiten selbständig und verbleiben im Besitze und Genusse der für ihre Cultus-, Unterrichts- und Wohlthätigkeitszwecke gestifteten Anstalten und Fonds. 6) Ein deutsches Reich fordert vor allem deutsches Recht und deutsche Freiheit im Sinne eines gesicherten Rechtsgebietes für die individuelle und genossenschaftliche Freiheit und im Gegensatze zu der lügenhaften Freiheit des Absolutismus und Liberalismus, welche die Freiheit des Individuums und der Genossenschaft vernichten. 7) Damit verbunden Freiheit des höheren, des mittlern und des niedern Unterrichtes, unter gesetzlich geregelter Staatsaufsicht und Einrichtung der Staatsschule nicht nach der Willkür der Staatsbehörden, sondern nach den realen, religiösen, geistigen und sittlichen Verhältnissen des Volkes. 8) Ein deutsches Reich fordert deutsche Verfassungsformen auf allen Gebieten, nicht nur der Reichs- und Landesverfassung, sondern auch der ganzen gesellschaftlichen Verfassung des Volkes für alle seine Bedürfnisse: corporative Organisation, im Gegensatze zu den mechanischen Verfassungsformen des Liberalismus; Selbstverwaltung im Gegensatze zur reinen Beamtenherrschaft. 9) Insbesondere eine diesen Grundsätzen entsprechende innere Landes-, Gemeinde- und Kreisverfassung. 10) Ausbau der Reichsverfassung a) durch ein Oberhaus, b) durch ein oberstes Reichsgericht als unantastbares Bollwerk des gesammten deutschen Rechtszustandes, als Bollwerk des öffentlichen Rechtes und als Rechtscontrole für die Reichs- und Lan-

dinal von Reisach in Rom vom 3. Juli 1861 Briefe S. 271) heißt es: „Inzwischen setzen die kleinen deutschen Regierungen diesem Streben nach kirchlicher Freiheit einen Widerstand entgegen, wie ihn die Kirche in den großen deutschen Staaten — Preußen und Oesterreich — nicht gefunden hat, und alle Feinde der Kirche mit dem Princeps mundi an der Spitze scheinen von hier aus die bereits errungenen Vortheile der Kirche wieder streitig machen zu wollen."

45) Abgedruckt in der Schrift: Die Centrumsfraction auf dem ersten Deutschen Reichstage (Mainz 1872) S. 35—41. Vgl. auch Briefe S. 422—426. 46) Hirtenbrief vom 13. Febr. 1871.

47) Die Katholiken im Deutschen Reiche (Mainz 1873).

desverwaltung. 11) Ordnung des Staatsschuldenwesens, Verminderung der Staatslasten, Ausgleichung der Steuern. Als Mittel dazu: a) Einführung der Börsensteuer, b) Einführung der Einkommensteuer für die Gründungs- und Actiengesellschaften, c) Betrieb der Eisenbahnen auf Staatskosten, d) Minderung der Militärlast, e) Wegfall der Steuer auf die nothwendigsten Lebensbedürfnisse. 12) Corporative Reorganisation des Arbeiterstandes und des Handwerkerstandes; gesetzlicher Schutz der Arbeiterkinder und der Arbeiterfrauen gegen die Ausbeutung der Geldmacht; Schutz der Arbeiterkraft durch Gesetze über Arbeitszeit und die Sonntagsruhe; gesetzlicher Schutz der Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter bezüglich der Arbeitslocale; Aufstellung von Inspectoren zur Controle der zum Schutz des Arbeiterstandes erlassenen Gesetze. 13) Gesetzliches Verbot aller geheimen Gesellschaften, insbesondere des Freimaurerbundes als Geheimbund.

Hatten schon die Verhandlungen des ersten Deutschen Reichstages Ketteler's Hoffnung zerstört, das neue Deutsche Reich werde der katholischen Kirche die geforderten Freiheiten einräumen, so entsprach die spätere Gesetzgebung, das Reichsgesetz vom 4. Juni 1872 gegen die Jesuiten und die Maigesetzgebung des preußischen Abgeordnetenhauses seinen Wünschen noch um so weniger. In den Reichstag trat er nicht wieder ein, wie er auch seinen Sitz in der Ersten hessischen Kammer nie eingenommen, sondern durch den Seminar-Regens Du Mont sich hat vertreten lassen, aber in mehrern Broschüren hat er die kirchenpolitischen Ereignisse von seinem Standpunkte aus beurtheilt. Mit der preußischen Maigesetzgebung muß die Hoffnung auf Herstellung des kirchlichen Friedens aufgegeben werden. Ihr Ziel ist, die katholische Kirche zu vernichten: beherrscht vom Geiste des religionslosen Liberalismus geht sie darauf aus, durch eine Reihe systematisch zusammenhängender Gesetzentwürfe das Volk von der Kirche gänzlich loszureißen. Der Friede ist nur dann möglich, wenn der Grundsatz des Westfälischen Friedens festgehalten wird, daß in Sachen der Religion die Minorität den Beschlüssen der Majorität sich nicht zu unterwerfen braucht, oder die Bestimmung der Grundrechte vom J. 1848: „Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen." — Auch Hessen blieb von den kirchlichen Kämpfen nicht verschont, sondern im J. 1874 wurden den hessischen Kammern Gesetzentwürfe vorgelegt, den preußischen durchaus verwandt. Ketteler suchte nachzuweisen[48]), daß die angeblichen Motive dieser Gesetze (Gefährdung der Rechte und Interessen des Staates durch die wachsenden Ansprüche der katholischen Hierarchie) nichtig und unbegründet seien, daß dagegen das wahre Motiv liege in dem Streben, die moderne Cultur zur Herrschaft zu bringen, deren Grundcharakter in der schroffen Bekämpfung des Christenthums bestehe. Die drei Grundsätze der Gesetzgebung sind: daß die Kirche sich den Staatsgesetzen unbedingt unterwerfen muß, daß der Culturstaat in der Kirchengesetzgebung an das historische Recht und an frühere Verträge nicht gebunden ist, daß der Staat und nicht die Kirche entscheidet, wer Mitglied der katholischen Kirche ist. Allein schon dieser allgemeinen Grundsätze wegen, welche gegen die Glaubenslehren von der göttlichen Verfassung der katholischen Kirche verstoßen, sind die Gesetze unannehmbar, selbst wenn ihr Inhalt für die Kirche annehmbar wäre. Deshalb erklärte der Bischof auch schon im voraus, „daß die Gesetzentwürfe mit der göttlichen Einrichtung der Kirche und ihren göttlichen Lehren unvereinbar sind, und daß ich sie daher nicht befolgen kann, ohne Gottes Gebot zu übertreten und den Eid zu brechen, welchen ich am Tage meiner bischöflichen Consecration vor Gott, vor der Kirche und vor der ganzen Diöcese geschworen habe". Diese Erklärung konnte die Annahme der Gesetzentwürfe nicht hindern, dann aber hat Ketteler es verstanden, durch schlaues Nachgeben und Gewährenlassen einen ernstlichen Conflict mit der hessischen Staatsregierung zu vermeiden.

Vor allem bekümmern ihn die modernen Bestimmungen über die Schule. Schon zu Frankfurt war Ketteler im Interesse der katholischen Kindererziehung für Lehr- und Lernfreiheit, sowie für das Recht der Selbstregierung der Gemeinde in Bezug auf die Volksschulen eingetreten[49]) und hatte gegen die Behauptung: „Die Zwecke des Unterrichts sind lediglich allgemeine Staatszwecke", betont, daß die Erziehung der Kinder durchaus Sache der Aeltern sei und der Staat nur „eine bestimmte Stufe formaler Geistesbildung fordern und die jämmigen Aeltern anhalten kann, ihren Kindern diese Bildungsstufe zu verschaffen". Der Staat also „kann die Gemeinden anhalten, Volksschulen in gehöriger Zahl zu errichten, und er kann verlangen, daß eine bestimmte Stufe formaler Geistesbildung in der Volksschule erreicht werde", außerdem aber muß er die Volksschule der Gemeinde übergeben. „Die Majorität der Familienväter einer Gemeinde entscheidet dann über den Geist der Schule, in der ihre Kinder gebildet werden sollen. Ist die Gemeinde dann eine gläubige christliche, so wird sie die Schule in das Verhältniß zur Kirche setzen, wie ihre Confession es fordert; ist sie eine unchristliche Gemeinde, so mag sie die Schule von der Kirche trennen; ist endlich die Minorität der Aeltern mit der Majorität nicht einverstanden, so gründe sie ihre eigene Schule." Als Bischof hat dann Ketteler durch Ermahnung an die Aeltern in Hirtenbriefen, durch Einführung eines neuen Katechismus, durch Anweisungen betreffs des Religionsunterrichtes[50]), durch Hereinziehung der Schulschwestern und Schulbrüder mit Eifer für die katholische Erziehung der Jugend gesorgt. Um so schmerzlicher mußte es ihm sein, durch die neue Schulgesetzgebung das Band zerschnitten zu sehen, welches die Schule mit der Kirche seit Jahrhunderten verband und noch im Westfälischen Frieden ausdrücklich anerkannt sei. Die Communalschule widerspricht allen Grundsätzen

48) Der Culturkampf gegen die katholische Kirche und die neuen Kirchengesetzentwürfe für Hessen (Mainz 1874).

49) Vgl. Briefe S. 157 fg. 50) Der Religionsunterricht in der Volksschule (Mainz 1859).

der Religion, zerstört deshalb die ganze christliche Erziehung, widerspricht der Vernunft und Natur des Kindes, verletzt die Interessen der christlichen Familie; ihre Einführung ist daher ein großes Unrecht gegen Gott, gegen die Kirche, gegen die christlichen Aeltern, gegen die Kinder und gegen den Lehrer.

Dieser regen Theilnahme an allen kirchlichen Kämpfen entsprach auch der Einfluß, den Ketteler auf die Haltung des deutschen Episkopats ausübte und besonders auf den seit 1867 zu Fulda wiederholt abgehaltenen gemeinsamen Berathungen geltend machte. Wiederholt dachte man auch daran, ihn an die Spitze einer größeren Diöces zu stellen. Im J. 1853 war er für den bischöflichen Stuhl in Breslau vorgeschlagen [51]), im J. 1865 wünschte die preußische Regierung, Ketteler möge das Erzbisthum Posen übernehmen, doch lehnte er entschieden ab [52]), dagegen strich die Regierung seinen Namen von der Liste der Candidaten für das Erzbisthum Köln; an eine Berufung nach Freiburg als Coadjutor des greisen Erzbischofs Vicari ward mehrfach gedacht [53]), nach dessen Tode aber (1868) strich die badische Regierung ihn aus der Candidatenliste.

In der Verwaltung seines bischöflichen Amtes war Ketteler von unablässigem Eifer. Streng gegen sich selbst, theilte er die Zeit des Tages zwischen Arbeit und gottesdienstlichen Uebungen; von seinen Priestern forderte er genaue Erfüllung ihrer Pflichten [54]), richtete für sie Exercitien und für die Gemeinden Missionen ein; für die Bildung der Priester sorgte er nicht blos durch Wiedereröffnung der theologischen Lehranstalt zu Mainz, sondern auch durch Gründung eines Knabenconvictes zu Mainz (am 11. Aug. 1864), dessen untere Abtheilung 1869 nach Dieburg verlegt wurde. Eine Reihe wohlthätiger Anstalten ist durch Ketteler ins Leben gerufen, Erziehungsanstalten für hülfsbedürftige Kinder, Krankenhäuser für die einzelnen Decanate, ein Gesellenhaus und eine Versorgungsanstalt für arme Dienstmädchen.

Der Eifer für die katholische Kirche mußte mit Nothwendigkeit auch hinführen zu großer Anhänglichkeit an das sichtbare Oberhaupt der Kirche, den Papst. Besonders sind es die wiederholten und immer rücksichtsloseren Angriffe auf die weltliche Herrschaft des Papstes, welche dem Bischofe mehrmals Veranlassung geben, über die Ungerechtigkeit der Welt und das der Kirche auferlegte Kreuz zu klagen und seine Diöcesanen zu eifriger Fürbitte und reichlichem Peterspfennig aufzufordern. [55]) Der Angriff auf die weltliche Herrschaft des Papstes erscheint als „eine Gewaltthat sondergleichen", nur möglich durch das Princip der sogenannten „Nichtintervention". „Mit diesem Worte bindet die Politik der beiden größten Mächte, Frankreich und England, in Verbindung mit einer von Feinden der Kirche beherrschten Presse, die das deutsche Herz nicht mehr recht und gut, wie es Gott geschaffen hat, sondern nur nach ihrem Takte schlagen läßt, die deutsche Hand und das deutsche Schwert, das zunächst berufen wäre, für den Heiligen Vater, für die Geschichte, für das Recht, für Treue und Redlichkeit, für die Ehre, schändlicher Treulosigkeit gegenüber einzustehen". Sogar dem neuen Deutschen Reiche wird ein schwerer Vorwurf daraus gemacht, daß es nicht wenigstens auf diplomatischem Wege für die Erhaltung des Kirchenstaates eingetreten ist. [56]) Fünfmal hatte Ketteler Gelegenheit, dem Papste persönlich seine Ergebenheit auszudrücken. Im J. 1854 folgte er der Einladung Pius' IX., um an der feierlichen Dogmatisirung der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau Maria theil zu nehmen. „Möge die heilige Gottesmutter es mit Wohlgefallen aufnehmen, daß die Kirche sie mitten unter dem Wüthen des Unglaubens als die Mutter Gottes bekennt und ehrt. In den Herzen aller Kinder der Heiligen Jungfrau wird diese Erklärung gewiß die größte Freude erwecken." So schrieb der Bischof am 3. Dec. 1854 von Rom aus in die Heimat, und in einem Hirtenbriefe vom Feste Allerheiligen 1855 legte er seinen Diöcesanen das neue Dogma ans Herz. Es besagt, daß Maria im ersten Augenblick ihrer Empfängniß durch besondere Gnade Gottes im Hinblick auf die Verdienste Christi von jedem Makel der Erbsünde bewahrt wurde. Diese Lehre steht in vollem Einklange mit den beiden Grundlehren des Christenthums von der Allgemeinheit der Erbsünde und von der Erlösung allein durch Christum; sie steht mit der Vernunft nicht in Widerspruch; sie ist auch nicht neu, sondern neu ist nur die formelle Erklärung über diese Wahrheit, der feierliche Ausspruch von seiten der Lehrautorität in der Kirche.

Zum Pfingstfest 1862 versammelte Pius IX. wiederum zahlreiche Bischöfe aus allen Theilen der Welt um sich, um in feierlicher Weise die Heiligsprechung von 26, seit Jahrhunderten fast ganz vergessenen japanischen Märtyrern zu vollziehen. Auch der Bischof von Mainz eilte nach Rom und theilte die im Consistorium vom 9. Juni an die Bischöfe gerichtete Ansprache des Papstes

51) Briefe S. 242. 52) Briefe S. 309. 53) Briefe S. 270. 54) Der Hirtenbrief vom 6. Jan. 1852 mahnt die Geistlichen in zum Theil barten und eidenschaftlichen Worten an ihre amtlichen Pflichten, z. B. S. 14 fg. . . . „schon sprichwörtlich ist das Unwesen geworden, das von Priestern mit den sogenannten Nichten getrieben wird. Im höchsten Grade aber muß ich es tadeln, daß Geistliche sogar so weit gehen, dasselbe Zimmer mit der Haushälterin zu bewohnen, sodaß an einem Tische der Herr Pfarrer arbeitet, am andern die Haushälterin strickt oder näht, oder, wenn sie sich entfernt, die Spuren ihrer Arbeit zurücklässt. Diese affectirte natürliche Unschuld des Priesters ist gar zu sehr im Widerspruche mit aller Wirklichkeit, mit dem Dogma von der bösen Lust, mit der Lehre der Kirche und aller Heiligen." S. 11: „Wie traurig ist es doch, zu sehen, wenn Priester ihre Tisch- und Schnupftücher reinlicher halten als Corporalien und Altartücher, wenn sie sich schämen würden, beschmutzte und zerrissene Kleider zu tragen, während sie sich nicht schämen, mit Schmutz dick belegte und zerrissene Paramente zu tragen, wenn sie so fein und gebildet den Anstand und die Formen der Welt beobachten, während sie sich nichts daraus machen, die Formen und den Anstand bei Spendung der Sakramente, wie ihn die Kirche in den Rubriken vorgeschrieben hat, namentlich aber bei Darbringung des heiligen Meßopfers, unzähligemal mit Füßen zu treten" u. s. w.

55) Hirtenbriefe vom 2. Febr. 1860, 27. Nov. 1860, 2. Febr. 1861, 1862, 1864, Nov. 1867, Oct. 1870. 56) Die Centrumsfraction u. s. w. S. 25 fg.

und deren Antwort in einem Hirtenbriefe vom 27. Juni 1862 allen Katholiken seiner Diöcese mit.

Zur 18hundertjährigen Gedächtnißfeier des Märtyrertodes der beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus im J. 1867 lud Pius IX. alle Bischöfe des Erdkreises nach Rom ein. Ketteler unternahm aus diesem Anlaß seine dritte Romreise, nachdem er vorher in einem Hirtenbriefe auf die Bedeutung dieser Säcularfeier hingewiesen hatte. „Diese Feier ist für die Kinder der Kirche deshalb ein großer Freudentag, weil er ein leuchtendes, unverkennbares Denkmal der Göttlichkeit der Kirche ist.“

Gegen Ende des J. 1869 reiste Ketteler zum vierten mal nach Rom, um dem Vaticanischen Concil beizuwohnen. Sein Verhalten auf und nach demselben ist so viel besprochen und so schwer verurtheilt worden, daß wir dabei etwas länger verweilen müssen. Um dasselbe richtig beurtheilen zu können, ist jedoch unerläßlich, daß wir uns klar machen, was Ketteler vor dem Concil über das Lehramt der Kirche lehrte. Schon in einer der frühesten Schriften [57]) erklärte Ketteler: In der Kirche besteht eine doppelte Autorität, die Lehr- und die Regierungsautorität. Sie bezieht sich also auf die beiden Grundkräfte der Seele, auf die Vernunft und den Willen des Menschen, sie nimmt von beiden Gehorsam in Anspruch; die Lehrautorität den Gehorsam der Vernunft durch den Glauben, die Hirtengewalt den Gehorsam des Willens durch die Uebung der Tugenden des christlichen Lebens. Die Lehrautorität der Kirche bezieht sich ausschließlich nur auf die Lehre Christi und der Apostel. Christus hat nur einen gewissen Kreis von Grundwahrheiten, besonders über das Verhältniß der Menschen zu Gott, gelehrt; die Apostel haben diese Grundsätze in der ganzen Welt gepredigt und in den 12 Artikeln des Apostolicums kurz zusammengefaßt. Sie enthalten den wesentlichen Inhalt alles dessen, was der Christ im Gehorsam gegen die Lehrautorität glauben muß. Die Anerkennung der Autorität der Kirche setzt voraus die Gottheit Jesu Christi, die Stiftung der Kirche durch Christus, eine von Christus in der Kirche angeordnete Autorität, zu lehren und zu regieren, verbunden mit der Verheißung, daß die Kirche in Uebung der Lehrautorität nicht irren könne. „Wir Katholiken sind nun von dem Vorhandensein dieser Voraussetzungen mit der tiefsten Innerlichkeit unserer Seele und aus den allervernünftigsten Gründen überzeugt.“

Weit bestimmter spricht sich schon eine im Hinblick auf das bevorstehende Concil abgefaßte Schrift aus. [58]) Unsere Vernunft ist allerdings nicht völlig blind (wie der Protestantismus lehrt), aber sie reicht doch nicht aus für unsere übernatürliche Bestimmung und würde außerdem nach dem Falle ohne Beihülfe göttlicher Offenbarung in Lüge und Irrthum versinken. Diese Offenbarung ist uns nicht blos in der Vergangenheit zutheil geworden, sondern erfolgt auch in der Gegenwart noch immerfort durch das göttliche Lehramt der Kirche. „Wir haben ein von Gott gegründetes Lehramt, ein Lehramt, das für alle Völker und alle Zeiten fortbestehen soll, ein Lehramt, dem der Beistand Gottes bis an das Ende der Welt verheißen ist. In diesem Lehramte redet also wahrhaftig Christus, Gott selbst fort und fort zu den Menschen und wir hören Gottes Stimme, wenn wir die Stimme dieses Lehramtes hören.“ Ohne ein unfehlbares Lehramt würde jede Sicherheit fehlen, nicht blos über die Lehre Jesu, sondern auch über die höchsten Vernunftwahrheiten. Die Kirche ist die von Christus bestellte Zeugin seiner Lehre, sie ist die von ihm bestellte Richterin über den wahren Inhalt seiner Lehre, sie ist endlich die Lehrerin seiner göttlichen Lehre. Aus dieser dreifachen Aufgabe ergeben sich sofort die Grenzen der Unfehlbarkeit der Kirche: ihr ausschließlicher Gegenstand ist die übernatürliche Offenbarung, besonders die Lehre Jesu, die geoffenbarte Glaubens- und Sittenlehre; unfehlbare Aussprüche der Kirche sind nur jene Entscheidungen über den wahren Inhalt der Offenbarung, welche sich auch ihrer Form nach als dogmatische Aussprüche der Kirche kundgeben; sie gestattet einen Fortschritt in der Anwendung der übernatürlichen Wahrheiten auf das Leben des Einzelnen und der Gesellschaft. An dieser Unfehlbarkeit hat jeder wahre Christ einen gewissen Antheil, insoweit er in die innere Gemeinschaft mit der Seele der Kirche eintritt; ordentliche Organe derselben sind alle Priester, in höherem Grade die Bischöfe der Kirche als Nachfolger der Apostel, in noch höherer Stufe der Papst als Nachfolger des heiligen Petrus, in höchster Stufe die allgemeinen Concilien. Im engsten Anschluß an Bellarmin ist dem Papste eine Unfehlbarkeit zuzuschreiben, welche nicht aussagt, daß der Papst überhaupt irrthumslos sei, daß er in Glaubenssachen für seine Person nicht irren könne, daß alle Meinungsäußerungen der Päpste in Bullen und Breven unfehlbar und deshalb irreformabel seien; „sie enthält vielmehr nur die Behauptung einer beschränkten Unfehlbarkeit, indem sie annimmt, daß, wenn der Papst als Oberhaupt der Kirche über die geoffenbarte Wahrheit einen Ausspruch thut, um dadurch die ganze Kirche zu verpflichten, in diesem Ausspruche keine Irrlehre enthalten sein könne.“

Auch der am 6. Sept. 1869 von 19 in Fulda versammelten deutschen Bischöfen — unter ihnen auch Ketteler — erlassene Hirtenbrief [59]) enthält keine Verurtheilung der neuen Lehrbestimmung, wie so vielfach behauptet wird, deutet vielmehr die Bereitwilligkeit an, der Einheit der Kirche eine abweichende persönliche Meinung zum Opfer zu bringen .... „für jedes katholische Herz, solange sein Glaube und seine Liebe durch Leidenschaften nicht getrübt werden, ist es unmöglich, daß es in religiöser und kirchlicher Beziehung einem Parteigeiste anheimfalle; denn sein Glaube bewegt es, das eigene Urtheil und noch mehr die besondern Interessen und Leidenschaften in Demuth, Liebe und unbegrenztem Vertrauen

57) Freiheit, Autorität und Kirche (Mainz 1862) S. 96 fg.

58) Das allgemeine Concil und seine Bedeutung für unsere Zeit (2. Aufl., Mainz 1869).

59) Vgl. bei Emil Friedberg, Sammlung der Actenstücke zum ersten Vaticanischen Concil (Tübingen 1872) S. 276 288.

dem höchsten und unfehlbaren Lehramte unterzuordnen, das Christus uns zu hören befohlen hat und von dem sein Wort ewig gilt: „Wer euch hört, hört mich!"

Dem bisher Entwickelten entspricht auch Ketteler's Verhalten auf und nach dem Concil und ein unparteiischer Beurtheiler kann seine Unterwerfung wol bedauern, ihm aber nicht, wie es so häufig geschieht, haltloses Schwanken und Verrath an seiner Ueberzeugung vorwerfen. Auf dem Concil hat sich Ketteler von Anfang bis zu Ende zur Minorität gehalten, aber ohne Schwanken hat er nur die Opportunität, nicht das Dogma selbst bekämpft.[59] Als Gegner der Dogmatisirung hat Ketteler zu Rom eine Schrift gegen die Unfehlbarkeit verbreitet[61], hat in einem vorläufigen Gutachten[62] erklärt, die Lehre sei in vielen Gegenden dem christlichen Volke paene aut prorsus ignota hucusque, in vielen Katechismen non legitur, wenn Häretiker behaupten, der Katholik sei verpflichtet, zu glauben, nicht blos was die unfehlbare Kirche, sondern was der Papst allein lehre, haec haereticorum assertio passim ut calumnia verbis et scriptis tractabatur. In diesem Sinne hat er sich den meisten Schriften der Minorität angeschlossen, hat vorläufig mit Non placet gestimmt[63], und am Vorabende der Entscheidung fußfällig[64] den Papst um Annahme einer Formel gebeten, wonach nur jene Entscheidungen unfehlbar seien, welche der Papst treffe innixus testimonio ecclesiarum. Besonders kräftig ist er in einer Rede vom 25. Juni[65] dafür eingetreten, daß der Papst unfehlbar sei nur in Gemeinschaft mit den Bischöfen. Infolge seiner Ueberzeugung von der Wahrheit des neu zu formulirenden Dogmas hat sich Ketteler sofort gegen Döllinger erklärt[66], deshalb macht er der Minorität den Vorschlag[67] mit Placet juxta modum zu stimmen, deshalb motivirt er[68] die Bevorwortung einer eingebrachten Formel mit der Behauptung: „sowie man die Unfehlbarkeit des Papstes leugne, stehe man schon in der Negation des Primates überhaupt". Deshalb entschloß sich Ketteler auch, vor der letzten Sitzung abzureisen und übersandte dem Papste am 17. Juli 1870 folgende Erklärung:[69] „Aus dem Schema, welches ich eben erhalten habe, ersehe ich, daß Du die Bitte, welche wir Dir flehentlich vorgetragen haben, nicht glaubtest erfüllen zu können. Um mich nun nicht in der meiner ganzen Seele widersprechenden Lage zu befinden, mit Non placet zu stimmen, bleibt mir kein anderes Mittel übrig, als noch heute Abend von der mir ertheilten Erlaubniß zur Rückkehr Gebrauch zu machen. Bevor ich aber abreise, kann ich es nicht unterlassen, Dir in aller Demuth die Erklärung zu unterbreiten, daß ich mich den Entscheidungen des Concils ebenso unterwerfen werde, als wenn ich mit Placet hätte stimmen können."

Dieses Versprechen hat Ketteler voll und ganz gehalten. Er hat als einer der ersten am 20. Aug. 1870 das neue Dogma den Gläubigen verkündet, er hat dann zusammen mit andern deutschen Bischöfen im August 1870 einen und im Mai 1871 zwei Hirtenbriefe erlassen, um mancherlei Irrthümer und Besorgnisse aus Anlaß desselben zu beseitigen, er hat auch in einer eigenen Schrift[70] die neue Lehre erläutert. Das Concil hat bestimmt: Wenn der Papst ex cathedra spricht — d. h. wenn die fünf Merkmale zusammentreffen, daß er das Amt eines Lehrers aller Christen ausübt, daß er kraft seiner höchsten apostolischen Autorität handelt, daß er über eine Lehre des Glaubens oder der Sitte spricht, daß er darüber eine endgültige Entscheidung gibt und daß er sie gibt als solche, welche die ganze Kirche festhalten soll, — dann ist der Papst kraft des göttlichen Beistandes, der ihm im heiligen Petrus versprochen ist, also nicht persönlich, sondern von Amts wegen, unfehlbar und sind seine Entscheidungen aus sich selbst unfehlbar, nicht erst durch die Zustimmung der Kirche. Daß Lehrausprüche des Papstes ex cathedra auch außer dem allgemeinen Concil unfehlbar seien, ist allgemeine Tradition; neu festgestellt ist nur dies, daß der Grund dieser Unfehlbarkeit nicht in der Zustimmung der Kirche liegt, sondern in einem unmittelbaren göttlichen Beistande. Diese Lehrvollmacht gibt keine neue Offenbarung, sondern bewahrt die apostolische Tradition und legt sie aus; sie erfolgt auch nur adhibitis auxiliis, nach gewissenhafter Benutzung aller zur Auflösung einer Streitfrage vorhandenen menschlichen Mittel (doch darf niemand die päpstliche Entscheidung verwerfen unter dem Vorwande, diese Untersuchung sei ungenügend, da Gott den Papst davor bewahrt, jene Mittel zu vernachlässigen).

Mit aller Energie ist Ketteler auch ferner für das Dogma eingetreten und hat besonders dies Doppelte zu zeigen gesucht: wer die Beschlüsse des letzten Concils verwerfe, verwerfe damit auch die schon früher in der Kirche geltenden Bestimmungen über das unfehlbare Lehramt

60) Die „Römischen Briefe vom Concil" von Quirinus (München 1870), S. 410 behaupten freilich: „Seine Rede hat bewiesen, daß er aus einem Inopportunisten ein entschiedener Gegner des Dogmas selbst geworden ist", und klagen S. 570 über sein merkwürdiges Schwanken: „Es ist eine schwierige Aufgabe, über die Kunststücke eines theologischen Acrobatenthums zu berichten, der mehr in freier Luft zu schweben als festen Boden unter den Füßen zu haben scheint." Dagegen lesen wir ebenda S. 203: . . . „er hat seinen Collegen immer gesagt, daß er nur in der Frage der Opportunität auf ihrer Seite stehe", und S. 345: . . . „obgleich Ketteler sich bis vor kurzem als einen entschiedenen Anhänger der Lehre gezeigt und nur die Opportunität der Dogmatisirung bestritten hat". Wir haben keinen Grund, der gegen jene „Briefe" gerichteten Erklärung zu mistrauen (d. d. Rom, 5. Juni 1870; vgl. Briefe S. 412 fg.), daß er an der Unfehlbarkeit des Papstes nie gezweifelt, dagegen das doppelte Bedenken gehabt habe, ob diese Lehre mit dem zu einer dogmatischen Definition nothwendigen Grade der Gewißheit aus Schrift und Tradition erhelle und ob in den Zeitumständen eine Glaubensentscheidung geboten sei. — Ueberhaupt wirft Ketteler dem Berichterstatter Unzuverlässigkeit vor. Vgl. die Unwahrheiten der Römischen Briefe vom Concil in der Allg. Zeitung (Mainz 1870). Dagegen Quirinus S. 243 fg. 61) Friedberg l. c. S. 769. 62) Friedberg l. c. S. 608. 63) Quirinus l. c. S. 609. 64) Quirinus l. c. S. 625. 65) Quirinus l. c. S. 578; vgl. Briefe S. 416 fg. 66) Briefe S. 400. Das Belobungsschreiben des Papstes S. 405. 67) Quirinus l. c. S. 602. 68) Quirinus l. c. S. 617.

69) Briefe S. 421. 70) Das unfehlbare Lehramt des Papstes (Mainz 1871).

und die Befugniß der Concilien, sei also schon vorher innerlich von der katholischen Kirche abgefallen gewesen, — und die Unfehlbarkeit beziehe sich nur auf die Auslegung der göttlichen Offenbarung, also auf Sätze des Glaubens und der Sitte, komme daher in keiner Weise mit der Autorität des Staates in Conflict. Noch in einer seiner letzten Broschüren hat er deshalb die staatliche Anerkennung der Altkatholiken als „thatsächliche Einführung des bekenntnißlosen Protestantismus in die katholische Kirche" bekämpft.

Das funfzigjährige Bischofsjubiläum Pius' IX. veranlaßte Ketteler zu seiner fünften Romfahrt. Auf der Rückreise besuchte er seinen Jugendfreund Clemens von Korff, der im Alter von 61 Jahren Kapuziner geworden war und als Pater Bruno im Kloster Burghausen in Oberbaiern lebte. Hier erkrankte er und starb nach fünfwöchentlichen Leiden am 13. Juli 1877. Seine Leiche wurde nach Mainz gebracht und dort im Dome beigesetzt.

Chronologisches Verzeichniß der Schriften Ketteler's:

1) Leichenrede, gesprochen am Grabe der am 18. Sept. zu Frankfurt a. M. gewaltsam Ermordeten und der im Kampfe gegen die Aufständischen Gefallenen Leipzig, Fritzsche 1848). 2 Die großen socialen Fragen der Gegenwart. Sechs Predigten (Mainz, Kirchheim 1849). 3) Hirtenbrief vom 25. Juli 1850 zum Antritt des bischöflichen Amtes. (Münster, Aschendorff'sche Buchdruckerei.) 4) Hirtenbrief vom 4. Febr. 1852 zum Anfang der Fastenzeit. (Mainz, Bischöfliche Buchdruckerei von Johann Wirth.) 5) Hirtenbrief vom 6. Jan. 1852. Aufruf zum Gebet. 6) Hirtenbrief zur Verkündigung des von Papst Pius IX. am 21. Nov. 1851 ausgeschriebenen allgemeinen Gebets. (Ebda. 1852.) 7) Hirtenbrief beim Anfang der Fastenzeit 1853. Belehrung über das Gebet (Ebda. 1853). 8) Hirtenbrief beim Anfang der Fastenzeit 1854. Ermahnung zu christlicher Kindererziehung. (Ebda. 1854. 9 Das Recht und der Rechtsschutz der katholischen Kirche in Deutschland, mit besonderer Rücksicht auf die Forderungen des oberrheinischen Episkopats und den gegenwärtigen kirchlichen Conflict. (Mainz, Kirchheim 1854.) 10. Hirtenbrief, bei Gelegenheit der Säcularfeier des heiligen Erzbischofs und Märtyrers Bonifacius. (Mainz, Bischöfliche Druckerei 1855.) 11) Hirtenbrief bei Gelegenheit der Feier der unbefleckten Empfängniß der allerseligsten Jungfrau Maria. (Ebda. 1855.) 12) Hirtenbrief beim Anfang der Fastenzeit. Ueber die Heiligung der Sonn- und Feiertage. (Ebda. 1857.) 13) Der Religionsunterricht in der Volksschule. Ein Hirtenbrief. (Mainz, Kirchheim 1858.) 14) Hirtenbrief bei Gelegenheit des von Pius IX. ausgeschriebenen allgemeinen Gebets. (Mainz, Bischöfl. Druckerei 1858.) 15) Hirtenbrief beim Anfang der Fastenzeit. Aufforderung zu christlicher Liebesthätigkeit. (Mainz, Druckerei von Eb. Schröder 1859. 16) Mittheilung des päpstlichen Ausschreibens vom 27. April 1859. (Ebda. 1859.) 17) Des Christen Glaube und Trost bei der gegenwärtigen Angriffen auf die Kirche und ihr Oberhaupt. Ein Hirtenbrief. (Mainz, Kirchheim 1860.) 18) Hirtenbrief vom 27. Nov. 1860. Aufforderung zur Zahlung des Petrospfennigs. (Mainz 1860.) 19) Hirtenbrief beim Anfang der Fastenzeit 1861. Erörterung der päpstlichen Allocution vom 17. Dec. 1860. (Ebda. 1861). 20) Soll die Kirche allein rechtlos sein? Ein Mahn- und Hirtenwort an die Gläubigen der Diöcese Mainz, zugleich eine Abwehr ungerechter Anschuldigungen (Mainz, Kirchheim 1861). 21) Hirtenbrief beim Anfang der Fastenzeit 1862. Die kirchlichen Verhältnisse des vergangenen Jahres. (Mainz, Druckerei von J. J. Racké 1862.) 22) Hirtenbrief vom 27. Juni 1862. Feierliche Ansprache des Papstes an die versammelten Bischöfe. (Ebda. 1862.) 23) Freiheit, Autorität und Kirche. Erörterungen über die großen Probleme der Gegenwart. (Mainz, Kirchheim 1862.) 24) Warum liebt der Katholik seine Kirche? Ein Hirtenbrief. (Mainz, Druck von J. J. Racké, 1863.) 25) Hirtenbrief beim Anfang der Fastenzeit 1864. Wohlthätige Anstalten. (Mainz, Kirchheim 1864.) 26) Die Jesuiten in Mainz und die Beschwerde des Gemeinderathes bei den hohen Ständen gegen deren Aufenthalt in der Pfarrwohnung zu St.-Christoph. Ansprache an die Diöcesanen. (Ebda. 1864.) 27) Ein zweites Wort über die Jesuiten in Mainz. Beleuchtung des Berichtes des Referenten der Zweiten Kammer über die Beschwerde des Gemeinderathes. (Ebda. 1864.) 28) Die Arbeiterfrage und das Christenthum. (Ebda. 1864.) 29) Hirtenbrief über die Encyclica vom 8. Dec. beim Anfang der Fastenzeit 1865. (Ebda. 1865.) 30) Kann ein gläubiger Christ Freimaurer sein? Antwort an den Herrn Dr. Rudolf Seydel. (Ebda. 1865.) 31) Hirtenbrief über die Pflichten des Christen in gegenwärtiger Kriegszeit. (Ebda. 1866.) 32) Zur Charakteristik der Jesuiten und ihrer Gegner. (Ebda. 1866.) 33) Ist das Gesetz das öffentliche Gewissen? (Frankfurt a. M., Hamacher, 1866.) 34) Hirtenbrief über die gemischten Ehen bei Beginn der heiligen Fastenzeit 1867. (Mainz, Kirchheim 1867.) 35) Hirtenbrief über die gegenwärtige Lage des heiligen Vaters. (Ebda. 1867.) 36) Deutschland nach dem Kriege von 1866. (Ebda. 1867.) 37) Die Stellung und Pflicht der Katholiken im Kampfe der Gegenwart. Festrede beim 25jährigen Jubiläum des Erzbischofs Hermann von Freiburg gehalten am 25. März 1868 im Münster zu Freiburg. (Freiburg i. B., Herder, 1868.) 38) Die wahren Grundlagen des religiösen Friedens. Eine Antwort auf die vom Herrn Prälaten Dr. Zimmermann und der evangelischen Geistlichkeit Hessens erhobenen Anschuldigung wegen „Verunglimpfung der evangelischen Kirche". (Mainz, Kirchheim, 1868.) 39) Die Pflichten des Adels. Eine Stimme aus den Tagen des heiligen Thomas von Aquin. Dem gesammten Adel Deutschlands gewidmet. (Ebda. 1868.) 40) Die öffentliche Beschimpfung der katholischen Kirche auf der Bühne. Ein Appell an Alle, welche Sinn für Gerechtigkeit und Ehre haben und mit ihren katholischen Mitbürgern auf

Grund gegenseitiger Achtung in Frieden leben wollen. (Ebda. 1868.) 41) Das Recht der Domkapitel und das Veto der Regierungen bei den Bischofswahlen in Preußen und der oberrheinischen Kirchenprovinz. (Ebda. 1868.) 42) Die Angriffe gegen Gury's Moral-Theologie in der Mainzzeitung und der Zweiten Kammer zu Darmstadt. Zur Beleuchtung der neuesten Kampfesweise gegen die katholische Kirche für alle rechtlichen und unparteiischen Männer. (Ebda. 1869.) 43) Die Arbeiterbewegung und ihr Streben im Verhältniß zu Religion und Sittlichkeit. Eine Ansprache, gehalten am 25. Juli 1869. Ebda. 1869.) 44) Das allgemeine Concil und seine Bedeutung für unsere Zeit. (Ebda. 1869.) 45) Die Unwahrheiten der römischen Briefe vom Concil in der Allgemeinen Zeitung. Ebda. 1870.) 46) Was hat der Herr Prof. Nippold in Heidelberg bewiesen? Eine Entgegnung auf dessen Schrift: „Ein Bischofsbrief vom Concil und eine deutsche Antwort." Zugleich eine Beleuchtung moderner Geisteserrichtungen. (Ebda. 1870. 47) Die Gewaltthat gegen den Heiligen Vater und die Anliegen unsers Vaterlandes. Ein Hirtenbrief. (Ebda. 1870.) 48) Die Minorität auf dem Concil. Antwort auf Lord Acton's Sendschreiben an einen deutschen Bischof des deutschen Concils. (Ebda 1870. 49) Das unsichtbare Lehramt des Papstes nach der Entscheidung des Vaticanischen Concils. Ebda. 1871.) 50) Liberalismus, Socialismus und Christenthum. Rede, gehalten auf der 21. Generalversammlung der katholischen Vereine Deutschlands. (Ebda. 1871.) 51) Die Centrumsfraction auf dem ersten Deutschen Reichstage. (Ebda. 1872.) 52) Das Reichsgesetz vom 4. Juli 1872 betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu und die Ausführungsmaßregeln dieses Gesetzes. Schreiben an meine Diöcesanen. (Ebda. 1872.) 53) Der Kampf gegen die Kirche. Predigt. (Ebda. 1872.) 54) Ein Brief über die von Dr. Friedrich und Dr. Michelis am 9. Febr. 1873 zu Konstanz gehaltenen Reden. (Freiburg i. B., Herder 1873.) 55) Die Trennung der Schule von der Kirche. (Mainz, Kirchheim 1873.) 56) Die Katholiken im Deutschen Reiche. Entwurf zu einem politischen Programm. (Ebda. 1873.) 57) Die preußischen Gesetzentwürfe über die Stellung der Kirche zum Staat. (Ebda. 1873. 58) Die moderne Tendenzwissenschaft. Beleuchtet am Exempel des Herrn Prof. Dr. Emil Friedberg. (Ebda. 1873.) 59) Worte der Belehrung und Ermahnung an alle christlichen Aeltern über ihre Pflichten bei der Vorbereitung ihrer Kinder zur ersten heiligen Communion. (Ebda. 1874.) 60) Die Anschauungen des Cultusministers Herrn Dr. Falk über die katholische Kirche nach dessen Rede vom 10. Dec. 1873. (Ebda. 1874.) 61) Der Culturkampf gegen die katholische Kirche und die neuen Kirchengesetzentwürfe für Hessen. (Ebda. 1874.) 62) Kann ein Jesuit von seinem Obern zu einer Sünde verpflichtet werden? Ebda. 1874.) 63) Der Bruch des Religionsfriedens und der einzige Weg zu seiner Wiederherstellung. (Ebda. 1875.) 64) Die Gefahren der neuen Schulgesetzgebung für die religiössittliche Erziehung der Kinder in den Volksschulen. (Ebda. 1876.) 65) Warum können wir zur Ausführung der Kirchengesetze nicht mitwirken? (Ebda. 1877.) 66) Die thatsächliche Einführung des bekenntnißlosen Protestantismus in die katholische Kirche. (Ebda. 1877.) 67) Die Pflichten der Aeltern und des Aelternhauses unter den modernen Schulverhältnissen. (Ebda. 1877.) 68) Erste Exercitien vor Beginn seiner theologischen Studien. Von ihm selbst aufgezeichnet und aus seinem schriftlichen Nachlasse herausgegeben von J. B. Heinrich. (Ebda. 1877.) 69) Predigten, herausgegeben von J. M. Raich. 2 Bde. (Ebda. 1878.) *B. Planer.)*

KETTENBRUCH (fractio continua) heißt ein Bruch, dessen Nenner aus einer ganzen Zahl und einem Bruche zusammengesetzt ist, wobei der Nenner dieses zweiten Bruches selbst wieder aus einer ganzen und einer gebrochenen Zahl bestehen kann. Der auf diese Weise gebildete Bruch wird eine endliche Anzahl von Gliedern oder eine unendliche besitzen. Die Zähler dieser verketteten Brüche sind ganze Zahlen, häufig die Einheit. Auch negative Zahlen können auftreten. Die allgemeinste Form eines Kettenbruchs ist also:

$$a + \cfrac{1}{b + \cfrac{1}{c + \cfrac{1}{d + \ddots}}}$$

wobei die Größen a b c ... positive oder negative, ganze oder gebrochene Zahlen sind. Der Name Kettenbruch scheint erst im Anfange dieses Jahrhunderts gebräuchlich geworden zu sein. In der elementaren Theorie sind vor allem die Brüche zu behandeln, in welchen a b c ... ganze positive Zahlen sind. Diese Darstellung einer Zahl hat Heine (Kugelfunctionen B. I) die „wahre Entwickelung" genannt. Die verschiedenen Nenner a b c ... heißen die Partialnenner des Kettenbruchs. Jeder rationale Bruch läßt sich in einen endlichen Kettenbruch verwandeln. Man findet die Partialnenner als die Quotienten der fortgesetzten Euklidischen Division, wie sie bei Bestimmung des größten gemeinschaftlichen Theilers angewandt wird. Behält man von den Partialnennern nur den ersten, oder die zwei, drei, vier ersten u. s. w. mit Weglassung aller folgenden bei, und verwandelt den so entstehenden unvollständigen Kettenbruch in einen gemeinen, so heißt dieser ein Näherungswerth. Dieselben sind abwechselnd größer und kleiner als der Kettenbruch, und jeder Näherungswerth nähert sich dem wahren Werthe mehr als der vorhergehende. Außerdem hat jeder Näherungswerth $\frac{A}{B}$ des Kettenbruchs die Eigenschaft, daß es keinen Bruch $\frac{a}{b}$ gibt, welcher dem Totalwerthe näher kommt, es sei denn, daß a größer ist als A, b größer als B.

Nach den historischen Untersuchungen von Günther (Beiträge zur Erfindungsgeschichte des Kettenbruchs, Progr., Weißenburg 1872. und Darstellung der Näherungs-

werthe von Kettenbrüchen in independenter Form, Erlangen 1875) treten die Kettenbrüche zum ersten mal in den Arbeiten des 17. Jahrh. an vier verschiedenen Stellen auf. Zuerst bei Cataldi, Professor zu Bologna: Trattato del modo brevissimo di trovare la radice quadrata delli numeri, Bologna 1613 (siehe auch Grunert, Archiv B. 30). Die hier entwickelten Kettenbrüche sind nicht die gewöhnlichen, sondern eine specielle Form periodischer Kettenbrüche, deren sämmtliche Theilzähler und Theilnenner unter sich gleich sind; auch fehlt hier noch jede allgemeine Theorie. Sodann bei Daniel Schwenter, Professor zu Altdorf (Deliciae physico-mathemat., Nürnberg 1636 und Geometriae practicae novae et auctae Liber IV, durch G. A. Böchlern, Nürnberg 1657) woselbst eine Kettenbruch-Entwickelung ausgeführt wird, um Brüche mit großen relativ primen Zähler und Nenner in möglichst angenäherter Weise durch kleinere Zahlen auszudrücken. Denselben Zweck verfolgte Huyghens (Opusc. postum., Haagae 1698: Descriptio automati planetarii), der auch schon den Satz beweist, daß zwei aufeinander folgende Näherungswerthe den wahren Werth des Kettenbruchs einschließen, und insbesondere auch als Beispiel eine angenäherte Entwickelung der Zahl π gibt. Am vollkommensten aber wurde die Theorie von Wallis (Arithmetica infinitorum, Oxonii 1656, Tractatus de algebra, Oxonii 1693) begonnen, zu dessen bekannter Productdarstellung der Zahl π Lord Brouncker ohne Angabe eines Beweises die merkwürdige Formel hinzugefügt hatte:

$$\frac{1}{4}\pi = \cfrac{1}{1+\cfrac{1}{2+\cfrac{9}{2+\cfrac{25}{2+\cfrac{49}{2+\ddots}}}}}$$

Der Beweis, den Wallis für diese Formel zu geben versuchte, wobei er auch die Bezeichnung „fractio continue fracta" einführte, ist nach Euler (Comment. vet. Acad. Petropol. T. IX) nicht ausreichend, doch ist es wichtig, daß sich bei Wallis bereits eine allgemeine Darstellung der Näherungswerthe der Kettenbrüche findet. Diese Untersuchungen wurden von Euler (Specimen algorithmi singularis; Nov. Comment. Acad. Petrop. T. IX) vervollständigt, der ein allgemeines Bildungsgesetz angab, im Vergleich mit dem die von Hindenburg (Magazin für Naturkunde und Mathematik, Leipzig 1781 und 1782) aufgestellte Regel werthlos ist. Die linearen Gleichungen, denen Zähler und Nenner des Kettenbruchs genügen, führen auch zu einer Determinanten-Darstellung, welche Painvin (Liouville, Journ. de Math. S. II, T. III), Heine (Journ. für Math. B. 56) und Günther (a. a. O.) ausführten. Ein elementares für die Theorie des dioptrischen Linsensystems nicht unwichtiges Bildungsgesetz hat Minding (Bulletin de l'Acad. d. St.-Pétersb. T. IV) gegeben. Die Convergenz der Näherungswerthe eines unendlich fortlaufenden Kettenbruchs, dessen Zähler nicht sämmtlich gleich eins sind, behandelten Seidel (Habilitationsschr., München 1846) und Stern (Journ. für Math. B. 37). Die Anwendung der Kettenbrüche zur Auflösung unbestimmter linearer Gleichungen ist durch die elementaren Eigenschaften derselben gegeben, deren allgemeinster Ausdruck in dem Systeme linearer Gleichungen enthalten ist, die Euler (Opuscul. analyt. T. II) auch zum Ausgangspunkt der Theorie machte, oder noch allgemeiner in der Differenzengleichung zweiter Ordnung, die Jacobi (Journ. für Math. B. 59) behandelte. Mit dem Aufsatze: De usu novi algorithmi in problemate Pelliano solvendo (Nov. Comment. Acad. Petropol. T. XVIII) und deren Fortsetzung (Acta Petropol. T. III) eröffnete Euler die Theorie der periodischen Kettenbrüche und deren Anwendung auf die quadratischen Gleichungen; die weitere Ausbildung verdankt man Lagrange in den Memoiren der Akademie zu Berlin (B. 23 und 24) und in den Zusätzen zu den Euler'schen Elementen der Algebra, zugleich mit einer allgemeinen Darstellung der numerischen Auflösung beliebiger Gleichungen. Ausgedehntere Anwendung fanden die Kettenbrüche bei den zahlentheoretischen Problemen in den Disquis. arithmet. von Gauß und der Théorie des nombres von Legendre. Die allgemeinen Eigenschaften periodischer und symmetrischer Kettenbrüche, die hierbei auftreten, leitete Möbius (Journ. für Math. B. 6), ausgehend vom dioptrischen Linsensysteme, aus elementaren Relationen umfassender Art zwischen dem Werthe eines Kettenbruchs und seinem letzten Partialnenner ab, wobei sich der von Galois (Annal. de Math. T. XIX) gefundene Satz über die Darstellung der beiden Wurzeln einer quadratischen Gleichung durch Kettenbrüche als einfache Folgerung ergab. Auf Euler führt auch die Anwendung der Kettenbrüche in der Theorie der analytischen Reihen zurück, und zwar in den beiden Formen, entsprechend den Reihen, welche nach ansteigenden oder absteigenden Potenzen geordnet sind (Opuscul. analyt. T. II; Introd. in Analys. inf. T. I, Acta Petropol. T. VI). Einen umfassenden Ausdruck gab Gauß durch die Entwickelung des Quotienten zweier hypergeometrischer Reihen; an diesen schließen sich die neueren Untersuchungen von Heine (Journ. für Math. B. 53 und 57), Riemann, Thomé u. a. an; in Bezug auf diese muß auf Stern (Theorie der Kettenbrüche 1834 und Algebraische Analysis) sowie auf Heine (Handbuch der Kugelfunctionen, 2. Auflage) verwiesen werden. Hier finden sich auch die Anwendungen der Kettenbrüche auf die Ermittelung bestimmter Integrale, wofür nächst den Untersuchungen von Euler Arbeiten von Laplace (Mécanique céleste T. IV) und Jacobi (Journ. für Math. B. 12) maßgebend gewesen sind.

Geringere Bedeutung haben die sogenannten „aufsteigenden Kettenbrüche" (der Name findet sich zuerst bei Kunze, Die aufsteigenden Kettenbrüche, Weimar 1857); wenigstens ist bei denselben die Bruchform durchaus unwesentlich. Es ist:

$$b_1 + \frac{b_2}{a_2} + \frac{b_3}{a_3} \cdot \cdots \frac{b}{a_n} = \frac{b_1}{a_1} + \frac{b_2}{a_1 a_2} + \frac{b_3}{a_1 a_2 a_3} \cdots \frac{b_n}{a_1 a_2 \ldots a_n}$$

Diese Reihenform indeß bildet die Grundlage für mehrere elementare Untersuchungen. Sie kommt zur Geltung bei dem in der Arithmetik der Alten wichtigen Probleme der Zerlegung eines Bruches in Stammbrüche, d. h. in Brüche, deren Zähler gleich eins ist (Friedlein, Die Zahlzeichen und das elementare Rechnen, 1869). Ferner, wenn sämmtliche Nenner einander gleich sind, $a_1 = a_2 = \ldots a_n$, in dem babylonisch-indischen Sexagesimalsysteme sowol wie in dem Decimalsysteme, welches durch die Arbeiten Regiomontan's, Cardan's, W. Buckley's und S. Stevin's das erstere allmählich verdrängte, und dessen bewußten ersten Gebrauch M. Cantor (Math. Beiträge zum Culturleben der Völker, Halle 1863) bei Johann von Sevilla (Hispalensis) im 11. Jahrhundert nachgewiesen hat. Der wirklichen Form aufsteigender Kettenbrüche nähert sich im Mittelalter Leonardo Fibonacci (Trattati d'aritmetica publicati da Boncompagni. Roma 1857), indem er unter dem Namen „fractiones in gradibus" Brüche behandelt, deren Zähler selbst wieder aus Brüchen zusammengesetzt ist u. s. f.; eine Theorie derselben findet sich indeß erst bei Lambert Beiträge zum Gebrauch der Mathematik und deren Anwendung, 2. Theil 1770), dessen Untersuchungen auch für die absteigenden Kettenbrüche genannt zu werden verdienen, weil sie grundlegend wurden für die Sätze über die Irrationalität gewisser durch Kettenbrüche dargestellter Werthe, und der insbesondere den wesentlichen Unterschied beider Entwickelungen erkannte, der darin besteht, daß jeder echte Bruch nur eine einzige „wahre Entwickelung" zuläßt, während ihm unendlich viele aufsteigende Kettenbrüche mit den Theilzählern 1 gleichsein können. Die Untersuchung wurde fortgeführt von Lagrange (Essai d'analyse numérique sur la transformation des fractions. Journ. de l'école polyt. Cah. V.), der besonders das System der Näherungswerthe behandelte. Neuerdings haben Druckenmüller Theorie der Kettenreihen, Trier 1837), Matthiessen (Schlüssel zur Sammlung von Beispielen von Heis, 1873), und Günther von diesen Kettenbrüchen gehandelt; ihrer Geschichte hat Günther ein Kapitel seines Werkes: Vermischte Untersuchungen zur Geschichte der math. Wissenschaften (1876) gewidmet.

(*Adolf Hurwitz.*)

Kettenbrücke (Hängebrücke), s. Brücke.

Kettengebirge, s. Gebirge.

KETTENLINIE (lat. Catenaria) nennt man in der höheren Mechanik und Geometrie diejenige (transcendente) krumme Linie, welche ein durchaus gleichschweres, vollkommen biegsames, undehnbares Seil (oder Kette) bildet, sobald man es an zwei Punkten, deren Entfernung geringer ist als die Länge des Seils, frei aufhängt. Obwol die Bedingungen der vollkommenen Biegsamkeit und Undehnbarkeit in Wirklichkeit nicht streng erfüllt werden können, so übt doch dieser Umstand einen kaum merklichen Einfluß aus und es kann daher die Kettenlinie von jedem gleichmäßig starken und schweren Faden oder einer Kette dargestellt werden. Die analytische Gleichung der Kettenlinie in Bezug auf das durch den tiefsten Punkt derselben gelegte rechtwinkelige Coordinatensystem lautet, wenn der Parameter c gleich der Länge eines Fadenstückes ist, dessen Gewicht der Größe der Horizontalspannung gleicht und mit s die Länge der Bogenlinie vom Scheitel oder tiefsten Punkte bis zum betreffenden, durch die Coordinaten bestimmten Punkt bezeichnet wird,

$$y = \frac{c}{2}\left(e^{\frac{x}{c}} + e^{-\frac{x}{c}}\right), \quad x = c \log \text{nat}\left(\frac{c+y+\sqrt{2cy+y^2}}{c}\right),$$

$$s = \frac{c}{2}\left(e^{\frac{x}{c}} - e^{-\frac{x}{c}}\right) = \sqrt{2cy+y^2}$$

wo e die Grundzahl des natürlichen Logarithmensystems $= 2{,}7182818$ bedeutet.

Die Construction der Tangente an irgendeinen Punkt p der Kettenlinie oder, mit andern Worten, die Bestimmung der Spannungsrichtung geschieht in der Weise, daß man an die durch den tiefsten Punkt gehende verticale Axe nach abwärts den Parameter c aufträgt, damit als Halbmesser einen Kreis beschreibt (der demzufolge die Kettenlinie im tiefsten Punkte berührt) und an diesen Kreis von dem Schnittpunkte der durch den betreffenden Punkt p gelegten Horizontalen mit der verticalen Axe eine Tangente legt. Die zu dieser Tangente durch den Punkt p selbst gezogene Parallele ist sodann die gesuchte Spannungsrichtung oder Tangente.

Bezeichnet man den Winkel, welchen diese Tangente mit der Horizontalen oder Abscissenaxe bildet, mit φ, so ist auch $\operatorname{tg}\varphi = \frac{s}{c}$ und die Coordinaten des Punktes sind:

$$y = c\left(\frac{1-\cos\varphi}{\cos\varphi}\right) \text{ und } x = c \log \text{nat.} \operatorname{tg}\left(45 + \frac{\varphi}{2}\right).$$

Die Länge des Bogens s vom tiefsten Punkte bis zu irgendeinem Punkte p der Kettenlinie erhält man durch folgende Construction: man fällt von dem Punkte p ein Loth auf die durch den Mittelpunkt des vorerwähnten Kreises gezogene Horizontale und von dem erhaltenen Fußpunkte aus eine Senkrechte auf die durch den Punkt p gezogene Tangente. Dann ist die dadurch auf der letztern abgeschnittene Länge gleich der Länge des Bogens und der zuletzt erhaltene Durchschnittspunkt ein Punkt der Evolvente oder Abwickelungslinie der Kettenlinie.

Sind die Spannungen an beiden Endpunkten sehr groß, so fällt die Kettenlinie nahezu mit einer Parabel zusammen, wird jedoch genauer durch die Gleichung $x = \left(\frac{1-y}{12c}\right)\sqrt{2cy}$ bestimmt.

In der Praxis ist die Kettenlinie für den Bau der Kettenbrücken von Wichtigkeit. Die bei den Tragketten derselben sich bildende Linie heißt Kettenbrückenlinie und weicht von der eigentlichen Kettenlinie etwas ab, da die Last hierbei in horizontaler Richtung gleichmäßig vertheilt ist, also nicht die Längen der Bogenstücke selbst von gleicher Schwere sind, sondern gleiche Horizontalprojectionen derselben.

Eine andere Art von Kettenlinien kommt bei Ermittelung der Drucklinien von Gewölbbogen (jedoch in umgekehrter Form) zur Anwendung. Man erhält diese Linie, wenn man die Lasten der das Gewölbe einthei lenden gleichbreiten Verticalstreifen als angehängte Gewichte so auf eine Schnur oder Kette vertheilt, wie sie den in den einzelnen Gewölb- oder Bogenelementen vom Scheitel nach den Widerlagern zunehmenden Belastungen durch Eigengewicht und Nutzlast des Gewölbes entsprechen. Werden die beiden Enden dieser eine umgekehrte Bogenlinie bildenden Kette über Rollen geführt, so entspricht die an der andern Seite der Rollen angehängte, das Gleichgewicht haltende Belastung dem Gesammtverticaldrucke des Gewölbbogens, der, mit dem Horizontalschub vereinigt, die resultirende Druckrichtung am Widerlager des Gewölbes ergibt. Soll der Bogen oder das Gewölbe stabil sein, so muß die so erhaltene Drucklinie innerhalb des mittlern Drittheils der Gewölbstärke verbleiben und die Resultante, deren Richtung durch die Endrichtung der (umgekehrten) Kettenlinie bestimmt wird, muß durch die Basis des Stützpfeilers oder Widerlagers gehen. (*A. Gottschalck.*)

KETTENRECHNUNG heißt in der Arithmetik das Verfahren der zusammengesetzten Regel de tri. Ist eine Größe (A) einer andern Größe (B) proportional, d. h. bedingt die Aenderung der ersten Größe um ein beliebiges Vielfache, größer oder kleiner als 1, die Aenderung der zweiten Größe um das gleiche Vielfache, so läßt sich, sobald ein Paar zusammengehöriger Werthe dier Größen gegeben sind, für jeden Werth der einen (A) der dazu gehörige Werth der andern (B) berechnen. Die Anleitung zu dieser Berechnung heißt Regel de tri, die Folgerung vollzieht sich aus dem Obersatze vermittels eines Mittelsatzes zum Schlußsatz. Aufgabe: Wenn a Kgr. einer Waare b Mark kosten, wieviel erhält man für c Mark?

Obersatz: für b Mark erhält man a Kgr.,
Mittelsatz: für 1 „ „ „ $\frac{1}{b}$. a Kgr.,
Schlußsatz: für c „ „ „ $\frac{c}{b}$. a Kgr.

Dieser Ansatz läßt sich auch kürzer fassen in den Gleichungen:

x Kgr. = c Mark, b Mark = a Kgr.,
folglich: xb = ac, oder x : a = c : b.

Es tritt hier eine Art Verkettung ein, indem die zweite Gleichung mit der Größe (Mark) beginnt, mit welcher die erste geschlossen hat. Sind allgemein A B C D E .. vergleichbare Einheiten von verschiedener Art, und ist der Größe oder dem Werthe nach:

$$\begin{aligned} aA &= bB \\ cB &= dC \\ eC &= fD \\ gD &= hE, \end{aligned}$$

so ist $aceg \,.\, A = bdfh \,.\, E$. Wird also gefragt, wieviel Einheiten von E einer gegebenen Anzahl m von Einheiten A gleichgelten, so hat man den Kettensatz zu bilden:

$xE = mA,\ aA = bB,\ cB = dC \ldots gD = hE$

folglich: $x = \frac{bdfh}{aceg} \,.\, m$

In einer etwas andern Form, nämlich als eine Reihe von Proportionen, wird der Kettensatz angewandt, wenn eine Größe A von mehrern Größen B B^1 ... proportional abhängig ist, wie z. B. die Kosten eines Transports von dem Gewichte der Last sowol wie von der Länge des Weges. Aufgabe: Wenn die Transportkosten von a Kgr. auf b Meilen c Mark betragen, wieviel betragen dieselben für a′ Kgr. und b′ Meilen? Der Kettensatz lautet:

$$\begin{aligned} x &: a' &&= y &&: b' \\ c &: a &&= x &&: b \\ \text{folglich } y &: a'b &&\text{oder } y &&= \frac{a'b'}{ab} \,.\, c. \\ c &: ab \end{aligned}$$

Auch bei Größen, die einander umgekehrt proportional sind, gilt eine gleiche Reihe von Proportionen, nur mit Vertauschung von Zähler und Nenner auf der einen Seite. Die Rechnung mit Proportionen ist bereits in der Geometrie der Alten völlig ausgebildet; die Kettenregel findet sich in den älteren kaufmännischen Rechnungsbüchern, worüber Kästner, Anfangsgründe der Arithmetik, und Fortsetzung der Rechenkunst zu vergleichen ist.

(*Axel Harnack.*)

KETTENSCHLEPPSCHIFFAHRT oder Drahtseilschleppschiffahrt (Tauschiffahrt, französisch touage, englisch towing) ist die Bewegung einer Reihe von Lastkähnen durch einen Dampfschlepper, der aber nicht frei im Wasser durch Räder oder Schraube getrieben wird, sondern mit einer Kette oder einem Drahtseil in Verbindung steht, welche auf dem Boden des Flusses oder Kanals gelegt sind, durch den der Schlepper mit seinem Anhange fahren soll. Zu diesem Zwecke ist derselbe mit einer Dampfmaschine ausgerüstet, welche zwei bis drei auf seinem Oberdecke oder an seinen Seiten befestigte Rollen treibt. Die eine, äußere dieser Rollen nimmt die Kette oder das Tau, welche in der Längsrichtung des Schleppers über diesen geleitet sind, auf, führt sie über die mittlere, wenn eine solche vorhanden ist, und legt sie auf der letzten wieder ab, sodaß sie annähernd die frühere Lage auf der Sohle des Fahrwassers wieder einnehmen. Man kann mithin den Schlepper mit diesen Trommeln vor- oder rückwärts fahren lassen, je nachdem man letztere nach der einen oder andern Richtung durch die Maschine dreht. Bei der Kettenschleppschiffahrt liegen die Trommeln vorn (die Leitrolle eventuell in der Mitte) und hinten auf dem Oberdecke des Schleppers in dessen Mittel

linie, bei der Drahtseilschleppschiffahrt an einer Seite. Die der Kettenschleppschiffahrt oder Drahtseilschleppschiffahrt zu Grunde liegende Idee ist Ersparung von Maschinenkraft, Feuerung und Bedienung, namentlich bei der Fahrt stromaufwärts. Die Kettenschleppschiffahrt ist am längsten in Gebrauch, die Drahtseilschleppschiffahrt neueren Datums und unter Umständen vortheilhafter als die Kettenschleppschiffahrt. Mit ersterer wurden schon 1820 Versuche auf der Saone und zwar durch die Ingenieure Courteaud und Tauvasse angestellt, jedoch noch in ziemlich unvollkommener Weise. In ihrer jetzigen Gestalt erschien die Kettenschleppschiffahrt 1853 auf der Seine, dann folgte 1856 die Elbe zunächst mit der Strecke von Buckau bis Neustadt-Magdeburg. Seit 1872 ist dieselbe nach unten bis Hamburg, nach oben bis an die böhmische Grenze erweitert, durch sie werden jährlich 15—20 Millionen Centner Güter befördert. Die Elblinien besitzen 25 Kettenschlepper und eine Länge von 670 Kilom. Der Elbe folgten in Deutschland Donau, Oder, Rhein und Neckar; in Frankreich wird die Kettenschleppschiffahrt auf Seine, Rhône und verschiedenen Kanälen betrieben und ebenso in Rußland, Holland und Belgien angewendet. Der Hauptvortheil der Kette oder des Drahtseils gegen die gewöhnlichen Dugsirschiffe mit Rad oder Schraube besteht in dem Wegfalle des letztern beiden eigenthümlichen Schlips. Mit dem Namen Schlip bezeichnet man den Wegverlust, welchen die Radschaufel oder die Schraube dadurch erleidet, daß das Wasser, auf welches sie sich stützen, unter ihrem Drucke ausweicht. Diesem Wegverluste entspricht natürlich Kraftverlust, den der Ketten- oder Drahtseilschlepper nicht hat, weil er sich an einem festen Stützpunkte bewegt. Beim Fahren gegen den Strom mit großen Anhängen wächst dieser Unterschied besonders hoch. Während dann bei Rad und Schraube deren Geschwindigkeit in einem bestimmten Verhältnisse größer sein muß als Fahr- und Stromgeschwindigkeit zusammen, und bisweilen von der ganzen Dampfarbeit nur ein geringer Theil für die Fortbewegung des Schiffes übrigbleibt, legt der Tauschlepper stets die den Umdrehungen seiner Maschine entsprechenden Strecken zurück. Dazu treten noch andere Verluste an Arbeit durch Reibung, durch das von den Motoren in die Höhe gezogene Wasser u. s. w., sowie durch den Widerstand des von ihnen den Schleppkähnen entgegengeschlenderten Wassers, und das Resultat ist, daß der Arbeitsverbrauch des Dugsirschiffes (Rad oder Schraube) fünfmal so groß ist wie der des Tauschleppers. Nicht ganz so günstig ist das Verhältniß des Kohlenverbrauchs, weil die großen Compoundmaschinen der Dugsirschiffe weniger Feuerung pro Pferdekraft nöthig haben als die kleinen der Tauschlepper, immer stellt er sich aber (bei Bergfahrten) wie etwa 1 : 4.

Die Ketten sind kurzgliederig und ihre Glieder geschweißt, gewöhnlich haben sie 25 Millim. Dicke. Ihre Biegsamkeit gestattet die Anwendung von kleineren Trommeln, doch bei ihrer Eigenschwere hebt die Maschine immer nur einen kleinen Theil vom Boden auf. Infolge dessen und weil sie in der Mittellinie des Tauschleppers liegen, kann der letztere nur in geringem Maße seitlich ausweichen. Ebenso verursacht die ungleichmäßige Oberfläche der Kette Stöße und greift die Maschine mehr an.

Dem Drahtseile fehlt die Geschmeidigkeit der Kette und es bedarf deshalb größerer Trommeln, die man aber an die eine Seite des Schleppers gelegt hat. Diese Einrichtung ermöglicht es, das Seil schneller aufzunehmen und es los zu werden. Letzteres ist bei Kettenschleppern sehr schwierig. Ebenso wird das leichtere Seil auf größere Strecken vom Boden gehoben als die Kette und der Seilschlepper kann in Verbindung mit der Befestigung der Trommeln an der Seite, die außerdem weiter nach der Mitte des Schiffes zu angebracht sind, viel mehr ausbiegen als mit Kette. Ebenso ist bei dem glatten Seile der Gang der Maschine ruhiger. Die Drahtseile bestehen aus 49 Drähten, von denen je 7 eine Litze bilden. Eine Litze liegt als Kern in der Mitte und die 6 andern sind um sie gewickelt. Die Seile brechen nicht so oft wie die Ketten, halten dafür aber auch nicht so lange. Die Dauer der ersteren kann man auf $4^1/_2$ Jahre, die der Ketten auf die doppelte Zeit annehmen. Von den Ketten kostet der Meter durchschnittlich 4,56 Mark, von den Seilen der Meter 2,77 Mark, sodaß sich beide hinsichtlich der Kosten ungefähr ausgleichen. Trotz aller genannten Vortheile der Tauschlepper vor Dugsirschiffen können erstere mit letztern jedoch nur unter bestimmten Verhältnissen concurriren und jene lassen sich deshalb nicht ohne weiteres überall mit Nutzen verwenden. Bei starker Strömung und hohen Kohlenpreisen sind die Tauschlepper überlegen und schon ein mäßiger Verkehr macht sie rentabel. In ruhigem Wasser dagegen muß bei hohen Kohlenpreisen der Verkehr schon sehr groß sein, um die Tauschiffahrt mit Nutzen anzuwenden, oder es müßte die Beschädigung der Ufer durch die Wellenbewegung der Dugsirschiffe die Legung eines Taues empfehlen. Ist diese Rücksicht nicht vorhanden, so sind in stillem Wasser, mit nicht übergroßem Verkehr und niedrigen Kohlenpreisen, Dugsirschiffe rentabler.

Ein auf praktische Erfahrungen gegründetes vergleichendes Urtheil über Dugsir- und Tauschleppdienst gibt die Centralcommission für die Rheinschiffahrt in ihrem statistischen Jahresberichte für 1877 in folgenden Worten: „Die Vorzüge der Tauerei — nahezu vollständige Ausnutzung der Triebkraft, bedeutende Ersparung an Kohlen und Löhnen, vom Wellenschlage nicht gestörte Fortbewegung der Schiffe — haben sich auf der mit starkem Strome fließenden Strecke des Rheins zwischen Oberkassel und Bingen im allgemeinen bewährt. Die Taue befördern ihre Anhänge hier selbst bei hohen und niedrigen Wasserständen schneller, sicherer und mit geringerem Aufwande für Kohlen und Arbeitslohn als die Räderboote.“ Vgl. Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure, Jahrgang 1871, Tafel 5 und 6; Jahrgang 1873, Tafel 3; sowie Jahrgang 1880, Heft 11 und 12.)

(R. Werner.)

Kettenschluss, ſ. Sorites.

KETTWIG, Stadt und Bürgermeisterei in der preußischen Rheinprovinz, Reg.-Bez. Düsseldorf, Landkreis Essen, rechts an der Ruhr, 12 Kilom. im Süd-

westen von Essen. Sie hat einen Bahnhof, Post- und Telegraphenamt, evangelische und katholische Kirche, eine Gasanstalt. Von den 3301 Bewohnern sind 1681 männlichen und 1720 weiblichen Geschlechts; sie leben in 290 Wohnhäusern (2 dienen andern Zwecken) mit 719 Haushaltungen. Darunter waren 1875: 3224 Evangelische, 789 Katholiken, 23 Juden. 107 konnten nicht lesen und schreiben. Die Bewohner treiben Wollspinnerei, wichtige Tuch- und Buckskinfabrikation, Papierfabrikation; auch eine Dampfmühle besteht. Der Steinkohlenhandel ist von Belang. — Zur Landburgemeisterei Kettwig gehört Dorf Heisingen, 2000 Einwohner, und die Hauptbauerschaft Vier-Honschaften: 5 Ortschaften mit 3350 Bewohnern in etwa 370 Häusern. *(G. A. von Klöden.)*

KETZER (Ketzerei) ist gleichbedeutend mit Häretiker (Häresie). Das Wort kommt in deutscher Sprache[1]) zuerst im 12. Jahrhundert bei Minnesängern vor. Es entstand höchst wahrscheinlich aus „Gazari", dem in Italien gebräuchlichen Namen der „Katharer" (s. d.), einer im 11. und 12. Jahrhundert in ganz Mitteleuropa verbreiteten Partei. Dieser Ursprung des Wortes wurde jedoch früh vergessen und dasselbe schon im 12. Jahrhundert und später öfter mit Katze, dem Thiere des Teufels, in Verbindung gebracht. Daraus erklärt sich die bisweilen vorkommende Schreibweise „kaetzer". — Vom griechischen Verbum *αἱρέω* wählen, abgeleitet, bedeutet das Substantivum *αἵρεσις* (s. d. Art. Häresie) zunächst subjectiv die Wahl, nämlich die Wahl einer Meinung, einer Lehre, eines Grundsatzes und dergl. im Unterschiede von andern, dann objectiv die erwählte Meinung, Lehre, Grundsatz u. s. w. oder gar die Partei, Gemeinschaft oder Sekte, welche sich auf Grund eines erwählten Grundsatzes oder einer als wahr anerkannten Ueberzeugung zusammenschließt und ebendamit von andern Gemeinschaften mit andern Grundsätzen u. s. w. absondert und unterscheidet. Häretiker heißt der Anhänger einer solchen Lehre, resp. Gemeinschaft.

Das Wort Häresie ist daher ursprünglich eine vox media, ohne irgendwelche lobende oder tadelnde Nebenbedeutung, und wird wie auf religiöse Parteien so auch auf Philosophen- und Juristenschulen und dergl. angewandt. Im kirchlichen Sprachgebrauche vollzieht sich je doch früh die Wendung, daß „Häretiker" die Anhänger solcher Lehren bezeichnet, welche von der allgemein anerkannten Lehre der Kirche, also von der göttlichen Wahrheit abweichen. Und weil die allgemein angenommene Lehre als wahr gilt, die individuelle Abweichung von derselben schon als solche des Irrthums verdächtig ist, erhält das Wort „Häretiker" eine tadelnde Nebenbedeutung. So nennt z. B. das N. T. die jüdischen Parteien der Sadducäer (Act. 5,17) und der Pharisäer (Act. 15,5 26,5) *αἱρέσεως*. Auch das Christenthum wird, wenn auch nur von Heiden (Act. 24,5) und von Juden (Act. 28,22), eine *αἵρεσις* eine jüdische Sekte genannt, und Paulus wiederholt diese Bezeichnung, wenn auch mit einer gewissen Reserve. Andere Stellen des N. T. zeigen schon die tadelnde Nebenbedeutung des Wortes: 1 Kor. 11,19, Gal. 5, 20 werden die *αἱρέσεις* mit Spaltungen und Streitigkeiten als etwas Ungehöriges zusammengestellt. Tit. 3,10 ermahnt, einen *αἱρετικὸν ἄνθρωπον* nach ein- oder zweimaliger Ermahnung aus der Gemeinde zu entlassen, da er Unheil anstifte und sich selbst das Urtheil bereits gesprochen habe.

Um die Bedeutung der Häresie oder Ketzerei genau zu bestimmen, ist sie von verwandten Erscheinungen zu unterscheiden. Die Ungläubigen, d. h. diejenigen, welche niemals zur Kirche gehört haben und auch keinen Anspruch darauf machen, ihr anzugehören, dürfen nicht zu den Ketzern gerechnet werden, wenn auch einige Väter in ihren Häresien-Verzeichnissen die Heiden mit aufführen. Auch die Apostaten, d. h. diejenigen, welche früher der christlichen Kirche angehört, sich dann aber von ihr losgesagt haben, gehören nicht zu den Ketzern. Diese nämlich betrachten sich selbst als Glieder der Kirche, sogar als Inhaber der wahren Lehre, während ihnen von der Mehrheit oder von der herrschenden Partei in der Kirche die Zugehörigkeit zu ihr abgesprochen wird. Schwieriger ist es, die Häretiker von den Schismatikern zu unterscheiden. Theoretisch freilich ist die Unterscheidung einfach genug: die Häretiker erheben Widerspruch gegen Bestimmungen der kirchlichen Lehre, die Schismatiker gegen Ordnungen der kirchlichen Verfassung. In praxi jedoch läßt diese Unterscheidung sich schwer durchführen, wenigstens hat die Kirche alle Schismatiker zugleich als Häretiker und manche Häretiker zugleich als Schismatiker betrachtet und behandelt. Um jemand als Ketzer bezeichnen zu können, muß daher die Lehre der Kirche bestimmt formulirt und in gültiger Weise festgestellt sein; aber auch nicht jede Abweichung von jeder Lehrbestimmung der Kirche wird als Häresie gebrandmarkt, sondern auch der strengste Buchstabenglaube unterscheidet Heterodoxie, welche nur in unwesentlichen Punkten von der kirchlichen Lehre abweicht, und Häresie, welche das Fundament des Glaubens auf hebt oder grundstürzende Irrthümer lehrt. Ein Häretiker oder Ketzer ist daher, wer selbst zur christlichen Kirche sich zählt, dem aber wegen fundamentaler Abweichung von den geltenden Lehrbestimmungen die Zugehörigkeit zu ihr abgesprochen wird.

Für die dogmatische Begriffsbestimmung unwesentlich, aber für die kirchliche Behandlung bedeutungsvoll ist die Unterscheidung von materialer und formaler Häresie. Diese Unterscheidung beruht darauf, daß die Annahme einer falschen Lehre auf Unkenntniß der Wahrheit beruhen kann und auf Widerspruch gegen die gewußte Wahrheit, oder im Intellect wurzeln und im Willen. Wer die Wahrheit verwirft, weil er, durch unwahren Unterricht in die Irre geführt, sie nicht kennt, aber bereit ist, sich belehren und zur Wahrheit hinführen zu lassen, ist ein materialer Häretiker; wer dagegen die wahre Lehre der Kirche kennt, den Widerspruch seiner Meinung gegen diese Wahrheit einsieht und dennoch an ihr festhält, ist ein formaler Häretiker. Nur den letztern trifft Schuld, nur er wird dar auf ausgehen, seine abweichende Ueberzeugung auch äußerlich zum Ausdruck zu bringen und andere für dieselbe zu

1 Vgl. Grimm, Deutsches Wörterbuch.

gewinnen, nur er begeht das kirchliche Delict der Ketzerei und nur er verdient (wegen Störung des kirchlichen Friedens) Strafe.

Ketzer und Ketzereien können streng genommen nur dann vorkommen, wenn die kirchliche Lehre in anerkannter und daher verbindlicher Weise formulirt ist, oder wenn die Kirche ein Organ besitzt, durch welches sie fortgehend in verbindlicher Weise erklären kann, was Lehre der Kirche ist. Das war in der ältesten Zeit der christlichen Kirche nicht der Fall. Dies ist der Grund, weshalb im Hinblick auf jene Zeit von Ketzern nicht geredet werden kann, nicht aber, wie solange angenommen wurde, daß damals volle Einmüthigkeit des Glaubens und der Lehre herrschte. Sobald jedoch im Laufe des 2. Jahrhunderts die katholische Kirche sich bildete (s. d. Art. Katholicismus), wurden alle abweichenden Lehrmeinungen als ketzerisch gebrandmarkt und dies Verwerfungsurtheil ganz unbefangen in die frühere Zeit zurückdatirt, wo es in Wahrheit nur verschiedene gleichberechtigte Richtungen gab. Je fester man überzeugt war, daß die Lehre der Kirche die alleinige Wahrheit sei, desto entschiedener wurde jede Abweichung als Irrthum oder Lüge bekämpft und ihre Gefährlichkeit mit den stärksten Farben geschildert. So soll Polykarp dem Marcion auf die Frage: Kennst du uns? geantwortet haben: Ich kenne dich, den Erstgeborenen des Teufels. Ignatius (ad Smyrn. c. 4) nennt die Ketzer Thiere in Menschengestalt, oder (ad Trall. c. 11) Giftpflanzen, Theophilus von Antiochien (ad Autol. II c. 14) vergleicht sie steinigen, wasserlosen, unfruchtbaren, rauhen und unbewohnten Inseln, an denen die Schiffe scheitern, sodaß die Reisenden umkommen.

Für die kirchlichen Schriftsteller erwächst daher die Aufgabe, die Lehren der Häretiker zu berichten (Häreseologen) und zu widerlegen (Häresimachen). Die älteste Arbeit dieser Art, von welcher wir wissen, ist die Schrift Justin Martyr's „Wider die sämmtlichen aufgekommenen Irrlehren" (κατὰ πασῶν τῶν γεγενημένων αἱρέσεων), welche jedoch nicht auf uns gekommen ist. Auch das σύνταγμα πρὸς Μαρκίωνα desselben Verfassers ist uns nur dem Titel nach bekannt und daher immer noch zweifelhaft, ob es ein besonderes Werk oder nur ein Abschnitt des umfassenderen Werkes war. Von unschätzbarem Werthe für unsere Kenntniß der Häresien der alten Kirche ist das Werk des Irenäus, von ihm selbst: „Ἔλεγχος καὶ ἀνατροπὴ τῆς ψευδωνύμου γνώσεως" genannt, meist citirt nach der von Hieronymus (vir. ill. 35) und in manchen lateinischen Manuscripten gebrauchten Bezeichnung „adversus haereses". Veranlaßt durch die Bitte eines auswärtigen Freundes, ihn mit der Valentinianischen Lehre bekannt und zur Widerlegung derselben geschickt zu machen, ist die Lehre des Valentinus mit besonderer Ausführlichkeit behandelt. Aber da diese als recapitulatio omnium haereticorum betrachtet wird, geht die Darstellung bis auf Simon den Magier zurück. Die Schrift dürfte um 180 entstanden sein, ist aber leider zum größten Theil nur in lateinischer Uebersetzung erhalten. Ob Irenäus seine Absicht, gegen Marcion ein eigenes Werk zu schreiben, ausgeführt hat, wissen wir nicht. Geringe Bruchstücke sind uns erhalten von zwei an den römischen Presbyter Florus gerichteten Schriften „ἐπιστολὴ περὶ μοναρχίας ἢ περὶ τοῦ μὴ εἶναι τὸν θεὸν ποιητὴν κακῶν" (vgl. Eusebius, H. E. V, 20, [illegible]) und „ἀποδεῖξις περὶ ὀγδοάδος" (vgl. Eusebius, H. E. V, 20,2. Auch von Tertullian haben wir mehrere Schriften gegen Häretiker. Eine principielle Bekämpfung der Häresie enthält das Buch „de praescriptione haereticorum": gegen einzelne Häretiker wenden sich die Schriften „adv. Praxean", „adv. Marcionem", „adv. Hermogenem", „adv. Valentinianos"; auch die dogmatischen Untersuchungen „de anima", „de carne Christi", „de resurrectione carnis" und die ethische Abhandlung „Scorpiace" sind durch den Gegensatz gegen Häretiker hervorgerufen und bestimmt. Dagegen ist der unter Tertullian's Namen auf uns gekommene „libellus adv. omnes haereses", vornehmlich gegen Gnostiker gerichtet, jedenfalls von einem andern Verfasser. Volkmar[2]) und Lipsius[3]) haben vermuthet, derselbe sei identisch oder doch verwandt mit dem „σύνταγμα πρὸς ἁπάσας αἱρέσεις", welches nach dem Zeugniß alter Schriftsteller Hippolyt geschrieben hat. Dieser gilt jetzt allgemein als Verfasser der „Philosophumena" oder der „κατὰ πασῶν αἱρέσεων ἔλεγχος", welche früher häufig dem Origenes zugeschrieben wurden. Sie zerfallen in zehn Bücher, von welchen jedoch das zweite und dritte nicht erhalten sind. Die Tendenz des Verfassers geht dahin, die Unhaltbarkeit der gnostischen Lehren durch Aufdeckung ihres Zusammenhanges mit heidnischen Philosophien zu zeigen. Werthvoll ist seine Schrift durch die zahlreichen Anführungen aus seitdem verloren gegangenen gnostischen Werken. Auf diesen Werken beruht das große Sammelwerk des Epiphanius (367—403 Bischof von Salamis auf Cypern), der in seinem „Πανάριον" (d. h. Heilmittelkasten) achtzig Häresien beschreibt und widerlegt, vom Anfange der Welt an bis auf die Messalianer, also mit Einschluß der heidnischen Philosophien und der jüdischen Sekten. Das Werk ist mit großem Fleiß aus schriftlichen und mündlichen Quellen zusammengetragen, aber ohne alle Kritik. Der Verfasser selbst hat einen in der Anordnung etwas abweichenden Auszug besorgt, die sogenannte „ἀνακεφαλαίωσις". Ein wesentlich aus denselben Quellen geschöpftes Seitenstück dieser Schrift für die abendländische Kirche lieferte Philastrius (gest. um 387), Bischof von Brescia, in seinem „liber de haeresibus". Doch ist die Zahl der Häresien von Anbeginn der Welt bis auf seine Zeit bereits auf 156 angewachsen, von welchen 28 vor, 128 nach Christo gesetzt werden. Weniger bedeutend ist das Werk des Theodoret, Bischofs von Kyros (gest. 457), welches unter dem Titel „αἱρετικῆς κακομυθίας ἐπιτομή" in vier Büchern die Geschichte der Ketzer bis auf Eutyches herabführt. Das literar-historische Verhältniß dieser häreseologischen Werke zueinander festzustellen ist außerordentlich schwer, wenn nicht ganz unmöglich. Bedeutendes zur Aufhellung dieses Dunkels ist geleistet durch die scharfsinnigen Untersuchungen

2) Hippolytus und die römischen Zeitgenossen (Zürich 1855).
3) Zur Quellenkritik des Epiphanius (Leipzig 1865).

von Volkmar[1]), Lipsius[2]) und Ad. Harnack.[3]) Historisch ohne Werth sind die Zusammenstellungen bei späteren Schriftstellern, z. B. bei Augustin in der Schrift: „De haeresibus ad Quodvultdeum", bei Johannes Damascenus in dem zweiten Theile seiner „πηγὴ γνώσεως", betitelt „περὶ αἱρέσεων".

Werfen wir einen Blick auf diejenigen Ketzer, welche von der Kirche bekämpft und ausgeschlossen wurden, so müssen wir wohl unterscheiden zwischen denjenigen Richtungen, welche bei dem allmählichen, meist durch schwere Kämpfe bedingten Fortgang der Kirche zu bestimmterer Formulirung der Lehre als ketzerisch ausgeschieden wurden, und solchen, welche von vornherein in Gegensatz traten gegen eine bereits formulirte Lehre der Kirche. Die meisten Ketzereien der alten Kirche gehören der ersten Klasse an. Das Streben, das Christenthum auf dem Boden des Judenthums festzuhalten, führte zum Ebionitismus. Die Versuche, vom philosophischen Gesichtspunkte aus die vollendete Religion des Christenthums im Gegensatz gegen die niedern Formen des religiösen Lebens in Heidenthum und Judenthum als höchste Weisheit und als Weg der universell kosmischen Erlösung zu begreifen, führten zum Gnosticismus in seinen mannichfaltigen Formen. Im Kampfe gegen diese beiden Richtungen erstarkte allmählich der katholische Glaube als allein zulässige Lehre der Kirche. Die Kämpfe um die Ausbildung der kirchlichen Christologie hatten die Ausscheidung vieler Ansichten als ketzerischer zur Folge. Der kirchlichen Behauptung der wahren Gottheit gegenüber erschienen vor allem die Arianer als Häretiker; die Wahrung der vollkommenen Menschheit Christi erforderte die Ausscheidung der Doketen, der Apollinaristen u. a.; die Feststellung der persönlichen Einheit der beiden Naturen führte zur Abweisung der Nestorianer und der Eutychianer, der Monophysiten und der Monotheleten. Während diese Kämpfe im Morgenlande ausgefochten wurden, hatten im Abendlande die Verhandlungen über das Verhältniß der menschlichen Freiheit zur göttlichen Gnade zur Verdammung der Pelagianer und der Semipelagianer geführt, obgleich sie eine Ansicht vertraten, welche auch nachher im Morgenlande die herrschende blieb. Diesen zahlreichen Häresien gegenüber, welche Häresien erst wurden durch die fortschreitende Bestimmung der Kirchenlehre, sind nur wenige gleich anfangs in Gegensatz gegen die Kirche getreten. Dahin gehören die Montanisten und die Priscillianisten, welche trotz ihrer weitgehenden Verschiedenheit beide gegen die Veräußerlichung und Verweltlichung der katholischen Kirche ihre Stimme erhoben. Auf Einwirkung fremder Religionen dürfte der Ursprung der Manichäer, der Hypsistarier u. a. zurückzuführen sein.

Im Mittelalter liegt die Sache wesentlich anders. Die Lehre der Kirche hat ihren Abschluß und ihre Formulirung im Einzelnen gefunden. Einer Fortbildung der Lehre, welche mit zunehmender Fixirung vorher zulässige Anschauungen als häretisch ausscheidet, gibt es nicht mehr. Was an ketzerischen Bewegungen hervortritt, ist, abgesehen von vereinzelten Nachwirkungen älterer Häresien, aus dem Geiste der Opposition gegen das bestehende Kirchenthum geboren. Das gilt von den Katharern, welche vom 11.—13. Jahrhundert sich über den größten Theil Europas verbreiteten; das gilt von den Waldensern, welche sich in ihren abgeschlossenen Alpenthälern bis auf den heutigen Tag erhalten haben; das gilt vor allem von den Geschwistern des freien Geistes, den Wicliffiten, den Hussiten und andern Bahnbrechern der Reformation. Eine Beschreibung und Bekämpfung der Ketzer in der systematischen Weise der alten Kirche kennt das Mittelalter nicht.

In der Reformationszeit rief der völlige Umsturz des seit Jahrhunderten für wahr und heilig Geltenden gar verschiedene Geister auf den Kampfplatz. Einig im Widerspruche gegen Rom, gingen sie weit auseinander, wenn es sich darum handelte, etwas Neues an die Stelle des beseitigten Alten zu setzen. Je mehr der Protestantismus sich an die Aufgabe gewiesen sah, mit eigenen Mitteln eine neue Kirche zu bauen, je mehr er sich außerdem bemühte, durch das Zeugniß der Schrift und der ältesten Kirche sich als die wahre und ursprüngliche Gestalt der christlichen Religion zu erweisen, desto schärfer und feindseliger wurde der Widerspruch gegen alle diejenigen Elemente, welche dem widerstrebten. „Ultras der Reformation" werden sie häufig genannt, oder auch ebenso äußerlich „Anabaptisten" und „Antitrinitarier". Es treten unter ihnen offenbar zwei Strömungen auseinander; beide verkürzen das Objective oder Geschichtliche an der christlichen Religion, die Erlösungsthat Christi und die abschließende Offenbarung in der Schrift, die eine zu Gunsten der eigenen Leistung des Menschen im Erkennen und Handeln, die andere in der Erwartung fortgehender Offenbarung und unmittelbarer Einwohnung Gottes im Gläubigen. Diese Elemente hat der Protestantismus ausgeschieden, als er sich zu einer Kirche consolidirte und dadurch als ketzerisch gebrandmarkt. Nachher sind beide protestantische Confessionen einem starren Scholasticismus zum Opfer gefallen, der es als seine Aufgabe betrachtete, durch Aufstellung einer scharf formulirten Bekenntnißformel alle irgendwie anstößigen Lehrweisen auszuschließen. Die lutherische Kirche hat durch die Concordienformel die mildere Richtung des Melanchthonianismus gewaltsam unterdrückt; die reformirte Kirche hat auf der dortrechter Synode den Arminianismus von sich ausgeschlossen. Seitdem haben die beiden protestantischen Confessionen keine bindenden Glaubensformeln aufgestellt und es fehlt ihnen auch jedes Organ, um eine Entscheidung über Orthodoxie oder Häresie zu treffen. Besonders innerhalb der lutherischen Kirche im 19. Jahrhundert gemachte Versuch, die Bekenntnisse des 16. Jahrhunderts als solche verpflichtende Normen zu behandeln, von denen man nicht abweichen darf, ohne als Häretiker der Zugehörigkeit zur Kirche verlustig zu gehen, erweist sich schon dadurch als unverständig, daß auch die lautesten Wortführer lutherischer Rechtgläubigkeit, sobald sie an

4) Die Quellen der Ketzergeschichte bis zum Nicänum (Zürich 1855). 5) Zur Quellenkritik des Epiphanios (Kiel 1865). Die der ältesten Ketzergeschichte (Leipzig 1875). 6) Zur Quellenkritik der Geschichte des Gnosticismus (Leipzig 1875).

den Symbolen gemessen werden, als Ketzer dastehen. Die Gegensätze in der Kirche sind schärfer als je, aber ein Organ zur Entscheidung von Lehrdifferenzen ist nicht vorhanden. Wenn vor kurzem der berliner Oberkirchenrath es unternommen hat, gewisse Grenzsteine der Rechtgläubigkeit wenigstens für den Geistlichen aufzustellen, so ist das allerdings begreiflich, aber darum nicht weniger unberechtigt. Der Katholicismus hat in den ökumenischen Concilien und neuerdings im unfehlbaren Papst ein Organ, bestimmte Lehren als unzulässig zu bezeichnen und ihre Anhänger als Häretiker aus der Kirche auszuschließen. Er hat auch nach der Reformation im Kampfe gegen den Jansenismus und in unserm Jahrhundert gegen den Deutschkatholicismus und den Altkatholicismus von diesem Mittel Gebrauch gemacht.

Wenn auch die protestantische Kirche ein Organ zur Bezeichnung und Ausscheidung der Ketzer nicht hat, so muß doch die protestantische Theologie sich bemühen, die Grenzlinien zu bestimmen, außerhalb deren jede Abweichung von der christlichen Lehre ein „grundstürzender Irrthum" ist, d. h. eine Abweichung von dem unveräußerlichen Fundament des christlichen Glaubens. In diesem Sinne hat schon Schleiermacher[7]) seine Häresientafel entworfen. „Die natürlichen Ketzereien am Christenthume sind die doketische und nazoräische, die manichäische und pelagianische." Das Wesen des Christenthums besteht nämlich in dem Glauben an die durch Jesum geschehene Erlösung. Eine Häresie kann deshalb entweder dadurch entstehen, daß die menschliche Natur so bestimmt wird, daß eine Erlösung nicht vollzogen werden kann, oder dadurch, daß der Erlöser in einer Weise gedacht wird, daß er die Erlösung nicht vollziehen kann. Jede dieser beiden Möglichkeiten schließt wieder zwei Fälle ein. An den Menschen kann entweder ihre Erlösungsbedürftigkeit oder ihre Erlösungsfähigkeit geleugnet werden. Der Erlöser kann entweder so sehr über die Menschen erhoben und von ihnen unterschieden werden, daß jede Gleichheit ausgeschlossen ist, oder ihnen so völlig gleich gesetzt, daß ein eigenthümlicher Vorzug desselben damit nicht bestehen kann. Diese allgemeinen Abweichungen von dem wesentlichen Inhalte des christlichen Glaubens sollen mit jenen historischen Namen bezeichnet werden. — Lipsius[8]) geht davon aus, daß das Wesen einer positiven Religion theils durch ein eigenthümliches Grundverhältniß bestimmt wird, theils durch die geschichtliche Grundthatsache. Die Beeinträchtigung des einen wie des andern Moments kann zur Häresie führen. In Rücksicht des eigenthümlichen religiösen Grundverhältnisses des Christenthums sind die beiden Hauptirrthümer das heidnische und jüdische Wesen, d. h. der Rückfall in die Naturreligion oder in die Gesetzesreligion, „indem nämlich jener die schlechthinnige Erhabenheit Gottes über die Creatur und die den menschlichen Willen schlechthin verpflichtende Heiligkeit seiner sittlichen Weltordnung, dieser die unbedingte Abhängigkeit des menschlichen Heilslebens von der göttlichen Gnade und den unbedingten Werth des freien persönlichen Heilsglaubens als ausschließlicher Bedingung für die subjective Heilsaneignung aufhebt". Rücksichtlich der geschichtlichen Grundthatsache sind die beiden Hauptirrthümer der Doketismus und der Ebionitismus, „von denen jener die menschliche Persönlichkeit Jesu mit der in ihr verkörperten Idee der Gottessohnschaft schlechthin identificirt, dieser aber umgekehrt die Idee in der geschichtlichen Person Jesu nicht wirklich verkörpert findet". — Kahnis[9]) bestimmt die Häresie als „eine auf dem Boden der Kirche erwachsene Irrlehre, welche den Grundlehren des Christenthums, wie sie nach dem Worte Gottes von der altkatholischen Kirche bekannt worden sind, widerstreitet". Daraus folgt, daß das Eigenthümliche des christlichen Glaubens liegt in dem Glauben an Vater, Sohn und Geist als drei Personen in Einem Wesen, an Jesus Christus als den Gottmenschen und an den Heiligen Geist als denjenigen, welcher das von Christo erworbene Heil den Menschen zueignet. Daher sind häretisch 1) „alle Richtungen, welche entweder drei Persönlichkeiten auf Kosten der göttlichen Einheit (Tritheisten) oder eine göttliche Einheit auf Kosten der göttlichen Persönlichkeit des Sohnes und Geistes lehren (Ebioniten, Monarchianer, Arianer)"; 2) „alle Richtungen, welche entweder die göttliche Natur Christi leugnen (Ebioniten, Samosatener) oder die Realität der menschlichen verkümmern (Doketen), oder beide Naturen nach ihrer Vereinigung in eine sich verbindende lassen (Monophysiten), oder den Unterschied der Naturen bis zum Schein der Zweipersönlichkeit sich steigern lassen (Nestorianer)"; 3) „alle diejenigen, welche lehren, daß der Mensch aus eigener Kraft das Heil ergreifen kann (Pelagianer)". — Diese Beispiele moderner Häresientafeln mögen genügen.

Die Beurtheilung der Ketzer richtet sich naturgemäß nach der Stellung des Urtheilenden zur kirchlichen Lehre. Wem diese Lehre unantastbare, auf göttlicher Offenbarung beruhende Wahrheit ist, dem erscheint die Lehre der Häretiker als verwerflicher Wahn, aus menschlicher Selbstverblendung oder teuflischer Verführung hervorgegangen. Dies das Urtheil der Vertreter kirchlicher Rechtgläubigkeit, innerhalb des Protestantismus nicht weniger als innerhalb des Katholicismus. Wer dagegen in den festen Formeln kirchlicher Orthodoxie eine Erstarrung und daher Verkümmerung des wahrhaft religiösen Lebens sieht, ist häufig geneigt, an den Ketzern die Bekämpfung dieser Formeln ohne weiteres für ein Zeichen besonders lebendiger Frömmigkeit oder hervorragender Einsicht in die religiöse Wahrheit zu halten. In diesem Sinne beurtheilt die Ketzer Gottfried Arnold vom Standpunkte des Pietismus aus, Joh. Sal. Semler als Vorkämpfer der Aufklärung. Jede dieser Betrachtungen ist einseitig, und es gilt vielmehr, in rein historischer Beurtheilung die Entstehung häretischer Ansichten aus dem Zusammenhange der Umstände zu erklären und an ihnen das Wahre vom Unwahren zu sondern.

7) Der christliche Glaube (4. Aufl., Berlin 1842), §. 22. 8) Lehrbuch der evangelisch-protestantischen Dogmatik (Braunschweig 1879, §. 152—154.

9) Herzog's Real Encyklopädie (2. Aufl.) s. v. Häresie.

Die kirchliche Behandlung der Ketzer hat stark gewechselt. Schon im 2. Jahrhundert hielt die Kirche im Kampfe gegen die Gnostiker es für nöthig, die Ketzer aus der Kirche auszuschließen. Als Mittel in diesem Verfahren diente eine strenge Kirchenzucht, welche bis zur Excommunication fortschritt. Die Wiederaufnahme eines Ketzers in die kirchliche Gemeinschaft erfolgte erst nach strenger Kirchenbuße und einem rückfälligen Ketzer wollten manche sie völlig versagen. Als mit Konstantin dem Großen die christliche Kirche Staatskirche wurde, schritt auch der Staat mit weltlichen Strafen gegen die Ketzer ein, weil er die Häresie als eine Verletzung des dem Staate schuldigen Gehorsams ansah. Theodosius der Große setzte zuerst auf Ketzerei die Strafe des Todes; wirklich vollzogen wurde sie zuerst 385 zu Trier an Priscillian. Zahlreiche und gewichtige Stimmen erhoben sich gegen ein solches Verfahren, aber Hieronymus rechtfertigte die Todesstrafe aus 5 Mos. 13,6 fg. und auch Leo der Große billigte sie. Die Aufspürung und Untersuchung der Häresien lag anfänglich in den Händen der Bischöfe, welche den Schuldigen, sobald das Todesurtheil ausgesprochen war, an die weltlichen Gerichte auslieferten, da die Kirche sich nicht mit Blut beflecken wolle. Sie richteten förmliche Ketzergerichte ein, oder machten die Aufspürung und Bestrafung der Ketzer zur Hauptaufgabe der Sendgerichte. Im Kampfe gegen die Katharer, als theils die Zahl der Ketzer sich bedenklich mehrte, theils manche Bischöfe verdächtig wurden, übertrug die Kirche die Ausrottung der Ketzer eigenen Legaten oder Ketzermeistern, welche mit den weitgehendsten Vollmachten versehen wurden.[10]) Die blutigste Frucht dieses Verfahrens ist der Albigenserkrieg in Südfrankreich (s. Katharer). Auch in Deutschland trieben Ketzermeister ihr Wesen, vor allem Konrad von Marburg. In der Zeit der Reformation ist auch gegen Protestanten vielfach mit blutiger Gewalt verfahren worden, und wo der Katholicismus die Macht dazu besitzt, ist er noch jetzt diesem Verfahren nicht abgeneigt. Auch der Protestantismus war anfangs geneigt, den weltlichen Arm für Bestrafung der Ketzer in Anspruch zu nehmen und das Verfahren Calvin's gegen Servet fand mehr Beifall als Misbilligung. Allmählich hat sich jedoch die Ueberzeugung Bahn gebrochen, daß weltliche Strafen für kirchliche Vergehen nicht am Platze sind, und der Staat, der den Angehörigen aller religiösen Bekenntnisse gleiche Rechte einräumt, leiht seinen Arm nicht mehr zur Bestrafung der Häretiker. Rein kirchliche Strafen, bis zur Excommunication, sind principiell durchaus zulässig, aber nur in der katholischen Kirche durchführbar. *(Bernhard Pünjer.)*

KETZIN, preußische Stadt in der Provinz Brandenburg, Reg.-Bez. Potsdam, Kreis Osthavelland, rechts an der Havel, 15 Kilom. von Nauen entfernt. Sie hat eine Pfarrkirche und ein Postamt. Die 2681 Bewohner, von denen 1451 männlichen und 1230 weiblichen Geschlechts sind, bewohnen 204 Gebäude (23 haben andere Zwecke) mit 568 Haushaltungen. Unter den Bewohnern befinden sich 141 Katholiken und 15 Juden. 43 können nicht lesen und schreiben. Zur Stadt gehören 1444 ha. Land, darunter 615 ha. Acker und 605 ha. Wiesen. Außer Ackerbau und Viehzucht findet bedeutende Thongräberei und Ziegelbrennerei statt. *(G. A. von Klöden.)*

KEUCHHUSTEN, auch Stickhusten, blauer Husten genannt (Tussis convulsiva, Coqueluche, Hooping cough), ist ein epidemisch auftretender, über den größten Theil der Erde verbreiteter, aus einer specifischen Ursache hervorgegangener Katarrh der Athmungsorgane, der namentlich Kinder vom 2.—8. Lebensjahre befällt, obwol selbst Neugeborene sowie ältere Personen nicht ausgeschlossen sind, und der sich durch periodisch auftretende krampfhafte Hustenanfälle kennzeichnet. Derselbe ist in hohem Grade ansteckend, sodaß man tagtäglich die Uebertragung desselben von Kranken auf Gesunde, sowie seine Einschleppung in solche Ortschaften und Länder, welche früher von dieser Krankheit verschont waren, beobachten kann. Die Infection wird am leichtesten durch den directen Verkehr mit Kranken, auf Spielplätzen, in Schulen, Kinderstuben, Kirchen u.s.w. bewerkstelligt, und die Uebertragung des Contagiums erfolgt theils durch Einathmung der Expirationsluft des Kranken, theils durch Verunreinigung mit ausgehusteten Auswurfsstoffen. Letztere enthalten nach den Untersuchungen von Poulet, Letzerich und Tschamer kleine Pilze, welche bei den mit Keuchhustenkranken in Berührung kommenden Gesunden mit der Inspirationsluft in die Luftwege gelangen, und daselbst sich festsetzend, die Infection vermitteln; unter dem Mikroskop zeigen sich dieselben als ein feines, netzförmig verzweigtes Fadengeflecht (Mycelium), außerdem sieht man kleine runde und ovale Zellen (Sporen) auf oder neben den Epithelzellen und Schleimkörperchen eingestreut. Letzerich beschreibt die Keuchhustenpilze als kleine, rundliche, elliptisch geformte, rothbraune Pilzsporen, welche theilweise keimen und hier und da Thallusfäden zur Entwickelung bringen.

Der Keuchhusten ist demnach als eine Mycose der Respirationsschleimhaut zu bezeichnen, und der diese Mycose bedingende Pilz ist der Brandpilz (Ustilago Maidis) sowie dessen Oidiumform (Capnodium citri). Der Keuchhusten entsteht aber nicht blos durch directe oder indirecte Ansteckung, sondern kann auch autochthon durch zufällig mit der Luft in die Athmungswege gelangte Pilzsporen erzeugt werden. Die Keuchhustensputa bleiben längere Zeit, ja selbst wenn sie ein Jahr lang trocken gelegen haben, noch ansteckungsfähig, während die Kranken so lange ansteckungsfähig bleiben, als sie husten.

Der Keuchhusten kann in den verschiedensten Klimaten epidemisch auftreten, obwol nach Hirsch das echte Tropenklima dessen epidemische Verbreitung nicht zu begünstigen scheint; im Winter und Frühlinge sind Keuchhusten-Epidemien am häufigsten; in größeren Städten ist Pertussis zu einer endemischen Krankheit geworden.

Ueber die Dauer der Keuchhusten-Epidemien sind die Ansichten noch sehr sich widersprechend, sodaß sich ein allgemein gültiger Satz darüber noch nicht aus

10) Ausführlich berichtet darüber der Art. Inquisition.

sprechen läßt: gewöhnlich dauern sie länger als Masern- und Scharlachepidemien.

Ist auch Pertussis vorwiegend eine Kinderkrankheit, so können doch auch Erwachsene, namentlich auch schwangere Frauen, daran erkranken. Nach Voit betrug der Procentsatz der im 1. Lebensjahre erkrankten Kinder 13 Proc., bei Kindern von 1–5 Jahren 64 Proc.; zweimalige Erkrankung am Keuchhusten gehört zu den Ausnahmen; das Geschlecht der Kinder hat keinen Einfluß auf die Disposition zur Erkrankung, ebenso wenig deren Constitution, da Keuchhusten kräftige Kinder ebenso häufig befällt als skrofulöse oder rhachitische; dagegen tritt er in den ärmeren Schichten der Bevölkerung häufiger auf als bei wohlhabenden Leuten, was sich leicht durch bessere Gesundheitspflege und Prophylaxis unter letztern erklärt. Bei herrschender Pertussis-Epidemie kann jede Erkältung autochthon Keuchhusten zur Folge haben; oft herrschen Pertussis und Masernepidemien gleichzeitig, letztere gehen nicht selten den erstern voraus, können aber auch denselben unmittelbar nachfolgen.

Als wesentliche pathologische Veränderungen findet man nach Biermer eine mehr oder minder ausgeprägte katarrhalische, entzündliche Affection der Respirationsschleimhaut, in den meisten tödlichen Fällen ausgedehnte katarrhalische Bronchitis, Verstopfung der capillaren Bronchien mit Schleim und zelligen Massen, circumscripten, inselförmigen Alveolarcollapsus, lobulare Pneumonien und Infiltrationen des Alveolarparenchyms, complementäres Emphysem, Erweiterung der terminalen Bronchien. Letzerich fand in den Falten der Schleimhaut des Kehlkopfs und der Trachea die verschiedenen Formen des Keuchhustenpilzes, dessen Weiterwanderung in die Bronchien und Lungenalveolen einen Katarrh der feineren Bronchien und Entzündung der Lungenalveolen, und somit die gefährlichen Complicationen der capillaren Bronchitis und der lobulären Pneumonie bedingt.

Bezüglich der Symptomatologie unterscheidet man beim Keuchhusten vier Stadien, das der Incubation, das des Initial-Katarrhs, das Stadium spasmodicum und das Stadium der Lösung.

Das Stadium der Incubation ist, zumal bei Säuglingen und kleineren Kindern, kaum zu bestimmen, als mittlern Zeitraum nimmt man eine halbe Woche bis 6 Tage an.

Das Stadium des Initialkatarrhs documentirt sich im wesentlichen als Influenza und besteht in Katarrh der obersten Partien der Respirationsorgane, welcher sich, namentlich bei rhachitischen Kindern, leicht zu einer dem Pseudocroup ähnlichen katarrhalischen Laryngitis steigert; es treten dann hinzu Katarrhe der Augenbindehaut, der Nasenhöhlen und des Rachens, welche letztere dann von einem ungewöhnlich heftigen, häufigen und hartnäckigen Hustenreize begleitet sind. Die objective Untersuchung ergibt Röthung der Nasen- und Rachenschleimhaut, oft auch bereits Röthung und Schwellung des Kehlkopfeingangs, in den obern Luftwegen rauhes, vesiculäres Athemgeräusch. Dieses Stadium dauert zwischen 5 und 12 Tage.

Das Stadium spasmodicum entwickelt sich nur allmählich aus dem vorigen; die früher nur einzeln auftretenden Hustenstöße gruppiren sich zu wirklichen Anfällen, d. i. zahlreichen kurzen, rasch aufeinanderfolgenden Exspirationsstößen, denen dann eine langgezogene, oft mit Glottiskrampf verbundene Inspiration folgt, welch letzterer dann meist Würgen und Erbrechen eines zähen, fadenziehenden durchsichtigen Schleims aus Mund und Nase mit oder ohne Mageninhalt nachfolgt. Als Vorboten eines solchen Anfalls fühlen die Kinder Brennen und Kratzen im Halse, werden ängstlich und unruhig und suchen den Anfall auf jede Weise zu unterdrücken. Hervorgerufen werden die Anfälle oft durch Gemüthsbewegungen, durch Nachahmungstrieb — wenn sie ein anderes Kind husten sehen — durch schlechte, namentlich kohlensäurehaltige Zimmerluft, durch Magenüberladung oder sonstige Diätfehler. Während die Zahl der täglichen Anfälle anfangs nur 5—6 beträgt, können sich dieselben auf 20–30, ja nach Trousseau bis auf 100 steigern, dabei pflegen die Paroxysmen nachts viel häufiger zu sein wie am Tage. Bei längerem Bestande des Keuchhustens werden Circulationsstauungen an den allgemeinen Decken, blaurothes Gesicht, Oedem der Augenlider, Nase und Wangen, Ausdehnung der Temporalvenen sowie der Venen an der vordern Thoraxwand und am Handrücken beobachtet, auch kann es bei besonderer Heftigkeit der Paroxysmen zu Gefäßzerreißungen kommen und Nasenbluten, Blutaustritt in die Bindehaut des Auges, Blutungen aus Ohr und Nachen sich einstellen, welche, an sich nicht gefährlich, bei Kindern mit Anlage zu Skorbut oder Hämophilie aber sehr ernst zu nehmen sind. Bei manchen Kindern können die Hustenanfälle auch zu Mastdarmvorfall, zu Nabel- und Schenkelbrüchen Veranlassung geben; in vielen Fällen erfolgt infolge des durch den Paroxysmus bedingten gewaltsamen Hervorstoßens der Zunge eine Zerreißung des Zungenbändchens und entwickelt sich hier das von manchen Autoren für den Keuchhusten als charakteristisch betrachtete Sublingualgeschwür.

Die Dauer dieses Stadiums ist durchschnittlich auf 4—6 Wochen anzunehmen, seine Symptome nehmen nie plötzlich, nur allmählich ab; zunächst werden die Anfälle seltener, die Nachtruhe wird weniger gestört, Würgen und Erbrechen läßt ganz nach, der Auswurf beschränkt sich auf zellenreiches, opakes, gelb- oder grünweißes schleimiges Secret mit mikroskopisch nachweisbaren Eiterzellen; auch die Circulationsstörungen in den allgemeinen Decken werden geringer.

Während dieses vierten Stadiums — der Lösung — ist jede Erkältung streng zu verhüten, da Recidive während desselben sehr leicht dadurch bedingt und die Dauer der Krankheit auf weitere 5—6 Monate ausgedehnt werden kann.

Für die Gesammternährung ist der Keuchhusten im allgemeinen von sehr nachtheiliger Wirkung; die Kinder magern ab, verlieren am Gesammtgewichte, bei stro-

sulöser Anlage kann es auch zu Anschwellung der Lymphdrüsen kommen.

Die Dauer der ganzen Krankheit schwankt zwischen 6 und 10 Wochen, wobei selbstverständlich Constitution und Alter des Kindes, Jahreszeit sowie die häuslichen hygieinischen Verhältnisse eine wesentliche Rolle spielen.

Was die Fieberverhältnisse beim Keuchhusten anlangt, so ist unter sonst normalen Verhältnissen nur das Stadium des Initialkatarrhs von solchen begleitet, wenn es auch selten zu einem hohen Grade ansteigt; in complicirten Fällen, namentlich der schon von Peter Frank bezeichneten Pertussis inflammatoria, kann es auch im Stadium spasmodicum abends bis 40° ansteigen, wobei auch die Pulsfrequenz entsprechend erhöht ist; das Fieber dauert dann gewöhnlich bis zur beginnenden Lösung an.

Was diese Complicationen des Keuchhustens anlangt, so sind als solche zu bezeichnen Bronchitis capillaris, Pneumonia lobularis — mit verhältnißmäßig sehr hoher Mortalitätsziffer —, Emphysem der Lungen — nicht selten mit gleichzeitigem Emphysema cutaneum universale —, unter Umständen selbst Pneumothorax; ferner Stauungshyperämien in den Meningen, welche eventuell zu allgemeinen eclamptischen Krämpfen, Glottiskrampf, spastischen Contractionen der Hände und Füße, Zuckungen der Gesichtsmuskeln führen, und unter Umständen durch Erstickung zum Tode führen können.

Die Mortalität beim Keuchhusten schwankt zwischen 3 und 15 Proc., wobei das Alter vom größten Einflusse ist. Bei Kindern unter einem Jahre beobachtete Voit eine Mortalität von 25 Proc., vom 1.—5. Jahre betrug dieselbe nahezu 5, vom 6.—15. Jahre wenig über 1 Proc. Nächstdem sind aber auch die Complicationen seitens der Respirationsorgane sowie die Jahreszeit wesentliche Factoren. Nach ähnlichen Verhältnissen ist auch die Prognose zu beurtheilen, welche bei Kindern unter zwei Jahren, sowie bei anämischen, strofulösen und rhachitischen Kindern sehr vorsichtig zu stellen ist.

Bezüglich der Therapie ist in erster Linie, wenn auch nur ausnahmsweise ausführbar, prophylaktisch die Aufgabe des Arztes, die Kinder durch Entfernung aus dem vom Keuchhustengifte durchseuchten Orte vor dem Contagium zu schützen. Mindestens aber sind die an Keuchhusten erkrankten von dem Verkehr mit andern Kindern auf Spielplätzen, in Kindergärten, Kinderbewahranstalten u. s. w. für die Dauer der Epidemie auszuschließen, ja selbst Geschwister von den erkrankten Kindern möglichst zu separiren. Für die Kranken selbst wähle man geräumige, große, luftige Räume, welche mehrmals täglich zu lüften sind. Die Zimmertemperatur sei constant, höchstens 14° R.; auch ist das Verweilen mehrerer Keuchhustenkranker in einem Raume, wenn möglich, zu vermeiden. Man lasse ferner die Kranken nur bei milder und sehr günstiger Witterung ausgehen, vermeide jeden raschen Temperaturwechsel, kalte Winde und Durchnässungen; mit diesen Beschränkungen können aber Keuchhustenkranke im Sommer den ganzen Tag im Freien zubringen. Die Kost derselben sei kräftig; wird dieselbe wieder ausgebrochen, so ist sie durch neue bald zu ersetzen. Im Stadium des Initialkatarrhs kann man Luftveränderung versuchen, vornehmlich, wenn es die Verhältnisse gestatten, hierfür den Süden, im Sommer auch gut geschützte, windstille Thäler wählen.

Bezüglich der eigentlichen Therapie kann der Arzt sich nur auf symptomatische Behandlung beschränken und spielt hier gegenwärtig die Inhalationstherapie die erste Rolle, welche theils mit Alkalien, wie Soda, Borax u. s. w., theils mit alkalinisch-muriatischen Mineralwässern, wie Selters, Emser, Gießhübler, Biliner, Gleichenberger Wasser bewirkt werden. Auch Benzin nach Neumann und Hydrophenyl nach Löbner, sowie Terpentin-Einathmungen werden vielfach dazu verwendet, während die Ansichten über den Nutzen der Gasinhalationen in den Reinigungskammern der Gasfabriken sehr getheilt sind. Empfehlenswerther dürfte die Benutzung des pneumatischen Cabinets mit comprimirter Luft, bez. der bekannten pneumatischen Apparate von Biedert, Haucke, Waldenburg u. s. w., sein. Am meisten haben sich die von Birch-Hirschfeld empfohlenen Carbolsäure Inhalationen bewährt, während solche mit Narcoticis oder Nervinis keine genügende Wirksamkeit zeigten. Die innere Anwendung von Narcoticis, namentlich von Opiaten (kleine Gaben von Morphium), Belladonna, Chloroform, Chloralhydrat u. a. ist oft nicht zu umgehen, vermag aber eine wirkliche Besserung, namentlich Abkürzung der Anfälle nur ausnahmsweise herbeizuführen; Aehnliches gilt von den Nervinis, namentlich dem Brom-ammonium und Bromkalium. Auch die Expectorantia, Emetica, Adstringentia vermögen nach dieser Richtung nichts Wesentliches zu leisten, und ein Gleiches gilt von den neuerdings empfohlenen Specificis, unter denen das Natron salicylicum und benzoicum noch am meisten genannt zu werden verdient. Am besten hat sich das Chinin bewährt, und namentlich verdient die Letzerich'sche Methode der Chinin-Insufflationen Empfehlung.

Die nach Ablauf jedes Keuchhustenfalls — soweit irgend ausführbar — nothwendige Nachbehandlung hat in Darreichung kräftiger Nahrung, Aufenthalt in frischer Land-, Wald- oder Gebirgsluft, nebst Milch, Eisen- oder eisenhaltigen Mineralwässern zu bestehen.

Die Complicationen des Keuchhustens sind je nach Art, Ort und Intensität ihres Auftretens specieller Behandlung zu unterziehen. (*J. Krug.*)

KEULA, auch Grosskeula, in früheren Zeiten Oberkeula genannt, Marktflecken im Fürstenthume Schwarzburg-Sondershausen, Unterherrschaft, 34 Kilom. von Sondershausen, 11 Kilom. nördlich von Mühlhausen, der höchstgelegene Ort der Unterherrschaft; hat ein Briefpostamt und 915 Einwohner. Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Handel mit Holz und Holzkohlen, von denen große Mengen außer Landes abgesetzt werden. Bemerkenswerth ist die 1652 erbaute St.-Trinitatiskirche, in derselben eine vom Grafen Anton Günther 1697 geschenkte, die Abnahme Jesu vom Kreuz darstellende geschnitzte Altartafel aus Holz und ein marmorner Taufstein. Eine fürstliche Domäne liegt in unmittel-

barer Nähe eines 1772 und 1849 zum Theil abgetragenen Schlosses, auch die Burg genannt, in welcher die Grafen von Schwarzburg öfter residirten; jetzt wird dasselbe von Staatsbeamten bewohnt. In der Nähe der Stadt Windmühlen. Drei Viertelstunden von Keula das Rondel, ein herrlicher Aussichtspunkt an einem über 120 Fuß fast senkrecht abfallenden Felsenvorsprunge. Hier findet jährlich am zweiten Sonntage nach Pfingsten ein zahlreich besuchtes Volksfest statt. — Schloß und Dorf Keula sowie das Amt gleichen Namens war schon früh freies Eigenthum der Grafen von Hohenstein. Diese verpfändeten es 1348 den Herren von Ebeleben, die als Burgmannen Herren von Worbis, von Trotha, von Heringen und von Kreutzburg hatten. Von 1670 bis 1681 residirte auf dem Schlosse Graf Anton Günther II., nahm aber dann seine Residenz in Arnstadt. Im J. 1793 ertheilte Fürst Christian Günther dem Orte die Rechte und Freiheiten eines Marktfleckens mit jährlich drei Märkten, die noch bestehen. Zweimal wurde Keula von Feuersbrünsten heimgesucht, das erste mal 1637, wobei der größte Theil des Ortes in Asche gelegt wurde, dann am 14. Oct. 1811, wobei 38 Wohnhäuser nebst Scheunen und Ställen verbrannten. (*A. Schroot.*)

KEULEN (Cornelis Janszoon van), Bildnißmaler, über dessen Lebensverhältnisse unsichere, sich widersprechende Nachrichten existiren. Sandrart und seine Nachtreter lassen ihn in London geboren werden von Aeltern, die aus den spanischen Niederlanden sich dahin geflüchtet haben. Sein englischer Biograph Walpole nennt 1590 das Geburtsjahr und Amsterdam die Geburtsstätte des Künstlers. Sicher ist, daß er sich 1618 in England befand und hier am Hofe Jakob's I. viel beschäftigt war; er malte den König sowie viele angesehene Personen des Hofes und verdiente sich viel Geld. Nach dreißigjähriger Thätigkeit kehrte er am 10. Oct. 1648 nach Holland zurück. Man nannte als Ursache dieser Rückkehr den Umstand, daß ihn van Dyck's Kunst in London in Schatten gestellt hatte. Abgesehen davon, daß zwischen beiden ein freundschaftliches Verhältniß bestanden zu haben scheint, da wir van Dyck's Porträt von der Hand Keulen's besitzen (auch Houbraken erwähnt ein gutes Einwerrehmen zwischen beiden), wird obige Angabe damit hinfällig, daß van Dyck bereits 1641 gestorben war; vielmehr dürfte unser Künstler durch die politischen Unruhen, die Gefangennahme Karl's I. und die aller Kunst abholde Regierung Cromwell's zur Rückkehr in sein Vaterland bewogen worden sein. In London noch entstand ein Bildniß des Bürgermeisters Tulpius, eins seiner Hauptwerke. Der Dargestellte legt seine Rechte auf einen Todtenschädel, neben welchem man eine Tulpe (als redendes Zeichen) sieht; das Bild ist bezeichnet: C. Janson. London. 1640. Der Künstler nannte sich in England Janson. Ob er 1640 in der Heimat sich vorübergehend aufhielt oder ob Tulpius dem Maler in England saß, oder ob diesem ein anderes Bild vorgelegen, das er copirte, bleibt bisjetzt unentschieden. Nach seiner Rückkehr fand er auch im Vaterlande reichliche Beschäftigung. Seine Bilder sind jetzt in verschiedenen Sammlungen zerstreut: in Berlin ist das Bildniß eines älteren Mannes, in Braunschweig sind drei Bilder, davon zwei Seitenstücke bezeichnet: C. J. V. Ceulen, 1655. Auch Dresden, Kassel und andere Sammlungen besitzen Werke seiner Hand. Seine Manier ist sehr ansprechend und besonders die Bilder, die einen grünlichen Ton haben, sind sehr geschätzt. Nach Immerzeel starb der Künstler in Amsterdam 1665. Da aber seine Frau bereits 1664 in Utrecht als Witwe angeführt wird, wo sie mit ihrem Sohne wohnte, so wird anzunehmen sein, daß er schon früher und wahrscheinlich in Utrecht gestorben war, wo sich auch nach Houbraken's Zeugniß verschiedene seiner anmuthigen Porträts befunden haben.

Quellen: Sandrart, Houbraken, Immerzeel, Kramm. (*J. E. Wessely.*)

Keulenpilz, s. Clavaria.

KEUPER, ursprünglich eine provinzielle Benennung für gewisse Mergel in Franken, besonders bei Koburg, bezeichnet in der Geognosie die oberste Abtheilung der deutschen Triasformation (über dem Muschelkalke gelegen). Der Keuper besteht hauptsächlich aus bunten Mergeln von rother und anderer Färbung in scharfer Abwechselung ihrer Schichten oder in Flecken und Streifen. Dazu treten Schieferletten und Thone, Gips und Anhydrit, sowie Steinsalz; feinkörnige, verschieden gefärbte Sandsteine sind weiter sehr verbreitet, Stubensandstein heißt der weiße, leicht zerreibliche, zum Bestreuen der frisch gescheuerten Stuben verwendet, Schilfsandstein der an Pflanzenresten, besonders Equiseten reiche Keupersandstein bei Stuttgart u. a. O. Endlich sind als Gestein des Keupers zu nennen Dolomit und dolomitische Kalksteine, sowie Kohlenletten und eine unreine Kohle, die sogenannte Lettenkohle, die nur selten abbauwürdige Flötze bildet. — Der paläontologische Charakter des Keupers ist folgender: die Equiseten und Farne mit manchen sehr charakteristischen Formen treten gegen die Cycadeen (Pterophyllum, Zamites etc.) zurück; auch die Coniferen sind recht wichtig, besonders die Form der Voltzia heterophylla. Die Fauna des Keupers ist sehr ärmlich. Einzelne Lagen der Sandsteine sind ganz erfüllt von Fisch- und Saurierresten (Knochenbreccie oder Bonebed); ein Fisch, der Ceratodus, aus dem Keuper Thüringens und Würtembergs ist deshalb besonders interessant, weil dieses Genus auch noch gegenwärtig in Australien lebend gefunden wird (Erhaltung der Arten). Im obersten Keuper treten die ersten Spuren von Säugethieren auf, es sind Reste von Beuteltieren (Microlestes antiquus) aus dem Keuper von Würtemberg. — Der Keuper wird in drei Unter-Etagen gegliedert, in die untere oder Lettenkohlengruppe, Kohlenkeuper, in die mittlere Gruppe, die der bunten Keupermergel oder des Gipskeupers, in deren obere Abtheilung der Schilf- und Stubensandstein mit eingeschwemmten Pflanzenresten und vielen Fischen gehört, und drittens in die obere Gruppe, das Rhät oder die Zone der Avicula contorta, mit Sandsteinen und theilweise feinen Schieferthonen mit zahlreichen interessanten Pflanzenresten, zum Theil sogar schwachen Kohlenflötzen. Charakteristisch ist der Keuper

nur in Deutschland entwickelt (s. Triasformation); in England und Nordamerika folgen seine Schichten direct auf den Buntsandstein mit Weglassung des Muschelkalkes. In der alpinen Trias hat er wie die andern Glieder dieser Formation eine andere Ausbildung und stellt die marine Facies dar. Hier sind es besonders die kalkigen und dolomitischen Sedimente, die vorwiegen und einen außerordentlichen Reichthum mariner Thierreste führen, besonders sind es Fische, Krebse, Cephalopoden, Gasteropoden, Muscheln, Echinodermen und Korallen. Es gehören hierzu die berühmten Dolomite von Südtirol (Schlern), die Kalke von Hallstadt, St. Cassian, Wetterstein, Arlberg, Raibl. Das Salzgebirge von Berchtesgaden und Salzkammergut zählt zum untern Keuper.

(*G. Geinitz.*)

Keuschbaum, s. Vitex.

KEUSCHBERG, preußisches Dorf in der Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Merseburg, Kreis Merseburg, an der Saale. Diese Landgemeinde, welche eine schöne Pfarrkirche besitzt, zählt 895 Bewohner, von denen 411 männlichen Geschlechts sind; sie haben in 123 Wohngebäuden 214 Haushaltungen. Nur 15 der Bewohner können nicht lesen und schreiben. In der Nähe fand die berühmte Ungarnschlacht am 15. März 933, gewöhnlich Schlacht bei Merseburg genannt, statt. Das Schlachtfeld ist vielleicht bei Rieda, im Kreise Bitterfeld, wenig entfernt, oder nach der Meinung anderer beim Dorfe Ritberg im Unstrut-Riete zu suchen. Keuschberg stößt unmittelbar an Dorf und Saline Dürrenberg.

(*G. A. von Klöden.*)

KEVELAER, preußischer Flecken der Rheinprovinz, Regierungsbezirk Düsseldorf, Kreis Geldern, Bürgermeisterei Kevelaer, welcher unweit der Niers, 9 Kilom. im Nordwesten von Geldern liegt und Bahnhof, Post- und Telegraphenamt hat. Unter seinen 3621 Bewohnern sind 1155 männlichen und 1806 weiblichen Geschlechts, welche in 612 Wohngebäuden (5 dienen andern Zwecken) mit 746 Haushaltungen leben. Dabei sind circa 30 Evangelische, sodaß der Ort ganz katholisch ist. 200 der Bewohner (1871) konnten nicht lesen und schreiben. — Die Colonie Klein-Kevelaer besteht aus 11 Gebäuden, der Weiler Kevelaer-Land aus 161 Gebäuden mit 851 Bewohnern (1871). Kevelaer ist ein berühmter Wallfahrtsort, in dessen Pfarrkirche sich ein im J. 1642 aufgefundenes wundertätiges Marienbild befindet. Bei dem zweihundertjährigen Jubiläumsfeste desselben, 1842, soll sich die Zahl der Wallfahrer zu diesem Bilde auf 180,000 belaufen haben.

(*G. A. von Klöden.*)

KEW, Dorf in der englischen Grafschaft Surrey, liegt 7 engl. Meilen südwestlich von der St.-Paulskirche in London an der Themse, ist größtentheils rings um einen Rasenplatz gebaut, enthält mehrere stattliche Gebäude und große öffentliche Anstalten und hatte 1871 1033 Einwohner. Der dortige alte Palast war der Lieblingsaufenthalt Georg's III. und seiner Familie. Er steht in einem schön angelegten Garten von 15 Acres Flächeninhalt. Das Observatorium ist gegenwärtig eine meteorologische Station. Vor allem ist Kew bekannt durch seinen botanischen Garten. Dieser anfangs 11, jetzt 75 Acres große Garten enthält ein Palmenhaus, 362 Fuß lang, 100 Fuß breit, 64 Fuß hoch, Wasserbehälter für Victoria Regia, die riesige Wasserlilie, und überaus umfassende Sammlungen von lebenden Pflanzen aus allen Erdtheilen. Der weitere Lustgarten hat 275 Acres.

(*W. Bentheim.*)

KEXHOLM, finnisch Käkisalmi, befestigte Kreisstadt im finnischen Wiborg-Län, auf einer Insel gelegen, welche die Mündungsarme des Wuoksen bilden. Sie treibt Handel nach Petersburg mit den Producten Kareliens, nämlich mit Bretern, Weidenrinde, Butter, Fischen, Wildpret und Pelzwerk. In der Nähe stand ehedem eine Feste, welche 1295 von Sigge Lake verstärkt wurde; 1310 wurde sie an ihre gegenwärtige Stelle verlegt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 1000, die eine Kirche und eine Kreisschule haben. In der Stadt befinden sich ein sogenanntes Schloß und Zeughaus.

(*G. A. von Klöden.*)

KEYSER (Hendrick de), niederländischer Baumeister und Bildhauer, geboren zu Utrecht am 15. Mai 1565. In seiner Jugend gewann Abr. Bloemaert Einfluß auf seine künstlerische Ausbildung. Er ließ sich in Amsterdam nieder und wurde 1594 von der Regierung zum Stadtbaumeister und Bildhauer ernannt. Da er fleißig Vitruv und Seb. Serlio studirt hatte, führte er als Baumeister antike Proportionen in seine Bauten ein. Auch als Bildhauer war er für seine Zeit hoch angesehen. In Amsterdam führte er verschiedene Bauten aus, so die Börse, das Harlemer Thor (beide nicht mehr vorhanden), mehrere Kirchen, sowie auch in Delft das Stadthaus (1618). In letzterer Stadt ist auch in der nieuwe Kerk das Hauptwerk des Künstlers, das prächtige Grabmal, welches die vereinigten Provinzen dem Prinzen Wilhelm I. von Oranien errichten ließen. Dieser, in Marmor ausgeführt, liegt auf dem Sarkophag unter einem marmornen Thronhimmel, der auf 14 Säulen ruht, umgeben von den allegorischen Gestalten der Freiheit, Gerechtigkeit, Vorsicht und Religion. Außerdem sieht man in Erz den Prinzen sitzend und die Fama mit ausgebreiteten Flügeln emporschwebend, sodaß sie nur mit den Zehen des linken Fußes den Boden berührt. Das Mausoleum (es sind noch mehrere Fürsten des Hauses Oranien in der Gruft beigesetzt) macht in seiner reichen Gestaltung einen mächtigen Eindruck. Das Werk wurde 1616 begonnen und war 1621 vollendet. Als Elisabeth, Tochter Jakob's II. von England, im Mai 1613 nach Amsterdam kam, errichtete ihr die Stadt eine Ehrenpforte, deren Entwurf und Ausführung unserm Künstler übertragen wurde. Es wird ihm auch die Erzstatue des Erasmus von Rotterdam auf dem großen Markte zu Rotterdam zuweilen zugeschrieben. Er starb 1621.

Thomas de Keyser (nicht Theodor, wie gewöhnlich angenommen wird) wurde immer für einen Sohn des Vorigen gehalten, es ist aber dessen Neffe, da sein Vater Jakob ein Bruder des Hendrick war. Dieser ausgezeichnete Porträtmaler ist in Amsterdam um 1595 geboren; diese Stadt war auch die Stätte seiner Thätigkeit. Als

Porträtkünstler war er schon von seinen Zeitgenossen hoch geschätzt. Neben sprechender Aehnlichkeit wird auch das natürliche Colorit und die treue Wiedergabe des Costüms wie der Beiwerke lobend hervorgehoben. Er malte seinen Onkel Hendrick, und Suyderhoef, ein trefflicher Kupferstecher, hat das Bild 1621 im Stich erscheinen lassen. Von demselben Stecher ist auch das Hauptwerk des Künstlers gestochen: Die vier Bürgermeister von Amsterdam berathen sich über den Empfang der Maria de Medici, die als Flüchtling 1638 nach Amsterdam kam. Sie sitzen um den Tisch und man sieht es ihnen an, wie sie als Machtträger der vereinten Provinzen sich nicht minder souverän fühlen wie jene, die zu ihnen flüchtet, und deren Ankunft der Advocat Davelaer, der eben grüßend eingetreten ist, meldet. Das Bild hat keine Jahreszahl, doch dürfte es bald nach dem hier geschilderten Ereigniß entstanden sein; es befand sich früher in der Sammlung von Braamcamp und bildet jetzt eine Zierde des Museums im Haag. Das amsterdamer Museum besitzt von unserm Künstler das Familienbild der Hoogerbeets, im Königl. Palais daselbst ist eine Ariadne auf Naxos. Auch das Louvre, die Sammlungen von München, Gotha, London besitzen einzelne Bilder von ihm. Am reichsten ist er in Berlin vertreten, das neben einem Familienbilde die Porträts von Corn. de Graef, Bürgermeister von Amsterdam, und seiner Gemahlin Katharina Hoof besitzt. Außerdem sind noch zwei Pendants vom J. 1628 zu nennen, die ursprünglich höchst wahrscheinlich die Flügel eines Altarwerkes bildeten. Auf dem einen ist der Donator mit seinem Sohne, auf dem andern seine Frau mit der Tochter, in Andacht begriffen, abgebildet. Sie markiren die künstlerische Höhe und Vollendung des Meisters. Dieser starb im November 1679.

Siehe Houbraken, Immerzeel, Kramm.

(J. E. Wessely.)

KHA, Name der Kshatriyas von Nepal. Die Kha reden einen derberen Dialekt des Hindi.

Vgl. B. H. Hodgson, Essays on the Languages etc. of Nepál and Tibet (London 1874).

(G. von der Gabelentz.)

KHAIBAR, in englischer Schreibweise Khyber, heißt ein berühmter Paß, welcher vom britischen Peshawar-Districte im Pandschab nach Afghanistan hineinführt. Die Mitte des Passes liegt in 34° 6′ nördl. Br. und 88° 45′ östl. L. Die Bergkette in Jaghistan, durch welche der Paß führt, wird ebenso genannt. Diese Berge sind die letzten Ausläufer des Safid-Koh, da diese mächtige Kette zum Thal des Kabul-Flusses abfällt. Die 1040 Met. hohe Verbindungskette, welche im Tátara-Pik 2100 Met. aufsteigt, entsendet einen Zufluß nach Nordwesten zum Kabul und einen nach Westen zum Dschamrud, die Betten dieser beiden Ströme bilden das Khaibar-Defilé, das im Norden durch die Khaibar-Berge begrenzt wird, und im Süden durch eine andere Kette, welche das Barà-Thal davon scheidet. Dieser Paß ist die große Militärstraße von Indien nach Afghanistan; die südlicheren Pässe, Kuram-, Gumal- und Bolan-Paß, sind Handels- und zugleich Militärstraßen. Der Khaibar-Paß beginnt bei Dschamrud, westlich von Peschawar, und windet sich nach Nordwesten durch die Berge, bis er bei Dhaka endet, bis wohin er eine Länge von $7{,}_{16}$ geogr. Meilen hat. Am Ostende öffnet sich die Ebene des Peschawar-Districts, am Westende die von Dschalalabad. Jenseit des Ostendes befindet sich die merkwürdige Gräbersammlung bei Kadam; jenseit ihres Westendes sind einige interessante Ueberbleibsel des Buddhismus und der alten Civilisation. Der Paß führt, oberhalb des Bettes eines Stromes, hauptsächlich durch Schieferfelsen und ist plötzlichen Ueberflutungen ausgesetzt. Burne's Camp ist eine Felsenschlucht unterhalb des Forts bei Ali Masdschid. Die durch Ueberschwemmungen gefährlichen Monate sind Juli, August, December und Januar. Der Anstieg ist allmählich, ausgenommen beim Yandi Khana-Paß, ist aber mit losen Steinen bedeckt, welche größer werden, wenn man sich der Quelle des Stromes nähert. Colonel M'Gregor berichtet folgendermaßen:

Wenn man Dschamrud verläßt, fängt eigentlich unmittelbar der vertheidigungsfähige Boden an, da die Gebirgsausläufer in runden, kahlen Köpfen von geringer Höhe fast bis zu dem Orte hinanreichen und die Straße ganz genügend beherrschen. Indeß wird das etwa 5 Kilom. von Dschamrud gelegene Kadam allgemein als der wirkliche Osteingang betrachtet; bei diesem Orte fangen die Berge an zusammenzutreten, und 900 Met. weiterhin wird die Weite des Passes 140 Met. Das Bett ist bequem, eben, mit Kies bedeckt. Die Berge auf der linken Seite sind sehr steil; 460 Met. weiterhin vermindert sich die Weite allmählich auf 113 Met., und die Berge beiderseits werden steile Abstürze. 1100 Met. weiter wird die Breite 174 Met., und die Berge sind bis auf 15 bis 20 Met. Höhe steil und treten allmählich zurück; 777 Met. weiterhin ist die Breite 73 Met., die Berge auf der rechten Seite steigen senkrecht, auf der linken nicht ganz so, sondern sind abgerundet und ersteigbar; 960 Met. weiterhin ist die Breite 64 Met. und die Felswände auf beiden Seiten sind ganz steil; 460 Met. weiter beträgt die Weite 70 Met., die Bergwand links ist steil, die Berge rechts sind abgerundet und ersteigbar; $3{,}_2$ Kilom. weiterhin ist die Weite 76 Met., die Berge rechts sind senkrecht, die links ersteigbar; 960 Met. weiter ist die Breite 20 Met., die Felswände sind beiderseits sehr steil, die links senkrecht; wieder 900 Met. weiter ist die Breite 33 Met., die Berge beiderseits sind vergleichsweise bequem zu ersteigen; 805 Met. weiter ist die Breite 64 Met., die Berge links sind steil, die rechts offen und bequem; $1{,}_8$ Kilom. weiterhin ist die Breite 61 Met., die Berge links sind abschüssig, rechts offen und bequem. Bei Ali Masdschid, $1{,}_{19}$ Kilom. weiter, ist die Breite $12{,}_2$ Met., die Felswände sind senkrecht und unersteiglich. Zwischen Kadam und diesem Punkte sind nach Moorcroft die Berge beiderseits etwa 400 Met. hoch und schiefrig; $1{,}_3$ Kilom. weiter ist die Breite 82 Met., die Berge links sind jäh, rechts vergleichsweise mäßig; $2{,}_5$ Kilom. weiterhin ist die Breite 120 Met., und die Berge sind sehr steil; $10{,}_4$ Kilom. weiterhin liegt das Lalabeg-Thal, welches etwa

2,1 Kilom. breit ist; 800 Met. weiter ist die Breite kaum 3 Met. und die Felswände sind völlig senkrecht; in 1460 Met. Entfernung geht die Straße über den Landi Khana Paß, wo die Breite 42,8 Met. beträgt und die Berge, namentlich links, sehr breit sind; 5,2 Kilom. weiterhin ist die Breite 91 Met., die Berge links sind steil, rechts nicht ganz so; 3,6 Kilom. weiter ist die Breite 60 Met., und die Berge sind beiderseits sehr steil; 5 Kilom. weiter hin liegt Dhaka, wo sich das Défilé öffnet.

Die Höhe der verschiedenen Punkte ist: Dschamrud 510 Met., Ali Masdschid 740 Met., Landi Khana 758 Met., Landi Kotal 1028 Met., Dhaka 428 Met. Wenn Scott's Angabe von 740 Met. für Dschamrud richtig ist, dann müssen alle diese Zahlen um 232,6 Met. erhöht werden. Der Aufstieg über den Landi Kotal-Paß ist eng, holperig, steil und im allgemeinen der schwierigste Theil der ganzen Straße. Kanonen können nur durch Menschen hinübergezogen werden und auch nur nach Verbesserung der Straße; der Abstieg ist durchweg eine gut verlaufende Straße und nicht so schwierig. Gerade jenseit Ali Masdschids führt der Weg über einen vorspringenden und schlüpfrigen Felsen, welcher diesen Theil für beladene Thiere außerordentlich schwierig macht. Man kann den Khaibar mittels der Tátara-Straße umgehen, welche etwa 14,5 Kilom. nördlich von Dschamrud die Berge betritt (ein anderer Zweig 4 Kilom. näher), und beide treffen die Khaibar-Straße bei Luadgai oder bleiben nördlich von der Bergkette und gehen nach Dhaka.

Während des ersten afghanischen Kriegs war der Khaibar die Scene vieler Scharmützel mit den Afridis und einiger schlimmer Tage der englischen Truppen. Colonel Wade ging mit 10,000 bis 11,000 Mann, einschließlich des Sikh-Contingents, am 22. Juli 1839 von Dschamrud nach Gagri; hier blieb er einen Tag und verschanzte seine Position; am 24. marschirte er nach Lala China; am 15. Aug. schritt er zum Angriff von Ali Masdschid und sandte 600 Mann nebst 2 Kanonen unter Lieutenant Mackeson nach rechts und 11 Compagnien Infanterie, 1 sechspfündige Kanone und 1 Haubitze nach links ab, während eine Colonne den Eingang zur Shadi Bagadi-Schlucht bewachen sollte. Beide Colonnen trieben den Feind vor sich her; die rechte fand einigen Widerstand, die linke erreichte eine Stellung, um das Fort zum Ausfall zu bringen. Am 26. waren alle Außenposten zurückgetrieben und am 27. wurde das Fort entleert. Der Feind hatte 507 Dschazailtschis oder Musketiere, welche durch mehrere hundert Khaibaris unterstützt wurden. Die Briten hatten 22 Todte und 158 Verwundete. Danach fand kein Widerstand weiter statt. Ein starker Posten wurde in Ali Masdschid zurückgelassen und ein Detachement bei Lala China, um die Verbindung mit Peschawar offen zu erhalten; auch wurde ein Posten Irregulärer unter Lieutenant Mackeson bei Dhaka aufgestellt. Der Posten bei Lala China wurde während der Operationen angegriffen. Die Garnison bestand aus Sassofzies-Hülfstruppen, deren Zahl sich vermindert hatte, und die überlebenden litten unter beständiger Krankheit, als die auf 6000 geschätzten Khaibars die Brustwerke angriffen. Sie wurden lange abgehalten; aber durch die Lust zum Plündern wurden die Leute getrieben und blieben bei ihren Angriffen. Sie hatten erfahren, daß die Garnison unlängst ihren rückständigen Sold erhalten hatte, und daß sich 12,000 Rupien an Ort und Stelle befänden. Schließlich nahmen sie das schwache Werk und tödteten unbarmherzig seine 400 Vertheidiger. Sie nahmen indeß nicht davon Besitz, sondern zogen sich in ihre Berge zurück, nachdem sie sich noch vergeblich an Ali Masdschid versucht und Kapitän Ferris' Posten im Thale angegriffen hatten. Als Dschalalabad blokirt wurde, schlug man vor, durch den Khaibar eine Entsatztruppe zu schicken, und als eine Präliminar-Maßregel wurde Lieutenant Colonel Moseley mit zwei Regimentern Eingeborenen-Infanterie am 15. Jan. 1842 abgesendet, um Ali Masdschid zu besetzen. Er marschirte in der Nacht des 15. Jan. ab und erreichte nach geringem Widerstande den Ort am nächsten Morgen. Durch einen Verwaltungsfehler begleitete indeß die beiden Regimenter nur ein Theil der für dieselben nöthigen Provisionen. Es wurde daher nöthig, den Rest ohne Verzug zu befördern; zu diesem Zwecke ging Brigadier Wilde mit den übrigen beiden Regimentern (dem 60. und 30. der Eingeborenen-Infanterie) und mit 4 Sikh-Kanonen von Dschamrud aus, um dann auf Dschalalabad zu marschiren. Aber das Erscheinen von Colonel Moseley's Detachement hatte die Afridis alarmirt, und diese erhoben sich und schlossen den Paß, um Brigadier Wilde den Eingang zu verwehren. Dennoch ging der Brigadier am 19. vor und traf am Eingange des Passes auf den Feind; da aber die Sikh-Kanonen unbrauchbar waren und die feindliche Uebermacht so vortheilhaft ihm gegenüberstand, so schlug der Versuch, Ali Masdschid zu erreichen, gänzlich fehl. Nun wurde die Lage des Lieutenant Colonel Moseley, der mit kaum einiger Provision in Ali Masdschid abgeschnitten war, eine verzweifelte, und er sah sich genöthigt, den Ort zu verlassen und sich den Rückweg nach Dschamrud zu erzwingen.

Die nächste Veranlassung, bei welcher der Khaibar-Paß als große Militärstraße diente, war, als General Pollock am 6. April 1842 vorging. Bei seinem Rückgange nach Indien marschirte die britische Armee in drei Divisionen durch den Khaibar-Paß. Die erste, unter General Pollock selbst, passirte ohne Verlust hindurch. Die zweite, unter General M'Caskill, war nicht so glücklich; eine Brigade wurde in der Nacht überfallen und verlor zwei Berggeschütze nebst der Nachhut, welche unerwartet angegriffen ward; doch wurden die Kanonen am nächsten Tage wieder zurückerobert. Auch die Nachhut von General Nott's Truppe wurde zwischen Landi-Khana und Lalabagh und dann beim Abzug aus Ali Masdschid angegriffen.

Aus dem afghanischen Feldzuge von 1878 und 1880 sei erwähnt: die glänzende Einnahme von Ali Masdschid durch die britischen Truppen am zweiten Tage nach der Kriegserklärung; der erfolgreiche Marsch durch den Khaibar von Sir Samuel Browne's Truppen und die widerstandslose Einnahme von Dhaka am Ostende des Passes

und dann von Dschalalabad in der Ebene jenseits. Der Vertrag von Gandamak im Mai 1879 brachte für die Zukunft die Khaibarstämme unter britische Controle.

Durch die Abdankung von Emir Jakub, welcher den Vertrag unterzeichnet hatte, wurde derselbe praktisch hinfällig: die britische Regierung behält sich das Recht vor, an der Grenze alle nothwendigen Vorkehrungen zu treffen. Demgemäß sind die britischen Truppen von Khaibar zurückgezogen worden, und man hat den Khaibar- und den Mischni-Paß der Sorge der Afridis und anderer Localstämme überlassen mit dem Vorbehalt, daß der Paß stets für die Briten und ihren Handel offen gelassen, aber für alle regulären Truppen, afghanische sowol als andere, von Westen her geschlossen bleibe.

Diesen Paß durchzogen Alexander der Große, Mahmud von Ghazni, Baber und Nadir-Schah (u. Hunter).

(G. A. von Klöden.)

KHAIRPUR, in englischer Schreibweise Khyrpoor, ist ein Staat der Eingeborenen in Sind, auch bekannt als die Lande Sr. Hoheit des Mir Ali Murad Chan Talpur; sie liegen zwischen 26° 16′ und 27° 46′ nördl. Br. und zwischen 85° 54′ und 87° 55′ östl. L. von F., im Norden begrenzt durch Shikarpur, im Osten durch Jessalmir, im Süden durch Haidarabad und im Westen durch den Indus. Von Westen nach Osten ist die Breite 26 geogr. Meilen, von Norden nach Süden 15,2 geogr. Meilen, bei einem Flächeninhalte von 287,2 geogr. □Meilen = 15,822 □Kilom., mit 130,350 Bewohnern. — Es ist eine große, an den Indus anstoßende Alluvialebene, längs des Stromes sehr fruchtbar, wo aber jetzt viele Striche in Moharis oder Jagdgründe umgewandelt sind; sonst aber besteht fast das ganze Land aus Sandrücken, welche mit kurzem Buschwerk bedeckt sind und für Cultivirung sich absolut nicht eignen: durchweg ein trostloser, unfruchtbarer Anblick dürren Bodens. Im nördlichen Theile befindet sich eine 8 geogr. Meilen lange Kalkkette, eine Fortsetzung des niedrigen Ghar, von Rohri nach Süden ziehend, und oben reich an Meerconchylien. Am Westaustäufer derselben liegt das Fort Didschi. Fünf vom Indus ausgehende Kanäle bewässern das Land, was auch durch die östliche Nära geschieht. Der größte und wichtigste ist der Mirwah, und an diesem wird viel von dem Indigo gewonnen, welchen das Land producirt. Zahlreiche Seitengräben führen ab nach den Sandrücken, wo nach gutem Regenfalle auch ausgedehnter Anbau geschieht. Die Reinigung der Kanäle besorgen die Bauern selbst gegen 1 Pfd. Mehl den Tag. Die östliche Nära ist ein schöner Strom, der aber in der trockenen Zeit als Schlammpfuhl erscheint und in der Regenzeit weit übertritt; diese Uferländereien könnten, wenn sie bebaut würden, reiche Ernten geben. Im wüsten Theile des Landes finden sich zahlreiche Natronbrunnen; aus dem Verdunsten des Wassers gewinnt der Mir nicht unbedeutend, da von dem kohlensauren und schwefelsauren Natron nebst Chlornatrium jährlich tausend Kamelladungen ins Ausland gehen. — An wilden Thieren leben hier Tiger, Luchs, Hyäne, Wolf, Schakal, Fuchs, Wildschweine, Rehe, Hasen und Antilopen; außer wilden Gänsen und Enten zahlreiche Vogelarten und viele Schlangen. Man züchtet Kamele, Pferde, Büffel, Ochsen, Schafe, Ziegen, Maulthiere und Esel. — Das Klima ist während vier Monate angenehm; aber acht Monate sind furchtbar heiß. Regen fällt wenig, Staubstürme sind häufig; sie kühlen die Atmosphäre etwas ab. Leberkrankheiten sollen selten sein; aber Haut- und Augenkrankheiten sowie Fieber sind häufig.

Die mohammedanischen Bewohner gehören meist zum Radschpur-Stamm mit zahllosen Unterabtheilungen; die Hindus sind hauptsächlich Soda-Thakurs oder Radschputen, welche im äußersten Osten wohnen; sie lieben die Freiheit und nomadische Gewohnheiten, und ihr einziger Besitz besteht in ihren Heerden. Sie ernähren sich durch Buttermilch, Kamelmilch und das gröbste Korn. Allgemein wird Sindi gesprochen und eine Art von verdorbenem Hindustani. — Man schätzt den Werth der nach den Nachbarländern ausgeführten Waaren auf 1,050,000 Mark und den der Einfuhr auf beinahe halb so viel; zu ersteren gehört besonders Indigo, Wolle, Baumwolle und Getreide; zu letzterer Reis, Weizen, Gerste, Zucker und Stückgüter. Fabricirt werden: Baumwollwaaren, Seide, verschiedene Silber, lackirte Holzwaaren, Schuhwerk, Pferdeschmuck, Schwerter, Flinten, Thonwaaren, etwas Salz und Salpeter. Die Hauptstraße führt von Haidarabad nach Rohri, zugleich auch der elektrische Telegraph. Ueber den Indus gehen sechs Fähren.

Man schätzt das jährliche Einkommen, von welchem ein Drittel dem Mir zufällt, auf 1,085,000 Mark. Die Jaghirdars oder Abzufindenden, meist die Söhne des Mir und die Frauen seiner Familie, erhalten davon 351,000 Mark. — Der Mir ist Herr über Leben und Tod in seinem Gebiete; alle Urtheilssprüche des Gerichtes bedürfen seiner Bestätigung. Die Steuern ziehen, wie überall, die Briten ein. In der Hauptstadt bestehen einige Privatschulen, in welchen Persisch gelehrt wird.

Der Mir Talpur ist ein Balutsche, 1815 geboren; sein Großvater machte sich 1783, nach dem Falle der Kalhora-Dynastie von Sind, zum Rais oder Beherrscher von Sind. Im J. 1832 unterstützte Ali Murad die Politik der Briten; als nach den Schlachten von Miani und Daba das ganze Sind der britischen Regierung unterworfen ward, war Khairpur der einzige Staat, welchem seine politische Existenz unter britischer Oberherrschaft bewilligt wurde. Er hat die Berechtigung, mit 15 Kanonenschüssen begrüßt zu werden.

Die Hauptstadt Khairpur, am Mirwah Kanale, liegt etwa 24 Kilom. östlich vom Indus in 27° 31′ 30″ nördl. Br. und 86° 28′ 30″ östl. L. von F. Sie besteht aus einem Haufen von Erdhütten, zwischen denen einige bessere Häuser stehen, ist von Sümpfen umgeben, im Innern sehr schmutzig und entschieden ungesund. Der mit farbig lackirten Ziegeln bedeckte Palast steht in der Mitte des Basars und bietet wenig Bemerkenswerthes. Nahe der Stadt liegen die Gräber zweier mohammedanischer Heiligen. Die Zahl der Bevölkerung mag 7300 betragen, meist Mohammedaner; die einst angeblich 15,000 Einwohner bergende Stadt ist jetzt im Zustande des Ver-

falles. Hauptausfuhrartikel sind Indigo, Dschoar und Baschra (Sorghum vulgare und Holcus sativus), und Leinsaat. Es wird Baumwollzeug gewebt und gefärbt und Goldarbeit und Waffen werden gefertigt. Vor 1787 stand hier das Dorf Boira.

Khairpur heißt auch eine Stadt von etwa 3700 Einwohnern im Pandschabdistrict Muzaffargarh, 10 Kilom. im Südwesten von Alipur, tiefer gelegen als das Flut-Niveau des Tschinab und deshalb von Dämmen umgeben. Sie treibt lebhaften Handel in Wolle, Baumwolle und Getreide mit Sind. — Khairpur-Tharki ist ein Städtchen in Sind, District Schikarpur, 104 Kilom. im Nordosten von Rohri; Khairpur-Jusо, ein Dorf ebenda, 16 Kilom. im Südwesten von Largana, und Khairpur-Nathschah, ein Städtchen ebenda, 13 Kilom. südlich von Mehar. Es sind Jaghirdars oder etwa Kron-Domänen. *(G. A. von Klöden.)*

KHALIFEN. Khalife[1]) oder, wie der correcten Aussprache zufolge im Deutschen geschrieben werden sollte, Chalife ist der officielle Titel der auf Mohammed folgenden Beherrscher des islamischen Ländergebietes: chalifatu rasûli-llâhi „Nachfolger (oder Stellvertreter) des Gesandten Gottes" wurde Abu Bekr genannt, der schon bei Lebzeiten des Propheten denselben gelegentlich in der Leitung des Gebetes vertreten hatte, und auf den bei Mohammed's Tode die Führung der Gläubigen überging; der gleiche Ausdruck übertrug sich dann auf die ihm folgenden Herrscher. Als Anrede (etwa unserm Ew. Majestät entsprechend) wurde indeß emiru-l mu'minina „Beherrscher der Gläubigen" vorgezogen.

Das Verständniß des Wesens wie der historischen Entwickelung des Chalifates ist von der richtigen Auffassung seines Ursprunges abhängig. Obwol Mohammed niemals auf Unsterblichkeit gerechnet, vielmehr ausdrücklich von seinem zu erwartenden Tode gesprochen hatte, traf derselbe doch bei seinem Eintritt am 8. Juni 632 die große Mehrzahl seiner Anhänger völlig unerwartet und um so rathloser, je unbedingter die Gläubigen seinen im Namen Gottes ertheilten Befehlen zu gehorchen und auf die Unfehlbarkeit seiner Leitung zu bauen gewöhnt waren. Dazu kam, daß Mohammed, wie einst Alexander, vor seinem Tode nicht im Stande gewesen war, seinen Nachfolger zu bestimmen. Es ist natürlich, daß bei dieser Sachlage die bei Lebzeiten des Propheten scheinbar verschwundenen, wenigstens durch das Uebergewicht seines allmächtigen Einflusses niedergehaltenen Gegensätze zwischen den verschiedenen Gruppen der Gläubigen sofort wieder ans Licht traten. Die Bevölkerung Medinas, des Regierungssitzes, auf die es hierbei zunächst ankam, setzte sich aus zwei Hauptbestandtheilen zusammen: einmal der unmittelbaren Umgebung des Propheten und den Mohâgirs, d. h. den 622 mit Mohammed nach Medina geflüchteten Mekkanern, und zweitens den Anṣâr, Hülfsgenossen, d. h. der aus den beiden Stämmen Aus und Chazraǵ bestehenden Urbevölkerung von Medina, auf deren Einladung der Prophet seiner ungläubigen Vaterstadt den Rücken gewandt hatte und nach Medina übergesiedelt war. Der Vorzug, welcher naturgemäß in vielen Fällen den Verwandten und Landsleuten Mohammed's zutheil geworden war, mußte bei den Hülfsgenossen heimliche Eifersucht erzeugen, und man begreift, daß die letztern nun die Gelegenheit begierig ergriffen, ihrerseits das Heft in die Hände zu bekommen. In dieser Absicht begünstigte sie der Umstand, daß die Uebertragung der Macht auf den neuen Herrscher nur durch Wahl erfolgen konnte. Eine feste Erbfolge bestand nach den Gewohnheiten der arabischen Stämme nicht; bei dem Tode des Oberhauptes eines Stammes wählte der Stamm selbst sich einen neuen Führer. Häufig war dieser der älteste oder doch einer der ältesten unter den angesehenen Stammgliedern, daher der officielle Titel eines solchen Anführers Scheich (oder Schech, Alter); doch war dieser Gesichtspunkt durchaus nicht immer maßgebend. Da also eine Verordnung Gottes, d. h. des Propheten, für den nun eingetretenen Fall nicht vorlag, so verstand es sich von selbst, daß eine Wahl erfolgen mußte, und Wähler konnten nur die Mitglieder der Gemeinde der Gläubigen sein. Diese zu einem solchen Acte aus ganz Arabien zusammenzuberufen konnte niemand einfallen, eine längere Vacanz war außerdem der Lage der Dinge nach ausgeschlossen, die Wahl mußte daher jedenfalls von der im Augenblicke des Todes Mohammed's in Medina anwesenden Anzahl von Gläubigen vollzogen werden, die ja auch, weil sie die ältesten und zuverlässigsten Anhänger des Propheten einschloß, als geeignetste Repräsentation der ganzen Gemeinde gelten durfte. Innerhalb Medinas aber war die Majorität natürlich bei den alten Einwohnern der Stadt, und so hielten denn auch die beiden Stämme sich berechtigt, zusammenzutreten und die Wahl eines neuen Herrschers zu berathen. Der angesehenste Mann unter den Hülfsgenossen war ohne Zweifel Sa'd ibn 'Obâda, der Führer der Chazraǵ, der, obwol krank, sich hatte in die Versammlung tragen lassen, und den nunmehr die aus seinen Stammesgenossen bestehende Mehrheit der Versammlung zum Oberhaupt zu wählen beschloß. Inzwischen hatte sich aber die Nachricht von dem Vorgehen der Anṣâr zu den Mohâgir und der unmittelbaren Umgebung des Propheten verbreitet, und man eilte auch von dieser Seite in die Versammlung, allen voran Abu Bekr und 'Omar, Mohammed's Schwiegerväter, sowie Abu 'Obeida, einer der ersten Gläubigen und durch seine Frömmigkeit angesehen. In gemäßigter, aber fester Rede suchte Abu Bekr die Anwesenden zu überzeugen, daß bei allen Verdiensten der Medinenser doch der Nachfolger des Propheten nur aus dessen Verwandten gewählt werden dürfe, während der gefährliche Vorschlag,

1) Für die Aussprache der transscribirten arabischen Namen und Worte sei bemerkt, daß ' als ein Absetzen mit der Stimme inmitten des Wortes zu sprechen ist, ' den daraus verstärkten Kehlbauch bezeichnet, der dem hebr. Ajin entspricht, th ist das scharfe, dh das weiche englische th. H ist ein schärferes h, ch immer hart (wie in auch); ǵ das italienische g in giardino; ż lautet, wie im Französischen, gleich weichem j, während letzteres immer scharf gesprochen werden muß (Hasan beinahe wie Hassan). Ṣ, Ż (Ḍ), Ḍ, Ṭ und Ẓ sind härter und dumpfer als S, D, T, Z: W ist gleich engl. double u.

für jede Gruppe einen besondern Führer zu wählen, von Omar zurückgewiesen wurde. Kaum wäre es indeß gelungen, den Widerstand der Hülfsgenossen zu besiegen, wenn diese in sich einig gewesen wären. Aber die Feindschaft, welche in den Zeiten des Heidenthums zwischen den beiden medinischen Stämmen geherrscht hatte, wirkte noch nach, und so neigten sich bald die Aus auf die Seite der Mohâǵir, und als dann auch der in der Nähe Medinas lagernde Stamm Aslam, zu dem inzwischen die Nachricht gedrungen war, herbeikam, wandte sich nach einigen Zwischenfällen die Entscheidung gegen die Chazrag; und wenn dabei auch nur mühsam offener Kampf vermieden wurde, so war doch die Gefahr der Spaltung beseitigt und Abu Bekr, mit gleichzeitiger Berücksichtigung der alten Senioratsidee, als alleiniger Nachfolger Mohammed's in Medina allgemein anerkannt.

Diese Vorgänge, welche bei dem Mangel einer festen Erbfolge das maßgebende Präcedens für die spätern Thronwechsel bleiben mußten, bilden für die Geschichte des Chalifats als Institution ebendeshalb den Schlüssel. Auch ferner ist die Wahl der legitime Weg der Uebertragung der Chalifenwürde, auch ferner ist es die Umgebung des jeweiligen Chalifen, d. h. sind es nach dem rapiden Anwachsen der dem Islam unterworfenen Gebiete zu einem Weltreich thatsächlich die gerade bei Hofe anwesenden höchsten Würdenträger des Reiches und die obern Befehlshaber des Heeres, welche die Wahl vollziehen, und auch ferner gilt als angemessen, von den berechtigt und tauglich erscheinenden Personen eine der älteren zu wählen. Es ist aber nur zu begreiflich, daß bei den sich kreuzenden Interessen und bei der Dehnbarkeit der eben formulirten Grundsätze die Uebelstände, denen jedes Wahlkönigthum schließlich erliegt, sich im vorliegenden Falle ganz besonders schnell und empfindlich geltend machten, sodaß schon der zweite Nachfolger Abu Bekr's den Halt verlor und unter dem dritten der Bürgerkrieg ausbrach, aus welchem das Chalifat in seinem Wesen stark verändert hervorging. Denn die Herrschaft Mo'âwija's und der von ihm gegründeten Dynastie der Omajjaden beruht nicht mehr auf dem Rechtstitel der freien Wahl, sondern auf einer Usurpation, welche, wie das römische Kaiserthum, die alten Institutionen nur dem Namen nach bestehen zu lassen strebte, in sich aber nicht stark genug war, eine neue Ordnung zu schaffen. Da nun der natürliche Wunsch des jeweilig regierenden Chalifen, im Widerspruch mit der Senioratsidee dem eigenen Sohne die Nachfolge zu sichern, dazu führte, daß häufig die zur Wahl berechtigten Würdenträger gezwungen wurden, noch bei Lebzeiten des Chalifen einem seiner Söhne als Nachfolger zu huldigen, wodurch dann nach dem Tode des erstern niemand sich gebunden fühlte, so wurde die Wahl bald zu einer Komödie und die Frage nach dem wirklichen Nachfolger zu einer reinen Machtfrage, die nur durch das stets nach allen Seiten hin minirende Intriguenspiel des Hofes gelegentlich verschoben werden konnte. Das führt natürlich zu einer vollständigen Trennung der Interessen der Herrscher von denen des Volkes, und die damit nothwendig erforderte Militärdictatur leitet bei dem immer noch unruhigen und freiheitsbedürftigen Charakter der Araber unter den Abbasiden zu der Herbeiziehung und bald zur Herrschaft türkischer Prätorianer, denen das Reich schließlich erliegt wie das römische seinen germanischen Soldtruppen.

Mit dieser aus dem Wesen des Wahlkönigthums folgenden Entartung wirken nun aber, in ihren Sphären noch mächtiger, zusammen die nationalen und religiösen Gegensätze, welche sich rasch in dem ungeheuern Völkergemisch des Chalifenreiches geltend machen, und deren Entwickelung, die identisch ist mit der Entwickelung des geistigen Lebens unter dem Chalifate überhaupt, in großen Zügen voranzustellen geboten scheint, um nicht über den einzelnen Thatsachen den Zusammenhang zu verlieren; auf Details der Lehrmeinungen lassen wir uns hier indeß nicht ein; siehe darüber den Art. Mohammedanismus, bezw. die betreffenden Einzelartikel.

Die ältesten Gegensätze innerhalb der Scharen der Anhänger Mohammed's wurzeln noch in den Verhältnissen, wie sie sich in der letzten Zeit seines Lebens entwickelt hatten. Mohammed war je mehr und mehr aus einem religiösen Fanatiker ein politischer Kopf geworden, und nach der friedlichen Einnahme von Mekka hatte er im eifrigen Bestreben, die Aristokratie dieser seiner Vaterstadt definitiv an seine Sache zu fesseln, die angesehensten unter seinen frühern Gegnern mit Wohlthaten überhäuft, die von den uneigennützigeren Bekennern der von ihm gestifteten Religion nicht mit günstigen Augen angesehen werden konnten. Als nach seinem Tode der Islam unter Abu Bekr mit dem wieder losbrechenden Beduinenthum um seine Existenz, unter Omar mit Persien und Byzanz um die Weltherrschaft zu kämpfen hatte, blieb der Gegensatz zwischen den Frommen und Weltlichen ohne erhebliche Aeußerung; als mit 'Othman, der selbst der alten mekkanischen Aristokratie angehörte, die Weltlichkeit zur Corruption des Islam zu führen drohte, antwortete die orthodoxe Partei mit der Ermordung des Chalifen. Während nun aber in Medina die Orthodoxen mit den persönlichen Anhängern Ali's sich verbanden, hatte die weltliche Partei bereits einen von dem schlauen Mo'âwija bereiteten neuen Stützpunkt in Syrien gefunden. Es kam zum Bürgerkrieg; die Wendung desselben veranlaßte Ali, Verhandlungen mit Mo'âwija anzuknüpfen — hierin aber erblickten die Frommen eine Voranstellung seiner persönlichen Interessen unter Vernachlässigung der Sache Gottes; die meisten derselben verließen zusammen mit andern Unzufriedenen sein Lager und nahmen sofort eine feindselige Haltung gegen ihn ein. Zwar gelang es Ali, den größeren Theil der Ausgewichenen (Chârigîs, oder mit dem arabischen Plural Chawârig; gut übersetzt Dozy: „Nonconformisten“) zu zerstreuen und den Kern derselben, eben jene frommen und starkgläubigen Gegner aller weltlichen Ehrsucht, zu vernichten; aber ihre puritanisch-demokratischen Grundsätze verbreiteten sich rasch und die Sekte erwuchs bald zu einer Macht, welche in einer Reihe der gefährlichsten Aufstände nicht wenig zur Untergrabung der bald nachher aufkommenden Omajjaden-Herrschaft beitrug, und, als durch versprengte Chariǵiten

die Lehre zu den Berberstämmen Nordafrikas getragen wurde, deren Widerwille gegen die arabische Herrschaft mit ausgeprägt demokratischer Gesinnung verbunden war, in gleich heftigen Empörungen die Losreißung dieser Länder vom Chalifate vorbereitete. Die Charigiten erscheinen somit als eine politisch-religiöse Secte, die in den Berberländern dann auch einen nationalen Gegensatz auszudrücken anfängt.

Umgekehrt ist der nationale Gegensatz für unsere Anschauung die Hauptsache bei der zweiten, dem Chalifate gefährlichen Secte, den Schiiten (Schi'a, Anhängerschaft, nämlich Ali's), wenngleich die Aeußerungen ihres Gegensatzes zu den jeweiligen Regierungen sich durchweg in das Gewand des Legitimismus kleiden, sodaß man zunächst allerdings einen Schiiten als einen Muslim definiren kann, der die Usurpation des Chalifates durch Mo'âwija nicht anerkennt, sondern den Imâm, in dem er sein religiöses und politisches Oberhaupt zu verehren hat, nur in einem Mitgliede der Familie Ali's, des Schwiegersohnes des Propheten, erkennen darf. Muß er sich der weltlichen Macht beugen, so weicht er eben nur der Gewalt und bequemt sich zu äußerlichem Gehorsam, aber Imâm, Vorsteher (nämlich der religiösen Gemeinschaft der Gläubigen) ist für die strengeren Schiiten der ersten Zeit nur der jedesmal berechtigte Nachkomme der Fâtime (Ali's Gattin, Tochter des Propheten, von welcher allein directe Nachkommen des letztern vorhanden sind), für die weniger strengen ein Nachkomme Ali's von seinem Sohne Mohammed ibn el-hanafijja, den ihm eine andere Frau geboren hatte. Je nach den vielfach zweifelhaften und einander widersprechenden Stammbäumen theilen sich nun besonders später die Schiiten in verschiedene Einzelsekten, von denen die Ismaeliten (s. d.) mit den aus ihnen hervorgegangenen Karmaten (s. d.) dem Chalifate am furchtbarsten geworden sind; daß aber die allen gemeinsame Idee der Legitimität in so hartnäckiger und ausgedehnter Weise durch Jahrhunderte fortgewirkt hat, kommt schließlich doch nur daher, daß der nationale Gegensatz der Perser gegen das Araberthum seinen Ausdruck in dieser Idee suchte und fand. Daß dies geschah, ist nun freilich kein Zufall. Dem Perser, der durch seine ganze bisherige Geschichte in seinem Schah einen halben oder ganzen Gott zu sehen gewöhnt war, der nur der Sohn eines Gottes sein und seine Göttlichkeit nur seinem Sohne hinterlassen konnte, mußte die Idee, eine solche Gottheit durch Wahl herzustellen, absurd erscheinen. Die ersten vier legitimen Chalifen konnte er als nächste Verwandte des Propheten selbst allenfalls anerkennen, obwol schon dem dritten derselben der persische Dolch den Lebensfaden durchschnitt, und später auch Abu Bekr, Omar und Othman von den Schiiten verworfen wurden, aber in Mo'âwija, dem Sohne von Mohammed's ärgstem Feinde, den rechtmäßigen Herrscher anerkennen — dazu konnte er sich nicht herbeilassen. So war eigentlich jeder Perser geborener Schiit, und als nach dem gewaltsamen Tode Ali's und dem Ende seiner Söhne Hasan und Husein der Sache der Legitimität die thatsächliche Vertretung durch einen Prätendenten fehlte, war die heimliche Sektenbildung an sich schon dem lügnerischen persischen Charakter die entsprechendste Form des Parteiwesens, sofort gegeben. Je größer aber die Erfolge derselben waren, je mehr sie Ausdruck des nationalen Elements wurde, um so heftiger mußten auch offene Ausbrüche erfolgen, sobald die politische Lage solchen Aussicht auf Erfolg gewährte; und so lösen später die Schiiten die Charigiten in der Rolle der nie rastenden, bald minirenden, bald Fuge auf Fuge der einzelnen Bestandtheile des Reiches sprengenden Aufrührer ab; ja man könnte vielleicht mit Rücksicht auf den ausgesprochen demokratischen Charakter der Karmatenempörungen in gewisser Beziehung sagen, die Charigiten seien in die Schiiten aufgegangen — trotzdem beide Sekten von diametral entgegengesetzten Ideenkreisen aus sich entwickelt haben.

Weniger direct politische Wirkung, aber ebenfalls großen Einfluß auf die Entwickelung des Chalifates haben die Sekten rein religiösen Charakters ausgeübt, nicht nur weil in diesen das geistige Leben der islamischen Völker seinen nächsten und mächtigsten Ausdruck gefunden hat, sondern auch weil der Chalife als Stellvertreter des Propheten die weltliche und kirchliche Obergewalt in seiner Person verbindet. Je nach den Zeitläuften oder den persönlichen Neigungen der verschiedenen Herrscher tritt bald die eine, bald die andere seiner beiden Functionen besonders hervor; suchten die ersten beiden legitimen Chalifen auch in dieser Beziehung in Mohammed ihr alleiniges Vorbild und waren sie ebensowol die ersten der frommen Muslime als die Herrscher des sich mächtig ausdehnenden Reiches, und ist Othman überhaupt als Herrscher nicht ernst zu nehmen, so mußte doch bereits Ali trotz seiner unbezweifelten Gläubigkeit der Politik mehr sich anbequemen, als nach Ansicht der Frommen dem Nachfolger des Propheten zustand, und die Omajjaden sind, eigentlich nur mit einer einzigen Ausnahme, rein weltliche, und zwar sehr weltliche Herrscher, wenn sie sich meist auch der unbequemen Form fügen, am Freitage in der Moschee vorzubeten, wie es einst Mohammed gethan: es war doch bei der unlöslichen Verbindung, in welche die geistliche und die politische Führerschaft durch den Propheten gekommen war, zu gefährlich, eine der beiden Functionen ostensibel ruhen zu lassen. Auch die ersten Abbasiden, obwol beiweitem gebildetere Leute als die noch wenig civilisirten Omajjaden, machten sich nicht viel aus ihrem religiösen Principat, und erst mit dem Erlahmen des weltlichen Armes zogen die Chalifen der späteren Jahrhunderte sich mehr und mehr auf die geistliche Würde zurück, welche die Usurpatoren und Territorialherren ihnen des gläubigen Volkes wegen pro forma gern überließen, die aber praktisch eben auch in nichts anderm bestand als in der ehrenvollen Nennung ihrer Namen beim Gottesdienst. Selbst aber in den besseren Zeiten der weltlichen Herrschaft konnte es ja nicht gleichgültig sein, wie die Regierung, wenn auch aus Laune oder aus politischen Gründen, sich zu den verschiedenen Strömungen des religiösen Lebens stellte, und umgekehrt übten auch die religiösen Anschauungen größeren Einfluß

auf die Politik aus, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt ist: gewiß wäre das Ende der Abbasidenherrschaft noch früher dagewesen, hätte nicht Mutawakkil sich in die Arme der Orthodoxie geworfen.

Man kann die geistige Entwickelung des Orients unter den Chalifen kurz in drei Perioden einbegreifen: die eine umfaßt das Erwachen des religiösen und philosophischen Denkens, welches sich in Verbindung mit dem weltlichen Charakter der Omajjadenherrschaft vollzieht, während die harmlose Altgläubigkeit in den gebildeteren Kreisen der meisten Länder den Boden verliert; die zweite führt den Rationalismus auf den Gipfel der Macht, zwingt aber dadurch die Altgläubigkeit, sich im Gebrauche der dialektischen Waffen der Gegner zu üben und dann, zunächst auf die Massen des ungebildeten Volkes sich stützend, den Kampf auf das eigene Gebiet der wissenschaftlich gebildeten Rationalisten zu spielen; die dritte führt den Sieg der durch diesen Umwandlungsproceß aus der Altgläubigkeit hervorgegangenen scholastischen Orthodoxie über den Rationalismus, damit aber das allmähliche Absterben geistigen Strebens und Lebens herbei.

Der Ursprung des Rationalismus ist in den Widersprüchen zu suchen, an denen der Koran, das Werk eines religiös erregten, aber im abstracten Denken gänzlich ungeübten Mannes, so reich ist. Insbesondere leidet sein Gottesbegriff an starken und miteinander gänzlich unvereinbaren Schwankungen: einerseits wird Gott allem Menschenwesen direct entgegengesetzt, von allem Menschlichen möglichst weit entfernt, an andern Stellen dagegen, wo der Versuch gemacht werden muß, eine positive Anschauung vom Wesen Gottes zu geben, kann sich der Prophet nicht über die gröbsten anthropomorphistischen Vorstellungen erheben. Die Erkenntniß dieses und anderer Widersprüche im Verein mit der Reaction der weltlichen Omajjadenperiode gegen die Altgläubigkeit der ersten Zeiten führte zur Bildung von Sekten, als deren Hauptrepräsentanten die Mu'taziliten (s. d.) gelten, und die im allgemeinen den Versuch darstellen, zwischen Dogma und Vernunft eine mehr oder weniger leidliche Vermittelung herzustellen; einen Versuch, bei dem zuerst der Verkehr mit syrischen Christen, später die Bekanntschaft mit griechischer Philosophie nicht ohne Einfluß waren. Solange die Chalifen weltlich gesinnt blieben, konnten diese Rationalisten meist ungestört ihren Bestrebungen nachgehen, und ihre Erfolge waren, wenigstens in den gebildeteren Kreisen, beträchtlich, vorzüglich als sie unter dem Einflusse der griechischen Philosophie geübte Dialektiker geworden waren, denen gegenüber die in getreulicher Weiterüberlieferung der Tradition aufgehenden Orthodoxen eine klägliche Rolle spielten; ja unter Ma'mûn erreichten sie es, gerade wie stellenweise die Arianer am byzantinischen Hofe, daß ihre Lehre von dem Chalifen als die rechtgläubige anerkannt und ihre Befolgung anbefohlen wurde.

Es ist indeß nicht die antiorthodoxe Gesinnung der Chalifen und ihres lebenslustigen Hofes allein, welche den Rationalismus zu solcher Blüte entwickelt hat. Mit der Uebertragung der Herrschaft auf die Abbasiden, welche sich während des Bürgerkrieges hauptsächlich auf die persische Nationalität stützen, geht naturgemäß der Primat innerhalb des Chalifenreiches von den Arabern auf die gemäßigteren Elemente unter den Persern über. Persische Bildung und Feinheit civilisirte gründlicher den bisher nur mit äußerm Glanze übertünchten Hof, während das ebenfalls dem alten Sassanidenreiche angehörende syrische Element die Schätze griechischer Wissenschaft allen nach Bildung Strebenden bereitwillig vermittelte. Beide Factoren aber mußten dem orthodoxen Islam naturgemäß feindlich gegenübertreten, der sich weder mit dem theils weltlichen theils pantheistischen Perserthum, noch gar mit Philosophie oder Naturwissenschaft vertragen konnte: so wirken eine Weile gerade die tüchtigsten und geistig bedeutendsten Kräfte zusammen, an die Stelle des beschränkten Dogmas freies Denken und wissenschaftliche Erkenntniß zu setzen.

Lange konnte indeß dieser erfreuliche Zustand nicht fortdauern. Mehr und mehr hatten bereits die Chalifen den Halt in der Masse des Volkes verloren, mit der sie kein inneres Band mehr zusammenknüpfte und der ihre Begünstigung der Perser ebenso anstößig war als ihre Abneigung gegen die Altgläubigen; war die Bevölkerung Bagdads wie anderer großer Städte auch längst keine rein arabische mehr, sie erhob doch den Anspruch, das Araberthum und die gläubige Gemeinde zu repräsentiren, und lieh begierig denen ihr Ohr, welche die Verachtung der Religion seitens der Gebildeten rügten und die Wiederherstellung der reinen Lehre forderten. Diese frommen Wühlereien, von den rationalistischen Hoftheologen durch übel angebrachte Verfolgungen der Orthodoxen nur noch mehr geschürt, waren um so gefährlicher, je mehr der Pöbel von Bagdad die Bezeichnung eines der turbulentesten verdient, welchen je eine große Stadt hervorgebracht hat. Da nun die gemäßigten persischen Elemente allein auf die Dauer das Chalifat zu stützen nicht stark genug waren, die übrige Mehrzahl der Perser aber dem Schiitismus verfallen war, so versuchte es Mu'taßim zuerst mit größeren Scharen türkischer Prätorianer. Aber diese in ihren Consequenzen so verderbliche Wendung war nur das Vorspiel zu einer andern, welche unter Mutawakkil den Anfang auch des geistigen Verfalles bezeichnet: der Chalife warf sich in der Absicht, in den Massen neuen Halt, vielleicht auch ein Gegengewicht gegen die bereits gefährlich werdende türkische Armee zu finden, den Orthodoxen in die Arme, und als diese bald nachher auch durch den zur Rechtgläubigkeit bekehrten Mu'taziliten El-Aśch'ari gelernt hatten, sich der Dialektik der Gegner zu bedienen, begann ein Kampf zwischen beiden religiösen Parteien, dessen Ausgang trotz der mannhaftesten Haltung der Freisinnigen nach Lage der Dinge nicht zweifelhaft sein konnte. Jahrhundertelang gibt es noch Mu'taziliten, ja heutzutage lieben es freisinnigere Mohammedaner Indiens, sich als deren Nachfolger zu bezeichnen, aber einen maßgebenden Einfluß haben sie auf die Gestaltung des geistigen Lebens nicht mehr. Der Versuch, zwischen dem Koran und der Vernunft eine Vermittelung herzustellen, ist gescheitert; die wissenschaftliche Begabung, welche sich an grammatischen oder theologischen Spit-

fündigkeiten oder an geistloser Polyhistorie nicht genügen lassen will, sieht sich von nun an gezwungen, einsame Pfade zu gehen, ihr Bestes zu verschweigen oder in äußerlich unanstößige Zweideutigkeiten zu hüllen; nur die reinen Erfahrungswissenschaften, die mit dem Dogma nicht so leicht zusammengerathen, folgen noch eine Weile dem unter Ma'mûn gegebenen Anstoß, bis auch sie von der allgemeinen Erstarrung ergriffen werden.

Der langsame Vollzug dieses Erstarrungsprocesses gehört nun bereits in die Periode der an die Stelle des weltlichen Armes der Chalifen tretenden Territorialherrschaft und hat uns somit hier nicht weiter zu beschäftigen; wir ergänzen nur noch den allgemeinen Ueberblick über die Entwickelung des geistigen Lebens unter dem Chalifat, zu welchem sich uns die Darlegung der nationalen und religiösen Gegensätze erweitern mußte, durch eine kurze Bemerkung über die poetischen Leistungen der berührten Epochen. Sie schließen sich genau der allgemeinen Entwickelung an: unter den Omajjaden zeigen sie sich als Fortsetzung der alten heidnischen Wüstenpoesie, der man von einem irgend tiefer gehenden Einfluß des Islam nichts anmerkt; unter den Abbasiden führt die persische Feinheit zu einer eleganten, geistreichen, etwas gezierten Hofpoesie, deren Hauptvorzug mehr Bildung als Tiefe ist, die sich aber in ersterer Beziehung oft zu hohem Reize ausgebildet zeigt (vgl. Voth, Ueber Leben und Werke des 'Abdallah Ibn ul Mu'tazz, Leipzig 1882, S. 44 fg.). Die Entwickelung der übrigen, insbesondere der historischen Literatur hängt, soweit sie nicht im Banne der theologischen Interessen steht, mit den allgemeinen geistigen Strömungen nicht so unmittelbar zusammen.

Wir gehen nunmehr zu einem Ueberblick über die Geschichte der einzelnen Chalifen über. Sie gliedert sich den drei Dynastien genau parallel in drei Epochen: die der vier legitimen Chalifen (al-chulafâ'u-r-raschidûna) — Ueberwältigung der nach Mohammed's Tode eintretenden heidnischen Reaction, Eroberung Persiens und der byzantinischen Provinzen, Organisation des Reiches; die der Omajjaden — Fortsetzung der Eroberungen, allmähliche Assimilation der unterworfenen Völker, gleichzeitig aber Beginn der politischen und religiösen Sektenbildung und im allgemeinen der Reaction der einzelnen Nationen gegen das Araberthum; die der Abbasiden — Concentration der Staatsgewalt und Centralisation des Weltreiches nach dem Muster des altasiatischen Despotismus unter persischem Einfluß, Entartung zur Militärdictatur, Verfall und Untergang durch Prätorianerwirthschaft unter Mitwirkung der oben entwickelten religiösen und nationalen Gegensätze.

Die allgemeine Unterwerfung der arabischen Stämme unter die Herrschaft Mohammed's war schon vor seinem Tode nicht von Dauer geblieben. Einerseits wurden die religiösen Pflichten, noch mehr die Steuern, welche das Gesetz des Islam auferlegte, von der keinerlei religiösem Interesse zugänglichen Mehrzahl der Stämme als drückende Lasten empfunden, andererseits war der Erfolg des Propheten ein allzu glänzender, als daß nicht mehr als Einer auf den Gedanken hätte kommen sollen, ebenfalls einer so vielversprechenden Carrière sich zu widmen. So erklären sich das Auftreten und die im Anfange beträchtlichen Fortschritte der Concurrenzpropheten (über welche das Nähere im Art. Mohammed zu finden ist); aber von diesen ganz abgesehen war es bei dem persönlichen Charakter von Mohammed's Herrschaft und dem von ihr nur für den Augenblick bewältigten eifersüchtigen Freiheitsdrange der arabischen Stämme selbstverständlich, daß die Nachricht seines Todes das Signal zu einem allgemeinen Aufstande sämmtlicher Stämme Arabiens wurde: treu blieben allein die Bewohner des Higâz (Nordwestarabiens), der Wiege des Islams, welche theils wirkliche Gläubigkeit, theils der eigene Vortheil zur Vertheidigung des Glaubens wie der Herrschaft ihrer Landsleute über ganz Arabien antrieb. Bei der geringen Anzahl dieser Stämme, die zudem erst nach und nach sich um den Chalifen scharen konnten, schwebte derselbe einige Zeit in großer Gefahr, da Medina bald von Aufständischen ernstlich bedroht wurde. Abu Bekr war aber gerade der rechte Mann, diese Gefahr zu beschwören. Sein Glaube an die Göttlichkeit der Lehre Mohammed's blieb nach dem Tode des Propheten felsenfest, wie er vom ersten Auftreten desselben an durch Jahrzehnte der Prüfung sich bewährt hatte: während selbst der sonst so energische und unbeugsame Omar rieth, für die Treue einiger centralarabischer Stämme den von diesen geforderten Preis einer Steuererleichterung zu bewilligen, erklärte der Chalife, er werde unter keinen Umständen auch nur ein Titelchen von den Verordnungen des Propheten zurücknehmen; ja er entblößte im gefährlichsten Momente sogar die Residenz fast von sämmtlichen daselbst vorhandenen Truppen, weil dieselben kurz vor Mohammed's Tode von dem Propheten zu einer Expedition an die syrische Grenze bestimmt worden waren. Allerdings bestand diese Abtheilung größtentheils aus Medinensern, welche aus Anlaß der bei der Chalifenwahl vorgefallenen Ereignisse von keinem guten Geiste erfüllt waren; trotzdem glich es einer Tollkühnheit, in einem solchen Moment die Stadt ihrer natürlichen Vertheidiger zu berauben. Aber gerade diese keinen Augenblick wankende Sicherheit des Vertrauens auf den göttlichen Beistand, welche alle Rücksichten irdischer Klugheit verachtet, war es, welche gegenwärtig noththat: so versetzt der Glaube Berge, indem er die Herzen der Menschen durch die Voraussetzung des scheinbar Unmöglichen als eines Selbstverständlichen gegen jede Schwäche feit. Es gelang, den übereilten Angriff einer unzulänglichen Rebellenschar auf die Stadt abzuweisen, einige in der Nähe versammelte Stämme zu überrumpeln, und damit war der Erfolg für die Waffen der Gläubigen gesichert. Die treugebliebenen Stämme des Higâz trafen allmählich ein, die syrische Expedition kehrte von ihrem nur der Züchtigung einiger unbedeutender Grenzstämme gewidmeten Streifzuge zurück; mit dem Siege wuchs die Zuversicht der Truppen, während Zwiespalt in die ohnehin aufeinander nach altarabischer Weise eifersüchtigen Rebellenstämme eindrang. So konnte es gelingen, die einzelnen Herde des Aufstandes zu dämpfen, bevor noch ein ge-

meinsamer Vorstoß der abgefallenen Massen überhaupt vorbereitet war. Abu Bekr war von Natur ein gemäßigter, keineswegs zur Grausamkeit neigender Mann: aber der Aufstand war ein zu allgemeiner, den Glauben in seinem ganzen Bestande zu gefährlich bedrohender gewesen, als daß er nicht hätte Vorsorge tragen müssen, eine Wiederkehr desselben gründlich unmöglich zu machen. So kannten die Befehlshaber der moslimischen Heere keine Gnade; insbesondere der blutdürstige Châlid, „das Schwert Gottes", der genialste Feldherr und größte Wütherich seiner Zeit, erfäuste in Centralarabien, wo er den anfangs sehr erfolgreichen Gegenpropheten Mosailima vernichtete, den Aufstand im Blute, und auch im Nordosten und Südwesten wurden die abtrünnigen Stämme erbarmungslos decimirt. Wer übrigblieb, dachte für die ganze Folgezeit allerdings nicht mehr daran, dem Islam zu widerstreben und nahm ihn unterwürfig an — freilich war diese Bekehrung fast überall eine rein äußerliche, wie sie es ja auch bei der Mehrzahl der Mekkaner gewesen war, und vermöge der in den weitesten Kreisen der Gemeinde verbreiteten religiösen Indifferenz wie des Hasses gegen die frommen Theilnehmer an jenen Executionen konnte später unter den Omajaden das latent gebliebene Heidenthum gerade an den nächsten und eifrigsten Gefährten des Propheten grimmige Rache üben.

Einstweilen wurden die wieder zusammengefaßten Kräfte Arabiens nach außen entfesselt. Es kann kaum zweifelhaft erscheinen, daß bereits Mohammed, mochte er im Anfange sich nur zur Predigt des wahren Glaubens unter den Arabern berufen glauben, gegen das Ende seiner Laufbahn bereits die Ausdehnung des Islam über die Grenzen der Halbinsel hinaus ins Auge gefaßt hatte; es war ja zu einer feindlichen Berührung mit den Byzantinern ohnehin bereits gekommen. Für seine Nachfolger waren noch mehr als für ihn Eroberungszüge nach außen das nächstliegende, ja einzige Mittel, den arabischen Stämmen, die untereinander sich nicht mehr bekriegen durften, die nöthige Bewegung und den nöthigen Unterhalt zu verschaffen. Daß freilich diese Eroberungszüge binnen wenigen Jahren zur Unterwerfung der halben Welt führen würden, wird kaum jemand damals vorausgesehen haben. Allerdings hatte der Araber längst aufgehört, den Byzantiner oder den Perser zu fürchten, nachdem beide in ihren endlosen Kriegen um den Besitz Armeniens und Mesopotamiens ihn wechselsweise zum Schutz ihrer Grenzen wie zur Schädigung des Gegners heranzuziehen begonnen und ihn daran gewöhnt hatten, die Grenzlande beider Reiche als Schauplatz lohnender Beutezüge anzusehen; daß aber jene jahrhundertelangen, aufreibenden Kämpfe einerseits, innere Zwistigkeiten, Unbotmäßigkeit der Statthalter, Unterdrückung der Massen, Verkommenheit der kirchlichen Verhältnisse andererseits die Leistungsfähigkeit der zwei scheinbar so starken Großmächte gänzlich erschöpft hatten, konnte niemand wissen. Aber mit derselben sichern Kühnheit, welcher die Unterjochung der empörten Beduinenstämme gelang, warf der Chalife seine Reiterscharen fast gleichzeitig auf das persische Babylonien und das byzantinische Syrien: im März 633 erhielt Châlid ibn el Walid, kaum nachdem er die Unterwerfung Centralarabiens vollendet, den Befehl, in das ʿIrâk (Babylonien einzudringen, und kaum ein Jahr später wurden drei andere Feldherren mit weitern Scharen gegen die byzantinische Grenze geschickt (s. weiter unten). Abu Bekr erlebte noch die ersten Erfolge auf beiden Kriegsschauplätzen und konnte, als er am 21. Gumâdâ II. des Jahres 13 (22. Aug. 634) in einem Alter von 63 Jahren starb, mit dem Bewußtsein scheiden, den Islam, dessen erster Bekenner er gewesen war, gerettet und auf die Bahn des Sieges geleitet zu haben. Er war ein in jeder Beziehung achtungswerther Mann gewesen, und ohne seinen aufrichtigen und unerschütterlichen Glauben wäre die Sache des Islam zu Mohammed's Lebzeiten wie nach seinem Tode mehr als einmal verloren gewesen. Für die Organisation des nun in ungeahnter Schnelle sich über ganze Länder ausdehnenden Reiches indessen, wie für die machtvolle Zügelung und Leitung der allerorten thätigen und immer selbstbewußter wirkenden militärischen Kräfte bedurfte es eines ebenso festen Charakters, gleichzeitig aber eines überlegenen Kopfes und eines rücksichtslosen Willens: es war das letzte große Verdienst, welches sich Abu Bekr um den Islam erwarb, daß er den rechten Mann für die Zeitlage in ʿOmar erkannte und veranlaßte, daß noch vor seinem Ende diesem als seinem Nachfolger von den angesehensten Männern gehuldigt wurde.

ʿOmar, der zweite Schwiegervater des Propheten und sein wie Abu Bekr's erster Rathgeber, hatte schon bisher bei weitem den meisten Einfluß auf die Leitung der Dinge ausgeübt, und selbst ʿAlî, der als Schwiegersohn des Propheten die nächste Anwartschaft auf die Nachfolge zu haben glauben durfte, erkannte rückhaltslos die getroffene Wahl an. Wie ʿOmar mit echt staatsmännischem Sinne seine organisatorische Aufgabe löste, wird sich ergeben, nachdem wir zunächst im Zusammenhange die Geschichte der Eroberung Persiens und Syriens überblickt haben werden.

Châlid hatte sich zu Anfang des 12. Jahres der Hidschra (März 633) mit 2000 Mann von Centralarabien aufgemacht, dieselben unterwegs auf 18,000 verstärkt, an der Grenze Muthanna noch weitere 8000 an sich gezogen, und brach nun, als der persische Feldherr Hormuz seine Aufforderung, sich zum Islam zu bekehren, ablehnte, an der Südwestecke des ʿIrâk (nicht weit von der Euphratmündung) in das persische Gebiet ein. Er schlug zuerst den Hormuz (in der „Kettenschlacht", nach der Tradition so genannt, weil sich die Perser mit Ketten aneinandergebunden hatten), dann mehrere andere Feldherren und eroberte alles westlich vom Euphrat gelegene Land, nahm die Stadt Anbâr (gerade dem späteren Bagdad gegenüber am Euphrat) und ließ, als er um die Mitte des Jahres 13 (634 mit 3000 Mann zur syrischen Armee abberufen wurde, den Muthanna als Oberbefehlshaber zurück. Derselbe war indeß nicht im Stande, mit dem geschwächten Heere die gemachten Eroberungen zu behaupten, sondern erschien kurz vor dem Tode Abu Bekr's persönlich in

Medina, um Verstärkungen zu erbitten, ohne welche die Muslime sich kaum noch an der Grenze des persischen Gebietes halter konnten. Omar, der um diese Zeit zur Regierung kam, sandte sofort den Abu ʿObeid mit einigen tausend Mann ab, der in der That, nachdem er den Oberbefehl übernommen, sich des erwähnten Landstriches von neuem bemächtigte, aber so leichtsinnig war, angesichts des auf dem östlichen Ufer des Euphrat lagernden persischen Heeres den Fluß zu überschreiten. Er büßte seine Tollkühnheit mit dem Leben und einer Niederlage, die um so blutiger wurde, als einer seiner Stammgenossen, um die Muslime zum Verzweiflungskampf zu nöthigen, die Brücke abschneiden ließ; hätte sie nicht noch in der Eile wiederhergestellt werden konnen, so wäre das ganze Heer in den Fluß geworfen worden („Brückenschlacht", wahrscheinlich in der zweiten Hälfte des Jahres 13, etwa October 634). Muthanna, der den Rückzug gedeckt hatte, vermochte indeß sich wenigstens auf dem Westufer zu halten und sogar einige kleine Erfolge zu erringen, da ein hinter dem Rücken des persischen Heeres ausgebrochener Aufstand den größten Theil desselben zur Umkehr genöthigt hatte. Inzwischen sandte Omar neue Verstärkungen, mit welchen Muthanna kaum zwei Monate nach der Brückenschlacht die Perser wiederum am Euphrat besiegte und sich damit den Weg über den Fluß bahnte. Die Streifzüge, mit welchen die Muslime nun das Land zwischen Euphrat und Tigris heimsuchten, erreichten aber ein schleuniges Ende, als der junge und thatkräftige Jezdegerd III. nach Niederwerfung seiner Gegner alle Kräfte aufbot: vor den andringenden persischen Heeren mußte sich Muthanna eilend bis an die Wüste zurückziehen; kurz nachher starb er an einer Wunde. Da Omar einsah, daß ganz besondere Anstrengungen nöthig seien, um einen dauernden Erfolg zu erreichen, sammelte er durch besondere Aufrufe über 30,000 Mann neuer Truppen, welche etwa im Anfange des Jahres 14 (März 635) unter dem Oberbefehl des Saʿd ibn Abi Wakkâṣ nach dem Irak aufbrachen, bei Kadesia, einem persischen Grenzorte, sich lagerten und von da aus die Länder westlich des Euphrat von neuem beunruhigten. Rustem, der erfahrene Feldherr, der unter Jezdegerd das Commando führte, wollte die Araber hinter dem Euphrat erwarten, wie bei der Brückenschlacht, aber der feurige Jezdegerd drängte zur Befreiung des Westeuphratlandes, setzte über den Strom und griff die Muslime bei Kadesia an. In viertägigem heißem Kampfe, während dessen die Araber noch durch die Rückkehr der im vorigen Jahre nach Syrien abgegebenen Truppen verstärkt wurden, und in welchem Rustem selbst das Leben verlor, wurden die Perser entscheidend geschlagen (wahrscheinlich im Jahre 14, etwa Mitte 635). Unermeßliche Beute und alles Land zwischen Euphrat und Tigris fielen den Muslimen in die Hände, deren Verluste indeß auch so empfindlicher Art waren, daß sie vor dem Weiterrücken die Euphratlinie durch Einnahme der Festungen Hira und Obolla (des alten Apologos) sowie durch Anlage der später so berühmten Stadt Baṣra (ungenau Bassora, Balsora) in der Nähe der Mündung des Euphrat zu sichern sich genöthigt sahen. Dann erst (in der zweiten Hälfte des Jahres 15, etwa Ende 636) gingen sie weiter östlich und überschritten, da Jezdegerd seine Hauptstadt Madâin (Ktesiphon) nicht zu halten vermochte, widerstandslos den Tigris, bemächtigten sich der Residenz mit allen ihren Schätzen und verfolgten die Perser bis in die Nähe des medischen Gebirgslandes: die ungeheure Beute wurde, nach Abzug des für den Staatsschatz bestimmten Fünftels (s. unten), vertheilt. In Ktesiphon bleiben durften aber die Araber nicht, sondern als Hauptquartier und Regierungssitz für die neueroberten Länder wurde, vermuthlich gegen Ende 15 oder Anfang 16 (637; nach einigen 2—3 Jahre später) westlich vom Euphrat nördlich vom jetzigen Meschhed Ali die Stadt Kufa gegründet, die sich bald, ihrer Lage und den Verhältnissen entsprechend, mit Scharen von Arabern, Persern, Syrern, Muslimen, Heiden, Juden und Christen bevölkerte, und deren Bewohnerschaft schon nach wenigen Jahren sich als die unzuverlässigste und wankelmüthigste, daneben aber unruhigste und empörerischeste des ganzen islamischen Ländergebietes zeigte: sie hat demgemäß viel Unheil gestiftet und erlitten.

Die nach der Eroberung von Ktesiphon eingeleitete Verfolgung Jezdegerd's erreichte, nach einigen Rückzugsgefechten, ihr vorläufiges Ende mit der Besetzung von Hulwân am Fuße des medischen Gebirges, über welches sich die Perser nach Rei (Teheran) zurückzogen (Jahr 16 = 637). Die Araber durften auf den Flanken und im Rücken keine feindlichen Kräfte lassen: so unterwarfen sie denn Mosul im Norden (Jahr 16 oder 20 = 640—41; das westliche Mesopotamien wurde 18 und 19 = 639—40 von Syrien aus eingenommen), Chuzistan (das Land östlich vom untern Tigris) im Süden (Jahr 15—19 = 636—640); den Statthalter letzterer Provinz, Hormusan, nahmen sie nach längerer Belagerung in seiner Hauptfestung Tuster (jetzt Schuschter) gefangen und brachten ihn vor den Chalifen nach Medina, wo er sich durch den aus Platen's Romanze bekannten klugen Einfall das Leben rettete. Inzwischen suchte Jezdegerd die Fürsten der Provinzen Central- und Ostpersiens um sich zu sammeln; gegen ihn wurde, da Saʿd ibn Abi Wakkâṣ auf Andringen der unzufriedenen Kufenser zurückberufen worden war, ein neues Heer unter Noʿmân ibn Muḳarrin gesandt. Bei Nehâwend, jenseit des medischen Grenzgebirges, südlich von Hamadân (Ekbatana) fand der Kampf statt, welcher über das Schicksal Jezdegerd's und seines Reiches endgültig entschied: Noʿmân fiel, aber sein Lieutenant Hudheifa vollendete die gänzliche Niederlage der Perser (Jahr 19, 20 oder 21 = 640—642). Durch die Schlacht von Nehawend war der Widerstand des persischen Gesammtreiches gebrochen und die Gegenwehr der einzelnen Provinzen und Festungen konnte den Siegeslauf der arabischen Heere nicht erheblich aufhalten. So nahm Hudheifa im Jahre 22 (643) die Landschaft Adherbeigân (zwischen Urmiasee, Aras und dem Kaspischen Meere) ein, ʿAbdallah ibn ʿAttâb in demselben oder dem folgenden (23 = 644) Ispahan, während ziemlich gleichzeitig nacheinander die hauptsächlichsten Städte von Fars, dem persischen Stammlande, erobert wurden (s.

aber unten). Durch das an Ispahan und Fars stoßende Kerman ging Abdallah ibn 'Attâb noch weiter bis nach Mekran (Gedrosien) vor; dort machte er auf Befehl Omar's, welcher die Truppen den Fährlichkeiten des öden Landes nicht aussetzen wollte, halt. Ebenfalls noch 23 (644) fällt die wenigstens vorläufige Unterwerfung Gîlâns, Tabaristâns und Gorgâns, der gebirgigen Provinzen am Süd- und Südostrande des Kaspischen Meeres, die freilich, durch die natürliche Gestaltung ihres Bodens begünstigt, sich bald und häufig wieder empörten und zum Theil immer ein sehr unsicherer Besitz des Chalifates blieben; ferner die Besetzung der zwischen Gilân, Adherbeigan, Ispahan und dem medischen Gebirge liegenden Kazwin, Zengân, Hamadân, Kâschân und Rei (nahe dem jetzigen Teherân). Nicht sehr klar ist die Eroberung der großen Ostprovinz Chorâsân. Es steht allerdings fest, daß sie, wie in der Natur der Sache liegt, den letzten Zufluchtsort des geschlagenen Jezdegerd bildete, aber über das Einzelne gehen die Nachrichten so weit auseinander, daß nach einigen der unglückliche Fürst gleich nach der Schlacht von Nehawend sich dorthin gewandt und, zum Theil mit Hülfe türkischer Stämme, wiederholte Feldzüge gegen die Muslime unternommen haben soll, während andere behaupten, er habe sich bis 30 (650—651) in Istachr (Persepolis) gehalten und sei erst bei der nach wiederholter Belagerung erfolgten Einnahme dieser Stadt nach Chorâsân geflohen. Jedenfalls erfolgte seine Ermordung unter Umständen, welche sein Schicksal dem seines gleich unglücklichen Vorgängers Darius merkwürdig ähnlich erscheinen lassen, im Jahre 31 (651) gleichzeitig mit dem Vordringen der Muslime bis an den Oxus; im vorhergehenden Jahre hatten sie das westliche Chorâsân und Kuhistan (zwischen Chorâsân und Kirman), sowie Segestân (südlich von Herat) besetzt und waren dann im Nordosten weiter über Tûs, Sarachs und Merw nach Balch vorgedrungen. Die endgültige Beruhigung der Ostprovinzen nahm indeß ebenfalls noch geraume Zeit in Anspruch, und auch später sind sie stets der Sitz eines mehr oder weniger offenen Widerstandes gegen die arabische Herrschaft und die Hauptstütze des persischen Nationalgefühles geblieben. Die Aeußerungen desselben, wie auch die später erfolgte Vorrückung der Grenzen bis nach Kabul und Indien sowie über den Oxus hinaus verfolgen wir hier nicht weiter, sondern kehren nunmehr nach dem Westen zurück, um die Eroberungen auf byzantinischem Gebiete ebenfalls im Zusammenhange kurz darzustellen.

Die Nachrichten, welche uns über die ersten syrischen Feldzüge der Araber überliefert worden sind, leiden an noch viel größeren Widersprüchen als die auf den persischen Krieg bezüglichen. Im wesentlichen kann man zwei Hauptversionen unterscheiden, deren eine so zu verstehen sein wird, daß die Araber zunächst nach einigen weniger bedeutenden Schlachten (13—14 = 634—35) Damaskus und die übrigen hauptsächlichsten Städte zwischen Damaskus, Beirut, Antiochia und Haleb (Aleppo) ohne große Schwierigkeit eingenommen und erst im Regeb 15 (August 636) diese Eroberungen in der Schlacht am Hieromax zu vertheidigen gehabt hätten; während nach der andern die im Osten des Jordan heraufrückenden Heere sich durch die Schlacht am Hieromax, welche alsdann in den Gumâdâ II oder Regeb 13 (Ende August oder Anfang September 634) zu setzen wäre, erst den Weg nach Damaskus gebahnt hätten, dessen Einnahme in diesem Falle Ende 13 (Januar 635) oder Mitte 14 (635, zweite Hälfte) fiele. Die letztere Annahme ist von Weil empfohlen worden; später hat indeß de Goeje (Mémoires d'histoire et de géographie orientales, No. 3. Leyde 1864) gezeigt, daß die wirklich zuverlässigen Berichte nur die erstere gestatten, und seine Untersuchung ist gerade in dem Hauptresultate durch ein 1875 von Nöldeke entzifferetes Bruchstück einer den Ereignissen gleichzeitigen syrischen Chronik (s. Zeitschr. der Deutschen Morgenl. Gesellsch. XXIX, 76 fg.) bestätigt worden.

Danach sandte Abu Bekr zu Anfang des Jahres 13 (März 634) die drei Feldherren 'Amr ibn el-'Âßi, Jezid ibn Abi Sofjân und Schorahbil mit je etwa 8000 Mann nach Palästina ab. Die Byzantiner wurden überrascht, ihre Truppen lagen in den Garnisonen vereinzelt; dazu waren die in ihrem Solde stehenden christlichen Araberstämme an der Ostgrenze durch unzeitige Sparsamkeit des Kaisers verstimmt, die Bevölkerung überhaupt durch die Tyrannei des byzantinischen Regiments voll übeln Willens. So drang 'Amr unter leichten Gefechten bis Gaza vor, während Schorahbil in die Jordanprovinz, Jezid auf Damaskus rückte. Infolge der bald gemeldeten Concentration größerer byzantinischer Truppenmassen in seiner Flanke sah sich indeß 'Amr nach einiger Zeit gezwungen, bis in den Süden des Todten Meeres zurückzugehen und den Chalifen um Verstärkung zu bitten. So wurde denn Châlid ibn el Walid beordert, mit 3000 Reitern von der irakischen Armee abzuschwenken und in Palästina den Oberbefehl zu übernehmen. Er löste seine Aufgabe durch einen vielbewunderten Eilmarsch quer durch die Wüste nach Palmyra, von dort, unterl unbedeutenden Recognoscirungsgefechten an Damaskus vorüber nach Bostra, wo er die inzwischen dort vereinigten drei andern Feldherren vorfand. Die Armee marschirte nun weiter um das Todte Meer herum, schlug die inzwischen unter des Kaisers Heraklius Bruder Theodorus zusammengezogenen byzantinischen Truppen bei Aghâdein (zwischen Ramleh und Bait Gibrin = Eleutheropolis), eroberte infolge des Sieges, dessen Nachricht Abu Bekr eben noch am Leben traf, mit Leichtigkeit Gaza und andere Städte, wie Sebastia (Samarien) und Neapolis (Sichem), drängte die Reste von Theodorus' Heer über den Jordan und schlug sie, die sich durch die Garnisonen der Dekapolis verstärkt, abermals bei Fahl (Pella). Die Byzantiner mußten Palästina und einen großen Theil Syriens vorläufig aufgeben; während sie neue Truppenmassen im Norden anhäuften, bemächtigten die Araber sich des Landes vorübergehend schon bis Emesa und belagerten das feste Damaskus, welches sich im Regeb 14 (etwa August 635) ergab. Das Vorrücken des aus Griechen

unter Theodor dem Sakellarios, Armeniern unter Bahan und christlichen Arabern bestehenden byzantinischen Hauptheeres, das sich durch Zwistigkeiten zwischen den Befehlshabern und Aehnliches sehr verzögerte, veranlaßte Chālid im J. 15 (636) zum Zurückgehen und sogar zur vorläufigen Wiederaufgabe von Damaskus; aber am Jarmuk (Hieromax), dem bekannten Nebenflusse des Jordan, bei dem Dorfe Jakūṣa (½ Meile von Fik, Seetzen's Reisen I, 359) stellte er sich zur Entscheidungsschlacht, die infolge der Uneinigkeit zwischen Bahan und dem Sakellarios, der Treulosigkeit der christlichen Araber, des durch ungünstigen Wind den Truppen ins Gesicht gewehten Staubes und der unwiderstehlichen Tapferkeit der Muslime trotz großer Uebermacht der Byzantiner (vielleicht 70,000 gegen 24,000) mit der gänzlichen Niederlage der letztern am 12. Regeb 15 (20. Aug. 636) endigte. Damit war der Krieg entschieden; Heraklius, dessen Hülfsquellen gänzlich erschöpft waren, verließ Syrien für immer, während die Festungen des Landes eine nach der andern, manche durch Verrath, in die Hände der Araber fielen: so Damaskus, Jerusalem (16 = 637), welchem der zur Organisirung des Landes inzwischen herbeigekommene Omar selbst die Capitulationsbedingungen bewilligte, die später für die Behandlung der unterworfenen Völker maßgebend wurden (s. unten). Noch länger, bis Schawwāl 19 (Sept. 640), vertheidigte sich Cäsarea; doch schon 18 wurde Rakka am Euphrat eingenommen, und etwa 19—20 (640—641) Mesopotamien besetzt, nachdem ein vermuthlich noch im J. 17 (638) gemachter Versuch der Griechen, die Araber aus Nordsyrien wieder zu vertreiben, mißglückt war. Auch einzelne Theile Armeniens wurden bereits unter Omar, wenn auch nur für kurze Zeit, in Besitz genommen.

Die dritte große Unternehmung der Araber wurde erst eingeleitet, nachdem die Entscheidung in Persien und Syrien gefallen war, und ging nicht von Omar selbst, sondern von einem der siegreichen syrischen Feldherren aus. ʿAmr ibn el'Āṣi, einer der klügsten und listigsten, dabei ehrgeizigsten und habsüchtigsten unter den arabischen Führern, faßte den Plan, in Aegypten einzudringen, wo er unter keines andern Oberbefehl zu stehen und bei der schwierigen Verbindung mit Medina eine verhältnißmäßig größere Selbständigkeit zu genießen hoffen durfte. Vielleicht hatte er von der Zerrüttung der ägyptischen Verhältnisse, insbesondere von der tiefen Abneigung der monophysitischen Kopten gegen ihre orthodoxen griechischen Herren und Unterdrücker Kunde: jedenfalls erbat er sich von dem Chalifen die Erlaubniß, einen Eroberungszug dorthin zu unternehmen. Omar war wenig geneigt, ein so gewagtes Unternehmen — Amr verfügte nur über 3500—4000 Mann — gutzuheißen, und als er endlich seine Erlaubniß gegeben hatte, nahm er sie kurz nachher in einem Schreiben zurück, welches indeß der schlaue Amr erst öffnete, nachdem er bereits die Grenze überschritten hatte (Ende 18 oder Anfang 19 = 640) und nicht mehr zurückkonnte. Nachdem er die Grenzfestung al-Farama (Perenum) eingenommen, drang er unter einigen wenig bedeutenden Kämpfen östlich vom Delta bis Babylon (in der Nähe des jetzigen Kairo) vor, dessen Einnahme indeß erst nach längerer Belagerung und mit Hülfe von 12,000 Mann Hülfstruppen erfolgte, welche ihm Omar unter ez-Zubeir, einem der angesehensten Gefährten des Propheten, zugesandt hatte. Bald darauf entschlossen sich die Kopten, welche wie gesagt den Byzantinern wenig ergeben waren und den Krieg auch vorher sehr lau geführt hatten, sich mit den Arabern gütlich zu einigen, und so ward von ihrem Führer, den die Araber el-Muḳauḳis nennen (bei den Byzantinern ist der Name nicht überliefert), und von dessen früherem gesandtschaftlichen Verkehr mit Mohammed (s. das.) sie mancherlei zu berichten wissen, ein Vertrag mit Amr geschlossen, nach welchem sie sich den Arabern unterwarfen und zur Erlegung einer mäßigen Kopf- und Grundsteuer verpflichteten; auch leisteten sie von nun an den Eroberern allen möglichen Vorschub bei der Bekämpfung der griechischen Besatzungen, die in einigen Städten lagen und die sich nun unter mehrern hitzigen Gefechten auf Alexandrien, den eigentlichen Sitz der griechischen Herrschaft, zurückzogen. Die Belagerung dieser starken Festung, welche durch die Flotte ungehindert mit Konstantinopel in Verbindung blieb, zog sich in die Länge, bis nach dem Tode des Kaisers Heraklius in der Hauptstadt Wirren ausbrachen, welche die Kräfte des Staates lähmten; nachdem allmählich viele Truppen und der wohlhabendere Theil der Bevölkerung die Stadt verlassen hatten, wurde sie endlich zu Anfang 21 (December 641) erstürmt, auf Befehl des Chalifen indeß für ihren Widerstand nur durch Auferlegung einer etwas höheren Steuer gestraft; die bekannte Erzählung von der Verbrennung der großen Bibliothek ist ein Märchen. Amr hatte die größte Lust, sich in Alexandrien festzusetzen; Omar bestand aber hier, wie in Persien, darauf, daß die Residenz des Statthalters entfernt von der alten Hauptstadt und mehr nach Medina hin aufgeschlagen würde. So gründete denn Amr an der Stelle, wo sein Lager vor Babylon gestanden hatte, eine Stadt, welche den Namen Foṣṭāṭ „Zelt" erhielt — das heutige Alt-Kairo, und damit seine Selbständigkeitsgelüste noch weniger verwirklicht werden könnten, andererseits aber auch die reichen Getreideschätze Aegyptens für die Verproviantirung Arabiens nutzbar gemacht würden, mußte er den alten Kanal, der in der Ptolemäer- und Römerzeit von Babylon nach dem Rothen Meere führte, wiederherstellen lassen (etwa 21—22 = 642—643). Immerhin war die Verbindung zwischen dem nur durch die Landenge von Suez mit dem übrigen Reiche zusammenhängenden Aegypten und der Centralregierung stets leicht zu unterbrechen, und daher die neue Provinz ebenso schwer festzuhalten, als dies unter der Achämenidenherrschaft der Fall gewesen war — eine stete Verführung zur Unbotmäßigkeit für die ägyptischen Statthalter und eine wirksame Veranlassung zur verhältnißmäßig frühen Losreißung Aegyptens vom Chalifenreiche. Einstweilen hatte es indeß Amr mit dem energischen Omar zu thun, der ihn seine kräftige Hand fühlen ließ, wenn er unter dem Vorwande, das Land zu schonen, in Wahrheit aber, um aus den Schätzen desselben sich und seine Umgebung

zu bereichern, mit Geld- und Getreidesendungen zu sparsam war. — Von Aegypten aus eroberten die Araber unter Amr's Statthalterschaft noch Barka und Tripolis, machten dann aber auf Omar's Geheiß vorläufig halt.

Nicht weniger bedeutend denn als Leiter der großen Feldzüge, welche die Länder von Tripolis bis Ispahan dem Chalifate unterthan machten, war Omar als Organisator des so plötzlich erstandenen neuen Staates. Von einer Regierung in unserm Sinne war in Altarabien nie die Rede gewesen: die Herstellung einer solchen ist ganz allein Omar's Werk, und man muß den Scharfsinn bewundern, mit welchem er die Bedürfnisse der arabischen Herrschaft wie des islamischen Glaubens in ihrem Verhältniß zu den unterworfenen Völkerschaften erkannte, nicht weniger aber die Zweckmäßigkeit, mit welcher er genau das und nicht mehr als das that, was jenen Bedürfnissen entsprach.

Zwei Thatsachen waren es vor allen, mit denen er rechnen mußte: die geringe Anzahl der Araber im Verhältniß zu den ungeheuern Bevölkerungsmassen der eroberten Gebiete, und die Unfähigkeit seiner jeder Bildung entbehrenden Landsleute zur Uebernahme von Verwaltungsposten, welche gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten erforderten. Aus beiden Thatsachen ergab sich die Nothwendigkeit, das Reich so zu organisiren, daß an den Hauptpunkten Militärstationen sich befanden, deren Besatzungen in jedem Moment verfügbar waren, während die eigentliche Verwaltung in den Händen der Besiegten blieb, welche den Befehlen der gleichzeitig die Spitze der Civilregierung ersetzenden Militärgewalt willenlos gehorchten. Zur Durchführung einer solchen Organisation war es aber erforderlich, daß Sieger und Besiegte streng geschieden blieben, sowie daß die Beweglichkeit und der militärische Geist der ersteren nicht durch persönliche Interessen, welche sie an bestimmte Orte fesselten, beeinträchtigt würden. Wie also die Organisation der stehenden Heere der Jetztzeit auf dem Grundsatze beruht, daß die Berufsoffiziere möglichst oft ihren Garnisonsort wechseln und von den Steuerzahlern ernährt werden, so isolirte Omar seine Truppen von ihrer Umgebung dadurch, daß er ihnen verbot, Grundbesitz zu erwerben, und entschädigte sie dafür durch feste Besoldungen, welche zu dem auf jeden einzelnen entfallenden etwaigen Beuteantheil hinzukamen. Die Kosten davon wurden bestritten 1) von dem in den Staatsschatz fließenden Fünftel der Kriegsbeute, 2) von den durch Mohammed eingeführten Steuern, dem Zehnten und der sogenannten Armentaxe, welche die Muslime zu entrichten hatten, und 3) von den nach Eroberung der außerarabischen Länder den Besiegten, welche den Islam nicht annehmen wollten, auferlegten Steuern, der gizja (Kopfsteuer) und dem charâg (Grundsteuer).

Letztere beruhten auf dem Vertrage, den Omar seinerzeit bei der Capitulation von Jerusalem (s. oben) mit den syrischen Christen abgeschlossen hatte: gegen Zahlung jener Steuern wurde den Unterworfenen Leben und Besitz gewährleistet (daher man sie dhimmî „Schutzbefohlene" nannte); und dieser Grundsatz wurde dann allgemein auf alle Andersgläubigen (später allerdings nur auf Juden und Christen, nicht auf Heiden und Götzendiener) angewandt, mit einziger Ausnahme der Bewohner des Sawâd, d. h. Babyloniens, welches reichste Land der damaligen Welt Omar zur Staatsdomäne erklärte, sodaß die bisherigen Besitzer Nutznießer wurden, welche bestimmte Theile des Ertrages der von ihnen bebauten Ländereien als Grundsteuer an den Staat abzuliefern hatten, und gleichzeitig ebenfalls die Kopfsteuer zahlen mußten; dazu kamen dann Quartierlasten, die häufig recht drückend gewesen sein dürften. Unter diesen Bedingungen wurden die Schutzbefohlenen überall geduldet, mit einziger Ausnahme Arabiens selbst, welches als Ursprungsland des Islam nach einer Verfügung Omar's von Ungläubigen frei sein mußte.

Da aber natürlich das Bestreben obwaltete, die Araber möglichst wenig, die Besiegten möglichst stark zu belasten, so wurden Zehnter und Armensteuer meist sehr milde, Kopf- und Grundsteuer dagegen häufig sehr hoch eingeschätzt, und der Druck, welcher auf den unterworfenen Völkern lastete, war ein harter, oft unerträglicher. Solange daher der eigentlich aus Mohammed's Lehre sich ergebende und von demselben ausgesprochene Grundsatz, daß zwischen den Gläubigen kein Unterschied bestehe, rechtsgültig blieb, also die zum Islam Uebertretenden zwar ihren etwaigen Grundbesitz verloren, dafür aber in den Genuß der den Muslimen zustehenden Staatsbesoldung eintraten, bildeten die Steuerverhältnisse einen starken Antrieb zur Annahme des Islams seitens der neuen Unterthanen (vgl. den Artikel „Mohammedanismus"), mit Ausnahme der größeren Grundbesitzer, für die es vortheilhafter blieb, mit dem alten Glauben ihre Güter sich zu erhalten; diese Differenz glich sich indeß bald dadurch aus, daß allmählich das Verbot des Grundbesitzes für die Muslime umgangen wurde, und andererseits wegen der massenhaften Bekehrungen im Interesse der Staatskasse die Einrichtung getroffen werden mußte, daß für die Neubekehrten durch den Uebertritt an den alten Steuerverhältnissen nichts geändert würde. Ersteres riß schon unter Omar's Nachfolger stark ein, später erst (durch Hagǧâǧ) kam die letztere Neuerung auf; unter den früheren Omajjaden hören wir öfter, daß Chalifen und Statthalter, anstatt die Bekehrung der Unterworfenen zu fördern, sie vielmehr aufzuhalten suchen, um die Einnahmen des Staates nicht zu schädigen.

Jedenfalls charakterisirt sich das Steuersystem nach dem alten wie nach dem späteren Modus als eine langsame, aber sichere Aussaugung der eroberten Länder zu Gunsten der Araber, beziehungsweise (unter den Abbasiden) zu Gunsten des Hofes, der Offiziere und Beamten. Um aber nicht ungerecht zu sein, muß man andererseits hervorheben, daß die Toleranz gegen die Andersgläubigen, welche der Islam schon hier als Grundsatz aufstellt, und die Freiheit der Selbstverwaltung, die er ihnen läßt, wohlgeeignet waren, die Lage der Schutzbefohlenen zu erleichtern, und so ist es erklärlich, daß dem schließlichen Verfalle für die meisten der unter dem Scepter der Chalifen vereinigten Länder eine Periode hoher Blüte vor-

anging und der Orient unter den ersten Abbasiden einen Grad der Civilisation erreichte, wie wir ihn im Abendlande des Mittelalters vergeblich suchen.

Jene Toleranz, die ja allerdings von Anfang im Wesen des Islam wie in dem des Christenthums liegt (nur daß sie in den christlichen Kirchen besonders des Mittelalters nicht zu Tage tritt), wurde wesentlich dadurch verstärkt, daß in den ersten Zeiten des Islam, wie bereits angedeutet, unter den Gläubigen niemand zu finden war, der die zur Führung von Verwaltungsämtern nothwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten besessen hätte. So war man einfach darauf angewiesen, die Verwaltung, insbesondere die der Finanzen und Steuern, von den Christen und Persern besorgen zu lassen, welche mit den von Alters her wohlorganisirten Regierungsmaschinen des byzantinischen und persischen Reiches Bescheid wußten. Sogar in persischer Sprache wurden anfangs die Steuerregister und Rechnungen geführt, auch die Münzen mit den alten Stempeln weitergeschlagen, bis Abdalmelik (s. unten) das Arabische als Amtssprache einführte. Auch ihre eigene Rechtspflege durften die Schutzbefohlenen behalten, und nur für die Gläubigen (anfangs also lediglich für die Armeen) wurden allmählich von Staats wegen Kâdis (Richter) eingesetzt. Alles das aber stand unter der gesetzlich nicht eingeschränkten, oft selbst von den Chalifen nicht controlirten Dictatur der Militärchefs (Statthalter), welche nicht nur das Commando über die in bestimmten Lagern oder Festungen concentrirten Truppen führten, sondern deren Wille überhaupt innerhalb des betreffenden Verwaltungsbezirkes Gesetz war: da hat es denn natürlich an Willküracten nicht gefehlt, wenn auch immerhin im allgemeinen, wo nicht Empörungen Ausnahmeverhältnisse herbeiführten, Leben und Eigenthum der Unterthanen gesichert und gut geschützt war.

Jene Unbilligkeit in der Einschätzung der Steuern, welche der stets auf die Füllung der Staatskasse rücksichtslos hinarbeitende Omar bei seinen Statthaltern begünstigte, kostete ihm das Leben. Ein persischer Christ aus Kufa, der vergeblich bei dem Chalifen eine Ermäßigung der ihm auferlegten erdrückenden Kopfsteuer erbeten hatte, fiel ihn auf dem Wege nach der Moschee an und brachte ihm sechs Dolchstiche bei, an denen er einige Tage nachher am 26. Dhu'lhigga 23 (3. Nov. 644) starb.

Omar hatte den Ausbruch von Thronstreitigkeiten, wie Abu Bekr, durch Bezeichnung eines Nachfolgers zu verhüten gewünscht; da indeß der von ihm in Aussicht genommene Abderrahmân ibn'Auf ablehnte, übertrug er die Wahl des neuen Chalifen einem von diesem zu berufenden Ausschuß von fünf der ältesten Gefährten Mohammed's. Da von diesen — es waren Ali und Othman, Mohammed's Schwiegersöhne, und drei seiner angesehensten Gefährten, Zubeir, Talha und Sa'd ibn Abi Wakkâṣ, der Eroberer Persiens — jeder selbst nach dem Chalifate strebte, war indeß eine Einigung unmöglich, und nur mit Mühe und unter Heranziehung der Gemeinde war Abderrahmân im Stande, Othman, für den er selbst sich schließlich entschied, zu allgemeiner Anerkennung zu bringen. So schlug Omar's im Interesse des Islam gegebene Anordnung zum größten Nachtheil des Glaubens aus, denn die gänzliche Ungeeignetheit des neuen Chalifen gab den Anlaß zu Spaltungen in der Gemeinde, welche nie wieder überwunden worden sind.

Othman Osman. ibn'Affân (23—35 — 644—656) war nach den beglaubigtsten Nachrichten bereits 70 Jahre alt, als er den Thron bestieg. Er hatte sich nie als ein bedeutender Kopf noch als ein fester Charakter bewährt und verdankte sein Ansehen lediglich der Thatsache, daß er zweier von Mohammed's Töchtern Gemahl gewesen war. Jetzt vermehrte sein hohes Alter seine Schwäche und seinen Mangel an Einsicht. Statt sich zu sagen, daß nur durch weiteres Fortschreiten in demselben Geiste, aus dem das Reich geboren war, das Gedeihen desselben gefördert werden könne, ließ er sich beikommen, wie das im Heidenthume üblich gewesen war, sich in erster Linie als Haupt seiner Familie zu fühlen, und unter Vernachlässigung oder Beiseiteschiebung der ältesten und treuesten Genossen des Propheten die obersten Posten des Staates, insbesondere die großen Militärcommandos (Statthalterschaften) den Mitgliedern seines Hauses, den Omajjaden, zu übertragen. So erhielt den Statthalterposten in Baṣra Abdallah ibn'Amir, den in Kufa Walid ibn 'Otba, den syrischen Mo'âwija, den ägyptischen Abdallah ibn Sa'd, alle vier Verwandte Othman's; und als es infolge der mit Hülfe einer griechischen Flotte unter Manuel unternommenen Empörung Alexandrias (25 oder 27 = 644 oder 646) nothwendig geworden war, den Amr zur Wiedereinnahme der schon früher von ihm eroberten Stadt abzusenden, hatte er kaum seinen Auftrag erfüllt, als er von neuem dem Abdallah weichen mußte. Derartiges machte um so böseres Blut, als die Omajjaden, mit einziger Ausnahme Othman's selbst, bis zur Einnahme Mekkas durch Mohammed demselben feindlich gegenübergestanden hatten; ja Abu Sofjân, der Vater des Mo'âwija, war recht eigentlich der Todfeind des Propheten gewesen und seine und der Seinigen schließliche Bekehrung konnte kaum für aufrichtig gelten: und solchen Menschen mußten nun die treusten Stützen des Glaubens weichen! Wenn dann noch bekannt wurde, daß z. B. der eben genannte Mo'âwija sich aus der Religion gar nichts machte, dagegen aber es ausgezeichnet verstand, durch eine kluge Vereinigung von Strenge und Freigebigkeit sich einen ausgedehnten Einfluß auf die von ihm regierten Provinzen, insbesondere aber auf die dort stehenden Truppen zu verschaffen, sodaß er nach wenigen Jahren in Syrien ganz fest saß und kaum noch des Gewährenlassens des Chalifen bedurfte, um sich als Selbstherrscher zu fühlen; oder wenn Gottlosigkeiten von den höchsten Beamten begangen wurden, wie von Walid ibn'Otba, der als Statthalter von Kufa betrunken zum Gebet in die Moschee kam — so mußte in der That in den Kreisen derer, die es mit dem Glauben ernst nahmen, die Befürchtung rege werden, daß die Feinde Gottes und des Propheten von neuem das Uebergewicht bekommen möchten. Ganz besonders allgemein war natürlich die Unzufriedenheit in Medina, wo man des alten Gegensatzes gegen die mekkanische

Aristokratie nie hatte vergessen können, und wo die bei der Chalifenwahl unterlegenen Concurrenten des Othman ihren Groll kaum verbargen.

Dazu kam eine an sich zweckmäßige, aber in der Ausführung ungeschickte Maßregel, welche die Altgläubigen empfindlich ärgerte. Die Zahl derjenigen, welche noch von Mohammed selbst die Offenbarungen, deren Gesammtheit den Korân bildeten, gehört hatten, nahm infolge der unablässigen Kriege reißend ab, und bei der im Anfange meist mündlichen Fortpflanzung des göttlichen Wortes fingen Verschiedenheiten und Widersprüche in der Ueberlieferung hervorzutreten an, welche z. B. bei einem gemeinsamen Feldzuge der syrischen und irâkischen Truppen zu Streitigkeiten führten. Da solche leicht gefährliche Spaltungen in der Gemeinde und im Staate zur Folge haben konnten, beschloß Othman eine officielle Redaction herstellen zu lassen. Der Versuch einer authentischen Sammlung der einzelnen Koranstücke war schon unter dem Chalifate Abu Bekr's auf Omar's Anregung durch Zeid ibn Thâbit gemacht worden, der als Secretär Mohammed's hierzu besonders geeignet schien; doch war dieses Exemplar nur für die genannten beiden Chalifen persönlich bestimmt gewesen. Zeid mußte nun von neuem an die Arbeit gehen, und diese zweite Redaction ist diejenige, welche wir allein überliefert erhalten haben, da Othman nach ihrer Beendigung sie für die ausschließlich richtige erklärte, alle andern vorhandenen Exemplare aber einfordern und verbrennen ließ. Wir können, da uns eben über diese verworfenen Exemplare nur sehr spärliche Mittheilungen vorliegen, schwer sagen, ob die officielle Redaction im wesentlichen authentisch ist, oder ob auch hier Othman seine Familie berücksichtigt, also z. B. Ausfälle Mohammed's gegen Abu Sofjan und andere Omajjaden gestrichen hat; wenn man aber auch, was am wahrscheinlichsten ist, annimmt, daß allenfalls Auslassungen, aber keine positiven Fälschungen stattgefunden haben, so kennt man doch die Art eifriger Gläubigen genug, um zu wissen, daß solche, wenn es heilige Bücher gilt, schließlich selbst um ganz unwesentliche Verschiedenheiten im Ausdruck ein heftiges Gezeter zu erheben im Stande sind. Jedenfalls trug auch diese Angelegenheit stark dazu bei, die Orthodoxen gegen Othman zu erbittern.

So wuchs die Unzufriedenheit allerorten, mit einziger Ausnahme Syriens: hier duldete Mo'âwija's energisches Regiment keine Wühlereien. Aber in Aegypten conspirirten die Freunde des Amr, und andererseits die Anhänger des Abdallah ibn Sabâ, eines Vorläufers der Schiiten, welcher dem Othman das Chalifat absprach und Ali für den rechtmäßigen Herrscher erklärte; in Kufa lehnten sich die Feinde der Omajjaden, an ihrer Spitze einer der angesehensten Offiziere, Mâlik el Aschtar, offen auf, und in Basra stand es fast eben so schlimm. Man kann nicht zweifeln, daß überall der Aufruhr von den Häuptern der Altgläubigen in Medina, insbesondere von Ali, Talha und Zubeir geschürt wurde in der Absicht, nachher die Vermittler zu spielen und dabei den nun über achtzigjährigen Chalifen entweder definitiv ihrem Einflusse zu unterwerfen oder aber zur Abdankung zu vermögen. Allerdings fehlte Othman jede Energie: als er sich den Stand der Dinge nicht länger verhehlen konnte, ließ er zwar seine Statthalter nach Medina kommen, um mit ihnen über die zu ergreifenden Maßregeln Rücksprache zu nehmen, traf aber doch keinerlei ernstliche Gegenanstalten, und als dann im J. 34 (655) aus Aegypten wie aus Basra und Kufa Scharen von Empörern in Medina eintrafen, hatte er keine Truppen zur Verfügung und mußte die Vermittelung Ali's anrufen, durch welche, nachdem sich der Chalife in ziemlich demüthiger Rede vertheidigt, eine Art Versöhnung zu Stande kam.

Kaum waren indeß die Rebellen abgezogen, so nahm der Chalife seine Concessionen zurück. Infolge dessen erschienen im nächsten Jahre (35 = 656) noch größere Scharen von Empörern (nach den verschiedenen Nachrichten 1200—12,000) in Medina, und der Chalife wurde gezwungen, Mohammed, einen Sohn Abu Bekr's und Freund Ali's, an Stelle des Abdallah ibn Sa'd zum Statthalter von Aegypten zu ernennen. Unglücklicherweise ließ sich aber Othman von seiner Umgebung bestimmen, nachdem die Rebellen Medina verlassen, diese Ernennung zu widerrufen: das Schreiben an Abdallah ibn Sa'd, welches diese Zurücknahme enthielt, fiel den Rebellen in die Hände, und nun war der Chalife verloren. Die Rebellen kehrten zurück; Othman entschuldigte sich zwar, es sei jene Anordnung gegen seinen Willen von seinem Secretär und Schwiegersohn Merwân ibn el Hakam (dem späteren Chalifen) ausgefertigt worden, weigerte sich aber, denselben preiszugeben. Nun wurde er gemißhandelt, und als er in sein Haus entkam, von den Rebellen förmlich belagert. Alles ließ ihn im Stich: die meisten seiner Statthalter waren wol selbst nicht im Stande, sich der Empörer in den Provinzen zu erwehren oder hatten mit äußern Feinden zu kämpfen, und der es vermocht hätte, den Chalifen zu retten, Mo'âwija, ließ ihn absichtlich im Stich: der geriebene Politiker zog es vor, aus dem vorauszusehenden Rückschlage Nutzen für sich zu ziehen, statt dem rettungslos unpopulären und dazu fester Entschlüsse längst unfähig gewordenen Herrscher zu Hülfe zu kommen. Talha und Zubeir aber ließen die Rebellen handeln in der Hoffnung, nach Beseitigung Othman's selbst das Chalifat zu erlangen, und es ist ein Flecken auf dem sonst anständigen Charakter Ali's, daß er aus demselben Grunde unthätig blieb oder doch höchstens durch Verabfolgung von Lebensmitteln seinen unglücklichen Schwager zu unterstützen das Herz hatte. Das Chalifat niederzulegen weigerte sich dieser mit unerwarteter Entschlossenheit; so erstürmten die Rebellen denn endlich das Haus unter Anführung des Mohammed, und wenn auch dieser, der Sohn von des Propheten ältestem Freunde und Schwiegervater, den Schwiegersohn des Gesandten Gottes eigenhändig zu tödten schließlich nicht fertig brachte, so ließ er ihn doch von seinen Begleitern ermorden (18 Dhu'l Higga 35 = 17. Juni 656 nach der gewöhnlichen Tradition); Merwan und eine Anzahl seiner Genossen entkamen.

Während die innern Streitigkeiten, welche zu einem so unheilvollen Ende führten, sich abspielten, breitete die

arabische Herrschaft nach außen hin sich nichtsdestoweniger immer weiter aus, wie ja denn der Verlauf der Rebellion sich nur daraus erklären läßt, daß abgesehen von den Syrern der größte Theil der übrigen Truppen in Persien, Armenien und Westafrika mit äußern Gegnern zu kämpfen hatte. Es ist schon oben angedeutet worden, daß die gründliche Bewältigung der ostpersischen Provinzen erst unter Othman's Chalifate erfolgte, und daß fortgesetzte Aufstände, bald hier, bald dort, die muslimischen Truppen in Athem erhielten; aber auch in ruhigeren Zeiten mußte natürlich die arabische Herrschaft in den ungeheuern Ländermassen zwischen Tigris und Oxus durch zahlreiche Besatzungstruppen gesichert werden. Auch die unter Omar gewonnenen Theile Armeniens mußten die Araber um das Jahr 30 (651) von neuem erobern. Weiter nach Westen wurde Cypern im J. 28 oder 29 (650 oder 651) tributpflichtig, und, nachdem es sich wieder empört, 33 oder 35 (654 oder 656) durch Mo'âwija definitiv besetzt. Ebenso wurden von Aegypten aus neue Fortschritte in Afrika gemacht: Abdallah ibn Sa'd besiegte und tödtete den Griechen Gregorius, welcher das Gebiet von Karthago beherrschte (27 = 648), und Mo'âwija ibn Hudeig fügte das südwestliche Tunesien dem Reiche hinzu (34 = 655). Auf allen Kriegsschauplätzen kam aber das Vorrücken der arabischen Waffen mit dem Tode Othman's ins Stocken, da der sofort ausbrechende Bürgerkrieg sämmtliche Kräfte der Hauptprovinzen für sich in Anspruch nahm.

Denn die Ermordung Othman's war eine That, welche die lange vorhandenen Gegensätze der Personen und Richtungen innerhalb der islamitischen Gemeinde zum entscheidenden Zusammenstoß bringen mußte. Die orthodoxe Partei hätte zweifelsohne den Fanatismus der Gläubigen in gleicher Weise entflammen können, wie es unter Abu Bekr der Revolution der arabischen Stämme gegenüber mit so großem Erfolge geschehen war: aber, schon in sich gespalten, da Zubeir, Talha und 'Ali Nebenbuhler um das Chalifat waren, hatte sie sich mit sich selbst in Widerspruch gesetzt, als sie die Verschwörung der Extremen gegen den Stellvertreter Gottes und des Propheten schürte, und zuletzt sogar die Ermordung desselben, der zugleich der doppelte Schwiegersohn und einer der ältesten Gefährten Mohammed's gewesen war, ohne einen Finger zu rühren zuließ. Es war das unter allen Umständen eine That, die den Absichen aller aufrichtigen Frommen erregen mußte, welche einigermaßen gemäßigten Ansichten huldigten. Während nun diese ihre Unterstützung den Mördern und denen, welchen der Mord scheinbar genützt, entzogen und zwischen den kämpfenden Parteien neutral blieben, während die Orthodoxen und die persönlichen Anhänger Ali's, Talha's und Zubeir's sich spalteten, hatte die omajjadische Partei nicht nur den Vortheil, sich in der dankbaren Rolle von Rächern des hingemordeten rechtmäßigen Herrschers die Nachsicht, ja die Theilnahme des weniger scharfsichtigen Publikums zu sichern, sondern auch in der Person Mo'âwija's eines Führers von ungewöhnlicher Geriebenheit und in seiner ihm blind ergebenen Armee von 80,000 Mann eines mächtigen Werkzeugs sich zu erfreuen. So konnte es geschehen, daß gerade die ältesten und treusten Anhänger des Propheten und die wirklich gläubigen Glieder der moslemischen Gemeinde in dem nun beginnenden Bürgerkriege den kürzern zogen, und die weltlich-ungläubige Richtung der alten mekkanischen Aristokratie für lange Zeit den Sieg davontrug.

Die nächste Sorge der Fanatiker, welche den greisen Chalifen ermordet hatten, mußte sein, sich einen Führer zu geben, der einige Aussicht hatte, als Nachfolger Othman's anerkannt zu werden. Wie gesagt, waren für das Chalifat drei Candidaten vorhanden: Ali, Talha und Zubeir. Aber nur der erstere konnte als Schwiegersohn des Propheten mit einiger Berechtigung der Gemeinde präsentirt werden, und so handelte Mohammed ibn Abi Bekr auch sachlich ganz richtig, als er 'Ali das Chalifat antrug. 'Ali (35—40 = 656—661) war ein tapferer Haudegen und tüchtiger Feldherr, der sich als eine der treuesten und kräftigsten Stützen von Mohammed's Herrschaft bewährt, ja dem Propheten den Sieg über seine Feinde unter den ersten hatte erkämpfen helfen; dabei war er, soviel wir von ihm wissen, ein durchaus anständiger Charakter. Aber ihm mangelte Vorsicht und Menschenkenntniß, und wenn es ihm an sich gewiß nicht an Begabung fehlte (poetisches Talent besaß er jedenfalls), so war er doch alles andere, nur nicht weltklug, und ein stets bereites Opfer für jede Intrigue: daher war er den Schwierigkeiten eines Bürgerkrieges, in welchem es häufig mehr auf verschlagene Politik als auf große Waffenthaten ankommt, in keiner Weise gewachsen, insbesondere Feinden gegenüber, welche alle Vortheile ihrer Lage auf das aufmerksamste auszunutzen verstanden. Das freilich konnte ihm trotz seines geringen Scharfblickes nicht entgehen, daß er durch die Annahme des Chalifates aus den Händen der Mörder Othman's sich in den Augen des Volkes mit diesen auf Eine Linie stellte: deshalb zögerte er eine ganze Woche, sich mit der höchsten Würde bekleiden zu lassen, um so mehr, als er wissen mußte, daß seine Nebenbuhler Talha und Zubeir von dem Augenblicke der Thronbesteigung an seine Gegner werden würden. Indeß er konnte sich den Consequenzen der unter seiner Zulassung geschaffenen Lage nicht entziehen, und da ihn schließlich, der drohenden Anarchie wegen, auch das Volk von Medina zur Ergreifung der Herrschaft aufforderte, erklärte er sich dazu bereit, wenn auch Talha und Zubeir ihm huldigen würden. Aber nur unter dem Zwange der an Zahl bei weitem überlegenen Anhänger 'Ali's entschlossen sich beide dazu, und bei der ersten Gelegenheit machten sie sich davon und eilten nach Mekka, um dort das Volk gegen Ali aufzuwiegeln. Dabei wurden sie von der 'Aïscha, Mohammed's Lieblingsfrau, die bei den Gläubigen als solche aufs höchste angesehen war, eifrig unterstützt: zwar war sie die Schwester des Mohammed ibn Abi Bekr, des Hauptführers der Verschworenen, aber gegen Ali, der in einer ihre eheliche Treue ziemlich compromittirenden Geschichte (s. den Art. Mohammed) sich als ihr Gegner gezeigt hatte, von unversöhnlichem Hasse beseelt. Alle drei, welche die Ver-

schwörung gegen Othman in demselben, wenn nicht in höherem Maße gefördert hatten als Ali, besaßen jetzt die Unverschämtheit, die Schuld an dem Morde dem letztern aufzubürden und laut um Rache für Othman zu schreien, wodurch sie ihren Anhang erheblich verstärkten.

Inzwischen hatte Ali über die Statthalterschaften in den einzelnen Provinzen verfügt. Die Klagen über Othman's omajjadische Statthalter waren der Hauptgrund gewesen, mit dem die Verschworenen ihre Empörung rechtfertigten; Ali konnte somit nicht umhin, jene sämmtlich abzusetzen und an ihrer Stelle neue zu ernennen. Damit war der Krieg zwischen ihm und den Omajjaden auch formell erklärt. Einige der neuen Statthalter fanden Anerkennung, wie 'Ubeidallah ibn 'Abbâs in Südarabien, Othman ibn Honeif in Baßra; andere stießen auf Widerstand, wie Keis ibn 'Obâda, dem ein Theil Oberägyptens den Gehorsam weigerte. Vor allen Dingen aber war natürlich nicht daran zu denken, daß Mo'âwija sich dem neuen Herrscher fügte.

Ueber die Art und Weise, dieser weitverbreiteten Opposition gegenüberzutreten, konnte Ali nicht zweifelhaft sein. Er mußte vor allen Dingen suchen, die Einheit unter den Orthodoxen herzustellen, d. h. Talha und Zubeir zu beseitigen; dann erst konnte er die weltlichomajjadische Partei mit einiger Aussicht auf Erfolg angreifen. Aus Mekka, wo sie sich in der Mitte zwischen Aegypten und Medina zu unsicher fühlen mußten, waren Talha, Zubeir und Aïscha mit ihrer Umgebung nach Baßra gegangen, wo Talha seine meisten Anhänger hatte, und waren in der That nach längeren Verhandlungen und nachdem sie durch einen plötzlichen Ueberfall Ali's Statthalter Othman ibn Honeif zur Flucht gezwungen, in den Besitz der Stadt gelangt. Inzwischen hatte Ali, mit geringer Mannschaft ihnen nach dem Irak folgend, die andere Militärstation dieser Provinz, Kufa, für sich gewonnen, wenngleich ebenfalls nicht ohne mancherlei Zwischenfälle — überall waren ja die Meinungen getheilt, und das Volk von Irak zeigte sich, im Gegensatz zu den zuverlässigen Syrern, vom ersten Tage der Gründung der beiden Städte an von einem ebenso meuterischen als wetterwendischen Geiste beseelt. Auch von andern Seiten stießen allmählich Scharen seiner Anhänger zu ihm; doch wollte er, wenn irgend möglich, Blutvergießen zwischen den beiden Fractionen der Gläubigen vermeiden, und begann infolge dessen Verhandlungen mit den Gegnern. Diese scheuten sich ihrerseits auch vor dem offenen Kampfe mit Ali's Scharen und zeigten sich, sei es ernstlich oder zum Schein, außerordentlich gemäßigt; nur die Mörder Othman's solle 'Ali aus seinem Heere entfernen, dann würden sie die Waffen niederlegen. Ali sah natürlich die Falle nicht und war bereit hineinzugehen; bereits wies er die Compromittirten aus seinem Lager — darunter einen seiner hervorragendsten und treuesten Officiere, den Mâlik el Aschtar — während aber die Verhandlungen noch weiter geführt wurden, griffen die Ausgewiesenen, um sich selbst zu retten, eine Abtheilung der Feinde bei Choreiba in der Nähe von Baßra an. Es entstand ein allgemeiner und hartnäckiger Kampf beider Heere; 'Aïscha feuerte, in der Mitte ihrer Scharen auf einem Kamele sitzend (daher wurde die Schlacht später die Kamelschlacht genannt), unablässig zum Kampfe an; aber Talha und Zubeir wurden getödtet und endlich auch 'Aïscha von Mâlik gefangen genommen (Jahr 36 = 657). Ali entließ sie ungekränkt nach Mekka, zeigte sich überhaupt gegen die Besiegten mild und schonte insbesondere Baßra in jeder Weise.

Nachdem der Widerstand innerhalb der eigenen Richtung überwunden war, mußte Ali nun darauf denken, wie er seinen gefährlichsten Gegner, Mo'âwija, zur Unterwerfung bringen könnte. Zu Mo'âwija war der alte 'Amr ibn el 'Âßi, der Eroberer Aegyptens, gegangen, dem vor allem daran gelegen war, die Statthalterschaft dieses reichen Landes wieder zu erlangen, und dem es zur Erreichung dieses Zieles gar nicht darauf ankam, um Rache für den Tod Othman's schreien zu helfen, wenn er auch gerade durch Othman seinen Lieblingsposten verloren hatte. War Mo'âwija schlau und wenig gewissenhaft, so war 'Amr verschlagen und geradezu cynisch; die Religion war ihnen beiden gänzlich gleichgültig, so verbanden sie sich zu gemeinsamer Verfolgung ihrer Ziele und Mo'âwija war, wie alle wirklich klugen Leute, gern bereit, die Ueberlegenheit seines Meisters anzuerkennen und nach seinem Rathe zu handeln. Der glänzende Erfolg von Ali's Feldzuge hatte Mo'âwija etwas bedenklich gemacht; Amr aber bestärkte ihn in der Haltung, die er von Anfang eingenommen hatte, und so wurde Ali's erneute Aufforderung abgelehnt und das Volk mit glänzendem Erfolge durch Ausstellung von Othman's blutigem Hemde und dergleichen mehr gegen Ali aufgehetzt. Ali überschritt mit 70,000 Mann den Euphrat bei Ratta (nicht allzu weit von der großen Wendung des Flusses nach Norden), ihm gegenüber lagerten sich die 80,000 Syrer unter Mo'âwija und Amr. Auch hier zeigte Ali seine Friedensliebe, indem er am 3. Dhu'lhiǵǵa 36 (657) eine Gesandtschaft zum Zweck gütlicher Vereinbarung an Mo'âwija sandte, die aber natürlich ohne Erfolg blieb. Beide Heere rückten nun etwas weiter westlich nach Siffîn (ebenfalls am Euphrat; der letzte Monat des Jahres 36 verging unter unbedeutenden Gefechten, und im Muharram 37 (Juni Juli 657), dem heiligen Monat, blieben, dem göttlichen Gebote entsprechend, die Feindseligkeiten überhaupt eingestellt. Endlich am 1. Safar 37 (19. Juli 657) begann eine Reihe von Vorpostengefechten, und vom 8.—10. (26.—28.) wurde von beiden Heeren hartnäckig gekämpft. Ali und sein Lieutenant Mâlik el-Aschtar thaten Wunder der Tapferkeit; insbesondere aber zeigten sich die Altgläubigen im Streite gegen die Truppen des gottlosen Omajjaden von der alten, unbezwinglichen, fanatischen Begeisterung erfüllt, und so neigte sich am dritten Tage der Sieg entschieden auf die Seite Ali's. Schon ist der brave Mâlik an der Spitze seiner Reiterscharen im Begriff, die Niederlage der Syrer durch einen letzten Stoß zu vollenden, als plötzlich von Ali der Befehl an ihn kommt, den Kampf einzustellen. Es ist eine List des schlauen Amr, zweifelsohne in Verbindung mit einer zwischen ihm und den unzuverlässigen Elementen

in Ali's Heere abgekarteten Verrätherei, welche den letztern zu einem so unsinnigen Befehle zwingt; als für die Syrer alles verloren scheint, läßt Mo'āwija auf Amr's Rath schleunigst so viele Korane zusammenraffen, als man in der Eile auftreiben kann; diese werden an den Lanzenspitzen der vordern Reihen der Syrer befestigt, und man ruft den vordringenden Truppen Ali's zu, die Streiter Gottes mögen doch aufhören sich untereinander zu zerfleischen; die Entscheidung über die schwebenden Streitfragen sei in der Offenbarung Gottes zu suchen. Ein Theil von Ali's Scharen, an ihrer Spitze Aschʿath ibn Keis, der schon mehr als einmal sich als einen treulosen Verräther gezeigt hat und der in seinem Herzen einen unvertilgbaren Haß gegen die Altgläubigen nährt, fallen dem Vorschlage bei; ungeordnete Haufen drängen sich um Ali und fordern Einstellung des Kampfes. Vergebens verwahrt sich Ali gegen eine so selbstmörderische Maßregel; man droht ihm unverblümt mit dem Schicksale Othman's, seine Getreuen befinden sich weit ab im Getümmel des Streites — um sein Leben zu retten, gibt er nach und damit seine Sache verloren. Vergebens sträubt sich Mālik, die gemeine Intrigue durchschauend, gegen den Befehl; man droht auch ihm mit Ermordung seines Herrn, und so muß er den Kampf abbrechen und die syrische Armee ungehindert ziehen lassen.

In dem Intriguenspiele, welches nun begann, war Ali von vornherein der Besiegte. Mo'āwija schlug vor, zwei Schiedsrichter zur Entscheidung über seine und Ali's Ansprüche zu wählen, und ernannte seinerseits natürlich den Amr ibn el Aṣi, während Ali von denselben Leuten, die soeben die Einstellung des Kampfes erzwungen hatten, sich den Abu Mūsa el Aschʿari aufdrängen ließ, einen gänzlich unzuverlässigen Menschen, der ihm schon wiederholt den Gehorsam geweigert hatte und vermuthlich auch jetzt mit Aschʿath und Amr unter Einer Decke steckte. Die Haltung 'Ali's, der doch nach der Rückkehr des Mālik nicht mehr schutzlos dem heuchlerischen Gesindel preisgegeben war, erscheint hier völlig unbegreiflich; er muß über die ihm widerfahrene Behandlung vollkommen den Kopf verloren haben. Jedenfalls kam zwischen ihm und Mo'awija ein Vertrag zu Stande, nach welchem beide Heere entlassen werden und die Schiedsrichter im Ramadan desselben Jahres (Februar—März 658) zusammentreten sollten. Kaum war aber der Vertrag abgeschlossen, als von neuem gegen den übelberathenen Ali sich ernstlicher Widerspruch erhob. Diesmal waren die Eifrigsten unter den Altgläubigen mit Recht darüber entrüstet, daß die Entscheidung in die Hände von Leuten gelegt war, die jedermann als zweideutig und irreligiös kannte, statt daß, wie vorgegeben worden war, aus der Offenbarung, und also doch durch die treuesten und besten Kenner derselben, die Entscheidung geschöpft wurde. Zu ihnen gesellten sich eine Anzahl unsauberer Elemente, denen es eben um Zwietracht und Verrath an Ali in jedem Falle zu thun war, darunter gerade solche, welche eben noch selbst den Ali gezwungen hatten, sich seine zuverlässigsten Stützen zu entfremden. Diese Charigiten („Nonconformisten", s. oben) marschirten getrennt von dem übrigen Heere und lagerten sich, nachdem man bei Kufa wieder angekommen war, etwa 12,000 Mann stark in Harūrā, einem Dorfe in der Nähe dieser Stadt, einstweilen noch ohne direct zu Feindseligkeiten überzugehen.

Zur festgesetzten Zeit wurde die Komödie des Schiedsgerichtes in Dumat el-Gandal, einer Oase Nordarabiens, ziemlich gleichweit von Damaskus und Kufa gelegen, aufgeführt. Nach vielem Hin- und Herreden über verschiedene unmögliche Candidaten für das Chalifat schlug Amr endlich vor, man wolle sowol den Mo'awija als den Ali für abgesetzt erklären und dann von der Gemeinde selbst einen neuen Chalifen wählen lassen. Als aber Abu Mūsa in Uebereinstimmung damit seinerseits die Absetzung beider aussprach, erklärte Amr, er nehme Act von der durch seinen eigenen Schiedsrichter ausgesprochenen Absetzung Ali's, proclamire aber seinerseits neuerdings Mo'awija als Chalifen, worauf sich Abu Mūsa unter Protest zurückzog. Freilich wurde dieses erschlichene Resultat des Schiedsgerichtes nur in Syrien anerkannt, übte doch aber auch in Irak eine üble Wirkung, insofern Ali als der endgültig Betrogene erschien, und alle Opfer des blutigen Feldzuges von Siffin sich als vergebliche erwiesen. So war denn auch an eine Versöhnung mit den Charigiten nicht zu denken, ja selbst die Hoffnung Ali's, sie würden wenigstens nicht mit gewaffneter Hand gegen ihn auftreten, erwies sich als trügerisch. Die wirklich Frommen unter ihnen glaubten eben erkannt zu haben, daß es auch Ali nur um die Herrschaft, nicht um das Werk Gottes zu thun sei; andere verachteten ihn um der kläglichen Rolle willen, die er soeben gespielt hatte, und eine große Anzahl wollte geradezu Aufruhr und Empörung, wie das in Kufa und Umgegend Sitte war. Sie begingen, während Ali schon von neuem auf dem Wege nach Syrien war, offene Gewaltthätigkeiten und lagerten sich endlich in Nahrawān (am Diala, nicht weit von dessen Mündung in den Tigris). Ali konnte eine so bedenkliche Diversion in seinem Rücken nicht unbeachtet lassen; als er sich mit seinem Heere näherte, liefen die meisten davon und nur der eigentliche Kern, die aufrichtigen Eiferer, stritten, etwa 1600 an Zahl, für den reinen Glauben bis auf den letzten Mann.

Nun aber hatten die immer wetterwendischen Bewohner des Irak, insbesondere die Kufenser, genug am Kriege. Es war Ali nicht möglich, sie zum erneuten Vormarsch nach Syrien zu bewegen, und so mußte er unthätig den Fortschritten zusehen, welche Mo'awija nach allen Seiten hin machte. Schon im J. 38 (658) konnten die an sich nicht sehr zahlreichen Anhänger Mo'awija's in Aegypten eine Erhebung wagen, da Mohammed ibn Abi Bekr, welcher dem Ali auch hier nur Unheil brachte, sich mit den Dissidenten in Oberägypten nutzlos herumschlug. Als infolge dessen Ali seinen besten General, den Mālik el Aschtar, mit einigen Truppen zur Sicherung Aegyptens abschickte, ließ Mo'āwija denselben vergiften, und nun vermochte 'Amr ibn el 'Aṣi mit einem verhältnißmäßig kleinen Contingent sich Aegyptens zu bemächtigen; Mohammed verlor im letzten Kampfe das Leben. — Kurz nachher brachen in Baßra und in Per-

sien Unruhen aus, die es allerdings gelang zu unterdrücken, dagegen machten die Syrer nach Mesopotamien und Arabien zu Fortschritte, welche nicht energisch zurückgewiesen werden konnten, da die Armee von Kufa höchstens, wenn ihr die Feinde unmittelbar auf den Leib zu rücken drohten, zu einer Anstrengung zu bewegen war. Es glaubte eben niemand mehr recht an Ali's Stern, seine hervorragendsten Anhänger waren ums Leben gekommen oder fielen von ihm ab — wie sogar sein Bruder ʿAkil zu Mo'awija überging — und so war eine günstige Wendung für ihn kaum noch möglich, als im J. 40 (660) drei patriotische Charigiten, um dem entsetzlichen Bürgerkriege ein Ende zu machen, sich verschworen, an demselben Tage die drei Gewalthaber zu tödten, deren Herrschsucht den Islam zu verderben drohte. Aber die Unternehmungen gegen Mo'awija und Amr mißglückten, nur den verhältnißmäßig Unschuldigsten der drei fehlte der tödliche Schwerthieb nicht; am 15. Ramadan 40 schwer verwundet, starb Ali am 17. desselben Monats (23. Jan. 661), der letzte Chalife aus der Familie und den ersten treuen Anhängern des Propheten.

Mit Ali's Tode geht die patriarchalische Epoche des Chalifates zu Ende, es beginnt eine Reaction der rein weltlichen und politischen Interessen gegen das theokratische Princip. Gerade die noch übrigen Mitgründer und die aufrichtigen Bekenner des Islam gehen in vergeblichem Widerstande gegen die Vertreter der altmekkanischen Aristokratie und des heidnischen Araberthums zu Grunde; kaum äußerlich bekennen sich die Regierenden noch zu den Glaubenslehren des Propheten, die wahre Frömmigkeit verschwindet aus den officiellen Regionen, und später, wo die ins Wanken kommende Abbasidendynastie aus politischen Gründen sich der Orthodoxie wieder in die Arme wirft, hütet sich die letztere doch sehr wohl, sich mit dieser Dynastie zu identificiren. Weltliche und geistliche Gewalt sind in Zukunft nur noch dem Namen nach in der Person des Chalifen vereinigt, und wie er die weltliche Macht nach und nach verliert, bleibt nur ein wesenloser Schatten auch der geistlichen Herrschaft zurück. Nicht weniger aber als mit der innigen Verbindung des Geistlichen und Weltlichen ist es mit der von Mohammed und Omar proclamirten und von letzterm durchgeführten Gleichberechtigung aller Gläubigen vorbei; mit den Omajjaden beginnt die Herrschaft der Araber als Nation über die Perser, wofür sich die Perser unter den Abbasiden zu revanchiren suchen — wie diese religiösen und nationalen Gegensätze, deren Extreme sich in den Charigiten und den Schiiten verkörpern, allmählich den Bau des Chalifenreiches unterminiren, ist in der Einleitung ausgeführt worden.

Niemand vermochte es unter diesen Umständen mehr dem Mo'awija das Chalifat streitig zu machen. Zwar hatten die Irakenser nach Ali's Tode endlich eingesehen, daß mit dem Untergange seiner Sache die Unterwerfung ihrer Provinz unter die syrische Herrschaft entschieden sei, und ein Heer von 40,000 Mann seinem Sohne Hasan zur Verfügung gestellt; aber dieser war ein Weiberknecht und schwächlicher Geselle, dem es nur darum zu thun war, von Mo'awija eine möglichst anständige Abfindung zu erhalten. Als ihm diese bewilligt war, entsagte er feierlich jedem Anspruche auf das Chalifat, und so konnte Mo'awija, dem nun niemand mehr Widerstand zu leisten wagte, noch im J. 41 (661) in Kufa einziehen, während Hasan sich nach Medina zurückzog, wo er fromm wurde und nach mehrern Jahren starb; daß ihn Mo'awija habe vergiften lassen, ist wol eine unbegründete Erfindung.

Ungestört konnte jedoch auch Mo'awija (41—60 = 661—680), mit welchem die Dynastie der Omajjaden (s. das.) beginnt, seiner Herrschaft sich nicht lange erfreuen. Waren die Altgläubigen und Charigiten mit Ali unzufrieden gewesen, so hatten sie Mo'awija aus mehrerwähnten Gründen aufs äußerste. Wenn trotzdem die erstern sich einstweilen in Medina ruhig hielten, so geschah es nur aus Furcht vor der Uebermacht des neuen Herrschers, in deren unmittelbarer Sphäre die heiligen Städte lagen. In dem entfernter liegenden Persien dagegen erklärte sich der noch von Ali eingesetzte Statthalter Zijâd gegen Mo'awija, während seine Söhne in Baßra einen Aufstand erregten und in dem benachbarten Ahwâz (Chuzistan, östlich von der Euphratmündung) die Charigiten losbrachen. Hier zeigte nun aber Mo'awija wieder seine ganze Schlauheit. Er beauftragte seinen Statthalter von Kufa, den Mughira ibn Scho'ba, einen ebenfalls höchst zweideutigen Menschen, mit Zijâd persönliche Verhandlungen anzuknüpfen, die denn auch zu dem gewünschten Ausgleiche führten; die Bedingungen desselben lassen sich aus dem spätern Verlaufe der Ereignisse errathen. Zijâd blieb Statthalter von Persien, erhielt Baßra und nach Mughira's Tode (50 = 670) Kufa, später (53 = 673) Arabien dazu, außerdem erkannte ihn Mo'awija officiell als Bruder an, indem er behauptete, er sei ein unehelicher Sohn seines Vaters Abu Sofjân. Die Araber wollten das nicht recht glauben und nannten ihn statt Zijad ibn Abi Sofjan lieber Zijad ibn Abîhi („S. Sohn seines Vaters"); jedenfalls aber hatte ihn Mo'awija, wol auch in Gemäßheit der ihm gegebenen Versprechungen, zu seinem Nachfolger bestimmt. Dazu kam es nun nicht, da Zijad schon im J. 53 (673) starb; bis dahin aber hatte er den unruhigen Irakensern die Lust zum Rebelliren gründlich ausgetrieben, mit schonungsloser Grausamkeit auch die kleinste Ausschreitung im Keime erstickend und die strengsten Polizeiordnungen durchführend. Kostete das manchem Unschuldigen das Leben, so wurde doch auch ein Grad der öffentlichen Sicherheit dadurch erreicht, wie er im Orient selten da gewesen ist. Es ist das überhaupt die Signatur von Moawija's Regierung, daß die Gewissenlosigkeit und die Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel, von welcher er in keinem Falle freizusprechen ist, doch dem Staate und den Unterthanen in hohem Grade genützt hat; die Beendigung des Bürgerkrieges und die energisch überall hergestellte Ruhe und Ordnung ließen die Bewohner der Provinzen wieder aufathmen und stellten das Ansehen des Islam nach innen und außen von neuem her. In manchen Zeiten können nur Schurken brauchbare Herrscher sein.

So kamen denn unter Mo'awija auch die Eroberungen der moslimischen Waffen, die während des Bürgerkrieges gestockt hatten, wieder in Zug. Ein Theil des heutigen Afghanistan und Beluschistan wurde erobert, Balch definitiv besetzt, über den Oxus hinaus das Gebiet der Türkenstämme bis in die Gegend von Bochara und Samarkand durchstreift, abgesehen von der Niederwerfung von Aufständen in den stets unruhigen Gebieten von Chorasan und Tabaristan. Am meisten zeichnete sich unter den arabischen Feldherren der berühmte Mohallab ibn abi Sofra aus, der bis an den Indus gelangte. Den Byzantinern hatte Mo'awija während des Bürgerkrieges vorsichtig manche Concessionen gemacht; jetzt wurden weit und breit durch Kleinasien Streifzüge unternommen, welche das von innern Wirren gelähmte Kaiserreich nicht hindern konnte; nur als die Muslime sogar Konstantinopel angriffen, holten sie sich allerdings eine Niederlage. Auch die Seemacht der Araber wuchs in dieser Zeit schnell empor; während bei der Wiedereinnahme Alexandriens im J. 25 (646) die griechischen Schiffe ohne Widerstand landen konnten, machten sich jetzt arabische Flotten selbst der griechischen Hauptstadt furchtbar. — In Afrika dauerte die Unthätigkeit noch bis zum Tode Amr's, welcher die wiedererlangte Statthalterschaft bis zu seinem Tode in Ruhe genießen wollte; als er im J. 43 (664) mit einem reichlich verdienten schlechten Gewissen gestorben war, begann auch hier von neuem der Vormarsch nach Westen. Hier versuchte Mo'awija ibn Hodeig seine schon unter Othman (s. oben) errungenen Erfolge zu erweitern, und gründete nach einigen Nachrichten die Stadt Kairuwân, die Hauptfestung und den späteren Regierungssitz des außerägyptischen Afrikas; nach ihm eroberte 'Okba ibn Nâfi' das Land Fezzan und verlegte Kairuwân an den Ort, wo die Stadt sich noch jetzt befindet; nach andern soll er erst die Stadt gegründet haben. Ueberhaupt sind die Einzelheiten (insbesondere auch die Zeitangaben) über diese Kriegszüge sehr unsicher; bestimmt falsch sind die späteren Berichte, welche schon den Okba bis an den Atlantischen Ocean vordringen lassen.

Die letzten Jahre seines Lebens war Mo'awija besorgt, seinem Sohne Jezid die Nachfolge zu sichern. Die Neigung, diesem durch seinen liederlichen Lebenswandel viel Aergerniß gebenden Manne zu huldigen, war nirgends groß; doch hing Syrien zu sehr an Mo'awija, der es nun bald vierzig Jahre regiert hatte, als daß hier ernstliche Schwierigkeiten hätten erwachsen können. Dagegen gab es in Mekka vier Männer, welche als Nebenbuhler Jezîd's für den Fall von Mo'awija's Tode zu fürchten waren, weil sie Söhne von Chalifen oder doch von früheren Prätendenten auf das Chalifat waren, nämlich Ali's zweiter Sohn Husein, Abdallah, der Sohn Omar's, Abderrahmân, der Sohn Abu Bekr's, und Abdallah, der Sohn Zubeir's. Der erstgenannte besaß seinen Hauptanhang in Irak und Persien, wo seines Vaters noch immer von vielen mit Reue und Sehnsucht gedacht wurde und insbesondere die Kufenser sich oft an die Zeit erinnerten, in welcher ihre Stadt die Residenz des Chalifen gewesen war; die drei andern hatten die Partei der Altgläubigen hinter sich, alle vier wohnten inmitten der grollenden Bevölkerung Medinas. Als Mo'awija, um ihre Huldigung für Jezid zu erwirken, mit einem Heere heranzog, begaben sie sich nach Mekka, der heiligen Stadt, in deren Bezirk niemand getödtet werden durfte. Trotzdem wagten sie es nicht, dem ihnen nachgezogenen Mo'awija zu widersprechen, als derselbe in der Moschee in ihrer Gegenwart den Jezid als seinen Nachfolger proclamirte und sich dabei auf die angeblich von ihnen geäußerte Beistimmung berief. In ähnlicher Weise wurde im Irak die Huldigung theils erzwungen, theils durch Bestechungen erreicht.

Wie wenig Werth aber dieser Art von Huldigungen von den dazu Gezwungenen beigemessen wurde, ergab sich, als nach dem im J. 60 (680) erfolgten Tode Mo'awija's nun wirklich Jezid (60—63 = 680—683) den Thron bestieg. Darf man auch lange nicht alles glauben, was die späteren, theils von den Theologen beeinflußten, theils den Abbasiden ergebenen Schriftsteller von der Lasterhaftigkeit dieses Fürsten erzählen, jedenfalls steht fest, daß der gewiß nicht unbegabte und besonders für Poesie und Musik empfängliche Chalife nach dem Koran und der Religion noch viel weniger fragte als sein Vater, und hauptsächlich auf sein Vergnügen bedacht war; dazu war er seine kurze Regierungszeit hindurch von der Sorge um die Bekämpfung der gegen ihn gerichteten Empörungen in Anspruch genommen, und so konnte er kaum Zeit behalten, sich um sonstige Angelegenheiten zu kümmern; auch kamen die auswärtigen Unternehmungen infolge des von neuem ausbrechenden Bürgerkrieges naturgemäß wieder ins Stocken.

Von den vier Männern, welche Mo'awija in Mekka zur Huldigung gezwungen hatte, war inzwischen der Sohn Abu Bekr's gestorben, der des Omar in den Hintergrund getreten. Husein dagegen, Ali's Sohn, und 'Abdallah ibn ez-Zubeir, die bis dahin in Medina inmitten der Altgläubigen gelebt hatten, entzogen sich der erneuten Huldigung, zu der sie der omajjadische Statthalter zwingen wollte, wiederum durch die Flucht nach Mekka, wo sie, durch die Heiligkeit des Ortes vorläufig geschützt, Zeit zur Vorbereitung eines Aufstandes gewinnen konnten. Kaum hörten aber die Kufenser von der glücklichen Flucht Husein's, als ihr unruhiges Temperament, die Erinnerung an Ali und die Unzufriedenheit mit der syrischen Oberherrschaft sie fortrissen; Boten über Boten kamen mit Haufen von Petitionen in Mekka an, welche den Husein aufforderten, sich in die Mitte seiner Getreuen nach Kufa zu begeben. Husein, dessen Stärke so wenig als die seines Vaters in politischer Einsicht bestand, vergaß ganz und gar, daß diese Getreuen Ali recht ungetreu in Stich gelassen hatten; dazu kam das Zureden des Abdallah ibn Zubeir, welcher seinen Concurrenten zu entfernen wünschte, und so machte sich Husein mit einer kleinen Schar persönlicher Anhänger auf den Weg nach Kufa. Dort war indeß bereits der Umschlag erfolgt. Auf die Nachricht der beginnenden Wühlereien hatte Jezid den wenig energischen Statthalter Kufa's durch 'Obeidallah, den Sohn Zijâd's ersetzt, dem es gelang, in die bereits in vollem Aufruhr begriffene Stadt sich

hineinzuschleichen und an der Spitze einiger ihm ergebener Truppen im Regierungspalast festen Fuß zu fassen. Der empörerischen Menge fehlte der Muth, ihn energisch anzugreifen, während er bald Mittel und Wege fand, sich der Häupter der Bewegung zu versichern und durch deren Hinrichtung die Revolte zu unterdrücken; seitdem regierte er mit gleich schonungsloser Strenge, wie früher sein Vater, und das wankelmüthige Volk wagte nichts mehr für Husein.

Dieser erfuhr erst in der Nähe von Kufa die Nachricht von diesen Vorgängen; trotzdem und obwol er nur ein paar hundert Mann bei sich hatte, bildete er sich ein, er brauche sich nur vor den Thoren Kufa's zu zeigen, damit die ganze Bevölkerung ihm zufiele. Obeidallah, den seine Vorposten von dem Herannahen Husein's rechtzeitig benachrichtigt hatten, sandte ihm den ʿAmr, Sohn des Saʿd ibn Abi Waṭṭâṣ (des Eroberers Persiens) mit einigen tausend Mann entgegen, welche bei Kerbelâ auf die kleine Schar stießen. Als indeß Amr, der jedenfalls den Enkel des Propheten zu schonen wünschte, sich in Verhandlungen mit ihm einließ, schickte Obeidallah den Schamir ibn Dhi'lǵauschan an der Spitze weiterer Truppen hinterher mit dem Auftrage, den Husein lebendig oder todt nach Kufa zu schaffen. Schamir, der aus seiner Anhänglichkeit an das Heidenthum längst kein Hehl machte, ließ am 10. Muharram 61 (10. Oct. 680) das Häuflein angreifen — sich durch die Flucht zu retten, waren Husein wie seine Begleiter zu stolz — und so wurden die Unglücklichen nach tapferer Gegenwehr getödtet. Husein's Leib wurde in Kerbelâ begraben; sein Tod aber, von seinen Anhängern als der schwerste Schlag empfunden, wurde Veranlassung zur Organisirung und weitesten Ausbreitung der Sekte der Schiiten (s. oben), welche wir bald in den Kampf der Parteien werden eingreifen sehen.

War aber im Irak für einige Zeit wenigstens äußerlich Ruhe gestiftet, so diente Husein's Tod dem andern Prätendenten, Abdallah ibn Zubeir, als willkommenes Mittel zur Aufhetzung der Frommen Mekkas, wie er das gleich beabsichtigt hatte, als er Husein zu seinem tollkühnen Zuge bereden half. Er nahm jogleich, wenn auch vorläufig noch im engeren Kreise, den Chalifentitel an, und weigerte sich hartnäckig, den Jezid anzuerkennen, welcher aus Furcht, durch einen kriegerischen Angriff auf die heilige Stadt den Unwillen des Volkes zu wecken, mit ungewöhnlicher Langmuth eine Gesandtschaft an Abdallah schickte, um ihn zur Huldigung zu überreden, gleichzeitig aber ihm auch verständlich anzudeuten, daß man sich, wenn nöthig, auch nicht scheuen werde, ihn selbst in Mekka anzugreifen. Einstweilen kam es freilich dazu noch nicht, weil inzwischen auch Medina sich gegen Jezid empörte. Die Bewohner dieses Hauptsitzes der Orthodoxie waren natürlich niemals den Omajjaden zugethan gewesen; jetzt kam der Abscheu über die Tödtung des Husein hinzu, und eine Ungeschicklichkeit des Statthalters von Medina, eines Vetters Jezid's, machte das Maß voll. Dieser hatte im J. 62 (682), gelegentlich einer finanziellen Differenz einige der angesehensten Medinenser an den Hof nach Damaskus gesandt, weil er glaubte, die Ordnung der vorhandenen Schwierigkeit in der Residenz selbst und die bekannte Liebenswürdigkeit Jezid's im persönlichen Verkehr werde einen guten Eindruck auf die einflußreichen Leute machen, und dadurch die Stimmung in Medina überhaupt verbessert werden. Er hatte nicht bedacht, daß der mehr als leichte Ton, die Genußsucht und Ueppigkeit und die Nichtachtung der religiösen Vorschriften, welche das Lebenselement des damascener Hofes bildeten, auf die bigoten und werkheiligen Medinenser den schlimmsten Eindruck hervorrufen mußten. So war es aber in der That; obwol von dem Chalifen mit Freundlichkeiten und Geschenken überschüttet, kam die Deputation auf das höchste erbittert zurück und begann sofort, durch ihre gewiß nicht zu matt gefärbten Berichte die Entrüstung über die Unwürdigkeit und Gottlosigkeit dessen, welcher sich Stellvertreter des Gesandten Gottes nennen ließ, in der ganzen Bevölkerung zu verbreiten. Man kam in der Moschee zusammen: „Wie ich hier mein Kopftuch abnehme und von mir werfe, so verwerfe ich Jezid", rief einer der Eifrigsten; seinem Beispiel folgten Dutzende von andern, bald das Oberkleid, bald die Sandalen, bald andere Kleidungsstücke von sich werfend, sodaß rasch ein ganzer Haufen von Bekleidungsgegenständen Zeugniß für die geschehene Entsetzung des verworfenen Chalifen ablegte. Nun wandte sich der Zorn der frommen Eiferer gegen den Statthalter und die übrigen, meist als Beamte in der Stadt wohnhaften Omajjaden. Wol infolge der Ueberraschung wagten diese, welche mit Clienten und Sklaven doch eine Anzahl von ein paar tausend waffenfähigen Männern darstellten, keinen Widerstand; man zwang sie zu schwören, daß sie die Truppen, die etwa gegen die Stadt gesandt würden, weder mit Rath noch mit That unterstützen wollten, und jagte sie dann unter Beschimpfungen und beleidigenden Thätlichkeiten aus der Stadt. Jezid war begreiflicherweise wüthend über die klägliche Rolle, welche seine Familie gespielt hatte, und ließ die besten Truppen Syriens zusammenziehen, um seine Autorität in Medina herzustellen; und als der Versuch, den er auch mit diesen frommen Rebellen machte, sie durch einen in seinen Diensten stehenden Landsmann mittels gütlicher Ueberredung zur Vernunft bringen zu lassen, an dem Fanatismus einer extremen Partei gescheitert war, sandte er das Heer unter Führung des einäugigen Muslim ibn ʿUṭba ab, eines Verwandten des Chalifen Othman, also grimmigen Feindes der Altgläubigen, von dem er sich der größten Energie versehen konnte. Unterwegs nahm Muslim die aus Medina vertriebenen Omajjaden auf; da sie ihr Schwur hinderte, über die Verhältnisse in Medina Auskunft zu geben, so erzählte Merwan ibn el Hakam (vor Zeiten Othman's Rathgeber, unter Moʿawija Statthalter von Medina) das Nöthige seinem Sohne Abdelmelik, der nicht geschworen hatte und also dem Feldherrn die von diesem geforderten Mittheilungen machen konnte. Bei Harra, dicht vor Medina, kam es am 26. Dhu'lhiǵǵa 63 (26. Aug. 683) zum Kampfe, in welchem die Medinenser trotz ihrer fanatischen Tapferkeit der Uebermacht

erlagen. Die Stadt verfiel der schonungslosen Rache Muslim's; drei Tage gab er sie allen Greueln preis, die eine erbitterte und siegestrunkene Soldateska auszuüben vermag, und als er endlich den übriggebliebenen Bewohnern das Leben sicherte, geschah es in der Weise, daß sie sich als persönliche Sklaven des Chalifen ergeben mußten, mit denen er nach Belieben schalten konnte. Von da an waren die zurückgebliebenen Bewohner der verwüsteten Stadt jeder Bedrückung von seiten der rachsüchtigen Omajjaden ausgesetzt, sodaß es später die meisten vorzogen, den schon unmittelbar nach der Eroberung Geflüchteten nachzufolgen, welche zu den in Westafrika stehenden Heeren entronnen waren; mit diesen fanden sie nachher in Spanien eine neue Heimat. Medina aber existirte von da ab für lange Zeit fast nur dem Namen nach.

Bald nach der Einnahme von Medina brach Muslim, obwol erkrankt, nach Mekka auf, den Abdallah ibn Zubeir zur Unterwerfung zu zwingen; als er unterwegs starb, trat den für diesen Fall getroffenen Anordnungen des Chalifen gemäß Hoßain ibn Numeir an seine Stelle, der ebenso wenig Rücksichten auf die Heiligkeit der Prophetenstädte und ebenso wenig Respect vor alten Gefährten des Propheten und sonstigen frommen Leuten kannte. Abdallah und seine Mekkaner zogen bei einem Kampfe außerhalb der Thore den kürzern, vertheidigten indessen die wohlbefestigte Stadt mit großer Ausdauer, während Hoßain durch Kriegsmaschinen Wurfgeschosse aller Art auf die Mauern und, zum unaussprechlichen Entsetzen der Gläubigen, selbst auf die heiligen Gebäude schleudern ließ (vgl. den Art. Ka'aba). Sobald indeß die Nachricht von Jezid's Tode anlangte, hob Hoßein die Belagerung auf, da er von Jezid's Nachfolger Mo'âwija nichts wissen wollte, und knüpfte mit Abdallah Unterhandlungen an.

Mo'âwija II. (64 = 683) war Jezid's Sohn und bei dem vorzeitigen Tode desselben (15. Rebî' I. 64 = 11. Nov. 683) erst 21 Jahre alt. Man weiß nicht, ob er die Herrschaft überhaupt antrat; jedenfalls bekleidete er das Chalifat nur wenige Wochen, ohne daß wir indeß über sein Leben und seinen Tod irgend etwas Sicheres wissen. Das Wahrscheinlichste ist, daß er von irgendeiner der nach Jezid's Tode in Streit gerathenen Parteien heimlich beseitigt wurde. Jedenfalls verschwand er spurlos, ohne daß jemand zurückblieb, der die allgemeine Anerkennung der Großen des Reiches hätte finden können. Von Jezid war noch ein jüngerer Sohn Châlid vorhanden, der aber erst 16 Jahre zählte; die Nächsten und Angesehensten unter den älteren Omajjaden aber fühlten keine Neigung, sich um eine Herrschaft zu bewerben, die von allen Seiten mit Gefahren umgeben war. Denn der Tod Jezid's war in den meisten Provinzen das Signal zum Aufstande gewesen; in Kufa und Baßra hatte sich der sonst so gefürchtete 'Obeidallah ibn Zijâd nicht halten können, Südarabien und ein Theil Aegyptens erklärte sich für Abdallah ibn Zubeir, und selbst das erst eben so hart gezüchtigte Medina wagte es, seine verhaßten Peiniger, die Omajjaden, von neuem zu vertreiben. Um zu begreifen, wie es möglich war, daß der Respect vor den kräftigen Herrn so plötzlich schwand, müssen wir einen Rückblick auf die innern Verhältnisse Syriens thun.

Die arabischen Stämme, welche ihrerzeit Syrien erobert und dann ihre Standquartiere in diesem Lande angewiesen erhalten hatten, rekrutirten sich hauptsächlich aus zwei Stammgruppen, den Benu Kais und den Benu Kelb. Nun gehörten die Kaisiten zu den nordarabischen (ismaelitischen), die Kelb zu den südarabischen (jemenitischen, joktanidischen) Stämmen; zwischen beiden Hauptgruppen der Bevölkerung Arabiens aber bestand ein so unversöhnlicher und jahrhundertelang eingewurzelter Rassenhaß, wie er auch zwischen weniger nahe verwandten Nationen in der Geschichte fast ohne Beispiel ist. Diesen Haß hatte der Islam gebändigt; nach Mohammed's directem und mit der größten Strenge durchgeführtem Befehl durfte der Muslim dem Muslim keine Feindschaft aus der Zeit des Heidenthums nachtragen, keine Blutrache mehr ausüben. Das hatte eine Weile lang vorgehalten; wenn aber unter den Omajjaden die Großen des Reiches nicht mehr den Geboten des Glaubens nachlebten, so ist es nicht zu verwundern, daß die Massen desgleichen thaten, und so wurde allmählich der alte Haß zwischen Kais und Kelb wieder lebendig. Mo'âwija hatte neben allen andern Regierungskünsten auch die verstanden, zwischen der Majorität, welche bei den Kelb war, und der Minorität der Kais Frieden zu halten; indeß hatte auch er schon Schwierigkeiten gefunden, dem Jezid, dessen Mutter die Tochter des Kelbitenführers Mâlik ibn Bahdal war, die Anerkennung der Kais zu verschaffen. Da nun Mo'awija II. ebenfalls Sohn einer Kelbitin war, Jezid aber keine Zeit gefunden hatte, schon vor seinem frühen Tode seinem Sohne von beiden Parteien huldigen zu lassen, so weigerten sich die Kais, ihm zu gehorchen; eins ihrer Häupter, Zofar ibn el Hârith, erklärte sich für Abdallah ibn Zubeir und bemächtigte sich des Gebietes der Militärstation Kinnesrin (Nordsyrien); ihm schlossen sich die Bezirke Himß und Palästina an, während der ebenfalls kaisitische Commandant von Damaskus selbst, Dahhâk ibn Kais, sich vorläufig nicht darüber aussprach, wen er nach Mo'awija's II. Verschwinden als Chalifen anzuerkennen beabsichtigte. Die im Jordanbezirke stehenden Kelbiten unter dem oben genannten Mâlik ibn Bahdal befanden sich vorläufig in der Minorität, weil ihre Stammesgenossen unter Hoßain noch auf ihrem Zuge gegen Mekka abwesend wären; sie neigten dem jungen Chalid, Jezid's zweitem Sohne, zu.

Man begreift, wie Hoßain, der die Verhältnisse in Syrien kennen mußte, beim Empfange der Nachricht von Jezid's Tode es gerathen fand, die Belagerung aufzuheben und sich auf den Heimweg zu machen, um den Kelbiten das Uebergewicht zu sichern. Da diesem Hauptinteresse gegenüber ihm an der omajjadischen Dynastie wenig gelegen war, suchte er eine Unterredung mit Abdallah ibn Zubeir und bot ihm seine Hülfe zur Erlangung des Chalifates an, wogegen er nur die selbstver-

ständliche Forderung stellte, daß Abdallah für die in Medina und vor Mekka Getödteten keine Rache suchen dürfe. Abdallah aber war nicht im Stande, politischen Gesichtspunkten zu Liebe seine persönlichen Gefühle zurückzudrängen; seine Weigerung, eine solche Verpflichtung einzugehen, hatte natürlich den Abbruch der Verhandlungen zur Folge. Auf dem Rückwege nach Syrien begegnete Hoßain dem Merwân ibn el Hakam, jetzt einem der ältesten Omajjaden (s. oben); er entschied sich dafür, diesem den Thron anzubieten, und Merwan nahm an. Die von Mâlik ibn Bahdal befehligten übrigen Kelbiten erhoben allerdings Schwierigkeiten, da sie den Châlid ibn Jezîd wünschten; sie gaben indeß unter der Bedingung nach, daß dem letztern Merwans Nachfolge gesichert würde. Inzwischen ließen die Kaisiten den Gedanken, die Interessen ihrer bisherigen Feinde, der Altgläubigen in Mekka und Medina, zu verfechten, fallen, und stellten ihren Führer Dahhâk als Prätendenten auf. Gegen diesen aber empörte sich die Bevölkerung von Damaskus, welches von den Omajjaden zur Residenz erhoben und stets in jeder Weise begünstigt worden war. Diese Wendung eröffnete dem Merwan die reichen Hülfsquellen der Hauptstadt; in ihrer Nähe, bei Merg Râhit, trafen bald darauf die feindlichen Heere aufeinander. Der Kampf endigte mit der vollständigen Niederlage der Kais; Dahhâk selbst verlor das Leben, seine Stammgenossen wurden zersprengt; doch konnte sich Zofar mit einer Abtheilung derselben wieder in Kinnesrin festsetzen, von wo aus er noch Merwan's Nachfolger Abdelmelik verschiedentlich recht lästig wurde. Der Sieg von Merg Râhit sicherte das Chalifat dem Merwan (64—65 = 684—685); aber die Unterwerfung der aufständischen Provinzen erforderte noch mehrere Jahre und gelang erst unter dem Chalifate Abdelmelik's, des Sohnes Merwan's, welchen derselbe, seinem für Châlid ibn Jezîd abgegebenen Versprechen untreu, zum Nachfolger bestimmte. Er bezahlte seine Wortbrüchigkeit auf Anstiften der Mutter Châlid's mit dem Leben; aber Abdelmelik (65—86 = 685—705) wurde ohne Umstände in Syrien anerkannt — es war weniger denn je am Platze, innern Zwistigkeiten die Kräfte zu opfern, welche man auf das nachdrücklichste nach außen anspannen mußte, sollte die syrische Herrschaft überhaupt aufrecht erhalten werden. Zwar hatte schon Merwan Aegypten, wo der Aufstand nie sehr bedeutende Mittel zu entfalten vermochte, Ende 64 und Anfang 65 (684) wieder unterwerfen können, aber Abdallah ibn Zubeir hatte von den syrischen Wirren erheblichen Vortheil gezogen, und im Irak waren den Omajjaden in den mittlerweile hervorgebrochenen Charigiten und Schiiten die furchtbarsten Gegner erwachsen. Wir behandeln diese Kämpfe im Zusammenhange, wie sie sich von den Anfängen unter Merwan an durch einen großen Theil von Abdelmelik's Chalifat hindurchziehen. Die Verschiebungen zwischen den verschiedenen Parteien machen diese Periode zu einer der verwickeltesten der mohammedanischen Geschichte; man wird indeß den Faden nicht verlieren, wenn man festhält, daß von den einzelnen Parteien — die weltlich gesonnenen Syrer mit den Omajjaden an der Spitze, die Altgläubigen unter Abdallah ibn Zubeir in Arabien, die Charigiten und Schiiten im Irak und in Persien — jede zu jeder andern im Gegensatz stand; daß insbesondere Abdallah und die Charigiten sich nicht verständigen konnten und schließlich sich gegenseitig aufrieben, ist die Rettung des omajjadischen Chalifates gewesen. Diese Unmöglichkeit der Verständigung aber beruht natürlich auf den innern Gegensätzen; die Orthodoxen stellten die hierarchische, die Charigiten die demokratische Richtung unter den Frommen dar — genau derselbe Unterschied wie der zwischen Hochkirche und Presbyterianern — während die Schiiten ihre Sache ganz mit blinder Ergebenheit gegen die Person Ali's und seiner Nachfolger identificirten, also ein despotisches Princip, und zwar mehr und mehr im national-persischem Sinne, verfochten.

Als die achtungswertheste dieser Parteien hatte sich bisher die der Charigiten bewährt. Die Vernichtung der ersten Schar dieser Puritaner bei Nahrawân (s. oben) hatte ihre Grundsätze nicht mit vernichtet; im Gegentheil, der Gedanke, daß nicht die von weltlicher Politik befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Habsucht suchenden Großen vom Stamme Koreisch, sondern die Gemeinde der wahrhaft Gläubigen zur Verfügung über das Chalifat berufen sei, griff mit reißender Schnelle, wenn auch zunächst im stillen, in den Provinzen Basra und Kufa um sich. Die Gefährlichkeit dieser Lehre für die omajjadische Dynastie blieb Obeidallah, dem scharfblickenden Statthalter Jezîd's, dem Unterdrücker der Erhebung Hussein's, nicht verborgen, und mit kühler Schonungslosigkeit, die ihn über die politischen Rücksichten jede menschliche Regung unterdrücken ließ, machte er sich daran, die bedenkliche Sekte auszurotten. Hinrichtung folgte auf Hinrichtung; aber die Verfolgung diente nur dazu, die Heldenhaftigkeit, Ehrlichkeit und Treue in Erfüllung des gegebenen Wortes, welche die Märtyrer auszeichneten, in immer helleres Licht zu setzen. Gleichzeitig aber diente die Verfolgung dazu, der extremsten Richtung innerhalb der Sekte das Uebergewicht zu verschaffen: sie wurde eine geheime Gesellschaft, die dem Henkerbeile den Dolch des Mörders entgegenzusetzen anfing und jede Versöhnlichkeit, ja zuletzt jeden Verkehr mit Andersdenkenden ausschloß. Solange Jezid lebte und Obeidallah mit eiserner Strenge die Provinz im Zaume hielt, glomm der Zündstoff unter der Oberfläche weiter, nach Jezîd's Tode brach die Flamme mit unwiderstehlicher Gewalt hervor. Die Extremen, welche bereits bei der Nachricht von der Belagerung Mekkas durch Jezîd's Truppen dorthin geeilt waren, um dem Ibn Zubeir die heilige Stadt vertheidigen zu helfen, dann aber des principiellen Gegensatzes zwischen ihren Grundsätzen und den Absichten des Prätendenten sich bewußt geworden waren, warfen sich nach Ahwâz, wo sie unter Führung des Nâfi' ibn Azrak sich festsetzten und unter dem Namen der Azrakiten der Schrecken des Landes wurden. Wie Kufa den Obeidallah, so hatte auch Basra seinen omajjadischen Statthalter vertrieben; um den anmarschirenden Azrakiten widerstehen zu können, bedurften aber die Basrenser auswärtiger

Hülfe, und so warfen sie sich dem Abdallah ibn Zubeir in die Arme. Sie erhielten von ihm Truppen und Statthalter, welche aber von den furchtbaren Charigiten wiederholt geschlagen wurden, bis endlich der berühmte Mohallab (s. oben), der sich ebenfalls dem Ibn Zubeir angeschlossen hatte, an die Spitze des baßrischen Heeres trat (65 = 685). Neunzehn Jahre brauchte indeß selbst dieser ausgezeichnete General, um der fanatischen Sekte Herr zu werden; er wurde dadurch zum größten Schaden für Ibn Zubeir meist ausschließlich in Anspruch genommen, huldigte auch später, als es mit letzterm bergab ging, ohne viele Umstände dem Abdelmelik (71 = 690).

Eine nicht weniger gefährliche Diversion als die Charigiten vor Baßra machten den um das Chalifat streitenden Prätendenten die Schiiten in Kufa. Ihr Führer war damals Muchtâr ibn Abi 'Obeid, ein ebenso schlauer und gewissenloser als tapferer und ehrgeiziger Mann, der seinerzeit für die Berufung des Husein nach Kufa mit thätig gewesen und von Obeidallah nach Bewältigung der kufischen Empörung eine Zeit lang in Haft gehalten worden war. Nachher war er eine Weile mit dem Ibn Zubeir, dann mit den Charigiten in Verbindung gewesen, wie es ihm gerade für seine ehrgeizigen Pläne am vortheilhaftesten geschienen hatte, stellte sich aber nun endgültig an die Spitze der Keisaniten, d. h. der von Keisân, einem Freigelassenen Ali's organisirten Schiiten. Zum Theil persönliche Anhänger Ali's, meist aber persische Sklaven und Freigelassene, voll von Haß gegen ihre arabischen Bedrücker, huldigten sie der von Abdallah ibn Sabâ (s. oben) schon zu Othman's Lebzeiten vorbereiteten Lehre von der in Ali und seinen Nachkommen personificirten Würde des Imâm (geistlichen Oberhauptes), dem man blinde Ergebenheit schuldig sei (s. die Einleitung). Eine solche Sekte war das geeignetste Werkzeug für einen energischen Menschen, der es verstand, jene blinde Ergebenheit seiner Person zu sichern; so erklärte Muchtâr, er handle im Auftrage des Mohammed ibn el-Hanafije, eines noch übrigen Sohnes Ali's, der seinerseits zwar nicht abgeneigt war, den Omajjaden zu schaden, aber keine Lust hatte, seine Person auszusetzen und überhaupt ein schwächlicher Mensch war; er vermied es also möglichst lange sich bestimmt auszusprechen, ließ aber jedenfalls die Schiiten in dem Glauben, daß Muchtar sein berechtigter Vertreter sei. Noch mehr versicherte sich der letztere dann des widerspruchslosen Gehorsams der Sektirer durch die ingeniöse Lehre, welche er dem schiitischen Dogma hinzufügte, daß Gott seine Ansichten und Absichten häufig verändere; von jedem solchen Wechsel erhielt natürlich der Imâm und sein Stellvertreter durch eine Offenbarung Kunde, und somit durfte der Gläubige nicht irre werden, wenn ihm manchmal plötzlich das Umgekehrte von dem gesagt oder befohlen wurde, was vorher gegolten hatte.

In Kufa hatte der nach Jezîd's Tode ausgebrochene Aufstand, wie schon erwähnt, den 'Obeidallah ibn Zijâd gezwungen, seinen Statthalterposten eiligst zu verlassen; wie in Baßra hatte sich die arabische Bevölkerung für Abdallah ibn Zubeir erklärt. Aber die Bewegung schlug zum Verderben ihrer Urheber aus; Muchtar an der Spitze seiner persischen Schiiten überraschte die Araber, bemächtigte sich der Stadt, zwang den Statthalter Ibn Zubeir's zur Flucht und erstickte eine kurz darauf versuchte Revolte im Blute. Doch wendete er sich nun nicht gegen Abdallah ibn Zubeir, sondern gegen die Omajjaden, welche als die alten Gegner Ali's und Husein's zu bekämpfen ihm am nächsten lag, und die auch ihrerseits bereits den Versuch machten, von Mesopotamien aus sich wieder Kufa und Baßra zu nähern. Am Châzir, einem Nebenflusse des Tigris in der Nähe von Moßul, trafen die Heere zusammen, das omajjadische von 'Obeidallah, dem Mörder Husein's, das schiitische von Ibrâhîm befehligt, dem Sohne Mâlik's, des treuen Lieutenants Ali's; wie sich die beiden Generäle hassen mußten, so haßten sich die beiderseitigen Truppen. Aber in den Reihen der Syrer war die alte Einigkeit noch nicht wiederhergestellt. Neben den Kelbiten befanden sich unter ihnen auch einige kaisitische Abtheilungen unter Omeir ibn el Hulâb; um sich für die Niederlage bei Merg Rahit zu rächen, ließen sie 'Obeidallah im Stich, und dieser verlor die Schlacht und das Leben (Anfang 67 = August 686). Während aber Muchtâr so den Ibn Zubeir von einem gefährlichen Gegner befreite, war ihm gerade von dieser Seite das Verderben bereitet. Die kufischen Araber, von tödlichem Hasse gegen die meist persischen Schiiten beseelt, hörten nicht auf, ihre Landsleute in Baßra um Erlösung von der Schande dieser Fremdherrschaft anzuflehen. In der That forderte das nationale Interesse dringend den Schiitismus zu unterdrücken, der leicht sich über ganz Persien verbreiten und dies von der arabischen Herrschaft befreien konnte; so befahl denn Muß'ab ibn Zubeir, Abdallah's Bruder und Statthalter in Baßra, dem Mohallab, einstweilen von den Charigiten abzulassen. Im Ramadân 67 (687) vereinigten sich beide, schlugen den Muchtâr in der Nähe von Kufa zweimal und belagerten ihn in der Citadelle der genannten Stadt. Dadurch war sein Einfluß auf seine Umgebung gebrochen; nur wenige wählten mit ihm den ehrenvollen Tod im Verzweiflungskampfe; 6—7000 andere verfielen auf das Verlangen der kufischen Araber nach Muß'ab's Befehl dem Henkerbeile. Ibrahim ibn Mâlik aber machte seinen Frieden mit Muß ab und trat in dessen Dienste, während Mohallab etwas später zur Bekämpfung der Charigiten zurückkehrte, die inzwischen starke Fortschritte gemacht hatten.

So machten Abdallah ibn Zubeir und sein Bruder Muß ab die jedem geordneten Staatswesen feindlichen Sektirer gleichzeitig für sich wie für Abdelmelik unschädlich; war aber dem letztern insbesondere durch die Vernichtung der Schiiten ein großer Dienst erwiesen, so waren doch Irak und Mesopotamien definitiv für Abdallah gewonnen, und Abdelmelik mußte nun seine Aufmerksamkeit, die bis dahin der Bekämpfung griechischer Einfälle in Syrien gegolten hatte, seinem Nebenbuhler um die Herrschaft zuwenden. Er erkaufte einstweilen den Frieden von den Griechen, und brach nach Mesopotamien und dem Irak auf (71 = 690). Während er

am obern Euphrat langsam vorwärts kam, säete sein Geld Zwietracht in die Reihen Muṣ'ab's; die wie immer wetterwendischen Irakenser ließen sich zu Scharen durch die schönen Versprechungen der omajjadischen Sendlinge verlocken und während ein durch einen syrischen Offizier in Baṣra hervorgerufener Aufstand den Muṣ'ab zwang, einen großen Theil seiner Truppen dort stehen zu lassen, weigerten ihm seine Generale, von Abdelmelik gewonnen, im Angesichte des Feindes den Gehorsam. Unter den Treugebliebenen war Ibrahim, der Sohn Mâlik's el-Aschtar; aber er vermochte, als es bei Maskan (in der Nähe des Tigris) zum Kampfe kam, das Verhängniß nicht abzuwenden; er fiel, und nach ihm fand auch Muṣ'ab, tapfer kämpfend, den Tod (13. Gumâda II 71 = 22. Nov. 690). So wurde Abdelmelik Herr des Irak und zugleich Persiens, da Muhallab, den er in seinem Commando bestätigte, ihm sofort huldigen ließ, um vor allem den Kampf gegen die immer noch unter Katarî ibn el Fuǧâ'a im Ahwâz festsitzenden Chariǧiten fortzuführen.

Abdallah ibn Zubeir hatte in Mekka den Kämpfen seines Bruders Muṣ'ab unthätig zugesehen. Wie er überhaupt bei allen Ansprüchen, die er erhob, wenig thatkräftig war, mochte er hier besonders wenig Lust zu energischem Eingreifen gehabt haben, da Muṣ'ab in dem entfernten Irak souveräner schaltete, als Abdallah seinem eigenen Ansehen zuträglich fand. Trotzdem war es eine arge Kurzsichtigkeit, und er mußte sie theuer bezahlen. Abdelmelik, der von Haus aus nicht nur ein anständiger Charakter, sondern für einen Omajjaden selbst ein frommer Mann gewesen war, hatte in dem entsetzlichen Bürgerkriege längst aufhören müssen, in seinen Mitteln wählerisch zu sein; nicht so grundsätzlich gewissenlos als Mo'awija, ordnete er doch allmählich der Sicherung seiner Herrschaft jede andere Rücksicht unter. So hatte er es vermocht, unter treulosem Bruche einer feierlich geschlossenen Capitulation seinen Vetter 'Amr ibn el Aschdaq, der sich gegen ihn in Damaskus empört, dann aber unterworfen hatte, ermorden zu lassen; an diesem Tage hatte er sein Koranexemplar mit den Worten geschlossen: „Von jetzt ab haben wir nichts mehr gemein.“ Dem entsprechend trug er keinen Augenblick Bedenken, die Schrecken des Krieges gegen die heilige Stadt zu entfesseln, ohne zuvor, wie doch selbst Yezîd gethan hatte, Versuche zu ihrer gütlichen Unterwerfung zu machen; freilich war die Fruchtlosigkeit solcher Versuche jetzt nach zehnjährigem Bürgerkriege noch selbstverständlicher als damals. An die Spitze des Heeres mußte er natürlich einen gleich ungläubigen und unbedenklichen Mann stellen, als damals Muslim gewesen war; er fand ihn in einem bisher wenig glücklichen Unterfeldherrn Namens Haǧǧâǧ ibn Yûsuf, einem Parvenu, der seine Laufbahn als Schulmeister in Ṭâif begonnen hatte. Während Abdallah in Mekka lange Predigten hielt, rückte Haǧǧâǧ vor die Stadt, schloß sie ein und begann Mauern und Tempel in gleich rücksichtsloser Weise zu bombardiren (S. 72 = 692), als vordem Hoṣain gethan hatte (s. den Art. Ka'ba). Die Mekkaner wehrten sich lange, aber der Hunger zwang sie schließlich, unter billigen Bedingungen zu capituliren. Für Abdallah ibn Zubeir gab es keine Hoffnung; so entschloß er sich mit wenigen Getreuen, in ehrlichem Kampfe zu fallen, und fand am 14. Gumada I 73 (1. Oct. 692) einen ehrenvolleren Tod, als man nach seinen letzten Lebensjahren hatte erwarten können. Mit ihm ging der letzte Thronprätendent unter; von nun an war **Abdelmelik** der einzig mögliche Chalife.

Freilich verging auch der Rest seines Chalifates nicht ohne mancherlei Unruhen. Immer noch nicht wollten sich die Chariǧiten für besiegt geben; glaubte man sie in einer Provinz ausgerottet zu haben, so erhoben sie sich in der andern, und dazu enthielten die vom Abdalmelik nach Baṣra gesandten ersten beiden Statthalter dem Mohallab aus Eifersucht die nöthigen Truppen vor und legten ihm überhaupt alle möglichen Hindernisse in den Weg. Endlich kamen positive Befehle des Chalifen, ein Heer von Irakensern ward dem Mohallab unterstellt, und er wandte sich von neuem nach Chuzistan. Da starb plötzlich der Statthalter von Irak, und dies benutzten die immer wetterwendischen Leute von Kufa und Baṣra, dem Mohallab den Gehorsam zu kündigen und nach Hause zurückzukehren. Der Chalife sah ein, daß wieder ein Mann von der Art Ziyâd's und Obeidallah's nöthig sei, um die Irakenser zur Ordnung zu bringen und sandte im J. 75 (Ende 694) den Haǧǧâǧ nach Kufa, der von da ab bis zu seinem Tode im J. 95 (714) dauernd die östlichen Provinzen als Statthalter beherrschte und sich in dieser Stellung einen ähnlichen, vielleicht noch gefürchteteren Namen machte als seine genannten Vorgänger. Wenn er trotz Rebellen gegenüber niemals Schonung kannte und viele Tausende hingeopfert hat, so darf man nicht vergessen, daß der seit Jahren eingerissenen Zuchtlosigkeit im Irak und den daranstoßenden persischen Provinzen, die von den Chariǧiten und Schiiten vollkommen unterwühlt waren, in der That nur durch Anwendung schonungsloser Härte abgeholfen werden konnte. Außerdem berichten selbst die dem Haǧǧâǧ wie allen hervorragenden Männern unfrommer Gesinnung übelgesinnten Historiker der späteren Zeit, denen er seinen schlechten Ruf verdankt, mancherlei von ihm, was zu seinen Gunsten einnimmt und den Schluß nahelegt, daß er ein harter und rücksichtsloser, aber gerechter und keineswegs blutdürstiger Mann gewesen ist; jedenfalls hat er sich das hohe Verdienst erworben, den ihm untergebenen, durch jahrzehntelangen Bürgerkrieg zerrütteten Provinzen den Frieden wieder zu geben und bis an sein Ende zu erhalten, und hat bei verschiedenen Gelegenheiten seltenes Herrschertalent bewiesen, mehr als der Chalife selbst, der seiner Thatkraft und seinem Rathe den größten Dank schuldig gewesen ist. Seine Verwaltung begann er mit Bändigung der widerspenstigen Kufenser und Baṣrenser, denen er sofort gründlich zu imponiren wußte; von da ab fehlte es dem Mohallab nie mehr an Truppen, und er vermochte bis Anfang 78 die Azrakiten unter Katarî von Chuzistan durch Fars nach Kermân zu drängen und vollständig aufzureiben; Katarî floh nach Tabaristan, wurde aber dort ergriffen und getödtet. Haǧǧâǧ selbst

vernichtete nach wechselvollen Kämpfen gegen Ende 77 (März 697) charigitische Scharen, die in Mesopotamien unter Shâlih ibn Mirrah und Schebib ibn Jezid losgebrochen waren, und so durfte er hoffen, die Ruhe definitiv hergestellt zu haben. Aber der Ehrgeiz eines seiner Generale und der aufrührerische Geist der irakischen Truppen führten noch einmal zu einem höchst gefährlichen Ausbruch.

Während Mohallab, der für seine Siege von Haggâg mit der Statthalterschaft der großen und reichen Provinz Chorasan belohnt worden war, die muslimischen Waffen wieder über den Oxus trug, war ein weniger glücklicher Feldherr mit seinem Heere in dem damals wie heute gefährlichen Berglande von Afghanistan aufgerieben worden. Mit einem neuen, aus Irakensern bestehenden Heere wurde nun Abd er-Rahmân ibn Mohammed ibn el Aschʿath ausgesandt, dem es gelang, durch überaus kluge und vorsichtige Kriegführung einen durchgreifenden Erfolg davonzutragen. Als er indeß weit genug vorgedrungen zu sein glaubte und auch seine Truppen anfingen, sich nach der Rückkehr in die entfernte Heimat zu sehnen, bat er um Erlaubniß, den Feldzug abzubrechen; Haggâg aber, dem seine Untergebenen nicht leicht genug thun konnten, bestand auf Fortsetzung des Krieges. Als der Befehl den Abderrahman erreichte, ward es ihm leicht, die erbitterten Soldaten zu offener Rebellion gegen den ohnehin wegen seiner Strenge verhaßten Haggâg zu vermögen. Mohallab lehnte die Aufforderung, sich der Rebellion anzuschließen, ab; aber es läßt sich denken, daß Charigiten und andere Unzufriedene zu Tausenden sich dem Abderrahman auf seinem Zuge durch Persien anschlossen. So faßte er den Muth, in Fars sich bereits als Chalifen huldigen zu lassen. In der angrenzenden Provinz Chuzistan stieß er zuerst mit dem ihm entgegenziehenden Haggâg und den von diesem aus Syrien erbetenen Truppen zusammen. Letztere wurden mehrfach geschlagen und bis Baßra zurückgedrängt; in der Nähe der Stadt errangen sie einen Sieg, aber als Abderrahman das weiter westlich gelegene Kufa besetzt hatte, war Baßra nicht länger zu halten, und Haggâg mußte sich, um nicht gänzlich von Syrien abgeschnitten zu werden, ebenfalls an die Gegend von Kufa heranziehen, wo beide Heere bei Deir el gamâgim („Schädelkloster" sich lagerten. Haggâg's Lage schien verzweifelt; das ganze Irak war unter die Fahnen Abderrahman's geeilt, der alle Hülfsquellen von Baßra und Kufa zur Verfügung hatte; kein Wunder, daß Abdelmelik ernstlich für seine Herrschaft besorgt wurde und trotz des Abrathens seines unbeugsamen Statthalters beschloß, nach alter Omajjadenweise den gefährlichen Gegner durch Concessionen ins eigene Lager hinüberzuziehen. Er erklärte sich bereit, den Irakensern zu Liebe Haggâg abzurufen, und bot dem Abderrahman die lebenslängliche Statthalterschaft einer beliebigen Provinz an. Glücklicherweise wollten die Irakenser mit gewohntem Uebermuth von Versöhnung nichts wissen; so mußte das Schwert entscheiden, und die Entscheidung fiel etwa Mitte Gumâdâ II 83 (= Juli 702) gegen Abderrahman, durch das Verdienst von Haggâg's schneidigem Reiteroffizier Sofjân ibn Abrad, vielleicht auch durch den Verrath eines der immer unzuverlässigen irakischen Generale. Nach der Niederlage war es natürlich mit der Ausdauer der meisten Irakenser vorbei; Kufa fiel ohne weiteres den Syrern in die Hände, bei Maskan am Tigris wurde Abderrahman zum zweiten mal geschlagen und mußte nun den Weg nach Afghanistan, den er im Triumphe durchzogen, als Flüchtling zurückmachen. Er kam dort im J. 84 oder 85 (703 oder 704) auf eine nicht näher aufgeklärte Weise ums Leben; die Reste seines Heeres, von denen er sich früher bereits getrennt hatte, wurden von den nachrückenden Syrern und von Jezid, dem Sohne des Mohallab, welcher seinem Vater als Statthalter von Chorasan gefolgt war, überwältigt und damit der gefährliche Aufstand definitiv unterdrückt. Um aber endlich die unruhigen Baßrenser und Kufenser im Zaume halten zu können, baute Haggâg von 84—86 (703—705) die Festung Wâsit („Mittelburg„) gerade in der Mitte zwischen Baßra und Kufa.

Wir haben die innern Wirren, welche von dem Tode Othman's an bis in die letzten Jahre Abdelmelik's mit wenigen Unterbrechungen das Chalifenreich erschütterten, mit einer gewissen Ausführlichkeit dargestellt, weil in dieser Zeit alle diejenigen Richtungen und Parteien sich herausbilden, welche theils den persönlichen und sachlichen Gegensätzen in der Umgebung Mohammed's und der übrigen Gründer des Islam, theils dem Particularismus der arabischen Stämme und dem Geiste der verschiedenen Nationen entsprungen, und weil ein Verständniß dieser vielfach verschlungenen Entwickelung ohne das Eingehen in manche Einzelheiten nicht wohl möglich ist. In den letzten Jahren Abdelmelik's haben sich diese Richtungen und Parteien, die in allem Wesentlichen auch die weitere Entwickelung des Chalifates bestimmen, so weit klar gestellt, daß für die späteren Epochen eine größere Kürze zulässig erscheint.

Die letzten Jahre Abdelmelik's (der am 14. Schauwâl 86 = 8. Oct. 705 starb) und die ganze Regierungszeit seines Sohnes Walid (86—96 = 705—715) sind im wesentlichen, dank der energischen Verwaltung des Haggâg, ohne innere Unruhen hingegangen. Durch Haggâg, der den Kaisiten angehörte, wurden die letztern definitiv der Regierung gewonnen und der jemenitische Einfluß zurückgedrängt; gelegentliche Reibungen zwischen den feindlichen Stammgruppen gewannen keine ernstliche politische Bedeutung. So konnte nun die trotz aller Bürgerkriege immer noch ungebrochene Kraft des Araberthums sich wieder nach außen wenden, während andererseits die innere Regierung den wichtigen Schritt thun durfte, sich von der Herrschaft der Perser und Christen in der Verwaltung freizumachen; noch Abdelmelik führte die arabische Sprache als Amtssprache in der ganzen Finanz- und Steuerverwaltung ein und ließ zuerst einen nationalen Münzfuß durchführen, während man sich früher auch in dieser Beziehung nach Griechen und Persern gerichtet hatte.

Wahrhaft glänzend waren die Erfolge, welche innerhalb von zehn Jahren die muslimischen Waffen überall

errangen. Schon 73 (692—693) und 75 (694—695) wurden die Griechen (vgl. vorher), welche thörichterweise selbst den Frieden brachen, in Nordsyrien und Armenien zurückgedrängt, und griechisches wie armenisches Gebiet auch in den folgenden Jahren mit Beutezügen heimgesucht, allerdings nicht ohne gelegentliche Vergeltung von seiten der Christen; unter Walid eroberte dann sein Bruder Maslama Tyana (88 = 707), andere drangen am obern Euphrat und in Armenien vor; Nordafrika, wo nach 'Otba's Tode die Berbern das Gebiet von Kairuwan den Arabern wieder abgenommen hatten, ward erst von Hasan ibn Nu'mân, und als die Berbern nach dessen Rückberufung mit griechischer Hülfe wieder sich erhoben hatten, definitiv von Mûsa ibn Nosair (78 oder 79 = 697 oder 698) unterworfen, der auch um dieselbe Zeit bereits ein paar Raubzüge nach Sicilien unternehmen ließ. Unter Walid drang er dann immer weiter nach Westen vor, einen Berberstamm nach dem andern unterwerfend oder ausrottend, bis er Tanga (Tanger) in seiner Gewalt hatte. Das letztern benachbarte Ceuta wurde damals für den griechischen Kaiser von dem Grafen Julian gehalten; bei der großen Entfernung von Byzanz aber war derselbe in enge Verbindung mit den westgothischen Königen von Spanien getreten und hatte seine Tochter an den Hof zu Toledo gesandt, um sie daselbst erziehen zu lassen; dort war das unglückliche Mädchen von dem Könige Roderich entehrt worden. Um die Schande seiner Tochter zu rächen, warf sich Julian in die Arme der Araber, schloß einen Vertrag mit Mûsa, durch welchen er ihm Ceuta öffnete, und suchte ihn zu einer Landung in Spanien aufzureizen. Nachdem Mûsa im Juli 710 (91) ein kleines Streifcorps über die Meerenge gesendet, welches die Umgebung von Algeciras plünderte, schickte er im nächsten Jahre seinen Freigelassenen Târik ibn Ziâd mit 7000 Mann zur Fortsetzung der Raubzüge ab. Da die Muslime nicht mehr als vier Schiffe zur Verfügung hatten, so konnten die Truppen nicht auf einmal übergesetzt werden; Tarik nahm daher zunächst Besitz von dem steilen Felsen, der noch heute seinen Namen trägt (Gebel Târik, Tariks Berg, = Gibraltar), und sammelte dort die nacheinander die Meerenge passirenden Truppen; dann besetzte er die nächstliegenden Ortschaften. Bald hörte er indeß, daß Roderich an der Spitze eines großen Heeres sich nähere. Er erbat und erhielt von Mûsa Verstärkungen, sodaß sein Heer 12,000 Mann — meist Berbern — zählte; dann erwartete er festen Fußes die Ankunft der vielfach überlegenen gothischen Armee. Bei aller Beutegier und bei allem Fanatismus wäre es ihm kaum gelungen, sich der Uebermacht zu erwehren; aber die Reihen der Spanier trennte Zwietracht und Verrath. Roderich hatte seinen Vorgänger Witiza des Throns und Lebens beraubt; trotzdem befehligten ansehnliche Theile des Heeres mehrere der früheren Anhänger und selbst zwei Söhne desselben, die Roderich durch Theilnahme an dem erwarteten Siege sich geneigt zu machen suchte. Als der Kampf begann, ließen diese den König im Stich, damit er durch eine Niederlage sein Ansehen im Lande verlöre und dann gestürzt werden könnte: daß die armseligen afrikanischen Räuberscharen sich fast der ganzen Halbinsel bemächtigen würden, daran dachte niemand. Und doch kam es so. Die Schlacht fand den 19. Juli 711 (92) an dem Flüßchen Salado statt, welches zwischen Vejer (nicht Jeres) de la Frontera und Conil in der Nähe des Cap Trafalgar in den Ocean geht; der Verrath der beiden Flügel machte auch das Centrum des gothischen Heeres muthlos, Roderich selbst fiel, und so erfocht Tarik einen vollständigen Sieg. Aber mit dem Throne Roderich's stürzte auch das ganze Westgothenreich in sich zusammen. Seine frühere Kraft war längst dahin; die große Mehrzahl der Bevölkerung bestand aus Leibeigenen oder Sklaven, welche unter dem härtesten Joche seufzten, die zahlreich vorhandenen Juden wurden von der Kirche in der greulichsten Weise verfolgt; so rührte das Volk keinen Finger, ja es leistete an manchen Orten den Fremden geradezu Vorschub, wie früher die Kopten in Aegypten. So konnte es geschehen, daß aus einem bloßen Raubzuge die Eroberung eines großen Landes wurde, zum höchsten Erstaunen der Araber selbst, insbesondere des Mûsa, der sehr erzürnt war, als er vernahm, daß sein Unterfeldherr sich vermessen, in raschem Siegeslaufe halb Spanien mit Einschluß der Hauptstadt Toledo, wohin er einen kühnen Vorstoß gemacht hatte, einzunehmen. Mûsa eilte nun selbst über die Meerenge hinüber, nahm Sevilla und Merida, welche Tarik hatte beiseite liegen lassen, und vollendete dann systematisch die Besetzung — Widerstand fand er fast nirgends — von ganz Spanien, ausgenommen wenige der gebirgigen Districte des Nordens, von denen später die allmähliche Wiedereroberung Spaniens durch die Christen ausging.

Nicht weniger großartige Erfolge trugen die muslimischen Waffen im Osten davon. Dort war Jezid ibn Mohallab (s. oben) im J. 85 (704) der Statthalterschaft von Chorasan entsetzt worden, weil er als Gemenite dem Kaisiten Haggâg verhaßt war; und im J. 86 (705) war Koteiba ibn Muslim an die Spitze der Provinz getreten. Dieser ausgezeichnete General nahm das empörte Balch von neuem ein, ging dann über den Oxus und drang bis zum J. 96 (715), nachdem er Peikend, Bochara, Samarkand, Schâsch (Taschkent), Chogand und das übrige Ferghâna unter vielen Kämpfen eingenommen, bis gegen Kaschgar vor. Ebenso wurden im Südosten bedeutende Fortschritte durch Mohammed ibn Kâsim, einen Vetter des Haggâg, erreicht, welcher von Mekran (Belutschistan) aus über den Indus ging, das ganze Sindh unterwarf und sogar Multan eroberte, das aber bei Walid's Tode wieder aufgegeben wurde.

Die Regierung des Walid bezeichnet den Höhepunkt der Macht nicht allein der omajjadischen Dynastie, sondern des Chalifates überhaupt. Walid war ein energischer Mann, der ebenso den siegreichen Generälen scharf auf die Finger sah und selbst an den äußersten Ende seines vom Atlantischen Ocean bis an die Grenzen von China reichenden Gebietes keine Selbständigkeitsgelüste aufkommen ließ, wie er die Ruhe im Innern, allerdings mit Hülfe

des bis an sein Ende (95 = 714) gleichgefürchteten Haǧǧâǧ, mit Strenge aufrecht erhielt. Er war dabei aber auch für das Wohl der ihm unterworfenen Ländermassen besorgt, indem er überall Straßen und Wasserleitungen anlegen, Moscheen bauen, Krankenhäuser einrichten und für Blinde und Lahme sorgen ließ. Von seinen Bauten sind besonders berühmt diejenigen, mit welchen er die Residenzstadt Damaskus schmückte, insbesondere die große Omajjadenmoschee — die er übrigens nicht neu errichtet, sondern nur ausgebaut hat.

Mit Walîd's Tode beginnt der Verfall der Omajjadendynastie. Seine Nachfolger verstanden es nicht, die Statthalter der entfernteren Provinzen im Gehorsam zu erhalten, brachten zum Theil durch verkehrte Einrichtungen die Staatsmaschine ins Stocken und vermochten nicht mehr die Ruhe im Innern aufrecht zu erhalten. So fingen von neuem die Wühlereien und Aufstände der Chariǧiten und Schiiten an, die nun nicht mehr auf die Dauer unterdrückt werden konnten und durch deren geschickte Benutzung es schließlich den Abbasiden gelang, die omajjadische Dynastie zu vernichten und sich selbst an ihre Stelle zu setzen.

Besonders nachtheilig für die Kraft des Staates wie für die Ordnung in den einzelnen Provinzen war es auch, daß die späteren Omajjaden die fortdauernden Feindseligkeiten zwischen Jemeniten und Kaisiten nicht mehr beherrschten. Schon Walîd hatte nicht ganz über diesen Parteien gestanden, sondern unter dem Einflusse des Haǧǧâǧ sich den Kaisiten zugeneigt; letztern war aber sein Bruder und Nachfolger Suleimân (96—99 = 715—717) feindlich gesinnt, weil Haǧǧâǧ dem Walîd gerathen hatte, ihn der Nachfolge zu berauben, und so begann Suleiman's Herrschaft mit dem jähen Sturze der in den höchsten Aemtern sitzenden Kaisiten, die sämmtlich abgesetzt, zum Theil sogar hingerichtet wurden. Unter Jezîd II. kamen die Kaisiten wieder ans Regiment, unter Hischâm zuerst die Jemeniten, dann die Kaisiten, und so war zuletzt jeder Thronwechsel das Signal zum Sturz der herrschenden Partei. Kein Wunder, daß diese dann bemüht war, sich die Macht zu erhalten oder doch der Gegner sich zu erwehren; daher denn auch aus diesem Grunde Aufstände und Bürgerkriege, die sich oft in den Provinzen wiederholen und durch welche die Syrer sich gegenseitig aufreiben, bis sie den Persern erliegen.

Sogleich nach der Thronbesteigung Suleiman's wurde Mohammed ibn Kâsim, der Eroberer Indiens, abgesetzt und einem seiner jemenitischen Feinde überliefert, der ihn zu Tode foltern ließ; Koteiba ibn Muslim widersetzte sich dem ihm drohenden Schicksal mit den Waffen in der Hand, wurde aber von einem Theile seiner Truppen in Stich gelassen, dann von Verräthern überfallen und getödtet. Seine Statthalterschaft über Chorasân erhielt von neuem Jezîd ibn Mohallab, der die bis dahin ziemlich selbständigen Provinzen am Südrande des kaspischen Meeres (s. früher) bekriegte, aber trotz großen Blutvergießens nicht vollständig zur Unterwerfung brachte; so behielten auch jetzt noch diese Länder ihre eigenen Fürsten (Ispehbeden von Tabaristân). Blieben hier die Muslime im allgemeinen doch Sieger, so endigte ein großer Feldzug nach Konstantinopel mit einer vollständigen Niederlage. Die innern Wirren des byzantinischen Reiches hatten bis dahin die Fortschritte der Araber in Kleinasien begünstigt, sodaß sie unter dem Bruder des Chalifen, Maslama, nach allen Seiten das Land durchstreifen konnten. Sobald aber Leo der Isaurier sich der Herrschaft bemächtigt hatte (717 = 98), wandte sich das Blatt, da dieser kräftige Fürst, der bis dahin seinen ehrgeizigen Plänen zu Liebe mit den Arabern in Verbindung gestanden hatte, nun, wie es scheint unter Mißachtung gegebener Versprechen, ihnen energischen Widerstand entgegensetzte. Sie belagerten allerdings 99—100 (717—718) Konstantinopel zu Wasser und zu Lande, litten aber durch heftige Stürme und die Härte des Winters große Noth und mußten nach ungeheuern Verlusten die Belagerung aufgeben. Auch in Indien wurden die Muslime wieder zurückgedrängt.

Suleimân war in keiner Weise ein bedeutender Herrscher. Die gemeinnützige Thätigkeit seines Bruders Walîd setzte er nicht fort, sondern lebte nur seinen Lüsten. Er entlehnte zuerst den Griechen die scheußliche Sitte Eunuchen zu halten, und war so maßlos in seinen Schwelgereien, daß er sich dadurch seinen frühen Tod selbst zuzog. Der ihm folgte, sein Vetter 'Omar II. (ibn Abd el'aziz, 99—101 = 717—720) war ein Mann ganz andern Schlages. Persönlich fromm, ja bigot, war er zur Regierung des von jeher auf die Gewalt der Waffen und die weltlichste Politik gestellten Reiches gänzlich ungeeignet, und seine Versuche, die Verwaltung ganz nach den Vorschriften der Religion einzurichten, haben mehr zur Desorganisation des Staates beigetragen als die Fehler irgend eines andern aus seiner Familie. Er ordnete gleich im ersten Jahre seiner Regierung (100 = 718) an, daß die Verordnung Omar's I., nach welcher kein Muslim Grundbesitz haben durfte, von neuem durchgeführt wurde, und befreite die Neubekehrten von der seit Haǧǧâǧ ihnen auferlegten Verpflichtung, die alten Kopfsteuern weiter zu bezahlen (vgl. oben); außerdem befahl er, daß alle ungesetzlicherweise in die Staatskassen gelangten Gelder den Betheiligten zurückgezahlt werden sollten. Es ist selbstverständlich, daß hierdurch der Staatsschatz auf das empfindlichste getroffen wurde und die ganze Finanzverwaltung aus der bisherigen guten Ordnung kam, während freilich der fromme Herrscher mit Befriedigung die Zahl der Bekehrten um Millionen zunehmen sah. Nicht minder verhängnißvoll aber für die Dynastie war es, daß Omar in seiner correcten Frömmigkeit so weit ging, offen die Nachkommen Ali's zu begünstigen, die ärgsten Feinde seiner Dynastie, die jederzeit behaupteten, daß ihrer Familie das Chalifat gebühre, die Omajjaden Usurpatoren seien. Geht aus allem diesem, wie aus manchen sonstigen humanen Verordnungen und Aeußerungen hervor, daß Omar ein ehrenwerther Charakter war, der es mit seinem Glauben ernst nahm, so mußte doch das Ansehen der Dynastie nicht weniger als die Ordnung und Kraft der Verwaltung durch seine Maßregeln, wie die Verhältnisse einmal lagen, aufs

äußerste geschädigt werden; und wenn auch zu Anfang seiner Regierung Jezid ibn Mohallab, den er mit Recht seines nur zum eigenen Vortheil verwalteten wichtigen Statthalterpostens entsetzte, keinen Widerstand wagte, so brachen doch bald im Irak unter Führung des Schaudhab Bistâm die Charidjiten wieder los, deren Aufstand erst unter Omar's Nachfolger unterdrückt wurde. Nach außen wurden demgemäß keine Fortschritte gemacht; die Niederlage vor Konstantinopel (s. oben), die schon unter Omar's Chalifat stattfand, war allerdings von dessen Regierungsmaßregeln unabhängig; ebenso wenig aber können die Streifzüge, welche der spanische Statthalter el-Hoir (Alahori) im J. 100 (718) in Südfrankreich unternahm, als ein Erfolg von Bedeutung angesehen werden.

Es war nicht anders möglich, als daß die auf Herstellung der veralteten Zustände gerichteten Maßregeln, welche aufs empfindlichste eine Menge von öffentlichen nicht blos, sondern ganz besonders auch von Privatinteressen berührten, lebhafte Unzufriedenheit bei den Großen des Reiches und unter den Omajjaden selbst hervorriefen. Man muß es daher für sehr wahrscheinlich erachten, daß Omar's am 20. oder 25. Regeb 101 (= 5. 10. Febr. 720) erfolgter Tod kein natürlicher gewesen ist; die Zeit hatte nur Platz für Herrscher, mochten sie so nichtswürdig sein als sie wollten, nicht für Heilige, die gerade vermöge ihrer besten Eigenschaften die Schäden des Staates nur bloßlegen, nicht heilen konnten.

Mit Omar's Nachfolger Jezid II. (101—105 = 720—724), einem Sohne Abdelmelik's und Bruder Suleimân's, der durch eine seiner Frauen mit Haggâg verwandt war, kamen einmal wieder die Kaisiten zur Regierung; Grund genug für den immer noch über viele persönliche Anhänger gebietenden Jemeniten Jezid ibn Mohallab, die Fahne des Aufstandes in Basra zu erheben, während dem Gebiete von Kufa noch die Charidjiten unter Bistâm (s. oben) zu schaffen machten. Persien bis nach Kirman hin schloß sich dem Sohne Mohallab's an, der sich bereits als Chalifen huldigen ließ; aber die Unzuverlässigkeit seiner Scharen verhinderte ihn, dem an der Spitze der Syrer anrückenden Maslama gegenüber rechtzeitig energische Maßregeln zu treffen. Nachdem daher Bistâm's Charidjiten durch eine detachirte Abtheilung endlich bezwungen waren, griff Maslama an und brachte dem Jezid ibn Mohallab eine entscheidende Niederlage bei, die mit dem Tode des letztern endigte. War dieser Aufstand der gefährlichste, den die syrischen Generäle — Jezid II. selbst war ausschließlich der Liebe und der Kunst ergeben — unter diesem Chalifen zu bekämpfen hatten, so fehlte es auch nicht an sonstigen Unruhen, besonders im Westen. Die kaisitischen Statthalter waren im allgemeinen wegen ihrer den Traditionen des Hauses Haggâg entsprechenden Härte und Schonungslosigkeit, vor allem, wo es Gelder beizutreiben gab, verhaßt; besonders schlimm aber trieb es damals der Statthalter Afrikas, Jezid ibn abi Muslim, bis er schließlich von erbitterten Verschworenen getödtet und von dem Volke ein neuer Gouverneur erwählt wurde. Gelang es hier später dem aus Damaskus hingeschickten Bischr el-Kelbi sich Anerkennung zu verschaffen, so war das noch entferntere Spanien unter Jezid so gut als unabhängig, da man nicht wagte, den seit Omar II. dort regierenden, sehr beliebten Samh ibn Mâlik zu entfernen, nach dessen Tode das Heer sich dann einfach einen andern Führer wählte. Dem erwähnten Samh gelang es nun im J. 102 oder 103 (720/721), von neuem die Pyrenäen überschreitend, Narbonne einzunehmen, welches er zu einem festen Waffenplatze machte, den auch nach einem unglücklichen Kampfe gegen den Herzog Eudo vor Toulouse die Franken nicht anzugreifen wagten. Dagegen rührten sich bereits jetzt die spanischen Christen, welche unter Pelagius (Pelayo) in den unzugänglichen Klüften des asturisch-galicischen Randgebirges sichere Zufluchtsorte gewonnen hatten, und von dort aus durch mehrfache Beunruhigungen der Araber die Kämpfe einleiteten, welche später zur Bildung des Königreiches Leon und zur allmählichen Zurückdrängung der moslimischen Herrschaft nach dem Süden zu führten. Auch in Asien waren die Waffen des Islam unter Jezid II. nicht glücklich; in Ferghâna wie in Armenien, am Kaukasus und in Kleinasien wurde mit wechselndem Erfolge gekämpft, ohne daß es gelungen wäre, die unter Walid gewonnenen Grenzen überall zu halten.

Wenn Jezid's II. Bruder und Nachfolger Hischâm (105—125 = 724—743) auch keineswegs mit diesem seinem Vorgänger oder den letzten unfähigen Omajjaden auf Eine Linie gestellt werden darf, so war doch auch er der Aufgabe nicht gewachsen, dem ins Wanken kommenden Throne von neuem eine feste Grundlage zu schaffen. Mäßig und keineswegs tyrannisch wie er war, fehlte ihm dabei jene Kunst des Herrschens, durch welche Mo'awija und Abdelmelik in gleich schwierigen Zeiten den Staat gerettet, jene consequente Energie, mit welcher Walid sein ungeheures Ländergebiet zusammengehalten hatte. Dazu kam, daß er geizig war und daher, anfangs den Jemeniten zugeneigt, später Kaisiten zu Statthaltern machte, deren Erpressungssystem in den Provinzen die größte Erbitterung hervorrief. So wurde es ihm unmöglich, die Anhänglichkeit des Volkes sich zu erwerben, auf welche gestützt er allein im Stande gewesen wäre, den Wühlereien wirksam zu begegnen, welche, durch die Verkehrtheiten seiner Vorgänger vorbereitet, jetzt in allen Provinzen mehr oder weniger offen auf den Sturz der Dynastie hinzuarbeiten begannen. Es sind wiederum die beiden Sekten der Charigiten und der Schiiten, welche mit der zunehmenden Schwäche der Regierung sich von ihren Niederlagen unter Abdelmelik erholt haben und denen die Frömmigkeit Omar's II. wie die Schwäche Jezid's II. freies Feld für ihre Propaganda geschafft hatten. Der erstere hatte durch seine Begünstigung der Aliden selbst dazu beigetragen, die Blicke der Unterthanen von der herrschenden Dynastie auf das Haus Mohammed's zurückzulenken; kein Wunder, daß die Schiiten im Stillen rasche Fortschritte machten. Allerdings traf Hischâm gleich anfangs die ganz richtige Maßregel, dem Irâk, welches wie immer ein Hauptherd der Propaganda

war, in Chālid ibn Abdallah el Kasri einen Statthalter aus der Schule des Haǧǧāǧ zu geben, der die Provinz fünfzehn Jahre lang streng im Zaume hielt; indeß war er anderswo, insbesondere in dem längst von den Schiiten unterwühlten Chorasan, weniger glücklich in der Wahl seiner Statthalter, und sein unseliger Geiz veranlaßte ihn schließlich sogar, den Chālid abzusetzen, um von ihm Geld erpressen zu können, nachdem schon vorher durch die Härte ihres zu gleichem Zwecke eingesetzten kaiserlichen Statthalters die Berbern in Afrika den Charigiten in die Arme getrieben worden waren. Hierzu kommt die fortgesetzte Feindschaft zwischen den Kaisiten und Jemeniten, die abwechselnd, sobald der Chalife sich der Gegenpartei zuwendet, sich den Feinden der Regierung zugesellen, endlich aber als gefährlichstes Moment der Eintritt der Abbasiden, d. h. der Nachkommen von Mohammed's Oheim ʿAbbās, in den Parteikampf, insofern durch sie die schiitische Propaganda, welche bis dahin stets an dem Ungeschick und der Unfähigkeit ihrer Oberhäupter aus dem Hause Ali's gescheitert war, eine zielbewußte und zweckmäßige Leitung erhielt. Denn die Abbasiden, welche von Anfang an für sich den Thron erstrebten, ließen zunächst ganz allgemein die Rückkehr der Herrschaft zu dem Hause Mohammed's, den Haschimiten (nach Mohammed's Ahn Hāschim, predigen, dem sie ebenso wie die Aliden angehörten, und bekamen durch diese Formel und durch einen günstigen Zufall die ganze schiitisch-persische Partei in die Hände, vermittelst deren es ihnen dann gelang, im letzten Moment die Aliden beiseiteschiebend, sich den Weg zum Thron zu bahnen.

Jener günstige Zufall bestand darin, daß Zeid ibn Ali, der Enkel von Ali's Sohne Huseïn und als solcher das augenblickliche Haupt des Hauses, nach der Absetzung des Chālid el Kasri im J. 122 (740) den Augenblick zu einem Aufstande gekommen glaubte, der, mangelhaft vorbereitet und nur von einer Fraction der Schiiten unterstützt, jämmerlich scheiterte und dem Zeid das Leben kostete. Dadurch verloren die Aliden ihren einzigen wirklich thatkräftigen Führer; die übrigen Mitglieder des Hauses traten neben den aufstrebenden und energischen Abbasiden zurück und die Emissäre derselben konnten mit verdoppeltem Erfolge für „das Haus Mohammed's“ im Irak und in den persischen Provinzen werben, wie sie das vorzüglich in Chorasan schon bald nach Hischam's Thronbesteigung zu thun angefangen hatten.

Ebenso unheilvoll, wie durch die Absetzung des Chālid, erwies sich dem Staate Hischām's Geiz als Grund der gänzlichen Anarchie, welche durch ihn im Westen hervorgerufen wurde. Hier waren im Anfange seiner Regierung bedeutende Erfolge zu verzeichnen gewesen: nach rascher Ausdehnung der arabischen Streifzüge bis in das Herz Frankreichs war Abd er-Rahmān ibn ʿAbdallah zwar in der bekannten Schlacht von Tours und Poitiers (114 = 732) von Karl Martell geschlagen und dadurch an weiterm Vordringen nach Norden gehindert worden, doch hatte nach ihm ʿOtba ibn el Haǧǧāǧ von Narbonne aus die Provence und das Dauphiné unterwerfen lassen, sodaß es erneuter Kriegszüge der Franken (119. 121 = 737. 739) bedurfte, um die Araber bis Narbonne zurückzudrängen, und gewiß hätten sie es an weitern Vorstößen nicht fehlen lassen, wäre nicht durch die verkehrte fiscalische Politik Hischām's ganz Spanien und Afrika in einen langjährigen Bürgerkrieg verwickelt worden. Um nämlich aus Afrika und dem von dem afrikanischen Statthalter mit regierten Spanien reichere Steuererträge zu erhalten, setzte der Chalife im J. 116 (734) den Kaisiten ʿObeidallah ibn el Habhāb als Gouverneur von Afrika ein, welcher die Berbern mit der äußersten Härte behandelte und dadurch in den freiheitsliebenden Stämmen eine bedenkliche Gärung hervorrief. Diese Stimmung kam ganz naturgemäß den Charigiten zugute, welche, im Osten seit Abdelmelik wie die wilden Thiere gehetzt, vielfach sich nach dem Westen gerettet hatten, und deren demokratisch-puritanischer Fanatismus zu der religiösen Anlage der Berbern und ihrem Unabhängigkeitssinne ohnehin auf das genaueste paßte. So brach im J. 122 (740) ein allgemeiner Aufstand der Berbern los, der mit Einem Schlage die wenigen Araber aus ganz Nordafrika wegfegte; mit Mühe wurde die Hauptstadt Kairuwān gehalten, aber eine von Hischām aus Syrien unter dem Befehl des Kolthām ibn Iǧād und seines Neffen Balǧ ibn Bischr gesandte Hülfsarmee von 27,000 Mann, welche durch ägyptische Verstärkungen und die in Afrika noch übrigen Truppen auf 70,000 Mann gebracht worden war, wurde durch Mißhelligkeiten zwischen den mit dem Hochmuthe der herrschenden Rasse auftretenden Syrern und den übrigen Truppen theilweise gelähmt, dann durch den Ungestüm des Balǧ zu früh in den Kampf gebracht, und erlitt eine gänzliche Niederlage, aus der sich Balǧ mit den Resten der Syrer mit Mühe nach Spanien rettete (123 = 741). War der Verlust von 27,000 Mann der besten Truppen für die syrische Herrschaft in Asien, wie die Verhältnisse dort sich allmählich gestalteten, äußerst empfindlich und brachten so indirect die Charigiten der omajjadischen Macht auch an ihrem eigentlichen Sitze eine nachdrückliche Schädigung bei, so wurde die Landung der syrischen Truppen in Spanien die Veranlassung zu achtzehnjährigem Bürgerkriege, der mit der offenen Losreißung des Landes von dem Chalifenreiche endete. Denn wenn es dem Balǧ im Verein mit den in Spanien vorhandenen arabischen Streitkräften auch glückte, den dort ebenfalls ausbrechenden Berbernaufstand zu bewältigen, so geriethen doch nach errungenem Siege die Araber untereinander in Streit. Die in Spanien von früher her stehenden Araber waren in der Hauptsache Medinenser, die seit der Schlacht von Harra (s. oben) sich nach dem Westen geflüchtet hatten; zwischen ihnen und den Syrern kam es zunächst zum Kampf, dann aber geriethen auch im Lager der letztern wieder Jemeniten und Kaisiten in Streit[2]), und erst im J. 138 (756) gehorchte

2) Siehe das Nähere über diese verwickelten Kämpfe, die hier nicht im Einzelnen verfolgt werden können, bei Dozy, Histoire des Musulmans d'Espagne, Bd. I in der zweiten Hälfte; auch vgl. in diesem Werke den Artikel Spanien (Geschichte).

Spanien wieder einem Omajjaden, aber nicht mehr als Chalifen, sondern als selbständigem Landesfürsten.

Dem Statthalter, welchen Hischâm nach dem Scheitern der großen Expedition mit neuen Streitkräften nach Afrika gesandt hatte, gelang es allerdings, Kairuwan gegen die Berbern zu halten (etwa 125 = 743), doch blieb der Westen noch längere Zeit unabhängig, sodaß in der Gegend von Kairuwan schon jetzt das Herrschaftsgebiet der Omajjaden endete. Fast ebenso ungünstig aber lagen die Dinge im äußersten Osten. Hier waren, nach einigen Nachrichten schon seit Omar II., jedenfalls aber bereits in den ersten Jahren Hischâm's, die Emissäre der Abbasiden mit nur zu gutem Erfolge thätig, das stets schiitisch gesonnene Volk gegen die Omajjaden aufzuregen, und gleichzeitig geriethen die arabischen Truppen, denen es oblag, die ausgedehnten Ostprovinzen im Zaume zu halten, auch hier wegen der alten Feindseligkeit zwischen Kaisiten und Jemeniten untereinander in Streit. So war es kein Wunder, daß fortwährende Aufstände die ganzen Länder zwischen Herat und Balch und jenseits des Oxus durchtobten; und obwol es dem tüchtigen Naṣr ibn Saijâr gelang, die aufrührerischen Provinzen für den Augenblick zu beruhigen (von 120 = 738 an), so setzten doch die abbasidischen Sendlinge ihre verderblichen Wühlereien im stillen fort, und neue Ausbrüche konnten in jedem Augenblicke erfolgen. Auch in Indien, Armenien und am Kaukasus konnten die Grenzdistricte nur mit Mühe gehalten werden, und in Kleinasien blieb es bei Raubzügen, welche oft Beute, zuweilen aber auch Niederlagen einbrachten.

War es dem immer noch in mancher Beziehung tüchtigen Hischâm nicht möglich gewesen, dem hereinbrechenden Verderben Einhalt zu thun, so wurde dasselbe von seinen Nachfolgern muthwillig beschleunigt: sie gaben das letzte, was die Dynastie noch aufrecht erhielt, preis — die Einheit in der Familie. Nach der Bestimmung Jezîd's II. sollte nach seinem Oheim Hischâm sein Sohn Walîd II. zur Regierung kommen; auch bestieg er den Thron (125 = 743) und wußte eine Weile das Heer durch verschwenderische Spenden aus den von Hischâm aufgehäuften Schätzen an sich zu fesseln. Aber er war von sämmtlichen ungläubigen und lasterhaften Fürsten seines Hauses der ungläubigste und lasterhafteste, gänzlich unfähig zum Regieren und von einer fast an Wahnsinn grenzenden Leichtfertigkeit; kaum zur Herrschaft gelangt, ernannte er seine beiden Söhne, unmündige Kinder, zu Nachfolgern und erregte dadurch die Unzufriedenheit der Großen und den offenen Widerstand seines Vetters Jezîd, eines Sohnes Walîd's I.; da Walîd II. außerdem den Kaisiten die schauderhafteste Hinrichtung des angesehenen Jemeniten Châlid el Kasrî (s. oben) gestattete, so traten die Jemeniten sofort auf Jezîd's Seite, der gegen den Rath seines einsichtigen und patriotischen Bruders Abbâs zur offenen Rebellion schritt, einen Theil der Truppen des Chalifen zum Abfall brachte und diesen selbst ermorden ließ (126 = 744). Aber Jezîd III. (744) sollte die Früchte seines selbstsüchtigen Vorgehens nicht genießen; durch seinen Aufstand gegen das legitime Haupt seines Hauses war jeder Halt innerhalb Syriens selbst gebrochen, und mit dieser ersten und einzigen Säule der Omajjadenherrschaft stürzte die letztere selbst zusammen. In Syrien und Palästina erhoben sich Aufstände, im Irak begannen Unruhen und in Chorasan konnte selbst Naṣr ibn Saijâr nicht mehr Ordnung halten; das Schlimmste aber war, daß ein anderer Omajjade, Merwân ibn Mohammed, ein Oheim Jezîd's III., dem Beispiele seines Neffen folgend, in seiner Statthalterschaft (Armenien und Aderbeidjân) dem neuen Chalifen die Anerkennung weigerte und mit einem Heere in Mesopotamien einfiel. Jezîd versuchte sich durch Concessionen an seinen Nebenbuhler zu retten, starb aber noch in demselben Jahre (126 = 744), in welchem er die höchste Würde usurpirt hatte.

Zu seinem Nachfolger hatte Jezîd III. seinen Bruder Ibrahîm ernannt. Zwischen seinen jemenitischen Anhängern und dem heranrückenden Merwan kam es bei 'Ain el Garr in Cölesyrien zum Kampfe, in welchem Merwan siegte. Da er sich als Chalifen huldigen ließ, und seine Ansprüche in sechsjährigem Kampf (126—132 = 744—750) muthig und energisch durchzusetzen versuchte, so hat er das Recht, als letzter Chalife aus Omajja's Hause genannt zu werden; aber thatsächlich hat er nur auf beschränkten Gebieten seine Herrschaft ausgeübt und seine Kraft in unablässigen Kämpfen aufgerieben. Ueberall brachen die Aufstände der verschiedenen Parteien hervor; Jemeniten in Syrien, Charigiten in Armenien, Mesopotamien, im Irâk und in Arabien, Schiiten unter der Leitung der verbündeten Aliden und Abbasiden in Persien — es war unmöglich, mit den in sich getheilten und längst geschwächten Kräften einer einzigen Provinz die gleichzeitige Empörung aller andern zu bändigen. Merwan hielt sich tapfer. Er schlug wiederholt die Jemeniten in Syrien (127 = 745), unterdrückte eine Empörung von Hischâm's Sohne Suleimân, der sich zum Chalifen ausrufen ließ (128 = 746), reinigte das Irak und Mesopotamien von den Charigiten unter Dahhâk ibn Keis (129 = 747); auch Unruhen, welche Abbasiden und Charigiten in den heiligen Städten erregten, gelang es zu stillen. Aber nach dem Osten zu, wo er das ganze persische Volk unter der Fahne der Aliden gegen sich hatte, vermochte er keine Fortschritte zu machen. So war die Lage der Dinge, als die Entscheidung aus Chorasan kam. Dort hatte Naṣr ibn Saijâr, welcher die arabische Herrschaft repräsentirte, immer mehr Boden verloren, da die fortgesetzten Reibungen zwischen den Jemeniten und Kaisiten den Schiiten und der abbasidischen Propaganda freien Spielraum schafften. Naṣr war in fortwährenden Kämpfen mit den Jemeniten bereits im Nachtheil, als im J. 128 (746) in Chorasan Abu Muslim ibn 'Othmân auftrat, ein Freigelassener, aber ein Mann von höchster Energie und Tüchtigkeit, der die sämmtlichen Anhänger der Haschimiten (d. h. Aliden und Abbasiden) in Chorasan um sich sammelte und im Ramadân 129 (Mai—Juni 747) in Vin, einem Städtchen bei Merw, die schwarze Fahne der Abbasiden aufpflanzte. Naṣr konnte sich nicht halten: im J. 130 (748) mußte

er dem Abu Muslim Merw überlassen; da der letztere von einem abbasidischen Chalifen nichts sagte, sondern nur einen Herrscher aus dem Hause des Propheten zu fordern fortfuhr, fiel ihm überall das ganze Volk zu, und kaum konnte Nasr sich von Nischapur, wo er seine letzte Schlacht verlor (130 = 748), nach Rei flüchten, wo er 131 (= 748) starb. Nun hielt nichts mehr die Fortschritte der haschimitischen Scharen auf, einige syrische Heere wurden in Persien geschlagen, das Irak revoltirte ebenfalls, und endlich kam es am 11. Gumâdâ II 132 (25. Jan. 750) zum Entscheidungskampf mit Merwan selbst am Großen Zab, welcher mit des Chalifen Niederlage endete. Er selbst entkam; aber bald war die Residenz Damaskus von den Rebellen besetzt, und der Chalife mußte in Aegypten die letzte Zuflucht suchen. Indeß auch dort wurde er von Aufständischen ereilt, geschlagen und getödtet (26. Dhu'lhiggâ 132 = 5. Aug. 750); mit ihm fiel die Dynastie der Omajjaden ehrenvoller, als nach seinen letzten Vorgängern anzunehmen gewesen war.

Schon vor der Entscheidungsschlacht am Großen Zab war in Kufa einem neuen Chalifen, dem Abu'l-'Abbâs 'Abdallah, gehuldigt worden: mit ihm ging die höchste Würde auf die Familie der Abbasiden (s. oben) über, und sie ist bei ihr verblieben, solange es überhaupt Chalifen gegeben hat, d. h. bis zum 3. 923 (1517). Aber den größten Theil dieses fast achthundertjährigen Zeitraumes hindurch ist der Chalifentitel ein leerer Schall gewesen, wie der des rex sacrificulus bei den Römern; genau wie diese wagten die Orientalen nicht, die geheiligte geistliche Würde zugleich mit der weltlichen Herrschaft abzuschaffen, und so führte das Abbasidenchalifat noch ein langes Scheinleben, nachdem es als wirkliche Macht nicht ganz zweihundert Jahre existirt hatte. Wie sich aus der Geschichte des Sturzes der Omajjaden ergibt, stellt es den Versuch der Perser dar, das Uebergewicht im Orient zu gewinnen, welches seit Omar die Araber gehabt hatten. Der Versuch gelingt theilweise, insofern die das herrschende Araberthum darstellenden Syrer besiegt und der Herrschaft beraubt werden, und persischer Einfluß in der Staatsverwaltung für eine Weile maßgebend ist. Aber den ganzen mohammedanisch gewordenen Orient sich zu assimiliren ist das Perserthum nicht kräftig genug: so sind die Abbasiden darauf angewiesen, zwischen den beiden Nationalitäten eine einigermaßen vermittelnde Stellung einzunehmen. Indeß, diese läßt sich auf die Dauer nicht behaupten; das für den Augenblick niedergeworfene Araberthum reagirt von neuem, und diesmal in Form der mohammedanischen Orthodoxie im Gegensatze zur persischen Freigeisterei der Regierungskreise, während der persische Patriotismus vermöge der national doch zu indifferenten Stellung der Abbasiden ebenfalls unbefriedigt bleibt und in Gestalt des Schiitismus noch gefährlichere Opposition macht. Dem gegenüber versucht das Chalifat seit Mutawakkil sich auf die Geistlichkeit und das Heer zu stützen; da es aber das letztere wegen der Unzuverlässigkeit der Araber und Perser mehr und mehr aus Berbern und besonders Türken rekrutiren muß, kommt es zur Prätorianerwirthschaft, und mit der dadurch herbeigeführten Kraftlosigkeit der Dynastie zur Losreißung einer Provinz nach der andern je nach den nationalen und dynastischen Einzelstrebungen, d. h. zur Constituirung der mohammedanischen Einzelstaaten des späteren Mittelalters. Wir beschränken uns naturgemäß auf die Geschichte des Chalifates als solchen, die Darstellung der späteren Geschichte des Orients während der nominellen Dauer des Chalifates den betreffenden Einzelartikeln überweisend.

Während des langen Krieges, der für ihre Herrscherrechte von den empörten Ostprovinzen geführt wurde, hatten sich die Nachkommen Mohammed's mit ihren Personen sorgfältig zurückgehalten; welcher von den beiden Linien der Thron gebühre, mußte sich entscheiden, sobald der gemeinsame Feind am Boden lag. Man kann nicht zweifeln, daß die Mehrzahl der Bewohner Persiens den Aliden anhing; aber der Fluch dieses Geschlechtes, immer nur Prätendenten, nie Männer zu erzeugen, war auch in diesem schicksalvollen Moment wirksam. So drang Abu Salama, der hervorragendste ihrer Anhänger, vergeblich in diejenigen unter den Aliden, welche für das Chalifat in Frage kommen konnten, mit ihren Ansprüchen hervorzutreten; inzwischen hatten die Truppen im Irak bereits dem Abbasiden Abu'l-'Abbâs (132—136 = 750—754) gehuldigt, und dieser war ganz der Mann dazu, seine Ansprüche gegen jeden Widerstand durchzusetzen. Auf welche Weise er das vermochte, zeigt sein Beiname es-Saffâh „der Blutvergießer". Er sowol als sein Nachfolger erkannten klar, wie einst Mo'awija, daß in dem durch Bürgerkriege unterwühlten Reiche, inmitten der während desselben selbständig gewordenen Parteichefs, nur durch die rücksichtsloseste Energie Ordnung geschafft werden könne; ebenso aber ergab sich ihnen leicht, daß die Form der neuen Herrschaft, welche die Mitte zwischen unversöhnlichen nationalen Gegensätzen zu halten hatte, die eines reinen Despotismus sein müsse, fern von jenem volksthümlich-patriarchalischen Anstrich, den auch die kräftigsten unter den Omajjaden ihren freiheitsliebenden arabischen Stammhäuptern gegenüber wenigstens zum Schein hatten beibehalten müssen. Beiden Gesichtspunkten Geltung zu verschaffen war die Aufgabe des Saffâh und seines ihm folgenden Bruders Abu Ga'far (136—158 = 754—775), gewöhnlich el-Mansûr („der [von Gott] mit Sieg Begabte") genannt — ein Beiname, den er sich beilegte, wie nach ihm alle Abbasiden ähnliche bei ihrer Thronbesteigung annahmen. Man kann nicht leugnen, daß beide mit Consequenz und Klugheit ihre Aufgabe gelöst haben, freilich auch mit rücksichtsloser Grausamkeit und Unterdrückung jedes menschlichen Gefühls — von Dankbarkeit oder Mitleiden gar nicht zu reden. Sind beide so unter die abscheulichsten Tyrannen zu rechnen, die es gegeben hat, so gereichte doch ihre Herrschaft dem Reiche gerade so zum Vortheil als ihrerzeit die des Mo'awija: sie stifteten Ordnung und gab den meisten Provinzen für längere Zeit innere Ruhe, obwol insbesondere die in ihren Erwartungen getäuschten Aliden und Schiiten auch in den besten Zeiten niemals aufhörten, gegen die Dynastie zu wühlen und immer neue Aufstände hervor-

zurufen, die ja schließlich auch den oben angedeuteten Erfolg hatten.

Saffâh begann seine auf Befestigung des neugewonnenen Thrones gerichteten Massenmorde mit der Ausrottung der Omajjaden. Denjenigen, welchen es gelungen, sich in die Wüste zu retten, versprach er volle Amnestie, wenn sie sich ergäben; mehr als 70 gingen in die Falle und wurden sofort erschlagen. Einem einzigen von diesen, 'Abd er-Rahmân, dem Sohne Mo'awija's, gelang es zu entkommen und sich nach dem Westen zu flüchten, wo er später die Omajjadenherrschaft in Spanien gründete (s. unten). Ebenso wurde gegen die Generale Merwan's, nicht minder aber auch gegen die Parteiführer gewüthet, denen die Abbasiden den Thron überhaupt verdankten; nicht nur der Alidenfreund Abu Salama wurde getödtet, sondern sogar Abu Muslim, der, von Haus aus ein anständiger Charakter, aus Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der abbasidischen Herrschaft mit Feuer und Schwert in den Ostprovinzen gegen die gewüthet, welche derselben die Anerkennung weigerten, der nach dem Tode des Saffâh die Candidatur des Manşûr gegen dessen Oheim Abdallah mit Waffengewalt durchgesetzt, wurde auf Befehl des Chalifen hinterlistig ermordet (137 = 755), weil er ihm zu mächtig geworden war. Nicht weniger schonungslos wurde gegen die Aliden verfahren, welche es natürlich bitter empfanden, daß sie sich von den Abbasiden hatten beiseiteschieben lassen; Grund genug für Manşûr, sie unter allerlei Vorwänden so lange zu mishandeln, bis Mohammed und Ibrahîm, zwei Söhne Abdallah's, eines Urenkels des Ali, in Medina und Başra Aufstände erregten. Beide wurden, der letztere nach mancherlei bedrohlichen Zwischenfällen, von dem Vetter Manşûr's, 'Îsa ibn Mûsa, unterdrückt, die beiden Aliden getödtet und gegen ihre Anhänger eine heftige Verfolgung eingeleitet (145 = 762), welche einige von ihnen bis nach Indien jagte.

Es sind dies nur die hervorragendsten Leistungen der meineidigen und gewaltsamen Politik, welche mit der größten Consequenz von den beiden ersten Abbasiden durchgeführt wurde, und durch welche es allerdings gelang, eine Reihe von gefährlichen Aufständen niederzuwerfen und die neue Herrschaft zu befestigen. Der Charakter eines reinen asiatischen Despotismus, den dieselbe annehmen mußte, wurde mit derselben Consequenz dem ganzen Staatsorganismus aufgeprägt. Allerdings blieb es im wesentlichen bei dem bisherigen Grundsatze, die Regierung der Provinzen durch Statthalter besorgen zu lassen und nur die Steuer- und Finanzverwaltung in der Hauptstadt zu concentriren; aber die Stellung des Chalifen wie der Statthalter wurde doch eine andere. Den altpersischen Begriffen, nach denen der Herrscher ein Gott war, entlehnte man die mehr und mehr durchgeführte Unnahbarkeit des Chalifen, welchen dem Volke gegenüber zu vertreten die Aufgabe des Wezir's — wazir chargé (d'affaires) — wurde, eines ὁὺς βασιλέως, einer Art Reichskanzlers mit so unbeschränkten Befugnissen, als ihm einzuräumen der Chalife jeweilig für gut fand. Schon unter Saffâh, der diese Würde einführte, bekleidete dieselbe ein Perser, welcher sich bereits vorher in der Verwaltung ausgezeichnet hatte, Châlid, der Sohn des persischen Arztes Barmak, nach dem die Familie den Namen der Barmekiden führt. In dieser Familie zeigt sich verkörpert der Geist des gemäßigten Perserthums, welches die Dynastie der Abbasiden acceptirte; und durch Einführung der besten persischen Elemente und Anschauungen in die Regierungs- und Hofkreise hat dieses die kurze Zeit hoher Blüte hervorgerufen, welche dem Chalifate der Abbasiden jenen ebenso unvergänglichen als größtentheils unverdienten Ruhm eingebracht hat, der für die Tradition des Orients wie des Abendlandes in dem Namen des Hârûn ar-Raschîd gipfelt. Bis zu diesem launenhaften Despoten, welcher den Traditionen Saffâh's und Manşûr's getreu die zu mächtig gewordenen Barmekiden hinterlistig vernichtete, haben Mitglieder der hochbegabten Familie fast ununterbrochen die vornehmsten Aemter innegehabt, d. h. die eigentliche Verwaltung des ungeheuern Reiches geleitet; und wenngleich auch ihre Verwaltung eine orientalische war und blieb, die vermöge der unerschwinglichen Anforderungen für Hof und Armee die Steuerkraft der Völker langsam erschöpfte und den wirthschaftlichen Ruin vorbereitete, so haben sie doch für Ordnung im Rechnungswesen gesorgt und die Erpressungen der einzelnen Statthalter beschränkt, sodaß das Los der Unterthanen in dieser Zeit vielfach ein für orientalische Verhältnisse glückliches gewesen ist, wenngleich nicht so dauernd wie unter Mo'awija oder Walîd I.

Neben dem Wezirat und zur Unterstützung der in ihm vollzogenen Concentration der Verwaltung entlehnten die Abbasiden (wie früher schon die römischen Kaiser) der persischen Verwaltungstradition die Einrichtung des Postwesens. Ein Oberpostmeister, ssâhib el-barîd, stand an der Spitze einer Schar von Postmeistern, von denen in jeder größeren Stadt, insbesondere an jedem Verwaltungssitze, einer sich befand. Von jedem wichtigen Ereigniß hatte der betreffende Postmeister durch einen musterhaft organisirten Kurierdienst dem Oberpostmeister Nachricht zu geben, und da diese Einrichtung insbesondere zur Folge hatte, daß man in der Residenz von jeder Maßregel der einzelnen Statthalter sofort Kenntniß erhielt, so dienten die Postmeister thatsächlich als Aufseher über die Statthalter und ermöglichten eine genaue Controle der Provinzialverwaltung, bildeten also eine wohlorganisirte und musterhaft bediente Staatspolizei, deren Wirksamkeit freilich mit dem Ueberwuchern der Prätorianerwirthschaft lahm gelegt wurde.

Die letzte große Maßregel, welche Manşûr in dem oben entwickelten Sinne traf, war die Verlegung der Residenz aus dem arabischen Damaskus in das zwischen Persien, Syrien und Arabien mitteninne liegende Irâk, den geeigneten Regierungssitz für Fürsten, denen Araber und Perser sich gegenseitig im Schach halten sollten. Aus Mistrauen aber gegen die bekannte Unzuverlässigkeit der irakischen Hauptstädte Başra und Kufa gründete er eine neue Residenz in der Nähe des alten Ktesiphon; sie trug den persischen Namen Bagdâdh („Gottgegebene"), und blühte, obwol anfänglich nur zu einer stark befestigten

Residenz des Hofes und der Regierung bestimmt, durch den Aufwand des erstern und die beispiellose Gunst ihrer Lage inmitten der reichsten Länder der Welt zu jenem Centrum des vorderasiatischen Handels und Verkehrs heran, welches bis in das fernste Abendland als der fabelhafte Sitz jeder Kunst und jeder Pracht berufen wurde.

Die Umwälzung, welche der Uebergang der Herrschaft von den Arabern zu den gemäßigten Persern zur Folge hatte, machte sich nicht weniger als im Innern auch in der äußern Politik fühlbar. Das angreifende, vorwärtsdrängende Element in der Völkermenge des Orients waren seit Mohammed die Araber gewesen: mit ihrer Beiseiteschiebung und insbesondere mit der gegenseitigen Aufreibung der tapfern syrischen Stämme hört die Ausbreitung des Reiches auf; ja die Abbasiden vermochten eben noch zu erreichen, daß der Statthalter in Kairuwan die Huldigung nicht verweigerte, das schon den letzten Omajjaden nur noch dem Namen nach unterthåne Spanien blieb selbständig, und an den übrigen Grenzen erschien es fast überall als das höchste erreichbare Ziel, den augenblicklichen Besitzstand zu wahren. Daß es dabei blieb, auch als die Herrschaft der Abbasiden befestigt war und mit den türkischen Truppen ein neues kriegerisches Element dem Heere zuwuchs, liegt an den fortwährenden Aufständen besonders der Aliden, beziehungsweise Schiiten, Ismaeliten und Karmaten, an den Thronstreitigkeiten und Zwisten zwischen den Prätorianeroberstes der späteren Zeit, durch welche die Streitkräfte meist im Innern verzettelt werden; einzig und allein gegen die Byzantiner, wo es freilich auch am nöthigsten war, konnte man ab und zu energischer auftreten.

Nach alledem charakterisirt sich die Epoche der Abbasiden als eine Zeit des politischen Verfalles, wenn auch, wie häufig in solchen, materieller Glanz wie geistige Bildung gerade nun erst sich zu entwickeln beginnen, und insbesondere die letztere noch jahrhundertelang, insbesondere auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Forschung, die schönsten Früchte trägt. Jedenfalls kann man nicht leugnen, wie das von Kremer rückhaltslos ausgesprochen hat, daß die nächsten Jahrhunderte hindurch der Sitz der Civilisation im Orient sich befindet, während die abendländischen Völker erst langsam beginnen, sich aus der Barbarei herauszuarbeiten und auf die ihnen vorbehaltene höhere civilisatorische Aufgabe vorzubereiten.

So energisch und wenig wählerisch in seinen Mitteln Manṣūr auch war, nahmen ihn die innern Schwierigkeiten eben doch zu sehr in Anspruch, als daß er nach außen hin große Erfolge hätte erreichen können. Es gelang allerdings um 140 (757), die Griechen, welche während des Bürgerkrieges in Kleinasien und Armenien Fortschritte gemacht hatten, von neuem zurückzudrängen und insbesondere das wichtige Malatia wiederzuerobern; auch wurde endlich Ṭabaristān wirklich unterworfen (142 = 759) und das diesem Lande benachbarte kriegstüchtige Gebirgsvolk der Deilemiten besiegt. Dagegen vermochte Manṣūr nicht, den Westen wieder ganz mit dem Reiche zu vereinen. Spanien war sich selbst überlassen, seit die arabische Herrschaft westlich von Kairuwan dem großen Aufstande der Berbern und Charigiten unterlegen und damit jede Verbindung zwischen dem Orient und der Halbinsel unterbrochen war, und auch in Kairuwan fragte man nicht mehr nach der Autorität des Chalifen, seit ein tapferer arabischer Offizier, Abderraḥmān ibn Ḥabīb, unter Merwan's Scheinchalifat die Herrschaft auf sich gerissen hatte. Derselbe hatte zwar den Abbasiden gehuldigt, kündigte aber sogleich den Gehorsam auf, als Manṣūr die Abführung von Geldern an die Staatskasse verlangte; kurz nachher war er von seinen Brüdern getödtet worden und seitdem herrschte auch in Afrika Bürgerkrieg zwischen Berbern, Arabern und Charigiten. Als nun durch die siegreiche Beendigung des byzantinischen Feldzuges Truppen verfügbar wurden, ordnete Manṣūr den Mohammed ibn Aschʿath von Aegypten aus zur Wiederunterwerfung Westafrikas ab. Mohammed eroberte auch glücklich Kairuwan (145=762), wurde aber ein paar Jahre später von neuem vertrieben, und nun begann wieder ein wechselvolles Ringen gegen die charigitischen Berbern, bis diese 155 (772) endgültig besiegt und ganz Nordafrika von neuem unterworfen wurde. Aber diesen schwer errungenen Erfolg etwa zur Wiedereroberung Spaniens auszunutzen, davon konnte kaum im Ernste die Rede sein; Berbern und syrische Araber, die sich um den Besitz des Landes stritten, waren beide den Abbasiden gleich feindlich, und schon war es dem im J. 132 (750) den Henkern des Saffāḥ entronnenen Abderrahmān ibn Moʿawija, der mehrere Jahre in Afrika ein wechselvolles Dasein geführt hatte und dann von einer der streitenden Parteien nach Spanien gerufen worden war, gelungen, mit ähnlichen Mitteln, wie Manṣūr sie im Osten angewendet, sich zur Alleinherrschaft über das schöne Land aufzuschwingen (138=756). Trotzdem wagte es im J. 146 (763) El-Aʿlā ibn Mugīth, von Manṣūr zum Statthalter Spaniens ernannt, in der Provinz Beja zu landen und einen Aufstand gegen Abderrahmān zu erregen. Es gelang ihm wirklich, eine Anzahl unzufriedener Stämme um sich zu sammeln und den Abderrahmān in Carmona zu belagern, aber in kraftvollem Ausfall schlug und tödtete ihn der Omajjade, in dessen Hause von nun an die Würde selbständiger Emire von Spanien erblich blieb; und 160 Jahre später durfte Abderrahmān III. diesen Titel in den eines Chalifen verwandeln (s. unten).

Dem Manṣūr hatte nach der Bestimmung des Gründers der Dynastie sein Vetter ʿIsa ibn Mūsa in der Herrschaft folgen sollen; natürlich hatte ihn aber Manṣūr trotz seiner Verdienste um die Befestigung seines Thrones (s. oben) gezwungen, zu Gunsten seines Sohnes Mohammed der Herrschaft zu entsagen. Mohammed, der den Beinamen el-Mahdī annahm (158—169 = 775—785), gehört zu den besten Fürsten der Dynastie. Nicht als ob sein Charakter tadelfrei gewesen wäre; aber man muß diesem Fürsten wie allen unumschränkt herrschenden asiatischen Despoten mancherlei zugute halten, selbst wenn man nicht mit von Kremer annehmen will,

das Uebermaß der Machtfülle und der Genüsse habe in der Abbasidenfamilie eine Art erblichen Cäsarenwahnsinns erzeugt. Im Innern zeigte er sich vielfach menschenfreundlich, freigebig und auf das Volkswohl bedacht, daneben aber auch bestrebt, den persischen Einfluß nicht übermächtig werden zu lassen.

Es ist ganz natürlich, daß nach dem Siege der Perser sich alte persische Sitte und alter persischer Glaube wieder hervorzuwagen anfing, und so finden wir unter den ersten Abbasiden eine große Anzahl hervorragender Männer, welche die mohammedanischen Schriftsteller als Zindîḳ's bezeichnen, ein Ausdruck, der jenachdem einen Heiden oder Atheisten oder Freigeist bedeutet. Nahmen es nun auch Leute wie Manṣûr oder Mahdî mit dem Credo nicht allzu genau, so durften sie doch den Arabern keine Handhabe bieten, sie geradezu des Rückfalls in das Heidenthum zu beschuldigen. Dazu kam, daß im Osten solche Tendenzen auch im Volke um sich griffen und mehrmals zu gefährlichen Aufständen führten; so begreift es sich, daß Mahdî den Zindîḳ's mit Strenge entgegen trat, und daß die Freisinnigen ihrer Ueberzeugung von da ab wenigstens ein muʿtazilitisches Mäntelchen (s. unten) umzuhängen anfingen. Von jenen Aufständen ist der gefährlichste der des Âṣi aus Merw, eines Secretärs des Abu Muslim, gewöhnlich al Muḳanna „der Verlarvte" genannt, weil er nur mit einer goldenen Maske sich sehen ließ. Er behauptete in Anknüpfung an die Lehren der Ultraschiiten, eine Incarnation Gottes zu sein, und hielt sich an der Spitze eines großen Heeres mehrere Jahre in Transoxanien, schlug verschiedene Heere des Chalifen, und vertheidigte sich schließlich hartnäckig mit 2000 Mann, die ihm treu geblieben waren, in seiner Feste Sanam, wo er im J. 163 (780), als er sich nicht länger halten konnte, sich und die Seinigen in den Flammen seines in Brand gesteckten Schlosses begrub. Auch an Revolten von Mazdakiten (s. das.) und Anhängern Zoroaster's fehlte es nicht.

Trotzdem war das Reich durch Manṣûr so wohl gefestigt, daß Mahdî sehr erfolgreiche Züge gegen die Byzantiner unternehmen konnte, welche die arabischen Heere zweimal (162—779 und 165—782) bis tief nach Phrygien hineinführten und die von innern Unruhen bedrängte Kaiserin Irene zu einem demüthigenden Frieden zwangen. Dagegen mislang ein im J. 160 oder 161 (777 oder 778) unternommener Versuch, in Spanien zu landen, abermals gänzlich.

Mahdî hatte, wie sein Vater Manṣûr, den noch lebenden ʿIsa ibn Musa auf die Nachfolge zu verzichten gezwungen, und dieselbe seinen Söhnen Musa und Harun übertragen. Im Begriff, diese Anordnung zu Gunsten Harun's abzuändern, starb er plötzlich, vermuthlich keines natürlichen Todes, auf einem Heereszuge gegen Musa, der den Gehorsam geweigert hatte, und nun ohne Widerspruch von seiten Harun's unter dem Namen el Hâdi den Thron bestieg. Während seiner noch nicht einjährigen Regierung (169—170 = 785—786) ereignete sich außer einem Aufstande der Alîden in Medina, der bald unterdrückt wurde, nichts Bemerkenswerthes. Ueber den frühen Tod des Chalifen sieht fest, daß er auf Anordnung seiner Mutter Cheizurân erstickt oder vergiftet wurde, nach einigen Berichten, weil er beabsichtigte, sie und seinen Bruder Harun tödten zu lassen, um seinem Sohne Gaʿfar die Herrschaft übertragen zu können; doch ist ebenso gut möglich, daß Cheizurân ihrem Lieblingssohne Harun den Thron zu verschaffen wünschte, welchen ihm zu sichern Mahdî ebenfalls durch einen plötzlichen Tod gehindert worden war. Jedenfalls übernahm Harun sofort die Herrschaft. Er führt seinen Beinamen er Raschîd (etwa „der den geraden Weg Gehende", weniger genau „der Gerechte") so unverdient wie kaum ein anderer. Gewiß war er ein begabter und geistreicher Mann, aber charakterlos aufs äußerste und, wo es darauf ankam, verrätherisch und hinterlistig, dazu, wie alle Despoten, argwöhnisch und grausam, als Herrscher keineswegs bedeutend. Trotzdem ist er in der orientalischen Tradition der weiseste, gerechteste und liebenswürdigste der Chalifen geworden aus dem einfachen Grunde, weil der Glanz und der Reichthum des Hofes und der Residenz Bagdad unter ihm am höchsten strahlte, und weil sein langes Freundschaftsverhältniß zu dem Barmekiden Gaʿfar eine erwünschte Gelegenheit bot, die altindischen Figuren des Radscha und seines klugen Ministers mit der reichen darangehängten Märchenliteratur, welche die Perser längst kannten und liebten, auf mohammedanischem Boden zu localisiren. Dazu begünstigte er Musik und Poesie, Veranlassung genug für die Dichter seiner Zeit, in allen Tonarten seinen Ruhm der Nachwelt zu verkünden.

Die Regierung Harun's (170—193 = 786—809) zeigt bereits eine auffallende Menge von kleineren und größeren Aufständen in fast sämmtlichen Provinzen, besonders natürlich im äußersten Osten und Westen, aber auch in Syrien, wo die Unzufriedenheit der an den Omajaden hängenden Araber wieder zum Ausbruch kam; und weder der Chalife noch die bis 187 in seinem Namen herrschenden Barmekiden — die übrigens immer mehr Verwaltungsbeamte als Feldherren waren — vermochten dauernd Ruhe zu schaffen: es fehlte eben der Regierung an der Stütze eines machtvollen Nationalgefühls und dem Chalifen an der persönlichen Kraft, diesen Mangel aus sich selbst zu ersetzen, wie es Manṣûr gethan hatte. So zeigen sich während seiner Herrschaft deutlich die Anfänge des Verfalles: in Chorasan und Transoxanien war von 180 (796) ab die Ruhe fast immer gestört, da zu allen andern Gründen der Unzufriedenheit der Statthalter ʿAli ibn ʿIsa die Provinz auf das schamloseste plünderte und mishandelte; in Afrika hatte allerdings nach mehrfachen Empörungen Ibrâhîm ibn Aghlab im Namen des Chalifen die Herrschaft gefestigt, aber nur, um sich gegen Zahlung eines Tributs die Selbständigkeit zu sichern (184 = 800: ein Abkommen, dem sich Harun nicht zu entziehen wagte, weil sonst der Aufstand von neuem mit größerer Gewalt ausgebrochen wäre. Von da ab herrschte die Dynastie der Aghlabiden über Nordafrika mit Ausnahme des äußersten Westens, wo Idris ibn Abdallah, ein nach dem Aufstande unter Hâdi (s. oben) nach Afrika geflüchteter Alide, sich in der Nähe

von Tanger bei den Berbern festgesetzt (170 = 786) und damit die selbständige Dynastie der Idrisiden gegründet hatte. — In dem weniger entlegenen Grenzgebiete nach Kleinasien hin vermochte Harun sich mehr Respect zu verschaffen; auch ging er dort mit Ueberlegung vor, indem er vor allem für die bessere Befestigung der Grenze sorgte, ehe er weitere Züge in das byzantinische Gebiet unternehmen ließ. Einige der letztern begleitete er selbst, und, begünstigt von der fortdauernden innern Zerrüttung des griechischen Reiches, drangen seine Heere 182 (798) bis Ephesus vor. Auch der nach der Kaiserin Irene zur Regierung gelangte Nicephorus wurde zweimal gründlich geschlagen (187 = 803 und 190 = 806), doch wurden diese Vortheile durch zwei Niederlagen, welche die mohammedanischen Feldherren 191 (807) erlitten, wieder zunichte gemacht; von da ab hinderten die sich mehrenden innern Schwierigkeiten den Chalifen an energischer Fortsetzung des griechischen Krieges.

Es ist bereits des überwiegenden Einflusses gedacht worden, welchen die persische Familie der Barmekiden seit lange in der Regierung ausübte. Unter Harun insbesondere hatten Mitglieder derselben fast dauernd die höchsten Aemter des Reiches inne: so das Haupt der Familie, Jahja, des früher erwähnten Chalid Sohn, welcher in erster Linie dem Hadi Widerstand geleistet hatte, als er den Harun der Nachfolge zu berauben trachtete (s. oben); nicht weniger aber dessen Söhne Fadl und Ga'far, der geistvolle und lebensfrohe Freund und Liebling des Chalifen, von dem sich Harun kaum zu trennen vermochte. Aber das Jahr 187 (803) brachte den jähen und tiefen Sturz Ga'far's und seiner ganzen Familie: ersterer wurde enthauptet auf plötzlichen Befehl des Chalifen, eine Stunde, nachdem dieser ihm noch die zärtlichste Freundschaft geheuchelt; die übrigen Barmekiden wurden ihrer Aemter entsetzt, ihres Vermögens beraubt und später ins Gefängniß geworfen. Die Haremsgeschichte von Harun's Schwester Abbâsah, welche zur Motivirung des Mordes gewöhnlich angeführt wird, enthehrt wol der Begründung; das Hauptmotiv war jedenfalls für Harun die Besorgniß, der Einfluß seiner Günstlinge möchte im Staate übermächtig werden. Jedenfalls brachte die perfide That ihm keinen Segen: in Bagdad mehrte sich die Unzufriedenheit so, daß der alternde Fürst sich zeitweilig in das am Euphrat gelegene Rakka zurückzuziehen für gut fand; in Adherbeigân regte sich die nationalpersische Sekte der Churramîje, die später unter Bâbek (s. unten) so gefährlich werden sollte, und in dem kaum unvollkommen beruhigten Osten brach im J. 190 (806) eine höchst bösartige Rebellion unter Râfi' ibn el Leith aus, die binnen kurzem ganz Transoxanien ergriff und sich so bedenklich anließ, daß 192 (808) Harun selbst an der Spitze eines Heeres nach Chorasan aufbrach. Aber er erreichte den Kriegesschauplatz nicht mehr: am 3. Gumada II 193 (24. März 809 starb er zu Tûs, und sein Tod gab sofort das Signal zu einem neuen Bürgerkriege.

Harun hatte nämlich auf Betrieb seiner Gemahlin Zobeida (die auch in der Märchenliteratur eine Rolle spielt) deren Sohn Mohammed unter Verleihung des Namens el Emin (193—198 = 809—814) zum Nachfolger im Chalifate ernannt, obwol er von einer Sklavin einen älteren Sohn 'Abdallah hatte. Letzterm scheint er sich dann später mehr zugeneigt zu haben, wenigstens bestimmte er ihn 182 (798) unter dem Namen el Ma'mûn zum zweiten Nachfolger und verordnete, daß er schon unter Emin's Chalifat die Ostprovinzen verwalten solle, während der dritte Bruder Kâsim das nördliche Syrien und Mesopotamien sowie Armenien als Statthalter erhielte; dem Ma'mûn vermachte er außerdem die ganze Armee, welche er zur Bekämpfung des Râfi soeben nach dem Osten führte. Emin, der sich mit den andern Brüdern zur Befolgung dieser Weisungen verpflichtet, hatte indeß schon vor dem Tode Harun's im Einverständniß mit dem Wesir el Fadl ibn Rabi' den geheimen Befehl für das Heer erlassen, daß es sofort nach dem Tode Harun's nach Bagdad zurückzukehren habe. Das geschah, ohne daß es der mit einem Theile der Truppen schon vorher nach Merw aufgebrochene Ma'mûn hindern konnte; aber eben mit dieser gegen Harun's letzten Willen getroffenen Verfügung hatte sich Emin seinem Bruder gegenüber ins Unrecht gesetzt, und dieser säumte nicht, die Testamentsverletzung mit offener Verweigerung des Gehorsams zu beantworten. Der Kampf um den Thron war somit unvermeidlich, und wieder wurde er zu einem Kampfe zwischen der persischen Nation, welche Ma'mûn's Wesir el Fadl ibn Sahl vertrat, und der arabischen, der el Fadl ibn Rabi' angehörte, wie denn auch Ma'mûn auf die Ostprovinzen, Emin auf die arabischen Elemente westlich vom Tigris sich stützte.

Aber auf die letztern war kein Verlaß; zwar die Bewohner von Bagdad, welche sich als Araber und Rechtgläubige fühlten und die Perser haßten, hielten fest an Emin, und auch die Irakaner liehen ihm, wenigstens solange er Aussicht auf den Sieg zu haben schien, ihre Hülfe, aber die Syrer benutzten den Bruderkrieg sofort, um sich von den verhaßten Abbasiden unabhängig zu machen und dann nach alter Weise sich gegenseitig zu bekriegen (195 = 811). Inzwischen hatte Emin ein Heer von 50,000 Mann unter dem in Persien von früher her (s. oben) gänzlich verhaßten Ali ibn 'Isa gegen Ma'mûn geschickt; während aber Ali in thörichter Siegessicherheit jede Vorsichtsmaßregel auf dem Marsche verabsäumte, überfiel ihn Tâhir ibn el Husein, ein persischer General, welcher eine vorgeschobene Abtheilung von Ma'mûn's Heere commandirte, plötzlich bei Rei (Teheran) und brachte ihm mit seinen nur 4000 Mann eine vollständige Niederlage bei, in welcher Ali selbst das Leben verlor (Schawwâl 195 = Juli 811). Da schon vorher von Harun's altem Feldherrn Harthama ibn A'jan der Aufstand des Râfi in Transoxanien gedämpft war, hatte Ma'mûn den Rücken frei, und konnte sein Heer in zwei Colonnen nach Bagdad vorrücken lassen, von denen die südliche unter Tâhir in der Nähe von Ahwâz Emin's irakische Truppen von neuem schlug, während die nördliche unter Harthama einen Sieg bei Nahrawan, schon in der Nähe der Hauptstadt, davontrug.

In dieser wäre inzwischen Emin beinahe das Opfer einer Verschwörung geworden (Rağab 196 = März—April 812); dieser Gefahr mit Mühe entgangen, versuchte er nun seinerseits durch Bestechung Ma'mūn's Truppen zum Abfall zu bringen. Zum Theil gelang ihm das, bald aber wechselten die Ueberläufer, auch mit ihm unzufrieden, von neuem das Lager, und nun war Emin verloren. Die Bagdadenser, die einzigen, die treu an ihm hingen, vertheidigten die nach außen wie gegeneinander abgeschlossenen Stadtquartiere tapfer, sodaß Ṭāhir eins nach dem andern erobern mußte (197 = 813); aber Anfang 198 (Ende 813) hatte er, zum Theil durch Verrath der Generale Emīn's, ganz Bagdad in der Gewalt mit einziger Ausnahme der alten Stadt Manṣūr's mit dem stark befestigten Residenzschlosse. Als es keinen Ausweg mehr gab, beschloß Emīn, sich dem Harthama zu ergeben, der ihm weniger, als Ṭāhir, verhaßt war; aber dieser letztere wollte gerade die Ehre der Unterwerfung des Chalifen für sich haben, ließ ihn, als er bei Nacht mit Harthama auf dem Tigris dessen Lager zurückerte, überfallen und gefangen nehmen (wobei Harthama beinahe ertrunken wäre) und in derselben Nacht tödten (Muharram 198 = September 813).

Man sieht aus diesem Ueberblick über den Bruderkrieg zwischen Emin und Ma'mūn bereits, wie weit es mit dem Verfall des Reiches gediehen war. Ueberall Unzuverlässigkeit, Bestechlichkeit und Verrath; Soldaten wie Offiziere, mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen, suchen lediglich den eigenen Vortheil, von wirklicher Anhänglichkeit an die Dynastie ist kaum mehr die Rede, und Patriotismus zeigt sich nur in Gestalt von Widerwillen und Feindseligkeit zwischen Arabern, bezw. Irakanern und Persern. Von neuem hatten mit der Einnahme von Bagdad und dem Uebergange der Regierung auf Ma'mūn (198—218 = 813—833) die letztern über die erstern gesiegt: kein Wunder, daß die Erbitterung der Irakaner eine grenzenlose war. Dies wußten die Aliden zu benutzen; hatten sie bisher, der politischen Lage entsprechend, mit dem schiitenfreundlichen Ma'mūn gegen Emin gestanden, so glaubten sie nun an die Möglichkeit, zur Abwechselung einmal mit Hülfe der Araber den Abbasiden die Herrschaft streitig machen zu können. Wie aber das unselige Geschlecht es nie zu etwas Anderm gebracht hat, als sich zum Aushängeschild für egoistische Zwecke misbrauchen zu lassen, so geschah es auch diesmal. Ein gewissenloser, aber kecker Abenteurer, Abu's-Serāyā, benutzte den Aliden Mohammed ibn Ṭabāṭabā und später, als ihm dieser unbequem wurde und er ihn hatte beiseite schaffen lassen, den Mohammed ibn Mohammed ibn Zeid, um die Schiiten des Irak, die mit den persischen religionsmengenden Schiiten nur die Anhänglichkeit an Ali's Familie gemein hatten, im übrigen arabischer Gesinnung waren, zum Aufstand gegen Ma'mūn oder vielmehr gegen seine persischen Generale aufzureizen. Er trug im J. 199 (815) erhebliche Vortheile davon, sodaß die Empörung ganz Arabien, Irak und einen Theil Westpersiens ergriff und die Hauptstadt selbst bedroht wurde. Die persischen Generale, insbesondere Ḥasan ibn Sahl, der Bruder von Ma'mūn's alter ego Faḍl (s. oben), vermochten gegen das empörte arabische Nationalgefühl nichts auszurichten, und erst dem Harthama, der als Feldherr wie als Araber das größte Ansehen genoß, gelang es, der Bewegung Einhalt zu thun (200 = 815). Da aber die Perser, welche den immer noch in Merw befindlichen Chalifen vollkommen in der Hand hatten, fürchteten, Harthama würde den letztern über die wahre Lage der Dinge im Irak aufklären, verleumdeten sie den siegreichen Feldherrn, sodaß Ma'mūn seine Gefangensetzung befahl und nach einigen Tagen seine Tödtung gestattete (201 = 816). Die Nachricht davon war das Signal zu erneuten Unruhen im Irak, insbesondere zu offener Erhebung von Bagdad (201 = 816), und gerade als Ḥasan ibn Sahl im Begriff war, dieselbe durch einen Vertrag zu begütigen, beging der Chalife auf Anrathen seiner Perser, besonders des Faḍl, in der vorgeblichen Absicht, sich mit den soeben von seinen Feldherren verfolgten Aliden zu versöhnen, den unglaublichen Fehler, seine Tochter Umm Ḥabība mit einem noch dazu gänzlich unbedeutenden Aliden, dem Ali ibn Mūsa, zu verheirathen und demselben unter dem Namen er-Riḍā als Thronfolger huldigen zu lassen. War es nach Lage der Verhältnisse schon unmöglich — wie soeben erst der Bruderkrieg gezeigt hatte — in einem Hause, dessen Mitglieder doch dieselben Interessen hatten, erträgliche Eintracht zu erhalten, so ist es doppelt schwer begreiflich, wie Ma'mūn sich einbilden konnte, durch eine derartige Maßregel Frieden zwischen zwei so tödlich verfeindeten Geschlechtern herzustellen; und auch Faḍl's jedenfalls vorliegende Absicht, durch den alidischen Thronfolger dem Schiitismus persischer Observanz die Herrschaft zu sichern, erscheint in höchstem Grade unbedacht. Die Araber konnten jedenfalls diese Absicht keinen Augenblick verkennen; Bagdad war im Nu wieder in voller Empörung und rief Ma'mūn's in der Hauptstadt anwesenden Oheim, Ibrāhīm ibn el Mahdi, zum Chalifen aus (5. Muharram 202 = 24. Juli 817). Seine Anhänger bemächtigten sich auch eines Theiles von Irak, als aber der Versuch, das von Ḥasan ibn Sahl besetzte Wāsiṭ (s. oben) zu nehmen, mislungen war, fingen seine Generale an, Verrath zu spinnen, sodaß Ibrahim die Unhaltbarkeit seiner Stellung schließlich erkannte und freiwillig abdankte (203 = 819). Die hiermit ermöglichte friedliche Beilegung des Conflictes wurde wesentlich dadurch erleichtert, daß inzwischen dem Ma'mūn über die Verkehrtheit seiner, oder vielmehr seiner Umgebung Politik endlich die Augen aufgegangen waren. Er entschloß sich also, einstweilen sich den Arabern etwas zu nähern, entledigte sich des Faḍl (202—818) wie des verunglückten alidischen Schwiegersohnes (203 = 818) auf gut orientalische Despotenweise durch heimlichen Mord, über den er natürlich officiell untröstlich war; und nachdem so die Steine des Anstoßes beseitigt waren, konnte er sich im J. 204 (819) ohne Widerspruch in Bagdad huldigen lassen.

Damit war er indeß noch nicht am Ende der Schwierigkeiten. Hatte ihm seine allzu große Neigung zu

den Persern die Araber entfremdet, so war seine Versöhnung mit den Arabern Grund genug, die extremen Fractionen der Perser gegen ihn aufzubringen; und so nahm die Bewegung der schon unter Raschîd thätigen Churramîje, die bereits im J. 201 (817) durch Bâbek neu angeregt war, in den nächsten Jahren bedenkliche Dimensionen an. Von 205 an wurde ein Heer des Chalifen nach dem andern von Bâbek geschlagen, und die, wie früher, in Adherbeidjan aufgekommene Sekte, deren Lehre in einer Vermischung mohammedanischer, indischer und persischer Elemente bestand, die aber hauptsächlich eine neue Reaction des persischen Nationalgefühls darstellte, breitete ihre Herrschaft über Theile Armeniens, Mesopotamiens und Persiens bis nach Chorasan hin aus, ohne daß es, solange Ma'mûn lebte, gelungen wäre, sie zu unterdrücken.

Glücklicher war Ma'mûn in andern Provinzen und in seinen Unternehmungen gegen die Byzantiner. Daß Chorasan unter seiner Regierung ruhig war, ist kein Wunder, besonders da er seiner Lieblingsprovinz im J. 205 (820) seinen bedeutendsten persischen General, den Tâhir, als Statthalter sandte. Freilich fühlte sich der selbstbewußte Mann inmitten seiner Landsleute so zu Hause, daß er im J. 207 (822) es wagen konnte, sich für unabhängig zu erklären. Zum Glück für den Chalifen starb er einen Tag später; aber Ma'mûn wagte doch niemand anders als seinem Sohne Abdallah die Regierung der Provinz zu übertragen, welche von da ab über funfzig Jahre lang in den Händen der Tâhiriden blieb, ohne daß den Chalifen mehr als die nominelle Oberhoheit über dieselbe verblieb — ein weiterer Anfang zur Ablösung einer Hauptprovinz vom Chalifenreiche.

Uebrigens konnte Abdallah ibn Tâhir erst im J. 213 (828) selbst nach Chorasan gehen, da er in der Zwischenzeit seine Feldherrngaben anderwärts zu bethätigen hatte. In Aegypten waren nämlich während des letzten Bürgerkrieges Unruhen entstanden, da ein Aufstand gegen Emîn's Statthalter (196 = 812) fortwährende Reibungen zwischen den dort rivalisirenden arabischen Stämmen zur Folge gehabt hatte. Die Verwirrung erreichte ihren Gipfel, als Scharen moslimischer Spanier, welche nach dem Aufstande Cordovas gegen Hakam I. aus Spanien verbannt worden waren, unter Abu Hafs el Balluti im J. 199 (815) nach Alexandrien kamen und von der Stadt Besitz nahmen. Sie hielten sich dort jahrelang, bis endlich Abdallah 210 (826) sie zum Abzug zwang. Die Spanier segelten nach Kreta, welches sie eroberten und wo sie eine bis zur Wiedereroberung durch die Griechen im J. 350 (961) regierende Dynastie gründeten; Aegypten wurde beruhigt; bald aber, nachdem Abdallah die Provinz verlassen hatte, brachten die Bedrückungen seines Nachfolgers nicht nur die Araber, sondern auch die geduldigen Kopten zur Verzweiflung und verursachten eine allgemeine Empörung (214 = 829); nur mit Mühe gelang es Ma'mûn mit seinem Bruder Mu'taßim und dem tüchtigen General Afschin zusammen, die Kopten zu Paaren zu treiben (217 = 832).

Zwischen diesen innern Kriegen liegen noch einige Kämpfe mit den Byzantinern, die sich Bâbek's Erfolge zu Nutze zu machen suchten, aber in vier aufeinanderfolgenden Feldzügen (215–218 = 830—833), meist unter Ma'mûn's eigener Führung, bis hinter Tarsus und Tyana zurückgedrängt wurden. Empfindlicher noch mußte den Griechen der Verlust Siciliens sein, welches die Aghlabiden von 212 (827) ab allmählich von Afrika aus eroberten; doch ist die Geschichte dieser vom Chalifate unabhängig gewordenen Dynastie hier nicht weiter zu verfolgen (s. den Artikel Aglabiten — Aghlabiden).

Man sieht, wo die muslimischen Truppen ihre Waffen nach außen kehrten, waren sie noch im Stande, etwas zu leisten; aber im Innern gehorchten sie bereits jetzt mehr dem eigenen Vortheil, oft auch diesem oder jenem populären General als der rechtmäßigen Regierung. Kein Wunder, daß die Chalifen nach zuverlässigeren Stützen suchen mußten. Ma'mûn hatte eine solche in den Persern zu finden geglaubt, und seiner Vorliebe für dieselben blieb er auch treu, nachdem er sich äußerlich mit den Arabern vertragen hatte. So wenig dies die Dynastie wirklich halten konnte, so hat es doch der Civilisation die große Förderung gebracht, daß die wissenschaftliche Forschung, auch abgesehen vom theologischen Interesse, nunmehr einen breiteren Raum im Geistesleben des Orients einzunehmen anfängt. So wenig Ma'mûn als ein musterhafter Regent oder gar als ein anständiger Charakter bezeichnet werden kann, so muß er doch da, wo keine Politik ins Spiel kam, eine nicht gewöhnliche intellectuelle Begabung und feines Verständniß für höhere geistige Thätigkeit entwickelt haben. Er ließ sich von Persern und Syrern zur Ermuthigung und Förderung von allerhand Studien auf dem Gebiete der Philosophie und der exacten Wissenschaften anregen; auf seinen Befehl wurden die einschlagenden Hauptwerke der griechischen Literatur, die bisher nur syrisch vorhanden waren, ins Arabische übersetzt, er gründete eine wissenschaftliche Bibliothek und ein Observatorium. Dem entspricht auch seine Begünstigung der freieren Richtung in der Theologie: durfte er es der Araber wegen nicht wagen, sich zu seinen jedenfalls persisch beeinflußten Ueberzeugungen offen zu bekennen, so stellte er sich doch wenigstens auf die Seite der rationalistischen Theologen und machte im J. 212 (827—828) durch die officielle Proclamation des mu'tazilitischen Dogmas „daß der Koran geschaffen sei" (s. d. Art. Mu'taziliten) die rationalistische Lehre für alle Muslime verbindlich. Natürlich wurde auch diese „liberale" Maßregel in despotischer Form durchgeführt, und die ehrlichen Orthodoxen, welchen ihr Gewissen die Annahme der Formel verbot, mannichfach gedrangsalt: immerhin verdient Ma'mûn's selbstlose Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen alle Anerkennung und erhebt seine Regierung über die der meisten andern Abbasiden.

Dem Ma'mûn folgte in der Herrschaft sein Bruder Abu Ishâk, genannt el Mu'taßim Billâh (218—227 = 833—842). Er war ein tüchtiger Soldat, aber nichts weiter, und glaubte demgemäß den immer wachsenden Unruhen im Reiche und der oben angedeuteten Unzu-

verlässigkeit der Truppen am besten dadurch abhelfen zu können, daß er sich eine von den verschiedenen Factionen unbeeinflußte Militärmacht schuf. Er nahm daher in überwiegender Zahl Berbern und Türken aus den Provinzen jenseit des Oxus in seine Dienste, und als der Widerwille gegen das rohe und übermüthige Gebaren dieser Truppen zugleich mit der Erbitterung über die fortgesetzten Verfolgungen der in Bagdad hochverehrten Orthodoxen lautes Misvergnügen in der ohnehin unzufriedenen und zu Ausschreitungen geneigten Bevölkerung der Hauptstadt hervorrief, that er den noch verhängnißvolleren Schritt, sich mit seiner militärischen Umgebung nach Samarra, drei Tagereisen nördlich von Bagdad, zurückzuziehen und dort eine neue Residenz zu gründen, welche er mit einem Wortspiele auf den älteren Namen Surr man rá „Freude dessen, der es sieht" nannte. Es liegt auf der Hand, daß er damit seine Nachfolger gänzlich in die Hände der Soldateska gab, die wol er selbst noch, nicht aber die späteren Chalifen zu bändigen verstanden, sodaß Thron und Herrscher bald zum Spielball der Intriguen und Feindseligkeiten wurden, welche zwischen den türkischen Offizieren hin- und hergingen; kaum daß es später noch einmal ein paar kräftigen Herrschern wie dem Muwaffak gelang, die zügellose Sklavenbande einem festen Willen wieder dienstbar zu machen.

Rein militärisch betrachtet, war die Reorganisation des Heeres zunächst allerdings ein großer Vortheil, da die Türken und Berbern dem, der sie zahlte, blind ergeben, dabei tapfer und kräftig waren; und so wurde es endlich möglich, in einer Reihe von Feldzügen, in denen sich der Tahiride Isḥák ibn Ibrahim, Muḥammed ibn el Aṣch'ath, besonders aber der Perser Afschin (s. über diesen letztern früher auszeichneten, den Bábek mit seinen Churramiten wiederholt zu schlagen und dabei allmählich zurückzudrängen, bis er endlich in Adherbeigan, wo die Sekte zuerst entstanden war, belagert und, nachdem er noch einmal entronnen war, endlich im J. 222 (837) gefangen genommen und grausam hingerichtet wurde. Auch einige andere Unruhen, wie ein Aufstand der Aliden in Chorasan (219 = 834), der Kurden bei Mosul (226 = 841), eines falschen Omajjaden in Palästina (227 = 842), wurden rasch unterdrückt. Die größten Erfolge erzielte Mu'tasim indeß gegen den griechischen Kaiser Theophilus, der die mehrjährige Dauer des Krieges gegen Bábek dazu benutzt hatte, die Provinzen am obern Euphrat zu überziehen und greulich zu verwüsten. Im J. 223 (838) sammelte der Chalife eine große Armee, welche in mehrern Colonnen unter Afschin, den Türken Aschnas und Waṣíf und Mu'tasim selbst in Kleinasien einrückte, ein griechisches Heer besiegte und die Stadt Amorium einnahm und gänzlich zerstörte. Daß auch hierbei die Türken wieder die erste Rolle spielten, reizte einige arabische Generale, welche sich zurückgesetzt fühlten, zu einer Verschwörung, deren Ziel die Uebertragung des Chalifates an Ma'mún's Sohn Abbás war. Dieselbe wurde indeß entdeckt, die Schuldigen hingerichtet und Mu'tasim in seiner Abneigung gegen die Araber und in seinem Streben, sie durch Türken zu ersetzen, nur noch mehr bestärkt.

Aber er mußte selbst noch die Erfahrung machen, daß auch auf die Fremden kein Verlaß war, sobald es sich um ihr persönliches Interesse handelte. Weitaus der erste von diesen war damals Afschin, zwar von Herkunft und Glauben ein Perser, aber seinem Geburtsorte und seiner Stellung nach zu den Türken Transoxaniens gehörig. Er war nach der Besiegung Bábek's wie nach der Einnahme von Amorium mit Geschenken und Ehren überhäuft worden; trotzdem beneidete er den Abdallah ibn Táhir um die Statthalterschaft von Chorasan, und reizte daher den Mázijár ibn Kárin, Ispehbedh des nominell zu Chorasan gehörigen Tabaristan, zur Empörung auf. Sie wurde unterdrückt (224 = 839), Afschin aber, dessen Mitschuld der Chalife argwöhnte und der im J. 225 (840) durch eine Unbotmäßigkeit seines Bruders noch mehr compromittirt ward, fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken und wollte flüchten, wurde aber gefangen gesetzt, und da über seinen Verrath nichts positiv feststand, wegen Ketzerei in Anklagezustand versetzt. Auch in dieser Beziehung konnte man seiner geschickten Vertheidigung nicht beikommen, sodaß er dem Todesurtheile entging, aber nur, um im Kerker zu verschmachten (226 = 841).

Bald nach ihm starb Mu'tasim; sein Sohn el Wáthik Billah, der ihm folgte (227—232 = 842—847), lebte nur seinen Launen und Lüsten und zeichnete sich hauptsächlich durch Güterconfiscationen und Verfolgung der armen Orthodoxen aus. Beinahe hätte ihn indeß sein tyrannisches Gebaren den Thron gekostet: Aḥmed ibn Naṣr, ein angesehener Theologe, zettelte eine Verschwörung in Bagdad an, die weite Kreise ergriff, aber durch vorzeitiges Losbrechen vereitelt wurde und nun ihren Anstifter das Leben kostete. Besonders unruhig waren unter Wathik auch die Araber in Syrien und Arabien, deren Züchtigung er seinen Türken überließ; gegen die Griechen erlitt der Gouverneur der Grenzfestungen eine Niederlage 231 = 846.

Nach Wathik's Tode, der eine Folge seiner Unmäßigkeit war, setzte Waṣíf, der Commandant der türkischen Leibwache, statt des unmündigen Sohnes des verstorbenen Chalifen dessen Bruder Ga'far zum Herrscher ein (232—247 = 847—861). Er nahm den Namen el Mutawakkil Billáh „der auf Gott sein Vertrauen Setzende" an, ein Name, dem er wenigstens im Sinne der Theologen alle Ehre machte. Er hatte politische Einsicht genug, um zu erkennen, daß mit den Türken allein sich auf die Dauer nicht regieren lasse, und suchte demzufolge wieder eine Stütze in der Masse des Volkes. Wir wissen, daß sich diese, vor allem in der Hauptstadt, infolge ihrer Abneigung gegen alles Persische, also auch gegen Freidenkerei und Rationalismus, längst in den Händen der orthodoxen Partei befand; um sich also deren Beistand zu sichern, brach Mutawakkil im J. 235 (852) mit den Mu'taziliten, entsetzte die Beamten, welche dieser Richtung angehörten, und leitete eine schonungslose Verfolgung gegen alle Anhänger derselben ein, wobei er in seinem

frommen Eifer so weit ging, daß selbst unzweifelhaft Orthodoxe, wenn sie nicht zu den Extremen gehörten, vor der Anklage der Ketzerei nicht sicher waren. Insbesondere aber machte er auch der bis dahin geübten Toleranz gegen Christen und Juden ein Ende, ließ alle Kirchen und Synagogen einreißen, schärfte frühere Verordnungen, welche die Rechte der „Schutzgenossen" aufs Aeußerste beschränkten, von neuem ein: kurz an die Stelle des Indifferentismus trat die starrste Intoleranz. Da nun die Orthodoxie einige Zeit nachher auch in der wissenschaftlichen Theologie das Uebergewicht über die rationalistische Richtung bekam, so war es natürlich mit der freien Geistesentwickelung, welche unter Ma'mûn einen so hohen Aufschwung genommen hatte, zu Ende: freilich wirkten die gegebenen Anregungen noch in hervorragenden Köpfen weiter, und gerade die bedeutendsten Philosophen und Naturkundigen des mohammedanischen Orients gehören späteren Zeiten an: aber sie mußten ihre Erkenntnisse in zweideutige Worte kleiden, und jede Wirkung auf das Geistesleben breiterer Volksschichten blieb ihnen versagt.

Es ist selbstverständlich, daß solcher Verdienste wegen Mutawakkil von den kirchlich gesinnten mohammedanischen Schriftstellern — und andere gab es ja nach ihm nicht viele mehr — hochgepriesen wird. Nach unsern Begriffen war er ein abscheulicher Tyrann, dem die Grausamkeit Vergnügen machte, der unter dem Deckmantel scheinheiliger Frömmigkeit ein ausschweifendes Leben führte, den Staatsschatz in der leichtsinnigsten Weise vergeudete, aber zu träge war, sich ernstlich um die Regierung zu kümmern. So gab es denn überall Empörungen: in Adherbeigân (234 = 848—849), in Syrien, wo besonders die Christen unter dem harten Drucke sich empörten (237—240 = 852—855), in Aegypten (bis 241 = 855—856), dessen Küste obendrein von einer griechischen Flotte verheert wurde (238 = 853), in Armenien (237—238 = 851—852): warfen auch die türkischen Feldherren, in erster Linie die beiden Boghâ, die Aufstände nacheinander nieder, so nahm doch die innere Auflösung immer mehr zu. Auch im Osten, wo die Tahiriden im allgemeinen gute Ordnung hielten, gelang es doch im J. 238 (852—853) dem Ja'kub ibn Leith es Sjaffâr, Stammvater des Geschlechtes der Soffariden (genauer Sjaffâriden), in Segestan sich selbstständig zu machen, von wo aus dann die Soffariden allmählich die Nachkommen Tahir's verdrängten. — Auch an die Griechen wurde in mehrern mit wechselndem Glücke geführten Kriegen im allgemeinen Terrain verloren; doch brachte die im J. 245 (859) versuchte Belagerung von Samosata den Byzantinern eine große Niederlage ein, die sich im folgenden Jahre wiederholte.

Die Launenhaftigkeit Mutawakkil's wurde schließlich so thöricht, daß er es sogar mit seiner türkischen Leibwache verdarb. Er verbannte Boghâ den ältern, und wollte Waßif verhaften lassen; aber die Türken kamen ihm zuvor — in Verbindung mit des Chalifen ältestem Sohne Muntaßir, den sein Vater schlecht behandelte und der Thronfolge zu berauben vorhatte, überfielen sie ihn in der Nacht vom 3. zum 4. Schawwâl 247 (10—11. Dec. 861) und machten ihn nieder.

Muntaßir 247—248 = 861—862), der zwar am Morde seines Vaters nicht selbst sich betheiligt, denselben aber gebilligt hatte, starb bereits nach sechs Monaten unter furchtbaren Gewissensqualen. Die Wahl des Nachfolgers fiel natürlich den Türken zu, welche einen Enkel Mu'tasims als Musta'în billah (248—252 = 862—866) dem widerstrebenden, aber zu kräftigem Widerstande unfähig gewordenen Volke aufdrängten. Musta'în war ein Schwächling, der ruhig zusah, wie die Tahiriden die Herrschaft über das Reich mit den Türken theilten, während die Byzantiner die Grenzgebiete verwüsteten, und das über die Misregierung wüthende Volk, als es sich endlich nicht blos in Bagdad, sondern sogar in der Residenz Samarra erhob, von den Türken zusammengehauen wurde (249 = 863). Nach Bezwingung des Widerstandes geriethen letztere selbst untereinander in Streit, wobei Musta'în sich so ungeschickt benahm, daß er sich die Unzufriedenheit der maßgebenden Offiziere zuzog und nach Bagdad flüchten mußte, während in Samarra Mutawakkil's Sohn el Mu'tazz billah zum Chalifen ausgerufen wurde (251—865). Der Tahiride Mohammed ibn Abdallah, welcher in Bagdad Statthalter war, unternahm es, Musta'în zu vertheidigen, mußte ihn aber selbst aufgeben, als er bemerkte, daß er hinter seinem Rücken sich mit den Türken zu einigen versuchte. So wurde Musta'în zur Abdankung gezwungen (252—866), nachdem unter seiner würdelosen Regierung noch in Tabaristan der Alide Hasan ibn Zeid, in Ispahan die Familie Abu Dolaf's sich selbständig gemacht und überall in den Provinzen sich die Bande der Ordnung gelöst hatten.

Die Regierung des Mu'tazz (252—255 = 866—869) läßt sich kurz als der Versuch eines schlauen und gewissenlosen Mannes bezeichnen, durch Aufhetzung der das Chalifat bedrängenden Generale und Statthalter gegeneinander die Macht der einzelnen zu neutralisiren, und inmitten der entzweiten Großen dem nur noch nominellen Oberhaupte neuen Einfluß zu gewinnen. Leider verrechnete sich Mu'tazz dabei gewöhnlich, und erzielte lediglich neue Unruhen in Bagdad, unter welchen die schon seit Ma'mun im Verfall begriffene Hauptstadt wiederum erheblich litt; daneben ist zu verzeichnen die Ausbreitung von des Sjaffâr Ja'kub ibn Leith Herrschaft auf Kosten der Tahiriden über Herat, Kerman und bis nach Fars hinein (255 = 869); die thatsächlich, wenn auch nicht dem Namen nach erfolgte Lostrennung Aegyptens durch den Türken Ahmed ibn Tulun, der daselbst die Dynastie der Tuluniden (s. das.) gründete; die Festsetzung eines Rebellenhäuptlings Muşawir bei Moşul (254 = 868) und die Fortdauer der kleinen Dynastien der Nachkommen Abu Dolaf's bei Ispahan und der Aliden in Tabaristan. Man kann sich bei solchen Verhältnissen nicht wundern, daß dem Chalifen schließlich selbst das Geld fehlte, seine türkische Leibwache zu bezahlen, die ihn, als er innerhalb einer bestimmten Frist keinen Rath geschafft hatte, einfach tödtete (255 = 869).

Aus der tiefen Erniedrigung, in welche das Abbasidenchalifat gerathen war, wurde es noch einmal auf eine kurze Zeit durch vier vortreffliche Fürsten herausgehoben. Dem ersten derselben, el Muhtadi billah, (255—256 = 869—870), gelang es freilich noch nicht, mehr als eine moralische Wirkung zu erzielen. Aus einem stillverborgenen Leben war er von den Türken hervorgezogen, weil er unbedeutend und lenksam erschien; aber er war ein fester Charakter und entschlossen, die unwürdige Sklaverei seines Hauses zu brechen oder zu sterben. Sein Auftreten imponirte zuerst den Türken, und so gelang es ihm zu Anfang, einen derselben gegen den andern auszuspielen, während er inzwischen aus den längst durch die türkischen Mishandlungen aufs äußerste gebrachten Arabern Bagdads und der Umgegend sich neue Truppen zu schaffen bestrebt war. Aber die Araber des Irak waren zu heruntergekommen, als daß sie zu einem festen Entschlusse sich hätten aufraffen können; muthlos ließen sie den Chalifen im Stich, der sich vergeblich an der Spitze einer geringen Schar den rebellirenden Türken entgegenzuwerfen versuchte — auch die bisher noch zu ihm gehalten, ließen ihn nun im Stich, er wurde gefangen und getödtet. Aber er hatte nicht vergeblich gelebt. Klügere unter den Türken mochten doch eingesehen haben, daß auch für sie bei der steten Anarchie nur Unheil herauskomme, oder fürchten, daß eine neue Bewegung unter den Arabern nachhaltigere Wirkung haben würde. Jedenfalls unterstützten sie zunächst den neuen Herrscher el Mo'tamid 'ala'llâh (256—279 = 870—892) ohne Rückhalt, und obwol dieser als Regent eine reine Null war, so fand er doch in seinem Bruder Talha, oder, wie er mit seinem Beinamen gewöhnlich genannt wird, el Muwaffak billah, einen Stellvertreter, dem er die Sorgen der Regierung bald gänzlich überließ, und der mit kräftiger Faust die Türken bändigte und disciplinirte, den Hof ihrem Einflusse durch Zurückverlegung der Residenz nach Bagdad entzog, die Araber wieder zur Theilnahme an politischen und militärischen Angelegenheiten zu bewegen und systematisch die Macht des Chalifates zu heben anfing. Freilich konnte dies nur langsam gelingen; die entfernteren Provinzen blieben unter ihren Dynastien unabhängig, ja Ahmed ibn Tulun dehnte seine Herrschaft 264—265 (877/8—878/9) über Syrien und einen Theil von Mesopotamien aus, und vergeblich versuchte Muwaffak's Sohn Mo'tadid erst Ahmed, und als dieser 270 (884) gestorben war, seinem Sohne Chumârawaih in wechselvollen Kämpfen diese Provinzen wieder zu entreißen. Ebenso breitete sich es-Saffâr nicht nur im Osten auf Kosten der Tahiriden aus, deren Herrschaft er 257—259 (873) durch Einnahme Chorasans und der übrigen Länder bis zum Oxus ein Ende machte, sondern besetzte 261 (875) Fars und rückte sogar gegen das Irak weiter, bis er dicht vor Bagdad angelangt war. Hier indeß trat ihm Muwaffak entgegen und schlug ihn (262—876), sodaß er sich zurückziehen und wenigstens auf die Provinzen bis Chuzistan beschränken mußte. Inzwischen nahm ein Aufstand eines seiner Unterstatthalter in Chorasan ihn stark in Anspruch, und nach seinem Tode 265 (879) hielt es sein Sohn 'Amr für räthlich, sich gegen diese Rebellen einen Rückhalt zu sichern, indem er äußerlich dem Chalifen huldigte; und als er im J. 271 (885) dem inzwischen mehr und mehr zu Kräften gekommenen Muwaffak gegenüber sich weigerte, aus dem Abhängigkeitsverhältnisse Ernst zu machen, wurde er bis zum J. 274 (887/8) aus den meisten seiner Provinzen verdrängt und auf das ßaffaridische Stammland Segestan beschränkt. Erreicht wurde dieser Erfolg von Muwaffak mit Hülfe der Samaniden, d. h. der Nachkommen des Persers Nûh ibn Asad ibn Sâmân, welcher unter Ma'mun Unterstatthalter von Transoxanien geworden war, und dessen Familie diese Stellung während der ganzen Tahiridenzeit behalten hatte, bis nach dem Sturze der letztern Nașr ibn Ahmed ibn Sâmân vom Chalifen direct mit der Statthalterschaft von Transoxanien belehnt und dadurch der natürliche Gegner der Ssaffariden geworden war, von deren Provinz Chorasan Transoxanien eigentlich abhing.

Viel Unruhe machten dem Muwaffak natürlich die Aliden. Gegen ihre tabaristanische Dynastie wurde allerdings erfolgreich gekämpft (275 = 889) und ihre Aufstände in Kufa (255 = 869) und Medina (271 = 885) waren von minderer Bedeutung; aber während die Nachkommen Ali's selbst mehr und mehr zurücktreten, fällt in diese Zeit die Ausbildung einer geheimen Propaganda, welche unter dem Vorgeben, die Sache des Imamates — d. h. des religiösen Primates wirklicher oder gefälschter Aliden — zu vertreten, von gewissenlosen Abenteurern besonders in den untern Schichten des Volkes betrieben wird. Die letztern mußten vorzüglich auf dem platten Lande, durch die ewigen Bürgerkriege, welche die ehrgeizigen und selbstsüchtigen Generale und Statthalter untereinander führten, allmählich zur Verzweiflung getrieben werden, und so fand jeder, der frech genug war, sich für einen Sendling des in mystischer Verborgenheit gehaltenen Imâm auszugeben, Gehör, wenn er Haß gegen die nichtsnutzigen Herrscher predigte und Glauben an den Imâm verlangte; und kam es dann zum Aufstand, so nahm der Kampf der erbitterten und ungebildeten Haufen von Bauern und Pöbel gegen die staatliche und bürgerliche Autorität natürlich jenen Charakter eines grausamen Vertilgungskrieges an, den man aus den Jacquerien und Bauernkriegen des Abendlandes kennt. Die umfangreichste und verderblichste Organisation der gedachten Art, die der Ismaeliten (s. diesen Art.) und der von diesen ausgehenden Karmaten (s. d.) treten erst unter dem folgenden Khalifen an die Oeffentlichkeit; aber schon von Anfang der Regierung Mo'tamid's an hatte sich ein Araber vom Stamme Abd elkeis, aus der Gegend von Rei gebürtig, mit Namen Ali ibn Mohammed ibn Abderrahmân, für einen Nachkommen Ali's ausgegeben und in Bahrein wie im Irak Unruhen angezettelt. Wahrhaft furchtbar aber wurde der gewissenlose Mann — der infolge seiner Schandthaten unter dem Namen el Chabîth „das Scheusal" bekannt ist — als er im J. 256 (870) an der Spitze zahlreicher Scharen von Negersklaven (arab. Zeng), die es überall gab und unter denen

er mit größtem Erfolge geworben hatte, sich in der Nähe von Baṣra erhob, zunächst die umliegenden Orte, dann Baṣra selbst eroberte 257 = 871 und überall auf das entsetzlichste hauste. Muwaffaḳ, sein Sohn Mo'tadid und seine tüchtigsten Feldherren, deren Kräfte mehrfach durch den Krieg mit es-Ṣaffâr getheilt waren, vermochten die Zenǧ, welche sich bis Aḥwâz, ganz besonders aber in dem durch Tausende von Kanälen und Sümpfen unwegsamen Gebiete zwischen der Euphratmündung und Wâsiṭ festgesetzt hatten, nur unter vielen Wechselfällen ganz allmählich einzuschränken, bis endlich im J. 270 = 884 el Ḫabîth an seinem letzten Zufluchtsorte gefangen und enthauptet wurde.

Verhältnißmäßig unbedeutender sind die Kriege mit den Rebellen von Moṣul (s. oben) und den Nachkommen Abu Dolaf's; erstere wurden 259—863 geschlagen, letztere nach ihrer Unterwerfung 276—890 als Statthalter belassen. Für die Grenzgebiete nach Byzanz konnte Muwaffaḳ natürlich nicht viel thun, und der Kaiser Basilius benutzte die innern Wirren unter den Mohammedanern trefflich zu verwüstenden Kriegszügen (besonders 259—872—873; 262—264—875—878), doch vermochte er die festen Bollwerke Tarsus, Adana und Malatia nicht zu überwältigen.

Muwaffaḳ, den Mo'tamid zu seinem Nachfolger hatte ernennen müssen, starb im J. 278 = 891; ihm folgte sein Sohn el Mo'tadid billah zunächst als designirter Thronerbe, dann, nach Mo'tamid's 279—892 erfolgtem Tode, als Chalife 279—289 = 892—902. Er war ein gebildeter Mann und ausgezeichneter Fürst, gleich bedeutend als Militär wie als Verwalter, dabei gerecht, wenn auch streng und energisch, sparsam und ordnungsliebend. Vermöge solcher Eigenschaften gelang es ihm, das Werk seines Vaters mit Erfolg fortzusetzen und noch für einen Augenblick den Glanz des Chalifates herzustellen; nur für einen Augenblick, denn die Verderbniß der Zeit war zu groß geworden, als daß der Untergang der arabischen Herrschaft selbst durch die trefflichsten Fürsten noch lange hätte aufgehalten werden können; so brechen gerade unter Mo'tadid die Ismaeliten und Karmaten hervor, welche diesen Untergang schließlich mit herbeigeführt haben.

Vorläufig ging dem neuen Chalifen alles nach Wunsch: Chumaraweih, ein vergnügungssüchtiger Mensch, hatte das Kriegführen satt und huldigte dem Chalifen, der sein Schwiegersohn wurde; nach seinem 282 (896) erfolgten Tode ging die Dynastie immer mehr zurück, die Fürsten waren schwach, die Generale waren uneinig; so konnte der Chalife 286—899 Mesopotamien ohne große Mühe den Tuluniden abnehmen. Im Osten benutzte Mo'tadid den gedemüthigten Ṣaffariden 'Amr (s. oben) zur Unterdrückung von Aufständen in Chorasan und zur Bekämpfung der Aliden in Tabaristan; beide Provinzen verlor er indeß abermals, als er, wieder übermüthig geworden, die Samaniden in Transoxanien unterwerfen wollte; er unterlag (288 = 901), und die Ṣaffariden wurden von neuem auf Seǧestân beschränkt, während die Samaniden mit Bewilligung des Chalifen ihre Herrschaft über Chorasan und Tabaristan ausdehnten. Neue Selbstständigkeitsgelüste der Nachkommen Abu Dolaf's (281—284 = 894—897) wurden unterdrückt, die Rebellen in Mesopotamien definitiv bezwungen (280—283—893—896), und die kleine türkische Dynastie der Ṣâǧiten, welche sich in den Kriegen zwischen den Chalifen und den Tuluniden in Aderbeigan festgesetzt hatte, erkannte wenigstens die Oberhoheit Mo'tadid's an.

Gebot so der Chalife wieder über ein beträchtliches eigenes Gebiet, welches Mesopotamien, Irak, Westpersien und Arabien umfaßte, und waren die großen Vasallen, die Tuluniden (Aegypten und Syrien, Samaniden (Nordostpersien und Transoxanien) und Ṣaffariden (Südostpersien) wenigstens voll Respects vor dem Suzerän, mit dessen materieller Macht sie ernstlich rechnen mußten, so brachen doch schon unter Mo'tadid die Geschwüre des Ismaelitismus und Karmatismus (s. daf.) auf, welche die verdorbenen Säfte des ganzen Orients an verschiedenen Stellen gezeitigt hatten. Die ersten Unruhen fanden 286 (899) in Bahrein statt, welches auch später der Hauptsitz der Karmaten blieb; die dortigen arabischen Stämme waren eben für den demokratischen Charakter der Lehre besonders empfänglich, welche ihnen seit 281 (894) gepredigt wurde. Abu Sa'îd, der Führer der Karmaten, bemächtigte sich der Provinz und wagte schon Züge bis in die Nähe von Baṣra, während im Todesjahre des Chalifen selbst in Syrien ebenfalls Unruhen ismaelitischen Charakters ausbrachen und in Jemen auch bereits eifrig gewühlt wurde. Von dort begab sich der ismaelitische Emissär Abu Abdallah el Schî'i in Gesellschaft einiger berberischer Pilger, auf die er in Mekka Einfluß gewonnen, in den achtziger Jahren (280—893 oder 289—902) nach Westafrika und begann dort seine Missionsthätigkeit, die später den Aghlabiden den Thron und dem Chalifat Aegypten kostete.

Wurde die Regierung Mo'tadid's nur durch die ersten Anfänge des Karmatenkrieges beunruhigt, so brach derselbe unter seinem Sohne el Muktafi billah (289—295 = 902—908) mit voller Stärke los, sodaß er diesem ebenfalls tüchtigen Fürsten recht sehr zu schaffen machte. Zunächst hatte der von den beiden Söhnen Zakarawaih's geleitete Aufstand in Syrien bei der Ohnmacht der tulunidischen Regierung mit großer Schnelligkeit den ganzen Norden des Landes ergriffen, sodaß der Chalife intervenieren mußte. Die Karmaten wurden geschlagen und zersprengt (291 = 903); der Chalife aber benutzte die Gelegenheit, der herabgekommenen Dynastie der Tuluniden ein Ende zu machen. Sein General Mohammed ibn Suleiman, der früher selbst in ägyptischen Diensten gestanden hatte, nahm ganz Syrien ein, ohne Widerstand zu finden, und eroberte nach einigen Gefechten auch Aegypten, nachdem der Tulunide Harun bei dem Versuche, einen zwischen einigen seiner Truppenabtheilungen ausgebrochenen Streit zu schlichten, verwundet und gestorben war (292 = 904). Mohammed behandelte das während der Zeit seiner Selbständigkeit, wo es nicht nach Bagdad hatte steuern müssen, lebhaft aufgeblühte

Aegypten als erobertes Land und zerstörte mancherlei Gutes, was die Tuuniden geschaffen hatten; die noch vorhandenen Mitglieder der gestürzten Herrscherfamilie wurden nebst ungeheuern Schätzen nach Bagdad übergeführt, eine bald nachher ausgebrochene Empörung im J. 293 (906) unterdrückt.

Inzwischen aber hatten von neuem die Karmaten das Haupt erhoben. Ali, ein Bruder der oben erwähnten Söhne Zakarawei h's, fiel von der arabischen Wüste, dem schwer zu erreichenden Hauptsitze der Karmaten und der sich ihnen in großer Zahl anschließenden raubsüchtigen Beduinen, her in Syrien ein (293 = 906.); von den Truppen verfolgt, floh er nach Südarabien, wo er bald einen großen Anhang gewann und sich der Hauptstadt Sanʿâ bemächtigte (293 = 906). Einer seiner Jünger, Abu Ghânim, wagte noch in demselben Jahre einen zweiten Einfall in Syrien, wo er große Verheerungen anrichtete, dann aber von einem Heere unter Husein ibn Hamdân vertrieben und getödtet wurde; Ali ibn Zakarawei h selbst tauchte gleich nachher wieder im Irak auf, plünderte die von Mekka zurückkehrende Pilgerkarawane (294 — 906) und wurde erst etwas später (294 = 907) im Irak geschlagen und getödtet.

Gegen die Byzantiner, die in den Jahren 291 (904) und 292 (905) die Grenzprovinzen verwüsteten, wurde 291 (904) eine große Flotte ausgesandt, welche den Archipelagus und die Stadt Thessalonich gründlich ausplünderte; auch einige Kriegszüge auf griechischem Gebiete (294 = 907) lieferten reiche Beute.

Aber der Aufschwung, den die Dynastie seit Muktadi genommen hat, geht mit dem vorzeitig gestorbenen Muktafi zu Ende. Ueber die Nachfolge waren die höchsten Beamten und Offiziere getheilter Ansicht; die einen wünschten des Moʿtazz' Sohn Abdallah, einen rechtlichen und hochgebildeten Mann, der als Dichter einen berühmten Namen hatte, zum Herrscher freilich wenig Anlage besessen zu haben scheint, die andern glaubten unter einem unmündigen Chalifen den eigenen Ehrgeiz besser befriedigen zu können, und stimmten für Muktafi's dreijehnjährigen Bruder Gaʿfar. Die letztere Partei behielt die Oberhand und man huldigte dem Gaʿfar unter dem Namen el Muktadir billah (295—320 = 908—938). Die Gegenpartei wollte sich indeß noch nicht geschlagen geben, und es wurde eine Verschwörung angezettelt, um den Ibn el Moʿtazz auf den Thron zu erheben. Zu Anfang schien alles zu gelingen, die Truppen unter Husein ibn Hamdân (s. oben) erkannten den Prätendenten als el Murtadâ billah an (296 = 908); aber es gelang nicht, auf den ersten Angriff das Schloß, in dem sich Muktadir befand, zu stürmen; Husein, vielleicht durch Versprechungen des letztern gewonnen, zog mit seinem Heere ab, das Volk ließ ebenfalls den Ibn el Moʿtazz im Stich, und so wurde er am nächsten Morgen gefangen genommen und mußte sein Eintagschalifat mit dem Leben bezahlen. War die Herrschaft des Muktadir von nun ab vorläufig unbestritten, so konnte doch von einer Regierung desselben nicht die Rede sein; er war zunächst ein halbes Kind und entwickelte sich zu einem vergnügungssüchtigen Schwächling, der seine Minister und Generale schalten und walten ließ, wie sie wollten, solange sie, wie der niederträchtige Ali ibn el Furât, ihm Geld zum Verschwenden schafften, diejenigen aber, welche die Staatseinkünfte nicht ihren eigentlichen Zwecken entzogen und auf das Wohl des Volkes bedacht waren, wie der brave Ali ibn ʿÎsa und Mohammed ibn Motla, bei der ersten Gelegenheit loszuwerden suchte. Kein Wunder, daß die Staatsmaschine alsbald in die größte Unordnung kam, die Unzufriedenheit über die schamlosen Erpressungen der Beamten wie des Chalifen selbst allgemein wurde, und schließlich Wesir, Polizeichef und Generale, Soldaten, Polizisten und Volk übereinander herfielen und allgemeine Zuchtlosigkeit in der Hauptstadt einriß. Einmal kam es wegen einer Differenz zwischen dem Obergeneral (Emir el omarâ, wörtlich „General der Generale") Munis und dem Polizeipräfecten Nazûk zu einer abermaligen Einsetzung eines Gegenchalifen, des Mohammed el Kâhir billâh, Moʿtadid's Sohn (317 = 929), dessen Rolle aber auch, da Munis für Muktadir eintrat, nach wenigen Tagen ausgespielt war. Trotzdem wünschte sich der thörichte und wankelmüthige Chalife der Bevormundung durch Munis zu entziehen; es kam zum Kampfe zwischen den beiderseitigen Truppen und Muktadir wurde erschlagen (320 = 932).

Der Verlauf von Muktadir's Chalifat ist typisch für die Regierungszeit seiner nächsten Nachfolger und deswegen noch in seinen Hauptzügen von uns angegeben worden; im weitern werden wir die endlosen Zwistigkeiten zwischen den Generalen und Wesiren, insbesondere die fortwährenden Kämpfe um die Würde des Emir el omarâ, des Obergenerals, der die ganze Regierung und insbesondere auch den jeweiligen Chalifen als willenlosen Figuranten in der Hand hatte, übergehen und nur anführen, was für die Lostrennung der einzelnen Provinzen und für den schließlichen Untergang des Chalifates als solchen von Wichtigkeit ist. In ersterer Beziehung ist Muktadir's Regierung ausgezeichnet durch das Aufkommen der Fatimiden in Afrika infolge der Thätigkeit der schon oben erwähnten ismaelitischen Sendlinge. Wir verweisen über das Einzelne auf den Artikel Fatimiden (zu dem jetzt noch Wüstenfeld's Geschichte der Fatimiden im XXVI. und XXVII. Bande der Abhandlungen der Gesellsch. d. Wiss. zu Göttingen, auch im Separatdruck, Göttingen 1881, hinzukommt), bezw. Aghlabiden. Waren die westlich von Barka gelegenen Bezirke durch die Aghlabiden von dem Chalifate schon ziemlich abgetrennt, so wirkte ihre Besitznahme durch die Fatimiden doch auf die weitere Geschichte des letztern in höchst nachdrücklicher Weise ein. Die Fatimiden gaben sich, mit Recht oder Unrecht, als Aliden und waren jedenfalls den Ismaeliten affiliirt; in beiden Eigenschaften waren sie geborene Feinde der Abbasiden, und dazu mußten die Machtmittel, welche sie durch die schiitisch fanatisirten Berberstämme in die Hand bekommen, die ehrgeizige Dynastie zu Unternehmungen gegen die Grenzländer Barka und Aegypten ohnehin einladen. So ließ denn

bereits der erste Fatimide, Obeidallah el Mahdi, im J. 301 (913—914) Barka einnehmen, und ein großes Heer, welches unter dem Befehle seines Sohnes Abulkasim nachfolgte, nahm 302 (914) Alexandria. Doch wurde er in demselben Jahre von den Aegyptern, welche aus Bagdad Hülfe erhalten, gänzlich geschlagen, und auch eine zweite Expedition, welche 306—309 (918—921) stattfand, endete schließlich mit der Zurücktreibung des Berberheeres.

War der Ansturm der ismaelitischen Fatimiden auf Aegypten vorläufig abgeschlagen, so hatte das Reich von den der gleichen Wurzel entsprossenen Karmaten um so mehr zu leiden. Sie verwüsteten unter Anführung von Abu Sa'id's (s. oben) Bruder Abu Tahir Suleimân von 307 (919) an das ganze Irak und Arabien auf das entsetzlichste, ohne daß ihnen bei der Zerrüttung aller Verhältnisse in Bagdad ernstlicher Widerstand entgegengesetzt werden konnte. Ebenso mußte man in der Hauptstadt thatenlos zusehen, wie die Aliden abermals zeitweise Tabaristans sich bemächtigten und die südlich und westlich davon gelegenen Provinzen der Reihe nach von verschiedenen Usurpatoren in Besitz genommen wurden. Daß (910/11—912/13) 298—300 die Samaniden die letzten Reste des Gebietes der Saffariden ihrer Herrschaft unterwarfen, konnte dem Chalifen gleichgültiger sein, als daß in Mosul und Mesopotamien die Hamdaniden (Familie des oben erwähnten Husein ibn Hamdân) unter mancherlei Wechselfällen immer mehr Selbständigkeit gewannen.

Unter solchen Verhältnissen wäre es unbegreiflich, daß die Byzantiner an der Westgrenze nicht erheblichere Fortschritte machten, wäre nicht das griechische Reich um diese Zeit gleichfalls durch innere Streitigkeiten wie durch die Kämpfe mit den Bulgaren gelähmt gewesen. So begnügte man sich meist mit gelegentlichen Raubzügen in den beiderseitigen Grenzdistricten, doch wurden im allgemeinen die Mohammedaner zurückgedrängt, und Armenien wie die Gegenden westlich vom Euphrat langsam wieder für Byzanz gewonnen.

Die kurze Regierung des auf Muktadir folgenden Kahir (320—322 = 932—934; s. oben), eines lasterhaften Tyrannen, der dabei als Herrscher so unbrauchbar war wie sein Vorgänger, ist durch das Aufkommen des Geschlechtes der Buweihiden (weniger genau Bujiden, s. das.) merkwürdig, welche bald nachher den Chalifen die weltliche Herrschaft gänzlich entrissen. Abu Schoga Buweih war Anführer einer der zahlreichen Scharen von Soldknechten, welche in den zahllosen innern Wirren der damaligen Zeit die Hauptrolle spielten und sich zumeist aus den rohen, aber noch kräftigen Grenzvölkern rekrutirten. Buweih's Truppe gehörte, wie vermuthlich er selbst, zu den Deilamiten, einem der barbarischen Stämme, welche in den schwer zugänglichen Randgebirgen am Süden des Kaspischen Meeres hausten. Er hat sich bald bei den Samaniden, bald bei den kleinen Usurpatoren der in der Nachbarschaft Tabaristans gelegenen Gebiete (s. oben) herumgetrieben; seine drei Söhne Ali (später mit dem Beinamen 'Imâd eddaula), Hasan (Rukn eddaula) und Ahmed (Mu'izz eddaula), die zunächst den Landsknechtsberuf ihres Vaters fortsetzten, strebten nach Höherem, und 'Ali nahm im J. 320 (932) den Truppen des Chalifen Ispahan ab. Noch in demselben Jahre genöthigt, die Stadt wieder zu räumen, wandte er sich nach Fars, und in Gemeinschaft mit seinen beiden Brüdern gelang es ihm, den Statthalter des Chalifen zu schlagen (321 = 933) und Schiraz, die Hauptstadt der Provinz, zu erobern (322 = 934), wo sich alle drei dauernd festsetzten.

Unter dem folgenden Chalifen, el Râdi billah, der ein frommer und rechtschaffener Mann gewesen sein soll, jedenfalls aber auf den Lauf der Dinge ohne erheblichen Einfluß blieb, dehnte die Macht der Buweihiden sich langsam weiter aus, denn die Generale, die in der Würde des Emir al omarâ abwechselten und um dieselbe stritten — insbesondere Mohammed ibn Râik und der Türke Bagkam — konnten nicht verhindern, daß die drei Brüder sich Ispahans und Chuzistans bemächtigten. Aber auch in den andern Provinzen schnitt man aus den Fetzen des Chalifates neue Fürstenthümer zurecht: in Aegypten machte sich der türkische Statthalter Mohammed ibn Toghg nach heftigen Kämpfen mit dem Anhange seines Vorgängers wie mit dem seinen Versuchen auf Syrien entgegentretenden Emir al omarâ Ibn Râik selbständig und gründete die Dynastie der Ichschididen, nachdem er bereits 323 (935) einen neuen Angriff des nach dem Tode seines Vaters unter dem Namen el-Kâim zur Regierung gekommenen Fatimiden Abulkasim abgeschlagen hatte, und von Mosul her dehnten die Hamdaniden (s. das.) ihre Herrschaft über ganz Mesopotamien aus (323 = 935). Letzteres gerechte allerdings dem Islam zum Heil, da die Hamdaniden, besonders der unter dem Namen Seif eddaula berühmte Ali, die Grenze kraftvoller gegen die Griechen schützten, als dies seit lange geschehen war (324 = 936 und folgende Jahre). Doch vermochten sie unter dem Chalifate des el Muttaki (329—333 = 940—944) trotz mehrfacher Versuche nicht, die Ordnung in Bagdad herzustellen, welches besonders seit dem Tode des Bagkam abwechselnd von Türken und Deilamiten gemishandelt wurde; sie wandten sich daher nach Syrien, welches inzwischen von den Ichschididen besetzt war, um den nördlichen Theil des Landes ihren Besitzungen hinzuzufügen. Dies gelang ihnen vollkommen, und bis zum J. 356 = 967 konnte Seif eddaula zu Haleb einen Hof halten, der vermöge der Empfänglichkeit dieses Fürsten für Kunst und Wissenschaft einen erfreulichen Lichtblick in dieser trüben Zeit gewährt. Inzwischen hatte der rohe Türke Turun den unglücklichen Muttaki, welcher sich mit diesem seinem Emir al omarâ überworfen hatte, entsetzt und geblendet, und ihm einen Sohn des Muktafi, el Mustakfi billah (333—334 = 944—946), zum Nachfolger gegeben. Bereits aber war der Buweihide Mu'izz eddaula im Anzuge, der nach wenigen Gefechten Bagdad einnahm und den Chalifen entthronte. Allerdings setzte er einen neuen in der Person des el Muti' billah, eines Bruders Muttaki's, ein, nahm aber gleichzeitig

setzt den Titel Sultan an, zum Zeichen, daß er die Regierung allein zu führen beabsichtige. Damit hört der Chalife auf, weltlicher Fürst zu sein; er bleibt allerdings Beherrscher der Gläubigen, insofern er auch weiterhin weltliches Oberhaupt für alle ist, für welche nicht das Imamat, d. h. der geistliche Primat, von Rechts wegen den Nachkommen Alī's zukommt. Diese, die Schiiten, fahren demgemäß fort, dem rein geistlichen Chalifen die Anerkennung zu weigern, welche sie schon lieber dem beide Prinzipate in sich vereinigenden geweigert hatten. Freilich hat auch die geistliche Würde des Chalifen keinerlei selbständige Bedeutung mehr, da er sie natürlich lediglich unter dem Einflusse der Sultane ausübt, in deren Gewalt er sich befindet, und so ist die Nennung seines Namens als Beherrschers der Gläubigen im Kirchengebete und auf den Münzen eine leere Form.

Indem wir die Geschichte des Chalifats, welche bis dahin mehr oder weniger mit der Entwickelung des Chalifates zusammenfiel, weiter zu verfolgen jetzt den auf die einzelnen Dynastien bezüglichen Artikeln überlassen, geben wir noch eine Uebersicht über die Schicksale der späteren Chalifen, unter Hinzufügung kurzer Notizen über die gleichzeitigen bedeutenderen Ereignisse, durch welche jene beeinflußt wurden.

Die Buweihiden waren Schiiten und als solche den abbasidischen Chalifen sehr abgeneigt. Solange sie also als erbliche Emire el omara, bezw. Sultane die Herrschaft über Bagdad führten, wurden die Chalifen — es waren Muṭī' (334—363 = 946—974), Ṭāʾiʿ (363—381 = 974—991) und Ḳādir (381—422 = 991—1031) — sehr schlecht behandelt, sodaß sie oft selbst in äußerer Dürftigkeit leben mußten: auch kamen bei den bereits in der zweiten Generation der Buweihiden ausbrechenden Zwistigkeiten zwischen den zahlreichen Einzelfürsten dieses Geschlechts, welche von den Grenzen der Samaniden aus gegen Syrien hin kleinere oder größere Herrschaften inne hatten und sich fortwährend untereinander bekriegten, die Chalifen häufig ins Gedränge und mußten mehr als einmal die Partei wechseln, um sich überhaupt zu erhalten. Inzwischen hatte mit dem Siege der Buweihiden natürlich die Zahl der in Bagdad wohnenden Schiiten sich erhöht und ihr Selbstgefühl gegenüber den Sunniten (s. das.) stark zugenommen, besonders seit ihnen unter Ḳādir ein eigenes geistliches Oberhaupt (naḳīb) von den Buweihiden gesetzt worden war. Da nun die letztern in ihren Familienkriegen um Bagdad sich nicht weiter viel bekümmern konnten, gab es fortwährend Reibereien zwischen Sunniten und Schiiten in der Stadt, und nicht einmal diese zu verhindern waren die Chalifen im Stande. Ferner war es, als außer den spanischen Omajjaden (s. unten), deren Selbständigkeit ja alt war und die bei der großen Entfernung keinen Einfluß im Osten hatten, auch noch die Fatimiden den Chalifentitel angenommen hatten (297 = 910), dem Ansehen der Abbasiden auch als geistlicher Fürsten sehr abträglich, daß die Fatimiden seit 358 (969) Herren Aegyptens und des größten Theiles Syriens wurden, von wo sie ihren Einfluß einerseits nach Mesopotamien, andererseits nach Mekka und Medina ausdehnten, auch war ernstliche Gefahr vorhanden, daß die schiitischen Buweihiden sich geradezu für die Fatimiden erklärten, d. h. das Abbasidenchalifat auch als geistliche Würde einfach unterdrückten. Doch kam es schließlich nicht dazu, da die Buweihiden ihre Macht immer mehr in kleinere, miteinander in ewigen Kriegen liegende Staaten zersplitterten, bis von Osten her ihrer Herrschaft ein Ende gemacht wurde. Dort hatte der berühmte Sultan von Ghazna, Maḥmud ibn Sabuktegīn, ein neues großes Reich gegründet, indem er den größten Theil des Gebietes der Samaniden, deren letzter im J. 389 (999) von Ilek Chan, dem Fürsten von Turkestan, entthront war, seiner Herrschaft unterwarf, und dann 396—416 (1006—1026) einen bedeutenden Theil Nordindiens eroberte. Seine Nachkommen geriethen ebenfalls in Zwietracht und wußten den gewonnenen Besitz nicht zu wahren, sodaß unter dem Chalifate des Ḳāʾim (422—467 = 1031—1075) durch eine neue Invasion von Türken ihnen ihre persischen Provinzen rasch verloren gingen. Die Führer dieser Invasion waren die Nachkommen des Selǧuḳ, eines von dem jetzigen Kirgisenlande aus in den Dienst der Samaniden getretenen Türken, nach welchem die neue Dynastie die der Seldschuken (s. das.) genannt wird. Seldschuk's Enkel Toghrulbeg eroberte 433—446 (1041—1054) die nördlichen Gebiete von Persien bis Adherbeigan, und 447 (1055) zog er bereits als Sieger in Bagdad ein. Obwol Bagdad von den rohen Türken im Anfange nicht wenig belästigt wurde, so war doch die Ankunft der Seldschuken eine wahre Erlösung für Kāim: die Türken waren schon als Gegner der Perser Sunniten, und Toghrulbeg ließ sich, um seiner Herrschaft den Charakter der Legitimität zu verleihen, im J. 449 (1058) vom Chalifen feierlich mit dem Sultanate belehnen; nachdem dann ein Aufstand des buweihidischen Feldherrn Baṣāsīrī, der die augenblickliche Abwesenheit Toghrulbeg's dazu benutzte, den Chalifen zu vertreiben und den Fatimiden Mustanṣir in Bagdad zu proclamiren (450—1058), nach kurzer Frist unterdrückt war (451 = 1059), konnte Kāim sich endlich einiger Ruhe erfreuen. Er wurde sowol von Toghrulbeg als nach dessen Tode (455 = 1063) von seinem Sohne Alp Arslan (455—465 = 1063—1073) mit Achtung behandelt, und der berühmte Wesīr Niẓām ulmulk hob unter diesem Fürsten wie unter seinem Sohne Melikschah (465—485 = 1073—1092) die alte Chalifenhauptstadt wie das ganze Reich durch eine geordnete Verwaltung und durch vielfache Förderung der materiellen und geistigen Interessen auf das erheblichste. Während so Bagdad zur Zeit des Chalifen Muḳtadī (467—487 = 1075—1094) wieder zu Kräften kam, gab der Tod Niẓām ulmulk's und Melikschah's das Signal zur innern Entzweiung der Familie Seldschuk's, die insbesondere während des Chalifats des Mustaẓhir (487—512 = 1094—1118) viele Kriege und das Auseinanderfallen des Seldschukenreiches in eine Anzahl von Kleinstaaten zur Folge hatte. Damit traf zusammen, daß durch einen schlauen und gewissenlosen Perser, Ḥasan ibn Ṣabāḥ, die Sekte der Ismaeliten von neuem in Aufnahme gebracht

wurde, und zwar in der bösartigsten Gestalt, die sie anzunehmen im Stande war. Ueberall, von Persien bis nach Syrien, dehnte sich die Propaganda aus, und nachdem Hasan ibn Ṣabbāḥ sich in der Felsenburg Alamut in der Gegend von Ḳazwīn am Südrande des Kaspischen Meeres festgesetzt hatte (483 = 1090), wurden die Emissare, die er nach allen Seiten ausschickte, und unter deren Dolchen eine große Zahl der hervorragendsten Männer fiel, der Schrecken der mohammedanischen Welt — Ḥaschīschīn nannte man die entsetzliche Mörderbande, welche durch den früher unbekannten Genuß des Ḥaschīsch zu tollkühner Ausführung jedes Befehls verleitet wurde, als Assassinen (s. das.) greifen sie vom Abendlande her auch in die Geschichte der Kreuzzüge ein.

Daß die letztern im Anfange überhaupt zu Erfolgen der abendländischen Waffen und sogar zur Eroberung von Jerusalem (492 = 1099) führten, ist auch nur durch die Zersplitterung der Seldschukenmacht erklärlich. Zumitten derselben gelang es nun allmählich den Chalifen, zu dem hergestellten Ansehen auch einige äußere Macht wiederzugewinnen: seit dem Ausbruche von Kriegen zwischen den seldschukischen Fürsten finden wir die Chalifen wieder als weltliche Regierer ihrer alten Hauptstadt, und Mustarschid (512—529 = 1118—1135) hatte es bereits so weit gebracht, daß er sich verschiedentlich an den fortwährenden Kriegen zwischen den unruigenden Kleinstaaten mit eigenen Truppen betheiligen konnte. Seinem Nachfolger Raschīd (529—530 = 1135—1136) bekam ein ähnlicher Versuch freilich übel: zur Flucht aus Bagdad gezwungen, wurde er auf Verlangen des Sultans Masʿūd durch die Ulema, die höheren Geistlichen, für abgesetzt erklärt, und das Chalifat auf el Muktafī li amrillah (530—555 = 1136—1160) übertragen. Diesem gelang es, allmählich seine Herrschaft über die Umgegend von Bagdad auszudehnen, sodaß schließlich das ganze Irak, wie eine Art Pontificium Muhammedis, dem Chalifen wieder gehorchte. Er, wie sein Nachfolger Mustanǧid (555—566 = 1160—1170), regierten ziemlich selbständig, der letztere hatte die Genugthuung, daß durch des damascenischen Türkensultans Nureddīn ibn Zengi kurdische Feldherren Schirkuh und dessen Neffen Ṣalāḥ eddīn (Saladdin), den Ejjubiden, die Fatimidenherrschaft in Aegypten thatsächlich beendet wurde, und Mustaḍī (566—575 = 1170—1180) konnte sich bald nach Antritt seiner Regierung der Nachricht erfreuen, daß der Gegenchalife in Kairo auch seiner geistlichen Würde von Saladdin entsetzt sei, das Chalifat der Alīden also aufgehört habe zu existiren (567—1171). Freilich war Mustaḍī' für die Erfolge seiner Regierung auch sonst auf andere angewiesen, und seine Wesire, von denen er sich abwechselnd beherrschen ließ, waren nicht der Art, daß sie die Bedeutung des kleinen Staates hätten steigern können: nicht der Chalife war das wirkliche Haupt des Islam, sondern Saladdin, der nach Nureddīn's Tode Syrien und Mesopotamien seinem Gebiete hinzufügte (570—571 = 1174—1176) und 583 (1187) Jerusalem den Christen wiederum entriß. Wie wenig der inzwischen zur Regierung gekommene Nāṣir (575—622 = 1180—1225) der eigentlichen Aufgaben des Chalifates gedachte, zeigte er deutlich in der Zeit der Bedrängniß, welche über die tapfern Bestreiter der Kreuzfahrer seit der Belagerung Akkon's (585—587 = 1188—1191) hereingebrochen war: er hatte schöne Worte, aber keine wirkliche Unterstützung für Saladdin, der ohne die thörichte Willkür des Richard Löwenherz in dieser schweren Zeit sicher unterlegen wäre. Nāṣir war überhaupt ein Mensch von kurzsichtigem Egoismus, der lediglich auf die Interessen seiner Schatzkammer und seines weltlichen Besitzes bedacht war; und keineswegs klug bedacht, denn in dem Bestreben, persische Grenzgebiete seinem unbedeutenden Staate anzufügen, verfeindete er sich mit dem mächtigen Mohammed ibn Takasch, Fürsten von Chārizm, der damals über das nördliche und östliche Persien gebot, und um gegen diesen aufzukommen, bestärkte er selbst den Mongolen Dschingischan in der Absicht, den Oxus zu überschreiten. So beschleunigte er die Katastrophe, die früher oder später allerdings doch über das unglückliche Vorderasien kommen mußte; im Jahre 616 (1219) brachen die Horden Dschingischan's über das Reich des Chārizmschah herein, und wenn sie auch für diesmal an Bagdad vorbei über den Kaukasus nach Rußland stürmten, so hatten sie doch den Weg nach Vorderasien gefunden. Der einzige, der mit seinem nach jeder Niederlage wieder erwachenden Muthe diese neue Gefahr hätte beschwören können, war nicht mehr: kurz nach dem mit den Christen geschlossenen Frieden war Saladdin 589 (1193) gestorben, und seitdem vergeudeten seine nächsten Verwandten ihre Kraft in fast ununterbrochenen Feindseligkeiten gegeneinander; während dessen erschienen, wie zur Warnung, wiederholt die Mongolenschwärme an der Grenze und selbst innerhalb des Gebietes des Chalifen — aber das Geschlecht der Abbasiden war kraftlos und indolent geworden, und der nach Ẓāhir (622—623 = 1225—1226) und Mustanṣir (623—640 = 1226—1242) als letzter den wankenden Thron bestieg, Mustaʿṣim, war als Regent völlig unbrauchbar, eine willenlose Beute der Intriguen seiner Wesire. Sei es absichtlich, sei es wider Willen, sie beschleunigten noch das Anrücken der neuen Mongolenscharen, die unter Hulagu 653 (1255) über den Oxus gen Westen zogen; der Chalife fand weder den Entschluß, sich der Gnade des übermächtigen Barbaren rechtzeitig zu empfehlen, noch mit wirklichem Ernst die fünfhundertjährige Residenz seines Stammes zu vertheidigen: so ergab er sich nach matter und unvollständiger Gegenwehr im J. 656 (1258) und starb in demselben Jahre von Henkershand. Die Rettung des Islams gelang nicht dem berufenen Oberhaupte der Religion, sondern dem Mamlukensultan Beibars, der sich inzwischen an die Stelle der heruntergekommenen Ejjubiden gesetzt hatte, und nun auch das Todtengräberamt für das Chalifat übernahm, indem er, um seine weltliche Macht durch das Ansehen geistlicher Autorität zu stärken, einen aus Bagdad entkommenen Abbasidenprinzen im J. 659 (1261) als Chalifen unter dem Namen Mustanṣir in Kairo einziehen ließ. Dessen Nachkommen haben das Amt geistlicher Thürsteher bei der Regierung in Kairo

fortgeführt, solange die Mamlukenherrschaft währte (das Verzeichniß ihrer Namen findet man in Weil's Geschichte der Chalifen, V, 441), andere als rein decorative Bedeutung haben sie nie gehabt. Den letzten, Mutawakkil III., führte Sultan Selim im J. 923 (1517) nach Konstantinopel, nachdem er auf das Chalifat zu Gunsten der Osmanen hatte verzichten müssen; wegen leichtsinnigen Lebenswandels ließ er ihn aber von dort 926 (1520) auf eine Festung bringen. Sultan Soliman erlaubte ihm 929 (1522—1523) nach Kairo zurückzukehren, wo er von Ahmed Pascha bei dessen Empörung (929) nochmals als geistliche Autorität hervorgezogen wurde. Nachher hört man nichts von ihm, als daß er 945 (1538) gestorben ist. Seitdem gebührt die Würde des Chalifen, des geistlichen Oberhauptes, für alle Sunniten dem Sultan in Stambul, der in dieser Eigenschaft vom Scheich-ul-Islam berathen wird.

Neben den Abbasiden haben noch einige andere Dynastien den Chalifentitel für sich in Anspruch genommen: die Omajjaden von Cordova im J. 317 (929) und die Fatimiden durch Obeidallah in Raḳḳâda 297 (910). Ueber die ersteren s. die Art. Omajjaden und Geschichte Spaniens; hier genügt es anzugeben, daß das Omajjadenchalifat dort im J. 422 (1031) erlosch, obwol von den Theilfürsten, welchen die Regierung der spanischen Provinzen später anheimfiel, noch mehrere den Chalifentitel annahmen, sodaß es z. B. im J. 440 = 1047 vier Chalifen zu gleicher Zeit in Spanien gab; auch die Almoraviden und Almohaden ließen sich, ebenso wie später die Scherife von Marokko, als Beherrscher der Gläubigen bezeichnen. Das Chalifat der Fatimiden (s. das.) tritt, wie bereits angedeutet, als alidisches Gegenchalifat den Abbasiden feindlich gegenüber, ist aber schließlich trotz der schiitischen Tendenzen seiner Vertreter als eine dem wirklichen Chalifate adäquate Erscheinung kaum aufzufassen, so sehr die Fatimiden bestrebt waren, an den Ernst ihrer Prätensionen glauben zu machen. Es währte von 297—567 = 910—1171.

Aus der Literatur über die Geschichte der Chalifen führen wir folgende Werke allgemeinerer Tendenz an, auf welche sich größtentheils auch die Darstellung dieses Artikels stützt: G. Weil, Geschichte der Chalifen. Bd. 1—3 (Mannheim 1846—1851). Bd. 4. 5 (Stuttgart 1860—1862). — R. Dozy, Het Islamisme. (Haarlem 1863, 2. Aufl. 1882; französisch von Chauvin, Leyden 1879). — Alfred von Kremer, Geschichte der herrschenden Ideen des Islams (Leipzig 1868). — Derselbe, Culturgeschichte des Orients unter den Chalifen. 2 Bde. (Wien 1875—1877). — R. Dozy, Histoire des Musulmans d'Espagne. 4 Theile. (Leyden 1861, 2. Auflage 1881). — F. Wüstenfeld, Geschichte der Fatimiden Chalifen (Göttingen 1881). — Eine neue, auf die inzwischen erschienenen Publicationen von Texten arabischer Historiker gestützte Bearbeitung der Geschichte der orientalischen Chalifen ist trotz der Vortrefflichkeit von Weil's vielfach nicht nach Gebühr gewürdigtem großen Werke Bedürfniß, dem freilich frühestens nach Vollendung des gegenwärtig im Erscheinen begriffenen Textes von Tabari's Chronik würde abgeholfen werden können.*) *(A. Müller.)*

KHALÍL, richtiger el-Khalil oder Khalil-er-Raḥmân, ist der heutige Name der aus der biblischen Geschichte als zeitweilige Wohnstätte Abraham's, als Erbe Kaleb's und als anfängliche Residenz des Königs David bekannten südpalästinensischen Stadt Hebron. Das Wort Khalil bedeutet im Altarabischen Freund; el-Khalil, der Freund vorzugsweise, oder Khalil-er-Raḥmân, der Freund des Allerbarmers, aber wird Abraham genannt als der einzige Sterbliche, von dem bezeugt worden, daß Gott bei ihm freundschaftlich einkehrte und ihm sogar betreffs der Gerechtigkeit des über Sodom und Gomorrha verhängten Strafgerichtes Einwendungen gestattete. Daß aber eine Ortschaft nach einem Heiligen benannt wurde, auf dessen Namen in ihr ein berühmtes Gotteshaus bestand, sodaß ihre eigentliche Benennung ganz verloren ging, ist ein im frühen christlichen Mittelalter häufiges Vorkommniß; schon in vormohammedanischer Zeit ist St.-Abraham ebenso an die Stelle von Hebron getreten, wie z. B. im Osten von Jerusalem El'asarije, Eleasars-Ort, bei den Lateinern St.-Lazarus, an die Stelle von Bethanien. Allerdings hat auch das Patriarchenheiligthum immer als die große Merkwürdigkeit Hebrons gegolten. Nach der Genesis hatte Abraham von dem Gethiter Ephron daselbst eine Höhle „in Verdoppelung" (ascher b'machpela), d. h. durch die Felsgestaltung in einen vordern, äußern, und einen hintern, innern Raum geschieden, als Grabstätte angekauft, welche zunächst die Leiche der Sara, dann seine eigene und später diejenigen des Isaak und Jakob, der Rebekka und der Lea aufnahm. Daß die Stelle den Juden bekannt blieb, ist sehr zweifelhaft; nichts in der Bibel läßt auf einen so früh entwickelten Heiligen-Stättencultus schließen, und in den historischen Büchern des Alten Testaments wird der Patriarchengruft mit keiner Silbe gedacht. Ueberhaupt verlieren die biblischen Nachrichten Hebron schon bald nach der Davidischen Zeit völlig aus den Augen, und es ist nicht unmöglich, daß die gewöhnlich in die Zeit des Exils gesetzte idumäische Einwanderung schon früher begonnen und allmählich die Stammsitze Judas dem jüdischen nationalen Leben entfremdet habe. Jedenfalls taucht Hebron in nachexilischer Zeit als eine Stadt der Kinder Edom auf und wurde als solche von Judas Makkabäus erobert, um hinfort als nicht jüdisches, autonomes Gemeinwesen der Makkabäerherrschaft anzugehören. Mit Antipater kamen um 50 v. Chr. die feitherigen idumäischen Vasallenfürsten auf den Thron von Jerusalem, welches letztere unter Antipater's Sohne, Herodes dem Großen, die Hauptstadt des glänzendsten römischen Tributärstaates wurde. Es war eine Zeit unglaublichen Aufschwungs des Judenthums als Volks- und Religionsgenossenschaft. Stillschweigend war in ihm die phönizische Nationalität Syriens, Cyperns, Aegyptens, Kleinasiens u. s. w. aufge-

*) Während des Druckes dieses Artikels erschien noch W. Muir, Annals of the Early Caliphate from original sources (London 1883).

gangen, andere Stämme und Völker folgten dem Beispiele. Jede bedeutende Stadt des römischen Reiches hatte ihre jüdische Colonie, der sich zahlreiche Proselyten anschlossen. Die palästinensischen Juden waren nur ein kleiner Theil der Volksmassen, über welche Jerusalems Einfluß sich erstreckte. Von allen Seiten flossen dem religiös-nationalen Heiligthume der Stadt Gaben zu; nichts schien hinfort unerreichbar. Der jüdische Krieg machte der Herrlichkeit ein Ende; aber Palästina war in den Vordergrund der Interessen der Welthauptstadt getreten, und diesem Umstande verdanken wir die unschätzbaren Werke des Flav. Josephus, in welchen zuerst wieder Hebrons und der daselbst gezeigten Patriarchengruft gedacht wird, „von sehr schönem Marmor (dem Josephus ist der benachbarte Kalkstein der Gebirge Judas immer Marmor) prachtvoll aufgebaut". Es ist dies die erste Nachricht von dem seither so viel bepilgerten und so oft beschriebenen Bauwerke, und man geht wol nicht irre, wenn man dasselbe als ein Werk der Herodianischen Fürsten betrachtet, welche, dem durch die fremden jüdischen Pilger in Palästina eingeführten Gräbercultus Rechnung tragend, damit dem gemeinschaftlichen Stammvater der Juden und der Idumäer ihre Huldigung darbringen wollten. Die Stätte scheint, wie diejenige mehrerer anderer Heiligthümer jener frühen Zeit, durchaus willkürlich und kritiklos bestimmt, da sie in offenem Widerspruche mit dem Wortlaute der Genesis ist; dennoch erreichte der Erbauer seinen Zweck, da wenige Jahrzehnte nach der Vollendung sogar ein gebildeter Mann wie Josephus an der Authenticität nicht mehr zweifelte. Im J. 333 sah der Pilger von Bordeaux das Denkmal noch in seiner ursprünglichen Gestalt als rings geschlossenes Temenos; im J. 600 fand Justinus Martyr es zugänglich und darin eine Basilika — wie sich von selbst versteht, den Abraham, dem κύριος τῶν προπατόρων der morgenländischen Kirche, gewidmet. Wie aber die Juden und die Idumäer, so behaupten auch die Araber von Abraham abzustammen; nach der islamitischen Eroberung Palästinas konnte darum das Heiligthum um so weniger in christlichen Händen bleiben, als der Koran dem „Ibrahim" eine besonders hervorragende Stellung unter den Propheten Gottes anweist. Die Kirche wurde also in eine Moschee verwandelt und blieb als solche den nicht mohammedanischen Pilgern verschlossen, bis nach 300 Jahren Hebron in den Besitz der Kreuzfahrer überging, welche das Gotteshaus seiner frühern Bestimmung zurückgaben, zugleich aber die alte Mauer des Temenos mit in das Befestigungssystem einer daneben angelegten Burg zogen, welche als Kastell St.-Abraham ein Lehen der Krone Jerusalem bildete. Im J. 1167 wurde die Abrahamskirche ein Bischofsitz; aber schon 20 Jahre später eroberte Saladin die Stadt Hebron und gab das Heiligthum dem Islam zurück, der es seitdem fast 700 Jahre lang in ungestörtem Besitze erhalten.

Das Innere des sogenannten Haräm, der Patriarchengruft, zum ersten mal im J. 1862 vom Prinzen von Wales und später wiederholt von europäischen Gelehrten und Reisenden besucht, bietet nichts, das die hochgespannten Erwartungen des Forschers befriedigen könnte; es ist ein Moscheenbau in althergebrachten Formen mit den reichgeschmückten Kenotaphien der Patriarchen. Nur findet sich im Estrich der Moschee eine runde Oeffnung von ungefähr 33 Cmtr. Durchmesser, welche mit einem noch zu untersuchenden unterirdischen Raume communicirt, nach Behauptung der Moscheenhüter, der wirklichen Grabhöhle, wahrscheinlicher aber der Krypte der alten byzantinischen Basilika.

Der heutige Ort el Khalil bildet ein Kaja des als Mutesarriflik direct der Pforte unterstehenden Sandschaks von Jerusalem und zählt angeblich 10,000, wahrscheinlich aber erheblich weniger Einwohner, mohammedanische Araber und Juden. Christen leben in Hebron nicht. Eine Stadtmauer ist nicht vorhanden, auch keine Spur einer frühern solchen bemerkbar. Die Wohnungen, nach palästinensischer Sitte in Würfelform aus Quaderstein aufgeführt, sondern sich in vier durch Felder und Anger getrennte Gruppen, aus deren größter das Harâm hervorragt. Unterhalb dieser letztern sieht man auf einen alten ausgemauerten Teich, wahrscheinlich denselben, dessen die Bücher Samuelis als die Stätte erwähnen, wo David die Mörder Isboseth's aufknüpfen ließ. Die Juden der Stadt sind ungefähr 250 Familien, darunter 41 Rajah der Pforte; sie leben ärmlich, lediglich vom Ertrage der Sammlungen, welche unter mildthätigen Glaubensgenossen in andern Ländern gemacht werden. Die Mohammedaner sind die ausschließlichen Grundeigenthümer des Orts; sie beschäftigen sich mit Wein-, Feld- und Gartenbau, mit Woll- und Baumwollweberei, sowie mit der Fabrikation von ledernen Wasserschläuchen. Die früher bedeutende Fabrikation von Seife sowie von ordinärer Glaswaare ist in neuerer Zeit quantitativ und qualitativ zurückgegangen. Die Umgegend Hebrons ist ebenso fruchtbar und quellenreich wie wohl angebaut. Besondere Erwähnung verdienen die ausgedehnten Weingärten, deren Frucht allerdings aus religiösem Vorurtheil dem Erzeuger der Weinbereitung nicht zugute kommt, demselben aber dennoch, zu Traubenhonig, Dibs, eingekocht oder zu Rosinen getrocknet, einträgliche Handelsartikel liefert.

Drei Kilom. nordwestlich von der Stadt wird die berühmte Abrahamseiche, balutat-Sibteh oder Sindian, gezeigt. Dieselbe ist neuerdings von der russischen Kirche erworben und zu einer Wallfahrtstätte gemacht worden.

(G. Rosen.)

KHÂMBÂ, ein den Lepcha (Leptscha) zugewanderter Volksstamm, der die Sprache der letztern angenommen hat. Vgl. Journal of the Royal As. Soc. of Bengal, 1840, S. 379 fg. *(G. v. d. Gabelentz.)*

KHAMSE (spr. Chamsse), die Zahl fünf im Arabischen. Als der persische Dichter Nizâmi (gest. 606 oder 602 H. = 1209/10 oder 1205/6 n. Chr.; s. das.) unter dem Titel panǧ ganǧ „die fünf Schätze" ein aus fünf umfangreichen romantischen Gedichten bestehendes Werk veröffentlicht hatte, wurde dasselbe bald unter dem Namen Chamse-i-Nizâmî „Fünfer des N." bekannt (s. Sprenger, Cat. of the Libr. of the King of Oudh p. 519), und danach nennt man ein Chamse jede ähnliche Sammlung von fünf Gedichten

wie deren in Nachahmung der persischen Literatur eine ganze Anzahl erschienen. Man sehe über diese von Hammer's Geschichte der schönen Redekünste Persiens S. 86; Hâǵǵî Chalfa ed. Flügel III. S. 174 Nr. 4795 fg.: die berühmtesten sind die des Gâmî (gest. 898 = 1492/3; s. d. Art. Dschamî), die letzten fünf Stücke seines Heft Aurang umfassend (Sprenger a. a. O. S. 449 fg.), und des Emîr Chosrau von Dihlî (gest. 725 = 1325, s. Sprenger S. 448 fg.; 465 fg.). Auch Hâtifî (gest. 927 = 1521) wollte eine Chamse verfassen, doch vollendete er von den beabsichtigten fünf Gedichten nur vier: Leila und Medschnûn, Timur nâmeh, Schîrîn und Chosrau, Heft manzar („Sieben Ansichten"): s. Sprenger S. 421 fg. (wonach das bei Hammer S. 355 und oben im Art. Hâtifî Gesagte zu berichtigen ist). (*A. Müller.*)

KHAMTI, KAMPTI, kleiner Volksstamm in Assam und Nord-Barma. Die Sprache gehört zur Thai- oder siamesischen Familie des indochinesischen Stammes, scheint sich aber in vielen Punkten von ihren besser bekannten Verwandten, dem Thai und dem Shan, erheblich zu entfernen. Vgl. R. Brown im Journal of the R. Asiat. Soc. of Bengal 1837): W. Robinson, A Descriptive Account of Assam (Calcutta 1841, 8); ferner im genannten Journal: 1849 S. 372 fg.; 1850 S. 341 fg.; Specimens of Languages of India (Calcutta 1874, Fol. S. 168 fg.). (*G. v. d. Gabelentz.*)

KHAN ist ein mittelasiatischer Herrschertitel unbekannten Ursprungs mit der Bedeutung Gebieter, welcher sich unter den turko-tatarischen und mongolischen, sowie den uralo-finnischen Völkern schon vor dem Eintritt derselben in die Geschichte eingebürgert hatte. Die Avaren, die Bulgaren, die Chazaren, finnische Völkerschaften, welche im 6. und den folgenden Jahrhunderten unserer Zeitrechnung dem römischen Reiche zu schaffen machten, besaßen ebenso wie die demselben Stamme angehörigen, erst später bekannt gewordenen Kirghisen bereits ihre Khâne. Wenn aber der Khântitel bei dem im 10. Jahrhundert nach Europa gedrungenen, gleichfalls uralo-finnischen Volke der Magyaren nicht vorkommt, so darf man wol schließen, daß derselbe auch bei den stammverwandten Völkern nicht national gewesen, sondern ihnen durch den Einfluß tatarischer Nachbarn zugekommen ist. Aus der ursprünglichen Bedeutung erklärt sich ein doppelter Gebrauch des Wortes Khân; während nämlich dasselbe in der Türkei den Gebieter vorzugsweise, d. h. ausschließlich den Sultan, bezeichnet, ist es unter den schîitischen Tataren und Persern allgemein für einen Mann von Rang, einen hohen Staatsdiener, Grundbesitzer u. dgl. m. in Gebrauch und entspricht da also dem Beg der Osmanen. Daß übrigens diesen letztern die weitere Begriffsauffassung nicht immer fremd gewesen, läßt sich aus der Anwendung eines Femininums schließen, welches im Türkischen, wie von Beg Begum, von Khân gebildet wird, nämlich Khanum, gesprochen Hanum, die Khanin, in der Türkei allgemein für eine t. Hausfrau als Herrin in Gebrauch. Der Titel Khân wird dem eigenen Namen des Inhabers angehängt und bildet mit demselben gleichsam ein Compositum, welches die Flexionssilben einfach am Ende anfügt, z. B. Ahmed Khân, Genitiv Ahmed-khânun. Wo aber mit dem Namen des Suttans derjenige seines Vaters genannt wird, wie in den Legenden der Münzen, da wird vielleicht der Raumersparniß wegen der Titel nur einmal gesetzt. Also Abdulmedschîd Ibn-Mahmud-Khân, was Abdulm. Khân, der Sohn Mahmud's (nicht Abd. der Sohn Mahmud-Khans zu übersetzen ist, indem der Vatersname mit in das Namencomcpositum des regierenden Herrschers hineingenommen wird. Wie demnach das Wort Khân der unmittelbaren, kleinen Titulatur der Sultane angehört, so darf es in der erweiterten Form Khakan auch in der großen Titulatur nicht fehlen. Was diese Form anbetrifft, so ist sie wiederum ihrem Ursprunge und ihrem etymologischen Zusammenhange nach unklar. Indessen bei dem großen Einflusse, den die iranischen Eroberungen von jeher auf die Bewohner der turanischen Steppen ausgeübt, kann man nicht umhin, in ihr eine Nachbildung des Xaqavia Xaqaviaqvm der persepolitanischen Inschriften, des *pater patratur* der Diadochenzeit und des Makan Malka der Sassaniden zu sehen und sie demnach als Khan der Khâne zu deuten, wie sie auch von der türkischen Staatskanzlei in den Curialien des Sultans dem neupersischen Schahinschah, Schah der Schahs, gleichwerthig gegenübergestellt wird. Schon der gelehrte Kaiser Konstantin VII. Porphyrogenitus in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts kennt den Titel Khakan (*ὁ περσικὸς βασιλεὺς* Ausgabe de administr. Imp. Cap. 38 und sonst) bei mehr finnischen Völkern. Zwei Jahrhunderte später gründete Tschingis-Khân das mongolisch-tatarische Riesenreich, durch welches die Titel Khân und Khakan dem ganzen Orient so geläufig wurden, daß jedem alle auf mongolischen oder osttürkischen Ursprung Anspruch machenden Dynasten sie geführt haben. Dahin gehören die Dschingisiden und die Timuriden in Turkestan, Kasan, Astrachan, der Krim, Sibirien, Afghanistan, Persien u. s. w. Die nächsten Nachkommen Dschingis-Khân's in Persien nannten sich als Häupter des Hauses Il-Khane, d. i. Großkhane, auch hier sich den alten Iraniern anschließend, bei denen neben dem vorerwähnten Titel Königskönig der von den Griechen mit *μέγας βασιλεύς* wiedergegebene Xâjathija waxraka bestand. Bei den tukunidisch- und seldschukisch-türkischen Dynastien findet sich der Titel Khân nicht, was sich aus ihrem Ursprunge als Leibwache der Khalifen erklärt. Daß die von den später ausgewanderten Oghusen abstammenden Osmanen sich noch heutigentags seiner bedienen, haben wir bereits erwähnt.

Die Herrschaft eines Khân wird in den europäischen Sprachen Khânat genannt mit einer unserm Comitatus, Principatus, Banatus nachgebildeten Form, welchem die orientalische Unterlage fehlt. Ein besonders häufig genanntes Khânat war dasjenige der Krim, welches Ende des 18. Jahrhunderts unter der Kaiserin Katharina II. erobert und Rußland einverleibt wurde. (*G. Rosen.*)

Khânat der Goldenen Horde, s. unter Mongolen.

KHARÂDSCH, ein aus dem Arabischen in die übrigen islamitischen Sprachen übergegangenes Wort, be-

deutet im allgemeinen eine Abgabe, dann aber im besondern diejenige Abgabe, welche der nicht mohammedanische Unterthan gleichsam als Schutzgebühr an den mohammedanischen Staat zu entrichten hat. Diese Abgabe hat in den religiösen Satzungen des Islam ihren Ursprung. Der Koran gebietet die Verbreitung des Glaubens mit dem Schwert und Tödtung der denselben Zurückweisenden, falls sie sich nicht loskaufen. Die islamitische Lehre zerlegt demzufolge die Welt in zwei Theile, Dar el Islâm, das Haus (Heim) des Islam, und Dar el Harb, das Haus des Krieges, und erkennt den Dschihâd, den heiligen Krieg, d. i. den Krieg der Mohammedaner wider die Andersgläubigen, als eine der vornehmsten Religionspflichten an. Wer nun als Nichtmohammedaner seinem Glauben treu bleiben und doch als Besiegter nicht Leben und Freiheit verwirken will, der hat sich zur Zahlung einer Loskaufssumme zu verpflichten, welche als Kharadsch oder Dschisiéh zu einer persönlichen Jahresabgabe gestaltet wurde, aber dem sie Entrichtenden den Schutz der islamitischen Gesetze sicherte. Der Kharâdsch ist demnach eine rein persönliche Abgabe, weshalb er auch gegenüber dem ebenso benannten Tribute christlicher Staaten an die Pforte Kharadsch-i-rá's, Kopf-Kharadsch, genannt wird. Als die osmanische Monarchie im 14. und 15. Jahrhundert sich rasch über volkreiche christliche Länder ausdehnte, hatte sich betreffs der Besteuerung der Nichtmohammedaner längst eine Norm gebildet, welcher die Pforte sich wahr scheinlich einfach anschloß. Danach wurden die Kharâdschpflichtigen in drei Klassen getheilt, nämlich die Reichen (Ashabi-Mâl), die Wohlhabenden (Mutewassiti Thale) und die Armen (Fukara-Mu'tamele), welche je ihre besondere Steuerstufe hatten. Diejenige der Reichen hieß Á'la, die hohe, und erforderte vier kahiriner Kettenzechinen, 11 schweren türkischen Silberpiastern entsprechend; die der Wohlhabenden hieß owsat, die mittlere, und erforderte zwei derartige Zechinen, 5½ Silberpiastern entsprechend, endlich die der Armen hieß edna, die niedere, und erforderte nur 1 Zechine, 2 Piastern und 80 Para entsprechend. Zahlungspflichtig waren nur die Unterthanen männlichen Geschlechts vom Eintritt der Pubertät bis an den Tod, mit Ausnahme der Mönche, Bettler und überhaupt auf die öffentliche Mildthätigkeit Hingewiesenen. Da das allgemein übliche Zahlungsmittel nicht das einmal als feststehende Norm geltende ägyptische Gold, sondern das türkische Silbergeld war, dieses aber im Laufe der Jahrhunderte große Verschlechterungen erfuhr, so wurde eine wiederholte Erhöhung des Piaster-Nennwerthes der Abgabe nöthig, ohne daß der ursprüngliche Betrag dadurch vermehrt, oder vielleicht auch nur erreicht worden wäre. Im J. 1803 zahlte die höchste Stufe 12, die mittlere 6 und die niedere 3 Piaster. Die letzte Regulirung fand im J. 1834 unter dem christen-freundlichen Sultan Mahmud II. statt, welcher, obwol nach der Norm die höchste Stufe den Werth von 48 Drachmen reinen Silbers und die zweite sowie die dritte Stufe im Verhältniß weniger zu zahlen gehabt hätte, was nach dem damaligen Münzwerthe mehr als 100, als 50 und 25 Piaster betragen haben würde, aus besonderm Wohlwollen den Betrag auf 60, 30 und 15 Piaster (d. h. 10 Mark, 5 Mark und 2½ Mark) festsetzte. Wie man sieht, war die Steuer weder sehr einträglich für den Staat — man rechnete das Jahresergebniß zu 40 Millionen Piaster, d. h. ungefähr 6,700,000 Mark, einzuzahlen von 1,600,000 Individuen aus einer Gesammtbevölkerung von 9,000,000 Rajah-Unterthanen der Pforte —, noch dem Abgabebetrage nach schwer erschwinglich für die Pflichtigen. Da diese letztern dafür von dem auf der muselmanischen Bevölkerung so schwer lastenden Militärdienste befreit waren, so hätten sie wol Ursache gehabt, in dieser Beziehung mit ihrer staatsrechtlichen Stellung zufrieden zu sein. Gleichwol blieb die Steuer immer im höchsten Grade unpopulär, was sich, abgesehen von der ihrer Einsetzung zu Grunde liegenden Idee, aus dem Umstande erklärt, daß durch sie die sich im Verkehr immer mehr verwischende persönliche Superiorität des Türken über den Rajah lebendig erhalten wurde. Den mit dem Einsammeln der Steuer beauftragten Unterbeamten, den Kharadschtschis, meistens rohen, aber um so hochmüthiger auf die Rajah herabsehenden Anatoliern, mußten wegen der auf seiten der Rajah sich äußernden Defraudationssucht weitgehende Befugnisse gegen die Pflichtigen eingeräumt werden, welche häufig gemisbraucht wurden und schon an und für sich dem gebildeten und wohlhabenden Christen und Juden höchst widerwärtig waren. Schon die Untersuchung, ob ein junger Bursche steuerpflichtig sei, durch Abmessen des Halsumfanges gegen die Kopfhöhe erregte Abscheu; sodann entstand oft Streit über die Steuerstufe, und endlich hatte der Zahler die ihm ausgestellte Quittung (Kharadsch-tekereti) beständig bei sich zu tragen, weil sie ihm jeden Augenblick abverlangt werden konnte, und er in ihrer Ermangelung arretirt und selbst, wenn er sie nachträglich produciren konnte, zu Geldstrafen verurtheilt wurde. Allerdings bestand in dem Kharadschtschi Baschy eine Behörde, welche eingetretene Streitigkeiten ex aequo et bono zu schlichten beauftragt war. Aber die Uebelstände waren zu sehr eingewurzelt, als daß ihre Ausmerzung hätte leicht bewerkstelligt werden können. Wegen all dieser Gründe betrachteten während des Krimkrieges die mit der Pforte verbündeten Mächte den Kharadsch als ein Haupthinderniß der von ihnen gewünschten Regenerirung der Türkei durch Verschmelzung aller ihrer Völker in eine osmanische Gesammtnationalität, und wurde demnach seine Beseitigung in immer dringenderer Weise gefordert, bis die Pforte, welche in der Erhebung der Abgabe eine religiöse Pflicht sah und ihren Rajah nicht in den Augen ihrer mohammedanischen Unterthanen das Anrecht auf den Schutz der Staatsgesetze entziehen wollte, nach langem Widerstreben durch großherrliche Verordnung (Irâdeh) vom 10. Mai 1855 die Abschaffung aussprach und dieselbe nachher durch den Hatti-Humajun vom Februar 1856 bestätigte.

Wie bereits bemerkt worden, gibt es in der Türkei noch einen zweiten Kharadsch, welcher diesen seinen Namen einer gewissen Analogie mit dem eben besprochenen verdankt, d. i. der von christlichen Nachbarstaaten an die Pforte gezahlte Tribut, welcher dem Zahlenden den

Schutz der Pforte sichert. Dies Schutzgeld entrichteten vordem die Republik Ragusa und bis zum Jahr 1878 Rumänien als vereinigtes moldavo-walachisches Fürstenthum, sowie Serbien. In diesen Ländern bestand keine persönliche Verpflichtung des Einzelnen gegen den mohammedanischen Staat, sondern ihr Regent, Hospodar oder Fürst hatte aus den ihm zufließenden Steuerbeträgen den Kharadsch zu leisten. (*G. Rosen.*)

KHÂRESM, geschrieben Chowaresm und wahrscheinlich früher auch so ausgesprochen, während jetzt die Vocale der beiden ersten Silben sammt dem sie trennenden w zu einem gedehnten dumpfen a zusammengezogen werden, ist der alte Name des am untern Amustrome oder Dschihûn, hauptsächlich aber auf dem linken Ufer desselben belegenen Landes, welches gegenwärtig als Khanat von Khiwa (s. d.) bekannt ist. Die ethnographische Bezeichnung nach den Einwohnern als *Χορασμιοι* findet sich schon bei Herodot (III. 93), welcher dies Volk zwischen die Parther und Sogder verlegt; die von ihm gebrauchte Form des Namens ist für das gesammte classische Alterthum maßgebend geblieben, obwol das Völkerverzeichniß der persepolitanischen Keilinschriften schon die Form Kâraxmiah aufführt. Strabo betrachtet sie als einen Stamm des Massagetenvolkes; keinenfalls gehörten sie zu den Iraniern, doch dürfen wir annehmen, daß sie, wie ihre Nachbarn, die Sogder, Sogdianer, wenn auch in geringerm Maße, die persische Civilisation sich aneigneten. So häufig aber bei den Schriftstellern des Alterthums die Erwähnung des Volkes und des Landes, so wenig erfahren wir von seinen Schicksalen. Wahrscheinlich stand es, wie zu dem Reiche des Darius, so zu demjenigen der Parther und der Sassaniden in einem losen Abhängigkeitsverhältniß. Von den Arabern wurde es im J. 709 unter Koteiba Ibn Muslim erobert und scheint alsbald den Islam angenommen zu haben. Wichtigkeit erlangte es erst, als der natürliche Reichthum der benachbarten Nordprovinzen des Khalifats, zusammen mit der anfangs friedlichen Einwanderung der aus den centralasiatischen Steppen stammenden Türken, welche als Leibwachen der Khalifen die höchste Gewalt an sich rissen, den Schwerpunkt des Reiches in die Nähe seiner Grenzen verlegte. Tontasch, ein Statthalter der Ghasnewiden, machte sich in dem Lande unabhängig und gründete eine Dynastie, aus welcher um 1041 Anuschtegin hervorging. Derselbe mußte die Oberhoheit des Seldschukiden Toghrul Beg anerkennen, und auch sein Sohn Kuth-ed-Din Mohammed regierte als Vasall der Seldschuken-Dynastie, welche damals unter Melekschah, dem gewaltigen Sohne Toghrul's, den größten Glanz entfaltete. Mohammed's Sohn Atsyz dagegen suchte, die Zwistigkeiten unter den Söhnen Melekschah's benutzend, das Joch abzuschütteln und wurde dafür von Sandschar, dem Sultan Khorassans, mit Krieg überzogen. Es gelang dem letztern, die Hauptstadt Kharesms, Kurgendsch (später Urgendsch), einzunehmen und Atsyz zu verjagen; kaum aber hatte er das Land wieder verlassen, als auch Atsyz wieder erschien und den von Sandschar zurückgelassenen Statthalter zu schleuniger Flucht nöthigte. Um sich aber gegen den Beherrscher eines so mächtigen Reiches wie Khorassan zu behaupten, that Atsyz nunmehr einen folgenschweren Schritt, indem er die heidnischen Oststürken von Kara-Khatai zu einem Einfall in das transoxanische Gebiet Sandschar's bewog (1153). Sandschar, welcher sich den wilden Horden entgegenstellte, wurde geschlagen und erlitt eine solche Einbuße an Macht, daß Atsyz mit seinen Kharesmiern sengend und brennend Khorassan durchziehen und ungestraft reiche Beute in sein Land zurückbringen konnte. Nach 60jähriger Regierung hinterließ Atsyz das Reich seinem Sohne Arslan Schah. Derselbe eroberte im J. 1156 seinerseits Khorassan, starb aber schon 1172, als er eben sich anschickte, die ehemaligen Bundesgenossen seines Vaters, welche über den Amu gedrungen waren und ihm unbequem zu werden anfingen, zurückzuweisen. Es trat nun eine kurze Periode von Schwäche ein, indem Arslan's Söhne, Ala-ed-Din Takasch und Sultan Schah Mahmûd, ersterer wiederum mit osttürkischen Hülfstruppen, sich wegen der Herrschaft stritten. Als aber Mahmûd im J. 1193 starb, vereinigte Takasch, ein einäugiger Mann, wieder die Gesammtmacht des Hauses in seiner Hand, und benutzte sie zur Eroberung des iranischen Seldschukenreiches mit der Hauptstadt Hamadan. Der Name Kharesm-Schah, welchen die Nachkommen Anuschtegin's führten, wurde durch ihn zu einem der am meisten gefürchteten im ganzen Islam. Sein Sohn, Mohammed Ala-ed-Din, welcher ihm im J. 1200 folgte, züchtigte die Türken von Khatai, unterwarf die Gebiete der Ghasnewiden und Ghauriden und konnte nunmehr daran denken, eine ähnliche Stellung wie die früheren seldschukidischen Großsultane zu gewinnen. Er eroberte Aserbeidschan und Kurdistan, und da der Khalif Nassir in Bagdad sich zu ihm feindselig stellte, so ernannte er in den Aliden Ala-ed-Din Termedi einen Gegen-Khalifen, der auch in Khorassan, den transoxanischen Ländern Kharesm u. s. w. anerkannt wurde. Inzwischen hatte die Bewegung, welche sein Großvater Atsyz den osttürkischen Stämmen gegeben, auch die Mongolen ergriffen, welche, unter Dschinghis-Khan vereinigt, gegen Westen vorrückten, bis sie Grenznachbarn des Kharesm-Schah wurden. Die beiden mächtigen Herrscher traten miteinander in Verkehr, wechselten Gesandtschaften und schlossen Freundschaftsverträge; als aber Ala-ed-Din mongolische Unterthanen, welche kraft jener Verträge in seinen Gebieten verkehrten, da er sie für Kundschafter hielt, umbringen ließ, so brach Dschinghis-Khan in Mawerannahr ein, schlug allen Widerstand nieder und verfolgte den Schah, welcher die Flucht ergriffen hatte, mit solchem Ungestüm, daß er sich nur mit Mühe auf eine Insel des Kaspischen Meeres rettete. Die rohen Horden setzten ihren Siegeszug in den Culturländern des Islam fort und wütheten furchtbar in Khorassan, Tibal, Masenderan und Persien. Auch Kharesm und seine Hauptstadt Urgendsch fiel in ihre Hand und wurde grausam verheert. Ala-ed-Din, der ehemalige Beherrscher eines Reiches, welches vom Kaspischen und Hyrcanischen Meere bis nach Indien gereicht hatte, starb im J. 1220 als armer Flüchtling zu Gasna, woselbst sein Sohn, Dschelal-ed-Din Mankberni, welcher dort in

seinem Namen regierte, ihm Aufnahme gewährt hatte. Ein um jene Zeit auch vor Gas'na erscheinendes Mongolenheer wurde zwar von dem neuen Schah, Mankberni, geschlagen; gleichwol fand derselbe es gerathen, sich vorläufig nach Indien zurückzuziehen, um einen nachhaltigern Widerstand gegen die Mongolen vorzubereiten. Nach fünfjähriger Abwesenheit in Indien kehrte er nach Südpersien zurück, wo inzwischen sein Bruder Ghajath-ed-Din sich gegen die Mongolen behauptet hatte. Ueberhaupt schien die Kriegswuth der letztern nachgelassen zu haben, und so konnte Mankberni sich dem Glauben hingeben, daß es ihm gelingen werde, die Idee seines Hauses, die islamitischen Länder Asiens unter den Kharesm Schahen zu vereinigen, zur Ausführung zu bringen. Er besiegte seinen Bruder, zwang Persien, Kurdistan und Aserbeidschan, ihm zu huldigen, und eroberte sodann den östlichen Theil von Armenien und Georgien, welche Länder dem seldschukidischen Sultan von Iconium (gehörten (1227). Zwei Jahre später erschien er wieder in Armenien und erstürmte das feste Akhlât, wo seine Truppen nicht weniger barbarisch hausten als die Mongolen selber. Nun eilten aber der Ejjubiten-Sultan Eschref und derjenige von Iconium Keikobad mit ihren Heeren herbei, und Mankberni erlitt bei Akhlât eine furchtbare Niederlage, von der er sich nicht mehr erholte. Zu seinem Unglück rückten auch die Mongolen wieder vor; nur mit Mühe entzog er sich der Gefangenschaft, wurde aber auf der Flucht (Juli 1231) von räuberischen Kurden in den Gebirgen von Miafarekein erschlagen. Mit ihm verlor der Islam seine kräftigste Stütze, den Mann, der allein den Mongolen Achtung einzuflößen verstanden hatte. Zugleich erlosch das Geschlecht der Kharesm-Schahe und damit sank sein Heimatland in das frühere Dunkel zurück. Schon längst hatte eine türkische Einwanderung daselbst stattgefunden; im 16. Jahrhundert aber erlag es vollständig, wie Mawerannahr und Ferghana, der großen Uſ'beken-Invasion, welche eine solche Veränderung hervorbrachte, daß sogar der Name Kharesm nur noch in der Titulatur der neuen Herrscher, der Khane von Khiwa, fortlebt. (*G. Rosen.*)

Khat, ſ. Celastrus.

KHATTI-SCHERIF, in der nachlässigen türkischen Aussprache Hattischerif oder Hattscherif, eine bei den Türken vollkommen eingebürgerte persische Zusammenstellung zweier arabischer Wörter, nämlich Khatt, die Linie, der Strich, und scherif, edel, von Mohammed abstammend, bedeutet zunächst einen vom Sultan als demjenigen Sterblichen, welchem vorzugsweise das ehrende Beiwort scherif, gebührt, eigenhändig ausgeführten Schriftzug, dann aber auch ein Document, welches durch solchen beglaubigenden Schriftzug Gesetzeskraft erhält. Das Beiwort scherif, edel, soll keine Eigenschaft des Khatt, der Schrift, ausdrücken, sondern bezieht sich lediglich auf ihren Urheber und steht demnach auf Einer Linie mit den in den europäischen Sprachen aus Titeln gebildeten Adjectiven, sodaß unser „Kaiserliche Unterschrift" etwas Aehnliches besagen würde. Wenn man aber nach europäischen Begriffen sich unter einer solchen Unterschrift den Namenszug des Sultans vorstellen wollte, da würde dies für die betreffenden türkischen Documente nicht zustimmen; an die Stelle der bekräftigenden Namensunterschrift tritt bei den Orientalen das aufgedruckte Siegel, und der Khatt enthält vielmehr einen kurz ausgedrückten Befehl wie: „So soll verfahren werden!"*) — Auch leidet die türkische Etikette nicht, diese Worte unter den Text zu setzen, sondern sie finden über demselben ihre Stelle, gleich unter dem wappenähnlich, groß ausgeführten, kunstvoll verschlungenen Namenszuge des Souveräns, welchen ein besonderer Würdenträger der Pforte, der Nischandschi, einträgt. Die hergebrachte Form eines derartigen Actenstückes ist also die folgende: In der Mitte einer der Kleinseiten eines sehr langen Papier-Rechteks findet sich eine Anzahl zu einem Dreieck gruppirter, in Gold, oder Roth, oder Schwarz ausgefüllter Kreise, den Buchstaben h des arabischen Alphabets (s) vorstellend, welcher arabisch hu (er) gelesen als Gott, Er vorzugsweise, zu denten ist. Dann folgt ein weiter freier Raum, dann die Tughra, der erwähnte große Namenszug des Sultans, darunter der Khatt, dann der Text, in welchen das Datum hineingezogen wird. Dann endlich, gesondert, die Ortsangabe. Khatti-Scherif nennt man allerdings auch die formlosen eigenhändigen Specialbefehle des Sultans; in der Regel aber sind größere Actenstücke wie die so eben beschriebenen, deren Abschrift den Archiven einzuverleiben, und unter diesen wieder besonders die wichtige, gesetzgeberische und politische Bestimmungen erlassenden darunter verstanden. Der Stil in diesen Documenten ist verschränkt und schwülstig, aber die Gedankenfolge klar und logisch. Nach einer philosophirenden Einleitung pflegt die Sache selbst angegeben und in das rechte Licht gestellt zu werden; dann heißt es mit Bezugnahme auf den über dem Texte befindlichen Khatt: „Da nun mein kaiserlicher Wille an Vorstehenden haftet, so ist, damit besagtermaßen verfahren werde, dieser mit meinem kaiserlichen und glückseligen Schriftzuge versehene, allgewaltige Befehl erflossen."

Dem Ausdrucke Khatti-Scherif identisch ist Khatti-Humajun; wie scherif den Sultan als die Nachkommenschaft Mohammed's in seiner Person zusammenfassend und vertretend, d. h. als den vornehmsten Erdenbewohner bezeichnet, so humajun als den, in dessen Augurium sich der Vogel Huma, der heilverkündende Phönix, befindet, d. h. als den glückkichsten Sterblichen.

Die berühmtesten Khatts sind der Khatti-Scherif von Gülhane vom J. 1839 und der Khatti-Humajun vom J. 1856. Durch jenen verfügte der Sultan Abdul-Medschid die vollkommene Sicherheit aller seiner Unterthanen, ohne Unterschied des Glaubens und der Abstammung, in Beziehung auf Ehre, Vermögen und Leben; er begab sich also implicite des Rechtes, über das Leben seiner Beamten — nur dieser; gegen Privatpersonen bestand ein

*) Auf Türkisch: boile idschra oluna. In den früheren Jahrhunderten lautete der Befehl an den Großwesir oft: Boile edessin, japmassan, baschyny keserim (so sollst du thun, wo nicht, schneide ich dir den Kopf ab).

solches Recht in der Türkei nie — ohne richterliches Erkenntniß nach Willkür zu verfügen, eines Rechtes, das alle seine Vorfahren ausgeübt angewandt hatten, und be schränkte das seitherige Vorrecht der Mohammedaner als der herrschenden Rasse auf die rein staatsrechtliche Sphäre. Der Khatti Humajun ging noch weiter und sprach die völlige bürgerliche Gleichstellung der Nichtmohammedaner mit den Mohammedanern aus. Der Khatti-Humajun wurde dem Instrument des Pariser Friedens vom J. 1856 als Annex beigegeben und somit unter die Gewähr des internationalen Rechts gestellt. (*G. Rosen.*)

KHEDIWE, eigentlich Khidiw*), Khedive, ein in der orientalischen Literatur nur äußerst selten vorkommendes und den türkischen Gelehrten in der Regel nur aus dem Wörterbuche bekanntes persisches Wort, bedeutet nach dem Ferhangi-Burhani-kati' einen Padischah, Kaiser, einen Vezier, einen Gebieter und großen Herrn, einen Phönix seiner Zeit. Das Richardson'sche Persisch arabisch-englische Lexikon, zu welchem außer dem genannten noch andere seltenere orientalische Wörterbücher benutzt worden sind, kennt neben der Form Khidiw auch die Khadiw und Khudiw und fügt zu den Bedeutungen noch Freund, wohlwollender, reicher Mann hinzu. Aus dem allen ergibt sich eine ziemlich vage Anwendung des Wortes. Die Ableitung ist dunkel; verwandt ist das Wort khidiwer mit den Bedeutungen Prinz und vornehmer Herr.

Es bedurfte eines besondern Umstandes, um das Wort khidiw in bestimmter Bedeutung weit und breit bekannt zu machen. Schon längst war die Ausnahmestellung Aegyptens innerhalb der osmanischen Monarchie nicht allein durch großherrliche Fermane, sondern auch durch das internationale Recht anerkannt worden, und immer noch wurde der Vasallen-Erbfürst des reichen Landes, den Europa einen Vicekönig nannte, von der Hohen Pforte mit dem Titel Vali, demselben Titel belegt, den jeder bedeutendere Provinzial-Gouverneur für die in der Regel zweijährige Dauer seiner Amtirung führt. Weder Mehemed Ali selber noch auch seine nächsten Regierungsnachfolger scheinen bei dieser Eigenthümlichkeit etwas Bedenkliches gefunden zu haben. Als aber die lange Zeit für chimärisch gehaltenen Arbeiten zum Durchstich des Suez-Kanals an dem endlichen Erfolge nicht mehr zweifeln ließen, und die Stellung des Vicekönigs zum Sultan wie zu den europäischen Mächten mehr und mehr in den Vordergrund der Tagesinteressen trat, machte sich auch die Bedeutung des Conservatismus der Pforte betreffs jener Titulatur mehr fühlbar. Der Diran folgerte aus dem Vali-Titel, daß Aegypten ein Vilajet, eine Provinz der osmanischen Monarchie, sei, welche allerdings in dem der Familie Mehemed Ali's gewährten Privilegium der Erbstatthalterschaft eine Ausnahmestellung genieße, nichtsdestoweniger aber der Reichsgesetzgebung unterworfen sei und, was die Hauptsache, unter Umständen heimfallen könne. Die Beibehaltung des Vali Titels ging also Hand in Hand mit andern Ansprüchen der Pforte und zwar unter andern mit dem Verlangen, der Vicekönig solle den Tanfimat, die von der Pforte erlassenen liberalen Gesetze, in seinen Landen einführen. Nachdem im J. 1863 nach Said Pascha's Tode Ismail Pascha den vicekönigl ichen Thron bestiegen, glaubte die Pforte, welche damals unter der Leitung geschickter Staatsmänner, Fuad Pascha's und Ali Pascha's, einer geachteten diplomatischen Stellung genoß, ihrer Ansicht einen weiteren Ausdruck geben zu können. Sie mischte sich kraft ihrer Souveränetätsrechte in die Angelegenheiten des Kanalbaues und knüpfte die Erlaubniß zur Fortsetzung desselben im Interesse Aegyptens, wie sie angab, an gewisse Bedingungen, welche das ganze Unternehmen eine Weile in Frage zu stellen schienen. Ismail Pascha, welcher seine eigene Stellung im Lande durch die mächtige Actiengesellschaft, hinter der Frankreich, stand, untergraben fühlte, ließ sich die Unterstützung der Pforte gern gefallen und beeilte sich, den Frondienst, mittels dessen bis dahin entgegen den Vorschriften des Tanfimat die Erdarbeiten für den Kanalbau bewerkstelligt worden waren, aufzuheben. Die Hintergedanken, welche die Pforte bei ihrem Schritte hegte, offenbarten sich aber bald. Obwol der Verbleib des Sultans in Konstantinopel und der nächsten Nachbarschaft der Residenz als eine durch alte Tradition geheiligte Etikette-regel galt, ließ sich Abdulasis im Sommer 1863 von seinem Großvezier Fuad nach Aegypten führen, um sich dem durch die Pfortengesetze von schwerem Drucke der Frone befreiten ägyptischen Volke nicht blos als Souverän, sondern auch als Wohlthäter zu zeigen, und auf Kosten des Vicekönigs Dankesdemonstrationen des Volkes entgegenzunehmen. Allerdings führte das Unternehmen zu einem Fiasco der Pfortenpolitik; dennoch fühlte Ismael Pascha sich dadurch angeregt, sich nunmehr die Beschaffung einer gesicherteren staatsrechtlichen Stellung angelegen sein zu lassen, in welchem Bestreben er namentlich durch Frankreich unterstützt wurde. Es kam ihm zu statten, daß der hohe Flug, den die türkische Politik damals nahm, häufig durch den empfindlichsten Geldmangel unterbrochen wurde, und daß der Sultan selbst gegen reiche Geschenke Rechte seiner Krone zu opfern durchaus nicht abgeneigt war. Nachdem es Ismail Pascha in dieser Weise, d. h. durch Geldopfer, gelungen, die Ermächtigung zu einer seinem Lande zu ertheilenden Repräsentativ-Verfassung zu erlangen und ein neues Erbfolgegesetz durchzusetzen, sandte er im J. 1867, während die Pforte durch den großen candiotischen Aufstand sich in schwere pecuniäre Bedrängniß versetzt sah, seinen Minister Nubar Pascha, einen geriebenen Armenier, mit einer bedeutenden Summe nach Konstantinopel, um nebst andern weniger ins Auge fallenden Zugeständnissen einen neuen Titel zu bekommen. So unwiderstehlich unter den obwaltenden Verhältnissen die Argumente des ägyptischen Unterhändlers waren, so fand sich doch insofern eine Schwierigkeit, als

*) Das Schluß-e in Khediwe scheint das unpassenderweise mit dem Worte aus französischen oder englisch geschriebenen orientalischen Zeitungen übernommene e muet zu sein. Sonst müßte man annehmen, daß es aus dem verbindenden i der Zusammenstellung Khidiw-i-Mysr nach Abwerfung des Wortes Mysr (Aegypten unverändert wäre. Die Türken gebrauchen die richtige Form Khidiw, wovon Khidiwe der Dativ sein würde.

die Pforte keinen für den Orientalen den Begriff der Souveränetät involvirenden Titel gewähren wollte, und doch der gesammte Vorrath von Ehrenbezeigungen hoher Beamten in den drei islamitischen Hauptsprachen von dem schwülstigen Kanzleistile der Pforte schon für die hohen Vezière in Anspruch genommen worden war. So kam man auf das dem Publikum ganz unbekannte Wort Khidiv, welches neben seinen oben angeführten Bedeutungen auch in der Zusammenstellung Khidiw-i-Hind einen König von Indien bezeichnen soll und sich demnach durch die Dehnbarkeit seines Begriffs nach beiden Seiten hin empfahl, wie es auch alsbald von den Cabineten genehmigt und in die allgemeine diplomatische Terminologie aufgenommen worden ist. (*G. Rosen.*)

Kheiber, s. Khaibar.

KHEVENHÜLLER, ein altes fränkisches Adelsgeschlecht, dessen Stamm haus Khevenhüll zwischen Beilngries und Dietfurt in Mittelfranken liegt. Der Name ist nach Cserwenka, dem Historiographen dieses Geschlechts, von Kiefern-Hüllen abzuleiten. Unter „Hüllen" versteht man in dortiger wasserarmer Gegend künstlich angelegte Wasserlöcher, zur Schwemme der Hausthiere dienend. Analog diesem Kiefernhüll (Khevenhüll) finden sich auf dem fränkischen Jura ein Buchenhüll, Irla (Erlen-)hüll, Weidenhüll, Schafshüll u. s. w., also nach der örtlichen Lage oder nach Verwendung solcher „Hüllen" (wol von Höhle abgeleitet?) benannte Ortschaften. — Die Einwanderung von Kärnten muß ziemlich früh erfolgt sein. Urkundliches steht darüber nichts fest. Das Geschlecht erscheint bald reich angesessen im Drauthale, besonders um Villach. Es erlangte im J. 1427 vom Grafen Friedrich von Tirol erst pfandweise, dann bald zu freiem Erbe die große Herrschaft Aichlberg zwischen der Drau und dem Ossiacher See und nahm von ihr Namen und Wappen (eine goldene Eichel mit zwei goldenen Blättern) zu den ihren an. Bereits im 16. Jahrh. erfolgte die Trennung in zwei Hauptlinien durch zwei Brüder, deren älterer Christoph die **Frankenburger** (derzeit gräfliche) Linie gründete, während Siegmund Stifter der **Hochosterwitzer** (nunmehr auch fürstlichen) Linie wurde. — Genannter Christoph (gest. 1557) erlangte d. d. Wien 31. Oct. 1543 die Verleihung der Prädicate „von Aichlberg und Landskron", sowie am 22. Nov. 1555 das „von Summeregg" nach seinen Schlössern. Seine Söhne Johann Baptist, Bartholomäus und Moritz Christoph erhielten sammt ihrem Vetter Georg (Sohn des Siegmund von der andern Linie) vom Kaiser Maximilian II. d. d. Feldlager Raab 16. Oct. 1566 den Reichsfreiherrnstand, sowie d. d. Wien 10. Jan. 1572 die Wappenvereinigung mit dem Schilde der erloschenen Herren von Weißpriach, aus deren Stamme die gemeinsame väterliche Großmutter entsprossen war. Von diesen Brüdern erlangte Johann Baptist (auch kurz Hans genannt) am 23. Aug. 1590 die Bestätigung des Titels „von Aichlberg, Freiherr auf Landskron, Wernberg" u. s. w. und d. d. Prag 19. Juli 1593 den Reichsgrafenstand (vererblich nach dem Rechte der Erstgeburt für sich, seine Brüder und eventuell für seine Vettern, die Gebrüder Siegmund und Franz von der Hochosterwitzer Linie), wobei gleichzeitig seine Herrschaften Frankenburg, Kammer und Kogl zur Grafschaft Frankenburg erhoben wurden. — Nachdem Hans, der erste Graf von Khevenhüller, am 8. Mai 1606 unvermählt mit Tode abgegangen war, folgte im Besitze und in der Grafenwürde sein nächstältester Bruder Bartholomäus (Erb-Land-Stallmeister von Kärnten seit dem 20. Juni 1588), gestorben 1613. Dessen Sohn Franz Christoph geb. 1588, gest. 1650) — Näheres über ihn s. unten — war der Großvater des gleichfalls unten zu behandelnden Ludwig Andreas (geb. 1683, gest. 1744), sowie durch den älteren Bruder dieses letztern der Fortpflanzer des frankenburger Stammes, welcher derzeit mit dem gegenwärtigen Grafen Hugo (geb. 1817), dem Nutznießer der Fideicommißherrschaft Kammer, zu erlöschen droht. — Die Hochosterwitzer Linie, begründet durch oben genannten Siegmund, erlangte in dessen Sohne Georg vom Erzherzoge Karl d. d. Wien 13. März 1564 das Erbstallmeisteramt von Kärnten (für beide Zweige) und 1566, wie oben schon gezeigt, gemeinsam mit den Vettern den Reichsfreiherrnstand, am 17. April 1571 das Prädicat „von Hohen-Osterwitz", 1572 die gemeinsame Wappenbesserung, sowie am 1. Mai 1587 noch das Prädicat „von Karlsberg". Des Georg ältesten Sohnes Siegmund Descendenz erlosch noch im 17. Jahrh.; der zweite Sohn Franz ist der Stammhalter. Sein Enkel Ehrenreich, der sein Geschlecht 1666 der katholischen Lehre wieder zuführte, wurde für sich und seine Nachkommen vom Kaiser Leopold I. d. d. Wien 23. Juli 1673 in den erbländisch-österreichischen Grafen-, dessen Sohn Siegmund Friedrich d. d. Wien 6. Jan. 1725 in den Reichs-Grafenstand erhoben und letzterer erhielt noch in demselben Jahre das böhmische Incolat, sowie unter dem 24. Oct. 1737 die Aufnahme in das schwäbische Reichsgrafen-Collegium. Seinem Sohne Johann Joseph (geb. 1706, gest. 1776) war es vorbehalten, seinem Hause besondern Glanz zu erwerben. Als Reichshofrath vermählte er sich im J. 1728 mit des Grafen Adolf von Metsch Erbtochter, erlangte am 24. April 1751 die Namen- und Wappenvereinigung mit denjenigen seiner Gemahlin und nunmehr als Graf Khevenhüller-Metsch mittels d. d. Regensburg 30. Dec. 1763 ausgefertigten Diploms den nach dem Rechte der Erstgeburt vererbenden Reichsfürstenstand, sowie am 3. Dec. 1775 noch das Erb-Land-Hofmeisteramt im Erzherzogthume Oesterreich unter der Enns. Diese Linie besitzt ein bedeutendes Fideicommiß in Nieder-Oesterreich und es ist die Hoffnung nicht unbegründet, aus einem ihrer nachgeborenen Söhne wieder eine gräfliche Linie erblühen zu sehen. — Besonders sind aus diesem Geschlechte zu erwähnen:

1) **Franz Christoph**, geboren am 21. Febr. 1588 zu Klagenfurt als ältester der den Vater überlebenden Söhne des Grafen Bartholomäus und dessen zweiter Gemahlin Blanca Ludmilla geborenen Gräfin von Thurn. Als Kind siech und schwach, entwickelte er sich spät, gab sich dann aber mit um so größerem Eifer dem Studium der Wissenschaften hin. Langer Aufenthalt in Italien,

der ihn namentlich in Florenz in Beziehungen zu dem dortigen kunstsinnigen Hofe brachte, ferner Reisen durch Frankreich und England vollendeten seine Ausbildung. Vom Könige Matthias von Ungarn im J. 1609 zum Vorschneider und zwei Jahre darauf zum Silberkämmerer ernannt, begleitete er den König nach Prag, um bei der dortigen Krönung zum ersten mal seines Amtes zu warten, und blieb hierauf in der unmittelbaren Umgebung seines Herrn bis zu dessen Kaiserkrönung zu Frankfurt a. M. im J. 1612. Am 6. Mai 1613 vermählte er sich zum ersten mal mit Barbara Freiin von Teuffel, folgte im selben Jahre dem Kaiser zum Reichstag nach Regensburg, wurde daselbst zum Kämmerer ernannt und trat das Erbe seines am 16. Aug. dieses Jahres verstorbenen Vaters als Haupt seiner Linie an. Durch Erbeinigung mit seinen Brüdern waren ihm die in Ober-Oesterreich gelegenen Herrschaften, namentlich Frankenburg, Kammer und Kogl zugefallen, die er jedoch mit Einwilligung seines Geschlechts zu verpfänden gezwungen wurde. Hierauf trat er im Auftrage des Kaisers auf Veranlassung des Cardinals Khlesl im Jahre 1617 eine Gesandtschaftsreise nach Spanien an, welche noch in demselben Jahre zur Ernennung als ständiger ordentlicher Gesandter führte. Trotz der bedrängten Lage, in welche Khevenhüller bei seinen eigenen derangirten Verhältnissen und dem Ausbleiben des ihm zugesicherten Gehalts gerieth, und die seinen eigenen Aufzeichnungen nach bis zum Versetzen, resp. Verkaufen seiner und seiner Gemahlin Kleider führte — eine für einen kaiserlichen Gesandten gewiß recht beschämende Situation — wahrte er unverdrossen des Kaisers Interesse am Hofe von Madrid, mehr als sein eigenes, bis zum J. 1621. In die Heimat zurückgekehrt und am 20. Dec. genannten Jahres zum Geheimen Rath ernannt, ließ er sich trotz der gemachten traurigen Erfahrungen zur Rückkehr nach Spanien bereden. Hier erhielt er vom König von Spanien den Orden vom Goldenen Vließe, vermittelte noch 1629 die Vermählung der Infantin Maria mit dem König Ferdinand von Ungarn und führte erstere selbst, wiederum unter den größten pecuniären Bedrängnissen, an den kaiserlichen Hof, hiermit (1631) seine spanische Botschaft abschließend, nachdem er unter dem 1. Febr. dieses Jahres zum Oberhofmeister der jungen Königin Maria ernannt worden war. Von nun an blieb er in den verschiedensten und einflußreichsten Functionen am kaiserlichen Hofe, war gleichzeitig Assistenzrath des Erzherzogs Leopold Wilhelm, in Kärnten Oberster Erbland-Stallmeister und vielfach in kleineren Missionen seines Herrschers thätig. Er schrieb die „Annales Ferdinandei“ (Ferdinand's II.), deren Prodromus in Wien 1646 erschien und die Zeit von 1578—95 behandelte. Eine fernere Auflage der Annalen in neun Bänden erschien Regensburg 1640—41 (Band 1—4) und Wien 1642—46 (Band 5—9), die ihrer kleinen Auflage wegen äußerst gesucht, in den Jahren 1716—26 von M. G. Weidmann in Leipzig eine Erneuerung erfuhr. — Franz Christoph hatte sich nach dem Tode seiner ersten Gattin mit Susanna Eleonore Gräfin von Kollonitsch vermählt, aus welcher Ehe er jedoch nur eine Tochter erzielte, während sein gleichnamiger Sohn aus erster Ehe seinen Stamm fortsetzte, nachdem er selbst am 13. Juni 1650 zu Baden bei Wien sein Leben beschlossen und sein Leichnam nach Schörfling in Ober-Oesterreich gebracht worden war.

2) Ludwig Andreas, ein Sohn des eben genannten jüngeren Franz Christoph, geboren am 20. Nov. 1683 von dessen zweiter Gemahlin Ernestine Barbara Gräfin von Montecuccoli, die ihm — sein Vater starb bereits 1684 — eine treffliche Erziehung geben ließ. Als jüngerer Sohn bei den ohnehin seit der Zeit seines unwirthschaftlichen Großvaters stark zurückgegangenen Verhältnissen des Khevenhüller'schen Hauses ohne Aussicht auf Besitz, wendete er sich dem Kriegshandwerke zu, machte unter dem Prinzen Eugen den Spanischen Erbfolgekrieg mit, wurde 1707 zum Kämmerer des Kaisers Joseph ernannt und erhielt bald darauf als Oberst das Commando eines Reiterregiments. Nach der Schlacht von Peterwardein überbrachte er die Nachricht des glänzenden Sieges über die Türken dem Kaiser, wurde 1733 Feldmarschall Lieutenant und erhielt hierauf das Obercommando im italienischen Feldzuge. Khevenhüller übernahm nach Karl's VI. Tode im Bairisch-österreichischen Erbfolgekriege die Leitung, rückte von Wien aus dem Feinde entgegen und über Linz, das dem bairischen Kurfürsten bereits gehuldigt hatte, direct auf dessen Hauptstadt los und dictirte 1742 in München den Frieden, starb aber bereits am 26. Jan. 1744 auf der Höhe seines Ruhms, von seiner Gemahlin Philippine Maria Anna Gräfin von Lamberg nur zwei Töchter hinterlassend, die beide durch Heirath in die gräfliche Familie von Windischgrätz eintraten.

Das Wappen ist getheilt, oben erscheint in Schwarz eine goldene Eichel an zweiblätterigem goldenem Stabe aus der Theilung wachsend, unten in Gold ein schwarzer Querstrom. Aus dem Helme mit beiderseits schwarzgoldenen Decken wächst ein gold über schwarz getheilter Steinbock mit schwarzen Hörnern. Zu diesem uns aus den frühesten Siegeln bekannten Schilde gesellten sich später diejenigen mehrerer aufgeerbten Geschlechter, so das der Kellerberg (d. d. Eßlingen 4. Sept. 1525 von Karl V. verliehen), der Mannsdorf (d. d. Prag 22. Juli 1544 von Ferdinand I.), der Auffenstein (d. d. Graz 28. Mai 1571 vom Erzherzog Karl), der Weißpriach (d. d. Wien 10. Jan. 1572 von Maximilian II.) und schließlich das der Metsch (wie oben erwähnt von Franz I. zugefügt), sodaß sich die Wappen beider Linien nunmehr ziemlich complicirt darstellen.

(H. von Borwitz und Harttenstein.)

KHIWA, auch Chiwa — das anlautende kh entspricht unserm ch nach a und o — ein auf der Grenze von West- und Centralasien gelegenes Land, wird in der Regel zu Turkestan gerechnet, welchem es auch ethnographisch zugehört, während seine Lage im Westen des Amu es geographisch absondert. Da seine Regenten den Herrschertitel Khan führen, so wird es als Khanat bezeichnet. In seiner heutigen Ausdehnung grenzt Khiwa im Norden an den westlich vom Delta des Amu-Stro-

mes[1]) befindlichen Theil vom Südufer des Aralsees; nach Westen an die Steppe des russischen transkaspischen Gebiets, woselbst man sich eine ungefähr drei Breitengrade lange, mit gelinder westlicher Ausbuchtung nordsüdlich laufende Linie zu denken hat; nach Süden in nicht näher angegebener Linie an die Steppe der Tekke-Turkomanen bis zur Niederung des Amu, dann ost- und nordostwärts erst an die Amu-Niederung und dann an den Fluß selber, welchem die Linie, das Delta draußen lassend, bis zur westlichen Mündung folgt, wo sie mit der Nordgrenze zusammentrifft. Die Steppe der Tekke-Turkomanen, als deren Hauptstadt das in blühender Oase liegende Merw zu betrachten, trennt Khiwa nach Südosten von der persischen Provinz Khorassan und von Afghanistan. Von Khiwa, d. i. der Hauptstadt, welche dem Lande den Namen gegeben, nach Meschhed, der nächsten bedeutenden Stadt Khorassans, gebrauchen die Karavanen 18 Tage und ebenso viel von Khiwa nach Asterabad. Auf ersterm Wege finden die Reisenden weder Wasser noch bewohnte Orte zum Rasten; auf letzterm nur im Atrek-Flusse Trinkwasser, sonst dieselbe trostlose Oede. Was die Bodengestaltung anbetrifft, so ist Khiwa im großen und ganzen eine dürre, meistentheils flache, jedoch auch hier und da hügelige Plateau-Landschaft, in weiten Strecken mit tiefem Sande überdeckt und nur selten mit kleinen, spärlichen Graswuchs aufweisenden Angern versehen. An solchen Stellen, welche die Weideplätze für die Schafsheerden nomadisirender Horden bilden, findet sich auch gelegentlich stagnirendes Wasser. Eine Ausnahme macht nur die auch oberhalb des Delta sehr breite Niederung des Amu, offenbar derjenige Theil des Landes, welcher ihm vor alters seine Bewohner zugeführt, und in welcher noch jetzt die gesammte seßhafte Bevölkerung sich zusammendrängt. Diese Niederung, durch ein System von wohlunterhaltenen Kanälen vom Amu her bewässert, lohnt den ihr gewidmeten sorgsamen Anbau durch reichliche Ernten. Die hauptsächlichsten Producte sind Getreide, Reis, Sesam, Lein, Obst, Wein, Melonen, Baumwolle und Seide. In den Steppen werden außer den Schafen auch Kamele gezogen; im übrigen ist die Viehzucht nicht nennenswerth. Die Bevölkerung besteht aus einer herrschenden Rasse, den Usbeken, und einer wol unterworfenen, aber freien solchen, den Sarten oder Tadschiks. Letztere, welche den Kaufmanns- und Handwerkerstand ausmachen, sind die Nachkommen der alten Chowaresmier und reden unter sich persisch. Erstere, ein osttürkischer Stamm, welcher sich im 16. Jahrh. wie auf die transoxanischen Länder so auf das damalige Kharesm (d. i. Khiwa) warf, um sich darin als Herrschervolk niederzulassen, reden einen eigenen türkischen Dialekt. Die Usbeken werden als roh, arglistig, schmutzig in Kleidung und Wohnung, träge, gefräßig mit einem Hange zur Obsität geschildert; sie dürften also die Rasseeigenthümlichkeiten ihrer ostasiatischen Heimat treulichst bewahrt haben. Ständeunterschiede werden bei ihnen wenig berücksichtigt; der Herr setzt sich mit dem Diener zur Mahlzeit nieder, und selbst der Khan zeichnet sich in der Einfachheit seiner Tracht und seines Auftretens nur wenig vor seinen Unterthanen aus. Die Kleidung besteht aus einem Hemde und Beinkleidern aus weißem Baumwollstoffe, mittels eines Gürtels in einer Weise zusammengehalten, daß die Brust offen bleibt, darüber zwei oder drei Röcken aus gestreiftem Seide- und Baumwollatlas in lichten Farben, ferner einer Schaffell-Mütze in Form eines flach abgestumpften Kegels und groben Stiefeln. Bei feierlichen Gelegenheiten legt der Khan einen mit kleinen Juwelen verzierten Turban und einen goldgestickten Rock an.

Durchweg beseelt die Usbeken das Gefühl, daß die Macht ihres Stammes auf dessen festem Zusammenhalten und einem Eifer für das Gesammtinteresse beruht, vor welchem jede Rücksicht auf Moral und Menschlichkeit, aber auch auf persönliche Wünsche und Bedürfnisse schwindet. Jahrhundertelang war der khiwasische Staat eine wohlorganisirte Räuberbande; Karavanen wurden ausgeplündert und Expeditionen in die benachbarten persischen, transoxanischen und afghanischen, ja selbst russischen Culturdistricte ausgesandt, um friedliche Dörfer zu überfallen, ihre bewegliche Habe zu rauben, vor allem aber die Einwohner in harte Sklaverei nach Khiwa zu schleppen, wo sie theils zur Feldarbeit angehalten, theils als Knechte weiter verkauft, theils endlich bei schlechter Kost zum Loskauf in Verwahrung genommen wurden. Solcher Sklaven waren zu Zeiten in Khiwa so viel, daß sie ihre Peiniger an Zahl weit überragten; jedoch war dafür gesorgt, daß Aufstandsgelüste den Waffenlosen nicht in den Sinn kommen konnten, und an Flucht war bei den das Land umgebenden Sandwüsten, welche noch dazu von khiwasischen Nomaden durchstreift wurden, von vornherein nicht zu denken. Rußland hat sich ein Verdienst um die allgemeine Menschlichkeit erworben, indem es durch seinen siegreichen Feldzug vom J. 1873 diesem schmählichen, seine eigenen östlichen Provinzen schwer schädigenden Treiben ein Ende bereitet hat.

Der Handel Khiwas war, solange die Loskaufgelder für die Sklaven alljährlich die Staatseinnahmen vermehrten, nicht unbedeutend. Von Rußland erhielt es Eisen, Blei, Cochenille, Baumwollstoff, farbig und weiß, Wollzeuge, Stickereien, Gold- und Silberlitze, Zucker, Messer, Feuerwaffen, Glaswaaren, Gold in Dukaten und Pelze. Dagegen wurden nach Rußland ausgeführt: Seide, roh und verarbeitet, Häute, Baumwolle, schwarze Lammfelle (Astrachan), alte Münzen aus Bokhara, Lapis Lazuli und Rubinen aus Badakhschan, Türkise aus Meschhed, Shawls aus Kaschmir u. s. w. Die Industrie ist gering, sie beschränkt sich auf Atlas- und Seidenweberei. Die Landesreligion ist die sunnitisch-mohammedanische; Christen gibt es in Khiwa keine, doch leben unter den Mohammedanern einige wenige Juden.

1) Gewöhnlich Amu Derja (Darja). Das ins Osttürkische übergegangene persische Wort Derja bedeutet wie das arabische Bahr nicht blos ein Meer, sondern auch einen großen Fluß, d. i. Strom; es ist also Appellativum und sollte von den Karten verschwinden. Fällt es doch niemand ein, den Nil Bahr Nil zu nennen, obwol dies seine gewöhnliche Bezeichnung im Orient ist.

Die Hauptstadt Khiwa liegt in einer Entfernung von ungefähr 21 geogr. Meilen von dem linken Amu-Ufer. Sie ist von einer hohen, jedoch vielfach verfallenen Mauer umgeben und enthält elende, aus Weidenflechtwerk bereitete und mit Lehm überschmierte Häuschen, die man in Erde dargestellte Nomadenzelte nennen könnte. Das schönste Gebäude ist die Moschee Polwân Agha, wie das Wohnhaus des Khans[2]), auf der Citadelle, dem besten Stadttheile, gelegen. Andere Ortschaften sind Urdschendschi (Gorgana), einst die Hauptstadt von Khâresm, jetzt ein elendes Dorf, Hesâraşp, Serşân und Pitnak. Die Einwohnerschaft der Hauptstadt wird vielleicht zu gering auf 4—6000 Seelen geschätzt; Sicheres ist darüber nicht zu ermitteln.

Von der Geschichte Khiwas ist nur Weniges bekannt. Wie es scheint, hielten die Usbeken nach ihrer Besitzergreifung des Landes anfangs die Idee der mongolischen Oberherrschaft aufrecht und bezogen ihre Regenten von den nomadisirenden Kusak (Kirghisen) als Sprößlinge der weitverbreiteten Familie Dschingis-Khan's. Im Anfange des vorigen Jahrhunderts wurde dies anders; wir finden da an der Spitze des Staats einen einheimischen Häuptling Aburs Khân Inag, welcher während des großen Perserkönigs Nâdir Schah's Züge nach Indien wiederholt plündernd und raubend in Khorassan einfiel. Um ihn dafür zu bestrafen, verband sich Nâdir nach seiner Rückkehr mit dem Schah von Bokhara zu einem Kriege wider Khiwa; nach einem opfervollen Marsche durch die Wüste gelangte er an den Amu, überschritt denselben, verwüstete die Hauptstadt und führte einen Theil der Einwohner als Zwangs-Colonisten in sein Land. Auf Aburs folgte Mohammed Emir Inag (Inag ist der Name eines Usbeken-Stammes, welchem die Familie angehörte), welcher eine zahlreiche Horde von Jamuten (die Jamuten sind ein Turkomanen-Stamm) im Lande Khiwa aufnahm. Sein Sohn und Nachfolger, Ewas Inag, ging noch weiter, indem er die Jamuten auf Kosten der Usbeken zu bevorzugen beflissen war. Dessen Sohn Iltenazzer dagegen verfolgte eine entgegengesetzte Politik, indem er die Jamuten anfeindete; dies ging so weit, daß die Jamuten wieder auszuwandern beschlossen und sich nur mit vieler Mühe zurückhalten ließen. — Iltenazzer fand seinen Tod in den Fluten des Amu, als er, nach einem Raubzuge in Khorassan von persischen Truppen verfolgt, hastig übersetzen wollte. Ihm folgte um das J. 1810 Mohammed Rahim Khân, welcher sich in den Besitz Khorassans durch eine Verschwörung der mit der gegenwärtig in Persien regierenden Kadscharen-Dynastie unzufriedenen Häuptlinge der Gebirgsgegenden zu setzen gedachte, aber durch die Wachsamkeit Feth Ali Schah's von ernstlichen Unternehmungen gegen die persischen Staaten abgehalten wurde. Auf Mohammed Rahim folgte im J. 1826 sein Sohn Rahmân Kuli Khân.

Peter der Große hatte schon 1717 einen Kriegszug zur Eroberung Khiwas unternommen, welcher völlig mißglückte; der Raubstaat blieb wie eine offene Wunde an dem Staatskörper Rußlands, welches es geschehen lassen mußte, daß bald hier bald dort in seinen spärlich bewohnten und schlecht behüteten Ländern von den verschlagenen Briganten Handelskaravanen aufgelauert und russische Unterthanen, bisweilen Hunderte in einem Jahre, in khiwasische Sklaverei geschleppt wurden. Erst im J. 1839, 122 Jahre nach dem Unglücke Peter's, entschloß sich die russische Regierung abermals zu einer Expedition gegen das Khanat zur Befreiung vieler in der Gefangenschaft gehaltener Unterthanen; aber auch dieses Unternehmen scheiterte an der Ungunst des Klimas und der Schwierigkeit, durch die Wüsten ein Heer zu führen. Abermals vergingen 34 Jahre, bis dasselbe wiederholt werden konnte. Inzwischen hatten die Russen sich die Ostufer-Länder des Aralsees unterworfen, von welchen aus allein das khiwasische Culturland, wenn auch mit großen Mühsalen, erreicht werden konnte. Der General Kaufmann, ein ebenso energischer wie umsichtiger Feldherr, wurde mit der Leitung der Expedition betraut, welche im März 1873 von der Stadt Taschkend aus ihren Anfang nahm. Nach einem äußerst beschwerlichen Marsche, welcher wegen des ungeheuern, jedes Lebensrequisit nachschleppenden Trains ein Vierteljahr beanspruchte, gelangte das Heer durch glühenden Wüstensand den 10. Juni vor der Stadt Khiwa an, welche sich nach kurzer Beschießung ergab und gleich den folgenden Tag von den Russen besetzt wurde. Die Macht des Khans, welche auf dem Rufe seiner Unangreifbarkeit beruhte, war völlig gebrochen, zahllosen Sklaven wurden sofort der Freiheit wiedergegeben und die Friedensverhandlungen begannen, welche zu dem am 25. Aug. 1873 abgeschlossenen, für Khiwa sehr unglücklichen Vertrage führten. Thatsächlich wurde der Khan dadurch ein Vasall Rußlands, den Russen wurde völlige Handelsfreiheit gewährt, das Amu-Delta, sammt dem auf der rechten Seite des Stromes befindlichen Gebiete, in welchem vor Zeiten die zweite Hauptstadt Khowaresmiens, Kât, gelegen, wurde an Rußland abgetreten, die bereits durch (erzwungenes) Decret des Khans vom 25. Juli verfügte Abschaffung des Menschenhandels bestätigt und unter die Gewähr des internationalen Rechts gestellt. Nach dem dem Staate auferlegten Gebietsverluste kann das Areal desselben auf kaum mehr als 1050 geogr. □Meilen geschätzt werden, wobei man die Südgrenze auf den 40° 16′ Gr. nördl. Br. annimmt, mit einer Bevölkerung nach A. C. Kuhn's während des russischen Feldzugs angestellter Schätzung von

250,000	Seelen	seßhafter Einw. in 50—65,000 Häusern,
125,000	„	Karakalpak-Nomaden in 25,000 Kibitken,
200,000	„	Turkomanen-Nomaden in 40,000 Kibitken,
100,000	„	Kirghisen-Nomaden in . 20,000 Kibitken,
675,000	Seelen	zusammen in . . . . . 85,000 Feuerstellen.

So seiner wichtigsten Existenzbedingungen beraubt (schon in Kharesm wurde vor Jahrhunderten ein schwunghafter

2) Dasselbe soll sich nur durch eine auf dem Fußboden ausgebreitete Strohmatte vor den Häusern der Unterthanen auszeichnen.

Sklavenhandel betrieben), dürfte Khiwa in völlige Unbedeutendheit versinken und zuletzt als russische Annection vom Schauplatze der Geschichte völlig abtreten.

(*G. Rosen.*)

KHLESL oder KLESEL (Melchior), Cardinal und einflußreicher Minister des Kaisers Matthias, geboren zu Wien 1553, gestorben 1630. Aus einer evangelischen Familie stammend, Sohn eines Bäckers, trat er zur katholischen Kirche über, kam nach und nach zu hohen kirchlichen Würden, war Kanzler der wiener Universität und als solcher ein eifriger Förderer der Gegenreformation, als welcher er es durchsetzte, daß der protestantische Rector der wiener Universität abgesetzt und eine energische Gegenreformation durchgeführt wurde. Die Doctorpromotion wurde wieder an die Bedingung der römischen Confession, welche der Candidat vorher feierlich abzulegen hatte, geknüpft. Vergebens protestirten die drei weltlichen Facultäten dagegen, vergebens remonstrirten sie gegen die jesuitische Akademie in Wien, deren Diplome die Universität hartnäckig ignorirte, deren Rector sie, wenn ein Anliegen derselben vorkam, vor der Thür des akademischen Sitzungssaales warten ließ, deren Zuhörern die Universität ihre Stipendien entzog. Aber das Jesuitencollegium zählte bald über 1000 Studirende und hartnäckig, wenn auch vergeblich, führte die herabgekommene Hohe Schule den Kampf gegen die Incorporirung des Jesuitencollegiums fort. Die Bücher-Inquisition wurde unnachsichtlich durchgeführt und auf diese Weise das Land katholisirt. Khlesl war in enger Verbindung mit Erzherzog Matthias die Seele von dessen Unternehmungen, leitete die Verhandlungen mit den protestantischen Ständen, welche zum Zweck hatten, diese zum Abfall vom Kaiser Rudolf zu bewegen. Matthias wurde von den Angehörigen in einem Familienrathe zu Rudolf's Vormund eingesetzt und nachdem er mit den Unzufriedenen in Ungarn, Mähren und Oesterreich einen geheimen Pact geschlossen hatte, nahm er diese Länder in Besitz und nur in Böhmen versuchte Rudolf sich zu halten. Der länderlose Fürst starb am 20. Jan. 1612 und nun folgte Matthias von 1612—1619, in welchen sieben Jahren Khlesl sein allmächtiger Minister war. Er setzte Matthias' Kaiserwahl durch (3. Juni 1612) und leitete die Verhandlungen der Successionsfrage, da Matthias, 55 Jahre alt, bis dahin kinderlos war. Diese Verhandlungen drehten sich hauptsächlich um die Person des Erzherzogs Ferdinand von Steiermark (nachmals Kaiser Ferdinand II.), der sich von Herrn von Eggenberg berathen ließ und sich zu Khlesl (jetzt Cardinal) in Opposition stellte. Ohne Khlesl in das Geheimniß zu ziehen, unterhandelte Ferdinand mit König Philipp III. von Spanien und durch die Jesuiten mit Rom. Die protestantischen und ständischen Unruhen in Böhmen wurden von Matthias und Klesl nicht mit jenem feurigen Glaubenseifer unterdrückt, den Ferdinand angewendet wissen wollte. Dazu kam, daß Khlesl mit seinem großen Plane, eine Reichsvertretung in Form eines General-Convents aus den Landboten der österreichischen und ungarischen Länder zu bilden, scheiterte. Als Ferdinand trotz Widerstrebens der protestantischen Partei, allerdings nachdem er zum Schutz der Reformirten den Majestätsbrief ausgestellt hatte, König von Böhmen geworden war und die Landtage von Mähren, Schlesien und den Lausitzen die Nachfolge Ferdinand's anerkannt hatten, begaben sich Matthias und Ferdinand mit Khlesl nach Dresden, um den Kurfürsten und mit Hülfe dessen die andern Kurfürsten in Deutschland zu gewinnen. Damals hatte Khlesl den Gedanken verfolgt, Ferdinand mit einer protestantischen Fürstentochter zu verheirathen. Aber Ferdinand weigerte sich dessen. Es gelang auch Khlesl, für Ferdinand auf dem ungarischen Reichstage zu Preßburg die Stände für dessen Wahl zu gewinnen. Nach langen Verhandlungen hatte Khlesl geschickt eine Formel gefunden, welche inhaltslos war, die aber die auf das Wahlrecht eifersüchtigen Stände befriedigte. Am 16. Mai 1618 erfolgte auch Ferdinand's Wahl zum König von Ungarn. Während der Ceremonie gaben die vor dem Schlosse aufgestellten Truppen eine Salve. Plötzlich flog eine Kugel zwischen Khlesl und Ferdinand's Kopfe vorbei und schlug in die Decke des Saales. Der Urheber konnte nicht entdeckt werden. Trotz aller diplomatischen Thätigkeit war offenbar Khlesl nur ein bedingter Anhänger Ferdinand's, dessen Nachfolge er sicherte, und fühlte gar sehr, daß er kaum die Macht in den Händen behalten werde. Er war doppelzüngig gegen Ferdinand und machte sich ihn zum Feinde, er hatte auch gegen sich den päpstlichen Nuntius, den spanischen Gesandten Oñate und ebenso Eggenberg. Als in Böhmen der Aufstand auf dem prager Hradschin losbrach — Adelsrebellion und Beginn des Dreißigjährigen Krieges — war Khlesl in erster Reihe für maßvolles Einschreiten, während Ferdinand die Rebellion mit Gewaltmitteln unterdrücken wollte. Darüber kam es zum Bruch und Khlesl wurde gestürzt. Ferdinand und Erzherzog Max waren wie auch Khlesl in Wien. Dieser machte am 20. Juli einen Besuch bei den Erzherzogen. Im Vorzimmer fand er die Herren Stadion und Breuner, die Grafen Collalto, Dampierre und Montecuccoli. Sofort nach seinem Eintreten verschloß Stadion die Thür und Breuner erklärte ihn im Namen des Königs Ferdinand gefangen. Dampierre nannte ihn einen losen Buben, hieß ihn das Cardinalskleid ablegen und einen gewöhnlichen Priesterrock anziehen. Hierauf wurde er durch einen verdeckten Gang aus der Burg auf die Bastei gebracht, von da zum Schottenthor geleitet, hier in einen Wagen gesetzt, von Reitern unter Dampierre nach Wiener-Neustadt (Bisthum des Cardinals) begleitet, dort ohne Aufenthalt wieder in einem Wagen bis Schottwien geführt und von dort aus in einer Sänfte durch Steiermark, Kärnten, Tirol nach Schloß Ambras bei Innsbruck gebracht, wo er acht Tage nach seiner Entführung in enge Haft gesetzt wurde. Nur zögernd theilte Ferdinand seinem kaiserlichen kranken Vetter Matthias die Entführung seines ersten Ministers mit. Der ohnmächtige kranke Kaiser verbiß seinen Zorn und wagte nicht einmal einen Vorwurf. Nicht so die Kaiserin. Aber Ferdinand, der in seinem Fanatismus in Khlesl das Hinderniß seiner glaubens-

einheitlichen Politik sah, fiel auf die Kniee, bat um Verzeihung, und erklärte lieber beide Kronen niederlegen zu wollen als Khlesl zurückzurufen. Khlesl wurde nach Innsbruck gebracht, bis zum Herbst 1619 gefangen gehalten, dann nach einem Kloster bei Schwaz geführt und dort auf sein Zimmer beschränkt, wo ihm jegliche Correspondenz verboten war. Sein großes Vermögen wurde eingezogen und zu Rüstungen verwendet. Endlich wurde Khlesl nach Rom entlassen, wo er am 27. Nov. 1622 eintraf und in der Engelsburg internirt wurde. Von hier schrieb er an Ferdinand Glückwünsche wegen der Siege der Kaiserlichen (unter Tilly und Wallenstein) und bat mit Berufung auf sein Alter von 71 Jahren um die Erlaubniß zur Rückkehr. Ferdinand gab ihm seine Freiheit, doch mußte Khlesl in Rom bleiben und auf sein Vermögen verzichten, genoß jedoch die Einkünfte der Bisthümer Wien und Wiener-Neustadt. Nach 1½-jähriger Verbannung durfte er (1627) zurückkehren, war dann noch als Bischof sehr thätig, jedoch aller Politik fern bleibend, bis er nach kaum drei Jahren, 77 Jahre alt, am 18. Sept. 1630 starb.

Literatur: Hammer-Purgstall, Cardinal Khlesl's Leben (4 Bde., Wien 1850—51); Kerschbaumer, Cardinal Khlesl, Ministerpräsident unter Kaiser Mathias (Wien 1865). Dazu: Gindely's Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs, 1. Bd., und ältere Literatur eingehend in Franz Krones' Grundriß der österreichischen Geschichte mit besonderer Rücksicht auf Quellen- und Literaturkunde (Wien 1881—82), woselbst auch einzelnes monographisches Material. (*H. M. Richter.*)

KHMER. Die Sprache von Kambodscha bildet mit der von Annam und der peguanischen (Talaing, Môn) zusammen eine Familie. Gleich ihren verwandten ist sie einsilbig und isolirend, hat aber keine dem Worte anhaftenden Betonungen. Dank vorderindischem Einflusse besitzt sie eine reiche, bisher fast unerforschte Literatur, hat aber auch zahlreiche Fremdwörter aus dem Pâli und vielleicht zum Theil aus dem Sanskrit in sich aufgenommen. Die Khmer-Schrift ist gleichfalls indischen Ursprungs und Systems, aber überaus unschön in ihren kleinlichen Verschnörkelungen.

Literatur: Aymonier, Dict. français.-camb. Saigon 1874; derſ. Vocabul. camb.-franç., ebend. 1874; derſ. Dict. Khmèr-français, ebend. 1878.

(*G. von der Gabelentz.*)

KHODAWEND'KJÂR*), gleichsam Herrenland, wurde das älteste Vilajet der Türkei, die Wiege der osmanischen Monarchie, dem alten Bithynien, Nordmysien und dem Nordwesttheile von Phrygien entsprechend, nach dem Regenten-Beinamen genannt, welchen der Sultan Murad I., der erste große Eroberer auf europäischem Boden, führte. Der Grund jener Benennung ist unklar, vielleicht sollte sie ein Land bezeichnen, dessen Verwaltung sich der Großherr vorbehielt, während die neuerworbenen runmelischen Provinzen Vezieren und Sandschak-Begs untergestellt werden sollten. Wenn aber solch ein Plan je bestand, so ist ihm keine Folge gegeben worden; nichtsdestoweniger hat die Provinz den Namen Khodawend'kjâr unausgesetzt geführt, und selbst von der neuen Provinzial-Organisation, welche die alten Ländernamen der Vilajets abzuschaffen und die Namen der Provinzialhauptstädte an die Stelle zu setzen liebt, ist Khodawend'kjâr beibehalten worden.

Das Vilajet Khodawend'kjâr grenzt gegen Norden an das Marmara-Meer, in welches es mit der Insel Marmara und zugehöriger Eilandgruppe, sowie mit der Halbinsel von Cyzicus hineinragt; weiter läuft die Grenze im Norden der Bucht von Mudania dem Samanly-Gebirge entlang, setzt östlich von Zenif (Nicäa) über den Sangarius, den von der westlichsten Krümmung dieses Flusses rechtsseitig umflossenen Karakaja Berg mit einschließend, senkt sich dann in südsüdöstlicher Richtung nach dem Emir Daghy, folgt sodann in westlicher und südwestlicher Richtung einer Linie bis an den obern Mäander, zieht sich von da in großem nordwestlichem Bogen in das Quellgebiet des Simaw-Flusses, von wo sie ohne Rücksicht auf Gebirgs- und Flußläufe sich in fast ganz westlicher Richtung dem Meere zuwendet. Die Westgrenze folgt der Küste des Aegäischen Meeres, mit der Insel vor Aiwalyk in dieses hineinragend bis zur Stadt Edremid (Atramyttium im Grunde des gleichnamigen Golfs und läuft dann über das Ida-Gebirge nordwärts, bis sie sich in der Mündung des Kaj'daghsûi mit der Nordgrenze vereinigt. Außer den genannten beiden Meeren berührt das Vilajet nordwärts den Sandschak von Kodscha-Ili (Nicomedien), ostwärts die Vilajets von Angora und Konia, südwärts diejenigen von Konia und von Aidin, und westwärts den Sandschak von Bigha. — Das Vilajet ist 1358,3 geogr. □Meilen groß und wird von 1,030,244 Seelen bewohnt. Es erstreckt sich, von der kahlen und unfruchtbaren Binnenhochebene Kleinasiens ausgehend, durch fruchtbare, wohlbewässerte, allerdings vielfach von rauhen Gebirgen unterbrochene Thäler und Flächen bis an das Meer über Gebiete, die zu den reichsten und fruchtbarsten der Halbinsel gehören. Von den Gebirgen ist das berühmteste der Keschisch Daghy, der bithynische Olymp, 2327 Met. hoch, und der Ak Dagh, 2440 Met. hoch, welcher letztere einen Theil der Wasserscheide zwischen dem Simaw und dem Gedüs' Tschai, dem Hermus der Alten, bildet.

Von Flüssen sind zu erwähnen der Ulubâd (Lobadia)-Tschai, welcher den Susyghyrlyk-Tschai (Macestus),

*) Khodawend'kjâr, ein persisches Wort, dessen Bedeutung die Wörterbücher als Schöpfer, Herr, hoher Gebieter, angeben, ist ein insofern unklares Compositum, als zu kjâr machend, schaffend, ein Object erwartet wird, welches das Adj. khodawend, herrlich, nicht bietet. Wahrscheinlich ist es nicht ein aus dem Sprachbewußtsein frei entstandenes Wort wie kjâmkjâr (Wunschthuend, d. h. absolut), sondern ein von der höfischen Schriftstellerei der persisch redenden Dynastien erfundenes, durch welches der Souverän, resp. Gott, als ein in all seinem Thun herrliches Wesen bezeichnet werden soll, jedoch Khodawend entweder als Abstractum oder als Adverbium zu fassen wäre.

sowie den Adirnôs-Tschai (Rhyndacus) und den Nenufar, den Fluß der Brussa Ebene, d. h. die Gewässer der Nordwest- und der Südseite des Olymp, nebst denjenigen des weiter südlichen Gebiets bis zur Wasserscheide des Hermus, aufnimmt; der Gjökfu, ein vom östlichen Olymp herabkommender Zufluß des Sakaria (Sangarius) und der in seinem ganzen Laufe noch nicht ermittelte Kutâhja-Süi. Auch an schönen, fischreichen Landseen ist kein Mangel, wie der See von Manias, der von Abulonie, von Nicäa, der Ainegjölü (Spiegelsee im Osten des Olymp), der See von Bulwudun. Die Producte sind mannichfaltig; weltbekannt sind der Meerschaum, ein Mineralproduct der Gegend von Kutâhja, das Opium von Kara-Hissâr, das danach den Beinamen Afiûn (Opium) führt, und die Seide von Brussa und der Brussa-Ebene. Außerdem sind der Wein vom Olymp, Getreide, Häute, Saffian, Krapp, Gelbbeere, Galläpfel als Ausfuhrartikel anzuführen.

Die Hauptstadt Brussa mit 100,000 Einwohnern, wovon 85 Proc. auf die Mohammedaner und 15 Proc. auf Griechen, Armenier und Juden entfallen, die alte Prusias, liegt am Nordfuße des Olymp oberhalb einer herrlich angebauten Ebene, und ist sowol wegen ihrer mineralischen und heißen Quellen wie auch wegen ihrer Prachtbauten, Moscheen, Imarets (Armenküchen), Mausoleen u. s. w. der frühern türkischen Sultane merkwürdig, welche daselbst mit ihren Angehörigen bis auf Mohammed II., den Eroberer Konstantinopels, begraben worden sind. Von andern wichtigen Städten nennen wir Kutâhja (s. d.), Afiûn Kara-Hissâr, Aiwaly, Isnik mit den Ruinen des alten Nicäa, Demirtasch wegen seiner bedeutenden Seidenzucht, Uschak wegen seiner Teppichwirkereien.

Nach der gegenwärtig geltenden Provinzialorganisation umfaßt das Vilajet von Khodawend'kjâr vier Sandschaks und zwar:

1) Brussa, den Norden des Gesammtgebiets einnehmend, mit den Kasas und Nahien: a) Brussa, Adranos mit Neu- und Alt-Dschebel, Kirmasti und Harmendschi; b) Mudania mit Terlèbè; c) Gjemlik und Pasarkjöi; d) Biledschik, Lefke, Gjölpasary, Karadscha Schehr, Sögüt; e) Jenischehir, Isnik, Bar-Hissâr; f) Ainêhgjöl, Pasardschik, Dumanitsch; g) Mihhalitsch, Selichân, Göktschc Dagh.

2) Balikesr, im Norden vom Sandschak Brussa, im Süden vom Sandschak Saruthân, Vilajet Aidin, im Osten von den Sandschaks Kutâhja und Afiûn Kara Hissâr und im Westen vom Aegäischen und Marmora-Meere, sowie dem Sandschak von Bigha begrenzt, mit den Kasas und Nahien: a) Balikesr, Jwrindi, Balije, Jart mit Schami, Susyghyrlyk, Kiresin; b) Erdek (Cyzicus), Kapydaghy, Pascha Limani, Mermere (die Insel Marmora), Emir Ali, Aidinschik, Bandyrma, Gjönen, Manias; c) Edremid, Nomadenstämme Dschini, Kyldouly, Haramein und Nèjè; d) Kjemer Edremid, Aiwalyk mit der Insel Buned; e) Soma mit Tell Duchân, Byghadytsch, Sandyrghy (?), Balat, Kebsût.

3) Kutâhja, im Norden an die Sandschaks Brussa und Kodscha-Ili, im Osten an das Vilajet Angora, im Süden an den Sandschak Afiûn Kara-Hissâr und Saruthan und im Westen an Saruthan, Balikesr und Brussa grenzend, mit den Kasas und Nahien: a) Kutâhja, Tauschanly mit Sultan Önü, Giregi, Emrendschik, Armudlu, Gümüsch, Altun Tasch, Atraf Schehir; b) Simaw, Egrigjös, Dagh Ardi, Emed, Gediis', Schabhane; c) Uschak Benas', Ulu-Gjöbef; d) Eski Schehr, Sidi Ghasi, In Önü, Bus', Osük.

4) Kara-Hissâr Sahib (d. i. die officielle Benennung von Afiûn Kara-Hissâr), den Südost-Theil des Vilajet einnehmend, mit den Kasas und Nahien: a) Kara-Hissâr Sahib mit Emir Dagh, Sandykly, Hidschanly, Soma, Danischmendli, Scheikhly, Gejiller, Tschöl Owa, Jschykly, Seradschly; b) Tschal mit Bakla, Tas'-Kyry, die Nomadenstämme Bus', Olus, Chowaresun, Muslika; c) Bulwudun, Schuhûd, Jshakly, Kara Mok, Tschai; d) Afisieh, Dschanbarhin, Khosnew Pascha, Bardaktschi.

Jedes dieser Sandschaks untersteht einem in dem Vororte residirenden Mutesarrif, das ganze Vilajet dem in Brussa residirenden Vali. Erstinstanzliche Gerichte bestehen an denselben vier Stellen, während Brussa zugleich Sitz eines Appellhofes ist. (*G. Rosen.*)

KHOKAND, auch, weniger genau, Khokan oder Kokan, ist der Name eines das Land Ferghana der alten islamitischen Geographen, d. h. den östlichen Theil des in der Blütezeit des Islam viel gepriesenen Maweranahr oder Transoxana einnehmenden ehemaligen Khanats, welches seit 1875 unter Wiederherstellung des alten Namens dem russischen General-Gouvernement Turkestan einverleibt ist. Das Land dehnt sich im allgemeinen über die Quellgebiete des Sir-Stromes (Sihûn, d. i. Jaxartes) bis südwärts an den Alai Tagh (Mus Tagh), die Wasserscheide gegen den im Lande Badakhschân entspringenden Amu-Strom (Gihon), aus, überschreitet aber die letztere im Südosten, um sich über das obere Gebiet des Surkh-Ab auszudehnen. Ostwärts bildet das Kaschgarische Gebirge so die Wasserscheide des Sir wie die Landesgrenze. Auch im Norden wird das Land durch Gebirge von Nordturkestan geschieden; dieselben werden aber von dem Narin, dem mächtigsten Zuflusse des Sir, welcher diesem vom Tian Schan zuströmt, durchbrochen. Von der chinesischen Grenze (Kaschgarien) dehnt es sich westwärts gegen 80 geogr. Meilen weit, von der Grenze Badakhschâns nach Norden gegen 60 geogr. Meilen weit aus. Im Westen bildete früher die Wüste von Kyhyl Kum, jetzt das russische Sareffschan-Gebiet, im Nordwesten die Wüste Al Kum, jetzt das russische Sir-Darja-Gebiet, die Grenze.

Als Theil des centralasiatischen Alpenlandes, welches den größten unserer Continente nach allen Richtungen mit Strömen versorgt, entbehrt Khokand nicht der befruchtenden Wasseradern, von denen die meisten sich in den Sir, den Hauptfluß des Landes, ergießen. Der Wasserreichthum, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Abwechselung von Berg und Thal, die südliche Lage zwischen dem 39° und 43° nördl. Br. machen Khokand trotz dem durch die continentalen Verhältnisse bedingten großen

Unterschiede der winterlichen und sommerlichen Temperatur zu einem von der Natur vorzugsweise begünstigten Lande. Bis auf die im Westen und Norden sich ausbreitenden Steppen, welche von Kirghisen, Kara Kalpaks und andern Nomadenstämmen durchzogen werden, ist das Land ebenso reichlich bewohnt wie wohl angebaut. Der Obstreichthum Khokands ist in Asien berühmt; unter den Früchten werden außer Weintrauben und unsern übrigen Obstarten Granatäpfel, Mandeln und Pistacien angeführt, welche man soweit nördlich kaum vermuthen würde. Außerdem wird Baumwolle gebaut und in den Berggegenden behufs der viel betriebenen Seidenzucht die Maulbeere. Zu den Feldfrüchten zählt der Reis und die Melone. Unter den Mineralien des Landes werden schon von einem arabischen Geographen des 10. Jahrh., Istakhri, Steinkohlen (schwarze Steine, welche wie Kohlen brennen), Türkise im Districte von Khodschend, Gold-, Silber- und Quecksilber-Minen angeführt.

Das Khanat zerfiel in eine Anzahl von Districten, welche je von einer bedeutenden Stadt oder Ortschaft den Namen führten; die wichtigsten sind, außer dem Stadtgebiete von Khokand: Khodschend im Südwesten, Taschkend im Nordwesten, Isfara, Margilân, Osch, Waddi, Namangan und Andidschân. Die Hauptstadt Khokand, nach welcher das Khanat seinen Namen führt, liegt 12 Kilom. südwärts vom Sir entfernt in einem üppigen, von dem mittels vieler Kanäle vertheilten Karabell, einem linksseitigen Zuflusse des Sir, bewässerten Thale. Der Ort ist als Stadt neueren Ursprungs und wird von den älteren Geographen nur einmal als an der Karavanenstraße von Khodschend nach Khaskit (bei Ibn Haukal Kwakend) gelegen, erwähnt. Früher ein kleines Dorf, verdankt er seinen Aufschwung dem Regentengeschlechte, welches in ihm residirte, von ihm aus das Land regierte und durch glückliche Kriege erweiterte. Obwol die Einwohnerzahl der Stadt auf 50,000 geschätzt wird, so bewahrt sie doch einen ländlichen Charakter; sie entbehrt der Mauern und ihre von Lehmsteinen aufgeführten Häuser, gegen 6000 an Zahl, sind nicht aneinandergereiht, sondern liegen innerhalb eigener Gehöfte und Gärten. Sie soll 300 Moschcen besitzen, welche aber zum großen Theil in Trümmern liegen. Besonders wichtig ist in ihr der große Bazar, in welchem die von Rußland bezogenen Manufacturwaaren, Waffen, Werkzeuge und dergleichen mehr sich mit den Erzeugnissen Chinas, namentlich dem Thee, mit den Producten des eigenen Kunstfleißes, den Seiden- und Baumwollgeweben und endlich den Rohproducten des Landes begegnen. Vier große Karavanserais nehmen die Handelszüge auf, welche jahraus jahrein den Verkehr zwischen Kaschgar, Taschkend, Samarkand, Bochara und deren Hinterländern vermitteln. In der Stadt Khokand berühren sich die Straßen von Merw über Bokhara, Samarkand und Khodschend; von der Stadt Turkestan über Tschemkend und Taschkend; von Karabura über Tus, von Kaschgar über den Terekdawan-Paß, Osch, Andidschân, Margilân; endlich von Karategin über den hohen Kokju-Paß.

Die Bevölkerung des gegenwärtigen Ferghana als Provinz des russischen General-Gouvernements Turkestan wird auf 960,000 Seelen angegeben, welche auf 73,215 □Kilom. wohnen. Rußland hat, indem es die Districte Khodschend und Taschkend absonderte, die Grenzen des alten Ferghana wiederhergestellt, über welche die Khane des Landes durch Eroberung der besagten Städte hinausgegangen waren; mit denselben zusammen dürfte Khokand weit über eine Million Einwohner besessen haben. Jedenfalls gehören die Culturländer Khokands zu den am besten bevölkerten Gegenden des russischen Asiens.

Die Geschichte Ferghana-Khokands ist leider sehr dunkel. In ältester Zeit scheinen daselbst seßhafte sogdianische Stämme mit nomadisirenden Saken zusammengelebt zu haben. Das Land vermochte sich weder politisch noch in Beziehung auf seine Culturentwickelung dem mächtigen Einflusse Persiens zu entziehen, dessen Sprache wir noch heute bei den geringen Resten der alten Landesbevölkerung, den Tadschiks, d. h. den Nachkommen der persicirten Sogdianer, erhalten finden. Die älteste bestimmte Nachricht von Ferghana erhalten wir von dem arabischen Geographen Abu Ishâk Istakhri aus der Mitte des 10. Jahrh., welcher neben weniger bekannten Ortsnamen eine Anzahl unter sich anscheinend analoger, aber jetzt nicht mehr verificirbarer solcher, namentlich mit der Endung nker anführt. Der wenig spätere arabische Geograph Ibn Haukal nennt als die Hauptstadt Ferghanas Akhsiket und gibt von der Lage dieser am Flusse Tschadsch, von ihrer Größe, ihrem Castell (Kohendiz) u. s. w. eine Beschreibung, welche sich noch in den Mittheilungen des Sultans Baber einigermaßen wiedererkennen läßt, während nachher durch fremde Einwanderung ganz andere Zustände eingetreten sind. Aus dem von Istakhri und Ibn Haukal den Einwohnern Ferghanas gespendeten Lobe dürfen wir schließen, daß sich dieselben schon im 10. Jahrh. zum Islam bekannten. Im Beginn des 13. Jahrh. wurde Ferghana, welches bis dahin zu dem Reiche der Khowaresmier gehört hatte, dem Gebiete der Mongolen unter Dschingis-Khan einverleibt; nach dem Tode des großen Eroberers dürfte es unter der Herrschaft der Dschagatai-Dschingisen von Balkh gestanden haben, bis in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. Timur seine Herrschaft von Samarkand ostwärts nach Kaschgar ausdehnte, also ohne Zweifel auch Ferghana im Besitz hatte. Timur's Denkwürdigkeiten erwähnen Ferghanas nicht; wohl aber der Städte Khodschend und Andidschân als unbestrittener Grenzfestungen seines Reichs. Dem Timur folgte sein Enkel Pir Mohammed, unter welchem die großen Eroberungen wieder verloren gingen. Mohammed's Oheim Schahrokh, ein Sohn Timur's, wußte wenigstens die Stammlande in Turkestan zusammenzuhalten; aber noch in demselben Jahrhundert erschien der osttürkische Stamm der Usbeken, welcher schon zu Timur's Zeit einzuwandern begonnen hatte, massenhaft in Ferghana und warf die Timuriden aus dem Lande. Der damalige Schah war Baber, derselbe, welcher alsdann nach Indien ging, dort ein mäch-

tiges Reich gründete, und in seinen berühmten Denkwürdigkeiten, dem Babar-nämeh, eine interessante Beschreibung seines Heimatlandes Ferghana hinterlassen hat. Schon Babar's Vater, Omar Scheikh Mirza, hatte seinem Schwiegervater, dem Mongolenfürsten Junis Khân, Taschkend abtreten müssen, sodaß ihm blos Ferghana geblieben war, und er seine Residenz in Athsikel, der schon erwähnten Stadt mit festem Felsenschlosse, 7 geogr. Meilen unterhalb Andidschân über dem Sir-Strome gelegen, genommen hatte. An Unterstützung durch die geschlechtsverwandten Nachbarherrscher war nicht zu denken. Ueberhaupt war die große Zersplitterung des Reichs der Timuriden und die Eifersucht des einen Fürsten auf den andern das Unglück der Familie. Diese selber rief die Fremdlinge her, der eine Vetter bekriegte den andern mit usbekischen Söldlingen, bis sie beide der Uebermacht erlagen. War noch zu Timur's Zeit das Persische die eigentliche Landessprache in Ferghana gewesen, so wurde dies nunmehr anders. Die Mehrzahl der Einwohner bestand aus usbekischen Türken; was von den alten Einwohnern nicht umgekommen war, wanderte wahrscheinlich in die südwestlichen Länder persischer Zunge aus, sodaß nur ein geringer Bruchtheil zurückblieb, nämlich die schon erwähnten Tadschiks, welche eine ähnliche Stellung wie die Juden im mittelalterlichen Europa einnehmen, aber fortfahren, einen alterthümlichen Dialekt der persischen Sprache zu reden. Mit Babar's Flucht 1504 kömen wir die Usbeken-Eroberung als vollendet betrachten. Wir erfahren, daß der erste Usbeken-Herrscher Schcibani Khan hieß; über die Schicksale dieses Mannes aber und über diejenigen seiner Nachkommen herrscht Dunkelheit. Nach der Mittheilung eines vornehmen Khokanders, Mahsum Khodscha, hätte sich das Reich allmählich in einzelne kleine Herrschaften in der Weise aufgelöst, daß die Hauptortschaften des Landes, wie Khodschend, Andidschân, Osch, Isfara, je von einem unabhängigen Khodscha, Gebieter, regiert worden seien. Dies habe bis in die Mitte des 17. Jahrh. gedauert, wo ein gewisser Schah-Roth Beg, ein vornehmer Mann, der sich für einen Dschingisen ausgegeben, aus der Wolgagegend nach Ferghana gekommen sei, sich zum Khodscha einer der Herrschaften des Landes gemacht habe und dann durch List und durch Gewalt immer weiter gedrungen sei, bis er fast das ganze Ferghana unter sich vereinigt und den Grund zu dem Khanat von Khokand gelegt habe. Jedoch sei erst von seinem jüngeren Sohne und zweiten Nachfolger, Abdulkerim Beg, der Ort Khokand ausgebaut und zur Residenz eingerichtet worden. Diesem letztern folgte Irdana Beg auf 20 Jahre; dann Sulcimân Beg, dann Schah-Roth Beg II. (nur auf 3 Monate), dann Narbutta Khân, ein Enkel Abdulkerim's (auf 30 Jahre, wahrscheinlich von 1771 bis 1801), welcher alle noch unabhängigen Ortschaften Ferghana's außer Khodschend unterwarf; dann Alim Khan, wie es scheint, bis 1812; dann Amîr Khan, Alim's jüngerer Bruder, welcher Khodschend, Uratipa und Taschkend eroberte und auch eine Landesmünze, aus übersilbertem Kupfer, schlug; dann Ornar Khan, der dritte Sohn Narbutta's. Alle diese Herrscher hatten sich der Ansprüche Bokharas zu erwehren, dessen Schah ein historisches Hoheitsrecht über Ferghana zu haben behauptete und bis zur Zeit der Schah-Rokhiden die Theil-Fürsten (Khodschas) zur Anerkennung desselben gezwungen hatte. Dazu kam der Gegensatz zwischen dem Schiitismus der iranischen Länder und dem Sunnitismus der Usbeken. Um die Mitte unsers Jahrhunderts erschien sogar eine Gesandtschaft*) des Khans von Khokand in Konstantinopel, um den Sultan als Khalifen der Rechtgläubigen die religiöse Huldigung des Landes darzubringen und ihn um Förderung seiner Interessen anzugehen.

Dieser diplomatische Schritt scheint aber bei Rußland den längst gehegten Plan zur Reife gebracht zu haben, sich des reichen und bevölkerten Landes zu bemächtigen, und damit einerseits auf den centralasiatischen Handel einen entscheidenden Einfluß zu gewinnen, andererseits aber der Pforte für den Fall eines russisch-türkischen Krieges die Aussicht auf eine dorther zu ihren Gunsten zu veranlassende Diversion abzuschneiden. Durch lange blutige Kriege hatten die kurzsichtigen Herrscher von Khokand und von Bokhara einander gegenseitig geschwächt, und diese Sachlage benutzten die Russen, als schon der sogenannte Krimkrieg (von 1854—56) unvermeidlich geworden war, im J. 1853 eine Expedition unter dem General Perowski vom Aral-See den Sir-Strom hinaufzusenden und dem Khan einen Begriff von der europäischen Waffenmacht beizubringen. Sie eroberten die Stadt Akmes-Dschid am untern Sir, woselbst sie das Fort Perowski erbauten, und als der Khan mit seinem Heere gegen sie anrückte, schlugen sie ihn unter starkem Verluste zurück. Damit war der nächste Kriegszweck erreicht. Ein Jahrzehnt verfloß über der organischen Angliederung des gewonnenen Gebiets und der Vorbereitung eines weiteren Angriffs, welchem schon der Sir-Strom als Basis dienen konnte, und für welchen die Einrichtung einer Dampfschiffahrt von unberechenbarem Nutzen war. Im Juni 1864 erneuerten die Russen den Krieg und eroberten die Städte Aulietta und Hasrati-Turkestan, an einem Zuflusse des untern Sir unfern diesem gelegen, dann im Spätsommer des Jahres unter General Tschernjajev die Stadt Tschemkend (43½° nördl. Br.), Taschkend und alles Land bis zum Issikgöl. Ein Erlaß vom 24. Febr. 1865 vereinigte diese im Osten des Aral-Sees gelegene Länderstrecke mit den schon genannten, in handelspolitischer Hinsicht wichtigen Städten zu einem neuen russischen General-Gouvernement Turkestan, welches die Nordwest-Hälfte des Khanats von Khokand in sich faßte. Abermals verging mehr als ein Jahrzehnt, während dessen wol Friede herrschte, die Bewohner Khokands aber über die weiteren Absichten des übermächtigen

*) Die Abgesandten hatten Mühe sich verständlich zu machen, da ihr türkischer Dialekt den Osmanlis fremd war. Uebrigens dehnten diese Centralasiaten in Konstantinopel das Gastrecht bis auf offene Mißachtung des Privateigenthums aus, und als der stattliche Zug, den das Gefolge bildete, sich zum officiellen Empfange an die Pforte begab, wurden in den passirten Straßen die Läden geschlossen.

Nachbars keinen Zweifel hegen konnten. Nachdem Rußland seine Vorbereitungen vollendet, fehlte es auch nicht an einem passenden Vorwande zum Angriff; durch einen Pöbelauflauf, hieß es, wurde die russische Gesandtschaft von Khokand vertrieben, und, um diesen Schimpf zu rächen, rückten die Russen in das Land, welches keinen Widerstand mehr gewagt zu haben scheint. Am 20. Febr. 1876 wurde die Hauptstadt besetzt, und ein Ukas vom 2. März desselben Jahres erklärte den Rest des Khanats zur russischen Provinz, für welche, wie bereits erwähnt, der alte Name Ferghana wiederhergestellt wurde.

(*G. Rosen.*)

KHOND, KOND, Aboriginer in Orissa und Nadsch Mehal. Ihre Sprache gehört dem dravidischen Stamme an.

Literatur: Smith, Grammar of the Khond Language (Cuttack 1876). (*G. von der Gabelentz.*)

KHORASÂN (die Russen, Engländer und Franzosen schreiben kh. weil sie keinen χ-Laut haben), richtiger Chôrasân (d. h. das Land der Sonne, Osten, vom Parsi chôr = Sonne), ist die nordöstliche Provinz Persiens, wol ein starkes Drittel des persischen Reiches, wird seiner Fläche nach zu 322,118 □Kilom. oder 5850 geogr. □Meilen, d. i. mehr als der preußische Staat nebst Baiern, geschätzt, mit 843,000 Bewohnern, also 144 auf jeder □Meile. Es ist das alte Parthia und zum Theil Hyrkania. Nach Norden grenzt es an die Jomud- und die Tekke-Turkmanen nebst Merw; nach Osten an Herat in Afghanistan und südlicher an Seistân; im Süden an Kirmân; im Westen an Irak-Adschmi; im Nordwesten an Masanderân. Die westliche Hälfte ist Sand- und feste Salz- Thonwüste: im Süden die große Salzwüste Lut oder Lot, d. h. Kahl, 150 bis 180 Meter über dem Meere; im Norden die große Salzsteppe Deschti-Kowir (Salzsumpf heißt im nördlichen Persien Kowir, im südlichen Kefir) oder Daria-i-Kebir, wol ebenso hoch wie ersteres, in den tiefsten Theilen vielleicht unter der Meeresfläche. Die erstere, bildet eine weite Fläche von schwärzlich-graubrauner Farbe und besteht aus dürrem Salzlehm, überdeckt mit kleinen Steintrümmern oder grobem Kies, ohne die geringste Vegetation oder irgendein lebendes Wesen. Ein trockenes Flußbett, Chus Rûd, durchzieht gespenstisch dieselbe; steile, wallartige und zerrissene Abstürze, wol als Rand eines ehemaligen Salzsees, der sich an Stelle der Wüste hier befand, umgeben sie. Ein ganz mit Salz gesättigter Fluß und die täuschendsten Luftspiegelungen gehören zu den Merkwürdigkeiten dieser Einöde. Tebbes in 500 Meter Höhe liegt, von der Wüste umgeben, auf vegetationstragendem, an Palmen reichem Boden.— Die erstere der genannten Wüsten ist ein fast gestrecktes Oval von 30 und 100 geogr. Meilen Durchmesser und wol 2350 geogr. □Meilen Fläche, demnach etwa $^1/_{20}$ des gesammten eranischen Hochlandes, und würde also an Ausdehnung ungefähr dem Adriatischen Meere gleichzustellen sein. Sie ist zwischen das im Süden von Teheran gelegene Kum, zwischen Simnan, Bostan, Nischapur, Dschumin und Tebbes eingesenkt. Von den Bergen auf allen Seiten, ausgenommen im Südwesten, reichen Rinnsale in sie hinein. Der bedeutendste dieser Wasserläufe kommt von Westen, wo sich der vom Plateau von Sultaneh herfließende Abfar-Rûd und der von Hamadan kommende Kara-ssu in ihr zum Abi-Schur vereinigen. Die Wüste ist zum Theil ein schlammiger Sumpf, welchen im Sommer eine dicke Salzkruste bedeckt und über dem im Winter Salzsole steht. Südöstlich davon, im Süden von Chaf, liegt ein anderes großes Kowir, und davon südwestlich das genannte Lut. — Kleinere Kowirs gibt es zahllose; überall bildet sich auf den Alluvial-Ebenen bei hinreichender Feuchtigkeit der dieselbe lange festhaltende, unpassirbare Salzsumpf, dessen Salz den weitverbreiteten Gypsschichten entstammt. Der Rand der Salzsteppen, deren stark von Salz durchzogener Lehmboden sich erst im Spätherbste mit der ihm eigenthümlichen Vegetation von Halophyten oder Salzpflanzen bedeckt, scheint nirgends höher als 1000 Meter hoch zu liegen: er ist meist nackt und nur zum Theil wellig. Wo die Gebirge nicht unmittelbar das Salzgebiet berühren, liegen 1000 bis 1300 Meter hohe Hochebenen, durch niedrige Hügelreihen voneinander geschieden, ganz von der Beschaffenheit und mit derselben Vegetation der niedrigen Sträucher und Kräuterarten wie die Steppen Mittelasiens, nur daß hier der eigentliche Flugsand fehlt. Für dieselben besonders charakteristisch sind die schnell zu 2 Meter und mehr aufschießenden Doldenpflanzen, namentlich Ferulaarten, deren Stiele als Baumaterial und zu Sonnenschirmen benutzt werden. Im allgemeinen tragen diese Steppen das Gepräge großer Unfruchtbarkeit und Dürre; nur an wasserreichen Bächen, wo sich Ansiedelungen finden und eine Vertheilung des Wassers geschieht, tauchen Oasen auf, in denen auch das üppigste Obst, Wein, Weizen und Baumwolle, Reis, Melonen, Gemüse, Tabak, Platanen und Pappeln prangen.

Im Südosten grenzt an die große Wüste zwischen ihr und einer andern östlicheren das Gebirgsland Kach-Koh, in welchem der Ort Kahk in 1770 Meter Höhe liegt; der die östliche Fortsetzung des Gebirgszuges bildende Gosut-Koh hat 1960 Meter Höhe. Südlicher liegt das Kohistan genannte Gebirgsland, in welchem der Ort Chus, bei welchem der Chus-Rûd entspringt, in 1340 Meter Höhe liegt. Und wieder südlicher zieht der die nordöstliche Seite der Lut-Wüste berührende Dubusch-Koh. Das nördliche Chorasan erfüllen die drei langen Parallelketten, von Nordwesten nach Südosten ziehend, das Jakatai-gebirge; die kurdischen Ala-Dagh nebst dem Binalud-Koh, nördlich von Nischapur und im Norden von Meschhed das 3050 Meter hohe Hazar-Masdschid und der 2750 Meter hohe Kara-Dagh. Im Westen neben dem Hazar, 7 Kilom. entfernt, entspringt bei Badkhor und dem Maidan-Kuni-Passe der im Längenthale nach Nordwesten und Westen sich bewegende Atrek.

Diese Gebirge des nördlichen Drittels von Chorasan, deren südöstliche und östliche Fortsetzung wol der eigentliche Parapamisos der Alten ist, gilt den Persern für ein herrliches Land; die zwischen den parallelen Höhenzügen gelagerten anbaufähigen wald- und quellenreichen, aber

wegen ihrer Klippenwände sehr unzugänglichen Thäler sind in der That der beste Theil. Aber diese Thäler sind seither stets von den plündernden Horden der Turkmanen heimgesucht worden, welche nicht nur die Bodenfrüchte, sondern die Bewohner selbst nachts aus den Städten raubten und als Sklaven in die Länder Turans verkauften. Durch den von Rußland erreichten Anschluß des Turkmanenlandes mag sich dieses Uebel vielleicht allmählich mindern. — Der Hauptort Chorasans ist der heilige Wallfahrtsort Meschhed, der wichtigste Handels- und Karavanenplatz für das östliche Persien, an welchem die Producte Turans zusammenfließen. — Von Production kann in diesem gewaltigen Wüstenlande kaum die Rede sein, und in den Handel liefert es fast nur Opium, das nach China ausgeführt wird. Tebbes, in der Mitte in einer Oase, liefert Datteln und Orangen und baut den besten Taback Persiens. Unter den Pflanzen sind 150 Arten von Astragalus und 40 Arten Euphorbiaceen. Die Wüste ist reich an Wild, auch an wilden Eseln, deren Fleisch die Perser essen; Schakals, Panther und Tiger hört man nachts in den Städten heulen. In Kohistan wird Teppich- und Shawlweberei gerühmt.

Chorasan, das Land im Osten der Wüste, hat zu verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene Ausdehnung gehabt. Der nördliche Theil, das alte Parthia, bildete nebst Margiana und Aria seit frühester Zeit einen Theil des persischen Reiches; mit diesem kam es an Alexander den Großen und danach an die Seleuciden, nach deren Sturze wurde es wieder persisch, so unter den Arsaciden wie unter den Sassaniden. Das Volk, ein Gemisch von Medern und einem eingedrungenen turanischen Nomadenstamme, führt auf den an Weide reichen Plätzen sein altes Reiter- und Hirtenleben. „Nachdem die Arsakidischen Stammfürsten um 250 vor Chr. durch Losreißung ihres Gebietes von dem Reiche der Seleukiden wieder eine nationale, wenigstens der Grundlage nach eranische Macht hergestellt hatten, die sich mehr nach Westen als nach Osten zu dem parthischen Großreiche von halbtausendjähriger Dauer erweiterte: seit jener Zeit (um 170 v. Chr.) finden wir auch die Provinzialgrenzen von Parthyäa westlich über altmedisches Gebiet, sowie nördlich über Hyrkanien und südlich gegen die Wüste hin vorgeschoben." (H. Kiepert.) — Vom J. 646 bis 820 v. Chr. blieb das Land unter der Herrschaft der Chalifen; zu Anfange des 11. Jahrhunderts kam es unter die Herrschaft der Ghaznewiden und schon 1037 setzten sich im westlichen Theile die Seldschuken fest, bis 1117 Sandschar, der seldschukische Herrscher von ganz Persien, Chorasan mit seinem Reiche vereinigte. Im Jahre 1220 kam es unter Dschingis-Khan an die Mongolen, 1331 an Tamerlan. Im J. 1507 verjagten die Oesbeghen die Mongolen und es kam endlich wieder an Persien. Es hat dieses Durchzugsland ganzer Völkerwanderungen seit dem Alterthume den stärksten Wechsel der Bevölkerung und damit der Nomenclatur erlitten. — Der südlichere Bezirk, das jetzige Kohistan, muß, nach H. Kiepert, das Land der Sagartier gewesen sein, der wilden skythischen, aber persisch gekleideten, mit dem Schleuderriemen bewaffneten Reiter im Heere des Xerxes. (*G. A. von Klöden.*)

Ende des fünfunddreißigsten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

AE
27
E7
Sect.2
Bd.34-
35

Ersch, Johann Samuel
Allgemeine Encyclopä-
die der Wissenschaften
und Künste

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY